This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

699

Per. 27835 d. 29
1849 (2)

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1849.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1849.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 157 — 313, Literarische Anzeiger Nr. VIII — XIV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1849.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 157. — 2. Juli 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

Es ist das sicherste Zeichen, daß ein Volk in seiner Gesammtheit den wahrhaft empfänglichen Sinn und das unmittelbare Verständniß für die Poesie verloren hat, wenn wir dem Dichter als nächstes Bedingniß einigermaßen glücklichen Erfolgs auferlegt sehen die frei auf sich ruhende Selbständigkeit seines Talents als Opfer für den Dienst von Zwecken welche dem innersten Wesen der Kunst fremd liegen fahren zu lassen, und seine Kräfte so disponibel zu stellen, daß er ihnen allezeit eben die Richtung auf Das gebe was mit der Mode gewordenen Vorliebe für meistens nicht einmal in klarer Anschauung gefaßte Begriffe und Stichwörter am ehesten zusammenzuklingen versprechen mag. Eine Zeit welche den Poeten mit dem Literaten zusammenwirft, mit dem Literaten, der nach Proudhon — auf seinen reinen Ausdruck gebracht — der öffentliche Schriftsteller ist, eine Art von Commis-Phrasenmacher in den Diensten von Jedermann, d. h. hier in den Diensten der mit ihrer Stimmung für die literarische Production gerade Ton angebenden Masse des Publicums, eine Zeit, sage ich, welche sich solcherweise aufs gröbste an der freien Natur des Poeten versündigt, was wird sie aus den Talenten machen die sie hervorbringt?!

Die künstlerische Freiheit, von deren unbehindertem Ausdrucke der Poesie einzig wahres Heil zu hoffen, ist, wenigstens als Gemeincharakter, auf diesem Gebiete völlig verloren gegangen, und hat jener unendlich bestimmbaren Reflexion Platz gemacht, deren Erzeugnisse nicht mehr ihren unvergänglichen Haltpunkt und den Anspruch auf bleibende ästhetische Werthgebung in sich selbst tragen, sondern mit ihrer ganzen Existenz von der Dauer der öffentlichen Einfälle und Stimmungen abhängen, als deren Sympathien sie sich darstellen wollen, und die mit ihrer ganzen Bedeutung sich nur an die Stütze anlehnen welche sie von der Laune deren Aufflackern ihnen das kümmerliche Leben einhauchte erwarten dürfen. Man hat vergessen, daß die nothwendige nationale und „zeitgemäße" Grundlage, die keinem poetischen Streben fehlen darf, dem Dichter schon insoweit von vornherein innewohnt, als er das Kind eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Zeit ist, und sich somit der bestimmenden Einwirkung der wesentlichen Factoren und Elemente im Leben dieser Zeit und dieses Volkes nicht zu entziehen vermag; daß man nun aber von dem die allgemeinen Grundzüge der Epoche schon in sich hegenden Charakter nicht noch eine besondere absichtliche Rücksichtnahme auf allerlei zufälligen ephemeren Inhalt bei seinen Schöpfungen verlangen kann, ohne diesen dadurch Alles zu nehmen worin für sie eine Gewährleistung bleibender höherer Bedeutung liegt. Das Alles hat man vergessen, und so mußte es kommen, daß unsere Literatur mehr oder weniger dem Verderben einer Zeit erlag die keinen Charakter mehr hat, keinen Willen, keinen Leitstern, die nur dem Einfalle der Mode, kurz — dem Scheine huldigt. Als Robert Prutz unsern Fürsten und Staatsmännern die Anklage entgegenschleuderte, daß durch sie die Literatur der Goethe und Schiller, der Kant und Fichte, der freiesten, edelsten Geister, zu einer Literatur geworden sei die sich vor Gensdarmen fürchte, da wußte ich wahrlich nicht, ob ich Dies beklagenswerther finden müsse, oder daß die Literatur der Goethe und Schiller, eine Literatur, zusammengebaut aus den Schöpfungen der freiesten Genien, die nur von sich selbst, d. h. von dem Heiligen Geiste der Wahrheit und Schönheit der in ihrem Herzen Wohnung hatte, bei ihrem Schaffen Rath und Weisung annahmen, zu einer Literatur von „öffentlichen Schriftstellern", von „Commis-Phrasenmachern" und industriellen Tendenz-Charlatanen geworden ist, welche als unterthänigste Diener der Launen und Gelüste des despotischen Zeitgeistes geduldig die kleinen Stoffe abwarten die ihnen von diesem zur Bearbeitung hingeschleudert werden.

So blieb es denn nie genug, daß einige hervorragende Geister, in welchen sich ein von dieser oder jener Formation der Zustände und Verhältnisse der Zeit und

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 157. — 2. Juli 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

Es ist das sicherste Zeichen, daß ein Volk in seiner Gesammtheit den wahrhaft empfänglichen Sinn und das unmittelbare Verständniß für die Poesie verloren hat, wenn wir dem Dichter als nächstes Bedingniß einigermaßen glücklichen Erfolgs auferlegt sehen die frei auf sich ruhende Selbständigkeit seines Talents als Opfer für den Dienst von Zwecken welche dem innersten Wesen der Kunst fremd liegen fahren zu lassen, und seine Kräfte so disponibel zu stellen, daß er ihnen allezeit eben die Richtung auf Das gebe was mit der Mode gewordenen Vorliebe für meistens nicht einmal in klarer Anschauung gefaßte Begriffe und Stichwörter am ehesten zusammenzuklingen versprechen mag. Eine Zeit welche den Poeten mit dem Literaten zusammenwirft, mit dem Literaten, der nach Proudhon — auf seinen reinen Ausdruck gebracht — der öffentliche Schriftsteller ist, eine Art von Commis-Phrasenmacher in den Diensten von Jedermann, d. h. hier in den Diensten der mit ihrer Stimmung für die literarische Production gerade Ton angebenden Masse des Publicums, eine Zeit, sage ich, welche sich solcherweise aufs gröbste an der freien Natur des Poeten versündigt, was wird sie aus den Talenten machen die sie hervorbringt?!

Die künstlerische Freiheit, von deren unbehindertem Ausdrucke der Poesie einzig wahres Heil zu hoffen, ist, wenigstens als Gemeincharakter, auf diesem Gebiete völlig verloren gegangen, und hat jener unendlich bestimmbaren Reflexion Platz gemacht, deren Erzeugnisse nicht mehr ihren unvergänglichen Haltpunkt und den Anspruch auf bleibende ästhetische Werthgebung in sich selbst tragen, sondern mit ihrer ganzen Existenz von der Dauer der öffentlichen Einfälle und Stimmungen abhängen, als deren Sympathien sie sich darstellen wollen, und die mit ihrer ganzen Bedeutung sich nur an die Stütze anlehnen welche sie von der Laune deren Aufflackern ihnen das kümmerliche Leben einhauchte erwarten dürfen. Man hat vergessen, daß die nothwendige nationale und „zeitgemäße" Grundlage, die keinem poetischen Streben fehlen darf, dem Dichter schon insoweit von vornherein innewohnt, als er das Kind eines bestimmten Volkes und einer bestimmten Zeit ist, und sich somit der bestimmenden Einwirkung der wesentlichen Factoren und Elemente im Leben dieser Zeit und dieses Volkes nicht zu entziehen vermag; daß man nun aber von dem die allgemeinen Grundzüge der Epoche schon in sich hegenden Charakter nicht noch eine besondere absichtliche Rücksichtnahme auf allerlei zufälligen ephemeren Inhalt bei seinen Schöpfungen verlangen kann, ohne diesen dadurch Alles zu nehmen worin für sie eine Gewährleistung bleibender höherer Bedeutung liegt. Das Alles hat man vergessen, und so mußte es kommen, daß unsere Literatur mehr oder weniger dem Verderben einer Zeit erlag die keinen Charakter mehr hat, keinen Willen, keinen Leitstern, die nur dem Einfalle der Mode, kurz — dem Scheine huldigt. Als Robert Prutz unsern Fürsten und Staatsmännern die Anklage entgegenschleuderte, daß durch sie die Literatur der Goethe und Schiller, der Kant und Fichte, der freiesten, edelsten Geister, zu einer Literatur geworden sei die sich vor Gensdarmen fürchte, da wußte ich wahrlich nicht, ob ich Dies beklagenswerther finden müsse, oder daß die Literatur der Goethe und Schiller, eine Literatur, zusammengebaut aus den Schöpfungen der freiesten Genien, die nur von sich selbst, d. h. von dem Heiligen Geiste der Wahrheit und Schönheit der in ihrem Herzen Wohnung hatte, bei ihrem Schaffen Rath und Weisung annahmen, zu einer Literatur von „öffentlichen Schriftstellern", von „Commis-Phrasenmachern" und industriellen Tendenz-Charlatanen geworden ist, welche als unterthänigste Diener der Launen und Gelüste des despotischen Zeitgeistes geduldig die kleinen Stoffe abwarten die ihnen von diesem zur Bearbeitung hingeschleudert werden.

So blieb es denn nie genug, daß einige hervorragende Geister, in welchen sich ein von dieser oder jener Formation der Zustände und Verhältnisse der Zeit und

des Lebens angeregter Gedankenproceß mit ausgezeichneter Schärfe und Nachdrücklichkeit vollzogen, eine von herrschenden Elementen der Zeitstimmung getragene und gefärbte Anschauungsweise zu besonders klar ausgeprägten Bildern abgelagert hatte, daß diese durch ihr Talent die Zurückgabe des so seiner schwankenden Formlosigkeit entnommenen, in bestimmt umrissene Gestalt zusammengefaßten Stoffs an das öffentliche Bewußtsein auf wirklich werthvolle Weise vermittelten; sondern einem dergestalt lebendig Gewordenen mußte nun sofort eine abstracte Tendenz entnommen werden, in welcher auch die Masse aller übrigen Talente Norm und wesentlichen Inhalt ihrer etwanigen Hervorbringungen fände. Nicht genug, daß die dumpf drückende, qualvoll drängende, verzweiflungsvoll suchende und ringende Sehnsucht nach schönern und freiern Lebensformen, nach einem tüchtigen, die gegenstandlosen Kräfte wahrhaft hinnehmenden und befriedigenden Inhalte durch einige besonders heftige und energische Individualitäten ihren bedeutsamen Ausdruck erhielt; man mußte, um ein echter „Sohn der Zeit" zu sein, sich nach diesem Vorgange mit tendenziösem Entschlusse in den Sturm und Drang der von unerfüllten Strebungen wildbewegten Innerlichkeit hineinwühlen, und der Menge Auswürfe solches zwiespältigen Gährungsprocesses zubringen. War das Alles noch so elend erlogen, es war doch so interessant! Was Wahrheit und Lüge! Die Tendenz, die Tendenz! Rehabilitation der Materie, Zerrissenheit — man kennt Das. Wozu die alte Geschichte zur Ermüdung noch einmal heraufholen! Was zunächst mit einer weltgeschichtlichen Nothwendigkeit sich herausgedrängt hatte mußte das Zugeständniß der Berechtigung einbüßen, indem es von den allezeit disponibeln Kräften des modernen Literatenthums auf Verlangen der öffentlichen Stimmung mit Tendenz ins Unendliche fortgesponnen und ausgebeutet, zuletzt dem Hohngelächter der Vernünftigen preisgegeben ward. Nachdem die Kämpfe des übercultivirten, in sich selbst rastlos vergeblich sich abarbeitenden Subjects, mit ursprünglicher Wahrheit oder tendenziöser Nachahmung wiedergegeben, im literarischen Ausdrucke ihre Zeit gehabt hatten, machte sich in folgerechter Entwickelung als vollendetes Extrem die gegensätzliche Betonung des „Volksthümlichen" allmälig mehr und mehr geltend. Es war durchaus natürlich, daß man das rathlose, von vielversprechendem Wollen ohne irgend ein praktisches Ergebniß überschwellende und darum so schmerzlich befriedigungslose Treiben, den so herbe gefühlten Zwiespalt hauptsächlich in der weiten Kluft mitbegründet erkannte welche sich innerhalb einer und derselben nationalen Gemeinschaft zwischen zwei besondern Sphären der Anschauung und Lebensbehandlung nach und nach befestigt hatte. Auf der einen Seite ein drückendes Uebermaß von Bildungsstoffen, zu deren ersprießlicher, das Leben wiederum fruchtbar durchdringender Verarbeitung entweder die vorhandenen arbeitslustigen und im vollsten Maße fähigen Kräfte nicht ausreichten, oder die Formen dieses Lebens nicht frei und weit genug waren, die Fülle der erlaubten praktischen Ausdrücke und Gestaltungen sich nicht reich genug bot; dafür in der gegenüberliegenden Sphäre ein äußerst enggezogener Kreis von Vorstellungs- und Auffassungsweisen, Nichts von einem sehnsüchtigen Hinausgreifen nach allem werthvollen Inhalt der umgebenden Welt, Nichts von einem rastlos gestachelten Hinüberstreben zur fernliegenden Erfüllung glutvoll dringend gehegter Wünsche und Pläne, ein ruhig sicheres, von Ahnungen nicht durchbebtes Haften an dem augenblicklich Vorliegenden, ein festes Wurzeln in dem gegebenen Boden, aber auch keine Anhäufung trostlos überflüssiger, brachgelegter Kräfte, sondern eine maßhaltige, ihren Gegenstand vollständig wissende und beherrschende, nur auf das nächste Materielle gerichtete Kraft — also größere Ruhe, sicherer herrschende Abgeschlossenheit, aber darum auch größere Armuth als dort, wo mit dem Reichthum das Unheil um sich gegriffen hat. Es war natürlich, daß man diesen Gegensatz, dieses „jenseit der Kluft" zu begreifen strebte. Als man ihn begriffen, in seiner Berechtigung und Genesis angeschaut hatte, stellte sich das Bedürfniß der Vermittelung ein. Das Alles drängte sich gewaltig in die Literatur hinüber.

Die productionsfähigen Geister, unter denen auf diesem Gebiete, wie in der modernen Malerei, das planlose, rathlose Umhertappen nach passenden Stoffen herrscht, bemächtigen sich unter dem Hinzutreten der Mode und der Industrie des neuen Gegenstandes — und wir erhielten jene „volksthümliche Literatur", die plötzlich in hereinbrechender Flut mit immer schwellendem Ergusse jedes andere Interesse auf diesem Gebiete niederzudrücken schien, und sich noch jetzt mit kaum geringerer Anmaßung breit macht. Der Begriff des „Volkes" war, wie er namentlich in der allgemeinen theoretischen Besprechung auftrat, zunächst um Nichts weniger deutlich gefaßt und klar angeschaut als in den Ergüssen des paränetischen Pathos der politischen Verzweiflung, welche mit dem Ausdrucke eines tiefen Zwiespalts zwischen Wirklichkeit und idealem Wollen wesentlich der Zerrissenheitsphase angehören, der Begriff der „Freiheit", des ersehnten, neuen Zustandes. Ein abstracter Terminus ohne bestimmt nachweisbaren, genau abzumarkenden Inhalt! Diese Leere und Unbestimmtheit kann als ein Widerspruch zu dem oben Ausgesprochenen erscheinen, daß man in der Sphäre der überfeinerten Cultur den Gegensatz begriffen habe; indessen wie unsere literarischen Zustände sind weiß man ja, daß ein in der Masse des gebildeten Bewußtseins bestimmt Vorhandenes darum noch keineswegs sofort den entsprechendsten literarischen Ausdruck findet. Dieser ward jedoch gegeben, als die hier aufgetauchte Tendenz aus der langweilig saftlosen Breite, der wichtigthuenden salbadernden Geschwätzigkeit theoretischer Publicistik in die eigentliche Production herrschend übertrat, als die gangbare moderne Hauptform der ungebundenen, romanartigen und novellistischen Darstellungsweise diesen Stoff in umfänglichster Ausmalung zu sich hinübernahm, und so bei der Nothwendigkeit concreter Gestalten und Verhältnisse sich sofort die Veran-

schaulichung des vorher so flüchtig Beredeten in der Zusammenziehung auf die Kreise des Landvolks und Dorflebens ausgestaltete. Allein hier machte sich nun in der ganzen Ausbreitung der kläglichsten Folgen die im Eingange dieser Betrachtungen angedeutete Verkehrtheit geltend, vermöge deren man die Kunst der Dichtung nicht mehr als eine für sich bestehende, ihre Gesetze aus dem Wesen des Genius empfangende Ausblüte menschlicher Geistesentwickelung, als einen Ausdruck des hohen Dranges sich über das Beschränkte und Niedere in göttlicher Anticipation zum Ganzen und Vollkommenen aufzuschwingen, sondern als ein gleichbedeutendes Glied in der Reihe von Mitteln und Formen für vergängliche, dem Augenblick gehörende Zwecke betrachtete.

Nicht etwa entlehnte nämlich dieses oder jenes Talent aus Speculation auf die allgemeine Sympathie oder vielleicht wirklich getrieben von der eigenen Sympathie für die Gestalten und Erscheinungen des so herangezogenen Gebiets den Stoff einer Darstellung aus diesem letztern, sondern weil der Hauptton der öffentlichen Stimme mit vorwiegendem Werthaccent auf dieser „volksthümlichen Frage" ruhte, sollte es auch der poetischen Literatur vor der Hand zur Lebensbedingung gemacht werden all ihre Kräfte in der Hingabe an diesen Gegenstand aufgehen zu lassen. Wie das gewaltige Hervortreten dieser Richtung in der Sphäre des selbstbewußten Bildungslebens seine historische Nothwendigkeit hatte, wie es eine natürliche, berechtigte Erscheinung war, darauf ist oben hingewiesen worden; in dem Zusammenhange aber, auf welchen wir nunmehr übergegangen sind, ist die irrthümlich verschrobene Ausdehnung der Ansprüche welche bis hierher dieser Erscheinung als berechtigte zugestanden wurden aufs entschiedenste abzulehnen. Bei der Frage nach dem Kunstwerthe einer poetischen Schöpfung ist zunächst jede, wenn übrigens an sich auch noch so bedeutungsvolle, fremde Rücksicht durchaus Adiaphoron, und durch ein usurpatorisches Hineintragen solcher fremden, religiösen, politischen, ephemeren Rücksichten in das Gebiet der Kunst kann nur eine solche heillose Confusion der heterogensten geistigen Bestrebungen entstehen, wie sie leider aus der zerfahrenen Physiognomie des modernen deutschen Schriftenthums zur Genüge sich begreifen läßt. Welche Verwirrung der Begriffe: weil mit Recht die Bedeutung des Volksthums in dem Bewußtsein der Gebildeten lebendig geworden ist, darum auch alles Schaffen poetischer Kräfte auf dies engeingegrenzte Gebiet abpferchen, den ganzen Parnaß mit einer Dorfwirthschaft occupiren zu wollen!

Um diesen allgemein gehaltenen Zügen der betreffenden Erscheinung unsers literarischen Lebens wenigstens durch die Beziehung auf ein bestimmtes persönliches Beispiel mehr Anschaulichkeit und praktische Grundlage zu gewinnen, und um diese zu den verkehrtesten Urtheilen, zu der einseitigsten Beschränktheit hinführende Auffassung des „Zeitgemäßen" selbst bei solchen Geistern nachzuweisen die der Freiheit auch hier ganz besonders zu dienen glauben, will ich nur auf die seltsamen in dieser Richtung laut gewordenen Ansichten von Robert Prutz etwas näher eingehen. Er beklagte sich, daß in unserer Literatur Alles zu finden und Alles zu sehen sei von den Palmen am Ganges bis zur Laus im Felle des Löwen, nur deutsches Leben und deutsche Zustände suche man in ihr umsonst. Er kam dazu mit seinem etwas confusen, nicht eben sehr kunstverständigen Gerede von „Unterhaltungsliteratur" und „Volksromanen"*), und — da man nun einmal den „Luxus der Dichtung", „die Gaukelbilder der Kunst" auch nicht aus dem ärmsten Dasein und nicht in ihrer ärmsten Gestalt (sic!) verbannen dürfe, weil doch Jeder gern zum trockenen Brote eine wenn auch noch so ärmliche literarische Leckerei haben wolle — so wies er die „Dichter" auf die „Unterhaltungsliteratur" hin, und foderte sie dringend auf zu schaffen was wir nicht haben: „Volksromane". Gegen den Verdacht, als sei er so einfältig und anmaßend, daß er damit gewissermaßen die Parole der nächsten literarischen Entwickelung habe austheilen, und gleichsam die Wege vorzeichnen wollen welche die letztere zu nehmen habe, verwahrte er sich zwar ausdrücklich; jedoch gleich in dem dieser Verwahrung angefügten Schlusse habe ich wenigstens nie etwas Anderes zu entdecken vermocht als die phraseologische Hülle für eben jene, von ihm selbstgefällig so weit weggeworfene, schulmeisterliche Anmaßung. Es hieß darin: daß er es nur für die Pflicht und höchste Aufgabe des Literarhistorikers halte die Tageshelle des Bewußtseins zum voraus auf die Wege fallen zu lassen auf denen dereinst der Genius der That einherschreiten werde, und so seinen Einzug zu erleichtern, wenigstens Herzen und Geister bereit zu stimmen zu seinem Empfange. **)

Ganz offen und ohne alle Abwehr gegen den Verdacht „schulmeisterlicher Anmaßung" ist denn Prutz abermals mit seiner beschränkten und beschränkenden, Bahn bezeichnenden Literaturbetrachtung in den „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart" (Leipzig 1847) hervorgetreten, wenn er kecklich behauptet, daß in Karl Immermann's Oberhofgeschichte (welche er anderwärts aus dem übrigen „Münchhausen", den er allzu leichtsinnig schnellfertig als „langweiligstes Altweiberliteraturgeklätsch" beiseite wirft, von glücklicher Hand herausgeschält, und in eigener Schönheit selbständig aufgestellt sehen möchte) jedenfalls der Weg vorgezeichnet sei welchen unsere Dichtung zunächst werde zu nehmen haben. In Ekstase ruft er aus: „Hier ist deutscher Boden, deutsche Sitten, deutsche Schicksale, deutscher Geist und deutsches Herz!" Ich gehöre auch zu Denen „die den Hofschulzen mögen"; aber dennoch kann ich mich nun und nimmermehr entschließen mit einer solchen, gerade herausgesagt, ärmlichen Verkümmerung des schrankenlo-

*) Prutz, „Kleine Schriften. Zur Politik und Literatur", II, 166 fg.: „Ueber die Unterhaltungsliteratur, insbesondere der Deutschen."

**) Ich muß es Andern überlassen dem hierin aufgestellten, überraschend neuen Begriff der Historie, in specie Literarhistorie, eine ersprießliche Deutung abzugewinnen.

sen Reichthums geistiger Lebensäußerungen und Anschauungen, als dessen Besitzerin mir die Kunst der deutschen nicht weniger als jeder andern Dichtung gilt, mich irgendwie einverstanden zu erklären, und ich muß bekennen, daß die unbeirrte Verfolgung so beschränkter, in einseitige Lieblingsideen festgerannter Anschauungsweisen mir bei diesem, übrigens seines eingehenden Studiums der deutschen Literatur und seines durchaus gesunden, redlichen Urtheils wegen so außerordentlich achtungswerthen, seltenen Manne schwer zu begreifen ist. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

Herzogliche Literatur.

Wie der verstorbene und wol auch vergessene Müllner in seiner „Mitternachtszeitung" die Gedichte Ludwig's von Baiern unter der Ueberschrift „Königliche Literatur" anzeigte, so gilt hier „Herzogliche Literatur" dem geistlichen Buche eines jungen englischen oder vielmehr schottischen Herzogs, betitelt: „Presbytery examined; an essay, critical and historical, on the ecclesiastical history of Scotland since the reformation, by the *Duke of Argyll*" (London 1848). Das gewichtige Urtheil des „Edinburgh review" in der jüngsten Aprilnummer drängt sich auf Folgendes zusammen: „Das Buch des Herzogs von Argyll macht seinen Fähigkeiten wie seinem Geschmacke gleich viel Ehre. Der Vortrag ist gedrängt, der Stil bisweilen elegant, die Leichtigkeit des Ausdrucks und die Beherrschung der Bildersprache bei einem so jungen Schriftsteller eine Seltenheit. Auch bezeugen der Gegenstand und die Art seiner Behandlung einen ernsten und männlichen Charakter, einen Charakter welcher das Wesen dem Scheine vorzieht, und sich nicht schämt tief und eifrig über Dinge nachzudenken welche für die Jugend im Allgemeinen und die aristokratische insbesondere nicht oft Reiz haben. Kurz, den Herzogshut und das Alter des Verf. ganz bei Seite gelassen, sein Büchelchen enthält Vieles das den reifsten und geprüftesten Jahren Ehre bringen würde. Ob der edle Verf. das sich gesteckte Ziel vollständig erreicht hat, seine Hand bereits fest genug und sein Auge sicher genug ist zwischen streitenden Sekten und heftigen Polemikern die Wage zu halten — Das freilich ist eine Frage worüber seine innigsten Bewunderer sich mit dem großen Publicum wahrscheinlich leicht einigen werden. Doch selbst sein kirchlicher und dogmatischer Ton hat etwas Ehrliches und Natürliches. Er ist jedenfalls von der Art die mit den Jahren und der Erfahrung eher weich als hart wird, und im Verein mit der seltenern Eigenschaft eines herzlichen, ungeheuchelten Enthusiasmus, der seiner Feder Anstoß und Stärke gibt, nehmen wir ihn gern und willig hin.... Der Verf. hat sich Zweierlei zum Vorwurfe gewählt. Erstens will er dem englischen Leser eine Skizze vorlegen von der Geschichte und der innern Structur des presbyterischen Kirchenregiments, und zweitens will er über einige der vorwiegendsten und, wie er glaubt, zweifelhaftesten Dogmen der Freien Kirche seine Ansichten, nebenbei auch, was kaum der Mühe lohnt, den gelehrten Alterthumsforschern und sehr veralteten Geistlichen der Spottiswood-Gesellschaft sein Mißfallen aussprechen. Letztere Controverse lassen wir unberührt. Den ersten Theil seiner Aufgabe hat der Herzog mit Geist und Leben vollendet. In dem zweiten hat er unsers Bedünkens in einem Wasser zu schwimmen versucht welches für den Umfang seiner Fähigkeiten und das Maß seines dermaligen Wissens zu tief und aufgeregt ist." 2.

*) Sehr begierig kann man nach den hier mitgetheilten Voraussetzungen auf novellistische Productionen sein welche öfter wiederholten Ankündigungen zufolge auf diesem Gebiete von Prutz zu erwarten sind. „Der Heizer vom Aetna" läßt sociale Uebelstandsgeschichten mit disharmonischer Wendung fürchten.

Lamartine über Tacitus.

In „Raphaël", Lamartine's jüngster Dichtung — ganz aus den unergründlichen und ewigen Krystalltiefen der Innenwelt geflossen, in diesen flammenden „Seiten aus dem zwanzigsten Jahre", in dieser simple story zweier Herzen, diesem Katechismus der Seelenliebe, welcher Züge umschließt die nur aus dem individuellsten Leben entwendet sein können, und worin der Verf. unter einem dünnen Gewebe von Fabel gewiß Viel aus der Wahrheit des selbst Erfahrenen gibt — taucht nur Eine Stelle empor welche auf die öffentliche Laufbahn des Mannes hindeutet, den Kern seiner politischen Zukunft birgt, die beinahe jetzt auch schon eine Vergangenheit geworden ist, ohne jedoch in der Gegenwart den Abschluß zu finden. Es ist ein Urtheil über Tacitus: „Ich zog ihn sogar dem Thukydides vor, diesem Demosthenes der Geschichte. Thukydides exponirt mehr als daß er leben und pulsiren läßt. Tacitus ist nicht der Geschichtschreiber, sondern der Inbegriff des Menschengeschlechts. Sein Bericht ist der Gegenstoß der Thatsache im Herzen eines freien, tugendhaften und empfindenden Mannes. Sein Gefühl ist mehr als Rührung, ist Mitleid. Sein Ausspruch ist mehr als Rache, ist Gerechtigkeit. Sein Unwille ist mehr als Zorn, ist Tugend. Unsere Seele geht in die seine über, und fühlt sich stolz ihm verwandt zu sein. Wollt ihr euern Söhnen das Verbrechen unmöglich machen? Wollt ihr in ihrer Einbildungskraft die Tugend zur Leidenschaft anfachen? Nährt sie mit Tacitus. Wenn sie in dieser Schule nicht zu Helden werden, so hat die Natur sie zu Feiglingen und Verräthern gemacht. Ein Volk das den Tacitus als politisches Evangelium besäße würde die Alltagsgröße der Völker überragen. Dieses Volk müßte endlich vor Gott die Tragödie des Menschengeschlechts in all ihrer Majestät entfalten. Ich meinerseits verdanke diesem Schriftsteller nicht alle Fleischfibern, aber alle ehrenen Fibern meines Seins. In ihn wurden sie getaucht. Wenn je unsere Alltagszeit den großartig tragischen Schwung seiner Zeit nähme, und ich als würdiges Opfer einer würdigen Sache fiele, spräche ich sterbend: «Gebt die Ehre meines Lebens und Sterbens dem Meister, nicht dem Schüler; denn es ist Tacitus der in mir lebte und starb.»" 21.

Literarische Anzeige.

Zu herabgesetztem Preise ist fortwährend durch alle Buchhandlungen von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Der Führer
in das
Reich der Wissenschaften und Künste.

Funfzehn Abtheilungen. Mit 515 Abbildungen.

Herabgesetzter Preis 2 Thlr.

Jede Abtheilung zu herabgesetztem Preise einzeln:

Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Auflage. (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pneumatik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Akustik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pyronomik.** Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Optik.** Zweite Auflage. (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Electricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Mineralogie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Krystallographie.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Geologie.** (26 Ngr.) 8 Ngr. — **Versteinerungskunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Chemie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Bergbau und Hüttenkunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Meteorologie.** (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Anfangsgründe der Botanik.** Zweite Auflage. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Das vorstehende Werk bildet eine vollständige kleine **Bibliothek zum Studium der Naturwissenschaften**; für den Werth sprechen die mehrfach nöthig gewordenen **neuen Auflagen** der einzelnen Abtheilungen.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 158. — 3. Juli 1849.

Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortsetzung aus Nr. 157.)

Nun haben sich gegen diese gangbar gewordene misverständliche Beengung literarisch-poetischen Strebens bereits d. Bl. bei Gelegenheit von A. Weill's „Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben" insoweit ablehnend ausgesprochen (vergl. Nr. 272 f. 1847), daß sie darauf hinwiesen, dieses ganze Genre (der Dorfgeschichten) sei denn doch eigentlich nur ein kleines, und man dürfe den einzelnen Zweig nicht mit dem Stamm der gesammten Literatur verwechseln und ihn damit identificiren; indessen ist Dies bestimmter noch dahin zu erweitern, daß in der Poesie niemals von einem Stoffe oder von einer Gattung von Stoffen die Rede sein kann die, außerdem daß sie natürlich dem Umkreise des eben gegenwärtigen Bewußtseins nicht fremd liegen dürfen, heute oder morgen, hier oder dort ausschließliche oder auch nur vorwiegende Berücksichtigung verdienten, daß für die Kunst irgend ein Kreis des Lebens, irgend ein so oder so gestaltetes Weltbruchstück an sich niemals absonderlichen Werth haben, daß mithin auch das Volk als solches, so sehr auch übrigens sittlich-politische Gründe die hingebendste Beschäftigung mit demselben motiviren mögen, noch nicht den allergeringsten Anspruch darauf machen kann mit seinen Lebensäußerungen, mit seinen Vorzügen und Uebelständen als werthvolles Object dichterischer Widerspiegelung vorherrschend aufgenommen zu werden.

Lächerlich ist es hier ein Letztes und Höchstes aus bloßer Dienstfertigkeit für das — wenn auch zunächst noch so gewichtige — Interesse einer „Zeitfrage" finden zu wollen; denn dieses wie jedes andere einzelne Stück aus der buntfarbig vielgestaltigen Reihe von Offenbarungen des schaffenden Weltgeistes kann nur in jener richtig werthschätzenden Stellung zum Ganzen höheres echtes Interesse erregen, welche einzig von dem freien, Menschengeschick umfassenden, Welt überschauenden Standpunkt aus den der wahre Dichter wie der Philosoph einnimmt, den verschiedenen Gestalten und Abstufungen der geistdurchdrungenen Erscheinungswelt angewiesen wird. So geht auch das „Zeitgemäße" nur insoweit als besonderes Moment in die poetische Schöpfung berechtigt hinüber, als das einzelne begabte Individuum, indem es höheres, reinigendes Organ für den treibenden Inhalt des einzelnen Entwickelungsstadiums im menschlichen, im nationalen Geiste wird, worin es selbst mit seiner eigenen Entwickelung abhängig sich bewegt, ganz naturgemäß zunächst die Aufgabe erfüllt, das unvergänglich Werthvolle der besondern Durchgangsstufe, das also auch zum ewigen Moment in der Summe des Menschheitslebens sich Erhebende, in schöner Form selbständig abgestaltet, völlig gelöst von dem Zufälligen und Unwerthen der Menschheit wiederum ans Herz zu legen. Nie aber darf man die Uebung dieses hohen göttlichen Berufs auf einen kühlen, tendenziösen Reflexionsproceß als berechenbares Resultat zurückführen wollen, wobei die Poesie, zur gleichgültigen Form entwürdigt, als untergeordnetes Mittel hinzugenommen wird, wie wir Das vor Allem auf dem hier zu betrachtenden Gebiet in äußerster Ausartung haben erleben müssen.

Während diese beklagenswerthen Misverständnisse nach einer andern Richtung hin in J. C. Biernatzki's „Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle"*) die Spitze geistloser Verschrobenheit erreichten, treffen wir, indem wir uns von diesen allgemeinen Bemerkungen auf das Gebiet der volksthümlichen Novellistik zurückwenden, als eine der besonders unverschämt proclamirten Tendenz wegen merkwürdige Erscheinung „Das deutsche Bauernbuch oder: So lebt das Volk! Dorfgeschichten von C. A. Schloenbach", welche uns mit ihrem schroffen Gegensatze zu unsern Hauptforderungen sofort in charakteristischer Weise auf den Poeten überleiten, der uns weiterhin als erfreuliche Ausnahme der traurigen modernen Regel beschäftigen soll. Eigentlich ist das Machwerk zunächst nur eine Eingabe an die Vertreter des Volks welche in Frankfurt a. M. zusammenstehen um „die ewigen Rechte der geknechteten Menschheit in das praktische Leben einzusetzen"; es wird denselben (eine der ärgsten Zumuthungen unter den zahllosen die überhaupt an sie gestellt worden!) als „Pflicht",

*) Hier ist in Vorreden offen die Absicht ausgesprochen, das als tragendes und beseelendes Moment in dem modernen Treiben nicht mehr lebendige Christenthum durch gehörige Vermischung mit der erwünschten Beigabe der Novellen-Situation den Gemüthern leichter wieder nahezubringen.

als „ernste Schuldigkeit in ihrer Stellung" entgegengehalten dieses Buch zu lesen, um „noch manch verborgenes Leid und Elend im Volke, manchen noch unbekannten, ungeahnten faulen Fleck unserer Zustände" darin zu erkennen. Hören wir aber wie der Verf. — in einer überraschenden Geistesverwandtschaft mit dem ihm übrigens dem Zwecke nach diametral entgegenstehenden Biernatzki — das „Modekleid der Novelle", das er seinen Volkselends-Berichten umgethan, entschuldigt:

Sie werden sich nicht an der, unserer ernsten Zeit wol nicht anpassenden, leichten Form stoßen worin meine Absicht (novellenhaft) erscheint; ich wählte dieselbe als die sogenannte „gebildete Masse" doch noch immer ein einschmeichelndes Gewand haben mochte, wenn sie für das Volk sich interessiren sollte; ich machte es, sei Dies auch ein unangenehmes Gleichniß, wie Aeltern die ihren Kindern die Arznei auf Honigkuchen eingeben.

Honigkuchen — Honigkuchen! Pfui, es ist zu empörend! W. Alexis läßt seinen zerrissenen Eberhard aus dem „Hause Düsterweg" die ganze Welt eine „schmuzige Geschichte" nennen; lassen wir Das dahingestellt, aber die deutsche Literatur —?

Schloenbach hat, außerdem daß er der „gebildeten Masse" seine schmierigen Honigkuchen vorzusetzen wagt, auch noch die unverzeihliche Keckheit besessen in der an Berthold Auerbach und Adolf Glasbrenner gerichteten Widmung sich mit diesen ohnehin schon verkehrt genug zusammengebrachten Männern insoweit auf eine Linie zu stellen, als er wie sie, Jeder nach seiner Weise, des Volkes Sprache und Herz zu verstehen, freilich aber, wo diese sich „eine fröhliche Aufgabe" stellten, „ein Schmerzliches erwählt" zu haben glaubt: „des Volkes Leiden, Kämpfe und Verbrechen aus bestehenden Zuständen, aus Gesetzen zu entwickeln" — dieses schnödeste Gesudel, welches unter der Modefirma: Dorfgeschichten, Weberelend, gräßliche Folgen unbedeutenden Jagdfrevels, haarsträubende Priesterverbrechen mit den Leiden mishandelter Recruten, heruntergekommener Droschkenkutscher u. s. w. zu einem würdigen Cyklus vereinigt, auch nur im entferntesten Zusammenhange mit Berthold Auerbach! Wir müssen dies und alles andere Unerquickliche, dessen Auseinanderlegung wir zum Gewinn des nothwendigen freien Gesichtspunkts uns nicht ersparen durften, in der Betrachtung dieser Gestalt zu vergessen suchen; wir wollen uns auf den Boden hinüberretten, wo wir endlich jene echt poetischen Werke erblühen sehen, bei denen — mit einem schönen Ausspruche Klinger's zu reden — man so wenig an Kunst, d. h. an einen künstlichen Entstehungsproceß denken muß, als man bei Betrachtung der blühenden Natur daran denkt, und bei deren Genuß uns der Geist des dichterischen Schöpfers ebenso unerklärbar scheint als die Kräfte der schaffenden Natur. Bei Berthold Auerbach stehen wir auf diesem Boden. In ihm finden wir den vollen, erhebenden Gegensatz zu Allem was Schloenbach heißt, und am Genius der deutschen Volksdichtung sündigt wie Schloenbach.

Von den Meisten welche Auerbach mit sich auf gleicher Bahn wandelnd, denselben Zwecken dienend glauben, ist er darum so nachdrücklich auszusondern, weil bei ihm die Tendenz, als deren Ausflüsse die andern Producte, die in der Form des Strebens von weitem an ihn erinnern könnten, fast sämmtlich zu betrachten sind, ganz aus dem Spiele bleibt; weil seine Werke, die wahrhaft Schöpfungen genannt werden dürfen, der Kritik das Aufgeben jedes andern Maßstabs als des der freien, autonomen Dichternatur entsprechenden zum Gesetz machen. Wo der helle, klare Blick auf das Ganze überschauend gerichtet, und also den einzelnen Gestaltenreihen und Lebenskreisen gegenüber mit dem sichern Gefühl für das genau abgrenzende Maß sittlicher wie ästhetischer Werthgebung verbunden ist wie bei Auerbach, der, was wir späterhin noch näher betrachten werden, auch vermöge seiner religiösen Weltanschauung sich auf jenem freiesten Standpunkt hält, von wo jede Erscheinung geistigen Lebens und seiner praktischen Ausgestaltungen an die berechtigt zugehörende Stelle im Organismus des Alls eingeordnet wird, wo, sage ich, eine solche Auffassungsweise herrscht, da kann der warme Sinn für ein einzeln herausgenommenes Stück dem sich die poetische Darstellung mit lebendigstem Interesse zuwendet nie auf beschränkte, parteisüchtige Ueberschätzung, auf dem Wesen der Kunst fremde Zwecke und Tendenzen zurückgeführt, sondern nur aus dem verständnißinnigen, poetisch-tiefsinnigen Erfassen des Einzelnen in seinen organisch verzweigten Zusammenhängen zum Ganzen abgeleitet werden. Daß also Auerbach mit seinem Talente sich in dieser bedeutungsvollen Ausbreitung gerade desselben Gegenstandes bemächtigt hat welcher zugleich als der von der öffentlichen Stimmung, von der Mode bezeichnete, von ephemeren Sympathien getragene erscheint, ist ebenso wenig zufällig als einer tendenziösen Unfreiheit des Dichters beizumessen; sondern findet einfach seine Erklärung darin, daß in einer Zeit, wo, nach Auerbach's eigenem Wort, Alles was gesundes Leben in sich fühlt sich nur negativ verhalten kann, der wahre Dichter nothwendig auf die Regionen hingeführt werden muß welche seiner Anschauung die kraftvollsten Reste einer noch nicht völlig aufgezehrten positiven Welt darbieten. Es ist hier an den Ausspruch Goethe's (Eckermann, „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens", III, 247) zu erinnern, welcher zum Trost gegen das Elend unserer Zeit, und das von Generation zu Generation sich häufende Uebel auf unser Landvolk hinweist, das

sich fortwährend in guter Kraft erhalten hat, und hoffentlich noch lange im Stande sein wird uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. . . Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschheit immer wieder ergänzen und anfrischen.

Wenn man die hierin gegebene Wahrheit mit den nothwendigen Elementen echter Dichtung zusammenhält, so begreift es sich leicht, wodurch Auerbach veranlaßt worden ist die Wirksamkeit seines Talents in diesem vom zerstörenden, entzweienden Einflusse negativer Stimmungen am meisten unverletzt gebliebenen Kreise Wurzel schlagen zu lassen. Eine so gesunde Natur wie die

Auerbach's kann mit dem Herzen nicht heimisch sich niederlassen auf dem Boden einer Cultur vor deren Alles abglättenden und überfirnissenden Bestrebungen zuletzt aller frische, tüchtige Drang zum frei das Leben gestaltenden Bekenntniß der innern Wahrheit weichen muß, von deren aushöhlendem Gifte alle ursprüngliche Kraft sprechender Formen abgeschwächt, ja das geistige Leben selbst zum Aeußersten einer selbstbetrügerischen, lügenhaften Sophistik des faulen, liebelosen Egoismus entstellt zu werden beginnt. Das Dichterherz sucht Gestalten, die noch einer fest durchgreifenden Leidenschaft eines nicht durch die sich selbst ermüdende Reflexion in der Ausführung paralysirten Willens, einer starken That fähig sind, und der Last des Innern wo eine solche drückt noch im kurz schlagenden, von allerlei Vor-, Rück- und Nachsichten ungedämpften Ausdrucke eine frisch quellende Entladung zu bahnen wissen. Alexander Weill sagt:

Es zeigen sich unter dem Landvolk die Leidenschaften in ihren Extremen, und während im Allgemeinen die städtische Bildung darauf ausgeht die Leidenschaft zu verbergen, sind dem Landmann alle Mittelwege unbekannt. Von seiner Energie in Tugend und Laster haben die Städter keinen Begriff... Die Herzen sind auf dem Lande alle in einer herrlichen Ursprünglichkeit... Von Platonischer Liebe weiß der Bauer Nichts, er geht geradezu auf sein Ziel los, und wenn er liebt, so liebt er mit aller Kraft seiner Leidenschaft.

Diese und ähnliche Züge, in denen übrigens auf der Leidenschaft nur insoweit der Ton ruhen soll, als damit auf das ungefesselte, dabei naive, nicht sich selbst beschauende, Streben nach rücksichtsloser Geltendmachung des in der Seele Gewordenen hingedeutet wird, sie sind es die dem Dichterauge Dasjenige entgegenhalten worin es noch mit Recht festen Bestand markvollen, wildgewachsen-poetischen Menschenthums anzuschauen glauben kann. Darum aus den Verirrungen krankhafter Subjectivität, welche Schrift und Leben in gleich unerquicklicher Weise durchziehen, rettet Berthold Auerbach sich und uns hinüber auf den Boden des Landvolks, einen Boden den sein Genius nicht — wie so viele von fremdem Willen und der berechneten Tendenz dahin Gedrängte — invita Minerva betritt, sondern für dessen Ausblühungen er dichterisch wahlverwandte Elemente in sich trägt. Und Dies ist denn der Punkt, wo vor Allem seine Trennung von dem großen Troß der Dorfgeschichtschreiber sich so deutlich ans Licht hebt: er wird durch nichts äußerlich Herangebrachtes auf diese Welt hingezwungen, er bewegt sich nicht auf diesem Gebiete weil es Mode ist, sondern der vergleichende tiefe Dichterblick hat ihm diese Welt gezeigt als diejenige worin sein Herz am ehesten mit Befriedigung weilen möge; was bei den meisten Andern ein rein äußerliches Angreifen ist, das tritt uns bei Auerbach als Ergebniß innerlich treibender Nothwendigkeit entgegen. „Gute Dichter haben ein Bild in der Seele, und sind getrieben es darzustellen; Andere treiben sich Bilder zu machen", so lautet ein Spruch der Rahel. Er läßt uns mit Einem Alles begreifen was auf diesem Gebiete unsern Auerbach zum Dichter macht; denn andere als gute sind wenigstens hier ganz gewiß gar keine, da hier die volle, sich einlebende Anschauung durch keine noch so große Anstrengung reflectirenden Studiums, durch keine noch so große Virtuosität des Talents ersetzt oder ihr Mangel vergessen gemacht werden kann. Auerbach hat dies Bild des Dorflebens in seiner Seele, und daher wird es uns von dem großen Hintergrunde reiner Menschenliebe und weitfassender Weltanschauung in erquicklichster Vollwahrheit poetischer Beleuchtung widergespiegelt. Er genügt in ganzem Sinne jener Foderung des innern Schauens, welches Theodor Hoffmann von der poetischen Genossenschaft seiner „Serapions-Brüder" als die einzige Berechtigung des Phantasieproducts hinstellen läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich Jacobs.

Die Trauer um den vortrefflichen Friedrich Jacobs ist zu unserer Befriedigung noch nicht verstummt, und die gewöhnliche Klage, daß man bei uns in Deutschland gute, edle Menschen so schnell vergißt, oder daß man, wie einmal Goethe gesagt hat, bei dem Tode des tüchtigsten Bürgers wol die Stadt zusammenläutet, daß aber die überbleibende Menge mit dem lebhaften Gefühle nach Hause eilt, es werde das löbliche, gemeine Wesen nach wie vor bestehen, diese Klage, sagen wir, hat sich in der That jetzt nicht bethätigt; denn nachdem wir erst vor einigen Wochen die elegante „Laudatio Friderici Jacobsii" aus der Hand des beredten Wüstemann empfangen haben, so beschenkt uns jetzt ein zweiter gothaischer Verehrer des verewigten Jacobs, P. H. Welcker, mit einem deutschen Gedichte, welches er bald nach Jacobs' Tode in dem Wissenschaftlichen Verein zu Gotha vorgetragen hatte.*) Der Verf. ist uns bereits seit längerer Zeit als ein glücklicher lateinischer und deutscher Dichter bekannt, und hat diese Auszeichnung einer gewandten, leichten Sprache, die von dem innigsten Gefühle für den edeln Todten getragen wurde, auch hier wieder bewährt. Das Gedicht, mag man es nun eine Elegie oder eine poetische Epistel nennen, verweilt allerdings wiederholt bei den Verdiensten die sich Jacobs um die Wissenschaft des Alterthums in einer so vielseitigen und anziehenden Weise erworben hat, wo es unter Anderm heißt:

Was dort ihn lockte, war nicht
Wortschale, todter Regelbau: es war
Der geist'ge Kern! Ausleger großer Alten,
Die lange vor uns hat die Welt geehrt,
Erschien er; doch vom Genius der Bildung
Erkoren und mit solcher hohen Weihe
Und Anmuth und mit solcher tiefen Klarheit
Auslleger räthselhaften Alterthums,
Daß stets durch ihn bereichert scholl die Wahrheit,
Die unbefloch'ne Zeugin seines Ruhms.

Aber noch weit öfter, wie es auch gerade der Eigenthümlichkeit seines Zuhörerkreises angemessen war, gedenkt Welcker des berühmten Abgeschiedenen in seinen vielfältigen Beziehungen als deutscher Mann und Gelehrter, als Lehrer, als Staatsbürger, als Gatte, als Vater, als weiser Freund der Frauen in seinen deutschen Schriften. Hier ist eine dieser Stellen:

O redet, Haine der Erinnerung,
O rede du, mein deutsches Vaterland!
Gedenkst du noch, wie oft und vielgewaltig,
Ein hoher Ritter mit der Weisheit Schild,
Seit Jahren er die gold'nen Geisteswaffen
Gebrauchte, zu bekämpfen die Dämonen
Der Zeit, zu sichern die gefahrbedrohte
Wallstraße Schwacher oder Ungewarnter?

*) Worte der Erinnerung an Friedrich Jacobs, von P. H. Welcker. Gotha, Hennings. 1849. 4. 15 Ngr.

Und blieb, wo's einer heil'gen Sache galt,
Je sein begeisternd, helfend Wort zurück?
Gedenkst du noch, welch edles Reich der Liebe
Und welche zarte Frau'ngestalten dort
Der Seelenmaler vor uns hat enthüllt?
Hell strahlt in Bildern noch sein Dichtertraum
Mit Friedensthälern, Wald und Alpenzinne
Und heil'gen Feierabenden am See;
Noch glänzen jugendfrische, warme Morgen
In seinen Phantasien und lieblich Hoffen
Und Menschenglück, erreichbar durch die Tugend,
Und überall ein gnadenvoller Himmel.
Mit euch auch lebt in Segen fort, ihr Jungfrau'n,
Rosaliens frommer Nachlaß. Blicket hin!
So klaren Spiegel hielt er Frau'n und Bräuten
Einst vor, daß Jede die nur lang und prüfend
Hineingeseh'n an Seelenreiz gewann.

In solchen Stellen konnte nun Welcker auch manche Andeutungen oder Anspielungen mit gutem Erfolg wagen, da er wußte, daß ihn seine Zuhörer vollkommen verstehen würden, wie bei der Erwähnung von Jacobs' unermüdlicher bis in die Nacht fortgesetzter Thätigkeit:

Wenn um ihn das Leben schlief,
Und immer dunkler dann ein langer Schatten
Am nahen Friedenstein vorüberlief:
Da war's noch eine Welt voll Lichtgedanken,
Die er, noch wachend, in das Leben rief.

Oder nach der Schilderung seines Familienlebens:

Und wenn — auch ihn hat Unheil nicht verschont —
Das Schicksal kalt und finster an ihn trat,
Und Gattin weg und Sohn und Enkel riß,
War tiefbetrübt sein Herz: die Thräne floß;
Doch sank ihm nicht der hohe Glaubensmuth.
Er blieb im Unglück auch des Glückes werth.

Oder bei der Erwähnung, wie:

.... Gothas weise Fürsten und auch fern
So manch gekröntes Haupt in ihm den Denker
Und Menschen hoch geehrt!

Für Auswärtige ist denn das Nöthigste zum Verständniß in einigen angehängten Anmerkungen hinzugefügt worden, unter denen wir eine herausheben wollen. Wir wissen nämlich aus Jacobs' „Personalien", daß der Kronprinz, nachmaliger König Ludwig von Baiern, auf Jacobs während dessen Anwesenheit in Baiern sehr viel gehalten, und ihm namentlich in der Zeit der Aretin'schen Verdächtigungen unverändert seine Huld zugewendet hat. Nun begegnete er im August 1830 im Bade zu Brückenau einer dem Hrn. Welcker nahe befreundeten Gothanerin, und erkundigte sich bei ihr sofort nach Jacobs. „Grüßen Sie mir", setzte der König hinzu, „bei Ihrer Zurückkunft nach Gotha, ich bitte darum, meinen lieben, meinen innig verehrten Jacobs. Gehen Sie zu ihm, und drücken Sie ihm in meinem Namen freundlichst die Hand."

Gegen das Ende hin ruft Welcker dem theuern Manne noch ein schönes Fare well in folgenden Worten nach:

Fahr' wohl, Verklärter! nun vom letzten Traum
Erwacht, vom letzten dunkeln Traum der Erde,
Und wieder jugendfrisch! Du, fahre wohl,
Mit dessen Jugend eine schöne Aera
Für Gotha kam, mit dessen Mannesalter
Sie blühte, und mit dessen Lebensabend
Sie langsam auch sich schloß.

Es ist leider durch die Unruhen und Leidenschaften zweier Jahre nahe dahin gekommen, daß das anmuthige, stille Gotha künftig eine andere Physiognomie tragen wird, wie so viele bisher glückliche Städte Deutschlands, trotz aller deutschen Grundrechte und frankfurter Doctrinen. Möge es denn wenigstens in Gotha nicht an Männern fehlen die sich ein so warmes Gefühl für die frühern Berühmtheiten bewahren als es jetzt unser wackerer thüringischer Dichter gethan hat.

K. G. Jacob. *)

Lesefrüchte.

Das Krokodil und der Vogel Zikzak.

„Ich war von jeher ein großer Freund der Krokodiljagd", erzählt Robert Curzon in seinen „Visits to monasteries in the Levant" (London 1849), „und habe mehren dieser Wasserdrachen den Garaus gemacht. Eines Tags — es war bei einer Nilauffahrt — erblickte ich in einiger Entfernung einen ziemlich derben; er mochte 12 — 15 Fuß lang sein, und lag schlafend am Rande des Flusses unter dem etwa 10 Fuß überhängenden Ufer. Ich ließ das Boot anhalten, merkte mir die Stelle so gut ich konnte, machte einen Umweg, und kam auf den Ueberhang des Ufers, von wo das häßliche Wild meiner schweren Büchse gewiß war. In Gedanken hatte ich ihm bereits den Kopf abgeschnitten, und schwankte nur, ob es mit offenem oder geschlossenem Rachen ausgestopft werden solle. Ich lugte über den Hang. Das Vieh lag richtig 10 Fuß vor meiner Büchse. Im Begriff nach seinem Auge zu schießen, bemerke ich einen Gefährten von ihm, einen Vogel, einen sogenannten Zikzak. Er gehört zum Geschlecht der Regenpfeifer, hat graues Gefieder, und ist von der Größe einer kleinen Taube. Nahe vor der Nase des Krokodils patrouillirte der Vogel auf und ab. Eine Bewegung die ich wahrscheinlich machte verrieth mich ihm. Statt nun wie jeder andere verständige Vogel auf und davon zu fliegen, sprang er einen Fuß hoch von der Erde empor, schrie aus Leibeskräften: Zikzak! Zikzak! und stieß zwei oder drei mal das Krokodil ins Gesicht. Das große Thier zuckte zusammen, gewahrte augenblicklich seine Gefahr, machte einen Luftsatz, warf sich mit einem Plautz ins Wasser der mich mit Schlamm bedeckte, tauchte unter und war fort. Zu meiner noch größern Bewunderung blieb der Zikzak zurück, und anscheinend stolz seinen Freund gerettet zu haben, marschirte er hin und her, mischte in sein Geschrei, wie mich dünkte, einen gewissen Hohn, und erhob sich dann und wann auf den Nagelspitzen in so naseweiser Manier, daß seine Impertinenz mich von rechtswegen verdroß. Nachdem ich einige Zeit auf das Wiedererscheinen des Krokodils vergebens gewartet, stand ich von meiner Lagerstelle auf, warf einen Erdkloß nach dem Zikzak, und kehrte zu meinem Boote zurück, mich für den Verlust meines Wildes damit tröstend, daß ich Augenzeuge einer Sache gewesen deren Wahrheit von verschiedenen Naturgeschichtschreibern bestritten worden ist." Bekanntlich erwähnt Herodot die zwischen dem Zikzak und Krokodil bestehende Freundschaft, ohne daß es bisher einem unserer Naturforscher gelungen von der Richtigkeit des Anführens sich zu überzeugen.

Prämie für eine Buchdruckerpresse.

Mehre französische Zeitungen enthalten die Nachricht, daß vor kurzem in Paris ein amerikanischer Buchdrucker Namens Moreton gestorben sei, und mittels Testaments eine Prämie von einer Million Francs für Denjenigen ausgesetzt habe Dem es gelingen werde eine Presse herzustellen welche in der Stunde 10,000 Abdrücke einer Zeitung liefern könne. 4.

*) Wir müssen es als ein trauriges Zusammentreffen bezeichnen, daß der vorstehende Aufsatz Jacob's über seinen dahingeschiedenen Freund gerade für die Nummer unserer Bl. vom 3. Juli zum Abdruck bestimmt war; denn soeben wird uns die Kunde, daß auch Jacob am 3. Juli Abends plötzlich in Halle gestorben ist. Wir verlieren in ihm einen langjährigen Mitarbeiter und treuen Freund.
D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 159. — 4. Juli 1849.

Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortsetzung aus Nr. 158.)

Wenn unser Poet allerdings auch in theoretischer Aufnahme *) den vorliegenden Gegenstand mit Beziehung zu praktischem Wirken betrachtet hat, so werden wir doch sehen wie dadurch der vollen Unmittelbarkeit seines dichterischen Schaffens kein Abbruch geschieht. Der Dichtung für das Volk **), welche er richtig von der Dichtung aus dem Volke scheidet, stellt er es als Aufgabe eine Verständigung des lange isolirt gewesenen höhern Allgemeingeistes mit dem Volksgeiste herbeizuführen; indem er nun aber zugleich darauf hinweist, wie mit dem Streben aus dem Volke heraus sein innerstes Wesen erkennen zu lassen nothwendig auch das hervorgehe auf dieses Wesen einzuwirken, liegt es sehr nahe, als wolle auch er in seinem poetischen Eingehen auf das „innerste Wesen des Volkes" mit der idealen, nur die eigene Schönheit bezweckenden Darstellung die Tendenz irgendwelcher seitabliegender, der trockenen Nützlichkeitstheorie dienender Wirkungen dergestalt in Eins verklingen lassen, daß seine „Dorfgeschichten" sich zugleich als freie Dichtungen „aus dem Volke", und als Aeußerungen praktischen Strebens „für das Volk" darstellten. Wir können hier um so mehr stutzig werden, wenn wir uns der von F. Vischer bei Gelegenheit der Vorrede Hebbel's zur „Maria Magdalena" so nachdrücklich geäußerten Bedenken über die theoretisirenden Zugaben und Parabasen der Dichter zu ihren Producten erinnern; indessen zeigt uns Auerbach selbst wie in einer Periode des gesteigerten Selbstbewußtseins jene beiden verschiedenen Thätigkeiten des Geistes bei einer gesunden Natur sehr wohl getrennt nebeneinander bestehen mögen. Einerseits gibt er — allerdings ein wenig im Widerspruch mit der vorhin angedeuteten Stelle — gerade die Freiheit von jeglichem fremden Zwecke als wesentliches Moment der „Dichtung aus dem Volke", indem er mit dem von uns gleich Eingangs dieser Betrachtungen Aufgestellten zusammenstimmend ausdrücklich bemerkt, daß die Kunst nicht der Befreiung des Lebens aufgeopfert, nicht als Mittel aufgebraucht werden solle; andererseits aber gibt er uns als einzigen Maßstab für seine Dichtungen den herrlichen Ausspruch seines Malers Reinhard in der weiterhin näher zu betrachtenden „Frau Professorin":

> Bleib' mir vom Hals mit deiner Tendenz; die Menschen haben den Teufel zur Welt hinausgejagt, aber den Schwanz haben sie ihm ausgerissen, und der heißt Tendenz. Wie in dem Märchen von Mörike legen sie ihn als Merkzeichen ins Buch, in Alles. Ich möchte einmal Etwas machen bei dem sie gar keine Tendenz herausquälen könnten, wo sie blos sagen müßten: Das Ding ist schön.

So sind auch die „Schwarzwälder Dorfgeschichten" von Berthold Auerbach! Sollen wir noch mit den „Grundzügen der volksthümlichen Literatur" zur Hand vor den schönen Bildern, vor den einfach plastischen Gestalten langweilig reflectirend stehen bleiben um dennoch „eine Tendenz herauszuquälen"?! Wenn ich früher im Allgemeinen das Verhältniß des volksthümlichen Elements zur künstlerischen Freiheit der Dichtung dahin feststellte, daß dasselbe nur insoweit berechtigter Gegenstand der letztern sei, als es in seiner richtig gefaßten Stellung und Werthgebung im Zusammenhange mit dem Ganzen angeschaut werde, und wenn ich das Charakteristische gerade der Auerbach'schen Volksdichtung nun in dem vollkommen entsprechenden Erfüllen dieser Bedingung finden mußte, so sehe ich mir hier das Urtheil des Literarhistorikers Joseph Hillebrand geradezu entgegenstehen. Ich treffe mit demselben darin völlig überein, daß diese Gegenstände nur dann das Recht ansprechen können in den poetischen Gesichtspunkt einzutreten, wenn sie sich dem Urgesetze aller wahren Dichtung unterwerfen, welches die freie Erhebung des Gegebenen in die Sphäre des Allgemeinen ist. Will er nun aber sofort davon in der Art den Uebergang auf Auerbach nehmen, daß er behauptet hierin habe derselbe das rein ästhetische Ziel nicht erreicht, so muß ich mich wenigstens insoweit für den diametralen Gegensatz dieses Urtheils entscheiden, als meiner Ueberzeugung nach Auerbach ohne Zweifel Alles

*) Schrift und Volk. Grundzüge der volksthümlichen Literatur, angeschlossen an eine Charakteristik J. P. Hebel's. Von Berthold Auerbach. Leipzig. 1846.

**) Den Begriff des Volkes selbst hat Auerbach a. a. O. dahin abgemarkt, daß er darunter diejenige große Zahl der Menschen verstehen will die ihre Lebens- und Weltanschauung vorherrschend aus selbständiger Erfahrung und der unmittelbaren Gegenwart zieht; er findet also auch das nächste Charakteristische in jener, weder dem rückwärts Liegenden noch dem Kommenden wie der Ferne des Draußen sehnsuchtsvoll zugewandten, sondern naiv auf dem Jetzt und dem Wirklichen ruhenden Abgeschlossenheit des Wesens, wie wir sie den Richtungen der höhern Culturspähre entgegengesetzt haben.

gegeben hat was bei dem nun einmal auch aus der dichterischen Darstellung nicht zu bannenden Zwiespalte mit einer entgegengesetzten Lebenssphäre unsere Zeit überhaupt möglich macht. In der Art wie Hillebrand sein Urtheil zu begründen versucht (in der That ist es nur ein matter, in phraseologischer Unklarheit hinschwebender Versuch!) zeigt sich alsbald eine durchaus misverständliche Anwendung jenes allgemeinen Satzes auf das Specielle der Auerbach'schen Behandlung. Es heißt nämlich: in dieser letztern seien die vom Dichter „meist selbsterlebten" *) Dorfgeschichten „zu sehr als solche" wiedergegeben, und sie lasse uns „zu natürlich" mit den Bauern und bäuerlichen Verbrechern verkehren. Wie soll denn in aller Welt der Dichter seinen Stoff anders angreifen als indem er ihm das zukommende specifische Gepräge seiner lebendigen Wirklichkeit verleiht! Auerbach hat seine „Dorfgeschichten" zu sehr als solche wiedergegeben. Als was soll er sie denn wiedergeben? Etwa uns einige langweilige, in die farblose und bestimmungslose Leere des Absoluten verlegte Novellen-Schemata auftischen, denen nachträglich beliebig die Etiquette „Dorfgeschichten" angeklebt ist? Er läßt uns zu natürlich mit seinen Bauern und bäuerlichen Verbrechern verkehren. Man sollte danach meinen, Hillebrand wünsche die ganze Darstellung dieser Gestalten mehr aristokratisch mit spitzen Fingern angefaßt, die gesunde, rauhe Kraft derselben etwas mehr den Manieren der „gebildeten Masse" homogen zugestutzt: indessen weit gefehlt! Wie man das Blatt umdreht, heißt es von A. v. Sternberg's „Paul", daß er in diese Sphäre einzudringen suche, die jedoch dem vornehmen, abgeplatteten Wesen nicht recht zugänglich sei; wer auf diesem Felde dichten wolle, müsse darauf mit Theilnahme irgendwie gelebt und gefühlt haben; ein bloßes ekles Hinabsehen aus den Fenstern des Salons genüge nicht um hier die Wahrheit zur Dichtung zu machen u. s. w. Zur Erreichung dieses Letztern vermißt Hillebrand (übrigens auch durchaus mit Unrecht) an den hierher bezüglichen Stücken des „Paul" entschiedenes Eingehen, tüchtige Auffassung und kräftige Darstellung, also Alles durch dessen gewissenhafte Leistung, seiner Ansicht nach, Auerbach eben von dem wahren Ziele des Dichters zurückbleiben mußte: ein Widerspruch wie er so grob und ohne alle Verhüllung zum zweiten male gewiß nirgend anders als in der „historisch und ästhetisch-kritisch dargestellten" deutschen Nationalliteratur Hillebrand's selbst anzutreffen ist. So vermag man denn in seinem bisher Mitgetheilten über Auerbach's Dichtungen ebenso sehr nur hohle Phrase zu sehen, als wenn diese nach ihm enger an die Proletariatssphäre der Gegenwart anstreifen sollen, indem sie uns weniger rein idyllische Lebensverhältnisse als vielmehr wirkliche Scenen der niedern Volkskreise vergegenwärtigen.

Daß Auerbach, indem er die rechten, rein menschlich werthvollen Punkte dieses Gebiets zu treffen, die hier wirklich verborgenen Schätze mit dem lösenden Zauberworte zu heben wußte, nicht als ein tendenziöser Berichterstatter über das Elend der „niedern Volkskreise", sondern als echte adelige Dichternatur erscheint, Das ist es ja gerade worauf unsere Auffassung seiner ganzen Thätigkeit das entscheidende Gewicht legen will, und warum sie sich zu der Hillebrand'schen, wäre diese auch etwas weniger confus gegeben, dennoch entschieden gegnerisch verhalten würde. Darin eben ist Auerbach Das was er ist, daß er sich nicht etwa begnügt die Oberfläche der Wirklichkeit abzuschreiben, sondern daß er poetisch in die Tiefe steigt, und mit den von dort heraufgeholten Elementen seinem Gegenstande die allgemeine Berechtigung zu sichern strebt. Den einzigen Schein eines Beweises gegen unsere Ansicht könnte ein Befangener in der zu particularen Sonderlichkeit finden welche den Dorfgeschichten durch das Reden der schwarzwälder Bauern im Dialekte anhafte, und das Gegebene solchergestalt der mit Hillebrand von uns gefoderten freien Erhebung in die Sphäre des Allgemeinen schlechterdings entziehe. Ich selbst brauche mich nur auf die eigene Erfahrung zurückzuwenden, daß Norddeutsche, und unter diesen besonders Frauenzimmer, durch die „harte, ungenießbare" Schale des Provinzialdialekts den Geist dieser Geschichten für das Allgemeinverständniß unerquicklich spröde gemacht sehen, und das Interesse an denselben einem verhältnißmäßig enggezogenen Kreise zueignen wollten, bis in der „Neuen Folge" Momente der höhern, d. h. glattern, reflectirtern Bildung in einer allgemeine Sympathien dringender ansprechenden Ausdehnung durchkreuzend an das vorher fest umhegte Gebiet herangebracht erschienen. Doch ist das Alles in der That nur ein Schein des Beweises. Man denke doch an Hebel's „Allemannische Gedichte", die trotzdem daß sie nicht etwa nur, wie Auerbach, redend eingeführten Personen Ausdrücke des Dialekts in den Mund legen, sondern durch und durch im Dialekte ausgeführt sind, mit der Fülle ihrer innern Poesie, mit der kräftig schönen, durchgeistigten Naturwahrheit alle irgend empfänglichen Herzen und einen ehrenvollen Platz in der Literaturgeschichte für sich gewinnen konnten! Hillebrand will, abermals in directem Widerspruch mit dem Urtheile über die zu sehr als solche wiedergegebenen „Dorfgeschichten" Auerbach's, die allgemeine Aufnahme der Hebel'schen Poesien daraus erklären, daß der Gebrauch des schwäbischen Volksdialekts, „der bei seiner natürlichen Derbheit ungemein viel Treuherzigkeit hat", diesen ein nur um so eigenthümlicheres Gepräge gebe, mit dem sie „eben wie Kinder aus der Provinz in die Gesellschaft der Gebildeten und Vornehmen (!) treten, die sich an ihrer Naivetät erfreuen".

Ich muß gestehen, daß ich mich schäme die ästhetische und literarhistorische Bedeutung solcher Dichtung auf solch dummstolz lächelndes, aristokratisch herablassendes Amusement eines ekeln, blasirten Sinnes zurückzuführen. Nicht in einem frivolen Ergötzen an dem treuherzig arglos zutappenden Wesen des naiven Dialekts liegt die Erklärung für das eindringende Wirken solcher Dichtun-

*) Dies kann höchstens von einigen der ältern Dorfgeschichten gelten.

gen, sondern in der durch diese Form vermittelten Erkenntniß des Volksgeistes mit seinem frischen Eingehen und verständigen Lauschen auf das Leben der Natur, mit seinem gründlich klaren, aber zugleich tief gemüthvollen Auffassen aller Vorgänge des Menschenlebens. Jedenfalls das Resultat bleibt: daß Hebel's „Allemannische Gedichte" auch den „Gebildeten und Vornehmen" tiefen Eindruck hinterlassen haben, der ohne Verständniß nicht zu denken ist. Auerbach steht, wie schon die nunmehrige große Verbreitung seiner „Dorfgeschichten" zur Genüge beweist, diesem Vorgange um so weniger nach, als er seine Einblicke in diese abgelegene Welt noch von einem weit freiern Gesichtspunkte gewährt, und nie die Hinweisungen auf die umgebende Genossenschaft der im gleichen Rhythmus des Herzschlags fühlenden allgemeinen Menschheit vermissen läßt. Nicht darin soll hier jene freie Erhebung des Gegebenen in die Sphäre des Allgemeinen liegen, daß mit Verwischung aller (provinziell) individuellen Charakterzüge allgemeine deutsche Durchschnittsbauern uns vorgeführt, oder etwa nur die allgemeinsten Grundzüge des abgeschlossenen, einsamen Dorflebens dem Treiben der wirren, weiten Welt gegenüber festgehalten würden*) (nur zu oft müßten dabei die Gestalten als charakterlos monstrose Resultate eines eklektischen Processes erscheinen); vielmehr liegt eben darin die Aufgabe des Dichters der solche Gegenstände behandelt, daß er das einzelne Stück, welches er aus dem organischen Gesammtleben einer weitern Gemeinschaft (der Nation u. s. w.) in den Kreis seiner abgegrenzten poetischen Darstellung hinübernimmt, in voller sprechender Bestimmtheit seines eigenthümlichen Lebensgeistes — wozu unbedingt hier der provinziell gefärbte Ton der Umgangssprache nicht fehlen darf — ausprägt und von dieser sicher beherrschten Grundlage ab dem Ganzen seiner Schöpfung immanente Hindeutungen auf diejenigen Punkte einlegt von wo aus die innigsten Zusammenhänge in das Herz echten, allgemein menschlichen Lebens hinüberleiten. Daß dieser Foderung Berthold Auerbach in seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten", die doch ihrem äußern Stoffe nach sich großentheils auf so engem Gebiete halten, dennoch vollgültig Genüge geleistet habe, wird ihm Niemand wegleugnen wollen der nur um Weniges frischer, unbefangener, hingebender in den charakteristischen Geist derselben eingedrungen ist als J. Hillebrand.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nach dieser letztern Richtung hin gibt A. Stifter's „Haidedorf" Zeugniß, daß allerdings dem rechten Sinne auch ohne die bestimmtere individuelle Localfärbung ein ergreifendes, poetisch wahres Bild gelingen mag.

Aus Berlin.

Juni 1849.

Berlin ist belagert. Es steht unter der Willkür des Generals Wrangel und seiner Kriegsgerichte. Daher wird es mir etwas schwer werden dem politischen Leben der preußischen Hauptstadt an den Puls zu fühlen. Zwei Merkmale sind es gewöhnlich nach denen man den politischen Standpunkt eines Orts beurtheilt: die Wahlen zur Volksvertretung und die Färbung der Tagespresse. Nun aber darf man wol kaum in Abrede stellen, daß die letzten berliner Wahlen vielleicht etwas weniger links ausgefallen wären ohne den Belagerungszustand als sie mit demselben ausfielen; denn die gerechte Entrüstung übte gewiß ihren Einfluß bei den Abstimmungen. Andererseits darf wieder nicht unbeachtet bleiben, daß die Herrschaft des Säbels die Opposition in der Tagespresse gewaltsam beschnitten hat, und daß ihr Ausdruck in den öffentlichen Blättern dadurch unzweifelhaft verzärtelt wird. Die Ruge'sche „Reform" wurde bereits im November vorigen Jahres verboten, mit ihr die damals blühenden Witzblätter, welche zum Theil auswanderten nach Dessau und andern Orten. Auch die „Nationalzeitung", das Organ der gemäßigten Demokratie, ward von dem Schicksal des Verbots schon zwei mal getroffen, und wenn es ihr auch gelang beide mal wieder aufzuleben, ohne sich beschränkenden Bedingungen unterwerfen zu müssen, so weiß doch jeder deutsche Schriftsteller nur allzu gut was es heißt das Schwert der Willkür fortwährend über seinem Haupte zu haben. Zu bewundern bleibt es, daß bei alledem die „Nationalzeitung" noch immer so viel Freimuth und Schwungkraft sich bewahrte, während Berlin selbst in Apathie versank.

Faßt man nun dies Alles zu einem Urtheil zusammen, so möchte es dahin lauten, daß im Allgemeinen die politische Richtung der Mehrheit in Berlin weniger demokratisch sei als die letzten Wahlen, und demokratischer als man es aus dem Eindrucke der Tagespresse zu entnehmen vermag. Letzteres Verhältniß tritt noch schärfer dadurch hervor, daß die alten Zeitungen, die Voß'sche und die Spener'sche, stets mit dem Winde gehen der ihnen gerade augenblicklich die herrschende Richtung der politischen Atmosphäre scheint, und daß die conservativen Zeitungen sich unter dem Wrangelismus nach Belieben vermehren dürfen, die oppositionnellen Unternehmungen jedoch welche aufzutauchen Miene machen schleunig wieder untergeduckt werden. So erging es noch in letzter Zeit der „Neuesten preußischen Zeitung", welche die blutroth reactionnaire „Neue preußische Zeitung" nicht ohne Witz parodirte. Eine Nummer erschien, ward confiscirt, und das neugeborene Kind starb am Tode der Erstickung. Um von der berliner Tagespresse das richtige Bild zu erhalten, ist es unerläßlich diese vorausgesandten Gesichtspunkte ins Auge zu fassen.

Tante Voß und Tante Spener, wie der berliner gemüthliche Spott unsere hundertjährigen Zeitungen nennt, besitzen eine reiche Garderobe: ein Mäntelchen für den Wind von oben, ein Mäntelchen für die starken Dünste von unten, einen Pelzrock mit Orden und Stern für den russischen Ostwind, eine Blouse für den französischen Westwind, einen Frack für süddeutsche und einen Waffenrock für norddeutsche Luftströmungen. Am stärksten in diesem Kleiderwechsel, der ihrer Tantenschaft allerdings nicht immer recht anpassen will, ist die Voß'sche Zeitung. Sie strotzte im März 1848 von revolutionnairen Phrasen, und ist jetzt die wärmste Vertheidigerin aller Octroyirungen, indessen freilich mit einem so merkwürdigen Mangel an Logik, daß nicht selten ein und derselbe leitende Artikel am Ende verwirft was er zu Anfang gebilligt. Um alle ihre Leser zu befriedigen, hat übrigens die Voß'sche Zeitung eine höchst speculative Einrichtung getroffen. Sie gibt gewöhnlich drei leitende Artikel, von denen der eine Ja sagt, der andere Nein und der dritte Ja und Nein. Die Voß'sche Zeitung ist das vollendete Organ der politischen Bildungs- und Gesinnungslosigkeit, der Ruhesucht um jeden Preis.

Weniger grell wechselt die Spener'sche Zeitung. Sie berauschte sich im März des vorigen Jahres nicht so auffallend wie ihre, der Alten, ältere Schwester, sie brauchte daher auch minder gewaltsam sich zu ernüchtern. Von einem Princip ist aber bei ihr ebenfalls nicht zu reden. Sie raisonnirt gebildeter, sie hatte sogar, als Hugo von Hasenkamp noch leitende Artikel für sie lieferte, den Anlauf zu entschieden freisinniger Haltung

genommen; aber die viele Unruhe welche in Deutschland aus den Freiheitsbestrebungen hervorgeht scheint sie eingeschüchtert zu haben. Was an Rücksichten auf materiellen Gewinn vielleicht wie bei der Redaction der Voß'schen Zeitung mit unterlaufen mag, da die Redacteure zugleich die Eigenthümer sind, soll hier nicht in Betracht gezogen werden, wo es sich nur um den literarisch-politischen Werth handelt. In der deutschen Einheitsangelegenheit übrigens nahm die Spener'sche Zeitung von Anfang an einen specifisch preußischen Standpunkt ein, und bewahrte ihn ziemlich treu, nur daß sie nach und nach, den Umständen folgend, vom Positiv bis zum Superlativ fortschritt. Steht die Voß'sche Zeitung mit ihrem geistlosen Vagabundiren der Spener'schen Zeitung an Bildung nach, so wird sie von dieser namentlich noch durch ein wissenschaftlicheres Element in Bezug auf literarische und Kunstkritik übertroffen, das jedoch nicht frei ist von Scholasticismus.

Die beiden am besten, am consequentesten redigirten Zeitungen in Berlin sind die „Neue preußische Zeitung", das Organ der rothen Reaction mit Gewalt, „Pulver und Blei", des Junkerthums, der Camarilla, und die „Nationalzeitung", das durchaus unabhängige Organ der gemäßigten Demokratie. Es kann nicht geleugnet werden, daß die „Neue preußische Zeitung" von ihrem Standpunkte aus unendlich mehr Geist aufzuwenden weiß als sämmtliche übrigen conservativen Tagesblätter. Aber daneben fließt sie über von schamlosen Lügen, Verdächtigungen der gehässigsten Art, den niedrigsten Angriffen auf gegnerische Persönlichkeiten, deren intimste Privatverhältnisse in widerlicher Entstellung sie zu veröffentlichen sich nicht scheut. Diese Verunglimpfungen persönlicher Ehre, dieses Sichselbstgefallen im Schimpfen, Drohen, Bespeien und Beschmuzen findet sich vorzugsweise im Feuilleton, das den Titel „Berliner Zuschauer" trägt. Im eigentlich politischen Theile herrscht die Ueberlieferung des altpreußischen Absolutismus, dem ein Ministerium Brandenburg-Manteuffel viel zu freisinnig und die Verfassung vom 5. Dec. ein monströses Zugeständniß an die Demokratie ist. Hier schreiben die Historisch-Organischen, die Leo, Huber und Genossen, und Assessor Wagner, der Vorsteher eines religiösen Conventikels, spielt den Redacteur. Der Absolutismus wird in der „Neuen preußischen Zeitung" fanatisch, er schwingt das Glaubensschwert, und entspricht als wild begeisterter Kreuzfahrer dem Kreuze das die Zeitung an der Stirn trägt. Alles was dem Absolutismus huldigt strömt hier zusammen: der doctrinaire Historiker, der blutgierige Ritter des Königthums, der gläubige Priester der Legitimität, der frivole Adel, welcher einst auch in Berlin das Muckerthum in fleischliche Lust übersetzte, die verstockte Aristokratie überhaupt und die feile Höflingsschar, endlich das bestgesinnte, das unter allen Umständen und um des Royalismus willen royalistische Beamtenthum. Aus diesen Kreisen geht der Stamm der Mitarbeiter wie der Stamm der Leser hervor, dem sich der märkische und pommersche Landadel großentheils aus gedankenloser Gewohnheit zugesellt. Ueberdies wird die „Neue preußische Zeitung" hier in allen öffentlichen Localen gehalten und auch von Freisinnigen gelesen, die an ihr theils den Humor der unverschämtesten Lügenerfindung zu würdigen wissen, theils die nackte Offenheit mit welcher die Partei des Absolutismus in diesen Spalten ihre Zwecke und Pläne enthüllt. Die „Neue preußische Zeitung" ist eine fortgesetzte Enthüllung des Absolutismus, und in dieser Beziehung ungemein viel wahrer als die von einem oder mehren ihrer Mitarbeiter verfaßten so bekannten wie berüchtigten Enthüllungen der berliner Demokratie.

Mit gleicher Offenheit, Ausdauer und Consequenz, aber mit größerer Würde und Humanität vertritt die „Nationalzeitung" die Grundsätze der Demokratie. Ihre leitenden Artikel wirken belehrend und anspornend, und in dem Charakter der Redaction verbindet sich Festigkeit mit Milde. Neben mancher Gunst der Verhältnisse ist es hauptsächlich das Verdienst des Redacteurs, F. Zabel, seiner unermüdlichen Thätigkeit, daß diese Zeitung in kurzer Zeit einen beispiellosen Aufschwung genommen. Neben der vielseitigen und umsichtigen Wirksamkeit des Redacteurs erhielt sie ihre schnell und demnach sicher begründete Bedeutung durch die ernste Gesinnungstüchtigkeit und feurige Schreibweise des Assessor Paalzow, dessen Nichtwahl zum Abgeordneten zu Anfang dieses Jahres von Vielen lebhaft bedauert wurde. Die „Nationalzeitung" steht unbedingt auf dem Grundsatz der Volkssouverainetät, und geht in der Art wie sie diesen Grundsatz im Staate verwirklicht wissen will mit der Mehrheit der wirklich volkssinnigen Bevölkerung unsers Vaterlandes. Sie bekämpft den Scheinconstitutionalismus, aber sie will das Königthum erhalten wissen. Um dem letztern, das in der That muthwillig auf den eigenen Untergang hingearbeitet, wieder Vertrauen im Volke zu erwerben, hält sie die Anerkennung des Volkswillens und seiner entscheidenden Kraft durch den Mund der Volksvertreter für unerlaßlich, und auf dieser gegenseitigen Anerkennung ruht der Verfassungsstaat, den sie als demokratische Monarchie bezeichnet. Man hat sie oft republikanischer Tendenzen beschuldigt, von denen sie durchaus entfernt bleibt: sie hängt nicht an dem Dogma einer bestimmten Staatsform, sie will den wahren Volksstaat, dessen Bestand ihr durch ein erblich-monarchisches Oberhaupt mehr gesichert scheint als durch einen volkserwählten Präsidenten. In der demokratischen Republik kann nur allzu leicht, wie es sich bereits in Frankreich erwiesen, die Volkswahl im Staatsoberhaupt der Volkswahl in den Gesetzgebern mit ebenbürtigen Ansprüchen feindlich gegenübertreten. Derselbe Widerspruch liegt in derjenigen Art von Scheinconstitutionalismus welche einen erblichen Fürsten von Gottes Gnaden den Erwählten von Volkes Gnaden gegenüberstellt. In der Mitte beider Staatsformen steht die demokratische Erbmonarchie auf dem Grunde unzweideutig anerkannter Souverainetät des Volks, und für diesen aufrichtigen Constitutionalismus streitet die „Nationalzeitung" mit voller Ueberzeugung. Aber es gefällt der reactionnairen Taktik die Standpunkte ihrer Gegner zu verrücken und zu verfälschen; so konnte denn auch die „Nationalzeitung" diesem Schicksal nicht entgehen. In der deutschen Frage ging letztere mit der Nationalversammlung, ohne deren Schwächen zu verkennen, während sie schon früher unverwandt in der preußischen Führerschaft eine geschichtliche Nothwendigkeit erblickte, und Dies als einen Grund mehr betrachtete von der Regierung Preußens wahre Volkssinnigkeit zu fodern. In socialer Beziehung hat sie sich nach und nach zu größerer Klarheit hindurchgearbeitet, und redet auch nach dieser Seite hin in vernünftiger Weise der menschlichen Freiheit das Wort gegen die künstlichen, naturwidrigen Staatsbauten und theoretischen Luftschlösser des Socialismus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Robert Burton, Rector der Kirche zu Segrave bei Leicester, war, obgleich er 1639 aus Melancholie gestorben, wegen seiner Lustigkeit in der Gesellschaft Democritus junior genannt. Er hat ein Buch geschrieben unter dem Titel „Anatomia melancholiae", das zu seiner Zeit gelobt wurde. Man glaubt er habe sich an dem Tage an dem er sich die Nativität gestellt erhenkt, und machte ihm daher die Grabschrift: „Paucis notus, paucioribus ignotus hic jacet Democritus junior, cui vitam dedit et mortem melancholia."

Heinrich Castritius, Director des Gymnasiums zu Duisburg, gab im 16. Jahrhundert ein Buch „De votis hominum seu spe" in Versen heraus, in welchem er seine Hoffnungen ins Unbegrenzte trieb, aber dabei im Verse oft wider die Quantität verstoßen hatte. Darauf wurde folgendes Epigramm gemacht:

Castricium male metiri quid carmina mirum est,
Se pede metiri qui nequit ipse suo.

52.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 160. — 5. Juli 1849.

Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortsetzung aus Nr. 150.)

Wenn wir nun die vorliegende Reihe der „Dorfgeschichten", mit Einschluß der „Neuen Folge", überblicken, so gewahren wir vor allen Dingen, daß sie einzeln oder in kleinen Gruppen je nach der Weise auseinanderfallen, wie entweder der Lauf der Geschicke von denen die vorgeführten Gestalten ergriffen werden sich einfach an gegebenen Verhältnissen innerhalb des Kreises der naiven Anschauung abspinnt, oder in bedeutungsvoller Berührung und Durchschlingung mit Einflüssen der reflectirten Culturwelt schwieriger zu einem — keineswegs immer trostvoll abschließenden — Ende hindurchgeführt wird. Fanden wir zunächst einen so bezeichnenden Zug darin, daß unser Dichter (wie wir Das auch mittelbar so bestimmt durch die Aussprüche des Collaborators in der „Frau Professorin" erfahren) mit dem vom auflösenden Geiste modernster Civilisation schmerzlich verwundeten Kerne einer gesunden Natur sich in das Asyl markvoll beharrender Wirklichkeit, auf den Boden des Landvolks in wahlverwandter Neigung hinüberrettet, so können wir es auf diesem Punkte nicht verschweigen, daß bei dem für jetzt wenigstens gegebenen Schlusse seiner Bestrebungen sich keineswegs der Trost des unberührten Bestandes jener abgeschlossenen Welt, noch weniger aber der höhere Trost einer harmonisch vollzogenen Vermittelung der beiden voneinander abliegenden Lebenskreise als die schönste Frucht eines Dichtertrachtens ergibt. Wir müssen schon der Wahrheit ihr Recht geben, daß sich im Verlauf der bedeutsam abgestuften Behandlung des vorgenommenen Stoffs, trotz eines demselben so sehr zugeneigten und so klar ihn auslebenden Talents wie Auerbach's, dennoch unabweislich das Gefühl der Unzulänglichkeit geltend macht, welche, wo ein ganzes Reich des Lebens sehnsüchtig nach neuen dauernden Formationen seine Elemente in gährender Lösung durcheinandertreibt, einem solchen, wenn auch noch so frischen, hingebenden Rettungsversuche anhaften muß. Dazu kommt noch: unbeschadet seiner Poesie ist Auerbach eine skeptische Natur. Dieser Factor seines Wesens treibt ihn sogar, wie sich zeigen wird, in seiner Darstellung Processe der geistigen Entwickelung, die im Wirklichen erst einer spätern Stufe behalten sind, zwar ohne allen Ausdruck unnatürlicher Gezwungenheit, aber doch in vorfrüher Beschleunigung durchzuführen. Es versteht sich ja von selbst, daß die Skepsis selbst im Kampf gegen das Beharren der genügsam an die Reste festgewurzelter Gestaltungen sich ansaugenden poetischen Natur wachsende Empfänglichkeit für Alles bereitet was an dringend fodernder Sehnsucht und weit hinausgreifender Strebsamkeit die Seele der Zeit bewegt, und mit immer sicherer Ahnung des Neuen erfüllt. Schon unter den ersten Dorfgeschichten zeigt „Ivo, der Hairle", wie treibende Ideen der weitern Kreise sich in äußersten, unklarsten Ausläufern einer Seele dieses engern bemächtigen. Wenn wol Mancher das Ringen eines unphilosophischen, ungebildeten Geistes mit Zweifeln die sonst nur auf dem Gebiete der philosophischen Bildung erscheinen schlechthin als unerquicklichen Gegenstand der Dichtung ablehnen möchte, so muß ich gerade einen schönen Triumph von Auerbach's überwiegender poetischer Gesundheit darin sehen, daß ihn der Eingang in dies mißliche Problem nicht zur kleinsten Sünde wider das besondere Wesen jener engumfriedeten Welt verführt, daß er sich völlig frei gehalten hat von der heillosen psychologischen Verrenkung welche sonst der moderne Novellist und Romandichter in ähnlichen und andern Angelegenheiten mit seinen Gestalten nicht selten vorzunehmen liebt, welcher aber vollends für den vorliegenden Fall ganz gewiß kaum ein Anderer mit diesem sinnigen Takte ausgewichen wäre wie Berthold Auerbach. Indem ich nun nach der Hinweisung auf diese Erzählung nur noch den „Lauterbacher" für eine andere Gruppe ausscheide, kann ich den übrigen Inhalt der ältern Sammlung der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" so weit in ziemlich einheitlicher Zusammengehörigkeit absondern, als darin der Gegenstand nach der oben erwähnten Richtung so behandelt ist, daß die dargestellten Persönlichkeiten mit ihren Geschicken und Entwickelungen lediglich von der naiven Grundanschauung ausgehen und abhängig gemacht sind.

So lenke ich jetzt meine Betrachtung auf die letzten Ergebnisse hinüber die uns der Dichter von seinem Streben auf diesem Gebiete vorgelegt hat. *) Gleich

*) Schwarzwälder Dorfgeschichten. Von Berthold Auerbach. Neue Folge. I. Sträflinge. 1845. II. Die Frau Professorin. 1846. III. Lucifer. 1847. Mannheim, Bassermann. 1849. Gr. 16. 1 Thlr.

in den „Sträflingen", dem ersten Stücke der „Neuen Folge", zeigt sich das Charakteristische dieser Volkspoesie in den schönsten, erquicklichsten Zügen. „Sträflinge", Glieder einer traurigen Gemeinde, welche durch die Schuld — der Uebel größtes, weil das Uebel des sittlichen Lebens — aus der großen tragenden, haltenden und kräftigenden Gemeinschaft der Menschen losgetrennt ist, „bäuerliche Verbrecher", mit Hillebrand zu reden, was läßt sich von solchen mittheilen, wovon man sich reinigender und erhebender Eindrücke zu versehen hätte! Was machen jene „Volksthümlichen" aus solchem Gegenstande, die, wie Schwenbach, nur darauf ausgehen unserm Auge diejenigen Erscheinungen des Volkslebens vorzuführen welche ohnedies dem echt menschlichen Beobachter wahrlich nicht entgehen, aber nur von dem täppischsten Unverstande, von dem rohesten Sinne je mit ihrer häßlichen Nacktheit in die reine Sphäre der Dichtung hinübergezerrt werden konnten! Hier bewährt sich Das, wodurch Auerbach jenen Verkehrten und trotz ihres guten Willens so Armseligen gegenüber in vollem Sinne als Dichter erscheint. Er stellt sich nicht hin, und ruft den Großen dieser Welt im bittern Vorwurfe zu: Sehet, so tief müssen Diejenigen sinken die von euch im Staube gelassen, wenn nicht gar in ihn hinabgetreten, von euch um ihre Rechte betrogen werden u. s. w.! Eine Zurückführung auf allgemeine, in der Anlage der Gesellschaft wurzelnde Uebelstände, welche lediglich der Tendenz, dem socialen Schriftsteller gelassen bleibt, hält Auerbach bei der Geschichte seiner „Sträflinge" durchaus fern: der Dichter hat es mit dem Individuum, mit dem Charakter zu thun, und entwickelt aus dessen Kerne die einzelnen Wendungen des Lebens. Das Mädchen und der Bursch, die hier als entlassene Sträflinge erscheinen, und durch das wohlthätige Wirken eines Vereins in der Wiedergewinnung ihrer richtigen Stellung zur gesetzlichen Gemeinschaft der Menschen liebreich unterstützt werden, tragen an einem sehr verschiedenen Maße der Schuld, die aber dennoch bei Beiden einem der dichterischen Psychologie wohl willkommenen Gebiete des Seelenlebens angehört. Magdalena's Vergehen ist so gut als keines, weil es mit dem Unheil welches die freche Hand eines verderbten Vaters über sie bringt, und mit der Kindesliebe welche dies still duldet zusammenfällt; darum verwindet sie leicht mit frischem Sinn ein Geschick von welchem Jakob, der duldende Genosse desselben, weil er es im Gegensatz durch den Ausbruch heißer Leidenschaft selbstvergessen über sich heraufbeschworen hat, bis zum verzweifelnden Gefühle der Verlassenheit und Einsamkeit niedergedrückt wird. Er kann sich selbst, das sichere Vertrauen auf den kraftvoll überwindungsfähigen Kern der Menschennatur nicht wiederfinden, und, trotzig in das öde fruchtlose Ringen seiner Seele vergraben, mag er den Weg der Selbstdemüthigung, der in die Genossenschaft der Menschen zurückführt, nicht betreten. Nur in geheimer Wahlverwandtschaft zieht es ihn zu dem Herzen das er sich gleichgestimmt, weil gleichleidend, denken muß. Womit er allein nicht fertig werden konnte, Das hilft seinem zerschlagenen Herzen die Liebe vollenden. Die Liebe, durch welche Magdalene ihn sich selbst wiedergibt, indem sie ihn jenes Vertrauen finden läßt, gibt ihn nun auch der Menschheit zurück, mit der er sich durch solche Mittlerin in neuer enger Angehörigkeit verbunden weiß.

In die enge Umrahmung dieser außerordentlich einfach erfundenen und ausgeführten Geschichte hat Auerbach, zum untrüglichen Zeugniß seiner reichen, ganz vom Glauben an das göttlich Siegende der Menschennatur getragenen Dichterseele, die ganze kostbare Fülle des Evangeliums von der ewigen Selbstwiedergeburt, von der ewigen, in jedem Augenblicke neu gestifteten Verbrüderung der Menschheit durch die Liebe, die ganze Seligkeit eines ewigen Weltfriedens hineingebreitet; hier hat er alle Harmonie, alle Versöhnung gegeben welche als das echte Werk des Dichters erwartet wird, und nur von diesem erwartet werden kann. Der Erde, der Menschheit, da der Einzelne wandelt und vergeht, hat der Dichter dieses Glück, diese Versöhnung gelassen, und er weiß von keiner Gefahr die hier drohen könnte: „Das selig stille Glück stirbt nicht, es siedelt sich hart neben den unbeugsam eisernen Geleisen der neuen Zeit an." Und den Weg zu solchem Ende hat er nicht durch die Kirche geführt, sondern durch das Leben, in dem die Liebe das Wirkende und ewig Erhaltende ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berliner Briefe.

(Fortsetzung aus Nr. 159.)

Das Schwächste an der „Nationalzeitung" ist ihr Feuilleton; das ist aber auch wirklich sehr schwach, und es mag daher kommen, daß bei der doppelten Redaction man versucht durch Literatur- und Kunstartikel am Ende des politischen Theils die Mangelhaftigkeit des Feuilleton einigermaßen auszugleichen. Leider besitzt Berlin trotz seiner vielen politischen Zeitungen kein einziges gutes Feuilleton. Das der „Constitutionnellen Zeitung" leitet Kossack, der seine eigenen Waffen durch den Uebertritt zur conservativen Partei abgestumpft hat: sein Humor kann nur in der Opposition lebensfrisch gedeihen. Jetzt ist er matt und vermag weder zu unterhalten noch zu erwärmen. Außerdem scheint ungeachtet des bedeutenden Honorars das bei dieser Zeitung zu verdienen ist der Gewinn talentvoller Schriftsteller durch die Haltung derselben sehr erschwert zu werden. Das Feuilleton der „Deutschen Reform" schrieb bisher zum großen Theile Klein, der Verfasser der „Zenobia", dessen Theater- und sonstige Kunstartikel mit Novellen abwechselten. Klein gehört zu den kritischen Feuerwerkern. Er läßt Witzraketen steigen, geistreiche Bemerkungen hier und dahin schwärmen, eine glühende Sinnlichkeit sich in farbenvollen Leuchtkugeln einer bilderreichen Sprache ergehen; aber fragt man nach dem Ergebniß seiner Untersuchung, forscht man nach einer Ueberzeugung des Autors, so möchte man nicht selten glauben eine Sphinx vor sich zu haben, schaute nicht unter dieser Maske bald ein Proteus, bald ein Faun hervor. Klein hat keine kritischen und ästhetischen Grundsätze, und Dies ist ein Unglück für sein unleugbares Talent. Seit Graßmann Redacteur wurde, las ich noch Nichts von Klein in der „Deutschen Reform". Ueberblickt man die heutige berliner Tagespresse, so kommt man zu dem sonderbaren Resultat, daß die als literarisch par excellence einst fast verru-

sene preußische Hauptstadt gegenwärtig eigentlich gar keine literarische Kritik besitzt, und ebenso wenig eine gründlich durchgebildete und zugleich unparteiische Kunstkritik. Die letztere Eigenschaft, die Unparteilichkeit, vermissen wir vorzugsweise an dem Theaterkritiker der Spener'schen Zeitung, dem Professor Rötscher, welchem es dazu noch an frischem Sinn für den lebendigen Volksgeist gebricht. Die berliner Tagespresse bedarf eines Kritikers der mit unbefangenem Geiste das Verständniß des Dichters und Künstlers dem großen Publicum zu erschließen vermag.

Von bedeutenden politischen Tagesblättern bleiben noch zu betrachten die „Constitutionnelle Zeitung", redigirt von Karl Weil, vor wenigen Monaten unter Hansemann's Auspicien durch reiche Banquiers und Kaufleute begründet, und die „Deutsche Reform", von Milde, dem liberalen Mitglied des Vereinigten Landtags, der in der Nationalversammlung rechts und in der Ersten Kammer im Centrum saß, dem Hansemann'schen Ministercollegen, gestiftet. Sie besteht bereits seit einem Jahre, und ging hervor aus der ersten „Neuen berliner Zeitung", welche Milde käuflich an sich brachte. Beide Zeitungen haben jetzt einen sehr bestimmten Standeskreis zu ihrem Publicum, während die „Nationalzeitung" ihre Leser unter den Freisinnigen aller Stände zählt. Die „Constitutionnelle Zeitung" versorgt vorzugsweise den reichen Handelsstand, und hat ebenso wenig Gesinnung wie dieser. Sie möchte gern constitutionnell sein, und erklärte sich aus diesem Grunde schon mehrmals gegen das Ministerium der rettenden Thaten; aber andererseits ist es ihr auch gerade recht, daß eben dieses Ministerium für seine Nachfolger, die Altliberalen, die Kastanien aus dem Feuer hole, damit nachher hübsch in der Gemächlichkeit des breitgetretenen Scheinconstitutionalismus regiert werden könne. Die Verfassung vom 5. Dec. ist freilich da, aber eine Regierung mit ihr unmöglich. Die Octroyirung eines Wahlgesetzes ist freilich ein Verfassungsbruch, den wir uns nicht möchten zu Schulden kommen lassen; aber befreit uns das Ministerium Brandenburg glücklich von dem allgemeinen Urwählerthum, nun dann drücken wir ein Auge, auch wol beide zu, und öffnen sie erst wieder um ein fait accompli zu sehen. Das ist die Taktik der „Constitutionnellen Zeitung", welche sich nachrühmen darf in der deutschen Frage gar keinen Standpunkt einzunehmen.

Die „Deutsche Reform" war unter ihrem ersten Redacteur Oldenberg ein Kind politischer Laune. Bald gefiel ihr Dies, bald gefiel ihr Jenes; sie spielte eben mit der Politik, und hatte übrigens in weicher Gemüthlichkeit den Zweck überall zu versöhnen. Wer Herrn Milde in der Nationalversammlung beobachtete, und sah wie er von der Rechten zur Linken und wieder von der Linken zur Rechten lief, bald mit dem äußersten Diesseits, bald mit dem äußersten Jenseits sich freundschaftlichst und höchst gesprächig unterhielt, der hatte ein lebendes Bild der damaligen „Deutschen Reform" vor sich. So nobel und modern gekleidet Herr Milde ging, so anständig, aber auch so coquet geberdete sich die „Deutsche Reform". Sie war voll jugendlichen Ehrgeizes, aber ohne Reife der Ueberzeugung, wenngleich manche gediegene Mittheilung über süddeutsche und auswärtige Zustände darin erfreute. Immer stand sie jedoch nicht im Solde, was jetzt ihr Loos geworden, seit Milde sie verkauft und Oldenberg die Redaction an Graßmann abgetreten. Sie ist nun rein ministeriell, das Organ Manteuffel'scher Ansichten oder Absichten, und hat ihren Leserkreis hauptsächlich unter denjenigen Beamten welchen die „Neue preußische Zeitung" allzu reactionnair erscheint. Die Lesererbschaft der zweiten „Neuen berliner Zeitung", welche Adam Löffler unter bureaukratischer Protection kurze Zeit redigirte, und die an der Abonnentenschwindsucht starb, wird ihr, soweit es nicht schon früher geschah, in der neuen Gestalt wol vollständig zugefallen sein.

Was im gegenwärtigen Augenblick sonst noch an politischen Tagesblättern in Berlin erscheint ist zu unbedeutend um zur Besprechung aufzufodern. Man sieht also, die Richtungen der sogenannten Conservativen, der eigentlichen Reactionnaire und echten Absolutisten, sind am zahlreichsten bei uns vertreten, sie wuchern unter dem Belagerungszustand. Aber außer den beiden alten Zeitungen an welchen die Gewohnheitsmenschen haften sind nur die „Nationalzeitung" und die „Neue preußische Zeitung" durch ihre Verbreitung einflußreich. Sie stellen diejenigen beiden Parteien dar welche sich in Preußen auf Tod und Leben bekämpfen. Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß der äußerste Absolutismus bei uns immer noch mehr Chancen hat als die äußerste Demokratie, und daß selbst unsere Constitutionnellen, d. h. Diejenigen welche sich vorzugsweise so nennen und auf die constitutionnelle Ueberlieferung schwören, sich dem Absolutismus noch nicht vollständig entwunden haben. Aber das Extrem wird sich selbst vernichten, und so fest ich davon überzeugt bin, daß wir gezwungen sein werden ein Stadium des Scheinconstitutionalismus wirklich durchzumachen, so wenig bezweifle ich, daß die constitutionnelle Lüge in Deutschland keine Zukunft habe. Wir sind kein Volk der Convention, und Bestand haben kann bei uns nur entweder der wahre Absolutismus oder die wahre Volksfreiheit.

Die „Deutsche Reform" erhält ihren Einfluß durch ihr Verhältniß zum Ministerium, zufolge dessen man in ihren Aussprüchen eine officielle Bedeutung sucht, zuweilen aber Nichts als einen ministeriellen Kunstgriff findet. Die „Constitutionnelle Zeitung" gewann bis jetzt noch keine sichere Stellung: tüchtige Capitalien tragen sie für einige Zeit; ob für die Dauer, müssen wir erwarten. Ich scheide von den Zeitungen, um der Broschürenliteratur, soweit sie berliner und preußische Zustände behandelt, einige Blicke zuzuwenden. Unter den zahlreichen Schriften dieser Art welche sich auf dem buchhändlerischen Markte drängen hebe ich als bemerkenswerth für den Augenblick deren vier hervor. Es sind folgende:

1. Die bürgerliche Revolution in Deutschland seit dem Anfang der deutsch-katholischen Bewegung bis zur Gegenwart, von Bruno Bauer. Berlin, Hempel. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die preußische Revolution, von Adolf Stahr. I. Die drei letzten Monate des preußischen Absolutismus. Oldenburg, Stalling. 1849. 8. 15 Ngr.
3. Berliner Zustände. Politische Skizzen aus der Zeit vom 18. März 1848 bis 18. März 1849, von Rudolf Gneist. Berlin, Besser. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Geschichte der preußischen Kammern, von Ferdinand Fischer. Berlin, Duncker u. Humblot. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Ich zähle das ziemlich starke Bauer'sche Buch mit zu diesen Broschüren, weil in ihm ebenfalls die preußischen Zustände den Mittelpunkt der Darstellung bilden.

Im Januar dieses Jahres trat Bruno Bauer in Berlin als Candidat für die Abgeordnetenwahl auf. Er wurde nicht gewählt. Ein paar Monate darauf erschien sein Buch, und ich muß gestehen, daß es mich höchlichst wunderte wie Bauer mit solchen Ansichten von der deutschen Revolution, mit dieser souverainen Verachtung aller praktischen Volksbestrebungen jene Candidatur vereinigen konnte. Etwas vornehmer Absprechendes, etwas geschichtlich und wissenschaftlich Verfehlteres als das neueste Bruno'sche Erzeugniß hat die charlottenburger kritische Schule nicht hervorgebracht.

Man kennt die Kritik, welche als Kritik in selbstbewußter Unfehlbarkeit, als Kritik überhaupt, nicht als Kritiker So oder So auftritt. Der Papst ist die katholische Kirche, Bruno Bauer ist die Kritik; als solche führt er sich auch gleich im Vorwort ein. Die Kritik schwebt nun in der Vogelperspective über dem sich abmühenden, aufgeregten, kämpfenden deutschen Volke, und zuckt mitleidig die Achseln über jede neue Anstrengung desselben, weil die bürgerliche Masse da unten ja doch die absolute Idee nicht begreift, und alle ihre Unternehmungen nichts

Anderes sind als jämmerliche und ohnmächtige Versuche von Nichtswissern und Feiglingen. Bruno Bauer hohnlächelt und spottet mit hochmüthiger Ironie über das erbärmliche, philiströse deutsche Bürgerthum, und ihm selbst sitzt der Zopf wissenschaftlicher Philisterhaftigkeit, der Zopf des Theologen dick und lang im Nacken. Der Zopf des Theologen! Ja, gerade der, obwol der kritische Khalif mit aller Theologie fertig zu sein glaubt. Er nennt seinen Gott freilich nicht Gott, nicht Jehovah, nicht Allah. Sein Gott ist die Idee des absoluten Selbstbewußtseins: diese bietet er an in thatlosem Ironisiren der Welt, und das lebendige Volk welches zu der Höhe seines absoluten Selbstbewußtseins sich nicht zu schwingen vermag gilt ihm als die werthlose Masse, welche aufgerieben werden muß, Futter für ein Autodafé, zum feierlichen Triumphe des absoluten Selbstbewußtseins mit kalter Ueberlegung hergerichtet.

Im Jahre 1842 scheiterten die Radicalen an dem Versuche das unwissende und selbstgefällige Bürgerthum zu einer That aufzurütteln, und 1844 gelang es der oberflächlichen, unwissenschaftlichen Agitation Ronge's diese „That" hervorzurufen. Da haben wir den Schlüssel zur Ironie des beleidigten Radicalen; des Buches erster Abschnitt: „Die Reformation des 19. Jahrhunderts", reicht ihn dem Leser. Warum erhob sich das deutsche Bürgerthum aber auch nicht für die 1842'er Radicalen! Dafür verdient es Hohn und Spott. Die Idee in den philosophischen Köpfen ist ja nicht des Volks wegen da, sondern das Volk jener Idee wegen; die Idee ist Zweck, die Menschheit Mittel. Fürwahr, diese Art von Ideologie vermag ich von orthodoxer Theologie kaum zu unterscheiden. Denkt der Philosoph um der Menschheit willen oder handelt die Menschheit um des Philosophen willen? Ich halte es mit dem erstern Grundsatz und meine daher: wollten die Philosophisch-Radicalen ihre Gedanken praktisch machen, so mußten sie erst die Fähigkeiten und Eigenthümlichkeiten des Volks ergründen, und nach diesen die Zielpunkte abmessen für ihre Agitation. Scheiterten die Radicalen, so lag die Schuld an ihnen, nicht am Volke, ohne welches sie die Rechnung gemacht hatten, und das sie bei der Auszahlung im Stiche ließ. Bisher war es stets das Unheil der politischen Bestrebungen in Deutschland, daß Diejenigen welche das Volk führen wollten ihre persönlichen Ideale für des Volks Wünsche und für den Inhalt seines Bewußtseins hielten. Auch der Irrthum der ersten preußischen Nationalversammlung bestand darin, daß sie nicht klar darüber war, welches Maß von politischer Bildung und politischem Verständniß hinter ihr stehe. Ein Unrecht darf man diesen Irrthum nicht nennen, aber das Volk am wenigsten ist darum anzuklagen. Die deutschen Männer welche des Volks Führer sein wollen mögen lernen von den englischen Agitatoren, einem Cobden z. B. Jedermann weiß, daß Richard Cobden als er an der Spitze der Antikorngesetz-Liga stand nicht blos die Aufhebung der Korngesetze im Auge hatte. Die ihn treibende Idee ist der freie Handel. Aber aus dieser Idee nimmt er das erste Glied, von dem er weiß es kann im Augenblicke praktisch werden, und überliefert es dem Volke zur Verwirklichung, und so wird er, Glied an Glied vorschreitend, sicher zum Ziel gelangen.

Der Theologe in dem Kritikologen Bauer bewährt sich auch darin sofort, daß er die deutsch-katholische Bewegung als den Anfang der bürgerlichen Revolution in Deutschland bezeichnet. In der That war jene deutsch-katholische Bewegung gleich den Bestrebungen der Radicalen nur ein verpuffendes Aufblitzen des gährenden Dranges, welcher, lange still an den Gemüthern zehrend, mit dem Jahre 1840 in die Wirklichkeit zu treten begann. Die Breite und absichtsvolle Wichtigkeit mit welcher Bauer den Deutsch-Katholicismus, die Lichtfreundlichkeit, die Proteste u. s. w. in den ersten Abschnitten seiner Geschichte behandelt, erschien mir daher außerordentlich unerquicklich.

Beiweitem bedeutender ist die Kritik des deutschen Socialismus und Communismus, der den ganzen Staat beiseite schieben wollte, und die Beurtheilung der constitutionnellen Bestrebungen in Sachsen und Süddeutschland. In der letztern Betrachtung sieht Bauer jedoch natürlich wieder nur vollständige Halt- und Muthlosigkeit. Für die ungünstigen Verhältnisse unter denen patriotische Männer damals kämpften hat er keinen Sinn, wie er denn endlich auch, nachdem die Zähigkeit des Volkswiderstandes sogar die preußische Krone zu einigen Concessionen gezwungen, von dem unleugbar großen Einfluß Nichts weiß den der erste Vereinigte Landtag gerade durch seine gemäßigte Opposition auf die politische Belebung des im Halbschlafe liegenden Volksbewußtseins übte. Die Kritik erblickt in jener Zähigkeit zwar allerdings eine geschichtliche Triebkraft, aber eine für das Volk nicht achtungswerthe, und in der Mäßigung nur Beschränktheit und Charakterlosigkeit, weil man die Idee des absoluten Selbstbewußtseins nicht als Banner entfaltete. Es soll nun einmal Alles verächtlich sein was dieses von den Radicalen aufgegebene Bürgerthum unternahm. Darum wird es auch beschuldigt in den socialen Versuchen zur Gründung von Vereinen für das Wohl der arbeitenden Classen nur der Eitelkeit, der eigenen Einbildung des Alleswissens gefröhnt zu haben. Was wurde damit ausgerichtet? Nichts, antwortet die Kritik; denn es fehlte das wissenschaftliche Selbstbewußtsein.

Doch ich will Ihre Leser nicht länger mit der Betrachtung eines Buches quälen das wirkungslos verhallen muß, weil es sich vom Volke in vornehmer Selbstliebe ablöst. Die Märzrevolution, die Nationalversammlungen zu Berlin und Frankfurt werden in gleicher Weise bekritelt wie alle frühern Bestrebungen; und alle Parteien, die Reactionnaire und Fortschrittsmänner, die Aristokraten und Demokraten, die Leute von Rechts und Links in einen Bottich zusammengekesselt, um unter die Stampfe gebracht zu werden. Daß wo Alles mit kritischem Tadel verfolgt wird der Tadel vielfach auch die rechte Stelle trifft, daß die Mattigkeit, Flauigkeit, die Selbstsucht der Gegenwart zum Theil mit Fug und Recht gegeißelt wird, darf man nicht in Abrede stellen. Aber die deutsche Wissenschaft hat nicht das Recht um jener Mängel willen die ganze deutsche Nation der politischen Unfähigkeit anzuklagen, wie es der charlottenburger Papst der alleinseligmachenden Kirche des absoluten Kriticismus in diesem Buche thut. Papst oder Khalif, gleichviel! Bruno Bauer will ein vorzugsweise wissenschaftlicher Geschichtschreiber sein, und sollte als solcher doch vor Allem die Geschichte der deutschen Wissenschaft kennen. Sie ließ das Volk nicht ein mal, sondern zehn mal im Stiche, und schloß sich von ihm ab hinter den heiligen Mauern der Scholastik; was Wunder daß sie auch vom Volk im Stich gelassen wurde, als sie ihre mit philosophischer Vornehmheit in exclusiven Formen gehegten Ideen plötzlich in die Adern des Volkslebens jagen wollte? Das Volk erkannte nicht das Blut von seinem Blute. Steigt herunter, ihr Herren, von dem Throne eures absoluten Idealismus, der darum so trostlos ist, weil sein Inhalt das vorzugsweise wissende, kritische, sich selbst genügende, herzlose Subject ist. Werdet erst des Volkes mit dem Geiste und mit dem Herzen, wenn ihr das Volk gewinnen wollt!

Wie freut es mich gleich hier ein Beispiel schöner Harmonie von echter Wissenschaftlichkeit und wahrem Volkssinne in der oben erwähnten Schrift von Adolf Stahr anführen zu können! Hier tritt die Wissenschaft in das Leben, die Wissenschaft welche ein erkenntnißvoller Glaube an die Menschheit geworden. Von Adolf Stahr's „Geschichte der preußischen Revolution" erschien soeben das erste Buch. Es behandelt in sieben Capiteln die drei letzten Monate des preußischen Absolutismus. Die absolutistische Reaction gegen den Vereinigten Landtag bildet den Anfangspunkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 161. — 6. Juli 1849.

Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

Werden wir glauben es sei zufällig, daß der Weg zu dem Gewinn jener freudigen Selbstgewißheit, jenes festen Hinschauens auf die Ewigkeit des „selig stillen Glücks" bei diesem Dichter nicht durch die Kirche führt, werden wir es glauben können, wenn wir die bedeutungsvolle Frage vernommen haben welche das Bild des Gotteshauses am Sonntagmorgen in ihm erweckt? „Die Kirche war einst die Burg für alle Noth des Lebens. Kann und wird die freistehende, äußerlich unbefestigte Kirche der freie Hort alles neuen Menschendaseins werden?" Wir haben hier einer merkwürdigen Aeußerung des Freiherrn Joseph v. Eichendorff*) zu gedenken, welche von der Confusion unserer neuesten unschönen Literatur spricht, „die endlich so groß geworden, daß die Christen heidnisch, und die Juden (wie Berthold Auerbach in seinen „Dorfgeschichten") christlich dichten". Ich will diesen letztern Seitenblick nicht so bezeichnen, wie ich es bei Allen thun würde an denen man nicht die poetisch geweihte, christkatholische Glaubensinnigkeit, welcher es mit dem Kampfe gegen alles ihr Fremde heiliger Ernst ist, bejahend anzuerkennen hat. Die Wendung, daß einer von den „modernen Juden" sich anmaße in seinen Dichtungen christliches Volksleben schildern zu wollen, wäre weniger seltsam, ja, wie gewisse Dinge nun einmal stehen und liegen, sogar natürlich; aber so ernsthaft gemeint: Auerbach dichte christlich — es ist keine hämische Ironie, ein bloßes Misverständniß, freilich seiner Entstehung nach schwer zu begreifen. Auerbach dichtet nicht christlich; aber Das hat mit der Zufälligkeit daß er im Judenthume geboren ist Nichts zu thun. Die Wahrheit ist, daß weder heutzutage die Christen heidnisch noch die Juden christlich dichten, sondern daß in einer Zeit, wo die philosophische Anschauung sich auf den Weg macht in die Gesammtmasse der Bildung einzutreten, die Dichtung anfängt die Sprache der Menschheit zu reden. Auerbach steht mit einer aus dem eingehendsten Studium Spinoza's, dessen nächste Resultate in einer Uebersetzung der Werke desselben und in dem bekannten Roman vorliegen, abgeleiteten Cultur durchaus auf dem Grunde der pantheistischen Weltanschauung. Welche Stelle er dieser letztern in der modernen Entwickelung anweist, davon geben die Dichtungen Zeugniß mit denen wir uns gegenwärtig beschäftigen, Das wird uns klar, wenn wir Aussprüche betrachten wie z. B. den folgenden in der Vorrede zu den Werken Spinoza's*):

Dem denkenden Publicum des deutschen Vaterlandes übergebe ich hiermit eine Uebersetzung der Werke Spinoza's; ob sie zweckgemäß und zeitgemäß, muß der Erfolg und die öffentliche Stimme entscheiden. Die Philosophie tritt aus der Schule heraus in das bewegte Leben als bewegender Geist, die Weltweisheit wird zur Lebensweisheit; nur Finsterlinge, feige oder selbstische Feudalisten können noch wollen, daß der höchste Lebensgeist die todte Sprache der Gelehrten spreche.

Die bestimmteste Ausführung des Pantheismus, der hier gemeint ist, gibt uns der Schluß der Biographie Spinoza's („Sämmtliche Werke", I, CXXIII fg.), wo es als durchaus verkehrt bezeichnet wird denselben zur Anschauungweise bevorzugter Geister stempeln zu wollen, die das Göttliche in sich gefunden und aus ihm handeln, da doch das Wesen der pantheistischen Erkenntniß nicht in einem besondern Vorzuge einzelner Menschen, sondern in den allgemeinen Gesetzen der Menschennatur liege:

.... Der Vorwurf der moralischen Haltlosigkeit den man der pantheistischen Lehre gemacht ist, wenn nicht ein lügnerischer, doch ein grundfalscher, die Richtschnur und die Garantie des Handelns ist nicht in der einzelnen Persönlichkeit, sondern in der allgemeinen und ewigen Menschennatur festgegründet.... Die Grundlage des praktischen Pantheismus ist die Befestigung und Ausbildung des intellectuellen Charakters, die Erhebung und Läuterung der endlichen Persönlichkeit als solcher zur unendlichen, die Regulirung des Einzelnen, Endlichen nach und nach zu dem Allgemeinen, Ewigen und Vernünftigen; die Grundbedingung des moralisch-intellectualen Charakters ist Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Befreiung von aller selbsttrügerischen Sophistik, die das Unheilige wie das blos Subjective, Endliche gerne für das Heilige, Objective und Unendliche ausgibt.

Ueber den beiden Extremen der Resignation und Libertinage steht demnach der wahre thätige Pantheismus, sich als

*) „Ueber die ethische und religiöse Bedeutung der neuern romantischen Poesie in Deutschland", S. 295.

*) B. v. Spinoza's sämmtliche Werke. Aus dem Lateinischen mit dem Leben Spinoza's von Berthold Auerbach. Erster Band.

Endliches in der Unendlichkeit zu fühlen und zu erkennen — Religiosität — und sich als Unendlichkeit in der Endlichkeit zu fassen — sittliches Bewußtsein — das Einzelne dem Allgemeinen zu unterordnen, und doch es wiederum in ihm darzustellen, das Göttliche in dem Menschlichen festzuhalten und ihm nachzuleben, Das ist das Wesen des thätigen Pantheismus. Den Bekennern oder, wenn man sagen darf, den Erkennern des Pantheismus ist Moral und Vernunft Eins. Der freie Mensch, wie ihn Spinoza darstellt, ist nicht blos der endliche, individuelle, sich selbst bestimmende, sondern ebenso auch der unendliche und von der Unendlichkeit bestimmte, berechtigt die ihm ursprünglich gegebene Natur geltend zu machen, und verpflichtet sie der Allgemeinheit zu unterordnen, ebenso fern von der beschaulich kleinmüthigen Resignation, wie von der mittelpunktslosen, übermüthigen Libertinage, ebenso thätig als empfangend, frei und gehalten in der frommen Erkenntniß.

Die vollständige Mittheilung dieser theoretischen Glaubenssätze durfte hier nicht unterbleiben, wenn über den Geist von dem ich sage, daß er in Auerbach's Dichtungen die Sprache der Menschheit rede, Klarheit gewonnen werden sollte, um so weniger, als in einer anderweitigen Beleuchtung des religiösen Elements (vergl. „Schrift und Volk", S. 303 fg.) zwar im Wesentlichen dieselben Resultate gewonnen, jedoch keineswegs so offen und bestimmt auf die hier gegebene Basis zurückbezogen werden. Die Art und Weise wie schon in den „Sträflingen" diese Resultate als immanente Grundzüge der dichterischen Darstellung flüssig gemacht erscheinen läßt uns nun sofort einsehen, daß von einem specifisch christlichen Elemente der letztern, wie es Eichendorff andeutet, nicht die Rede sein kann. Ebenso verkehrt, um uns freundlich auszudrücken, wird es nun aber erscheinen müssen, wenn man auf den „Juden" irgend einen bedeutsamern Ton legen will, d. h. einen gehässig verketzernden. So wie man den den Juden ehedem aufgehalsten Vorwurf der Brunnenvergiftung und die daran geknüpften grauenhaften Verfolgungen als Ausflüsse trostloser Geistesfinsterniß jetzt beklagen muß, so kann es gegenwärtig dem freiern Geiste nur lächerlich vorkommen, wenn Erscheinungen eines weltgeschichtlich nothwendigen, geistigen Entwickelungsprocesses als verruchtes Werk jüdischer Corruption mit dem theologischen Bannstrahl gezeichnet werden. Natürlich allerdings ist es, daß die aus dem Christenthume heraus mächtig lautgewordene Sehnsucht nach einer anders befriedigenden positiven Weltanschauung in den bedeutendern Geistern der zerstreuten Reste des jüdischen Volks ganz besonders Wohnung nehmen und wirken muß: das Christenthum kann diesen Heimatlosen nicht die Heimat werden. Wir wissen nun aber was wir von Denjenigen zu halten haben welche, wenn sie die Erscheinungen der Literatur, der Poesie betrachten wollen, sich wie Prof. Gelzer u. A. immer erst mit kirchlichem Weihwasser besprengen, und als Bannsprüchlein für alle bösen Geister und heitern Götter ausrufen:

ὅτι ἐξ αὐτοῦ, καὶ δι αὐτοῦ καὶ εἰς αὐτὸν τὰ πάντα
Ad Romans., XI, 36. *)

welche also von der berechtigten Entwickelung und Offenbarungsfreiheit des Menschengeistes schlechterdings keine Ahnung haben, mithin auch, angeweht von dem unheimlichen Geist der ihnen diese Geschichten aus dem „christlichen" Volksleben durchzieht, den Aerger ihrer Beschränktheit nur in ein grimmiges: „Der Jude! Der Jude!" herauszudrängen vermögen. **) Uns bleibt freilich die Frage: wie sich denn hinsichtlich der Charaktertreue der Darstellung die hervorgehobenen Elemente der Anschauungsweise Auerbach's zu dem christlichen Ton und Inhalt des Volkslebens verhalten. Von dem Christlichen was sich aus dem Leben zur Kirche abkrystallisirt hat ist für die Dichtung welche uns eben menschliches Walten, Leben und Streben in seiner bewegten Ganzheit vorführen will nicht die Rede; hier kommt nur der allgemeine bestimmende Hintergrund des Bewußtseins, der eigentlich treibende, wesentliche Grundton des geistigen Seins in Betracht, und es ist zu antworten, ob hier Auerbach wirklich noch Bestehendes verfälscht, fremde Elemente untergeschoben hat. Die Wahrheit ist zunächst, daß dem christlichen Moment, soweit es gerade in dem Leben welches die „Dorfgeschichten" darstellen, in dem starren Festhalten der schwäbischen Volksnatur an dem einmal Erfaßten, noch mehr als sonst irgendwo, sich einigermaßen im Vorgrunde erhält, durchaus gebührende Rechnung getragen ist. Wir können aber nicht verschweigen, daß dieser Bestand welchem der pantheistische Dichter sein volles Recht gibt freilich im Wesentlichen doch nur ein formeller ist, daß also, wenn trotzdem die Seele seiner Gestalten sich nicht als eine durch und durch christliche zeigt, Dies, mit der einen im „Lucifer" gegebenen Ausnahme, nicht dem Dichter, sondern dem Gegenstande zur Last fällt. Zum Ueberflusse mag noch gesagt sein, daß, wäre auch das christliche Element noch viel durchgreifender und herrschender in dem geistigen Leben der poetisch aufgefaßten Gestalten aus dem Volke, dennoch kein Widerspruch darin liegen würde zu behaupten, der Dichter gehe von dem Grunde einer pantheistischen Weltanschauung aus, ohne seinem Gegenstande irgendwie Gewalt anzuthun: die Anschauung des Dichters macht nicht willkürlich den Kern des Dargestellten, sondern sie bildet nur das identische allgemeine Licht welches von dem Geiste des poetisch Schaffenden aus über die gesammte Dichtung charakteristisch verbreitet wird. Und auf Dieses mich beziehend konnte ich mit vollem Recht sagen, daß Auerbach, obgleich christliches Volksleben darstellend, durchaus nicht christlich dichte.

Ehe ich jedoch nun zu weiterer Betrachtung der vorliegenden Dichtungen fortgehe, muß ich einmal für allemal

*) Motto der zweiten Auflage des Werks: „Die neuere deutsche National-Literatur nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Zur innern Geschichte des deutschen Protestantismus."

**) Vielleicht bringt mich dies Bekenntniß bei den hier gezeichneten Leuten in den Verdacht des verkappten Judenthums! Darum gebe ich wenigstens noch die Beruhigung, daß ich alle „geistreichen" Juden ohne den Geist der wahren Sittlichkeit und der Ehrfurcht vor dem Großen, Göttlichen, wie er in Berthold Auerbach lebt, vor Allem aber die ekelhafte Verquickung „freien Judenthums" mit deutschkatholischem und lichtfreundlichem „Christenthume" unsäglich verabscheue. Schließlich brauche ich aber wol kaum noch darauf hinzudeuten, daß bei allen großen Bewegungen auch auf dem Gebiete des Geistes die Schwäche der Menschennatur es nie an der partie honteuse fehlen läßt.

eines Fehlers gedenken von dem selbst Auerbach's frische, gesunde Natur sich nicht ganz frei erhalten hat, nämlich, daß der Inhalt seiner Lebensanschauung eben nicht völlig in jenen immanenten Geist der Dichtung, in jene allgemeine, identische Beleuchtung aufgelöst, sondern hier und da in Resten als reflectirende Zwischenbetrachtung abgesondert zwischen die Gestalten und ihre Geschicke hineingeschoben ist, ja wol selbst, zur Ausnahme der oben aufgestellten Regel, mit Personen in Zusammenhang gebracht erscheint deren Wesen er fremd gedacht werden muß. So z. B. in den „Sträflingen" (S. 32) die pantheistische Deutung Gottes: „Er ist jener geheimnißvolle Punkt der jedes Wesen zwingt in sich fest zu stehen und zu leben, der alle Creaturen in sich und miteinander zusammenhält, der mitten in Kampf und Noth die ewige Harmonie zeigt in die wir einst Alle aufgehen." Sollen wir denken, daß der Pfarrer dem Knecht Jakob so den Satz deutet: „Gott ist die Liebe!" oder ist es so nach Auerbach's Sinne, der uns hier für die weggelassene Ausführung des Pfarrers die seinige gibt? Ebendahin gehört die übrigens sehr schöne Stelle über die Geburt des echten Menschenthums aus Schmerzen (S. 75), mit welcher auf Jakob's schwere Seelenkämpfe hinübergeleitet wird.

(Der Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

(Fortsetzung aus Nr. 100.)

Sehr wahr bemerkt der Verfasser im ersten Capitel über diese Versammlung: „In der That war ihre Mäßigung eine Nothwendigkeit gewesen. Durch sie allein konnte es gelingen und gelang es dem Landtag sich bei der noch geringen politischen Durchschnittsbildung der preußischen Nation die nothwendige breite Grundlage des langsam erwachenden Volksbewußtseins und seiner Theilnahme an der Entwickelung des Vaterlandes zu sichern." Die Kehrseite hierzu ist, wie ich schon einmal angedeutet, die erste preußische Nationalversammlung, welche vom Volke verlassen wurde, sobald sie an die bewußte politische That desselben durch die Steuerverweigerung appellirte. Die reactionnairen und conservativen Parteien haben diesen Act der Nationalversammlung als Hochverrath zu brandmarken gesucht, ja die Steuerverweigerer entgingen nur durch ganz besondere Umstände dem Criminalproceß, obwol sie eigentlich nur das Ministerium Brandenburg für nicht berechtigt erklärt hatten Steuern zu erheben. Sie waren mit dieser Erklärung dennoch ganz in ihrem Rechte, aber sie begingen einen politischen Irrthum, der ihren Einfluß vernichtete: ihr Glaube an das Volk war größer als ihr Verständniß des Volks.

„Die Hand zur Verständigung und Ausgleichung war geboten", äußert Stahr in demselben Capitel; „mit ihr die Möglichkeit einer weitern Entwickelung auf dem Wege der Reform im Jahre 1848. Die Krone stieß die Hand zurück, und beschwor die Revolution über Preußen herauf." Wer Alles erlebte und mit offenen Augen sah, kann nicht anders urtheilen. Nicht das Volk, das „langmüthigste der Erde", wie es im Vorwort heißt, machte bei uns die Revolution, sondern Krone und Regierung. Die Heuchelei der dermaligen Zustände, auch die zur Schau getragene und doch im Grunde unwahre Ergebenheit der Stände gegen den König geißelt Stahr unter Anderm mit folgenden Worten: „Ein neues Strafgesetzbuch ward entworfen und, damit der Schein gewahrt werde, zu seiner Berathung die Vereinigten Ausschüsse der Provinzialstände berufen. Ihre Berufung sollte zugleich dem Patente vom 3. Febr. die «gesetzliche Erfüllung» geben. Es gehörte zu dem System der absolutistischen Perfidie, daß man fortwährend von Gesetz und Gesetzlichkeit redete in einem Staatszustande in welchem grundsätzlich nur der König Gesetzgeber, sein Wille Gesetz, seine Auslegung sogar der vor ihm gegebenen und bereits von dem Gesetzgeber selbst interpretirten Gesetze die allein gültige war. Und es gehört nicht minder zu dem System der Unwahrheit und Heuchelei der liberalen und oppositionnellen Partei, daß sie, während sie factisch jenes System des absoluten königlichen Willens anerkannte, dennoch von Gesetzlichkeit, von einem Rechtszustande zu reden, und sich auf «das Gesetz» zu berufen wagte, gegenüber einem Gesetzgeber dessen unbeschränkte Macht an der Wurzel anzugreifen es ihr an Offenheit und Muth gebrach. Selbst die liberale Opposition floß in ihren officiellen Kundgebungen über von Vertrauen. Hörte man dagegen dieselben Männer einzeln im vertrauten Kreise, so war Keiner der jene Ausdrücke des Vertrauens nicht auf das entschiedenste Lügen strafte. Die Heuchelei war allgemeine Krankheit, die Lüge öffentlich, die Wahrheit geheim und Privateigenthum." Man sieht, Stahr übt in seinem Urtheil über die Opposition des Vereinigten Landtags ebenfalls strenge Gerechtigkeit; aber er verkennt nicht wie Bauer die geschichtliche Nothwendigkeit ihrer Mäßigung. Ersterer hat eben politischen Blick, und Dieser nur das starre Auge des Ideologen.

Ueber Camphausen's Worte in der Sitzung der Vereinigten Ausschüsse vom 18. Jan. urtheilt der Verfasser: „Camphausen fühlte als er diese Worte sprach sein Herz durchzittert von der drohenden Gefahr, und bei ihm, wie bei allen Patrioten, steigerte sich in jenen Tagen der Schmerz über die Verblendung des Hofs und seiner Rathgeber um so höher, je klarer sie einsahen, mit wie wenigen von Vernunft, Geschichte und Gerechtigkeit selbst geforderten Zugeständnissen auch jetzt noch der drohende Sturm beschworen oder doch das Staatsschiff in den Stand gesetzt werden könne ihm erfolgreich die Stirn zu bieten." Ja wol, mit wie Wenigem! Wäre der Camphausen'sche Verfassungsentwurf, welcher der Nationalversammlung vorgelegt wurde im Jahre 1847, wäre er nur noch vor dem 18. März 1848 octroyirt worden, so hätte ein Jubelruf ganz Deutschland durchhallt, Preußen keine Revolution erlebt, und seinem Könige hätten die Völker und Fürsten Deutschlands im März 1848 die Kaiserkrone entgegengetragen. In diesem Augenblick würde selbst Baiern nicht zu widerstehen gewagt haben. Lernen die Könige aus der Geschichte? Camphausen schloß seine Rede folgendermaßen: „Ein Wort hätte hingereicht den Verfassungsstreit in Preußen auf immer zu schlichten. Es ist nicht gesprochen worden. Die Folgen müssen getragen werden. Die Geschichte aber wird richten zwischen uns und der Regierung."

Die zum Theil so schmachvollen Abstimmungen der Vereinigten Ausschüsse über das hochnothpeinliche Strafgesetzbuch werden scharf mitgenommen. Diese Seiten lese man nach, will man den preußischen Absolutismus vor dem März 1848 in seiner ganzen fanatischen Unduldsamkeit sich ins Gedächtniß zurückrufen. Es gibt der Parallelen viele zu ziehen mit der Perfidie welche gegenwärtig das preußische Steuer führt, und in gleicher Weise Völker und Fürsten betrügt. Die Aufhebung des Staatsraths in seiner bisherigen verfassungsmäßigen Bedeutung, die Vernichtung der Unabhängigkeit des Richterstandes, verdoppelt strenge Ueberwachung der Presse, schmählicher Druck aller Regungen des Volksgeistes, Beschämung dem Auslande gegenüber, namentlich als Dänemark und Neapel zur Zeit sehr freisinnig erscheinende Verfassungen erhielten, der innere Nothstand, welcher die völlige Ohnmacht des bureaukratischen Verwaltungssystems zur Bekämpfung solcher Leidenskrisen der Völker an den Tag brachte — alles Das schürte die Aufregung des preußischen Volks. Und doch war die Revolution noch immer zu vermeiden, war sie es noch im März 1848. Ich pflichte der Ansicht Stahr's vollständig bei, wenn er im dritten Capitel, das die Verblendung des Absolutismus in der ersten Hälfte des März schildert, sich dahin äußert: „Kein Volk wollte die Revolution weniger als das preußische, keine Hauptstadt hatte weniger Neigung für eine gewaltsame Umgestaltung

der Staatsverhältnisse als Berlin. Es war dem Hochmuthe der absolutistischen Verblendung vorbehalten beide zu Dem zu zwingen was sie von Herzen verabscheuten."

Bevor ich dem Verf. weiter auf seinem geschichtlichen Wege folge, muß ich einen Rückblick thun in das zweite Capitel, welches ganz dem Prinzen von Preußen gewidmet ist. Diese und die spätere Schilderung des Königs sind wahre Cabinetsstücke der deutschen Geschichtschreibung in zwiefachem Sinne. Die Charakteristik des Prinzen von Preußen liefert in ihrer scharfen Contourirung und dem breiten Pinselstrich, welcher dem geschilderten Gegenstande die volle Beleuchtung einer fest und sicher greifenden Auffassung ertheilt, ein Gemälde voll plastischer Kraft und lebenswahrer Färbung, ein politisches Portrait, das der Kunst des Geschichtschreibers den Preis der Meisterschaft erwerben muß. Des Prinzen Reden auf dem Vereinigten Landtage sind mit ungemeinem Geschick in die Charakteristik verflochten, und zeigen den harten altpreußischen Absolutismus, der mit nacktem und nüchternem Soldatenmuthe ausgesprochen wird.

Mit dem vierten Capitel treten wir in die eigentliche Märzbewegung. Die Schwüle in Berlin und der Mark, während rings in Deutschland Alles kochte, die Schwäche des Magistrats, die vertrauende Petition der Stadtverordneten, die erste Volksversammlung unter den Zelten, die Halsstarrigkeit des Absolutismus werden geschildert. „Bis zum 14. März", heißt es S. 55, „lag Deutschlands Schicksal in Friedrich Wilhelm's IV. Hand. Ganz Deutschland bot ihm die Kaiserkrone des Deutschen Reichs für ein einziges Wort. Er sprach es nicht aus, und als er es aussprach war es — zu spät." Ein Fürstentag sollte zusammenberufen werden. Mittlerweile erfolgte die Auseinandersprengung der zweiten Volksversammlung unter den Zelten, die Mishandlung des Volks auf den Straßen, weil es sich lebhafter bewegte als sonst. Die Tage des 14. bis 18. März werden mit großer Anschaulichkeit und Wahrheit in den Oertlichkeiten und Vorgängen dargestellt. Der Leser durchlebt noch einmal das Werden, das officielle Großziehen der berliner Revolution aus dem Gefühl der sittlichen Empörung im Volke sich von einer bevorrechteten Soldatenkaste schonungslos gemishandelt und niedergeschossen zu sehen. Und am 17. März versicherte Herr v. Bodelschwingh dem russischen Gesandten in Berlin: er könne getrost nach Petersburg schreiben, in Berlin sei die Sache abgemacht. Die Reaction des Absolutismus ist auch heute wieder in Preußen ganz ebenso selbstgewiß, und wird in dieser Selbstgewißheit zweifellos immer mehr und mehr sich überstürzen.

Die wiener Revolution beschleunigte die Katastrophe welche im fünften Capitel erzählt wird. Dieses Capitel bringt, als Mittelpunkt der mit voller Lebenswirklichkeit in einen Rahmen übersichtlich gruppirten Ereignisse des 18. März bis zum Ausbruch des Kampfes, eine überaus schöne Charakteristik des Königs. Ich fühle mich gedrungen einige bedeutsam wahre Aussprüche und Züge daraus hervorzuheben.

„So lange Deutschland eine Geschichte hat", heißt es S. 66, „ward keinem deutschen Fürsten vom Geschick eine glücklichere Stellung geboten als dem Sohne und Nachfolger Friedrich Wilhelm's III. von Preußen." Und bald darauf: „Friedrich Wilhelm IV. liebte die Freiheit — aber er liebte sie für sich allein, als ein «beneidenswerthes Vorrecht der Könige». Das war der Unterschied. Der Absolutismus welcher bisher ein System gewesen war ward in ihm persönlich." Das schärfste Schlaglicht das je auf die neueste preußische Geschichte fiel werfen diese kurzen Worte. Wer weiß nicht, daß der persönliche Absolutismus der immer leidenschaftlich ist viel unleidlicher wirkt als der Absolutismus des kalt und ruhig, mit wohlüberlegtem Verstande abgemessenen Systems? Wenn dieser niederdrückt und abspannt, so erbittert jener und reizt auf.

„Sein Wahlspruch: Freie Völker, freie Fürsten! betonte zu einer und derselben Zeit die alte absolute Herrscherwillkür des von Gott verordneten und erleuchteten Königthums, und die Selbständigkeit und das Selbstbestimmungsrecht eines mündigen Volks. Er suchte die Quadratur des Zirkels: zu geben ohne aufzugeben. Er wollte dem Volke oder doch den Ständen des Volks — denn das Volk war ihm nur die außerhalb der gegliederten Stände befindliche Masse, die Proletarier — große, wichtige Rechte verleihen, ohne dadurch ein einziges der alten Prärogative des Absolutismus aufzugeben oder auch nur zu beschränken. Er wollte Allen genug thun, und verdarb es mit Allen, weil er Keinem genug that. Dazu kam noch ein Anderes: Friedrich Wilhelm IV. stand mit seinen phantasievollen Plänen allein. Es fehlten die Männer welche dieselben ergriffen, und mit der Energie der verständigern Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit praktisch zu formen und umzuformen verstanden hätten. Das alte System hatte nur Beamte, keine Staatsmänner, dienstwillige Maschinen, keine Charaktere hervorgebracht." „Wie Hamlet bald scharfsinniger Grübler, bald dunklem Gefühlsdrange hingegeben, alle seine Umgebungen an Bildung und Geist übersehend, wortreicher, glänzender Redner, witziger Humorist, immer heimlich getrieben durch vielfache Motive zu der einen That welche die Welt von ihm erwartete, und immer Gegengründe findend zum zaudernden Verschieben, bis zuletzt ihn wie den Dänenprinzen im fünften Acte ein Zufall fortreißt zu der That die nun keine That mehr ist." „Wäre der Inhalt seiner deutschen Absichten, wie ihn zu spät Herr von Radowitz aufdeckte, noch im Jahre 1847 dem deutschen Volk bekannt gewesen, ein Jubelsturm hätte ihn von neuem emporgetragen auf die Höhe der öffentlichen Meinung von Deutschland. Denn dies monarchische Volk sehnte sich nach einem gekrönten Messias. Aber Friedrich Wilhelm IV. wollte den Triumph der Ueberraschung genießen, und auch hier allein vollbringen was nicht ein Mensch, was nur ein Volk vollbringen kann." Und nun die tragische Katastrophe: „Friedrich Wilhelm IV. fiel von sich selber ab im Momente der Entscheidung. Das Wort Constitution entfloh seinen Lippen. Ein beschriebenes Blatt Papier sollte sich nun dennoch drängen zwischen seinen Herrn Gott im Himmel und sein Volk."

Die in demselben Capitel folgende Schilderung der Nachmittagskatastrophe am 18. März, wobei wiederum des Königs Charakter mit seltenem psychologischen Scharfblick ergriffen und dargestellt wird, und die Motive seiner Handlungsweise auf das menschlichste nachgefühlt werden, gibt die geschichtliche Wirklichkeit mit dem Eindruck dramatischer Wärme. So auch das Gemälde des Kampfes und seiner unmittelbaren Folgen im nächsten Capitel. Von großer Wichtigkeit scheint es mir gerade jetzt die Unfreiwilligkeit der königlichen Zugeständnisse sich von neuem zurückzurufen und an den Thatsachen zur Klarheit zu bringen; denn (wie es S. 77 heißt) „die Schamlosigkeit der besiegten Partei hat es später gegen alle die sprechenden Thatsachen der Geschichte gewagt: freien Willen und längst gehegten Entschluß zu nennen was nur der unwiderstehliche Drang der äußersten Noth der widerstrebenden Hand entringen konnte".

Was die Einzelheiten des ersten Zusammenstoßes und des andauernden Kampfes betrifft, so verweise ich Ihre Leser auf das Buch selbst, dessen Angaben ich als Augen- und Ohrenzeuge bestätigen kann. Noch ein Ausspruch aus dem letzten Capitel des ersten Buches möge wegen seines unbefangen wahren Urtheils hier eine Stelle finden: „Nicht wegen der Unerträglichkeit eines tyrannischen Jochs, nicht für eine neue Idee hatte man sich in Berlin geschlagen. Ein bis zu dieser Stunde politisch wenig bewußtes, monarchisch-gehorsames Volk, dessen Verlangen nicht über die schon verheißenen Freiheiten hinausging, empörte sich, weil man ein Urgefühl der Menschheit in ihm gekränkt hatte." Die erste berliner Revolution war eine Revolution der sittlichen Empörung; der Kampf um die politische Idee lag und liegt wahrscheinlich noch in der Zukunft dieses Volks.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 162. — 7. Juli 1849.

Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Weiter erweckt es nicht geringes Bedenken, eine, freilich durch und durch poetische, Richtung des Pantheismus mit dem einfachen, unausgebildeten Gefühlsleben dieser Dorfmenschen in so engen Zusammenhang verwoben zu sehen: ich meine jenes zerfließende sich Hingeben an den harmonisch mit der eigenen Stimmung zusammenklingenden Geist der Natur, jene schmelzende Sehnsucht des Endlichen sich in die mannichfaltige Unendlichkeit des Alls aufzulösen, die endlich in ein freudig sicheres Sicheinswissen mit der Seele alles Lebens beruhigt sich zusammenfaßt, wie es uns so großartig aus F. Rückert's Versen (in den „Angereihten Perlen") entgegenleuchtet:

O Sonn', ich bin dein Strahl, o Ros', ich bin dein Duft.
Ich bin dein Tropf', o Meer, ich bin dein Hauch, o Luft!
Geheimniß unerforscht! Was nicht die Himmel fassen,
Hier in dies enge Herz will es sich fassen lassen.

In dieser Steigerung allerdings muß ein solches Uebergreifen aus der gefesselten Isolirtheit persönlicher Individualität, zusammengehalten mit dem möglichen Anschwellen des innern Gesichtskreises bei solchen Naturen wie einem Sohne des Dorfs, hinsichtlich der poetischen Wahrheit Bedenken erregen. (Ich habe hier zunächst die Schilderung auf S. 78—81 im Sinne.) So lange dagegen diese Anschauung nicht als eine bewußte in die Subjectivität der dargestellten Charaktere hinübergetragen, sondern nur in symbolisirender Naturschilderung objectiv an die Stimmung der letztern angelehnt wird, erfüllt sich damit das Gesetz unter welchem eigentlich überhaupt nur Bilder des Naturlebens in die dichterische Ueberschau menschlichen Waltens eintreten sollten.

Anders freilich liegt die Sache, wenn wir die ganze Summe jener Gefühle die bei den Kindern der engen Welt des Landlebens immer etwas „out of character" erscheinen mußten, zu fast wissenschaftlicher Bewußtheit erhoben von einem so durch und durch reflectirten Culturmenschen wie dem Collaborator in der „Frau Professorin" (dem zweiten Stück der Trias, zu dem wir uns jetzt wenden), ausgesprochen sehen (S. 134):

Ich war emporgekommen, hoch hinauf auf Bergeshöhen, die die Kirchthürme weit überragen, ich stand über Zion auf den Spitzen des unendlichen Geistes: da fühlte ich's wie noch nie, daß ich nicht sterben kann, daß ich ewig lebe; ich faßte die Erde die mich einst decken wird, und mein Geist schwebte hoch über allen Welten. Mag ich freudlos über die Erde ziehen, klanglos in die Grube fahren, ich habe ewig gelebt und lebe ewig....

„Die Frau Professorin" ist nun von Auerbach's Dichtungen ohne Frage diejenige in welcher uns die umfassendste, vielseitigste Offenbarung seiner ganzen Natur geboten wird, die uns aber zugleich auch am bestimmtesten auf den Punkt hinweist, wo die moderne Kunst überhaupt ihre Grenze hat. Das nächste Gefühl, was sicherlich in Vielen als Resultat des Genusses derselben herrscht, ist allerdings wol ein tröstliches; jedoch zeigt sich bald, daß dies aus einer vom Dichter vielleicht selbst beförderten Einseitigkeit hervorgeht. Eben dadurch, daß dem unverkümmerten Naturwalten ein Triumph darin bereitet wird, erscheint uns die ganze Ausführung in ihrer Meisterschaft so höchst trostreich, und das echt Menschliche in uns ansprechend und erhebend. Für die Sorge, es möge am Ende das Civilisationsgift alle reine Natur noch vernichten, inficirend zerfressen, unterhöhlen, erscheint der Ausgang beruhigend. Wir sehen es ist noch, wenn auch vereinzelt, ein Sinn und eine innere Gesundheit, die mit Härte sich gegen das Umgreifen urbaner Machinationen anstemmt, eine ihrer eigenen Würde sichere Natur, die allen unberechtigten Angriffen auf ihren reinen Bestand, und sollten sich diese auch in Liebesworte verhüllen, hochherzig den Rücken wendet, der ursprünglichen rechten Bahn zugekehrt.

Reinhard, dessen Liebe man nicht recht traut, wird wol kaum bedauert. Vielleicht, sagt man, war er schon damals als er zuerst in das Dorfleben einkehrte so ganz dem Unheil alles modernen, blasirten Wesens verfallen, daß die hier aus diesem frischen Geschöpf entgegenblühende, von allem bösen Hauch unberührte Gesundheit nur des Contrastes wegen, in künstlerischer Laune ihm reizend erschien, ein Gefühl in ihm anregte das doch die Prädestination rascheſten Verfliegens bei dem Rastlosen in sich trug. Man meint wol gar, für die Thorheit seiner Experimente an Lorle, die nur ihm freilich nicht verkehrt erscheinen wie sie es wirklich sind, habe er noch weit härtern Lohn von der poetischen Gerechtigkeit verdient als man in dem vielleicht bald betäubten

Schmerz über Lorle's Verlust zu erblicken vermag. Was dagegen Lorle leiden muß geht uns tief zu Herzen. Man übersieht die, wenn auch freilich sehr einfache, Schuld, die in der That für das Zartgefühl der Kunst eine tragische Folge zu rechtfertigen scheint. Diese Schuld ist ihre Liebe und der Glaube dieser Liebe. „Liebe — Schuld?" fragt man verwundert. Das ist Weltzusammenhang und Gerechtigkeit. Man denke an die tiefe Wahrheit die Novalis seinem Heinrich von Ofterdingen in den Mund legt: „daß Schicksal und Gemüth Namen Eines Begriffs sind." Diese Wahrheit scheint vollen Trost für alles Leid was wir der herrlichen Lorle aus der Liebe zu Reinhard erblühen sehen in sich zu hegen und den Dichter zu rechtfertigen. Trost, soweit er nöthig ist; denn vom Dichter, wie gesagt, ganz auf die Seite der reinen naiven Natürlichkeit hinübergezogen, halten wir doch all dies Leid nur für klein, es verschwindet vor dem Siege, vor dem herzerquickenden Triumph mit dem diese Natur unversehrt aus der Marterwelt, der sie selbst aus Liebe, in frommer Schuld, sich überliefert, kräftigen Sinnes sich losmacht in ihre wahre Heimat, zu der Natur selbst, zu ihrer Bestimmung zurückzukehren. Der schönste Glaube an den ewig guten Kern des Menschen wird durch diesen entschiedenen Sieg einer berechtigten Weltanschauung, eines werthvollen Lebenskreises uns mitgegeben. Alles Das scheint dem Dichter das Zeugniß zu stellen, daß sein Werk keinen unversöhnten Rest disharmonischen Gefühls zurücklasse, sondern völlige Lösung und beruhigende Ausgleichung biete. Aber es *scheint* auch nur: die freiere Ueberschau welche den Sinn über die parteiische Einseitigkeit hinaushebt kann nicht dabei stehen bleiben sich daran zu erfreuen, daß der versuchte Uebergriff aus dem einen Kreise in einen andern berechtigten in seiner strafwürdigen Rechtlosigkeit aufgezeigt, der in Frage gestellten Art und Anschauung des Volks dagegen das angetastete Recht gesichert ist; sie kann sich nicht dabei beruhigen, daß die anmaßende Lebenssphäre moderner städtischer Bildung mit Strenge in ihre Grenzen zurückgewiesen wird. Es ist richtig, die letztere hat in (ihrem Repräsentanten) Reinhard sich gestellt, als sei es ihr Recht, ihre Aufgabe jene andere ihrer eigenthümlichen Form zu entkleiden, in sich aufgehen, in den Kreis ihrer Bedingungen übertreten zu lassen. Dies muß zwar als unberechtigt dargestellt werden, aber darum behält doch die der einfachen naiven Volksanschauung entgegengesetzte complicirte, verfeinerte, reflectirende Lebensrichtung auch ihr (relatives) Recht. Darum mußte in letzter und höchster Instanz die Kunst den herbeigeführten und ausgemalten Conflict in wechselseitiger Ineinanderverschmelzung der Gegensätze zur harmonischen Lösung bringen. Dies jedoch ist nicht geschehen. Wir müssen uns traurig genug mit der bloßen *Rettung des Princips* abfinden lassen. Was kommt auf das arme, sehnsüchtig klopfende, duldende Herz des *einzelnen* Menschen dabei an! Das mag sehen wie es mit sich fertig wird. Wenn aber die Dichtung ihren ganzen Beruf erfüllt, so darf sie sich nicht mit Dem begnügen was uns hier geboten wird; sie darf nicht, wie Das hier der Fall, im völlig unversöhnten Conflict stecken bleiben. *) Auf einem höhern neutralen Gebiete, im echten künstlerischen Humor, müssen die streitenden Parteien zur harmonischen Einigung zusammengeführt werden. Es scheint, daß die Erfüllung dieser höchsten Stufe einer fernen Zukunft vorbehalten bleibt. Als Einzelner ein allgemein noch nicht Durchgedrungenes zu anticipiren hat Auerbach sich nicht getraut; obgleich übrigens der volle Gegensatz aller Romantik, muß er uns hier an A. v. Arnim's Wort erinnern, welches den „Trost einer nicht jenseitigen, sondern ewig sich vollziehenden Ausgleichung der Gegensätze" von sich zu weisen scheint: Die rechte Kunst ist wahr, sie heuchelt (!) nie den Frieden wo sie ihn doch nicht geben kann. Was er jedoch von Voraussetzungen zu dem Vermißten aus seiner eigenen Anschauung zu geben vermochte, Das hat er im Charakter des Collaborators als freie, die Widersprüche in ihrer genetischen Nothwendigkeit begreifende, zugleich aber eben darum über sie erhabene und ihrer Versöhnung völlig gewisse Erkenntniß meisterhaft zum Ausdruck gebracht. Und darum wird ihm auch nicht wie dem Epigonendichter Immermann der Vorwurf gemacht werden können, daß er die Hoffnung, die vor Allen der Dichter nie vergessen soll, uns hier entbehren lasse.

Der Collaborator sieht von vornherein die ganze Thorheit; er kennt Reinhard, er kennt Lorle. Als er die Nachricht von der Verlobung durch den Erstern empfängt, spricht „Staunen und Kummer" aus seinem Antlitz. „Wenn sie Einer heirathen und aus ihrem Boden reißen dürfte, so wär' Das nur ich, ich allein; ja lache nur, ich verstehe sie allein; du bist viel zu wild, du darfst eigentlich gar nicht heirathen": — so macht er rücksichtslos dem Freunde gegenüber seinen Empfindungen Luft. Seine weise einlenkende Stimme verhallt; es bleibt ihm nur der still verzweifelnde und doch bejahende Blick auf das Unheil. Er versteht die Welt. Er ist ein humoristischer Charakter. Das warme Interesse für Alles was die Menschheit angeht, den tiefen Schmerz über die Noth der Menschenbrüder, den schönen ehrwürdigen Zorn über die Gleichgültigkeit die daran herzlos vorübergehen kann, und dabei doch wieder hoffnungsvolle Beruhigung im festen Glauben an die immanente Vernunft des Weltlaufs — das Alles finden wir in Reinhard nicht. Dieser ist zu sehr Künstler um dauernd in seinem Gedankenkreise Etwas festzuhalten was nicht unter dem Gesichtspunkte des Schönen, des Kunstobjects in denselben eintritt. Sein ganzes inneres Leben ruht nicht auf der Grundlage einer fertigen ethischen Weltanschauung; es ist wesentlich von der bunten

*) Es ist kaum zu begreifen wie z. B. Heinrich Pröhle behaupten kann, daß in dem reinen Menschenthum der Gestalten des Ivo und der Lorle, welche aus der Cultur der Städte zu dem volksthümlichen Landleben zurückkehren, wir in der That den Conflict zwischen Cultur und Nationalität (obendrein ungenau ausgedrückt!) bereits aufgelöst sähen.

Masse der Eindrücke abhängig und bestimmbar die durch sinnliche Anschauungen auf seine äußerst lebendige Empfänglichkeit geübt werden. So läßt er denn auch das Widersprechende ruhig in sich treiben; in dem flüchtigen Gefühl für die schöne Form, für das Bild ist ihm kein Höchstes und Letztes gegeben auf das er die zufälligen, durcheinandergehenden Gefühle ordnend zurückbeziehen könnte, um sie zu gewinnreichen bleibenden Resultaten zusammenzufassen. Gleichwol ist es durchaus irrig, wenn man zuletzt, wie Das wol hier und da geschieht, in ihm schlechthin einen Lumpen sehen will, wodurch dann auch die ganze Geschichte auf das trostlose Experiment hinauslaufend gedacht wird, zu zeigen, daß ein Lump ein braves Mädchen unglücklich macht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Berlin.

(Beschluß aus Nr. 161.)

Das Stahr'sche Buch ist wahre Geschichtschreibung. Der Verf. ist auch von der Idee geweiht, aber von der lebendigen Idee der menschlichen Geschichte, nicht von der starren Idee eines abstracten philosophischen Systemcultus. Bei ihm findet man daher Fleisch und Blut der Geschichte und handelnde Charaktere, wo Bauer nur Schemen gibt. Entspricht, wie man nicht zweifeln darf, die Fortsetzung dem Anfang, so wird die deutsche Literatur um ein bedeutendes Werk reicher.

Was war das Ergebniß des berliner Volkskampfes, des Abzugs der Truppen, der Demüthigung des Königs? Stahr antwortet: „Von diesem Augenblick an war der König von Preußen ein König von Volkes Gnaden." Hätte er es begriffen wie es ihn bei der Leichenschau durchschauerte, hätte er es zu begreifen vermocht — wie anders und glücklicher konnten Deutschlands Geschicke noch immer fallen! Die Aufgabe einer Betrachtung der berliner Zustände vom 18. März 1848 bis 18. März 1849 sollte es wol vor Allem sein den immer breiter wieder aufklaffenden Abgrund zwischen Regierung und Volk in seiner ganzen historischen Wichtigkeit darzustellen. Ich hoffte Dies von der Schrift des Professor Gneist, allein vergebens.

Diese Schrift ist durch und durch doctrinair, obwol sie gegen den Doctrinarismus in aller Welt protestirt. Wirkliche Schilderung der berliner Zustände, des allmäligen, von der Nationalversammlung vorgeahnten Wachsens der Reaction, des Scheinlebens aller Ministerien in ihrem Verhältniß zum Hofe wie in ihrem Verhältniß zur Volksvertretung, der Stellung der letztern gegenüber jenen scheinconstitutionnellen Ministerien einerseits, hinter deren Rücken die Marionnettenspieler agirten, und den entfesselten Waffen andererseits, welchen eine bedauerlich schwache Stadtbehörde keinen Widerstand zu leisten vermochte, findet man keineswegs, sondern mehr nur eine etwas trockene Erzählung der Thatsachen mit daran gereihten belehrenden Apostrophen und leicht ironisirenden Bemerkungen. Die Schrift nimmt weder eine bestimmte politische Parteistellung ein noch einen wahrhaft geschichtlichen Standpunkt. Sie hat ein vorwaltend persönliches Interesse, einmal für den Verfasser, der darin einen Feldzug thut zu Gunsten seiner Wirksamkeit als Stadtverordneter, und dann für Diejenigen welche einen Candidaten zur letzten berliner Abgeordnetenwahl näher wollen kennen lernen. Ich beschränke mich deshalb auf wenige Andeutungen über den Inhalt.

Gneist hat ein fertiges System staatlicher Entwickelung in seinem Kopfe, das für Zeiten ruhigen Reformschritts ganz geeignet sein mag, dessen Maßstab jedoch, an revolutionnaire Zeiten gelegt, den grassen Theoretiker verräth. Der Verf. will zwar recht geschichtlich denken, kann aber aus dem System nicht heraus. Er ist ein halbwegs freisinniger Professor, aber das Katheder vermag er nicht loszuwerden, und so gestalten sich denn die staatsrechtlichen Vorlesungen zur Hauptsache, die geschichtlichen Schilderungen zum bloßen Thema.

Sein System ist das System des allmäligen gegliederten, abgemessenen Fortschritts. Seite 4 sagt er: „Ich rechne zu den größten Fehlern des alten Regierungssystems jene sich jetzt schwer rächende Vernachlässigung des Bürgerthums, welches man zwischen der offenen und stillen Geringschätzung eines hochmüthigen Beamtenthums und eines doctrinairen Literatenthums verkümmern ließ, und so unter den Fesseln einer allbevormundenden Staatsverwaltung die Entstehung eines politischen Mittelstandes (man verzeihe mir diesen sonderbaren Ausdruck) hinderte. Auch die politische Lebensluft, die Oeffentlichkeit, wurde der städtischen Vertretung jahrelang grundsätzlich versagt, während eine klügere Regierung sie schon damals hätte octroyiren sollen, als die Stadtverordneten, in bloßen Localinteressen verdumpft, das Bedürfniß derselben noch nicht empfanden. Ich war stets der Ansicht, daß nur eine kräftige und muthige Gemeindevertretung unser Staatsleben vor jener Zerfahrenheit und einem Zerfließen in ein allgemeines Urwählerthum hüten könne; und ich bin dieser Ueberzeugung noch jetzt."

Dem was ich zwischen diesen Zeilen lese, daß nämlich Preußen auf das leichteste den Weg der Reform statt des Weges der Revolution hätte wählen können, pflichte ich mit voller Ueberzeugung bei, und jener wäre auch mir der wünschenswerthere gewesen. Daß ferner die Entwickelung der Gemeindefreiheit eine Grundsäule jedes freien Staats, daß eine kräftige und muthige Gemeindevertretung uns vor vielen Uebeln hätte bewahren können, anerkenne ich unbedingt, vermißte aber leider sowol Muth wie Kraft an den berliner Stadtverordneten des vorigen Jahres, deren ehrenvollste Thaten der Verf. in seiner Schrift mittheilt. Die Stadtverordneten hätten den Magistrat zu größerer Energie zwingen müssen: nur an den Stadtbehörden lag es, daß man die anarchischen Zustände in Berlin, deren aufgefangene Strahlen im Vergrößerungsglase des Herrn Bassermann auch Gneist belächelt, zum Vorwande reactionnairer Willkürhandlungen nehmen konnte. Die Bürgerwehr war bereitwillig, aber die Stadtbehörden lavirten ungewiß her und hin, und raubten sich selbst das Vertrauen der Bevölkerung.

Was ich ganz besonders nicht mit dem Professor Gneist theile, ist die starke Antipathie gegen das allgemeine Urwählerthum, welche sich als rother Faden durch die Vorträge des Buches zieht, und die Eindrücke der Ereignisse eigenthümlich färbt. Wie gesagt, Reform wäre auch mir unendlich lieber gewesen als Revolution; aber der Schritt war einmal geschehen, und ich lebe der Ansicht, daß gerade die preußische Nationalversammlung sowol wie die diesjährige Zweite Kammer bewiesen haben, es lasse sich mit gesetzgebenden Versammlungen die aus Urwahlen hervorgingen sehr wohl regieren. Beide waren ihrer Mehrheit nach durchaus monarchisch, jene im Anfang sehr gemäßigt, namentlich wenn man die revolutionnaire Aufregung der Hauptstadt mit in Anschlag bringt; diese noch gemäßigter und mehr als gemäßigt. Nur die Perfidie der Regierungspolitik stellte die Mehrheit der Nationalversammlung immer weiter links, und konnte mit der Zweiten Kammer nicht bestehen. Darum mußte die Volksvertretung fallen.

Was Gneist unter einem „politischen Mittelstand" versteht blieb mir unklar. Sollte er damit auf eine ständische Gliederung zurückweisen? Fast möchte ich es glauben, da er in seinem staatsrechtlichen System überhaupt vielen traditionnellen Grundsätzen unbedingt folgt. So heißt es in dem Abschnitt von der Selbstregierung: „Freie Staaten folgen in ihrer militairischen Organisation einem überwiegend monarchischen Princip; in der Verwaltung einem conservativ-aristokratischen Princip, in der Gesetzgebung und Steuerbewilligung dem demokratischen Princip." Wenn England und Nordamerika als lebende

Beispiele zu diesem staatsrechtlichen Grundsatz angeführt werden, so muß ich sagen, daß ich für meine Person die wunderbare Gneist'sche Mischung der Principien, die ihm vermuthlich eine Gliederung scheint, weder in England noch in Amerika entdecke, daß ich dagegen z. B. in der englischen Verwaltung mehr Demokratie erblicke als in der englischen Gesetzgebung. Es ist wirklich Humor darin, wenn man sieht wie der blasirte Bruno Bauer dem Volke Thatlosigkeit vorwirft, und der doctrinaire Gneist alle Welt doctrinair findet, die frankfurter Professoren sowol, die doch aus politischen Gründen endlich ihrem Doctrinarismus in Vielem entsagten, wie die Linke zu Berlin und zu Frankfurt, ferner die Scheinconstitutionnellen nicht minder als die Anhänger der demokratischen Monarchie, die er ganz und gar nicht begreift, vermuthlich weil sie in England noch nicht dagewesen. Uebrigens will Gneist nicht wie Bauer erst Generationen in eine passive Masse zu neuen Bildungen zerreiben, ist vielmehr gutes Muths, das Volk werde sich nach verschiedentlichen Irrthümern schon in die Gneist'sche Staatsdoctrin hineinarbeiten.

Ein ungleich zweckmäßigeres und nützlicheres Werk verspricht das Unternehmen des breslauer Abgeordneten zur Ersten Kammer, Justizrath Ferdinand Fischer, von dessen „Geschichte der preußischen Kammern" jedoch bis jetzt nur das erste Heft erschien. Es bringt die Verhandlungen über die Geschäftsordnung in beiden Kammern, und die Adreßberathungen der Ersten Kammer, bietet also noch wenig Stoff zu eingehender Besprechung. Die kurze Skizzirung der vorläufigen Parteibildung vor dem Zusammentritt der Kammern dürfte des ersten Heftes interessantester Punkt sein. Die Rechte hatte sich im Hotel zur Stadt London unter Vincke's Führung vereinigt, sie folgte noch in Masse dem Impuls welchen der westfälische Freiherr ihr gab. Wie sie nach und nach Brüche und Risse bekam, wie die nochmals durch das Vertrauen zur Krone mehr als zur Regierung und durch die Sehnsucht nach verfassungsmäßiger Ordnung zusammengehaltene Mehrheit durch die unconstitutionnelle Handlungsweise des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel gesprengt wurde, liefert spätern Heften einen noch interessantern Stoff.

Fischer gehört in der Ersten Kammer zur Linken; in der Zweiten Kammer würde er etwa im Centrum gesessen haben. Er ist ein Mann von unabhängiger Freisinnigkeit, der gern conservativ sein würde, wenn er nicht den Reactionsgelüsten der Regierung fortdauernd entgegenstehen müßte. Solche Ehrenmänner und ihre starke Unterstützung werden der Krone durch den Absolutismus des Ministeriums Brandenburg geraubt, unter dessen Druck Berlin in krankhafte Apathie gesunken. Man findet die Anwendung der Feuerwaffe gegen etwas zahlreiche Volksmassen jetzt nicht mehr auffallend wie im März des vorigen Jahres, die ungesetzlichsten Verhaftungen überraschen nicht mehr; denn man erwartet nichts Anderes: das Vertrauen zerstob. Diese Art von Ruhe scheint mir für die glückliche Zukunft eines Staates unheilsamer als die Aufregung des letztvergangenen Sommers. 56.

Der genuesische Erzbischofsstuhl.

Es ist eine bekannte Sache, daß Rang- und Ceremonielstreitigkeiten nicht selten auf die Gestaltung der wichtigsten Angelegenheiten Einfluß geübt, Freundschaften gelöst, Feindschaften hervorgerufen, ganze Länder in Bewegung gesetzt haben. Der Streit zwischen den Medici und den Este, wie dem Hause Savoyen um den Vorrang erfüllte im 16. Jahrhundert alle italienischen Höfe mit Geschrei; Kaiser Leopold empfing nach dem Entsatze Wiens seinen Erretter Sobieski mit zurückstoßender Kälte, weil man sich über das Ceremoniel einem Wahlkönig gegenüber nicht zu einigen vermochte; manche Gesandtschaften sind an Ceremonielfragen gescheitert, will man selbst von den chinesischen absehen, bei welchen freilich seltsame Bedingungen gestellt werden. Die Würdenträger der katholischen Kirche sind in solchen Dingen immer sehr stark gewesen, und man weiß wie viel Uneinigkeit durch die Prätensionen der Cardinäle gestiftet worden ist, welche Souverainen selbst, so den toscanischen Großherzogen, im eigenen Lande den Vorrang streitig machten, wie der Cardinal-Erzbischof Zoudadari einst in Siena that.

Ein Streit dieser Art, immer aufs neue wieder angeregt, beschäftigte lange Zeit hindurch die Republik Genua, und man möchte über ein Jahrhundert lachen in welchem man solchen Dingen Wichtigkeit beilegte, sähe man nicht in unsern Tagen ähnliche oder noch kindischere zu ernsten Controversen Anlaß geben. Der Stuhl der genuesischen Dogen stand in der Kathedrale S.-Lorenzo im Presbyterium a cornu epistolae, gegenüber dem Stuhle des Erzbischofs a cornu evangelii. Nachdem die Republik als Herrscherin über Corsica sich den königlichen Rang beigelegt, und für ihren obersten Repräsentanten, den Dogen, die Krönung in Anspruch genommen hatte, was zuerst 1638 mit Agostino Pallavicini geschah, schien ihr die Stelle des Stuhls a cornu epistolae nicht mehr vornehm genug, und sie verlangte einen Wechsel. Der Cardinal-Erzbischof Durazzo verweigerte Dies sowie die Dogenkrönung, welche in Sta.-Caterina durch den dortigen Abt stattfand; der oberste Magistrat erschien nicht mehr bei den heiligen Functionen, eine Menge Mishelligkeiten waren die Folge, und der Erzbischof wandte sich nach Rom an Papst Urban VIII. Dieser übertrug die Untersuchung drei Cardinälen von der Congregation der Riten, welche entschieden: der erzbischöfliche Stuhl sollte an dem bisher innegehabten Platz zunächst dem Altar verbleiben, der Doge hingegen auf demselben mehr nach dem Schiff zu seinen Sitz erhalten. Damit war man damals zufrieden; als aber Durazzo starb, ließ das Gouvernement den erzbischöflichen Stuhl an der gegenüberliegenden Wand aufstellen, und der römische Hof entschied nach langer Discussion: so möge es bleiben, wären die Erzbischöfe nicht zugleich Cardinäle. Wirklich ließ im J. 1707 der Cardinal Fiesco den Stuhl wieder an die andere Seite hinstellen, und dann geschah nochmals das Gegentheil, bis im Jahre 1748 der Erzbischof Saporiti Nachts in den Dom ging, durch die Kleriker und seine Bedienten den Thron des Dogen wegnehmen und versperren ließ, und nach Massa floh um sich den Folgen zu entziehen. Man unterhandelte mit ihm, und er kehrte zurück; als aber die Regierung dennoch ihren Willen mit Gewalt durchsetzte, celebrirte er nie wieder im Dom in Gegenwart der Würdenträger der Republik. Die Revolution zerstörte Republik und Dogenthum, und wollte dem erzbischöflichen Stuhle den Baldachin nehmen der ihn zierte; aber Cardinal Spina rettete denselben durch seinen beharrlichen Widerstand. Der welcher weiß wie großen Werth der römische Hof auf das Formenwesen legt, und wie in dieser Hinsicht die Tradition eine wesentliche Geltung erlangt hat, kann sich vorstellen mit welchem Ernste Dinge dieser Art behandelt wurden. Und diese Bedeutung der Form ist auch inmitten der neuern Umwandelungen geblieben, welche die weltliche Herrschaft des Papstthums gänzlich zu vernichten drohen: das Exil hat in mehren frühern Fällen schon in solcher Beziehung Nichts zu ändern vermocht, indem mehr als sonst irgendwo auch das scheinbar Unwesentliche mit dem Innerlichen verwachsen ist. Eine ähnliche Geschichte wie die obige, nur in kleinerm Maßstabe, ereignete sich im J. 1754 in San-Remo, einer Stadt an der Riviera di ponente, wo der Bischof von Albenga, Monsignor Serra, mit dem Gouverneur Marchese Pinelli wegen der respectiven Stellen des Bischofsstuhls und des Magistratssitzes in so heftigen Streit gerieth, daß der Bischof das Interdict aussprach, und sich Oneglia auf piemontesisches Gebiet flüchtete, und ein Breve P. Benedict's XIV. nöthig ward den Frieden wiederherzustellen. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 163. — 9. Juli 1849.

Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Fortsetzung aus Nr. 162.)

Melchior Meyr (vgl. Rötscher's „Jahrbücher für dramatische Kunst ꝛc.", 1848, Bd. I, Heft 6, S. 485) will in einem ähnlichen Sinne einen Widerspruch in der ganzen Darstellung finden: „Auf dem Dorfe ist Reinhard ein liebenswürdiger Mensch und Künstler; in der Stadt ist er das Gegentheil eines Künstlers, ein Mensch der nur darum verkommt, weil Nichts an ihm ist." Ich kann aber in der That, wenn dieser Kritiker meint, eine innere Nothwendigkeit, daß Reinhard wie er zuerst auftritt später so werde und so ende, sei nicht vorhanden, darin nur eine sehr oberflächliche, misverstehende Auffassung des von Auerbach mit so großer poetischer Wahrheit veranschaulichten Charakters erblicken, von dem ich soeben die wesentlichen Züge anzudeuten versuchte. Reinhard ist seinem Wesen nach in dem städtischen Leben noch ganz Derselbe als er vorher auf dem Lande war; es ist nur zu bedenken, daß die Gesammterscheinung des Menschen — wie er in all seinem Gebahren, Thun und Treiben sich darstellt — nicht zum kleinsten Theil das Product der Verhältnisse ist in denen er sich bewegt. Und an Reinhard, bei dem der ganze innere Mensch so wenig selbstgewisse Härte und Sicherheit hat, muß sich Das vor Allem bewähren. Der Kern seines Wesens ist gut und lieb, aber leicht beweglich und allerdings ohne das unverwüstliche Mark echter Mannheit; darum müssen die Verhältnisse an die er sich fesselt ihn nothwendig zu jenem Ende führen, welches eine grobe Psychologie sich nur erklären kann wenn sie ihn schlechthin an das moralische wie künstlerische Lumpenthum verloren gibt. Unter dem Einflusse des Collaborators haben allmälig Elemente in seiner Seele Platz genommen denen nur durch das Bewußtsein seiner schiefen, verunglückten Stellung am Hofe Nahrung zugeführt zu werden braucht um ihn völlig jener innern Einheit zu berauben die zu frischem künstlerischen Schaffen unerlaßlich ist. Der Collaborator als humoristischer Kritiker, dessen Wesen ein eigenartiges Ineinander von reflectirt und naiv darstellt, spielt überlegen mit den Gegensätzen. Der Wadleswirth gibt Das in einem kurzen treffenden Gleichnisse wenn er von ihm sagt: „Bei Dem ist's wie bei dem Verwalter auf der Saline drunten, der hat einen Schlafrock den man auf all beiden Seiten anziehen kann"; ein anderes mal drückt der verständige Landmann Dasselbe noch bestimmter, zu Reinhard gewendet, in den Worten aus: „Euer Kamerad ist doch gerad' wie ein Kind, und er ist doch so gelehrt." Die somit dem Collaborator eigenthümliche Virtuosität im steten Herstellen des innern Gleichgewichts geht Reinhard völlig ab. So wie unter der treibenden Gewalt fremdartiger Einflüsse sich neben der unbekümmert frei schaffenden Richtung seiner Natur beruhigende gegensätzliche Elemente eindrängen, beginnt eine heillose Zerklüftung des innern Lebens das traurige Ende vorzubereiten. Auf dem Lande, wo es ihm vergönnt war fesselos in die Natur sich einzuleben, tritt Nichts an ihn heran was ihn an Züge seines Wesens erinnert durch die er noch eng genug mit einer andern Sphäre zusammenhängt. Die „Gedankenhetzjagd" des Collaborators regt ihn vor der Hand nur zum Widerspruch auf; diese Art, die ihm „von des Gedankens Bläße angekränkelt" scheint, kann dem in die saftvoll farbenreiche Fülle des Naturlebens Versunkenen höchstens ein ärgerliches Kopfschütteln entlocken. Er lebt mit froher Hoffnung in dem Gebet: „Heilige Natur! mache aus mir was du willst, laß mich nur kein verpfuschtes Wesen sein, irr in sich — ich will dir gehorchen." Die Zuversicht dieser Stimmung, die dann später als er Lorle zum Weibe gewonnen noch einmal so stolz sich in dem Ausruf erhebt: „Wie ich dich frei in der Luft gehalten, so habe ich dich hinweggehoben von deinem Boden; ich allein halte dich, du bist mein, vor allen Menschen der Welt, vor Allen." Diese Zuversicht verläßt ihn bald, nachdem er von dem Boden wo er der heiligen Natur sich nahe fühlen konnte gewichen ist. Er macht sein Lorle unglücklich, weil er selbst von dem Bewußtsein des unaufheblichen Gegensatzes zu ihrem Wesen, welches erst durch die Berührung mit neuen Lebensformen in ihm zur Herrschaft erwacht, grenzenlos gequält wird. Alles hat den natürlichsten Verlauf: so lange sich Lorle's Gestalt auf dem heimischen Boden bewegte, an dem Hintergrunde heimischer Zustände sich abhob, konnte sie den Mann, der schon als Künstler nicht ohne wahlverwandtschaftliche Hinneigung zu den herrschenden Elementen solches Lebens war, bezaubern; Eins

mit der Natur, erschloß sie ihm in ihrer vollendeten Harmonie die Seele dieses Lebens. Aehnliches schildert eine ältere Erzählung unsers Dichters, „Der Lauterbacher". Hier findet ein junger Lehrer, der auch, wie Reinhard, einer höhern Bildungsstufe angehört, in der Liebe zu einem Landmädchen Eingang in das Verständniß eines Lebens das ihm zunächst nur herbe und unersprießlich rauh entgegentrat; er wird in diesem Leben einheimisch, und behält fortan die gewonnene richtige Stellung zu demselben. Wird nun das Verhältniß umgekehrt, soll, wie vorher die Reflexion sich den Genuß des Naiven zugänglich zu machen und in dasselbe völlig einzugehen wußte, jetzt die naive Anschauung sich für Wendungen und Erscheinungen reflectirter Zustände aufopfern, denen sie durchaus keine nothwendige und berechtigte Stelle anzuweisen vermag, so muß sich augenblicklich der tiefste, unversöhnlichste innere Bruch zwischen den Persönlichkeiten ergeben, deren eine an die andere jene unerfüllbare Foderung stellt. Machen wir uns Dies recht klar, so werden wir begreifen, daß, sowie Lorle von ihrem heimischen Boden in die öde Dürre des Stadtlebens versetzt wird, sie und Reinhard einander unglücklich machen müssen. Er konnte auf den Ton des Dorfes mit Leichtigkeit eingehen; sobald Dies aufhören muß, wird es ihm erst klar, daß sie umgekehrt ihn gar nicht versteht, von Dem was in seinem Herzen und auf seiner Zunge ist, was ihn bewegt, was ihm groß und bedeutsam erscheint meistens kaum die fernste, dunkelste Ahnung hat. Wo sich die geistigen Grundbedingungen als so heterogen herausstellen, wo also die nächste Voraussetzung der ergänzenden gegenseitigen Zusammengehörigkeit wie die Ehe sie fodert unerfüllt bleibt, da wird das: „Die Liebe überwindet Alles!" zur bloßen Phrase, die Nichts mehr bedeutet. Reinhard wird ein Adoptivkind des Salons; er übernimmt eine Rolle am Hofe. Es ist Das nicht der Trieb seiner Natur: er glaubt nur in dem monarchischen Princip die Stütze der Kunst zu sehen, ein wenig spielt die Eitelkeit dazwischen. Nun wird er enttäuscht; man will die Kunst zur Dienerin gnädiger Launen machen, der Werth seines Schaffens wird verkannt, dazu stört und verwirrt der „ätzende Geist" des gelehrten Freundes sein künstlerisches Dichten und Trachten.

Konnte er Lorle von den Kämpfen um das innerste Wesen seines Lebensberufs Etwas mittheilen? Sonst wenn ihm die Mislichkeiten des Lebens zu nahe rückten, flatterte er davon, ließ all das kunterbunte Treiben hinter sich, und vergrub sich still in den Bergen; jetzt war er festgebunden....

Eine Ehe die statt zu trösten und mit Verständniß tragen zu helfen nur fesselt, bringt den Mann zur Verzweiflung. Wenn die Dinge so liegen, wird man auf ein, allerdings wol nicht eben zart gewähltes, zufälliges Ereigniß, durch welches Auerbach den langgehegten Zwiespalt endlich ins Leben ausbrechen läßt, nicht mehr den Ton besonderer Bedeutung legen, ebenso wenig auch tiefliegende allgemeine Gegensätze auf moralische Verschuldung der einzelnen Individualität zurückführen wollen. Den einzigen Trost für den Schmerz, daß diese Gegensätze vorhanden sind, daß der Dichter sie so ohne Versöhnung gelassen hat, gibt uns als Theilnehmer dieses Schmerzes, über den er sich doch zugleich durch die Hoffnung hinausheben läßt, der Collaborator. Und wir täuschen uns wol nicht, wenn wir in seinem Charakter zugleich ein gut Theil von dem des Dichters ausgeprägt sehen, in Dem was ihn der Regierung als „Atheisten" verdächtig macht Auerbach's Pantheismus wiederzufinden glauben. Er meint man solle dem Volke die „neuen Offenbarungen" im Gesange mittheilen, in dem die erste und letzte Bildungsstufe wieder geeint sei; — gäbe es nur mehr solche praktische „Atheisten"!

Dieselbe Sehnsucht nun nach der Wiedergeburt der Menschheit durch die reine Natur, welche der Collaborator in seinem Capitel „Adam Kadmon oder die Urmenschen an der Spitze der Geschichtsepochen" niedergelegt hat, dieselbe Sehnsucht nach Herstellung der wahren Religion offenbart sich auch in dem Kämpfer von welchem die letzte unserer Geschichten erzählt, die den Namen „Lucifer", womit der Kühne für seine freie Rede gegen die Ruchlosigkeit des Pfaffenthums gebrandmarkt werden sollte, in versöhnter Ironie bedeutungsvoll auf dem Titelblatte führt. Während Auerbach in der „Frau Professorin" Kern und Schale des volksthümlichen Lebens in unantastbarem Verharren gegen alle Modificationsversuche der überfeinerten Cultur aufgezeigt hat, sehen wir ihn im „Lucifer" auf dem Wege eine Annäherung der getrennten Bildungsstufen in dem wichtigsten Punkte, der religiösen Anschauungsweise aus dem Innern der Volksnatur heraus ohne die geringste anregende Machination von Seiten städtischer Aufklärer sich vorbereiten zu lassen. Obgleich man das hier Dargestellte im Wesentlichen sicher auf eine prophetische Anticipation des Dichters zurückzuführen hat, ist er doch dabei stehen geblieben das häretische Element, welches den naiven Sinn unmittelbar zu den Resultaten philosophischer Reflexion hinüberführen will, vor der Hand in einem einzigen Träger concentrirt aus der Mitte der Gemeinde, die sich zuletzt in durchaus feindlicher Stellung dazu hält, in die Einsamkeit des Märtyrerthums abzusondern. Indem er seinen Luzian mitten zwischen den Genossen seines Lebenskreises, von denen er „verlassen und verstoßen" wird, und den modernen Bekennern einer Welt- und Gottanschauung deren Keime sich in ihm selbst zu klarem Leben aufzuthun suchen, in deren Genesis und äußerste Consequenz einzugehen es ihm aber doch an Gewandtheit der Reflexion gebricht, mit dem starken selbstvertrauenden: „I am myself alone!" einsam stehen läßt, bleibt der Dichter hier auf der Hälfte des Wegs den er durch die ganze Aufnahme dieses Problems überhaupt betreten hat. Wie es bei diesen gröbern sinnlichen Naturen nicht fehlen darf, wird als äußeres Motiv zur Herbeiführung des theoretischen Resultats die Erbitterung gegeben welche das römisch-katholische Pfaffenthum in seinem bigoten zelotischen Repräsentanten bei Luzian gegen sich rege macht, dessen kraftvolles Gefühl von dem göttlichen werthvollen In-

halte der innern Menschennatur vor der schmachvollen, kirchlich geweihten Entwürdigung und Beschimpfung des letztern zornig zurückschaudern muß. Dennoch will uns dieses zunächst nur auf Persönliches bezogene Motiv im Verhältniß zu der steigenden skeptischen Entwickelung, die endlich zum Ausgange ein über alles Zufällige und Persönliche völlig hinausgehobenes Sichbewußtwerden des abstract principiellen Gegensatzes ergibt, in der That etwas unwahrscheinlich vorkommen; ich wenigstens muß gestehen, daß, trotz des erhebenden Bildes welches Auerbach in dem stets von gesunder Naturkraft getragenen Seelenkampfe seines Luzian darbietet, eine weit niedriger gehaltene analoge Erscheinung, die A. v. Sternberg in seinem „Paul" (I, 236 fg.) uns vorgeführt hat, eben weil sie in Motiv und Ausführung den Verhältnissen gemäß gröber gehalten ist, mir ein überzeugenderes Gepräge der Lebenswahrheit zu tragen scheint, ohne daß ich mich übrigens entschließen könnte Sternberg's anschaulich gewandte, freilich bei aller Glätte doch oft auch scharfe Zeichnung mit der großartigen, markvollen Plastik der Auerbach'schen Bilder, wo uns nicht selten aus einem leisen Zuge die sprechendste Fülle reicher Beziehungen entgegenquillt, in irgendwelche Parallele zu setzen. Sternberg's „moderner Philosoph im Leinwandkittel", der schlesische Weber Ignaz, ist ein Freigeist und Gotteslästerer geworden, weil Gott, der die Reichen groß macht, der sie speist, der sie „für ihre Laster durch Wohlleben und Glück belohnt", für ihn, den Armen, und für seine Genossen „Nichts hat als einen Schluck faules Wasser, eine Brotrinde, Gift für den Körper, einen Strohsack für das Lager und ein Bret für den Sarg". Ignaz leugnet höhnisch die Unsterblichkeit, weil er in der vertröstenden Anweisung auf dieselbe nur eine hohle Ironie auf das grenzenlose Elend, den entsetzlichen Jammer zu sehen vermag, wozu er für dieses Leben mit einer verzweifelnden Schar hungeriger Genossen verdammt ist. Auf Paul's Frage, welcher Gott statt des entthronten erhoben werden solle, entgegnet er: „Wir brauchen keinen; wir sind uns selbst Gott genug." Paul scheint sich zu wundern, daß „die Ideen auf ihrer Wanderung bis hierher gerathen" sind; aber gewiß mit Unrecht: denn die Frage nach der Nothwendigkeit des äußersten rettungslosen Uebels kann auch den ungebildeten Geist zu einer Skepsis der Verzweiflung aufstacheln, die ihn in der gefoderten Unterordnung unter das Gesetz der Religion nur das „geheimnißvolle Mittel" erblicken läßt dessen sich die Reichen und Mächtigen dieser Erde bedienen um das gläubige Volk zu knechten.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sittenroman in England.

Philarète Chasles hat in zwei größern Aufsätzen der „Revue des deux mondes" seinen Landsleuten eine Probe des englischen Sittenromans gegeben durch eine Uebertragung von „Vanity fair", von William Makepeace Thackeray. Am Schluß derselben fügt er Folgendes zur Charakterisirung dieser Literaturrichtung bei:

Die Heuchler und Scheinheiligen müssen vor der Feder Thackeray's wol erbeben. Seine außerordentliche Stärke besteht in seinem unerbittlichen Kampfe gegen die Lüge. Ungeachtet der Bescheidenheit seiner Anforderungen und der leichten und weitschweifigen Einfachheit seines Stils erdichtet er nicht einmal im eigentlichen Sinne des Worts Etwas; er findet es vor und erzählt es. In dem „Diamant Hoggarty" und in „Pendennis" offenbart sich eine eigene Art von Talent, eine feine, oft unbarmherzige Zergliederungskunst, ein heißer Drang die Masken von den Zuständen abzureißen. Glänzende und pathetische Scenen haben in der französischen Uebertragung bisweilen wegbleiben müssen; denn viele von den agirenden Personen Thackeray's, die mit den lebhaftesten Farben ganz als Engländer gezeichnet sind, würde der fremde Leser gar nicht begriffen haben. Das macht die Einsicht in fremde Sitten so schwer, daß man um sie zu verstehen das Besondere im Allgemeinen muß unterscheiden können. Ueberall gibt es Geizige, Wollüstlinge, Vielfraße, Feige; aber nur in England kann der Formenmensch Sir Pitt Crawley und der indische Gastronom Sedley leben. Wenn diese Individuen z. B. in Frankreich scheinbare Doppelgänger haben, so unterscheiden neue Nuancen sie doch von jenen; der Billardprofessor und der Ehemann der Modedame würden in Frankreich weniger schweigsam und weniger geduldig, der Philanthrop würde ein sentimentaler Schönredner, aber weniger leichtgläubig sein.

Anstatt sich zu der niedrigen und thörichten Doctrin von der Rechtmäßigkeit des Erfolgs zu bekennen, erkennt Thackeray nicht einmal an, daß der Erfolg Fähigkeit und geistige Ueberlegenheit beweise. Er weint und lacht über die Menschheit, er trauert um sie wenn er sich über sie lustig macht. Und Das mit Recht. Auch hat er schon eine Schule. Die allerliebste „Jeanne Eyre" ist nach dem Modell von „Vanity fair" gearbeitet. Ueber das glückliche England! Da gibt es doch noch grünende Schlupfwinkel und schattige Asyle, wo man sich für Rebekka und Rochester interessiren kann. Die Liebe Dobbin's und Rebekka's, die Unterhaltungen des mürrischen, blasirten, langweiligen und gelangweilten Rochester mit Jeanne Eyre, welche die natürliche Tochter einer Tänzerin erziehen soll, das Alles ist an sich unbedeutend, es ist kein großer Stoff; aber es birgt unendlich viel Wahrheit. Aus den beiden governesses, von denen die Eine häßlich und ehrbar, die Andere verführisch und vom Teufel besessen ist, hat der eine Schriftsteller eine kleine Elegie, der andere eine große Epopöe in Prosa gemacht. Ein solcher Maler hat um sein Meisterwerk zu schaffen Nichts nöthig als eine alte mit Kalk übertünchte Mauer und ein paar Enten in einem Weiher. Die Schönheit der Kunst liegt nicht in dem gewählten Stoffe, sondern in der Seele die diesen aufnimmt und verarbeitet. Die Kunst kennt keine Schranken; ihre unendliche Mannichfaltigkeit hat kein anderes Geheimniß als die Verschiedenheit der Naturen. Tizian, van Dyk, Velasquez, Rembrandt und Rubens würden nach demselben Modell fünf bewundernswerthe und doch ganz verschiedenartige Portraits geliefert haben.

Currer Bell, der pseudonyme Verf. von „Jeanne Eyre", ist augenscheinlich noch jung, und besitzt nicht die Philosophie, die Tiefe, den Scharfblick, die Fähigkeit Thackeray's. Currer Bell, obwol er nachahmt, wahrt sich doch auch eine gewisse Originalität. Er läßt den Schrecken und die Leidenschaft mit bescheidenen Mitteln entstehen, er kennt die Poesie niederer Verhältnisse und die geheimen Tragödien dieses Lebens. Seine lebhaften Effecte erreicht er durch einfache Farben. In dieser Darstellungsart zeichnet er sich aus: Rembrandt und Ruysdael sind hier nicht geschickter. Die poetischen Empfindungen der Jugend, die dunkeln und geheimnißvollen Gemüthsbewegungen des Einsiedlerlebens, die er in seinem kleinen Buche mehr reproducirt als zergliedert, kommen dem Leser auf einmal wie literarische Neuigkeiten vor, sie schlagen an sein Ohr wie Echos aus dem wirklichen Leben. Er beschwört an den Herd eines Torffeuers, unter das bescheidenste Dach, die Schrecken der

Mrs. Radcliff und ihrer alten Schlösser herauf: ein Zischen in einer Galerie, ein Licht welches erlischt, ein Meubel welches umfällt u. s. w. Hierin hängt er noch der Schule Thackeray's an, dessen große und tiefe Erfahrung ihm nur abgeht. Wie Thackeray verwünscht er den „cant". Wenn man „Jeanne Eyre" und „Vanity fair" beiseite legt, so ist man ganz aufgebracht gegen Lüge und Schein, falsche Strenge, falsche Größe und falsche Ergebenheit, und hauptsächlich gegen Puritanismus und Puritaner.

Dieser Abscheu gegen Heuchelei und Verstellung ist vielen jetzt beliebten englischen Schriftstellern gemeinsam, namentlich Thackeray, Dickens und Carlyle. In allen ihren Werken ist die britannische Citadelle des „cant" heftig angegriffen. Was bedeutet dieser cant, von dem schon Byron viel gesprochen? Das Wort heißt nicht Calvinismus, auch nicht Scheinheiligkeit, es bedeutet weder Affectation noch Pruderie, weder Anglicanismus noch Puritanismus, weder Religion noch Beobachtung der Ordensregeln: aber es enthält von allem Dem ein klein Wenig. Man muß auf den Ursprung des Worts zurückgehen. Was waren Das für Leute die unter Cromwell England eine definitive Form gaben? Das waren Die welche cantaient, qui cantabant, Die welche in Nasentönen ihre alten Hymnen von Rous und ihre biblischen Lieder sangen. Der cant, d. h. der äußere Schein einer innern, oft lügenhaften Heiligkeit, hat eine Masse von Gewohnheiten erzeugt, deren Spur sich überall wiederfindet, wo der Calvinismus Wurzel gefaßt hat. Das Dogma von der prädestinirten Verdammung, die furchtbare Uebertreibung von der Erbsünde, der Glaube an das Böse das die Menschheit beherrscht, diese finstere Doctrin Cromwell's und Knox', sind die Basis der Ideen und Gewohnheiten an welche die Literatur, die Politik und die Sitten eines großen Theils des Nordens seit dem 16. Jahrhundert sich anknüpfen.

Die Annalen der Scheinheiligkeit in England sind sonderbar. Vor Elisabeth und Knox findet man davon keine Spur. Bei dem Dichter Chaucer ist Alles fröhlich und guter Dinge; Das ist merry England. Man pflanzt die Maie, das Bier fließt und die Töchter tanzen. Um das J. 1580, zur Zeit Shakspeare's, fällt ein Schleier moralischer Traurigkeit über alle Gesichter; Shakspeare kämpfte dagegen, und Fielding, Sheridan, Smollet, Byron haben gleichfalls den cant zu vernichten gesucht. Fox, Richardson, Burke, selbst Wordsworth haben für die kleinliche Strenge des calvinistischen Jansenismus gewirkt, aber heutzutage verfolgen alle Romandichter von Bedeutung den Weg Fielding's: so Dickens und Thackeray. England duldet nicht nur die Bücher dieser Autoren, nein, es nimmt sie auch, und Das mit Recht, höchst beifällig auf. Ein Volk das seiner Kraft gewiß ist hört die Wahrheit, ja es hat den Muth sich dieselbe selbst zu sagen. Das muß man namentlich bei Thackeray bewundern, daß wenn er die religiöse, puritanische und demokratische Lüge geißelt, er auch die skeptische und weltliche Lüge nicht etwa mit Schonung behandelt. Weg mit der Maske des bürgerlichen Tartufe und des edeln Herrn Moncade; das Banner der Wahrheit ist das Thackeray's. *)

31.

Notizen.

Eben weil die Hellenen ganz in der Natur lebten und webten, konnte es ihnen, was ihnen oft zum Vorwurfe gemacht worden ist, nicht einfallen Naturschilderungen zu einem besondern Gegenstande der Literatur zu machen. Die Griechen kamen nicht, wie die Nordländer meistentheils, von außen an die Natur heran, sodaß man ihren Naturſinn erst durch Gewächshäuser, Reiseschilderungen u. dgl. hätte wecken müssen. Die Hellenen lebten vielmehr so ganz in der Natur, daß sie sich selbst als einen Theil der Natur fühlten. Während in unserer Zeit, und namentlich auch bei uns Nordländern, viele Menschen sich große Mühe geben den Schönheiten der Natur einigen Geschmack abzugewinnen, ringt sich der Hellene erst los aus den Armen der Natur, um nicht mit seinem ganzen Wesen in ihr aufzugehen. Daher verweilt er nicht lange bei Dem was für ihn nur Nebensache ist und sich von selbst versteht, sondern eilt überall, wie es der Poesie ohnehin geziemt, der Handlung entgegen. Daß dessenungeachtet den alten herrlichen Dichterwerken der Hellenen, des Homer, Pindar u. s. w., dieser tiefe und zarte Sinn für die Natur zu Grunde liegt, Das wird Jeder empfinden der sich mit wahrer Liebe in diese Werke versenkt. Vergl. R. v. Raumer, „Vom deutschen Geiste" (1848), S. 13. In ähnlicher Weise ist auch bei den Italienern der Mangel an Landschaftsmalern zu erklären.

Der Grundzug des altgermanischen Wesens ist die Liebe zur Freiheit; aber es versteht sich von selbst, daß diese Freiheitsliebe bei den Germanen, wie Dies wol bei jedem gesunden Volke der Fall ist, den Sinn für Ordnung und Unterordnung nicht ausschloß. Im Gegentheile, wo es das Wohl des ganzen Volksstammes oder der gemeinsame Zweck einer freiwilligen Verbrüderung verlangt, sehen wir die Germanen mit unverbrüchlicher Treue aneinander halten, ja sich dem Willen eines Einzigen unterwerfen; und diese Unterwerfung beruht nur auf dem richtigen Gefühle, daß blos durch diese Unterordnung des Einzelnen die gemeinsame Freiheit Aller zu retten ist. Aber ebenso weit wie von dem Patriarchalstaate waren die alten Deutschen von der Ansicht entfernt, nach der irgendwelche politische Theorien im Stande sein sollen ein Volk bei Macht und Freiheit zu erhalten, auch wenn es in Wüstheit und Zuchtlosigkeit versunken. Vergl. v. Raumer, „Vom deutschen Geiste", S. 31 und 34. Die alten Deutschen waren demnach in manchen Punkten weiter fortgeschritten und praktisch gebildeter als ihre Nachkommen im 19. Jahrhundert, die sich gleichwol großer politischer Weisheit rühmen!

Das von den Salischen Franken zur Zeit der frühern Merowinger errichtete Gesetzbuch, das Salische Gesetz, enthält in seiner Vorrede dazu folgende, in mehr als einer Beziehung bedeutsame Stellen. „Der Franken ruhmvolles Volk", sagt sie, „von Gott gegründet, tapfer in Waffen, sicher im Vertrag, tief im Rath, am Leib edel und unversehrt, durch Farbe und Gestalt ausgezeichnet, kühn, schnell und abgehärtet, neuerdings zum katholischen Glauben bekehrt, frei von Ketzerei als es noch im Heidenthume lebte, durch Gottes Eingebung den Schlüssel der Weisheit suchend, seinem Charakter gemäß nach Gerechtigkeit verlangend, Frömmigkeit bewahrend, haben die Angesehensten des Volks das Salische Gesetz aufzeichnen lassen, die damals die Leiter des Volks waren. An drei Malstätten (Gerichtsstätten) zusammenkommend, alle Streitsachen sorgfältig prüfend, die einzelnen durchgehend, haben sie das Urtheil auf diese Weise festgestellt. Als aber durch Gottes Gunst Chlodwig, der lockige und schöne und ruhmreiche König der Franken, zuerst die katholische Taufe empfing, da ist Alles was in dem Gesetz minder passend schien durch die erhabenen Könige Chlodwig u. s. w. deutlich verbessert, und so dies Rechtsbuch abgefaßt worden. Hoch lebe Christus, der die Franken liebt; er schirme ihr Reich und erfülle dessen Lenker mit dem Lichte seiner Gnade, schütze das Heer, stütze den Glauben, des Friedens Freude, und Glück gebe der Herr der Herren, Jesus Christus u. s. w."

16.

*) Thackeray ist auch ins Deutsche übersetzt worden. Die von A. Diezmann herausgegebene „Belletristische Welt" enthält in dem 94. bis 97. Bändchen Thackeray's „Markt des Lebens, ein Roman ohne einen Helden".

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 164. — 10. Juli 1849.

Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung.

(Beschluß aus Nr. 163.)

Man wird mich nicht so misverstehen wollen, als erschiene mir dies nackt hingestellte Fertigsein mit allen höhern Lebensfragen, die gottlose Fratze eines kläglichen (wenn auch relativ berechtigten) Materialismus der grellen piquanten Schlaglichter wegen werthvoller oder nur anziehender im Vergleich zu dem lediglich um den Gewinn des Idealen besorgten, auf Reinigung und Reinerhaltung der höchsten tragenden Lebenswahrheit gerichteten Kampfe Luzian's; was ich hier sagen möchte, ist nur, daß dem Gesichtskreise welchem sowol Ignaz als Luzian angehört ein unmittelbares Anlehnen solcher, gleichviel welcher Richtung nachgehenden, skeptischen Besinnungen an naheliegende greifbare Ausgangspunkte jedenfalls am überzeugendsten und einleuchtendsten entspricht. Haben wir aber diese Bedenken hinsichtlich der Voraussetzungen bei dem „Lucifer" einmal fahren lassen, so können wir uns ganz dem erquicklichen Eindrucke offen geben welcher von den Aeußerungen einer rein um die Wahrheit ringenden Seele, zumal in einer so meisterhaften, dichterisch psychologischen Darstellung geboten, immer auszugehen pflegt. Die Entwickelung des ganzen innern Aufbaus von der einmal zugestandenen Grundlage eines in dieser Sphäre ungewöhnlichen Selbstbewußtseins aus ist in der Schilderung Luzian's von Anfang bis zu Ende mit der festesten Consequenz durchgeführt. Daß er bei dem Beginn des Kampfes gegen den eifernden Priester kein Reuling in der Welt des Gedankens mehr ist, wird schon durch die Bemerkung angedeutet, daß sein Weib zuweilen „über sein vieles Lesen spöttelt" (er liest Thomasius); weiter aber zeigt jedes Wort was aus seinem Munde kommt einen Geist, der mächtig daran arbeitet die Religion worin er waltet von allem durch langjährige Bemühungen des Pfaffenthums auf die Seele des Volks erdrückend zusammengehäuften Wust und Plunder verschrumpfter und verdumpfter Lebensanschauungen, abergläubischer Wahnideen gründlich ernsthaft zu säubern, damit auch hier endlich Natur und Leben ohne dunkle Hinterhalte höllischer Verstrickungen, dem ursprünglich freien Geiste wieder eine offene Gegend daliegen. Es ist ein ehrwürdiger Zorn in ihm lebendig darüber, daß für das „Volk" alles Das seinen alten Platz behalten soll was die „Gescheiten" längst beiseite geschoben haben:

> Da predigen und lehren sie das ganze Jahr Sachen von denen sie so wenig wissen wie wir, da stopfen sie die Kinder voll mit Zeugs — ich möcht' oft die Wänd' 'nauf, wenn ich hör' was mein Victor Tag für Tag auswendig lernen muß — und wenn sich Das hernach in den Gedanken verhärtet und verbuttet, da schreien sie: Man darf dem Volk nicht an seinem alten Glauben anrühren. Ja, wer hat ihn denn hineingepflanzt?... Das Volk! das Volk! Weißt denn wer das Volk ist? Wenn ich das Wort hör', geht mir allemal die Gall' über. Wer halt nicht mit regiert, geistlich oder weltlich, der ist Volk.

Ein solcher Zorn kann aber bei solchen Naturen nicht innerlich verrauchen; er faßt sich endlich zu einem höchsten rücksichtslos energischen Ausbruch zusammen: Luzian läßt sich von der „Ahne" bereden seiner „Bäbi" zu lieb wider sein Gelübde dennoch zu dem jungen Pfarrer in die Kirche zu gehen; es ist die Predigt nach einem Hagelwetter, von dem die meisten Bewohner des Dorfs in ihren Erntehoffnungen schwer getäuscht worden, Luzian allein hat „versichert". Die Rede des Pfarrers, der die Gelegenheit sich nicht entgehen läßt in die Auslegung seines Textes: „Wer da viel säet wird viel ernten, und wer wenig säet wird wenig ernten!" nicht nur all seinen bigoten Eifer, sondern auch seinen furchtbaren persönlichen Grimm gegen Luzian und dessen Wirkungen auf die Gemeinde zu ergießen, macht das volle Gefäß überquillen. Die Schilderung, die manchen Blick nach der Säule wendet, wo ein Mann feststeht „wie der Stein hinter ihm", weil sie nur diesem gelten kann, entlockt ihm kein Zeichen des Unmuths; sein Sinn geht auf das Allgemeine. Darum aber bei den Worten des Eiferers: „Eure Saaten sind geknickt, Noth und Jammer steht euch bevor. Warum? Warum, frage ich euch, hat der Herr seine Wetter befohlen, daß sie herniederfahren und euch züchtigen? Ihr habt sein vergessen in euerm Taumel, gottverlassen ruht auf Jedem von euch tausendfältige Todesschuld"; bei diesen Worten, die ihm eine Lästerung sind des Gottes den er in sich, in Allen weiß, bricht es aus ihm hervor: „Das ist schandmäßiger Lug und Trug!" Und weiter dann strömt ungehemmt die Verkündigung des Gottesbewußtseins von seinen Lippen; er endigt zu dem Lästernden gewendet: „Die Hölle ist nur in dir da oben und in Allen wie du...." Dafür trifft ihn der machtlos verhallende Bann: „Du bist ver-

dammt und verflucht in Ewigkeit." Diese ganze Scene (S. 348—349) gehört zu dem Großartigsten was Auerbach gedichtet, was in deutscher Sprache die göttliche Macht eines von der Wahrheit getriebenen Geistes und seiner Wirkungen verkündet hat. Luzian's Stimme findet zunächst Nachklang in den Herzen; er wirkt schon durch die Stellung welche ihm seine geistige Ueberlegenheit unter den Männern des Dorfs gewonnen hat, zwingend und überzeugend. Während nun aber Alle in dem Wahne befangen bleiben, daß sein ganzes feindliches Verhalten zur Kirche sich lediglich auf die misliebige Person des neuen Pfarrers beziehe, ist der „Kämpfer" selbst von dem heftigen Anstoß aus den seine Innerlichkeit durch jenen gewaltsamen Ausbruch sich gegeben hat schon weit in dem schwellenden Gedankentreiben über das Aeußere und Zufällige zur Verwerfung wesentlicher, integrirender Momente des objectiven christlichen Lehr- und Lebensgehalts fortgeschritten; oder genauer: der Dichter zeigt uns mit außerordentlicher psychologischer Feinheit wie Luzian von dem Strome seiner eigenen Gedanken, dem er den Damm weggezogen hat, zu Resultaten fortgerissen wird zu welchen er später, da sie von einem Manne der abstracten Verstandesbildung (vergl. die Scene mit dem Oberamtmann, S. 477 — 483) in der nackten Analyse unerbittlicher Dialektik ihm vorgelegt werden, bei kühler Besinnung sich nicht bekennen kann, indem er vielmehr betroffen eine Lebensentfaltung anschaut „von der er nie gedacht, daß sie in der Welt bereits vorkäme", und von der vorherigen entschieden pantheistischen Auflösung aller kirchlich-concreten Religionsformen zu dem bestimmten Bekenntniß des Glaubens an die Persönlichkeit eines überweltlichen Gottes zurückkehrt. Genossen die zu ihm stehen, von ihm geführt sein wollen, hat er nur so lange als der Wahn, auch ihm sei nur der schlechte Vertreter der Lehre ein Dorn im Auge, noch nicht zerstört ist; sobald er auch über diese selbst hinauszugehen bekennt, findet Wendel's Wort an ihm seine Wahrheit: „Du schaffst allein." Die Männer aus dem Dorfe, die kommen einen festen Bund zur Durchsetzung ihrer beschränkten Wünsche mit ihm zu bereden, müssen aus seinem Munde, durch sein rücksichtslos offenes Bekenntniß erfahren, daß er bereits dahin vorausgeschritten ist, wohin sie ihm zu folgen nicht vermögen, d. h. den Muth nicht haben. Er bietet ihnen frei das frische Ergebniß eines eben ausgerungenen einsamen Kampfes. „Wir halten zu dir", heißt es, „der Pfarrer muß aus dem Ort, und das freie Wahlrecht müssen wir haben." Luzian's fragendes: „Und weiter?" findet in den Angeredeten keinen Widerhall. Wie er es ihnen deutet, schleichen sie still davon.

Ich, ich will gar Nichts mehr von dem Pfarrer wissen, von dem nicht und von keinem andern, von keinem alten und von keinem neuen, von gar keinem. Ueber die Schrift hinaus, da gehet ihr doch nicht mit?... Ich glaub' nicht an die Heilig' Schrift, das Wort Gottes, wie sie's heißen. Gott hat nie geschrieben und gesprochen. Die Pfarrer sind nur Bauchredner, und machen wie wenn die Stimm' von oben käm' u. s. w.... Lasset mich unkeit (unbehelligt) mit eurem Glauben, ganz weg muß er.

Luzian steht nun allein. Er leidet nun als Einer von Denen:

Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten.

Ja, das verzagte Zurückweichen, die kleinmüthige Beschränktheit seiner bisherigen Genossen führt einem Manne aus dem Volke plötzlich den aristokratischen Begriff des „Pöbels" zu; „in dem Herzen eines Mannes der mitten in den Reihen des Volkes" scheint sich die Volksverachtung zu regen:

Nichtsnutz, Lumpenbagage ist die ganze Welt, und vorweg gar diese da meine Grundbirnenbäuerle, nicht werth, daß man sich einen Finger für sie naß macht. Sie müssen in alle Ewigkeit hinein Dreck fressen, es schmeckt ihnen ja wie Zuckerbrot. Denen da die Wahrheit verkünden? Das ist grad wie wenn man einem blinden Gaul winkt. Sie sind nichts Besseres werth als was sie sind.

Daß er nun, d. h. sein guter Name, von diesem „Pöbel gekreuzigt und verbrannt" werde, dazu fehlt nur, daß der Pfaffe, indem er den Sohn Egidi gegen den Vater im Namen der alleinseligmachenden Kirche aufstachelt, ihn zu dem Aeußersten hinreißt, sein reines Werk durch des glühenden Zorns Gewaltthat selbst einem befleckenden Zusammenhange preiszugeben. Das Capitel welches der Schilderung dieser Vorgänge folgt nennt ihn in der Aufschrift: „Verlassen und verstoßen"; Das hätte in gewisser Beziehung auch der ganzen Geschichte als Motto vorgesetzt werden können. Zwar wird der starke Geist in jenem edeln Selbstgefühl: „Ich bin der ich bin" augenblicklich wol über das Bedürfniß der Befriedigung hinausgehoben welche in dem unterstützenden Einklang mit Andern liegen kann; aber er kann sich dennoch der tiefen Trauer darüber nicht erwehren, daß all die schwere innere Arbeit die er an die Reinigung der Wahrheit gesetzt der Welt Nichts hilft, dem Leben Nichts einträgt, keine greifbare Ernte liefert. Mit echt poetischer Wahrheit zeigt uns Auerbach auf diesem Punkte in seinem Luzian, der als müßiger Skeptiker bei aller Frische und Rüstigkeit, bei allem tiefen Ernst des innern Kampfes doch immer als dem eigentlichen Grundcharakter seines Lebenskreises untreu gehalten erscheinen konnte, die durchaus praktische Volksnatur, die einen festen lohnenden Ertrag ihrer Anstrengung sehen will, um den freudigen Muth zu neuem Schaffen zu gewinnen. Wie herrlich liegt dieser Zug angedeutet in dem kurzen Satze: „Er pflügte den ganzen Morgen ohne Unterlaß draußen im Speckfelde, er empfand es still, daß Das doch eigentlich die Arbeit sei die er am besten versteht." Mit der Ueberzeugung: „Ich bin der Mann nicht der der Welt helfen kann", schließt Luzian sein Wirken nach außen hin ab. Nachdem er in kurzem Gefängniß willig sein Vergehen am Pfarrer abgebüßt hat, bleibt ihm Nichts als eine Welt zu suchen in der er für sich und seinen Glauben freien Raum findet. Den seines Amts entsetzten Pfarrer Rallenkopf, der „mit ihm vereint eine neue Gemeinde um sich scharen und dem alten Kirchenthume entgegentreten" will — weil es darum gelte den

Bau von innen heraus zu sprengen durch Bildung von Gemeinsamkeiten — weist er zurück:

Das Menschengeschlecht hat's jetzt seit so und so viel Tausend Jahren probirt mit dem Zusammenthun in Glaubensgemeinschaften und Kirchen, und was ist dabei herausgekommen? Ihr wisset's besser als ich. Jetzt mein' ich probirt man's einmal so lang ohne Kirchen und Gemeinden, schlimmer kann's in keinem Fall werden.

Nicht als Glied einer „freien Gemeinde", als Glied jener einen großen Gemeinde welche durch die Liebe, durch Gott, der die Liebe ist, zusammengehalten wird, gesegnet „Lucifer" die Alte Welt: „Gott ist überall." Den Urquell des Lichts, der in ihm ist wie in der Welt, den trägt er mit sich, und findet ihn überall wieder.

In den Worten welche der Oberamtmann dem Scheidenden zum Gedächtniß in einen „Wegweiser für deutsche Auswanderer" schreibt, ist uns auch hier die Hoffnung angedeutet ohne welche uns der Dichter nicht entlassen soll. In dem Buche stand:

Man soll nicht auswandern wie der eigensüchtige Rabe aus der Arche Noah, der draußen bleibt, wenn's nur ihm wohlergeht; man soll auswandern wie die ausgeschickte Taube, die heimkehrt mit dem Oelzweige, verkündend daß die Sündflut sich verlaufen hat.

Wann aber werden die Dichter kommen welche uns diese Hoffnung erfüllen, mit dem Oelzweig, verkündend daß die Sündflut sich verlaufen hat?! Hier hat die neue Kunst, die „Verherrlichung des immanenten Gottes", ihre vorbedeutenden Keime, wann wird sie blühen?! Noch gilt in unserm Leben das traurige Wort Ludolf Wienbarg's:

Wir sind im Handeln ebenso unsicher wie im Genießen, im Schaffen ebenso schwankend wie im Beurtheilen, Kopf stößt sich an Kopf, Gefühl an Gefühl, es ist eine Welt von Dissonanzen, die ihren Generalbaß erst von der Zukunft erwartet.

Die Armen die da wähnen die Geschichte des Jahres 1848 habe uns diesen „Generalbaß" gebracht, kann man in ihrem Wahne nur bedauern. Das liegt noch in der Weite. So wollen wir uns denn aber die Freude an einem Dichter nicht verkümmern lassen durch dessen Werke neben dem scharf dargelegten Bruch und Zwiespalt sich vernehmbare prophetische Vorklänge der Lösung hindurchziehen. Wir müssen in Berthold Auerbach ein Herz lieben das sich mit seltener Kraft und Reinheit hinsehnt zu der Wiedergeburt der Menschheit, und dieser Sehnsucht einen so vollen und frischen Ausdruck zu leihen weiß, wie er in dieser Trias von Dichtungen jedem Harrenden geboten ist, der endlich allen Drang der langen Hoffnungszeit ausströmen möchte dem jungen Tage entgegen in den jauchzenden Gruß: „Hail, holy light!"

W. Hemsen.

Lesefrüchte.

Pio nono.

Die in d. Bl., Nr. 357 vom vorigen und Nr. 12 von diesem Jahre, erwähnte Schrift Whiteside's: „Italy in the nineteenth century", enthält einen Beitrag zur Charakteristik des Papstes Pius IX., welcher aus der Feder eines so scharfen Beobachters nicht unwillkommen sein kann. Er lautet: „Ich hatte die Ehre zweier Zusammenkünfte mit Pius IX., das erste mal als Ausschußmitglied eines zur Unterstützung Nothleidender errichteten Vereins, das zweite mal in einer Privatgesellschaft. Ich glaube es war die erste englische Deputation welche dem Papste aufwartete, und jedenfalls schien die verständige Anrede des Hrn. Harford auf Seine Heiligkeit einen nicht minder angenehmen als rührenden Eindruck zu machen. Die Manier des Papstes ist offen und sogar einfach, hat nicht den geringsten Anstrich von Stolz oder Grandezza. Spricht er mit andern Sterblichen, so sagt er, wie ein vernünftiger Mann, was er im Momente denkt und fühlt. Er gab keine geschriebene Antwort die eine freundliche Ansprache in Ausdrücken kalter Förmlichkeit erwidert, sondern ließ sich herzlich und ungezwungen aus, wie der Augenblick es ihm eingab. Bei der Vorstellung wußte er Jedem etwas Hübsches zu sagen. Als die Reihe an mich kam und er hörte, daß ich Rechtsgelehrter sei, erwähnte er, daß ein englischer Sachwalter ihm vor kurzem ein Buch über Legislatur zugesendet habe, worin gewiß sehr Viel stehe was er gern wissen möchte, daß er aber, weil unglücklicherweise unbekannt mit der Sprache, das Buch nicht lesen könne — ein ganz vernünftiges, aber sehr unfürstliches Geständniß. Gewöhnliche Fürsten bekennen in keiner Beziehung ihre Unwissenheit. Einfältiges Großthun liegt nicht in Pius IX. Dagegen war in seinem Verhalten etwas Schwankendes. Er besitzt nicht eigentlich was man Würde nennt; es sah aus als passe ihm der Fürstenhut nicht, und in dem Betracht hat er mit den Portraits Pius' VI. Nichts gemein. Sein Gesicht, seine Beleibtheit, seine Haltung bezeichnen einen geraden, kräftigen Sinn, Entschlossenheit und Männlichkeit des Charakters, sowie echtes Wohlwollen in beiweitem höherm Maße als feinen oder gebildeten Geschmack, erhabene Dignität, königlichen Stolz oder großartige Gedanken. Man entkleide ihn seines Ornats, und kein Mensch wird ihn für einen verschmitzten Jesuiten oder listigen Pfaffen, Jeder ihn für einen klugen, hellsehenden englischen Landedelmann halten. Solches war nach meiner ersten Zusammenkunft mit Pius IX. meine Meinung von ihm. Als ich das zweite mal die Ehre hatte, bewegte er sich ganz leicht, und sprach mit den ihn umgebenden englischen Damen und Herren ohne Ziererei über Dinge wie sie sich für die Conversation eigneten. Besonders angelegentlich fragte er nach Irland, und zollte dem englischen Parlamente wegen der zur Erleichterung der dasigen Hungersnoth gewährten Hülfe seine aufrichtige Bewunderung. Die bewilligten 10 Millionen schienen Seine Heiligkeit in kein kleines Erstaunen zu versetzen. Bei dieser Gelegenheit hatten die Aeußerungen des Papstes etwas Väterliches, und obschon ein eingefleischter Protestant muß ich doch gestehen, daß die ungezwungene Weise wie Pius IX. sich gegen Menschen aller Nationen benimmt mir als die richtige eines Geistlichen erscheint welcher für das Haupt der Christenheit gelten will."

Arbeite oder lerne.

Als der unlängst verstorbene Gouverneur von Andover in Massachusetts, Namens Phillips, auf der Universität Harvard studirte, glaubte er die für einen lockern Streich empfangene Strafe zu hart, sagte der Universität Valet, und ging nach Hause. Sein Vater, ein ernster, verständiger und kurzangebundener Mann, hörte die Erzählung des Sohnes ruhig an, und erklärte dann sein Urtheil den nächsten Tag abgeben zu wollen. Am folgenden Morgen beim Frühstück fragte er seine Frau, ob sie eine Partie grobe Leinwand vorräthig habe, genug um für Samuel — so hieß der Sohn — Kittel und Hosen zu machen. Frau Phillips bejahte, und nach beendigtem Frühmahl gingen Vater und Sohn aus. Beide gingen schweigend nebeneinander auf ein benachbartes Dorf zu. Samuel, nicht wissend was Das bedeuten solle, aber die Entschiedenheit seines Vaters kennend, brach endlich das Schweigen. „Was gedenken Sie mit mir zu thun?" fragte er schüchtern. „Dich

dort beim Dorfschmied in die Lehre geben", war die Antwort; „indessen hast du noch zu wählen, Rückkehr auf die Universität oder den Schmied, Etwas lernen oder arbeiten." Samuel wählte das Erstere, kehrte auf die Universität zurück, bekannte sein Unrecht, studirte fleißig, und wurde ein angesehener und geachteter Mann. Der „Louisville Presbyterian Herald", welcher Obiges erzählt, schließt mit den Worten: „Dächten und handelten alle Aeltern wie Herr Phillips, so würden entweder unsere Universitäten fleißigere und ordentlichere Studenten haben, oder es würde der Nation nicht an Dorfschmieden fehlen." Sollte was für die Vereinigten Staaten gilt nicht auch, mutatis mutandis, für das „einige" Deutschland gelten? 4.

Bibliographie.

Allihn, F. H. T., Ueber die Bedeutung des Studiums des griechischen Alterthums für philosophische Bildung in gegenwärtiger Zeit. Drei Vorträge gehalten zur Eröffnung seiner Vorlesungen im Sommersemester 1848 in Halle. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 12 Ngr.

Neue Alpenrosen. Eine Gabe Schweizerischer Dichter. Herausgegeben von J. J. Reithard. 2ter Jahrgang. Zürich, Beyel. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bauernfeld, Flüchtige Gedanken über das deutsche Theater. Mit besonderer Rücksicht auf das Hofburgtheater in Wien. Wien, Klang. 8. 6 Ngr.

Blätter aus dem afrikanischen Reise-Tagebuche einer Dame. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 3 Thlr.

Gieseler, J. C. L., Die Lehninsche Weissagung gegen das Haus Hohenzollern, als ein Gedicht des Abts von Huysburg, Nicolaus v. Zitzwitz, aus dem J. 1692 nachgewiesen, erklärt, und in Hinsicht auf Veranlassung und Zweck beleuchtet. Erfurt, Villaret. Gr. 8. 10 Ngr.

Goldmann's, F., Briefe aus Wisconsin in Nord-Amerika. Als ein anschauliches Bild einer neuen Ansiedelung für Auswanderer herausgegeben von G. Goldmann. Leipzig, Herbig. 8. 12 Ngr.

Hüni, J. J., Blätter von Horgen. Beitrag zur Kenntniß des zürcher Volkslebens. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr.

Jesus der Essäer oder die Religion der Zukunft. Eine Beleuchtung der „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu" und ihrer Consequenzen für die Gesellschaft, verbunden mit einer Kritik der Einwendungen der orthodoxen Theologie, wie sie die Schrift des F. S. Kirchenraths Dr. Wohlfarth ausspricht. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Kalidasa, Sakuntala oder der Erkennungsring. Ein Indisches Drama. Aus dem Sanskrit und Prakrit übersetzt von B. Hirzel. 2te Ausgabe. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Krakenfuß, A., Münchhausen in Californien. Ein wahrer und wahrhaftiger, vollständig authentischer und nirgend übertriebener Bericht über eine Expedition nach dem Golddistrikte von San Francisco, unternommen unter der Leitung der grand auriferous stultiferous assiniferous Californian bamboozle company in Hamburg. Bremen, Schlodtmann. 8. 10 Ngr.

Müller's, J. v., R. Glutz-Blotzheim's, J. J. Hottinger's und L. Vulliemin's Geschichten Schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von K. Monnard. 13ter Band. — A. u. d. Titeln: Geschichte der Eidgenossen während des 18. und der ersten Decennien des 19. Jahrhunderts, von K. Monnard. Aus dem Französischen. 3ter Theil: Geschichte der Helvetischen Revolution von K. Monnard. 1ster Band. Die Jahre 1798—1800. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Prutz, R., Neue Gedichte. 2te Auflage. Mannheim, Grohe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ruge, A., Die Gründung der Demokratie in Deutschland oder der Volksstaat und der social-demokratische Freistaat. 2te Auflage. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 12 Ngr.

Schmidt, K. C. G., Des Johannes Wesley Leben und Wirken. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Schmidt-Ebers, G., Timoleon. Trauerspiel in fünf Abtheilungen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr.

Vorlesungen über den Propheten Daniel. In 9 Abenden. Aus dem Französischen übersetzt. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Gutachten der Handelskammer des Kantons Zürich betreffend den Vorschlag eines Bundesgesetzes über das Zollwesen. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 4. 6 Ngr.

Hassel, W. v., Ueber das freie Veräußerungsrecht und die zweifelhaft gewordenen Erbschafts-Verhältnisse der bäuerlichen Gehöfte in den Provinzen Lüneburg, Hoya, dem Bisthum Verden, den Bremenschen Geesten, dem nordwestlichen Calenberg und Ansichten zu deren Feststellung. Hannover, Helwing. Gr. 8. 5 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Zum frommen Gedächtnisse der jüngsterlebten Schreckenstage in Dresden. Kanzelrede im evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden am Feste der Himmelfahrt Christi den 17. Mai 1849 gehalten. Dresden, Kori. Gr. 8. 2 Ngr.

Lassalle, F., Meine Assisen-Rede gehalten vor den Geschwornen zu Düsseldorf am 3. Mai 1849, gegen die Anklage die Bürger zur Bewaffnung gegen die königliche Gewalt aufgereizt zu haben. Düsseldorf, Schaub. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lau, H. L., Bemerkungen, die in Aussicht gestellte Fortbildung der evangelischen Kirchenverfassung betreffend. Königsberg, Samter. Gr. 8. 5 Ngr.

Levinstein, Zur Geschichte unserer Zeit. I.: Zum Wahlgesetz. Berlin, Löwenherz. Lex.-8. 1½ Ngr.

— — II.: Finanzfrage. Ebendaselbst. Lex.-8. 2½ Ngr.

— — III.: Zur Arbeitsfrage. Ebendaselbst. Lex.-8. 2½ Ngr.

Das Ministerium der Medizinal-Angelegenheiten gegenüber dem ärztlichen Publikum. Berlin, A. Hirschwald. Gr. 8. 1½ Ngr.

Papon, A., Lola Montez. Memoiren in Begleitung vertrauter Briefe Sr. Maj. des Königs Ludwig von Bayern und der Lola Montez. Aus dem Französischen übersetzt in fünf Bändchen. 1stes Bändchen. Stuttgart, Scheible. 32. 7 Ngr.

Pfeffer, Hans, Der deutsche Kaiser schwebt in der Luft. In der Kammer gewittert's. Tragi-komische Scene. Nr. 1. Berlin, Löwenherz. Lex.-8. 1½ Ngr.

— — Die Frankfurter Schule, oder: Die unartigen Kinder. Tragi-komisches Genre-Bild. Nr. 2. Ebendaselbst. Lex.-8. 1½ Ngr.

— — Die Russen mit der Knute! Es geht los!! — Eine nicht allzulustige Kanonengießeriade. Nr. 3. Ebendaselbst. Lex.-8. 1½ Ngr.

Proudhon, P. J., Das Recht auf Arbeit, das Eigenthumsrecht und die Lösung der sozialen Frage. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 12 Ngr.

Rebenbacher, W., Epistel an's deutsche Volk. Dresden, Naumann. 8. 1½ Ngr.

Die Theorie des Socialismus und die erfahrungsmäßige Praxis des gesunden Menschen-Verstandes. Ein Punkt auf das i für gewisse Enthusiasten. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Trennung der Kirche vom Staate. Eine Stimme aus der Gemeinde. Halle. Gr. 8. 2½ Ngr.

Urlichs, L., Zwei Monate in der zweiten Kammer. Greifswald, Koch. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Verfassung aus Frankfurt und der Preußische Staat. Ein warnendes Wort an das Preußische Volk. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 165. — 11. Juli 1849.

Gervinus und sein neuestes Werk. *)

Vor einiger Zeit schon hörte man, daß in Leipzig ein neues Werk von Gervinus unter der Presse sei. Und welch ein Werk! Ein großer, unerschöpflicher Stoff, in den seit vielen Jahren sich die edelsten Geister versenkt, und der, wie alle ewige Wahrheit und Schönheit, der Gegenstand immer neuer Betrachtung sein wird. Die Mehrheit des deutschen Publicums hat jene Nachricht kaum beachtet: ihr steht Gervinus nur in seiner jüngsten öffentlichen Thätigkeit nahe; was der göttinger und heidelberger Professor je geschrieben und schreibt und schreiben wird, beschäftigt sie weit weniger als was der Redacteur und Mitarbeiter der „Deutschen Zeitung" zu Tage bringt. Uns überraschte schon die vorläufige Ankündigung eines Werkes das wir gerade jetzt am wenigsten erwartet hätten, und mehr noch und freudig hat uns das Buch selbst überrascht, dessen erster Theil soeben erschienen ist, und das wir nach hohem Genuß, angeregt, befriedigt, belehrt aus der Hand legen.

Gervinus hat also wieder ein Gebiet betreten auf dem er Jahre lang seine besten Kräfte entwickelt, auf dem wir ihm aber nicht so bald wieder zu begegnen glaubten. Mit einseitiger Entschiedenheit hatte er davon abgelenkt und hinausgesteuert in die offene See des politischen Lebens, wo sich freilich noch nicht die Stürme zeigten die bald zerstörend hereinbrachen. Da bewährte er sich nun eben nicht als der beste Steuermann. Wie oft sahen wir ihn mit allem Aufwand von Geist auf Sandbänke zutreiben auf denen sein System zerbrach und sitzen blieb; wie oft gerieth er zwischen Klippen die er nicht umschiffen konnte — und schon glaubten wir ihn für seinen eigentlichen Beruf verloren! Aber er hatte sich gefunden und gerettet, während er uns aus dem Gesichte schwand. Stunden und Tage brachte er auf einem herrlichen Eiland zu, und wir glauben ihm gern, daß es „glückliche Stunden" waren. Hier entfalteten sich vor seinem Blick alle Wunder des Lebens, alle Schönheit der Natur, alle Größe der Kunst; hier schöpfte er aus einem Quell ewiger Gedanken, und was in der trüben Gegenwart bei der allgemeinen Verwirrung der Begriffe kaum noch zu entwirren und zu erforschen ist, hier konnte er es in aller Klarheit und Tiefe durchschauen: die Geheimnisse der Menschenseele, die Räthsel der Völkergeschicke, die unwandelbaren Gesetze sittlicher Nothwendigkeit. Er hat es uns zugute kommen lassen in einem Maße das unsern ganzen Dank verdient. Was er da in stiller Beschaulichkeit durchforscht, betrachtet, genossen, breitet er in seinem Buche vor uns im schönsten Zusammenhange aus.

Der berühmte Literarhistoriker hat in diesem Werke mehr als sich selbst übertroffen. Nicht nur daß seine längst anerkannten Vorzüge hier ausgebildeter, reiner, genießbarer sind: es ist Nichts oder nur sehr Wenig darin von seinen großen Fehlern, die so Manches verdarben, und viel gerechten Tadel, viel heftige Opposition hervorriefen. So imposant in Form und Inhalt seine Geschichte der deutschen Dichtung ist, so tritt sie doch in innerer sowol als äußerer Beschaffenheit (selbst der Stil nicht ausgenommen) ganz hinter diese neue Arbeit zurück.

Gervinus gehört bekanntlich zu den Wenigen die mit und nach Schlosser der Historik in Deutschland einen ungewöhnlichen Aufschwung gaben. Meisterhaft hat er selbst seine Theorien entwickelt, und den Stempel des Meisters trägt Alles was er nach diesen Theorien schuf. Besonders die Geschichte der poetischen Literatur hat er zuerst in Deutschland auf die Höhe der Wissenschaft gebracht. Was vor ihm auf diesem Felde versucht wurde theilte sich zwischen ästhetischem Raisonnement, biographischen Notizen, aphoristischen Mittheilungen und Compilationen, einfachem Registerwesen, trockenen Compendien. Gervinus war der Erste der mit historischem Geist den massenhaften Stoff durchdrang und ordnete, und darin ist ihm bis jetzt noch Keiner gleichgekommen. Ohne philosophische Absichtlichkeit hat er die Erscheinungen der verschiedensten Zeiten in geistigem Zusammenhang erfaßt, und mit einzigem Geschick wußte er den Faden ideeller Entwickelung festzuhalten, durch allen Wechsel und alle Wirren socialer, politischer und künstlerischer Zustände, durch die uns mehre Jahrhunderte führen. Eine Fülle von Kenntnissen, eine merkwürdige Uebersicht und großentheils auch ein echter Schönsinn, in der Schule der Alten gebildet, Das sind die Gaben und Mittel mit denen Gervinus an sein Werk ging, ohne die sich ein solches auch

*) Shakspeare. Von G. G. Gervinus. Erster Theil. Leipzig, Engelmann. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

nimmermehr vollbringen ließ. Aber freilich bedurfte er hierzu auch gerade einer Zeit wie die in welcher es entstand, und aller Anregung die in ihr lag. Denn an Männern die solche Gaben und Mittel besaßen hatte es auch früher nicht gefehlt. Die historische Betrachtung gewinnt aber ihren rechten Standpunkt, ihre rechte Höhe erst dann, wenn die Entwickelung die sie in einer Reihe von Zuständen und Bildungen verfolgt vollendet, abgeschlossen ist: denn auf jedem Gebiet der Geschichte, gleichviel ob der Kunst oder des Lebens, ist eine allseitige Uebersicht nur von dem Culminationspunkte des Ganzen möglich. Die dichterische Productivität des deutschen Geistes war nach der Vollendung welche sie unter Goethe und Schiller erreicht hatte zu einem Abschluß gelangt; aus diesem Abschluß, der seit ein paar Jahrzehnden immer deutlicher wurde, erkannte man eben, daß jene Vollendung erreicht war, daß Goethe und Schiller das Höchste geleistet hatten, wohin der poetische Bildungsgang der Nation seit Jahrhunderten führte. Und seitdem begannen unermüdete Beobachtungen nach jeder Richtung des nationalpoetischen Bildungsganges, seitdem entwickelte sich immer weiter die tiefeindringende Forschung in der Geschichte der Sprache, der Poesie, der Cultur, der wir großartige und gründliche Arbeiten zu verdanken haben. Die umfassendste war die von Gervinus. Aber in dem Kraftgefühl mit dem er eine solche unternahm und zu Ende führte hatte er auch seine Kräfte überschätzt; der Muth des Gelehrten, welcher die weiteste historische Uebersicht gewonnen hatte, steigerte sich bisweilen zum Hochmuth des Lehrers, welcher Größe oder Kleinheit der Dinge nur nach seinem Augenmaß bestimmte. Daher kam es, daß er bei unrichtiger Anschauung oft so ungerecht urtheilte, weil er sich über Alles entscheidend aussprach; daher kam es, daß er oft so unverhältnißmäßig vergrößerte oder verkleinerte, je nachdem er die Dinge mit seiner individuellen Sehkraft faßte. Das geschah besonders wo er über die Aufgabe die er sich ursprünglich gestellt hinausgriff, wo er mehr als „das reine Geschäft des Historikers" übte. Diese Aufgabe hat er vollständig und glücklich gelöst; doch konnte er sich, wie vorauszusehen war, bei der Charakteristik so vieler Einzelwerke und Dichterindividualitäten nicht immer darauf beschränken. Als Kritiker aber, als Aesthetiker richtete er Alles nach den Gesetzen des Hellenismus. Niemand wird die hohe Berechtigung, die wissenschaftliche und psychologische Begründung in Regeln und Maximen verkennen die aus solcher Schule gewonnen sind: aber ebenso gewiß ist, daß sich danach deutsche Dichtung so wenig wie deutsches Leben überall bemessen läßt. Gervinus schloß sein Urtheil darin wie in eine feste Form ein, und Alles was sich Dem nicht anschmiegte stieß er mit der Sprödigkeit einer fast pedantischen Natur zurück. Dies ist es was in den fehlerhaften Partien seiner Geschichte deutscher Dichtung so auffallend hervortritt. Darum hat er da oft die sinnvollsten Kenner des deutschen Alterthums verletzt, während er stellenweise auch durch die Ueberschwenglichkeit seiner Urtheile mit ihnen in Widerspruch gerieth; darum hat er manches feine Gewebe romantischer Poesie zerrissen, statt es zu entfalten, und bei all seiner Bewunderung Goethe's hat er diesem in das tiefinnerste Heiligthum seiner Dichtung doch nicht folgen können: beim „Faust" ist er in der Vorhalle stehen geblieben mit historischer Reflexion, die er doch an andern Stellen so schön mit der glühenden Sprache der Begeisterung vertauscht, wenn ihm der Sinn offen und das Herz erschlossen ist, wie bei Lessing, wie beim Alexander-Liede Lamprecht's, wo er zwischen den Zeilen liest, wo schon die Hingebung des Dichters an den Stoff ihn für alle Mängel der Behandlung schadlos hält. Soll ich, um der Beispiele noch mehr anzuführen, vollends auf seine Beurtheilung Jean Paul's hinweisen? Die Art wie er mit diesem reichen und originellen Geiste umsprang hat sich an ihm gerächt; hier hat der tadelsüchtige Eigensinn ihn bis zu Mäkeleien und Trivialitäten geführt in die ein Gervinus nie verfallen durfte!

Wir haben damit die Fehler seiner Literaturgeschichte angedeutet, nicht sowol zum Tadel dieses als zum Lobe seines neuen Werkes, das eben von jenen Schroffheiten, Irrthümern und Ungerechtigkeiten so frei ist, so harmonisch, so geläutert, daß es Jeden welchen der Literarhistoriker einmal verletzte mit ihm wohlthuend versöhnen, und seine redlichen Gegner zu seinen aufrichtigen Verehrern machen muß. Die erwünschte Gelegenheit die das Buch dem Verf. gab „zu zeigen, daß er auch loben und lieben kann", erhält hier nun auch in Bezug auf Gervinus jeder seiner frühern Tadler.

Schon diese Beschäftigung mit dem Gegenstande in dieser Zeit ist ein sprechendes Zeugniß, daß Gervinus sich und Andere von dem Despotismus mancher seiner Ansichten emancipirt hat. Als er in der Geschichte der deutschen Poesie sich jenem Punkte näherte, wo auch wir einen gewissen Abschluß derselben erkennen, wollte er für die nächste Zukunft nicht nur die dichterischen Productionsversuche geschlossen wissen, sondern offenbar auch die geistige Reproduction, die kritische Thätigkeit auf dem Felde der Dichtung. Wenigstens entnahmen wir Das aus seinen damaligen Aeußerungen, und daß wir ihn nicht misverstanden, beweist uns was er jetzt im Vorworte zum „Shakspeare" sagt, wo er seine Arbeit unter den Verhältnissen der Gegenwart zu rechtfertigen sucht, die von der schönen Kunst hinwegrufe „auf das Gebiet des handelnden Lebens, das sich mit halber Anstrengung nicht gewinnen läßt, das unsere gesammten Kräfte in Anspruch nimmt". Damals aber sagte er („Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", Bd. 4, S. VII):

> Unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutsche Leben stillstehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist. Ich, so viel an meinen kleinen Kräften gelegen ist, folge dieser Mahnung der Zeit.

Also nicht nur die Dichtung, auch die Aesthetik sollte der Politik weichen. Nun kam die Zeit welche zur prakti-

schen Theilnahme am Staatsleben nicht blos mahnte, sondern zwang, welche die Politik gewaltsam, ja zerstörend in alle Kreise und Verhältnisse des Lebens hineinwarf. Und jetzt, wo das Staatsgetriebe in Deutschland nicht Kräfte genug verwenden kann, jetzt muß sich Gervinus denn doch überzeugt haben, daß Beruf und Talent sich nicht commandiren, nicht verpflanzen lassen wohin man Lust hat. Jedenfalls hatte er mit Andern hinreichende Gelegenheit dazu. Im frankfurter Parlament hat es sich erwiesen, daß Männer die Meister im Geschichtschreiben sind doch Stümper im Geschichtemachen sein können. Und was Gervinus früher einmal bemerkte, daß es doch tief im deutschen Charakter liegen müsse „dem handelnden und wirkenden Leben den Rücken zu wenden und der Beschaulichkeit nachzuhängen", Das dürfte auch jetzt noch an Vielen zur Wahrheit werden. Gervinus hat freilich zwischen diesen Gegensätzen eine schöne goldene Mitte gefunden, wo er Talent und Neigung glücklich verbinden kann. Er brauchte dem „handelnden Leben" nicht gerade den Rücken zu wenden, indem seine Beschaulichkeit an einer Kunst hing die — darin stimmen wir aus vollem Herzen ein — „der Art ist, daß sie ein Sporn unserer handelnden Thätigkeit und Wirksamkeit wird, daß sie unsere Empfindungen unverkünstelt, unsere Vorstellungen gesund hält, daß sie neben Gemüth und Einbildungskraft auch den praktischen Verstand beschäftigt, und die Willenskraft zu Entschlüssen bestimmt". Das fand er in den Werken Shakspeare's, deren versöhnende Harmonie, deren erhebende und vermittelnde Macht zwischen Ideal und Wirklichkeit er vortrefflich in folgenden Worten bezeichnet:

Wenn es um geistige Genüsse gilt, die uns, an jenem Scheidewege zwischen thätigem und betrachtendem Leben, in sich selbst die höchste Befriedigung gewähren können, ohne uns für den Beruf des äußern Handelns zu erschlaffen, so gibt es keine reichere Quelle als diesen Dichter, der mit den Zaubern seiner Einbildungskraft die schwärmerische Jugend und ihre Ideale fesselt, wie er mit der Besonnenheit und Reife seines Urtheils dem männlichen Geiste unerschöpfliche Nahrung bietet; der den Sinn für das wirkliche und wirkende Leben in seinem breitesten Umfange stählt und schärft, aber zugleich über seine Schranken weit emporhebt zur Anschauung der ewigen Güter; der die Welt zugleich zu lieben und gering zu achten, zu beherrschen und zu entbehren lehrt.

Wer der nur „Romeo und Julie", „König Lear" und „Hamlet" gelesen wird diese treffenden Worte nicht unterschreiben? Aber sie sind auch die beste Antwort auf alle Bedenken welche Gervinus früher gegen die Hingebung an die Poesie in unserer Zeit erhob. Denn was er hier als die Eigenschaften Shakspeare's preist, Das trägt alle echte, vollendete Dichtung in sich; Das sind die Wirkungen der schönen Kunst überhaupt, wo sich diese in ihrer Reinheit und Größe zeigt. Weist doch Gervinus selbst in Händel's Musik das „sittliche Bildungsmittel", den veredelnden Einfluß nach von welchem die Alten sprachen! Wenn nun auch Shakspeare diese Eigenschaften in weit höherm Grade besitzt als andere Dichter, ja selbst als Goethe und Schiller, so war es denn doch wieder eine Einseitigkeit von Gervinus, daß er sich dadurch die Freude an anderer Dichtung „verleiden" ließ, weil der Eine „für alles Aufgegebene hundertfachen Ersatz biete".

Doch nehmen wir Das nun einmal hin, und freuen wir uns seiner schönen Mühe „den alten Shakspeare bei den Deutschen immer mehr einzubürgern, selbst auf die Gefahr hin, daß er die großen Dichter der Nation mehr und mehr in Schatten stelle". Gervinus' Werk, wir zweifeln nicht daran, wird jede europäische Literatur sich aneignen, und so wird sein Versuch dazu beitragen den Dichter in der ganzen Welt einzubürgern, der ein solcher Genius auch gehört. Wünschen wir uns daher Glück, daß er gerade im Shakspeare suchte was, wie er sagt, in den Regungen des äußern Lebens ihm ein unabweisliches Bedürfniß geblieben war: „einen Ort der Sammlung und Gemüthsfassung, mitten im Forschen nach den gemeinen Hebeln die die geschichtliche Welt bewegen, eine Erhebung der Seele über die Niederungen der Wirklichkeit".

Gervinus hat die genaueste Kenntniß von allen Studien die in England und Deutschland an Shakspeare gemacht worden, von Allem was kritische Forschung, poetisches Mitgefühl, künstlerischer Sinn und philosophische Beobachtung zur Charakteristik und zum nähern Verständniß dieses Dichters mitgetheilt: gleichwol ist seine Arbeit durchaus unabhängig von allen frühern Versuchen, wenn er auch in Goethe's „Wilhelm Meister" ein leuchtendes Vorbild fand. Sie ist ganz aus unmittelbarer Betrachtung hervorgegangen. In dieser Darstellung, in welcher kein geschichtlicher, kein ästhetischer, kein psychologischer Zug fehlt der zu einem vollendeten Bild Shakspeare's nothwendig wäre, ist nirgend Copie: überall erkennt man die lebendige Gestalt des Dichters, wie sie das Auge der Liebe und Bewunderung, aber zugleich der Scharfblick des Denkers erfaßt hat. Die Erklärung ist natürlich und durchgehends unter dem Eindruck begeisterten Anschauens, die Mittheilung einfach und bestimmt, der Fluß der Gedanken und der Sprache hell, warm, durchsichtig bis auf den tiefsten Grund. Ja, man möchte sich wundern wie es dem Verf. bei den Schwierigkeiten des Gegenstandes und bei der Nothwendigkeit der Benutzung vielfachen Materials so leicht geworden ist „jeden Apparat und fremdartiges Beiwerk ausdrücklich fern zu halten". Und doch hat Gervinus Alles benutzt und geprüft, auf jeden Wink, auf jede Bemerkung Anderer geachtet die auf eine künstlerische oder sittliche Schönheit des Dichters hinwiesen, und keine irrige Behauptung die Eingang gefunden unberührt, unwiderlegt gelassen. Schon aus der Einleitung, wo der Verf. das Wichtigste angibt was zu verschiedenen Zeiten an und über Shakspeare gearbeitet, was unter verschiedenen Bildungsverhältnissen und von verschiedenen Gesichtspunkten aus über denselben gedacht und geurtheilt wurde, wo er die Wege bezeichnet auf welchen bis jetzt Gelehrte und Dichter zur Erkenntniß und zum Genusse Shakspeare'scher Werke führten, und

dabei den seinigen andeutet, schon aus dieser Einleitung gewinnt man die Zuversicht, daß uns bei Gervinus Nichts entgeht was Andere geboten, was von Andern aufgeklärt worden; daß er uns aber noch weiter führen kann, daß er den organischen Zusammenhang des Einzelnen und die innere Gestaltung des Ganzen noch klarer, faßlicher, natürlicher wird nachweisen können. Wie richtig schätzt er die Verdienste selbst der befangensten und trockensten Beurtheiler Shakspeare's, und wie besonnen erkennt er die Mangelhaftigkeit auch seiner begeistertsten Lobredner! Er weiß, daß viele englische Commentatoren über das Kleinlichste nicht hinauskonnten, daß sie vornehm auf den Dichter herabsahen und ihn meisterten; daß sie aber auch mit redlicher Mühe, mit sorgfältiger Kritik das Verständniß seiner Schöpfungen suchten und förderten. Er weiß, daß die Begeisterung der deutschen Romantiker sich zu dem Erhabensten in Shakspeare aufschwang, aber daß all ihr Lob, so sehr es die Phantasie und die Empfindung anregt, doch den forschenden Sinn nicht befriedigt. Die ältern englischen Herausgeber, die pedantischen Ausleger und Krittler nimmt Gervinus gegen Tieck und Schlegel in Schutz, er dessen Liebe zu Shakspeare in Kraft, Glut und Hingebung hinter der schwärmerischen Verehrung der Romantiker wahrlich nicht zurückbleibt, an Einfalt und Würde aber sie weit übertrifft:

Tieck und Schlegel haben sie (Warburton u. A.) bis zur Verächtlichkeit heruntergeschätzt. Dies war weder angemessen noch würdig. Diese Herausgeber und Ausleger hatten des Dichters Werke als ein ganz fremdes nach Sprache, Sitte und Verhältnissen empfangen; die spätern darunter, seit Johnson, haben mit der unverdrossensten Durchforschung zahlloser und werthloser Quellen den Dichter sprachlich und sachlich erst lesbar und genießbar gemacht; sie haben sachlich unverständliche Stellen durch zweckmäßige Erklärung in Schönheiten umgestaltet, und einzelne sprachlich verderbte durch scharfsinnige Vermuthungen in wahre, ja hier und da selbst in hohe Poesie verwandelt. Diese mühseligen Werke, im Ganzen übersehen, deckten der Nation die verborgenen Schätze des Dichters zuerst wieder auf, und sie ward nicht müde die immer neuen und umfangreichern Ausgaben zu empfangen und wieder und wieder zu drucken; den Gebern und Empfängern war es Ernst um das materielle Verständniß des Dichters, das die nothwendige Bedingung des geistigen ist, ohne dessen Vorausgang jenen deutschen Kunstrichtern und Uebersetzern versagt war ihren Liebling auch nur zu kennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Chateaubriand als Prophet.

„Unter dem Titel «Chateaubriand prophète»", berichtet das Journal „La semaine", „ist soeben eine Broschüre erschienen die bei manchem Leser großes Erstaunen hervorrufen wird. Sie enthält Chateaubriand's Meinung über die Zukunft, und dies sein letztes Wort verkündet die Republik in ihrer ganzen nur möglichen Ausdehnung, es verkündet das in dem Socialismus aufgelöste Evangelium, das in der apostolischen Gleichheit von der Demokratie realisirte Christenthum, fern von allen aristokratischen und monarchischen Vorspiegelungen der Vergangenheit." Nach dieser phrasenhaften Einleitung gibt das Journal das Wesentliche der Prophezeiung, die natürlich sehr allgemein gehalten ist, und in dieser Form allerdings keinen Zweifel an der Echtheit ihres Ursprungs übrig läßt. Chateaubriand schrieb nämlich seine Weissagung angeblich schon im J. 1834, also zu einer Zeit, wo ihm das frische Andenken an die Vertreibung der Bourbons die Sache der Monarchie überhaupt gefährdet oder gar beendet erscheinen ließ. Seine Worte lauten: „Europa läuft der Demokratie in die Arme. Ist Frankreich denn etwa etwas Anderes als eine Republik die den Hemmschuh eines Königs nachschleppt? Die herausgewachsenen Völker wollen ihre eigenen Herren spielen; die Fürsten sind nur ihre Nutznießer gewesen; heute behaupten die mündig gewordenen Nationen, daß sie keine Vormünder mehr nöthig hätten. Von David bis auf unsere Zeit herab sind Könige berufen worden; jetzt wollen es die Völker einmal mit sich selbst versuchen. Die verhältnißmäßig kurzen und kleinen Ausnahmen der griechischen, karthagischen und römischen Republikaner ändern nicht die politische Thatsache, daß der monarchische Staat für die Gesellschaft auf dieser Erde der normale sei. Und doch verläßt die ganze Gesellschaft das Banner der Monarchie. Was sind drei, vier, sechs, zehn, zwanzig Jahre in dem Leben eines Volks? In Rom trat durch Cäsar die Herrschaft eines Menschen an die Stelle der Macht des Gesetzes; man kam von der Republik zum Kaiserthum. Die Revolution nimmt heute im entgegengesetzten Sinne ihren Weg, das Gesetz stößt den einzelnen Menschen vom Throne, man geht vom Königthum zur Republik über. Das Zeitalter der Anerkennung des Volks ist gekommen; es wird sich zeigen wie es zu Ende gehen wird. Der materielle Fortschritt der Gesellschaft wird auch die Entwickelung der Geister beschleunigen. Wenn die Dampfkraft überall angewendet sein wird, wenn durch Telegraphen und Eisenbahnen die Entfernungen verschwunden sein werden, dann werden mit der Schnelle des Lichts nicht nur die Waaren von einem Ende der Welt zum andern wandern, sondern auch die Ideen."

Eine neue Kunstgesellschaft in England.

Die „Semaine" berichtet über eine neue Kunstgesellschaft in England, die die Aufmerksamkeit des gebildeten Europa in Anspruch nehmen muß. Es soll in England nämlich eine Gesellschaft zu dem Zwecke errichtet werden, den Geschmack und die Kenntniß der schönen Künste durch Veröffentlichung guter Werke über die Kunstgeschichte zu verbreiten, welchem Zweige der Kunst diese Schriften sich auch widmen mögen. Außer Originalarbeiten beabsichtigt man noch Uebersetzungen der besten ausländischen Werke über diesen Stoff herauszugeben, und ihnen die Hauptwerke der Architektur, Bildhauerei und Malerei aller Zeiten und civilisirten Staaten als Illustrationen beizugeben.

British museum.

Die Zahl der seit 1814—47 hier aufgenommenen gedruckten Bücher beläuft sich nach amtlichen Angaben auf 55,475 Bände; die Zahl der Broschüren und fliegenden Blätter, die Musik mit inbegriffen, beträgt 80,047. Geographische Generalkarten sind seit 1842 187 angekauft, Specialkarten 131. Die Totalsumme der in dieser Bibliothek enthaltenen Werke betrug Ende 1848 an gedruckten Bänden 435,000, an Karten und Plänen 10,221, an Manuscripten 29,626, an Rollen verschiedener Art 2946, an Diplomen und Karten 23,772, an Manuscripten auf Rinde und Schilf 208, an Papyruskarten 55, an Siegeln u. dgl. 85. Diese Reichthümer sind nicht für Jedermann zugänglich. Man erhält eine Einlaßkarte nur auf Bitten, die von einigen Empfehlungen unterstützt sein müssen, unter genauer Angabe des Vor- und Zunamens, Standes, Gewerbes und der Wohnung. Sind diese Formalitäten erfüllt, so gilt die Karte auf sechs Monate, nach deren Ablauf man sich eine neue verschaffen muß. Leute unter 18 Jahren werden gar nicht zugelassen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 166. — 12. Juli 1849.

Gervinus und sein neuestes Werk.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

Was nun freilich diese „Kunstrichter und Uebersetzer" für ihren Liebling gethan, was besonders A. W. v. Schlegel geleistet und gewirkt, erkennt Gervinus in vollem Maße. Er weist darauf hin, daß Schlegel's Uebersetzung selbst von Engländern mit Bewunderung gelesen wird. Dennoch, meint er, hätten die Romantiker zu dem Aufschlusse der menschlichen Natur des Dichters und des allgemeinen Gehalts seiner Werke wenig beigesteuert.

In A. W. Schlegel's dramatischen Vorlesungen sind die Stücke einzeln besprochen. Alles bezeugt hier dichterisches Feingefühl und Empfänglichkeit, Alles ist blühend, lockend, begeisternd, eine Lobrede ganz anderer Art als die mäkelnden Charakteristiken der englischen Ausleger. Aber mehr als Dies, mehr als den Gegensatz der Bewunderung gegen den frühern Tadel, mehr als die Anwendung eines natürlichern Geschmacks auf die Werke des Dichters, im Widerspruche gegen die französischen Vorurtheile der frühern Zeit, bietet diese Schilderung nicht dar, die voll Anregung ist, aber ohne Befriedigung selbst für Schlegel's nächste Freunde war.

Von den spätern Erklärern Shakspeare's in England, seitdem auch hier, nach dem Vorgang der Deutschen, die Vergötterung des Dichters heimisch wurde, hebt Gervinus vor Allen Coleridge (1813) hervor, dessen ungedruckte Vorträge so sehr in Schlegel's Geiste und Art waren, daß ein Prioritätsstreit über die Verdienste Beider entstand. Coleridge habe unter den Engländern zuerst den richtigen Maßstab für eine Beurtheilung Shakspeare's gefunden, und die herrschende Ansicht der französischen Aesthetiker, die in Shakspeare nur den Ausfluß eines sich selbst unbekannten Genius sahen, mit Eifer bekämpft. Er habe in den Werken des Dichters nicht blos die glanzvollen Theile, sondern die künstlerische Form des Ganzen bewundert, nicht nur die geniale Unmittelbarkeit, sondern auch das ästhetische Bewußtsein, den Gestaltungssinn Shakspeare's gewürdigt. Coleridge haben sich in enthusiastischer Bewunderung des Dichters bald Campbell und viele Andere angeschlossen. In neuester Zeit dagegen erscheine in England das lebhafte Interesse für Shakspeare vorzugsweise wieder dem Materiellen zugewendet. Nur Frauen, wie die Jameson, Lennox u. A., beschäftigten sich da noch hauptsächlich mit der geistigen Seite Shakspeare's, und Das sei doch gewiß nicht Frauenarbeit. Den gelehrten Gesellschaften, den kritischen Talenten, denen man die Veröffentlichung seltener Quellen und vortreffliche Ausgaben zu danken hat, läßt Gervinus volle Gerechtigkeit widerfahren; den historischen Forschungen Collier's stellt er das Zeugniß aus, daß sie über Shakspeare's Leben und Verhältnisse ganz neues Licht gebreitet. Aber auch Collier, fügt er hinzu, habe sich auf die ästhetische und allgemeine Beurtheilung des Dichters nicht eingelassen.

So findet er denn, wohin er umblickt, nur ein Beispiel einer Mustererklärung Shakspeare'scher Poesie. Es ist jene Glanzstelle im „Wilhelm Meister", die Erläuterung des „Hamlet". Hier überraschte die lebendige Offenbarung jenes künstlerischen Geistes welcher das ganze Werk durchdringt, und die Seele aller Handlung, das organische Gesetz aller Gestaltung darin ist. Wo „ästhetische Beschränktheit" nur den Sturm wilder Naturkraft und ein wirres Durcheinander sah, da zeigte Goethe eine harmonische Welt voll wunderbarer Ordnung. Ein einziges Band wird von ihm nachgewiesen das die scheinbar auseinanderfallenden Scenen und Charaktere zusammenbindet, ein einziger Gedanke, auf den sich jede Handlung und jede Figur zurückführen läßt. Jede Bizarrerie in den Charakteren findet ihre Erklärung, jeder noch so auffallende Theil seine Rechtfertigung, jede scheinbar zufällige Rolle oder Handlung ihre Nothwendigkeit, jede fremdartige Episode ihren Zusammenhang mit dem Ganzen. Die Erklärung begründete jenen Ausspruch Coleridge's, daß auch Form und Bau der Shakspeare'schen Stücke in der That so bewundernswerth seien als man sie für barbarisch verschrien hatte. Dieser Nachweis war so auffallend und neu, daß Goethe selbst die Einwände der herkömmlichen Betrachtung glaubte entgegenhalten zu müssen; man war so gewöhnt in Shakspeare nur das ungeartete Naturkind der Musen zu sehen, daß man sich betroffen fühlte in seinen Werken mit einem male eine planmäßige, besonnene, kunstvolle Anlage suchen zu sollen, die ihn fast zu einem ebenso ruhigen und überlegten Denker machte, als er vorher nur für ein wildes Naturgenie galt.

Auf dem von Goethe betretenen Wege, auf dem jener selbst nicht weiter gegangen ist, will nun Gervinus durch alle Werke Shakspeare's fortschreiten. Dem Beispiel Goethe's sind schon Mehre gefolgt, und als den letzten und zugleich umfassendsten Versuch in ähnlicher Weise nennt Gervinus den von Ulrici. Er sieht es voraus, daß er hin und wieder mit diesem und mit Andern zusammentreffen mag; aber auch Das scheint ihm klar, daß er seiner Natur nach mit ihnen nicht zusammengehen kann. Wir kennen die Arbeit Ulrici's nicht. Nach

Dem aber was Gervinus leise und bescheiden andeutet dürften wir die Art und den Charakter derselben halb und halb errathen, möchten wir fast vermuthen, daß Ulrici auch einer jener Analytiker ist welche das Princip einer leitenden Idee, auf das Goethe's Beispiel hinweist, zum philosophischen Schematismus machten, mit dem sie das Werk des Dichters wie auf einem Prokrustesbett mishandeln. Diese Analytiker, Rötscher an ihrer Spitze, lösen die Dichtung in Abstraction auf, und nachdem sie den lebendigen und ideellen Inhalt derselben ganz zerfasert, mühen sie sich mit ihrem dialektischen Apparat an einer künstlichen Zusammensetzung ab, in der weder Natur noch Wahrheit ist. Wenn Gervinus geradezu ausspricht, die Philosophie sollte von Shakspeare's Dichtung fern bleiben, da es immer „eine fremdartige Wirkung machen wird, wo an dies frische Grün des Lebens die dürre Weide der Speculation zu nahe heranreicht", so möchten wir Das wieder nicht auf Shakspeare allein, sondern auf alle Poesie angewendet wissen. Jedenfalls aber sind in der Erläuterung Shakspeare'scher Stücke Jene nicht auf dem Wege Goethe's denen sein Mephistopheles Ursache hätte zuzurufen:

Ich sag' es dir, ein Kerl der speculirt u. s. w.

Und sollte auch Ulrici zu ihnen gehören, dann wäre unsers Wissens Gervinus der Einzige der Goethe's Erklärungsweise wirklich fortführt. Allein Gervinus ist hier nicht blos Erklärer: seine Aufgabe in diesem Buche ist auch, und zwar zuallervörderst, die des Biographen und Historikers. Die ersten Abschnitte behandeln des Dichters Jugend in Stratford, seine frühesten poetischen Versuche im Zusammenhang mit den Zuständen und Stimmungen des Jünglings wie mit dem Charakter der damaligen Literaturperiode; hierauf knüpft der Verf. an die Uebersiedelung Shakspeare's nach London Mittheilungen über die dramatische Poesie und die Bühnenverhältnisse Englands in jener Zeit, um nach jeder Seite hin die Ausgangspunkte von Shakspeare's künstlerischer Laufbahn und seine ersten Schritte auf derselben mit Sicherheit nachzuweisen.

Eigentlich biographisches Material fehlte Gervinus; er führt die Worte von Steevens an:

Alles was wir mit einiger Gewißheit von Shakspeare wissen ist, daß er in Stratford am Avon geboren war, heirathete und Kinder erzeugte; daß er nach London ging, wo er als Schauspieler auftrat, und Gedichte und Theaterstücke schrieb; daß er nach Stratford zurückkehrte, sein Testament machte, starb und begraben ward.

Indessen findet der Verf. in den wenigen Nachrichten die sich über Shakspeare's Leben zusammenbringen lassen, und namentlich in den von Collier festgestellten Thatsachen, auch äußere Anhaltpunkte genug für die Bildungsgeschichte dieses Geistes, und er combinirt dabei mit ebenso richtigem Takt wie er mit dem feinsten Gefühl und mit dem kundigsten Blick auf die innern Entwickelungsmomente eingeht die in den Werken des Dichters hervortreten.

Shakspeare's Vater war, wie sich aus den neuern Forschungen ergeben hat, bis 1578 ein ganz wohlhabender Mann; seine Mutter, eine Ardens, stammte sogar aus einer der angesehensten Warwickfamilien, die sich mit den Dudley maß. Aber schon seit seinem vierzehnten Jahre lernte der junge William Noth und Trübsal kennen, und kam also noch im zartesten, empfänglichsten Alter in „die Schule großer Geister und starker Charaktere". Die schmerzlichen Eindrücke die sein Gemüth in den häuslichen Verhältnissen berührten, die erschütternden die es im weitern Familienkreise trafen, die Verirrungen jugendlichen Leichtsinns, ungezügelter Phantasie und heftiger Leidenschaft: Das sind die Grundzüge der ersten Zeichnung des Verf. aus Shakspeare's Leben und Dichten, einer Periode „nicht nur der Widerwärtigkeit, sondern auch der Unwürdigkeit", die Shakspeare durchzumachen hatte, „die seine bösen und guten Kräfte nebeneinander entwickelte". Seine dichterischen Erstlinge, begreiflich meist lyrischer Natur, zeigen ihn noch abhängig von dem herrschenden Geschmack, auf welchen die „verkünstelte Kunst" der Italiener, ihre Rhetorik und poetische Malerei den überwiegendsten Einfluß übte. Zwei beschreibende Gedichte Shakspeare's verrathen ihren Ursprung aus jener Periode. Das eine, „Venus und Adonis", ist ein Liebesbild, mit den hellsten Farben glühenden Sinnenrausches gemalt; es war von außerordentlicher Wirkung, und man pries es als die „Quintessenz der Liebe", als „das Muster eines Liebesgedichts". Shakspeare hatte hier nicht „gekünsteltes Gedankenwerk in verfeinerten Formen" gegeben, sondern ganz Wesenhaftes und Unmittelbares. Er war denn auch in der Liebe „kein Heiliger": ja, das Heiligste der weiblichen Natur scheint ihm sogar eine Zeit lang verschlossen geblieben zu sein in Folge seiner ersten Verirrungen durch den „aus Feuer geschaffenen Geist". Schon im achtzehnten Jahre hatte er sich überhastig mit einem acht Jahre ältern Mädchen verheirathet; das eheliche Verhältniß mag kein glückliches gewesen sein, und ihn gegen die Frauen verstimmt, wol gar verbittert haben. So folgert Gervinus, und ich glaube nicht ohne Grund, aus mehren poetischen Aeußerungen Shakspeare's, aus seinen frühern Dramen, in welchen „die Bilder böser, herrschsüchtiger Frauen seine Phantasie ausfüllten". Das zweite jener beschreibenden Gedichte, „Lucretia", bewegt sich mehr auf idealer Höhe; beide aber bezeichnet Gervinus als den schärfsten Gegensatz zu Shakspeare's selbständiger Poesie, zu dessen ausgebildetem Drama. Dort Redekunst — hier Handlung; dort fremder, conventionneller Geschmack, Conceptenstil, Künstelei — hier rein nationaler Charakter, Ursprünglichkeit, Natur und Einfachheit.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Zeitungen in Frankreich.

Die Zeitungen in Frankreich entstanden aus dem Briefwechsel des berühmten Genealogen D'Hozier. Sein Beruf brachte es mit sich, daß er mit den verschiedenen Theilen des Königreichs und mit auswärtigen Ländern einen lebhaften Briefwechsel unterhalten mußte, welcher ihm nebenbei eine Menge Neuigkeiten zuführte. Diese theilte er einem seiner Freunde

mit, Theophrastus Renaudot, Leibarzt Ludwig's XIII., welcher sie zur Vergnügung seiner Patienten abschrieb. Sothane Handneuigkeiten, wie man sie nannte, wurden bald dergestalt beliebt, daß der Arzt das Verlangen danach nicht befriedigen konnte. Dies ihm den Gedanken eingab sie drucken zu lassen, und er bei Richelieu um die erfoderliche Erlaubniß ansuchte. Richelieu erkannte sofort das Wichtige und Nützliche eines Tagesbegebenheiten erzählenden Blattes, welches unter dem Einflusse und der Controle der Regierung stehe, und gewährte das Privilegium. So erschien am 1. April 1631 die erste Nummer mit dem einfachen Titel „Gazette", ein aus Venedig geholtes Wort, wo ein seit etlichen Jahren herausgegebenes Tageblatt für eine Gazetta, ungefähr drei sächsische Pfennige, verkauft wurde. Andere behaupten, die Wurzel des Wortes sei gazza, die Elster, eine Anspielung auf die Geschwätzigkeit der Zeitungen. In der an den König gerichteten Vorrede sagte Renaudot: „Sire. Es ist eine geschichtlich denkwürdige Wahrnehmung, daß unter der Regierung von 63 Königen das neuigkeitslüsterne Frankreich nie daran gedacht hat eine Gazette oder eine wöchentliche Sammlung in- und ausländischer Neuigkeiten zu besitzen. Aber für all die Wunder mit welchen Eure Majestät den Norden und das gesammte Festland erfüllen werden hat Menschengedächtniß nicht Raum und Stärke. Es muß von nun an durch Geschriebenes unterstützt werden, das im Augenblicke von Nord nach Süd, ja fürwahr nach allen Winkeln der Erde fliegt. Dies, Sire, ist das Journal der Könige und der Gewalten auf Erden. Was es bietet bietet es ihnen und durch sie. Sie sind das Haupt, alle übrigen Persönlichkeiten nur Nebenfiguren." Dann sich an das Publicum wendend klagt Renaudot über die Plackereien und Verleumdungen denen die Erfüllung seiner Pflicht ihn aussetze. Einerseits werde er der Verbreitung falscher, andererseits der Unterdrückung ihm eingesendeter Nachrichten beschuldigt. Indessen tröste er sich mit seinem Wunsche den Einen wie den Andern zufriedenzustellen, und bittet hierauf „die Fürsten des Auslandes nicht die Zeit mit vergeblichen Versuchen zu verschwenden seinem Blatte den Eingang zu sperren, sich vielmehr zu überzeugen, daß der Handel mit solcher Waare nicht verhindert werden könne, und nach der Natur der Ströme durch Widerstand nur wachse". Unter königlicher Gunst war schon nach einem oder zwei Jahren die „Gazette" im Stande auf ihre Verleumder herabzuschauen. Sie erschien wöchentlich ein mal, ein Bogen von acht kleinen Quartseiten, und monatlich eine Beilage. Der Inhalt bedeutete freilich nicht viel; keine Börsenberichte, keine leitenden Artikel, keine Avertissements, Nichts als eine trockene einförmige Sammlung von Kriegs- und Hofvorfällen mit ein paar aus Paris datirten Zeilen als inländische Neuigkeiten.

Eine erste Nebenbuhlerin erhielt die „Gazette" 1650 in „La gazette burlesque", herausgegeben von einem Hofmanne Loret, der wie er sagt „sich von Natur in Poesie gefiel", und deshalb sein ganzes Blatt in Versen schrieb. Jede Partei und jeden Menschen den er nicht leiden konnte schlug er in seinen leichten Reimereien an den Galgen der Oeffentlichkeit. So Mazarin, die Fronde und Colbert, der ihn wegen dieser Keckheit von der Pensionsliste strich. Vornehme Geburten, Todesfälle und Heirathen, alle die tausend kleinen Ereignisse am Hofe und in der Stadt, lustige und scandalöse Anekdoten brachte Loret in Verse, und bediente sich dabei einer Sprache die oft Nichts weniger als höflich war. Drittehalb Jahre erschien das Blatt im Manuscript. Zunehmender Absatz bewog den Eigenthümer es drucken zu lassen, und nach 15 Jahren ging es ein.

Eine zweite Nebenbuhlerschaft erstand der „Gazette" 1672 in dem „Mercure galant" von Danneau de Vize. Stil und Mannichfaltigkeit der Mittheilungen ähneln unsern heutigen Zeitungen. Während der ersten sechs Jahre erschien das Blatt sehr unregelmäßig, dann jeden Monat in einem Duodezbande von 300 oder 400 Seiten, Preis drei Francs. Die Redaction bewies Takt und Talent, und zählte unter andern gefeierten literarischen Namen Marmontel, Laharpe, Lacretelle und Chateaubriand zu Mitarbeitern. Nachdem das Blatt in „Mercure de France" umgetauft worden, hörte es 1815 auf.

In der Zwischenzeit erfuhr die „Gazette" mancherlei Wechsel. Um Raum zu haben für die großen Thaten unter Ludwig XIV. und für die Pracht und Herrlichkeit von Versailles, wurde die Seitenzahl von acht auf zwölf vermehrt. Von 1762 an erschien sie wöchentlich zwei mal, vier Seiten mit Doppelspalten, zu dem jährlichen Preise von 15 Francs. Nun stellten sich auch Avertissements ein. Das erste ist die Ankündigung eines Buchs, das zweite die einer Landkarte. Sie nahmen spärlich zu, und wurden ohne Ordnung, bunt durcheinander eingerückt. Sechs Zeilen kosteten 30 Sous, jede Zeile mehr sieben. Die Schwankungen und Verhandlungen der Börse fanden zuerst 1765 Erwähnung. Trotz vieler Nebenbuhler behauptete sich die „Gazette" unter Ludwig XIV., XV. und XVI., erschien von 1792 an täglich, wurde in demselben Jahre „Gazette nationale de France" mit dem Motto: „Liberté et égalité", und erhöhte ihren Preis auf 36 Francs. In gedachtem Jahre begannen die Theateranzeigen, und im folgenden Jahre meldete die „Gazette" vom Abkömmlinge des von ihr vergötterten Ludwig's XIII.: „Der Tyrann hat aufgehört zu leben."

Die erste tägliche Zeitung in Frankreich war das 1777 ausgebrachte „Journal de Paris". Die erste Nummer enthält einen Aufsatz über den Musenalmanach, einen Brief von Voltaire, eine Buchhändleranzeige, drei Regierungs- und eine Gerichtshandlung, zwei Accidents, ein Bonmot, den Theaterzettel und die Erklärung des Herausgebers: daß im Interesse des Publicums das Journal statt dermaliger vier Octavseiten künftig aus vier Quartseiten bestehen werde. Für Paris betrug der jährliche Preis 24 Francs, für die Provinzen 31 Francs 4 Sous. Das Unternehmen ging so gut, daß der jährliche Gewinn sich auf 100,000 Francs belaufen haben soll.

Einige unbedeutende Blätter abgerechnet bildeten vorgenannte vier bis zum Ausbruche der Revolution die gesammte französische Tagespresse. Alle von bloßer Meinungsverschiedenheit erzeugten hatten ein kurzes Leben. Die namhaftesten waren — sie deutsch zu nennen — „Der Geist der Gazetten", „Das geistliche Journal", „Die Volksschildwache", „Der Volksherold". Die Strenge der Censur rief mehre geschriebene Zeitungen ins Dasein, die sich aber nur durch Scandal auszeichneten, und blos erschienen so oft es den Redactionen beliebte. Die gefürchtetesten wurden von den bei Frau Doublet verkehrenden Schriftstellern zusammengebraut, von einem Piron, Sainte-Palaye, Mirabeau, Falconet. Obgleich nicht politischen Inhalts verursachten sie den Behörden oft viel Noth.

Die Revolution, welche den Gedanken, die Rede und die Handlung frei und frech machte, übte natürlich auf die Presse gewaltigen Einfluß. Das ganze Reich wurde mit Zeitungen überschwemmt, welche jeder das Volk aufhetzenden Leidenschaft fröhnten. Kaum hatten 1789 die Generalstaaten sich versammelt, als Mirabeau seine berüchtigten „Briefe an seine Constituenten" erscheinen ließ. Eine Unzahl Andere wollten die Verhandlungen der Gesetzgeber berichten und beleuchten. Am weitesten verbreitet waren: „Die Morgendämmerung oder Zusammenstellung der Vorgänge in der Nationalversammlung während voriger Nacht", von Barrère; „Die Tags-Evangelisten"; „Die pariser Revolutionen", von dem Triumvirate Prudhomme, Loustalot und Tournon, mit dem stachelnden Motto: „Die Großen erscheinen uns groß, weil wir vor ihnen knien; laßt uns aufstehen!" das „Journal des débats et décrets"; „Der pariser Publicist, ein freies und unparteiisches Journal", von Marat, dem Volksfreunde; „Acta der Apostel", ein Gemisch von Versen und Prosa; „Gazette nationale ou Moniteur universel", die erste Nummer vom 24. Nov. 1789. Im Ganzen setzte das erste Jahr der Freiheit mehr als 150 Zeitungen in Umlauf. Das folgende Jahr 1790 begnügte sich mit ungefähr 140, darunter die bekanntesten: „Der eiserne Mund", vom Abbé Fauchet; „Der Freund des Königs"; „Der Bürger-

freund"; „Die Dorfzeitung". In den nächsten Jahren fiel die Zahl tiefer: 1791 auf 95, 1792 auf 60, 1793 auf 50, 1794 auf 40, 1795 auf 35, 1796 auf 32; stieg 1797 auf 95, fiel 1798 auf 17, stieg 1799 auf 26 und fiel 1800 auf 7. Die Gesammtzahl der neuen Zeitungen während dieser 12 Jahre berechnet sich auf 750, dürfte aber bei der Unmöglichkeit sie genau auszufinden eher größer als kleiner sein. Jede Partei hatte ihre Organe, die königliche, die republikanische und die jakobinische. Robespierre redigirte den „Vertheidiger der Constitution", Camille-Desmoulins den „Alten Franciscaner" („Le vieux cordelier"); mehr als Einer das „Journal des Bergs". Ueber hundert Zeitungen nannten sich Journale, und weil im Getöse der Revolution es schwer war sich Gehör zu verschaffen, suchte — tout comme aujourd'hui — Einer den Andern niederzuschreien, wenn Das nicht gelang, ihm durch wohlfeilern Preis oder durch anziehendern Titel die Käufer wegzuschnappen. So gab es: „Journal der Männer des 14. Juli und der Vorstadt St.-Antoine"; „Journal der Ohnehosen", mit dem Motto: „Die Seelen der Kaiser und die Seelen der Schuhflicker sind aus derselben Form"; „Journal Ludwig's XVI. und seines Volks"; „Des armen Richard Journal"; „Das Teufelsjournal"; „Journal für Gute und Schlechte"; „Journal für Müßiggänger", mit dem Motto: „Alles in zwei Worten"; „Journal für Unheilbare" und „Journal für Lacher". Der Titel von 15 fing an mit: Bulletin; von 7 mit Gazette; von 6 mit Annalen, Blätter und Chronik; von 8 mit Courrier und Postillon; von 20 mit Correspondenz; von 40—50 mit Freund und Vertheidiger; von einer Menge mit Spiegel, Laterne und Feind. Zu den außerdem abenteuerlichsten oder spitzesten Titeln gehören: „Die Volkskarbatsche"; „Für und Wider"; „Der Horcher an der Wand", mit dem Motto: „Auch die Wände haben Ohren"; „Die Sturmglocke des furchtlosen Richard"; „Der französische Demokrit", mit dem Motto: „Der Thor lacht über Alles, wer aber zuletzt lacht lacht am längsten"; „Das Frühstück"; „Ein Posttag zu spät — Moutarde après dîner"; „Morgen"; „Aller Welt Vetter"; „Hänge mich, aber höre mich"; „Aufgehalten, haltet den Dieb auf"; „Schere mich Nichts um einen Rippenstoß — Freiheit, Libertas, Beelzebub" u. s. w.

Kurz wie vorstehende Titelliste ist, bezeichnet sie den Charakter der französischen Tagespresse während der Revolution. Nicht die Nationalversammlung allein, nicht die Fractionen allein in welche sie sich schied, nicht die Hunderte von Clubs in jedem Viertel von Paris allein hatten ihre Organe. Kraft des Princips der Volkssouverainetät hielt jeder naseweise Junge sich für berechtigt über Männer und Maßregeln abzusprechen, und was war die Folge? Jeder Bauer und jeder Lump maßte sich das Recht an die Staatsverwaltung zu hofmeistern. Tout comme chez nous.

Mit Ausnahme des „Moniteur", dessen äußere Gestalt unverändert geblieben, und zwei oder drei anderer doppelspaltigen Journale in Quart erschienen sämmtliche Revolutionsblätter in Octav oder Duodez. Jede Nummer hatte zwischen acht und zwölf Seiten, und der vierteljährige Preis betrug zwischen neun und zwölf Francs. Die meisten dieser Blätter lebten ein Tagesleben. Einige starben eines natürlichen Todes, andere unter den Schlägen des Gemeinderaths oder des Directoriums. Selbst als es schien, daß Alles gewagt werden könne, mußte die Frechheit der Presse oft der Autorität weichen. Wie Menschenleben standen auch die Meinungen unter dem Willen der Tagesbeherrscher. So decretirte der Gemeinderath von Paris: „Die Vergifter der öffentlichen Stimme sollen verhaftet, ihre Pressen, Typen und Geräthe unter die patriotischen Drucker vertheilt werden", und ließ durch Beauftragte die Zeitungen auf der Post wegnehmen. Am 18. Fructidor des Jahres V wurden die Redacteure und Drucker von 30 Journalen auf Befehl des Directoriums wegen Verschwörung wider die Republik in Laforce eingekerkert. Im Januar 1800 bestimmte ein Edict der Consularregierung die Zahl der politischen Blätter auf 13, darunter den „Moniteur universel", „Journal des débats", „Journal de Paris", „Gazette de France". Alle übrigen wurden unterdrückt, dagegen die der Kunst, der Literatur und dem Handel gewidmeten Journale nach wie vor gestattet. Indessen hatte die revolutionnaire Tagespresse sich auch so verächtlich gemacht, daß als der Erste Consul die Hydra zertrat kaum ein Mucks laut wurde.

Unter dem Consulate und dem Kaiserreiche war die Presse merkwürdig zahm. Die Journalisten, endlich müde ein Echo des „Moniteur" zu sein, und getrieben von dem Bedürfnisse wenn nicht über Politik, doch über Anderes frei zu reden, wendeten sich zwei unverpönten Gegenständen zu: der Literatur und dem Theater. So entstand das Feuilleton, in welchem trotz der Behörden unter dem Deckmantel einer schlechten Tragödie oder einer literarischen Flugschrift die wichtigsten politischen Fragen verhandelt wurden. Das „Journal des débats" nahm den Titel „Journal de l'empire" an, und steigerte durch das Feuilleton seine Abonnentenzahl auf 32,000. Im J. 1814 kehrte es zu dem frühern Titel zurück, gab ihn während der Hundert Tage auf, und nahm ihn beim zweiten Einzuge Ludwig's XVIII. wieder an. Unmittelbar nach Napoleon's Flucht von Elba 1815 entstand „Le constitutionnel", anfangs unter dem Titel „L'indépendant". Von genanntem Jahre bis 1830 ließ die Censur, das strenge Preßgesetz und die Höhe der Cautionen den Journalen wenig mehr freie Bewegung als sie unterm Drucke des Kaiserthums gehabt. Dennoch vermehrten sie sich, und laut einer 1824 für das Ministerium gemachten Zählung hatten zu dieser Zeit die sechs Regierungsblätter zusammen 14,344, die sechs Oppositionsblätter 41,330 Abonnenten. Im folgenden Jahre beliefen sich letztere auf 44,000, erstere nur auf 12,580. Die Meisten in der Reihe der Opposition hatte „Le constitutionnel". Ein neuer Zuwachs für die Widerstandspartei waren „Le globe", „La revue française", „Le temps" und „Le national".

Abermals brachte die Julirevolution 1830 eine Journalflut über Paris. Sie versickerte zum größten Theile im Boden der wiederhergestellten Ordnung. Die bedeutendsten Vertreter der demokratischen Partei waren: „La tribune", „Le réformateur", „Le bon sens" und „Le monde", letzteres ein misglücktes Unternehmen von Lamennais, welcher bereits mit dem „L'avenir", obschon er die Sand und Montalembert zu Mitarbeitern hatte, Fiasco gemacht. Für die Bonapartisten fochten: „La révolution de 1830", „Le capitole" und „Le commerce"; für die Legitimisten: „Le renovateur", „Le courrier de l'Europe" und „La nation"; für die Opposition, später die Conservativen: „La paix", „La charte de 1830" und „Le globe"; endlich für die tiers-parti „L'impartial", „La renommée" und „Le temps". Es öffnet einen Blick in die damaligen Verhältnisse, daß „Le temps" trotz seiner gewandten Redaction mit einem Verluste von über einer Million Francs aufhörte.

Die noch vor der jüngsten Revolution erfolgte Herabsetzung der Preise, oft bis zur Hälfte, steigerte den Vertrieb beträchtlich. Während 1828 die Zahl der abgestempelten Bogen sich auf 28,000,000 belaufen hatte, betrug sie 1836 42, 1843 61, und 1845 65 Millionen. In letztgedachtem Jahre erschienen in Paris 26 Tagesblätter nebst ungefähr 400 Zeitschriften wissenschaftlichen, künstlerischen, literarischen und industriellen Inhalts; in den Provinzen an 300 politische Zeitungen, von denen 125 ministeriell, 70 oppositionell, 35 dynastisch, 25 legitimistisch, die übrigen ohne entschiedene Farbe waren. Die 26 pariser Tagesblätter zählten zusammen gegen 180,000 Abonnenten, wovon „Le charivari", „La quotidienne" und „Le national" jedes zwischen 3—5000, die „Débats" und „L'époque" jedes zwischen 10—15,000, „La presse" und „Le constitutionnel" jedes zwischen 20—25,000, und „Le siècle" über 30,000 hatte. Da der „Moniteur" allen Behörden unentgeltlich zugeht, und deshalb auch von Andern gratis gelesen wird, ist die Zahl seiner Käufer stets sehr klein gewesen. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 167. — 13. Juli 1849.

Gervinus und sein neuestes Werk.

(Beschluß aus Nr. 166.)

Voll der interessantesten Schilderungen ist das nun folgende Capitel, das bei Shakspeare's Auftreten in London die Biographie des Dichters unterbricht, und ein hellanschauliches Bild von den damaligen Zuständen des englischen Theaters, der dramatischen Dichtung und der Schauspielkunst, entwirft. Wir wollen hier keinen Auszug versuchen. Es ist eine innig zusammenhängende Reihe von Thatsachen, Erörterungen, Charakteristiken — eine literarhistorische und dramaturgische Episode von außerordentlichem Werth. Da kann man sich auf wenigen Seiten von der Entstehung und Entwickelung des englischen Dramas genau unterrichten: den Uebergang von den religiösen Anfängen desselben, den Mirakelspielen oder Mysterien, zu den Moralbildern und Allegorien; die gleichzeitige Ausbildung des humoristischen Gegensatzes in Schwänken, Burlesken, komischen Zwischenspielen; den Fortschritt zur ernsten Darstellung der Weltbegebenheiten einerseits und zur satirischen des Gesellschaftslebens andererseits — alles Das kann der Leser hier in bester Uebersichtlichkeit rasch und bestimmt verfolgen. Gervinus bezeichnet dabei die Komik und Satire als das volksthümlichste Element, als Das was in Shakspeare's selbständiger Dichtung am wenigsten ursprünglich, was dieser am meisten entlehnt, und aus dem Allgemeinbesitz des Volkes überkommen hat. Dies kann man Jenen nicht genug wiederholen die sich so sehr in den Humor und die Komik Shakspeare's vertieften, daß sie darüber die eigenthümlichere und gewaltigere Seite des Dichters ganz vernachlässigen. Gervinus tadelt denn auch gelegentlich an den deutschen Romantikern diese einseitige Vorliebe, und wohin dieselbe führen kann, wenn sie auf die Spitze getrieben wird, weist er in der Einleitung an Franz Horn nach. Wo der Dichter im erhabensten Ernst arbeite, sehe ihn Franz Horn immer in heitere Ironie verkleidet. Gervinus hat Recht, wenn er Das eine Albernheit nennt, bei der das Lob zur Injurie werde. Mit der Gestaltung der dramatischen Poesie ist die Bühnengeschichte eng verbunden: auch dieser ist hier der entsprechende Raum gegeben. Von den Persönlichkeiten welche in die beiderseitigen Zustände am tiefsten eingreifen, und mehr oder weniger von unmittelbarem Einfluß auf Shakspeare sind, ragt unter den Schauspielern groß und glänzend Richard Burbadge hervor, ein Landsmann, Freund und Geistesverwandter Shakspeare's, welcher die bedeutendsten Charaktere in dessen Dramen so genial darstellte wie jener sie gedichtet. Unter den Poeten sind vor Allen zu nennen: John Lily, Marlowe und Greene. Der Erstere führte in seinen Lustspielen und Pastoralen die auffallenden Redewendungen ein, die Gleichnißhäufungen und Wortspielereien, die bald in England Mode wurden, und die auch Shakspeare, zwar mit mehr Maß und Geschmack, aber doch offenbar nach dem Muster Lily's im heitern und charakteristischen Dialog gebraucht. Marlowe ist der Repräsentant der Sturm- und Drangperiode unter den englischen Dichtern des 16. Jahrhunderts. Sein Trauerspiel „Tamerlan" ward tonangebend für den dramatischen Stil und Vortrag, und verdrängte gleichermaßen die pedantischen, leblosen Formstücke nach altclassischem Muster, wie den romantischen Scenenwirrwarr, der im Gegensatz zu jenen dem schaulustigen Volke geboten wurde; es war Vorbild und Vorläufer der vielen Greueltragödien in denen ungeheuerliche Handlung und pomphafte Hochrednerei nebeneinander hergehen, um den tragischen Effect zu übersteigen. Von Marlowe's „Tamerlan", kann man sagen, datirte die Schreckens- und Blutherrschaft in der englischen Tragödie. Greene, der Nebenbuhler Marlowe's ging Shakspeare im eigentlich historischen Drama voran. An Beide lehnen sich die ersten dramatischen Versuche Shakspeare's, die Gervinus in einem besondern Abschnitt behandelt. Hier sind „Titus Andronicus" und „Perikles", „Heinrich VI.", die „Komödie der Irrungen" und die „Zähmung der Widerspenstigen" gruppirt.

Alle diese Stücke erscheinen nicht als eigentliche Dichtungen Shakspeare's, nicht als Originalwerke, sondern mehr oder weniger als Bearbeitungen für die Bühne, als Ueberarbeitungen von seiner Hand. „Titus Andronicus", der die Greuel und Blutscenen der Marlowe'schen Schule überbietet, ist in Stoff wie in Behandlung in so grellem Widerspruch gegen die edlern Eigenthümlichkeiten Shakspeare's, die sich selbst in den rohesten Anfängen nicht verleugnen, daß von Vielen, namentlich von englischen Kritikern die Echtheit dieses Stücks bezweifelt, von Andern aller Antheil Shakspeare's an

demselben entschieden in Abrede gestellt wird. Im „Perikles", einem Bühnenstücke das ganz im abenteuerlichen Geschmack der Menge, der herrschenden Romanliebhaberei genau entsprochen zu haben scheint, findet Gervinus schon viele Meisterstreiche, und mehr noch in „Heinrich VI.", von welchem nur die beiden letztern Theile in Betracht kommen. Hier hatte Shakspeare das Werk eines Andern, am wahrscheinlichsten Greene's, vor sich; auch liegt die Größe, die anscheinend im Plane und an der Composition hervortritt, wie Gervinus gegen die überschätzende Meinung Tieck's nachweist, im Stoffe, wie ihn schon die Chroniken zurechtgelegt: doch hat der junge Dichter, mit so vieler Vorsicht und scheuer Ehrfurcht seine verbessernde, umbildende Hand hier waltete, Einzelnes darin aus seiner innersten Natur geschaffen, und dem Ganzen eine Gestalt gegeben die das unverkennbare Gepräge seines Geistes trägt. Die „Komödie der Irrungen", den „Menächmen" des Plautus nachgebildet, setzt Gervinus nicht so tief herab als Coleridge, der sie eine Farce nennt. Er sieht zwar, daß in dieser „Reihe heiterer Zufallsspiele" die Unwahrscheinlichkeiten weit über das Maß hinausgehen welches der Menschen- und Seelenkenner Shakspeare sonst immer einzuhalten gesucht hat: aber er findet hier auch sehr bedeutsame innere Beziehungen, und weist auf den ernsten, ja tragischen Hintergrund in all dem komischen Element hin. Die Eigenschaften dieses Lustspiels wiederholen sich großentheils in der „Zähmung der Widerspenstigen", und auch hier hebt Gervinus die feinern Züge hervor, gegen die Auffassung Garrick's, welcher den Handel zwischen Petruccio und Katharina zu einer ganz gemeinen Posse herabzog. Die Mängel dieser sieben Stücke im Allgemeinen aber charakterisirt er folgendermaßen:

Mehr oder weniger verrathen sie alle den ungebildeten Volksgeschmack der vorshakspeare'schen Zeit in Stoffen und in Formen. Die Barbareien im „Titus", die Roheiten im „Perikles", einzelne Härten in „Heinrich VI.", der derbere Charakter der beiden Lustspiele, die Behandlung des jambischen Verses im „Titus" und der Knittelverse in den Lustspielen, all Dies verflicht diese Stücke noch mit der englischen Literatur jener Zeit, wo Shakspeare die Marlowe und Greene, die Lily und Peele noch nicht verdunkelt hatte.

Aber wenige Jahre nur nachdem er seine dramatische Laufbahn betreten gelangte Shakspeare schon dahin, wo er nicht blos jene und alle Dichter vor ihm und neben ihm verdunkelte, sondern sich überhaupt zum vollendeten Meister emporschwang. Alles was er in der nächsten Periode seiner Dichtung schuf ist durch und durch eigenständig und groß. Gervinus sondert hier die Werke des Dichters in zwei ganz verschiedene Gruppen: die erotischen Stücke, in denen „das Wesen und die Natur der Liebe" dargestellt ist („Die beiden Veroneser", „Verlorene Liebesmühe", „Ende gut Alles gut", „Der Sommernachtstraum", „Romeo und Julie"), und die historischen, „realern Inhalts, die Welt des äußern Lebens und Wirkens im Gegensatze zu jener Gedanken- und Gefühlswelt" („Richard II.", „Richard III.", „König Johann", „Heinrich IV." und „Heinrich V.").

Mit der zunehmenden Meisterschaft des Dichters gewinnt der geistreiche Erklärer immer weitern Spielraum den Reichthum seiner Beobachtungen, die Fülle seiner Gedanken zu entfalten. An allen Stücken die nun besprochen werden ist die sinnigste ästhetische Auseinandersetzung versucht; hier drängen sich auf jeder Seite die feinsten psychologischen Bemerkungen. Wir wollen, da es uns kaum möglich würde in alles Einzelne einzugehen, nur folgende Stelle hervorheben, aus welcher der Leser entnehmen kann wie Gervinus den Ideengehalt in Shakspeare's Liebesdramen durchdringt. Nachdem er auf die Eintönigkeit der Liebesdarstellung in der neuern Poesie, besonders in der deutschen, bei Schiller und selbst bei Goethe hingewiesen, fährt er fort:

Die weite Aufgabe, die Leidenschaft der Liebe, behandelt Shakspeare in einer weit großartigern Weise. Er schilderte sie nicht allein auf sich selbst bezogen, sondern in den mannichfaltigsten Verbindungen mit andern Leidenschaften und in den verzweigtesten Beziehungen zu andern menschlichen Verhältnissen; es ist ihm ein Bedürfniß sie in ihrem ganzen Wesen, in allen ihren Wirkungen, ihren guten und schlimmen Eigenschaften gleich in jenen ersten fünf Stücken, die wir diesem Vorwurf ganz gewidmet finden, in einer möglichsten Fülle und Mannichfaltigkeit darzustellen. Er zeigt in den „Veroneser", wie sie sich zu dem Menschen verhält der sich ihr ganz preisgibt, und zu dem Thatkräftigen der ihr fremd steht; wie sie den Letztern ergreift und verwandelt, den Andern verirrt und verwickelt in Freundschaft und Treuebruch. Er zeigt in „Verlorener Liebesmühe", wie sie durch ascetische Gelübde unter jugendlichen Genossen, in dem Alter ihrer Blüte, unnatürlich unterdrückt werden soll, und wie sich Das rächt. Er zeigt in „Ende gut Alles gut", wie sie von männischem Hochmuth und Standesstolz verschmäht wird, und wie sie den mit Treue und Hingebung überwindet. Er zeigt im „Sommernachtstraum" in einer bewundernswürdigen Allegorie die Irrungen der blinden, aller Vernunft beraubten Liebe, wie sie den Menschen dann in ein Traumleben ohne Besinnung dahinreißt. Er zeigt endlich in dem hohen Liede der Liebe, in „Romeo und Julie", wie diese gewaltsamste aller Leidenschaften zwei menschliche Wesen in ihrer furchtbarsten Macht ergreift, und, gesteigert in den günstigen Naturen und durch die ungünstigen Schicksale, sich auf die Höhe treibt, wo sie sich selbst überstürzt und vernichtet.

Mit der Besprechung des „Sommernachtstraums" schließt der erste Theil dieses Werks. Wie trefflich weiß Gervinus auch in jenem zarten, gleichsam aus Luft und Aether gewobenen Bilde die durchschimmernden Fäden der Wirklichkeit anzudeuten! Wie richtig fühlt er heraus, daß selbst die reichste Phantasie Nichts zu gestalten vermag was sie nicht wirklichen menschlichen Verhältnissen und Eigenschaften abgelauscht hätte. Und wenn er sich nach Typen in der Gesellschaft umsieht, nach denen Shakspeare seine Elfen gebildet, so wird man inne, daß man es mit einem Gelehrten zu thun hat der nicht blos Bücherstaub, der auch den Blumenstaub in der duftigsten Gesellschaftssphäre eingeathmet.

Es gibt namentlich unter den Frauen der mittlern und obern Stände solche Wesen die höhern geistigen Bedürfnissen nicht zugänglich sind, die ihren Gang durch das Leben machen ohne ernstere und tiefere Beziehung auf Grundsätze der Sittlichkeit oder Zwecke der Intellectualität, die dagegen für alles Schöne, Gefällige, Anmuthige eine entschiedene Neigung und Befähigung haben, ohne auch in diesem Gebiete wieder zu höhern Erfindungen der Kunst zu gelangen. Sie greifen, wie

der Augenblick es bietet, in diese greifbare Welt wol selbst mit geistreichen Anschlägen ein, leicht, gewandt, zu Schelmereien und Neckereien aufgelegt, zu Rollenspielen, Gestaltannehmen, Verkleidungen und Verationen immer geschickt, weil sie in Festen, Vergnügungen, Spielen, Scherzen die einzige Würze des Lebens suchen.

In diesen wenigen Worten ist sie scharf gezeichnet, jene reizende Weiblichkeit, die so liebenswürdig ist und auch am meisten geliebt wird, aber nicht mit der echten, vollen Liebe, die sie nicht verdient — weil nur Der so geliebt zu werden verdient der so lieben kann: in diesen wenigen Worten ist mehr Feinsinn, mehr Anschauung, mehr Charakteristik eines Gegenstandes an dem sich so viel elegante Federn abarbeiten, als in sämmtlichen Salongemälden des Hrn. Baron v. Sternberg.

Man kann von diesem Buche im Gegensatz zu dem bekannten Kästner'schen Witzspruch sagen: es enthalte sehr viel Wahres und Neues — und wenn auch nicht alles Wahre darin neu, so ist doch das Neue darin wahr bis auf jeden einzelnen Zug.

Der zweite Theil, welcher außer „Romeo und Julie" und dem „Kaufmann von Venedig" auch die historischen Stücke behandelt, soll im Juli, der dritte Theil im September erscheinen. **W. Wolffsohn.**

Gesammelte Novellen und Erzählungen. Von C. Reinhold. Drei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1847—48. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die Zeit will eine neue Zeit gebären! In solchen Wehen haftet die Kunst gewöhnlich länger als das Leben an den Traditionen des „Dagewesenen", und es währt seine Zeit ehe sie die Springwogen der Zeitrichtung einzuholen vermag. Kein Wunder daher, daß die Kunsterzeugnisse des Tags auch jetzt meistens etwas Antiquirtes an sich zu tragen scheinen, daß sie sich zu den Meinungen des Augenblicks verhalten wie die Idyllen Geßner's zu der Lessing-Goethe'schen Kritik, wie die Minne- und Meistergesänge zu der Reformationsperiode, und daß wir, bevor wir Genuß in ihnen finden können, heraustreten müssen, uns retten müssen aus dem Wogenschwalle der Zeit und dem Sturmwirbel des Tags. Dies Loos trifft auch die Besten, und der Verf. der vorliegenden Novellen und Erzählungen wird daher auch wol das Gleiche zu tragen haben. Er steht ja mit beiden Füßen in der jüngsten Vergangenheit, und ist nicht Schuld daran, daß diese uns in 15 Monaten um ebenso viele Decennien entrückt ist. Was wir gewonnen haben in dieser springflutähnlichen Bewegung, Niemand weiß es; was wir verloren haben ist jedem Denkenden klar. Die Kunst uns am Schönen menschlich zu erfreuen, die Kunst unsern Geist in Ruhe zu klären am Anblick der ewigen Gesetzmäßigkeit des Schönen, die Kunst auf uns selbst zu ruhen im Genuß der Schönheit — diese ist für lange Zeit der Welt verloren gegangen, und es ist noch nicht die entfernteste Hoffnung vorhanden, daß dieser Verlust dem europäischen Culturleben in irgend einer Art ersetzt werden möchte. Wir müssen ihn tragen; es ist Fatum, die Nemesis die über den Göttern schwebt, Götterschluß gegen den keine Berufung gilt! Wir können mit wehmüthigem Auge, aber wir müssen fest und männiglich auf das für immer verlorene Gut, den Garten der Kunst, die Unschuld der Jugend des Menschengeistes blicken; es gibt keine Wiederkehr zu ihm. Wolan, so würzen wir unsere Stunden mit der Betrachtung des Dagewesenen!

Der Verf. legt uns in den drei Bänden gesammelter Novellen und Erzählungen drei Erzeugnisse von sehr verschiedenem Charakter, verschiedener Richtung und verschiedenem Werthe vor. Die Erzählung des ersten Bandes: „Die Kinder der Fremde", hat uns wenig für ihn eingenommen. Eine Dichtung im Stil Achim v. Arnim's, Hoffmann's und Eichendorff's bietet in unserer Zeit etwas Gletscherartiges dar: sie erscheint wie ein verspäteter Frost, wie ein nebelvoller Decembertag im Mai. Im Großen keck und dreist erfunden, in der Ausführung aber am Detail haftend, schwer beweglich, starkgliederig, unbeholfen, reich an tiefen Blicken in die Menschenseele, aber ohne Kenntniß oder doch ohne Schonung der geltenden Lebensformen, poetisch, jedoch für geringere Zwecke, und ihrem Hauptinhalte nach eine Wiederholung der Episode vom Harfner in Goethe's „Wilhelm Meister", hat uns diese Erzählung nirgend fesseln und erwärmen können. Unleugbar ringt hier eine gewisse Genialität noch mit dem Stoffe, und ein ethisches Ziel liegt in dieser Begebenheit kaum vor; ja die Begebenheit selbst ist des Erzählens selten werth. Das Ganze hat Etwas von einem Fiebertraum, von einem tollen Mummenschanz, dem jedoch das lustige Element ausgegangen ist, und hinterläßt, da ihm der moralische Boden fehlt, entweder keinen Eindruck oder nur den einer wüsten Phantasmagorie. Die Charaktere sind durchweg zu schattenartig um Träger bedeutender Interessen sein zu können, und nur der originelle, überall unglückliche Poet Leidweser vermag Etwas wie eine Jean Paul'sche Kunsterinnerung bei uns zu erwecken.

Die Erzählung des zweiten Bandes: „Real und Ideal", zeigt den Verf. nun schon um mehre Stufen über seinen vorigen Standpunkt erhöht. Eine entschiedene Begabung für psychologische Begründung der Ereignisse, für Charakterzeichnung und Seelenmalerei in ihren feinern Nuancen tritt hier schon hervor. Die Sprache bildet sich in feinen Wendungen zum Stil; Bild und poetische Farbe strömen herbei; kurz, wir erblicken ein Erzählertalent in vollster Entwickelung. Der einzige Mangel an dieser Dichtung ist ein spannender Stoff, eine stets würdigere künstlerische oder philosophische Unterlage. Die Seelenzustände einer an Hysterie leidenden Frau (Sidonie) können uns, und wären sie mit dem vollendetsten Pinsel gemalt, nicht dauernd fesseln: und doch dreht sich die ganze Begebenheit um diese. Dazu ist zu rechnen, daß der herbe, tragische Schluß in dem Selbstmord des Dichters eine Spitze findet zu der die Vorbereitung fehlt; wir können weder diesen Schluß noch den Dichter rechtfertigen. Hiervon abgesehen bewegt sich doch die Handlung in anziehenden Details, und wird durch trefflich gezeichnete Charaktere getragen. Der Arzt und seine Gattin, Adelhaid und der Professor sind Charaktere die viel von der classischen Ruhe Goethe's in den „Wahlverwandtschaften" an sich tragen, und nicht geringen Eindruck zurücklassen würden, wenn der Autor sich etwas mehr vor Kleinmalerei in Acht nehmen, und etwas reichlicher auf die ergänzendste Kraft unserer Phantasie rechnen wollte. Wie Dem auch sei, die Erzählung füllt ihr Thema aus: reale und ideale Geistesrichtung in ihrem Werthe und ihren Mängeln zu zeichnen, unterhält auf würdige Art, und erwirbt dem Verf. schon den Namen eines Seelenmalers von Rang.

Auf einen höhern Rang gibt die Erzählung im dritten Bande: „Die Charfreitags-Christen", ihm für immer gesicherten Anspruch. Sie mag leicht zu den würdigsten Emanationen des in der prosaischen Erzählung dichtenden Geistes gerechnet werden, wie er seit drei Decennien nach dem Ruhm ringt durch die bloße Kunst des Worts ein Stück Leben darzustellen. Der Grundgedanke: eine ganze zahlreiche Menschengesellschaft zu malen, in der jeder Einzelne am Grünen Donnerstage nach würdigen Charfreitagsgedanken ringt, ohne jedoch, von dem Eigensinn und der Neckerei des Lebens bewegt, zu solchen gelangen zu können, während ein junges Liebespaar, unbekümmert um den Festtag, allein wirkliches Charfreitagswerk übt, ist ebenso neu als anziehend und der Bearbeitung würdig. Es ist eine geistliche Rede in Handlung. Diesen hält Ehrgeiz, Jenen Stolz, Diesen Furcht, Jenen ein unruhiges Gewissen, kurz Jeden ein Anderes zurück, und nur die Liebe findet den rechten Weg zum Charfreitagswerk. So klar und schön wie

dieser Grundgedanke, so sicher, warm und fest sind die Charaktere, so besonnen und leicht erfunden, so fein und fest geknüpft ist der Faden der Begebenheit welche die Aufgabe löst, ohne phantastische Sprünge und unerhörte Ueberraschungen, ohne eine fesselnde Unterhaltung zu gewähren. Der Strom der Erzählung fließt in reizenden Windungen und doch in classischer Ruhe mild und sanft dahin; die Diction, durchweg edel, läßt keinen Gedanken ohne eine entsprechende Gestalt und ohne schöne Form. Das psychologische Element aber ist so hervorragend in dieser Erzählung, daß wir in unserer reichen Novellenliteratur nach einem Seitenstück zu den „Charfreitags-Christen" in der That zu suchen haben. Das Brüderpaar, der Landrath und der Oberhofprediger, das ehrgeizige, immer mit sich selbst uneinige Menschenkind, und der fromme Schalk voll Selbstgefühl, im beständigen Kampfe mit dem irdischen Princip, dies Brüderpaar allein gibt Zeugniß von seltener Tiefe des Blicks und kunstreicher Darstellung fein gezeichneter Seelenzustände. Theophil, des Landraths Sohn, in dem uns die Ausartung des ohne Beruf nach Philosophie ringenden Geistes gemalt wird, streift zwar bis an die Grenzen des Möglichen; dagegen ist der Advocat, des Landraths Freund, der diesen wohlwollend an dem Narrenseil des Ehrgeizes lenkt, eine köstliche Gestalt, und die Kinder des Brüderpaars, Felix und Dorothea, die unbewußt Reinen, die doch so sündhaft erscheinen müssen, sind des Pinsels der Meister Sterne und Fielding würdig. Besonders ist ein Abglanz der zuletztgenannten Meisterschaft in der ganzen Erzählung unverkennbar, und wir können dem Verf. nur Glück dazu wünschen, da, wenn einmal ein Vorbild zu wählen war, nicht leicht ein besseres und ihm zusagenderes gewählt werden konnte. Denn je mehr der novellistischen Phasen bei uns durchgemacht und erledigt werden, um so glänzender tritt die ewige Mustergültigkeit der alten englischen Romandichter, in welchen Wahrheit, Tiefe und Feinheit sich harmonisch durchdrangen, hervor. Dieser harmonische Geist läßt nichts Willkürliches und Gemachtes aufkommen, und so ist denn auch in dieser ganzen Erzählung kein willkürlicher Zug und keine entbehrliche Episode eingereiht. Auch der Schatten, der noch am Schluß für kurze Zeit auf Felix fallen muß, ist im Fielding'schen Geiste erfaßt und aufgeklärt. Dagegen gehört dem Autor die originelle Gestalt des Schauspielers Hannemann ganz eigenthümlich an, eine wahrhaft Hogarth'sche Figur, eine geniale Caricatur der Jetztzeit. Das reflective Element ist in dieser Novelle wenig vertreten, und scheint überhaupt nicht die starke Seite des Autors zu sein; allein die Grazie und die Feinheit der Pinselführung im Dialog und bei der Zeichnung von Charakteren und Seelenzuständen ließen sich mit hundert Proben belegen. Eine unter vielen mag uns genügen:

„Der Oberkirchenrath war unterdessen in seinem kirchenrechtlichen Examen mit Dorothea in der breitest-behaglichsten Weise fortgefahren. Das Mädchen hätte sich füglich aller Verlegenheit und Angst entschlagen können, da der geistliche Herr von dem Eindrucke seiner Persönlichkeit und besonders seiner Beredtsamkeit viel zu sehr überzeugt, und mit dem daraus entspringenden Selbstgefühl viel zu sehr beschäftigt war, als daß er daneben irgend einem argwöhnischen Hintergedanken hätte Raum geben können. Er ließ Alles gelten was sie ihm zu sagen beliebte, da er es eigentlich gar nicht an und für sich in Acht nahm, sondern nur als Vehikel seines eigenen Redeflusses behandelte. Nur wenn dann manchmal seine Rede etwas anzüglicher werden und in eine Schilderung seiner mehr als oheimlichen Gefühle übergehen wollte, mußte Dorothea darauf bedacht sein ihn sachte wieder zu dem Gegenstande des Examens zurückzuführen, mit dem sie eben deshalb sich mehr und mehr aussöhnte."

„So war er eben daran die eigenthümlichen Gefühle auseinanderzusetzen die einen Geistlichen erfüllen, wenn er in den Fall komme an seinen eigenen Kindern die Taufe zu vollziehen. Dorothea konnte sich nicht enthalten zu sagen, es müsse fast noch rührender sein, wenn der Großvater seine Enkel taufe. Da er aber hierauf sogleich bemerkte, daß er selbst noch eher in den erstern als in den letztern Fall zu kommen hoffe, so war es für sie wieder hohe Zeit einzulenken und an den vorliegenden Fall zu erinnern. Ein wahrer Genuß war es ihr jetzt die vollzogene Taufhandlung selbst zu beschreiben, und besonders die von Felix dabei gesprochenen Worte seinem Vater zu wiederholen, der Nichts davon ahnte, daß ihm eine rednerische Probe seines Sohnes vorgeführt werde. Freilich machte er darüber allerlei Glossen; allein Das störte Dorothea's Vergnügen nicht, welcher die Worte des Geliebten Musik waren und blieben."

Der Eindruck welcher dem Leser von dieser trefflichen Novelle bleibt ist ein durchaus wohlthuender, ethischer und ästhetischer Befriedigung voll. Wir haben die Schwächen der besten Menschen, das vergebliche Ringen nach wandelloser moralischer Reinheit im Staubbade des Lebens bei Vielen, Entartung, Schuld und Strafe bei Mehren gesehen: allein das Laster hat der Verf. nicht gemalt, und den ekelhaften Anblick des durchaus Schlechten hat er uns erspart. Selbst Theophil, den der Dünkel verdirbt und der Hochmuth zum Fall bringt, hat die mildernde Hand der Poesie erfahren, und sein Pendant Hannemann ist mehr ein Zerrbild des Genies als ein ausgemachter Taugenichts. Das Gemälde aber ist an den mannichfaltigsten Charakterbildern so reich, daß auf einen Ueberfluß von Schöpferkraft zu schließen ist, der noch viel des Guten und Würdigen erwarten läßt. Was den Ausdruck und die Sprache betrifft, so folgt der Verf. durchaus den besten Vorbildern, und wir können daher nur wünschen, daß die Grazien, welche bei dieser Erzählung den Vorsitz geführt haben, ihm ferner günstig seien. Er hat die Spur gefunden welche er in den beiden ersten Novellen umsonst suchte, die Spur welche zum Sitz des Schönen und Wahren, welche zu Ruhm und Wirkung führt. 55.

Der neugriechische Dichter Alexander Sutsos.

Von dem neugriechischen Dichter A. Sutsos, der fern von Griechenland längere Zeit gefeiert, sind uns kürzlich einige politische Dichtungen zugekommen, die, in des Dichters bekannter Manier geschrieben, nach Art fliegender Blätter bestimmt zu sein scheinen das Feuer der Vaterlandsliebe unter den Griechen der europäischen und asiatischen Türkei zu entzünden, und mittels desselben die Verwirklichung der alten Idee von der Wiederherstellung des griechischen Reichs herbeizuführen. Die drei Gedichte, die sämmtlich in Athen 1848 gedruckt worden, haben die Aufschriften: „Ἡ Ἑλληνεγερσία" (Der Aufstand der Hellenen), „Ἆσμα πολεμιστήριον" (Kriegsgesang), „Πολιτικὴ ἐποψις τῆς Ἑλλάδος" (Politischer Ueberblick über Griechenland). Wie verschieden auch in den einzelnen Dichtungen der Gegenstand ist den der Dichter zunächst behandelt, und in den Aufschriften der Broschüren andeutet; wie verschieden auch der Standpunkt sein mag auf welchen er sich in dem politischen Aufrufe an die Hellenen, in dem Kriegsgesange und in der Betrachtung der Politik Griechenlands stellt: die belebende Idee in allen dreien, der einzige Zweck, dem sie gleichmäßig dienen sollen, ist die offene Aufforderung der Hellenen der europäischen und asiatischen Türkei zum Aufstande gegen die Osmanen, zur Vertreibung derselben aus Europa, und zur Erneuerung des griechischen Reichs. Daß sich der Dichter dabei nur von seiner Phantasie, nur von der poetischen Auffassung des Gegenstandes, nur von seiner Begeisterung für Vaterland und Freiheit leiten und verleiten läßt ist begreiflich, und man kann sich darüber ebenso wenig wundern als es erklärlich ist, daß er sich bei seiner antimonarchischen Schwärmerei in der Beurtheilung der europäischen Zustände und der muthmaßlichen Wirkungen der „glorreichen" Revolution in Frankreich im J. 1848 auf Europa, namentlich auf Deutschland, als einen falschen Propheten bewährt hat. Bewundernswürdig ist übrigens auch hier die Leichtigkeit mit der A. Sutsos die griechische Sprache beherrscht und behandelt. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 168. — 14. Juli 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Dritter und letzter Artikel.*)

Italiens Natur, die Art seiner Bewohner und Besucher, dies Kaleidoskop von Zeiten und Sitten, diese Contraste von Großheit und Gemeinheit, Pomp und Idylle, vereinigt zur wechselvollsten Bildlichkeit in ihren herrlichen landschaftlichen Rahmen — diese Welt, so oft geschildert und wieder geschildert, wird man nicht leicht auf irgend einem Papier so wahr und warm vor sich aufleben sehen als aus diesen Künstlerbriefen. Es ist noch das Italien der Reisenden, der Künstler, der betrachtungslustigen Pilger, dieser heilige Boden der Aesthetik, dessen Volk darum von den Anfoderungen einer ernsthaft ethischen Bildung und politischen Bedeutung für immer freigesprochen schien. Die überall sichtbare Lässlichkeit im praktischen Leben, hier behaglich, spielend, kindlich, dort wild, roh, verächtlich, waren wir geneigt als eine Gefälligkeit gutzuheißen, mit welcher die Gegenwart sich einer höhern Bedeutung auf diesem Boden enthalte, der uns mit seinen großen Spuren heidnischen und christlichen Alterthums vor Allem der Vergangenheit geweiht und zu Genüssen der Erinnerung bestimmt schien. Die ungeheuere Aeußerlichkeit der Religion, die Verödung der fruchtbarsten Landstriche, die Bildungslosigkeit der Erben so reicher Bildung und Armuth unter so segensvollem Himmel schien Alles nur gemacht um dem künstlerischen Auge Aufzüge und Costumes, mächtige Landschaftsbilder, Züge natürlicher Wildheit und schöner Naivetät zu bieten. Und die unendliche Milde und Klarheit der Tage, das überwiegend behagliche Leben, nur fühlbarer gemacht durch zwischengestreute komische Störungen oder gefährliche Abenteuer, vollendete den Charakter eines Landes der sinnlichen Beschaulichkeit, der genießenden Phantasie. Dies war das Italien das wir Deutsche liebten, und wohin die Gebildeten und Aufgeklärten in ihrer Art ebenso andächtige Wallfahrten machten als die vom Jubeljahr gerufenen gläubigen Kinder der alten Kirche. Der politische Schlummer des Volks diente dazu unserer Pilgerbeschauung die Ruhe und die Richtung über das Moralische hinaus auf das Idealsinnliche zu erhalten. Jetzt ist es aus mit diesem Zauberspiegel Italiens. Sein Glanz ist getrübt, seine Ruhe zerwühlt von politischer Gährung, wer weiß auf wie lange Zeit. Diese Gährung müßte, weil sie uns das langgewohnte Eldorado edler Genüsse verdirbt, uns immer verdrießen, auch wenn sie nicht mit dem Geschrei: Morte ai Tedeschi! losgebrochen, auch wenn ihr Anspruch nicht unsern Grenzen feindlich, unsern innern Zuständen gefährlich wäre. Gälte es jedoch einem Erwachen der Italiener zu politischer Würde, zur Neugestaltung eines ernsthaft sittlichen Lebens, so dürfte freilich nicht einmal das Uebergreifen, das wir einzudämmen hätten, uns ihre Berechtigung anzuerkennen abhalten, geschweige die Verkümmerung der ästhetischen Genüsse die wir bei ihnen zu finden gewohnt waren. Allein zur Zeit ist es für Italien noch sehr viel leichter herzlich unästhetisch zu werden als politisch zu werden, und wenn es das Erstere so lange bleiben sollte, bis ihm das Letztere gelungen ist: dann werden unsere friedlichen Römerzüge nur noch der Erinnerung und der Sehnsucht angehören, und der Werth solcher Blätter wird steigen welche, wie die vorliegenden, die noch offene Phantasieschönheit Italiens so treu und so lebhaft entfalten.

In diesem noch heitern und beschaulichen Italien, wie es ein wesentliches Interesse des Buchs ausmacht, hat ein untergeordnetes gleichwol auch die Schilderung von Vorspielen der jetzigen Gährung. Speckter war nämlich in Rom Zeuge jener Unruhen welche zu Ende 1830 und Anfang 1831 während der Papstwahl eine gefährliche Gestalt annahmen (I, 95 fg.). Er berichtet die wechselnden Symptome der unklaren Furcht und Spannung die sich verbreitete, als bei dem Zögern des Conclave die keckſten Caricaturen und Spottgedichte nebst obligaten Raubmorden bekannt wurden (I, 99 fg., 102); dann die Lauigkeit mit der Gregor's XVI. Erwählung und Inauguration aufgenommen wird (I, 129 fg., 134 fg.); die Wirkung der Nachrichten vom Abfall Bolognas und anderer Städte, von Kämpfen in Ancona und Civita-Castellana, Räubereien, siegreichen Schlachten der Carbonari, während in Rom der Carneval begann, und als die Lustbarkeiten im vollen Gange waren, eine große

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 56—65 u. 101—103 d. Bl. D. Red.

Verschwörung hierselbst entdeckt wurde; worauf Gregor in Trastevere Schutz sucht und findet (I, 139, 147). Ehe der Carneval zu Ende ist, bricht der Aufruhr los, und wer Bewaffneten auf der Straße begegnet weiß nicht, ob er auf ihr Chi viva! antworten soll: Il Papa e la santa Madonna oder La repubblica! (I, 150 fg.) Nach der unvollkommenen Gegenbewaffnung von Fabrikarbeitern (I, 157) und päpstlichen Bürgern (I, 159), aber auch der officiellen Ankündigung vom Anmarsch der Oestreicher tritt in Rom selbst wieder Ruhe ein. Zwar im Juli nach dem Abzug der Oestreicher aus der Romagna gibt es wieder nächtliche Verhaftungen (I, 240), damit aber enden die Früchte der Erhebung.

Hiergegen den normalgewordenen Zustand der italienischen Cultur, diesen Zustand politischer Trägheit und Fahrlässigkeit und einer bei den innerlich ungebundenen Geistern höchst ungleichen, incommensurabeln Sittlichkeit könnte kaum eine absichtlich umfassende Betrachtung so richtig und so faßlich darlegen, als er uns in verschiedenartigen einzelnen Zügen und gelegentlich aufgenommenen Figuren aus den Reisebildern und Lebensmittheilungen Speckter's entgegentritt. Die Verkettungen der Koffer und das immerwährende Umsehen der Vetturine (I, 57), der begleitende Aufpasser beim Ausfahren aus der Stadt, damit kein ladro den Koffer abschneide (I, 64), die offene Hand des Zollwächters und der ungewohnte Ernst des Oberbeamten (I, 70 fg.), das Nebeneinander von Strenge und Spaß an der Dogana (I, 76 fg.), die Ueberzahl dieser lästigen Institute, namentlich in Neapel, wo in einer und derselben Straße der Stadt vier mal hintereinander die Anmuthung des Visitirens gemacht wird (I, 455), diese verschiedenartigen Beweise von Sorgfalt imponiren ungefähr wie an der römischen Meeresküste die Wachtthürme von Viertelstunde zu Viertelstunde, worin etliche alte Soldaten einen noch ältern Böller bedienen (I, 342), oder an der Straße durch die öde Campagna die Wachthäuser, die zwar leer sind, aber mit der Inschrift Corpo di guardia drohen (I, 434). Dazu gehört dann die gemüthliche Freiheit der Taschendiebe (I, 130), ungestörte blutige Raufereien am offenen Tage (I, 267 fg.), Mordthaten des Raubes oder der Rachwuth halber (I, 100 fg.), ungehindert von einer Policei die in improvisirten Haussuchungen (I, 344 fg.), willkürlichen Ausweisungen, ja bei Mangel schützender Gerichte in banditenmäßigen Pfändungen (I, 297) desto rücksichtsloser ist. Kein Wunder wenn der Bandit auf dem Karren und sein Wächter auf dem Klepper sich wie Brüder ähnlich sehen (I, 52). Neben solchen Dingen aber, die der Fremde theils ruhiger sehen, theils zumeist vermeiden kann, läßt dieselbe moralische Unbestimmtheit des Volkslebens auch wieder dem Einzelnen ein leichteres Selbstgefühl und eine originellere Entwickelung als in besser gezüchteten Staaten zu. Träge Gemüther gedeihen davon freilich zu einer unglaublichen Leerheit (wie der junge Mailänder, I, 416 fg.), bessergeartete aber, selbst in geringen Verhältnissen, oder vielmehr in solchen gerade leichter als in verführungsreichern, zu einer auffallenden Freiheit und Anmuth des Betragens (wie die jungen Cornetaner, I, 364: „geringe Bürger, eigentlich Bauern, aber von so leichtem, unbefangenem, adeligfreiem und abgerundetem Wesen, daß ein Deutscher der jahrelang in den ersten Cirkeln sich bewegen gelernt vielleicht ebenso geschmeidig, aber gewiß nicht zugleich ebenso männlich würdig sich zu benehmen weiß"). Dies wenig beengte Selbstgefühl stößt dem Reisenden bald bei dienenden Leuten als roher Nationalstolz und heftiger Eigenwille auf, wie bei dem Facchino, der zeigen wollte, daß er ein Römer sei (I, 416), und dem mühsam gebändigten Vetturin (I, 431 fg., 435 fg.); bald tritt es überraschend aus Burschen die gleichgültig-stumpf oder düster-wild aussehen, als uneigennützige, biedere Thatfrische hervor (I, 432 fg.). Aber auch die Ausbildung eines kalten Scharfsinns, einer gewissenlosen Klugheit ist da erleichtert, wo die Seelenzucht zu einem bequemen Lippen- und Händewerk, die Läuterung zur Ceremonie entäußert, und also Verstand und Absicht nicht durch Scrupel gestört ist. Italien ist das Vaterland des Machiavellismus, es war lange Zeit die Schule woher die Intriguanten und listigen Abenteurer den europäischen Höfen zuströmten; und noch trifft man da in untergeordneten Kreisen nicht selten Figuren an denen daß sie angenommene Rollen spielen wol anzumerken, aber in ihrer berechnenden Kälte nicht beizukommen ist (vgl. I, 416, II, 379 fg.). Darum schlägt auch die Aufklärung, wenn sie in diese ungebundenen Seelen einmal eintritt, zu einem kühnern politischen Freigeist und maßlosern Radicalismus aus als gemeinhin bei Menschen nordischer Schule (II, 378 fg., I, 390 fg.). Dem länger verweilenden Beobachter gewährt es einen eigenen Reiz, daß das bunte äußerliche Costume, welches die Volksclassen bestimmter und ausgeprägter als anderwärts unterscheidet, nach innen so wenig entscheidet, und bei Enthülsung die mannichfaltigsten Charakterformen zeigt. Welche Ungleichheiten nur im geistlichen Stande hatte Speckter zu bemerken Gelegenheit: den dumpfen, gemeinen Pfaffen (I, 90), den gemüthlich-frommen, in Demuth glücklichen Mönch (II, 199 fg.), den mit frommen Gesinnungen coquettirenden (II, 140, 144), den jungen jagdliebenden Bruder, den jovialen ältern, der lose Witze liebt, den gediegen gebildeten, der mit Belesenheit und Geschmack ernste geistliche Haltung vereinigt (II, 394 fg.), den menschenfreundlichen, lebensfrohen jungen Priester (II, 384 fg.), den maliciösen Arciprete (II, 375, 379), den zwischentragenden und hetzenden Beichtvater (II, 299), den redlichen, liberaldenkenden und bis zur Unbehülflichkeit anspruchslosen Prälaten (I, 417), den literarisch gebildeten, heimlich revolutionnairen Priester (I, 390 fg.). In allen Ständen würde mit der nur äußerlich befestigten Sittlichkeit immer noch sich mehr gemüthliche Tiefe und rein menschlicher Lebensgehalt vertragen, wenn — Staat und Kirche möchten sein wie sie wollten — wenigstens die Grundform der Ethik, die Familie, heilig gehalten wäre. In der italienischen herzlosen Sonderung der Ehe

von der Liebe sieht Speckter mit Recht eine Haupturſache, daß das Leben dort ſich in ſolcher Breite zum Schein verflüchtigt und zur Lüge verkehrt (I, 229). Wol gibt der Italienerin die enge Hut und Beſchränktheit in der ſie aufwächſt eine eigene Knospenfülle, eine Naivetät die ſich als echt jungfräulicher Stolz oder als reine Grazie oder als ein Träumen der Seele, ein Glühen in ſich, in mannichfaltiger Schönheit der Züge und Stimme, der Bewegung und des Betragens ausſpricht. Speckter bei ſeiner künſtleriſchen Empfänglichkeit für geſunde Natur und jeden Reiz der Erſcheinung redet hiervon oft im Allgemeinen mit großer Ergriffenheit (I, 143, 174, 202, 229, 237, 266 fg., 281 fg., 318, 327, 331 fg.), oft ſchildert er höchſt individuell einzelne Züge oder Geſtalten, z. B. die Römerin die ihm die Brille herunterſchlägt (I, 133), das belauſchte Gartenmädchen und ihre grimme Mutter (I, 170 fg.), die ſchalkhaften Albanerinnen (I, 338 fg., 419), die niedliche Jucunda und die ernſt ſchöne Matilda in Corneto (I, 363 fg.), die ſcheue Sorrenterin (II, 193), die reizende Bettlerin auf Capri (II, 217), die kindliche Angelina aus Albano (II, 283), die lieblichen Rianeſerinnen (II, 385 fg.), und vor Allem ſeine blühende Novellenſkizze von der „Königin der Wüſte“ (I, 398 fg., 403 fg.). Aber die Bewahrung und Bewachung der Mädchen, zumal in der Stadt, gilt nicht ihrer Tugend und innern Selbſtändigkeit, ſondern ihrer Preiswürdigkeit für einen kaufenden, wenn immer ungeliebten Gatten, der ihnen dann die äußere Selbſtändigkeit geben muß. „Denn ſobald ein römiſches Weib verheirathet, iſt der Mann nur ihr Sklave, weil er elend genug iſt ſich dazu herzugeben. Sie bis dahin der Sklave ihrer ſtreng verſchloſſenen Wünſche, wird nun unumſchränkter Herr und Tyrann, ſie zu befriedigen wie ſie will.“ Weil gar nicht vorausgeſetzt wird, daß Diejenigen ſich kennen lernen, und in die Seele blicken müßten, die zuſammen leben ſollen, genügt die erſte Annäherung zur Erwartung der Heirathsabſicht und zur Erkundigung nach der ökonomiſchen Solidität der Zukunft. Speckter machte komiſche Erfahrungen von dieſer Art (I, 101, 269 fg., 397 fg.), und die ihn auch in die Leere einer römiſchen Spießbürgerfamilie blicken ließen (I, 403). Mit tiefer Theilnahme lernte er eine edle weibliche Natur kennen, deren Lebensglück dieſer ſchnöden Gewohnheit rein äußerlicher Eheſchließung geopfert worden war (II, 312 fg.). In vielen Bezügen drängt alſo die Landesſitte die meiſten Charaktere auf die ſcheinende und ſchimmernde Oberfläche des Lebens. Dazu begünſtigt die Helle des Tages und Milde des Klimas im Einzelnen die Entwickelung ſinnlicher Talente, im Ganzen ein offenes Marktleben und Schaugepränge jeder Art. Eitelkeit und Oſtentation können nicht ausbleiben, und wie von ſelber wird die Phyſiognomie des Volkes in die Maske hineingearbeitet, ſei es in die eines feierlichen Anſtandes, einer ſtolzen Bequemlichkeit, wie ſie öfter in Rom, oder einer geckenhaften Rührigkeit, wie ſie öfter in Neapel geſehen wird (I, 99, 142 fg., 230 fg., 445, II, 8 fg., 12 fg.). Gerade Dies aber, daß überall Werth oder Anſpruch, Abſicht und Bedeutung auf die Oberfläche getrieben iſt, macht die Erſcheinungen ſo maleriſch und das Land zu einer Schaubühne. Die Deutſchen lernt man in ihren Familien kennen, die Franzoſen in ihren Salons, die Italiener auf ihren Straßen und Plätzen, in ihren Kirchen und Vignen. Da iſt durcheinander Großartiges und Carikirtes, Prächtiges und Lumpiges, Liebliches und Grelles zu ſehen; und von Vielen iſt gerade Das was ins Auge fällt das Beſte. (Vgl. II, 269 fg.). Es iſt daher auch umgekehrt wer mit feurigem und feinem Auge das Anſchauliche zuſammenfaßt der beſte Schilderer Italiens. Und hier gibt eben die Hingebung und Wärme Speckter's ihm ſtarke Vorzüge vor den meiſten viel abſichtlichern Beſchreibern. Mit großer Ungerechtigkeit gegen ſich ſelbſt verſichert er wiederholt, daß er gehörig zu ſchreiben unfähig, zu weitläufig, zu langweilig ſei (II, 239, 250, 287), während auf allen ſeinen Darſtellungen belebende Lichter, friſche Lufttöne liegen, und er weite, große, volle Scenen mit ungemeiner Ausdauer zuſammenhält.

Was man von den ſtehenden, den gleichartig ſich wiederholenden Bildern italieniſcher Sitte aus eigener Anſchauung oder vielen Beſchreibungen kennt, wird man dennoch mit beſonderm Vergnügen aus Speckter's Auffaſſung ſich neu entgegenkommen ſehen, weil jedes ſeiner Gemälde ins Individuelle und Momentane vollendet, durch wirkliche Staffage und den Hauch einer beſtimmten Seelenſtimmung vergegenwärtigt iſt. So die kirchlichen Feierlichkeiten und Volksfeſte, wovon bei ihm die namhafteſten mehrmals in Vorſtellung kommen, und außerdem ſo manche die nicht jeder Reiſende zu ſehen bekommt.

Das Jubelfeſt einer Befreiung von der Peſt, das ihn gleich in Venedig empfing (II, 13), und eine Seelenmeſſe in San-Giovani e Paolo daſelbſt (II, 30) ſind nur flüchtig ſkizzirt, ausführlicher die Feierlichkeiten der Papſtwahl bald nach ſeiner Ankunft in Rom, die Verkündigung (II, 129), Beſitznahme von St.-Peter, Krönung, Benediction. Der Carneval, den er mehrmals mitmachte, iſt aus verſchiedenen Stimmungen, einmal in den lebhafteſten Zügen geſchildert (I, 134: Belehnung der Juden, die die Köſten des Carnevals tragen; Maskentaumel, I, 139 fg., 146, 305, II, 273 fg., 359). So ferner die Feier der Charwoche, das Miſerere (I, 222 fg., 405, II, 280), die Pellegrini (I, 407), Oel-, Kerzen- und Waſſerweihe, Neophytentaufe, der Oſterſegen des Papſtes (I, 410 fg., II, 282 fg.). Dann die Weihnachtsmeſſe in der Sixtina (II, 262 fg.) und Feier der ſilbernen Wiege in Maria Maggiore (II, 266 fg.). Mit gleich warmen Farben die römiſche Octoberfeier am Monte Teſtaccio und in den blühenden Villen (I, 277 fg., II, 245). Das Cervarofeſt der Künſtler (I, 235). Auch ein heiteres Kirchen- und Hochzeitsfeſt in Portici (II, 147 fg.).

(Die Fortſetzung folgt.)

Mnemonik und ihre Anwendung auf das Studium der Geschichte von Eduard Pick. Winterthur, Steiner. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der alte Grieche Simonides gilt für den Erfinder der Gedächtnißkunst oder Mnemonik, nach einer andern und richtigern Annahme der Sophist Hippias aus Elis. Diese Kunst mag im Alterthum in den Schulen der Rhetoren einen gewissen Nutzen gehabt haben, aber trotzdem waren schon die Alten nicht unbedingt für sie eingenommen, und einer der klügsten und praktischsten Männer unter ihnen, Quinctilian, hält in seinen berühmten oratorischen Institutionen wenig von diesen Künsteleien, er geht vielmehr mit den Worten: Nos simpliciora tradamus, zu der naturgemäßen Methode über um das Gedächtniß zu stärken. Wie nun aber alle Paradoxien zu allen Zeiten Nachahmer gefunden haben, so hat sie auch die Mnemonik im 14. Jahrhundert an Raimundus Lullus, im 16. an Lamprecht Schenkel und Martin Sommer, im 18. am Pfarrer C. L. A. Kästner und am Vicepräsidenten v. Aretin gefunden, im 19. an Gregor von Feinaigle, Aimé Paris, C. O. Reventlow, Wilhelm Rauck und Eduard Pick. Mit dem Letztern haben wir es nun jetzt zu thun.

„Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig." Das ist die wahre Aufschrift für Pick's Buch, welches wir trotz unserer bücherarmen Zeit für ein ganz überflüssiges, ja schädliches Buch erklären müssen. Der Verf. gibt uns nämlich ein gewöhnliches Compendium der alten Geschichte, welche er aus Kriegk's Bearbeitung der Schlosser'schen „Weltgeschichte" und aus Rotteck's „Allgemeiner Geschichte" zusammengestoppelt hat, und verbrämt dasselbe mit seinen mnemonischen Fingerzeigen und Handgriffen, in denen Zahlen und Thatsachen durch einzelne Buchstaben bezeichnet werden. Z. B.:

464 – r - b - r
Erdbeben bewirkt Revolution,
415 - r - t - s
Rüstung Athens Sicilien anzugreifen,
106 - t - z - b oder d - l - b
Traurig zwar, aber verdient.
Der letzte Beherrscher Numidiens stirbt.
244 – a - r - r
Unerzogener Regent (14 Jahre alt).

Wie sich Pick nun diesen Gallimathias zusammenconstruirt hat, und wie es möglich ist, daß für solche Kunststücke die Psychologie (so meint er nämlich) eine Basis abgeben soll, Das ist von ihm in der Vorrede mit vielen Worten auseinandergesetzt. Uns aber ist diese Vorrede ganz unpraktisch und ohne alle wissenschaftliche Unterlage erschienen, weshalb wir auch unsere Leser nicht mit einem Auszuge daraus aufhalten wollen, weil wir sonst ganze Seiten abschreiben müßten. Wer überflüssige Zeit hat oder eine Freude an Zahlen- und Buchstabenkunststücken findet, der mag das Buch selbst lesen.

Dagegen erscheint es uns als eine heilige Pflicht vor der Anwendung dieser Pick'schen Methode auf die edle Wissenschaft der Geschichte alles Ernstes zu warnen. Wir haben in unsern Abiturientenprüfungen seit Jahren so oft und so laut über das gezwungene Auswendiglernen von Namen oder Jahreszahlen und zwar mit Recht geklagt, weil solche gemeiniglich gleich nach beendigter Prüfung wieder vergessen werden. Und nun wird uns in dem vorliegenden Buche eine so geistlose Methode empfohlen, ein Aufwand von Mitteln zugemuthet welcher mit dem zu erreichenden Zwecke in gar keinem Verhältniß steht, eine Ueberladung der Phantasie mit Bildern vorgeschlagen die nicht leicht geschmackloser sein können. Mathematische Formeln müssen für einzelne Rechnungsarten auswendig gelernt werden, aber die Geschichte ist zu edel für solche Spielereien, die geistvollste aller Wissenschaften will, und Das mit Recht, von einem Formelkram Nichts wissen, und Derjenige versündigt sich an ihr der ihn unserer Jugend aufbürdet. Man hat im vorigen Jahre so oft behauptet, daß der mangelhafte Geschichtsunterricht oder die verkehrte Methode desselben in unsern Gymnasien, Real- und Volksschulen so viel an der unhistorischen Auffassung von Thatsachen verschuldet haben, die wir so unzählige mal bei unsern jungen Leuten wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Wir dürfen den Vorwurf nicht als ungerecht zurückweisen; denn wir haben selbst die Beispiele erlebt, wo länger als zehn Jahre hindurch auf einzelnen Schulen durch die Ungeschicklichkeit der Lehrer alle Liebe und Lust zur Geschichte ertödtet ward, und das Abiturientenexamen uns nur abgerichtete Schüler, aber keineswegs junge, mit dem edelsten Märke der Geschichte genährte Menschen gezeigt hat. Und statt einer Abhülfe bietet uns nun Pick ein mechanisches Machwerk, statt des Brots einen Stein!

Indessen ist die Form des vorliegenden Buchs so unbehülflich und der Inhalt so unbedeutend, daß wir kaum glauben es werden sich unter unsern Lehrern der Geschichte Einzelne finden die ihre Schüler in diese Marterbank einzwängen, oder ihr Gedächtniß mit so gleichgültigen Formeln und todten Buchstaben beschweren möchten. 9.

Miscellen.

Starker Bücherabsatz.

Von Erasmus' 1511 erschienenem „Encomium moriae" wurden sofort 1800 und von seinen „Colloquia" 1527 über 24,000 Abdrücke verkauft. In demselben 16. Jahrhunderte erlebte „Orlando furioso" schnell nacheinander 60 Auflagen, und von Thomas-a-Kempis' „De imitatione Christi" sollen an 1800 unterschiedene Ausgaben existiren. In England fand 1708 Daniel Defoe's Satire „The true-born Englishman" so viel Beifall, daß von den zahlreichen Nachdrücken allein in London mehr denn 80,000 Exemplare verkauft wurden. Franklin begann 1732 in Amerika die Herausgabe seines „Poor Richard's almanac", und debutirte im ersten Jahre mit einem Absatze von 10,000 Exemplaren, eine um so größere Ziffer, je kleiner damals die der Leser in der Neuen Welt war. Richardson's Roman „Pamela" ging in zehn Monaten durch fünf Auflagen, und machte den Verf. so beliebt, daß zu bitterm Aerger für Dr. Johnson die einen Aufsatz von jenem enthaltende Nr. 91 seines „Rambler", welchen Dr. Johnson in der Regel selbst schrieb, und von welchem 500 Abdrücke den gewöhnlichen Bedarf deckten, wiederholt abgezogen werden mußte. Die unter dem Titel „The Craftsman" von Bolingbrocke, Pulteney u. A. wider Sir Robert Walpole 1726 gerichteten Flugblätter oder kleinen Broschüren wurden häufig am Tage des Erscheinens in 10—12,000 Exemplaren verkauft. Von Hannah More's religiösem Romane „Coelebs in search of a wife" (1809) wurden gleich im ersten Jahre zehn Auflagen vergriffen. Der verstorbene Buchhändler Constable berechnete den Absatz von Walter Scott's 1810 erschienener „Lady of the lake" bis 1836 auf mindestens 50,000 Exemplare, und ebenso hoch den seines „Marmion", mit dem Bemerken, daß, obschon der Ladenpreis des letztern in der ersten Auflage anderthalb Guineen betrug, doch die 2000 Exemplare derselben in noch nicht vier Wochen verkauft waren. Als einen der vielen Beweise für die steigende Immoralität unsers Jahrhunderts führt ein Engländer an, daß von einem Buche über das Kartenspiel, „Hoyle on gaming", die 130., dagegen von einem Werke über die Pflichten des Menschen, „The whole duty of man", nur die 16. Auflage erschienen sei.

Das Blau der Puritaner.

Wie Scharlach das Feldzeichen Karl's I. von England war, so wählten bekanntlich die Puritaner, zuerst die Truppen unter Lesley und Montrose (1639), Blau zu dem ihrigen. Warum Blau? Weil es bei Moses heißt: „Rede zu den Kindern Israel und gebiete ihnen, an die Säume ihrer Gewänder Fransen zu nähen von Geschlecht zu Geschlecht, und auf die Franse an den Säumen ein blaues Band." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 169. — 16. Juli 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 168.)

Nächst den Festen mögen wir die Klöster erwähnen, deren Speckter manche nach ihrer Lage und Einrichtung, auch der Weise ihrer Bewohner mit offenem Sinn und wechselnden Gefühlen sah: das armenische Kloster in Venedig (I, 38 fg.), San-Francesco in Assisi (I, 84 fg.), in Rom San-Clemente (I, 179), S.-Onofrio (I, 187 fg.), Santo-Spirito, San-Pietro in Montorio und Santa-Cecilia (I, 190 fg.), Camaldoli über Neapel (II, 132 fg.), das Capucinerkloster bei Sorrent (II, 198 fg.), andere im Albanergebirge, Passionisten auf Monte Cavo (I, 330 fg., II, 303, 333, 394 fg.).

Nun aber die Bilder des Volkslebens auf Wegen und in Städten, auf Marktplätzen und in ländlichen Orten sind in diesen Briefen von der größten Lebendigkeit. Das bunte Marktleben und Gewimmel in Venedig (I, 6 fg., 15 fg.), die Staffage der Straße von Rovigo nach Bologna (I, 52 fg.), in der Nähe von Florenz und anderer Städte (I, 70, 89, 451 fg.), so manches anmuthige ländliche Markt- und Straßengemälde (Albano, I, 331, II, 300; Velletri, I, 421 fg.; Montefiascone, I, 383; nach Orvieto, I, 387; Sutri, I, 391; Sorrent, II, 184, 207) sind gar hübsch aufgefaßt. Auch Roms Corso und Circus und die verschiedene Belebung der Straßen bei Tag und bei Nacht bilden sich bezeichnend ab (I, 229, 262, 266, 288). Ganz unvergleichlich aber ist die rauschende, höchst mannichfaltige Straßenwelt Neapels beschrieben, der Toledo (II, 1 fg.), der Molo (II, 22 fg.), Santa-Lucia (II, 119 fg.), das Gedränge in der Grotta des Posilippo (II, 129 fg.).

Die Energie mit der hier Speckter Gruppencontraste, ganze Scenen, die Menge selbst entwickelt und mit ihren Hintergründen zusammenfaßt, erstreckt sich auch auf einzelne Costume- und Charakterfiguren, die er bald mit wenig Zügen treffend, bald mit lebhafter Ausführlichkeit erschöpfend vorstellt. Da sehen wir den italienischen Postillon (I, 2), den Bettelbuben-Custoden-Schwarm (I, 375 fg., II, 106 fg.), den Guida (I, 31), den Giovinotto mit der Rose im Haar (I, 46), die schönen stolzen Verkäuferinnen auf der Landstraße (I, 88), in Venedig auf der Piazzetta und Riva den Declamator, die frechen Sänger, die stattlichen Schuhputzer und Wasserträger (I, 16, 34), die schönen Griechen und Griechinnen in ihrer Kirche (I, 28), in Rom die Kirchenfürsten, zumal den imposanten Capucinergeneral (I, 132, 412), die schmucken Vignerolen, die reizenden Minetten und Tambourinschlägerinnen, und den witzigen Puppenspieler (I, 277 fg.), die frommen (jetzt abgeschafften!) Piferari (I, 287 fg.), die Campagnolen mit Gambellen und Lanze (II, 378), in Ponte Maggiore die Bursche im Räubercostume (I, 432), Hirten der Campagna (I, 430, II, 329, 397), und die etrurischen Wälder (I, 367, 381), in Neapel die zudringlichsten aller Facchine (I, 455), die entsetzlichen Bettler (II, 9, 43), alle die schreienden Verkäufer von Allem und Jedem durcheinandergelagert, durcheinanderbewegt (II, 2 fg.), die verzierten Karren, die Alessen mit ihren Alionen (I, 7), die kräftigen Marinari (I, 10 fg.), Harpuniere mit Fackeln, und Conchylienfänger (I, 37), die Vorleser auf dem Molo (vier verschiedene Figuren, II, 23 fg.), die Buliazzi, Pulcinellen, Maccaroniköche und Liebesbriefschreiber (I, 22 fg., 42 fg.), zusammt den renommirenden Söldnern (I, 454, II, 145).

Auch die Fremden, die wesentlich mit zur Staffage italienischer Ansichten gehören, faßt Speckter in seinen markigen Pinsel. Wie ergötzlich sind seine Reisegefährten, die jungen Engländer und der Franzose, in ihren Eigenheiten und Unterschieden gezeichnet (I, 72, 76, 78, 83, 86). Ferner Engländer in Rom (I, 222 fg.), die schöne Schottländerin (I, 225 fg.), die Engländerin (I, 409, 413). Franzosen in vortheilhaftem Unterschied von den Engländern (I, 406). Deutsche Damen (I, 277, II, 264). Ungleiches Costume und Gebahren der Franzosen, Engländer und Deutschen in Rom (II, 271 fg.), in Neapel (II, 120, 6, 165 fg., 174 fg., 206). Speckter schont aber auch nicht die lächerliche Figur die er selbst bisweilen macht, besonders wenn er auf einer Tour zu Esel nach dem Fenster hinauf mit schönen Landmädchen capitulirt, oder einer fliehenden Nymphe nachsetzt (I, 338, II, 193).

Wie ihm bei Schilderung edler, zumal weiblicher Gestalten seine Begeisterung die feinste Zeichnung und die wärmsten Farben gibt (wovon ich die Beispiele oben angeführt), so fehlt es ihm keineswegs an Laune und

Humor für komische Figuren oder scharfgeschnittene Physiognomien. Nehmen wir als lustige Probe die Zeichnung seines Cicerone in Venedig:

Nun aber, da ich fast Alles berichtet, wäre es doch sehr unrecht meines getreuen Führers gar nicht zu gedenken. Das ist der Staberle, Derselbe der auf dem Theater auftritt; und ist er es nicht, so könnte er es doch sein. Ein alter Mann, eine lebendige Caricatur in seinem Gesicht, seinen Bewegungen und seinem Wesen; ewig schwatzt er wie er Alles kennt, Alles weiß, Alles gescheit macht, ehrlich ist; wie alle großen vornehmen Herren seine Freunde sind, ihn lieben und wie er sie liebt, wie er von ihnen gelernt hat und dadurch Alles aus dem Grunde versteht; wie alle andern Führer Nichts taugen, nur er, er so 'n kleiner Kerl, aber pfiffig, weil er's versteht; wie er's Privilegium hat, man ihm Hunderttausende anvertrauen kann, die Policei ihn respectirt; er braucht nur ein Wort zu sagen, ist Einer gefangen oder frei. „Sechs Schiffsleute habe ich alle abgerichtet, müssen Alles thun was ich will; warum, ich bin vom Kaiser eingesetzt, kaiserlich Patent. Haben Sie auch gesehen meine Schwefelhölzer? Das hat der Herr v. Cornelius auch gesagt: Staberle versteht's wie Einer. Staberle, du verstehst, ein Künstler kann nicht so viel suchen. Ach, Sie sind ein Gotteskind, wenn Sie gehen, gehen mir die Augen über; ich bin ein armer Mann, aber ehrlich. Es lebe Ihr ganzes Haus. Haben Sie gesehen, selbst auf der Policei nehmen sie den Hut vor mir ab, ah Staberle! Ach lassen Sie mich nur machen, Alles mache ich gut. Sie sollen sagen, ich habe in einem Tag gesehen von elf bis zwei was Andere in acht nicht sehen; und wenig Geld. Aber Attest müssen Sie mir auch schreiben, Sie wissen, in mein Buch, wie die andern Herren." Nun recitirt er irgend einen Vers, und so geht Das in einem fort, und immer wieder Dasselbe. Dabei gibt er allen Bildern Namen zum Todtlachen, und erzählt immer das unsinnigste Zeug, was große Leute dazu gesagt, und wirrt Alles ineinander; wie z. B. bei der Ausgießung des Heiligen Geistes von Tizian erzählt er: „Sehen Sie, wie schön; Das sind die drei heiligen Frauen, wie sie zum Grabe kommen und der heilige Engel Gottes Maria überschattet, als ihr schon die Propheten bewiesen, und der der von Moses gesagt hat: Wahrlich, wahrlich, nach mir kommt Einer den sollt ihr nicht braten. Sie wissen, was Das sagen will, ist's nicht schön ausgedrückt? Das ist auch die Apokalypse vom Alten und Neuen Testament, und die Taube oben ist zugleich Bedeutung, wie David und all die heiligen Männer von Alexander bis jetzt, auch der Herr v. Cornelius und die Schlotthauer'sche Familie: seid fromm wie die Tauben" u. s. w.

Das sind Probestücke; dabei spaßen Alle mit ihm, scheinen ihm aber Alle gut zu sein, und er selbst ist eine alte, gute, ehrliche Haut und, das Geschwätz abgerechnet, ein sehr brauchbarer Kerl, da er 42 Jahre in Venedig ist und jeden Winkel kennt, und nimmt man ihn freundschaftlich, nennt ihn Du und Staberl, sehr willfährig und unermüdet. Dabei trinkt er gern, und weil ich Das merkte und oft eins mit ihm trank, so war er gegen mich sehr billig und nahm nur zwei Zwanziger für den Tag. Sein Haus oder Bude ist eine Niederlage aller neuankommenden und ansässigen Deutschen, und ich war gern des Abends einige Stunden da, und ging dann mit ihm in eine Schenke, und ließ mir von diesem halbkindischen Alten, der aber dabei sich ganz glücklich fühlt, den tollsten Gallimathias vorschwatzen, bis er etwas berauscht war und ich ihn zu Hause führte. Sein Sohn ist ebenso gut und brauchbar, dabei still. Dieser Alte war überall mein Begleiter, von Morgens bis Abends, und mein treuer Führer und Freund.

Was aber kann drastischer sein als die Art wie Speckter von den vier Vorlesern die er in Neapel schildert den ersten und seine Zuhörer uns vor Augen stellt:

Auf der steinernen Brüstung des Molo saß dem Ansehen nach ein alter Schiffer, einen Wachstuchhut auf, die Jacke über die Schulter gehängt; in den Händen hielt er ein Manuscript, aus dem er vorlas. Neben ihm und hinter ihm auf der breiten Brüstung saßen erstlich allerlei Leute: Köche in Hemdärmeln, die gewohnte weiße Mütze auf und Schürze um; Matrosen in weißen Hosen und bloßem Hemd, die Strohhüte genial aufgestülpt; auch einzelne Handwerker und kleine Bürgersleute aus der Stadt, Soldaten u. s. w., die Alle mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörten. Hinter diesen auf der Brüstung ist die Galerie, wo sich alles Lumpenvolk sitzend, kauernd und liegend, Einer auf dem Andern, placirte. Vor ihnen in einem Halbkreis befand sich noch eine Reihe ganz niedriger Böcke; Das ist das Parterre, das fast aus lauter halberwachsenen Jungen besteht, die dort in den schönsten Stellungen und Gruppen gelagert sind, und während des geistigen Genusses auch den körperlichen nicht vergessen. Dies war der erste Vorleser den ich hier hörte und sah, freilich beiweitem malerischer als in Venedig; denn die Decorationen seiner Vorstellung waren doch noch romantischer als das Meer bei Venedig, so schön das ist. Trotz der Gefahr Ungeziefer zu bekommen, das ich denn auch bekam, drängte ich mich dazwischen, besonders durch einige schöne Jungen zu seinen Füßen angezogen. Er las gerade den Ariosto vor, wie mir aber schien und so viel ich verstand, in einem andern Versmaß und einer etwas profanern Sprache: doch es war der Ariosto. Der Vorleser selbst war eine lange, magere Figur, sehr vorgebückt, wodurch die Jacke auf seinen Schultern wie aufgehängt ruhte; sein Gesicht war gelb, hatte ungeheuere Backenknochen und eine etwas gebogene, echt neapolitanische Nase, auf deren äußerster Spitze eine Brille aus dem vorigen Jahrhundert mit ungeheuer großen runden Gläsern klammerte; seine Lippen sind breit und wie höhnisch aufgeworfen; unter buschigen, rothblonden Augenbrauen liegen in ungeheuer großen faltigen Lidern zwei kleine halbmüde, aber dennoch wie gewaltsam aufgerissene, stechende, graue Augen; ein rothblonder, krauser, aber etwas dünner Backenbart umschließt von einem Ohr zum andern unter dem Kinn weg das Gesicht; um den faltig nackten Hals trägt er à la Lord Byron leicht umgeschürzt ein blaucarrirtes Halstuch; auf der Brust ist das Hemd offen, und läßt diese mit rothen Haaren dicht bedeckt sehen. Er liest sehr langsam, und hält hinter jeder Zeile einige Secunden inne, betont dabei sehr singend und klappt das Versmaß. Seine Stimme ist schnarrend und näselnd, aber der eigentliche Grundton vollklingend und melodisch. Von Zeit zu Zeit hält er etwas inne, und macht eine kurze prosaische Erklärung des Vorgelesenen, die er dann ganz unpathetisch und viel schneller und leiser vorträgt. Bei besonders effectvollen Stellen stand er auch auf, und agirte sehr heftig mit der einen Hand (die er sonst nur wenig, fast immer in demselben Takt und abwechselnd nach der Reihe in drei verschiedenen Bogen bewegte); dann sprang er im steigenden Affect mitten in das Parterre, und streckte die eine Hand in die Lüfte, warf die blaugrauen Lippen zurück, daß alle seine großen weißen Zähne (deren er den ganzen Mund voll hatte) wie eine Reihe blendender Gerippe hinter diesem Vorhang plötzlich hervorschimmerten. Sein Gesicht ward dann, so todt, so fahl es sonst ist, von einer violettbläulichen Röthe überflogen, und seine Augen schienen durch das schnelle Umherwerfen an den großen Lidern Funken zu schlagen. Ueber die Brille weg starrte er in die zärtlich blaue Luft hinaus, und musterte die ganze Gesellschaft seiner Zuhörer so mit den Augen, als ob er jeden Einzelnen damit durchbohren wollte. Seine Stimme ward schreiend und gellend, und abstoßend betonte er das Versmaß. Plötzlich setzte er sich dann wieder, wischte mit der Hand sich den Schweiß ab, rückte seine Jacke, die durch die Ekstase etwas verschoben warden, wieder zurecht, und las ganz in seiner alten Weise fort, indem er immer den einen und den andern seiner Zuhörer ansah, als ob er die Worte an Jeden besonders richtete. Als er nun im höchsten Affect war, herrschte unter seinen Zuhörern eine wahrhaft feierliche Stille, Alles

hörte auf: Essen, Spielen, Zischeln, ja sogar das Kekeln, was sehr viel sagen will, denn mehr oder weniger richteten sie sich in ihrer faulen, behaglichen Ruhe doch immer, gleich einem plötzlich angespannten Bogen, auf; er aber glich einem Clavierspieler der alle Tasten zugleich anschlägt, sodaß inwendig das ganze Register auf einmal in die Höhe hüpft. Die Liegenden stämmten mit einem Arm sich auf die Erde, zogen die Beine an, und richteten den Oberkörper so in die Höhe, als ob sie im Begriff wären aufzuspringen; die Sitzenden hoben den Kopf höher, die Stehenden richteten sich auf, und alle Blicke hingen an seinen Lippen, und schienen ihn wirklich mit bebender, schaudernder Andacht wie eins jener höhern Wesen zu betrachten die er vielleicht gerade in dem Momente vor die Seele rief. Mich interessirte jedoch besonders eine hübsche Jungenzgruppe und vor Allem ein Melancholischer. Er riß seine schönen schwarzen Augen, die fast ganz von den ungeheuer reichen glänzend schwarzen Locken beschattet waren, weit auf, und sah wie verzückt den Vorleser an. Wie das Mondlicht im Meere, so verschwamm das tiefe, seelenvolle Schwarz seines Augensternes in dem schönen bläulichen Weiß, von Thränen erglänzend. Ueber sein eintöniges, braunes Gesicht verbreitete sich auf den Backenhöhen ein glühendes Roth, seine schönen vollen dunkelrothen Lippen öffneten sich halb, und ließen blendend weiße Zähne durchsehen. Ein Anderer neben ihm, ein Blonder, der erst mit seinem Kopf in seinem Schooße lag, ward ganz bleich, und stierte lang den Vorleser an; um seine niedergezogenen Lippen spielte ein gezwungenes, irres Lächeln, wie sich Kinder zu lachen und Spaß zu machen anstrengen, wenn sie von grauenhaften Gespenstergeschichten erzählen hören und innerlich davor beben, daß ihnen die Haare zu Berge sträuben, und sie zittern und gerne weinen und schreien möchten.

Was diese Charakteristik, die abwechselnd Kunst und Leben, Sitten und Individuen Italiens erfaßt, so genußvoll macht, ist diese Unmittelbarkeit, die, frei von statistischer Absicht und Schematisirung, uns in die Wirklichkeit selbst versetzt. Meist schauen daher die Landschaft und örtliche Situation, Jahrszeit und Tag mit herein, und die Bilder des Menschlichen gehen zusammen mit denen der allgemeinern Natur und des Himmels.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte von zwei Versen der Marseillaise.

Bei einer poetisch und patriotisch so großen und in ihren Erfolgen so Epoche machenden That wie die Schöpfung des berühmten Marseillergesanges ist, wendet sich auch Minutien unsere Aufmerksamkeit und unser Interesse zu. Lamartine hat in der „Histoire des Girondins" eine kurze Darstellung der Entstehung dieses Liedes gegeben, und wir tragen hier eine einer französischen Zeitschrift entnommene Mittheilung nach, die das 30. Capitel des 16. Buchs der „Histoire des Girondins" ergänzt.

Rouget de l'Isle löschte die Lampe aus, die während der ganzen fieberhaften Nacht der einzige Zeuge seiner lyrischen Begeisterung gewesen war. Noch glühend von heldenmüthigen Gedanken, mit unordentlichen Haaren, strahlenden Angesichts, eilte er zu dem Maire von Strasburg, dem tapfern Baron von Dietrich, seinem Freunde und dem Mäcen aller Offiziere der Rheinarmee.

Er traf ihn allein, in großen Schritten in seinem Speisezimmer auf- und niederschreitend. Eine glänzend hergerichtete Tafel schien zahlreiche Gäste zu erwarten.

Ah gut! rief ihm Rouget entgegen, Alles ist fertig! und trat dabei mit heftigen Bewegungen auf ihn zu.

Was denn? fragte Dietrich, ganz erstaunt über die barsche Anrede.

Was? Unser Vaterlandslied, die Kriegshymne, die Sie gestern Abend im Namen aller unserer republikanischen Helden verlangten, und zu der Sie alle poetischen und musikalischen Talente der Rheinarmee auffoderten....

Ah so! Dieser Kriegsgesang.....

Er ist endlich fertig; Musik und Text, Alles ist da.... Und morgen soll das erste Regiment das den Fluß überschreiten wird auf deutschem Boden ihn losdonnern, die Kanonen sollen ihn begleiten.

Das ist bewunderungswürdig! rief Dietrich, der anfing zu begreifen und zu zweifeln. Und wer ist der Dichter dem man für dies schnelle Product danken darf?

Ich selbst! mein lieber Baron, entgegnete schüchtern Rouget.

Sehr gut! Aber Das ist noch nicht Alles.... Wer ist denn der Musiker der so gut und schnell seine Begeisterung mit der Eurigen vereinbaren konnte?

Das bin ich auch.... mein theurer Baron.

Sie! Das ist ja ein Wunder; erwiderte der Baron, jetzt wirklich überrascht. Ich sehe nun wohl, daß die Republik bald der Kunst Das sein wird was sie dem Muthe war: eine mächtige und erhabene Beschützerin. Bravo dem Dichter, Bravo dem Musiker; das heißt Bravo Ihnen allein, mein wackerer Rouget de l'Isle!

Aber dieser hörte bereits nicht mehr. Er hatte sich vor ein altes deutsches Spinett gesetzt, und spielte einige Accorde seines Kriegslieds vor.

Nein! jetzt noch nicht, rief der Baron und hielt ihn an; eine Hymne die für eine Armee von 100,000 Mann componirt ist gehört vor ein größeres Publicum. Warten Sie nur ein wenig; ich erwarte Einige von unsern tapfern Freunden, und diese werden bessere Richter sein.

Und wen erwarten Sie? fragte Rouget, schon erschrocken.

Ich wiederhole es, einige gute Freunde; zuerst den Marschall Luckner....

Gerade Diesem denke ich mein Lied zu widmen.

Um so besser.... Dann den Chef seines Generalstabs, den Feldmarschall Victor v. Broglie, Caffarelli du Falga, außerdem den Adjutanten des Generals v. Broglie, den wackern und so bescheidenen Desair, der so lange unter dem unbekannten Namen Boygoux verborgen blieb!....

Vortrefflich! sagte Rouget de l'Isle; ein glorreicheres Publicum konnte ich mir nicht wünschen..... Ich kenne und liebe sie Alle.

Wir werden auch noch den geistreichen Maselet bei uns haben.

Maselet! rief Rouget, und diesmal verrieth seine Stimme einige Furcht.

Ja, Maselet, der liebste Ihrer Waffengefährten und der gelehrteste Ihrer Dichtungsgenossen.

Sagen Sie lieber, mein strengster Richter; er ist es der meine armen Werkchen aufs genaueste prüft, der mir nie einen zweifelhaften Vers, eine leere Phrase verzeiht.

Ich hatte also Recht, wenn ich Ihnen sagte, daß er Ihr bester Freund sei.

Währenddem kamen die Gäste nach und nach an, und drückten Alle Dietrich und Rouget vertraulich die Hand. Bei jedem neuen Ankömmling wurde Rouget's Erregung größer, klopfte sein Herz stärker. Als Maselet eintrat kam er gänzlich aus der Fassung. Gern hätte er sein armes Lied, das er in den Händen zerknitterte, zerrissen und ins Feuer geworfen.

Man setzte sich; Alle waren fröhlich und heiter; Alle sprachen, aßen und tranken viel. Nur Rouget sprach kein Wort, aß und trank Nichts. Der arme Autor war zu besorgt für sein Werk, zu sehr bemüht sich die Verse ins Gedächtniß zurückzurufen, als daß er etwas Menschliches hätte fühlen können.

Beim Dessert begannen patriotische Toaste. Die Einen tranken auf die baldige Eroberung Rheinpreußens, die Andern auf die constitutionnelle Emancipation Deutschlands durch Frank-

reichs Waffen und Ideen; Alle auf die Freiheit und den Ruhm Frankreichs.

Ich, rief Dietrich als an ihn die Reihe kam, ich trinke auf den Heldengesang der die Seele unserer Schlachten sein soll, auf unsere Siegeshymne, und zuerst trinke ich auf Den dessen Genius unsere Armeen damit beschenken wird.

Alle Blicke lenkten sich auf Rouget de l'Isle, den Dietrich als er so sprach bezeichnet hatte. Er ward roth vor Erregung und Bescheidenheit.

Auf! Tapferer Tyrtäus der Rheinarmee, hieß es von allen Seiten — den Kriegsgesang! Lassen Sie ihn uns hören!

Ja, rief Desaix, singe, du Dichter, unsere Begeisterung wird sich an deinen Versen entzünden.

Soll ich die Wirkung beschreiben welche die Heldenhymne erzeugte; die begeisterte Bewunderung die mit den ersten Accorden begann, und von Strophe zu Strophe wachsend endlich in ein unermeßliches und fanatisches Beifallsrufen überging? Es wäre unmöglich!

Morbleu! rief Luckner aus, seinen alten grauen Schnurrbart streichend, Das ist ja ein Lied das Einen beben macht .... in der Musik steckt ja Salpeter..... Vertubleu, ich denke Das soll uns Munition ersparen.... Wenn wir keine Patronen mehr haben, so lass' ich es vorn an den Sturmcolonnen aufspielen, und wenn ich es durch einige Bayonnete unterstütze, so möchte ich sehen, welche preußischen Redouten und russischen und östreichischen Carrés da Stich halten werden.....

Vortrefflich gesagt, General, rief Desaix, und an Ihrer Stelle würde ich es, wenn anders ich zu morgen früh einen Sieg haben wollte, in allen Bivouacs ausblasen lassen.

Aber vor Allem, sagte Broglie, muß uns Rouget noch heute Abend eine Copie seines Liedes geben. Das Regiment Auvergne soll diese Nacht die Passage über den Fluß versuchen, und da müssen Offiziere und Soldaten in ihren Kähnen unter dem Getön dieses Kriegsgesanges anlanden; die ganzen Musikchöre der Armee sollen antworten, und so soll das „Lied der Rheinarmee" würdig auf feindlichem Boden im Schatten eines französischen Banners Fuß fassen.

Rouget versprach, daß der Dirigent der Musik des Regiments Auvergne sein Lied noch diesen Abend haben sollte, und man trennte sich, nachdem Luckner noch einmal die Hand des edeln jungen Mannes gedrückt hatte.

Masclet blieb allein mit Rouget, der sich diesmal durch seinen Erfolg hinlänglich gegen die Kritik seines Aristarch gesichert fühlte.....

Dein Lied ist bewunderungswürdig, sagte Masclet frei und offen, und du hast an der Art mit der ich in den Chorus einstimmte sehen können, daß ich die Meinung und Begeisterung unserer Freunde theile....

Gott sei Dank, entgegnete Rouget, man kann nicht zufrieden genug sein, wenn man den strengen Masclet auf seiner Seite hat.....

Ja, es ist sehr schön, fuhr jener fort, aber .....

Wie, du hast noch Etwas zu tadeln, wie gewöhnlich, fiel Rouget ein, ein wenig in seinem Triumphe gestört....

Ja, entgegnete Masclet, aber nur an jenen zwei Zeilen zu Ende des letzten Couplet.

Rouget de l'Isle erstaunte über diese Kritik, und gewiß Jeder wird dies Erstaunen theilen der die Marseillaise nur kennt wie sie durch den Verf. geändert worden ist, und wie sie heutzutage gesungen wird; aber man wird dem strengen Masclet Recht geben, wenn wir die ursprünglichen Zeilen hören; sie hießen:

Et que les trônes des tyrans
Croulent au bruit de notre gloire.

Das klingt hart und unangenehm, sagte Masclet; es sind nicht weniger als vier laute r in der letzten Zeile. Ich würde sie ändern.

Ich danke dir, mein guter Masclet, aber wie soll ich Das anfangen? Broglie erwartet mein Lied.

Thut Nichts; nimm dir nur Zeit zum Corrigiren; es ist besser wir verlieren einen Tag und gewinnen dafür zwei gute Verse....

Aber das Regiment Auvergne wird den Fluß eher passiren als ich diese unglücklichen Verse gefunden habe!

Nun, dann ist das Lied für das Regiment was morgen übersetzen wird; es wird dann das Lied so mit hinübernehmen wie es deiner und der Armee würdig ist.

Du besiegst mich, ich eile zu Broglie um ihm den Aufenthalt mitzutheilen, und dich erwarte ich morgen bei mir wegen meiner Variante.

Den andern Morgen klopfte Masclet pünktlich an die Thür Rouget's.

Ich habe es gefunden, rief ihm dieser entgegen, und diesmal wirst du Nichts zu tadeln haben.

Wir werden sehen.... Ich höre.

Nun wolan!.... Meine zwei Verse sind völlig geändert.

Vortrefflich, da hast du ganz recht gethan.

Die Anrufung der Freiheit geht fort bis zu Ende, und ich sage:

Liberté, liberté chérie
Combats avec tes défenseurs!
Sous nos drapeaux que la victoire
Accourre à tes mâles accents,
Que nos ennemis expirants
Voient ton triomphe et notre gloire.

Sehr gut!

Nicht wahr?

Ein schönes, patriotisches Gefühl, nur Schade..... Du hast da einen prosodischen Fehler gemacht!

Wie so!

In dem letzten Verse; du hast die prosodische Kraft des Triphthongs oient nicht recht gekannt; denn indem du nur eine Sylbe daraus machst, hat dein Vers neun Sylben bekommen, und dadurch wird er hinkend.

'S ist wahr; aber ein nochmaliger Aufenthalt?....

Nun freilich..... Aber ich will es über mich nehmen, und Herr v. Broglie soll dein Lied für das Regiment das morgen marschirt haben.

Oh! diesmal kannst du es ihm sicher versprechen.

In der That, als Masclet am andern Morgen zu Rouget kam, hatte dieser seine Verse zum dritten mal geändert; er hatte einfach gesagt:

Dans nos ennemis expirants
Vois ton triomphe et notre gloire.

Masclet war damit zufrieden, und trug das Lied zu Broglie. Der Commandant Levisiet, der an demselben Tage mit 812 Mann seines Rhone-et-Loire-Bataillons nach Strasburg gekommen war, erhielt es auf sein Bitten, und dies Rhone-et-Loire-Bataillon, eines der schönsten der ganzen Rheinarmee, ließ die Kriegshymne zum ersten mal in der Welt ertönen.

Dieses Lied patriotischer Begeisterung ward bald ein Lied des Schreckens und der Blutherrschaft. Unter den Klängen der rauschenden und betäubenden Musik dieser Hymne bezog der ehrliche und unglückliche Dietrich, des Liedes Pflegevater, das Schaffot, und Rouget de l'Isle selbst, der begeisterte und begeisternde Dichter, floh als Royalist verfolgt vor dem unheimlichen Tone seiner schönsten Schöpfung. „Er hörte sie schaudernd wie eine Todesdrohung, als er auf den Pfaden der Hochalpen dahinirrte. Wie nennt man diese Hymne? fragte er seinen Führer. Die Marseillaise, antwortete ihm der Bauer. Auf diese Art erfuhr er den Namen seines eigenen Werks. Er wurde verfolgt von der Begeisterung die er hinter sich ausgestreut hatte; mit Mühe entging er dem Tode. Die Waffe kehrte sich gegen die Hand zurück die sie geschmiedet hatte; die wahnwitzig gewordene Revolution erkannte ihre eigene Stimme nicht mehr." 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 170. — 17. Juli 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 169.)

Um zunächst den Umfang dieses Bestandtheils, dieser Ansichten und Aussichten von Städten und Gegenden, zu bezeichnen, überblicken wir den Bereich der Ausflüge unsers Künstlers. Da haben wir in Venedig nächst andern Umgängen eine nächtliche Gondelfahrt (I, 16 fg.), einen Blick vom Marcusthurm bei Abendglut, wozu der Thürmer Stanzen von Tasso anstimmt (I, 29 fg.). Dann Ansichten vom Apennin und Niedersichten in seine blühenden Schluchten und Thäler bei Morgenlicht, bei bedecktem Himmel, bei Sonnenhelle (I, 64 fg., 74), einen Blick auf den Trasimenischen See (I, 76), die An- und Aussicht von Perugia (I, 81 fg.), von Civita-Castellana (I, 89), weiter die Einfahrt in die römische Campagna, die noch oft in verschiedenen Durchschnitten und Beleuchtungen zur kräftigen Vorstellung kommt (I, 311, 339, 402, 418, 424, II, 376 fg.). In Rom Palazzo Caffarelli und der große, reiche Blick von dieser Höhe in Romas Welt (I, 122 fg.), St.-Peter und Vatican mit Aussicht (I, 124 fg., II, 284, 363), Monte Pincio und Spanische Treppe (I, 112), Villa Borghese (I, 96, 216, 307), Villa Albani (I, 192), Nospiglioſi und andere Villen (I, 170, 279), Spaziergang nach S.-Paolo fuori le mura, der Pyramide des Cestius, dem Protestantenkirchhof (I, 160 fg.), nach der Rennbahn des Heliogabal, Stefano rotondo, ai quattro santi (I, 178 fg.), nach der Gräberstraße und dem Hain der Egeria (I, 183 fg.), Trastevere (I, 187 fg.), Aqua acetosa (I, 195), Ruinen der Kaiserpaläſte (I, 194), Via Appia (I, 183, 186, II, 440 fg.), Via Flaminia (II, 328, 377). Viele dieſer Punkte im Kreiſe Roms ſind nur kurz andeutend oder nach Eindrücken beſchrieben, immer mit Wahrheit des Tons. Den ganzen Schwung aber ſeiner imaginativen Kraft bethätigt Speckter an der begeiſterungsvollen Ausführung der vielgeprieſenen Villeggiaturengegend in Roms Nachbarbergen. Glänzend malt er die Villa d'Eſte in Tivoli und die Cascaden (I, 312 fg., 315), klar und ſchön den Weg nach Frascati (I, 317), von da nach Tusculum (I, 318), deſſen Ruinen und Ausſicht; dann Villa Aldobrandini, die Lage von Grotta ferrata, die Allee nach Caſtell Gandolfo (I, 323), den See von Albano mit dem Emiſſario und die Dianengrotte (I, 324 fg.), die er mit entzücktem Sinn und ebenſo trefflich Albano in der Abendbeleuchtung darſtellt (I, 330). Noch einmal gibt er nach einem ſpätern Beſuche herrlich warme Bilder von Albano und ſeinem See (II, 300). Ferner der Morgenritt durch den prächtigen Wald hin an den Nemiſee (I, 331 fg.), die Ausſicht auf und über den See zwiſchen Nemi und Cenſano (I, 333), der Ritt um denſelben und Rückblick von Cenſano (I, 337), und der Rückweg nach Albano, ſind ganz köſtliche Gemälde. Später zeichnet er wieder mit wenigen markigen Zügen einen andern Weg von Albano über Cenſano (I, 419). So reiht ſich nun auch Bild an Bild in ſeiner Erzählung der Fahrt nach Civita vecchia (I, 341 fg.), und weiter nach Corneto, voll Aufmerkſamkeit auf Boden und Meer, Lage und Fernſicht. Er ſchildert die letztere Stadt und die gräbervollen Hügel von Tarquinii (I, 365), hernach die einſamen Schluchten und Waldthäler landeinwärts (I, 366 fg.), Toscanella (I, 368 fg.), die rauhen Pfade nach dem Bolſenerſee mit ſeinem Inſelſtädtchen San-Marta und der hohen Uferſtadt Monteſiascone (I, 380 fg.), den glänzenden Weg hinab nach Orvieto (I, 386 fg.), weiter nach Viterbo, dem See von Bracciano, dem eigenthümlich gelegenen Ronciglione (I, 389 fg.), und den wildſchönen Weg nach Sutri und ſeinem alten Amphitheater, deren Lage wieder gar ſchön und beſtimmt entwickelt iſt (I, 393 fg.). Noch reicher an charakteriſtiſchen Abenteuern, an wechſelnder Staffage, an lebhaft gefaßten Natureindrücken und Landſchaftsbildern iſt die Reiſe von Rom nach Neapel (I, 419 fg.). Velletris hiſtoriſche Lage und idylliſcher Abend (I, 420 fg.), die Pontiniſchen Sümpfe mit ihren Farben und Grenzen, Gewächſen und Heerden, Erinnerungen aus den Römertagen und die Mittelzeit, und die trefflich ſtaffirte Räuberkneipe Ponte maggiore (I, 424 fg.), hernach Terracinas Gärten, Vignen, Meergrotten und Golf, Tempel und Kirchen (I, 435 fg.), die Anſichten des Weges nach Fondi (I, 441 fg.), des letztern Lage und Alterthümer (I, 443 fg.), Mola di Gaeta auf blühendem Küſtenabhang am weit geöffneten Meerbuſen mit den Cicero-Bädern und den unbefangenen Weibern am

Felsenbrunnen (I, 445 fg.), der erinnerungsvolle Weg nach S.-Agata (I, 450), der romantische Weg nach Sparanisi (I, 451), der fruchtbare Weg nach Capua und durch das altberühmte Aversa nach der furrenden Sybaritenstadt Neapel — Alles ist aus dem schaulustigen Auge eines geistreich empfindenden Malers widergestrahlt. Nun Neapel selbst im trunkenen Blick zu umfassen, in großen und kleinen Zügen mit strömenden Worten durch die Einbildung auszugießen ist Speckter von einer bewundernswerthen Unermüdlichkeit. Seine Beschreibungen der Hauptstraßen und Plätze, schon oben wegen all der lebendig vorgestellten Charakterfiguren erwähnt, sind zugleich zu Veduten verbunden und ausgeführt, da er Wege und Pflaster mit Früchten und Waaren darauf, Läden und Buden zugleich mit dem Getümmel der Lebendigen vor den Augen entstehen läßt, und wie er mit uns durch den Toledo hinauf nach den Studj sich drängt, so uns zurück über Piazza Fontana-Medina mit dem Blick auf Castel nuovo durch die Schlosserstraße nach dem Molo führt. Hier, nachdem er die bunteste Vorgrundscene geschildert, zeichnet er den ganzen Horizont um den Golf vom Vesuv und seinen Hinterbergen herum zum Sant-Angelo und da entlang bis Cap Campanella, und nun über das gewölbte Capri hinüber zum blühenden Rücken des Posilippo, und von diesem zurück an Neapels Häuser-Terrassenkrone, die zum S.-Elmo sich aufspitzt, vorbei, die Straßenkette am Meere hin, bis wieder zum Vesuv und den blinkenden Städtchen an seinen Wurzeln (II, 29 fg.). Und nach der soliden Aufzeichnung übergießt er diesen Rundblick mit den leuchtendsten Farben (II, 32 fg.), und erweitert die Ansicht des Golfs, seiner Eilande und Vorlande, Barken und Ufer, sowie der Stadt selbst in der prächtigen Spiegelung einer abendlichen Gondelfahrt und Rückkehr bei Nacht durch den noch immer romantisch belebten Molo (II, 34 fg.). Nachher beschaut er innen den Charakter der Stadt, und von oben herab sie und den Meerbusen von S.-Martino aus (II, 116 fg.), gibt das Diorama von Sta.-Lucia und an Pizzo falcone vorüber von der Villa reale (II, 119 fg.), von der reichumblühten Höhe und Aussicht des Posilippo oben bei Virgil's Grab (II, 123 fg.), und wendet sich hierauf hinab in den umgrünten, innen nächtigen, vom Gedränge schallenden Durchgang (II, 128 fg.). Dann der Weg nach Camaldoli (II, 132 fg.), und die weltberühmte Umsicht von diesem Gipfel (II, 137 fg.). Wieder von sehr reicher Anschaulichkeit ist die Erzählung des Zuges auf den Vesuv, wo die Geschichte der verschütteten Städte berührt (II, 149 fg.), die Lavaablagerungen verschiedener Ausbrüche bemerkt (II, 152, 179 fg.), der entzückende Blick vom Eremiten hinab auf die Campagna felice und über die Golfe von Neapel und Bajä bis Monte Circello ausgemalt (II, 153 fg.), der Aufstieg zum Krater und zum Aschenkegel vergegenwärtigt (II, 155 fg.), der Niederweg bei Nacht und Mondschein mit wundervollen Umblicken und phantasiereichen Intermezzi höchst ergreifend geschildert ist (II, 163 fg.). Es folgt die Beschreibung einer Meerfahrt, die nach Capri gerichtet war, aber vom Winde nach Sorrent getrieben wurde. Herrlich sind die Bilder der hohen See, des Gewitterhimmels, der wechselnden Beleuchtung auf den großen Scenen umher (II, 180 fg.). Nun die weichsten, wärmsten Gemälde von Sorrent, seinen Schiffernestern, seinen Ruinen, Tasso's Haus, dem Klostergarten (II, 184 fg.). Dann die Fahrt, dem Blick auf Massa vorüber, nach Capri, die Blaue Grotte, die Reste von Tiberius' Villa, Anacapri, und zurück an Sant-Angelos Fuß vorbei nach der Bucht von Amalfi (II, 208 fg.). Endlich verklären sich noch einmal die Reize Neapels und seines Busens in der glühenden Darstellung eines Abendfestes auf dem Golf und in der Klippenrotte an der äußersten Spitze des Posilippo (II, 224 fg.).

Wie Speckter's Abbildung des Volkslebens, geht auch die des Naturlebens charakteristisch ins Besondere und Einzelne, sodaß auch von dieser Seite Italiens Eigenthümlichkeiten nahetreten. In bezeichnender Weise kommt das Klimatische, die Ergiebigkeit des Bodens (I, 95, 435), die Milde und Pracht des Himmels (I, 97), der römische Winter (I, 97), Frühling (I, 197, 311), Herbst (I, 276), und das Ineinanderfließen der Jahreszeiten (I, 215 fg.) zum Ausdruck, der Glanz der Sommernächte (I, 262, II, 243, 387), die bezaubernden Phänomene des Himmelsglühens (I, 265), des Meerglühens (II, 40 fg., 238 fg.), der Druck der Sirocco-Tage (I, 97, 215, 226), die Schrecken des Erdbebens (I, 295). Wie Speckter in der Landschaft immer auf die Formation, auch öfter auf die Weise des Gesteins achtet, so hebt seine Bilder derselben noch vorzüglich die Aufmerksamkeit auf Art und Eigenheit der Vegetation, die er oft allerliebst unterscheidet, z. B. die Flora bei Florenz (I, 69), an der römischen Meeresküste (I, 342), in den pontinischen Paluden (I, 426, 434), bei Gaeta (I, 446, 453), bei Sorrent (II, 186, 202), am Posilippo (II, 226, 229), in den Albanerbergen (II, 302, 393). An allem Individuellen zeigt sich der Malersinn, es sei Wuchs und Ton der Oelbäume (I, 75), der Palmen (I, 438), oder der Unterschied im Wuchs der Römerin von der Tochter Neapels (II, 10), es sei die Contour des Soracte, „der einer himmelaufsteigenden Woge gleicht die eben im Niedersinken versteint" (II, 328), oder der Stil der Griechengesichter in ihrer Kirche zu Venedig (I, 28), es sei die Gestalt und Paludenarbeit des Büffels (I, 196, 429 fg.), der Tritt des Maulthiers (I, 65), die Bewegungen der wilden Rinder in der Campagna (II, 382 fg.), oder des neuangekommenen Zickleins im Hause, das zwischen Jagdhund, Huhn und Katze halb spielend, halb scheu seine Sprünge macht (II, 391), oder der Delphine im Meer (II, 196), und des tückischen Haifisches (II, 223).

Gegenstände und Umfang dieser Künstleransichten und Reisebilder ließen sich nennen und andeuten; die Frische aber und der Schmelz des Zusammenhangs, wodurch verschiedene Episoden als engere Ganze sich auszeichnen, kann nur an ihnen selbst empfunden werden. Da waltet bald eine Laune die dem heitersten Humo-

risten Ehre machen würde, wie in der Zeichnung des Aufzugs der Reisegesellschaft beim Ausreiten aus Toscanella (I, 377 fg.), bald eine mythenähnliche Poesie, die die Empfindung des Naturschauspiels ins Ideale steigert, wie in den Träumen am Dianenspiegel bei Nemi (I, 335), oder in der kühnphantastischen Schilderung der gewitternden Höhen um den Golf von Neapel (II, 182 fg.). Im Rückzug vom Vesuv (II, 164 fg.) ist eine Vereinigung von plastischer Bestimmtheit mit tiefer Farbengewalt, von Ausbreitung der Stimmung mit dramatischer Energie der Momente, auf die ein Novellendichter stolz sein könnte. Und groß im Idyllischen sind die Erzählungen der beiden Ausflüge nach Riano zu seinen geliebten Freunden, den einfachen Landleuten, in deren Familie und arkadischem Kreis er den liebenswürdigen biedern und besten Theil der italienischen Volksart kennen gelernt hatte. Bündig aber mit schönem Nachdruck zeichnet er das erste mal den Weg dahin (II, 328 fg.), den Charakter der Bewohner, die Glieder der Familie, und eine nächtliche Jagd im wilden Walde die er mitmacht. Ausführlicher entwickelt er das zweite mal (II, 373 fg.) die Art und das Leben dieser Freunde, die Genüsse und Gefahren der Fußwanderung dahin, die Ankunft zur Vesper, eine Mondnacht mit allen Reizen des südlichen Frühlings, der großartigen Gegend und der unschuldig zarten Beziehungen der Genießenden geschmückt, und nach einer Reihe idyllischer Scenen im Haus und in Poussin'scher Landschaft eine zweite Mondnacht, die sich zum erhabenen Gewitter verdunkelt und entflammt. Vielleicht am meisten diesen tiefharmonischen Bildern ist es anzufühlen was von Talent, von Genius, von Geist mit Speckter's frühem Hingang gestorben ist, oder vielmehr nicht gestorben ist; denn es lebt in diesen Blättern. 34.

Privatpapiere, die Hülfsmittel für künftige vollständigere Geschichtsforschung und Geschichtskenntniß.

Auch in der Zeit der stürmischen Bewegungen, die mehr fast wie je in einer andern durch unsere Gegenwart dahinbrausen und dahinrasen, und so Vielen Athem und Besinnung nehmen, dürfte es nicht unpassend erscheinen daran zu erinnern, wie so äußerst wichtig es sei, daß Einzelne, auch wenn sie nicht als handelnde Personen auf dem so stark besetzten Welttheater erscheinen, Alles sorgfältig aufheben was sie sich über Tageserlebnisse und Ereignisse etwa aufgezeichnet oder von Andern brieflich zugeschickt erhalten haben. Oft kann in solchen Mittheilungen ein bestimmt angegebener Name, eine genau bezeichnete Zeit dem spätern Geschichtschreiber von unschätzbarer Wichtigkeit sein, und bei Zweifeln über die Wahrheit dieses oder jenes Factums den Ausschlag geben helfen; oft kann die leidenschaftslos-verständige Ansicht die sich ein aufmerksamer Beobachter der Tagesgeschichte gebildet hatte, und die er im einsamen Stübchen seinem Tagebuche anvertraute, für die Beurtheilung der Tendenzen ganzer Fractionen seiner Zeitgenossen dem Geschichtsforscher von der größten Wichtigkeit für die Feststellung eines richtigen Urtheils werden.

Was hat uns neuerdings eine so genaue, bis in die geringsten Details herabgehende Kenntniß der Vorfälle im Zeitalter der Reformation erschlossen, daß wir ohne Uebertreibung behaupten können, wir seien über jene denkwürdige Epoche unserer vaterländischen Geschichte viel genauer unterrichtet als die damals Lebenden, selbst die Hochstehenden unter ihnen die nicht blos die Außenseiten der Ereignisse an sich vorübergehen sahen? Das ist der Einblick in die damals über die schwebenden Tagesfragen aufgenommenen Verhandlungen, die aus den Jahrhunderte lang stumm gebliebenen Archiven zu uns laut und vernehmlich zu reden begonnen haben; Das ist die Entfaltung der geheimen Instructionen welche die damaligen Fürsten ihren nach allen Orten auszusendenden Geschäftsträgern ertheilten, und welche uns in ihr damals nach außen hin dreifach umpanzertes Innere helle Einblicke verstatten; Das ist das Bekanntwerden der Briefe der hochgestellten Männer jener Zeit, aus denen damals nur Weniges zur allgemeinen Kenntniß kam, und die doch die innerste Herzensmeinung ihrer Schreiber oft ganz unverschleiert zur Schau stellten. Aber unsere Kenntniß der Zustände des Reformationszeitalters würde noch viel umfassender sein, und an der der Geschichte so wesentlichen Anschaulichkeit gewinnen, wenn uns zahlreichere Aufzeichnungen über die damaligen Tagesbegebenheiten aus den niederern Schichten der Gesellschaft aufbewahrt worden wären, an denen es gewiß nicht gefehlt haben wird, für deren Erhaltung aber in der Regel nicht gebührend geforgt worden ist. Mit welchem Jubel hat man bekanntlich Einzelnes was hierher gehört aufgenommen, und mit welchem unermüdlichen Eifer spürt man noch immer solchen Reliquien nach.

Wir halten es daher für nicht unverdienstlich gestissentlich daran zu erinnern, welche Wichtigkeit die Aufzeichnungen und Correspondenzen über Tagesgeschichte für die weiter hinausliegende Zukunft haben, und wie daraus die Pflicht solche Schriftstücke sorgfältig aufzubewahren hervorgehe. Niemand darf hier sagen: „Was ich über Tagsvorkommenheiten geschrieben habe, oder was mir geschrieben worden ist, habe ich Niemandem zu offenbaren; ich könnte dadurch leicht in unliebsame Händel gerathen oder doch falsch beurtheilt werden." Jede Berechtigung für die unmittelbare Gegenwart kann man hier gelten lassen, ohne daß dadurch unsere Foderung für die entferntere Zukunft irgendwie beeinträchtigt werden könnte. Ueber falsche Beurtheilungen weiß sich Der hinwegzusetzen der sich in consequenter Festhaltung eigener Meinung seiner auf das wahre Gute gerichteten Absicht bewußt ist, und den Todten berührt die falsche Auffassung seiner Worte nicht mehr. Es fällt uns hierbei ein, wozu man eine bekannte Stelle aus einem Briefe Luther's an Melanchthon während des Reichstags zu Augsburg im J. 1530 gemisbraucht hat. Es klingt freilich scheinbar sehr schlimm wenn Luther schreibt: „Si vim evaserimus, pace obtenta, dolos, mendacia ac lapsus nostros facile emendabimus." Man braucht sich gar nicht zu wundern, daß ein solcher passus den Schmähern Luther's ein willkommener Fund war. Aber der treffliche Kirchenhistoriker Gieseler hat in einem eigenen kleinen Schriftchen*) diese Stelle so befriedigend erklärt, daß daraus für den Charakter Luther's wie er anderwärts sich darstellt kein Makel zurückbleibt.

Will man uns noch erlauben aus der Zukunft, zu deren Patron wir uns aufgeworfen haben, durch einen salto mortale in die schon weiter zurückliegende Vergangenheit uns zurückzuversetzen, so möge dem anonymen Verfasser eines ziemlich alten, aber manches Artige und Kurzweilige enthaltenden Buchs: „Vernünfftige Gedancken über allerhand Historische, Critische und Moralische Materien ꝛc." (Frankfurt a. M. 1739), noch ein Wörtchen vergönnt sein. Er beantwortet im ersten Theile (S. 84 fg.) die Frage: „Was von Briefschafften und Papieren aufzubehalten?" und meint zunächst: „Die an Jemand geschriebenen Briefe und Papiere verwahrlich aufzubehalten, halte ich in gewisser Maße gut zu sein, anderntheils aber auch sehr schädlich. Viele Sachen werden nach eines Absterben offenbar,

*) Etwas über den Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 (Hamm 1831).

die man wünschen möchte, daß sie niemals ans Tageslicht gekommen wären. Dazu ist das Feuer gut; das verzehrt's und sagt Nichts wieder nach." Darauf verurtheilt er die sogenannten „Bonus dies-Briefe, als da sind Complimente, Gratulationen, Condolencen, billets-doux" u. s. w. zum Feuer; „die übrigen aber, die zu eines honneur gereichen, die gelehrte Sachen in sich fassen, die wichtige und merkwürdige Dinge betreffen, oder auch unsere eigene Domestic-Affairen angehen", sollen dem Vulkan nicht geopfert, sondern „verwahrlich aufbehalten" werden. Im Fortgange seiner Untersuchung erwähnt er unter Anderm, daß in Aufbewahrung der Correspondenzen Niemand so sorgfältig gewesen sei als Cardinal Granvella, der bei seinem Tode eine unzählige Menge Briefe und Concepte in allerhand Sprachen, von ihm selbst geschrieben, hinterlassen habe; aber nicht blos die Staatsangelegenheiten betreffende Briefschaften, auch z. B. die Schreiben welche seine Neffen „als damalige junge Studenten zu Löwen" lateinisch an ihn hätten zu richten gehabt, seien von ihm aufgehoben worden. Der ganze epistolische Schatz wäre anfänglich auf den Boden seines Hauses zu Besançon gebracht worden, Regen und Ratten preisgegeben. „Nachgehends kamen die Bedienten und die Kinder in der Nachbarschafft, und nahmen davon was sie wollten." Einer der Haushofmeister verkaufte eine Partie an Gewürzkrämer, bis endlich der Parlamentsrath Chifflet und der Abt Boisot von Besançon den Rest an sich brachten, mit dem sie noch 80 Folianten füllten. 7.

Bibliographie.

Album österreichischer Dichter. 1ste und 2te Lieferung. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 8. à 6 Ngr.

Bommel, E. R. A. van, Die wahren Grundsätze des öffentlichen Elementar- und Gymnasial-Unterrichtes in seinen Beziehungen zur Religion. Aus dem Französischen übersetzt nebst erläuternden Anmerkungen und Zusätzen von P. J. A. Schmitz. Zwei Bände oder drei Theile. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Franciscëische Curiosa; oder ganz besondere Denkwürdigkeiten aus der Lebens- und Regierungs-Periode des Kaisers Franz II. Mit zwei Holzschnitten. Wien, Klang. 8. 20 Ngr.

Enthüllungen aus Oesterreichs jüngster Vergangenheit. Von einem Mitgliede der Linken des aufgelösten österreichischen Reichstages. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fiedler, E., Wissenschaftliche Grammatik der englischen Sprache. I. Band. 1ste Hälfte. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 20 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 15te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hagens, J. K., Das neue Preußische Strafverfahren mit einem Kommentar zur Verordnung vom 3. Jan. 1849. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Junghanns, C., Erster Unterricht in der Volkswirthschaftslehre im Sinne der Handelsfreiheit. [Keine Schutz- nur Finanzzölle.] Leipzig, Mayer. 8. 9 Ngr.

Kösterus, M. C. J., Aktenmäßige Darstellung der mir bei dem Landgericht Alsfeld wiederfahrenen unwürdigen Behandlung. Ein Seitenstück zu dem Weidig'schen Inquisitions-Prozeß und Beitrag zu der Geschichte des geheimen Gerichtsverfahrens. Gießen, Ferber. Gr. 8. 6 Ngr.

Lüdde, J. G., Die Geschichte der Methodologie der Erdkunde. In ihrer ersten Grundlage, vermittelst einer historisch-kritischen Zusammenstellung der Literatur der Methodologie der Erdkunde bearbeitet. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 25 Ngr.

Pabst, E., Das alte auf unsere Undeutschen gedichtete Liedlein nach Form und Inhalt, sowie über livländisch-deutsche Volksdichtung, Volkssprache und Verwandtes überhaupt. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des ältern Livlands. Reval 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Reymann, F., Zwölf Predigten über das Apostolische Glaubensbekenntniß. Sagan, Julien. 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Schott, W., Ueber das Altai'sche oder Finnisch-Tatarische Sprachengeschlecht. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Shakspeare's, W., Richard der Zweite, Heinrich der Vierte und Heinrich der Fünfte. Uebersetzt von R. J. L. Samson v. Himmelstiern. Zwei Bände. Riga, Kymmel. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Versuch, den Ort Schiringsheal der fünfmal in dem Periplus von Othere und Wulfstan enthalten in der Angelsächsischen Uebersetzung von Orosius des Königs Alfred, mit einer Stadt zu identifiziren, in der Lage, wo die vermeinte Veneta nahe an Rügen gelegen haben soll. London 1847. Gr. 8. 15 Ngr.

Wanderer, F., Streiflichter und Schlagschatten aus der Neuzeit. Bremen, Schlodtmann. Gr. 12. 5 Ngr.

Die Zustände des Herzogthums Altenburg in ihrem wahren Lichte dargestellt von einem Altenburger. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Andeutungen eines Dilettanten in der Politik. Wien, Klang. 8. 2 Ngr.

Bruck, A., Die Todten an die Lebenden. Eine Märzgabe. Leobschütz, Dülfer. 4. 1½ Ngr.

Dietlen, J., Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet, nämlich der Glaube, der da glaubet daß Jesus Gottes Sohn ist. Unserm lieben Christen-Volke zu Trost wider Johannes Ronge, Dr. Ghillany und Consorten vorgelegt. Erlangen, Bläsing. 8. 1½ Ngr.

Frenzel, J. C. F., Praktische Rathschläge zur Verminderung des Proletariats auf dem Lande und in den Städten. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Gillet, Die Gemeindeordnung der evangelischen Hofkirche zu Breslau. Ein Beitrag zur Lösung der kirchlichen Verfassungsfrage. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Sachsenschild. Für ehrliche Sachsen. Nr. 2. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Ngr.

Scharfe, Die Rückschritte, welche wir in dieser Zeit als Zeichen unserer Buße thun müssen. Eine Predigt, am Bußtage 1849 zu Sangerhausen gehalten. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der wahre christliche Staat, oder: die Religion der Zukunft und das Ziel der Revolution. Die letzten Consequenzen der Lehre Jesu des Essäers, geschöpft aus den „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu." Leipzig, Kollmann. 8. 7½ Ngr.

Kritische Streiflichter über die letzten Wiener-Ereignisse. Von einem schwarzgelben Nicht-Reaktionär. Wien, Klang. Gr. 8. 3 Ngr.

Thomasius, G., Das Bekenntniß Jesu, daß er Christus der Sohn Gottes sey. Predigt wider die Lügenpropheten dieser Zeit gehalten am 4. März 1849. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 2 Ngr.

Trahndorff, K. F. E., Volkssouverainität, Republik, Constitution und der preußische Staat. Deutsch-Crone. 8. 4 Ngr.

Warum konnte der König von Preußen die von der National-Versammlung in Frankfurt beschlossene Reichs-Verfassung und die mit ihr zugleich Ihm angebotene Kaiserkrone nicht unbedingt annehmen? 2te Auflage. Berlin, Brandes u. Schultze. Gr. 8. 1½ Ngr.

Wo ist's in Oesterreich noch furchtbar ungleich?! oder einige Trauer-Scenen aus dem Beamtenstande, von einem k. k. Rechnungs-Revidenten. Wien, Klang. Gr. 8. 4 Ngr.

Zeibig, H., Was ist nun unsere Pflicht? Predigt bei dem akademischen Gottesdienste der Hochschule Olmütz am 19. März vorgetragen. Olmütz, Hölzel. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 171. — 18. Juli 1849.

Der Cultus des Genius.

Brief an Bettina von Arnim von **Fanny Lewald.**

Februar 1849.

Ich habe Ihnen für die Zusendung von „Ilius Pamphilius und Ambrosia" zu danken, und erzähle Ihnen statt Dessen ein kleines Ereigniß aus meinem römischen Leben. Wir fuhren einmal im Anfang des Maimonats von Rom aus die Gräberstraße entlang nach der Campagna, um die Grotte der Egeria zu besuchen. Die ganze Umgebung, Land, Luft, Bauten, Menschen waren mir bei dem langen Aufenthalte in Rom so bekannt und vertraut geworden, daß ich mich ohne die unruhige Hast neugieriger Betrachtung dem stillen Hinträumen, dem süßen Hindämmern überließ, das, ohne irgend einen bestimmten Gegenstand zu erfassen, die volle Harmonie des Ganzen empfindet.

Plötzlich aber ward mein Auge von einer Blume gefesselt, die wunderschön hervorragte aus dem starren Boden der Campagna. Ich stieg aus sie zu pflücken. Niemand von meinen Begleitern kannte sie; selbst ein alter römischer Blumenmaler, den ich nach der Heimkehr holen ließ, hatte sie niemals gesehen. Viele Tage füllte sie mit starkem mandelartigen Arom das ganze Gemach; dann war sie plötzlich todt, ohne allmäliges Welken, frisch blühend und duftend so lange Leben in ihr war.

An diese fremde Blume habe ich immerfort gedacht als ich die Briefe der Ambrosia las.

Sie, Bettina! sind solch fremde, schöne, seltene Wunderblume unter uns. Eine Wunderblume, aufgeblüht in der starren, trockenen Verwilderung unsers Lebens; starr und öde wie die römische Campagna, weil unser Leben verlassen ist von der wahren sorglichen Liebe, wie die einst blühende Campagna von der sorglichen pflegenden Cultur.

Alljährlich mag in der einsamen Campagna die Muttererde aus der Wurzel die schöne Blüte an das Licht hervorgehoben haben, und die Blüte hat dagestanden und gefragt: „Ich blühe so wundervoll, ich dufte so süß, kommt denn Niemand der sich freuen will an mir und meinen Gaben?" Manches Jahr mag sie einsam geblüht haben, traurig, weil sie Niemand fand ihn zu erfreuen; und als dann plötzlich eine liebende Hand ihr nahte, als eine freundliche Stimme sprach: „Blühe für mich, ich brauche Freude, Blüten, Düfte!" da hat sie sich aufs neue strahlend entfaltet, und ihr Dasein ausgeströmt in der Fülle des Glücks sich hingeben zu können an verständnißvolle Liebe, an liebendes Verständniß.

Solch eine Blüte der Natur sind Sie! Blühen für Andere; des eigenen Daseins nur bewußt werden in der Hingabe an ein Fremdes; dienstbar sein mit Ihrem ganzen Wesen einem andern Wesen das Ihrer bedarf — Das ist die Aufgabe Ihres Daseins gewesen, Ihr Beruf, den Sie verstanden haben und geübt durch Ihr ganzes Leben; das Sinnbild, das Ideal der weiblichen Natur, wie ich es zu erfassen vermag, wie es sich auch wieder in Ambrosia's Briefen an Pamphilius offenbart.

Als ich im vorigen Herbste von Ihnen schied, sagten Sie: „Ich lasse ein Buch drucken, keines das ich gemacht habe, denn ich kann keine Bücher machen; aber so ein Buch das einmal zufällig geworden ist."

„Und was denn?" fragte ich Sie.

„O! einen wunderlichen Briefwechsel mit einem wunderlichen jungen Menschen; einen wirklichen, ganz wirklichen Briefwechsel; und ich bin ordentlich neugierig wie die Leute ihn verstehen werden."

Soll ich Ihnen jetzt sagen wie es dem Buche gegangen ist, und wie es ihm ferner gehen wird?

„Die Leute welche den „Briefwechsel eines Kindes mit Goethe" unweiblich nannten sehen in den Briefen der Ambrosia an den Pamphilius den Gipfel der Unweiblichkeit; die Menschen welche einst mit ehrfürchtiger Liebe den Gottesdienst des Kindes begriffen haben freuen sich jetzt, daß das Kind durch sein ganzes Leben sich seinem Gotte und seinem Gottesdienste treu geblieben ist. Sie freuen sich und verstehen den heiligen Cultus, den tiefen selbstverleugnenden Liebesdienst der Frauenseele auch da, wo er aus menschlichem Irrthum nicht dem wahren Gotte, sondern einem falschen Götzen dargebracht wird, auf dessen Stirne die Gläubige das Siegel der Göttlichkeit gedrückt zu sehen wähnte.

Es steigt keine Opferflamme zum Himmel empor ohne daß ein Wolkenzug den Rauch einmal herniederdrückt und die Flamme verdunkelt; es geht kein Menschengeist den geraden Weg zu seiner idealen Bestimmung ohne zu irren; und nur den Besten gelingt es,

wie Ihnen, sich des Zieles immerdar klar bewußt zu bleiben, immerdar die Aufgabe des Lebens unverrückt und rein im Auge zu behalten.

In dem zweiten Briefe welchen Ambrosia dem Pamphilius schreibt heißt es: „Die Welt entwickelt sich nur durch das Offengeben verborgener Idealität (Vorurtheile und Misverständnisse werden ohne sie nicht gelöst, Offenbarungen nicht erfaßt und Religion nicht empfunden); daher erfüllt es die ganze Aufgabe des Lebens die eigene Idealität zu entwickeln, und sich in ihr erkennen zu lernen; — eine idealische Ansicht die eben darum um so wahrer ist."

Und in einem spätern Briefe: „Warum liebte ich dich, als weil ich glaubte Gott wolle dich durch mich beschenken. Das Geschenk ist ein Sklave, es kann nur dienen, es kann nicht für sich fodern, und was sollte ich fodern? Was bin ich, daß ich mir einen eigensüchtigen Genuß verschaffen sollte!"

In dem ersten Satze ist Bettinens Lebensanschauung, in dem zweiten ihr Verhältniß zu Pamphilius und ihre demüthige Hingabe an Das was sie als ihren Beruf erkannt hat ausgesprochen. Sie hat in sich die Selbstlosigkeit zum Ideale ausgebildet.

Es gibt eine schöne Legende von dem Palmbaume in der Wüste, der die Jungfrau Maria beschattete als sie auf der Flucht nach Aegypten rastete in der brennenden Hitze des Mittags. Da das Christkind aus seinem Schlummer erwachte, dürstete es, und der Palmbaum neigte seine Krone hernieder, damit das Kind die Frucht breche und seinen Durst lösche in ihrem Safte. Dann hob er sich still empor den frühern Schatten zu spenden, und säuselte wieder Kühlung hernieder.

So auch Bettina. Wo sie einen Mangel ahnt, wo man Hülfe bedarf, neigt sie sich hin und spricht: „Hier bin ich!"

Clemens Brentano will einen Gefährten haben an dem er selbst sich klar wird, und Bettina steht da — aufgehend in ihm, lebend in seinem Leben, denkend in seinem Sinne, entschlossen Das zu werden was der liebste der Brüder bedarf.

Sie begegnet der Günderode, einer durch tiefen Schmerz gebeugten und doch am Schmerze groß gewordenen Frau, deren ernste Seele die Freude am Dasein verloren hat. Es fehlt der Günderode das heitere frische Erfassen der Sinnlichkeit, welches allein das Leben zur Lust macht; und Bettina, das junge, frohe Kind, wendet sich ihr zu mit seinem ganzen Wesen, damit die Günderode Lebenssonnenschein erhalte, durch den Reflex ihrer sonnigen Natur. Um sich der Günderode anzuschließen, um ihr überall zu folgen in den Sphären des Gedankens, verläßt das lebensvolle Kind die grünen Matten, wirft die Blumen und Blüten des eigenen Frühlings hin, und vertieft sich in die Nebelgrotten speculativer Philosophie, bis ihr Blut vor Frost erstarrt, ein Nervenfieber sie niederwirft, und die Natur, zusammenbrechend, andeutet, weiter könne sie nicht folgen. Wenn Bettina die Günderode bittet: „Laß mich dein Schüler sein!" so heißt Das: „Hier, Günderode, ist eine Lebensaufgabe für dich; stirb nicht, will nicht sterben, denn du sollst noch arbeiten, und ich will deine Arbeit lohnen durch deine, durch meine Selbstvollendung."

Als dann die lebensmüde Günderode das Leben von sich wirft, ist Bettina selbst zum Tode getroffen; aber sie rafft sich empor, findet sich in sich selbst zurecht, denn sie fühlt die ewig frische Kraft, und es ist wieder ein Menschenwesen da, das — größer als sie selbst — doch ihres Wesens bedarf als einer schönen Ergänzung.

Goethe's Erscheinung geht an dem Horizonte ihres Lebens auf. Was in ihr Ahnung, Empfindung war wird zum Gefühl, die Anbetung Gottes im Menschen, der Cultus des Genius! Diesem allein ist fortan ihr Leben mit tiefem Bewußtsein geweiht. Wo sie den Genius findet, betet sie ihn an; und immer leitet die suchende Seele sie zu den rechten Altären.

Goethe's Mutter, Beethoven, Schleiermacher, Rahel empfangen von ihr Opfer der Liebe, sie wird Jedem von ihnen ein Trost in der Weise seines Bedürfens; für Jeden von ihnen hat sie die rechte Erquickung, denn es scheint, als ob ihr Reichthum sich verdopple nach dem Maße in dem man seiner bedarf.

Da aber, während sie still nach dem Tode eines geliebten Sohnes ihr Liebesdasein weiter abspinnt, tritt plötzlich ein Bittender an sie heran. Pamphilius, ein Jüngling, naht ihr und sagt: „Ich sehne mich nach Wahrheit, nach Weisheit, nach Idealität. Sie strahlen mich an aus deinem Briefwechsel mit Goethe, mich dürstet, lösche meinen Durst." „Wer ich bin?" heißt es in seinem Briefe, „ein Rothkehlchen das eben die erste Singezeit erlebt hat, oder eine Feldblüte in der Morgensonne auf der der irdische befruchtende Thau noch schwer hängt und ihr den Kopf herunterzieht, der es im Sonnenstrahl wohl ist, weil sie fühlt wie der ihr den schweren Thau abnimmt, und in Nahrung zum Wachsthum auflöst, und die halb demüthig und die halb stolz darauf ist die große Sonne im Thautropfen des winzig kleinen Kelchs zu spiegeln. Ich fürchte, daß ich noch gar Nichts bin; aber doch! Eins bin ich gewiß: Ihnen hingegeben — ich will nicht eitel sagen mit der höchsten, aber mit so viel Andacht, wie mir der Grad meiner Einsicht gestattet, und mit dem unbegrenzten Wunsch und der Hoffnung, mit der Einsicht auch in der Liebe für das Vortreffliche in beflügeltem Schritte zu wachsen."

Wahr in der eigenen Seele kann Bettina es sich nicht denken, daß Jemand sich selbst betrüge. Weil Pamphilius sich als einen nach dem Ideale strebenden Jüngling schildert, weil Pamphilius glaubt die ersten Flügelschläge des Genius in sich zu spüren — glaubt es ihm Bettina; wie sie bisher dem fertigen Genius gedient, ist sie augenblicklich auch bereit dem werdenden zu dienen. Der Gedanke, daß ihr in diesem Jünglinge, der nach dem Tode des Sohnes ihr so unerwartet naht, Ersatz für den Verlorenen geboten werden solle, kommt dazu, und Bettina, dem doppelten Zuge folgend, wendet ihre ganze Seele dem Pamphilius zu.

Hier nun tritt ein tragischer Moment in das Leben Bettina's ein. Pamphilius ist kein Genie, kein Genius, sondern ein Zwitterwesen voll Wollen und nicht Können, voll augenblicklichem Aufschwung des Gefühls und kleinlich nagender Speculation; ein Mensch der nie ganz den vollen Pulsschlag des Lebens empfindet; ein Kritiker der seine eigenen ungeborenen Gedanken erst mit dem Mikroskop der Bewunderung als Riesen vor dem Auge hat, und sie dann mit dem Messer des Zweifels ins Nichts auflöst. Er ist der Homunculus der Philosophie, der bald liebevoll, bald ironisch seine schwachen Lebensregungen betrachtet und bekrittelt.

Und dieses Götzenbild setzt Bettina in glaubensvoller Dienstbarkeit auf den Altar ihrer Seele, auf dem sie den größten Menschen ihrer Zeit geopfert bis hierher.

Es beginnt ein schmerzvoller Kampf in ihr. So lange und so oft Pamphilius von seinen beabsichtigten Productionen spricht, so lange glaubt sie an seinen Genius, so oft er ihr eine, nach seiner Meinung, vollendete Arbeit vorlegt, so oft leuchtet es ihr ein daß sie sich betrog. Getheilt zwischen Liebe und Zorn, zwischen Glauben und Zweifel, behandelt sie den Pamphilius wie die italienischen Schiffer ihren heiligen Schutzpatron wenn er im Sturme sich unwirksam beweist. Bald knien sie vor seinem Bilde, das an schwarzer Schnur um ihren Nacken hängt, ihm gläubig Kerzen, Sträuße, Wallfahrten zu geloben; bald reißen sie ihn herab, ihn mit Füßen tretend, als ein schlechtes, leeres, machtloses Ding.

Mit jenem göttlichen Zorn, mit jener hohen Leidenschaft welche eine wahre Ueberzeugung einflößt hält sie ihm jede Lüge, jede Halbheit, jede Unwahrheit seines Wesens vor. Sie enthüllt ihm sein Inneres so klar wie sie selbst es sieht, und scheut doch wieder einzugreifen in seine Natur, seine Eigenthümlichkeit anzutasten, eben aus heiliger Ehrfurcht vor jeder Natur und ihrer Richtung.

Bettina leidet und Pamphilius nicht minder; denn so viel Licht sie von ihrem Geiste auf ihn ausstrahlt, es kann ihn nicht zum selbstleuchtenden Gestirne machen, sondern dient nur dazu ihn die eigene Dunkelheit, die eigene Machtlosigkeit empfinden zu lassen. Je mehr sie ihm gibt, je ärmer wird er; je freudiger sie sich unterordnet, um so trauriger fühlt er daß er sich nicht erhebt. Er kann ihrem Fluge nicht folgen; er kann nicht loskommen von sich, von seinen Vorurtheilen, von der Abhängigkeit in der ein früherer Lehrer, Sperber, in der seine Familie und Familienansichten ihn halten. In jugendlicher Vermessenheit hat er einen Geist zu seinem Dienste heraufbeschworen dessen Größe ihn erdrückt, dessen Gewalt ihn zum Sklaven macht — zum Sklaven einer ihm dienstbaren Natur.

Seine ganze Seele verwirrt sich. Er versteht Bettina Ambrosia in keiner Richtung ihres Wesens. Durch und durch absichtlich und reflectirend, kann er sich in eine so unwillkürlich dem innern Gebote folgende Erscheinung gar nicht finden. Er möchte sein wie sie — und sagt in seinem Tagebuche: „Ich mache mir nicht mehr Pläne, Vorsätze und Vorspiegelungen die ich als märchenhaft zugleich indem ich sie mir machte verwarf; sondern ich bin ganz absichtslos."

Es liegt etwas Unheimliches, Spukhaftes in dieser Bemerkung. Pamphilius erscheint wie ein Doppelwesen, von dem das Eine der Erzieher des Andern, der Zuchtmeister des Andern ist; dieser Dualismus wird mit jedem Briefe ersichtlicher und beängstigender in ihm. Aber außer diesem selbstquälerischen Wesen tritt, das Leiden der Ambrosia und des Pamphilius noch zu steigern, ein neues störendes Element hinzu: eine verstandesnüchterne Familie, in welcher dennoch Traditionen von einer genialen Großmutter und gerechte Ansprüche auf höhere Bildung bestehen. Anfangs geschmeichelt von der Theilnahme einer berühmten Frau für den eingeborenen Sohn, schaut die Familie im Genusse befriedigter Eitelkeit dem Briefwechsel und dem Verkehr der Beiden zu, obschon Pamphilius in seinem ersten Briefe Ambrosia mit Freimüthigkeit gesteht, daß sie seiner Familie nicht sympathisch sei. „Ich erinnere mich", schreibt er, „daß man Sie früher schon in meiner Familie genannt hatte, um Sie mir, von dem man die leider so wenig begründete Besorgniß der Originalität hatte, in lächerlichen Beschreibungen als warnendes Beispiel aufzustellen."

Ohne daß es ausgesprochen wird, empfindet man wie störend die Bemerkungen seiner Familie zwischen Pamphilius und Ambrosia wirken; wie der kalte Hauch des zweifelnden Verstandes jede Blüte der Poesie vernichtet welche Ambrosia bietet; wie ganze Barrikaden vernünftiger Bedenklichkeit zwischen sie und Pamphilius aufgerichtet werden — und die Familie hat Grund so zu handeln, muß so handeln: denn sie lernt nur zu bald einsehen, daß der Fisch nicht leben kann in dem Feuermeer des Salamanders; daß Pamphilius kein Genius ist, und nur in derber gesunder Wirklichkeit von seiner Selbstquälerei genesen könne. Daher jenes Widerstreben gegen Ambrosia von Seiten einer Familie, das so häßlich erscheint, weil es so leise unterminirend fortarbeitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pietro Micca.

Die Heldenthat Pietro Micca's von Sagliano d'Andorno gehört zu den glänzendsten Einzelfacten der italienischen Kriegsgeschichte des vorigen Jahrhunderts. Es war im J. 1706, während jener denkwürdigen Belagerung Turins durch die Franzosen, welche mit der vollständigen Niederlage des durch den Herzog von Orleans und La Feuillade befehligten Heers und dem durch den Herzog, nachmaligen König Victor Amadeus, und den Prinzen Eugen bewirkten Entsatz der Stadt endigte. In der Nacht des 30. Aug. gelangte durch ein rasch und geschickt ausgeführtes Manoeuvre eine Abtheilung französischer Grenadiere unbemerkt an das Thor der innern Galerie der Citadelle welches in die Festung selbst führte. Hier stießen sie auf die Thorwache, welche thätigen Widerstand leistete; rasch aber erhielten die Angreifenden Succurs, sie hieben die Wache nieder, und waren im Begriff in die große Galerie zu dringen, als zwei Minenarbeiter noch eben Zeit hatten das Thor zuzuwerfen welches zu der aus der obern in die untere Galerie führenden Treppe den Zugang bildete. Dort war eine Mine

angelegt, um im Nothfalle die Treppe in die Luft zu sprengen und dem Feinde den Zugang zu verhindern. Während die Franzosen das Thor mit Axthieben in Trümmer schlugen, rief Pietro Micca dem Gefährten zu, er solle die Mine anzünden. Dieser zögert, Micca schiebt ihn mit dem Arme weg und sagt: „Du hast länger als einen Tag kein Brot gehabt, fliehe und laß mich gewähren!" Hierauf bringt er die Lunte mit dem Pulver in Berührung, und mit der Mine fliegt er zuerst in die Luft, aber mit ihm drei Compagnien feindlicher Grenadiere und eine Batterie.

Am folgenden Morgen machten die Franzosen einen wüthenden Angriff auf die Stadt, mußten sich aber zurückziehen. In der Nacht vom 3. auf den 4. Sept. loderten schon auf dem Hügel, von welchem jetzt die zur Lösung des Gelübdes für die Befreiung der Stadt erbaute Kirche der Superga auf das schöne Land herabschaut, die Flammenzeichen welche den nahenden Entsatz verkündeten. Am 7. Sept. zogen die Befreier in Turin ein, welches Graf Daun und der Marchese di Caraglio mannhaft vertheidigt hatten.

Graf Solar de la Marguerite hat in seinem „Journal historique du siège de Turin" die Heldenthat Micca's, welche er durch den geretteten Gefährten des entschlossenen Mannes erfuhr, am genauesten erzählt, nach ihm manche Andere, so neuerdings L. Cibrario in seiner „Storia di Torino". Letzterer theilt aus dem Archive des Militairgenieweſens eine Bittschrift mit in welcher die Witwe des entschlossenen Mannes sich an den Herzog um Unterstützung wendet. Das Factum selbst ist in dieser Suplik freilich nicht genau erzählt, doch ist sie nicht ohne Interesse für die Geschichte.

„Königliche Hoheit. Ew. K. H. stellt die arme Witwe Maria, Ehegattin des verstorbenen Pietro Micca von Sagliano d'Andorno, vor, daß während der Belagerung dieser Stadt, und als gedachter Pietro Micca sich im Dienste Ew. K. H. in der Compagnie der Minirer befand, es sich traf daß, da die feindlichen Franzosen bereits das Thor bei einer Mine mit äußerster Gefahr der Citadelle genommen hatten, entweder auf Befehl des Cav. Castell' Alfero, Obersten des Artilleriebataillons, oder von seinem eigenen Hochsinn angetrieben jene Mine anzuzünden, obgleich mit augenscheinlichster Lebensgefahr, der Genannte hinging und das Feuer anlegte, sodaß sie in die Luft flog mit großem Verlust des Feindes, aber auch der Person Pietro Micca's, Minensoldaten und Ehemannes der Bittstellerin. Da dieselbe nun in Folge des Todes ihres Mannes nicht weiß wovon sie leben soll, so hat gedachter Cav. Castell' Alfero stets in ihr die Hoffnung genährt, daß Ew. K. H. Milde den heldenmüthigen Tod ihres Gatten auf irgend eine Weise lohnend anerkennen würde. Deshalb wendet sie sich an Ew. K. H. mit der demüthigen Bitte, daß es Denselben gefallen wolle mit der Armuth der verwitweten Bittstellerin Mitleid zu haben, und ihr jene Unterstützung zu gewähren welche passend erscheinen dürfte, und welche sie von der gnädigen Gesinnung Ew. K. H. hofft, in Betracht daß ihr gedachter Mann einen kleinen, nur zwei Jahre alten Sohn hinterlassen hat."

Unter der Suplik findet sich das folgende Decret: „Se. K. H. von dem durch den Gatten der Bittstellerin geleisteten Dienste in Kenntniß gesetzt, und mit deren Armuth Mitleid hegend, befiehlt dem obersten Kriegszahlamt der Suplikantin ihr Leben hindurch täglich zwei Rationen Brot zu gewähren. Turin, 26. Jan. 1707. Di Cavoretto Referendar auf Befehl Sr. K. H."

Man möchte Dies einen kargen Lohn nennen: aber es war nicht der einzige welcher Micca's Familie zu Theil ward; denn wie Cibrario bemerkt, jedesmal wenn sie sich an die Gnade der Souveraine wandten, erhielten sie angemessene Unterstützung. Der Letzte dieser Familie starb vor wenigen Jahren, vom Könige Karl Felix, Karl Albert's Vorgänger, durch eine militairische Würde geehrt. An Heldensinn wie an Lohn desselben hat es nie in Piemont gefehlt, in dem Theile Italiens welcher seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, d. h. seit der Zeit des großen Herzogs Emanuel Filibert, des Siegers bei St.-Quentin, den Ruhm der italienischen Waffen allein noch zu bewahren im Stande gewesen ist, während in allen andern Provinzen die schmachvollste Entartung alles militairischen Geistes zu den Folgen führte die wir mit eigenen Augen angesehen haben. Und wenn auch in den beiden letzten Feldzügen der piemontesischen Armee, dem des Frühlings und Sommers 1848 und dem neuesten welcher in wenigen Tagen zu Ende war, das Glück sie nicht begünstigte, so haben doch selbst ihre Gegner ihr den Ruhm der Tapferkeit niemals streitig gemacht, sondern ihre große Tüchtigkeit, namentlich bei einzelnen Waffengattungen (den Schützen z. B.), stets bereitwillig anerkannt.

29.

Literarische Notizen aus England.

Klosterbesuch in der Levante.

„Das größte und ein seltenes Verdienst dieses Buchs", urtheilt das neueste „Quarterly review" über „Visits to monasteries in the Levant, by *Robert Curzon*" (London 1849), „besteht darin, daß es von aller Ziererei und Affectation frei ist. Es sind uns wenig Bücher vorgekommen die weniger nach Effect haschen. Niemand wird einen Band leichter Skizzen, gesammelt auf einer Reise nach alten Klosterbüchern, neben den meisterhaften Bericht eines Layard von seiner kühnen und interessanten Entdeckungsfahrt stellen wollen; doch sind wir überzeugt, daß jener Band ein gutes Plätzchen finden und behaupten wird. Auch mit «Eothen» hat er Nichts gemein. Beide Bücher sind Antipoden in Geist und Wesen, in Stil und Auffassung. Dennoch setzen wir uns gewiß keiner Gefahr aus wenn wir vorhersagen, daß von allen in jüngster Zeit erschienenen Schilderungen des Orients das Curzon'sche Werk nächst dem von Kinglake die meiste Gunst gewinnen wird, und wie sehr auch letzteres jenem an Witz, Schärfe und künstlerischer Vollendung überlegen ist, es würde uns nicht wundern, wofern die achtungswerthe Wunderlichkeit der Curzon'schen Gegenstände und Einfälle, verbunden mit einem glücklichern Ausdrucke von Gedanken und Empfindungen, den Klosterbesuch in der Levante zu einer gleich willkommenen Gabe macht." Häufige Auszüge in der 40 Seiten füllenden Anzeige unterschreiben dieses Urtheil.

Bibel und alte Classiker, englische Stapelartikel.

„Bei Durchsicht eines Buchs wie der londoner Bücherkatalog", sagt ein neuester Aufsatz des „Edinburgh review" über „The London catalogue of books published in Great Britain, with their sizes, prices and publishers' names, from 1814 to 1846" (London 1849), „und bei dem daraus deutlich erkennbaren Wechsel in der Literatur muß der von zwei Abtheilungen derselben, den griechischen und römischen Classikern und der Bibel, anscheinend fest und ohne Wandel ausgeübte Einfluß auffallen. Eine Menge der von ihnen erzeugten Literatur hat allerdings das Schicksal der übrigen Sectionen; die durch sie in den verschiedensten Richtungen hervorgerufenen Bücher gehen unter; aber sie selbst behaupten ihren Halt im menschlichen Geiste, werden der Literatur jeder civilisirten Nation einverleibt, und veranlassen ein unaufhörliches Erscheinen von Werken, sowol zu ihrer Vertheidigung und Erläuterung als zu ihrer bildlichen Ausschmückung. Nach einem sehr mäßigen Ueberschlage auf Grund vorliegenden Katalogs glauben wir versichern zu können, daß mindestens ein Drittel der darin enthaltenen Werke mehr oder weniger unmittelbar den zwei gedachten Literaturzweigen entsprossen ist, sei es in Form neuer Ausgaben, Uebersetzungen, Commentare, Grammatiken und Wörterbücher, oder als historische, chronologische und geographische Illustrationen."

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 172. — 19. Juli 1849.

Der Cultus des Genius.

Brief an Bettina von Arnim von **Fanny Lewald.**

(Fortsetzung aus Nr. 171.)

Erst als Ambrosia den Pamphilius näher zu sich hinzieht, als sie im Glauben an seinen dichterischen Beruf ihm auf ihre Weise seinen Weg zeigen will, den Weg ernster Studien, strenger Selbstprüfung; als sie ihm die Herausgabe der Arnim'schen Werke anvertrauen will, und fodert er solle diese Herausgabe unter der Aufsicht der beiden Brüder Grimm bewerkstelligen, eine beabsichtigte Reise nach Italien einstellen: da brechen in Pamphilius und den Seinen die Zweifel offen hervor. Sie glauben nicht an Ambrosia. Pamphilius will lieber genießen als arbeiten; er vertraut mehr der eigenen Neigung als dem Rathe seines Schutzgeistes: denn zu einem solchen schwingt Ambrosia sich in ihrer Liebe empor — ja! er geht schon damals so weit in seinen Zweifeln an sie, daß sie ihm schreiben muß:

„Du meinst ich halte nicht genug an mich, ich solle etwas mehr coquet sein! Pamphilius wie wunderlich! Warum liebte ich dich, als weil ich glaubte Gott wolle dich durch mich beschenken. Das Geschenk ist ein Sklave, es kann nur dienen, es kann nicht für sich fodern, und was sollte ich fodern? Wenn du mich doppelt zu dir anheim foderteſt, sollte ich mich Dessen freuen? Was bin ich, daß ich mir einen eigensüchtigen Genuß verschaffen sollte, indem ich dächte du sehnteſt dich um meinetwillen, und sollte dieses Gefühl in dir zu erhalten und zu steigern suchen? Nein! ich will mich sehnen, denn hieraus erzeugen sich all meine Gedanken; dann auch: will ich lieber lieben als geliebt sein — und Das versteht sich ja von selbst, als Kind will die Liebe gepflegt sein, als Mutter will sie pflegen. Das war ja auch Alles warum ich mich an dich hielt; das Schicksal spielte mir Fäden in die Hand die mir für dich gesponnen schienen, ich wollte dich auffodern sie zu durchweben, und so dein Verhältniß mit deiner Zukunft zu beginnen; ja wahrlich! Keinem unter Tausenden war es wieder so geboten" — — „Noch vier Wochen habe ich hier zu thun, dann war mein Project dorthin zu gehen, und diesen Nachlaß (Achim v. Arnim's) unter der Mitwirkung dieser beiden Freunde (der Brüder Grimm) nicht selbst zu ordnen, sondern ihn ordnen und herausgeben zu lassen von einem Kinde, das mir in die Hände gelaufen kam, unbefangen mir vertrauend, daß es nicht festen Fuß zu fassen vermöge in der Welt. Diesem Kinde wollte ich es gegönnt haben, daß es mit dem innersten Geiste eines Größten seiner Zeit bekannt werde, daß es bescheiden diese großen Pläne der Lust- und Trauerspiele ordnen solle; der Romane, der dichterischen Fragmente u. s. w., und dann sollte es seinen Namen als ein Spiegel der Unschuld zwischen jene edeln Namen setzen; das war die Perle die ich dir aufbewahrte. Deutschland fodert schon lange diesen Nachlaß; schon Manche haben sich angeboten ihn zu ordnen, bei Allen habe ich gezaudert; und wie ich verstehen lernte was dir fehlt, da sah ich, daß Dies dir zukäme. Zwei Monate, drei Monate in G. mit den Gr. zusammen, die so edel sind, daß ich immer dachte mit diesen möchte ich zusammen leben; sie die dir alle Schätze aller Literaturen aufschließen können, die die Gewalt des Sprachgebäudes in seinen tiefsten Fundamenten erforscht haben: das Alles würde dir zugute kommen; und solltest du einmal dir selbst entsagen wollen, wie Dies leicht sich fügt bei Solchen die keinen Widerstand in der Welt finden, so würde diese Epoche in deinem Leben gewiß ihre Rechte an dir geltend gemacht haben; und die gewaltigen, großartigen Pläne welche in diesem Nachlaß sich befinden waren für dich ein unermeßlicher Schatz von Erbtheil, insofern dein Geist ihn herbergen möchte. Aber nein! Der Pamphilius reist nach Italien; sein Dämon hat's ihm gesagt, und dem mistraut er nicht, ich aber wol; dieser Kleine mit der Nebelkappe hat's ihm ins Ohr geraunt, er sollte zwar ein Kind im Spaß sein, aber kein Kind im Ernst. Siehst du wie dumm Das ist?"

So ermahnt, so beschwört, so zürnt die rechte Liebe; jene Liebe die alle Arten des Gefühls, alle Töne der ganzen Liebesscala in sich schließt — die wahrhaft göttliche Liebe. Aber — Pamphilius geht nach Italien; und Italien, in dem Goethe die Entwickelung seines Genius vollendete, bleibt wirkungslos auf Pamphilius.

Er kommt zurück, er hat Gedichte gemacht, die ihm trotz scheinbarer Zweifel doch ebenso ausnehmend gefallen, als er hart und streng über die Productionen seiner Zeitgenossen urtheilt. Er schreibt polemische Schriften in den damals beginnenden katholischen Streitfragen, zeigt sich auch hier parteiisch, unduldsam, so lange er selbständig auftritt — sieht diese Fehler mit widerwilligem

Schamgefühl ein — hat Augenblicke wo ihm ein Lichtstrahl des Verständnisses für Ambrosia's schöne Liebe aufgeht — und Tage, Wochen, Monate in denen er offenbar fürchtet, Ambrosia, die ältere Frau, sei in ihn verliebt. Weil sie ewig sich gleich bleibt in ihrer Güte, wird er nicht müde zu fodern — zu fodern und zu danken in jener kühlen Weise Goethe'scher Vornehmheit, die man wol dem greisen Goethe einem jungen Mädchen gegenüber, nicht aber dem Jüngling Pamphilius gegen Ambrosia verzeiht. Ja! er kommt so weit Ambrosia's Verhalten zu ihm, ihre Zärtlichkeit für ihn zu misdeuten, obschon nur ein einziges mal in allen Briefen ein Ausdruck der Zärtlichkeit vorkommt der die Möglichkeit einer Misdeutung gestattet. „Pamphilius!" ruft Ambrosia einmal in der brennenden Ungeduld, sich ihm auf keine Weise recht kundgeben zu können, „Pamphilius! ich bin ganz schrecklich in dich verliebt, ich küsse deine Hände und Füße!" Und Pamphilius hört nicht, daß Ambrosia, halb verzweifelnd an ihm, dabei denkt: „Brauche ein materielles Bild, da er kein anderes versteht."

Abermals muß sie ihm schreiben: „Wie ich dich zum ersten mal sah, wo ich noch wie unbekannt mit dem Lichte war, nach einem großen Weh, da konnte ich keinen andern Antheil an dir nehmen als blos nur Ersatz, und was mich damals Jugendliches berührte, das machte mich wehmüthig, und weil du mit einer Art Glauben an mir zu hängen schienst, so hatte sich ein heimlicher Wahn in mich geschlichen als spräche mein Kind durch dich zu mir — — so war's mit mir als ich dann und wann du zu dir sagte, und ein Schwanken in mir war zwischen Hingeben und einem innern Ruf: «Es ist ja doch kein Ersatz möglich» — und zwischen der großen Lebenskraft in mir, die Alles überwinden wollte, und immer aufs neue mit demselben Geist der Liebe anhauchen was durch mich sich entwickeln konnte. So kam's, mein guter Pamphilius, daß ich beinahe zudringlich dir erschien in meinen Briefen, und daß du mir sogar leise Vorwürfe machtest, als wäre es besser ich spräche nicht so vertraulich mit dir. Nun ja! so weckt man Nachtwandler! Es war nur ein einziges Loswinden von der Idee du seist mein Kind; und siehe, da lag die Täuschung klar vor mir, und der innere Vorwurf, ich solle doch nicht mit Einbildungen mich nähren, während ich mit dem Geiste selbst umgehen könne, und so hat sich die Zeit deiner Abwesenheit ausgefüllt mit thätigem Leben, die Uebersetzungen kamen statt der Offenbarungen, die ich sicherlich gehabt hätte, wärst du eingegangen mit deinem Verlangen in mein Bedürfniß mich mitzutheilen, so verstummten die Tief- und Weitsichten der Geisternatur in mir. Schade und auch nicht; vielleicht steigt es höher und heller auf eine andere Weise empor was damals aus mir hervor ans Licht wollte, und sich in dir ergießen, weil du mich wie ein rein Gefäß dazu anlocktest. Siehe, da hast du also die Lösung einer von dir unverstandenen Empfindung in mir. Ich bin anders wie andere Menschen, und es wäre besser, alles Lobpreisen, alles Hochschätzen hätte sich in ein stilles Vertrauen verwandelt, in Das was ich thue und lasse, und wäre besser, man nähme mich hin ohne Urtheil, und unterließ das Spindisiren, ob es ein geeigneter oder ungeeigneter Erguß sei, der Liebe die der Geist ausströmt."

Man fühlt es diesen leise klagenden Worten an wie tief Ambrosia getroffen ist, wie schwer sie leidet, da sie sich den Irrthum ihrer Seele eingestehen muß. Sie hat bereits für immer den rechten Glauben an Pamphilius verloren, aber — sie will, sich selbst und ihrem Berufe getreu, ausharren im Dienen und Dulden.

Mit der rührendsten Gewissenhaftigkeit sorgt sie für ihn durch lange Jahre. Sie besorgt seine Buchhändlerangelegenheiten, sie leitet seinen Bildungsgang, sie kritisirt seine Arbeiten zu seiner Belehrung mit all der Strenge die sie von sich, von dem Dichter, im Dienste des Schönen, des Göttlichen, fodert — und sorgt doch dafür ihm für seine Arbeiten, wenn sie nun im Druck erschienen sind, milde, geneigte Beurtheiler, günstige Kritiken zu schaffen, um ihn nicht scheu, nicht irre an sich selbst zu machen. Wie eine Vorsehung wacht sie über ihn, und es ist nicht Ambrosia's Schuld wenn Pamphilius kein Dichter geworden ist den das Vaterland zu bewundern hat.

Endlich nach Jahren unwandelbarer Güte erkrankt Pamphilius am kalten Fieber, das durch immerfort wiederkehrende Rückfälle Ambrosia gefahrdrohend erscheint. Pamphilius lebt in seiner Familie auf dem Lande; Ambrosia hat eine Reise vor, sie beschließt einen Umweg zu machen, Pamphilius zu besuchen, selbst nach ihm zu sehen, ihm Luftveränderung und den Gebrauch der Homöopathie vorzuschlagen, deren Wirkung sie für unfehlbar hält.

Sie trifft mit Pamphilius zusammen, eine kleine Gebirgsreise von wenigen Tagen wird gemacht, und gewährt Beiden in der Erinnerung reinen Genuß.

Der Reise gedenkend schreibt Ambrosia: „Diese Reise war doch das Reizendste was mir je begegnen konnte, nie habe ich schönere Tage verlebt, es war der Mühe werth die irdische Welt besucht zu haben, um Das erlebt zu haben, das Keinem widerfahren konnte wie mir, und bis zum letzten Moment lauter Schönes, Nieerlebtes, Alles neu sich mir einprägend, während es war als sei die ganze Natur mit Saiten des Witzes überzogen, die unter ihrem milden Sonnenschein nur sanft klingen; und das Alles durch ein jung Gemüth was nie reines unverfälschtes Glück früher genossen hatte, das Alles fragte, Alles aufnahm von mir wie's Evangelium, und das Evangelium hat auch gesprochen aus mir, und es war ein Unschuldsleben ohne die geringste Beengung. Keiner dachte daran er müsse sich zurückziehen, wenn die Seele noch sprachselig war, wie du es meintest — und Das machte mich so durchleuchtet von Geist, daß mir oft die Thränen aus den Geistesaugen sprangen, wie wenn man einen vollgethauten Kelch schüttelt."

Dann begleitet Ambrosia den Jüngling in die Heimat zurück diese und die Seinen kennen zu lernen, und hier wird eigentlich jede Möglichkeit eines fortgesetzten Verständnisses zwischen Pamphilius und seiner Schützerin zerstört.

Sie schreibt nach der Trennung in verschiedenen Briefen: „Du wirst auch immer dieselbe Aufrichtigkeit in mir finden, daſſelbe Zutrauen, sei es nun daß du meine Ansichten befolgst oder nicht; daß du mich lieben solltest, daran denke ich nicht! Gott bewahre, ich möcht' es nicht einmal wünschen, wenn auch in einzelnen Momenten solche Stimmungen durch die Seele gehen; sie sind wie wenn man mit der Seele die Morgensonnenstrahlen auffängt, da meint man den Strahl der über Einem hingleitet im Busen bewahren zu müssen, und doch der nächste Schritt den wir thun, da fällt der Strahl auf einen andern Gegenstand, den wir eben versteckt halten, und wir sehen es ohne Neid. Ich höre mit Verwunderung von dort herüberschallen, daß die jungen Damen und auch die ältern, die man mir an jenem Sonntage vorstellte, die Gegend ausfüllen mit Geschichten über mich die mir gerade keinen Ehrenkranz winden; namentlich beschuldigt man mich der grausamsten Coquetterie gegen dich, und spricht über meine intriguante Reise mit meinem jungen Freund."

Ein anderes mal: „Mit Begeisterung habe ich mich über Misverständnisse geschwungen, und bei ihrer Hellung habe ich in deiner Seele gelesen, daß du in Zweifel warst über mich; aber du hast sie nicht überwunden — — ich kam von dort her, wo die Adler Deutschlands ihren Hort haben (Göttingen?), die mit ihrem Strahl das Auge erleuchten oder blenden; ich kam von dort, wo Alles dem Bewußtsein von mir entsprach, zu dir, der's nicht verstand, bei dem mir's nicht heimlich ward. Am ersten und zweiten Tag wäre ich gern mit leichtem Gruß freundlich von euch geschieden, denn man hieß mich nicht bleiben; der Tag den ich noch zugab war auf Bitten, die in mich drangen mit euch zu bleiben, und ich war zu bescheiden um nicht nachzugeben. Man gab mir beim Abschied freundlich die Erlaubniß im Frühjahr wiederzukommen, die ich freundlich annahm; aber ich werde eure Sträucher nicht blühen sehen, und ob ich die Schwelle deines Hauses auch segne, so werde ich sie doch nicht wieder überschreiten, nein, ich werde dich dort nicht wiedersehen, wie wäre mir's möglich? Die letzte Stunde, wo du mir den Frohndienst geleistet hast mich zu begleiten, macht Epoche in meinen Erlebnissen; sie war ausgefüllt mit Vereitelung des Bedeutenden, mit Ausweichungen der Tiefe und dem Ernste, mit Fruchtlosmachen der Gedanken, mit Abneigung gegen alle Güte die von mir ausging. Wie war ich beengt durch jede Minute die du länger auf diese zerstreute Weise weiltest, wie lastete mir das Drehen der Wagenräder auf dem Herzen! Und daß du meinetwegen, die dir Nichts war, Nichts geben konnte, in diesen letzten Minuten den langweiligen Weg zurückmachen solltest, Das beschämte mich heimlich. Du warst auch aus dem Wagen gesprungen ehe ich's mir versah; aber weil es mir unmöglich ist selbst dem Bettler dem ich eine Gabe reiche die Hand zu berühren ohne sie zu drücken, so habe ich deine ergriffen, die du kaum mir reichtest. Pamphil! wie unnatürlich war Das! Ich sehe ein, daß ich mich rechtfertigen muß vor dir, warum ich gekommen war zu dir; es war deine Gesundheit vor allem Andern. Deine Leute in B. hatten mir gesagt du seist sehr leidend, und da ich weiß was bei kalten Fiebern die anhalten durch allopathische Curen für böse Nachwirkungen entstehen, so brannte es mir auf dem Gewissen nicht mein Möglichstes versucht zu haben dich einen glücklichern Weg zu lenken; ja, ich wollte deiner Mutter ein gesundes Kind, deinen Freunden, deiner Zukunft einen lebensmuthigen Menschen erhalten, und auch mir wollte ich's ersparen immer mit Angst an dich zu denken. So kam ich; es war nicht nöthig, du bist körperlich gesünder als ich dachte, Gott sei Dank!"....

„Das Uebrige meiner Beziehungen zu dir überlasse ich getrost deiner Kritik und jeder die sich daran erholen will; nur das Eine bemerke ich: Man kann einen Charakter wie den meinen nicht aus den Angeln heben; denn er ist stärker als die Hebel die man anzulegen vermag. Die Zukunft wird einstimmen in den Grundton meines Geistes, und der wird ihre Modulationen leiten und stützen, Deß sei gewiß."

„Den Deinen sage Nichts von diesem Brief als nur, daß ich für die freundliche Aufnahme danke, die mich in Betracht meiner fremdartigen Natur ihnen gegenüber schonend und duldsam ertrugen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Proudhon's System.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die vor kurzem in Paris erschienenen Schriften Proudhon's: „Organisation du crédit et de la circulation" und „Solution du problème social", von denen letztere in Heften von 3—5 Bogen wöchentlich herausgekommen ist. Proudhon hat sehr originelle Gedanken, welche er immer auf eine geistreiche und piquante Weise vorzutragen versteht. Er war es der die berüchtigte Maxime „Eigenthum ist Diebstahl" erfand. Doch ist er keineswegs Communist. In seinen Augen ist auch die Communität Diebstahl, und wirklich enthält schon sein früheres Werk: „Philosophie de la misère", die Kritik aller socialistischen Systeme. Gegenwärtig richtet er seine Angriffe gegen die Versuche zur Anwendung derselben, welche die jetzige Französische Republik gemacht hat. Er tadelt sehr heftig die Handlungen der Provisorischen Regierung, und sucht zu beweisen, daß sie der Volkssouverainetät widerstreiten, unvermögend irgend eine nützliche Reform zu Stande zu bringen, und für das Land unterdrückend und verderblich sind. Proudhon ist gleichwol sehr republikanisch. Obgleich er der Meinung ist, daß die letzte Revolution um 10, 20, ja sogar 30 Jahre zu früh kam, so hat er sie doch mit Freude begrüßt, und betrachtet es als unmöglich zurückzukehren. Aber nach seiner Meinung hat die Provisorische Regierung sie gar nicht recht verstanden. Ihre Beschlüsse seien offenbare Gewaltanmaßungen, oder unvorsichtige Versprechungen, die nie verwirklicht werden können. Mit welchem Recht z. B., fragt er, hat man nach dem vom pariser Volk errungenen Sieg die Republik proclamirt ohne die Departements um ihre Meinung zu befragen? Wie kommt es, daß, nachdem man das Volk für souverain erklärt hatte, man sich anmaßte in den ministeriellen Umlaufsschreiben die Wahl der Wähler vorzuschreiben? Was die Organisation der Arbeit betrifft, so sei sie nichts Anderes als ein sicheres Mittel in aller Eile 50 Millionen zu verschlingen, ohne daß die Lösung des socialen Problems um einen einzigen Schritt gefördert sei. Endlich, fragt er, was bedeuten alle die Finanz-

maßregeln, welche den Credit vernichten und die Capitale in Schrecken setzen, indem sie die Verringerung aller Werthe hervorrufen, die Quelle aller Einkünfte austrocknen, und dem Handel und der Industrie das Blut in den Adern in Eis verwandeln? Ueber diesen Punkt hat Proudhon sein eigenes System, welches er Organisation des Credits und der Circulation nennt. In Hinsicht auf Handel und Industrie ist er Anhänger der individuellen Freiheit. „Qui bien fera, bien trouvera!" weiter hat der Staat den Arbeitern in dieser Hinsicht Nichts zu sagen. Aber er will, daß man Allen den Austausch leicht mache und darin Gerechtigkeit einführe. Mit andern Worten, er verlangt mehr Gleichgewicht im Credit, dergestalt daß er nicht Alles für die Einen und Nichts für die Andern sei, sondern daß Jeder nach seinem Verdienst seinen Theil von demselben erhalten kann. Zu dem Ende will er ihn einzig und allein auf den Austausch der Producte gründen, und den größten Theil des baaren Geldes durch papierene Creditscheine ersetzen. Proudhon hält den Erfolg seines Systems für unfehlbar. Aber ohne die unzähligen Schwierigkeiten der Ausführung zu rechnen, über welche sein Programm keine hinlängliche Erklärungen geben kann, sehen wir darin zwei jammernswerthe Elemente: das Maximum und ein Papiergeld. Wie Dem sei, wenn er es auch nicht verstanden hat seinen Ideen Klarheit zu geben, die nöthig gewesen wäre um uns von deren Richtigkeit zu überzeugen, so zeigt er doch einen bewundernswerthen Scharfsinn in dem strengen Urtheil welches er über die Handlungen der Provisorischen Regierung fällt. Nicht schonender beurtheilt er die politische Tendenz der neuen Revolution. „Wenn die Monarchie", sagt er, „der Hammer ist welcher das Volk zermalmt, so ist die Demokratie das Beil welches es zerhaut." Er bemüht sich zu beweisen, daß die Demokratie rückwärts gehend, widersprechend ist, unvermögend das sociale Problem zu lösen, endlich kostspieliger wie jede andere Regierungsform. Die Republik nennt er eine positive Anarchie. 57.

Bibliographie.

Aichinger, J. E., Organische Entwickelung der Intelligenz und Sprache. Als Leitfaden beim Taubstummen-Unterrichte. Linz, Haslinger. Gr. 8. 1 Thlr.

Bülow, E., Eine allerneueste Melusine. Novelle. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Thlr.

Cabet, E., Reise nach Ikarien. Aus dem Französischen von Wendel-Hippler. Paris 1847. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Deutsche Chronik für das Jahr 1848. Berlin, Hayn. Gr. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Groos, F., Der Weg durch den Vorhof der politischen Freiheit zum Tempel der moralischen Freiheit. Religiös-Philosophisches, Stoisch-Moralisches und Psychologisches. Mit einer Autobiographie des Verfassers. Herausgegeben von J. B. Friedreich. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 18 Ngr.

Kaspi, J., Kommentare zu Dalalat al Haiirin von Moses Maimuni. Nach den Handschriften der k. Hofbibliothek zu München und der Stadtbibliothek zu Leipzig, nebst verschiedenen Verbesserungen und Zusätzen von *. Herausgegeben von Salomon Werbluner. Frankfurt a. M. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Palm, F., Ueber Zweck, Umfang und Methode des Unterrichts in den classischen Sprachen auf den Gymnasien. Bericht im Auftrage der ersten Versammlung sächsischer Gymnasiallehrer und im Namen des von ihr erwählten Ausschusses für alte Sprachen ausgearbeitet. Leipzig, Vogel. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Plath, F. W., Kleine Blumen, kleine Blätter. Gedichte. Potsdam, Riegel. 16. 20 Ngr.

Ritter, J. J., Populäre Vorlesungen über die Kirchengeschichte der ersten vier Jahrhunderte, gehalten im Winter des J. 1847/48. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 24 Ngr.

Schlund, Flüchtlings Sinn und Sein. Frankfurt a. M., Auffarth. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Schubert, W., D. Joh. Dan. Kluge, Superintendent des Fürstenthums Anhalt-Zerbst. Ein Lebensbild aus der Kirche des 18. Jahrhunderts. Nebst zwei, bisher noch ungedruckten, schätzbaren Briefen von C. F. Gellert. Zerbst, Kummer. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Weiske, J., Ueber Gemeindegüter und deren Benutzung durch die Mitglieder nach den Bestimmungen der neuen Gemeindegesetze insbesondere in Württemberg, Hessen und Baden, nebst beurtheilender Darstellung des neuen österreichischen Gemeindegesetzes und einer Abhandlung den Nießbrauch am Kur mit bergrechtlicher Einleitung. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 25 Ngr.

Zimmermann, W., Die deutsche Revolution. Stahlstich-Ausgabe in 4 Lieferungen. 1ste Lieferung. Karlsruhe, Kunstverlag. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Baldamus, E., Was hat es mit der Trennung der Schule von der Kirche zu bedeuten? Ein Wort der Verständigung zunächst an meine Anhaltischen Mitbürger auf dem Lande. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Beykirch, T., Prophetenstimmen mit Erklärungen. Möglichst vollständige Sammlung aller Prophezeiungen aus alter und neuer Zeit, über die Gegenwart und Zukunft, mit Erklärung der dunkeln Stellen. Ein Kalender für unsere verhängnißvolle Zeit. Paderborn, Schöningh. Gr. 12. 7½ Ngr.

Cabet, E., Wie ich Communist bin und mein communistisches Glaubensbekenntniß. Aus dem Französischen von Wendel-Hippler. Paris 1847. 16. 3 Ngr.

Der Wahrheit noch eine Gasse, dem Frieden eine Bahn. Mai 1849. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Duncker, H., Der Deutsche Bundes-Staat und die Preußische Politik. Nebst einem Anhang enthaltend die in der Deutschen Frage von der Preußischen Regierung abgegebenen Erklärungen, so wie die Oesterreichischen Noten vom 28. Dec., 4. Febr., 27. Febr. und 9. März. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 6 Ngr.

Elze, L., Verhandlungen mit dem Herzoglich Anhalt-Dessauischen Consistorium. Aktenstücke und Bemerkungen. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 5 Ngr.

Krummacher, E. W., Suchet der Stadt Bestes. Zeitpredigt über Jeremias 29, 7. am 4. Febr. 1849 gehalten. Duisburg, Bagel. 8. 2½ Ngr.

Drei Schleswig-Holsteiner Lieder. Frankfurt a. M., Sauerländer. Br. gr. 8. 5 Ngr.

Lorberg, G. A. P., Was soll das Fest des Geistes in einer Zeit so großer weltlicher Bewegungen, wie die unsrige? Predigt über Weisheit 9, 14—19 gehalten am zweiten Pfingsttage 1849. Bückeburg, Wolper. Gr. 8. 2½ Ngr.

Meisel, Die Ereignisse in Dresden vom 2. bis 9. Mai 1849, nach eignen Erlebnissen, actenkundigen und sonstigen zuverlässigen Nachrichten dargestellt. Dresden. Gr. 8. 5 Ngr.

Nagel, R., Das neue Testament und die neue Politik. Wesel, Bagel. 8. 2½ Ngr.

Preußen und die Paulskirche am Jahrestage der Eröffnung der deutschen Reichsversammlung. Von D. W. L. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 6 Ngr.

Das Recht der Steuerbewilligung im Königreich Sachsen. Leipzig, Matthes. Lex.-8. 3 Ngr.

Schwarz-Gelb. Geschrieben am 16. Septbr. 1848. Wien, Klang. 1848. 8. 2 Ngr.

Teleki, Graf L., Die Russische Intervention, nebst diplomatischen Aktenstücken. Original-Ausgabe für Deutschland. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.

Bocke, C., Nordhausen im J. 1848. In flüchtigen Skizzen dargestellt. Nordhausen. 8. 4 Ngr.

Einige Worte zur Verständigung über den Krieg mit Dänemark. Von einem Norddeutschen Staatsmanne. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 173. —— 20. Juli 1849.

Der Cultus des Genius.

Brief an Bettina von Arnim von Fanny Lewald.

(Fortsetzung aus Nr. 172.)

Eine ganze Tragödie, eine furchtbar schmerzliche Herzensgeschichte ahnt und empfindet man hinter dem Vorhang dieses Briefs. Man sieht das innerste Seelenleben einer hohen Frauennatur mit harten, prosaischen Händen angreifen; man sieht Pamphilius unselbständig, schwankend wie immer, weder entschlossen noch stark genug diesem Sacrilegium zu wehren; man sieht wie er sich die Hände binden läßt um sich gefangen zu geben, und als Gefangener keinen Widerstand leisten zu können — und doch schreibt er gleich darauf, nachdem Ambrosia ihm noch strenge und sicher verdiente Vorwürfe über seine polemische Schrift gemacht hat: „sie möge ihn nicht aufgeben, und er fürchte, daß sie kein Vertrauen mehr haben würde in die Wahrheit Dessen was er ihr fortan noch sagen könne."

Er meint: „Daß du besser bist als ich gebe ich gern zu, und habe noch nie daran gezweifelt. Erst gestern hat mir Einer gerade auf den Kopf zu gesagt, ich hätte kein Herz, sondern blos Phantasie, gemachte Empfindungen, und Das wäre zum Dichter zwar sehr bequem, aber ich verlöre dafür ebenso viel als Mensch. Ich glaube er hat ganz Recht, denn ich habe im Stillen immer eben Dasselbe von mir gedacht. Du mußt dir also schon gefallen lassen, daß was ich dir schreibe auch bloße Phantasie und nicht mehr ist."

Hier wird denn der „absichtslose" Pamphilius geradezu schlecht. Er freut sich, daß er herzlos, undankbar, unwahr ist, weil er doch die Genugthuung hat um diesen Preis sich für einen Dichter zu halten. Er glaubt es Ambrosia nie, daß man ein edler, hoher, reiner Mensch sein müsse um ein rechter Dichter zu werden, ein würdiger Priester des Schönen, sondern er nimmt an, was viel bequemer ist, daß ein herzloser Egoist der sich mit phantastischer Selbstliebe betrügt der wahre Dichter sei.

Dennoch verzeiht Ambrosia wirklich, und dient ihm treulich fort, immer noch hoffend, Pamphilius werde geistig wachsen, sein Genius sich endlich über die kleinliche Natur in ihm erheben, bis er nach längerer Zeit und langem Schweigen, bei dem sie ebenso wenig aufgehört hat für ihn zu sorgen, als er diese Güte ganz in der Ordnung zu finden, ihr plötzlich meldet, daß er sich verheirathe.

„Liebe Ambrosia! Ich habe dir Etwas mitzutheilen", hebt der Brief an, „was von der größten Wichtigkeit für mich ist, was mich ganz erfüllt, und weiß nicht wie ich es anfangen soll. Ich habe überhaupt noch keine Worte dafür gefunden. Die Leute sagen ich habe mich verlobt, sie haben sogar darauf bestanden Karten zu drucken, wovon du hier eine erhältst; ich weiß davon Nichts, ich habe weder gegen Die welche sie meine Braut nennen, noch gegen die Ihrigen, noch gegen die Meinigen ein Wort darüber verloren: aber ich lebe in einem innern vereinigten Leben, von dem ich fühle, daß es für alle Zeit und darüber hinaus — für ewig ist! Und so nahe ich auch dir, die so reichlich seit Jahren ihre Güte und Liebe auf mich gespendet hat, mit doppelt gerührtem, dankbarem Herzen. Wenn ich dir sage, daß der Leumund der ganzen Welt gegen sie war, dem ich sie habe abringen müssen, so kann dir Das nur ein negatives Bild von ihr geben. Wenn ich dir sage, daß meine Brüder und meine Schwester bei so vielen einzelnen Zügen ihrer Erscheinung und ihres Wesens wiederholten: „Das ist doch ganz wie die Ambrosia", so kann dich auch Das wenig über sie belehren; denn du kennst deine hundert kleinen Liebenswürdigkeiten die sie eben meinten selbst nicht" u. s. w.

So meldet der „absichtslose" Pamphilius seine Verlobung, und man muß ihm Recht geben daß er kein Herz hat, wenn man auch die Phantasie welche er zu besitzen meint in diesem kleinen Falschheitsgewebe nicht sehr schöpferisch findet. Wir erfahren dann noch, daß das Mädchen mit dem er, wie „die Leute sagen", sich verlobt hat Harfe und Orgel spielen, reiten, schlittschuhlaufen, rudern, zeichnen, componiren, singen und dichten kann — und da wir ihn nie für einen Genius hielten, sind wir im Grunde recht zufrieden damit, daß er in den Ehestandshafen eingelaufen ist, in den er gewiß besser hineinpaßt als auf den Parnaß. Ja! man freut sich, wenn man denkt, daß Ambrosia nun endlich enttäuscht, ihren Götzendienst enden und zu dem wahren Gotte in sich selbst zurückkehren werde; man freut sich, daß Beide, sie und Pamphilius, ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben, der Qualen ledig werden

welche aus dieser geistigen Misheirath für Ambrosia sowol als für ihren Schüler unabläſſig erwuchsen. Indem Pamphilius sich freimacht, erlöst er Ambrosia, und dieser Entschluß, der erste Act richtiger Selbsterkenntniß, ist die beste That welche er in dem vor uns entfalteten Lebenslaufe vollbringt.

Ambrosia aber faßt es anders auf. Sie leidet wie ein Gläubiger der von frecher Hand die Altäre seines Gottes niederreißen sieht.

„Lieber Pamphilius!“ ruft sie aus, „ich erhalte deinen Scheidebrief in diesem Augenblick. Was soll ich dir da noch vorschwindeln von Glückwünschen allenfalls? Dies fällt mir gar nicht ein; ich habe noch nie gegen dich gelogen, und wünsche dir daher nicht Glück. Alles was du mir über deine Gefühle schreibst rührt mich nicht. Eine andere Braut habe ich im Sinn, eine himmlische, hoch in Lüften schwebend über mir, und die Fahne schwingend, daß sie mich als den Geliebten erkenne; ja und ich werde sie einholen, trotz Dem der nicht bekennen wollte ich sei ein starker Krieger mit kühnen, mit heilen Kräften sie zu erringen. Ja, guter Pamphilius, was sollte ich dir Glück wünschen? Glück ist ein so geringfügiges Ding, daß Der mir Nichts gilt der danach greift, oder darauf hofft oder baut. Himmlische Freiheit, wie liebe ich dich! Du, nach der alle Völker schmachten, mit einem Hauch ihre heißen Seufzer kühlend, dir wollte ich eine Schar sammeln, und siehe — schon wieder trennt sich Einer im Flug zum Nest herabflatternd wie ein Sperling, und wartend „die goldene Schale des Alls werde ihre Fluten herabregnen, weil er doppelt empfänglich sich empfindet.“.... „So sei denn nicht Der der mir in der Sprache deiner Geberde, deines Antlitzes winkte. Aber den Boden des Philisterthums feststampfen um die Wurzel deines sogenannten Lebensglücks, dazu erlasse ich mich nicht, obschon es mir ein Leichtes wäre dir einen freundlichen Anstandskreis umzulegen der reichen Liebe die du mir zuschreibst, und die du unverdient nennst, und die du zur Hälfte willst übertragen haben auf das schöne Leben dem du entgegensiehst. Sag, Pamphilius, was heuchelst du? Du sagst du bist glücklich, und dann lügst du und bittest um meine Liebe zur Hälfte für Jeden! Und du weißt wohl, so was ist Unsinn zu fodern; oder bist du so dumm Das zu glauben? Für was hältst du meine thörichte Weisheit, daß sie als Glück anfachendes Meteor herableuchte? Hast du den Glauben sie werde von ihrem Himmelsbogen abspringen? Ihr Untergang ist ein Aufgang, aber nicht mehr in deine Welt wirft sie ihre Strahlen“ u. s. w.

Und so ist es! Der Untergang dieser Liebe für Pamphilius wird in Ambrosia zu einer höhern Stufe der Entwickelung.

Nachdem die ganze Schale bittern Leides von ihr geleert worden, nachdem sie einsehen gelernt, daß sie die großen, ihr von der Natur verliehenen Gaben durch lange Jahre vergebens geopfert hat, daß sie geirrt habe in dem Glauben an die Offenbarung des Genius in Pamphilius, beginnt eine neue Lebensphase für Ambrosia Bettina.

Die Briefe an Pamphilius sind, den äußern Daten nach, zwischen 1835—38 geschrieben. Wenig Jahre später kam in Preußen Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung, und eine freiere Gestaltung der preußischen Zustände schien die Aufgabe zu sein welche der neue Herrscher sich gemacht hatte. Hochgestellt durch die Gunst der Umstände, gleicht die gute That, der edle Wille eines Fürsten dem Drumond'schen Licht, das von der Spitze eines Thurms Tageshelle in den weitesten Kreisen verbreitet. Die vielversprechende Antwort des Königs auf die Huldigung der Stände in Königsberg strahlte neuen Muth, neue Hoffnung in die edelsten Geister des Vaterlandes. Jede Seele welche ein Ideal in sich trug, jedes Herz welches für Recht und Freiheit erglühte, wendete sich dem Könige zu. Alle Augen waren auf ihn gerichtet, man erwartete Großes von ihm, und ein lebhafter Enthusiasmus lohnte seine ersten Handlungen, welche Gutes verhießen.

Auch Bettina's Blicke wendeten sich zu ihm. Im Könige sammeln sich die Wünsche, die Bedürfnisse eines Volks, sagte sich Bettina; einem Könige der Herz und Willen für Jeden seiner Unterthanen haben soll müssen alle Wege geebnet, alle Mittel zu helfen dargebracht werden. Wer ein klares Auge hat muß sehen für den König, wer Verstand hat muß ihm rathen, wer ein offenes Herz und Liebe für die Menschheit hat ihm die Leiden und Freuden der Menschheit nahebringen. Dieser König will der Genius seines Volks werden — ich stehe dem Volke näher auf meiner Stufe als er auf der seinen, ich will dem Genius in diesem Könige dienen, indem ich mich zum Dolmetscher mache zwischen ihm und seinem Volke. Was ich besitze an Einsicht, Erfahrung, Menschenliebe, will ich dem Könige bringen, dessen Macht zu beglücken weiter reicht als die meine.

(Der Beschluß folgt.)

Ein spanischer Diplomat von 1848 über die neapolitanische Revolution von 1647.*)

Der vor einigen Jahren von der Königin Isabella von Spanien zu ihrem Gesandten in Neapel erwählte Herzog von Rivas, der Romanzensänger, der selbst im Lager und in der Verbannung Trost in der Poesie fand, hat jetzt die Mußestunden seines diplomatischen Wirkens in der schönen Meerstadt benutzt, um an der Quelle historische Studien über Masaniello zu schöpfen. Die Krone Neapels war eine der herrlichsten von allen welche das Haupt der Nachfolger Karl's V. schmückten, und so mußte die Untersuchung der Volksempörung von 1647 einem an diesen Gestaden weilenden Spanier vielfach als wichtige Aufgabe erscheinen. Das Werk, bei welchem der Verf. auch die Memoiren des Herzogs von Guise und noch mehr die interessantern seines Hauptrathgebers, des tapfern Kriegers und geschickten Politikers Grafen von Modena, benutzte, tritt in einem bedeutsamen Moment auf, der die 200jährige Ver-

*) Sublevacion de Napoles, capitaneada por Masaniello, estudio historico, de Don *Angel Saavedra*, duque de *Rivas*. Zwei Theile. Madrid 1848.

gangenheit an eine Gegenwart knüpft in welcher elektrische Zuckung über ganz Europa blitzt, und Erscheinungen beleuchtet die so rasch und tragisch emportauchen und versinken wie jene Lazzaroni-Revolution, welche unsern Proletarierkämpfen nur zu verwandt ist, und schon damals nach Lösung des socialen Problems rang.

Der Admiral von Castilien, Vorgänger des Herzogs von Arcos, mochte nicht länger das Werkzeug eines Raubsystems sein das endlich die Völker zum Aeußersten treiben mußte. „Ich will das schöne Krystall das mir vertraut wurde nicht in meiner Hand zerbrechen lassen", sagte er. Achtzehn Monate nach der Ankunft des neuen Vicekönigs brach der Aufstand aus, zu einer Zeit, wo Spanien von dem allgemeinen Kriege umbraust war, welcher den katholischen König veranlaßte auf seine Münzen den stolzen Wahlspruch zu setzen. „Todas contra nos, y nos contra todos" (Alle gegen uns, wir gegen Alle). „Der Fischhändler der mit seinen nackten Füßen einen Thron zertrat" zählte 27 Jahre; der Herzog von Rivas gibt Masaniello's Taufschein. Wir führen den Grafen von Modena redend ein. „Die Feuersbrünste sowol der ersten Tage als der ganzen Woche", berichtet dieser Zeitgenosse, „waren von merkwürdigen Umständen begleitet, welche die Nachwelt kaum glauben wird. Erstlich, daß diese Volksmasse beim Einäschern der Häuser der Einnehmer und sonstiger bei den Abgaben betheiligten Personen nicht nur ihre kostbaren Geräthe verbrannte, deren Werth sich auf einige Millionen belief, sondern sogar das Silberzeug, die Edelsteine und die mit Münzen gefüllten Säcke welche sich vorfanden in das Feuer warf, und nur die andächtigen Gemälde verschonte, welche auf die Seite gebracht wurden zur Vertheilung unter die Klöster, und die Bildnisse von Karl V. und Philipp IV., die man ehrfurchtsvoll an die Straßenecken und unter reiche Baldachine hing. Zweitens, daß durch eine bei Leuten dieser Art seltene Tugend sich unter der zu diesen Zerstörungen herbeigeströmten Menge Keiner befand der für sich das kleinste Ding nahm, mit Ausnahme eines jungen Burschen, welcher von Masaniello dafür gestraft wurde, daß er sich eine silberne Schale von geringem Werth angeeignet hatte, wobei die Empörer Alle einstimmig riefen, daß alle diese Schätze die aus dem Blute der Armen geflossen seien den Flammen preisgegeben werden müßten." Man nannte damals die Bürger „die Partei der Schwarzröcke".

Später wurde das Königthum abgeschafft, und ein Crucifix an die Stelle vom Bildnisse des Monarchen Spaniens gestellt, ein Waffenschmied, Gennaro Anneſe, zum Generalissimus erwählt, durch die Gunst eines Kochs vom Karmeliterkloster, der sehr beliebt bei den Kindern des Lazarus war, weil er Lebensmittel unter ihnen austheilte. Jener Häuptling vermochte es aber nicht zu hindern, daß die Blicke sich auf den Herzog von Guise in Rom richteten, um ihm durch Mannara die Leitung der Republik anzutragen, für welche der Gesandte von Frankreich, Marquis von Fontenay, um dem Range des Prinzen Nichts zu vergeben, den absonderlichen Titel „königliche Republik" ermittelte. Der Herzog, welcher mit 4000 Pistols anlangte, die ein römischer Banquier ihm geliehen, ward von der Menge zur Karmeliterkirche getragen, und mußte von Gennaro Anneſe die Gastfreundschaft annehmen, welcher den schmucken Ritter nach der Behausung im Karmeliterthurm führte, die einer Diebeshöhle glich, in welcher man alle Schätze und allen Schmutz beieinander aufgehäuft sieht. Gennaro dreht den Brief welchen ihm der Prinz vom französischen Gesandten überbringt verlegen nach allen Seiten, und rückt zuletzt mit der Bitte heraus, der Herzog möge das Schreiben vorlesen. Aus Angst vor Vergiftung bereitete die Gattin des Generalissimus selbst die Küche, und es war drollig anzuschauen wie sie die Schüsseln auftrug in einem blauen silbergestickten Brocartgewand, mit einer Kette von Juwelen, und dem Perlengeschmeide, den diamantenen Ohrgehängen der Herzogin von Matalona. Nach diesem Mahle von der Hand der als Herzogin maskirten Köchin legten sich Gennaro und der Herzog angekleidet auf das gemeinschaftliche Lager, „die Frau neben ihnen auf einer andern Matratze". Der Prinz stellte sich schlafend, denn er hatte Grund seinem Wirthe zu mistrauen. Fünf Monate darauf war Guise Gefangener der Spanier. Gennaro selbst öffnet unter der Bedingung daß ihm das Leben gesichert sei dem Grafen von Ognate, dem neuernannten Vicekönig, Neapels Thore, und fällt auf dem Schaffot. Die Castilier befleckten ihren Sieg durch schauderhafte Greuel. So endet die Revolution von Neapel. Es sind große geschichtliche Lehren hier, nur muß man auch zwischen den Zeilen zu lesen wissen; denn die Erzählung des Herzogs von Rivas, in einem angenehmen reinen Stil verfaßt, neigt sich begreiflich mit Vorliebe zu seinem Vaterlande, und schwebt nicht über jedem Parteisinn. 21.

Madame Recamier.

Das ist eine reiche Erntezeit für den Schnitter Tod! Wen das scharfe Messer der Revolution ihm nicht zuführt, den löst er in aller Stille vom warmen Boden dieser Erde los, und es sind die Besten unter den Lebendigen unter denen seine unbarmherzige Sichel mäht. Die seltenen Menschen welche die Erinnerungen der Vergangenheit, das Gewissen der Gegenwart, die Hoffnung der Zukunft repräsentiren verschwinden, und die Klage eines französischen Schriftstellers ist gerecht wenn er ausruft: Alles läßt uns im Stich in dem Augenblicke der Umwälzung. Die durch Talent oder Anmuth berühmtesten Persönlichkeiten sagen uns Lebewohl, und doch haben wir Anmuth und Talente nie nöthiger gebraucht als eben jetzt!

Mad. Recamier ist gestorben, jene Frau welche den Mittelpunkt abgab für Alles was schön, gut, großdenkend war, und um welche sich in inniger Verehrung drei Männer gruppirten, Chateaubriand, Constant, Ballanche. Glücklicher als die Beatrice von Florenz, sah die Beatrice von Paris drei Dante zu ihren Füßen.

Ihr ganzes Leben ist ein schönes Gedicht. In einer Revolution hat es begonnen, und in einer Revolution ist es zu Ende gegangen, ohne daß jemals auch nur ein einziger Strahl ihres Heiligenscheins erbleicht wäre. Alle französischen Blätter widmen ihr einen ehrenden Nachruf; auch wir wollen aus ihnen wenige Worte der Erinnerung entlehnen.

Unter dem Directorium lebten drei wunderbar schöne Frauen in Paris, „die drei Grazien" Tallien, Josephine Beauharnais und Recamier. Diese drei Frauen haben die berühmtesten geschichtlichen Persönlichkeiten huldigend zu ihren Füßen gesehen, sie waren die Seele aller Vergnügungen, und nach den Tagen des Thermidor glichen sie drei an den Rand eines ausgebrannten Vulkans versetzten Blumen. Alle Drei hatten ihre politische Mission, sie herrschten und regierten, aber nur durch ihre Grazie; Eine freilich sollte auch unter dem Namen einer Kaiserin herrschen.

Als die Revolution der Sitten scheinbar zu Ende ging, begann eine Revolution in den Costumes. Thérese Cabarrus nahm die griechischen Moden wieder auf, den Haarputz à l'Athénienne, die durchscheinende Tunica; Josephine führte die reinsten Muschelringe mit eingegrabenen Figuren ein, Mad. Recamier trug zuerst den Schleier. Dieser Schleier ist gewissermaßen ein Sinnbild ihres Lebens: verkündet er uns nicht ihre züchtige Anmuth, ihre blendende Schönheit, ihr zartes Lächeln und ihren wie ein Maienbaum von Blumen umhüllten Gedanken?

Im J. 1800 bewohnte Mad. Recamier das große Schloß von Clichy-la-Garenne. Hier und später in den glänzendsten Salons der Rue Montblanc empfing sie fast das ganze vornehme Europa. Hier waren Lucian Bonaparte, Fox, Mad. Visconti, Moreau, Matthieu von Montmorency täglich kommende Hausfreunde, und als sie ihre Residenz nach St.-Brice verlegte, nahm sie die Tochter Necker's, die von einem Kaiser verfolgte,

freundlich auf. Später besuchte sie Frau von Staël in ihrem Exil und theilte es gern; aber als sie nach Paris zurückkehrte, war das Glück ihres Mannes unter dem kaiserlichen Despotismus gebrochen. Statt in die alte Pracht, statt in glänzende Hotels trat sie nun in die Mittelmäßigkeit ein, die ein lateinischer Dichter feierte; aber sie vergoldete auch diese Noth mit einem Strahl ihrer Schönheit.

Als die Julirevolution ausbrach befand sie sich in Gesellschaft des Dichters der „Atala" in den Bädern von Dieppe. Ihre inständigen Bitten vermochten nicht Chateaubriand zurückzuhalten: dieser ging nach Paris, wo er von den Zöglingen der Polytechnischen Schule im Triumph über die Barrikaden getragen ward. Seit dieser Zeit hat Mad. Recamier ununterbrochen in der Abbée-aux-Bois gewohnt; das war ihr Versailles, ihr Trianon. Hier hielt sie ihre Hofversammlung am Herde ihres Feuers ab, und machte Regen oder schönes Wetter für die intelligente Welt von Paris. Alles drängte sich nach ihrem Hause, welches in der Kunstgeschichte Frankreichs einen ebenso wichtigen Platz einnimmt als das Port-Royal in der Religionsgeschichte. Keine Renommée gab es die nicht diese Schwelle überschritten hätte, von Lancival, dem Professor der Redekunst am französischen Prytaneum, bis zu Victor Hugo, von Gérard bis zu Ingres, von dem weißhaarigen, ordenbedeckten Componisten der Vestalin bis zu dem des Propheten, dem einfachen Kinde Germaniens. Stendhal, der sein Buch von der Liebe eben geschrieben hatte, hat gar oft vor der Büste Canova's, die auf dem Kamin stand, geträumt, der junge Mérimée hat hier den alten Balanche getroffen, der ernste Bonald hat den lustigen Rossini begrüßt. Dieser blaue und weiße Salon hat zugleich die Simarre Pasquier's, das Ordensband Doudeauville's, die Tonsur Lamennais', die Palmen des Hrn. von Barante und den Säbel Alfred de Vigny's gesehen!

Jules Janin sagt: „Es ist ein schönes Vorrecht des Genies, in seinem Ruhme alle die Freundschaften mit zu umfassen die ihm des Lebens Trübsal erträglich machten. Der Name der Mad. Recamier, der so lange in Frankreich populair gewesen ist, wird an der strahlendsten und reinsten Unsterblichkeit dieses Jahrhunderts, an der Unsterblichkeit Chateaubriand's Theil nehmen. Dieser hegte seinen Ruhm, seinen Genius und sein Alter unter dem wohlthuenden Schatten dieser Schwester seines Geistes und seiner Seele. Des irdischen Treibens und selbst der eigenen Größe überdrüssig hatte dieser große Mann in den Salons der Recamier einen Hafen und eine stille Ruhestätte gefunden. Dort würde er sicherlich vergessen und schweigen gelernt haben, wenn die drei Worte Vergessen, Schweigen und Chateaubriand nebeneinander hätten bestehen können."

Das Bild der Recamier in wahrer und milder Beleuchtung, von dem friedlichen Strahlenscheine der Freundschaft umflossen, findet sich in den Denkwürdigkeiten Chateaubriand's vor, die unter dem klaren Blicke der Mad. Recamier, unter dem Blicke eines Geistes der Alles zu begreifen fähig war, für kommende Geschlechter geschrieben worden sind. Diese Freundschaft war die Huldigung eines großen, unglücklichen Mannes, der unter den Trümmern seiner zerflossenen Illusionen starb.

Wenn Mad. Recamier in ihrer letzten Stunde noch den Ruf: „Kauft Robespierre, kauft den Vater Duchesne!" hat vernehmen können, so konnte sie sich dabei in die längst entschwundenen Tage ihrer kummervollen Kindheit zurückversetzt glauben, in jene Zeit in der ihr sanftes Licht sich über ihre Mitgrazien, Beauharnais und Tallien, verbreitete.

Ihre Freunde beweinen sie und werden um sie trauern im unvergänglichen Schmerz! 31.

Lesefrüchte.

Mehemet Ali und sein Sklave.

In seinen bereits erwähnten „Visits to monasteries in the Levant, by *Robert Curson*" (London 1849) gedenkt der Verf. bei Gelegenheit seiner ersten Zusammenkunft mit Mehemet Ali zu Kairo im Februar 1834 eines Vorfalls zwischen diesem und seinem Sklaven, dessen Nachahmung dem größten Kammerherrn des kleinsten deutschen Fürsten nicht anzurathen sein dürfte. „Der Pascha", erzählt der Verf., „bedurfte sein Taschentuch, sah sich rechts und links danach um, griff in die Tasche, konnte es aber nicht finden und that währenddem mehre Aeußerungen, auf welche endlich ein Sklave am andern Ende des Zimmers erwiderte: «So greift doch in die andere Tasche.» «Nun ja», antwortete der Pascha, «aber es ist nicht da.» «So sucht wieder in der ersten Tasche», rief der Sklave. «Ich habe aber gar kein Tuch», schrie der Pascha. «I freilich, Ihr habt eins», schrie der Sklave. «Nein, ich habe keins», versetzte der Pascha. «Ja, Ihr habt eins», versetzte der Sklave, ging auf den Pascha zu, und griff in die Tasche seines Jäckchens. Als er hier das Tuch nicht fand, befühlte er den Pascha rings um die Hüfte, ob er es vielleicht in die Leibbinde gesteckt. Da es auch hier nicht war, kippte er seinen Gebieter erst rechts, dann links über, ob er etwa darauf sitze. Alles Dies ließ der Pascha ruhig geschehen. Nun fuhr der Sklave bis zum Elbogen in eine Tasche seiner Pluderhosen, brachte eine Schnupftabacksdose, einen Rosenkranz und verschiedene andere Sachen hervor, die er auf den Divan legte. Aber das Tuch war nicht da. So trat er auf die andere Seite, griff wunderbar tief in die andere Tasche, fischte das fehlende Tuch aus dem Versteck hervor, drückte es dem Pascha mit Ernst und Ehrerbietung in die Hand, und ging an seinen frühern Platz zurück." Sollte nicht das Verhalten des Pascha seinem Sklaven gegenüber sich daraus erklären, daß weil der Sklave ein Sklave ist ein unehrerbietiges Benehmen gegen seinen Herrn ihm nicht zugetraut werden kann?

Menschenwerth in Nordamerika.

Nicht so, sondern „Sklaverei in Maryland" überschreibt der „Rochester North star" folgenden Vorfall. „Eine nach den Sklavengesetzen streitige Rechtsfrage ist vom marylander Appellhofe entschieden worden. Ein vor kurzem gestorbener reicher Mann hatte gewissen seiner Sklaven letztwillig die Freiheit geschenkt. Weil nun in Maryland von allen durch Testament vermachten Gütern und Sachen eine Erbsteuer zu entrichten ist, so foderte der betreffende Ortseinheber von den Testamentsvollstreckern jene Steuer nach dem Schätzungswerthe der manumittirten Sklaven. Die Executoren verweigerten die Bezahlung, indem, wie sie sagten, die einem Sklaven geschenkte Freiheit nicht zu der vom Gesetz im Auge gehabten Kategorie von Gütern und Sachen gehöre. Der Appellhof hat wider sie entschieden, auf Grund, daß die einem Sklaven vermachte Freiheit, d. h. das Vermächtniß eines Menschen an sich selbst, vor den Augen des Gesetzes dem Vermächtnisse eines Sklaven an eine andere Person völlig gleich sei. Demgemäß sind die Executoren zur Erlegung der Steuer angehalten worden."

Mottoempfehlung.

Wer Lust und Beruf fühlt über den jetzt Deutschland zersplitternden Zeitsturm seine Gedanken zu veröffentlichen, dem sei als Motto eine Stelle empfohlen aus „Le congrès de Vienne dans ses rapports avec la circonscription actuelle de l'Europe, par *Capefigue*" (Paris 1847). Sie lautet: „Je distingue l'immense différence qui existe entre l'esprit libéral et l'esprit révolutionnaire: je crois que la révolution a beaucoup contribué à tuer la liberté en mêlant une question de bouleversement à une question de garantie et de constitution politique. L'Europe dès-lors a dû réprimer avant d'organiser." Es dürfte bei Ausführung dieser wol unverwerflichen Wahrheit nicht zwecklos sein nebenan nachzuweisen, warum der Sache der Freiheit und der Märzerrungenschaften neue Gefahren daraus erwachsen, daß man sie mit Fragen in Berührung brachte und noch bringt welche unmittelbar in die Vertragsverbindlichkeiten aller europäischen Großmächte eingreifen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 174. — 21. Juli 1849.

Der Cultus des Genius.

Brief an Bettina von Arnim von **Fanny Lewald.**

(Beschluß aus Nr. 173.)

Das nächste Buch welches Bettina herausgab war dem Könige gewidmet. „Dies Buch gehört dem König!" schrieb sie auf den Titel.

Friedrich Wilhelm's Vorliebe für Kunst und Wissenschaft war bekannt; man rühmte seinen Geist, seinen Humor, seinen Witz; Züge großmüthiger Regung wurden vielfach erzählt. Auf diese Eigenthümlichkeiten bauend, schrieb Bettina jene Aufsätze, welche den Hauptinhalt des Buchs bilden. Das Bureaukratenwesen, der Pietismus, die Unduldsamkeit, welche in Preußen seit Jahren die jetzt über uns hereingebrochene Revolution vorbereiteten, wurden von Bettina ergötzlich in den Gestalten eines frankfurter Bürgermeisters und eines Pfarrherrn dargestellt, denen sie in der Figur der Frau Rath ihre eigenen gesunden Anschauungen entgegensetzte.

Sich unterordnend der fremden Eigenthümlichkeit, der Persönlichkeit des Königs, wie sie sich überall dienstbar unterordnete ihr Leben lang wo es zu nützen galt, spricht sie mit heiterer Laune die tiefsten Wahrheiten aus, über das Verhältniß des Regierenden zu den Regierten; über das Verhältniß der Religion, der Wissenschaft zum Leben; über die dem innern Gotte entspringenden Begriffe wahrer Sittlichkeit im Gegensatz der conventionnellen Sitte. Die Noth der Armen, die Mängel, der Egoismus der Besitzenden werden mit tiefer Wärme, mit heiliger Entrüstung geschildert. Bettina beugt sich vor der höchsten irdischen Macht, weil sie die größte Kraft zu helfen in ihr erblickt. Weil sie Hülfe für Alle fodert, weil sie den geringsten der Menschen als einen Gottgeborenen ehrt und liebt, wendet sie sich als Bittende an den Mächtigen. Diese Huldigung Bettina's vor der königlichen Macht ist in einer Natur wie die ihre der Beweis der unbedingtesten Liebe für das Volk; ein Zug fester, demokratischer Gesinnung; ein Act ihres Gottesdienstes.

Indeß auch die königliche Macht ist begrenzt; schon darum, weil die Schranke welche den König vom Volke trennt absichtlich durch Diejenigen erhöht wird welche Vortheil ziehen von dieser Trennung. Die Wahrheit dringt nicht unverfälscht zum Throne; ihr heller Strahl verschwimmt wie das Licht der Sonne, wenn es durch kalte, beeiste Fensterscheiben gebrochen und zitternd in die Prachtsäle der Paläste fällt.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., wenn schon Epoche machend in der preußischen Geschichte, bedeutend für das deutsche Vaterland, ward dennoch nicht der Anfang jener Erlösung, jener weitgreifenden Beglückung welche Bettina erwartet hatte. So kam in ihr wie in vielen Tausenden der Gedanke zur vollen Klarheit, daß kein Einzelner zur Erlösung der Menschheit die Kraft habe, daß jetzt kein einzelner Mensch dazu berufen sei, sondern daß der Geist der Menschheit, der sich in jedem Menschen offenbart, mitarbeiten müsse an der Neugestaltung der Welt, daß nur der Genius der gesammten Menschheit die Menschheit zu befreien vermöge von dem Joch der Willkür welches die alte Zeit über sie gebracht hat, indem sie den Gebrauch, den Ausdruck der Macht in die Hände Eines oder einiger bevorzugten Menschen legte.

Dem Theile der Menschheit welcher am meisten gedrückt war, am tiefsten litt unter der Last der bestehenden Verhältnisse, wendet sich von jetzt ab ihre Liebe, ihre Theilnahme, ihre Thätigkeit vor allen Andern zu.

Mit Wort und That wird sie der Anwalt der Proletarier, der Juden, der Polen, der Magyaren. Bittschriften, Vorstellungen, Verwendungen jeder Art richtet sie an die Machthabenden. Die Armen finden in ihr einen Vormund; die unglücklichen Polen, in Ost und West, in Nord und Süd zerstreut, einen treuen Freund. Wo sie nicht zu helfen vermag leidet sie mit den Leidenden, um ihr Theil auch an den allgemeinen Schmerzen zu tragen, da jeder Strahl des Glücks, da jeder Sonnenschein welcher den Unglücklichen zugute kommt helle Funken freudiger Begeisterung in ihrer Seele entzündet.

So, mitgenießend und mitjauchzend bei dem Wehen des neuen Menschheitsfrühlings, trauernd bei dem Nachtfrost der seine ersten Blüten welken machte, sehen wir Bettina den Frühling des Jahres Achtzehnhundertachtundvierzig begrüßen und das Jahr vollenden — ohne daß ihr Glaube an das Reifen der heiligen Frucht der Freiheit wankend geworden wäre. Sie kennt die Zeugungskraft der Natur zu gut um nicht zu wissen, daß auch die entblätterte Blüte zur reifen Frucht wird, wenn der Keim in sich gesund ist.

Uns aber stellt sie in sich das seltene Bild eines Menschen dar welcher, treu der Stimme des Gottes in der eigenen Brust, dahin gelangt sich in sich selbst zu vollenden, das Ideal zu erreichen das ihm nach seinen Anlagen bestimmt ist — hier das Ideal weiblicher Selbstlosigkeit.

Sie ist dabei den Weg gegangen welchen die ganze Menschheit durchzumachen haben wird, wenn sie in sich zur Klarheit und zum Frieden gelangen soll. Es ist der Uebergang von dem Glauben an die Offenbarung Gottes in einem Wesen zu der Erkenntniß des Gottes, des Genius in Jedem und im All. Das ist die Religion der Zukunft, die Bettina geahnt und geübt ihr Leben lang.

Aus dem Briefe an Sie ist fast ein Buch geworden, weil ich der Neigung nicht widerstehen konnte mich in die Tiefe Ihres Wesens zu versenken, und mit Andacht sein Werden zu verfolgen, soweit dies meiner Einsicht deutlich war. Es sind mir Stunden ernster Sammlung, wahrhafter Erbauung gewesen, die ich Ihnen danke. Ein Mensch der uns zeigt was man erreichen kann wenn man es erreichen will, der uns die Möglichkeit eines Gelingens, einer Vollendung darstellt, hilft uns, begeistert uns mehr als dicke Bücher voll moralischer Maximen.

Nun möchte ich Ihnen diese Blätter senden, um Ihnen selbst zu zeigen wie hoch und rein Ihre Natur ist. Führt man doch ein Mädchen das im Glanze seiner Schönheit anspruchslos vor uns hintritt gern zum Spiegel, damit es mit uns sich an dem Widerstrahl seiner eigenen Schönheit entzücke.

So, als einen Widerstrahl Ihres Wesens aus meiner Seele, als ein Zeichen liebender Verehrung lassen Sie sich diese Blätter gefallen, Bettina!

La société et le gouvernement de l'Europe depuis la chute de Louis Philippe jusqu'à la présidence de Louis Bonaparte, par *Capefigue*. Erster Band. Paris 1849.

Geschichte schreiben ist in allen Zeiten die schwierigste Aufgabe welche eine Feder sich stellen kann. Die Schwierigkeit wächst, wenn es sich davon handelt eine Epoche der Zeitgeschichte zu schildern, und ist diese Epoche eine Revolution, dann wird das Unternehmen kühn bis zur Verwegenheit. Die Geschichte einer Revolution in dem Momente schreiben, wo diese in Erfüllung geht, heißt ein Gebäude auf einem noch zitternden und mit Asche und Trümmern bedeckten Boden aufführen. Man weiß, daß Joseph Vernet sich während eines Sturmes an einen Schiffsmast befestigen ließ um sich mit dem erhabenen Entsetzen der empörten Elemente zu durchdringen. Wir bewundern die Unerschrockenheit des großen Künstlers, welcher die Gefahr vergißt um nur an den Cultus der Kunst zu denken, und sein Leben in die Schanze schlägt um es zu verherrlichen; aber wir zweifeln daran, daß er an jenem Tage diesen preiswürdigen Zweck erreicht hätte, wenn er, anstatt sich auf die Vorbereitung seines Werks durch die Betrachtung zu beschränken, und zur Ausführung desselben die Ruhe und das feste Land abzuwarten, das furchtbare Schauspiel dessen Zeuge er war auf die Leinwand hätte werfen wollen. Welche Aufgabe für den Künstler bei dem Schwanken des Schiffs, inmitten der entfesselten Winde und der von Blitzen zerrissenen Wolken, die Zuckungen des Sturmes darzustellen; aber wie viel schwieriger noch wird diese Aufgabe, wenn er zugleich die Haltung der Bemannung in jenen furchtbaren Augenblicken malen, wenn er einem Jeden seinen gebührenden Antheil an den Fehlern die das Schiff in die verzweifelte Lage brachten, und an den glücklichen Anstrengungen die es retteten werden lassen will, und welche unermeßliche Verantwortlichkeit übernimmt der Maler, wenn es nicht ein Schiff, wenn es eine ganze Flotte ist welche vom Sturme gepeitscht wird. Diese erdrückende Aufgabe, diese Verantwortlichkeit lasteten hier auf dem Historiker. Um den Schauplatz einer Revolution zu beschreiben muß man zwei verschiedene Ansichten, die der Ereignisse und die der Personen, mit einem Blicke umfassen. Obgleich diese beiden Gesichtspunkte sich einander erhellen, und die Ereignisse die Menschen und die Menschen die Ereignisse mächtig ins Licht setzen, so ist die Aufgabe doch nicht minder eine doppelte, und die Schwierigkeit, bereits hier und dort außerordentlich, wächst in doppelter Weise. In diesem Zustande der Dinge liegt für den mittelmäßigen Schriftsteller die Gewißheit eines doppelten Mislingens, für den Schriftsteller von Talent kaum die Aussicht auf einen halben Erfolg.

Nichtsdestoweniger scheint uns Capefigue diese Hälfte eines unerwarteten Erfolgs erreicht zu haben. In der Schilderung der Ereignisse welche der Februarrevolution vorangingen und der Schätzung der Ursachen welche sie herbeiführten bietet sein Buch nur wenig Stoff zum Tadel. Seine Notionen über die Angelegenheiten Europas sind bis zur Gelehrsamkeit umfassend, und seine Kenntnisse von den diplomatischen Traditionen zeugen von gewissenhaften Studien und einem ungewöhnlichen Geschick. Für diesen Stoff, den er ex professo behandeln kann, besitzt er die ganze Ruhe und die ganze Geistesfreiheit welche vieljährige und gründliche Beobachtungen verleihen. Nicht so ist es mit seiner Beurtheilung gewisser Ereignisse und der Personen, welche eine freiwillige oder eine unfreiwillige Rolle in dem schauerlichen Drama des Februars spielten. Zwei Menschen, den Erzähler und den Philosophen, muß der Historiker in sich vereinigen. Der Erzähler kann aus der Nähe der Ereignisse kostbare Vortheile schöpfen. Seine Schilderung welche die Thaten gleichsam begleitet wird durch den Schwung und die Lebendigkeit des Colorits glänzen; aber was der Erzähler gewinnt Das verliert der Philosoph, und der Ruhm des Historikers schwebt in großer Gefahr: denn er wird vielleicht den wesentlichsten Theil seiner Aufgabe, den welcher Ruhe, Kaltblütigkeit und Gerechtigkeit erheischt, verfehlen. Die Geschichte ist weder eine Vertheidigung noch eine Anklage, sie ist ein Urtheilsspruch. Der Historiker übt eine souveraine Magistratur aus, und darum ist es nöthig, daß er ohne Haß, ohne Furcht, ohne Interesse urtheile. Offenbar hat der Verf. des Buchs das uns beschäftigt der Gewalt seiner Meinungen und politischen Leidenschaften nicht zu widerstehen vermocht. Eine der schmerzlichsten Wirkungen der fortwährenden Revolutionen deren Zeugen und Opfer wir sind ist, daß sie selbst in den stärksten Gemüthern den Glauben an die Freiheit erschüttern. Wenn man sieht wie sie nach so vielen Lehren so falsch verstanden wird, dann fragt man sich mit Trauer im Herzen, ob sie nicht über unserer Intelligenz ist; wenn man sie so mistrauisch, so gewaltsam, so haßerfüllt, so blutgierig sieht, dann weiß man nicht ob man sie für eine Wohlthat oder eine Geißel der Menschheit halten soll. Nach der Februarrevolution erhoben sich gegen die beiden monarchischen Parteien zwei schwere Beschuldigungen. Der einen warf man eine unüberlegte Freude über den Sturz der andern, dieser eine vollkommene Entmuthigung vor; beiden an dem constitutionnellen Régime verzweifelt und ihre angstvollen Blicke auf den Despotismus geworfen zu haben. Der Verirrung der Parteien verzeiht man solche Momente der Schwäche, nicht aber ist es dem politischen Mann

erlaubt sich ihr hinzugeben. Besiegte von 1830, Besiegte von 1848, ihre Niederlage ist eine gemeinschaftliche. Auch ihre Sache ist eine gemeinschaftliche, und diese Sache ist heilig und schön; denn die Autorität, diese einzige Bürgschaft der Freiheit, ist mit ihnen besiegt worden, und nur ihren vereinigten Anstrengungen kann es gelingen beide zu retten. Das Princip der Autorität hat im J. 1848 eine Niederlage erlitten über welche sich der politische Mann, gleichviel welcher Partei er angehört, nicht genug betrüben kann. Die ganze europäische Gesellschaft hat es empfunden. Die Folgen waren blutig, und noch blutigere stehen zu fürchten. Und deshalb lastet in den Augen der Geschichte auf Denen welche, Verweser einer großen Gewalt, sie nicht gegen den Aufstand zu vertheidigen wußten eine schwere Verantwortung. Zu rechter Zeit weise Reformen bewerkstelligen ist die Pflicht einer Regierung. Eine Revolution vollbringen lassen, wenn man sie niederkämpfen kann, ist ein Verbrechen: Verbrechen an der Menschlichkeit, Verbrechen an der Freiheit. An der Menschlichkeit, denn die Vergießung des Bluts wird nicht verhindert, sie wird nur vertagt, und durch die Vertagung vergrößert: die Juniinsurrection hat es bewiesen. An der Freiheit, denn sie erheischt eine starke Gewalt; eine bestrittene Gewalt ist ihrer Natur nach aggressiv: die Junidictatur hat es bewiesen.

Capefigue erklärt in loyaler Weise die Niederlage am 24. Febr. „aus den Unterhandlungen welche in jedem Augenblick die Thätigkeit der Krone unterbrachen und schwächten". Aber unsere Generation ist berechtigt sich mit Strenge über die politischen Wirren auszusprechen; denn sie weiß welche unberechenbaren Leiden in dem einzigen Worte Revolution enthalten sind. Wie viele Männer welche zu der von 1830 beitrugen und sich Glück wünschten fühlten sich durch die von 1848 bewogen beide zu verwünschen, weil die eine wie die andere das Princip der Autorität herabwürdigten! Dahin führt der wahre Patriotismus; denn hoch über den dynastischen Interessen, hoch über den Regierungsformen gibt es die Freiheit, die Gesellschaft, die Menschheit, die Civilisation: heilige Interessen welche stets in den Revolutionen aufs Spiel gesetzt werden. Die Autorität wieder zu Ehren bringen, dahin müssen alle Anstrengungen der Wohlgesinnten streben. Capefigue hat es nicht bedacht, daß man das Princip der Autorität nicht von den Personen die seine Verweser sind trennen kann, daß die Gemüther sich nur mit Widerstreben den Fictionen hingeben, und daß man mit den Personen auch die Gewalt mit der sie bekleidet sind herabwürdigt. Es ist das gewöhnliche Unrecht der Parteimänner, daß sie sich eine übertriebene Vorstellung von dem Hasse machen der zwei rivalisirende Geschlechter trennt, und sie ihn weit lebhafter fühlen als die Prätendenten selbst. Es zeigt sich Dies klar in den Hindernissen welche die dynastischen Parteien einer Fusion entgegenstellen die in einer Familie welche begreift, daß sie zu allen Opfern im Interesse Frankreichs bereit sein muß, schon vollständig ist. Leider wird das Interesse Frankreichs von den Anhängern des monarchischen Princips kaum verstanden. Capefigue ist keiner von Denen welche ihren politischen Glauben verhehlen. Er trägt den seinigen stolz zur Schau. Er besitzt diesen Muth der etwas Gewöhnliches sein sollte, der aber in Frankreich mehr als irgendwo zu den seltenen Tugenden gehört. Capefigue ist einer jener streitenden Geister voll leidenschaftlicher Liebe und gründlichem Hasse, welche sich in das dichteste Schlachtgetümmel stürzen um diesen zu befriedigen, und jener den Triumph zu verschaffen. Er gibt sich nicht die Mühe seine Meinung, die Legitimität sei das heilsamste Princip, zu verheimlichen. Aber weil er glaubt Frankreich könne nur von einer königlichen Familie die lang ersehnte Ruhe erwarten, eben deshalb hätte er begreifen sollen, daß dieses Resultat durch die Herabwürdigung einiger Mitglieder dieser Familie nur compromittirt werden konnte.

Wir wollen hier von dem Urtheile unsers Verf. über die Politik und den persönlichen Charakter der Herzogin von Orleans sprechen, die wir gegen die Verlästerungen der Parteileidenschaften um so mehr in Schutz zu nehmen berechtigt und verpflichtet sind als sie eine deutsche Fürstin ist. Und wir reden nicht für die oder die andere Fraction der großen monarchischen Partei, wir reden nur in einem moralischen Interesse, wir treten nur für die Wahrheit in die Schranken. Wir sehen in der Geschichte einer Revolution zwei sich bekämpfende Elemente: das revolutionnaire Element und das der Autorität. Capefigue hat das erstere zu sehr geschont, das letztere mitunter leichtfertigerweise angegriffen. Wir führen zum Belege des Gesagten einige Stellen die sich auf die Herzogin von Orleans beziehen an:

„Die Herzogin von Orleans, die Seele aller Intriguen gegen das Ministerium, hatte drei Ideen zur Geltung zu bringen gesucht: Ludwig Philipp, alt und eigensinnig, könne nicht mehr herrschen; die Königin, diese fromme Fürstin, sei der Ausdruck der Jesuiten; der Herzog von Nemours verberge unter seinem kalten aristokratischen Aeußern eine totale Unfähigkeit, und aus allem Diesen ließ die Prinzessin Helene auf die Nothwendigkeit ihrer eigenen Regentschaft schließen."

Wahrlich, man meint zu träumen wenn man Dergleichen liest, und solche Behauptungen zu widerlegen wäre eine Versündigung an der fürstlichen Frau. Doch aber können wir nicht umhin einige Worte aus einem Feuilleton des „Journal des débats" (12. April) anzuführen, in welchem Cuvillier-Fleury als Vertheidiger der Herzogin gegen Capefigue auftritt.

„Die Fürsten", sagt der berühmte Publicist, von dem wir es, beiläufig gesagt, bedauern, daß er sich von seiner gerechten Entrüstung über diesen Theil des Werks von Capefigue zu einer unbilligen Beurtheilung des Ganzen verleiten ließ, „haben ein großes Unglück. Ihre Entfernung von der Welt verurtheilt sie zu seltsamen Irrthümern über die Menschen und die Dinge. Aber die Welt lebt entfernt von ihnen, was sie nicht weniger seltsamen Urtheilen über ihre eigenen Handlungen und Personen aussetzt. So z. B. ist es unglaublich — Capefigue räumt es ein und beweist es — bis zu welchem Punkte Ludwig Philipp selbst ungekannt war. Auch die Herzogin von Orleans hat diesen Nachtheil der Größe erfahren. Viele haben sie bewundert, weil die Bewunderung eines von den Gefühlen ist welche die Mauern durchdringen und über die Zwischenräume hinwegfahren; man hat sie bewundert aus einer Art von geheimem Instinct ihres Seelenadels, ihrer Reinheit und ihrer Tugend. Aber man hat sie nur wenig gekannt. Seit dem Tode ihres Gemahls lebte sie in einer tiefen, unzugänglichen Zurückgezogenheit ihren Pflichten als Mutter, Witwe, Tochter und Unterthanin des Königs. Ich gehörte nicht zum Pavillon Marsan, und das Zeugniß welches ich in diesem Augenblick den Angaben Capefigue's entgegenstelle wäre mit mehrem Rechte verdächtig wenn ich sie unterstützte. Aber gab es einen Pavillon Marsan? Diejenigen welche während der Regierung des Königs in den Tuilerien lebten wissen daß es keinen gab. Ein Geist inniger Eintracht und intelligenter Unterwerfung belebte die ganze königliche Familie. Wenn irgendwo dieser Gehorsam gegen den Chef des Staats eifriger, die Zurückhaltung aufmerksamer, die Fernhaltung von den öffentlichen Angelegenheiten, von den politischen Männern und Parteien sorgfältiger und gewissenhafter war, so war es unter dem Dache unter welchem die Herzogin von Orleans wohnte. Für den König war der Pavillon Marsan von Glas. Die erhabene Witwe ließ einsam und rein ihr Leben unter den Blicken ihrer Familie dahinfließen, aber die der Welt drangen nicht zu ihr."

An einer andern Stelle spricht Capefigue von einer „Coterie von Geschichtschreibern und Poeten, von Männern der Opposition, der Universität, von Pamphletschreibern und Deputirten der tiers-parti", von welcher umgeben die Herzogin ihre Tage zubrachte. Diese Behauptung streift an die Abgeschmacktheit; denn Ludwig Philipp war nicht der Mann solche verdächtige Zusammenkünfte in seinem Hause zu dulden: oder sollte ihm unbekannt geblieben sein was Capefigue erfahren

hat? Hören wir jetzt wie uns Capefigue die Herzogin am 24. Febr. schildert:

„Gewandter und verstellter (als der Herzog von Montpensier) beobachtete die Herzogin von Orleans einigen Anstand in diesem feierlichen Momente. Aber man kannte ihren Gedanken, ihren Wunsch, ihren Ehrgeiz; man kannte ihre Unterhandlungen mit der Linken, der Art, daß die Königin, als Ludwig Philipp am 24. Febr. um ¾ auf 12 Uhr seine Abdankung unterzeichnete, zur Herzogin sagen konnte: «Wolan! Helene, jetzt sind Sie befriedigt, Sie sind Regentin!»"

„Dieses Wort", bemerkt Cuvillier-Fleury, „ist nicht von der Königin, die es niemals gesagt hat; es muß von Capefigue sein, und es faßt in der That mit einer unseligen Bündigkeit das ganze System der Beschuldigungen welche der Verf. auf der Herzogin lasten läßt zusammen. Jetzt sind Sie befriedigt! Und der Thron brach zusammen, und die Krone fiel, in dem Sturze schon zerbrochen, auf das Haupt eines Kindes, und das empörte Volk näherte sich, die Flut stieg, das Gewehrfeuern ertönte an den Pforten des Palastes! Aber die Herzogin von Orleans war befriedigt! Und die Königin, die fromme, wohlwollende Amalie, war es die diesen finstern Abschiedsgruß ihrer Adoptivtochter, diesen bittern Fluch der Witwe ihres Sohnes zuwarf! Nein, dieses Wort ist nicht wahr! Ich nehme zu Zeugen alle Mütter welche diese Zeilen lesen."

In der That, die Herzogin von Orleans als eine ehrgeizige, verschmitzte Frau darstellen, welche nach der ihrem Schwager durch das Gesetz zugedachten Regentschaft lüstern ist, und mit den Feinden des Königs gegen die Krone conspirirt, ist etwas Enormes, und übertrifft Alles was man von der bekannten Vorliebe Capefigue's für das historisch Paradoxe erwarten konnte. *) Wenn es sich von Philipp August, von Franz I., von Heinrich IV., von Ludwig XV. und andern berühmten Todten handelt, welche Capefigue uns in seinen Büchern in einem neuen Lichte darstellt, dann ist das Paradoxe nur piquant; in seiner leichten und zierlichen Feder kann es ohne Gefahr ergötzen. Die durch die Zeit bereits gebildete und geheiligte Meinung kann eine neue Idee wenn sie wahr ist annehmen, sie zurückweisen wenn sie falsch ist. Aber hier, mitten in dem Revolutionssturm in dem wir leben, ist eine leidenschaftliche, ungerechte Meinung über eine unglückliche Fürstin welche unter dem dreifachen Wehe des Witwenthums, der Verbannung und der gewaltsamen Enterbung seufzt, ein Act dessen Verantwortung Capefigue Andern hätte überlassen sollen. Gewiß, es ist kühn der öffentlichen Notorietät ein solches Dementi zu geben; aber dieser Muth ist nicht am rechten Orte. Weshalb wendet Capefigue ihn nicht gegen die Männer der Unordnung, gegen die Werkmeister der Insurrection? Indem man ohne Furcht die Koryphäen der Demagogie angreift kann man der öffentlichen Ordnung und dem großen Princip der Autorität nützliche Dienste leisten. Wir bemerken aber bei unserm Verf. eine außerordentliche Nachsicht für die blutigen Episoden unserer revolutionnairen Geschichte und die jämmerlichen Helden derselben. Spricht er von dem Attentat des 12. Mai 1839, jenem Auflauf der mit einem Morde begann, so nennt er es „die kühne Unternehmung vom 12. Mai"; an einer andern Stelle ist es „der Handstreich, den Barbès im J. 1839 mit so großer Energie versuchte". Spricht er von Lagrange, so rühmt er dessen „unbestreitbare Tapferkeit". Und die fürchterliche Episode des Boulevard des Capucines erzählt er in folgender Weise: „Dem Gerüchte zu glauben provocirte ein verwegener Sectionschef, dessen Ruf groß und dessen Muth unbezweifelt ist, die Truppen durch einen oder zwei in der Nähe abgeschossene Pistolenschüsse; hierauf warfen er und seine Begleiter sich auf den Boden, der Art, daß die Kugeln über sie hinweggingen und in die umstehende Volksmenge schlugen."

Wir wissen nicht ob Dies ein historisches Factum ist; aber gewiß wäre eine solche Handlung ein abscheuliches Verbrechen. Ohne von allen Historikern des Tacitus spitzige Feder zu verlangen will es uns doch bedünken, daß die Geschichte zur Würdigung und Darstellung eines solchen Attentats sich anderer Ausdrücke bedienen müsse. Der Muth entschuldigt nicht das Verbrechen, und es ist wahrlich nicht an der Zeit ihn zu bewundern. Wir fürchten streng gegen Capefigue, der sein Buch wie wir erfahren auch in deutscher Sprache erscheinen läßt, gewesen zu sein, und in dieser unvollständigen Prüfung seines Werks dem Tadel einen zu großen Raum gegönnt zu haben. In einer ruhigern Zeit würden wir das Buch nur in literarischer Beziehung beurtheilt haben, und unsere Aufgabe wäre eine angenehme gewesen, weil wir nur zu loben hätten; aber in Zeiten des politischen Sturmes nimmt Alles die herbe Form der Politik an. Der Historiker und die Leser mögen uns daher verzeihen, wenn unsere Kritik die Spuren hiervon trägt.

19.

*) Einer sich vielfach geltendmachenden Ansicht über die Motive Capefigue's wollen wir aus Achtung für den Charakter des Schriftstellers nur in einer Note erwähnen. Man will nämlich wissen Capefigue habe in seiner hämischen Beurtheilung der Herzogin von Orleans einer legitimistischen Coterie zum Werkzeug gedient, die sich einbildet der Zeitpunkt wo sie den Herzog von Bordeaux auf den Thron von Frankreich setzen könne sei nicht mehr fern, und der die verdiente Popularität der Prinzessin Helene ein Dorn im Auge ist, und ihren Hoffnungen gefährlich erscheint.

Miscellen.

Gabriel Barlette.

Dieser Dominicanermönch, so geheißen von seinem Geburtsorte, dem Flecken Barulum im Neapolitanischen, lebte gegen das Ende des 15. Jahrhunderts (denn er erwähnt in seinen Predigten öfter die im J. 1480 erfolgte Eroberung von Otranto durch die Türken als eine Begebenheit seiner Zeit), und predigte mit so großem Beifall, daß man sprüchwörtlich sagte: Non sa predicare, chi non sa barlettare. Er hatte in seinen, wiederholt aufgelegten Predigten oft ganz artige Einfälle. So ermahnte er einst seine Zuhörer zur Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten in klingender Münze mit den Worten: „Vos quaeritis a me, fratres carissimi, quomodo tutissime itur ad paradisum? Hoc dicunt vobis campanae monasterii: *dando, dando, dando!*" Oft aber verliert er sich ins Läppische. So erzählt er in einer Pfingstpredigt: es sei fast ein Zerwürfniß in der himmlischen Hofburg (in coelesti palatio) entstanden, da der Heilige Geist nicht habe sich wollen zu den Aposteln senden lassen. Vater, habe der Sohn gesagt, ich habe den Aposteln den Tröster, den Heiligen Geist, zu senden versprochen; es ist Zeit, daß ich mein Versprechen halte. Der Vater sagt: Ich bin's zufrieden; zeige es nur dem Heiligen Geiste an. Dieser sagt: Wie haben sie dich denn behandelt? Der Sohn sagt: Sieh her, und zeigt ihm die durchstochene Seite, die durchbohrten Hände und Füße. Hm! hm! Da werde ich in einer andern Gestalt auftreten müssen, daß es mir nicht auch so ergehe. Darum sei der Heilige Geist in feuriger Gestalt und als ein gewaltiger Wind über die Apostel gekommen.

Ein künstliches Chronostichon auf Melanchthon's Tod.

Das nachstehende Chronostichon auf die eben bezeichnete Veranlassung:

Vt MorIar, VIVo; MorIar, qVIa DeIqVe VIVaM;
sIC CVpIo pLaCIDVs VIVere sICqVe MorI.

welches einen Unbekanntgebliebenen zum Verfasser hat, ist sehr kunstreich. Alle Ziffern geben die Zahl 5522 als dasjenige Jahr der Welt welches nach Melanchthon's eigenthümlicher Zeitrechnung sein Todesjahr ward. Zieht man die Summe des Pentameters (1981) von jener des Hexameters (3541) ab, so bleibt Melanchthon's Sterbejahr 1560.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 175. — 23. Juli 1849.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

1. An Immanuel Hermann Fichte.

Als wir unter den dunkelschattigen Kastanienbäumen in Gotha einhergingen, es sind jetzt bald zwei Jahre, wertheſter Freund, da gefiel mir dein Ausspruch sehr, daß die Menschheit noch jung und die Wissenschaft wie die Politik noch in den Anfängen sei; wir dürften deshalb über die socialen Zustände ebenso wenig verzweifeln als über die Lösung der socialen Frage. In der That, wenn uns die Geologie von Millionen Jahren redet, die während der einzelnen unterschiedenen Perioden des frühern Erdenlebens verflossen, und wenn wir damit den leisen aber stetigen Fortgang der Umbildung unsers Planeten zusammenhalten, so gibt die Natur uns eine Aussicht auf die Dauer der Menschengeschichte, der gegenüber ihr seitheriger Verlauf kaum zu rechnen ist. Weil unser Geschlecht den Charakter des Geistes und der Freiheit trägt, konnte es nicht sogleich fertig sein oder vollendet geboren werden, sondern mußte seine Bestimmung als ein Ideal in sich tragen das es selbstbewußt zu verwirklichen, als ein Ziel das es zu erobern hat, wir müssen unser Sein zu unserer That machen; Selbstbewußtsein ist ja nie als bloßer Zustand, sondern immer als Sichselbsterfassen, Sichselbsterzeugen. Die Weltgeschichte ist nichts Anderes als der Entwickelungsproceß der Freiheit, als die Arbeit der Menschen zu sich selbst zu kommen, und von sich aus, von der erkannten eigenen Idee aus ihr Dasein zu gestalten. Wenn darum Hegel sagt daß das Vernünftige wirklich und das Wirkliche vernünftig sei, so können wir ihm beistimmen, wenn wir zuerst untersucht haben was denn wirklich ist. Ist es das alte Laub das vom vorigen Jahr her an den Bäumen hängt, oder der treibende Saft des Frühlings der die junge Knospe schwellt? Ein Positives, einmal für allemal Fixundfertiges ist für den Geist der Pfahl im Fleisch, denn der Geist besteht nur in der rastlosen Bildung; die jetzigen Formen der öffentlichen Zustände haben als Entwickelungsstufen ihre Berechtigung, ihre Nothwendigkeit: aber wer in die Jahrtausende schaut, der wird ihnen kein immerwährendes Bestehen zuschreiben, ja er wird im Hinblick auf so manchen Glanzpunkt der Vergangenheit ihnen zurufen: Auch Patroklos ist gestorben, und war mehr als du! Wirklich ist also in der Geschichte keine einzelne Form, sondern nur das fortschreitende Leben, nur der Geist der sich den Körper baut. Dem Alten das Neue sich zu verknüpfen und den Zukunftsgedanken, der sich als Opposition gegen die Werke früherer Tage hinstellt, nicht zu bekämpfen, sondern sich organisirend seiner zu bemächtigen, ist die Aufgabe der Staatskunst, die aber Guizot so wenig als Metternich verstanden hat, und wie diese werden unsere neuern Politiker dahinfahren gleich der Spreu im Winde, wenn sie dem Drange der Jugend, dem Nothschrei der Armuth und dem Ideale der Wissenschaft nicht Rechnung, aufrichtig Rechnung tragen.

Die Philosophie schreitet keineswegs hinter den Thatsachen her um sie zu begreifen wenn sie vergangen sind, sie ist vielmehr das in Gedanken gefaßte Bewußtsein der Zeit selbst, und als solches das Licht auf dem Weg der Geschichte. Ich erinnere nur an Kant, der in Deutschland den Republikanismus als die Selbstregierung des Volks vor funfzig Jahren schon für die Aufgabe der europäischen Menschheit erklärte, und den Friedensbund der freien Völker verlangte: eine Erkenntniß die man für einen Traum ausgab, weil man in der Unnatur eines östreichischen Gesammtstaats und seiner Cabinetspolitik befangen war, und übersah daß der Denker die naturgemäße Organisation der einzelnen Völker als Grundbedingung aufgestellt hatte. Diese Idee der Nationalität, wie sie als die Selbstbestimmung eines Volks nach eigener Wesenheit Eins ist mit der Freiheit, erhob Fichte zur Klarheit des Bewußtseins, und die Befreiungskriege wurden der Donner nach dem Blitze seines Geistes. Hegel ward der constitutionnelle Philosoph. Das Recht des Geistes, der sich selbst ein Gesetz ist, ward anerkannt, aber auch das Historischgewordene als ein Gültiges ausgesprochen, gerade wie der constitutionnelle Staat die absolute Fürstengewalt mit dem Republikanismus, der Selbstverwaltung des Volks zusammenstellt, und Eins durch das Andere beschränkt. Diese Staatsform aber ist kein politisches Princip, sondern nur ein Ereigniß, ein Factum, der Vertrag zweier streitenden Parteien, die in diesem organisirten Mistrauen doch mit List und Gewalt ihren Kampf fortsetzen; und die Theilung der Souverainetät ist stets eine blos vorgebliche: entweder ruht sie im Volk, wie in England,

das eine aristokratisch-repräsentative Republik, ein Parlamentsstaat ist, oder ein Ludwig Philipp und seine deutschen Genossen, hier mehr die Minister als die Fürsten selbst, machten die Stimme des Volks durch Bestechungen, Kammerauflösungen, Verfolgungen und allerhand schlechte Künste machtlos, bis ihnen, als sie nachgeben wollten, das verhängnißvolle: „Zu spät!" in den Ohren erscholl. Ich war darum sehr verwundert zu sehen wie du solch einer Uebergangsform das Wort redetest, und zwar nicht als einer Maßregel für die jetzigen Zeitverhältnisse, sondern principiell. Denn Das scheint mir eine nothwendige Einsicht, daß ein Unterschied ist zwischen Princip und Maßregel; wer ihn nicht macht wird weder im politischen Leben richtig handeln noch richtig urtheilen. Die Politik verlangt Beides, die Idee und den Stoff, zu ihrer Verwirklichung, nämlich die Kraft und Bildungsstufe des Volks, die einmal gegebenen Menschen; sie Schritt vor Schritt dem Ideale, der vollen Freiheit, zuzuführen, und die Maßregeln zu ergreifen die hierzu die zweckmäßigsten sind, ist die Kunst des Staatsmanns. Darum war es kein Abfall von dem Princip, sondern der echte politische Blick im Ergreifen einer Maßregel, als Löwe von Kalbe, damit wir endlich zur Einheit kämen, das Erbkaiserthum verfocht, als Ludwig Simon von Trier jedes andere Panier als das der Reichsverfassung, nachdem sie einmal beschlossen war, für ein verrätherisches erklärte. Freilich wer blos ein paar Phrasen des Constitutionalismus und Republikanismus auswendig gelernt hat, oder wer die Welt nach seinem Kopf meint lenken zu können, der wird so Etwas nicht begreifen, und vielleicht gerade Das was den staatsmännischen Charakter beweist für charakterlos halten.

Auf der Fiction des Constitutionalismus als eines Princips beruht auch die Vereinbarungstheorie, die uns so viel zu schaffen gemacht hat. Eine Reichsverfassung zwischen den Fürsten und dem Volk zu vereinbaren, welch unglückseliger Einfall! Stehen sich im Staat Fürst und Volk als zwei Parteien und Gegensätze gegenüber, so ist Das eine Krankheit, eine Anomalie, da der Staat ein organisches Ganzes und die Regierung das organische Haupt desselben darstellt; eine Krankheit aber soll man heilen, nicht für Gesundheit ausgeben. Dann muß doch bei aller Vereinbarung auf einer Seite das letzte Wort sein, und wer das entscheidende Ja sagt, der hat eben den Andern wol gehört, ihm aber doch nach seinem eigenen Maß gemessen. Wer darum zur Volkssouverainetät stand, der mußte auch rasch, als ihre Wellen hoch gingen, am Vorparlamente, oder in den ersten Monaten der Nationalversammlung, die Flut wahrnehmen, und die neue Ordnung der Dinge in großen festen Zügen hinstellen; einer Majorität aber die nicht den Muth hatte das Heft in der Hand zu halten und selbst zu octroyiren geschieht ganz Recht wenn ihr nun octroyirt wird. Ueberhaupt seid ehrlich, ihr constitutionnellen Theoretiker! Haltet ihr die Monarchie für eine tiefsinnige Verfassung, erscheint euch der König nothwendig oder zweckmäßig, dann legt auch den Schwerpunkt des Staats in ihn, und ich bekenne, daß so lange das Volk durch Autorität gebunden und durch Gehorsam erzogen werden muß, der Gedanke des Königs von Preußen, durch berathende Stände und freie Presse die Stimme des Volks zu hören, dann aber die Entscheidung selbst zu treffen, und zur Verwirklichung der eigenen politischen Idee die Maßregeln zu ergreifen die nach der so dargethanen Lage die geeignetsten erscheinen, Maßregeln die vielleicht eine völlige Umbildung der Volksstimmung bezwecken, ich bekenne daß dieser Gedanke mir weit vorzüglicher erscheint als der Mechanismus des Staats und das Bourgeoisieregiment, wie es seit der Restauration Frankreich ruinirt hat. Oder liegt auch der Schwerpunkt des Staates im Volk, haltet ihr dieses für mündig, dann sei das Staatsoberhaupt auch nur der Vollstrecker des Volkswillens, wie es in England factisch zum Vollstrecker des Parlamentswillens geworden ist; es hängt dann von unsern Fürsten ab, ob sie sich fügen wie die englischen Könige, oder ob sie das Loos mehrer französischen, die Verbannung, vorziehen. Sie können eine schöne, thatenreiche Stelle einnehmen als die Ersten des Volks, mit ihm gehend, ja ihm voranschreitend als seine Führer; aber sie müßten eingedenk sein des Verses von Angelus Silesius:

Wol ist es wahr, daß Gott dich selig machen will,
Doch daß er's ohne dich soll thun, Das ist zu viel.

(Der Beschluß folgt.)

A history of the Royal society, with memoirs of the presidents; compiled from authentic documents by *C. R. Weld.* Zwei Bände. London 1848.

Diese von dem Untersecretair und Bibliothekar der Königlichen londoner Akademie (Royal society) verfaßte Geschichte derselben bietet einen reichen und höchst interessanten Stoff sowol für den Freund der Wissenschaften im Allgemeinen als auch für den Geschichtsforscher und Alterthumskenner; sie schöpft nicht blos auf der Oberfläche, sondern dringt ins Einzelne ihres Gegenstandes ein, den sie von allen Seiten zu beleuchten sucht.

Bacon war in England der Erste welcher in seinem „Novum organum scientiarum" (1620) die Idee einer allgemein philosophischen Akademie aufgestellt hat. Allerdings war schon vor ihm durch den Erzbischof Parker eine für die Erhaltung der alten Documente bestimmte antiquarische Gesellschaft 1572 gegründet, doch von König Jakob wieder aufgelöst worden. Ein unglücklicher Versuch wurde unter der Regierung Karl's I. gemacht im Coventgarden das Minerva's museum zu gründen, wo nicht blos alle damals bekannten Wissenschaften und Sprachen, sondern selbst Reiten, Fechten, Musik und Singen gelehrt werden sollten. Da man jedoch um zugelassen zu werden sein Adelsdiplom vorzeigen mußte, so trug diese Beschränkung hauptsächlich zu dem Mislingen dieses Versuchs bei. Von einem durch Sir W. Petty 1648 zum Vorschlag gekommenen Plane zu einem Gymnasium mechanicum, das für Handwerker bestimmt war, sowie von ähnlichen nacheinander hervorgetretenen Projecten hat sich Nichts weiter als der Name erhalten.

Die Royal society bildete sich wie mehre derartige Gesellschaften aus den gelegentlichen Zusammenkünften einiger Weniger, die sich theils in ihren eigenen Wohnungen, theils anderwärts zur Besprechung naturwissenschaftlicher Gegenstände versammelten. Wahrscheinlich zuerst um das J. 1600 versammelten sich diese Gelehrten bald in London, wo die Bull's head tavern in Cheapside oder Gresham college ihr Vereinigungs-

punkt war, bald in Oxford, jenachdem es die Umstände mit sich brachten. Mehre, darunter der berühmte Boyle, bildeten eine eigene unter dem Namen des Invisible college bekannte Partei, und es gibt keinen irgend hervorragenden Namen aus jener Zeit, als Evelyn, Hooke, Cowley, Wilkins, Hartlib ꝛc., an den sich nicht Vorschläge zu einer regelmäßig constituirten wissenschaftlichen Gesellschaft knüpften. Männer wie die Genannten ergriffen mit Freuden jede Gelegenheit in wissenschaftlichen Besprechungen eine Erholung von den Schrecken des Bürgerkriegs zu suchen, welcher gleichwol mit seinem wüsten Lärm bisweilen zu dem stillen Zufluchtsorte in Gresham drang, und sie einmal selbst daraus vertrieb. Indessen 1660 fanden diese Versammlungen wieder regelmäßig in Gresham college statt, und die Liste der Namen von Personen welche wirklich daran Theil nahmen, oder wahrscheinlich daran Theil nehmen würden, belief sich auf 41, und aus diesem geringen Häuflein entsprang eine Gesellschaft, deren Ruf mit den Schranken der Wissenschaft gleiche Ausdehnung hat.

Die Berichte über die ersten Sitzungen bieten ein seltsames Gemisch dar von tiefen philosophischen Ansichten und dem abgeschmacktesten Aberglauben über Dinge worüber jetzt selbst der gewöhnlichste Mensch richtige Ideen hat. Nichtsdestoweniger muß man den Ernst der Bestrebungen anerkennen welcher diese Vorläufer der Wissenschaft auf eine so rühmliche Weise auszeichnet, und sich dabei erinnern, daß sie „dem finstern Mittelalter" um 200 Jahre näher standen als wir. Es war das Zeitalter des Galilei, des Milton und mehrer Anderer, deren Name auf immer mit Ehren genannt werden wird. Große Wahrheiten begannen schon im menschlichen Geiste aufzudämmern, obwol Vorurtheil und Irrthum noch große Macht übten. Milton selbst schwebte noch in Zweifel hinsichtlich des Kopernicanischen Systems. Was aber auch immer die Mängel der hier in Rede stehenden Männer gewesen sein mögen, so darf man nicht außer Acht lassen, daß sie gleichsam die Verbindungsglieder zwischen den großen Geistern der frühern und denen der folgenden Periode waren. Einige darunter waren selbst nahe daran die transscendenten Entdeckungen Newton's vorgreifend zu verwirklichen. Alles Dies aber hinderte nicht, daß unsere Philosophen an Zauberei, Hexenwesen und dergleichen Abgeschmacktheiten so gut wie ihre übrigen Zeitgenossen glaubten. Daneben aber beschäftigten sie sich schon mit Aufgaben der praktischen Physik welche auch noch heutigen Tages die Aufmerksamkeit des naturforschenden Publicums in Anspruch nehmen.

Im J. 1662 ward die Gesellschaft durch einen königlichen Freibrief anerkannt, und ihr zugleich gewisse irländische Ländereien als Besitzthum zugewiesen, das sich allerdings nur als nominell erwies, da bei dem Kampfe um die confiscirten Güter in Irland die politischen Parteigänger ohne Schwierigkeit die Ansprüche unserer Philosophen auf die Seite schoben. Auch von dem ihr später zum Geschenk gemachten Chelsea college konnte sie gewisser Hindernisse wegen nie Besitz ergreifen, und so machte sich das Bedürfniß eines passenden Versammlungsplatzes fortwährend fühlbar, da alle desfallsigen Vorschläge an Mangel an Geldmitteln oder anderweitigen Ursachen scheiterten.

Der praktische Nutzen der Royal society scheint im ersten Jahrhundert ihrer Gründung beträchtlicher gewesen zu sein als in spätern Zeiten. Dies begreift sich hauptsächlich aus dem Umstande, daß in der ersten Zeit ein Gesetz vorhanden war welches befahl, daß, ehe irgend einem Erfinder ein Patent ausgestellt würde, seine Erfindung von der Gesellschaft anerkannt werden müsse. In jener Zeit war die Royal society die einzige Körperschaft vor welche eine wissenschaftliche Frage gebracht werden konnte, während in unsern Tagen fast jede Wissenschaft ihren besondern Verein nebst Allem was dazu gehört besitzt, sodaß neue Entdeckungen den speciellen Gesellschaften zugewiesen werden, deren Mitglieder sich ausschließlich mit dem betreffenden wissenschaftlichen Zweige befassen, während die Royal society nur die höhern und abstrusern Fragen behandelt, deren Lösung nur mehr eine indirecte praktische Wichtigkeit hat.

Die Gesellschaft verwendete viele Sorgfalt auf das Sammeln von naturwissenschaftlichen Nachrichten und Exemplaren, sowol inländischen als auswärtigen. Man stellte zu diesem Behufe eigene Reisende auf, deren Aufmerksamkeit Nichts entging. Dabei herrschten die seltsamsten Begriffe über die Bildung der naturhistorischen Phänomene. Die auf diese Weise zusammengebrachten Exemplare bildeten den Anfang einer Sammlung deren „Naritäten" den gerechten Stolz der Mitglieder der Gesellschaft ausmachten, und welche später dem British museum, wo sie sich noch jetzt vorfindet, übermacht wurde. Die Philosophical transactions begannen 1664—65 unter der Oberaufsicht des unermüdlichen Secretairs der Gesellschaft Oldenburg. Der Inhalt der ersten Nummer ist sehr bezeichnend für die damalige Zeit. Zuerst kommen Fragen und Beschreibungen, naturhistorische und physikalische Gegenstände betreffend; hierauf Vervollkommnung von optischen Gläsern in Rom, Beobachtungen über Jupiter; Beiträge zu einer Geschichte der Kälte; Aufgabe: die Länge vermittels einer Uhrmechanik zu finden; zum Schlusse Bericht über ein sehr seltsames monstruoses Kalb. Die Wunderbildungen oder Monstra waren damals an der Tagesordnung, oder vielmehr man hatte von der geheimnißvollen Kraft der Natur eine so hohe Meinung, daß selbst die kindischsten und unscheinbarsten Umstände die Idee von etwas Wunderbarem anregten.

Diese wichtige Sammlung der „Transactions" erschien anfangs in einzelnen Nummern, jenachdem sich hinreichender Stoff dazu fand. Zuerst gab es häufige Unterbrechungen, zuweilen aus Mangel an den nöthigen Fonds, dann wegen der Pest und des großen Brandes. Die siebente und achte Nummer wurden in Oxford gedruckt, da man sie in London nicht zu Stande bringen konnte. Zuweilen mußte der Secretair wegen mangelnden Materials zu allerlei Auskunftsmitteln seine Zuflucht nehmen; denn es scheint als ob die Mehrzahl der Mitglieder glaubte, es bleibe ihnen Wenig oder Nichts zu lernen übrig. In der Vorrede zum siebenten Bande heißt es: „Es scheint als ob der Gegenstand (d. h. natural philosophy) fast erschöpft sei." Dies war um 1693. Seit dieser Zeit wurden die „Transactions" regelmäßig fortgeführt; gegenwärtig erscheinen davon jährlich zwei Abtheilungen in Zwischenräumen von sechs Monaten. Jedes Mitglied der Gesellschaft hat Anspruch auf ein Exemplar, außerdem schickt die Royal society Exemplare an zahlreiche einheimische und auswärtige wissenschaftliche Vereine.

Zwischen die Jahre 1665—70 fällt die Errichtung des Greenwich observatory und die Anstellung von Flamsteed als des ersten königlichen Astronomen. Es gibt vielleicht kein zweites wissenschaftliches Institut in England welches sich seiner Obliegenheit auf eine wirksamere und nützlichere Weise entledigt hat als das genannte, welches der Royal society seinen Ursprung verdankte, und seitdem auch in ununterbrochener Verbindung mit ihr verblieb. Um diese Zeit begegnet uns zuerst der Name Newton's, welcher als 29jähriger Professor der Mathematik in Cambridge zu ihrem Mitgliede ernannt wurde. Eine seiner frühesten Mittheilungen in der Gesellschaft hatte zum Gegenstande die Beschreibung seines reflectirenden Teleskops, des ersten Instruments dieser Art, welches er der Gesellschaft übergab, in deren Besitz es sich noch heutigen Tags befindet. Bald darauf finden wir Papin mit seinen berühmten Experimenten, darunter die Bonedigesters, welche in gut verschlossenen Gefäßen bestanden, worin man aus Knochen Nahrungsmittel bereitete.

Im J. 1683 schlug Dr. Lister das Coloriren von Karten zum Behufe der Andeutung der verschiedenen Erdschichten (strata) vor, und legte so den ersten Grund zu den später vervollkommneten geologischen Karten. Zwei Jahre darauf starb Karl II., ohne jemals der Gesellschaft deren Stifter er war die Ehre seines Besuchs erwiesen zu haben; das einzige Zeichen seiner Protection das er ihr gab bestand in der Zusendung von einigen Geschenken. Im J. 1686 wurde der Gesellschaft das erste Buch in Handschrift von Newton's „Principia" überreicht. Halley übernahm dessen Druck auf eigene

Kosten, und verkaufte das Exemplar davon zu 12 Schill. Die erste und zweite Auflage waren rasch vergriffen. Im J. 1699 producirte Savery in einer Sitzung der Gesellschaft ein Modell von seiner Dampfmaschine, den ersten Keim zu einer Erfindung die seitdem in der menschlichen Industrie die größten Umwälzungen hervorgebracht hat. In dem Sitzungsbericht geschieht davon sehr lakonisch Erwähnung. „Mr. Savery", heißt es, „unterhielt die Gesellschaft von seiner Maschine, welche Wasser mittels Feuerkraft in die Höhe treibt. Man dankte ihm für sein Experiment, welches ganz der Erwartung entsprach und Anerkennung fand." Bald darauf erfolgte die Veröffentlichung von Papin's Entdeckungen, welche gleichfalls sich des Dampfes zur Vertheidigung von Städten, Trockenlegung von Sümpfen und Bewegung von Schiffen bedienten.

Im J. 1710 erstand die Gesellschaft, welche den Mangel eines zweckmäßigen, eigenen Gebäudes für ihre Sitzungen lange schmerzlich gefühlt hatte, ein Haus in Crane-Court, Fleet-Street, und verließ Gresham college. Die Lage des neuen Sitzungslocals war sehr passend für die Mitglieder der Gesellschaft. In einem der Räume stellte man das Museum auf, und während 70 Jahren diente dies Gebäude zum Hauptquartier der Wissenschaft. Seitdem wurde es in das Scottish hospital umgewandelt, und soll gegenwärtig niedergerissen werden. In dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts sehen wir die Einführung der Pockeneinimpfung, die Entdeckung der Achsenbewegung der Erde (nutation) und der Lichtabirrung von Bradley. Während der nächsten 25 Jahre bemerken wir vor Allem die Erfindung der Chronometer, wofür Harrison die Copley-Medaille erhielt; die Versuche zur Luftreinigung in Schiffen und andern Räumlichkeiten durch Hales und Pringle, Experimente welche bis zum heutigen Tage noch kein vollständiges Resultat geliefert haben.

Die Periode von 1750 bis zur Thronbesteigung Georg's III. (1760) war reich an interessanten Ergebnissen. Franklin theilte seine Abhandlung über den elektrischen Conductor mit, wurde zum Mitglied der Gesellschaft ernannt, und wohnte dem engern Ausschusse bei. Dollond machte die werthvolle Entdeckung der achromatischen Linsengläser, denen wir die Vervollkommnung der Refractor verdanken. Im J. 1761 kam der zweite Durchgang der Venus durch die Sonnenscheibe vor, und die Gesellschaft beauftragte verschiedene Mitglieder mit der Beobachtung dieses Phänomens. Der dritte Durchgang der Venus 1769 veranlaßte die Absendung der Expedition nach der Südsee unter Capitain Cook, wozu der König 4000 Pf. St. beisteuerte; eine andere Expedition ging nach der Hudsonsbai ab. Im J. 1773 fand der erste Versuch statt zur Entdeckung des nordwestlichen Durchgangs um die Küste von Amerika. Diese Reise wurde vom Capitain Phipps mit den Schiffen Carcaß und Racehorse unternommen, und obschon sie erfolglos blieb, so wurde doch schon im folgenden Jahre eine neue Expedition zu demselben Zwecke abgeschickt. Um dieselbe Zeit wurden viele der Entdeckungen Priestley's über die Luft gemacht. In einem seiner damals geschriebenen Briefe findet sich die erste Notiz von Kautschuk (India-rubber), sowie von seinem Plane in London elektrische Maschinen zu verkaufen. Priestley erhielt 1773 die Copley-Medaille, eine Anerkennung welche durch die fortgesetzten unwürdigen Angriffe auf diesen unermüdlichen Forscher viel von ihrem Werthe verlor. Im J. 1774 begann die Royal society ihre Reihe von Beobachtungen über das Barometer, Thermometer, Hygrometer, Wind und Regen, welche sie bis 1843 ununterbrochen fortsetzte, wo dieser Theil ihrer Functionen auf das Greenwich observatory überging. Zunächst haben wir die Versuche zur nähern Bestimmung der mittlern Dichtheit der Erde, welche aus der Attraction eines Berges nach einem Senkblei ermessen werden sollte. Obschon dies Factum zuerst durch französische Gelehrte ermittelt wurde, so schrieb doch Maskelyne eine Abhandlung darüber, welche ihn zunächst zu einer Reise nach Perthshire veranlaßte, wo er vier Monate in einer Hütte am Fuße des Shehallien zubrachte, während deren er seine Versuche anstellte. Die Gesellschaft schoß dazu 400 Pf. St. bei, und das Ergebniß dieses Versuchs wurde einige Jahre darauf durch den verstorbenen Francis Bailey bestätigt.

Seit 1780 verlegte die Gesellschaft ihren Sitz von Crane-Court nach ihrem gegenwärtigen Locale in Somerset-House, wo das Gouvernement ihr Säle einräumte, nebst einem Sitzungssaale und Bibliothekzimmer. Hierauf erfolgte die Entdeckung des Uranus von Herschel, die Analyse des Wassers von Priestley, Watt und Cavendish, die von General Roy 1784 begonnene trigonometrische Vermessung, deren Fortsetzung das sogenannte Ordnance survey bildet, die Herschel'schen Teleskope, Galvani's Entdeckungen und die Volta'sche Säule, Young's Untersuchungen über die Wellentheorie des Lichts, die Pendelschwingungen, Davy's und Wollaston's Entdeckungen, die Ausbildung der Geologie als Wissenschaft, im J. 1820 Babbage's Rechenmaschine, deren Construction, nachdem sie über 20,000 Pf. St. dem Staate gekostet, suspendirt wurde; gegenwärtig befindet sie sich in dem Museum von King's college in London. Schließlich erwähnen wir noch der Bridgewater-Abhandlungen, deren Verfasser zu wählen dem Präsidenten der Königlichen Gesellschaft das Recht zustand. So mag man denn behaupten, daß die Royal society von ihrem Ursprunge bis auf den heutigen Tag ein ausgedehntes wissenschaftliches Programm entworfen, mit dessen Ausfüllung sich noch viele Menschenalter zu befassen haben werden.

Die gegenwärtige Anzahl der Mitglieder besteht aus 828, einschließlich der 60 Ausländer und Ehrenmitglieder. Bei dem Eintritte verlangt man von jedem Mitglied 10 Pf. St. und einen jährlichen Beitrag von 4 Pf. St., oder ein gedrucktes Werk (composition). Zufolge einer neuerlichen Abänderung in den Statuten ist dem Ausschusse das Recht vorbehalten 15 Mitglieder aus der Zahl Derjenigen auszuwählen welche um die Zulassung sich melden. Wahrscheinlich geschah Dies um dem unbedingten Eintritte von Personen vorzubeugen die gar keine Anwartschaft auf diese Ehre haben, oder die blos aus Eitelkeit, um ihrem Namen das F. R. S. vorsetzen zu können, sich eindrängen.

Der kurze Abriß den wir hier mitgetheilt haben gibt nur eine sehr unvollständige Idee von dem mannichfaltigen Inhalte des im Eingange genannten Werks; sowol der allgemein gebildete als der wissenschaftliche Leser finden darin, nebst einer sehr reichlichen Anekdotenauswahl, ihre volle Befriedigung. Wenn wir an der Auffassungsweise unsers Verf. eine Ausstellung zu machen hätten, so beträfe sie den Punkt, daß Weld ein allzu großes Gewicht auf den Schutz der Regierung zu legen scheint. Medaillen und Decorationen mögen allerdings ihren relativen Werth haben, auch Geldunterstützungen an Gelehrte dazu beitragen ihren Verlegenheiten abzuhelfen und ihr Comfort zu vermehren. Jedoch, wenn es an der eigentlichen Lebenskraft mangelt, so reichen diese Mittel nicht aus, und hoffentlich wird die Zeit nicht allzu fern sein, wo das Bewußtsein sein Talent nützlich angewendet zu haben dem wissenschaftlichen Forscher einen reichlichern Lohn gewähren wird als selbst „das Lächeln der Könige". Was die gegenwärtige Nützlichkeit der Royal society betrifft, so bedarf es kaum der Behauptung, daß dieselbe in dem Maße sich vermindert hat als sich überall wissenschaftliche Gesellschaften für specielle Zwecke gebildet haben, und die Presse insbesondere ihre Wirksamkeit und ihren Einfluß nach allen Seiten hin verbreitet. Die Reviews, Magazines und andere gemeinnützige Zeitschriften erörtern und constatiren mit größter Schnelligkeit alle Erfindungen und Entdeckungen in den Naturwissenschaften lange bevor die königliche und andere wissenschaftliche Gesellschaften die Nachricht davon unter das Publicum bringen. Gleichwol mögen diese Gesellschaften ihren Werth behalten, wäre es auch nur um als Zufluchtsstätten für die wissenschaftliche Forschung und als Abwehr gegen den Andrang finsterer Zeloten und Vertheidiger veralteter Vorurtheile zu dienen. 42.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 176. — 24. Juli 1849.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

1. An Immanuel Hermann Fichte.

(Beschluß aus Nr. 175.)

Stahl hat vom Königthum gesagt: „Der König ist der persönliche Mittelpunkt aller Gewalt. Er ist der obere Herrscher von innewohnender Majestät, das Gefäß welches die göttliche Fürsorge die den Staat gegründet hat in sich aufnehmen und mit eigener Gesinnung offenbaren soll. Er ist die Kuppel des irdischen Baus, und ein Abglanz von oben ruht auf ihm. Er wird zur Glorie, wenn die Persönlichkeit des Monarchen ihm empfangend entgegenkommt. Ein gottesfürchtiger und von Gott erleuchteter König ist das Herrlichste was es auf Erden geben kann." Wolan, so wollen wir Alle Könige werden! Ist doch Jeder „ein Mittelpunkt" des irdischen Daseins, da in seinem Herzen alle Strahlen der Dinge zusammentreffen, ein Spiegel des Universums, Alles auf sich beziehend und ihm Werth gebend nach Dem was es für ihn ist! Lebt doch Jeder als ein Original, als eine einzige und eigenthümliche Position des göttlichen Lebens, sodaß ein Jeglicher eine besondere Gabe und Gnade hat, und es nur auf ihn ankommt diese geltend zu machen, nicht ein Nachahmer zu sein, und Das weniger gut zu wiederholen was ein Anderer schon besser gemacht hat, sondern mit tiefstem Wollen und ganzer ungetheilter Kraft Er Selbst zu sein, und er wird irgend Etwas thun was kein Anderer übertrifft, und wird, da Gott, das allgegenwärtige Centrum des Universums, auch in ihm waltet, an seinem Ort auch ein Gipfelpunkt, ein Höchstes sein. Der Abglanz von oben ruht auf aller Creatur, und wird überall zur Glorie, wo der Mensch sich in Gott erkennt, und ein freiwilliger Diener des Ewigen, damit ein freier Vollender seiner eigenen Natur zu werden den Willen und den Muth hat. Auch uns „rühre Neid und Misgunst gegen Andere nicht an", weil wir in Allen ihre Eigenthümlichkeit achten, wie wir die unsere wollen anerkannt wissen, von ihnen das Ihre empfangend und ihnen das Unsere gewährend, alle zusammen die reifen Früchte aller Arbeit genießend. Wir wollen Alle Könige werden und demüthig sprechen wie Paulus spricht: „Von Gottes Gnaden bin ich was ich bin."

Um es kurz zu sagen, mein Ideal ist nicht der Polizeistaat und nicht der Rechtsstaat, nicht die Monarchie und nicht die Republik, sondern die freie harmonische Gesellschaft sittlich schöner Individualitäten, das Gottesreich! Nach meinem Individualitätsprincip will ich die persönliche Freiheit und deren volle Ausbildung, nicht ihre Beschränkung, sondern ihre Förderung. Kein fremder Wille soll mir gebieten, ich will der Gottesstimme des Gewissens und dem Gesetz des Herzens folgen. Die Liebe sei das Band der Gemeinschaft, die keines äußerlichen Zwanges bedarf: denn indem die Einzelnen das Gute wollen, erstreben sie das Eine Rechte, Wahre; nur das Böse, das Irrige ist das Viele, wo Jeder ein Anderes im Sinn hat, im Guten und Wahren stimmen wir überein. Ob Einer allein oder ob eine Mehrzahl gebietet ist einerlei, ich bin unfrei sobald Etwas von mir verlangt wird das meiner Individualität nicht gemäß ist; ja wie die Sachen jetzt stehen wird die Herrschaft der vielköpfigen Menge nur ein Schiller'sches Wort rechtfertigen:

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn,
Verstand ist stets bei Wenigen nur gewesen.

Du wirst mich nicht so gröblich misverstehen als ob ich danach die Aufhebung aller gesellschaftlichen Ordnung begehre, als ob ich, wie man mir Das schon nachgesagt hat, durch Proclamirung einer allgemeinen Anarchie bewirken möchte daß das Volk mit gleichen Füßen in diesen Himmel auf Erden springe. Nur durch sittliche Wiedergeburt und Bildung der einzelnen Persönlichkeiten kann hier geholfen werden. „Brot und Bildung für Alle!" ist die Losung meiner Genossen; aber was die Conservativen in Frankreich dem Rufe nach Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit als ihre Trias entgegenhalten, Eigenthum, Familie und Ordnung, ist gerade unser Ziel. Wer die Persönlichkeit will, und jeden Menschen als ein Original ansieht, der erkennt auch daß dem Fürsichsein das Fürsichhaben entspricht, daß die Individualität einer eigenen Sphäre ihrer Wirksamkeit bedarf, daß durch den Besitz die Sache in das Reich des Bewußtseins erhoben, und der Innerlichkeit des Menschen ein äußerer Ausdruck gegeben wird; darum nicht das Eigenthum aufzuheben ist unser Ziel, sondern es allgemein zu machen, es Jedem zu ermöglichen. Nichts liegt uns mehr entgegen als der Communismus, der die Individualität in den Brei der Unterschiedslosigkeit auflöst, und die Selbstbestimmung durch sein Commandowort aufhebt, der mir

die Arbeit zumißt nach der Elle der Mittelmäßigkeit, und mir die Genüsse anweist nach dem Sinne der Andern, der uns Alle in eine Uniform steckt, und dessen Gleichheit die des Elends und der Roheit für Alle sein würde. Wenn ich seine Sprecher über die Schäden der Gesellschaft reden und ihre Radicalcuren marktschreierisch anpreisen höre, dann fällt mir immer der Mann ein der von Wanzen geplagt ward, und um sie gründlich zu vertilgen sein Haus ansteckte und niederbrannte. Je mehr ferner Jemand seine Eigenthümlichkeit erkennt und ausbildet, desto inniger und tiefer wird sein Verlangen sein sie durch eine ihm entsprechende wahlverwandte Persönlichkeit zu ergänzen, und wo er einmal das Gegenbild seiner eigenen Natur gefunden hat, da will er es nimmer lassen, sondern nur ihm und ihm für immer in Liebe huldigen. Endlich soll allerdings die Regierwirthschaft, das policeiliche Maßregeln mehr und mehr verschwinden, und nach eigenem Willen der Betheiligten durch Associationskreise für die einzelnen Lebenszwecke gesorgt werden. Simon von Trier sagte eines Tags in der Paulskirche: die Volkssouverainetät sei vollständig blos dann gewahrt, wenn Jeder sich selbst vertritt; sie wäre, setzte er hinzu, gegenwärtig die unerquickliche Anarchie, für die Zukunft aber erachte er sie als höchste Blüte menschlicher Bildung. Ich stimme ihm vollkommen bei, und du wirst dich sofort erinnern, daß von einigen unserer Geister ersten Ranges ein Aehnliches schon angedeutet ward. Lessing sagte: „Sieh das Leben auf und in und um diesen Ameisenhaufen. Welche Geschäftigkeit und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt, und Keines ist dem Andern hinderlich. Sie helfen einander. Die Ameisen leben in einer noch wunderbarern Gesellschaft als die Bienen, denn sie haben Niemand unter sich der sie zusammenhält und regiert. Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können, wenn jedes Einzelne sich selbst zu regieren weiß." Lessing gibt uns zu verstehen, daß ihm diese Zeit der freien Ordnung mit der des ewigen Evangeliums eintreten werde, auf das als auf das Christenthum der Vernunft er sicher hoffte. Ein Gleiches hatte dein Vater im Sinn als er den Satz aufstellte: daß der Zweck jeder Regierung nur der sei sich selbst unnöthig zu machen, und so verstehe ich auch das Schiller'sche Xenion, welches den besten Staat daran erkennen will, daß man von ihm nicht spricht. J. G. Fichte sagt weiter: daß das Rechtsgesetz, welches die Freiheit des Einen gegen die Störungen der Andern sicherstellt, seine Anwendung nur da findet wo das Sittengesetz noch nicht allgemein herrscht; nur als Entwickelungspunkt zu einem Reiche freier Sittlichkeit hatte ihm Staat und Kirche Bedeutung.

„Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben!" Das Rechtsgesetz ist nur der grobe Buchstabe der Sittlichkeit, die Feststellung derjenigen moralischen Gesetze ohne welche eine menschliche Gemeinschaft gar nicht bestehen kann, und deren Erfüllung darum von Jedem welcher in der Gesellschaft leben will gefodert und im Nothfall erzwungen werden muß; aber die äußern Zwangsanstalten werden um so mehr verschwinden, je höher die innerliche Tugend steigt, je allgemeiner die Bildung wird. Ein selbstbewußt-freies, sittlich-schönes Leben zu führen in harmonischer Entfaltung aller Kräfte der Natur und des Geistes, Das ist die Aufgabe des einzelnen Menschen wie der ganzen Menschheit, ihr Zweck, der Allen gemeinsam, nur in der Gemeinsamkeit zu erreichen ist, weil diese allein ihn den Einzelnen möglich macht. Das Gute nannte ich das Einige im Willen Aller, das Gewissen die gleiche Gottesstimme. Aber gut und frei kann der Mensch nur sein wenn ihm auch die Möglichkeit des Bösen gegeben ist, und indem er selbstsüchtig vom Guten abfiel, stand ihm dies jetzt als äußeres Gesetz gegenüber; indem die Einzelnen nur ihr besonderes Wohl suchten, löste sich das Band der Natur das sie umschlungen hielt, und mußten die Bestimmungen welche zu einem gemeinsamen Leben nöthig sind positiv festgesetzt und mit einer zwingenden Macht begleitet werden. Diese Norm und Ordnung des menschlichen Gemeinlebens ist das Recht, ihre Verwirklichung ist der Staat, der sich vom Standpunkte der Noth, Gewalt und Autorität zur Herrschaft des Gesetzes erhebt, und dann dazu fortschreitet Organismus der Sittlichkeit zu werden, in welchem für die materielle und geistige Cultur eines Jeden Sorge getragen, und ihm der Raum selbständiger Entwickelung gewährt, und so die freie Gesellschaft als das Ziel der Geschichte angebahnt wird, das Gottesreich der Wahrheit und der Liebe, das Christus zu stiften kam.

Der Staat wäre demnach, wenn du mir diesen theologischen Ausdruck vergönnen willst, eine Folge des Sündenfalls, eine Fessel für den bösen Willen, ein Schirm für die Guten. So sieht ihn auch Guizot an, darum bekämpft er die Demokratie, und will das Volk durch eine starke Regierung gezügelt und geleitet haben. Aber woher diese Regierung nehmen als aus dem Volk? Seit wann sind denn die Reichen, deren alleinige Wahl- und somit Herrschberechtigung Guizot verficht, auch die Sittlichen und vorzugsweise Sündlosen? Christus war bekanntlich ganz anderer Ansicht, hatte auch selber nicht wo er sein Haupt hinlegte. Es sagt einmal Jemand vom Verfertigen der Kanonen: man nehme ein Loch und gieße Metall darum; ich würde sagen Das sei jene aristokratische Staatskunst, wenn die scheußliche Corruption, die sie in Frankreich zu Tage gefördert, und wodurch sie eine Revolution als reinigendes Wetter heraufbeschworen, ihr nicht ein noch schlimmeres Zeugniß gäbe. Aristoteles thut einmal den echt griechischen Ausspruch: man würde gern Einem gehorchen der so schön wäre wie die Bildsäulen der Götter; Guizot's Herr und Meister, der schlaue Dynast, hatte auch dies Kennzeichen nicht aufzuweisen.

Gemäß den Kategorien der Einheit, des Unterschieds und der Harmonie oder der ihnen entsprechenden logischen Formen des Begriffs, Urtheils und Schlusses glaube ich drei große Perioden der Menschengeschichte annehmen zu können: ein Kindesalter der Unschuld und

des einheitlichen Gefühls, das als goldenes Zeitalter oder als Paradieseszustand den Menschen in der Erinnerung geblieben ist, eine Periode der noch unentwickelten, aber friedlich dahinlebenden Natur, eine Zeit des Vernunftinstincts; dann die Scheidung der Völker, die Herrschaft des Unterschieds, des Urtheils, wo die einzelnen Seiten und Kräfte des Menschen sich geltend machen, einseitig, im Kampf, sodaß die Idee der gleichen Menschheit verloren geht, und ein Volk das andere nicht mehr versteht, und in den Fremden Feinde und Barbaren sieht. Indem Christus jene Idee wiederfindet, ist er der Mittelpunkt der Geschichte: von ihm aus beginnt das Reich der Harmonie; aber noch ringt es nach Geltung, und erst wenn er in Allen lebendig, wird es ganz in die Wirklichkeit treten. Alsdann hat die Menschheit ihre Bestimmung erreicht, ist durch eigene Arbeit zu ihrem Ursprunge zurückgekehrt, verwirklicht nun ihr Wesen mit bewußter Vernünftigkeit.

Es mag bis dahin noch manches Jahr vergehen, aber wir haben ja auch noch eine lange Zeit vor uns. Und wohl uns, es kann jetzt schon ein Jeder, der es nur will, Bürger dieses schönen Reichs der Zukunft sein; es ist zwar noch eine unsichtbare Gesellschaft gleich der unsichtbaren Kirche; aber Jeder kann sich selbst in solche aufnehmen der die sittliche Wiedergeburt in sich vollzieht, der Wahrheit, der Schönheit huldigt, die Liebe zur Triebfeder seiner Handlungen macht. Flüchten wir uns, lieber Freund, bei den Wirrnissen der Politik in diese unsichtbare Gesellschaft, machen wir durch freie Menschenbildung Propaganda für sie, stets bereit auch in die Thätigkeit des öffentlichen Lebens einzugreifen, wo das Volk uns ruft, und man unsere Stimme hören will. Es ist uns doch seit einem Jahr ein ganz anderes Verständniß der Geschichte aufgegangen als wir vorher hatten, wir haben uns in neuen Sphären bewegt, neue Kräfte geübt; diesen Gewinn kann uns auch keine Reaction entreißen. Und so schließe ich auch an trübem Tage guten Muthes und philosophenruhig mit einem Sonett als einem Symbolum, an dem du den Gastfreund erkennen wirst auch ohne daß ich meinen Namen unterzeichne.

Ein schönes Loos auf stolzgeschwung'nem Flügel
Nach eig'nem Sinn durchs All dahin sich tragen,
Nach eig'nem Ziel zu lenken seinen Wagen,
Fest in der Hand der Lebensrosse Zügel.

Ein schönes Loos gleich einem blanken Spiegel
Das Bild der Welt mit innigem Behagen
Rein aufzunehmen, ruhig, ohne Klagen,
Wie auch sich löst der Schicksalsbücher Siegel.

Doch ob nach dir du frei die Welt gestaltest,
Ob du nach ihr des Herzens Kelch entfaltest,
Bewahre dir nur zu dir selbst die Treue:

Dann beut der Schmerz auch edle Seelennahrung,
Und quillt aus Leid und That die Offenbarung
Wie inn'res Wachsthum ewig uns erfreue. *)

58.

*) Eine Fortsetzung dieser „Philosophischen Briefe über die Gegenwart" geben wir im nächsten Monat. D. Red.

Ueber Deutschland.

„Ueber Deutschland" kann eine lockende Aufschrift sein, und ein Werk des Titels:

Germany; her resources, government, union of customs, and power under Frederick William IV. With a preliminary view of the political condition of Europe and America in 1848. By *John Macgregor*. London 1849.

aus der Feder eines englischen Parlamentsmitglieds und geachteten Schriftstellers verdient schon daß man hineinblickt. Vieles darin, und zwar der eigentliche Kern des Buchs begegnet dem Leser allerdings nicht zum ersten mal, ist wenigstens der statistischen Welt aus des Verf. „Commercial tariffs" bekannt, gibt sich aber hier als erwünschtes und dankenswerthes Ganzes. Daß eine solche Stimme sich ein Recht erworben über die politischen Zustände in Europa und Amerika von 1848 ein Wort zu sagen, wie der Verf. es in seinem „Preliminary view" gethan, leidet wol keinen Zweifel. Und wie er es gethan erörtert er nicht blos Zeitfragen vom höchsten politischen Interesse, sondern stellt sie auch auf den festen Boden historischer Forschung. Kommt er hier ebenfalls auf Manches zurück worüber er bereits in „The resources and statistics of nations" sowie in seinem „Progress of America" gesprochen, so war Das anscheinend unvermeidbar, und berechtigt keinenfalls Diejenigen zu einem Tadel welchen die genannten Werke bisher fremd geblieben. Er hat sein interessantes Vorwort in vier Abtheilungen geschieden: „Fortschritt der Civilisation"; „Epochen der Civilisation"; „Einwirkungen der amerikanischen und französischen Revolutionen", und „Neuester Zustand von Europa und Amerika." Dies sind vier weitschichtige Themas, deren jedes einzelne zu erschöpfender Behandlung viel, sehr viel Wissen und ungewöhnliche Geisteskräfte erheischt, von beiden Artikeln vielleicht mehr als der Verf. eignet. Doch hat auch eine allseitige Erwägung und ein vollendeter Abschluß offenbar nicht in seinem Zwecke gelegen. Was er bietet sind beachtenswerthe Mittheilungen aus den reichen Vorräthen einer ungemeinen Belesenheit, praktischer Erfahrung und geprüfter Ansichten, besonders scharf und schlagend in seinen Aeußerungen über Europas und Amerikas Gegenwart. Da es bei der Oekonomie d. Bl. unthunlich ist dem Verf. durch seine ganze Schau oder auch nur in seinen Auslassungen über Deutschland Zeile für Zeile zu folgen, so genüge „ein Stein des Gebäudes".

„Als jene unerwartete Verschmelzung wechselseitigen Handelsverkehrs, der sogenannte Zollverein, nach dem Ausdruck der Diplomatie un fait accompli, d. h. eine praktisch thätige Wirklichkeit geworden war, erkannte ich sofort in diesem socialen und commerziellen Bunde mit Hinsicht auf die nächste Zukunft Deutschlands eine große politische That, die unter kluger Leitung dem Lande zum größten und in ihrer Einwirkung zum dauerndsten Segen gereichen müsse. Er verknüpfte materielle und moralische Interessen, indem er vom Gestade des Baltischen Meers bis an die Grenzen Böhmens, Tirols und der Schweiz, von den östlichen Zollinien Frankreichs und Belgiens bis zu den westlichen Marken von Russisch-Polen alle bis dahin gestandenen Schlagbäume niederriß. Je tiefer ich in die Gesammtgeschichte des deutschen Volks eindrang, seiner Einzelregierungen, seiner fortschreitenden Intelligenz und seiner in Leipzig erscheinenden Pfennigmagazine und ähnlicher Werke, desto klarer wurde es mir, daß die Furchtherrschaft des Despotismus sich ihrem Ende nahe. Von diesem Regimente war Franz I. von Oestreich der letzte monarchische Typus. Er schauderte, vor seinem Scheiden aus dem Kreise der irdischen Fürsten, in dem Glauben an die Erfüllung des Spruchs: «Après moi le déluge», und in der Heftigkeit seiner Angst rief er klagend: «Alles ist verloren! Alles ist verloren!» Sein Tod und die Errichtung des Zollvereins trafen ziemlich in dieselbe Zeit. Gleichzeitig tagte über Deutschland die Herrschaft echt praktischer bürgerlicher und religiöser Freiheit, hoffentlich nicht die einer unausführbaren Administration." 2.

Bibliographie.

Bäßler, F., Heldengeschichten des Mittelalters. Ihren Sängern nacherzählt. Mit Illustrationen von L. Burger und Unzelmann. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Der gute Gerhard. Deutsche Volksnovelle aus dem Mittelalter. Berlin, Decker. Gr. 16. 10 Ngr.

Fürstenhaupt, A., Georg Sabinus, der Sänger der Hohenzoller'schen Dynastie. Eine litterargeschichtliche Skizze im Rahmen des 16. Jahrhunderts. Berlin, Gebauer. 8. 5 Ngr.

Galba, J., Allgemeine Lebensphilosophie. Wien, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Hersch, H., Thekla. Gesänge der Liebe. Bonn, Wittmann. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Jahr 1848. Ein Beitrag zur Geschichte des Kön. Preuß. 7ten Infanterie-Regiments. Schweidnitz, Weigmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Keller, E., Werner, oder: Das Opfer des Pietismus. Romantisches Lebensgemälde aus der Zeit. Zwei Theile. Oschatz, Oldecop's Erben. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Liebner, T. A., Die christliche Dogmatik aus dem christologischen Princip dargestellt. 1ster Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Christologie oder die christologische Einheit des dogmatischen Systems. 1ste Abtheilung. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

F. v. Logau und sein Zeitalter. Geschildert in einer Auswahl aus dessen Sinngedichten. Frankfurt a. M., Lizius. 8. 15 Ngr.

Papon, A., Lola Montes, Memoiren, nach vertrauten Briefen des Königs von Bayern und der Lola Montes und bis jetzt noch unbekannten Poesien und Documenten, politischen und literarischen Inhalts. Ins Deutsche übersetzt von F. Lichterfeld. 1ste Lieferung. Mannheim, Bensheimer. Gr. 8. 12 Ngr.

Rudelbach, A. G., Christliche Biographie. Lebensbeschreibungen der Zeugen der christlichen Kirche als Bruchstücke zur Geschichte derselben. 1ste Lieferung: Thascius Cäcilius Cyprianus. Leipzig, Dörffling u. Franke. Lex.-8. 12 Ngr.

Schweidler, W., Anleitung zum Studium des öffentlich-mündlichen Verfahrens in Strafsachen. 1ste Abtheilung. Olmütz, Hölzel. Gr. 8. 20 Ngr.

Seegebart's, Feldprediger J. F., Tagebuch und sein Brief an J. D. Michaelis, ein Beitrag zur Geschichte des ersten Schlesischen Krieges, herausgegeben von K. R. Fickert. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Singer v. Mossau, Anna Renata, die letzte deutsche Hexe. Ein Geschichtsbild dargestellt zur Erinnerung an den nunmehr hundertjährigen Niedergang eines langen und grauenvollen Irrwahns und an die Befreiung von der Schmach wälscher Inquisition in Deutschland. Nebst einem Abriß der Geschichte der Hexenprocesse im Allgemeinen und beiliegenden Actenstücken so wie einem sächsischen Hexenprocesse aus dem 17. Jahrhundert. Leipzig, Serig. Gr. 8. 10 Ngr.

Stein, E., Die Geschichte der deutschen Bauernkriege für das Volk erzählt. 1stes Heft. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 3 Ngr.

Waitz, R., Der herzogliche Park zu Gotha von seiner Entstehung bis auf die jetzige Zeit. Herausgegeben von Eyserbeck. Gotha. 8. 10 Ngr.

Zum Rechte der Geisteskranken. Benamung und Begriffsbestimmungen der Geisteskrankheiten im Allgemeinen Preußischen Landrecht. Arnsberg, Grote. Gr. 8. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Das Dresdner Blutbad. Oder des Volkes Erhebung und Fall zu Dresden. Eine parteilose Schilderung des im Mai 1849 zu Dresden stattgehabten Kampfes. Von einem Augenzeugen. 2te Auflage. Bautzen, Reichel. 8. 2 Ngr.

Evers, G., Die deutsche Nationalversammlung und die deutschen Regierungen. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Frosch, R., Ansichten und Vorschläge zur Verständigung über die Reorganisation und Union der evangelischen Kirche. Brieg, Schwartz. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Jahre 1846—1848 in ihren wichtigen Bedeutungen. Aus den Papieren des jüngst verstorbenen Benedictinermönches Albertus. Hoyerswerda, Erbe. 8. 2 Ngr.

Das neue protestantische Kirchenregiment Mecklenburgs und die kirchlichen Gemeinden. Von K. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 4 Ngr.

Krause, E., Der Aufruhr in Dresden am 3., 4., 5., 6., 7., 8. und 9. Mai 1849. Nach amtlichen Quellen dargestellt. 4te mit einem Nachtrag vermehrte Auflage. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 6 Ngr.

Nitzsch, G. W., Ueber Reform der Gymnasien als allgemeinerer Bildungsanstalten. Ein pädagogisches Gutachten mit Bezug auf die Gymnasialanstalten Schleswig-Holsteins und die Projecte der Rendsburger Lehrerversammlung. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 8⅓ Ngr.

Propheten-Harmonie oder Uebereinstimmung der Weissagungen des Holzhauser, Ricci, Herrmann v. Lehnin, Methodius, Malachias, Spiel-Bähn, Joh. v. Lilienthal und anderer bewährter Propheten in ihren Aussagen über das sechste Stadium der katholischen Kirche, so wie über die Person des Monarchen und die Zeit seines großen Auftretens, nachgewiesen von einem Weltpriester. Paderborn, Schöningh. 8. 2½ Ngr.

Riehl, W. H., Nassauische Chronik des Jahres 1848. Das ist: Die Geschichte der Erhebung des nassauischen Volkes. Wiesbaden, Schellenberg. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schlesier, C., Ansprache an die christlichen Gemeinden Anhalts in Bezug auf §. 23 und §. 24 unserer Verfassung. Zerbst, Kummer. Gr. 8. 1¼ Ngr.

— — Das Verfahren der Gegner des §. 24 unserer Verfassung. Ebendaselbst. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Sievert, C., Beschreibung des Kampfes in Dresden vom 5.—9. Mai, seiner Strategie und Taktik. Mit einem Plane der Stadt Dresden. Neustadt-Ew. Gr. 16. 5 Ngr.

Spiel-Bähn der Prophet. Die merkwürdigste Prophezeihung auf unsere Zeit und Zukunft. Nach einem alten Manuscripte. 5te, nach dem Wortlaute des betreffenden Manuscripts mit den fehlenden Versen der frühern Ausgaben erweiterte Auflage vom alleinigen Eigenthümer des Urtextes W. Schrattenholz. Bonn, Habicht. 12. 3 Ngr.

Stelzhamer, F., A. E. I. O. U. oder: Des Kaisers zweite Flucht. Politisches Volkslied. Linz 1848. 8. 1½ Ngr.

Ueber den Entwurf des Mecklenburgischen Staats-Grundgesetzes wie solcher im fünften Bericht des Verfassungs-Ausschusses der Abgeordneten-Kammer zu Schwerin vorliegt. Von K. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Ueber die practische Friedensbasis zwischen Deutschland und Dänemark. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 4 Ngr.

Ueber Verbesserung der Gefängnisse und die Einführung des Strafsystems der Einzelhaft. Von einem Justizbeamten. Mit besonderer Beziehung auf Kurhessen. Hanau, Edler. 8. 3½ Ngr.

Was hat der Entwurf der Verfassung des deutschen Reichs der drei Regierungen an der Frankfurter Verfassung und dem Wahlgesetze abgeändert? Eine Zusammenstellung der differirenden Paragraphen. Nach den amtlichen Ausgaben abgedruckt. Posen, Merzbach. Gr. 16. 2½ Ngr.

Wasserschleben, H., Das Kirchenregiment und die bevorstehende Reorganisation der evangelischen Kirche. Ein kirchenrechtliches Gutachten. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Wirth, J. G. A., Letztes Wort an die Deutsche Nation. Mit Randglossen von M. Wirth. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 177. —— 25. Juli 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Erster Artikel.

Der Reichthum des geistigen Lebens wie er sich in den Literaturen der Völker darstellt hat für Denjenigen der tiefer in denselben eindringt etwas unendlich Wohlthuendes, aber, man kann es nicht leugnen, auch etwas Beunruhigendes. Das Wohlthuende liegt darin, daß man durch den Blick in jenen Reichthum über das oft spärlich Zugemessene, über das Beschränkende der Einzelexistenz hinausgehoben wird, daß man einmal für allemal sich davon überzeugt welche wichtige Aufgaben dem menschlichen Geschlechte gestellt, aber auch welche Lösungen ihm vergönnt sind, und wie trotz aller Ungunst der Umstände durch immer wieder hervortretende bedeutende Leistungen von Geschlecht zu Geschlecht ein baarer Gewinn abgesetzt wird, der einen bleibenden Werth in Anspruch nimmt, und ohne allen Zweifel auf ein Gesammtresultat der Geschichte hinweist, auf einen letzten Sieg, welchen nicht die Barbarei sondern die Cultur davontragen wird. Das Beunruhigende jedoch welches jener Reichthum veranlassen kann macht sich darin geltend, daß der Einzelne oft nicht einsieht wie er solchen Reichthum bei der Kürze des Menschenlebens sich aneignen soll, und wenn er auch von sich absehen wollte, wo das Gesetz verzeichnet ist, besonders aber wie es beschaffen sein dürfte, nach welchem nichts Werthvolles aus dem Ganzen der Menschheit verloren geht, sondern irgendwie seine Frucht bringt, und auch womöglich seine gerechte Würdigung findet. Dieses Letzte zumal scheint von großer Wichtigkeit zu sein. Denn es möchte allerdings des Geistes der die Menschheit beseelt und rastlos vorwärts treibt einzig würdig befunden werden das Bewußtsein über das Wesen der Welt und die Bedeutung dieses Wesens immer weiter auszudehnen, und sich in solchem Bewußtsein auch immerdar zu erhalten. Es ist aber nicht blos der Reichthum des Dinglichen oder der Reichthum der Ereignisse welcher uns fesselt, und den wir nicht bewältigen können, es ist auch vor Allem der Reichthum des Individuellen, der Reichthum menschlicher Eigenthümlichkeit, welcher uns in Erstaunen setzt je weiter wir vordringen, und der in seiner Unüberschlichkeit uns fast besorgen läßt — besonders unter den Wechselfällen unsers heutigen politischen Nervenfiebers und den wildesten Ausbrüchen fanatischer Roheit — es könnte denn doch manches bedeutende Individuum bei der Fülle der Erscheinungen völlig unbeachtet bleiben oder doch schnell wieder vergessen werden.

Nun ist es zwar vor Allem die Aufgabe der Nationalliteratur wenigstens innerhalb der Nation eine Sicherstellung zu leisten in Betreff des Erwähnten. Allein auch hier tritt schon wieder dieselbe Schwierigkeit ein wie die ist welche wir soeben herausgestellt haben. Der einzelne Literaturhistoriker, und der charakterfeste vielleicht am ersten, bringt gleichfalls seine Lieblingsansichten mit, nach denen er gewisse Schöpfungen über Gebühr in den Vordergrund drängt, viele andere dagegen mit allgemeinen absprechenden Bemerkungen beseitigt oder wol gar völlig vernachlässigt, ohne zu bedenken daß sie aus Individualitäten hervorgingen die ungeachtet großer Abnormität, krankhafter Richtung dennoch durchaus Original waren, und einen Einfluß übten der in der gegenwärtigen Cultur immer noch fortgestaltende Kraft hat. Wer könnte sich z. B. dabei beruhigen wie in so mancher Literaturgeschichte Schriftsteller wie Klinger oder Hippel oder Hamann oder Hölderlin abgefertigt, nach allgemeinen Kategorien gestreift werden, oder wie man nun gar viele Andere, in denen oft das intensivste, zarteste Seelenleben waltete, sodaß sie für ein ganzes Zeitalter der Flüchtigkeit und Roheit Ersatz geben, wie man die nun auch in einer solchen Literaturgeschichte fast rudelweise zu beseitigen weiß oder völlig unerwähnt läßt.

Aber wie es häufig der Fall ist, so liegt auch hier gerade in Dem was das Uebel nährt auch schon wieder Dasjenige was es entfernt. Der Reichthum des geistigen Lebens, welcher so Vielem den Untergang und Vergessenheit droht was werth wäre erhalten zu bleiben, und im Andenken der Menschen fortzudauern, ist es auch wieder welcher für seine eigene Erhaltung wirkt. Denn gerade durch die Vielgeschäftigkeit so vieler wirkenden Kräfte, so vieler Individuen, von denen jedes seine eigenen Bevorzugten und sich selbst zur Erscheinung bringt, wird es gar nicht mehr dem Belieben des Einzelnen anheimgestellt zu entscheiden was beachtet oder erhalten werden solle und was nicht, sondern es entsteht jetzt vielmehr eine so umfangreiche Gegenseitigkeit, ein so Alles,

auch das Verborgenſte aufſtörender Culturverkehr Aller mit Allen, daß jenes Geſetz der Gerechtigkeit und Anerkennung nach welchem wir ſuchten nirgend im Beſitze des Einzelnen mehr iſt, und deshalb auch nie blos von ihm erfüllt wird, wol aber im Beſitze aller Beſſern zuſammen. Daher denn auch die Erfüllung ſolchen Geſetzes von der Wahrheitsliebe und Tüchtigkeit der Einzelnen zuſammen abhängt, indem Jeder ſich durch ſeine eigene Gediegenheit tragen hilft wie er wieder von Andern getragen wird. Sonach iſt die Vertheilung der Arbeit, dem Talente und Berufe des Einzelnen gemäß, von der unſere Zeit auf einem andern Gebiete ſo viel zu ſprechen pflegt, auch auf dem des Geiſtes und der Cultur überhaupt von ſo großer Wichtigkeit, ſowie auch die Biographie und Selbſtbiographie, das Memoire, die Charakteriſtik des Iſolirten, die Veröffentlichung des Nachlaſſes eigengearteter Naturen, die Mittheilung von Briefen für die Erfüllung jenes Geſetzes von äußerſt ſegensreichem Einfluſſe ſind, damit Jedem der ſich eines tüchtigen Strebens, einer eigenthümlichen Weltanſicht zu erfreuen hatte Gelegenheit gegeben werde vor oder nach ſeinem Tode ſein Recht ſelbſt zu führen, oder damit ein Anderer für ihn in die Schranken trete, und ſo die bloße Zufälligkeit der Kenntnißnahme, welche mehr oder weniger immer Barbarei iſt, völlig geſtört werde. Erſt auf dieſem Wege reifen wir einer Gerechtigkeit und Vollſtändigkeit der Culturgeſchichte entgegen welche ein ſociales Werk iſt, und nicht mehr das bloße Thun und Treiben des Dilettanten oder des einzelnen Gelehrten, und es entſteht auf dieſe Weiſe zuletzt für die Menſchheit eine Congruenz zwiſchen ihrem Inhalt und ihrer Erſcheinung, zwiſchen dem innern und dem öffentlichen Leben, welche nicht blos die wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Cultur, ſondern auch die verhältnißmäßig vollſtändige ſittliche Geſundheit der Geſellſchaft zur unausbleiblichen Folge hat oder vielmehr dieſes Wohlſein ſchon ſelbſt iſt.

Beſonders nun fodern eine ſolche Erweiterung der culturgeſchichtlichen Darſtellung wol diejenigen hervorragenden Individualitäten welche zwar während der erſten Periode ihrer Entwickelung den Ausdruck ihrer Eigenthümlichkeit dem Publicum übergaben, dann aber durch dringende Umſtände veranlaßt ſich zurückgezogen, und jetzt in der Verborgenheit und meiſtens ſchweigend ihr Perſönliches vielleicht am reinſten herausarbeiteten, jedoch auch die Sympathien mit Andern von jetzt ab mit um ſo größerer Selbſtändigkeit pflegten. Erfreuten ſolche ſchon früher, eben weil ſie von dem Herkömmlichen zu abweichend waren, ſich keiner zu großen Beachtung, ſo wurden ſie während ihrer Zurückgezogenheit von den Meiſten faſt der Vergeſſenheit überwieſen, ohne daß man zu ahnen vermochte daß die Vergeſſenen in der Stille noch erfolgreicher als früher an ihrer Vollendung arbeiteten, aber auch das Wohl und Wehe ihrer Mitmenſchen unausgeſetzt am Herzen trugen, ſodaß jene Vergeſſenen erſt mit ihrem Tode der Welt wieder ins Andenken traten, und von der noch ſpätern Nachwelt vollends den Trefflichſten ihrer Zeit beigeſellt werden dürften. Dieſes zuletzt Geſagte beſonders leidet ſeine volle Anwendung auf Karoline von Woltmann. Dieſe Frau iſt bis dahin weniger bekannt geworden als es der Reichthum ihres Geiſtes, der Adel ihres Herzens, das Hervorragen ihres ganzen ſchriftſtelleriſchen wie menſchlichen Charakters verdienen. Sie ſelbſt hatte freilich auch längſt auf allen bloßen Tagesruhm verzichtet, und zwar aus tiefer Einſicht in Das was allein dem Menſchenleben bleibenden Werth ertheilt. Sie fand während ihrer letzten Jahre, ungeachtet ſie die großen Umwälzungen des Tages — deren unerhörteſte ſie dennoch nicht mehr erleben ſollte — mit dem friſcheſten Intereſſe und dem reifſten Urtheil verfolgte, faſt nur in der ſtrengſten wiſſenſchaftlichen Arbeit und in Freunden die ſie zu verſtehen vermochten ihre Welt. Aber wie ſie ſich entwickelte, wie ſie während der Körper immer ſchwächer wurde faſt zuſehends an Geiſt, an Willenskraft erſtarkte, wie ſie an Energie und Beſtimmtheit des Urtheils in einer Weiſe fortſchritt die in ihr beinahe den Mann offenbarte, wenn das weichſte Gemüth und die receptivſte Nerventhätigkeit an dem Weibe hätten zweifeln laſſen: ſo führte ſie für ſich ſelbſt wol den ſprechendſten Beweis, wie man gerade dann noch die Hauptphaſe des Lebens in ſich durchmachen könne, wenn man vom Schauplatze der Welt bereits abgetreten ſei, und wie man gewiß ſein dürfe erſt recht für die Unvergänglichkeit der Exiſtenz zu arbeiten, wenn man im höchſten und umfaſſendſten Sinne für das Sterben ſich vorbereite.

Dieſes eben Geſagte iſt wichtiger für den Charakter der Frau von Woltmann als man bis jetzt vielleicht ſchon zugeben wird. Das letzte Stadium ihres Lebens war ihr reichſtes, weil ſie jetzt als Witwe, und als eine ſo geiſtvolle, vielſeitig gebildete Frau im beſten Sinne des Wortes ſich ſelbſt lebte, weil ſie ſich jetzt in dem Grade in ſich ſelbſt concentrirte, ſich ſogar über ſich und alles äußere Geſchehen erhob, und doch in ihrer äußerlich zuletzt ſo kleinen Welt voll geſundeſter Lebensluſt blieb, voll reger Empfänglichkeit für die Schickſale Anderer, ungeknickt an idealer Stärke, ungeneigt zu jener unwürdigen Anſpruchloſigkeit und Furcht ſo vieler Frauen: etwa nicht gleichen Schritt halten zu können mit den Männern da wo es ſich um die Löſung großer Probleme handelte. Aber in allen dieſen Eigenſchaften zeigte ſich Karoline von Woltmann ohne alle Ueberſpanntheit, vielmehr war ſie zugleich mit einer Art Zärtlichkeit zugekehrt auch dem weiblichen Kleinleben, weiblicher Fürſorge für das Unbedeutendſte, worin Frauen ſo liebenswürdig ſein können, ganz und gar Frau bis auf Lebhaftigkeit aber auch Ausdauer des Gefühls, der Empfindung, oft voll kindlichſter Naivetät. Ungeachtet ſie ſo entſchieden dem Geiſte lebte, und Das was an der Endlichkeit Tand iſt hinlänglich kannte und verachtete, ſo hatte ſie ſich doch die Grazie des Erſcheinens bis auf die Kleidung hin ſtets erhalten. Und dieſe ganze Vielſeitigkeit mußte man an ihr um ſo mehr bewundern, als der Schmerz um ihren Gemahl (er ſtarb bereits 1817) wol

nie von ihr gewichen war, und sie fast grundsätzlich allem Vergänglichen entrückt hatte, sodaß dieser Schmerz auch unverkennbar wie ein schwarzer Faden durch ihre Schriften, besonders durch ihre Briefe hindurchgeht, welche sie fast immer schwarz siegelte: eine Gewohnheit die beinahe auf ein Gelübde hindeutet, wie dergleichen Frauen nicht selten Bedürfniß zu sein pflegt.

Doch es ist Zeit nach diesen allgemeinern Bemerkungen nun auch einiges Speciellere beizubringen, soweit dieses dem nahe betheiligten Verfasser nach einem so herben Verluste schon jetzt möglich sein sollte. Ich gestehe aufrichtig, daß ich die nähere Kenntniß einer so außerordentlichen Persönlichkeit wie die der Frau v. Woltmann ebenfalls der Barbarei des Zufalls, wie er noch vielfach in der literarischen Welt entscheidet, zu verdanken habe. Der literarische Name der trefflichen Frau war mir zwar längst bekannt geworden. Da wurde mir 1842 das — so viel ich weiß — letzte Buch der Frau v. Woltmann mitgetheilt, welches sie nach langem Schweigen der Oeffentlichkeit übergeben hatte. Es ist naturwissenschaftlichen Inhalts im weitern Sinne des Wortes und hat den Titel: „Das Lebensgesetz, die Formen und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens", mit dem Motto: „Denn wo die Lieb' erwacht, da stirbt das Ich, der dunkele Despot." Ich wurde nun durch das genannte Werk so gefesselt und für dasselbe eingenommen, daß ich alsbald im „Königsberger Literaturblatt" eine Anzeige davon gab, selbige der Verfasserin zusandte, welches denn bis zu ihrem Lebensende einen mehrfachen literarischen Austausch zur Folge hatte, von dem ich noch als ein theures Denkmal von der außerordentlichen Frau die seelenvollsten Briefe aufbewahre. So gedenke ich denn im weitern Verlaufe dieser Darstellung, nach Erwähnung einiger äußerlicher Notizen, und darauf folgender weitern Charakteristik, Manches aus ihren Briefen mitzutheilen, soweit zu berücksichtigende Umstände schon jetzt Dieses erlauben. Es beabsichtigt aber der Verf. mit dieser ganzen Ausführung in keiner Weise etwas durchaus Zusammenhängendes oder Erschöpfendes zu geben, sondern er will nur darauf hindeuten wie wir in Frau v. Woltmann eine der charaktervollsten deutschen Frauen verloren haben, die es werth wäre weiter auch in dem heutigen Deutschland gekannt zu werden — welches wol am erfolgreichsten dadurch erlangt würde, daß man eine Sammlung ihrer Schriften unternähme, und zwar mit Inbegriff alles Dessen was von ihr bis dahin gedruckt worden, und Dessen was sich im Nachlaß etwa noch vorfinden sollte. Niemand aber wäre wol geschickter und sachkundiger zu einem solchen Unternehmen als Varnhagen von Ense, dessen Leistungen auch in derartiger Zusammenstellung mit Recht einen classischen Ruf erhalten haben, wie er die Verstorbene auch bis in die letzte Zeit hin persönlich gekannt hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere politische Poesie. *)

Da sind denn Stimmen aus allen Theilen des lieben Deutschlands, von Wien nach Kiel, von Frankfurt nach Gotha, von Halle nach Schwerin! Da entladet sich in Versen die gute und schlechte Gesinnung, es ertönt der Unkenruf der Reaction sowie das Schmettern der Lerche der Freiheit. Betrachtet man alle diese Büchlein und Verse mit ihren Bestrebungen und Absichten, mit ihren Gegensätzen und Feindschaften, so hat man ein flüchtiges Bild des zerfahrenen, zerrissenen deutschen Lebens wieder. Alle Parteien drängen sich da vor, und geben ihre Stimme ab: die einen mit Maß und Bedacht, die andern mit Ueberschwenglichkeit und Sentimentalität, und wieder andere mit Gift und Aerger. Gebe doch Gott, daß nicht aufs neue alle die Verstimmungen des politischen und socialen Lebens sich in die Literatur wieder zurückwerfen, daß sie vielmehr am wirklichen Leben sich abarbeiten, und an diesem ihre Kraft zu bewähren suchen: denn für die Poesie entspringt daraus wahrhaftig wenig Gewinn, aber auch für die wirklichen Zustände ebenfalls keine, höchstens nur eine ganz lebensmatte Rückwirkung. Das verflossene Jahr bot in seiner Erregtheit, in seinem Kampf und Drang manchen ergiebigen Stoff dar: getäuschte Hoffnungen, kühne Erwartungen, unbefriedigte Gelüste, Haß und Liebe, Alles wurde verwandt um auf den leichten Flügeln des Liedes und der Verse in das Volk einzubringen. Systematisch wurde diese Straßenliteratur, gereimt und ungereimt, von allen Parteien betrieben; wollte man aber viele grüne Zweige suchen auf denen die Noah's-Taube der keuschen und reinen Poesie ruhen könnte, so würde man sich vergebliche Mühe geben: klagend wird sie über den Wassern umherirren, und nicht wissen wohin sie ihren Fuß setzen soll. Es kann daher auch dem Leser d. Bl. nicht darum zu thun sein diese einzelnen Erscheinungen alle selbst in ihrer Hohlheit und Nichtigkeit mikroskopisch etwa betrachtet zu sehen, noch weniger würde diese Arbeit für den Ref. erquicklich sein, da die Ausbeute auch gar zu gering ausfallen würde; wir werden uns sonach mit Uebergehung specieller Betrachtung kurz an die Erscheinungen halten die einer eigentlichen Beachtung werth sind.

Das bedeutendste Büchlein unter den angezeigten sind die

*) 1. Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Erstes, zweites, drittes, viertes Caput. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. 8. 1 Thlr.
2. Neue Brieflein der Männer im Trüben ꝛc. an Herrn Arnoldum Rugium von einem frankfurter Bürgerskind. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. 12. 3 Ngr.
3. Epistel der Frau Germania an ihren Sohn den deutschen Michel. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. 16. 2 Ngr.
4. Soldaten-Büchlein von Zedlitz. Der östreichisch-italienischen Armee gewidmet. Zweite Auflage. Wien, Gerold. 1849. 8. 8 Ngr.
5. Im Jahr der Verwirrung 1848. Sechs Gedichte von Gustav Künzer. Neisse, Graveur. 1849. 16. 5 Ngr.
6. Deutschlands Auferstehung. Freiheitslieder von P. H. Welker. Gotha, Stollberg. 1849. 12. 7½ Ngr.
7. Ein Jahr in Liedern. Zeitstimmen aus dem J. 1848 von Otto Prechtler. Wien, Lehner. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.
8. Der Kampf um die Freiheit. Ein Cyklus Romanzen aus dem Befreiungskrieg der Griechen von Friedrich Körner. Halle, Heinze. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
9. Kerkerblüten aus Bruchsal von Konrad Hollinger. Villingen, Förderer. 1848. 8. 6 Ngr.
10. Landtagsbilder von X, Y, Z. Erstes und zweites Bändchen. Schwerin, Kürschner. 1849. 8. 10 Ngr.
11. Kampf- und Schwertlieder von Heinrich Zeise. Kiel, Schröder. 1849. Gr. 8. 12½ Ngr.
12. Ein Fastnachtsspiel von der Demokratie und Reaction. Zu Nutz und Kurzweil gemeiner Christenheit verfasset durch Strauß. Frankfurt a. M., Zimmer. 1849. 16. 2½ Ngr.

vier Hefte der Reimchronik von Mauritius (Moritz Hartmann), nicht allein ihrem stofflichen Inhalte nach, sondern auch vermöge der poetischen Anschauung und Darstellungsweise. Die rasch aufeinander folgenden Auflagen beweisen übrigens schon hinlänglich die große Theilnahme des Publicums, und überheben uns das Büchlein so detaillirt zu besprechen wie es dasselbe werth ist, und zwar um so mehr werth ist, als es Stücke enthält die mit einem edeln poetischen Genuß empfunden und wahrhaft dichterisch dargestellt sind. Außerdem sind die Hefte voll von einem trefflichen Humor, und mitunter tief einschneidender Satire, wozu das Parlament und seine Persönlichkeiten hinlänglich Stoff bieten, sodaß die Aufzeichnungen des Reimchronisten dadurch auch ungemein piquant werden. Eine der gelungensten, tief empfundenen Abtheilungen des Buches ist die welche die Ueberschrift „Wien" führt (Heft I, 19). Eine tiefe sittliche Entrüstung führt hier den Griffel des Reimchronisten, wenn er die Politik Oestreichs betrachtet.

Zu Olmütz herrscht in Purpurwindlein
Ein Czechisch redend Prinzenkindlein,
Und überall zum Zeitvertreib
Ein unverantwortliches Weib,
Ein Weib so klug wie eine Schlange,
Ein Weib das nicht auf seinem Gange
Vor Leichen und vor Blut erschrickt —
Ein Weib auf das das Volk so lange
Wie auf jene Medizäerin blickt.

Und weich und wehmüthig wird der Ton den er anschlägt, wenn er den gefallenen Wienern ein Todtenlied singt:

Friede den Schlummerern!
Heil den Gestorbenen,
Die in der Erde ruh'n,
Die der erworbenen
Freiheit sich freuen nun:
Friede den Schlummerern!

Man könnte versucht sein hier den ganzen Abschnitt noch einmal herzusetzen, wenn man nicht annehmen müßte, daß er dem größten Theil der Leser d. Bl. schon bekannt sei; jedenfalls wollen wir besonders darauf aufmerksam machen, und nur die Schlußstrophe der Todtenfeier für Robert Blum hier noch hinsetzen (S. 33).

So ruhe sanft und gut, mein Robert!
Nicht braucht's den Wunsch, daß leicht dir werde
Die blutgetränkte wiener Erde,
Der Boden den du dir erobert.
Du bist nicht todt, trotz aller Klage
Des deutschen Volks, trotz aller Lieder;
Schon seh' ich wie sich nieder,
Für alle künft'gen Leidenstage,
Wie Wolkenmonumente senken
Aufs frische Grab: dein Angedenken
Und eine neue Sage,
Ein Mythus geht: der Robert lebt,
Der Robert Blum, den sie erschossen,
Und jedes deutsche Herz erbebt:
Das theure Blut ist nicht geflossen —
Die Hoffnung raunt uns in die Ohren:
Entflort, entflort die Tricoloren,
Noch, noch ist Deutschland nicht verloren.

Das zweite Heft führt die besondere Ueberschrift: „Die symbolischen Thiere"; das dritte: „Traumbuch für Michel", das vierte: „Eljen Kossuth!" Mögen diese wenigen Worte und Proben dazu beitragen, daß der Kreis der Freunde dieses Dichters sich mehre, und die Hefte noch ferner das Interesse rege halten, das sie wahrhaft verdienen.

Bei Brönner in Frankfurt erschienen „Novae epistolae obscurorum virorum ex Francofurto Moenano ad D. Arnoldum Rugium, philosophum rubrum nec non abstractissimum datae." Das unter 2) angeführte Büchlein ist eine Nachbildung desselben; jedoch ist die Schärfe des Humors hier mitunter verwischt, und manche originelle Wendung verblaßt, obgleich „das frankfurter Bürgerskind" nicht ohne Geschick diese Brieflein

„Aus altrömischer Schrift übersetzet,
Und in zierliche Reimlein gehetzet,
Auch mit Sprüchlein durchwebt und durchwind't".

Es ist der Humor der rechten Seite des Parlaments gegen die linke, und als solcher ein Seitenstück zu der „Reimchronik", ohne jedoch rücksichtlich der Tiefe und poetischen Auffassung auch nur im geringsten mit jener wetteifern zu können. Ueberhaupt wird angesichts des Ausgangs und des Verlaufs der Nationalversammlung der Leser den Humor oft nicht finden können oder gar nicht mögen, ebenso wenig wie er an der langweiligen „Epistel der Frau Germania" mit dem altklugen doctrinairen Zopfgesalbader besondere Freude haben wird: es sind in Reime gebrachte Reden aus dem stenographischen Bericht, gehalten von Mitgliedern der rechten Seite des Parlaments.

(Der Beschluß folgt.)

Lesefrüchte.

Ein Urtheil über Berlin aus dem Jahre 1774.

Ein solches ist enthalten in einem Briefe des Marschalls Conway, mitgetheilt in „Memoirs and correspondence of Sir Robert Murray Keith, envoy extraordinary and minister plenipotentiary at the court of Dresden, Copenhagen and Vienna, from 1769 to 1792, edited by Mrs. *Gillespie Smith* (2 Bde., London 1849), datirt Dresden, 21. Juli 1774. Er lautet: „Werther Freund. Sie wünschen von meiner weitern Reise zu hören, und ich habe Ihnen bereits davon gesagt, nachdem ich bis Braunschweig gelangt war. Potsdam und Berlin fand ich ziemlich genau wie Sie mir beides geschildert, beiweitem die hübschesten, aufgeputztesten Städte die ich je gesehen, aber so ganz äußerlich, so unnatürlich und gekünstelt hübsch, und im Innern eine Dürftigkeit und Leere, daß das Ganze lächerlich erscheint. Werden vornehme Häuser von vornehmen Leuten bewohnt, so macht sich Das grandios und schön. Wohnt aber ein Bartkratzer oder ein Schuhflicker in einem Palaste, ist Das lächerlich. Die seltsame Passion des Königs solche Gebäude aufzuführen, und die unermeßlichen Summen die er darauf verwendet gehören zu den Mirakeln Friedrich's II. Sein Palast hingegen ist ebenso edel als wundervoll. Daß er im Stande gewesen außer solchen Städten nach einem solchen Kriege einen solchen Palast zu bauen ist ein Wunder; daß er im Stande gewesen ihn in drei Jahren zu bauen ist eines seiner Mirakel. Mir dünkt, wie gesagt, dieser Palast sehr edel, und fehlt ihm auch die Reinheit des italienischen oder selbst des französischen Geschmacks, so erinnere ich mich doch, daß Sie ihn unterschätzt und zu streng getadelt haben." 4.

Ein französisches Quid pro quo.

Nicht blos sonst, auch noch immer jetzt werden von den Franzosen viele nomina propria auf Büchertiteln misverständlich aufgefaßt, was oft gar komisch wirkt. Erst neuerdings paradirte „Herr Buffey auf der Berlin-potsdamer Eisenbahn" unter der Eisenbahn-Literatur. In einem ältern Kataloge werden die von Buddeus im Verlage des Waisenhauses zu Halle herausgegebenen Briefe Luther's also aufgeführt: „Cum Buddei dissertatione praeliminari ed. *Orphanotrophius*. Halae 1703. 4." In demselben wird das Herkommen (Observantia imperii) zu einem besondern Gesetz gemacht: „Habent Germani quoddam jus, quod vocant Hercomman." 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 178. — 26. Juli 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 177.)

Was die äußern Lebensschicksale der Frau v. Woltmann betrifft, so dürfte nicht blos dem Verf. (der, beiläufig bemerkt, Karoline v. Woltmann persönlich kennen zu lernen nie das Glück hatte), sondern auch sonst der Oeffentlichkeit wenig Anderes darüber bekannt geworden sein als Das was sich davon in den Ergänzungen derselben zu ihres Mannes Selbstbiographie, im ersten Bande der Werke Karl Ludwig v. Woltmann's, reflectirt.

Karoline v. Woltmann gehörte, ungeachtet einer sehr scharf markirten Eigenthümlichkeit und ursprünglichen Selbständigkeit des Geistes, in keiner Weise zu den Frauen welche gern viel von sich reden machen. Sie hatte im Gegensatz zu der modernen Frauenemancipation, obwol das Bedürfniß geistig zu produciren stets aufs lebhafteste in ihr vorhanden war, und obgleich sie in der Wahl der Stoffe, wie in der Gestaltung des Gedankens, oft eine entschiedene Männlichkeit verräth, sie hatte sich darin die reinste Weiblichkeit bewahrt, daß sie nichts Apartes äußerlich bezweckte, daß sie nur darin die höchste Befriedigung fand keine andere Lebensschicksale zu haben als die welche ihr Mann hatte, und zwar so, daß sie mit unermüdeter Treue und Hingebung von stiller Häuslichkeit aus die Erlebnisse ihres Mannes begleitete; daß sie in dieser Hinsicht nur da handelnd vortrat, wo es galt von ihrem Manne Verkennungen abzuwälzen, ihm eine erleichternde Stellung zu verschaffen, sodaß sie dann auch gewiß nicht unterließ positive Schritte zu thun, um sein Schicksal — und damit ihr beiderseitiges — zu ändern, besonders in der Zeit des längern und bedeutendern Krankseins ihres Gemahls. So ist denn auch äußerlich in hohem Grade bewegt vor Allem die Zeit in dem Leben der trefflichen Frau welche sie trotz großer Veränderungen des Schicksals und außerordentlicher Leiden als die glücklichste ihres Daseins erkannte, die Zeit ihrer Ehe nämlich, während sie früher und dann auch wieder später gewiß mehr auf die Bildung und Fortbildung ihres eigensten Seelenlebens gerichtet war.

Karoline v. Woltmann — ich entnehme die nächstfolgenden wenigen äußern Notizen, außer Dem was mir aus unmittelbarer Erfahrung bekannt geworden, theils den „Chronologischen Tabellen zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur" von K. F. A. Guden, theils der bereits erwähnten Fortsetzung der Woltmann'schen Biographie — wurde geboren 1782 am 6. März zu Berlin. Ihr Vater war der Geheimrath Dr. med. Stosch. Sie wurde 1799 an den bekannten Kriegsrath Müchler verheirathet, und nach Scheidung von demselben 1805 mit dem Historiker Woltmann verbunden. Im J. 1813, nach der Schlacht bei Großgörschen, verließ Frau v. Woltmann mit ihrem Manne Berlin, und eilte nach Breslau. Es war diese Reise eine Flucht, zu der die Frau dem Mann ganz besonders gerathen zu haben scheint, da sie sein Leben von Seiten der Franzosen, im Fall diese weiter vordringen sollten, gefährdet glaubte, indem Woltmann bekanntlich seine Dienste dem Herrn v. Stein angetragen hatte, und sich mit allen Kräften dem wiedererwachten Vaterlande zu widmen beabsichtigte. Der Gesundheitszustand Woltmann's war schon damals ganz und gar untergraben, und wurde nie wieder völlig hergestellt, sodaß sich jetzt in einer Reihe leidenvoller Erlebnisse, die eine Zeit lang sogar durch vielfache Unsicherheit der Subsistenz noch bedenklicher wurden, der edle Charakter Karolinens in wärmster Liebe zu ihrem Manne, in reinster Sorgfalt und Ausdauer aufs schönste bewähren konnte. Aber sogleich wurde auch in Breslau Woltmann's Lage von Seiten der Franzosen bedroht, und sie eilten daher nach Böhmen, indem sie sich in Prag häuslich niederließen, und sich hier, da Woltmann in östreichische Staatsdienste trat, eine behagliche Existenz zu bereiten vermochten, soweit Dieses die fortwährende Krankheit des Mannes zulassen mochte. Nach dem Hinscheiden des Letztern im J. 1817 scheint Frau v. Woltmann noch an verschiedenen Orten, z. B. am Rheine, ab und zu gelebt zu haben, bis sie dann in Berlin ihren bleibenden Aufenthalt nahm, und hier 1847 ihren Tod fand.

Die vorzüglichsten bisher gedruckten Werke Karoline v. Woltmann's sind folgende: „Euphrosyne" (Berlin 1804), neue Ausgabe unter dem Titel: „Heloise" (1809). Schriften mit ihrem Manne herausgegeben (Berlin 1806), „Bibliothek neuer englischer Romane", erster und zweiter Theil: I. „Die Denkwürdigkeiten des Grafen von Glenthorn"; II. „Schleichkünste", von Miß Edgeworth, über-

setzt von Karoline v. Woltmann (Leipzig 1814), „Orlando", Trauerspiel (Prag 1815), „Volkssagen der Böhmen" (Halberstadt 1820), „Historische Darstellungen" daselbst (1820), Bouilly's „Geschichte für junge Frauen" (2 Thle., Leipzig 1820), „Ueber Beruf, Verhältniß, Tugend und Bildung der Frauen" (Prag 1820), „Die weißen Hüte, historische Darstellung" (Halberstadt 1822), „Spiegel der großen Welt" (Pesth 1824), „Die Bildhauer", Roman (2 Thle., Berlin 1829) — dieser Roman ist als eine ihrer schönsten Schöpfungen ganz besonders zu empfehlen —, „Das Lebensgesetz, die Formen und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens" (Berlin 1842); außerdem Aphorismen und kritische Arbeiten in dem „Königsberger Literaturblatt".

Ich gestehe daß ich von den sämmtlichen Schriften der Frau v. Woltmann nur die letzte: „Das Lebensgesetz", die Aufsätze im Literaturblatt und einige ihrer noch ungedruckten Briefe aus eigenem Einblick kenne, daß ich mich aber davon überzeugt halte wie diese theilweise Unkenntniß keineswegs hinderlich ist ein bestimmtes Urtheil über die Eigenthümlichkeit und den seltenen Werth der in Rede stehenden Frau abzugeben; denn es läßt sich schon aus dem Vergleich eines und des andern einleitenden Wortes jener Schriftstellerin zu den sämmtlichen Werken ihres Mannes (Leipzig 1818), sowie aus dem „Nachtrage zu Woltmann's Selbstbiographie", mit Dem was sie während der letzten Jahre ihres Lebens geschrieben auf eine sehr deutliche Weise entnehmen, daß sie gerade während des letzten Stadiums zu einer gesteigerten Einheit mit sich selbst und zu einer beiweitem vollendetern Fassung des Gedankengehalts bei schriftstellerischer und brieflicher Production gekommen war, wie denn auch ihr Schweigen über ihre frühern Arbeiten darauf hinzudeuten scheint, daß sie in späterer Zeit zu einer ganz neuen Entwickelung, zu einem gewissen Lebensabschlusse gelangt sei.

Frau v. Woltmann war eine Persönlichkeit die sich nicht blos reicher Anlagen erfreute, sondern auch eine äußerst sorgfältige Erziehung erhalten haben muß, sodaß sie bei hinzukommendem eigenen Fleiß nach verschiedenen Seiten hin zu schneller Reife gedieh. Dabei muß sie schon früh ein sehr starkes Gefühl der in ihr vorherrschenden Geistigkeit gehabt haben. Daher wurde es ihr zu stetem Bedürfniß alle Bildung um der Bildung und nicht äußerer Zwecke willen — wie bei weiblichen Naturen so oft — zu betreiben, aber auch so, daß sie diese Geistigkeit in dem Grade selbständig empfand, um das Vermögen eigener Gedanken und deren Gestaltung unausgesetzt zu haben, und also zu den seltenen, weiblichen Wesen zu gehören welche schreiben müssen, weil sie nicht anders das Leben zu überwinden, sich über den Beruf des Menschen zu orientiren im Stande sind. Mag man in leichter, oberflächlicher Tadelsucht, wie Das leider so oft zu erfahren ist, diese Neigung immerhin eine über die Natur hinausgehende, und zumal die Natur des Weibes verleugnende nennen, so trifft dieser Tadel doch keineswegs die Individualität welche uns hier beschäftigt. Denn einmal erhebt sich alle Bildung über die bloße Natur, ohne deshalb die Natur als Ganzes in ihrer Gesetzmäßigkeit und Heiligkeit zu überfliegen, und sodann ist es gewiß, daß die wahre Sittlichkeit insbesondere, und die christliche vor Allem, der individuellen Natur ebenfalls Gewalt anzuthun hat, wozu nun noch die Macht der Anlage, die Entschiedenheit des Berufs kommt, sodaß die Frauen, welche aus innerm Beruf den Geist cultiviren, und sich zur Gestaltung eigenthümlicher Weltansicht gedrungen fühlen, allerdings das Recht haben sich mit der bloßen Geschlechtlichkeit auseinanderzusetzen wiefern sie eine Schranke gewöhnlicher Naturen, und noch mehr eine Schranke der bloßen Meinung sein sollte. (Vergl. des Weitern mein Buch: „Frauen und Männer", Königsberg 1847.) Dennoch wird es immer nur wenigen Frauen gegeben sein durch die Macht des Genius die geschlechtliche Differenz völlig vergessen zu machen. Ja es kann in Darstellungen von weiblicher Hand darin sogar ein ganz eigenthümlicher Liebreiz wahrgenommen werden, daß immer auch noch, selbst auf der Höhe des geistigen Werdens, das Weibliche mit durchklingt, und ein gewisser Mangel an Vollendung die Geschlechtlichkeit fast schalkhaft verräth.

Was nun Karoline v. Woltmann betrifft, so können wir sie, wie außerordentlichen Werth und Anlagen wir ihr auch zugestehen, ebenfalls nicht zu denjenigen Frauen zählen die sich durch Das was sie sprachlich hervorbringen völlig von der Naturbestimmtheit ihres Geschlechts losgemacht haben: obwol auch hier ein Unterschied obzuwalten scheint zwischen der Zeit in welcher unsere Schriftstellerin noch mit ihrem Manne lebte und wirkte, und der spätern Periode, in der sie sich mehr in sich abschloß. In jener Zeit ihrer Verheirathung läßt sie sich offenbar in Dem was sie geistig betrübt, und besonders wie sie es betrübt, zu sehr von ihrem Manne bestimmen, und fällt dadurch erst recht in das Weibliche zurück, um jedoch durch ihren Mann immer wieder zu einem männlichen Thun veranlaßt zu werden. Wir wollen mit diesem Ausspruch in der That gegen keinen von Beiden ungerecht sein. Wir verkennen keinen Augenblick das Schöne, das Erhebende was in einem solch geistigen, selten zu findenden Zusammenwirken von Frau und Mann liegt, wie es in der Woltmann'schen Ehe gefunden wird. Aber das Ganze und Specielle der Sachlage verhält sich in unserm Falle so.

Karoline v. Woltmann befand sich, bei sonstiger sehr großer Verschiedenheit, mit ihrem Manne ohne Zweifel in dem Verhältniß einer sehr innigen Seelenverwandtschaft. Sie sympathisirte nicht blos durch die ihr zu Theil gewordene Erziehung und Bildung mit ihm, sondern auch in der Urbestimmtheit ihrer beiderseitigen Individualitäten, nämlich in der Liebe zum Ideal, in dem Verlangen dem Idealen und einer durch dasselbe verklärten, praktischen Sittlichkeit, in der Wissenschaft und im geselligen Leben, mehr Raum zu verschaffen. Es ist vielleicht Woltmann's größtes Verdienst, welches noch gar nicht genug anerkannt worden ist, in die Geschichtsauffassung und Geschichtsdarstellung mehr Idealismus gebracht zu haben

als man bei so vielen Historikern antrifft, und immer für die Geschichte und die Menschheit den Optimismus der Religion festzuhalten. Dies ist an Woltmann im höchsten Grade zu schätzen. Aber sein Hauptfehler war der: er zersplitterte sich in seinen Plänen, in all seinem Thun; er war unstät, er schweifte nach zu entgegengesetzten Seiten ab, ohne erst nach der einen hin etwas Vollendetes erreicht oder gar geschaffen zu haben; ja er verflüchtigte sich sogar in ein gewisses belletristisches Beiwesen. Dazu kam die starke und sehr gefährliche Neigung und deren Ausführung die historische Wissenschaft mit der Diplomatie zu verbinden und zu handhaben, ungeachtet er doch die Geschichte in ihrer Unabhängigkeit und Universalität dem Princip nach bezweckte, und immer für sie den würdigen Gesichtspunkt des thatsächlichen Fortschritts der Menschheit festhielt. Das gab denn, ungeachtet des Geistes, der Woltmann nirgend abzusprechen ist, eine Verkünstelung des historischen Ideals, dem zuletzt nicht selten eine gekünstelte und zuletzt verkünstelte historische Darstellung folgte, die denn merkwürdigerweise, aber ganz consequent, in eine verkünstelte Uebersetzung des keuschesten und aller Verbildung todfeindlichen Historikers Tacitus übersprang. Aus allem Dem setzte sich in Woltmann's edelm, gewiß zu Bedeutendem berufenen Wesen eine entschieden krankhafte Eitelkeit ab, ein Geizen nach Anerkennung, ein Haschen nach Ruhm, ein Combiniren und Experimentiren, den Historiker zugleich zu Würden des Staatsmannes zu bringen, und alles Das für die Welt der Form nach glänzend auszubeuten, um für geistreich zu gelten, und von dem Allen auch einen gewissen soliden, wenngleich immer fein präparirten Genuß zu haben, sodaß hier wenigstens schon der geistige Hang zu jener berüchtigten Lascivität sich ankündigt (ein Hang der in Verbindung mit belletristischer Schönseligkeit sich in den „Memoiren des Freiherrn v. S—a" wol schwerlich verkennen läßt), die wir bei Adam v. Müller im Keime, bei Friedrich v. Schlegel, vor Allem bei Gentz aufs vollständigste ausgebildet finden. Daher ist der Zug ins Oestreichische, der Ansatz später, von Prag nach Wien bleibend übersiedelt zu werden, in Woltmann mehr als blos zufällig, und keineswegs allein durch Weltereignisse herbeigeführt worden; jener Zug wurde ihm vielmehr von seinem verkünstelten Naturell, von der Geschichte seines Lebens aufgenöthigt; er folgte diesem Zuge ohne daß er merkte daß er folgen mußte: sodaß Woltmann protestantischer Seits der historisch-diplomatische Geistesgenosse ist, wenn auch erst, wie gesagt, im Beginne, zu den Katholiken Adam v. Müller und Friedrich v. Schlegel, welcher in demselben Elemente es schon beinahe zur Virtuosität gebracht hatte, die dann wieder alle Drei übertroffen wurden von dem in seiner Lebenspraxis gewiß weder vorzugsweise protestantischen noch katholischen, sondern eben diplomatisch-eudämonistischen Gentz.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neuere politische Poesie.

(Beschluß aus Nr. 177.)

Die unter Nr. 4 und 5 angeführten Schriftchen kann man füglich zusammenfassen, da sie Ausflüsse der schwarzgelben und schwarzweißen Politik sind. Das „Soldatenbüchlein" von Zedlitz ist der östreichisch-italienischen Armee gewidmet. Es feiert zunächst „das Heer" in ähnlicher Weise wie der König von Preußen von seinem „herrlichen Kriegsheere" redete, und folgt sodann in einzelnen Gesängen, die durch angehängte Noten fast zu Schlachtberichten werden, den Siegen und Kämpfen der Oestreicher in Italien; wenn man die Form auflöste, so würde man eine trockene Prosa erhalten. Ueberhaupt scheint dieser Götzendienst mit einer Soldateska wie er in dem Büchlein getrieben wird uns recht lebhaft an die Zeiten der Prätorianer erinnern zu sollen, und namentlich wird Zedlitz, dessen dichterisches Talent vielleicht immer zu hoch geschätzt worden ist, wenig Sympathie im Kern des Volkes finden, wenn er ihm seine Märzrevolution von 1848 so sehr erniedrigt, und gegenüber der allgemeinen Auflösung behauptet, daß nur „das Heer" treu gewesen, und bei ihm nur allein Tugend zu finden sei. Es heißt da:

Als Alles wankte wie auf wildem Meere,
Verrath Genossen fand im Vaterlande;
Als aufgelöst des Rechts, der Treue Bande,
Und daß das Edle selbst in Schmach sich kehre,
Der frechen Schwindler frevelhafte Lehre
Die Freiheit nahm zum Banner ew'ger Schande:
Da setztet Blut und Leben ihr zum Pfande
Und euern Muth als Schild und starke Wehre;
Ihr standet fest im allgemeinen Brande,
Und Tugend war nur noch allein im Heere!

und schließt mit der Apotheose:

O wär' ein Sänger der euch gleich zur Stelle,
Ihr wäret werth den Besten aller Zeiten,
Deß gold'ne Eimer auf- und niedergleiten
Im spiegelklaren Strom der Sangeswelle,
Euch Trank zu reichen aus krystall'ner Quelle!
O möcht' ein Adler er die Flügel spreiten,
Auf euern Sonnenflug euch zu geleiten,
Mit euch zu schreiten in des Glanzes Helle!
Ich aber kann nur schwach die Arme breiten
Zu euch empor von meiner niedern Schwelle.

Die Gedichte von Künzer sind „jedem braven Preußen" gewidmet; wer die braven Preußen sind ist nicht schwer zu enträthseln, und wir werden hier mit einigen Proben des echt preußischen Stock- und Zopfthums um so mehr gut abkommen, als es sich ohnehin der Mühe nicht lohnt weitere Betrachtungen oder Worte darüber zu verlieren.

Ich bin ein Preuße, will als Preuße sterben,
Als echter Preuße leben allerwärts,
Und meine Kinder sollen von mir erben
Ein treues preußisches Soldatenherz!
Laßt stolz die Fahnen wehen!
Ein Jeder soll sie sehen!
Wir rufen frei ins freie Land hinaus:
Wir fallen gern für unser Könighaus!

Da haben wir's, und die Natur mit ihren Erscheinungen wird sogar mit dem schwarzweißen Stempel versehen; denn:

Aus schwarzer Nacht erhebt sich silberweiß
Der Sonnenball ins altgewohnte Gleis!

Jawol, ins alte Gleis! Das ist der Zug dieser Politik, aber Gott sorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; wenn es Gustav Künzer nachginge, so würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Märzrevolution 1848 aus der Geschichte gestrichen. S. 10 leiert er in dem Gedichte: „Am 18.—19. März 1848":

In jener Nacht, da blinder Unverstand —
Als hätte er ein Joch von sich geschüttelt —
Mit ruchlos vatermörderischer (!) Hand
An Preußens hehrem Königsthron gerüttelt,

Floh ich bestürzt die aufgeregten Massen,
Die lechzend schrien nach Freiheit, Gold (!) und Ruhm,
Und flüchtete durch dunkle Nebengassen
Hin in des Königsschlosses Heiligthum.

Wir überlassen diesen „Kronenwächter" sich und seinem Schicksale, und wenden uns zu „Deutschlands Auferstehung" von Welker. Es sind alte Klänge und Erinnerungen an Deutschlands Erwachen, Mahnlieder zum Kampfe und zum Schwerte; Poesie ist wenig darin, die Form selbst ist nicht neu, und darum werden wir über dieses Büchlein nicht viel sagen, wenngleich die gute Gesinnung des Verf. nicht zu verkennen ist. Ob der Kaiserglaube wie ihn der Verf. (S. 7) schildert ein wahrer Volksglaube sei, wollen wir unentschieden lassen, jedoch die Verse einstweilen beanstanden die da lauten:

An sein ersehntes Kommen glaubt
Das Herz des Volkes, unberaubt(!).
Wann strahlt uns sein geliebtes Haupt?
Die Länder warten weit und breit
Auf eines Kaisers Herrlichkeit,
Und hoffen, daß der Freiheit Glück
Dann alle deutschen Gauen schmück'.

Größern Schwung und tiefere Empfindungen finden sich in Otto Prechtler's „Ein Jahr in Liedern". Es sind Zeitstimmen aus dem J. 1848, und vorzugsweise aus Oestreich, sie verherrlichen die glorreichen Tage der wiener Erhebung; jedoch hat die Bewegung die Ansichten des Verf. überholt, er fällt von derselben ab, da er glaubt, daß „der ruchlose Geist der Zeit mit den knirschenden Rossen in die graue Unendlichkeit gestoßen werde". Er weiß nicht wohin das „starre Verneinen" führen soll, es muß doch ein Geist regieren den tausendköpfigen Sinn; ob übrigens dergleichen Reflexionen poetisch sind, darüber kann wol kein Zweifel obwalten, zumal wenn sie in Formen vorkommen wie das Lied „Wohin?" (S. 41) sie darbietet:

Willst du Freiheit ohne Gesetze,
So wie das Thier im Wald?
Am Tage der großen Hetze
Frißt Eines das Andere bald.

Heut' willst du das Königthum stürzen
Und morgen die Republik;
Um dir die Zeit zu verkürzen,
Den guten Völkern das Glück.

Den Liedern Prechtler's, welche nach dem October 1848 entstanden sind, merkt man den Belagerungszustand an in dem Wien sich befindet: sie kränkeln an Engbrüstigkeit, Verzagtheit und Aengstlichkeit, während in den frühern mitunter ein ganz frischer, lebensfähiger Ton angeschlagen ist. Wie S. 10:

Als laut der Ruf der Freiheit erscholl
Am herrlichen Idus des Märzen:
Da foderten rings ihren heiligen Zoll
Entfesselte Freuden und Schmerzen.

Wie brauste dein Blut, mein Vaterland,
In der Freiheit süßen Umarmung!
Wie loderte rings deiner Geister Brand
Am Tage der großen Erbarmung!

Friedrich Körner führt uns in seinem „Kampf um die Freiheit" in den Befreiungskrieg der Griechen vom türkischen Joche. Er erzählt uns selbst die Entstehung der Gedichte. Als im J. 1841 die Griechen in Kandia das türkische Joch abzuschütteln versuchten, habe er sich ergriffen gefühlt von dem Gedanken der Wiederherstellung des griechischen Reiches und der christlichen Religion. Um daher auch seinerseits Etwas zu thun, wollte er durch Gedichte die Europäer interessiren für die Sache der Griechen. Sie erscheinen nun zu Gunsten des Handwerkervereins zu Halle. Der Verf. hat sich in diesen Romanzen eng an die Geschichte gehalten, wozu er den Stoff aus den Zeitungen suchte; fast alle sind in Alexandrinern gedichtet, und bieten dadurch schon eine gewisse Gleichförmigkeit, fast könnte man sagen Einseitigkeit, um so mehr dar, als mitunter der Stoff selbst nicht das nöthige Interesse und zu wenig wahrhafte poetische, prägnante Momente darbietet, oder als es, wie wir uns richtiger ausdrücken, dem Verf. nicht immer gelungen ist diese herauszuheben.

Hollinger gibt in seinen „Kerkerblüten" die Empfindungen einer Gefangenschaft, Ergießungen eines Herzens das der Freiheit beraubt ist, und sich nach Luft, Licht, Freunden und Frühling sehnt. Wenn man das Motto:

Wenn man dürfte, wenn man könnte, wenn es ginge, wenn, wenn, wenn —
Fahre doch das Donnerwetter in dies weibische Gesinn!

zuerst zu Gesicht bekommt, so sollte man denken, daß nun in den Gedichten ein starkes Donnerwetter sich auch wirklich entlade; Dem ist jedoch nicht so: es geht ganz gemüthlich her, der Verf. ist weich, er denkt an den Schwarzwald, an seine Kinder u. s. w.

Und auf meines Schwarzwalds Tannenhöhen
O wie muß es dort so wonnig sein!
Einer schmerzlich süßen Sehnsucht Wehen
Nehmen meines Herzens Räume ein.

Ich durchstreife so in wachen Träumen
Jenen Wald, vom Winde sanft bewegt,
Der auf seinen dunkelgrünen Säumen
Das Gewölb' des blauen Himmels trägt.

Die „Landtagsbilder" übergehen wir ihrer Unbedeutendheit wegen mit Stillschweigen, und betrachten Heinrich Zeise's „Kampf- und Schwertlieder". Sie sind außer Hartmann's „Reimchronik" die beste unter allen den Sammlungen: es schäumt da eine kühne Begeisterung und kräftige Gesinnung in schönen Formen über, und wenn wir auch hier und da lebhaft an Georg Herwegh erinnert werden, so können wir doch denselben unsere Theilnahme nicht versagen. Wir geben hier einige Strophen aus dem Liede: „Deutschland, Deutschland, werde mächtig!" als Probe:

Hingestreckt auf grünend Rasen
Liegt ein Sohn der deutschen Flur,
Das Gesicht voll tiefer Narben,
Auf der Brust des Kampfes Spur.
Und er ruft im stolzen Schmucke
Purpurrother Rosen zwei:
Deutschland, Deutschland, werde mächtig,
Werde einig, groß und frei!

Um ihn steh'n die Kampfgenossen,
Jedem reicht er seine Hand,
Bleibet treu in Tod und Leben,
Bleibet treu dem Vaterland.
Daß die heil'ge deutsche Erde
Werth des Heldenblutes sei:
Deutschland, Deutschland, werde mächtig,
Werde einig, groß und frei!

Den Schluß unserer Zusammenstellung mag ein Blick ausmachen auf B. Strauß und sein „Fastnachtspiel" von der Demokratie und Reaction; wir sagen ein kurzer Blick, weil es nicht der Mühe lohnte dergleichen Literatur weiter zu beachten: denn mit der Betrachtung und Schilderung des Auswuchses der Demokratie muß man die heilige Sache derselben selbst nicht lächerlich zu machen suchen. Im Ganzen athmet das Büchlein denselben Geist wie wir ihm bei Künzer und Zedlitz begegnet sind, und es schließt auch:

Hoch leben alle treue Soldaten!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 179. — 27. Juli 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 178.)

Nun war es in Karolinens edelm Leben die stets offene Wunde, daß ihr Mann nie zu der Anerkennung gelangen konnte die er nach ihrer Ansicht längst verdient hatte, nämlich den ersten Geistern der Nation beigezählt zu werden. Und wirklich, wenn man von all dem Gerügten absieht, wenn man diese oft rein gedachten und nicht ohne glücklichen Ausdruck hingestellten Ideale durchmustert welche Woltmann für die Geschichte und ihre Bearbeitung beibringt, von denen er sich auch vielfach leiten ließ, und wie er denn doch Einiges demgemäß sogar durchführte, und nie die Hoheit der Gesinnung schuldig blieb, nie das geistige Ferment, welches stets den Genius von dem bloßen Handlanger unterscheiden wird: so muß man in der That wenigstens zugeben, daß Woltmann's auch jetzt wol noch häufiger gedacht, und seine Verdienste mehr hervorgehoben werden könnten als es der Fall ist.

Wenn Woltmann unter Anderm einmal sagt:

Zuletzt däucht mir, daß Nichts den Historiker, wenn er sich in einer bestimmten Gegend angebaut hat, vor dem so leicht überhandnehmenden Glauben, was denn daran liege, ob er dieses oder jenes unbedeutende Datum in seiner Eigenthümlichkeit ergründe, so sehr schütze als eine tiefere Kunde von dem großen Zusammenhang zwischen allen Daten der Geschichte, als wenn er nicht blos vom Hörensagen weiß, sondern durch eigene Anschauung in sein Gefühl den Satz aufgenommen hat, daß Vernachlässigung der Wahrheit in seiner kleinsten Untersuchung ein Verbrechen gegen die Menschheit sei. Aus diesem Grunde aber wird er auch vor Mikrologie gesichert sein; denn sie entsteht nur dann im historischen Studium, wenn man Kleinigkeiten ohne Sinn für Dasjenige warum sie wichtig sind ämsig behandelt. Diese Vortheile bringt der Entschluß sich mit forschendem Geist über die ganze Geschichte zu verbreiten; und geschieht Dies mit der leitenden Idee von dem Fortschreiten unsers Geschlechts zu seinem weltbürgerlichen Ziele: so gesellt sich zu der wissenschaftlichen Begeisterung des Historikers noch die Entzückung der religiösen. Nie werden diese Stunden der historischen Andacht göttlicher als wenn man zu den fürchterlichen Stürmen kommt unter welchen die Menschheit sich schöner entwickelte. Auch ist dann die Historie erquickend wie die Rose welche während dem Gewitter, indem es über ihr donnert und blitzt, von den herabfallenden Regentropfen frischer aufblüht.

so ist Dieses, man kann es nicht leugnen, ein Beweis wie hoch er sich bereits hinaufgearbeitet hatte, ja wie er, durch Anlage und Lebensbedürfniß bedingt, stets das Bewußtsein in sich cultivirte ein besseres Loos zu verdienen als dem Troß blos gelehrter Historiker und Massenbewältiger beigezählt zu werden.

Nun glauben wir aber, wie bereits angedeutet worden, bei sehr großer Anerkennung die wir dem Woltmann'schen Ehepaare mit Freudigkeit zollen — unter Anderm auch darin, daß hier wirklich ein gleichmäßiger zusammenstimmendes Interesse für die Geistescultur hervortrat als dieses in den meisten Ehen gefunden wird — wir glauben daß in dieser Art des culturbeflissenen Zusammenlebens beider Gatten sich dennoch ein großer Nachtheil für Beide, besonders aber für die Frau, herausgestellt hat. Für den Mann konnte in unserm Falle der Nachtheil weniger groß sein, da Woltmann, der schon von Natur mit einer gewissen Unmännlichkeit behaftet war, in der Zeit als er sich verheirathete gewiß schon seinem Geiste die entscheidende Richtung gegeben hatte, obgleich er sich wol, überempfindlich nach außen und ehrgeizig wie er war, durch die Anerkennung und zu unbedingte Hochstellung von Seiten der Frau vollends in eine falsche Sicherheit und Selbstzufriedenheit bringen ließ. Aber anders verhält es sich mit seiner Gattin. Ihr Wesen beruhte auf unverschrobener Weiblichkeit, welche aber durch das Uebergewicht geistiger Anlagen so sehr zu eigenthümlicher Lebensauffassung und freier Gedankenthätigkeit hingedrängt wurde, daß die herrliche Frau nun die Liebe zu einem vielfach übergangenen Manne in eine ihrem Naturell fremde Richtung hineinriß, in einen Widerspruch mit ihrem Genius gerieth, wodurch ihren literarischen Hervorbringungen Vieles aufgenöthigt wurde was also nicht aus ihrem Innern hervorging. So war Frau v. Woltmann von Natur und durch Bildung Feindin alles sich Ergehens im Sentimentalen und in bloßen Phantasien, wie es auch die spätere Zeit wiedererkennen läßt; während der Jahre ihres ehelichen Lebens mit Woltmann dagegen scheint sie den Neigungen ihres Gemahls in jener Hinsicht mehr nachgegeben zu haben als ihrer Natur frommte, und als der Schriftstellerin zustattenkam. Ihrer Natur und Bildung nach war sie ferner Freundin der Maxime, immer jedoch so, daß ihre schöne

Weiblichkeit mit dem sichersten Takte über jede Unfehlbarkeit bloßer Verstandesgrundsätze siegte, ihr Urtheil um so sicherer stellte und zugleich milderte; durch Woltmann's anhaltendes Leiden sah sie sich zu einer Entschlossenheit des Handelns aufgerufen welche ihr, zum Nachtheil, wenn auch nur den Schein resoluter Männlichkeit gab, jedenfalls aber ihrem Urtheil oft eine gewisse Schroffheit beimischte (wovon sich selbst in den letzten Jahren noch hier und da eine Spur findet), welche ihrem ursprünglichen Wesen völlig fremd war. So ist es mehr als wahrscheinlich, daß zu schriftstellerischen Arbeiten wie „Volkssagen der Böhmen" und „Neue Volkssagen der Böhmen" und „Historische Darstellungen" Karoline nicht ohne Einfluß des Mannes bestimmt wurde, theils um den Lebenden zu erfreuen, theils um auch nach dem Tode noch treuer Liebe eine innige Genugthuung zu geben, und dem historischen Zusammenwirken zweier Gatten ein rührendes Denkmal zu setzen. Hiergegen wäre nun nicht das Geringste zu sagen, im Gegentheil wäre auch Dergleichen zu ehren, wenn wir nicht darin eine Bestärkung unserer Ansicht fänden, daß der ursprüngliche Beruf Karolinens zur Schriftstellerin für die mittlere Zeit ihres Lebens durch den Mann um seine Integrität gekommen war.

Wie weit Dieses ging, und wie das Alles in der Zeit ihres beiderseitigen Aufenthalts in Prag mit einem gewissen belletristisch-schönseligen, auf den Genuß reflectirenden Beiwesen verwebt wurde, welches bisweilen sogar in die gelehrte Unnatur übersprang, ersehen wir aus einer Stelle aus dem „Nachtrage zu Woltmann's Selbstbiographie", indem Karoline unter Anderm einmal bemerkt:

Keine besondern Glücksfälle bezeichneten den Tag; aber es war der schönste Sommertag. Der Garten, mit Rosen überblüht, in der Frische seiner Quellen, stand unter dem blauen Gewölbe des reinsten Aethers. Voll Sicherheit des tiefsten gegenseitigen Vertrauens, befriedigt durch die Gegenwart, in muthiger Erwartung der immer lehrreichen, das Gemüth fördernden Zukunft, im Gefühl der Gesundheit, mit der Aussicht am folgenden Tage einer geliebten, langentbehrten Schwester entgegenzureisen, gingen wir zwischen den Laubhecken ungestört in Gesprächen über Zeit, Vorzeit, die Natur und unsere Zufriedenheit; arbeiteten wir bis zum Mittag unter schattigen Kastanienbäumen beim Geplätscher eines Springbrunnens, der aus einem Steinbecken in der Mitte ihres Kreises aufstieg, an einer Darstellung der Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzugs von 1796 unter Erzherzog Karl von Oestreich, für die „Jenaische Literaturzeitung", eines Buches das Woltmann als Historiker, als Patriot und als Mensch mit immer wachsender Genugthuung befriedigte, je tiefer er in den Geist desselben eindrang. An derselben Stelle ward der Mittagstisch gedeckt. Der alte St.-Veitsthurm, den mannichfaltigen Bau der Burg überragend, die Nußbäume des Burgwalls, von dessen Rasensenkung Rosen und Hollunder die Gartenmauer überhangend, spiegelten sich in der stillen Seite des Wasserbeckens, dessen Tiefe unergründlich der blaue Himmel zu erfüllen schien, und dessen andere Hälfte der Strahl des Springquells in seiner Mitte, vom Winde gegen uns gebeugt, bewegte. Die Freude des Weins, die Frische nach vollbrachter Arbeit, der Eindruck derselben erhöhten die Seele unserer Gespräche. Woltmann schickte den Arbeitern im Garten Wein und Speisen, daß auch sie froh wären. Der Tag hatte weder die Gaben der Natur noch unsere Genußfähigkeit erschöpft. Der Abend entsprach seiner Schönheit, silberne Blätter flimmerten im Mondenlicht an den verdunkelten Hecken, Nachtigallen schlugen; von der Burg kamen sanfte Flötentöne wie man sie vielleicht nur bei den Böhmen hört, der Gedanke an die frühe Reise des folgenden Tages bewog uns ungern die Ruhe zu suchen, die nach einem jeden Tage für immer ein gleiches Leid und gleiche Glückseligkeit in Eine Vergessenheit schließt.

Diese Stelle ist im höchsten Grade charakteristisch, bis auf die Einzelheiten der etwas zu farbensatten Schreibart, für Frau v. Woltmann in Betreff ihrer damaligen Seelenstimmung und für das Woltmann'sche Ehepaar in seinem Zusammenleben, weshalb wir auch etwas länger bei derselben verweilen müssen. Wie es überhaupt zu einem lebendigen Charakterbilde gehört welches einigermaßen treffen soll, daß man nicht blos Licht in Licht malt, Lob an Lob reiht, sondern je mehr man von der Gediegenheit und Trefflichkeit seines Gegenstandes überzeugt ist und sie zur Darstellung bringt, desto gewissenhafter auch die Mängel blicken läßt, die Schattenpartien genugsam hervorhebt, so haben wir diesen Gesichtspunkt auch für die gegenwärtige Ausführung gewählt.

Alles was wir bis dahin über unsern Gegenstand geäußert haben bestätigt sich in dieser Stelle vollauf. Das für die reinsten und höchsten Interessen aufgeschlossene Gemüth des edelsten Weibes, das innigste Bedürfniß nach unausgesetzter Förderung der Bildung, das lebhafteste Verlangen womöglich nach activer Betheiligung an den Schätzen des Geistes, aber auch ein fast zu sentimentales Reflectiren auf den Genuß, eine Verbindung beider Gatten zu einer Thätigkeit, welche die Frau in Gefahr bringt ihr eigenstes, geistiges Naturell, ihre frischeste Eigenthümlichkeit, wie sie sich auch schriftstellerisch zu äußern den offenbaren Beruf hat, zu verkümmern, um das Gebiet des Gelehrten zu betreten, und doch auf demselben vielleicht nur ausgezeichnete Dilettantin zu bleiben. Wir fragen nur ganz einfach: Konnte so eine eheliche Existenz durchgeführt werden, im Fall Frau v. Woltmann Mutter von leiblichen Kindern war? und Jeder der das Leben kennt wird antworten: Nein, sie konnte und durfte es nicht. Aber keineswegs liegt das Ungehörige einer solchen Durchführung der Ehe in den leiblichen Kindern allein (denn leibliche Kinder waren ja nicht in der Woltmann'schen Ehe), sondern es liegt in der beiderseitigen Natur des Weibes und des Mannes, wie sie in der Ehe ein Leib und eine Seele sind, sodaß hier dennoch die mangelnden oder die vorhandenen leiblichen Kinder die heilige Norm angeben. Denn sind leibliche Kinder da, so verbietet sich eine solche Lebensweise bei sonstiger Gewissenhaftigkeit von selbst; sind sie nicht da, so sollte sie sich aus freiem Willen beider Gatten von selbst verbieten, und zwar alles Das, weil eben den Frauen auch auf dem Gebiete des Geistes alle freie Thätigkeit erhalten werden soll, und nicht durch den Mann erst zugeführt werden darf; auf daß sich ein geistiges Leben in seiner schönsten Harmonie aus zweien gleich frischen Ur-

sprünglichkeiten bilde, und auch die daraus entspringenden geistigen Kinder um so frischer gedeihen. Zu diesen Bemerkungen brachten uns die in der Woltmann'schen Ehe vorzugsweise für die Frau entstehenden Nachtheile und Gefahren. Aber auch dem Manne entsteht in einem solchen Verhältniß die entsprechende Gefahr, durch eine in diesem Fall völlig misverstandene Gütergemeinschaft mit einer begabten Frau an einem gelahrten Thun, selbst in eine unmännliche Zwiespältigkeit zu gerathen, und so nach der einen Seite hin belletristisch und schönselig sich zu verflüchtigen, nach der andern den wissenschaftlichen Bau einer begonnenen Arbeit immer nur nach Belieben fortzuführen. Alles das Erwähnte nun spiegelt sich, besonders was Frau v. Woltmann betrifft, selbst in der ganzen Ausdrucksweise der citirten Stelle aufs treueste ab, ungeachtet der Rosen- und Lilienschimmer die über die ganze Mittheilung gegossen sind; so sehr war hier der Stil auch die Frau selbst und nicht blos so im Allgemeinen der Mensch, und doch leider nicht blos die Frau, sondern eine vom Manne verleitete gelahrte Frau, deren Natur aber bei alledem zu gesund, zu edel und zu geistvoll war als daß sie sich je zur eigentlichen Ueberspanntheit hätte hinreißen lassen. Die spätere Woltmann, die Woltmann der letzten Lebensperiode, ist auch im Ausdrucke viel straffer, bündiger und darum auch klarer und schöner, besonders in ihren Briefen derselben spätern Periode. Sogar in ihrem in dieser Charakteristik mehrfach erwähnten Buche „Das Lebensgesetz", welches sie offenbar noch spät ihrem Manne als Tribut zollt, oder es ihm vielmehr in trauernder Liebe als Todtenopfer nachsendet, indem sie sich nun ebenso — für eine Frau viel zu theoretisch — der Natur zuwendet wie früher der Geschichte, sogar in diesem wissenschaftlichen Buche hat sie sich in Gedanken und Ausdruck zu der ihr eigenthümlichen, unverkümmerten Frische meistens wieder erhoben die ihr von Natur in so hohem Grade eigen war. Aber wir wollten ja die oben erwähnte Stelle in nähern Betracht ziehen.

Wir wissen uns aufs innigste mitzufreuen an einer so behaglich gewählten und nur dem Cultus der Bildung und schriftstellerischen Production gewidmeten Häuslichkeit zweier Gatten wie sie uns hier beschrieben wird. Wir finden über die Existenz dieses Ehepaars einen gewissen Platonismus hingehaucht wie er unter den Modernen nicht so häufig angetroffen wird, obwol er dort viel zu selbstbewußt sich äußert um mit der Gesundheit des antiken Platonismus auch nur entfernt einen Vergleich auszuhalten. Wir könnten in jener Beschreibung Karolinens die nochmalige Verwirklichung eines Verhältnisses von Abälard und Heloise erkennen, und noch dazu fortgesetzt durch eine unangefochten bestehende, wirkliche Ehe, wenn hier nicht der große Unterschied obwaltete, daß in unserm Falle die Frau keineswegs blos Schülerin, sondern Mitarbeiterin an gelehrten Unternehmungen ist, und den Mann an Selbständigkeit des Wesens und Productionskraft fast zu überragen scheint. Wir freuen uns aber zumal des sittlichen Gehalts, welcher offenbar der Grundcharakter jenes Bekenntnisses ist, einer Sittlichkeit die uns besonders darin so wohl thut, daß die Behaglichen auch daran denken Andern es wohl sein zu lassen, und ihnen Gaben des Genusses zu verabreichen. Dennoch versetzt uns die ganze Mittheilung in eine so seltsam aus weiblicher und männlicher Schwäche, aus Schönheitssinn und Fleiß, aus Reflexion, Raffinement und gelehrter Unnatur gemischte Daseinsweise, daß die ganze Mittheilung von zwei Glücklichen uns keineswegs den ursprünglichen Charakter ähnlicher Bekenntnisse eines philosophischen Einsiedlers, nämlich Jean Jacques Rousseau's, an sich zu tragen scheint, mit denen sie noch am ersten verglichen werden könnte. Wie seltsam, ja peinlich wird uns zu Muthe wenn wir lesen: „Wir arbeiteten (eine Frau und ein Mann) an einer Darstellung der Grundsätze der Strategie u. s. w. für die «Jenaische Literaturzeitung»." Ferner wie fast ängstlich nachrechnend erscheint es wenn es heißt: „Der Tag hatte «unsere Genußfähigkeit» nicht erschöpft."

Es gibt eine ganz eigenthümlich ausgeprägte Schreibart, deren Kategorie wir mit dem Worte Frauenzimmerlichkeit des Stils bezeichnen möchten, mit welcher Bezeichnung wir ein Lob und einen Tadel zugleich aussprechen. Ein Lob, wiefern sich in einer bedeutenden weiblichen Persönlichkeit das Beruhen auf sich, das Vernehmen des eigenen Genius so entschieden geltend macht, daß eine so schreibende Frau nichts Anderes zu geben unternimmt als was eben in ihr vorgeht, als was sie eben in unabhängiger Specialität ihres Geschmacks und ihres Urtheils empfindet und denkt. Daraus entsteht bei Frauen die sorgloseste und doch anmuthigste Natürlichkeit, ein Liebreiz, ein Morgenanzug der Darstellung, der es gar nicht darauf ankommt wie gegen die herrschende Sitte sie anstößt und keck ist, wie abweichend und dreist ihre Wortbildungen klingen, wie lang oder wie kurz ihre Sätze sich gliedern, wie die Participial- und anderweitigen Constructionen sich dem Uebrigen anschließen oder nicht, sondern die eben ihr Naturell walten läßt wie es eben waltet, und wie es in der Regel auch im Ausdrucke Grazie ist, oft sogar — obwol im seltensten Falle — hinreißende Gewalt ausübt. Selbst Interpunctionszeichen (dieses tägliche Kreuz für schreibende Frauen) kümmern dann nicht, und thun auch dem Leser keinen Abbruch, im Gegentheil, wie sie gesetzt werden oder fehlen, so erhöhen auch sie nur noch das Natürliche, das Graziöse des Ausdrucks, indem ein lang fortlaufender Satz in seinen Theilen auch wol ohne alle Zucht der Interpunction dann durch jene holde Naivetät zusammengehalten wird in der Frauen, Kinder und die Alten unnachahmliche Muster sind: wie man aus dem etwanigen Vergleich irgend einer Seite Bettina'scher Handschrift mit einem alten Manuscripte ersehen mag. Selbst die unendliche Mühe bei aller Schreibseligkeit ein gehöriges Schreibzeug zusammen zu bekommen und beisammen zu erhalten, selbst die ent-

setzliche Ironie der spritzenden Feder, die trotz aller Messerschnitte keinen reinen Zug sich abgewinnen lassen will, wirkt auf die Schreiberin, und erhöht beim Leser nur den Liebreiz jener Frauenzimmerlichkeit des Ausdrucks, die wir noch näher mit dem Stil der incorrecten, ungeschnürten Anmuth bezeichnen möchten. Diese Schreibart, als Ausdruck der reinsten Natur, hat aber noch den großen Vorzug, daß sie keineswegs den besondern Trieb spürt vorherrschend pittoresk oder blühend sein zu wollen, obwol alle Frauen mehr oder weniger auch im Stile das Farbige, die Metapher lieben, etwa wie sie in der Geschichte im Gegensatz zu den Männern meistens für die Anbetung der Bilder gewesen sind.

Sowie aber ein weibliches Wesen bei noch so hohem Beruf — von den Unberufenen sprechen wir nicht — danach strebt, nicht aus gewöhnlicher Eitelkeit, sondern aus höherm Ehrgeiz und vor Allem aus Liebe zu ihrem Freunde und zu den Vorzügen der Bildung es dem Manne völlig gleich zu thun, um eben zu zeigen daß sie in demselben Genre gleichen Schritt mit ihm halte, so entsteht jene üppige Schönmalerei, der alle die liebenswürdigen Ungenirtheiten und Mängel der weiblichen Feder sogleich zu Nachtheilen ausschlagen, sodaß nun die wirkliche Eigenthümlichkeit der weiblichen Individualität gar nicht oder doch nur geschwächt zum Ausdrucke kommt. Schon in jeder Copie liegt die Gefahr der Uebertreibung, um nur zur Noth ein zweites Original zu liefern; in der weiblichen Copie die den Mann zum Gegenstande hat aber vollends, und noch dazu (wie Dieses von Karl Ludwig v. Woltmann gesagt werden muß) in der eines genußsüchtigen, nie recht auf sich selbst beruhenden Mannes muß die Copie als solche trotz alles Farbenreichthums zu einer krankhaft reflectirenden Schönseligkeit wenigstens den Anlauf nehmen. Wir erhalten den Ausdruck dafür was Frau v. Woltmann's Schreibart in dieser Periode, nicht was ihr eigentliches Wesen betrifft in vielen Partien der Darstellung des „Nachtrag zur Selbstbiographie", oft sogar auf Kosten der Klarheit Dessen was geschildert werden sollte, besonders aber in der Abschwächung der ursprünglichen Eigenthümlichkeit Karolinens. Dennoch sind diese Fehler unserer Schriftstellerin keineswegs als Schuld zuzuschieben, sondern sind vielmehr nur durch die Eigenart des Mannes in ihr veranlaßt worden, was sich schon darin außer Zweifel setzt, daß Karoline v. Woltmann in der spätern Zeit ihres Alleinstehens, und zumal in ihren Briefen, von dem Angedeuteten um Vieles freier, ja oft völlig frei befunden wird. Nur das Bemühen aus grenzenloser Liebe zur Bildungsbeflissenheit und vor Allem zu ihrem Manne, um diesem Alles, ja womöglich er selbst zu sein, ist Dasjenige entstanden was wir Derartiges gerügt haben in jener angezogenen Stelle, wie in dem literarischen Zusammenwirken beider Gatten überhaupt.

(Der Beschluß folgt.)

Neuestes über das Britische Museum.

Dem von der Verwaltung des Britischen Museum dem Parlamente erstatteten Jahresberichte 1848 nebst Voranschlägen für 1849 entnehmen wir Folgendes. Die Gesammteinnahme 1848 betrug 53,999 Pf. St., die erfolgte entsprechende Ausgabe 49,845 Pf. St. Von letzterer treffen 21,041 Pf. St. auf Gehalte, 1768 auf Baulichkeiten, 18,707 auf Ankäufe, 6514 auf Buchbinderei, Wandschränke u. dgl., 1655 auf den Druck von Katalogen, das Verfertigen von Abdrücken und Aehnliches. Für den Etat des den 25. März 1850 endenden Jahres 1849 werden 42,915 Pf. St. beansprucht. Besucht wurde das Museum 1848 von 897,985, das Lesezimmer zum Zweck des Lesens oder Nachschlagens von 65,867 oder täglich im Durchschnitt von 225 Personen. Die Zahl der angekauften alten Bücher beläuft sich auf 10,177. Die Sammlung englischer Bibeln ist durch die erworbenen sechs Ausgaben von Cranmer 1540 und 1541 beträchtlich bereichert worden. Eine werthvolle Acquisition sind die von der irischen Regierung zu Dublin 1685—91 erlassenen 130 Proclamationen, Ergänzungen von Werken über die Geschichte und Topographie des spanischen Amerika, und die sieben prachtvollen Foliobände von Rosini über Rom. Zu anderm Zuwachse gehören an 100, neuerlich in Konstantinopel gedruckte orientalische Werke, und mehr als 300, ungefähr 20 Werke ausmachende Bände in der Manchou- und Mongolsprache, wodurch die Sammlung zu einer der vollständigsten in Betreff Chinas geworden ist. Besonders gedenkenswerth erscheint der aus dem Nachlasse H. J. Michael's in Hamburg erlangte Besitz hebräischer Werke. Seine wohlbekannte und von competenten Richtern, namentlich von Zunz hochgepriesene Sammlung bestand laut gedruckten Katalogs aus 5400 Bänden. Nach Ausscheidung der Duplicate und, sonst unnützer Exemplare kaufte das Museum 3970 geschlossene Werke in 4420 Bänden. Unter den aufgezeichneten Vermehrungen des Manuscripten-Departements befindet sich ein Band „Horae", mit Bildern von einem flämischen Künstler, gefertigt entweder für Philipp den Schönen von Castilien vor dessen Besteigung des spanischen Throns zwischen 1490 und 1506, oder für seine Gemahlin Joanna, Mutter des Kaisers Karl V. Lebensgroße Portraits des Fürsten und der Fürstin bilden das Titelkupfer. Die Miniaturgemälde sollen von Memling sein. Ferner gehören zu den Acquisitionen: ein Originalband Statuten und Privilegien der pariser Universität aus dem 14. Jahrhundert auf feinstem Pergament; desgleichen die Apokalypse des Johannes mit Miniatur-Illustrationen, lateinisch und französisch; die lateinischen Evangeliums-Lectionen auf das ganze Jahr nach Vorschrift der Kirche von Paris mit einer Masse Bilder im vollendetsten französischen Geschmack aus der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf Pergament; ebenso das griechische Neue Testament, einschließlich der Apokalypse — was eine Seltenheit —; ein Exemplar der „Scala Paradisi" des Johannes Climacus auf Pergament in schöner großer Schrift aus dem 10. Jahrhundert; eine große und werthvolle Sammlung Schriften bezüglich der Geschichte, Geographie und Statistik von Südamerika und den Philippinischen Inseln, früher Eigenthum des Capitains Felipe Bouza, Directors des geographischen Cabinets zu Madrid, illustrirt durch 266 gezeichnete Karten; eine Sammlung von 357 Original-Vergleichungsdocumenten bezüglich Englands und der Normandie vom 13. bis zum 18. Jahrhunderte; endlich der erste Theil (von 1576—80) einer Serie von Abschriften aus den Archiven des Königreichs der Niederlande von England betreffenden Urkunden, niedergelegt auf Anordnung des Staatssecretairs Lord Palmerston. Im Ganzen sind 1848 im Lesezimmer 17,992, im eigentlichen Departement 2442 Manuscripte zur Einsicht mitgetheilt worden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 180. — 28. Juli 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 179.)

Wie ursprünglich und unbedürftig jeder männlichen Einwirkung, wie unversehrt am Wollen des Reinsten und Höchsten, der eigenen Natur gemäß, Karoline eigentlich war, Das geht besonders daraus hervor — und hiermit sprechen wir für unsere Schriftstellerin etwas sehr Beachtungswerthes aus —, daß sie auch nicht im entferntesten bemerken läßt wie jene oben berührte geistige Lascivität, ja sagen wir nur geradeswegs eine sehr starke, wenn auch dem Ausdruck nach oft sehr berechnet aufgetragene Lüsternheit in den „Memoiren des Freiherrn v. S—a", auch nur den leisesten Einfluß auf ihre Grundsätze gehabt hat.

Wir können die weitere Betrachtung unserer Schriftstellerin nicht durchführen ohne einen Augenblick bei dem soeben erwähnten Producte, welches seiner Zeit viel Aufsehen erregte, zu verweilen, und können es um so weniger, als sich bekanntlich verlauten ließ Frau v. Woltmann habe auch an *diesem* Werke mit ihrem Manne zusammen gearbeitet.

Die „Memoiren des Freiherrn v. S—a", welche 1815 in drei Theilen erschienen, bezeichnen die etwas spät hervortretende Lucinde-Periode des Historikers Woltmann, worin sein früheres belletristisches Beiwesen, ja sein Reflectiren auf den Genuß, und vor Allem sein Experimentiren mit der Diplomatie, in vollster Blüte wuchert, wenn auch die wildesten, üppigsten Schößlinge des Genusses und der Schilderung immer mit der Schere derselben Diplomatie beschnitten wurden, sodaß sie nur um so wirksamer aufwuchern mußten. Damit haben wir schon alles Bedenkliche in Betreff dieses Werkes zur Andeutung gebracht, eine Bedenklichkeit die unsererseits gewiß nicht zu weit geht, wenn es doch gewiß ist, daß in jenem Werke eine Freiheit des Weibes zur Sprache gebracht wird welche in der Stellung desselben zum Manne die *sogenannte* Heiligkeit der natürlichen Empfindungen, die Zuneigung und Liebe aus gegenseitigem Wohlgefallen, für das *einzig* Bindende erklärt. Freilich weiß man, daß Dergleichen der Schicht einer mittelmäßigen Bildung, welche sich durch wenig Geist, durch viel Behagen und gar keine Tiefe auszeichnet, außerordentlich zusagt, und bis auf den heutigen Tag als offenbarer Beweis von echter Freisinnigkeit hingenommen und gepriesen wird. Was nun aber jene Memoiren weiter angeht, so sieht man, das Junge Deutschland konnte, ohne bis auf die Schlegel'sche „Lucinde" oder Heinse zurückzugehen, aus viel späterer Zeit einen Gewährsmann seiner Maximen citiren, indem in den „Memoiren des Freiherrn v. S—a" die Ehe mit derselben Frivolität auf die bloße Natur zurückgesetzt, und damit auch nicht entfernt in ihrer wahren Bedeutung geahnt wird. Dabei wollen wir nicht in Abrede stellen, daß dasselbe Werk, ohne je bei der rechten Tiefe des Gedankens anzulangen, mit einer gewissen Geschicklichkeit eines geistreichen *Halbidealismus* geschrieben ist, sodaß es die ganze Halbnatur Woltmann's, mit allen den Zuthaten die wir oben an ihm in Erwähnung gebracht haben, glänzend zur Schau trägt. Die bald am Anfange des ersten Theils vorkommenden Urtheile über deutsche Literatur, über schriftstellerische Charaktere, Urtheile die zu ihrer Zeit sehr imponiren mochten, sind äußerst einseitig, hier und da allerdings auch einmal das Wahre treffend, übrigens aber von einem oberflächlichen Dilettantismus dictirt, der, wie zum Beispiel bei Gelegenheit von „Wilhelm Meister's Lehrjahren", sich auf den innern Organismus eines Kunstwerks gar nicht versteht, und daher auch den äußern wie den Helden jenes Romans misdeutet. Wäre Woltmann *am Anfange* seines literarischen Auftretens mit einem solchen Producte wie die „Memoiren" zum Vorschein gekommen, so hätte man ihn entschuldigen mögen dadurch, daß sich hier ein vielfach angeregtes Talent nur erst freiere Bahnen brechen wolle, um in der Geschichte und Lebenskunst, und wenn es nun einmal durchaus sein sollte, auch in der Diplomatie später die besondern Gebiete in besondern Werken anzubauen. So aber, mit den „Memoiren des Freiherrn v. S—a" schriftstellerisch zu *schließen*, gibt mindestens den Beweis daß Woltmann nicht Das aus sich gemacht hatte was er aus sich hätte machen können; daß ihm die so mit einiger Idealität versetzte Halbschlächtigkeit seines Wesens fast lieb geworden war; und daß er da wo es sich noch dazu mitunter um eine Zweideutigkeit handelte mit der *Anonymität* schließen wollte, wo Andere damit be-

ginnen. Dieſes ſtrenge aber gerechte Urtheil ſind wir der ſonſtigen Vorzüglichkeit Woltmann's ſchuldig; wir ſind es aber vor Allem ſchuldig den heiligen Manen ſeiner ausgezeichneten, durch und durch großartig geſinnten und lautern Gattin.

Daß Woltmann, und nicht, wie man ebenfalls vermuthet hat, Hr. v. Brinkman der Verfaſſer der „Memoiren" ſei, geht daraus bis zur Genüge hervor, daß Karoline in der Geſammtausgabe der Werke ihres Mannes dieſelben ebenfalls aufführt und aufnimmt, und ſie mußte doch wol am beſten darüber unterrichtet ſein, ob ſie ihm als Verfaſſer angehören oder nicht. Auch kommt in den „Memoiren" allerdings Vieles vor worin wir unverkennbar Lieblingsanſichten, Pläne wie ganze Lebensrichtungen und Lebensſituationen Woltmann's wiederfinden, ſo wie ſich denn namentlich der ganze prager Aufenthalt des Woltmann'ſchen Ehepaars in demſelben Werke mehrfach abdrückt. Ja man könnte die Vermuthung hegen, der Verf. habe in Gräfin Roſamunde häufig an Karolinen und in dem Freiherrn wohlgefällig an ſich ſelbſt gedacht. So verräth Woltmann unter Anderm denn auch was ſeine Neigung betrifft das Aeſthetiſche in der Geſchichte geltend zu machen, dieſes in eigener Perſon, wenn er in denſelben Denkwürdigkeiten von Herder ſagt: „Das zweite (Verdienſt) iſt, daß er zuerſt in Deutſchland eine äſthetiſche Auffaſſung in die geſchichtlichen Studien brachte." Wo es denn nahe liegt einer Individualität wie der Woltmann'ſchen zuzutrauen und abzumerken, daß er im Stillen gemeint ihm gebühre das nächſte aber das größere Verdienſt der Art für die Geſchichte. Und ſo dürfte auch Karoline faſt wider Willen — und doch kaum Das — ihre freiwillige Abhängigkeit von Woltmann für die damalige Lebensperiode geſtehen, wenn Roſamunde von Prag aus an den Baron ſchreibt:

Auf den Tag freue ich mich zum höchſten, wenn wir zuſammen in die kleine alte Kapelle der heiligen Ludmilla treten werden, und Sie mir eine romantiſche Vorzeit Böhmens, die verworren vor mir liegt, begreiflich machen. Das fällt einem Weibe faſt unmöglich, ſich aus dürren, abgeriſſenen, ungeſonderten Nachrichten ein richtiges Bild vergangener Zeiten zu entwerfen. Mich dünkt, dazu gehört ein männlicher Geiſt. Ihnen darf ich ja wol vertrauen, daß ich überhaupt nun oft an mir die Entdeckung mache das Weib könne Vieles in Wiſſenſchaft und Kunſt nur durch gegenwärtige Beihülfe eines männlichen Geiſtes begreifen: eine Wahrheit die ich ſonſt mit Widerwillen von mir wies.

Wo denn hier am Schluſſe auch die von uns behauptete, urſprüngliche Selbſtändigkeit Karolinens wenn auch nur aus der Erinnerung durchbricht, indem in jenem „ſonſt" ihre eigenſte Natur ſich ankündigt.

Was aber auch in den „Memoiren" Frau v. Woltmann als Verfaſſerin angehören mag, ſo wird es ſicher immer nur Dasjenige ſein was ſich darin weiblicherſeits von Durchdringung des Menſchenlebens mit höhern Anſichten als den in der Wirklichkeit herrſchenden kundgibt, und Dergleichen iſt beſonders in den Briefen deſſelben Werkes kein geringer Theil. Frau v. Woltmann ſympathiſirte, wie ſchon bemerkt, mit ihrem Manne aufs entſchiedenſte in dem trefflichen Bemühen dem täglichen Leben eine ideale Seite abzugewinnen, oder vielmehr dem an ſich öden Verlaufe tagtäglicher Zuſtände und Ereigniſſe durch Idealität aufzuhelfen. Daß ſie in dieſem Bemühen — wenigſtens in den „Memoiren" — ſich nicht zu der reinen Höhe erhebt welche ihr eigenſter Genius foderte, welche ſie ſpäter (wir werden es ſehen) in ihren hier mitzutheilenden Briefen wirklich erreicht, Das lag wieder daran, daß ſie dem Zuge ihres Mannes in eine mittlere Sphäre, in eine Miſchung von geiſtreichen Gedankenſpielen, gelehrten Experimenten, ſchmeichleriſchen Sinneneindrücken, kurz dem von uns gerügten Halbidealismus zu ſehr nachgab, auch ſelbſt dann zu ſehr nachgab, wenn ſie Nichts an den „Memoiren" gearbeitet haben ſollte, aber es auch nur zuließ, daß ein ſolches Werk entſtehen, und nun gar aus der Feder ihres Mannes hervorgehen durfte. Wie es ſich jedoch immerhin mit der Theilnahme an den „Memoiren" in Betreff der Frau v. Woltmann verhalten mag, es leidet keinen Zweifel: ſie ſtrebte ihrer Eigenthümlichkeit gemäß ſchon damals mit einem größern Ernſte als ihr Gemahl, und ſie wird es ihrer ganzen Delicateſſe nach nur mit Unbehagen oder vielmehr mit Schmerz zugegeben haben, daß auch die Myſterien geſchlechtlicher Verhältniſſe in dem Grade profanirt wurden als es leider Woltmann in dem genannten Werke für gut fand; und ſie mochte es höchſtens damit entſchuldigen, welche Entſchuldigung wir denn auch jetzt noch dem Verf. gern angedeihen laſſen, daß er in den „Memoiren des Freiherrn v. S—a" weniger ſeine Weltanſichten kundgebe als vielmehr die eines Lebemannes par excellence, obwol in einem ſolchen Unternehmen immer etwas Misliches liegt, eine Mislichkeit welche der tiefere Menſch ſtets verachten wird.

Nehmen wir nun Dasjenige in Kürze zuſammen was ſich uns aus dem Bisherigen für den Charakter der Frau v. Woltmann ergibt, ſo dürfte es in Folgendem beſtehen.

Karoline v. Woltmann war durch Bildung und Geſinnung, durch entſchiedenen Beruf zur ſchriftſtelleriſchen Production und durch ſeltene Gewandtheit ihn auszuführen, ſo ſehr über viele ihres Geſchlechts hinausgehoben, daß ſie eine Stelle unter den edelſten, geiſtreichſten Frauen unſerer Nation einnimmt. Sie war ganz beſonders dazu geeignet in mannichfaltigſten Darſtellungen, zumal aber in der ihr ſo geläufigen Briefform, ihrem Geſchlechte ein weiteres Gebiet der Cultur zuzuweiſen als man ihm noch ſo häufig zugeſtehen will, und zwar um ſo mehr dazu geeignet, als ſie echt weiblich dachte und fühlte (ohne je in die moderne Fortſchrittsmanie für das weibliche Weſen überzuſpringen), als ſie ſogar bis in die feinſten Seelenzuſtände und innerſten Regungen mütterlicher Sorgfalt und Liebe vordrang, ohne je Mutter zu ſein, und als ſie dennoch ſo weit durch Productionstalent in der Selbſtändigkeit ihres Geiſtes hervorragte, daß ſie wahrhaft männlich ſich äußern konnte, ausgezeichnet und reich an Neuheit und Groß-

artigkeit, an Gediegenheit und Tapferkeit, oft sogar an Schärfe der Gedanken und treffender Combination verworrenster Verhältnisse. Zu dem Allen hoffen wir in einem zweiten Artikel überraschende Belege aus Karolinens Briefen zu geben. Das Männlichgeartete ihrer Productivität verdient aber um so mehr Bewunderung, als sie in ihrer Gedankenäußerung nie speciell Mann wird, und am wenigsten — das Widerlichste von Allem — je Mannweib, sondern daß sie gerade dann am meisten, wenn sie sogar bis ins Gelehrte sich versteigt, aus innerer Wahrheit und Ueberlegenheit ihrer Natur in jene Frauenzimmerlichkeit des Stils verfällt, die wir entweder nur liebenswürdig finden können, wie an vielen Stellen ihrer Briefe und in dem Werke über das Lebensgesetz, oder wenn wir sie tadeln müssen, wie bisweilen in den Ergänzungen zur Selbstbiographie, doch immer so, daß wir ihr Geschlecht herauserkennen, was uns wieder, in der Art wie es veranlaßt wird, völlig mit ihr aussöhnt. Eine der herrlichsten Frauentugenden, die Treue und Hingebung an den Mann, in reinster und noch dazu idealster Liebe, an einen Mann dessen große Vorzüge nicht zu verkennen sind, der aber seine Vorzüge zu sehr berechnet, und trotz dieser Berechnung, ja vielleicht gerade durch sie, zu einem Fallissement kommt, diese Hingebung vermischte zwei Talente, die in gesonderten Bahnen, bei gleich starker Verbundenheit durch Liebe und ideale Interessen, mehr hätten leisten können, bis es der Frau zuletzt — und doch nie ganz — gelingt die ursprüngliche Selbständigkeit ihres Wesens zu einer neuen Verwandelung und damit zum Siege zu bringen. Diese mehr verborgene oder mehr hervortretende Selbständigkeit spricht sich bei Frau v. Woltmann nach unserm Dafürhalten besonders darin aus, daß sie unablässig danach strebt die strengste aber auch heiterste Sittlichkeit mit allen sonstigen Idealen zu einen, und Dieses vorzüglich dadurch zu erlangen, daß sie das *Lebensgesetz* einer neuen Untersuchung unterwirft, um durch ein neues Erkennen der Natur zugleich die ewigen Gesetze des Sittlichen und Ideellen überhaupt zu erkennen, und die Kraft und deren sittliche Anwendung, die Freiheit, dem Menschen für das Diesseits und das Jenseits mit aller Gewißheit zuzusprechen. So gelangt sie zu ihrem Werke „Das Lebensgesetz, die Formen und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens", ein sinnvollerer Lebensabschluß für sie als die „Memoiren des Freiherrn v. S—a" für ihren Mann. Sie gelangt aber immer noch — und Das macht ihr alle Ehre, und ist echt weiblich und rührend —, wenn sie es auch nicht wußte, ähnlich auch zu *diesem* Werke wie zu ihren Leistungen der mittlern Lebensperiode, nämlich aus Liebe zu Woltmann, dem zu Liebe sie jetzt die Natur betrachtet wie früher die Geschichte. Dennoch erstaunt man bis zu welchen Abstractionen und physikalisch-metaphysischen Erörterungen sie sich in diesem Werke verliert, obwol durch Alles derselbe seelenvolle Zug der Liebe und der großartigsten Gesinnung hindurchgeht, und man demselben Producte sogar wirkliche Entdeckungen folgenreichster Art, mindestens auf dem Gebiete des Geistes, zugestehen muß. Frau v. Woltmann bezweckte unsers Erachtens — so weit wir uns auf das Buch noch besinnen, denn wir haben es nicht zur Hand — freilich doch eigentlich nichts Geringeres mit dieser Arbeit als einen Umschwung eines Theils der Naturwissenschaft, wenigstens gewiß eine vielfach andere Methode derselben. Und zwar beabsichtigte sie, irren wir nicht, namentlich eine völlige Umarbeitung, eine andere Theorie des Dynamischen und eine daraus zu gewinnende Anwendung desselben. Wir setzen den Hauptwerth des Werkes in die geistreichste Anregung der Naturwissenschaft höhere Gesichtspunkte abzugewinnen, und für sie neue Combinationen in Bewegung zu bringen, um durchaus neue und befriedigendere Resultate zu bekommen als die bisherigen, immer aber so, daß zugleich die *sittliche* Natur des Menschen daraus erstarke, und sich für stets neue Entwickelungen empfänglich mache.

Um aber in Kürze die ganze Persönlichkeit Karolinens — deren charakteristischer Zug gewiß auch darin bestand, daß sie es in ihrer gedeihlichsten Zeit stets liebte bestimmte Objecte zu behandeln — wenn auch nur durch Fragmente zu vergegenwärtigen, sie bis auf alle einer solchen Natur eigene Idiosynkrasien zur Anschauung zu bringen, wie sie über diese und jene Lebensverhältnisse, Tagesbegebenheiten, über literarische Beziehungen, hervorragende Persönlichkeiten u. dergl. dachte, werden wir in dem nächsten Artikel Einiges aus ihren Briefen mittheilen, wieweit Dieses bestehende Verhältnisse schon jetzt zulassen. Wir meinen aber nicht zu viel zu sagen wenn wir gestehen den Gehalt einiger dieser Briefe und Briefstellen dem Trefflichsten gleichzuachten was der Art geschrieben worden sein mag.*)

A. Jung.

Der Jude mit dem Barte, oder Lebenslauf eines Judenknaben. Aus den hinterlassenen Schriften eines Convertiten, mit erläuternden Noten herausgegeben. Wien, Rohrmann. 1848. 12. 22½ Ngr.

Es ist immer erfreulich, wenn eine Schrift mehr leistet als ihr Titel verspricht, wie hier der Fall ist. Die Ueberschrift ließ uns eine gewöhnliche, nicht sehr geschmackvolle Erzählung erwarten, und wir fanden ein Buch voll guter Gedanken und tüchtiger Gesinnung. Der Verf. hat eine der Wurzeln aller Zeitübel vor unsern Augen bloßgelegt: die Stellung des israelitischen Volkselements zu der heutigen Gesellschaft; dieses Elements, das erfüllt vom Geist der Rache für den alten harten Druck der europäischen und christlichen Gesellschaft, mit ihrem Trachten auf die Zerstörung eben dieser Gesellschaft gerichtet, vor allen andern Bestandtheilen der europäischen Völkerfamilie der Verbündete der Dämonen des Umsturzes ist. Das Judenthum, von den alten Banden gelöst die es lange Jahrhunderte hindurch an den Wagen der europäischen Civilisation gefesselt hielten, unfähig diese Civilisation und diese Gesellschaft zu lieben, rächt in diesem Augenblicke im Bündniß mit den Geistern des Umsturzes

*) Den zweiten und letzten Artikel theilen wir im Monat September mit. D. Red.

eine uralte Schmach: es hat die zersetzenden Stoffe, Unglaube und Ueberschätzung des menschlichen Gedankens, die uns von allem Positiven und Feststehenden losgelöst haben, als gährendes Ferment in diese Gesellschaft geschleudert, und ist auf dem Wege mit ihm das Chaos wiederherzustellen zu dessen Ordnung das Menschengeschlecht eine 5000jährige Geschichte gebraucht hat. Es ist Zweck dieses Buchs dies Element in seinem Ursprunge, seiner Form und Gestalt, seinem Kampf und seinem Sieg zu zeichnen, und ein solches Gemälde belohnt wol die Mühe näherer Betrachtung.

Der Autor stellt uns mittels einer Art Vision in den Mittelpunkt des Bildes das er vor uns entwickelt, und dem er eine breite historische Basis unterlegt. „Wir wünschen den Zioniden nichts Böses", sagt er, „wir wünschen ihnen das Beste; allein es ist doch noch eine höhere Pflicht: nach Kräften zu hindern daß den Christen nicht das Beste verloren gehe das sie noch haben. Thut ab euer verdunstetes Christenthum, ruft der Schwarm uns zu, das alle Köpfe unter einen Hut der Liebe bringen möchte. Lieben müßt ihr vor Allem die Freiheit; frei aber ist nur wer jegliches Vorurtheil abgeschüttelt hat. Frei war das Heidenthum! Und dagegen: Kennt ihr das Heidenthum? Wollt ihr es in seiner Größe erschauen? Leset die Geschichte. Könnt ihr aber auch Blut riechen? Wo nicht so sterbt und verderbt in euerm Schulstaube; mit dem wundervollen Alterthum aber macht euch nicht zu schaffen. Seine Größe schoß aus dem Boden auf der mit dem edelsten Herzblut der Völker getränkt war. Nur auf solchen purpurrothen Boden mochte sich der Altar aufbauen auf welchem als Gott der Götter stand: die Nationalität, aus deren Haupte mit Schild, Schwert und Panzer die andere Gottheit: der Nationalsinn, entsprang. Haß, blutiger Haß alles Fremden war das offene Credo dieses Cultus. Mord, Brand, Verwüstung waren sein Paternoster; aufsteigende Feuersäulen eine Welt zu Asche zu brennen waren seine Leuchten."

Wenn sich der denkende Schriftsteller in dem Vorstehenden genügend ankündigt, so zeigt sich der poetisch gestimmte Autor in der nachfolgenden Vision. Am Charfreitag, „wo dir ein Tropfen im Gesicht brennt, und du nicht untersuchst ob es eine Zähre des weinenden Himmels oder eine Perle deines eigenen trauernden Herzens sei", betritt er den Dom. Die Kerzen brennen aus, Menschenwogen ohne Andacht strömen auf und ab. Ach, jedes Bruchtheil irdischer Errungenschaft muß mit dem Verluste eines unendlichen Raumes vom Antheil im Himmelreiche bezahlt werden! „«Schau da hinein!», grinste es hinter mir, «in dies Gemisch von Schlacke und zehrender Glut.» Eine Gestalt mit riesigem Chamäleonskopf und Fledermausflügeln, auf Füßen wie Bohnenstäbe, schlotternd unter der Last des aufgedunsenen Körpers, sonst wie ein Mensch gebildet stand hinter mir. Wer bist du, Entsetzlicher, fragte ich. «Der Zeitgeist bin ich. Nun schau, welcher glorreiche Kampf gekämpft wird!» Und ich schaute."

Die folgende Schilderung: wie die Menschenmacht das Kreuz das die Welt überschattet auszurotten trachte, wühlend, bohrend, hämmernd, grabend, bis es auf dem Boden lag, ist schön. Nur einzelne Beter bleiben kniend zurück. Und das Kreuz richtet sich von selbst wieder auf. Nicht „Etwas in Dänemark" ist faul, es ist faul durch und durch. Der Stein des Unglaubens lastet auf Lazarus. Der Welt ist nur zu helfen wenn sie ihn hebt.

Nach dieser poetischen Einleitung beginnt die Erzählung. Der Autor entrollt die Lebensgeschichte eines Judenknaben von guten Anlagen, aber ganz Jude: Recht fodernd wo kein Recht ist, vordrängend wo Bescheidenheit und Mäßigung nothwendig wären, schleichend wo der gerade Weg der beste ist, voll Haß gegen die begünstigten Christen, ein Todfeind der Gesellschaft und unsers Friedens. Diese Erzählung malt die Sitten der Zioniden, ihre Gebräuche, ihren Cultus, der von allen Gebildeten unter ihnen innerlich verworfen, ihnen doch als Gesetz gilt, und gibt so ein vollständiges Bild dieser nach 18 Jahrhunderten der Mischung Europa doch fremd gebliebenen Nationalität. Stil und Form dieser Erzählung wollen wir nicht weiter empfehlen: allein der Gedanke in ihr, die Blicke und Ansichten die sie eröffnet sind weit, lehrreich und der Betrachtung wohl werth. 55.

Lesefrüchte.

Grabschriften.

Es war eine lange Zeit ein wesentliches Moment für den französischen Esprit für jedes piquante Ereigniß ein Witzwort bei der Hand zu haben, und namentlich öffentliche Personen mit einem Spottvers in die Gruft zu begleiten. Frau v. Pompadour z. B. ist in unzähligen Grabschriften gefeiert worden, die nicht eben in einem feinen Tone gehalten sind. Eine verhältnißmäßig zartere findet sich in Grimm's „Correspondence littéraire", V, 32:

Ci-git d'Etiolles et Pompadour,
Qui charma la ville et le cour;
Femme infidèle et maitresse accomplie:
L'hymen et l'amour n'ont pas tort,
Le premier de pleurer sa vie,
Le second de pleurer sa mort.

Ihr Gatte, Herr v. Etiolles, den sie zum Gesandten von Frankreich hatte machen wollen, und der jetzt den „Hymen" vorstellte, hörte jedoch bald auf zu weinen: er verheirathete sich sehr kurz darauf wieder, und damit er ja abermals eine rechte Coquette zur Frau bekomme, nahm er Fräulein Rem, eine Tänzerin bei der Oper. In den Memoiren der Frau v. Hausset findet sich auch hierüber ein boshaftes Epigramm das den armen Ehemann dem öffentlichen Gelächter preisgab:

Pour réparer *misériam*
Que Pompadour fit à la France,
Le Normand, plein de conscience,
Vient d'épouser *Rempublicam*.

Vermögensverhältnisse in Frankreich.

Eugène Sue veröffentlicht in der „Semaine" eine kurze, sehr interessante statistische Notiz über den Bevölkerungszustand in Frankreich unter dem Gesichtspunkte des Vermögensverhältnisses. Die nachfolgenden Angaben sind einer officiellen statistischen Arbeit über das Territorialeigenthum und die Revenuen entnommen. Es gibt in Frankreich 19,119,000 Personen die in Entbehrung, Elend und Armuth ihr Dasein fristen; 5,150,000 leben in einem Zustande der der Entsagung der Armuth sehr nahe kommt; 6,180,000 haben so halbweg ihr Auskommen unter der Arbeit ihrer Hände; 244,000 befinden sich dagegen wohl, sie bilden den eigentlichen wohlhabendern Mittelstand; 6000 endlich haben ihr überreichliches Auskommen. Bei ihrem Reichthume beziehen sie wenigstens 10,000 Livres jährliche Rente. Diese Einblicke in die statistischen Verhältnisse regen mancherlei Gedanken an. Wenn die gemachten Angaben, was der Mann Eugène Sue zu verbürgen scheint, wirklich auf officielle Ermittelungen sich stützen, so mag man in ihnen eine ebenso große Ueberraschung als ernste Lehre finden. Deutschland in seiner Totalität — die Einzelstaaten haben zum Theil schon früher erfolgreiche Bestrebungen befördert — entbehrt zur Zeit, namentlich was die Vermögensverhältnisse anlangt, vollständige und authentische statistische Angaben. Wie würde sich bei uns das Resultat herausstellen im Vergleich mit Frankreich, und welche geschichtlichen Folgerungen würde der Politiker auf der Grundlage einer guten Statistik aufbauen können? 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 181. — 30. Juli 1849.

Geschichte der Städteverfassung von Italien seit der Zeit der römischen Herrschaft bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. Von Karl Hegel. Zwei Bände. Leipzig, Weidmann. 1847. Gr. 8. 5 Thlr.

Der Reichthum in der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen des öffentlichen Lebens und die damit zusammenhängende Frische und Fülle in den Gestaltungen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, welche sich eine geraume Zeit des Mittelalters hindurch in den italienischen Städten vor uns abspiegelt, hat letztere, vornehmlich seit dem Auftreten Muratori's, zum Gegenstande von immer neuen Forschungen und Darstellungen gemacht. Es konnte sich hierbei nicht sowol um die specielle Entwickelungsgeschichte einzelner italienischer Weichbilde handeln, als um den mehr oder minder nachzuweisenden Zusammenhang ihrer politischen Formen im Allgemeinen mit dem unter Römerherrschaft gezogenen Grundbau. Denn wenn die von Einzelnen aufgestellte Behauptung, daß hinsichtlich des Städtewesens der Lombardei durch die Einwanderungen germanischer Stämme eine so scharfe Grenze gezogen sei, daß den an beiden Seiten derselben sich kundgebenden Erscheinungen kaum ein dürftiger innerer Zusammenhang beigelegt werden könne, jedes Halts entbehrt, so beschränkt sich die Untersuchung zunächst auf die Frage: wie weit, unter welchen Bedingungen und mit welchen Resultaten die Verschmelzung der römischen und germanischen Nationalität gerade an diesen bleibenden Stätten höherer Bildung erfolgte; bis zu welchem Grade die aus der Zeit römischer Weltherrschaft herstammende Verfassung sich erhielt, oder aber bis zum Unkenntlichen fortgeführt und überbaut wurde.

Hier weichen die Resultate moderner Untersuchungen in den wesentlichsten Beziehungen voneinander ab. Während Savigny's scharfsinnige, auf eine Fülle von Gelehrsamkeit sich stützende Combinationen in den Städten nur die unwandelbaren, dem Wogendrange der Völkerwanderung trotzenden Träger römischer Cultur erkennen lassen, findet Eichhorn die Ursache der Freiheit der Communen in den kirchlichen Immunitäten. Savigny's Begründungen werden wiederum durch die der neuesten Zeit angehörigen Erörterungen von Bethmann-Hollweg *) angefochten, während französische Historiker von Gewicht die Elemente ihrer heimischen Civilisation für Rom vindiciren, und namentlich die römische Verfassung in den Städten des provençalischen Reichs mit Erfolg nachweisen.

Der Verf. des oben genannten Werkes nimmt in Beziehung hierauf eine vermittelnde, man möchte sagen neutrale Stellung ein. Ohne den Folgerungen Savigny's im vollen Umfange beizustimmen, und namentlich die für die Geschichte der lombardischen, Städte gewonnenen Anschauungen auch als Maßstab auf germanische Städte anzuwenden, hält er mit Recht den Gegenstand der Untersuchung durch die Forschungen von Bethmann-Hollweg keineswegs für erledigt, und unterzieht deshalb die italienische Städtefreiheit einer streng geschichtlichen Entwickelung. Um nun im voraus über die Richtung und das Verfahren desselben einen Ueberblick zu geben, möge verstattet sein die in der Vorrede enthaltene kurze Inhaltsangabe hier mitzutheilen:

1. Entstehung, Blüte und Verfall des römischen Städtewesens bis auf Justinian's Zeit.
2. Untergang desselben in den römisch-griechischen Provinzen von Italien bis auf die letzten Spuren römischer Verfassung in den spätern Jahrhunderten des Mittelalters.
3. Verfassung und Zustände des longobardischen Reichs; die Lage der Römer und der Städte in diesem.
4. Die fränkisch-longobardische Reichs- und Gemeindeverfassung in den Zeiten der Karolinger und der sächsischen Kaiser. Auflösung der Grafschaften durch Immunitäten und Lehnswesen. Anfänge der städtischen Gemeinde.
5. Periode der fränkischen Kaiser. Innere Kämpfe, aus welchen die städtische Gemeinde und die Verfassung mit Consuln hervorging. Mailand und die Städte der Lombardei, Genua und Venedig, die Städte von Toscana, insbesondere Florenz.
6. Der Kampf der longobardischen Städte mit Kaiser Friedrich I. bis zur Anerkennung ihrer Freiheit. Neue Verfassung mit Podesta. Erhebung des dritten Standes in den untern Zünften. Guelfen und Ghibellinen. Die Republik Florenz.
7. Die Tradition des Alterthums. Rom im 11. und 12. Jahrhundert. Wiederherstellung des Senats. Arnold von Brescia und Cola di Rienzo. Schlußübersicht.

Hierauf folgt endlich ein Anhang: Ueber den Ausgang der römischen Städteverfassung bei den Westgothen und

*) Ursprung der lombardischen Städtefreiheit (Bonn 1846).

bei den Franken; über den Ursprung der Städtefreiheit in Frankreich und Deutschland.

Wir übergehen die ersten Abtheilungen des ersten Capitels, in denen sich der Verf. über die Entstehung des römischen Städterechts und über die Verfassung der italienischen Städte in der ersten Periode der Kaiserzeit bis auf Diocletian ausläßt. Unter diesem Herrscher erkennen wir bereits einen raschen Verfall des städtischen Lebens, der sich unter seinen Nachfolgern unaufhaltsam steigerte. Er mußte sich mit Nothwendigkeit aus einer übermäßigen Besteuerung, welche vorzugsweise auf den Communen lastete, aus der unter Konstantin erfolgten Mehrung und Erweiterung der Immunitäten zu Gunsten einzelner bevorzugter Stände und Gewerke, endlich aus der planmäßigen Beraubung der Kämmereigüter ergeben. Am gedrücktesten war die Lage jener Stadtpatricier (Decurionen), aus deren Mitte die Curie besetzt wurde. Was einst als Ehre gegolten hatte, gab jetzt den Gegenstand der Furcht ab, dergestalt, daß man sich durch Flucht oder Eintritt ins Heer vor der Uebertragung eines Amtes zu retten suchte. In eben jenen Communen, die, blühend durch Reichthum und Selbständigkeit, früher die Grundpfeiler des römischen Staatslebens abgegeben hatten, spiegelte sich der Fluch des Despotismus am schauerlichsten ab.

Wie nach der Eroberung Italiens durch die Ostgothen die römischen Staatsformen blieben, und Sieger und Besiegte sich als zwei streng gesonderte Nationalitäten nebeneinander behaupteten, so erlitt die Verfassung der Städte keine andere Umwandelung als daß ein vom Könige bestellter Graf auch hier den höhern bürgerlichen und militairischen Beamten abgab. Der alte Druck blieb und erhielt sich auch dann als das gothische Reich zertrümmert war, und Griechen noch einmal geboten.

Es läßt sich nicht behaupten, daß Justinian's Bemühungen zu Gunsten der Städte von besonderm Erfolge gewesen wären, es sei denn, daß der vergrößerte Einfluß welchen er dem Bischofe gestattete in einzelnen Beziehungen nicht unvortheilhaft auf das Gemeinwesen zurückwirkte.

Was nun die Zeit der Longobardenherrschaft betrifft, so geht Savigny von der Ansicht aus, daß während dieser Periode den unterworfenen Römern die persönliche Freiheit nicht verkümmert, daß die städtische Gemeinde durch sie gebildet, der Richter und Beamte in derselben durch sie erkoren sei; der Sieger habe sich im Allgemeinen dem städtischen Leben abgeneigt gezeigt, und sei, auch wenn er innerhalb des Weichbildes ansässig gewesen, zu der eigentlichen Städtegemeinde nicht gezählt, bis endlich, vielleicht im 10. Jahrhundert, eine Verschmelzung beider Nationalitäten innerhalb der Mauern erfolgt sei. Die hieraus gefolgerte scharfe Trennung der Stadt- und Gauverfassung wird dagegen von Leo entschieden in Abrede gestellt. Die Römer, so fährt der letztgenannte Gelehrte fort, büßten unter den Longobarden das volle Recht der Freiheit und des Eigenthums ein, bestellten das Land nur als Colonen, und wurden in den Städten nur als zinspflichtige Handwerker geduldet, sodaß, da von vornherein Longobarden auch die Städte bewohnten, an eine auch unter diesen Verhältnissen noch in Kraft gebliebene römische Stadtverfassung schwerlich gedacht werden kann. Von beiden Ansichten, die einander so schroff entgegenstehen, haben die modernen Historiker Italiens sich keiner unbedingt angeschlossen, sodaß nach ihrem Dafürhalten, indem sie für die unterworfenen Stämme eigenes Recht und freies Eigenthum in Anspruch nehmen, der Untergang der römischen Stadtverfassung durch die longobardischen Eroberer keinem Zweifel unterzogen wird. Die Frage aber: wem nach dem Untergange der römischen Gerichtsverfassung der richterliche Spruch über die Römer zugestanden habe, wird von ihnen dahin beantwortet, daß sie den Anfang der bischöflichen Jurisdiction in eben diese Zeit verlegen.

Allerdings spricht Vieles dagegen, daß die Longobarden, während sie einen schonungslosen Krieg gegen die Römer führten, letztere innerhalb der Städte bei Freiheit und Verfassung ungeschmälert gelassen, daß sie einer nicht nur fremden, sondern geradezu feindlichen Nationalität im Innern ein ruhiges Fortbestehen gegönnt hätten. Das Edict von Rotharis bezieht sich nicht etwa nur auf eine Classe seiner Untergebenen, sondern auf sämmtliche Unterthanen des Reichs; der Gedanke an Exemtionen, an ein System persönlicher Rechte ist hierbei nicht zulässig. Wollten die Longobarden jenem sächsischen Heerhaufen der sich ihnen angeschlossen hatte nicht erlauben nach eigenen Gesetzen zu leben, so ist es undenkbar, daß sie unterjochten Römern ihr besonderes Recht ließen. Vielmehr darf man mit Sicherheit der Annahme folgen, daß, wie die verschiedenen germanischen Stämme welche sich mit den Eroberern verbunden hatten politisch mit diesen verschmolzen, noch ungleich entschiedener die Besiegten in den longobardischen Namen aufgingen. Dazu kommt, daß die Voraussetzung einer politischen Trennung zwischen Stadt und Land um so weniger begründet werden kann, als das longobardische Reich in städtische Territorien zerfiel, d. h. in Gerichtssprengel, an deren Spitze allezeit eine Stadt stand. In letzterer war die curtis regia, der Sitz eines königlichen Beamten, der uns bald als Dux, bald als Gastaldus entgegentritt, und somit in seiner doppelten Function dem Pfalzgrafen gleicht. Unter seinem Vorsitz vereinigte sich das Gericht der Freien, sodaß die curtis regia gewissermaßen an die Stelle der alten städtischen Curie trat. Daß übrigens die Grenzen dieser Territorien der Regel nach mit den Diöcesangrenzen zusammenfielen, wird um so weniger überraschen, wenn man erwägt, daß die Analogie für diese Erscheinung sich fast durchweg in Deutschland findet.

Die Grundlagen der fränkischen Reichsverfassung weichen in allen wesentlichen Beziehungen so wenig von dem öffentlichen Leben der Longobarden ab, daß die Einführung der erstern im Laufe der Zeit ohne erhebliche Schwierigkeiten bewerkstelligt werden konnte. Der fränkische Graf war wenig von jenem Dux verschieden, an dessen Stelle er das oberrichterliche Amt in den

Städten einnahm. Die Eintheilung des gesammten Landes in städtische Territorien erhielt sich. Aber etwas der fränkischen Verfassung Eigenthümliches war die erhöhte Stellung der Bischöfe, denen, gleich den königlichen Sendboten, eine Ueberwachung der Amtsgewalt der Grafen oblag. Es leuchtet ein, daß unter diesen Umständen und bei den ineinandergreifenden Aufgaben beider Gewalten ein freundliches Verständniß unter ihnen nicht immer erhalten werden konnte.

Unter den Karolingern sehen wir die fränkische Verfassung überall in Italien festen Fuß fassen, während andererseits die gemeine Freiheit mehr und mehr durch die überhandnehmende Macht einzelner Großen verkürzt wurde. Das Institut der Sendboten, durch welches man diesem Uebelstande entgegenzuwirken suchte, entsprach den von ihm gehegten Erwartungen keineswegs, und in demselben Grade als die Königsgewalt geschwächt wurde stieg der Druck welcher auf den untern Classen der Bevölkerung lastete. Eine Folge hiervon war, daß in manchen Gegenden die Landbauer ihr Besitzthum aufgaben und zu Räuberbanden zusammentraten. Gegen sie und die Willkür der Großen konnten nur die festen, ummauerten Städte einigermaßen Schutz gewähren; sie gaben den letzten Zufluchtsort für Bildung und Betriebsamkeit ab. Dahin wirkte außerdem, daß, wie späterhin in Deutschland, bei jeder Kathedrale sich eine Schule befand, wohin die umwohnenden Edeln ihre Söhne sandten; daß hier fast ausschließlich der Sitz der Gewerbe war, der Handel in ihnen einen glücklichen Aufschwung gewann, und die Bewohner der Städte im festen Zusammenhalten gegen die Willkür der Mächtigen ihre gemeinsame Aufgabe erkannten.

Während im mittlern Italien Markgrafen ihre Gewalt begründeten, überwog in der Lombardei bald das Ansehen der Bischöfe, durch welche die bisherigen Reichsbeamten fast überall im Laufe der Zeit verdrängt wurden. So gering anfangs die nur den Schutz ihrer Besitzungen bezweckende Immunität der Kirche war, so rasch ging letztere in ihrer Entwickelung einer politisch unabhängigen Stellung entgegen. Bald dehnte die Kirche ihre Gerichtsbarkeit, mit Ausnahme des Blutbannes, auch auf die Freien, dann selbst auf die königliche Curtis innerhalb der Stadt aus. Nicht lange, und dem Bischofe stand die Ausübung sämmtlicher Hoheitsrechte innerhalb der Mauern und eines gewissen Umkreises um dieselbe zu, und indem er zugleich das Amt des Grafen an sich brachte, erblicken wir ihn an der Spitze der geistlichen und weltlichen Gerichtsbarkeit. Eine solche Stellung konnte der hohen Geistlichkeit freilich nicht in Tuscien zu Theil werden, wo mächtige Markgrafen die Gewalt übten.

Der auch von Heinrich Leo adoptirten Ansicht Eichhorn's, daß die Exemtionen einer bischöflichen Stadt von der Grafschaft alle Einwohner unter eine Gerichtsbarkeit, nämlich unter die des Kirchenvoigts, vereinigt, und dadurch erst die Einheit der Stadtgemeinde, als die Hauptbedingung für eine städtische Freiheit, hergestellt haben, glaubt der Verf. nicht unbedingt beipflichten zu dürfen. Er ist vielmehr der Meinung, daß der Bischof die ihm zustehende Jurisdiction über Freisassen und Hintersassen durch verschiedene Beamte habe ausüben lassen; sodann daß die Einheit der städtischen Gemeinde durch die bischöfliche Herrschaft keineswegs die Mutter der bürgerlichen Freiheit abgegeben, vielmehr letztere sich meist, trotz der bischöflichen Herrschaft, habe durchkämpfen müssen. Nachdem durch Absonderung von Stadt und Land die Auflösung des Grafensprengels erfolgt war, fiel es durchschnittlich dem Gemeinfreien auf dem flachen Lande schwer sich der Willkür der weltlichen Machthaber zu entziehen, während seine Standesgenossen in den Städten Sicherheit und Schutz fanden; aus letztern ging der durch Handel und Gewerbe rasch zum Reichthum geförderte Bürgerstand hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Zacharias Werner und der Marquis von Custine.

Der deutsche Dichter Zacharias Werner spielt in dem letzten Buche Custine's eine bedeutende Rolle. Romuald, der Held seiner Geschichte, ist der Sohn eines protestantischen Geistlichen. Auf der Insel Man ist er geboren, mitten in dem Getöse der Wasser und Orkane. Seine Mutter war eine Katholikin gewesen; aber sie hatte die Religion ihres Gatten angenommen und war Protestantin, nicht ohne lebhafte und häufige Rückerinnerung an die apostolisch-römische Kirchengemeinschaft. So erzogen zwischen der Reue seiner Mutter und der starren Gläubigkeit seines Vaters, bald Protestant, bald Katholik, weiß Romuald nicht wem er sich mehr zuwenden soll, und mitten in diesen Zweifeln, gleich als ob die Unentschiedenheit des jungen Mannes noch gemehrt werden soll, schickt ihn sein Vater auf die Universität nach Heidelberg, mitten hinein nach Deutschland, mitten hinein in die religiöse Träumerei.

In Heidelberg trifft Romuald einen Mann der eine wichtige Rolle unter den damals lebenden Dichtern gespielt hat, Zacharias Werner. Werner, der Dichter des „Vierundzwanzigsten Februar", hat neben vielen andern mystischen Dramen eine Tragödie „Luther oder die Weihe der Kraft" geschrieben; man braucht nur dieses Gedicht zu lesen um den Mann lieben zu lernen. Das Unbestimmte und das Ideal haben nirgend etwas Sonderbareres hervorgebracht als das peinliche Alpdrücken dieses Stückes, in welchem unter Grobheiten und nebelhaften Anschauungen Charaktere auftreten die man von der Hand Shakspeare's gezeichnet wähnen möchte.

Das Portrait dieses neuen Johannes des Täufers führt Custine in seinem Romane gründlich durch.

„Er ging in das 50. Jahr; seine langen, grauwerdenden Haare fielen in Unordnung auf den Kragen seines Röckes, sein Kopf senkte sich zur Erde, das Lächeln des Dichters spielte um seinen beredten weissagenden Mund. Man brauchte nur ein einziges mal diese bis an seinen Tod trüben Augen, diese noch von Leidenschaft zuckenden, aber auch von Reue niedergedrückten Züge gesehen zu haben um einen außergewöhnlichen Menschen ihn ihm zu erkennen."

So zeichnet Custine das Aeußere Werner's, und man kann dem Romandichter gerade hier unbedingt glauben, da dieses Portrait nicht ein Phantasiegebild ist. Nein, Custine hat diesen Helden der christlichen Liebe und des Egoismus, er hat diese runzlige aber hoffnungstrahlende Stirn mit eigenen Augen gesehen, er beschreibt Werner wie er vor 36 Jahren mit ihm zusammengetroffen. Es war im J. 1812 in Rom. Der Verfasser des „Romuald" war damals ein blutjunger Mensch, der

unter der wohlwollenden Leitung seiner Mutter lebte. Werner wollte Rom verlassen, und Frau v. Custine schickte ihren Sohn am Tage vorher zu ihm Abschied zu nehmen von dem großen Dichter.

„Werner war eben im Begriff seinen Reisekoffer zu packen. Ein Däne, den er dazu als Helfer herbeigerufen hatte, griff mit zu; nie in meinem Leben habe ich eine solche Unordnung gesehen. Seine Manuscripte steckte Werner in einen alten Strumpf, und dieser Strumpf war noch dazu gänzlich durchlöchert. Einen andern benutzte er als Reisenecessaire, die Toilettengegenstände aber die sich in diesem Packetchen befanden lassen sich in keiner Sprache ausdrücken."

Das war Zacharias Werner. Allein wenn auch sein Gepäck mehr als bescheiden war, so waren die Rathschläge dieses Mannes doch nicht weniger bewundernswerth. Wo er für sich selbst ängstlich und unentschlossen erschien, da sah er für Andere mit klarem Geiste was nöthig. Mitleidig nahm er die Grübler nach neuen Welten, die rebellischen Köpfe, die unverstandenen Dichter auf: so war er im J. 1812; der Werner des „Romuald" spricht nicht mit weniger Ansehen und weniger hinreißender Kraft. Aber versucht es nur wilde Gemüther lenken zu wollen — Romuald macht eine glückliche Bekanntschaft mit einem wunderschönen Mädchen, und ruft wie Luther in Werner's Tragödie aus: „Sollte es Liebe sein die ihre Schritte hierher lenkt?"

In dem angeführten Trauerspiele verbrannte Luther die „unverschämte päpstliche Bannbulle". Der wiederbekehrte Werner bemüht sich diese schon halbverbrannte Bulle aus den gerechten Flammen zu ziehen; er will nicht, daß man mit der katholischen Lehre spiele wie der kleine Affe des Erasmus mit dem Barett des Doctors; den Anker seiner Erfahrungen hat er in die Wasser des Vatican geworfen. Von diesem Gesichtspunkte gehen die Gespräche des Neubekehrten mit dem jungen Romuald aus, allein das schöne Mädchen das er gesehen hat füllt allein dessen Seele und Geist. Die Liebe stellt sich hindernd dem Bekehrungsplane entgegen, die Liebe, „der Anfang der Ewigkeit".

Es ist nicht Absicht dieser Zeilen die weitere, sehr verwickelte Intrigue des „Romuald" zu erzählen; sie sollen nur auf die Portraitirung des deutschen Dichters in diesem Buche aufmerksam machen, die der Leser in einem französischen Romane kaum vermuthen dürfte. 31.

Thomas Gray's Elegie auf einen Dorfkirchhof.

Das in der Ueberschrift bezeichnete Gedicht, durch Wärme und Innigkeit der Empfindungen ausgezeichnet, ist bekanntlich von mehren Dichtern in verschiedene Sprachen übersetzt und nachgebildet worden. Man hat Uebersetzungen ins Deutsche von Müller, Gotter, Kosegarten und Rupprecht; ins Französische von Dubois, Cabanis, Chénier, Fayolle, Kérivalant, Grenus, Charrin, Le Mière, Courret-Villeneuve, Guédon de Berchère, Fontanes u. A.; ins Portugiesische von Boulard; ins Italienische von Torelli, Trant, Cesarotti, Genari, Lastri, Baraldi, Castellazzi, Buttura, Leoni u. A.; ins Lateinische von Costa, d'Austey, Barberini, Venturi, Bene; ins Griechische von Cyprianio, Cooke, Roberts. Die meisten dieser Uebersetzungen sind in einer von A. Torri veranstalteten Sammlung zusammengedruckt, die den Titel führt: „L'elegia di Tommaso Gray sopra un cimitero di campagna tradotta dall' inglese in più lingue etc." (Verona 1817), und in der hallischen „Allgemeinen Literatur-Zeitung", 1819, Nr. 272, ausführlicher beschrieben ist. Sie enthält auch eine hebräische Uebersetzung von G. Venturini, einem der größten Kenner der morgenländischen Sprachen in Italien. Er hatte es sich bei seiner Uebersetzung zum Gesetz gemacht nur solcher Wörter sich zu bedienen welche in dem Alten Testamente stehen, und er fand nicht nur einzelne Redensarten, sondern fast ganze Verse der Elegie wörtlich in der Bibel, und hegt daher die Vermuthung Gray möge seine ganze Elegie aus der Bibel gezogen haben. Um Dies näher darzuthun hat er neben seiner hebräischen Uebersetzung die correspondirenden Stellen Satz für Satz aus der Vulgata entlehnt, und die betreffenden biblischen Stellen dabei sorgfältig angeführt. Beispielsweise mögen hier die ersten vier Stanzen einen Platz finden, nachdem behufs der Vergleichung die deutsche Uebersetzung von Gotter (vergl. dessen „Gedichte", I, 132) vorangestellt ist:

Die Abendglocke ruft den müden Tag zu Grabe,
Mattblökend kehrt das Vieh in langsam-schwerem Trabe
Heim von der Au, es sucht der Landmann seine Thür,
Und überläßt die Welt der Dunkelheit und mir.
Der Landschaft zitternd Bild sinkt in der Dämm'rung Hülle,
Und durch die ganze Luft herrscht feierliche Stille;
Nur daß ein Käfer hier mit trägem Fluge schwirrt,
Und schläfrig um mein Ohr ein fernes Läuten irrt,
Und daß aus jenem Thurm, den Epheu dicht umschlinget,
In dessen alte Kluft kein Strahl des Tages dringet,
Die Eule schauervoll dem blassen Monde klagt:
Ein Wand'rer habe sie zu stören sich gewagt.
Hier, wo die Ulme trau'rt, der Eibe Schatten schrecket,
Wo mürber Hügel Staub ein dürrer Rasen decket,
Schläft in ein enges Grab versenkt und immerdar
Von diesem Dorf der Väter rohe Schar.

Vulgata.

Judd. 19, 9. Dies ad occasum vergit. En sonitus tubae
Jer. 31, 24. Et agricolae laxsi agentes per turmas suas
Ps. 8, 8. Oves et boves omnes ad praesepia sua,
Job. 10, 21. Mundo mihi et tenebrosae caligini relicto.
Ps. 31, 1. In umbra mortis sedet terra et plenitudo ejus.
Zach. 2, 13. Silet omnis caro a facie noctis.
Ezech. 7, 11. Solum volitant crabrones perstrepentes, quia non est requies in eis;
Jer. 6, 5. Et dulcior fit somnus pastoribus et gregibus eorum;
Jer. 12, 10. Et conqueritur bubo in deserto solitudinis;
Ps. 8, 4. Ad lunam et stellas coeli.
Num. 15, 18—19. De iis, qui venerunt in terram regionis ejus. regnum silentii;
Jes. 16, 3. Turbantes noctem et umbram ejus tanquam in meridie;
Jes. 41, 19. Prope ulmum et buxum semper virentem;
Hos. 12, 11. Sub acervis, qui apparent super pulverem agri;
Jer. 51, 39. Dormiunt somnum sempiternum quiescentes
Prov. 1, 33. Rusticani patres, timore malorum sublato.

7.

Literarische Anzeige.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hilario.
Dramatische Studie zu Goethe's Faust
von
Hermann von Bequignolles.
Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die
Entzauberung Friedrich's I.
des Rothbarts,
oder die Vermählung der Germania.
Ein lyrisch-dramatisches Gedicht
von
Bruno von Geldern-Crispendorf.
Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 182. — 31. Juli 1849.

Geschichte der Städteverfassung von Italien ꝛc. Von Karl Hegel. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 181.)

Seit dem Anfang des 11. Jahrhunderts — so beginnt der Verf. das fünfte Capitel — ist ein rascher Fortschritt in der Selbständigkeit und äußern Machtentfaltung der Städte bemerkbar, während die innere Entwickelung bei den meisten derselben noch verborgen bleibt, bis dann zu Ende dieses Jahrhunderts wie auf einen Schlag überall, sowol in der Lombardei als in Tuscien, Consuln an der Spitze der Stadtgemeinden hervortreten.

In dem hier angegebenen Zeitraum emancipirten sich die Städte meistentheils von der bischöflichen Hoheit. Hatten früher Stadt und Kirche ein gemeinschaftliches Ziel verfolgt, so traten jetzt Zerwürfnisse dazwischen, welche nicht weniger häufig auf einer gesteigerten Herrschsucht von Seiten der Geistlichkeit als auf dem schwankenlosen Drange nach Freiheit von Seiten der Bürgerschaft beruhen mochten. In dieser Beziehung gab Mailand den lombardischen Schwesterstädten das Beispiel. Im 11. Jahrhundert stoßen wir hier auf zwei Classen des Ritterstandes, den höhern Adel (capitanei) und den niedern Adel (valvassores), wobei jedoch nicht übersehen werden darf, daß dieser Ritterstand nicht sowol auf Geburt als auf Besitz von Lehen und damit auf die Verpflichtung zum Kriegsdienste zurückgeführt wurde. Diesem Adel gegenüber stand das Volk, zum Theil aus zinspflichtigen Handwerkern, zum Theil aus freien Kaufleuten bestehend, welche letztere später die bevorrechtete Zunft abgaben, und im engern Sinne des Worts die Classe der Cives bildeten. Die Geschichte der Zerwürfnisse zwischen Kaiser Konrad II. und Erzbischof Heribert von Mailand enthüllt vor unsern Augen jene mächtige Bewegung welche von dem niedern Lehensadel gegen die Capitanei ausging, und die bekannte Lehensconstitution vom Jahre 1037 entstehen ließ. Unlange danach aber nahm die eigentliche Bürgerschaft eine völlig ähnliche Stellung zu dem niedern Adel ein welche dieser gegen die Capitanei behauptet hatte. Der Unterschied der Stände wurde immer mehr in den Hintergrund geschoben; an ihre Stelle traten bunt zusammengesetzte Parteien, die sich mit Erbitterung bekämpften. Hieraus ergab sich die Annäherung der früher scharf gesonderten Stände und eine aus ihnen hervorgegangene gemeinschaftliche Selbstregierung, an deren Spitze wir Consuln erblicken. Der letztern, die gleichzeitig aus der Classe des höhern und des niedern Adels, sowie der eigentlichen Bürgerschaft erwählt wurden, geschieht zum ersten male beim J. 1107 in Mailand urkundlich Erwähnung. In einem großen Theile der italienischen Städte fällt die Vereinigung der drei Stände mit der Entstehung des Consulats zusammen, ohne daß man jedoch dadurch berechtigt wäre denselben Gang der Entwickelung bei allen dortigen Weichbilden vorauszusetzen.

Den Consuln lag im Allgemeinen die Ausübung eben jener Hoheitsrechte ob die früher dem Grafen zustanden; ihnen gebührte die Vertretung der Communen nach außen, die Abschließung von Verträgen, die Pflege der Gerechtigkeit, die Anführerschaft im Kriege. Rechtskundige saßen ihnen im Gericht zur Seite, weise Männer (sapientes) aus der Gemeinde bildeten um sie eine permanente Genossenschaft (credentia), welche an der Berathung der öffentlichen Angelegenheiten Theil nahm. Bei Gegenständen von besonderer Wichtigkeit pflegte die Gesammtheit der Bürger, zu welcher übrigens in der frühern Zeit der zahlreiche Stand der Handwerker nicht gezählt wurde, um ihre Meinung befragt zu werden. Die ältere Bezeichnung für diese Gesammtheit der Bürger, die nach Quartieren, Thorbezirken, Kirchsprengeln in Genossenschaften zerfielen, ist parlamentum. Der Verf. sagt (II, 219):

Die Communalverfassung der italienischen Städte erscheint demnach in der That als ein völliger Neubau, nicht blos als ein Stückwerk aus einer alten Ruine. Wol benutzte man einzelne Trümmer der Vorzeit, wo sie sich gerade passend einfügen ließen, und mit einer bedeutungsvollen Erinnerung zum Schmucke dienten: aber ohne damit eine weitere Rücksicht auf ihre ursprüngliche Bestimmung zu verbinden; wol richtete man sich bei dem Entwurfe wie bei der Ausführung des Plans nach dem örtlichen Bedürfniß, nach dem vorhandenen Boden oder Unterbau, nach den verfügbaren Mitteln und dem Baumaterial: aber es war überall dieselbe Idee und derselbe Stil der Freiheit, der dem Ganzen die charakteristische Form und die innere Uebereinstimmung gab; gleichwie auch die herrlichen Dome, welche die Städte in eben dieser Zeit erbauten, verschieden in Größe und Pracht, doch wesentlich denselben Typus im Grundriß und Baustil aufzeigen.

Dieselbe Selbständigkeit welche die Städte in der Ausübung der Jurisdiction an den Tag legten zeigten sie in der Gesetzgebung. Die in jeder Gemeinde zur be-

sondern Geltung gelangten Gewohnheitsrechte gaben die Grundlage der statutarischen Gesetzgebung ab, der die altlongobardischen Gesetze ergänzend zur Seite standen, bis das Römische Recht von neuem die langentbehrte Geltung wiedergewann.

Eine der wichtigsten Folgen welche sich für die innere Geschichte der lombardischen Städte aus dem Kampfe mit Kaiser Friedrich I. ergab war, daß an die Stelle mehrer Consuln ein einziger Beamte unter der Benennung Podesta trat, der gewöhnlich aus der Mitte des auswärtigen Ritterstandes erkoren wurde, und daß die Thätigkeit der Consuln auf die Civilgerichtsbarkeit beschränkt wurde. Der Grund dieser Umgestaltung in der Verfassung mag in dem Verlangen nach größerer Concentration der Gewalt gesucht werden. Wurde aber dieser Zweck erreicht, so lag es nahe einem Auswärtigen die umfassende Macht anzuvertrauen, um die Bevorzugung einer Familie oder einer Genossenschaft zu vermeiden. Ein solcher von der Stadtgemeinde erwählter Podesta bekleidete sein Amt selten über die Dauer eines Jahres; er nahm die Stellung eines obersten Stadtrichters ein, dem die Schöffen nur in der Eigenschaft von Beisitzern beigegeben waren; dagegen sah er sich bei wichtigen Angelegenheiten der Verwaltung, bei Gesetzgebung, bei dem Beschluß von Krieg oder Frieden, an die Zustimmung eines Raths gebunden dessen Mitglieder von den verschiedenen Bezirken oder Sprengeln erkoren wurden. Die allgemeine Volksversammlung (parlamentum) trat nur noch bei ungewöhnlichen Gelegenheiten ins Leben.

Es ist schon früher bemerkt, daß die städtische Aristokratie keineswegs ausschließlich auf den ritterbürtigen Adel zurückzuführen sei, sondern daß auch Glieder vom Bürgerstande, die durch Reichthum oder persönliche Auszeichnung hervorragten, ihm angehörten. Diese Aristokratie aber zerfiel wiederum in verschiedene Corporationen, unter denen allerdings die der Ritter zuerst, dann die der Kaufleute genannt wird. Nur die alten Vollbürger, welchen von jeher die Ausübung politischer Rechte in der Gemeinde zustand, bildeten diese Genossenschaften, und erst mit dem 12. Jahrhundert kam durch die gewerblichen Zünfte ein neues Element in die städtische Verfassung. Was die Entstehung der letztern betrifft, so leitet bekanntlich Eichhorn dieselben in deutschen Städten römischen Ursprungs von den alten Handwerkercollegien, in rein deutschen Städten aus dem Hörigkeitsverhältnisse ab. Der Verf. unterscheidet in Bezug hierauf zwischen solchen Städten die römisch blieben, und solchen die unter longobardische Herrschaft geriethen, und macht die Stellung der Unfreien vornehmlich von dem Wandel abhängig dem die curtis regia im Laufe der Zeit unterzogen wurde. Es heißt hier:

Die untern Classen der Bevölkerung folgten dem Beispiel der höhern in dem allgemeinen Drange nach Einigung, der in der Zeit lag, und die schwindenden alten Ordnungen durch neue Schöpfungen zu ersetzen suchte. Denn derselbe frische und starke Geist der Freiheit welcher die städtischen Gemeinden hervorbrachte und in ihrem Wachsthum beseelte durchdrang auch die untern Kreise der Gesellschaft, lockerte überall die alten Abhängigkeits- und Hörigkeitsverhältnisse, und ließ auch aus der durch dieselben bisher zersplitterten Plebs neue oder jedenfalls sehr erweiterte Verbindungen in den Zünften hervorgehen. Stark durch ihren innern Zusammenhang und durch die Vereinigung miteinander, schritten diese vorwärts, nach oben hin drängend, und foderten bald auch politische Rechte, welche ihnen dann nicht lange mehr versagt werden konnten.

Gegen den Ausgang des 12. Jahrhunderts, als mit dem Adel die höhere Bürgerschaft (popolo grasso) im herben Zwist lebte, bildete sich in Mailand durch die Gestaltung politischer Gemeinden von Gewerbtreibenden ein dritter Stand, dem sich bald die höhere Bürgerschaft anschloß, um mit größerm Nachdrucke den Kampf gegen den Adel durchzukämpfen. In Florenz legten sich diese solchergestalt einander gegenüberstehenden Parteien die Benennung von Guelfen und Ghibellinen bei, wobei jedoch auf die eigentliche politische Bedeutung dieser Parteinamen keine Rücksicht genommen werden darf. Die Zeit in welcher das Zunftregiment sich für längere oder kürzere Dauer in dem Besitze der Stadtverwaltung befand hat der Verf., als außerhalb der gesteckten Aufgabe liegend, in den Kreis seiner Untersuchungen nicht hineingezogen.

Hiernach gibt der Verf. als Anhang einen gedrängten Excurs über die römische Stadtverfassung in den germanischen Reichen außerhalb Italiens, und über den Ursprung der Städtefreiheit in Frankreich und Deutschland. 59.

Verlagsrecht für Uebersetzungen.

Ein unter obiger Inhaltsbezeichnung in die Form einer Zuschrift an das „Athenaeum" gefaßter und von diesem mitgetheilter Aufsatz gilt so wesentlich auch für unsere deutschen buchhändlerischen Uebersetzungszustände, daß er wie ohne Entschuldigung so ohne Commentar in d. Bl. verpflanzt werden kann.

„Der jetzt die Runde machende Streit hinsichtlich der Nebenbuhler-Uebersetzungen eines berühmten Werks" — Humboldt's „Kosmos" in drei englischen Gewändern — „ist für die Litteratur und Wissenschaft so wichtig, daß Sie vielleicht einem ausgedienten Uebersetzer en retraite ein Wort in betreffender Beziehung verstatten werden. Die vorliegende Frage zielt auf nichts Geringeres als ob wir die Resultate der intellectuellen Bestrebungen anderer Länder vollständig überkommen sollen oder nicht? Das Verlangen nach den besten Geisteserzeugnissen anderer Länder, sie kennen zu lernen und zu besitzen, ist einer der schlagendsten Beweise des allgemeinen Fortschritts, hat aber auch wie in andern Fällen Uebel zu Begleitern, obschon nicht untrennbare. Es ist eins der wirksamsten Gegenmittel für nationales Vorurtheil und nationale Antipathien, eine der kräftigsten Verbürgungen des Friedens. Das Uebersetzen ist der große Vermittler gemeinsamen Verständnisses und gemeinsamen Handelns zwischen allen Völkern welche Kenntnisse erwerben oder Werke der Kunst und Wissenschaft zu Tage fördern wollen. Wer den Beruf des Uebersetzers in diesem Sinne aufgefaßt, wer mit solchem Gefühle von dessen Wichtigkeit und Verantwortlichkeit sich ihm gewidmet, den muß ein Zustand der Dinge schmerzen welcher die Lesewelt mit dem Verluste der Dienstleistungen von Personen bedroht die ausschließend befähigt sind eine so schwierige Aufgabe zu lösen als das getreue und verständliche Wiedergeben von Büchern höchsten Ranges ist und immer sein wird. Luther sagt er habe

bisweilen Tage lang nach einem Worte gesucht, und wer es nicht unternommen ein großes Werk mit Ernst und Gewissenhaftigkeit zu übertragen, der kann sich auch keinen Begriff machen wie viel Studium, Forschen und Nachdenken erfoderlich sind um es vollständig und entsprechend zu thun. Oft, sehr oft muß der Dolmetscher durch langes, vorausgeschicktes Lesen sich zu seiner Arbeit rüsten. Und alles Dies soll dem Ersten Besten zugute gehen! Sogar eine Uebersetzung die anerkannt minder gut als eine frühere kann schon durch Wohlfeilheit den Vertrieb der letztern beeinträchtigen, wenn nicht vernichten, und Wohlfeilheit ist leicht zu bieten, sobald ein Uebersetzer Nichts weiter bedarf als das Geschick den Ausdruck zu verändern, gäbe es auch eine Verschlechterung. In solchem Falle läßt sich schwer entscheiden wer am meisten verliert, ob der Autor, der Verleger, oder das Publicum. Denn welchem Schriftsteller der sich seiner Aufgabe gewachsen weiß, einer Aufgabe die ohnedies im voraus bedingt, daß alle Autoreneitelkeit sich dem Gefühle fremder Ueberlegenheit und dem Wunsche unterordne nützen zu können, einer Aufgabe deren gediegenste Lösung an Geld und Ruhm schlechter lohnt als ein Roman oder eine Reisebeschreibung fünfter Classe — welchem Schriftsteller wird es einfallen Nachdenken, Studium, vielleicht Talente die ihn als Originalschriftsteller zu Ruhm und Lohn berechtigen, an eine solche Aufgabe zu setzen, wenn schon wenige Wochen nach dem Erscheinen seiner mühsamen Arbeit ein Anderer sie einer sogenannten neuen Uebersetzung zum Grunde legen, ohne Kampf mit fix und fertig besiegten Schwierigkeiten durch etliche Phrasenveränderungen dem Vorwurfe des Stehlens entschlüpfen, wol gar durch Abhülfe unvermeidlicher Versehen oder hier und da durch den Gebrauch eines glücklichern Wortes den Ruf gewinnen kann das Buch das er ausgeschrieben verbessert zu haben? Die Arbeit des Uebersetzers ist eine Selbstverleugnung; sie braucht ihm nicht zur Kränkung gemacht zu werden. Jener unterzieht er sich aus freiem Willen, und in ihrer Art lohnt sie ihm. Letztere wird ihm aufgelegt, und wer die Wichtigkeit und Würde seines Berufs fühlt mag sie sich nicht auflegen lassen."

„Angenommen aber es fänden sich Uebersetzer die vor solchen Nachtheilen nicht zurückwichen, wo werden wir Verleger finden bereit das Risico der Herausgabe einer ersten Uebersetzung eines wichtigen Werks zu unternehmen, sie einer competenten Hand anzuvertrauen und im Verhältniß zu bezahlen? Ich höre daher auch von einer Erklärung unserer angesehensten Buchhändler, und zwar Solcher denen das Publicum die gelungensten Uebertragungen der wichtigsten Werke unserer Zeit verdankt, daß sie keine mehr verlegen wollen. Entweder würde dadurch, sobald Niemand die Kosten und Mühen einer ersten Uebersetzung tragen will, deren Gewinn Andere schlucken sollen, das ganze Gebiet auswärtiger Literatur und Wissenschaft verlassen, oder fällt in die Hände wohlfeiler Uebersetzer für wohlfeile Verleger unter dem Vorgeben: im Interesse des Publicums. Neun mal von zehn werden wir dann gar keine Uebersetzung erhalten, indem nur das Dasein einer ersten, mit Aufwand und Mühe ausgebrachten den Nächsten befähigt seine wohlfeile auf den Markt zu bringen. Leute die es besser verstehen sollten haben viel darüber geschrieben und gesprochen, daß das Publicum endlich begreifen möge wie es nur Ein Interesse im Auge behalten müsse — das des Geldbeutels. Oeffentliche Dienste jeder Art sollen nur nach Einem Maßstabe bemessen werden — nach dem der Wohlfeilheit, und selbst Mancher der beim Kauf eines Stücks Calico sich sagt: «Die Qualität bestimmt den Preis», scheint zu glauben man könne die höchsten moralischen Eigenschaften oder intellectuellen Fähigkeiten für dasselbe Geld wie die niedrigsten bekommen oder ganz missen. Möchte doch der edle Sinn und gesunde Verstand des englischen Volks an diesem Trugglauben neidischer Mittelmäßigkeit einen Act der Gerechtigkeit üben! Man frage nach den Folgen des unterm Werthe zahlenden Systems in moralischer wie in ökonomischer Hinsicht, und man wird erfahren, daß sogenannte öffentliche Beamte ihr unzureichendes Einkommen durch Unterschleif, Annahme von Geschenken und sonstige Unredlichkeiten vermehren, Diejenigen aber die sich um öffentliche Gunst oder „Kundschaft" bewerben jeden erdenkbaren Kniff anwenden müssen um den selbstredenden Vertrag zwischen Käufer und Verkäufer ihrerseits zu umgehen. Echte Oekonomie, für Körper und Geist, im Staate wie im Hause, besteht nicht darin wohlfeil, sondern das Beste zu kaufen, und alles Ueberflüssige und Nutzlose wegzulassen."

„Ich höre daß als Mittel der Abhülfe ein fünfjähriges Verlagsrecht für ausländische Schriftsteller in Antrag ist, wodurch sie in den Stand gesetzt würden wegen einer englischen Ausgabe ihrer Werke mit englischen Verlegern zu unterhandeln, sodaß Autor, Uebersetzer und Verleger auf Entschädigung, mindestens auf guten Markt rechnen könnten. Dawider läßt sich einwenden, daß Dies schlechten Uebersetzungen ein Monopol gebe, was allerdings wahr, aber meines Bedünkens unerheblich ist. Bücher von welchen dem Publicum daran liegt eine getreue und zuverlässige Uebersetzung zu haben, sind solche von denen der Verleger vernünftigerweise einen dauernden Absatz hoffen kann — geschichtliche, wissenschaftliche und Kunstwerke ersten Ranges. Da dünkt es mich denn nicht sehr wahrscheinlich, daß ein Verleger, um den Preis einer guten Uebersetzung zu ersparen, sich beinahe der Gewißheit aussetzen sollte seine beste Erwerbsquelle — wiederholte Auflagen, zu verlieren: abgesehen von den Nachtheilen für seinen Ruf, welche so übel angebrachter Sparsamkeit auf dem Fuße folgen würden."

Ohne auf Obiges Bezug zu nehmen, aber in engster Beziehung damit enthält die nächste Nummer des „Athenaeum" ein Schreiben des londoner Buchhändlers Baillière, welcher die erste Uebersetzung von Humboldt's „Kosmos" veranstaltete, und durch die zwei spätern Uebersetzungen sich so beeinträchtigt gefunden hat, daß, wie er sagt, „ich abgeschreckt worden bin andere wichtige Werke, namentlich Cotta's «Briefe über Humboldt's Kosmos», für meine Rechnung übersetzen zu lassen". 10.

Bibliographie.

Abhandlungen der Fries'schen Schule von Apelt, Schleiden, Schlömilch und Schmidt. 2tes Heft. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Bauer, G. R., Ueber das Eigenthumsrecht an den unterirdischen Mineralschätzen und die Reformen, welche die Gesetzgebung in Ansehung desselben zu bewirken hat. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 8 Ngr.

Blackert, C., Grundzüge der deutschen Metrik. Oldenburg, Stalling. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Burgwardt, H., Der Bildungsfreund. Ein vaterländisches Lesebuch zunächst für Schleswig-Holstein. 2te verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Altona, Schlüter. Gr. 8. 1 Thlr.

Frey, A., Ludwig Kossuth und Ungarns neueste Geschichte. Unter Mitwirkung ungarischer und östreichischer Schriftsteller herausgegeben. 1ster Band. Mit Portraits. Mannheim, Grohe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fürst, J., Kultur- und Literaturgeschichte der Juden in Asien. Aus den Quellen bearbeitet. 1ster Theil. Leipzig, W. Engelmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gerstäcker, F., Amerikanische Wald- und Strombilder. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Göhren, Caroline v., Die Einquartirung. Roman. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heeringen, G. v., Der Kaufmann von Luzern. Historischer Roman aus der Schweizergeschichte. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hermann, K., Prolegomena zur Philosophie der Geschichte. Leipzig. Gr. 8. 15 Ngr.

Klüpfel, K., und M. Eifert, Geschichte und Beschreibung der Stadt und Universität Tübingen. 1ste Abtheilung. —

A. u. d. L.: Geschichte und Beschreibung der Stadt Tübingen. Verfaßt von M. Eifert. Tübingen, Fues. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Köstlin, C. R., Der Wendepunkt des deutschen Strafverfahrens im 19. Jahrhundert, kritisch und geschichtlich beleuchtet, nebst ausführlicher Darstellung der Entstehung des Geschwornengerichts. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Lewald, Fanny, Prinz Louis Ferdinand. Roman. Drei Bände. Breslau, Max u. Comp. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Oldenburg, F. A., Zwei Sendboten des Evangeliums. Ihre Reisen in Europa, Africa und Asien. Erzählung zur Unterhaltung und Belehrung. Mit einem Vorwort von P. Wittmann, und mit zwei Stahlstichen. Zwei Theile. Augsburg, Kollmann. 8. 18 Ngr.

Prutz', R., dramatische Werke. 4ter Band: Moritz von Sachsen. Trauerspiel in 5 Akten. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Riem, E., Dornen-Blüthen. Oldenburg, Stalling. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Schubart's, C. F. D., Leben in seinen Briefen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von D. F. Strauß. Zwei Bände. Mit Schubart's Portrait und Facsimile. Berlin, A. Duncker. 8. 5 Thlr. 24 Ngr.

Veith, J. E., Die Säulen der Kirche. Zwölf Vorträge über die Apostelgeschichte. Wien, Braumüller. Gr. 12. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Beantwortung der vom Sächsischen Central-Zweig-Verein zum Schutz vaterländischer Arbeit zu Chemnitz an die landwirthschaftlichen Vereine in Sachsen gerichteten Denkschrift. Oschatz, Oldecop's Erben. 8. 1¼ Ngr.

Dupanloup, Ueber die weltliche Souveränetät des Papstes. Uebersetzt von F. X. Karker. Als Beilage: Die Allocution des heiligen Vaters vom 20. April 1849. Breslau, G. P. Aderholz. 8. 7½ Ngr.

Franckel, A., Wiener Gräber. Leipzig, O. Wigand. Gr. 16. 10 Ngr.

Hirscher, J. B., Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 8 Ngr.

Justus, S., Die Bayerischen Lyceen müssen künftig eine höhere Stellung in der Stufenreihe der Studien-Anstalten des Vaterlandes einnehmen und die kön. Lyceal-Professoren eine bessere und ehrenvollere Existenz erhalten. Eine Denkschrift, dem bayerischen Volke, seiner Regierung und seinen Vertretern in der Stände-Versammlung gewidmet. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 2 Ngr.

Kaiserthum oder Direktorium? Welche ist unter den gegebenen Verhältnissen die wünschenswertheste Spitze für den neuen deutschen Bundesstaat? Unpartheiisch beantwortet von einem aufrichtigen Anhänger der deutschen Einheit. Im Mai 1849. Köln u. Neuß, Schwann. Gr. 8. 5 Ngr.

Mosche, K., Das Kirchenlied der Reformationszeit des 16. Jahrhunderts, eine Weckstimme für die Gegenwart. Denkschrift an alle Freunde und Beförderer des deutschen Volksgesanges. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 5 Ngr.

Pfirsch, W. P., Offene Antwort auf die Frage „Warum nimmst du das Zeugniß Ronge's nicht an?" 2te Auflage. Schweinfurt, Giegler. Gr. 8. 2 Ngr.

Schladebach, J., Dresden's Barrikaden-Kampf. Thatsächliche Darstellung der Ereignisse vom 3. bis zum 9. Mai 1849. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Dresden, Grimm u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Schlauch, F. W., Der Anti-Christ. Zörbig. 8. 1½ Ngr.

Veit, M., Sendschreiben an meine Wähler. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wentzel, A., Das Centrum und meine politische Stellung als Abgeordneter der Wahlkreise Ratibor und Cosel in der aufgelösten Zweiten Preußischen Kammer. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Inhalt des Monats Juli.

Nr. 157. Zur Charakteristik Berthold Auerbach's und der neuern volksthümlichen Dichtung. (Schwarzwälder Dorfgeschichten. Von B. Auerbach. Neue Folge.) Von W. Hemsen. (Nr. 157—164.) — Herzogliche Literatur. (Presbytery examined; an essay, critical and historical, on the ecclesiastical history of Scotland since the reformation, by the Duke of Argyll.) — Nr. 158. Friedrich Jacobs. (Worte der Erinnerung an Friedrich Jacobs, von P. H. Welcker.) Von K. G. Jacob. — Nr. 159. Aus Berlin. (Nr. 159—162.) — Nr. 162. Der genuesische Erzbischofsstuhl. — Nr. 163. Der Sittenroman in England. — Nr. 165. Gervinus und sein neuestes Werk. (Shakspeare. Von G. G. Gervinus. Erster Theil.) Von W. Wolffsohn. (Nr. 165—167.) — Nr. 166. Zur Geschichte der Zeitungen in Frankreich. — Nr. 167. Gesammelte Novellen und Erzählungen. Von C. Reinhold. — Der neugriechische Dichter Alexander Sutsos. — Nr. 168. Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien. Dritter und letzter Artikel. (Nr. 168—170.) — Mnemonik und ihre Anwendung auf das Studium der Geschichte von E. Pick. — Nr. 169. Geschichte von zwei Versen der Marseillaise. — Nr. 170. Privatpapiere, die Hülfsmittel für künftige vollständigere Geschichtsforschung und Geschichtskenntniß. — Nr. 171. Der Cultus des Genius. Brief an Bettina von Arnim von Fanny Lewald. (Nr. 171—174.) — Pietro Micca. — Nr. 172. Ueber Proudhon's System. — Nr. 173. Ein spanischer Diplomat von 1848 über die neapolitanische Revolution von 1647. (Sublevacion de Napoles, capitaneada por Mazaniello, estudio historico, de Don A. Saavreda, duque de Rivas.) — Madame Recamier. — Nr. 174. La société et le gouvernement de l'Europe depuis la chute de Louis Philippe jusqu'à la présidence de Louis Bonaparte, par Capefigue. Erster Band. — Nr. 175. Philosophische Briefe über die Gegenwart. 1. An Immanuel Hermann Fichte. (Nr. 175—176.) — A history of the Royal society, with memoirs of the presidents; compiled from authentic documents by C. R. Weld. — Nr. 176. Ueber Deutschland. (Germany; her resources, government, union of customs, and power under Frederick William IV. With a preliminary view of the political condition of Europe and America in 1848. By J. Macgregor.) — Nr. 177. Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann. Erster Artikel. Von R. Prutz. (Nr. 177—180.) — Neuere politische Poesie. (1. Reimchronik des Pfaffen Mauritius. Erstes, zweites, drittes, viertes Caput. 2. Neue Brieflein der Männer im Trüben ꝛc. an Herrn Arnoldum Rugium von einem frankfurter Bürgerskind. 3. Epistel der Frau Germania an ihren Sohn den deutschen Michel. 4. Soldaten-Büchlein von Zedlitz. Der östreichisch-italienischen Armee gewidmet. Zweite Auflage. 5. Im Jahr der Verwirrung 1848. Sechs Gedichte von G. Künzer. 6. Deutschlands Auferstehung. Freiheitslieder von P. H. Welker. 7. Ein Jahr in Liedern. Zeitstimmen aus dem J. 1848 von O. Prechtler. 8. Der Kampf um die Freiheit. Ein Cyklus Romanzen aus dem Befreiungskrieg der Griechen von F. Körner. 9. Kerkerblüten aus Bruchsal von K. Hollinger. 10. Landtagsbilder von X, Y, Z. Erstes und zweites Bändchen. 11. Kampf- und Schwertlieder von H. Zeise. 12. Ein Fastnachtsspiel von der Demokratie und Reaction. Zu Nutz und Kurzweil gemeiner Christenheit verfasset durch Strauß.) (Nr. 177—178.) — Nr. 179. Neuestes über das Britische Museum. — Nr. 180. Der Jude mit dem Barte, oder Lebenslauf eines Judenknaben. Aus den hinterlassenen Schriften eines Convertiten, mit erläuternden Noten herausgegeben. — Nr. 181. Geschichte der Städteverfassung von Italien seit der Zeit der römischen Herrschaft bis zum Ausgang des 12. Jahrhunderts. Von K. Hegel. (Nr. 181—182.) — Zacharias Werner und der Marquis von Custine. — Thomas Gray's Elegie auf einen Dorfkirchhof. — Nr. 182. Verlagsrecht für Uebersetzungen. — Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie; Literarische Anzeigen. — Nebst 1 Literarischen Anzeiger: Nr. VIII.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 183. — 1. August 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Der Protestantismus in Frankreich.

Die protestantische Kirche Frankreichs von 1787—1846. Herausgegeben von J. C. L. Gieseler. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1848. Gr. 8. 4 Thlr.

Je mehr Frankreich seit seiner ersten Revolution das politische Interesse in Anspruch genommen hat, desto mehr sind bei ihm das religiöse und kirchliche zurückgetreten. Wenn Dieses schon in Beziehung auf seine katholische Kirche gilt, wie viel mehr kann es von seiner ohne Vergleich unbedeutendern und schwächern reformirten gesagt werden, welche im vorigen Jahrhundert als nicht bestehend angesehen, unter Ludwig XVI. kümmerliche Existenz sich errang, durch die Nationalversammlung im J. 1789 zwar der katholischen gleichgestellt wurde, aber erst nach den Revolutionsstürmen eine nothdürftige, seitdem oft bedrohte, Verfassung erhielt. Und dennoch verdient gerade diese Kirche eine besondere Theilnahme, und erregt ein Interesse das die politischen Bewegungen der Gegenwart, anstatt zu schwächen, nur noch erhöhen. Denn sie ist es vorzüglich welche die Gewissens- und Religionsfreiheit lehrt, und den sie hemmenden Zwang in seinem ganzen empörenden, schreckenden und eiteln Wahn uns vor die Augen stellt; sie zeigt, selbst in ihren Verirrungen, oder vielmehr durch dieselben, so oft sie nämlich, an ihrer eigenen, innern Kraft verzagend, auf den weltlichen Arm sich stützte, auf die überzeugendste Weise, daß, wie das Reich des Herrn nicht von dieser Welt ist, so die Waffen seiner Diener nicht fleischlich sind (Joh., 18, 36 u. 2. Kor., 10, 4 u. 5); sie ruft endlich, wie keine Kirche seit der apostolischen und urchristlichen Zeit: „Der Glaube ist der Sieg, welcher die Welt überwindet" (1. Joh., 3, 4), von dem Blutbade zu Vassy (1562) und der Schlachtbank der Bartholomäusnacht (1572) bis zu den Bedrückungen unter und selbst nach der Restauration, unsern diesem Glauben entfremdeten Zeitgenossen eindringlich zu!

Seit einigen Jahren ist jedoch dieses lang schlummernde Interesse etwas erwacht, und Ref. hat Schriften wie „Das Christenthum in Frankreich, innerhalb und außerhalb der Kirche", von Reuchlin, und Aufsätze wie „Zustände der protestantischen Kirche Frankreichs", von Bruch (in „Studien und Kritiken"), um so freudiger begrüßt, als er lange vor ihrem Erscheinen durch Tieck's anziehenden Roman („Der Aufruhr in den Cevennen") zu einer Bearbeitung der Geschichte der französisch-reformirten Kirche angeregt worden ist.

Jener Schrift und diesen Aufsätzen schließt sich das vorliegende Werk, bei all seinen sonstigen Verschiedenheiten, auf eine würdige Weise an. Es ist in vielen Beziehungen als eine Ergänzung und Erweiterung der Arbeit Reuchlin's anzusehen, und als sehr bedeutend Allen zu empfehlen welche von den religiösen und kirchlichen Zuständen Frankreichs sich näher unterrichten wollen. Diese Wichtigkeit und die erfahrene Unbekanntschaft der Lesewelt mit der französisch-protestantischen Kirchengeschichte scheinen dem Ref. aber eine flüchtige Uebersicht derselben bis zu dem Zeitpunkte von welchem unser Verf. seine Darstellung beginnt wünschenswerth zu machen.

Wenn auch natürliches Wohlwollen und Dankbarkeit gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen den König Heinrich IV. die frühern, ihren feindseligen Landsleuten mit den Waffen abgedrungenen sogenannten „Pacificationsedicte" in das Edict von Nantes (1598) aufnehmen, und in demselben zusammenfassen und feierlich bestätigen ließen, so war es doch insofern ein wahres Danaergeschenk, als es ihnen ihre unter den Stürmen der Ligue gewonnene falsche Stellung, nämlich die eines Staats im Staate mit Sicherheitsplätzen und eigenen Streitkräften, in welcher sie sich unmöglich halten konnten, garantirte. Aus derselben mit dem Falle von Larochelle (1628) durch Richelieu getrieben, waren es wol mehr noch die Erinnerung an dieses ganz abnorme Verhältniß und die Furcht vor dessen Wiederkehr als Unduldsamkeit und Bigoterie welche den Reformirten bei dem Hofe und den Parlamenten auch ihre kirchliche und

bürgerliche Stellung immer mehr beengten und verkümmerten. So warf jene unheilvolle politische Stellung ihren unheimlichen, dämonischen Schatten noch in den Staatsrath des toleranten Regenten und selbst Ludwig's XVI., und verdunkelte und schwächte die für die Reformirten immer reger werdende Theilnahme. Die Unduldsamkeit des katholischen Klerus benutzte dieses Schreckbild um ihren steten Beschwerden über die Reformirten und deren den Thron nicht minder als die Altäre bedrohende Lehren Eingang zu verschaffen. Mit ihr verschworen sich der Fanatismus des Volks, die Eifersucht der Bürger über den Wohlstand der Reformirten und selbst die durch das Gewissen des Königs angeregte Buße, welche, nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Hofmannes *), die Jesuiten von dem eigenen Herzen auf den Rücken der Calvinisten und Jansenisten ableiteten, und so dem königlichen Sünder bequem machten. Und endlich waren es die Calvinisten selbst welche diese Waffen gegen sich schärften, indem sie, tiefer noch als ihr großer Meister, in den Gegensatz zur katholischen Kirche gerathen, deren Grundlehren, namentlich die der Transsubstantiation, mit bitterm Hohne verfolgten, die consecrirten Hostien Götter von Teig und Koth (Dieux de pâte et de fiente) nannten, den Papst aber Widerchrist und als das Thier der Offenbarung, und das Papstthum als das „Mysterium der Gottlosigkeit" darstellten. Dieser Gegensatz, welchen die Zeit nur wenig gemildert hat, ist zur Erklärung auch noch bestehender Zustände und Erscheinungen festzuhalten.

So war denn der Untergang der reformirten Kirche längst vorbereitet, und die endliche Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) kaum mehr als die Vollendung des „großen Werks", bei welcher der sterbende Kanzler Letellier: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!" mit Simeon (Luc., 2, 29) ausrufen, und der „große König", der „Cherub der Kirche", das Kühlpflaster, daß es keine ketzerische Calvinisten mehr in seinem Reiche gebe, auf sein wundes Gewissen legen konnte. Bald indeß kehrten viele Prediger aus ihrer Verbannung zurück, sammelten die zerstreuten Gläubigen, und rissen den König aus seiner frommen Täuschung. Nachdem aber diese Männer theils auf Blutgerüsten gestorben, theils von neuem vertrieben worden waren, traten deren an ihre Stelle welche mit gleicher Begeisterung weder die Besonnenheit noch die christliche Erkenntniß ihrer Vorgänger verbanden, und mehr noch als ihre Väter, vergessend daß die Kriege des Herrn nicht mit fleischlichen Waffen geführt werden dürfen, in die jugendlichen Gemeinden den Feuerbrand des Fanatismus schleuderten. Die Flammen desselben schlugen mit denen der grausamsten äußern Verfolgung über den neu aufgerichteten Kirchen zusammen, zerstörten dieselben von Grund aus, und warfen den schon sterbenden König und seine Räthe in die frühere Täuschung, daß es keine Calvinisten mehr in Frankreich gebe, zurück.

Indeß bediente sich Gott eines dem Knabenalter kaum entwachsenen Jünglings zum Werkzeuge abermaliger, jedoch gründlicherer Enttäuschung des Hofs und der Regierung und allmäligen Umsturzes des „großen Werks". Dieser Jüngling war Anton Court, der „Wiederhersteller des Protestantismus in Frankreich" mit Recht genannt, und dazu mit hohem Glaubensmuthe, seltener Klugheit und bewunderungswürdigem Organisationstriebe und Organisationstakte ausgerüstet. Unter unsaglichen Schwierigkeiten und Gefahren suchte er aus den noch rauchenden Kirchentrümmern einzelne Steine hervor, und sammelte sie zu kleinen, aber lebendigen Gemeinden, welche bald sich unglaublich vergrößerten, und die er in Wald- und Bergschluchten und durch kluge Vorsichtsmaßregeln gegen äußere Feinde, durch eine weise Organisation aber gegen den weit gefährlichern innern des Fanatismus zu schützen suchte. Wenn ihm jenes bei den bald wieder aufflackernden Flammen der Verfolgung auch oft mislang, so wurde doch dieses Bestreben mit einem solchen Erfolge gekrönt, daß die Hyder des Fanatismus nicht blos allmälig erstarb, sondern auch von den Reformirten höchst selten Nothwehr gegen die empörendste äußere Gewalt angewendet wurde. Anton Court wußte sich bald würdige Gefährten zu schaffen, welche die jugendfrischen Gemeinden bedienten und, obschon sie es allein waren die Frankreich gegen neue Religionskriege schützten, wenn gefangen genommen, nur zwischen Abschwörung ihres Glaubens und dem Tode von Henkershand die Wahl hatten. Fast Alle wählten diesen, und düngten so mit ihrem Blute die aufkeimende Saat. „Kirchen der Wüste" wurden die neuen Kirchen genannt, „in der Wüste" alle kirchlichen Handlungen einregistrirt, und „aus der Wüste" Trauungs- und Taufzeugnisse datirt, und selbst die Bittschreiben an den König und die Behörden gerichtet.

Wenn auch das Dasein dieser Kirchen bald ruchtbar wurde, und in Todes-, Galeeren-, Gefängniß- und Geldstrafen selbst officielle Anerkennung fand, so hielt man doch jene Täuschung mit ebenso trauriger als lächerlicher Consequenz, und sogar dann noch fest als der Geist der Zeit und des Volks und selbst die Gesinnungen der Regierenden die Blutedicte Ludwig's XIV. längst schon zu papierenen Vogelscheuchen gemacht hatten, welche der Beherrscher des damaligen Zeitgeistes, Voltaire, mit den Encyklopädisten verspottete, und das bunt gefiederte Völklein der Schöngeister lustig umschwitscherte. Mit kindischem Eigensinne wurde das factische Dasein von fast zwei Millionen Protestanten bis zu dem Edicte Ludwig's XVI. vom Jahre 1787 amtlich geleugnet, und so den idolis fori, um mit Baco zu reden, geopfert.

Dieses Edict gab zwar den Protestanten bürgerliche Existenz und religiöse Duldung, keineswegs aber politi

*) . . . Un roi très-ignorant en ces matières (den jansenistischen Streitigkeiten), et qui n'avait jamais écouté là-dessus que les jésuites . . . qui voulait se sauver, et qui, ne sachant point la religion, s'était flatté toute sa vie de faire pénitence sur le dos d'autrui, et se repaissait de la faire sur celui des huguenots et des jansénistes qu'il croyait peu différents, et presque également hérétiques. (Memoires du duc de Saint-Simon, Cap. 250).

sche Rechte und eigentliche Religionsfreiheit. Diese erlangten sie erst in den Beschlüssen der Nationalversammlung des J. 1789. Aber wie, nach der Bemerkung unsers Verf. (I, 36), „das Weib mit Schmerzen und die Völker mit Blut gebären", so mußten auch diese kostbaren Güter von den Reformirten nachträglich theuer erkauft werden. Die protestantische Kirche wurde mit ihrer feindlichen Schwester in denselben Schlund der Revolution gestürzt; aber das Blut der Katholiken und Protestanten, welches auf den Guillotinen sich mischte, vermochte nicht versöhnend zu wirken und die Glut des Fanatismus zu löschen, und heute noch wird, wie wir aus dem vorliegenden Werke sehen, von vielen Katholiken die Blutschuld des ganzen Volks der ketzerischen Minderzahl aufgebürdet.

Die gewaltige Hand Napoleon's zog beide Kirchen aus diesem Schlunde, und nachdem er für die katholische mit dem Papste das Concordat vom 26. Messidor IX (15. Juli 1801) abgeschlossen hatte, gab er der reformirten und lutherischen in den organischen Artikeln vom 18. Germinal X (8. April 1802) die lang entbehrte Verfassung. Ihre Mängel, die mannichfachen Klagen über dieselben, und die vielen bis jetzt noch verunglückten Versuche ihnen abzuhelfen bilden einen sehr interessanten Theil unsers Werkes, das in dieser Beziehung einen wichtigen Beitrag zur Lösung der die Gegenwart bewegenden kirchlichen Fragen liefert. Diese Klagen sind insofern gegründet, als jene Artikel der reformirten Kirche nicht die organische Einheit wiedergegeben haben zu welcher sie ihre frühern Provinzial- und Generalsynoden so glücklich verbanden, und die die lutherische in ihren Generalconsistorien*) erhielt, und als sie die staatlichen Interessen mit den kirchlichen verflochten. Sie treffen aber weit weniger Napoleon als die damaligen Zeitumstände, und unserm Verf. gebührt die Anerkennung Dieses in das rechte Licht gestellt, und den großen Mann gegen ungerechten Tadel kleiner Kritiker siegreich vertheidigt, auch gezeigt zu haben wie dieselbe Hand welche beide Kirchen aus ihren Trümmern hervorhob gleich stark den Fanatismus der katholischen zu fesseln vermochte.

Kehren wir nun zu unserm Werke zurück, dessen Motto auf dem Schmuztitel: „Incedo per ignes!" die Geschichte der französisch-reformirten Kirche ebenso richtig bezeichnet als Beza der seinigen

Plus à me frapper on s'amuse,
Tant plus de marteaux on y use.

vorgesetzt, und zugleich den Unfreien auch unserer Zeit eine sehr beherzigungswerthe Lehre gegeben hat.

Der Professor Gieseler zu Göttingen hat der Schrift, als deren Herausgeber, ein Vorwort vorgesetzt welches uns über ihren Verf. ohne Auskunft läßt. Dieses geheimnißvolle Dunkel gibt ihr einen Reiz, den das Weiterlesen vermehrt. In jedem Falle ist der Verf. ein erfahrener, urtheilsreifer Mann, von einer Stellung und in Verhältnissen die ihm die wichtigsten seinen Gegenstand betreffenden Quellen zugänglich gemacht haben; wie denn auch der Herausgeber von den vielen angehängten Actenstücken mit Recht sagt, daß sie von großem Werthe, weil nirgend in dieser Vollständigkeit gesammelt, und viele davon wenig bekannt sind (S. VI). Ueberall zeigt sich eine umfassende Sach- und Detailkenntniß; wie man der schneidenden Kritik und oft vernachlässigten Sprache den Mann ansieht der sich seiner Meisterschaft nicht unbewußt ist, und mehr unterrichten als gestalten will. Dabei ist er ganz praktisch, und wenn daher seine Kritik anstatt zu den Quellen der Erscheinungen zu dringen sich auf deren Oberfläche hält, so gewinnt sie an Sicherheit was ihr an Tiefe abgeht. Ueber seinen religiösen Standpunkt, auf den doch bei Werken dieser Art so viel ankommt, läßt er uns in derselben Ungewißheit wie der Herausgeber über seine Person. Vielleicht kann dieser Standpunkt der nüchtern-supernaturalistische oder auch rational-supernaturalistische genannt werden, welcher den Verf. gegen die Richtung die von den Einen als die der „Erweckten", von den Andern aber als die der „Momiers", „Methodisten", „Pietisten" und „Mucker" bezeichnet wird, bei aller angeblichen Abgewandtheit von Polemik, wacker polemisiren läßt. Daher finden die mancherlei religiösen Vereine welche die Frühlingswärme des bald nach der Restauration erwachten Lebens, nach naturgemäßem Krystallisationstriebe, in Frankreich hervorgebracht hat, namentlich die „Evangelische Gesellschaft" und die „Gesellschaft für protestantische Interessen" des Grafen Gasparin, bei dem Verf. wenig Gnade, und er schreibt jenes Erwachen und diese Lebenszeichen, wie Viele seiner Richtung, den Umtrieben der Frau v. Krüdener und schweizerischer und englischer religiöser Abenteurer und Landstreicher, besonders aber der Methodisten zu. Aber wie nicht zu verkennen ist, daß dem so erwärmten Acker Unkrautpflanzen entsprossen sind, so muß auch erkannt werden, daß das Gerechtigkeitsgefühl, die Wahrheitsliebe und das christliche Bewußtsein des Verf. oft über die Parteiansicht den Sieg davontragen. So sagt er zwar (II, 153), daß einige fromme Männer und Weiber (denn in Frankreich gedeihe Nichts ohne die Weiber) in Verbindung mit erleuchteten (!) Engländern, Schweizern, Deutschen und Amerikanern in der „Evangelischen Gesellschaft" das kirchliche Ideal einer neuen, von dem Staate unabhängigen Universalkirche zusammengeflickt hätten, kann aber doch nicht umhin dieses Institut ein „lebenskräftiges" zu nennen, und dieses Lob in einer Anmerkung unter dem Texte numerisch zu belegen. Und wenn er dasselbe als ein „seinen Gründern oft noch räthselhaftes" bezeichnet, so spricht er den wahren senfkornartigen Charakter aller solchen blos auf den Glauben gegründeten Anstalten, wie er namentlich in der Bibelgesellschaft sichtbar wird, vielleicht unbewußt aus.

Gleiches Gerechtigkeitsgefühl und gleiche Wahrheits-

*) Unter Napoleon gab es die drei Generalconsistorien zu Straßburg, Mainz und Köln (oder Düsseldorf); nach dessen Sturze umfaßt das erstere alle lutherischen Kirchen Frankreichs.

liebe zeigt der Verf. der katholischen Kirche gegenüber, nach manchen scharfen Urtheilen über dieselbe und namentlich über die Jesuiten, denen er besonders gram ist. Ebenso weist er die Verdienste Ludwig's XVIII., Karl's X. und Ludwig Philipp's um den protestantischen Cultus durch die genauen Angaben der stets erhöhten Budgets (II, 61) und auf andere Weise nach, und zeigt so, daß er besser als Tausende von Katholiken und Protestanten jenseit und diesseit des Rheins, welche von einem christlichen Staate träumen, unter dem sie aber eigentlich nur einen Staat ihrer particularen Confession verstehen, den richtigen staatlichen Standpunkt verschiedenen Religionsgesellschaften gegenüber zu würdigen weiß. Und wenn auch die Ansichten des Verf. gegen die Trennung von Staat und Kirche und das Freiwilligkeitssystem mit denen des Ref. im schneidendsten Widerspruch sich befinden, so muß er doch gestehen aus denselben manche Belehrung über diese ebenso wichtigen als schwierigen Zeitfragen gewonnen zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine königliche Dichterin des 16. Jahrhunderts.

Ein Genfer, Henri Leonchin, hat kürzlich beim Ordnen seiner reichen Sammlung von Manuscripten einen noch ungedruckten Brief der Katharina von Navarra, der Schwester Heinrich's IV., gefunden. Dies Schreiben, an Theodor v. Bèze gerichtet und vom 26. Jan. 1596 datirt, ist nur einige Monate nach den Schwierigkeiten verfaßt welche Katharina im vorhergehenden Jahre wegen der Feier des reformirten Gottesdienstes in ihren Gemächern des Louvre zu erleiden hatte. 7—800 Personen hatten angewohnt, aber am Ostertage 1593 erhielt ihr Gardecapitain Befehl Alle zurückzutreiben welche sich dazu versammeln wollten; nur für den Herzog von Bouillon wurde eine Ausnahme gestattet. Der Cultus fand jedoch bald darauf wieder statt, trotz einer Emeute von Weibern „die in den Gassen umherliefen, und sich über die Predigten beschwerten die man in der Wohnung von Madame hielt". Um die nämliche Zeit auch verlangte der König die förmliche Zurücknahme des Eheverlöbnisses welches Katharina mit dem Grafen von Soissons vor der Thronbesteigung Heinrich's IV. abgeschlossen hatte. Er wollte seine Schwester mit dem Herzoge von Montpensier vermählen, allein sie weigerte sich, und verstand sich erst im J. 1599 dazu ihre Hand dem Herzoge von Bar zu reichen.

In dieser Lage, drei Jahre nach dem Uebertritte ihres Bruders, schrieb die Prinzessin 1596 in ihrem 36. Jahre an Theodor v. Bèze, der damals 75 Jahre zählte, den oben erwähnten Brief. Sie weist darin auf ihren Kummer und ihre erschütterte Gesundheit hin, worauf sie auch in den Versen anspielt welche sie dem alten Reformator überschickt. „Dans mes douleurs, je m'esbats quelques fois à parler à Dieu avec ma plume, non en vers si bien faits que ceux qui font profession de longue main de bien escrire, mais chrétiennement pour ma consolation, comme vous verrez par ceux que je vous envoye, pour en estre juge et modérateur de ce qui s'y peut trouver à redire etc."

Duverdier in seiner „Bibliothèque française" berichtet uns, daß Katharina im Alter von kaum 12 Jahren „zu gleicher Zeit die Blumen und Früchte hervorzubringen begann deren Keim die Musen pflanzen". Er selbst hat Strophen aufbewahrt die einer ihrer Lehrer an sie richtete aus Anlaß von Versen welche sie im Schlafe machte; aber man kannte keine ihrer Schöpfungen. Die fünf kleinen Gedichte welche wir dem werthvollen Funde verdanken sichern der Schwester Heinrich's IV. eine Stelle unter den religiösen Dichtern des 16. Jahrhunderts, im Gefolge ihrer Ahnin Margaretha von Navarra.*) Wir wählen zwei Sonette zur Probe aus:

O Dieu, tu as promis par ta bonté divine
D'ayder aux affliges qui ont recours à toy:
Mon coeur est plein d'ennuy, Père, console-moy,
Fay moy sentir l'effet de ta faveur benigne.

Je scay que mes péchés appellent ma ruine;
Je scay que tous les jours je transgresse ta Loy,
Que je ne te sers pas ainsi comme je doy,
Que mon esprit mondain de pardon est indigne.

Hélas! je recognoy que je t'ai irrité
De cent et cent façons, dont j'ay bien mérité
Le rude châtiment pour punir mon offence.

Mon péché me déplaict: pardonne-moy, Seigneur!
Regarde à ta promesse, et non à mon erreur!
J'espère en ta bonté, non en mon innocence.

Dieu, qui daignes garder dans tes sacrés vaisseaux
Les tièdes pleurs de ceux que tu cognois fidelles,
Et qui les garantis des mains les plus cruelles
De ceux qui pour ton nom leur trament mille maux;

De ton oeil de pitié regarde mes travaux;
Donne quelque relâche à mes peines mortelles;
Qu'il te plaise, Seigneur, que je les souffre telles;
Donne force à mon coeur contre tous ces assaux!

Fay que les pleurs, les cris, les soupirs que mon âme
Enfante en sa douleur, croissent plus fort la flamme!
Que ton zèle non feinct s'allume dedans moi!

Chasse les vanités de ma prompte jeunesse,
Et par ton sainct Esprit instruy-moy et adresse,
Afin que pour jamais je chemine en ta Loy.

21.

*) Ernestine Alby hat 1835 in zwei Bänden unter dem Titel „Catherine de Navarre" eine Geschichte der Schwester Heinrich's IV. herausgegeben, mit allen Briefen von ihr die er sich in den pariser Bibliotheken verschaffen konnte; die Zahl beläuft sich auf 48, meist an den König gerichtet.

Literarische Anzeige.

In wohlfeiler Ausgabe ist bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Hausarzt.

Ein vollständiges Handbuch der vorzüglichsten und wirksamsten Volks- und Hausarzneimittel aller Länder.

Von Dr. G. J. Most.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem bekannten Verfasser erschien außer mehren größern medicinischen Werken auch daselbst:

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 184. — 2. August 1849.

Der Protestantismus in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 183.)

Ueber ein zwei Bände starkes Werk in angemessener Kürze befriedigend zu berichten ist schwer, doppelt schwer aber bei der Wichtigkeit, dem Interesse und der Fülle des vorliegenden, besonders da der Verf. verschmäht hat seinen reichen Stoff einer die Uebersicht erleichternden Gliederung und Gruppirung zu unterwerfen. Ref. muß daher auf die Inhaltsanzeige und einzelne Citate und Bemerkungen sich beschränken.

Erster Band. „Rückblick." Es fehlt hier nicht an piquanten Stellen und starken Speisen, wie (S. 3):

Inquisitoren wie Dominik und Calvin sind entsetzliche, aber achtungswerthe Männer, während der Jesuit durch seinen Namen schon gebrandmarkt ist ... Nein, die Jesuiten haben die Inquisition nicht erdacht; denn es liegt etwas Großartiges in der Idee die Menschheit über einen einzigen Glaubensleisten zu schlagen, und Großartiges können die hochwürdigen Väter höchstens verdrehen und zu selbstsüchtigen Zwecken misbrauchen.

Wer hat denn den Jesuiten die Inquisition aufgebürdet?

Erster Abschnitt. „Das Edict von 1787." Interessant ist was (S. 15) von dem Uebertritt mehrer Katholiken zum Protestantismus erzählt wird — unter der heftigsten Glut der Verfolgungen, die sie ebenso ihrer Kirche abwendete als der reformirten zuwendete, und mehr als alle Argumente dazu beitragen könnte Denen die Augen haben dieselben über das Verkehrte des Religionszwangs zu öffnen.

Zweiter Abschnitt. „Die Revolution von 1789." Der Verf. zeiht die Philosophen nur „des unbegreiflichen Leichtsinns mit dem sie die Fackel der Aufklärung geschwungen, dem Christenthum Gewalt angethan, und die unreife Frucht oberflächlichen Forschens einem leidenschaftlichen Volke zu kosten gegeben haben" (S. 36), spricht sie aber von sonstiger Schuld frei, und sagt hierauf (S. 37):

Ich wünschte den katholischen Klerus nur zur Behutsamkeit zu bewegen, und ihm zu zeigen, daß bei seinen ewigen Feldzügen gegen die Revolution am Ende nicht mehr herauskommt als bei seinen abgedroschenen Verleumdungen des Protestantismus. Hört er nicht auf die Revolution als eine Pest und den Jesuitenorden als das Specificum dagegen zu betrachten, so hilft er wahrlich sich selbst am allerwenigsten. Man verabscheue die Greuel der Revolution, man zügle damit politische Windbeutel, man schiebe sie aber nicht auf Rechnung Derer welche sie kaum geahnt haben, und verwechsele sie nicht böslich mit der Revolution selbst, die eine Mutter ist alles Großen und Schönen der neuern Zeit.

Die Schreckenszeit bietet auch manches Komische; wie nach der von Robespierre dem Nationalconvent unter dem 18. Floreal II (7. Mai 1794) abgedrungenen Declaration, daß das französische Volk an das höchste Wesen und die Unsterblichkeit der Seele glaube, ein Brief „Au citoyen Etre suprême", der Nachtwächterruf: „Lobet Gott den Bürger", und Pfeffel's Gedicht (S. 53):

Darfst, lieber Gott, nun wieder sein;
So will's der Schach der Franken.
Laß flugs durch ein paar Engelein
Dich schön bei ihm bedanken.

Dritter Abschnitt. „Die Napoleonische Zeit." Selten wol findet man eine gerechtere und richtigere Anerkennung Napoleon's als wir sie hier lesen. Auch die Behauptung (S. 65):

Seine Stellung zu den Protestanten ist eine durchaus würdige, dem Zweck der Kirche und des Staats angemessene gewesen ... und wer sich in den Zustand der Kirche bald nach der Revolution zurückdenkt, muß die schöpferische Kraft des großen Mannes bewundern.

unterschreibt Ref. in staatlicher und geschichtlicher Hinsicht.

Erstes Capitel. „Organisation der Kirche." Ein höchst wichtiges Document ist die Rede welche der Staatsrath Portalis, nachheriger Cultminister, im Namen der Regierung am 15. Germinal X (5. April 1802) bei Vorlegung des Concordats hielt. Sie ist keines Auszugs fähig, und verdient als ein wahres Meisterstück der Betrachtung der Religion und Kirche aus dem Gesichtspunkte des Staats ganz gelesen zu werden. Zweites Capitel. „Aeußere Verhältnisse der Kirche." Drittes Capitel. „Inneres Leben der Kirche."

Vierter Abschnitt. „Die Restauration." Erstes Capitel. „Absolutistische Reaction." Sehr billig beurtheilt der Verf. Ludwig XVIII., und vertheidigt ihn gegen den von Napoleon den Bourbons überhaupt gemachten Vorwurf Nichts gelernt und Nichts vergessen zu haben.

Billigdenkende verehrten in ihm einen Vermittler, und ganz Frankreich begrüßte die erste Restauration mit Jubel und Festgesang; denn sie hatte Frieden und eine so freisinnige Verfassung gebracht, daß man eine bessere Zukunft mit Recht erwarten konnte.

Er fügt aber hinzu (S. 126—127):

Ludwig war aber nicht allein zurückgekommen, und das Volk wurde bald inne, daß es von den Umgebungen seines Königs wenig Gutes zu erwarten habe. Der Adel und der Klerus, die Emigranten und die Höflinge erhoben seltsame Prätensionen, verhöhnten die Charte, verleiteten die königlichen Prinzen zu Misgriffen, beherrschten die Minister, beunruhigten die Käufer der Nationalgüter und verletzten die Armee: sie allein haben Napoleon nach Frankreich zurückberufen. Die Lection welche er gab verfehlte aber durchaus ihren Zweck, und bis 1830 verfolgten sie unverrückt den Plan die absolute Monarchie wiederherzustellen; ob mit Zustimmung der europäischen Mächte, lasse ich Diejenigen entscheiden welche wissen, daß nur der päpstliche Nuntius in das Geheimniß der entscheidenden Ordonnanzen Karl's X. eingeweiht worden war. Wer sonst als Strohjunker und Jesuiten konnten an dieser halsbrechenden Arbeit Gefallen finden, und ich meinestheils würde sie ungestört dabei lassen, hätten sie nicht ihren ewigen Sündenbock, den Protestantismus, zugleich mit den Volksrechten über Bord werfen wollen. Dieser Umstand allein erklärt mein Verweilen bei den Ultras, und da ich meine Feder in Blut tauchen muß, bitte ich Gott im voraus, er möge ihnen die Sünde vergeben, obgleich Viele von ihnen sehr wohl wußten was sie thaten.

Das „in Blut tauchen" seiner Feder wird allerdings durch die Greuelthaten im südlichen Frankreich und namentlich in und bei Nismes gerechtfertigt, da es bei dem fanatischen Pöbel und seinen Anführern sich um Nichts weniger als eine zweite Bartholomäusnacht handelte, und für dieselbe eine „geheime Regierung" organisirt worden war. Weder der König noch irgend ein Glied der königlichen Familie kann der Theilnahme an diesen Schandthaten beschuldigt werden, und der Verf. spricht nicht allein den katholischen Klerus im Allgemeinen von derselben frei, sondern erzählt sogar von demselben Züge die an Vincent von Paula erinnern. S. 130 und 131 heißt es:

Es ist wahr, daß ein katholischer Priester bei dem Herzoge von Angoulême um die Freilassung Trestaillon's einkam, er hatte sich aber durch seine kräftige Verwendung für die Protestanten den Haß der Schreckensmänner zugezogen, und war durch fürchterliche Drohungen zu diesem Schritt gezwungen worden. Wie schön ist dagegen des Abbé Pahlien Fußfall vor dem Unmenschen Graffan, um ihm seine Schlachtopfer auf der Esplanade von Uzès zu entreißen; wie rührend die Weigerung des Abbé v. Erigny seine protestantischen Mörder zu nennen.

Dieses hält aber den Verf. nicht ab an die Katholiken Folgendes zu richten (S. 140—142):

Habt ihr der Gerechtigkeit ihren Lauf gelassen, oder die Geschworenen abgerichtet und die Zeugen eingeschüchtert? Ich will euch die Antwort auf diese Fragen schenken, und nur in Bezug auf die letzte einige Beispiele anführen. Dupont, der Schrecken des Südens, welcher sich selbst den Beinamen Trestaillon gegeben hatte, wird von dem General Lagarde arretirt und in das Gefängniß von Riom gebracht, muß aber freigelassen werden, weil keine Zeugen gegen ihn auftreten. Die Rückkehr dieses Scheusals nach Nismes gleicht einem Triumph, das Volk zieht ihm entgegen und bewillkommt ihn mit dem Gesang:

N'epargnons personne
Trestaillon l'ordonne.

und Niemand wehrt dem Unfug. Dupont war Katholik. Graffan, genannt Quatretaillon, weil er sich rühmte mehr Menschen als Dupont gemordet zu haben, wird weder von der Verwaltung noch von der Justiz in Anspruch genommen, und scheut sich weder seine Verbrechen öffentlich zu begehen noch sie vor aller Welt zu bekennen. Graffan war Katholik. Boissin, Sergeant der Nationalgarde, ermordet den General Lagarde, während er den protestantischen Gottesdienst zu Nismes beschützt. Der König erläßt eine Ordonnanz welche den Verbrecher der Justiz übergibt, und versichert, daß, wenn dessen That ungestraft bliebe, es weder öffentliche Ordnung noch eine Regierung mehr gäbe, und daß die Minister der Nichtanwendung der Gesetze schuldig wären. Boissin wird freigesprochen, weil er sich im Fall der Nothwehr befunden hat. Der Jubel des Volks und eine reiche Collecte entschädigen den Mörder — für die ausgestandene Angst? Nein, er war seiner Freilassung gewiß — für die Strapazen des Processes. Boissin war Katholik. Truphemy, ein Metzger aus Nismes, wird von einem Raub, den er vor den Gerichten eingestanden hat, freigesprochen, und so wenig beunruhigt, daß er gegen die Freunde und Brüder seiner Schlachtopfer auftreten darf. Truphemy war Katholik. Sind denn aber durchaus alle Angeklagte von den Gerichten freigesprochen worden? Bewahre Gott! Es fehlte damals so wenig als zu irgend einer andern Zeit an strengem Recht. Einmal bringt Graffan drei, das andere mal sechs unbescholtene Familienväter, die zur Handhabung der Ordnung bewaffnet gewesen waren, nach Uzès, und fragt den Unterpräfecten, Herrn von Vallabrix, was mit den Gefangenen anzufangen sei. Herr von Vallabrix antwortet: „Du hast sie mit den Waffen in der Hand gefunden, thue mit ihnen nach deinem Gutdünken", und sie werden vor den Fenstern des hinter den Gardinen lauschenden Unterpräfecten erschossen. Die Opfer waren Protestanten.

Die kräftigste Hülfe kam den unglücklichen Protestanten von England, und zwar von einer Gesellschaft der Dissidentenprediger, der „Protestantischen Societät zum Schutze der Religionsfreiheit", und dem Gemeinderathe von London, welche sich gleich kräftig bei dem Prinz-Regenten für dieselben verwendeten. Die weitern Verwendungen schienen sich zwar in den Windungen der Diplomatie zu verlaufen, zogen auch den reformirten Consistorien amtliche Verweise zu, und nöthigten sie ihre öffentlichen Erklärungen auf dieselben durch den Essig der Verwaltung ziehen zu lassen: das Eis aber war gebrochen, und die Protestanten begannen freier zu athmen. Sind noch sonstige Schritte zu ihren Gunsten gethan worden, hat der fromme König von Preußen dem Cabinet der Tuilerien persönliche Vorstellungen gemacht? Man weiß nichts Bestimmtes; gewiß nur ist, daß die fränkische Regierung, ohne gerade ihren Fehler einzugestehen, denselben wieder gut zu machen suchte, und daß die Reaction sich provisorisch in ihr Gehäuse zurückzog. (S. 153.)

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches Treiben in München.*)

2. Die Zwanglosen und der Verein für deutsche Dichtkunst.

Seit der Zeit daß Karl Fernau (Dr. Daxenberger) seine „Münchener Hundert und Eins" schrieb sind fast zehn Jahre verflossen, und es hat sich in literarischer Hinsicht Vieles geändert. Damals war es noch möglich die „Zwanglosen" als die „moderne münchener Poetenschule" zu bezeichnen, was jetzt ziemlich lächerlich klingen dürfte. Der Dilettantismus hat das poetische Wirken dieses Vereins, den wir sogleich näher besprechen werden, zu Grunde gerichtet.

Wie früher schon angegeben wurde, hatten weder die hiesigen Tagesblätter das Bedürfniß tüchtiger Mitarbeiter, noch

*) Vergl. Nr. 123 u. 124 d. Bl. D. Red.

fühlte das Publicum Lust poetische Erzeugnisse zu lesen, sondern beide Theile begnügten sich gern mit dem Abhub fremder Blätter, und die Buchhandlungen fristeten nothdürftig ihr Leben durch den Verkauf von Gebet- und Schulbüchern, welch kümmerlicher Erwerb ihnen unter dem Ministerium Abel durch die Ausdehnung des königlichen Schulbücherverlags größtentheils auch entzogen wurde. Solch ein Mistre zwang natürlich poetisch begabte Gemüther sich näher aneinander zu schließen, und so entstand schon in den dreißiger Jahren eine Gesellschaft die sich alle Dienstage beim Weinwirth Junemann versammelte, sich den Namen „Die Zwanglosen" beilegte, und neben Bier und Wein der kastalischen Quelle huldigte. Die meisten Mitglieder dieser Gesellschaft waren Beamte, Professoren und Doctoren, aber nur Wenige waren dabei deren Name als Dichter außerhalb Baierns bekannt ist; die Mehrzahl begnügte sich mit der Erholung von den Dienstgeschäften die ihr die Poesie gewährte, und mit dem bei Junemann gegenseitig gespendeten Lobe. Hr. v. Elsholtz, der sich so gern den „Goethe der Gelegenheitsdichter" nennen hört, soll der Stifter der Gesellschaft gewesen sein. Er hat in früherer Zeit einige gelungene Lustspiele geschrieben, lebt hier als koburgischer Geschäftsträger, und schreibt den Text zu den Opern seines Herrn. Ich weiß nicht ob nun die Gründung durch einen Diplomaten oder die meist hohe Stellung der Mitglieder Schuld ist an der exclusiven Richtung welche die „Zwanglosen" annahmen. Es hielt stets sehr schwer mit ihnen in Berührung zu kommen, wenn nicht große Titel oder eine gewisse Stellung im Staat die Vermittelung übernahmen; daher auch der geringe Einfluß den dieser Verein in literarischer Hinsicht ausübte. Wer aber so glücklich war die geheiligten Räume bei Junemann und später beim Weinwirth Ott betreten zu dürfen, der fand hier den nun verstorbenen Eduard v. Schenk, den Dichter des „Belisar" und der „Krone von Cypern", der wol eines der hervorragendsten Mitglieder war. Er begründete auch das alljährlich bei Manz in Regensburg erscheinende Taschenbuch „Charitas", welches nach seinem Tode von Dahlenberger fortgesetzt wurde. Letzterer ist ebenfalls zugegen. Er fand als Geheimsecretair des Kronprinzen, jetzigen Königs Max, noch Muße genug seinen „Edgar, oder Blätter aus dem Leben eines Dichters" und die „Münchener Hundert und Eins" zu schreiben, begeisterte sich an vaterländischen Stoffen, z. B. der sendlinger Schlacht, die er in einem kleinen Epos behandelte, und widmete seine übrige poetische Thätigkeit der „Charitas". Ihm zur Seite steht Franz v. Kobell, dessen Gedichte in altbairischer und pfälzischer Mundart sich einen großen Leserkreis verschafft haben. Er ist einer der Heitersten und Umgangbarsten der „Zwanglosen", in deren Kreis auch der berühmte Philolog Thiersch die Dichtungen aus seiner Jugendzeit und die vor einigen Jahren im Druck erschienenen „Sicilianischen Sonette" verlas. Hofrath Martius, der gefeierte Botaniker, findet auch Zeit sich an den Palmen Hesperiens zu begeistern, und in „Suitram's Fahrten" seine Reise nach Brasilien in wohlklingenden Terzinen zu besingen. Schade daß nur wenige Bruchstücke davon in den frühern Jahrgängen der „Charitas" veröffentlicht wurden. Professor Neumann, der tüchtige Geschichtsforscher und Kenner chinesischer Literatur und Alterthümer, gibt seine literarische Ausbeute des Himmlischen Reichs zum Besten, und Heine's Hofdemagog, Professor Maßmann, leider jetzt wieder nach Preußen zurückgekehrt, brachte neben Uebersetzungen der ernsten altdeutschen Dichtungen launige Gedichte und Scherze. Graf Pocci, der die „Fliegenden Blätter" mit dem Staatshämorrhoidarius beschenkte, scheint in neuester Zeit den liberalen Tendenzen nicht mehr huldigen zu wollen, soll seine Mitarbeiterschaft der genannten Blätter aufgegeben haben, und wird sich wieder auf den „Festkalender" beschränken, den er schon seit vielen Jahren im Verein mit Guido Görres und andern frommen Seelen herausgab. Apollonius v. Maltitz, der Bände von Gedichten und „Dramatischen Einfällen" der Oeffentlichkeit übergab; Weichselbaumer, einer der fruchtbarsten Novellenschriftsteller Münchens; Büssel und Hochoder saßen ebenfalls im Kreise der „Zwanglosen", die sich noch mit Vergnügen an die milde Satire des Letztern erinnern. Professor Sölti, hochverdient um bairische Geschichte, Heinrich Stieglitz, der unermüdete Reisende, und Freiherr von Zu-Rhein, ein stiller Lyriker, schließen den Reigen der bekanntern Mitglieder. Weniger bekannt selbst in München sind die Namen von P. Marggraff, Friedrich Beck, Ehrenbaum u. s. w., wiewol der Erstere als Kunstschriftsteller Anerkennung verdient. Neben den Genannten figurirt nun in der Gesellschaft der „Zwanglosen" noch eine Menge von Mitgliedern die wol der Poesie befreundet sind, jedoch selbst Nichts schaffen, eine Menge von hohen Staatsbeamten, Ministern und Räthen. Diese waren stets der Hemmschuh in Bezug auf das Wirken des Vereins; denn sie liebten die Poesie nur weil sie ihnen Unterhaltung, Erholung gewährte, und hätten es übelgenommen, wenn die Verse die sie hier und da zusammenscandirten nicht wären gelobt worden. Im Laufe der Zeit erkaltete auch der Eifer der tüchtigern Mitglieder, die Versammlungen wurden schwach besucht, und seit den unruhigen Tagen des Jahres 1848 wird der Poesie nur geringe Rechnung getragen. Gegen Ende der dreißiger Jahre hatten es die „Zwanglosen" einmal versucht nach außen zu wirken, und begründeten eine belletristische Zeitschrift „Theeblätter", dann „Deutsche Blätter" genannt, welche von der haute volée gelesen wurden, aber wegen der Lauheit und Flauheit des Inhalts sich nicht halten konnten. Das ungebildete münchener Publicum will auch Nichts von Thee wissen, es verachtet den Theetrinker als einen weichlichen, süßlichen Menschen, und man kann nicht sagen daß die „Theeblätter" dieses Vorurtheil zu tilgen tüchtig genug gewesen wären. Nach diesem mißglückten Versuch zogen sich die „Zwanglosen" ganz zurück, und nur noch hier und da in der „Charitas" fand man einzelne Namen derselben. Von oben herab geschah natürlich Nichts zur Aufmunterung; denn König Ludwig hatte genug zu thun für den eigenen Dichterruhm, und Malerei, Sculptur und Architektur verdrängten die Poesie aus der Reihe der Künste die er unterstützte.

Da nun in München viele literarische Kräfte noch außerhalb des Vereins der „Zwanglosen" sich bewegten, jüngere thätige Dichter sich theils schon Geltung verschafft hatten, oder in regem Streben nach Anerkennung trachteten, einzeln aber ihre Kräfte zersplitterten, so traten im September 1848 mehre derselben zusammen, und begründeten einen „Verein für deutsche Dichtkunst", um den Musen einen stillen Zufluchtsort vor dem Waffengeklirr und den politischen Stürmen der Gegenwart zu bieten. Das Hauptstreben dieses Vereins ging dahin, sowol durch das Theater als auch durch ein zu begründendes Journal auf das Publicum zu wirken, dessen Geschmack womöglich etwas zu bessern, und selbst in gegenseitigem Eifer Anregung zu poetischer Thätigkeit zu geben und zu empfangen. Scharfe, rücksichtslose Kritik der vorgetragenen Arbeiten wurde eine der Hauptbedingungen, und nur Solche sollten Mitglieder des Vereins werden welche theils schon Arbeiten veröffentlicht hatten, oder damit umgingen sie dem Drucke zu übergeben. Durch letztere Bedingung wollten die Gründer des Vereins dem Dilettantismus, der den „Zwanglosen" so hinderlich gewesen, vorbeugen, durch erstere aber einmal für allemal die gegenseitigen Lobhudeleien abschneiden, in welche derlei Vereine nur gar zu gern verfallen. Wahrung der Interessen der Schriftsteller gegenüber der Theaterintendanz, den Buchhändlern u. s. w., sollte damit verbunden werden.

Dr. Schmidt und C. Schultes waren die Ersten welche die Gründung des Vereins vorschlugen, und ihr Werk gelang; denn es schlossen sich bald gegen zwanzig Mitglieder an, unter welchen auch manche Mitglieder der „Zwanglosen" sich befanden. Letztere hatten eine Vereinigung mit der frühern Poetengesellschaft anzubahnen versucht, aber dieser Plan scheiterte theils an der Abneigung der Jüngern, welche das Verfallen in den alten Schlendrian fürchteten, theils an der Unbehaglichkeit welche ein großer Theil der „Zwanglosen" fühlte, wenn solch ein

neuerungssüchtiges und großentheils demokratisch gesinntes Element unter ihnen Platz nähme. Es war auch gewiß für beide Theile besser daß diese Vereinigung unterblieb. In so stürmischen Zeiten wie das Jahr 1848 war bleibt der Dichter nicht unberührt, besonders der jüngere, und in den Ohren der Minister und Räthe hätten die Schlachtlieder der jungen Generation einen übeln Klang gehabt, vielleicht Einzelne verscheucht, Andere zum Widerstand gereizt, es wären Parteien und Spaltungen entstanden, der Friede der Gesellschaft wäre gestört, der Zweck verfehlt und eine baldige Trennung unausbleiblich gewesen. Besser also sie vereinigten sich nicht.

Schon bei dem ersten öffentlichen Auftreten des „Verein für deutsche Dichtkunst" hätten die meisten Mitglieder der „Zwanglosen" aus Rücksichten sich zurückgezogen; denn es war Dies eine Art Mistrauensvotum gegen die königliche Hoftheaterintendanz. Seit März 1848 hatten wir Preßfreiheit, aber nichtsdestoweniger eine strenge Theatercensur. Hoftheaterintendant und Regisseur strichen unbarmherzig und oft mit sehr ungeschickter Hand das Beste in den neu eingereichten Stücken hinweg, andere verwarfen sie ganz je nach ihrer Laune, oder wenn sie fürchten mußten höhern Orts damit anzustoßen. Hiermit sollen aber nicht die Majestäten gemeint sein, auf die an einem Hoftheater immer die gehörige Rücksicht genommen werden kann, sondern einzelne einflußreiche Aristokraten bekamen die neuen Stücke zu lesen, und wenn diese Etwas dagegen einzuwenden hatten, wurden sie einfach zurückgewiesen, ohne daß dem Dichter ein Grund dafür angegeben worden wäre.

Diesem Misstande mußte ein Ende gemacht werden. Eine Petition des Vereins an den König bat daher um ein Comité zur Prüfung der neu eingereichten Dramen. Die Bitte wurde gewährt, und drei Mitglieder des Vereins, Feldmann, Schmidt und Professor Goßmann, haben darin Sitz und Stimme. Außer ihnen besteht das Comité noch aus einigen Literaturkundigen, mehren Schauspielern, dem Regisseur, einem Techniker und dem Hoftheaterintendanten als Vorsitzer. Alle zwei bis drei Wochen ist eine Sitzung. Die Majorität der Stimmen entscheidet; absolutes Veto hat der Intendant nicht, doch kann er die Zeit der Aufführung nach Gutdünken festsetzen. Die Verwerfung eines Stücks muß durch Gründe motivirt sein welche dem Autor mitgetheilt werden.

Durch das Zustandebringen dieses Comité hat der „Verein für deutsche Dichtkunst" den dramatischen Schriftstellern gewiß einen wesentlichen Dienst geleistet: er hat nun doch Ein Mittel in der Hand das hiesige Theater vor der Ueberflutung mit französischen Lappalien zu wahren, und das Publicum nach und nach an würdigere Gegenstände zu gewöhnen. Um Dies noch zu vermehren machte er sich anheischig an den Todestagen der drei Matadoren des deutschen Dramas, Lessing, Schiller und Goethe, einen Prolog zu liefern; der Theaterintendant ging mit Freuden darauf ein, und der Beifall mit dem an Lessing's Todestage (es wurde „Minna von Barnhelm" gegeben) der von Wohlmuth gedichtete Prolog aufgenommen wurde zeigte, daß das Publicum auch dafür empfänglich ist.

Weniger glücklich war der Verein in Bezug auf Begründung eines Journals für belletristische Erzeugnisse und Kritik der neuesten Erscheinungen der Literatur, sowie auch des Theaters. Die Zeitverhältnisse, ohnehin dem Buchhandel sehr ungünstig, und die politischen Unruhen, welche den Leuten Lust und Zeit zum Genusse der schönen Literatur raubten, waren wol das Haupthinderniß; aber sobald die Zeit den Musen wieder günstiger werden wird, wird auch ein öffentliches Organ des Vereins auf das Publicum zu wirken versuchen, und die bedeutenden Kräfte über die er zu verfügen hat bürgen dafür, daß dasselbe nicht ohne günstige Wirkung bleiben kann. Wie ich höre sind schon mit einem hiesigen Buchhändler Unterhandlungen deshalb angeknüpft.

Vorläufig versammeln sich die Mitglieder alle Montage; es werden Vorträge gehalten und kritisch beleuchtet, auch die neuesten Producte der Literatur vorgeführt und besprochen. Es glänzt hier das weiße Haupt Johann v. Plötz', des bekannten Lustspieldichters, dessen Humor auf allen Bühnen Deutschlands die Lachmuskeln des Publicums in Bewegung setzte mit seinem „Abenteuer einer Neujahrsnacht", „Der Kaufmann, oder Stolz der Geburt und Stolz des Geldes", „Der Journalist", „Die Zwillinge", „Die Hintertreppe", „Der verwunschene Prinz", u. s. w. Neben ihm steht sein Geistesverwandter Feldmann, dessen Lustspiele ebenfalls auf allen Bühnen Deutschlands mit Vergnügen gesehen werden. Es werden dieselben jetzt vier Bände füllen. „Der Sohn auf Reisen", „Das Portrait der Geliebten", „Der Rechnungsrath und seine Töchter", „Die schöne Athenienserin", „Der deutsche Michel", „Ein höflicher Mann" u. s. w. werden noch lange auf dem Repertoire sich erhalten, während er als Lyriker in seinen „Höllenliedern" sowie in den „Reiseliedern aus Griechenland und dem Orient" sich als tüchtigen Schüler Heine's darstellt.

Der Präsident des Vereins, Dr. Schmidt, ist ebenfalls einer der bekanntern Dramatiker Münchens. „Camoëns", „Bretislaw" und „Herzog Christoph" wurden mit Beifall auf der hiesigen Hofbühne gegeben, und seine neuesten Arbeiten in diesem Fache: „Ein Mädchenherz", und „Eine deutsche Stadt", bekunden die Fortschritte die er gemacht. Gegen letzteres Schauspiel, den Fall Strasburgs behandelnd, sträubt sich freilich noch immer unsere Hoftheaterintendanz, um durch die Vorführung von Deutschlands Schmach nicht das Publicum zur Auswetzung solcher Scharten zu begeistern.

Glücklicher in dieser Hinsicht ist May mit seinem „König der Steppe", welcher trotz der Rücksichten gegen die russische Gesandtschaft über die Bretter ging. Sein „Cinqmars" macht gegenwärtig die Runde über Deutschlands Bühnen.

(Der Beschluß folgt.)

Hartes Urtheil über Gustav Adolf.*)

Die trefflichen Eigenschaften des Schwedenkönigs, seine hohen Verdienste um den deutschen Protestantismus finden sich in unzähligen Geschichtsbüchern beschrieben. Minder günstig urtheilt von ihm ein poetischer Zeitgenosse in einem ziemlich langen Gedichte, betitelt: „Ein newes Gesang, worin des Großmechtigen Königes Gustavi Adolphi aus Schweden ritterliche thaten, welche er izt lauffender zeit in Schweden, Liefflandt, Churlandt vndt Preußen vorrichten thutt, gepreißet werden, ihme zu sondern ruhm vndt ehren zusammengetragen vndt gedichtet durch einen Elbingischen Bürger, welcher nicht mehr Schwedisch." Folgende Probe wird den Geist des Gedichts charakterisiren:

Kirchenraub ist bei ihme kein sündt
mechtig kann er auch streiten,
wider die bildt der Gottesfreundt,
sturmt sie von allen seiten,
drumb nent man ihn ein tapffern Heldt
diweil er sich so grawsam stelt
in Kirchensturmen vndt mausen
Die Bilder zu belausen. — —

Die Wittwen vndt auch Wayfen all
er mechtig vnterdrücket,
ihr gut vndt erblich anfall
mit gewalt er zu sich rücket. — —
Den Pauern schwert er tausendtmahl
thut ihn groß schutz zusagen,
lauset ihn aus die beutel all,
mit gut vndt auch mit plagen."

47.

*) Vergl. „Gesundes Urtheil eines Zeitgenossen über Deutschlands selbstbereitete Schmach im Dreißigjährigen Kriege" in Nr. 136 d. Bl.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 185. — 3. August 1849.

Der Protestantismus in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 184.)

Zweites Capitel. „Religionsfreiheit." Ludwig XVIII. bekundete bei vielen Gelegenheiten seine redliche Absicht die Protestanten in ihren Rechten zu schützen, und widerstand den wiederholten Anmuthungen des nach dem Verf. (S. 163) „von den protestantischen Staatsmännern wieder in den Sattel gehobenen" Papstes Pius VII. die Religionsfreiheit zu beschränken. Zwar erhob er die römisch-katholische und apostolische Religion in dem sechsten Artikel der Charte zur Staatsreligion, gab aber nicht zu, daß dieser Artikel dem fünften, welcher die Religionsfreiheit sichert, vorgesetzt würde. Nur der zehnte Artikel des spätern Concordats vom 11. Juni 1817, nach welchem Seine Allerchristliche Majestät im Verein mit dem Heiligen Vater alle Mittel anwenden wolle die dem Wohle der Religion und der Vollstreckung der kirchlichen Gesetze entgegenstehenden Unordnungen und Hindernisse zu heben, erfüllte die Protestanten mit gerechter Besorgniß. Dieser Artikel wurde der Partei des nachherigen Königs Karl X. zugeschrieben, der doch bei seiner Krönung zu Rheims die Ausrottung der Ketzerei nicht wie seine Vorfahren und selbst Ludwig XVI. beschwor, und überhaupt keine Gelegenheit versäumte die Protestanten zufriedenzustellen. Aber

was diesem Mistrauen das meiste Gewicht gab, waren die offenen und schlecht verhüllten Angriffe gegen die Charte; die Versuche dem katholischen Klerus mit der Volksbildung die Geburts-, Hochzeits- und Sterberegister wieder in die Hände zu spielen; die Ernennung eines Bischofs als Minister des öffentlichen Unterrichts; die Eröffnung mehrer Jesuitencollegien; die Erziehung des Herzogs von Bordeaux durch Jesuiten und Jesuitenknechte; die Einführung des Dogmas in den Coder durch das Gesetz über die Heiligthumsentweihung; die Verunglimpfung der Protestanten in jesuitischen Missionspredigten, in bischöflichen Hirtenbriefen, in royalistischen Journalen mit Zulassung der Censur; die ewige Distinction zwischen Staats- und autorisirter Religion; die Begünstigung des Proselytenwesens bei den Katholiken und die Erschwerung des Uebertritts aus der katholischen in die protestantische Kirche; die Wiederherstellung der Procession des Fronleichnamsfestes, und das Begehren an den Protestanten sein Haus bei dieser Gelegenheit zu zieren. Was konnte es da helfen, wenn man das Budget der akatholischen Culte vermehrte, wenn man protestantische Geistliche an die königliche Tafel zog, decorirte und nach Rheims zur Krönung rief, ja, wenn der König oder die Herzogin von Berri protestantische Anstalten unterstützte? War es mehr als eine Kriegslist um die Staatskirche glücklich über den ultramontanen Rubicon zu bringen? (S. 165 u. 166.)

Dieses Capitel ist besonders wichtig zur Lösung der viel bewegten Frage: ob die Erhebung einer Religion zu der des Staats die absolute Cultfreiheit beschränke? Das dritte, vierte und fünfte Capitel sind: „Katholisch-protestantische Polemik", „Inneres Leben der Kirche" und „Lehrwesen und Literatur" überschrieben.

Der fünfte Abschnitt: „Die Revolution von 1830", nimmt den ganzen zweiten Band ein. Er umfaßt die kirchlichen Zustände von der Juli- bis zu der Februarrevolution, von welcher nur in einem nach fast beendigtem Drucke eingegangenen und als Anhang gegebenen Berichte des Pastors Mäder, Präsidenten des Consistoriums Augsburger Confession zu Strasburg, die Rede ist; wie denn überhaupt, nach der ausdrücklichen Erklärung des Herausgebers, der neue Umschwung der Dinge in Frankreich auf das bereits am Ende des J. 1846 vollendete Buch nicht einwirken konnte.

Erstes Capitel. „Organisation der Kirche." Ref. hat bisher blos der Reformirten erwähnt, und nicht von den weit weniger zahlreichen Lutheranern geredet, welche nur im Elsaß und in Lothringen in Ortsgemeinden vereinigt, sonst aber noch zerstreuter als jene sind. Sie werden in den erwähnten organischen Artikeln und auch jetzt noch in allen amtlichen Actenstücken und Verhandlungen unter die französischen Protestanten, doch unter der Sonderbezeichnung: „Augsburger Confession", begriffen. Ungeachtet dieser Vereinigung zeigt sich in beiden Confessionen eine Verschiedenheit die selbst in Paris und in den ganz französischen Provinzen, mitten unter den Reformirten, nicht verwischt ist. Sie läßt wol mehr noch auf die Geschichte der beiderseitigen Reformationen und deren nächste Folgen als auf dogmatische Auffassungen und confessionnelle Unterschiede sich zurückführen. Wie die lutherische Reformation einen ruhigen, deutschen und dabei monarchischen, aristokratischen Charakter angenommen hat, so wohnt der calvinischen ein beweglicher, französischer und zugleich republikanischer und demokratischer bei. In Frankreich haben auch die spätern Schicksale beider Kirchen zu dieser Verschiedenheit beigetragen; wie na-

mentlich durch die Aufhebung des Edicts von Nantes die lutherische Kirche im Elsaß nicht zerstört wurde, da Ludwig XIV. die bei der Abtretung desselben mit fremden Mächten abgeschlossenen Tractate mehr achten zu müssen glaubte als die seinen Unterthanen geleisteten Garantien, auch durch feindselige Behandlung seiner an der deutschen Grenze lebenden lutherischen Unterthanen seinen steten Erweiterungsplänen nicht selbst Hindernisse entgegensetzen wollte. Dessenungeachtet ist das Verhältniß beider Confessionen im Ganzen ein liebevolles: wie denn auch das französische religiöse Element auf das deutsche einen mächtigen Einfluß ausgeübt, ja es oft mit sich fortgerissen hat, sodaß die Belebung dieses Elements im Allgemeinen, oder die von dem Verf. oft angefochtene „Erweckung" vorzüglich von Frankreich ausgegangen ist. Dieses zum Verständniß der Stelle: „Auch den französischen Lutheranern hat die Julisonne auf den Kopf gebrannt und Reformationsversuche ausgebrütet" (S. 29). Das vorliegende Werk erwähnt übrigens der Protestanten Augsburgischen Bekenntnisses gleich ausführlich und mit sichtbarer Vorliebe, während in dem gegenwärtigen Berichte nur von den Reformirten die Rede ist.

Zweites Capitel. „Religionsfreiheit." Drittes Capitel. „Kampf zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche." Der oben angedeutete scharfe Gegensatz in welchen die Reformirten zu der katholischen Kirche gerathen sind zeigt sich auch in ihrer gegenwärtigen Polemik, welche hier sehr ausführlich besprochen wird, und in einer Flut von Flugschriften, von denen die des dem Ref. persönlich bekannten Predigers Napoleon Roussel: „Questions indiscrètes aux curéz, évêques, cardinaux et papes", und „La religion d'argent", jene als treffend und höchst witzig, diese aber als auf die schärfste Spitze getrieben, und historischer Gerechtigkeit ermangelnd, besondere Erwähnung verdienen. Der Verf. vertheidigt zwar an mehren Stellen Ludwig Philipp und seine Minister gegen die öftern Beschuldigungen der Protestanten, und rügt deren steten Argwohn, wird aber doch, nachdem er mit vollem Rechte behauptet hat, daß das etwa Drückende in ihrer Lage von den Umständen und nicht von den Staatsmaximen herrühre, von seinem Gerechtigkeitsgefühle zu der Bemerkung geführt:

> Und doch bin ich fern die Regierung von aller Schuld freizusprechen, und doch bin ich geneigt ihr vorzuwerfen, daß sie sich selbst das Mistrauen der Protestanten zugezogen hat...; denn war es ihnen zu verargen, wenn sie in der Besitznahme Otaheites eine Allianz der Regierung mit den Jesuiten sahen; wenn sie in der die Simultankirchen des Elsasses betreffenden ministeriellen Entscheidung eine freche Verletzung ihrer Rechte erblickten.... Man lese aufmerksam und unbefangen die aus den katholischen Missionsjournalen durch Herrn Heinrich Lutteroth zusammengetragene Geschichte von Otaheite*), und man wird sich überzeugen, daß Frankreich hier zum Vortheile fanatischer Priester von dem Rechte des Stärkern einen himmelschreienden Gebrauch gemacht hat; man erinnere sich wie Ludwig XIV. das Simultaneum in die elsassischen Kirchen eingeführt hat, und man wird gestehen, daß ein Minister Ludwig Philipp's sich herausgenommen hat die alte Zeit zu überbieten.... Die Regierung hat also die Protestanten mehrfach gereizt, und sie in mancher Beziehung tief gekränkt. (S. 63 u. 64.)

*) O-Taïti, histoire et enquête (Paris 1845).

Viertes Capitel. „Inneres Leben der Kirche." So interessant dieses Capitel auch ist, so muß Ref. doch, der Beschränktheit des Raums sich erinnernd, über dasselbe auf das oben Gesagte verweisen, indeß den Leser noch auf Das aufmerksam machen was für die Protestanten in Algerien, wo es jetzt vier Pfarreien (drei reformirte und eine lutherische) gibt, geschehen ist.

Fünftes Capitel. „Lehrwesen und Literatur." Was der Verf. von dieser sagt ist weit reichhaltiger als man nach deren Dürftigkeit erwarten könnte. In dem Artikel über das Lehrwesen ist die Geschichte der projectirten Gründung einer protestantischen Facultät der Theologie zu Paris sehr ausführlich enthalten. Besonders interessant, lehrreich und die französisch-protestantischen Zustände scharf und bestimmt zeichnend ist das Gutachten der am 11. Juni 1837 zu Strasburg gehaltenen Pastoralconferenz über diese „Misgeburt", wie der Verf. das Project nennt.

Auch der Anhang, dessen oben gedacht ist, und welcher ein Gutachten des Pastors Mäder vom 4. Juli 1848 über die seit der Februarrevolution in der französisch-reformirten Kirche aufgetauchten Organisationsbestrebungen enthält, verdient um so mehr Beachtung, als er ebenfalls die erwähnten Verschiedenheiten beider Confessionen charakterisirt.

Von der Wichtigkeit der am Ende eines jeden Bandes gegebenen Beilagen hat Ref. schon oben geredet. Der Bd. I, Nr. 1, im Auszuge mitgetheilte Brief Fénélon's an Ludwig XIV. enthält Wahrheiten in so starken, dem sanften Manne so unähnlichen Ausdrücken, daß gegen seine Echtheit wol einige Zweifel erhoben werden könnten. Manche Documente sind im Texte in deutscher Uebersetzung und in den Beilagen im französischen Originale gegeben worden, was denn das Werk unnöthig erweitert hat.

Der Berichterstatter glaubt noch durch einige Einwürfe sein Interesse an der Schrift beweisen zu müssen. Die (II, 275) angeführte „Galerie chrétienne" ist keineswegs eine neue Ausgabe von Crespin's ursprünglich in lateinischer Sprache geschriebener und später von Simon Goulard übersetzter „Histoire des martyrs" (1570), sondern nur ein für das größere Publicum berechneter Auszug aus derselben. Wenn auch auf der nächstfolgenden Seite von den „Eseleien" in Roisselet's vier Bände starker „Histoire du protestantisme en France" (1836—39) geredet wird, und Dieses keinen Widerspruch bei dem Ref. findet, so muß derselbe doch gegen die Bezeichnung ihres Verf. als eines „Gelehrten" stark protestiren. Roisselet gibt sich auch selbst nicht als einen solchen, und stellt sich in dieser Hinsicht unter seinen Gegner, den reformirten Pastor Frossard: eine Bescheidenheit von der man in sonstigen Beziehungen auf keiner Seite seines ganz elenden Machwerks auch die mindeste Spur findet.

60.

Literarisches Treiben in München.

2. Die Zwanglosen und der Verein für deutsche Dichtkunst.

(Beschluß aus Nr. 184.)

Ein tüchtiges Mitglied des Vereins, das aber nur von Zeit zu Zeit anwesend ist, ist Franz Trautmann, gegenwärtig Redacteur des „Nürnberger Trichter". Schon seit langer Zeit in München der Poesie lebend, bereicherte er die dramatische Literatur mit mehren Stücken. „Cagliostro" wurde hier mit Beifall gegeben, auch „Schloß Latour", während sein „Jugurtha" noch immer von der Theaterintendanz zurückgehalten wird. Trautmann's liebliche Novellen in den „Fliegenden Blättern" erwarben sich allerwärts großen Beifall, und ihnen verdankt er wol seine Berufung als Redacteur. Die Kämpfe die er schon früher bei Gelegenheit des Streits über die fliegenden Buchhandlungen mit der Policei zu bestehen hatte und siegreich durchfocht, mögen wol auch dazu beigetragen haben ihm die Redaction eines Organs der liberalen Partei zu verschaffen, und sein Talent den ernstesten Dingen eine lustige Seite abzugewinnen kommt ihm trefflich zu statten. So schwer es hält mit den „Fliegenden Blättern" und den „Leuchtkugeln" zu concurriren, so hat er sich doch schon in kurzem Zeitraume einen großen Leserkreis erworben, da jede Partei ohne unangenehm berührt zu werden sein Blatt lesen kann. Wie es heißt wird Buchhändler Campe in Nürnberg auch eine Sammlung von Trautmann's Novellen veranstalten, die gewiß mit großem Beifall aufgenommen werden wird, wenn einmal der Kriegstumult in Deutschland wieder geordnetern Zuständen gewichen ist.

Ein nicht unglücklicher Dramatiker ist auch Christian Knorr, der im historischen Trauerspiel Tüchtiges zu leisten verspricht.

Ludwig Steub, zugleich Mitglied der „Zwanglosen", ist durch seine „Drei Sommer in Tirol" und sein früheres Werkchen über Griechenland bereits der literarischen Welt rühmlichst bekannt, und Professor Goßmann, ebenfalls Mitglied der „Zwanglosen", nimmt unter Deutschlands Romanzen- und Balladendichtern einen ehrenvollen Platz ein. Auch Wohlmuth, der zarte, tiefdenkende Lyriker, ist schon außer Baierns Marken mit Auszeichnung genannt. Die übrigen Mitglieder des Vereins, meist Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter", der „Leuchtkugeln" und des „Nürnberger Trichter", haben mehr oder weniger noch um Anerkennung zu ringen. Da dieselben weniger bekannt sind, wird es zur Charakteristik ihrer Geistesrichtung lohnend sein hier und da einige Strophen derselben anzuführen.

C. Schultes, der frühere Schriftführer des Vereins, der sich Uhland zum Vorbild gewählt zu haben scheint, ergötzt das Publicum der „Fliegenden Blätter" mit Soldaten- und Landsknechtsliedern. C. L. Kaulbach, Neffe des berühmten Malers gleichen Namens, unstreitig ein großes poetisches Talent, aber schroff und starr, schleuderte im März vorigen Jahres seine Schlachtlieder in die Welt, und Kraft und Fülle des Ausdrucks wird gewiß Niemand folgenden Versen absprechen:

Neu-Babylon.

Der Staat zerbarst. Des Feuers Schein
Dringt hell durch Fugen und Fenster,
Und durch die Hallen wallen allein
Viel bleiche Fürstengespenster.
Sie heben die Hände, sie beten zu Gott:
Erhalte das Alte! Gott Zebaoth!
Den Betern wird es weh und weher,
Die Flamme prasselt lustig höher,
Von außen braust der Sturm darein;
So wird kein Löschen noch Halten sein.

Da naht der Herr auf Sturmes Flut
In einer donnernden Wolke,
Die Wolke wirft Speere und Feuersglut:
So nahet der Herr im Volke.
Er ruft: Hier bin ich! — die Fürsten: — O Gott!
Erlös' uns von dir! Herr Zebaoth!
Den Betern wird es weh und weher,
Die Flamme prasselt lustig höher,
Von außen braust der Sturm darein;
So wird kein Löschen noch Halten sein.

Die Wolke schleudert Blitz auf Blitz
Ins rasende Flammengeprassel,
Und hin und her wirft Donnergeschütz
Ein sausendes Kugelngerassel.
Nicht wird der Herr im Volke zum Spott,
Denn furchtbar richtet's ein Zebaoth.
Verstummt sind stolzer Beter Klänge,
Der Sturm nur heult dem Herrn Gesänge;
Es ist ein heißes Dankgebet,
Das aus der Völker Herzen geht.

Der Staat zerbarst. Des Sturmes Wuth
Macht wirbeln die sausenden Flammen.
Die Pfeiler umflutet des Feuers Glut,
Sie krachen und brechen zusammen.
Strengrichtender Gott! Zerstörender Gott!
Erbarme dich, Herr, Gott Zebaoth!
Verstummt sind stolzer Beter Klänge,
Der Sturm nur heult dem Herrn Gesänge;
Es ist ein heißes Dankgebet,
Das aus der Völker Herzen geht.

Die Flamme verloht, das Feuer verglüht,
Die Asche befruchtet die Erde,
Der Sturm verstummt, die Lüfte durchzieht
Ein neues Schöpfungs-Werde.
Verjüngender Gott! Erneuender Gott!
Wir loben dich, Herr, Gott Zebaoth!
So muß im Sturm das Alte zertrümmern,
Will's Neuem Raum und Leben verkümmern.
Das Alte Neues nährt und erhält,
Indem es zu Staub und Asche zerfällt.

Das ist das Lied von Babylon,
Das einst die Welt befriedet,
Es wird verwehen das Babylon
Was uns in Fesseln schmiedet.
Die ewige Kraft — so spricht der Gott —
Ich bin's im Volk! Gott Zebaoth!
So muß im Sturm das Alte zertrümmern,
Will's Neuem Raum und Leben verkümmern.
Das Alte Neues nährt und erhält,
Indem es zu Staub und Asche zerfällt.

Auch im Drama hat Kaulbach sich versucht, aber er konnte bis jetzt noch keines zur Aufführung bringen. Schade daß bei Kaulbach's Poesie mehr der Verstand als das Gemüth befriedigt wird.

Einen ehrenvollen Platz unter den Sängern im deutschen Dichterwald wird gewiß einst der Maler Jlle einnehmen. Sein Vorbild ist Nikolaus Lenau, und eine gewisse Geistesverwandtschaft ist nicht zu verkennen. Die Mutter seiner Poesie ist ebenfalls die neue Zeit mit ihren Stürmen, und seine Lieder beim Falle Wiens, die im „Vorwärts" erschienen, sein „Ulrich von Hutten", sowie andere seiner Dichtungen in den „Leuchtkugeln" zwingen den Beurtheiler ihn den bedeutendsten Kräften der hiesigen Literatur beizuzählen. Mehr dem innern poetischen Leben neigen sich zwei Offiziere zu, die im „Verein für deutsche Dichtkunst" sitzen, Oberlieutenant Medicus und Lieutenant Neumann. Ersterer ist besonders glücklich in dem naiven, dem Komischen sich nähernden Element, wiewol der Ernst der Ereignisse die um uns herum geschehen nicht spurlos an ihm vorüberging, und manches begeisterte Lied ihm eingab. Letzterer, eins der jüngsten Mitglieder des Vereins, ringt noch mit sich selbst. In seinen Liedern liegt die Sentimentalität des jungen

Gemüths, das sich an die rauhen Felsklötze der Wirklichkeit noch nicht recht gewöhnen kann. Es ist sein ganzes Wesen so ziemlich in folgendem Liede ausgesprochen:

Rückblick.

O schöne Zeit, da noch mein Lied
Nach Worten freudig rang,
Um laut zu singen was so klar
Mir in der Seele klang.

O schöne Zeit, da noch mein Herz,
Der Liebe kaum bewußt,
Mir doch so hoch, so mächtig schlug
In heimlich süßer Lust.

O schöne Zeit, da noch mein Sinn,
Von Zweifeln nie entzweit,
Am alten Väterglauben hing
In stiller Seligkeit.

O schöne Zeit, du bist dahin,
Mein Herz ist liebeleer,
Und was mich sonst so tief durchbebt,
Ich fühl' es längst nicht mehr.

Und dennoch ist mein trüber Geist
Nach rückwärts nicht gestellt.
So denk' ich mir den Uebergang
In jene and're Welt.

Geistig verwandt ist ihm A. Becker. Er steht auch vermöge seiner Jugend noch in der Periode des Weltschmerzes, hat den frommen Glauben der Kinderzeit von sich gestreift, ist aber noch nicht zur Ruhe gekommen. Eine gewisse Hoffnungslosigkeit liegt in seinen Dichtungen, selbst in den Stoffen die er wählt. Er besang in einem sehr schönen Romanzencyklus, der nächstens der Oeffentlichkeit übergeben werden soll, den Helden Algiers, Abd-el-Kader, und seine „Spätherbstlieder" erinnern an das Beste was in diesem Genre gedichtet wurde. Folgende Strophen dürften ihn am besten charakterisiren:

So grabesstill ist's um mich her,
Die Flur ganz meinem Herzen gleich,
Mein Blut geht sacht, mein Athem schwer,
Als wär' ich nah' dem Schattenreich.

Verloren hab' ich alle Spur
Von meines Lenzes lichter Bahn:
Hoch überwoget nun die Flur
Ein grauer Nebelocean.

Nur manchmal aus den Fluten ragt
Vom Dörflein dort der Kirche Thurm,
An dem es noch ein wenig tagt,
Dem Pharus gleich in Nacht und Sturm.

Und immerhin vorüberschwebt
Mistrauensvoll mein leckes Schiff:
Wo solch ein Leuchtthurm sich erhebt
Droht öfters ein verborg'nes Riff.

Doch Vielen zeigt er sichern Port
Im trüben, weiten Nebelmeer,
Mein Schifflein nur schwankt fort und fort,
Und hofft auf keinen Hafen mehr.

Weniger huldigt der Poesie der Herausgeber des „Münchener Punch", E. Schleich, obwol er für das Tragische Talent hat, wie Bruchstücke früherer Dichtungen beweisen. Aber die humoristische Ausbeutung der Tagesfragen absorbirt ihn gegenwärtig ganz, und man kann nicht leugnen daß er sehr viel Geschick dazu hat. Eine Fastnachtsposse von ihm, „A Ruha woll'n mer hab'n", wurde auf dem Schweiger'schen Volkstheater oftmals mit Beifall gegeben. Gegenwärtig redigirt er auch die täglich erscheinende „Volksbötin", um durch den Stachel des Witzes und der Satire dem schädlichen Einflusse des ultramontanen Blattes „Der Volksbote" entgegenzuarbeiten.

Die nun Aufgeführten sind die vorzüglichern Mitglieder des „Vereins für deutsche Dichtkunst". Gewiß wird derselbe in der Achtung des Publicums gewinnen, wenn er einmal durch ein selbständiges Organ nach außen hin tüchtig vertreten wird, und die Sehnsucht nach dem Frieden der Poesie, die jetzt schon ein großer Theil des Publicums empfindet, wird in den hiesigen Kreisen das Erscheinen eines guten belletristischen Blattes gewiß mit Freuden begrüßen.

Dieser kurze Ueberblick über die münchener Poeten und Schriftsteller dürfte zeigen, daß München anfängt größere literarische Thätigkeit zu entwickeln, was auf den Stand der Bildung gewiß nicht ohne Einfluß bleiben wird. Wenn auch jetzt noch mancher Kampf gegen Zeloten und Philister bestanden werden muß, so wird doch nach und nach das Interesse des Publicums rege, und in dem Kranz von Künsten welcher das „Athen an der Isar" umschlingt wird die Blume der Poesie nicht mehr fehlen. 43.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Beyer, J., Ueber den Unterschied der Stände und die Ungleichheit des Besitzes. Bautzen, Helfer. Gr. 8. 5 Ngr.

Eine neue Dorfgeschichte und zehn kurze Kritiken über die neueste Geschichte Deutschlands. Leipzig, H. Fritzsche. 16. 2½ Ngr.

Hoffmann, Christenthum oder Heidenthum? Ein Votum in Sachen des Religionsunterrichts an Gymnasien und höhern Bürgerschulen. Neiße, Müller. 1848. 8. 2½ Ngr.

Kämpff, J. J., Frühlings-Accorde. Worte des Glaubens und der Zuversicht. Schweinfurt, Giegler. Gr. 8. 1 Ngr.

Lindenbaur, A., Das katholische Christenthum im Gegensatze zum modernen Heidenthum. Oder: der Hirtenbrief des Hrn. Erzbischofs Karl August von München an die Gläubigen seiner Erz-Diöcese [mit Rücksicht auf die sogenannten Deutschkatholiken daselbst] und die hierauf erfolgte Gegenerklärung der deutschkatholischen Gemeinde. Eine historisch-dogmatische Beleuchtung. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Riesser, G., Rechenschafts-Bericht an meine Wähler zur Deutschen National-Versammlung. Bonn, Henry u. Cohen. Gr. 8. 6 Ngr.

Schiffert, J., Gedanken über die socialen Zustände und Verhältnisse der Landbewohner und vornehmlich die der Arbeiter. Königsberg, Gräfe u. Unzer. Gr. 8. 6 Ngr.

Sporschil, J., Bündige Widerlegung der Deklamationen des Grafen Ladislaus Teleki, angeblich ungarischen Gesandten bei der französischen Republik, gegen Oesterreich und Rußland. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Theile, K. G. W., Die Artikel der „Grundrechte" über Kirche und Schule, und die evangelische Kirchenverfassungsfrage. Zwei Abhandlungen zur Verständigung und Orientirung. Leipzig, Winter. 8. 7½ Ngr.

Ueber die Preßfrage. Von einem österreichischen Staatsmanne. Wien, Braumüller. Gr. 8. 5 Ngr.

Wangenheim, K. A. v., Oesterreich, Preußen und das reine Deutschland auf der Grundlage des deutschen Staatenbundes organisch zum deutschen Bundesstaate vereinigt. Ein Verfassungsvorschlag hervorgegangen aus redlicher Forschung und reicher Erfahrung. [Bis zum 6. Artikel berichtigt und vermehrt aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die übrigen 8 Artikel neu hinzugefügt.] Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. Gr. 8. 15 Ngr.

Auch einige Worte über die neueste Zeit. Herausgegeben von einem Manne, der lange gelebt, Vieles erlebt und die Welt gesehen hat. Jüterbogk, Coldiz. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 186. — 4. August 1849.

Das Thier im Menschen.

Verfolgt man die Organisation der lebenden Wesen von den niedrigsten, den Urthieren (Protozoen), in denen noch nicht einmal ein Herz und ein bestimmtes Respirationssystem vorhanden ist, an bis zum Menschen hinauf, so läßt sich eine fortschreitende Entwickelung, ein Streben nach höherer Vollkommenheit nicht verkennen. Wir erblicken in diesem Fortrücken von Stufe zu Stufe das Walten einer schöpferischen Idee, ein Bestreben die Natur durch mannichfaltige Uebergänge hindurch sich selbst zur Anschauung zu bringen. Der Culminationspunkt dieses Strebens ist der Mensch, dem es allein unter allen Geschöpfen vergönnt ist sich selbst und die Natur mit Bewußtsein zu erkennen.

Aber auch vom Thiere zum Menschen ist der Uebergang kein schroffer, sondern durch mannichfaltige Mittelglieder vermittelt, wie wir denn namentlich in den höhern Thierclassen schon Spuren geistiger Fähigkeiten wahrnehmen, welche das Erwachen der Vernunft in dem höher stehenden Menschen, wenn auch in unvollkommener Weise, andeuten. Alle die verschiedenen Merkmale welche die Physiologen zum Unterschied zwischen Menschen und Thier aufgeführt haben: sein aufrechter Gang, den schon Ovid durch die schönen Verse (Met. I, 80):

> Pronaque cum spectent cetera animalia terram,
> Os homini sublime dedit, coelumque tueri
> Jussit, et erectos ad sidera tollere vultus.

bezeichnet, der freie Gebrauch seiner Hände, sein vorstehendes Kinn, die aufrechte, perpendiculaire Stellung seiner untern Schneidezähne, seine physische Wehrlosigkeit und Hülfsbedürftigkeit im kindlichen Alter, die ihm eigenthümliche Rückenlage, sein Gesichtswinkel (nicht unter 70° und in der Regel nicht über 80 — 82°), sowie sein kleiner Occipitalwinkel, sein großes Gehirn, die gleichmäßige Ausbildung seiner Sinne, seine articulirte, auf Begriffen beruhende Sprache, seine weite Verbreitung über die Erde, seine größere Empfänglichkeit für die Einwirkungen der Außenwelt und daher rührende Erkrankungsfähigkeit u. s. w.: ich sage, alle diese Merkmale würden nicht hinreichen ihn der thierischen Natur zu entkleiden, wenn wir das ihn vor allen Thieren auszeichnende Vorrecht der Vernunft dabei in Abzug brächten. Denn alle jene Eigenschaften hangen mehr oder weniger von diesem höhern Vermögen ab, oder mit ihm zusammen, oder sind nur höhere Potenzirungen schon vorhandener thierischer Qualitäten, wie wir sie auch in andern Thierclassen finden.

Der Mensch beginnt wie das Thier in Folge der Vereinigung getrennter Geschlechter; er bedarf zu seiner Bildung und Entwickelung einer bestimmten Zeit des Aufenthalts in dem mütterlichen Körper, und wird nach vollendeter Reife geboren und durch die weiblichen Brüste genährt. Wenn auch schon in seiner frühesten Lebensperiode das Vorhandensein einer Seele nicht abgeleugnet werden kann, so ist sie doch gänzlich dem bildenden Leben zugewandt, ihre Aeußerungen sind noch ganz die des thierischen Instincts, und nur durch allmälige Entwickelung erhebt sie sich zur geistigen Freiheit. Der Mensch bedarf, ja noch mehr das Thier, des Schutzes seiner Aeltern, namentlich seiner Mutter, und die Entwickelung seiner Muskelkräfte, seiner Sinnesthätigkeiten und vieles Andere tritt nur mit Beihülfe und unter Anleitung seiner Mitgeschöpfe ins Leben. Menschen die in früher Kindheit durch Zufall in die Wälder kamen gelangten nicht zu der Höhe menschlicher Bildung und Gesittung, geberdeten sich wie Thiere, waren schwer einzufangen und menschlicher Bildung nur schwer zugänglich.

Wie bei den Thieren beschränkt sich die Vervollkommnung des Menschen in der ersten Zeit nach der Geburt nur auf die nothwendigsten Bedingungen des Lebens: Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, Ortsbewegung und Ausbildung der Sinne.

Auch in Hinsicht seiner Organisation gleicht der Mensch ganz den höhern Thierclassen, und wenn sich auch Abweichungen im Einzelnen auffinden lassen, so sind sie doch nicht bedeutender als sie zwischen verschiedenen Arten der Thiere angetroffen werden. So sind dem Menschen wie den Thieren eine gleiche Organisation des Verdauungsapparats, des Respirationssystems, der Kreislaufsorgane, des Muskelsystems, des Gehirns und Nervensystems u. s. w. eigen, und alle dynamischen, mechanischen und chemischen Vorgänge erfolgen bei beiden nach gleichen Gesetzen. Wenn wir daher auch nicht so weit gehen dürfen als der Italiener Moscati, der überall keinen substanziellen körperlichen Unterschied zwi-

schen Menschen und Thieren anerkennen wollte, ja die Gleichstellung so weit trieb, daß er den Menschen zum Vierfüßer herabwürdigte, und das Gehirn desselben unvollkommener als das der Thiere nannte, so können wir doch ebenso wenig ableugnen, daß er von körperlicher Seite und als Sinneswesen, wenn auch in veredelter Form, ganz nach dem Typus des Thieres gebildet sei.

Aber nicht allein hinsichtlich seiner körperlichen Organisation, sondern auch seiner geistigen Fähigkeiten schließt sich der Mensch an die Thiere an; denn obschon das ganze Seelenleben der letztern nicht über das niedere Vorstellen und Streben und die Association der Vorstellungen sinnlicher Eindrücke hinausgeht, und sie sich nicht zur Bildung von Begriffen erheben können, so geht doch auch bei dem Menschen die ganze geistige Bildung von Vorstellungen aus, die er mittels der Sinneseindrücke gewinnt, ja der neugeborene Mensch muß wie das Thier sich erst in den Besitz von Vorstellungen dieser Sinneseindrücke setzen, bevor er zu Begriffen gelangt. Auch manche Instincte und Triebe hat der Mensch mit den Thieren gemein, obwol sie bei ihm unter der Leitung der Vernunft stehen. In Folge dieser Triebe ist er genöthigt Speisen und Getränke zu sich zu nehmen, zur gehörigen Zeit zu schlafen und zu wachen, sich fortzupflanzen u. s. w. Endlich ist er wie sie Begierden und Leidenschaften unterworfen, nur mit dem Unterschiede, daß diese bei den letztern lediglich nur sinnlichen Ursprungs sind, und nicht der höhern Leitung des Willens gehorchen. Diese Begierden und Leidenschaften hängen bei den Thieren zumeist mit der Befriedigung ihrer natürlichen Bedürfnisse zusammen. Sie morden andere Thiere und ihres Gleichen, weil sie von ihrem Fleisch und Blut leben müssen; sie kämpfen zusammen um den Besitz ihrer Beute, ihrer Weibchen, ihrer Jungen, ihrer Wohnstätte u. s. w., weil ohne diesen Kampf ihre Existenz, ihre Ruhe und ihr behaglicher Zustand gefährdet sein würden. Nun liegt es zwar auch in der Bestimmung des Menschen, daß er andere Geschöpfe zum Zwecke seiner Selbsterhaltung morden, daß er sie sich zu mannichfaltigem Gebrauche dienstbar machen, und ihre Kräfte und ihre Producte zu seinem Nutzen verwenden muß; aber in allen diesen Beziehungen, in welchen er zu den übrigen Geschöpfen steht, leiten ihn nicht niedere Begierden und Leidenschaften, sondern lediglich das Bedürfniß der Lebenserhaltung. Es handelt sich bei ihm nicht um die Lust zu morden oder andere Geschöpfe seiner Herrschaft zu unterwerfen, sondern um eine Nothwendigkeit, und seine Vernunft gibt ihm Mittel an die Hand Dies, soweit es mit seinen Absichten zu vereinbaren ist, in der möglichst schonendsten Weise zu thun. Noch weniger aber liegt es in seiner Bestimmung seinen Nebenmenschen zu tödten, oder ihm auf irgend eine Weise die gleiche Berechtigung zum Dasein zu verkümmern. So hat er zwar mit den Thieren das Bedürfniß gemein sich durch die Bewältigung anderer Geschöpfe seine Existenz zu sichern; aber es steht ihm frei Dieses auf jede ihm beliebige Weise zu thun oder auch wol ganz zu unterlassen, wenn er seine Zwecke auf andere Weise erreichen kann, wie es denn z. B. der Brahmane vorzieht kein Thier zu tödten, und sich blos mit vegetabilischer Nahrung zu begnügen, oder der strenggläubige Quäker, um den Menschenmord zu vermeiden, es verschmäht Kriegsdienste zu nehmen.

So stehen die menschlichen Begierden und Leidenschaften unter einer höhern Leitung. Sie sind wie bei den Thieren ein Theil seines Wesens, und er kann sich ihrer nicht entschlagen; aber während sie, zufolge der weisen Anordnung des Schöpfers, bei jenen nicht über ein bestimmtes Maß hinausgehen, und nicht in Uebergriffe ausarten die die Existenz der Einzelwesen gefährden und so die Ordnung des Ganzen stören würden, sind sie bei dem Menschen unter die Herrschaft der Vernunft gestellt, und mittels der Vernunft kann und soll der Mensch diese Begierden und Leidenschaften bezähmen, und ebenfalls auf ein gehöriges Maß zurückführen, bei welchem nur seine eigene Glückseligkeit sowie die seiner Mitmenschen zu bestehen vermag. Denn so lange die Begierden, in denen auch die Leidenschaften ihre Wurzel haben, nur auf Objecte gerichtet sind die uns Vergnügen gewähren, so lange sie zwischen dem gemäßigten und leidenschaftlichen Streben die rechte Mitte halten, so lange sie im gehörigen Verhältnisse zueinander stehen, und dem höhern Gebote des Sittengesetzes in uns nicht widersprechen, so lange gehören sie dem naturgemäßen Zustande an, und gelten als nothwendige Bedingungen des individuellen Menschenlebens.

Werfen wir aber einen Blick auf das heutige Menschengeschlecht, wo finden wir jene Mäßigung, wo jene Beherrschung niederer Begierden und Leidenschaften wie sie der Mensch kraft jenes ihm inwohnenden Gesetzes üben soll? Anstatt die Triebe und Begierden, die er mit dem Thier gemein hat, zu zähmen, und durch eigene Beschränkung und durch eigenen Entschluß auf das rechte Maß zurückzuführen, geht er noch darüber hinaus, läßt sie frei und ohne Zügel walten, und ergibt sich noch einer Menge anderer, von denen das vernunftlose Thier glücklicherweise befreit ist. Er steht seinen geistigen Kräften und seiner sittlichen Bestimmung nach zwar weit über dem Thiere; aber insofern er, seiner hohen Würde nicht eingedenk, den niedern Begierden über sich die Herrschaft einräumt, und den thierischen Gelüsten in sich nicht durch seine Willenskraft Zaum und Gebiß anlegt, oft weit unter ihm. Denn während das Thier keine andere Richtschnur seiner Handlungen kennt als seine Triebe und Begierden, ist der Mensch sich selbst und einem höhern Richter über sich Rechenschaft schuldig für Das was er thut und unterläßt, und wenn er sich nicht nur thierischen Trieben und Begierden blindlings überläßt, sondern diese auch zu seinem Vortheile erweitert und zu höherm Genusse ausbeutet, so widerstrebt Dies nicht nur seiner Menschenwürde, sondern setzt ihn auch unter das Thier herunter.

Wir dürfen nicht weit um uns schauen um hierzu vielfältige Belege zu finden. Kein Thier, wenn *nicht*

sein natürlicher Instinct durch menschliche Erziehung irregeleitet worden ist, begehrt mehr und Anderes als zur Stillung seines Hungers und Durstes hinreichend ist, und verschmäht selbst die besten Leckerbissen, wenn seine Bedürfnisse befriedigt sind, während der Mensch nicht nur hinsichtlich der Quantität der Speisen und Getränke, sondern auch hinsichtlich der Wahl derselben das normale Maß überschreitet, und um den Kitzel seines Gaumens zu befriedigen nicht den Verlust seiner Gesundheit und seines Vermögens, nicht die Noth der Seinigen und die Vernachlässigung seiner Pflichten achtet, ja im Genusse geistiger Getränke dergestalt alle Schranken überschreitet, daß er ihm selbst sein höchstes Gut, seinen Verstand, zum Opfer bringt, und sich selbst und der menschlichen Gesellschaft lästig, unnütz und verderblich wird. In der That, dergleichen der Trunksucht verfallene Menschen sinken noch unter das Thier herab, das doch noch von andern Trieben und Begierden geleitet wird, während in ihnen nur der eine Gedanke, das Verlangen nach geistigen Getränken, jede andere sinnliche wie geistige Regung erstickt.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Geschlechtstrieb. Während dieser Trieb bei den meisten Thieren an gewisse Zeitperioden gebunden ist, und nie eine die Existenz des Individuums sowol als die der Gattung gefährdende Grenze überschreitet, artet er bei dem Menschen in die zügelloseste Wollust aus. Gleichsam als hätte die Natur ihn vor Misbrauch warnen wollen, läßt sie diesen Trieb erst dann bei ihm erwachen, wenn sein Verstand bereits zu einiger Reife gelangt ist, wo also die moralische Freiheit und Unabhängigkeit von sinnlichen Reizen in ihre Rechte einzutreten beginnt. Ebenso hat sie diesen Trieb bei ihm mit höhern und veredelnden Gefühlen verbunden, die sinnliche Begierde der psychischen Geschlechtsliebe untergeordnet und gewissermaßen hinter ihr verborgen. Nichtsdestoweniger übt die zügellose Begierde der Wollust bei dem Menschen gerade die grausamste und mächtigste Herrschaft, und leider finden wir, daß vor dieser Herrschaft die höhere Geistesbildung nicht etwa, wie man wähnen sollte, sicherstellt, sondern daß gerade die erleuchtetsten und gebildetsten Menschen ihr zum Opfer fallen, und ihre höhern Geistesgaben zum Theil dazu benutzen diesen sinnlichen Genuß auf die raffinirteste Weise zu erweitern und auszubeuten. Ja, es gibt vielleicht unter allen sinnlichen Begierden und Genußsuchten keine welche so verderbliche Folgen nach sich zieht, das geistige, moralische und leibliche Wesen des Menschen so sehr erschüttert, und in alle Lebensverhältnisse tiefer und nachtheiliger eingreift als die Wollust.

Wenn auch minder verderblich, so doch immer nachtheilig in alle Lebensverhältnisse eingreifend ist die Spielsucht. Auch die Thiere spielen, und zwar um so lebhafter, je weniger ihnen von den Menschen Zwang auferlegt wird, je mehr sie sich der Wonne des Daseins in der freien Natur erfreuen können. Es ist bei ihnen der Spieltrieb nur die Aeußerung der Lust und des Wohlbehagens, die sich gewöhnlich dann einstellt, wenn ihre Bedürfnisse befriedigt sind, und ein innerer Drang sie nöthigt ihre körperlichen Kräfte zu üben. Ein ähnlicher Trieb offenbart sich auch schon beim Kinde, obschon in seinen harmlosen Spielen neben der körperlichen Uebung und der Aeußerung der Lust schon die Andeutung seiner künftigen Bestimmung ausgesprochen ist; denn während der Knabe nach dem Steckenpferde, nach der Peitsche, der Trommel greift, zieht gewöhnlich das Mädchen die Puppe und das kleine Küchengeräthe allem übrigen Spielwerk vor. Bliebe nun das Spiel was es ursprünglich sein soll, eine mit keiner besondern Anstrengung verbundene Uebung der geistigen und körperlichen Kräfte, ein Mittel der Unterhaltung, so ließe sich dagegen Nichts einwenden. Aber zu welchem Auswuchs menschlicher Thätigkeit ist es in der Hand des erwachsenen Menschen geworden? Wie vergiftend wirkt es auf das Lebensglück des Spielenden wie ganzer Familien, wenn es zur Sucht wird! Nicht allein daß der Spieler dadurch von der Erfüllung seiner Pflichten abgehalten, nicht selten zu allen soliden Beschäftigungen untauglich wird, und die kostbare Zeit verliert, die er zu etwas Besserm und Nützlicherm verwenden könnte, er leidet auch an den mittelbaren Folgen dieser Sucht, insofern sie ihn hinreißt sein Glück und Vermögen dem vagen Spielglücke leichtsinnig anzuvertrauen, und er sich und die Seinigen so einer niedern Leidenschaft wegen des Wohlstandes beraubt, und der äußersten Dürftigkeit preisgibt, ja nicht selten, der eigenen Vorwürfe, Gewissensbisse und der Verwünschungen Anderer müde, sein jammervolles Leben mit dem Selbstmorde endet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schiller's „Wallenstein". Ein Beitrag zur Kritik desselben.

Es ist nicht lange her, daß man die eben aufgefundene Vision des Alberich als eine Einwendung gegen Dante's, oder die Erzählung von der salzburgischen Emigrantin als eine gegen Goethe's Originalität gebrauchte. Die Erinnerung an Shakspeare hätte hier warnen sollen; aber das Publicum in Masse ist von gewissen Unarten nicht zu heilen, und Stoff und Behandlung wird es schwerlich jemals zu scheiden wissen. So zweifeln wir nicht, daß gar mancher Leser, wenn er die gleich nach der Ermordung Wallenstein's von kaiserlicher Seite ausgehende Appellation an das Publicum*) liest, mit einer gewissen, auf das Lob des Dichters nicht bedachten Selbstzufriedenheit ausrufen wird: „Da sieht man, woher er in seinem «Wallenstein» Dies, da sieht man, woher er Das genommen hat!" Doch führte uns die erwähnte Schrift zu Betrachtungen die, indem sie zeigten welchen richtigen Takt sich Schiller seit Schaffung des „Fiesco" und „Don Carlos" angeeignet, sich mit Bewunderung desselben schlossen.

Im „Wallenstein" wollte Schiller ein historisches Schauspiel geben. War es nun auch, wie er im Prolog zu demselben sagt, seine Absicht den Helden des Dramas „durch die Kunst den Augen und Herzen der Zuschauer und Leser näher zu bringen", so mußte doch der Boden ein historischer bleiben; Leser

*) Ausführlicher und gründlicher Bericht der vorgewesenen Friedländischen und seiner Adhaerenten abscheulichen Prohition u. s. w. (Wien 1634.) Mailáth gedenkt derselben in seiner „Geschichte des östreichischen Kaiserstaats" (III, 377 fg.) mit den Worten: „Es ist dies die Vertheidigungsschrift die der kaiserliche Hof drucken ließ."

und Zuschauer mußten in die Zeit versetzt werden in die Wallenstein's Verrath und Untergang fällt. Schiller war zu der Einsicht gelangt, die Merck in seinen an Goethe gerichteten Worten so vortrefflich ausspricht: „Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und Das gibt Nichts als dummes Zeug.“ Diese Einsicht war in ihm durch seinen Freund Goethe genährt und befestigt; wie er denn nach einem Aufenthalte bei demselben (Juli 1797) schreibt: „Und so, hoffe ich, soll mein «Wallenstein» (den zu schaffen er unlängst begonnen) und was ich künftig von Bedeutung hervorbringen mag das ganze System Desjenigen was bei unserm Commercio in meine Natur hat übergehen können in concreto zeigen und enthalten.“ Und aus derselben Einsicht ging das harte Urtheil über den „Don Carlos“ hervor, das er selbst so schonungslos in einem Briefe an Körner ausspricht. Freilich, welche ungeheuere Kluft zwischen „Don Carlos“ und „Wallenstein“! Von dem Letztern reden wir hier.

Welche Studien Schiller für dieses Schauspiel machte, welche Kraft, welchen Fleiß er dafür aufbot, wie lange er arbeitete, bis er sich einigermaßen genügte, Das lesen wir in seinen Briefen an Goethe. Wie freute er sich als dieser ihm den Abraham a Sancta-Clara sandte, und er hier die reichste Quelle für seine Kapuzinerpredigt fand, als derselbe ihm die eine und andere astrologische Notiz mittheilte, ihm Maßregeln an die Hand gab wie diese am geschicktesten für das Theater zu benutzen seien! Das Alles mußte dienen den Boden der Wirklichkeit, über dem das Ideale sich erheben sollte, recht fest und sicher zu gründen.

Dazu dient auch die eigenthümliche Sprache, die, wie Jedem auffallen muß, so ganz verschieden ist von der z. B. in der „Braut von Messina“, wie diese wiederum eine ganz andere als die welche uns auf den schweizerischen Boden in die Zeit des Wilhelm Tell versetzt. In Bezug auf den „Wallenstein“ erinnern wir nur an die so häufig vorkommende Abkürzung der Substantive durch Abwerfung des Schlußvocals, an den so häufigen Gebrauch jetzt veralteter, an die Einmischung französischer und lateinischer Wörter. Wie Schlegel von Shakspeare's Shylock sagt: „daß man in den blos geschriebenen Worten einen Hauch von jüdischer Aussprache zu vernehmen glaube, wie er auch in den höhern Ständen ungeachtet der gesellschaftlichen Verfeinerung zuweilen noch übrig bleibt“, so finden wir in Schiller's „Wallenstein“ einen Widerklang aus Schriften jener Zeit, wie z. B. der obenberührten, nur so gemäßigt, daß dieser in der schönsten Harmonie mit dem der Tragödie gehörenden Tone steht.

Wie Schiller, und mit gutem Recht, aus dem Abraham a Sancta-Clara ganze Stellen in seine Kapuzinerpredigt aufnahm, ja diese ganz aus Jenes Predigten zusammensetzte, so hat er auch, und mit ebenso gutem Recht, aus der erwähnten Schrift Manches in sein großes Drama aufgenommen und zweckmäßig verarbeitet. So ist das Ingratis servire nefas, welches in der Tragödie an der Spitze des von Wallenstein's Generalen zu unterschreibenden Reverses steht, in jener Schrift die Einleitung zu Illo's erstem Vortrag an jene, wodurch er sie zu Abweisung der Questenberg'schen Foderungen zu bewegen sucht. So ist in der Scene nach dem Gastmahl, am Ende des vierten Acts der „Piccolomini“, Manches fast wörtlich aus dem wiener Bericht eingeflossen; und in diesem lesen wir: „Am 25. Februarii (am Tage der Ermordung Wallenstein's) hat Illo den Oberst Buttler, Cordon und Leßle zu sich erfodert, und ihnen aus Befelch des Friedlands fürgehalten, was Gestalt des Haus Oestreichs Gebrauch wäre, Ihre getreun Diener etwa mit einem vergulten Schlüssel, oder mit einem schönen Degen, etwa mit einem krumpen Roß zu recompensiren. Darauf sie ihme geantwortet, daß sie zwar Soldaten von der Fortuna wären; allein stunde ihnen gleichwohl noch im Weg ihr Juramentum, welches sie Ihrer kaiserl. Majestät geleist hätten.“ *) So heißt es vom Rittmeister Neumann, er habe gesagt: „Weile Ihre kaiserl. Majestät die Teutsche Freiheit also untertrucken zu lassen begehren, so verhoffe er für seinen Teil noch solche Revange zu haben, daß er ehistes seine Hände in der Herrn von Oestreich Blut waschen wölle.“ **) Und so könnten wir noch manche Stellen aufführen zum Zeugniß, daß Schiller was ihm dem Dichter möglich war gethan seiner Tragödie, wol dem Vollendetsten seiner Muse, die Farbe und den Ton der Wirklichkeit zu geben. 23.

Lesefrüchte.

La rue Chateaubriand.

Es ist der deutschen Sitte fremd die Wege des lärmenden Verkehrs mit gefeierten Dichternamen zu bezeichnen. Das ist bei uns immer ein Privilegium der Fürsten gewesen, daß sie ihr Andenken auf den Blechschildern der Straßenecken fortpflanzten: die großen Denker unserer Nation haben dauerndere Monumente hinterlassen, und nicht Mangel an Pietät ist es, wenn wir weder eine „Luther-Gasse“ noch einen „Goethe-Platz“ aufzuweisen haben. Die Franzosen dagegen sorgen mit einer fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit dafür, daß ihre bedeutendern Schriftsteller und Gelehrten ein Unterkommen finden in dem Namensverzeichnisse der öffentlichen Plätze und Straßen; sie werden so aus ganz Frankreich ein Pantheon, eine Ruhmeshalle machen. Es liegt viel Stolz, die ganze Prahlerei des französischen Nationalcharakters in diesem Verfahren, aber freilich hier ein gerechtfertigter Stolz, in dem sich die Anerkennung des Verdienstes und des Genies ausdrückt. St.-Malo, die Geburts- und Grabstätte des Dichters der „Atala“, hat die Judengasse, in welcher die Wiege Chateaubriand's stand, und den nahegelegenen Platz St.-Vincent mit dem ruhmreichen Namen dieses Mannes in die „Straße und den Platz Chateaubriand“ umgetauft. Auch des Dichters Geburtshaus ist noch wohl erhalten, und führt jetzt den Namen Hotel de France. Der jetzige Eigenthümer bewahrt mit einem wahrhaft religiösen Cultus die Wiege René's und den Lehnstuhl seiner Mutter als Reliquien, die die wunderthätige Kraft einer erhebenden Erinnerung nie verlieren werden. 40.

Eifersucht nach dem Tode.

Lady Katharine Thynne wurde in jungen Jahren von einem alten Manne, Sir Walter Long auf Drayton, gefreit. Als er zum Tode erkrankte, nahm er seiner jugendlichen Gattin das feierliche Versprechen ab ihm unverbrüchlich treu zu bleiben. Sie vergaß das Versprechen, und gab ihre Hand einem Sir Eduard Young. Von der Trauung zurückkehrend und in das Zimmer tretend, über dessen Thüre Sir Walter's Portrait hing, was geschieht? Das Bild fällt herab, verwundet den Nacken der jungen Frau und zerreißt. „So rächt sich die Eifersucht noch nach dem Tode“, sagt Bernard Burke, der Erzähler dieses Ereignisses, in seinen „Anecdotes of the aristocracy“ (2 Bde., London 1849). 4.

*) Deveroux.
Wir sind Soldaten der Fortuna; wer
Das Meiste bietet, hat uns.
Das Wort klingt immer gut
Von dorten her. Ja, ja, wir wissen schon!
So eine güld'ne Gnadenkett' etwa,
Ein krummes Roß, ein Pergament und so was.
„Wallenstein's Tod“, Act 5, Scene 2.

**) Illo.
Nicht ruh'n soll dieser Degen, bis er sich
In österreich'schem Blute satt gebadet.
„Wallenstein's Tod“, Act 4, Scene 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 187. — 6. August 1849.

Das Thier im Menschen.

(Fortsetzung aus Nr. 186.)

Zu den Leidenschaften welche der Mensch mit den Thieren gemein hat gehören auch noch Neid und Eifersucht; indessen ist auch hier nicht zu verkennen, daß der erkünstelte Zustand in welchen der Mensch die Thiere durch Cultur versetzt hat, das Zusammenleben derselben und die Gewöhnung durch ihn ihre Bedürfnisse befriedigt zu wissen, viel zur Erweckung und Unterhaltung dieser Leidenschaften beiträgt; denn im Naturzustande bietet sich jedem geschaffenen Wesen hinreichender Spielraum dar seine Zwecke zu verfolgen und seine Bedürfnisse zu befriedigen, sodaß es nicht nöthig hat Andere um ihren Besitz zu beneiden oder auf ihre Errungenschaften eifersüchtig zu sein. Auch weiß das Thier Nichts von heimlichen Machinationen, von fortgesetzten Intriguen und Hinterlisten, deren sich der Mensch bedient um seinen Nebenmenschen aus seinem Besitzstande zu verdrängen; sein Kampf um Mein und Dein ist vielmehr stets ein offener und ehrlicher, und gewöhnlich bald entschieden.

Auch andere Begierden und Leidenschaften, die dem Anscheine nach der Mensch nicht mit den Thieren gemein hat, als: der Hang zur Unthätigkeit, die Herrschsucht, der Stolz und Hochmuth, die Habsucht und der Geiz, die Rache und die Verfolgungssucht u. s. w., sind mehr oder weniger schon in den Trieben und Begierden der Thiere vorgebildet, und nehmen nur, modificirt durch den Verstand und durch die verschiedenartigen Beziehungen in welchen der Mensch zu der übrigen Natur und insbesondere zu seinen Nebenmenschen steht, bei ihm andere Formen an, Formen die ihm eben nicht zum Vorzug gereichen. So z. B. finden sich auch unter den Thieren Spuren von Stolz, wie denn das geschmückte Pferd durch seine stattliche Haltung und seine Geberden einer Bevorzugung vor andern sich bewußt zu sein scheint. Dasselbe gilt von der Herrschsucht. Ennemoser berichtet (Nasse's „Zeitschrift für psychische Aerzte", Jahrgang 1820, Heft 4, S. 679), daß in den Alpen eine Kuh, die Mairin genannt, nachdem sie sich zuvor unter den übrigen den Ehrenplatz erkämpft hat, nun den Ton angibt, den andern in der Heerde vorangeht, und die besten Weiden aussucht. Auch Spuren von Neid finden sich häufig unter den Thieren, wie man Dies namentlich unter den Hühnern und Tauben beobachten kann, von denen einige bei gemeinschaftlicher Fütterung die andern durch Beißen hinwegzudrängen suchen, um das Futter für sich allein zu behalten.

So sehen wir denn, daß die Thiere dem Menschen gegenüber in allen den Begierden und Leidenschaften die ihnen gemeinschaftlich zukommen schon von der Natur auf ein gewisses Maß angewiesen sind, das sie nicht überschreiten dürfen, um die Harmonie des Ganzen nicht zu stören. Denn wenn alle lebenden Geschöpfe gleich befähigt wären jene Begierden und Leidenschaften ohne alle Beschränkung ins Maßlose auszudehnen, was würde die unausbleibliche Folge sein als Zerstörung aller Lebenskräfte und am Ende Vernichtung der ganzen lebenden Schöpfung? Jene Beschränkung liegt aber in dem Thiere auf bewußtlose Weise; es weiß Nichts davon, daß es mehr fressen könnte als es zur Befriedigung seines Hungers nöthig hat, daß es in der Befriedigung seines Geschlechtstriebes weiter gehen könnte als es gewöhnlich zu gehen pflegt. Es kann die Grenze nicht überschreiten die ihm von der Natur vorgezeichnet ist, es kann nicht weitergehen als es durch seinen Instinct geleitet wird.

Ganz anders verhält es sich bei dem Menschen. Ihm ist die Freiheit gegeben sich selbstthätig zu bestimmen, entweder Das wonach sein Begehrungsvermögen verlangt auszuführen, Das wonach er strebt in der That wirklich zu machen, oder die Ausführung desselben zu unterlassen. Insofern die Begierden von der Sinnlichkeit bestimmt werden, befindet sich der Mensch mit dem Thiere auf gleicher Linie; auch er erstrebt das gegebene Object, insofern es die Sinnlichkeit angenehm afficirt, und verabscheut es, insofern es auf dieselbe einen unangenehmen Eindruck hervorbringt. Dem Menschen ist aber noch die Vernunft verliehen, und vermöge dieses höhern Seelenvermögens beurtheilt er die Dinge nicht nach der Art wie sie die Sinnlichkeit afficiren, sondern nach ihrer innern Beschaffenheit und nach ihren Folgen. Sie kann Etwas für gut erkennen dessen gegenwärtiger Eindruck auf die Sinnlichkeit unangenehm ist, und im Gegentheile Etwas für böse erklären was doch unsere

Sinnlichkeit sehr angenehm afficirt. Es ergibt sich hier oft ein Widerstreit zwischen sinnlichen Begierden und Vernunft, ein Zustand, wo das eine Vermögen begehrt was von dem andern verabscheut wird, und umgekehrt. Wer in diesem Kampfe den Sieg davontragen soll ist nicht schwer zu entscheiden; denn da bei dem Menschen nicht wie bei dem Thiere die Befriedigung der Begierden und Leidenschaften an ein Naturgesetz geknüpft, sondern dem freien Willen unterworfen ist, so ergibt sich hieraus von selbst, daß er diesen Willen gebrauchen und das ihm durch die Vernunft gegebene innere und höhere Gesetz höher achten soll als das äußere und niedere der bloßen Sinnlichkeit.

Leider aber gibt der Mensch nur zu oft dieser innern Stimme kein Gehör, sondern folgt vielmehr dem Rufe der niedern Begierden und Leidenschaften, entweder weil diese schon eine solche Macht über ihn gewonnen haben, daß sich sein Wille gar nicht äußern kann, und es daher zu keinem Entschlusse kommt, oder weil, wenn auch Entschlüsse rege werden, diese gänzlich unwirksam bleiben, und wol nicht einmal zum Bewußtsein kommen, indem oft die Leidenschaft es nicht zuläßt, daß er darauf seine Aufmerksamkeit richtet, ja, Begierden und Leidenschaften können eine solche Macht über den Menschen gewinnen, daß sie ihn wie der Sturmwind den schwachen Halm mit sich fortreißen, und er zum willenlosen Werkzeug wird. Solche Momente sind es, wo das Thier im Menschen erwacht, und zwar in der allerscheußlichsten und niedrigsten Gestalt; denn während das Thier sich nur zufolge des Triebes der Selbsterhaltung dem Raube und der Nothwehr überläßt, gibt sich der Mensch nur zu oft den sträflichsten und ruchlosesten Handlungen mit Absicht hin, nur um die Genugthuung zu haben seine Leidenschaft befriedigt zu sehen. Ja, der Mensch geht auch noch insofern über das Thier hinaus, indem er selbst seine Vernunft, die er vorzugsweise zur Beschränkung seiner Sinnlichkeit gebrauchen soll, als Werkzeug benutzt seine sinnlichen Triebe und Begierden zu befriedigen, sie gewissermaßen diesen zur Verfügung stellt. Kant sagt („Kritik der praktischen Vernunft", S. 107) in dieser Hinsicht sehr wahr:

> Der Mensch ist ein bedürftiges Wesen, sofern er zur Sinnenwelt gehört, und sofern hat seine Vernunft allerdings einen nicht abzulehnenden Auftrag, von Seiten der Sinnlichkeit, sich um das Interesse derselben zu bekümmern, und sich praktische Maximen, auch in Absicht auf die Glückseligkeit dieses, und womöglich auch eines zukünftigen Lebens, zu machen. Aber er ist doch nicht so ganz Thier um gegen Alles was Vernunft für sich selbst sagt gleichgültig zu sein, und diese blos zum Werkzeuge der Befriedigung seines Bedürfnisses als Sinnenwesens zu gebrauchen. Denn im Werthe über die bloße Thierheit erhebt ihn Das gar nicht daß er Vernunft hat, wenn sie ihm nur zum Behuf Desjenigen dienen soll was bei Thieren der Instinct verrichtet; sie wäre alsdann nur eine besondere Manier, deren sich die Natur bedient hätte um den Menschen zu demselben Zwecke, dazu sie Thiere bestimmt hat, auszurüsten, ohne ihn zu einem höhern Zwecke zu bestimmen.

Wie wenig nun aber die Menschen von dem göttlichen Geschenk der Vernunft Gebrauch zu machen, und sie namentlich zur Bekämpfung und Mäßigung ihrer Begierden und Leidenschaften zu verwenden wissen, lehrt uns jedes Blatt der Geschichte, und wenn man sich dem frommen Glauben hingeben möchte, daß mit zunehmender Cultur und Geistesbildung auch die Herrschaft der Vernunft über die Sinnlichkeit mehr Raum gewinnen und so Begierden und Leidenschaften nach und nach in der Welt zurücktreten würden, so erscheinen doch plötzlich wieder Epochen in dem Völkerleben die jenen Traum zunichtemachen, und uns belehren, daß es nur eines starken Impulses bedarf um das gefesselte Thier im Menschen wieder zu wecken, und Begierden und Leidenschaften der niedersten Art heraufzubeschwören, deren man die menschliche Natur kaum fähig gehalten hätte, ja, es hat den Anschein als ob manche Menschen nur auf einen solchen günstigen Anstoß von außen gewartet hätten um ihrem verhaltenen Haß und Groll nun mit einmal Luft zu machen.

Ein solcher Anstoß ist aber in unsern Tagen über die Menschen gekommen, und die dadurch erregte Erschütterung durchzittert noch einen großen Theil des Erdballs und wird ihn noch lange durchzittern. Nicht die geringste Schuld daran tragen Die welche die Geschicke der Völker zu lenken berufen sind; denn wo Willkür und Despotie den Zügel führen, wo die Menschenrechte von oben keine Anerkennung mehr finden, wo das Leben des Staats an der Wurzel zu faulen beginnt, da durchdringt auch die Fäulniß alle Glieder bis zu den äußersten Enden. Unter solchen Verhältnissen finden auch Revolutionen ihre Berechtigung; denn wie Kant so schön sagt: „Wenn nicht Etwas ist was durch Vernunft unmittelbar Achtung abnöthigt (wie das Menschenrecht), so sind alle Einflüsse auf die Willkür des Menschen unvermögend die Freiheit derselben zu bändigen." Auch macht nicht der große Haufe die Revolutionen, sondern es macht sie der einsichtsvollere und erleuchtetere Theil des Volks, indem er diesem seine Erniedrigung und seine Ansprüche auf Verbesserung seiner Zustände zum Bewußtsein bringt, und ihm zugleich die Mittel und Wege zeigt sich vom Drucke zu befreien. Ferne sei es daher von uns den Menschen das Recht abzusprechen ihre Ketten abzuschütteln, und wenn ihre Staatsverfassungen zweckwidrig und dem Geiste der Zeit nicht mehr angemessen sind, sie gegen andere und bessere zu vertauschen.

Aber wie die Stürme der Natur, während sie das Land befruchten und schädliche Stoffe aus der Atmosphäre entfernen, auch die Sümpfe und den Schlamm des Bodens aufwühlen, so bringen auch politische Umwälzungen die niedrigsten Leidenschaften und die verächtlichsten Laster zu Tage. Mögen immerhin die Anstifter und Vorfechter solcher Umwälzungen von den edelsten Absichten geleitet werden, der Same den sie unter das erregte Volk ausstreuen kann zum verderblichsten Gift, das Panier der Freiheit das sie ihm vortragen zum blutigen Wahrzeichen der Mordluft werden. Haben einmal

die Leidenschaften die Dämme der Vernunft durchbrochen, und die Nichtachtung des Gesetzes ist bis in die niedersten Schichten der menschlichen Gesellschaft gedrungen, so kennt der politische Fanatismus keine Schranke mehr; alle geistigen und körperlichen Kräfte concentriren sich zu dem einen Zwecke: Vernichtung der entgegengesetzten Partei; Bande der Liebe und Freundschaft lösen sich; Freunde erheben sich gegen Freunde, Söhne gegen ihre Väter, Untergebene gegen ihre Vorgesetzten; das Andenken an frühere Wohlthaten, die Achtung vor dem Gesetze sind vertilgt, die Gefühle der Nächstenliebe, des Erbarmens und der Menschlichkeit erstorben. Selbst der Unschuldige und Wehrlose kann der Wuth des Volks zum Opfer fallen, wenn ihn das Schicksal und seine Verhältnisse bestimmen nicht mit ihm die gleichen Wege zu gehen. Wir haben gesehen wie die Vertreter des Volks: Auerswald und Lichnowsky, von Mörders Hand fielen, einzig und allein weil sie Ansichten vertraten die andern Deputirten und einer Partei des Volks nicht genehm waren. Muß uns nicht die Schamröthe in das Gesicht steigen bei dem Gedanken, daß wir einem Volke angehören das zu solchen scheußlichen Mitteln greift um seine Freiheit zu erringen? Und sind wir nicht genöthigt mit Shakspeare zu fragen:

Schickt nicht der Himmel sichtbar seine Geister
Alsbald herab zu zügeln diese Greu'l?
Muß Menschheit an sich selbst zum Raubthier werden,
Wie Ungeheu'r der Tiefe?

Ich gedenke nicht jenes Gefolges anderer Begierden und Leidenschaften das sich dieser Mordbegierde anschließt; denn wo einmal die Bahn des Rechts und des Gesetzes aufgegeben worden, und dem Menschen das Leben seines Nächsten nicht mehr heilig ist, da ist er auch anderer nichtswürdiger Handlungen und Verbrechen fähig.

(Die Fortsetzung folgt.)

St.-Marc Girardin über Thiers.

Thiers hat in all den politischen Kämpfen des letzten Jahrs seine Zeit mit einem unermüdlichen Fleiße verwendet. Er hat für die sociale Ordnung geschrieben und gesprochen, und zugleich sein großes Kaiserbuch über den schwierigsten Theil seines Inhalts fortgeführt. Als „die Flut stieg", und das Eintagsministerium des 24. Februar fortschwemmte, als der Geschichtschreiber der Girondisten das Staatsruder ergriff, da zog sich Thiers, als wolle er politische Ferien feiern, in sein Studirzimmer zurück, löste die Räthsel der Geschichte und ihrer großen Charaktere, und legte die Fäden eines verworrenen Zeitraums auseinander, dessen Wirren vor ihm Niemand zu lösen verstand. Er arbeitete an dem jetzt veröffentlichten achten Theile seiner „Histoire du consulat et de l'empire", und der erste Erfolg dieses Buches war eine wahrhafte Kritik aus St.-Marc Girardin's Feder, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

In der Geschichte aller großen Völker und aller großen Männer gibt es einen entscheidenden und verhängnißvollen Augenblick, wo sie den Gipfel ihrer Macht und Größe erreicht haben, und von wo ab ihr Fall beginnt. Dieser Augenblick ist auch für den Historiker entscheidend. Die Einen können ihn nicht sehen: Das sind die Kurzsichtigen. Die Andern nehmen solchen Antheil am Schicksal ihres Helden, daß sie lieber alle Welt anklagen als ihren Liebling: Das sind die Parteiischen. Die Dritten endlich sehen den Augenblick, wo es mit einem Volke oder einem großen Manne anfängt rückwärts zu gehen, recht gut, aber mit einer Art stoischer Gleichgültigkeit: und Das sind die nüchternen Propheten; ich liebe sie nicht, weil auch sie Niemand lieben. Auch der Historiker muß menschlich fühlen, er muß mit dem Volke oder dem großen Manne in den er sich hineingelebt hat Glück und Unglück theilen. Nur Bossuet verzeihe ich diese Gleichgültigkeit, denn er liebt Gott und die Vorsehung dafür. Voltaire dagegen liebt den Helden seines „Siècle de Louis XIV", noch einmal hält er mit patriotischem Gefühle beim Frieden von Ryswijk an, und gedenkt der letzten schönen Jahre Ludwig's XIV., der Schlachten von Steinkirchen und Nerwinden. Aber die Geschichte reißt ihn mit fort, bittere Leiden muß er berichten vom Vertrag zu Ryswijk bis zu dem von Utrecht, und ich weiß ihm Dank für dieses Mitgefühl beim Sturze seines Helden.

Ich dachte an diese schönen Blätter im „Siècle de Louis XIV", als ich das erste Buch des achten Bandes von Thiers' „Histoire du consulat et de l'empire" las. Wie Voltaire liebt und bewundert er seinen Helden, wie Voltaire beklagt er seinen Untergang. Viele datiren Napoleon's Fall von dem russischen Feldzug; gerade wie jener Mann der den Abgrund erst bemerkte als er unten ankam. Thiers erblickt ihn bereits in dem ersten Gedanken an die spanische Expedition, fast hätte ich gesagt in dem ersten Angriff auf die Gesetze der Gerechtigkeit und der Ehre. Die Erinnerung an den Tod des Herzogs von Enghien zwingt mich zu sagen, daß sein Sturz mit der zweiten Verletzung der Gerechtigkeit begann.

Der Feldzug von 1807 mit seinem Siege von Friedland und Frieden von Tilsit war nach dem tiefsinnigen Ausdrucke Thiers' ein glückliches 1812 gewesen. Die Klippen des J. 1812, nordisches Klima, Winterfeldzüge, polnische Sümpfe waren bereits 1807 vermieden oder überwältigt worden. Eine gewaltige Lehre, vom Schicksal gegeben und doch nicht um den Preis der Erfahrung. Und dennoch vergaß sie Napoleon oder wollte sie nicht annehmen. Er erkühnte sich Alles zu wagen, und weil er die Natur besiegt hatte, dachte er auch an Spaniens Eroberung. Zu Ende des achten Bandes ist der spanische Thron auch in der That genommen, aber wodurch? und wie? Hören wir was Thiers über diese traurige Usurpation sagt:

„Dies waren die Mittel durch welche Napoleon die letzten in Europa regierenden Bourbons entthronte, getrieben viel mehr durch einen wohlüberlegten Gedanken als verwandtschaftliche Rücksichten; denn auch ohne die Krone Spaniens zu rauben blieb ihm noch genug um alle seine Umgebungen zu befriedigen. Da es bei der Schwäche Karl's IV. lächerlich gewesen wäre Gewalt anzuwenden und ihm den Krieg zu erklären, so wollte er List anwenden, und ihn aus Furcht fliehen machen. Als die entrüsteten Spanier die unglücklichen Bourbons auf ihrer Flucht angehalten hatten, so benutzte er ihre Familienzwiste um sie nach Bayonne zu bringen, wo er ihnen Hoffnung auf eine Entscheidung machte, und zwar entschied er wie jener Richter in der Fabel, der den Klägern die Schalen von der Auster gab. So ward er aus einem Betrüger ein Schurke, und fügte seinem Namen den zweiten Makel an der ihn verdunkelt. Es blieb ihm nur noch übrig, um ihn zu verlöschen, durch Spanien Frankreich zu nützen. Aber die Vorsehung vergönnte ihm nicht einmal Mittel und Wege um sich von einer seinem Charakter unwürdigen Treulosigkeit zu reinigen. Eilen wir jedoch der Gerechtigkeit der Zeit nicht vor. Die folgenden Ereignisse werden diese fürchterliche Nemesis bald zeigen, wie sie aus ihnen selbst hervorging, um den Genius zu strafen, der ebenso wenig wie der gewöhnliche Mensch von Recht und Gerechtigkeit sich lossagen darf."

Ueberall wo er den unglückseligen Gedanken der spanischen

Usurpation in seinem Helden aufkeimen sieht, spricht sich Thiers mit gleicher Strenge aus. So S. 244: „Unser Herz schnürt sich zusammen, wenn wir an diese traurige Geschichte kommen; denn sie ist nicht blos der Anfang der Unglücksfälle eines der außerordentlichsten Männer, sondern auch der unsers Vaterlandes, das sammt seinem Helden in den entsetzlichen Fall hinabgerissen wurde."

Thiers vergißt bei keiner Gelegenheit den hinterlistigen Streich von Bayonne zu rügen. Nur ungern gehorchten die Generale welche Napoleon mit der Ueberrumpelung der spanischen Festungen beauftragte. So schrieb General Darmagnac dem Kriegsminister: „Das sind elende Aufträge!" Napoleon wußte selbst recht gut daß er unrecht handele, deshalb suchte er sich auch zu entschuldigen, und sagte einmal in Bayonne: „Was ich hier thue ist von einem gewissen Gesichtspunkte aus betrachtet nicht wohl gethan; aber die Politik verbietet mir an meinen Grenzen eine mir feindliche Dynastie zu dulden."

Ich habe diese einzelnen Züge gesammelt um zu zeigen wie Thiers Das was er erzählt beurtheilt. Wie die Historiker des Alterthums erklärt er Glück und Unglück in der Geschichte aus den Tugenden und Lastern der Völker und Menschen. Nicht als ob er jeden Zufall leugnete, wer vermöchte Das? Allein der Historiker kann ihm durch Scharfsinn und Aufmerksamkeit viel an Wichtigkeit nehmen. Et quia saepe latent causae, fortuna vocatur, hat schon Ovid gesagt. So gibt es für Thiers in der spanischen Geschichte keinen Zufall. Mit bewundernswürdiger Klarheit entwickelt er die verschiedenen Phasen dieses unseligen Dramas. Napoleon verbarg seine geheimen Gedanken in Bezug auf Spanien Jedermann, täuschte seine Agenten, damit sie seine Gegner um so besser täuschten, verbarg Alles, seine Absichten, sein Ziel, seine Mittel; ja noch mehr, er war oft unschlüssig, nicht über seine Absicht, wol aber über die Mittel. Wie hier die seltsamen Verwickelungen der List und Unschlüssigkeit mit allen ihren Winkelzügen entwirren? Fast in jeder Geschichte der spanischen Angelegenheit finden sich Widersprüche, die der Verf. nicht zu lösen vermochte, meist weil sie Napoleon für einen Gott nahmen, der Alles vorausahnt und Nichts ändert. Nichts ist irriger; freilich wol ist der Mensch in seiner Eitelkeit zu Apotheosen geneigt. Aber dann muß er auch verzichten an einem Menschen den man vergöttert hat Etwas noch zu begreifen. Für Thiers ist dagegen Napoleon nur ein Mensch, wenn auch ein großer; aber deshalb hat er auch jene zwei Eigenschaften des menschlichen Geschlechts, Unschlüssigkeit und Widersprüche. So entgeht auch Thiers keiner der Widersprüche und Unschlüssigkeiten Napoleon's, er folgt ihm durch alle Aenderungen seines Plans, und gibt uns den Faden zu dem Labyrinthe in die Hand.

Was ich an Thiers bewundere ist, daß Scharfsinn und die Geduld seiner Kritik ihm Nichts von der Lebhaftigkeit des Erzählers genommen hat. Sobald er nur die Wahrheit aus den wissentlichen und unwissentlichen Lügen herausgefunden hat, läßt er die Schauspieler seines Dramas beginnen, und Alles gewinnt Leben und Farbe unter seiner Feder. Ich erinnere mich einer Scene in Goethe's „Egmont", wo der Herzog v. Alba Egmont erwartet um ihn dem Schaffot zu überliefern. Wird er kommen? Sollte er Argwohn schöpfen? Vom Balcon des Schlosses schaut Alba herab auf den Weg wo sein Opfer kommen muß. Egmont erscheint von weitem, er nähert sich, aber er bleibt stehen; wenn er umkehrte, entkäme? Ebenso erwartete Napoleon in Bayonne Ferdinand, der sich von Madrid her näherte. Der Knoten soll hier nicht so grausam gelöst werden wie man im Mittelalter ihn zu lösen pflegte; aber es handelte sich um eine Krone. Von Madrid nach Bayonne — sollte da Ferdinand nicht Zeit haben sich anders zu besinnen? Sollte er nicht bemerken daß er seinem Untergang entgegengeht? daß Bayonne die Höhle des Löwen ist, in die man wol hinein, aber nie wieder heraus kann? In Vittoria zaudert er einen Augenblick. Die Rathschläge Urquijo's und die Ahnung des Volks, das sich seiner Abfahrt widersetzte, machten ihn unentschlossen. Allein Savary erscheint; Ferdinand besteigt den Wagen; das Volk sieht den Willen des Königs, und weicht zurück vor der Cavalerie der kaiserlichen Garde. Ferdinand zieht in Bayonne ein wie Egmont über Alba's Zugbrücke.

Was diese Scene so belebt, sie zu einem unvergleichlichen Drama macht, sind die Gefühle der handelnden Personen: hier der König, getäuscht durch seinen Ehrgeiz und seine Schwäche, scheinbar der ehrlichste und geradsinnigste Fürst, während er doch einer der heuchlerischsten war; dort seine kurzsichtigen Rathgeber, sein scharfsichtiges Volk, das wie der Chor in den alten Tragödien den Betrogenen warnt, dem Betrüger flucht; weiter Savary, jener kühne, listige, herrschsüchtige Mann; die kaiserliche Garde, der andere Theil des Chors, und zuletzt Napoleon, Ferdinand erwartend. Aber wie diese Schlachtopfer seinem Ehrgeize fallen mußten, nicht der Gerechtigkeit, so sollten sie selbst die Werkzeuge zum Sturze ihres Besiegers werden, und wie sie durch ihre Fehler zu Grunde gingen, soll es auch ihr Henker durch den seinigen. Diese Gabe von jeder Persönlichkeit die eigenthümliche Seite, und im Hintergrunde die Sittlichkeit als Göttin der Gerechtigkeit zu zeigen (auch ein Zug der alten Historiker), Das versteht Thiers meisterlich.

In Bayonne wird uns an dem Abend der Ankunft Ferdinand's VII. eine Unterredung Napoleon's mit dem Mönch Escoiquiz, dem Vertrauten Ferdinand's, mitgetheilt.

Spaniens ganze Königsfamilie ist nach Bayonne berufen, mit jedem Augenblick kann sie ankommen. Endlich ist die Zeit da wo Napoleon seine Pläne enthüllen kann; lange genug hat er sich verstellt, es wird ihm selbst unbequem; warum sie länger bei sich behalten als es nöthig ist? Und er nimmt den Mönch beiseite, erklärt ihm, daß er Spaniens Fürsten die Krone ihrer Ahnen nehmen werde. Es liegt etwas Erhabenes darin, wenn das Schicksal selbst spricht, und Napoleon macht es, und verkündet es. Niemals gab es ein souveraineres Wort als das was Europa anzeigte, daß Spaniens Bourbons aufgehört hätten zu regieren. Aber es war sein eigener Urtheilsspruch, mit derselben Hand mit der er das alte Scepter Philipp's brach brach er auch sein eigenes junges!

Seltsam und doch belehrend! Spaniens Eroberung konnte dem Usurpator und seiner Familie keinen ruhigen Augenblick gewähren, und Das in demselben Momente, wo sein Plan so leicht in Erfüllung zu gehen schien. Sein Bruder Joseph, dem er den spanischen Thron übergab, bedauerte Neapel. Murat, der Spanien auf Napoleon's Befehl überfallen und erobert hatte, und die Eroberung für sich selbst gemacht zu haben glaubte, konnte sich nicht damit trösten, daß er König von Neapel sein sollte. Er hatte die Absicht Napoleon's wohl geahnt Spaniens Thron leer zu machen, er hatte sie mit einer List und Kühnheit ausgeführt, wie nur der eigene Ehrgeiz sie eingaben. Nur Eines hatte er nicht erwartet, daß der Thron für einen Andern bestimmt sei. Das machte ihn krank, ja fast wahnsinnig; Neapels Thron war für ihn nur ein Exil. So war Napoleon unruhig, ja er hatte Gewissensbisse, Joseph und Murat betrachteten ihre neuen Reiche wie ein Exil; aber die Hauptsache ist, daß Napoleon um Spanien nehmen zu können Rußland erlauben mußte die Türkei zu besetzen. Er hatte des Ostens Ehrgeiz aufgestachelt um selbst dem des Westen zu fröhnen. Er hatte mit Einem Worte geduldet, daß Rußland sich als natürlicher Erbe in Konstantinopel proclamirte, weil Frankreich sich für den Erben Spaniens erklärte. Ein ungeheuerer Fehler, und vielleicht verlor er nur Madrid weil er Konstantinopel nicht so preisgeben wollte.

Eine große Lehre der Sittlichkeit die uns Thiers in der Geschichte der Usurpation von Bayonne gibt! 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 188. — 7. August 1849.

Das Thier im Menschen.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

Gern möchte man für solche die Menschheit entwürdigende thierische Handlungen eine Entschuldigung suchen in der niedrigen Bildungsstufe und in dem Mangel an Einsicht und Erziehung Derjenigen aus dem Volke die sich ihrer schuldig machen. Aber, frage ich, fällt nicht ein großer Theil der Schuld auf Diejenigen zurück in deren Hände die sittliche Veredelung des Volks gelegt ist? Haben nicht die Einsichtsvollern und Gebildeten die Verpflichtung dafür Sorge zu tragen, daß auch der Niedrigste und Verlassenste auf eine Stufe der Bildung erhoben werde, wo er einsieht, daß er die thierischen Gelüste in sich niederkämpfen, daß er gegen Menschen menschlich sein müsse? Freilich in Zeiten wo die Machthaber selbst noch den Menschenmord als ein Recht in Anspruch nehmen, wo man die Mordlust im Volke noch durch öffentliche grausame Hinrichtungen wach erhält, wo es als Begnadigung gilt, wenn ein Windisch-Grätz, ein Welden den Tod durch den Strang in den durch Pulver und Blei, den letztern aber in 100 und mehre Spiesruthenstreiche verwandelt, in solchen Zeiten können Fragen wie die obigen kaum aufgeworfen werden.

Und doch, zu welchem andern Mittel könnten wir greifen niedern Begierden und Leidenschaften im Volke ihre Macht zu nehmen, das Thierische im Menschen zu verdrängen, und den sittlichen Gefühlen in ihm Geltung zu verschaffen als zu dem der Erziehung, und zwar einer Erziehung die nicht blos von dem Grundsatze ausgeht die Menschen weiser, klüger, zu dem Verkehr mit andern Menschen und für irdische Zwecke geschickter zu machen, sondern die sie zugleich anleitet auf die Stimme zu hören die in jeder Menschenbrust für Recht und Wahrheit spricht, auf das klare Auge zu achten das, wie Christus sagt, des Lebens Licht ist und den ganzen Leib licht macht? Nur in dem Menschen in welchem das kategorische Gebot der Sittlichkeit lebenskräftig und zur Richtschnur seiner Handlungen wird gedeiht die Freiheit, und nur dann, wenn dieses Gebot in jeder Menschenbrust eine bleibende Stätte gefunden hat, wird die wahre Volksfreiheit, die wir jetzt mit blutigen Opfern zu erstreben suchen, zur Wahrheit werden; denn nicht Gesetze und Strafen, nicht Bayonnete und Belagerungszustand können die Begierden und Leidenschaften der Menschen auf die Dauer zügeln, sondern nur der freie Wille, die bessere Ueberzeugung und die Selbstbeherrschung können es. Schon Schiller sagt:

> Macht imponirt nur dem Sinnenwesen, die Majestät muß dem Geist seine Freiheit nehmen. Ein Mensch der mir das Todesurtheil schreiben kann hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin was ich sein soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. Wer mir aber in seiner Person den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich wenn's möglich ist auch noch in künftigen Welten beugen.

Ist es aber nicht die Gewalt und der Zwang welche den Menschen den edlern Gefühlen zugänglicher machen, so ist es die Liebe, das Beispiel der Duldung, des Erbarmens und der reine Wille den in sündlichen Begierden und Leidenschaften Befangenen aufzurichten und zu sich heraufzuziehen, den Strauchelnden auf den rechten Weg zu leiten, den von seinen Pflichten Abgefallenen an göttliche und menschliche Gebote zu mahnen. Ein zwar langsamer und mühsamer, aber um so edlerer und sicherer zum Ziele führender Weg, ein Weg den uns nicht allein unsere eigene Vernunft, sondern auch das größte Vorbild christlicher Tugend und sittlichen Wandels zu gehen vorschreibt, und wenn uns die Masse sittlicher Gebrechen, die Tiefe der moralischen Verkümmerung in der noch die Mehrzahl der Menschen befangen ist, und ihre Abneigung gegen eine Erhebung zu freiern Zuständen auf unserer Laufbahn beirren, und uns an dem Gelingen des guten Werks zweifeln lassen könnten, so möge uns der Gedanke aufrichten, daß die Empfänglichkeit für das Gute noch nicht in der Welt erstorben ist, daß das Licht der Wahrheit, wenn auch noch hinter Wolken verhüllt, doch allmälig in immer hellerm Glanze hervortreten wird, und daß endlich eine höhere Hand für uns ist, und durch ihren Beistand unsern Bemühungen den Sieg verbürgt. Blicken wir zurück in die dunkeln Anfänge der Geschichte. Was war das Menschengeschlecht und was ist es geworden? Haben sich nicht auch seine sittlichen Zustände gehoben, und müssen wir deshalb nicht annehmen, daß es in der Absicht des Schöpfers liege, wenn auch allmälig und vielleicht erst nach Jahrtausenden, die Menschen einem vollkommenern Zustande und einer höhern Glückseligkeit zuzuführen? Wenn wir zu den Mustern eines reinen und edeln Willens und

sittlichen Wandels die bereits vor uns gelebt haben und noch unter uns leben aufblicken, dürfen wir da nicht an der Hoffnung uns erwärmen, daß es in der Bestimmung aller Menschen liege zu gleicher sittlicher Höhe zu gelangen?

Gewiß fehlt es nicht an Menschen die, gleich mir, das Bedürfniß fühlen, daß der geistigen Noth ihrer Mitmenschen abgeholfen und der Weg zur allgemeinen sittlichen Erhebung angebahnt werden müsse; wol aber fehlt es noch allenthalben an der dazu erfoderlichen Liebe, an dem reinen Willen und Muth zu helfen. Vor Allem thut es noth, daß sich die Bessern zusammenschließen, in gemeinschaftlichen Berathungen die Mittel und Wege aufsuchen durch welche das ersehnte Ziel am besten und sichersten zu erreichen ist, und dann dem Willen die That folgen zu lassen. Die Erfahrung hat gelehrt, was, nach dem Vorgange der edeln Elisabeth Fry, Associationen zur Besserung der Gefangenen, zum Schutze entlassener Sträflinge u. s. w., Gutes bewirken können, und namentlich in England und Amerika, wo sie bereits eine weitere Ausdehnung erhalten, schon jetzt Gutes bewirkt haben; aber, frage ich, würden nicht ähnliche Verbindungen zum Schutze verlassener und vernachlässigter Kinder, zur Erziehung armer Dienstboten, zur Veredelung der Fabrikarbeiter, ja selbst zur sittlichen Bildung ganzer Familien u. s. w., Aehnliches zu bewirken im Stande sein? Wenn nur jeder rechtliche, von wahrer Menschenliebe beseelte Mann, oder jede dem Volkswohl bereitwillig sich opfernde Frau sich einer Familie mit Wärme annehmen, sie gleichsam unter ihren Schutz stellen, ihr sittliches Verhalten überwachen, und ihr mit Rath, Trost und Belehrung zu Hülfe kommen wollte, wie würde es bald anders und besser in unsern niedern Ständen werden? Denn um die Achtung vor dem Gebote des Sittengesetzes in Aller Herzen zu befestigen, thut es vor Allem noth, daß sich die höhern Stände nicht von den niedern auf eine wegwerfende und hochmüthige Weise abschließen, daß sie höhere Bildung und sittliche Vervollkommnung nicht nur für sich erstreben, sondern zum Gemeingut Aller zu machen suchen; daß sie den in der menschlichen Gesellschaft Tieferstehenden nicht als einen Paria betrachten, dem sie sich nicht nähern dürfen, sondern vielmehr ihn zu sich heraufziehen, und die Wege aufsuchen auf denen sie seiner sittlichen Erniedrigung wirksam begegnen können. Es gibt nur einen Punkt in welchem die Menschen sich nicht gleich sind: ihre größere oder geringere Entfernung von der Befolgung ihrer Pflichten gegen Gott und ihre Nebenmenschen; alle andern Unterschiede sind unwesentliche, und vor Gott sind wir Alle gleich. Findest du aber daß dir dein Bruder in diesem Punkte nicht gleich steht, so mache daß er dir gleich werde. Glaubst du einen Weg gefunden zu haben der früher und schwerer zur Weisheit und Tugend führt als der den dein Bruder eingeschlagen, so wandele ihn nicht allein, sondern suche auch ihn auf gleiche Bahn zu leiten.

Doch es würde mich zu weit führen, wollte ich hier alle die verschiedenen Mittel und Wege zur Sprache bringen die sowol in der Hand der Vereine als des Einzelnen liegen unsere sittlichen Zustände zu verbessern; nur auf einen Punkt muß ich noch einmal zurückkommen, nämlich auf die Mordlust und den Hang des Menschen zur Grausamkeit gegen seine Mitgeschöpfe, indem gerade er es ist welcher unter allen Begierden und Leidenschaften die tiefste Stelle einnimmt, das Thier im Menschen am deutlichsten zur Anschauung bringt, und, wollen wir den Menschen der Knechtschaft der Sinnlichkeit entreißen, und ihn allmälig auch für höhere Regungen empfänglicher machen, unsere Theilnahme und Hülfe am meisten in Anspruch nimmt.

Der Hang zur Grausamkeit ist schon im Kinde vorhanden; es tödtet einen Vogel, ein Insekt, ja, es kann an seinen Qualen Gefallen finden, ohne dabei an etwas Böses zu denken. Es hat ja auch, wie wir gesehen haben, den Trieb mit den Thieren gemein sich andere Geschöpfe zu unterwerfen, und bedarf ihn im Verlauf des Lebens zur Erhaltung seiner Existenz; er muß also da sein, und durfte in der Ordnung der Dinge nicht fehlen, wenn der Schöpfer nicht wollte, daß es wehrlos und andern Geschöpfen zur Beute werden sollte. Aber mit dem Erwachen seiner Vernunft, und durch das Beispiel Anderer die dieses geistige Vermögen schon früher zu gebrauchen wußten, lernt es, daß es andere Geschöpfe nicht tödten, nicht quälen dürfe als nur insoweit es zu seiner Selbsterhaltung und zu andern Zwecken absolut erfoderlich ist; es lernt, daß durch Tödtung die Existenz anderer Wesen aufgehoben, durch Martern derselben Schmerzen erregt werden, und daß es, im Falle es sich Dieses gegen Andere erlaubt, auch ihnen das Recht einräumen müsse es wieder tödten, wieder martern zu dürfen. So kommt es allmälig zur Einsicht der Nothwendigkeit von Pflichten gegen seine Nebenmenschen wie gegen seine Mitgeschöpfe. Es ist nicht allein dieses Gesetz das sich dem kindlichen Herzen einprägt, und im glücklichen Falle zur Richtschnur für sein späteres Leben wird, sondern es ist hauptsächlich das Beispiel und die ihm von Andern aufgedrungene Gewohnheit, die es von der Grausamkeit gegen andere Wesen abzieht. Es verhält sich Dies ganz wie mit andern Dingen die der Mensch im Umgange und unter der Leitung anderer Menschen lernen muß. So gewöhnt er sich mit Messer und Gabel zu essen, in Gegenwart anderer Personen nicht gegen die Gesetze der Schamhaftigkeit zu verstoßen, mit Feuer und Licht behutsam umzugehen u. s. w.

Es leuchtet von selbst ein wie nothwendig es sei nicht allein Kinder frühzeitig an solche und andere für den geselligen Verband nöthige Rücksichten auf die Gesetze der Sittlichkeit zu gewöhnen, sondern ihnen auch immer mit gutem Beispiel voranzugehen. Wir erreichen auf diesen Wegen um so leichter unsern Zweck, als es im ganzen Wesen des Kindes liegt das Thun und Lassen Erwachsener nachzuahmen, und an ihren einmal angenommenen Gewohnheiten auf das scrupulöseste festzuhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Besuch in Frohsdorf.

Binnen 14 Wochen eine vierzehnte Auflage von „Une visite à monsieur le duc de Bordeaux, par *Charles Didier*" (Paris 1849), kann keinen Zweifel lassen, daß die Broschüre ungewöhnliche Beachtung gefunden hat. Sie brauchte indessen nicht in Frankreich allein darauf zu rechnen, sie durfte solche auch vom Auslande erwarten, ebenso sehr wegen des Wie ihres Entstehens als wegen ihres Inhalts. Der Verf., welcher sich mit Stolz Republikaner de l'avant-veille nennt, wurde in Folge der Februarrevolution von Lamartine mit einer Mission betraut welche ihn ins östreichische Polen führte. Nach Lamartine's Rücktritt suchte er den Heimweg, und nahm ihn über Wien. An der ungarischen Grenze unweit des Städtchens Neustadt richtet ein Reisegefährte im Eisenbahn-Waggon seinen Blick auf ein Schloß. Didier begreift nicht warum; das Schloß sieht nach Nichts aus. Er erfährt, daß es der Aufenthalt des Herzogs von Bordeaux ist, und mit Eins durchglüht den Republikaner das Verlangen dem legitimen Erben der französischen Krone gegenüberzustehen. Er bescheidet sich, daß mit seinem mindestens noch halbofficiellen Charakter sich Das nicht vertrage, und unterdrückt den Wunsch. Als er aber vier Monate später wieder Veranlassung hat nach Wien zu reisen, verschafft er sich einen Empfehlungsbrief an den Herzog von Levis, Mitbewohner von Frohsdorf, und sieht seinen Wunsch erfüllt. Der hinkende Bote kommt nach. Obwol sein Besuch nur wenige Stunden gedauert, werden doch daraus von Legitimisten wie von Republikanern scharfe Bolzen wider ihn geschnitzt. Jene erklären ihn für den Verfasser der von den „rothen" Journalen gegen den „Hof von Frohsdorf" geschleuderten Verleumdungen, diese für einen Verräther und Ueberläufer in das Lager Heinrich's V. Seiner Haut sich zu wehren ergreift der Angegriffene die Feder, und schreibt „Une visite à monsieur le duc de Bordeaux".

Nachdem er also von Wien bis Neustadt gedampft, cartelt er nach Frohsdorf. „Mein Automedon", berichtet er, „fuhr mich schnurstracks aufs Schloß .... Er hielt am Thore als es eben 11 schlug. Frohsdorf ist ein altes Ritterschloß, welches unter der Restauration aus dem Besitze einer alten östreichischen Familie an Karoline Murat, Exkönigin von Neapel, überging. Sie verkaufte es dann durch Vermittelung des Herzogs von Blacas an die Herzogin von Angoulême. Das nicht sehr bedeutende Gut wird von einem Verwalter bewirthschaftet, und obschon das Gebäude geräumig ist, genügt es doch kaum für die Zahl der Bewohner. Von allen Seiten umgibt es ein trockener Graben, der eigentlich nichts Anderes als ein Küchenvorhof ist. Eine steinerne Brücke, dem Haupteingange gegenüber, überspannt ihn. Ich weiß wirklich nicht, ob es außerdem einen zweiten Eingang gibt, ich glaube nein. Das Schloß hat kein ritterliches, geschweige ein königliches Ansehen. Es ist ein großes weißes deutsches Haus, dessen spitzes Dach Schornsteine und Bodenkammern hat. Ein dreieckiger Giebel theilt es in der Mitte. Das Erdgeschoß liegt in gleicher Fläche mit der Brücke, und darüber sind zwei Stockwerke. Ich zählte neun Fenster in Fronte. Die des zweiten Stocks sind viereckig und sehr klein, die übrigen im richtigen Verhältniß. Nur eins, das mittlere, gerade über dem weiten gewölbten Thorwege, ist mit Balken und Säulen geziert, dies aber und der Giebel ist Alles was die Fronte an architektonischem Schmuck aufzuweisen hat. An der westlichen Seite befindet sich ein großer runder Thurm, welcher tief in den Graben hinabgeht, aber unglücklicherweise geköpft und dem Dache gleichgemacht worden ist." Ein kleiner Park und englischer Garten, eine Warte auf beholztem Hügel und eine Ruine an der Grenze der Domaine schließen das Gebiet des Repräsentanten der ältern bourbonischen Linie ab.

„Der Eingang ins Schloß", bemerkt der Verf. weiter, „ist so kalt und traurig wie der eines Klosters; ein Gefühl von Feuchtigkeit durchdringt den langen schmalen Hof. So mindestens kam es mir vor. Rechts unterm Portal wohnt der Portier, und eine große nahe beim Thor angeheftete Zeittafel der Eisenbahn ist die einzige Verbindung dieser Einöde mit der Welt. Ich fragte — natürlich auf Französisch — nach dem Herzoge von Levis. Die Antwort erfolgte in derselben Sprache, denn hier ist von unten bis oben Alles französisch. Eine Frau, vermuthlich die Frau des Portier, brachte mich ins erste Stock, in eine große Schlafstube, welche zugleich als Studirzimmer dient, und eine Fernsicht ins Land hat."

Der Verf. spricht den Herzog von Levis, drückt den Wunsch aus der exkönigl ichen Familie aufzuwarten, und wird, obwol als Republikaner de l'avant-veille gekannt, vom Herzog von Bordeaux empfangen. Die Audienz findet in einem Zimmer des Erdgeschosses statt, dessen Ameublement in Rohrstühlen, Jagdflinten und Jagdtrophäen bestand. Der Verf. ist weder schüchtern noch ängstlich. „Ich ging unverweilt auf mein Ziel zu", versichert er, „und gebe hier Wort für Wort, so gut mein Gedächtniß es vermag, die erste ernste Phrase meiner Anrede. «Monseigneur», begann ich, «mir ist nicht wissend, und Gott allein weiß welche Zukunft Ihnen vorbehalten ist. Sollten Sie aber eines Tages über Frankreich herrschen, was ich meinerseits durchaus nicht wünsche, so kann Dies nur geschehen weil Frankreich, ermattet durch Versuche und erschöpft in seinen Hülfsmitteln, in der sich gewählten Gewalt nicht die Stabilität findet deren es bedarf, weil Entmuthigung und Irrthum die Menschen im Principe der Erblichkeit die festeste Stütze der Autorität erblicken lassen, weil Sie der Vertreter dieses Princips sind, und deshalb Frankreich kommt Sie zu holen. Bis dahin bleibt Ihnen nur Eins zu thun — ruhig abzuwarten.» Der Herzog hatte mich aufmerksam angehört; wie ich sprach erheiterte sich sein Gesicht; die Eisdecke war gebrochen. Er antwortete mir ohne Stocken: daß ich seine Gedanken genau errathen; daß er sich nie an einem Unternehmen gegen die bestehende Gewalt betheiligen werde, den Wunsch nicht kenne eine Initiative zu ergreifen, und keinen persönlichen Ehrgeiz nähre; daß er in sich nur das Princip der Ordnung und Stabilität sehe, welches er fest entschlossen sei zum künftigen Wohle Frankreichs unverletzt zu erhalten; daß in diesem Principe seine ganze Macht beruhe, er keine andere habe; daß es in jeder Lage seines Lebens ihn stets anregen werde seine Pflicht zu thun; daß Gott mit ihm sei und ihm helfen werde. «Kehre ich je nach Frankreich zurück», fügte er bei, «so kann es nur sein um allgemeine Versöhnung zu stiften, und Das, glaube ich, kann allein durch mich geschehen.» Gott prüft die Herzen, und ihm allein gehören die Geheimnisse des Gewissens. Dennoch möchte ich mit Bestimmtheit behaupten, daß der Prinz es aufrichtig meinte. Der Ton der Ueberzeugung welcher in seinen Worten klang, die Offenheit seiner Mienen während er sie aussprach, nahmen mir darüber jeden Zweifel. Alles bekundet in ihm Ehrlichkeit des Herzens und der Gesinnung, lebhafte Gefühle für Pflicht und Gerechtigkeit, verbunden mit dem Wunsche Gutes zu wirken. Gleich dem Herzoge von Levis erschien er mir mit unsern Angelegenheiten vollkommen vertraut, wenn er auch von unsern Staatsmännern mit großer Rückhaltung sprach. War es Rückhaltung oder Klugheit, über Niemand fällte er ein unbedingtes Urtheil, und erwähnte er flüchtige Ereignisse, that er es in so allgemeiner und unbestimmter Weise, daß nicht eins seiner Worte, nicht einmal eine seiner Ansichten in meinem Gedächtnisse gehaftet hat. Dagegen steht das Glaubensbekenntniß mit welchem er das Gespräch eröffnete Wort für Wort darin verzeichnet. Doch war dies auch der Kern, gleichsam die Angel unserer Unterhaltung, für mich die Hauptsache, alles Andere Nebensache.... Wir haben kein Recht von einem Menschen mehr zu fodern als daß er aufrichtig strebe das Gute zu erkennen, und den Willen habe es zu thun, und es würde großes Unrecht sein dem Prinzen diese Tugenden abzusprechen. Dazu kommt gesunder Verstand, Offenheit, innige Güte und angeborener, nicht zu bezweifelnder, ich setze hinzu, auch nie

bezweifelter Edelmuth. Er ist ein rechtschaffener Mann in der weitesten Bedeutung des Worts. Kehren wir nun die Medaille um: hat nicht jede Medaille ihre Kehrseite? Entweder täusche ich mich sehr, oder der Herzog von Bordeaux besitzt nicht die Fähigkeit einen Plan anzulegen, und leidet muthmaßlich an Unentschlossenheit. Sein Geist ist mehr gebildet als erfinderisch. Begreifen wird ihm leichter als Erschaffen, und er nimmt mehr in sich auf als er ausgibt. Erziehung und Natur haben ihn geneigter zur Trägheit als zur Kraftäußerung gemacht. Mit Einem Worte, und mag sein zu seinem Glück, ich glaube er eignet sich besser zum Warten als zum Handeln. Ich räume ein, daß ich diese Ansicht durch keine besondere Thatsache begründen kann, sie vielleicht nur ein Eindruck ist; aber diesen halte ich für gut begründet.... Ich bin überzeugt, er würde ein vortrefflicher constitutionneller Monarch sein. Die Beschaffenheit seines Geistes, und selbst sein Charakter passen für diese Regierungsform, und seine Erziehung hat eine ähnliche Tendenz gehabt. Parteisucht nennt ihn Absolutist, und die Abgeschiedenheit seines Exils läßt ihn der Menge als solchen erscheinen, während er in ganz Europa muthmaßlich einer der aufrichtigsten Constitutionnellen ist. Ich gehe noch weiter, und behaupte, daß er mit Ausnahme einiger neuern Ideen, welche ihn in der jüngsten Zeit beunruhigt haben, und die er zu assimiliren sucht, beinahe ein Liberaler der Restauration ist. Dabei darf ich nicht vergessen, daß er auch ein religiös Liberaler ist, und seine Frömmigkeit keineswegs, wie man gesagt hat, in Bigoterie ausartet. Jedenfalls würde sein Großvater Karl X. und sogar Ludwig XVIII. über sein Glaubensbekenntniß sich sehr entsetzt, und ihn für einen politischen Ketzer, für einen königlichen Lafayette erklärt haben."

Die Person des Prinzen beschreibt der Verf. als nicht so corpulent wie es gewöhnlich geschieht, und erwähnt zwar der noch immer sichtbaren Spur seines Beinbruchs in Kirchberg, Nichts aber von der übermäßigen Fleischgeschwulst am Halse, welche neuerlich in öffentlichen Blättern als lebensgefährlich geschildert wurde; im Gegentheil nennt er sein Aussehen frisch, gesund und jugendlich. Ohne in Alledem die Treue des Verf. verdächtigen zu wollen, scheint es doch als habe sein glühender Haß gegen das Haus Orleans ihn dem ältern Zweige der Bourbons sehr günstig gestimmt, und es streift fast ans Spaßhafte mit welcher Mühe er sich dem allgemeinen Glauben zu entziehen sucht, daß der Herzog von Bordeaux kinderlos sterben, und die Ansprüche der Legitimität dem Grafen von Paris als Erbtheil hinterlassen werde.

Nach dem Herzoge von Bordeaux ließ sich der Verf. der Herzogin von Angoulême vorstellen, deren langes Leben zum großen Theile das Leben einer Büßerin gewesen ist. Der Verf. berichtet: „Die Herzogin von Angoulême bewohnt das erste Stock. Sie empfing mich stehend in ihrem Salon, einem geräumigen, aber höchst einfachen Zimmer, das Ameublement ohne allen Luxus, und mit der Aussicht westlich nach den steirischen Alpen. Ungefähr 70 Jahre alt verzichtet sie auf persönliche Reize, soll deren auch nie besessen haben. Ihre strenge Toilette entsprach ihrem Alter. Weil von Natur mit einer rauhen ungelenken Stimme begabt, hat sie daran allerdings keine Schuld, soll aber deshalb in den Tagen ihrer Größe, selbst wenn sie liebenswürdig zu erscheinen wünschte, es nie haben ermöglichen können. Sie befragte mich über Frankreich, mit unverkennbarer Theilnahme, doch mit vielem Takt und großer Mäßigung. Sie fragte ob das Volk von Paris religiöse Gesinnungen hege, und sprach mit lebhafter Bewunderung von dem christlichen Tode des Erzbischofs von Paris vor den Juni-barrikaden. Es war der einzige Eigenname welchen sie nannte. Die Wendung des Gesprächs auf die jüngere Linie ging von mir aus. «Es ist unmöglich, Madame», sagte ich, «daß Sie in dem Falle Ludwig Philipp's nicht Gottes Finger gesehen haben sollten.» «Er ist in jeder Sache», antwortete sie kurzweg, und ohne daß ich den leisesten Anklang von Bitterkeit entdecken konnte. Obwol aber schweigsam über den Vater, hatte sie für die Söhne und die Herzogin von Orleans einige freundliche Worte. Ich war in Betreff der gefallenen Dynastie und ihres Regiments beiweitem weniger rückhaltend. «Das aber, Madame», sagte ich, «werden Sie zugestehen, daß ungeachtet Ihres christlichen Edelmuths der Tag an welchem Sie diese Nachricht empfingen nicht der schmerzlichste Ihres Lebens gewesen ist.» Sie schwieg, mich mit einem Blicke ansehend der zu sagen schien: «Sie fragen zu viel.» Die Mäßigung ihrer Worte blieb unverändert, nicht eine Sylbe des Vorwurfs entschlüpfte ihren Lippen. Dennoch würdigt sie vollkommen den Unterschied der Revolutionen vom Juli und Februar. Als ich ihr die Flucht Ludwig Philipp's erzählt, bemerkte sie: «Wenigstens zog Karl X. sich als ein König zurück, welcher Frankreich Algerien vermachte.» In dieser Vergleichung lag ein gewisser und sicherlich sehr legitimer Ausdruck von Stolz, in den Worten selbst kein Ton des Triumphs befriedigter Rache. Es läßt sich keck und kühn behaupten, daß kein Rachegefühl in der Seele lebt welche alle ihre Schmerzen und alle ihre Leidenschaften Gott zum Sühnopfer gebracht hat." 10.

Literarische Notizen aus England.

Ein neuer Roman von Cooper.

„Kein Roman vom Verfasser des «The red rover»", sagt das „Athenaeum" in der Anzeige von Cooper's eben erschienenen „The sea lions; or, the lost sealers" (3 Bde., London 1849), „darf völlig unberücksichtigt bleiben; aber wenige seiner jüngsten Producte können auf einen Platz neben ihren Vorgängern rechnen, die früher zur Welt gekommen als seine Fehler sich in ihm festgesetzt.... Der erste Band ist langweilig und geht betteln. Er enthält weiter Nichts als die Ausrüstung zweier Walfischjäger auf Long-Island. Einer derselben wird von einem habgierigen Menschen befehligt, der von Schätzen träumt welche Seeräuber in abgelegenen Buchten vergraben haben sollen, und von unermeßlichen Gewinnen faselt die er von seinem Unternehmen erwartet. Der Befehlshaber des zweiten Schiffs ist ein junger Zweifler, der von einem frommen Mädchen zwar innigst geliebt, aber aus Gewissenhaftigkeit abgewiesen wird, bis ihr Glaube Eins geworden sein werde. Zu zeigen wie die «Weltlichkeit» Beider geheilt wird ist der Vorwurf des Cooper'schen Romans .... und der Schluß ein Stück poetische Gerechtigkeit wie «besser Nichts nütze»."

Warnung.

Zur Warnung Derer die, weil nach jedem Buche haschend welches das goldene Zauberwort Californien an der Stirne trägt, ganz besonders wichtigen Aufschluß von einem in Amerika erschienenen Buche hoffen dürften, genannt „The California and Oregon trail; being sketches of prairie and Rocky mountain life; by *F. Parkman*, jun." (Neuyork 1849), sei hiermit vertraut, daß besagtes Buch weder Californien noch Oregon bespricht. Die Skizzen die seinen Inhalt ausmachen beziehen sich auf den über die Prairie nach jenen weltberühmten Ländern führenden Weg, und zeichnen die Sitten und charakteristischen Gewohnheiten der dortigen Nomaden-Indianer. In diesem Betracht ist das Buch um so lesenswerther, da der Verf. den Zweck gehabt hat den Schilderungen des wilden, romantischen Lebens jener Stämme, wie Dichter und Novellisten sie geliefert, die reine, ruhige Wahrheit gegenüberzustellen. Darin besteht der Werth des Buchs und das Verdienst seines Verfassers. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 189. — 8. August 1849.

Das Thier im Menschen.

(Beschluß aus Nr. 188.)

In Hinsicht auf den Hang zur Grausamkeit und Rohheit liegt es aber insbesondere Aeltern und Lehrern ob keine Veranlassung zu geben die ähnliche Gefühle und Triebe in dem kindlichen Herzen zu erregen geeignet ist. Man hat viel darüber gestritten, ob körperliche Strafen in Familien und Schulen zulässig seien oder nicht, und sich meist für das Erstere entschieden. Nun ist es zwar nicht zu leugnen, daß eine Erziehung ohne solche Strafen ungleich schwieriger ist als die gegentheilige, aber möglich ist sie; Dies beweist das Beispiel vieler Väter und Lehrer, die ihrer nicht mehr bedürfen, freilich aber durch ihre Individualität und ihre zweckmäßige Erziehungsmethode Andern in jeder Beziehung voraus sind. Auch hängt hier ohne Zweifel viel davon ab, daß die Erziehung im Hause und in der Schule auf gleicher Bildungsstufe stehe, und sich in ihren Maximen und Heilmitteln nicht widerspreche. Immer aber kann es als Regel gelten, daß man zu solchen Mitteln nur im äußersten Nothfall greife, und sich dabei nicht von Leidenschaft hinreißen lasse oder sie zur Gewohnheit mache; denn ein roher Lehrer macht rohe Schüler, und was der erstere sich gegen die letztern erlaubt, glauben auch diese sich untereinander erlauben zu dürfen.

Auch der Staat ist eine große Erziehungsanstalt, in welcher Könige, die Minister und übrigen Behörden die Lehrer, das Volk die Kinder darstellen. Auch der Staat hat Strafen nöthig, um Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten. Aber ebenso wie bei der Erziehung der Kinder die Strafe jeden Verdacht der Grausamkeit und Rohheit, jeden Gedanken an Leidenschaftlichkeit, an Rach- und Verfolgungssucht ausschließen muß, so auch hier. Ebenso muß auch die Achtung vor dem Menschen, die Anerkennung des Rechts eines Jeden gerecht und schonend behandelt zu werden, jeder andern Rücksicht vorangehen. Das Verfahren der meisten Richter in dem Angeklagten nur den Verbrecher zu sehen, und statt auf seine Unschuld auf seine Schuld zu inquiriren, hat unendlich viel Böses in der Welt gestiftet.

Die Strafe darf aber auch in andern Menschen weder das Gefühl der Rache, der Grausamkeit und der Schadenfreude, noch das der Abneigung gegen den Strafenden, des Widerwillens und des Abscheus herausfodern. Das thut aber die Todesstrafe wie jede andere körperliche Strafe. Ich habe kaum nöthig an die verschiedenen Eindrücke zu erinnern welche jede öffentliche Hinrichtung oder andere körperliche Strafe bei den Zuschauern erweckt. Dem einen Theil ist sie eine Veranlassung zur Lust, eine Befriedigung seines im Herzen gehegten Grolls gegen den Verbrecher, er gönnt ihm den verdienten Lohn; den andern stimmt sie zur Erbitterung gegen Gesetz und Obrigkeit, zum Mitleiden; einen dritten läßt sie gleichgültig oder stählt sein schon halb verkommenes Herz zur eigenen Grausamkeit; einem vierten dient sie zum Mittel unbemerkt Andern die Taschen zu leeren u. s. w. Ueberhaupt aber ist es des Staats unwürdig sich Etwas als Strafmittels zu bedienen das er selbst bei den Einzelnen als das größte Verbrechen bezeichnet, die Gefühle der Rache und Grausamkeit gleichsam durch sein Beispiel zu sanctionniren, während es seine Pflicht wäre sie aus Aller Herzen zu vertilgen, ja womöglich jede Erinnerung daran zu verlöschen. Es ist ferner ebenso unwürdig Andere zu Werkzeugen der Vollstreckung solcher Grausamkeiten zu machen, und sie so zu Handlungen zu verwenden wozu er ihnen außerdem unter keinerlei Bedingung die Berechtigung einräumen darf, ja es ist schon an sich ein Misbrauch der Menschenwürde Andere zu Handlungen zu nöthigen die jeder gebildete Mensch mit Entrüstung und Abscheu zurückweisen würde. Endlich, wie selten erreichen die Staatsbehörden durch dergleichen körperliche Strafen Das was sie damit erreichen wollen: Besserung oder auch nur offene Geständnisse? Ich habe einen Mörder gesehen der, durch die unzweideutigsten Beweise seines schweren Verbrechens überführt, dennoch durch die schwersten Strafen, als Prügel, Hunger, finstere Haft u. s. w., nicht zu einem Geständnisse, ja nicht einmal dazu gebracht werden konnte die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten, und nach Jahre langem Leiden im Gefängnisse starb ohne sein Schweigen gebrochen zu haben. Es kann daher nur jeden Menschenfreund mit freudiger Hoffnung erfüllen, daß auch in dieser Beziehung die neue Zeit mildern Gesinnungen und Ansichten Eingang verschafft hat, und wenn die Vertreter des Volks in Frankfurt auch kein weiteres Verdienst in An-

spruch nehmen könnten als das die Todesstrafe und die entehrende Prügelstrafe abgeschafft zu haben, so würden wir ihnen schon deshalb unsere Verehrung und unsern Dank nicht versagen können.

Zu den Mitteln die Menschen für mildere Gefühle empfänglicher zu machen, das Thier in ihnen zu verdrängen, und dem Hang zur Roheit und Grausamkeit entgegenzuwirken, gehört noch eines, welches hier nicht unerwähnt bleiben darf. Es sind dies die in neuerer Zeit besonders in Deutschland sich constituirenden Vereine zum Schutz der Thiere und gegen Thierquälerei. Man hat diese Vereine hier und da verspottet; man hat gegen sie eingewendet, daß es die Sentimentalität zu weit treiben heiße die Qualen der Thiere abzuwenden, während man vollauf zu thun finde den Menschen die ihrigen abzunehmen; man könne ja doch nicht alle Qualen von den Thieren nehmen, ohne sich aller Mittel des täglichen Verkehrs zu berauben, und es komme dann auf ein Mehr oder Weniger im Grunde wenig an; das Ganze laufe am Ende doch nur auf eine Spielerei hinaus, und man könne die darauf zu verwendende Zeit zu etwas Besserm benutzen; und was dergleichen Einwendungen mehr sind. Allein meines Bedünkens hat man damit sehr unrecht; denn abgesehen davon, daß man den Thieren ebenso gut ein Recht auf eine unverkümmerte Existenz zugestehen muß als wir dieses in Anspruch nehmen, daß uns ein Recht auf die Thiere nur insoweit zusteht als wir sie zu unserer Selbsterhaltung und zu unserm Nutzen nöthig haben, und daß wir dieses Recht nicht ohne Noth und zu ihrer Qual erweitern dürfen, hat die Sache noch eine andere uns selbst angehende Seite, die man dabei durchaus nicht außer Rechnung stellen darf. Grausamkeit gegen die Thiere erzeugt auch Grausamkeit gegen die Menschen, und wer sich nicht frühzeitig gewöhnt die Thiere mit Schonung und Nachsicht zu behandeln, wird auch die seinen Nebenmenschen schuldige Liebe und Schonung verabsäumen. Härte und Roheit, wenn sie einmal in dem menschlichen Gemüthe Wurzel gefaßt haben, suchen ein Object an dem sie sich bethätigen können, und finden sie es nicht in dem armen unterjochten und wehrlosen Thiere, so wenden sie sich gegen den Menschen. Daher lehrt auch die Erfahrung, daß Menschen die vermöge ihres Berufs viel mit Thieren verkehren müssen, als Schlächter, Viehhändler u. s. w., in der Regel rohere Sitten zeigen als solche welche andern Berufsarten vorstehen, und ich erinnere mich irgendwo die Bemerkung gelesen zu haben, daß Mordthaten besonders unter Schäfern und Hirten häufig sind. Wir tragen also, insofern wir den Menschen Achtung und Schonung gegen die Thiere lehren, auch zur Unterdrückung seiner thierischen Triebe und somit zur Veredelung seiner eigenen Natur bei, wie wir denn überhaupt bestrebt sein sollen die Humanität unter allen Classen der Menschen nach Kräften zu fördern, und Alle zu der Höhe des sittlichen Bewußtseins heranzubilden welche die Weisesten und Besten unsers Geschlechts bereits erreicht haben und noch jetzt erreichen.

Je mehr die Vernunft unter den Menschen an Herrschaft gewinnt, desto mehr müssen sie einsehen, daß es nicht zu ihrer Aufgabe gehört zu zerstören und sich feindlich entgegenzutreten, sondern zu erhalten, fortzubauen am großen Werke der Humanität, thierische Triebe und Begierden in sich zu bekämpfen, und der Liebe und Duldung einen Tempel in ihren Herzen zu bauen. Der Stolz auf die Schätze ihres Geistes, auf ihre Fortschritte in Wissenschaften, Künsten und Industrie, in denen sie ohne Zweifel frühern Geschlechtern weit vorausgeeilt sind, muß der Demuth weichen in Hinblick auf ihre sittlichen Zustände, die im Vergleich mit jenen geistigen Vorzügen noch so sehr der Verbesserung bedürfen. Sie müssen erkennen lernen, daß alle diese Vorzüge Nichts sind ohne wahre Tugend und ohne Menschenliebe.

K. Hohnbaum.

Deutscher Geist und deutsche Geschichte.

In dem deutschen Volke ist seit dem vorigen Jahre das Bewußtsein erwacht, daß es zu einer ehrenvollern Aufgabe in der Weltgeschichte bestimmt sei als dazu vom Auslande benutzt und ausgebeutet zu werden im Interesse eines oder einiger Dynasten. Die Ahnung einer großen, mächtigen Zukunft ist unter den deutschen Stämmen erwacht; leider aber haben einige in der Ungeduld ihre Wünsche und Hoffnungen sofort verwirklicht zu sehen zum Schwert gegriffen, leider hat auch die Deutsche Nationalversammlung zuletzt das Bild deutscher Uneinigkeit gegeben. In diesen verhängnißvollen Tagen, in denen man wol an Deutschlands Zukunft verzweifeln könnte, ist es beruhigend und kräftigend sich der Geschichte unsers Volks und dessen Begabung zu erinnern, wozu das Büchlein:

1. Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse von Rudolf v. Raumer. Erlangen, Heyder. 1848. Gr. 8. 20 Ngr.

eine willkommene Anregung gibt.

Nicht nur die deutsche Sprache, sondern auch die deutsche Mythologie weist uns in ihren Grundanschauungen über Griechenland nach Indien als dem Stammlande zurück, und steht mit der Frische, Sinnigkeit ihres Naturcultus dem starren, einseitigen Monotheismus der semitischen Völker entschieden gegenüber. Als daher das Christenthum auch unter den Germanen gepredigt wurde, gab es zunächst einen heftigen Kampf zwischen polytheistischer und monotheistischer Welt- und Naturanschauung, welcher damit endigte, daß das christliche Dogma zum Theil von dem heidnischen Aberglauben überwältigt, zum Theil umgestaltet wurde, indem der deutsche Nationalgeist das Christenthum modificirte. Und noch bis auf den heutigen Tag kämpfen Kunst, Philosophie und Politik gegen die beengenden Dogmen der Kirche.

Neben diesem Widerstreit zwischen Weltlichkeit und Geistlichkeit entwickelt sich der politische Kampf zwischen der Freiheit des Individuums und der Gemeinde gegen die Begriffe des Staats, welcher die Beschränkung der Freiheit des Einzelnen zur Bedingung macht. Die Familie bildete den Grundstock der altgermanischen Gemeinde, die sich bis zur Stammverbindung erweiterte. Gegen den Particularismus reagirte das von Italien aus vordringende Christenthum und der Begriff des Staats als Einheit, wie ihn Karl der Große verwirklichte. Beide „kreuzten und durchbrachen das germanische Leben", geben aber dadurch daß das jugendliche Germanenvolk beide Elemente in sich aufnahm der europäischen Geschichte „einen neuen Lebensabschnitt". Der germanische Staat beruht auf der Freiheit des Einzelnen, auf der Ehre, „auf der bürgerlichen Freiheit und volksthümlichen Macht und Selbständig-

keit". Zwar schwanden nach und nach die freien Gemeinden, aber nur um als freie Städte und als Reichsvasallen im Lehnsstaate wieder zu erscheinen. Mit beiden hat das Christenthum an und für sich Nichts zu schaffen, wol aber wirken diese Grundzüge des deutschen Charakters bis auf den heutigen Tag in unserm politischen und gesellschaftlichen Leben nach. Die Habeascorpusacte, die Deutschen Grundrechte sind das Erzeugniß und die Gewähr der freien Persönlichkeit.

Von der andern Seite hat aber der im deutschen Geiste liegende Particularismus die Bildung größerer Staaten gehindert; denn das ganze Mittelalter hindurch zieht sich der Kampf der deutschen Stämme gegeneinander und gegen die Einheit des Reichs, und da die sächsischen und hohenstaufischen Kaiser die Opposition durch fortgesetzte Theilung des Reichs in freie Städte und in Erblichkeit der Lehen bekämpften, so löste sich das ganze Reich in eine Menge Kreise und Gemeinden auf, denen das Gefühl der Einheit ganz verloren ging. Diese Trennung ging bis in das Einzelne, die Bürger theilten sich in Stadt- und Pfahlbürger, diese wieder in Innungen, diese in Meister und Gesellen u. s. w. Hiergegen reagirten die Allgemeinheit der römischen Kirche, das römische Recht und der aus ihm entnommene Begriff der absoluten Kaisergewalt. Der Absolutismus ist etwas durchaus Undeutsches, und konnte sich daher nur so lange behaupten als das Volk zersplittert, das Nationalgefühl unterdrückt, und der Geist des Volks durch lange Leiden und Bürgerkriege erschlafft waren. Als aber Napoleon die deutsche Nationalität vernichten wollte, da erwachte sie in ungeahnter Stärke, da erhob sich ganz Deutschland, da suchte es die Einheit herzustellen; denn nur in Deutschlands Einheit liegt Deutschlands Größe und weltgeschichtliche Macht. Die Einheit des Deutschen Bundes war aber nur eine Einheit der Fürsten, nicht auch der Völker, die durch Recht, Handel, Münze u. s. w. voneinander geschieden blieben. Da Deutschland aber, zwischen Frankreich und Rußland liegend, Gefahr läuft von ihnen unterdrückt zu werden, da die altgermanische bürgerliche Freiheit und Selbständigkeit von Bundes wegen nicht geschützt waren, so mußte nicht nur jeder einzelne Staat die constitutionnelle Verfassung annehmen, sondern auch ganz Deutschland unter dieser Form vereinigt werden.

Deutschland ist also nicht, wie man zu behaupten pflegt, aus einem einigen Reiche ein uneiniges geworden, sondern es hat von Jahrhundert zu Jahrhundert sich der wahren Einigung immer mehr genähert, da die einzelnen Stämme sich immer näher getreten sind, und die Zahl der Reichstheile vermindert ist. Die wahre Einheit liegt in der innern Vereinigung, in der Gemeinsamkeit der Verfassung, der Rechtsinstitutionen und des Handels.

Nicht minder selbständig ist die deutsche Kunst. Die Romantik des Naturlebens, die Romantik der Liebe, die Dahingabe an die schöne sinnliche Weltlichkeit, die Entwickelung der Musik und selbst der Baukunst und Malerei sind dem germanischen Geiste entsprossen, und tragen nur eine Zeit lang eine christliche Färbung; denn auch in ihnen walten die beiden Grundrichtungen, „ein der zarten Liebe entsprungener Schönheitssinn und die überwältigende Macht des männlichen Charakters", vor. Wer sich für deutschen Geist und deutsche Geschichte recht warm begeistern, wer aus der Verwirrung unserer Tage einmal einen trostbringenden Leitstern erblicken will, der muß Raumer's Büchlein zur Hand nehmen, dessen einfache herzige Darstellung wohlthuend auf jedes Gemüth wirken wird.

Bevor wir indeß abbrechen, dürfte es interessant sein auch eine andere Frage zu berühren, die uns viel beschäftigt hat. Es ist Dies die Frage über das Verhältniß der Nationalität zum Staate, welche in einem sehr lehrreichen Schriftchen:

2. Die Germanisten und die Wege der Germanisten, von C. Hinrichsen. Kopenhagen, Höst. 1848. 8. 1 Thlr.

behandelt wird. Der Verf. faßt die Nationalität als „die Naturseite der Geschichte" auf, welche „mit der Freiheit in einem innigen Vernunftzusammenhange und in planvoller Wechselwirkung stehe"; sie ist ihm „die individualisirende Naturkraft", „die Geschichte ein wechselndes Entstehen und Vergehen der Nationalitäten". Zunächst ist die Nationalität „bedingt durch den Culturgrad eines Volks: je höher civilisirt, desto selbständiger steht es da, und daher sind die Volkscharaktere weit mehr von der physischen und geistigen ursprünglichen Organisation als vom Klima und Boden abhängig. Die physische Beschaffenheit eines Landes wirkt nur mittelbar und indirect ein."

Wie der einzelne Mensch Einfluß erleidet von seiner Umgebung, wie er aber diese Natürlichkeit durch Bildung und, weil er Geist, die Selbstbestimmung ist, durch freien Entschluß überwindet: so auch die Nationen. Sobald ein Volk einen Staat bildet, stellt es der Natürlichkeit einen geistigen Organismus entgegen, verallgemeinert es die Besonderheit der Nationalität zur Allgemeinheit politischer und socialer Begriffe, sodaß das Nationale nur ein untergeordnetes Moment der Geschichte der Menschheit wird. Es bilden sich also nur Staatsformen welche den Bildungsstufen entsprechen, und die nur Nuancirungen erhalten durch die Bedingungen der Localität. Der patriarchalische Absolutismus, die Theokratie, die Auflösung eines Volks in Stämme, die Republik findet sich im Orient wie im Occident, in Afrika wie in Amerika; es ist hierbei nur von Wichtigkeit, ob die Lage des Landes und die davon abhängige Beschäftigung und Lebensweise eines Volks einen Fortschritt der Entwickelung erleichtern oder erschweren, sodaß Bewegung oder Stillstand erfolgen muß. Asien ist durch seine continentale Beschaffenheit an einem Fortschritt durch sich selbst gehindert, wogegen das oceanische Amerika zur Bewegung, zum Fortschritt ganz besonders geeignet ist. Wo daher Bildung herrscht, da hören die Nationalstaaten auf, weil die Staatsformen auf allgemeine Rechtsprincipien gegründet und diesen gemäß entwickelt werden. Der Durchführung dieses Gedankens hat unser Verf. besondere Aufmerksamkeit geschenkt, indem er ihn scharf und bündig entwickelt.

Die modernen Staaten sind lediglich geistige Producte, sie sind die „Offenbarungen der geistigen und sittlichen Begabung des Menschengeschlechts, für welche die Volksthümlichkeit etwas Wechselndes und Zufälliges ist". Dieser Satz darf jedoch nicht ohne Beschränkung verstanden werden, wie es der Verf. thut, sondern man muß dabei sich erinnern, daß der Staat, weil er geistiges Product ist, seine Eigenthümlichkeit empfängt von dem Volksgeiste, von der Weltanschauung, von der Sittlichkeit des Volks selbst.

Der Staat producirt sich selbst, er schafft sich durch innere Nothwendigkeit weiter, d. h. er entwickelt sich in den sittlichen und politischen Begriffen des Volks weiter, und hierdurch kommt die Nationalität wieder zu ihrem Rechte. Die Vergangenheit des Volks ist von entscheidendem Einfluß auf die Fortbildung der politischen und socialen Ideen. Der Zufall und das Schicksal können daher wol verschiedene Nationalitäten zu einem Reiche vereinigen; sobald aber das Selbstbewußtsein erwacht, sobald das Gefühl der Eigenthümlichkeit lebendig wird, so müssen diese Reiche sich auflösen in ihre Nationalitäten, damit diese den von ihrer Natur ihnen vorgeschriebenen Weg der Entwickelung verfolgen, indem sie aus eigenem Geiste heraus die Staatsidee produciren. Ein Staat also der aus mehren Nationalitäten besteht kann wol durch den Absolutismus zu einem Reiche zusammengekittet werden, wird aber nie Keime der Entwickelung und des gegenseitigen Durchdringens der verschiedenen Staatselemente entfalten können, weil die gemeinsame Weltanschauung, der gemeinsame Zug der Herzen und Geister fehlen. Enthält ein Staat hingegen nur einen kleinen fremden Bestandtheil, so wird dieser entweder von der Uebermacht des geistigen Lebens des herrschenden Stammes ergriffen, und die Formen des politischen Lebens, welche der stimmgebende Stamm ausgebildet hat, von der schwächern Nation angenommen, wie es den Deutschen in Frankreich, den Kelten in England, den Slawen in Schlesien und Sachsen er-

gangen ist, oder die stärkere Nation gestattet der schwächern innerhalb der gegebenen Grenzen sich national zu entwickeln, die gegebenen Staatsformen zu benutzen, um etwa eine volksthümliche Administration oder einen volksthümlichen Cultus zu pflegen. Wie schwierig Dies indessen ist lehren uns Posen und Schleswig.

Die verschiedenen Standpunkte welche Nationalität und Staat zueinander nehmen können, hat der Verf. mit Umsicht dargestellt, sodaß sein Buch Jedem nützlich sein wird welcher eine tiefere Auffassung des Staatslebens zu erlangen wünscht.

61.

Bibliographie.

Demokratisches Album. Herausgegeben von mehren deutschen Schriftstellern. Herisau, Schläpfer. 1848. Lex.-8. 27 Ngr.

Alnpeke, D. v., Livländische Reimchronik in das Hochdeutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von E. Meyer. Reval, Kluge. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Brunner, S., Einleitung zur Homiletik der Neuzeit. Regensburg, Manz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Droßbach, M., Wiedergeburt, oder: Die Lösung der Unsterblichkeitsfrage auf empirischem Wege nach den bekannten Naturgesetzen. Olmütz, Hölzel. Gr. 8. 12 Ngr.

Düntzer, H., Zu Goethe's Jubelfeier. Studien zu Goethe's Werken. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heimbach, G. E., Die Lehre von dem Creditum nach den gemeinen in Deutschland geltenden Rechten. Leipzig, Barth. Gr. 8. 3 Thlr. 21 Ngr.

Hertz, M., Ein philologisch-klinischer Streifzug. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Heyden, F. v., Das Wort der Frau. Eine Festgabe. 2te revidirte Auflage. Leipzig, Brandstetter. Br. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Klemm, G., Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit. 7ter Band. — A. u. d. T.: Das Morgenland. Mit 6 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Landtagsbilder. Von Z. Y. Z. 3tes Bändchen. Gera, Heinsius. 8. 5 Ngr.

Mallefille, Felicien, Der Capitain La Rose. Deutsch von F. Fließbach. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 20 Ngr.

Ausgewählte Novellen-Bibliothek. 1ster Band. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Radetzky-Album. Krieges- und Siegeslieder herausgegeben und unserer tapferen k. k. Armee gewidmet von G. Schönstein. Wien, Wenedikt. Gr. 8. 24 Ngr.

Scheible, J., Das Kloster. Weltlich und geistlich. 11ter Band: 41ste bis 44ste Zelle. — A. u. d. T.: Die Geschichte vom Faust in Reimen, nach dem einzigen bekannten Exemplar vdn 1587 in der K. Bibliothek zu Kopenhagen; die deutschen Volksbücher von Faust und Wagner; und die Historien von den Zauberern Baco, Zyto, Bruder Rausch u. A. Auch 4ter Band von „Doctor Johann Faust." Von J. Scheible. Stuttgart, Scheible. Gr. 16. 3 Thlr. 15 Ngr.

— — Der Schatzgräber in den literarischen und bildlichen Seltenheiten, Sonderbarkeiten ꝛc. hauptsächlich des deutschen Mittelalters. 6ter bis 8ter Theil. — A. u. d. T.: Die deutschen Volksbücher von Joh. Faust, dem Schwarzkünstler, und Chrph. Wagner, dem Famulus, nach Ursprung, Verbreitung, Inhalt, Bedeutung und Bearbeitung mit steter Beziehung auf Goethe's Faust und einigen kritischen Anhängen von K. A. Freih. v. Reichlin-Meldegg. Drei Bändchen. Ebendaselbst 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schubar, L., Fürst und Volk. Historischer Roman aus der Berliner März-Revolution. 1ster Theil. Berlin, Sacco. 8. Vollständig 2 Thlr.

Stahr, A., Die Republikaner in Neapel. Historischer Roman. Drei Theile. Berlin, Schultze. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Anschluß an die octroyirte Reichsverfassung bringt den Zollverein. Ein Wort an Jedermann, dem die Wohlfahrt Meklenburgs am Herzen liegt. Von H. E. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Blumröder, J. S. F., Zwei Pfingstpredigten. Im J. 1849 gehalten. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 3 Ngr.

Born, D., Die modernen Gewerbeordner. Ein Beitrag zur Kenntniß der gewerblichen Zustände deutscher Staaten. Mit Benutzung des Berichts des volkswirthschaftlichen Ausschusses. Berlin, Springer. 8. 5 Ngr.

Brauser, J. K., Die Schule in der constitutionellen Monarchie oder Vorschläge zu ihrer gegenwärtigen Umgestaltung, dem Volke und den Kammern überreicht. Danzig, Homann. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Höllenrath, eine unterweltliche Reichsrathssitzung; oder die Quelle der Verwirrungen in gegenwärtiger Zeit. Nebst einem Anhang über die Gerichtssitzungen in der himmlischen Welt. 2te Auflage, mit einer Zugabe: Acht Seligkeiten für unsere Zeit. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Jahr 1850 in seiner wichtigen Bedeutung. Letzte prophetische Worte des jüngst zu Straßburg verstorbenen 97jährigen Benedictinermönchs Paola. Von dessen Beichtvater, dem Pater Clemens niedergeschrieben zum Nutzen und Frommen der ganzen Menschheit. Nebst einem Nachwort. 5te Auflage. Lützenburg, Kems u. Comp. 16. 2 Ngr.

Schubert, A., Nieswurz für Demokraten in kleinen Dosen den politischen Patienten unserer Zeit verschrieben. Der kurzen Sätze und Bemerkungen Dr. A. Schubert's 3te vermehrte Auflage, herausgegeben vom Verleger. Berlin, G. Bethge. 8. 1½ Ngr.

Sixt, C. H., Sendschreiben an Hrn. Pfarrer Löhe und seine Gesinnungsgenossen. Ein Votum über die Beschlüsse der letzten bayerischen General-Synode. Schweinfurt, Giegler. Gr. 8. 4 Ngr.

Sporschil, J., Historische und rechtliche Beleuchtung des von Preußen, Sachsen und Hannover ausgegangenen Verfassungsentwurfes für das deutsche Reich sowie der von den drei Kronen veröffentlichten authentischen Auslegung mit besonderer Rücksicht auf den österreichischen Kaiserstaat. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 5 Ngr.

Stengel, G., Der Bauer und der Revierförster. Zeitgedicht. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 1 Ngr.

Strauß, J., Ein Wort der Wahrheit und vollen Ernstes in der gegenwärtigen Zeit. Zunächst an die bayerischen Landtags-Abgeordneten, dann auch an alle geistlichen und weltlichen Obrigkeiten, sowie an Alle, die sich mit Verbesserungen des Volkswohls befassen. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ueber die hohe Bedeutsamkeit eines katholischen Gotteshauses. Predigt gehalten bei Gelegenheit der Einweihung der neuen katholischen Kirche zu Wiesbaden am 19. Juni 1849. Von Peter Joseph, Bischof von Limburg. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 2 Ngr.

Wahl-Katechismus für alle Preußen in welchen der Sinn für ächte Religiosität, deutsche mannhafte Treue und thatkräftige Redlichkeit noch nicht ganz abgestorben ist. Dargelegt in einem Gespräch zwischen einem Bauer und einem Justizrath. Eine Erläuterungsschrift über die in Preußen jetzt bevorstehenden neuen Wahlen für die zweite Kammer. Nebst einem Nachwort über das neueste Wahlgesetz vom 30. Mai, so wie über die dazu gehörige Ausführungs-Verordnung vom 31. Mai und die officielle Erläuterung vom 18. Juni d. J. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1½ Ngr.

Weissagungen auf unsere Zeit und die zukünftigen Geschlechter von den Propheten Spiel-Bähn, dem alten Jasper, dem Cardinal Laroche ꝛc. auf unsere Zeit bis zum J. 2000, dem Ende der Welt. Mit erläuternden Erklärungen und der Lebensgeschichte Spiel-Bähns. 2te Auflage. Bonn, Wittmann. 16. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 190. — 9. August 1849.

Schweizerische Geschichten.

1. Die Thaten und Sitten der Eidgenossen. Ein Handbuch der Schweizergeschichte von Johann Melchior Schuler. Der dritten neu bearbeiteten und vermehrten Auflage zweite Ausgabe. Vier Bände. Zürich, Schultheß. 1842—47. 8. 5 Thlr.
2. Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft der dreizehn Orte und die Umbildung derselben in eine Helvetische Republik. Von J. J. Hottinger. Zwei Abtheilungen. Zürich, Höhr. 1844—46. Gr. 8. 2 Thlr. 11¼ Ngr.
3. Geschichte der Republik Zürich. Von Bluntschli. Erster und zweiter Band. Zürich, Schultheß. 1847—48. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
4. Mémoires de *F. de Roveréa*, écrits par lui-même et publiés par *C. de Tavel*. Vier Bände. Zürich, Schultheß. 1848. Gr. 8. 7 Thlr. 14 Ngr.
5. Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogenannten Restaurationsepoche. Aus den Urquellen dargestellt von Anton von Tillier. Zwei Bände. Zürich, Schultheß. 1848—49. Gr. 8. 4 Thlr.

Wenn es sich als zuverlässiges Merkmal der politischen Reife eines Volks betrachten läßt, daß es eine unbefangene Darstellung seiner eigenen Geschichte nicht nur erträgt, sondern mit Eifer fördert, so muß diese Reife den Schweizern mit vollem Rechte zugesprochen werden. Denn in erfreulichem Gegensatze zu der Ungunst mit der sie wissenschaftliche Bestrebungen die nicht den nächsten Interessen des praktischen Lebens zugewendet sind häufig kämpfen lassen, wird bei ihnen das Gebiet der vaterländischen Geschichte auf das fleißigste bebaut, und den Forschungen auf demselben eine Theilnahme geschenkt deren sich andere Zweige der Literatur selten zu erfreuen haben. Seit Johannes v. Müller, den seine Verehrer nicht so sehr überschätzten als seine Gegner ihn herabwürdigten, den für den Augenblick freilich erfolglosen, aber genialen und patriotischen Versuch machte das historische Bewußtsein der alten Eidgenossenschaft zu beleben, und sie im Geiste jener Ideen die in der Vorzeit so Großes gewirkt zu verjüngen — seit diesem vielfach bekrittelten, aber des besten Dankes der Nachwelt werthen Versuche hat eine Reihe trefflicher Männer sich bemüht die Lücken auszufüllen die das von Müller in seinen ersten Umrissen entworfene großartige Bild verunstalteten. Das Unternehmen selbst, das Letztern stürmische Lebensschicksale zu vollenden hinderten, haben, in seine Fußstapfen tretend, Gluz-Blozheim, Hottinger, Monnard und Vulliemin zum Ziele geführt; daneben sind jedoch die reichen Schätze, die ein seiner Natur nach mehr auf übersichtliche Ergebnisse abzielendes Werk nur in beschränktem Umfange zur Schau stellen durfte, von andern Forschern ämsig ausgebeutet und zu ergänzenden Schilderungen benutzt worden. Auf einige dieser Schilderungen haben wir die Aufmerksamkeit unserer Leser schon früher gelenkt; die vorliegenden aber bieten weit umfassendere Gesichtspunkte dar, und nöthigen uns deshalb uns nur auf die hervorragendsten zu beschränken.

Dem unter Nr. 1 angezeigten Handbuche hat ein bewährter Kenner und Lehrer der Geschichte ein Zeugniß ausgestellt das auch ohne den Beifall der dem Werke in ausgedehnten Kreisen zu Theil geworden dessen Werth hinlänglich verbürgte. Er rühmt ihm gründliche und gewissenhafte Quellenforschung, eidgenössische, christliche, über confessionneller Leidenschaft stehende Gesinnung, volksthümliche Darstellungsweise, ungesuchte und faßliche Sprache nach, und wir können dieses günstige Urtheil Hottinger's im Allgemeinen nur bestätigen. Dem Plane treu den der Verf. bei seiner Arbeit zum Grunde legte, und die Eidgenossenschaft als eine Gesellschaft betrachtend, „die bald mehr, bald weniger Gemeinsames hat und sich dafür vereinigt, in der aber jedes Glied eine unabhängige, freie Person ist, die ihre eigene Haushaltung führt", trennt er die Geschichte der den eidgenössischen Bund bildenden Staaten in eine gemeinsame und eine besondere, ohne in die bei solcher Trennung sich leicht aufdringenden Wiederholungen zu verfallen. Vorzugsweise berücksichtigt er aber überall die Culturzustände, und hat, um die Entwickelung derselben anschaulich darzustellen, eine Fülle der anziehendsten Thatsachen gesammelt, die gerade über die scheinbar unfruchtbarsten Zeiträume der schweizerischen Geschichte, nämlich das 17. und 18. Jahrhundert, sehr dankenswerthe Aufschlüsse geben. Daß er die Vorzeit und namentlich die Entstehungsgeschichte des eidgenössischen Bundes so darstellt wie die Sage sie auffaßt, ohne sich durch die Ergebnisse der neuesten Forschungen beirren zu lassen, kann man ihm wol kaum zum Vorwurfe machen, da er wesentlich ein Volksbuch zu schreiben beabsichtigte. Auch ist einem Geschichtschreiber der, um J. v. Müller's Worte zu ge-

brauchen, seinen persönlichen Gefühlen Stillschweigen gebietend, nur die Stimme der verflossenen Geschlechter und den Geist der Altvordern reden lassen wollte — es ist einem solchen Geschichtschreiber nicht zu verdenken, daß er die Farben zu seinem Gemälde nicht von dem eben herrschenden Zeitgeschmack entlehnte. Hingegen brauchte er sich, um die Unabhängigkeit seiner Gesinnung zu wahren, mit letzterm nicht in allzu grellen Widerspruch zu versetzen und, einer übrigens sehr erklärlichen Vorliebe huldigend, den laudator temporis acti selbst dort zu spielen, wo die Gegenwart mit vollster Berechtigung auftritt. Dies ist ihm aber häufig genug begegnet, sodaß man zuweilen einen reactionnairen Parteischriftsteller aus der Schule Haller's oder Hurter's zu lesen glaubt, der um eine Lieblingstheorie durchzuführen die Thatsachen willkürlich gruppirt, und sich in die bedenklichsten Widersprüche verwickelt, Schuler tritt allenthalben zu Gunsten des Bestehenden in die Schranken; nur nicht zu Gunsten der Landvögte gegen die drei Länder, und der römisch-katholischen Kirche gegen die Reformatoren. Wo sich Widerstand gegen geistige oder leibliche Knechtschaft regt, schlägt er sich zu den Unterdrückern, und kaum hat er ein leises Wort des Tadels für das Treiben jener politisch-kirchlichen Orthodoxie, die gerade, weil ihr alle reformirende Thätigkeit ein Gräuel war, den Untergang der alten Schweiz durch die Revolution verschuldete. Bezeichnend für diese Denkungsweise ist was er z. B. über die Censur bemerkt, welche in der Schweiz vielleicht die an Abgeschmacktheiten reichste Geschichte hat. Es heißt dort, wo von den Jugendbestrebungen der geistreichen Züricher, Bodmer, Breitinger, Meister u. A., die Rede ist: -

Wenn die Censoren, geleitet vom herrschenden Geist, bisweilen jedes freiere Wort anfeindeten und die Schriftsteller neckten, so mußten sie auch etwa pflichtmäßig der Ungebundenheit die junge, muthwillige, satirische Schriftsteller suchten in dem Weg stehen. Es wechselte freundliche und unfreundliche Censur, und sie war ohne Zweifel unreifen, jungen Männern oft noch heilsam, indem sie dieselben zu Umsicht und Bescheidenheit nöthigte. Welcher Schriftsteller von Ehre und Rechtlichkeit sähe sich aber nicht lieber einem wunderlichen Censor jener rohen Zeit, dem vielleicht bald ein billigerer folgte, unterworfen, da man ihn doch kennen, vielleicht belehren und umstimmen, und bei zu großer Unbill am Ende bei den Obern belangen konnte, als sich hingegen preisgegeben sehen einer zuchtlosen Horde namenloser schmähsüchtiger Scribler, die bei gesetzloser frecher Preßfreiheit ihn durch öffentliche Blätter in allen Schenk- und Schwatzhäusern verleumden und dem Volkshaufen zur Verfolgung vorwerfen? Gewiß hindert diese Freiheit viel mehr die Erscheinung guter Schriften, und ist unendlich gefährlicher für Ehre und Sitten, Recht und Ruhe als die strengste Censur, die zwar etwas Gutes hindern, jene aber alles Böse und Gutes Zerstörende fördern kann. Das lehrt die Erfahrung.

Da sich der Spielraum für solche Ansichten desto mehr erweitert, je näher die Geschichte der Gegenwart rückt, so ist es, bei allen sonstigen Vorzügen des besprochenen Werks, kaum zu bedauern, daß es nur bis zur Revolutionsperiode reicht. Bei der Einseitigkeit womit Charaktere wie Rousseau und Laharpe geschildert, bei der Strenge womit die Bestrebungen der züricherischen Landleute urkundlich verbriefte Rechte zurückzuerlangen verurtheilt, bei dem Eifer womit die Engherzigkeit und Beschränktheit der damaligen Regenten beschönigt werden, wäre eine unbefangene Auffassung dieser Periode nicht zu erwarten gewesen. Auch hat sie bereits in Tillier einen gewissenhaften und unparteiischen Geschichtschreiber gefunden, während Hottinger Allen die auf diesem fruchtbaren Felde Nachlese halten möchten mit seinem unter Nr. 2 genannten Werke den Weg zeigte und die Bahn ebnete, Hr. v. Tavel aber ihnen in den Denkwürdigkeiten seines Schwiegervaters Roverea sehr reichhaltigen Stoff zur Verarbeitung zuführt.

Durch die gewählte Form auf engere Grenzen beschränkt, und darauf angewiesen die bedeutsamern und eingreifendern Momente des Zeitraums den er schildern wollte herauszuheben, beabsichtigte Hottinger durch das Charakterbild der alten Eidgenossenschaft zur Zeit ihrer Umgestaltung das Verständniß der Zustände der neuen zu erleichtern, und vermittelnd und versöhnend auf die Parteien einzuwirken. In einem Lande lebend, wo durch die täglich sich vervielfältigenden Erzeugnisse der freien Presse das Volk unaufhörlich angesprochen und bearbeitet, irregeführt oder belehrt wird, hielt er es als Historiker für Pflicht auch seinerseits zu diesem Volke zu sprechen, ihm in seiner Geschichte zu zeigen wie jederzeit dieselben Leidenschaften und Widersprüche, denen es noch so gern sich hingibt, bestraft worden; wie alle Macht die nicht auf Wahrheit und Gerechtigkeit ruht sich unzuverlässig erwiesen; wie die feinsten Berechnungen bloßer Selbstsucht ihr Ziel verfehlt haben. Sein Werk durchweht ein Geist wohlthuender Milde, die der Personen schont ohne den Grundsätzen Etwas zu vergeben, und nirgend stößt man darin auf jene einseitigen oder unbilligen Urtheile, die bei Ereignissen welche der Gegenwart so nahe liegen so schwer zu vermeiden sind. Mit Recht sieht Hottinger in Steiger und Laharpe, dem berner Schultheißen und dem waadtländer Revolutionnair, die Vertreter des Princips der alten und der neuen Zeit in der Schweiz, und läßt den Gegensatz zwischen diesen beiden gleich ehrenwerthen, aber durch die Lage der Dinge in feindlichen Zwiespalt gedrängten Staatsmännern in sehr gelungenen Schilderungen hervortreten. Indem er auf den Eindruck zu sprechen kommt den die Nachricht von den revolutionnairen Bewegungen in Frankreich auf die schweizerische Aristokratie hervorbrachte, sagt er:

Einem Patriciate dem Herrschen Bedürfniß, Gewohnheit und Erhaltungsmittel war, das in Regenten- und Offizierstellen, oder der adeligen Muße des Landlebens den einzigen Gegenstand seiner Bestrebungen sah, mußte eine Revolution doppelt verhaßt sein welche, von den bisher unterworfenen Classen ausgehend, die Gefühle der Gleichstellung derselben mit allen höhern anregte, die Volkssouverainetät als Grundsatz aussprach, dem verachteten Plebejer den Weg zu den ersten Stellen bahnte, allen Standesunterschied, die einzige Schutzwehr bevorrechteter Mittelmäßigkeit, aufhob. Das war die Ansicht der Aristokraten von gewöhnlichem Schlage. Höher und edler stand eine andere Classe, an ihrer Spitze ein Mann der in der Geschichte seines Vaterlandes in ruhmvoller und bleibender Erinnerung

leben wird. Niklaus Friedrich v. Steiger, damaliger Schultheiß von Bern, verband mit trefflichen Naturanlagen einen entsprechenden Charakter und eine durch Universitätsstudien, Reisen und reiche Lebenserfahrungen gebildete Einsicht. Schon auf dem Jüngling ruhten die Blicke seiner Mitbürger mit Auszeichnung. Vom sechsundzwanzigsten bis zum fünfunddreißigsten Altersjahre hatte er die ehrenvolle Stelle eines Schultheißen des äußern Standes bekleidet; dann trat er nach der Berechtigung die an dieselbe geknüpft war in den Großen Rath ein, und rückte durch alle Mittelstufen bis zur obersten Staatswürde vor. In dem Jahre wo Dieses geschah (1787) ward in Paris die Versammlung der Notabeln eröffnet....

Die Gefahren welche Europa von Frankreich aus bedrohten, und das Bedürfniß eines Einverständnisses zum Behufe von Gegenmaßregeln mit staatsmännischem Scharfblicke erkennend, hatte Steiger schon 1790 zwei Denkschriften zur Mittheilung an die sardinische und die britische Regierung verfaßt, und somit er der Republikaner in dem Kampfe der sich vorbereitete und, auf die Spitze getrieben, zwischen Privilegienherrschaft und Volksfreiheit den Ausschlag geben mußte, entschieden zu Gunsten der erstern Partei ergriffen. Und wer konnte es wol, fragt Hottinger, dem Schultheißen von Bern verargen, wenn er, auf die Verhandlungen im Rathssaale, auf die Zeughäuser, die Landstraßen, die wohlhabenden Dörfer, den blühenden Ackerbau, wenn er, auf die ganze Geschichte seines Cantons blickend, die Verfassung desselben nicht mit dem Landsgemeindenregiment der demokratischen Cantone vertauschen wollte? Zu etwas Aehnlichem aber hätte es in letzter Instanz doch kommen müssen, wenn die Aristokratie beseitigt ward, jene Aristokratie der bei allen ihren Gebrechen unleugbare Vorzüge eigen waren. In unserm dermaligen demokratischen Nationalleben, fährt Hottinger fort, begegnen uns selten mehr jene patriarchalischen Tugenden einer frühern Zeit, pflichtmäßige Sorge und aufopfernde Hingebung der Einen, treue Anhänglichkeit der Andern, Heiligkeit der Sitten der Väter im Volksglauben, Ehrfurcht gegen das Alter, Familienehrenfestigkeit, religiöse Erhaltung und Fortpflanzung des Pflichtgefühls; aber wir, die ältern des jetztlebenden Geschlechts, kennen dieselben noch in mancher schönen Erscheinung aus der Erinnerung, und wol beschleicht uns zuweilen mitten in der Prosa einer immer mehr dem materiellen Treiben sich zuwendenden Gegenwart ein sehnender Rückblick auf die ganz andere Gestaltung einer gemüthlichern Vergangenheit. In solchen Betrachtungen mag dann auch die Rechtfertigung eines Steiger liegen, wenn wir ihn mit aller Entschiedenheit gegen die Französische Revolution und ihr Princip Partei nehmen sehen. Hätten alle schweizerischen Aristokraten wie Steiger gedacht, gelebt und gehandelt, sie würden sich behauptet haben; aber nicht im Namen, in der Gesinnung liegt die Würde. Eigene Ausartung mehr als die Macht des Feindes hat die schweizerische Aristokratie gestürzt, und sie wird auch andere stürzen.

Zu diesem Sturze der schweizerischen Aristokratie hat kein Mann einen kräftigern Anstoß gegeben als Friedrich Cäsar Laharpe, keiner ist aber auch von der Parteiwuth leidenschaftlicher verfolgt worden als er. Selbst die Besten hielten ihn in einzelnen Momenten seines Lebens für einen Bösewicht. Usteri klagte ihn als Hochverräther an, und J. C. Zellweger, sein nachheriger Freund, erklärte offen, daß, wenn er ihn damals angetroffen hätte, er geglaubt haben würde seinem Vaterlande durch dessen Erdolchung einen Dienst zu leisten. Das will auch sein Biograph Monnard nicht leugnen, daß er heftig, durchgreifend, in einem Abschnitte seines Lebens, freilich erst nach großen Reizungen, von unedelm Rachegefühl geleitet gewesen sei. Dieses aber erlosch in spätern Jahren, und es blieb nur ein felsenfester, ehrenwerther, in Freundschaft und Wohlwollen treuer, gemeinnütziger Mann übrig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Literatur in England.

1. Ludwig von Rochau.

Das „Reiseleben in Südfrankreich und Spanien" von A. L. von Rochau hat erst bei den Lesern der „Allgemeinen Zeitung", dann als gesammeltes Werk in weitern Kreisen so vielen und verdienten Beifall gefunden, daß man nicht eben besonders neugierig zu sein braucht um das Urtheil des strengen „Athenaeum" über das nun im englischen Gewande: „Sketches from the life, on a journey trough the south of France and Spain" (2 Bde., London 1849), erschienene Buch gern hören zu wollen. Es drängt sich in Folgendes zusammen: „Von den persönlichen Eindrücken welche Selbstgesehenes und Selbsterlebtes auf uns machen ist Hr. v. Rochau kein ausgezeichneter Maler. Seine Schilderungen haben aber den Vorzug, daß er sie an Ort und Stelle niedergeschrieben. Den Eindruck neuer Scenen wie die Freuden und Leiden seiner täglichen Wanderung hat er sofort zu Papier gebracht mit der ganzen Wärme des ersten Moments. Schon Dies würde genügen den Berichten über ein Land wie das von ihm bereiste sogar aus minder gewandter und graphischer Feder Interesse zu verleihen. Abgesehen von einer gewissen Schalheit welche sonderbarerweise dem gewöhnlichen Schreiben für Zeitungen untrennbar anzuhängen scheint, und von einer Beobachtungsader welche mitunter in flache Sentimentalität ausläuft oder eine tadelsüchtige Wendung nimmt, ist Hr. v. Rochau ein heiterer, offenherziger und verständiger Briefschreiber, Einer der die Kreuze ruhig trägt welche den Reisenden in Spanien erwarten, der mit raschem Blicke die charakteristischen Züge des Landes und seiner Bewohner auffaßt, und keinen Mangel an Gefühl zeigt für Alles was malerisch oder auffallend, in beiden Beziehungen verdächtig oder anlockend ist. Er genoß dabei den Vortheil das Spanische fertig zu sprechen, auch von der spanischen Literatur und Geschichte Etwas zu wissen, obschon er in diesen Punkten keineswegs untrüglich ist.... Er hat überdies genug von andern Ländern gesehen um vergleichungsweise urtheilen zu können, und ist ohne besonders ausgebildeten Kunstgeschmack doch im Stande der betreffenden mannichfachen Erzeugnisse je wie sie ihm begegnen sich rückhaltlos und aufrichtig zu freuen. Bedenken wir außerdem den ursprünglichen Zweck für welchen er schrieb, so müssen wir das Gemessene seines Tons wie den Umfang seiner politischen Mittheilungen gleichmäßig loben. Er gibt selten mehr als eben nöthig ist die Verhältnisse klar zu machen in welchen das Land zur Zeit seines Besuchs sich befand.... und so können wir wol im Ganzen von dem Buche sagen, daß es in mehrfacher Hinsicht einen unterhaltenden und wir glauben zuverlässigen Bericht über ein Land erstattet welches besser gekannt zu werden verdient als es der Fall ist. Die Genauigkeit des Berichts in Betreff des ersten Theils der Reise können wir auf Grund persönlicher Erinne-

rungen verbürgen. Allem Anscheine nach müssen wir dieselbe Reise in fast denselben Tagen des Frühlings 1845 von Paris aus gemacht haben, sodaß wir Zeugniß geben können von der Wahrheit seiner Mittheilungen über Klima und Scenerie des nördlichen Spaniens, wie vieler seiner Schilderungen des damaligen Lebens und der Zustände in den Städten, die wir — wenn nicht Alles trügt — gemeinschaftlich gesehen."

2. Rellstab's „1812".

Bei Gelegenheit einer Anzeige des ins Englische übertragenen wohlbekannten deutschen Romans „1812" („Eighteen hundred and twelve, an historical romance; from the German, by *Mary Norman*", 3 Bde., London 1849) urtheilt das „Athenaeum": „Daß die Deutschen, wenn sie sich niedersetzen einen historischen Roman zu schreiben, langweilig werden steht fest. Es steht aber auch fest, daß sie ihren Gegenstand völlig innehaben. Zum tausendunderstenmal wiederholen wir — und wir wissen wahrhaftig mehr Geschichten als selbst Scheherasade gewußt hat —, daß die Ausführung für die Langeweile entschädigt. Der einzige unverzeihliche Fehler einer Dichtung besteht darin, daß der Dichter sie nicht ernstlich meint, und leider haben in England ein Uebermaß von Production und immerwährende Rücksichtsnahme auf die Launen — nicht zu sagen Geschmäcke — unserer Lesewelt diese Krankheit zu einer Art Epidemie gemacht.... Dennoch loben wir uns eine gute Novelle oder einen wahrscheinlich-unwahrscheinlichen Roman. Zu letzterer Classe gehört «1812». Er beginnt damit, daß ein junger Deutscher in geheimnißvoller Weise einer jungen Schönen über den Simplon forthilft. Ein unvorhergesehenes Ereigniß trennt sie — wer könnte glauben auf immer? Der Novellist thut was ein Novellist vermag, durch Wechsel der Scene, der Kleidung, des Namens, der Familie — und die Art wie aus jeder Hauptperson jemand Anderes wird, macht seiner Erfindungsgabe die größte Ehre — uns in jenen Glauben hinein zu ängstigen; aber «nur nicht ängstlich!» So werden wir von Buch zu Buch gezeckert, ziemlich gewiß, daß, obschon Bianca einen Mann heirathet den sie haßt, und Ludwig unter Napoleon Soldat wird, um den übeln Folgen seiner ritterlichen, einem proscribirten Dämchen geleisteten Dienste zu entgehen, der Tod erscheinen werde den Ehebund zu lösen, und die Wechselfälle des russischen Feldzugs den Soldat befreien werden. Nachdem wir uns den Leser in dieser erquicklichen Erwartung beigesellt, verweisen wir ihn auf den Roman, damit er sie erfüllt oder — mag sein — sich getäuscht sehe. Doch können wir ihn nicht scheiden lassen ohne zu bemerken, daß einige der schlagendsten Stellen jener fürchterlichen dem Ehrgeize ertheilten Lehre — Napoleon's russischem Feldzuge — hier nachdrucksvoll hervorgehoben und gezeichnet sind. Das Einrücken der französischen Armee in Moskau, der Brand der Stadt und die Wintergräuel des Rückzugs werden wie gesagt in peinlichen, aber kräftigen Zügen vorgeführt. Aus solchen Gründen können wir dem Romanleser alten Schlags «1812» mit gutem Gewissen empfehlen." 10.

Lesefrüchte.

Das Testament der Madame Recamier.

Diese Blätter berichteten bereits über den Tod der Madame Recamier. Das feine Zartgefühl welches diese Frau in ihrem ganzen Leben bekundet hat findet man auch noch in ihrem Testamente wieder. Die folgenden Vermächtnisse mögen Dies bezeugen: „Dem Museum von Lyon hinterlasse ich das Gemälde der Korinna, von Gérard gemalt, welches in meinem Salon der Abbaye-aux-Bois aufgestellt ist. Meinem Wunsche gemäß möge man auf den Rahmen dieses Gemäldes bemerken, daß ich es als ein Geschenk von dem Prinzen August von Preußen empfing. In dieser Weise möchte ich durch die meiner lieben Vaterstadt dargebrachte Huldigung das Andenken der Frau von Staël und des Prinzen August aneinanderknüpfen. Hinzu füge ich die Copie meines Portrait, welches Minardi nach einem Gemälde Gérard's gezeichnet hat. Ferner hinterlasse ich dem Museum von Lyon die kleine Gruppe der Grazien, einen ersten Gedanken Canova's; sie ist von ihm selbst modelirt und später mit gewohnter Meisterschaft von ihm in Marmor ausgeführt worden. Dem Museum von St.-Malo, der Geburtsstadt des Hrn. v. Chateaubriand, vermache ich das Eudora und Cymodocea darstellende, von Tenerani in Rom gearbeitete Basrelief in Marmor, ferner die Zeichnung der Atala, eine Copie des Gemäldes von Girodet, endlich den Entwurf Fragonard's, in dem mich dieser am Bord des Meers sitzend hat darstellen wollen. Dem Museum von Versailles hinterlasse ich das Bild der Frau von Staël, von Gérard gemalt."

Findelkinder in Frankreich.

Vor 1819 hat man keine officielle Angabe über die Zahl der Findelkinder in Frankreich gehabt. Im J. 1784 hatte sie Necker auf 40,000 geschätzt, 1811 berechnete man sie auf 69,000, allein man mag hierbei nicht vergessen, daß Frankreich in dieser Zeit des blühenden Kaiserreichs 130 Departements und eine Bevölkerung von beinahe 40 Millionen Seelen hatte. Im J. 1819 betrug die Zahl der noch nicht 12 Jahre alten Findelkinder 99,346, 1825 117,315, 1830 118,073. Am höchsten war ihre Zahl 1833 gestiegen, nämlich auf 129,699; seit dieser Zeit ist eine Verringerung eingetreten, so zwar, daß die officielle Angabe für das Jahr 1838 nur 95,624 nennt, also weniger als in irgend einem Jahre nach 1819. In den letztverflossenen zehn Jahren ist es bei der Zahl von 95,000 durchschnittlich geblieben. Die Ausgabe welche der Staat für Zieh- und Pensionskosten macht betrug im J. 1845 nicht weniger als 6,673,018 Francs. 40.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

Histoire de la révolution de 1848.

Par

A. de Lamartine.

2 vol. (En 8 livraisons.) In-8. 2 Thlr.

Ferner von demselben Verfasser:

Les Confidences. 1 vol. (En 5 livr.) In-8. 1 Thlr.
Raphaël, pages de la vingtième année. 1 vol. In-8. 22½ Ngr.
Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 8 Thlr.
Geschichte der Girondisten. Aus dem Franz. 8 Bände. 8 Thlr.

Mémoires d'outre-tombe.

Par

M. de Chateaubriand.

En 10 vol. Tome 1 à 5. Jeder Band 15 Ngr.

Mémoires d'un médecin.

Par

Alexandre Dumas.

Tome 1 à 14. In-8. Jeder Band 15 Ngr.

Mit dem 12. Bande begann die neue Serie dieses interessanten Romans unter dem Titel „*Le collier de la reine*", welche auch ein selbständiges Ganze bildet.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 191. — 10. August 1849.

Schweizerische Geschichten.

(Fortsetzung aus Nr. 190.)

Nach der nöthigen Vorbereitung in den Schulen seiner Vaterstadt Rolle und dem Seminar in Haldenstein, Cantons Graubündten — so erzählt Hottinger, die von Monnard veröffentlichten biographischen Notizen benutzend —, hatte Laharpe in Genf und Tübingen studirt, und am letztern Orte im Alter von 20 Jahren die juridische Doctorwürde erhalten. Er ward Advocat und, durch einen gewonnenen Rechtshandel von Bedeutung bekannt, nach Bern versetzt, wo er vorzüglich die Processe seiner Mitbürger vor der sogenannten wälschen Appellationskammer führte. Die hier übliche Proceßform sprach ihn nicht an. Noch mehr aber fühlte er sich durch eine Menge von Kleinigkeiten verletzt, die ihm täglich den Unterschied selbst zwischen dem geringsten Bürger der Hauptstadt und dem Unterthan aus dem Pays de Vaud, mochte er in seinem Vaterlande noch so angesehen sein, fühlbar machten. Ein Vorfall, wozu eben dieser Unterschied Anlaß gab, hatte entscheidenden Einfluß auf den Lebensgang des jungen Mannes. Laharpe stand in freundlichen Verhältnissen mit Hrn. v. Steiger, gewesenem Schultheißen von Thun, einem der unterrichtetsten und unabhängigsten Mitglieder des obersten Gerichtshofs und zugleich einem der ausgezeichnetsten Männer der Republik. Häufig unterhielten sie sich über wissenschaftliche Gegenstände. Einst hatte nun Laharpe die Sache eines Clienten zu führen dessen etwas derbe Ansprüche den Gerichtshof gewaltig misstimmten. Seiner Gewohnheit nach kam er zu Hrn. v. Steiger. Ohne sich vom Stuhle zu erheben, warf dieser dem jungen Waadtländer einen stolzen Blick zu und fuhr ihn mit den Worten an: „Was soll dieses Benehmen? Wir wollen Nichts wissen von diesem genferischen Neuerungsgeist im Waadtlande. Wißt Ihr nicht, daß Ihr unsere Unterthanen seid?“ „Nein“, unterbrach ihn Laharpe mit derselben Heftigkeit, „wir sind es nicht. So gut wie Sie selbst sind wir nur der Republik und den Gesetzen unterworfen, und anerkennen keinen andern Herrn.“ Darauf stimmte Steiger zwar einen mildern Ton an und suchte einzulenken, doch die Verletzung hatte stattgefunden. Von einem zwar blos übermüthigen, aber unbedeutenden Junker, an denen es in Bern freilich zu keiner Zeit gefehlt, würde Laharpe sie vielleicht mit stillschweigender Verachtung hingenommen haben; allein sie kam von einem Manne an dessen Achtung ihm gelegen war, und ließ ihn schmerzlich empfinden, daß selbst ausgezeichnete Charaktere dem Einflusse des Kastengeistes sich nicht mehr zu entziehen vermögen, da wo derselbe einmal so tief eingewurzelt ist. Er verließ Bern und ging nach Rußland.

Die Art wie Laharpe vom Hofe Katharina's aus auf seine Landsleute einwirkte zog ihm den heftigsten Unwillen der berner Regierung zu, sodaß er nach seiner Entfernung aus Rußland das Vaterland meiden und, weil er demselben nahe bleiben wollte, in dem Grenzorte Genthod sich niederlassen mußte. Hier wanderte er oft zum Marksteine an der schweizerischen Grenze, und sandte sehnsüchtige Blicke in das geliebte Waadtland, an dessen politischem Horizonte schwere Wolken lagerten. Ein ihm vorzüglich theurer Verwandter, der nachherige französische General Amadeus Laharpe, war zum Tode verurtheilt und sein Vermögen eingezogen worden. Andere seiner Freunde lebten flüchtig im Auslande, oder büßten im Kerker ihre Thätigkeit für die Sache die ihm Lebenszweck geworden war. Er selbst sah sich von Spähern umgeben, ein Verhaftsbefehl war gegen ihn erlassen worden, Genthod bot ihm nicht länger Schutz. Da reiste er nach Paris, zum Kriege auf Leben und Tod gegen seine Verfolger entschlossen. Römer mehr als Christ, sagt Hottinger, Waadtländer vor Allem, hatte er das starke, aber leidenschaftliche Herz dem finstern Dämon der Rache geöffnet, und keinen furchtbarern Feind fand die berner, fand überhaupt die schweizerische Aristokratie als diesen Mann, dessen Sittenstrenge, dessen antik-republikanischer Charakter ihn hoch über den verächtlichen Schwarm so Vieler stellte die von der Freiheit nur Ungebundenheit, von der Gleichheit nur Theilung der Güter erwarteten.

Während Laharpe in Paris Alles aufbot um sein Ziel, den Sturz der schweizerischen Aristokratie und die Unabhängigkeit des Waadtlandes, zu erreichen, mühte sich der Schultheiß Steiger umsonst ab die Gesammtkraft der alten Eidgenossenschaft zum Widerstande gegen die Revolution in Bewegung zu setzen. Und als diese Bemühungen an der Unmöglichkeit gescheitert waren einem so vielgestaltigen und so lose zusammenhängenden Conglomerate

einen festen und einigen Willen einzuflößen, beschloß er noch das Aeußerste zu wagen, um sein Vaterland wenigstens vor der Schmach feiger Unterwerfung zu bewahren. Die alte Verfassung von Bern war bereits zertrümmert; der Große Rath hatte seine letzte Sitzung geschlossen, und manche seiner Mitglieder brachen als die Versammlung zur Trennung sich anschickte in lautes Weinen aus. Steiger aber schritt mit ruhiger Würde die Stufen seines erhöhten Stuhls hinunter, und sein letztes Wort war als Jemand von Capitulation sprach die Erklärung, daß er für seine Person unter keinen Umständen in eine solche eingeschlossen sein wolle. Dann warf er von der Schwelle des Sitzungssaals noch einen ernsten Blick zurück, und in unwillkürlicher Uebereinstimmung erhoben sich die Anwesenden alle voll Achtung. Der Stadtmajor von Muralt bot ihm eine Wache zur Begleitung an. „Was bedarf es Dessen?" fragte er. „Im Bewußtsein erfüllter Pflichten kenne ich keine Furcht." Nach einigen Stunden verließ er die Vaterstadt in Waffenrüstung, um auf dem Schlachtfelde, wenn alles Andere verloren sein sollte, wenigstens seine Grundsätze und seine Ehre zu retten.

Eine merkwürdige und anziehende Vergleiche darbietende, unsers Wissens aber noch nicht hervorgehobene Aehnlichkeit besteht zwischen dem Todeskampfe Berns und dem gleichzeitigen Untergange Venedigs. Beide aristokratische Republiken fielen durch dieselbe mit innern Feinden verbundene, demokratische Gleichheit zum Vorwand nehmende äußere Gewalt; beide ließen das längst drohende Schicksal rathlos über sich hereinbrechen — Venedig auch fast widerstandslos, weil dessen Oligarchie weit morscher war als die bernische, und in Manin keinen Steiger an der Spitze hatte. Manin fiel ohnmächtig nieder als er Oestreich den Eid der Treue leisten mußte; Steiger aber kehrte, nachdem er umsonst den Tod gesucht, dem angeblich befreiten, in seinen Augen aber doppelt geknechteten Vaterlande den Rücken, suchte den Fremdlingen die es überzogen überall Gegner zu erwecken, und legte endlich, besiegt doch nicht überwunden, fern von der geliebten Heimat, der alle seine Wünsche galten, sein müdes Haupt zur Ruhe. Laharpe widmete ihm folgenden Nachruf:

Du ehrwürdiger Greis, edler Feind, du bedecktest, wenn du Fehler begingst, dieselben wenigstens durch deine heldenmüthige Hingebung; unter Widerwärtigkeiten entwickelte sich erst recht dein großer Charakter in einem Alter das die Herzen sonst so gern in Eis verwandelt. Ruhe in Frieden auf fremder Erde. Die Feinde der schweizerischen Unabhängigkeit wissen, daß du mit Ernst diese wolltest. Sie wissen, daß du von den abschreckenden Gebrechen der Oligarchie rein bliebst; sie wissen, daß du Annäherung der Parteien und das gegenseitige Vergessen aller Beleidigungen wünschtest....

So war es Spätabend geworden in der alten Eidgenossenschaft — lauten Hottinger's schöne Schlußworte — und ihre Nacht brach ein. Die Aristokratie der Städtecantone, in ihrer ursprünglichen patriarchalischen Tugend und ritterlichen Kraft für das Aufblühen und den Schutz der Eidgenossenschaft ebenso wohlthätig als die Demokratie der Länder, so lange auch sie ihre Unschuld und Einfachheit erhielt, ausartend aber im 17. Jahrhundert, im 18. zu wenig scharfblickend die Vorzeichen des Umschwunges der Zeit zu deuten und, innerlich zerrissen, nicht mehr stark genug diesem Umschwunge entgegenzutreten, hatte ihre Rolle ausgespielt. Wie aber, wenn von den Seen und Thälern des Alpenlandes an seinen Bergen die Schatten immer höher emporsteigen, einzelne Riesengestalten von den Strahlen des Abendlichts umflossen noch dastehen, wie in immer glühenderm Purpur zuletzt nur noch die Schneekrone ihrer Gipfel prangt, bis auch dieser Schimmer erblassen muß, im Gemüthe aber des staunenden Wanderers das nie erlöschende Gedächtniß seines Anblicks zurückläßt — so jene Helden des alten Bern. An ungebeugten Häuptern brachen sich im reinern Glanze die letzten Strahlen der scheidenden Sonne, und die Namen werden leben im Buche der Geschichte....

Und an den Grenzen seiner Aufgabe angekommen, die fernere Entwickelung übersichtlich berührend, und mit warnendem Finger in die Zukunft deutend, faßt der hochverehrte, echt patriotische Geschichtschreiber die Ergebnisse seiner Forschungen in folgenden, der ernstesten Beherzigung werthen Sätzen zusammen:

In Bern war mit Brune's Eintreffen auch die neufränkische Gleißnerei mit ihren Folgen eingezogen. In dem Augenblicke wo man sich rüstete das reiche Nationalgut der Ueberwundenen und ihre bedeutendsten Männer als Geiseln nach Frankreich abzuführen, wurde unter einer Theaterrede des Eroberers und befohlenen armseligen Feierlichkeiten der wurzellose Freiheitsbaum errichtet, und dann ohne viel Fragens beim Volke einfach als Wille des Siegers der Beitritt auch des Cantons zu der von Ochs entworfenen Einheitsverfassung erklärt, die in ihrem leeren Wortreichthum, in ihrer mathematischen Herzlosigkeit nach wenigen Jahren zum Spotte selbst Derjenigen ward die ihr erst zugejauchzt hatten. Noch einmal tauchten neue Versuche auf herzustellen was nie wiederhergestellt werden kann; dann gab uns jene fremde Vermittelung vielleicht das Beste was wir einige Jahre hindurch hatten. Daß dieses überall abgeschafft ward, daß die Nation selbst nur Schlechteres an dessen Stelle zu setzen verstand, Das hatte, nachdem wieder Frankreich vorhergegangen war, die mächtige Reaction des J. 1830 und diese die Kämpfe zur Folge unter denen gegenwärtig noch das Vaterland leidet. Noch ruht dunkele Nacht auf seinem Geschicke. Wird der Morgen wieder anbrechen? Wird die Sonne wieder erleuchtend und erwärmend zugleich niedersteigen an seinen Bergen bis in die verborgensten Thäler, bis zur geringsten Hütte? Der Allmächtige weiß es. Eins ist sicher, daß uns kein todter Buchstabe mehr hilft, weder aus entschwundenen Zeiten heraufbeschworene Glaubensformeln noch neuentworfene Gesetze, wenn nicht in ihnen die Wärme eigener Ueberzeugung lebt; auch socialistische Träumereien nicht. Uns vermag nur der Geist zu retten der die Zeiten erkennt und das treue Herz eines mit erwachender Einsicht zu Recht und Pflicht zurückkehrenden Volkes; Kirche und Staat unter einfachen, naturgemäßen Formen auflebend, und da sich begegnend wo sie allein sich finden, allein sich verstehen, sich unterstützen, sich ergänzen können, in der weisen und liebenden That, mit Einem Worte, im lebendigen Christenthum. Nur auf diesem Boden vermag die Freiheit in der seltenen Ausdehnung wie die Zeit unserm Volke dieselbe gebracht hat, und wie es in noch schrankenloserm Maße sie sich selbst nehmen will, Wurzel zu fassen. Sie wird zum Fluche unter der Geißel des Uebermuths, der Selbstsucht, gesetzloser Roheit und blinder Parteiwuth; aber sie kann zum Segen werden an der Hand der Gerechtigkeit, der Religion, der edeln sich selbst beherrschenden Sitte. Schweizervolk, du hast zu wählen. Die Nachwelt wird dich und deine Führer richten.

Während Hottinger die letzten Zeiten der alten Eidgenossenschaft, zwar nicht über alle Parteien gestellt, aber allen ihr Recht gewährend, in anschaulichster Weise schil-

dert, liefern uns die unter Nr. 4 angezeigten Denkwürdigkeiten die Berichte eines mithandelnden Augenzeugen, der sich mitten im Parteigewühle bewegt. Der Oberst von Roverea, im J. 1763 aus einer alten und angesehenen waadtländischen Familie in Vevay geboren, aber bald nach seiner Verheirathung mit der Tochter eines berner Patriciers selbst in das dortige Bürgerrecht aufgenommen, widmete seine eifrigsten Dienste der nämlichen Sache die sein Landsmann Laharpe so entschieden und erfolgreich bekämpfte. An der Spitze einer aus Waadtländern bestehenden Truppenschar, die den Namen der Treuen Legion führte, nahm er an den Kriegsereignissen Theil, in denen der Heldengeist des alten Bern zum letzten male aufflackerte. Dann begleitete er den Schultheißen v. Steiger auf dessen militairisch-diplomatischen Irrfahrten, und gehörte zu den thätigsten Agenten jener Partei die unter dem Namen der Oestreichisch-oligarchischen Faction das helvetische Directorium und die französischen Proconsuln so gewaltig ängstigte, aber, soweit sie aus Schweizern bestand, ein bloßes Werkzeug der selbstsüchtigen östreichisch-englischen, Thugut-Pitt'schen Politik war. Diese ganz zu durchschauen war Roverea wol kaum im Stande, und es hätte ihm auch wenig geholfen, da ihm das Ziel welches er verfolgte keine andere Wahl ließ als sich ihr unterzuordnen. Die Einblicke jedoch welche er in das diplomatische Lügengewebe jener Tage gewann, sowie die mehr oder minder nahen Berührungen in die er mit einigen der hervorragendsten Persönlichkeiten kam, verleihen wo er sich mit solchen Schilderungen beschäftigt seinen Denkwürdigkeiten ein mehr als blos örtliches Interesse. So liefert er, um ein Beispiel anzuführen, treffliche Beiträge zur Charakteristik Suworow's, und flicht manche Einzelzüge ein welche die genauere Kenntniß jener Epoche nicht unwesentlich befördern. In den spätern Abschnitten verliert sein Werk freilich immer mehr das persönliche Gepräge, und geht zuletzt, die eigenen Lebensschicksale des Verf. ganz beiseite lassend, in eine Geschichte der Schweiz über, die indessen nur bis zur Restauration reicht. Zur Ergänzung haben Prof. Monnard, der die Herausgabe besorgte, und den Denkwürdigkeiten Laharpe's denselben Dienst zu erweisen im Begriffe steht, sowie Karl Eynard, ein Freund Roverea's, Notizen beigefügt, die uns dessen Privatcharakter im günstigsten Lichte erscheinen lassen. Gewissenhaft bis zur Aengstlichkeit, dabei aber im geselligen Verkehre liebenswürdig und milde, fand er nur keine Entschuldigung für Jene die das Waadtland in den Sturm der Revolution gerissen. Da traf er einst bei seinem Schwager, Hrn. v. Ribeaupierre, einen Jugendfreund des Letztern, einen Greis mit weißen Haaren, mit dem er sich bald in das anziehendste Gespräch verwickelte. Als sie sich trennten erkundigte er sich nach dessen Namen: es war der General Friedrich Cäsar Laharpe. Die beiden erbitterten Gegner, ja Todfeinde, hatten einander nie gesehen; jetzt, am Rande des Grabes, lernten sie einander vielleicht achten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kant und die deutsche Poesie.

In unsern Tagen kann man vielfach die Behauptung lesen, daß Kant die großartige Bewegung der deutschen Literatur und Poesie welche in den Abend seines Lebens fiel ziemlich theilnahmlos habe bei sich vorübergehen lassen. Diese Meinung ist namentlich durch Rosenkranz und Schubert, die Herausgeber von Kant's Werken, in Umlauf gesetzt. „Wir finden bei ihm nirgend eine Spur", sagt Ersterer („Studien", I, 257), „daß die ungeheuere Bewegung der deutschen Poesie, deren Zeitgenosse er war, ihn berührt, oder gar ernstlich beschäftigt hätte. Von Goethe, Schiller u. s. f. ist bei ihm nie die Rede, obwol man, da Herder sein Landsmann und Schüler mit denselben in so enge Gemeinschaft gerieth, Dies halb und halb erwarten sollte (!). Selbst Lessing's, der ihn doch auch philosophisch hätte anziehen müssen, erwähnt er nicht in diesem Sinne, sondern höchstens nur um sich einer seiner weit umgetragenen, mit seinem Namen verflochtenen, epigrammatischen Wendungen zu bedienen. Er war eigentlich nur mit Hagedorn, Bürger, Wieland, und außerdem mit Horaz und Virgil, mit Milton, Butler und Pope bekannt. Das Verständige, Humane im Wesen dieser Dichter, das Rhetorische ihrer Diction, das Elegante ihrer Phantasie sagte ihm am meisten zu. ..... Es ging Kant, dem Könige der preußischen Philosophen, hierin also ähnlich wie Friedrich II., der, indeß er machtvoll das Schicksal Deutschlands bestimmte, in der antiken und fremdländischen Literatur sich ansiedelte." Hiermit ganz übereinstimmend versichert Schubert in Kant's Biographie (Kant's Werke, Band XI, Abth. 2, S. 182): „Unter den deutschen Dichtern ging seine Kenntniß nicht weit über Haller, Wieland, Lessing und Bürger hinaus, da das Erscheinen der Meisterwerke Goethe's und Schiller's ihn im Andrange der Studien seines Systems und der Herausgabe seiner Kritiken verloren traf, und späterhin die Stumpfheit des Alters ihm die Empfänglichkeit dafür benommen hatte." Diese Aussprüche in solcher Allgemeinheit hingestellt sind jedenfalls sehr einseitig, und geeignet das Bild des großen und ehrwürdigen Weisen von Königsberg in ein falsches Licht zu stellen. Das Argument a silentio ist immer ein unsicheres und leicht trügerisches, besonders hier, wo es wesentlich auf die persönliche Charakteristik ankommt. Hier haben nun die genannten Autoritäten zuerst übersehen, daß von den deutschen Dichtern auch Klopstock als Dichter des „Messias" bei Kant sehr würdig Virgil an die Seite, und beide dem Homer und Milton entgegengehalten werden („Vom Erhabenen und Schönen", Werke, IV, 409). Kant war also fähig das Poetische in Klopstock zu schätzen, wenn er auch seinen religiösen Enthusiasmus nicht theilte. Daß aber Kant in den letzten Jahren seines Lebens ein großer Liebhaber Jean Paul's gewesen, müßte nach der gewöhnlichen Vorstellung von seinem prosaischen und trockenen Charakter sehr überraschen, wenn wir Dies nicht aus „F. H. Jacobi's Briefwechsel mit Jean Paul", II, 290, 291, erführen. Letzterer fragt nämlich aus Weimar den 22. Dec. 1799 im Namen Herder's bei Jacobi an, was Gerstenberg, der Dichter des „Ugolino", von seinen, nämlich Jean Paul's, Sachen halte. Hierauf antwortete Jacobi aus Eutin den 11. Jan. 1800: „Es mögen drittehalb Jahre sein, daß ich ihm erzählte, Kant liebe und lobe deine Schriften sehr, empfehle sie bei jeder Gelegenheit, und ihn dadurch heftig reizte sie zu lesen." Jacobi setzt noch hinzu: „Er ist ein ganz speculativer Kopf seit einigen Jahren, und ein Stock-Kantianer." Dieses Factum kann zu manchen Betrachtungen Anlaß geben, sowie dieser unerwarteten Vorliebe Kant's zu Jean Paul (von diesem waren bis zu Ende des Jahres 1799 die „Auswahl aus des Teufels Papieren" 1789, „Die unsichtbare Loge" 1793, „Hesperus" 1795, „Blumen-, Frucht- und Dornenstücke" 1796 erschienen, „Titan" kam erst 1800 heraus) die außerordentliche Begeisterung Jean Paul's für Kant's Werke entsprach (bei Schubert a. a. O., S. 123), welche er von Anfang an an

den Tag legte, ohne daß Kant vielleicht eine Ahnung davon hatte. Jean Paul seinerseits wird aus der Anerkennung eines Kant eine große Genugthuung geschöpft haben für jene wegwerfende Behandlung die er von Seiten Goethe's und namentlich Schiller's zu erfahren hatte. Endlich — und Dies möchte der eigentliche Ertrag dieser Betrachtung sein — werden wir mit Fug schließen dürfen, daß ein Mann welcher sich mit Klopstock und Jean Paul befreundete über das blos „Verständige, Rhetorische und Elegante" der ältern Poesie sich zu erheben gewußt, und ohne Zweifel auch von Schiller und Goethe als Dichtern, so weit sie ihm bekannt sein konnten, Notiz genommen hat, wenn sich auch bisher in seinen Schriften keine ausdrücklichen Spuren davon gefunden haben. Um so weniger dürfen wir verschweigen, daß der von Kant bei mehren Gelegenheiten an den Tag gelegte Judenhaß ihn früher abhielt Lessing's „Nathan", der überall mit Enthusiasmus begrüßt wurde, nach Gebühr zu schätzen. Unser Gewährsmann ist Hamann, welcher aus Königsberg den 6. Mai 1779 (Hamann's Schriften, VI, 79) an Herder schreibt: „Vorige Woche habe ich die zehn ersten Bogen von «Nathan» gelesen und mich recht daran geweidet. Kant hat sie aus Berlin erhalten, der sie blos als den zweiten Theil der «Juden» *) beurtheilt, und keinen Helden aus diesem Volke leiden kann. So göttlich streng", setzt Hamann hinzu, „ist unsere Philosophie in ihren Vorurtheilen, bei aller ihrer Toleranz und Unparteilichkeit!" Züge dieser Art dürften in keiner Biographie Kant's die kein bloßer Panegyrikus sein will fehlen. Vielleicht können diese Fingerzeige zu einer Würdigung von Kant's Stellung zur deutschen Poesie in Zukunft befriedigendere Ergebnisse herbeiführen.

G. E. Guhrauer.

Bisher unedirte Memoiren eines Russen.

Unter diesem Titel und mit dem Beisatz: „in 10 Minuten niedergeschrieben", finden wir in den französischen Zeitungen ein Memoirenfragment, dessen Echtheit zu prüfen vielleicht verlorene Mühe sein dürfte. Die französischen Blätter finden in ihm unter einer gefälligen Form eine tiefeingewurzelte Demoralisation, und meinen, daß es in einem Augenblicke wo die Russen sich dem westlichen Europa als Befreier anbieten, und im Namen der Religion, der Familie und des Eigenthums Demokratie und Civilisation auszurotten Miene machen, doppelt interessant sei zu erfahren, welches Geistes denn jene moskowitischen Seigneurs, unsere „Befreier", seien. In möglich treuer Uebersetzung geben wir den Text dieser Memoiren:

Meine in 10 Minuten niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten.

Erstes Capitel: Meine Geburt.

Am 12. März 1763 erblickte ich das Licht der Welt. Man maß, wog und taufte mich. Ich wurde geboren ohne zu wissen warum, und meine Aeltern dankten dem Himmel ohne zu wissen wofür.

Zweites Capitel: Meine Erziehung.

Man lehrte mich alle möglichen Dinge und Sprachen. Weil ich unverschämt und ein Charlatan war, galt ich oft für einen weisen Mann. Mein Kopf wurde eine ungeordnete Bibliothek, zu der ich den Schlüssel aufbewahrte.

Drittes Capitel: Mein Leiden.

Gequält wurde ich durch die Lehrer, die Schneider, die mir zu enge Kleider machten, die Weiber, den Ehrgeiz, die Eigenliebe, wol auch durch unnütze Reue, endlich durch die Fürsten und durch meine Erinnerungen.

Viertes Capitel: Plünderungen.

Beraubt wurde ich durch die drei großen Hauptvergnügungen des menschlichen Geschlechts: den Diebstahl, die Leckerhaftigkeit und den Stolz.

Fünftes Capitel: Lebensabschnitte.

Im 30. Jahre hörte ich auf zu tanzen, im 40. den Weibern zu gefallen, im 50. der öffentlichen Meinung zu dienen, im 60. endlich zu denken. Da ward ich ein wahrer Weiser, oder was ganz Dasselbe ist, ein Egoist.

Sechstes Capitel: Schlechte Eigenschaften.

Ich war halsstarrig wie ein Maulesel, launenhaft wie eine Coquette, fröhlich wie ein Kind, schmeichlerisch wie ein Murmelthier, thätig wie Bonaparte. Ich war überhaupt Alles was ich sein wollte.

Siebentes Capitel: Wichtiger Entschluß.

Da ich niemals Herr meiner Gesichtszüge werden konnte, so legte ich meiner Zunge Zügel an, und unterdrückte die garstige Gewohnheit laut zu denken. Das brachte mir einige Ergötzlichkeiten und viele Feinde ein.

Achtes Capitel: Was ich war und was ich hätte sein können.

Ich war der Freundschaft und dem Vertrauen zugänglich. Hätte ich im goldenen Zeitalter gelebt, so wäre ich vielleicht ein ganz guter Mann geworden.

Neuntes Capitel: Achtungswerthe Grundsätze.

Ich habe mich von der Ehe und dem Stadtgeklatsch ferngehalten. Nie habe ich einen Koch oder einen Arzt empfohlen, und daher nie Jemandem nach dem Leben getrachtet.

Zehntes Capitel: Was mir gefiel.

Unter den Farben blau; unter den Gerichten boeuf au raifort; unter den Getränken frisches Wasser; unter den Theaterstücken Lustspiel und Posse; an Männern und Frauen offene und ausdrucksvolle Gesichtszüge. Ich liebte kleine Gesellschaften und Waldspaziergänge. Ich hatte eine unwillkürliche Ehrfurcht vor der Sonne; der Anblick ihres Untergangs stimmte mich oft traurig. Die Buckligen beiderlei Geschlechts übten auf mich immer einen mir unerklärlichen Reiz aus.

Elftes Capitel: Was mir nicht gefiel.

Dummköpfe und Schufte haßte ich, ebenso intriguante Frauen welche die Tugendhaften spielen; ferner Ziererei. Ich bemitleidete Die welche sich schminken, und hatte Abscheu vor Ratten, Branntwein, Metaphysik und Rhabarber. Die Justiz und die wilden Thiere flößten mir Schrecken ein.

Zwölftes Capitel: Analyse meines Lebens.

Ich erwarte den Tod furchtlos und geduldig, mein Leben war ein schlechtes Melodrama, in welchem ich Helden, Tyrannen, Liebhaber und edle Väter gespielt habe, niemals Bedienten.

Dreizehntes Capitel: Gottes Lohn.

Mein größtes Glück ist meine Unabhängigkeit von den drei Individuen die Europa beherrschen. Da ich reich genug bin, mich von den politischen Händeln fernhalte, und Nichts von Musik verstehe, so habe ich mit Rothschild, Metternich und Rossini keine Gemeinschaft.

Vierzehntes Capitel: Meine Grabschrift.

Hier liegt begraben,
Um auszuruhen,
Mit einer abgestumpften Seele,
Einem erschöpften Herzen
Und einem abgenutzten Körper
Ein alter, abgeschiedener Teufel.
Gehen Sie weiter, meine Herren und Damen!

Und der Verfasser dieser Memoiren? Diese Denkwürdigkeiten flossen angeblich aus der Feder eines der vornehmsten Adeligen von Rußland, jenes entschlossenen Mannes der den Franzosen nur die Brandruinen von Moskau übergeben wollte des Grafen Rostopschin. 40.

*) Lessing's Jugendarbeit: „Die Juden. Ein Lustspiel in einem Aufzuge." 1749. (Sämmtliche Schriften, XIX. Berlin 1827.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 192. — 11. August 1849.

Schweizerische Geschichten.

(Fortsetzung aus Nr. 191.)

Roverea's Denkwürdigkeiten läßt sich am füglichsten das unter Nr. 5 angezeigte Werk seines Standesgenossen Tillier anreihen, mit dem der Cyklus jener werthvollen Geschichtsbücher geschlossen ist in denen der Verf. das neuere schweizerische Staatsleben zur Darstellung bringt. Dieser letzte Theil seiner Aufgabe bot, weil der geschilderte Zeitraum der Gegenwart so nahe liegt, manche Schwierigkeiten dar, die um so mühsamer zu überwinden waren als theils die Zustände der Schweiz in der Restaurationsepoche häufig mit denjenigen von 1798 verwechselt, theils aber von der Parteisucht im verschiedensten Sinne entstellt werden. In ersterer Beziehung bemerkt Tillier mit Recht, die Staatseinrichtungen vor 1798 seien, wenn auch für das 19. Jahrhundert nicht mehr passend, dennoch für die Zeit in der sie bestanden weit haltbarer gewesen als die des J. 1814, weil sie auf einer bestimmten und durchgreifenden Grundlage, dem altherkömmlichen Lehenrechte, beruht, während man 1814 überall unzusammenhängende, grundsatzlose und darum zugleich lockere und schwerfällige Bestimmungen aufgestellt, die in Zeiten der allgemeinen Aufregung und Erschütterung vergeblich nach einem Grundpfeiler gesucht der ihnen zum Haltpunkte hätte dienen können. Die augenblicklichen Motive warum man Dieses oder Jenes geschaffen seien vergessen worden, oder selbst aus dem Leben verschwunden, daher denn auch das Gebäude das man oft mühsam und unnatürlich auf sie gestützt rasch zusammengesunken. So habe, fügt er bei, während der ganzen Restaurationsepoche ein beständiger Kampf zwischen Altem und Neuem stattgefunden, ohne daß weder das Alte noch das Neue wahr und aufrichtig gewesen. Sehr begreiflicherweise suchen aber nun die Anhänger des erstern, auf die vielen verwerflichen Erscheinungen sich berufend die später auftauchten, diese Epoche gewissermaßen als Nachklang des goldenen Zeitalters darzustellen, während ihre Gegner nur zu geneigt sind dieselbe mit ebenso einseitiger und ungeschichtlicher Auffassung als die einzige Quelle aller folgenden Uebel und Prüfungen zu betrachten. Zwischen diesen beiden Ansichten die Mitte zu halten war eine Aufgabe die gerade Tillier vor Andern zu lösen berufen war; denn durch Abstammung und äußere Verhältnisse Kreisen angehörend die meistens dem Alten mit Vorliebe zugewendet sind hat er, durch Geschichte und Erfahrung belehrt, nie verkannt, daß Staaten wie Menschen dem Gesetze friedlicher, aber stetiger Entwickelung folgen müssen, wenn sie nicht in Siechthum verfallen oder ihr Dasein durch gewaltsame Umwälzungen aufs Spiel gesetzt sehen wollen.

Daß eine solche Entwickelung, neben vielen an sich schiefen und dem allgemeinen Besten nicht entsprechenden Richtungen, auch in der Restaurationsepoche stattfand, daß während dieses langen Zeitraums von Frieden, Ruhe und Ordnung, den man zum Theil der äußern Lage von Europa verdankte, für manches Bessere Raum blieb, viele treffliche Männer mit Ehre, Würde und Unabhängigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten wirkten, in Kunst und Wissenschaft manches Vorzügliche geleistet wurde, Dies läßt sich nicht verkennen. Auch an Aufschlüssen über die Beziehungen der Schweizer zum Auslande, sowie den Erfolg ausländischer Einwirkungen auf die gesammte Schweiz und einzelne Theile derselben ist dieser Zeitraum sehr ergiebig, und auf diesem Gebiete sind namentlich die im ersten Bande des Tillier'schen Werks auf das ausführlichste mitgetheilten Verhandlungen belehrend, die zur Errichtung des Bundesvertrags führten, Verhandlungen bei denen man wohl ausrufen kann: „Tantae molis erat romanam condere gentem." In welchem Sinne ein Theil der fremden Diplomatie dabei mitgewirkt haben mag, geht aus dem naiven Selbstgeständnisse hervor das der Gesandte einer großen Macht, der sich bei dem Restaurationswerke besonders thätig zeigte, Hrn. v. Tillier nach langen Jahren machte: „Lorsque je vins en Suisse à cette époque, je savais de la Suisse à peu près, que vous aviez eu treize cantons et que vous vous étiez beaucoup disputé." Der Einfluß dieser Diplomatie gab nun zwar den Hauptanstoß zum Sturze der Mediationsverfassung und zur Herstellung Dessen was in den einzelnen Cantonen von den alten Zuständen noch herzustellen war; dagegen dehnte er sich nur in sehr geringem Maße auf das neue Bundessystem aus. Ja man gab der Gesandtschaft die im Namen der Eidgenossenschaft auf den Wiener Congreß ging die dringende Mahnung: „sie möchte es sorgfältig vermeiden irgend einer Garantie zu erwähnen, weil eine

solche mit dem Grundsatze einer vollkommenen Unabhängigkeit im Widerspruche wäre, den die Schweiz auf keine Weise weder schwächen noch auf das Spiel setzen wollte". Die gerade im gegenwärtigen Augenblicke wieder laut gewordenen Gerüchte von diplomatischen Angriffsgelüsten gegen die neue Bundesverfassung (vom J. 1848) scheinen also kaum begründet, da sich solche Gelüste weder auf staatsrechtliche noch, wenn sie Auffrischung des alten Tagsatzungsunwesens bezweckten, auf vaterschaftliche Befugnisse stützen könnten.

Ein anderer Gegenstand, der in der Schweiz eben jetzt eifrigst besprochen wird, findet in Tillier's Werk vielseitige Beleuchtung, nämlich die Truppenlieferungen an auswärtige Mächte oder die sogenannten Militaircapitulationen. Daß sie grundsätzlich zu verwerfen seien, und die neue Bundesverfassung sie deshalb mit Recht untersagt, wird wol kein Billiger in Abrede stellen; aber es wird auch Keiner dem Schweizer zürnen der mit Stolz auf die vielen Beispiele kriegerischen Heldenmuths und unerschütterlich treuer Hingebung blickt die gerade jene häufig so leidenschaftlich geschmähten „Söldner" an den Tag legten. „Ueberall", sagt Tillier, „hatten die Schweizerregimenter den unbefleckten Ruf glänzender Tapferkeit, kriegerischer Mannszucht und regen Sinnes für vaterländische Ehre kräftig und herrlich bewahrt", und zur Bekräftigung dieses Urtheils, sowie zum Beweise, daß die Schweiz manche Thaten dieser entfremdeten, aber nicht verlorenen Söhne auf einige der glänzendsten Blätter ihrer Geschichte zu schreiben hat, können wir uns jetzt wo dieser wilde Schößling des Nationallebens bald ganz ausgerottet sein wird nicht enthalten einen Abschnitt aus Tillier's Berichte über das Benehmen der im Dienste Ludwig's XVIII. stehenden Schweizertruppen hier mitzutheilen.

Napoleon war in Cannes gelandet. Der legitime König schickte ihm Regiment auf Regiment, General auf General entgegen; aber sie dienten nur zur Verstärkung des Feindes. Die beiden Schweizerbataillone unter d'Affry, Ueberbleibsel zweier von den vier Regimentern die den russischen Feldzug mitgemacht, waren der Division Lobau's einverleibt worden, die auf der Straße von Fontainebleau Napoleon entgegenziehen sollte. Aber auf der Hälfte des Weges kehrten diese Truppen wieder um, und marschirten auf Paris zurück, ohne daß an die Schweizer irgendwie Befehl gelangt wäre. Nur zwei aus der Hauptstadt kommende Courriere riefen, indem sie bei letztern vorbeiritten: „Es lebe der Kaiser!" Es faßte nun d'Affry von sich aus den Entschluß gleichfalls nach Paris aufzubrechen. In Villejuif, einem Flecken mit einer eine Viertelstunde langen, sehr engen Straße, machten die Franzosen einen Versuch die Schweizer zum Abfalle zu verleiten. Der Generallieutenant Mouton, der sich an der Spitze von fünf im Sturmschritte vorrückenden französischen Bataillonen befand, ritt, von einem zahlreichen Generalstabe begleitet, im Galop dem schweizerischen Befehlshaber entgegen, und rief, den Säbel schwingend: „Auf, d'Affry! Es lebe der Kaiser!" welcher Ruf von den französischen Soldaten die erst noch vor kurzem auf dem Carrouselplatze dem Könige ein Lebehoch gebracht, mit Tschakko auf dem Bayonnet, mit schwärmerischer Begeisterung wiederholt ward. Kaltblütig und würdig antwortete ihm d'Affry: „Ich habe dem Kaiser gedient, mein General, so lange die Pflicht mich ihm verband; seitdem habe ich dem Könige den Eid der Treue geschworen. Soldaten, vorwärts, Marsch!" Bei dem Befehlshaber seinen Zweck nicht erreichend, wandte sich Mouton jetzt zum ersten Zuge der Grenadiere: „Wolan, Grenadiere, es lebe der Kaiser!" „Grenadiere, es lebe die Ehre! Vorwärts, Marsch!" entgegnete der diesen Zug befehligende freiburgische Hauptmann Bümann, sich zu seinen Leuten umwendend, und die Grenadiere zogen, gleichwie das gesammte Schweizercorps, ruhig ihren Weg, ohne sich weder durch Schmeicheleien noch Schimpfworte beirren zu lassen. In der engen Straße von Villejuif konnte man fast nicht ohne anzustoßen vorbeikommen, und von Seiten der Franzosen hörte man aus allen Kehlen das Geschrei: „Es lebe der Kaiser!" Die Schweizer hingegen zogen, das Gewehr im Arm, schweigsam weiter; aber französische Offiziere drückten den ihnen bekannten Schweizeroffizieren die Hände, mit dem Zurufe: „Ihr seid brave Leute!" „Allerdings", fügt Tillier dieser Erzählung bei, „waren diese Abkömmlinge der Helden von St.-Jakob unter dem zahlreichen, zu Napoleon übergegangenen Heere allein ihrem Eide treu geblieben, und zogen mit der weißen Cocarde und den fliegenden weißen Fahnen durch die französische Hauptstadt, wo ihnen die Nationalgarde die kriegerischen Ehrenbezeigungen erwies, Damen weiße Tücher wehen ließen, und von mancher Seite der Zuruf erscholl: «Es leben die braven Schweizer!» nach St.-Denis. Zwar mußten sie, in ihre Kasernen verwiesen, die weißen Cocarden ablegen, lehnten aber jeden Antrag in die Dienste Napoleon's zu treten beharrlich ab."

(Die Fortsetzung folgt.)

Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Angebliche Vertilgerin des gesammten herzoglichen pommerschen Regentenhauses. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold. Drei Theile. Leipzig, Weber. 1848. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Die vorliegende Erzählung spielt im 16. Jahrhundert, und der Verf. hat die Zeitfärbung treu im Auge behalten; für die Bequemlichkeit des Lesers vielleicht allzu treu, da er den Chronikenstil annahm, und mit dessen Schwerfälligkeit den Roman einkleidete, sogar manche orthographische Eigenthümlichkeit beibehielt, wie das b nach dem m, sowie manche Auswüchse des damaligen geselligen Verkehrs, sodaß man nicht erkennen kann wo die poetischen Zuthaten des Autors beginnen, und wo der von der Geschichte gegebene Stoff aufhört. Das ist auch des Autors Zweck. Er erzählt uns in der Vorrede des ersten Theils, daß er wegen eines frühern Werkes Anfeindungen erlitten habe, und hofft diesmal solche zu vermeiden. Ref. hätte gewünscht den alten geschichtlichen Stoff in gutem neuen Deutsch und wo möglich in weniger Bänden bearbeitet zu lesen, da die Breite und Schwere der Darstellung ihn oft ermüdete. Das ist in

deß nicht die Kritik eines Kunsturtheils, sondern des individuellen Geschmacks; denn der Verf. zeigt sich in der Vorrede zum dritten Theile so gelehrt, so mit Aristoteles' Ansichten der Poetik vertraut und einverstanden, daß Ref. nicht wagt tadelnd gegen diese Seite seines Werks aufzutreten. Wir nehmen Das was er uns bietet auf wie er es aufgenommen wünscht, nämlich als eine neue, ihm eigenthümliche Erfindung auf dem blumenreichen Felde der Poesie, als eine neue Form des historischen Romans, den er als „chronikalischen Roman" bezeichnet.

Wir müssen zuerst aufmerksam machen auf die Titelportraits; es liegt darin ein Theil der Geschichte. Das erste stellt Sidonia v. Bork in ihrer Jugend dar, als die schönste und reichste adelige Jungfrau in ganz Pommern. Sie sollte damals zahlreiche Landgüter, fast eine ganze Grafschaft besitzen, und hat in ihrem Uebermuth vornehme Edelleute verschmäht, und nach einem Gemahl aus der pommerschen Fürstenfamilie getrachtet; es gelang ihr auch einen der sieben jungen Fürsten zu bezaubern, Herzog Ernst Ludwig von Wolgast, welcher 20 Jahre alt war und ihr die Ehe versprach. Wenn man das Portrait genauer prüft, so begreift man die Hexereien ihrer Jugendzeit: ihre Züge sind lieblich, ihre Stirn gewölbt, die Augenbrauen schön gezeichnet, die Figur voll und ebenmäßig, der Anzug geschmackvoll und prächtig. Ein gewisser Ausdruck in Mund und Augen deutet indeß schon damals auf coquette Berechnungen. Das zweite Portrait stellt Sidonia als 70jährige Sünderin dar; böse Leidenschaften haben nebst dem Jähzorn ihre Züge bis zum Scheußlichen verzerrt, das weiße Haar hängt auf den Nacken herab, sie ist im Armensünderhemd gekleidet, dessen Nähte schwarz besetzt sind. Zwischen diesen beiden Bildern liegt nun die Geschichte; sie bilden gleichsam den Rahmen zu einem abenteuervollen Leben, zu einer der seltensten Charakterentwickelungen.

Der erste Theil beginnt mit der vernachlässigten und verschrobenen Erziehung des Kindes Sidonia, deren Schönheit des Vaters Herz umgarnte, daß er schwach ward für sie. Als junges Mädchen scheint sie sich gern geputzt und amusirt zu haben, auch war sie nicht geizig mit ihren Küßleins, die sie gern gab Allen die sich daran erfreuten. Bei der Hochzeit ihrer Schwester gibt sie einem verliebten Tänzer sogar fünf „Küßleins und dennoch einen Korb, weil er ein Bauernkerl und ein Mistjunker sei". Nach dessen Abgang sind „die jungen Herren immer lustiger und lebendiger umb Sidonien auf dem Teppich geworden, so daß wenn sie nicht getanzet, sie immer Püffe mit Haupt, Händen und Füßen ausgetheilet"; daß „Jungfern und Junggesellen, so tanzen wollten, auf eitel bunten Teppichen niederkrochen", und daß der auffodernde Liebhaber Sidonien „schönes Mensch" anredet, erhöht die eigenthümliche Färbung der Ballschilderung.

Als Sidonia an den fürstlichen Hof zu Wolgast gelangt, scheint sie durch ihre Unwissenheit im Katechismus, sowie durch beschfahrendes, naseweises und coquettes Benehmen bei der Fürstin und deren weiblicher Umgebung großes Misfallen zu erregen, was sie noch zu größerer Unverschämtheit anstachelt. Sie beschwört zwar einige Stürme durch pfiffige Erfindungen und fein ersonnene Lügen, sodaß es ihr gelingt dem ältesten Fürsten Liebe einzuflößen; er verlobt sich sogar mit ihr, und schon ist der Priester bestellt der die heimliche Trauung vollbringen soll, als die Nacht vorher die ausschweifende coquette Braut vor dem Bräutigam entlarvt wird, indem der Pferdeknecht Appelmann, welcher sich in einen Harnisch verkleidet, als spukender Geist durch ein Katzenloch gekrochen ist, bei ihr Einlaß gefunden hat, und zwar wie es sich später zeigt auf ihre schriftliche Einladung. So ward demnach Sidonia mit Schimpf und Schande vom Hof wegtransportirt.

Sidoniens Vater, Otto v. Bork, hat indeß mit den Einwohnern von Stargard einen unangenehmen Handel um den Ihnazoll, den er mit Heftigkeit begehrt, und im Vertrauen auf Sidoniens günstigen Einfluß am Hof mit Gewalt an sich reißen will. Er wird entwaffnet, gefangen, eingesperrt und erhängt sich, nachdem er Sidoniens Abenteuer erfahren, ihr geflucht und sie enterbt hat. Ihr bleiben als alleinige Habe zwei Bauergüter, die sie indeß als Aufenthaltsort verschmäht, und mit ihrem Verführer, dem Stallknecht Appelmann, in der Welt herumzieht. Nachdem derselbe ihr Geld und Preciosen abgelockt hat, mishandelt er sie und bringt sie zu einer Räuberbande, deren Anführer er wird. Er findet endlich den Tod durch Henkershand, und Sidonia verschwindet während 30 Jahren, nach deren Verlauf sie als altes zerlumptes Weib wiedererscheint, und bei dem regierenden Fürsten des pommerschen Hauses um eine Präbende im Kloster Marienfließ bittet; ihr Gesuch wird abgeschlagen, und bald darauf stirbt der gestrenge Herr, sowie auch mehre seiner Brüder sterben, nachdem sie dieselbe Bitte der verachteten Bittstellerin verweigerten. Diese Todesfälle werden wie früher die Liebesabenteuer ihrer Zauberkraft zugeschrieben, sodaß der letzte Fürst aus Furcht vor ihrer Rache ihr die Präbende gewährt, und das Kloster dieser Unwürdigen und Unfrommen erschließt.

Im Kloster tritt sie unverschämt und gebieterisch auf, und terrorisirt Aebtissin und Nonnen; demzufolge gelingt es ihr auch zur Oberpriorin ernannt zu werden, und später wird sie Aebtissin. Als 1618 Herzog Franciscus zur Regierung kam, welcher ein großer Feind aller Hexen war, ließ er solche allenthalben mit großem Fleiß aufsuchen und verbrennen, und weil diese einmüthig auf die Aebtissin zu Marienfließ in der Tortur bekannten, so wurde auch diese eingezogen und zum Hexentod verurtheilt, aber aus Gnade erst enthauptet und sodann verbrannt. Es tritt uns jene Zeit des Aberglaubens in ihrer ganzen Barbarei entgegen. Die einfachsten, natürlichsten Ereignisse werden Zauberkräften zugeschrieben. Viehseuchen und sonstige Unfälle der Natur erscheinen als herbeigehext, menschliche Krankheiten, Krämpfe u. s. w. als Teufelswerke; die Menschen bedurften etwas Uebernatürliches um das Natürliche zu erklären und zu erdulden. Die vor Sidoniens Augen verbrannten Hexen waren weniger schuldig als Sidonia: Frauen welche durch Zufälligkeiten vom rohen Pöbel verdächtigt und von den fanatisirten Richtern verurtheilt wurden. Sidonia selbst hätte ohne alle Zaubermittel ihren bösen Charakter bei einem ungebundenen Lebenswandel entwickeln können; sie hat das Mitleid des Lesers verscherzt, wie sie eigentlich nie sein Interesse zu gewinnen vermochte. War der Charakter Sidoniens kein historischer, sondern eine von des Autors Phantasie ersonnene Fabel, so lag es in dessen Hand seinem Werk ein viel größeres und wohlthuenderes Interesse zu verleihen, indem er die Heldin liebenswürdig und als ein Opfer schlechter Erziehung, verschrobener Verhältnisse darstellte, und ihr bei der angeborenen Coquetterie, bei einer gesteigerten Sinnlichkeit, bei dem Leichtsinn der Jugend und des Charakters jene Herzensgüte verlieh welche bei solchen Geschöpfen so oft zu finden ist, und welche so häufig Vergebung erwirkt „da wo viel geliebt wird". Der Leser würde dann ihr mehr Theilnahme geschenkt haben, und die Barbarei der Zeit wäre greller hervorgetreten. Indem die Hauptperson des Romans vom Anfang bis zum Ende einen widerlichen Eindruck macht, geht derselbe auf den Roman über, und alle künstlichen und romantischen Einwebungen vermögen denselben nicht zu bannen.

Der Verf. hat es indeß nicht an Mühe und Arbeit fehlen lassen sein Werk zu bereichern. Die gründlichsten Studien jener Zeit haben ihm Stoff geliefert um Scenen und Handlungen gehörig auszuschmücken, und mit Nebenpersonen zu beleben, deren Charaktere mit Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit in jener Zeit existiren konnten. Sowol die alte Herzogin von Pommern, welche Sidonien mit dem Katechismus quält, und alles Unglück ihrer Familie dem Verlust ihres Traurings zuschreibt, als die reine Jungfrau Diliana, welche ihrer Großtante, der verurtheilten Hexe Sidonia, noch ein reines Sterbehemd überbringt, und um Erleichterung ihrer Strafe bittet, trotz alles Bösen was diese ihr zugefügt und zugedacht hatte. Sowol der Richter von Stargard, Appelmann's Vater, der selbst das Leben

des Sohnes nicht schont um der Gerechtigkeit willen, als der gutmüthige Hofnarr, welcher mit kräftigen Späßen seinen Herrn erheitert, scherzend zum Tode geht, an der scherzhaften Hinrichtung von der Bratwurst berührt stirbt, sind Gestalten jener Zeit.

Mancherlei Interessantes und Wunderbares liest man in den vorliegenden Bänden; so Caput 18: Wie Jobst Borke und sein Töchterlein in das Opus magicum gewilliget item wie mein gnädiger Herzog Franciscus den Fiscal Chr. Lüdecke zum Hexencommissarius in Pommern ernannt. Caput 19: Wie Christianus Lüdecke den Hexenbrand in Marienfließ beginnt und die Käsemutter abscheulichen Todes in der Marter sterben läßt. Caput 21: Von der erschröcklichen und majestätischen Erscheinung des Sonnenengels Och! Auch wird erzählt von dem magischen Aderlassen Georg Puttkammer's und Diliana's, welche, indem sie von ihrem Blut austauschen, in der Ferne gegenseitig ihre Gedanken errathen können. Caput 13 enthält: Wie mein gnädiger Herr Bischof und M. Joel vom Grypswalde in der Judenschulen zu Alten-Stettin den Schem Hamphorasch zu stehlen Willens seind und solch Fürhaben mit einer großen Prügelsuppen endet.

Diese Gelegenheit wird benutzt um ein Examen in jüdischen Irrlehren darzuthun, die der Verf. mit Anführung der Talmudstellen belegt. Dieses Examen, welches nicht in hebräischer, sondern in der Sprache „der deutschen Säue" gehalten ist, wird vom christlichen Lauscher niedergeschrieben. „Damit männiglich sehe, in welcher erschröcklichen Verblendung unser Herr Gott die Juden wandeln lasset, seit sie das Blut Christi über sich gerufen, anerwegen es nun unmöglich ist, daß auch die allerdümmsten Heiden jemals also vom Heiligen Geist verlassen gewesen, und eine also abergläubische, abgeschmackte und lächerliche Lehr gehabt; denn das verdammte Judengeschmeis, seit es in der Zerstreuung sich den Talmud zusammengeschmiedet, wannhero auch beatus Lutherus ganz wohl spricht Tom. VIII Jenen fol. 147. Wenn ein Christ bei den Juden will Verstand in der Schrift suchen, was thut er anders, als daß er bei dem Blinden das Gesicht, bei den Rasenden Klugheit, bei den Todten das Leben, bei dem Teufel Gnade und Wahrheit sucht."

Der Verf. scheint den mittelalterlichen Judenhaß auch mit ins 19. Jahrhundert übertragen zu haben, wie das eingefügte „Extrablatt über die Emancipation der Juden" bezeugt. Dieses Extrablatt scheint sogar den Verleger überrascht zu haben, welcher in einer Anmerkung sich von den darin ausgesprochenen Ansichten lossagt, und die Form derselben tadelt. Der Verf. scheint nicht über die Errungenschaft unserer Zeit zu frohlocken; da es nun solcher Leute viele gibt, doch wenige die den Muth haben es auszusprechen, können wir nicht umhin den Schluß der antijüdischen Emancipationsgedanken mitzutheilen:

„Die große Nation ist seit dieser kurzen Ewigkeit bekanntlich noch größer geworden, nämlich durch ihre Schuldenlast, die durch das Sinken der Staatspapiere seit der Februarrevolution um drei Billionen gewachsen ist."

„Und wer war der edle Mann welcher die arme Herzogin von Orleans in der Kammer verließ und sich ans Regiment setzte? — ein Jude; wer waren kurz vorher die Urheber so vieler Fallissements deutscher und außerdeutscher Handelshäuser? weiland des Heiligen römischen Reichs Kammerknechte, die Gebrüder Rothschild; wer waren die hauptsächlichsten Urheber der berliner Märzscenen? abermals die Juden und Nichts als Juden!"

„Darum die Juden sollen leben! So unerhörte Feiglinge sie jederzeit waren und noch sind, so sind sie dennoch kühner als das glaubenslose und darum gänzlich abgestandene, und auf so fabelhaft ungeheuere Weise demoralisirte deutsche Volk, daß so weit die Weltgeschichte reicht seines Gleichen nicht gefunden wird."

„Denn das patzige Auftreten jenes größtentheils ganz namenlosen literarischen Gelichters das neuerdings aus allen Ecken Deutschlands in Frankfurt zusammentrat, und die höchsten Gesandten unserer Fürsten wie Schulknaben behandelte, während diese sich auch demüthig als solche behandeln ließen, ist in der Geschichte aller Zeiten ebenso unerhört, als daß wir Preußen in Folge der Intriguen der radicalen Presse in diesem Augenblicke ganze Rudel Bauern und Tagelöhner nach Frankfurt und Berlin senden, um den höchsten Interessen des Vaterlandes zu helfen, da doch Menschenfresser und Kannibalen die Klügsten unter sich und nicht die Dümmsten zu ihren Rathgebern wählen."

„O, daß ich auch keine feige, lächelnde Canaille, o, daß ich Nichts als ein gebrochener Mann bin, der nur weinen kann und — sterben!"

(Der Beschluß folgt.)

Lesefrüchte.

Nomenclatur der londoner Straßen.

Daß es nicht leicht gewesen sein mag für die 10,000 londoner Straßen, Gäßchen, Höfe und Durchgänge, abgesehen von den ebenfalls zahlreichen squares, crescents, terraces und places, Namen zu finden, begreift sich. Es begreift sich aber auch, daß die häufige Wiederholung derselben Namen ihre großen Unbequemlichkeiten hat. Mit Recht fragt daher das Tagesblatt „Daily news" in einem seiner kleinen Artikel: „Warum also die Kenntniß der Topographie Londons immer schwieriger dadurch machen, daß man neuen Straßen die Namen alter gibt? Der Straßenführer in Kelly's dickem Buche nennt in verschiedenen Stadttheilen 37 King-Streets, 27 Queen-Streets, 22 Princes-Streets und 17 Duke-Streets. Charles-Streets gibt es an Zahl 35, John-Streets 29, James-Streets 15, George-Streets 21 und ditto Höfe 13, außerdem Gassen mit den Vornamen Robert, Thomas, Frederick, Charlotte und Mary zur Verzweiflung viele. Ebenso wenig fehlt es an Anomalien. Es existiren Nord- und Südstraßen, die nach Ost und West liegen, dann 10 Ost- und 11 Weststraßen mit so verschiedenartigen Richtungen, daß der Compaß weder ein noch aus weiß. Unsere alterthümliche Metropole brüstet sich mit 24 «Neu»-Gassen, obschon einige derselben ihr Alterthum ausmachen, will aber nur eine «Alt»-Gasse zugestehen. Sie besitzt unter Anderm 18 York-Places, 16 York-Streets, 14 Croß-Streets, 13 Crown-Courts, 19 Park-Places, 16 Union-Streets, 10 Wellington-Places, 10 Gloucester-Streets und 13 Gloucester-Places. Die Vorstädte verkünden ihre Tugend und die Loyalität ihrer Bewohner dadurch, daß sie, meist in Buchstaben so groß wie die ganzen Häuser, «Victoria», oder «Albert», oder «Victoria and Albert» Straßen, Squares, Terrassen und Haine 25 mal repetiren."

In wenig Zeit Viel.

Ein amerikanischer Kaufmann der nach Kanton wollte, berichtet der „Standard", verließ Neuyork am 4. April, und landete am Morgen des 19. April in Liverpool, verrichtete hier, dann in London mehre Geschäfte, war am 20. April in Southampton, ging sogleich an Bord des eben mit den indischen Briefbeuteln nach Alexandrien auslaufenden Dampfers, und wird den 15. Juni in Kanton, folglich von den Vereinigten Staaten bis China, eine Entfernung von 1500 Meilen, in 72 Tagen gekommen sein, also in etwas mehr als zwei Monaten das Atlantische, Indische und Mittelländische, das Rothe und das Chinesische Meer durchschifft, in Europa England, Gibraltar und Malta, in Afrika Alexandrien und Suez, in Asien Aden, Ceylon, Penang, Singapore und Hongkong besucht, und mit Ausnahme seiner Fahrt durch England und Aegypten die ganze Reise in britischen Schiffen gemacht haben.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 193. — 13. August 1849.

Schweizerische Geschichten.

(Fortsetzung aus Nr. 192.)

Auch im zweiten Bande, der die Geschichte der Eidgenossenschaft vom Anfange des J. 1816 bis zur Auflösung der ordentlichen Tagsatzung vom J. 1830 umfaßt, weiß Hr. v. Tillier dem scheinbar dürftigen Stoffe — dürftig erscheint er wenigstens schon im Vergleiche mit dem nächstfolgenden Zeitraum — manche belehrende und anziehende Schilderungen abzugewinnen, denen die Theilnahme eines größern Lesekreises nicht fehlen kann. So setzt er z. B. dem trefflichen Justus Gruner ein schönes Denkmal, indem er dessen diplomatische Thätigkeit in der Schweiz würdigt. Er sagt:

Gruner hatte seine Stellung als Abgesandter einer deutschen Großmacht in der Eidgenossenschaft nicht in der Alltagsweise eines gewöhnlichen Diplomaten aufgefaßt, sondern die ganzen und schlimmen Verhältnisse des Landes in welches ihn die Vorsehung geführt schnell mit ebenso scharfem als richtigem Blicke durchdrungen, und alsobald den Standpunkt wahrgenommen von welchem aus für einen geistreichen Mann der die allgemeine Achtung genoß ein bedeutender Einfluß zu gewinnen und derselbe nützlich zu verwenden sei. Die durch die vorhergehenden Ereignisse höchst zerrissene Eidgenossenschaft bedurfte vor Allem der Einigung und der Annäherung scheinbar feindselig auseinanderklaffender Grundstoffe. Diese zu bewirken wußte er seinen unparteiischen Standpunkt als fremder Gesandter und Bevollmächtigter einer aufgeklärten und wohlwollenden Macht trefflich zu benutzen. Während er den Aristokraten bewies, daß eine Aristokratie im 19. Jahrhundert nur dann Achtung und selbst Bestand haben könnte, wenn sie wirklich eine Herrschaft der Besten, Gebildetsten und Einsichtsvollsten sei, zeigte er den Demokraten in den neuen Cantonen, daß die Freisinnigkeit und der wahre Fortschritt nicht in einem leeren, den rohesten Zeiten der Umwälzung nachgeahmten Geschrei gegen Aristokratie und in einem Drange nach stets neuen Veränderungen und Umwälzungen, sondern in dem aufrichtigen Streben nach dem allgemeinen Besten bestünde, und ließ beiden ein kräftiges und geachtetes Vaterland als den würdigsten und erhabensten Zweck vorleuchten, nach dem sie streben könnten. Sowol in Privatunterredungen mit gebildeten Staatsmännern und geistreichen Frauen als auch vorzüglich in den Versammlungen der Maurervereine wußte Gruner die glänzende Gabe der Beredtsamkeit mit der ihn die Natur ausgestattet für diese wahrhaft edeln Bestrebungen zu benutzen, in denen er auch durch seinen geistreichen und gebildeten Legationssecretair Sirt v. Arnim unterstützt wurde, der wie der Gesandte in jenem geistigen Riesenkampfe gegen den Druck der französischen Zwangsherrschaft vorzüglich thätig gewesen war. Viele der trefflichsten Anregungen der Zeit, sowol in eidgenössischen Verhältnissen als in der Staatsverwaltung einzelner Cantone, hatten dort ihre Quelle zu suchen, und jedem guten Schweizer muß daher Gruner's Name in gesegnetem Andenken bleiben, sowie jeder fremde Gesandte sich seine Wirksamkeit zum Vorbilde nehmen kann, wenn er eine ehrenvolle Rückerinnerung begründen will.

Ebenso wird man mit Vergnügen lesen was Hr. v. Tillier über die abenteuerlichen Wanderungen der Frau v. Krüdener erzählt, und ihm für die Aufschlüsse dankbar sein die er über so vielbesprochene Gegenstände, wie die Einführung der Jesuiten in Freiburg, die Flüchtlingsangelegenheiten, den Klara Wendel'schen Gaunerproceß u. s. w., mittheilt. Bedeutsam endlich und auch für die Zustände unserer Tage bezeichnend sind die Worte womit er den letzten Abschnitt einleitet, der den Uebergang zum Umschwunge schildert. Es heißt hier:

Ueberall wurde man den Kampf zwischen den alten, mannichfach erschütterten, hergebrachten Begriffen und einem jungen Leben gewahr, welches sich in Fragen der Kirche, des Glaubens, der Wissenschaft und des Staatsrechts geltend zu machen suchte. Vergebens strebte man den Geist der neuen Zeit durch ein gewaltsames Zurückdrängen zu den Ansichten der frühern Jahrhunderte zu beschwören. Es wirkte dieser ebenso unfruchtbare als unheilvolle Versuch nur um so auflösender und zerstörender auf das wirkliche Leben zurück.

Wenn es bei den vielen Vorzügen die v. Tillier's Werk auszeichnen, und dem noch nicht erschienenen dritten Bande, der eine übersichtliche Schilderung der innern Zustände der Cantone, nebst der Culturgeschichte der Eidgenossenschaft, während der Restaurationszeit enthalten soll, ohne Zweifel auch eigen sein werden, wenn es bei diesen Vorzügen erlaubt wäre einige dem Werthe des Ganzen übrigens keinen Abbruch thuende Mängel anzudeuten, so würden wir regere Zusammendrängung des Stoffs sowie Ausmärzung einiger minder gewählten Ausdrücke (z. B. des ziemlich häufig vorkommenden „bemühend" statt unangenehm, widrig) dem Verf. als Wünsche vorlegen, deren Berücksichtigung seinen künftigen Arbeiten vielleicht nicht zum Nachtheil gereichen dürfte. Allerdings ist auch die Rüge laut geworden, daß v. Tillier als Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft den berner Staatsmann etwas zu stark hervortreten lasse; wir halten diese Rüge jedoch für allzu wenig begründet um ihr besonderes Gewicht beizulegen.

Einem vielfach angefeindeten, jetzt aber zu dem ruhigern Dienste der Wissenschaft zurückgekehrten züricher

Staatsmanne haben wir das unter Nr. 3 genannte Werk zu danken, das unbedenklich zu den besten Specialgeschichten gerechnet werden darf die wir über deutsche Länder — deutsch im weitesten Sinne genommen — besitzen. Es hatte aber auch einen so reichen und anziehenden Stoff zu verarbeiten, daß es selbst der ungeschicktesten Hand schwer gefallen wäre ihn ganz zu verhunzen. Denn wie bedeutsame, zuweilen sogar weltgeschichtlich eingreifende Entwickelungsmomente bietet dieses verhältnißmäßig so kleine züricher Gemeinwesen dar, von der sagenhaften Gründung des Chorherrenstifts am Großmünster durch Karl den Großen und den von Arnold von Brescia gepflanzten politisch-religiösen Oppositionskeimen bis zur Brun'schen Neuerung und dem tragischen Ende des Bürgermeisters Waldmann! Von Zwingli's Reformwerke und seinem Opfertode bei Kappel bis zu Lavater's Prophetenthum! Von dem grausamen Gerichte im September 1795 bis zum September 1839! Daß ein so gründlicher Forscher und so gewandter Darsteller wie Dr. Bluntschli diese Fülle von Thatsachen geschickt bewältigen, diese Gegensätze ins rechte Licht stellen werde, ließ sich wohl erwarten; auch hat er in vorliegenden zwei Bänden, die bis zur Berufung Bullinger's an Zwingli's Stelle reichen, vollkommen gelöst was er im Vorwort als seine Aufgabe bezeichnet: dem Zürichervolke ein treues Bild seines eigenen Lebens und seiner Schicksale vorzulegen, die Entwickelung seines republikanischen Staatslebens von alter Zeit her zu schildern, einfach und wahr, die Vorzüge und Gebrechen des züricherischen Wesens, wie sie sich geoffenbart haben in den hervorragenden Personen und in dem Leben des Volks, offen zu bezeichnen und gerecht zu würdigen, die Erfahrungen darzustellen die in der Geschichte der Republik Zürich aufgesammelt sind, und auf das spätere, auch auf das jetzige Leben Zürichs nachwirken, und hinzuweisen auf die Bestimmung die Zürich gesetzt ist.

Einen Hauptwendepunkt nicht blos in der Geschichte Zürichs und der schweizerischen Eidgenossenschaft, sondern, man kann wohl beifügen, auch Deutschlands, bildet das Erlöschen der Zähringer im J. 1218, und scharfsinnig bemerkt Bluntschli:

Hätte das Haus der Fürsten von Zähringen noch 150—200 Jahre fortgedauert, so wären die freien Republiken, die sich nun in den Bergthälern der Schweiz auszubilden anfingen, es wäre die schweizerische Eidgenossenschaft kaum je entstanden. Nach dem Geiste jener Zeit, die der Befestigung der Landeshoheit in den einzelnen Ländern Deutschlands äußerst günstig war, hätte sich analog mit der Ausbildung der übrigen Fürstenthümer während des 13. Jahrhunderts auch das Fürstenthum Zähringen festgesetzt, und es wäre aller Wahrscheinlichkeit nach die Schweiz in ähnlicher Weise zu einem monarchisch regierten Reiche geworden wie Würtemberg oder Baiern oder Sachsen. Durch den endlichen Untergang dieses Fürstengeschlechts aber fielen die sämmtlichen Hoheitsrechte welche dasselbe besessen, und welche in verschiedenen Gegenden ihrer Länder damals noch verschieden waren, an den Kaiser und das Reich zurück; und gerade so wie die Fürsten, die unmittelbar unter dem Kaiser standen, während des 13. Jahrhunderts ihre Unabhängigkeit von dem Reiche und ihre Landesherrschaft zu erwirken wußten, so ließ sich nun auch von denjenigen Städten und Ländern in den zähringischen Gebieten die nun in unmittelbare Beziehung zum Reiche gekommen waren die Neigung der Zeit zur Absonderung benutzen, um auch für sich größere Selbständigkeit zu erwerben, und die spätere republikanische Freiheit vorzubereiten.

Zu dieser republikanischen Freiheit that Zürich einen großen Schritt durch die sogenannte Brun'sche Neuerung, wodurch die Handwerker zunftmäßig organisirt und zur Theilnahme an der Regierung berufen wurden. Und anderthalb Jahrhunderte später hätte in seiner Entwickelung ein noch folgereicherer, für die ganze Gestaltung des schweizerischen Staatskörpers höchst wichtiger Umschwung eintreten können, wenn das durch die gemeinsame Bewegung gegen Bürgermeister Waldmann erweckte Bewußtsein eines gemeinsamen Vaterlandes und gemeinsamer Interessen zu bleibender Betheiligung der Landschaft an der Gesetzgebung, mithin zur Gründung einer Demokratie geführt hätte deren mächtiger Anziehungskraft auf die Dauer zu widerstehen die oligarchisch-föderalistischen Elemente nicht im Stande gewesen wären. Aber der einzige Mann der vielleicht einen solchen Gedanken richtig zu erfassen und durchzuführen vermocht hätte war erlegen, weil die Landschaft ihre Kraft seinen Feinden dienstbar gemacht hatte. Nämlich Bürgermeister Waldmann, dessen Charakterschilderung ohne Zweifel zu den gelungensten Partien des Bluntschli'schen Werks gehört. Sie ist wie die ganze treffliche Darstellung des Waldmann'schen Handels um so anziehender, als sich dabei eine Menge Analogien mit der Septemberperiode des J. 1839 darbietet, die dem Geschichtschreiber unmöglich entgangen sein können, wenn er sie auch nicht hervorzuheben berufen war. Beispielsweise lassen wir nur die Schilderung der „Gemeinde vor der Stadt" folgen. Daselbst heißt es:

Die beiden Tagherren vom Lande hatten mit den Boten der Eidgenossen der Gemeinde in der Wasserkirche beigewohnt. Ihr Volk wurde indessen nicht in die Stadt gelassen. Es lagerte sich vor der Stadt, und bildete nun ebenfalls eine Gemeinde, die Gemeinde der Landschaft, welche mit der Gemeinde der Stadt unterhandelte. Von dieser aus wurde ihnen Wein und Brot hinausgebracht. Innerhalb und außerhalb der Stadt wurde an diesem Tage heftig gezecht. Wilder Trunk entsprach der Stimmung dieses ersten Apriltages, und förderte die bösen Leidenschaften, die nun alle Schranken des Rechts und der Sitte durchbrochen hatten. Die Fässer der gefangenen oder flüchtigen Führer der Stadt wurden rücksichtlos beraubt. Die Häuser Waldmann's und Oeheim's wurden von Wachen besetzt, draußen vor der Stadt besetzten die Landleute in gleicher Weise das Schloß Dübelstein. Zu einem Landeshauptmann wurde von den Landleuten, in Nachahmung des Vorgangs der Stadt, Hans Werder von Küßnach gewählt, Jakob von Muggeren zum Redner. Jener leitete die militairische Ordnung, Dieser sprach für die Gemeinde, wenn es galt mit den Eidgenossen oder mit der Stadt über die neue Richtung zu unterhandeln. Sie forderten laut das Blut des Bürgermeisters; ohne dessen Tod sei ein dauerhafter Friede zwischen Stadt und Land unmöglich. Die jetzigen Häupter der Stadt, von denen dieser Gedanke ausgegangen, verleugneten ihre eigenen Wünsche auch nicht, wennschon Einzelne, wenigstens den Schein zu retten, bedauern mochten, daß es so weit habe kommen müssen. Die Menge heulte nach. Die Eidgenossen, deren Pflicht es gewesen Alles daran zu setzen, daß sie ihr gegebenes Wort halten und von

Zürich und der Schweiz diese Schmach abwenden, kannten nur fruchtlose Bitten, und ließen sich von vornehmem und gemeinem Pöbel einschüchtern.

Eine Schilderung die den Wunsch ihres Verf., „zur Selbsterkenntniß des Zürichervolkes beizutragen", gewiß erfüllen hilft.

(Der Beschluß folgt.)

Sidonia von Bork, die Klosterhexe ꝛc. Herausgegeben von Wilhelm Meinhold. Drei Theile.

(Beschluß aus Nr. 192.)

Der Verf. hat in der vorliegenden Hexengeschichte in zahlreichen Noten seine supranaturalistischen Ansichten ausgesprochen, was er folgendermaßen entschuldigt: „Denn, welcherlei Grundsätze man auch heutzutage in besondern Schriften verträgt, sie werden in der Regel nur von einzelnen Parteigängern gelesen, und ein Lichtfreund z. B. flieht ein supranaturales Buch ebenso sehr als der Supranaturalist ein lichtfreundliches. Ich erreiche also durch diese Anmerkungen, die ich anderweit vergeblich zu einem Buche zusammengestellt hätte, daß alle Parteien sie mehr oder minder berücksichtigen werden, und hoffe und wünsche von ganzem Herzen, daß sie hier Manches finden was ihrer nähern Betrachtungen und ihres sehr ernsten Nachdenkens werth ist."

Die Schlußbetrachtung des ersten Theils enthält allerdings manche beherzigenswerthe Winke über deutsche Erziehung der Frauen, und bittere Rügen über Auswüchse und Misgriffe die in derselben sich häufig wiederholen. Der Verf. ist ein Kämpfer für das schwache Geschlecht, und möchte ihm Glück erkämpfen. Er kämpft indeß mit großer Bitterkeit; so sagt er unter Anderm: „Seit wir begonnen Christus mit Füßen zu treten, fangen wir auch an unsere Weiber mit Füßen zu treten. Wir stiften für Menschen und Vieh unzählige Vereine, aber kaum einen einzigen für unsere armen, verlassenen, nur mit Complimenten und Romantiraden hingehaltenen, unverehelichten Töchter." Der Verf. findet es unrecht, daß man junge Mädchen auf Bälle und in Theater führt, und durch die gesellige Berührung mit Männern ihre Sinnlichkeit erregt, welche bei der Sittenheit der Freier nicht befriedigt werden kann. Er gibt den klösterlichen Beschränkungen den Vorzug.

In der Schlußbetrachtung des dritten Theils werden Maßregeln vorgeschlagen welche zu ergreifen sind um auch unsere unbemittelten Töchter zahlreicher als jetzt zu verheirathen, oder sie anderweit auf ehrenvolle Weise zu versorgen. Dieses Capitel beginnt mit einer statistischen Berechnung des Ueberflusses an Weibern in den verschiedenen Ländern; demnach betrug derselbe 1831 in Preußen 295,500, in Oestreich 825,000, in Würtemberg 79,500, in Sachsen 45,408. So scheint also die Natur selbst auf alte Jungfern gerechnet zu haben, deren Zahl noch durch die socialen Misverhältnisse welche Verheirathungen erschweren gesteigert wird. Der Verf. hofft letztere Fälle zu vermeiden, indem er den unverehelichten Männern empfindliche Geldstrafen auferlegt und ihre Erbrechte schmälert. Zweitens sollen alle Töchter bis auf die Aussteuer erblos sein, damit kein Mädchen ihres Vermögens wegen geheirathet werde, und Arme wie Reiche gleiche Chancen haben.

„Alle Staaten sind größtentheils durch Weiber untergegangen. Auch Deutschland eilt mit Riesenschritten seinem Untergange entgegen. Rettet euer Vaterland vor euch selbst, deutsche Frauen, vollzieht einen Act der Selbstüberwindung, der euch des unsterblichen Ruhms in der Geschichte gewiß macht, nicht durch das Geschwätz der Zeitungen, nicht durch die Emancipation der Juden, nein, insonderheit durch eure Emancipation von dem elenden Geldkasten, ja durch eure Armuth allein werdet ihr, werden die Familien, und mit den Familien das Vaterland wieder frei, zufrieden und glücklich werden."

Der Verf. wünscht, daß die Töchter wieder in die Verborgenheit des Familienlebens zurücktreten, wohin allein das Weib gehört. Er stellt darin als Beispiel die Hausordnung Ludwig's des Heiligen auf (1270) und Philipp's des Schönen, wo die Hofdamen und Kammerfrauen der Königin bei Leitung des innern Hauswesens halfen, sodaß selbst Wäscherinnen und Nähterinnen entfernt wurden. Von Männern hatte Niemand Zutritt als der Haushofmeister und Ritter welche vor dem fürstlichen Zimmer Wache hielten.

Mit der Rückkehr zur Häuslichkeit empfiehlt der Verf. die Rückkehr zur Religion. „Aber nicht zu dem Gott der Zeit, der jetzt auf dem Prokrustesbette als Märtyrer der menschlichen Narrheit liegt, den der vulgaire Rationalismus so klein wie einen Zwerg zusammenschraubt, hingegen der vulgaire Pantheismus ihn ausreckt, so weit und lang er irgend kann; sondern zu dem Gott unserer Väter, zu dem Gott von welchem die Schrift sagt: «Das ist das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen.» Den zu erkennen und zu fürchten thut freilich Jedem Noth, insonderheit aber dem gefühlvollen Weibe, dessen Seele nur zwei Lungen hat durch die es athmet: Liebe und Religion. Schneidet ihr ihm die eine wie die andere ab, in beiden Fällen bleibt es ein schwindsüchtiges Geschöpf, in dem das wahre weibliche Leben nimmer aufgeht."

Nachdem nun der Verf. auf diese Weise eine häufige Verheirathung der Mädchen möglich zu machen versucht, wünscht er das Loos der alten Jungfern zu erleichtern: „Aller Orten Frauenhäuser zu errichten, in welchen sich die Damen in äußerlich übereinstimmender, von der Staatskirche vorzuschreibender und Ehrfurcht erweckender Tracht theils mit Krankenpflege, theils mit dem Unterricht und der Erziehung der unehelich geborenen oder sittlich verwahrlosten Kinder beschäftigten." Diese Anstalten will er dotiren mit den Entschädigungsgeldern der Verführer an die verführten Weiber und mit den Strafgeldern der Hagestolzen, welche den fünften Theil ihrer Einkünfte betragen sollen, sowie mit deren Erbtheilen fernstehender Verwandten. Auch schlägt der Verf. eine allgemeine deutsche Jungfrauenzeitung vor, zu deren Redacteur er sich erbietet, damit die Jungfern nicht vereinzelt dastehen möchten. Auf diese Weise, hofft er, könne das Heil und die Hülfe der Welt von den Weibern kommen; er glaubt an das Göttliche in ihnen, und ruft ihnen schließlich zu: „Erweibet euch!" — ein deutsches Wort das er expreß für diesen Fall erfunden hat.

Wir stimmen dem Verf. in mehren Punkten bei, wenn auch nicht in allen, da einige seiner Vorschläge uns sehr unpraktisch erscheinen. Unsere socialen Verhältnisse haben sich dermaßen von der Natur entfernt, daß bei Verheirathungen der Naturgeschichte am wenigsten mitzusprechen gestattet ist; auch bilden die gesellschaftlichen Formen, die tausend Gesetze des Schicklichen, ein Bollwerk für die Sinnlichkeit des wohlerzogenen Mädchens, welches wol ebenso schützend ist als die Mauern der Klöster, und die häusliche Thätigkeit, sowie gesellschaftliche Zerstreuung und Interesse an Kunst und Wissenschaft sind geeignet die jugendliche Phantasie abzuziehen von den Heirathsgedanken welche nicht erfüllt werden können.

War die blos häusliche Erziehung des Mittelalters für die damaligen Verhältnisse lobenswerth, so möchte dieselbe für die jetzige Zeit nicht genügen. Wie viel Männer wünschen in ihrer Lebensgefährtin lieber eine Freundin als eine Köchin? Ist nicht die Frau berufen als Mutter nicht nur auf Töchter, sondern auch auf Söhne zu wirken, muß sie diese nicht für die Welt erziehen? Wie kann sie Das, wenn sie die Welt nicht kennt? Wie oft erheischen es nicht die Umstände, daß sie den kleinen Kindern als Schutz, den großen als Gewissen zur Seite steht. Muß sie nicht oft das Vermögen der Familie verwalten, erhalten oder auch erwerben? Das war im Mittelalter nicht der Fall, man brauchte also auch nicht in der Erziehung darauf vorzubereiten. Jetzt ist es etwas Anderes; warum sollen die Frauen nicht den Ansprüchen der Zeit angepaßt werden? Wollte man sie allein zurückführen in das alte Wesen, so würde

man sicherlich weder Welt noch Zeit bessern, sondern sie und ihre Familien nur noch mehr unter deren Gebrechen leiden sehen. Daß indeß diese durch die Nothwendigkeit bedungene Erziehungsrichtung der Frauen auf die Außenwelt vielfach misverstanden und in ein ungünstiges Streben nach außen, in Frivolität, Putz- und Vergnügungssucht ausartet, ist nicht zu leugnen, und es ist gewiß sehr anerkennenswerth, wenn brave Männer diesen Auswüchsen entgegenarbeiten, und auf die Mißstände der Emancipation von Familienleben aufmerksam machen, ohne jedoch moralische und physische Mauern um den Familienkreis zu ziehen, und sie auf diese Weise zu fesseln. Wol ist die erste Bestimmung des Weibes die Familie, und sich ihren Familienverhältnissen anzupassen erscheint als eins der Haupterfoderniße an die Jungfrau. Soll die Tochter des Millionnairs nicht ihre Zeit mit Zeichnen, Musik, Sprachen und sonstigen beliebigen Beschäftigungen ausfüllen, indem sie die Töchter armer Aeltern mit den nützlichen Arbeiten beschäftigt, diese für den Bedarf ihrer Bekleidung sorgen und sie dadurch unterstützt? Warum soll sie Hemden nähen und Strümpfe stopfen, wenn sie dadurch den Bedürftigern ihres Geschlechts einen nothwendigen Erwerb entzieht? Nützt sie ihrer Familie nicht auch indem sie dieselbe durch ihre Talente erfreut und erheitert? Und wovon sollen Zeichnen-, Musik- und Sprachlehrer leben, wenn nicht die Kinder der Reichen sie benutzen? Mehr als je bestimmt jetzt der Besitz die Stellung in der Gesellschaft, und die angerathene Emancipation vom Geldkasten wäre eine durchaus unzeitgemäße; im Gegentheil sollten die Frauen sich bei Zeiten gewöhnen denselben nicht als eine Zufälligkeit, als eine blinde Laune des Schicksals anzusehen, sondern als eine göttliche Fügung, welche auf diese Weise die Schranken des Wirkungs- und Genußkreises für jedes Individuum bezeichnet, indem sie gebietet: Bis hierher und nicht weiter! Wären alle Frauen durchdrungen von dieser Achtung vor ihrem eigenen Besitz, vor den Verhältnissen ihrer Familie, so würde mancher Haushalt besser gedeihen. Die Armen würden erkennen, daß es ihre Pflicht ist zu erhalten und zu sparen; die Reichen, daß ihnen der Besitz ward um zu geben und zu verthun. Letzteres soll die reiche Mutter ihrer reichen Tochter lehren, damit die reichen Enkel ein Gleiches thun; ihr Beruf ist von ihrem Ueberfluß Andere leben zu lassen, und daß dieser Zweck auf die edelste und zweckmäßigste Weise erreicht wird, darauf mag die Erziehung wirken. Wie aber wenn die Tochter des Millionnairs heirathet, soll sie dann plötzlich arm werden? alle reichen Gewohnheiten und Verwöhnungen aufgeben, und eine kochende, flickende, viehversorgende Hausfrau sein? Ist es nicht im Gegentheil sehr erfreulich, wenn die Tochter des Millionnairs ihren Antheil an der Million des Vaters einem Mann zubringt den sie liebt, und der vielleicht zu arm ist um ein armes Mädchen zu heirathen? Würden die Töchter der Reichen nicht durch ein plötzliches Versetzen in beschränkte Verhältnisse ebenso unglücklich werden als das arme Mädchen das keinen Mann findet? Und dann, ist denn das unverheirathete Weib wirklich so unglücklich? Man vergleiche einmal die Schicksale der verheiratheten und nichtverheiratheten Frauen, man blicke nicht nur auf die Seligkeiten der Flitterwochen, auf das Einräumen der neuen Ausstattung, auf die Beherrschung des jungen Haushalts und auf das beglückende Tändeln in der Kinderstube, man rechne auch die Sorgen, Verantwortungen, Mühen, die Fehler der Kinder welche sich nicht bannen lassen, die Krankheiten welche curirt und nicht curirt werden, dumme Söhne, häßliche Töchter, ungerathene, ausgeartete, unversorgte, zu Grunde gehende Kinder; man prüfe die Nahrungs- und Vermögenssorgen einer Mutter, und überlege wie wenig wirklich glückliche Ehen es gibt: dann wird man sehen, daß die verheiratheten Frauen viel mehr Chancen zum Unglück haben als die nicht verheiratheten, die sich blos über ihr Alleinstehen beklagen können; denn einen Wirkungskreis kann sich eine Jede bilden welche wirken mag. Das Alleinstehen aber wird jedem Menschen in der Wiege gesungen, und Jeder sollte sich darauf vorbereiten. Hat die Mutter ihre Kinder erzogen, so ziehen sie von ihr; wie viel gibt es einsame Witwen die blos ihre Sorgen um ferne, ihren Schmerz um verlorene Lieben zur Gesellschaft haben.

Sehr verdienstlich wäre es indeß, wenn man für die Unvermählten Wirkungskreise und Versorgungsanstalten errichtete, ihnen die Betheiligung bei Erziehungswerken erleichterte, wo sie falls sie Beruf dazu fühlen sich nützlich machen können; aber man nöthige Keine zu einem Berufe der nicht in ihrem Charakter begründet ist. Es gibt viele leichtsinnige, verstandloße, nachläßige, leidenschaftliche, rohe und gewissenloße Mütter, und es wäre ein Unglück, wenn der Gesellschaftskörper auch mit derartigen Erzieherinnen ausgestattet würde. Unsere Zeit ist krank; sie ist noch kränker geworden durch die Theorien Derer die sie heilen wollten. Ref. warnt gutgesinnte Schriftsteller und Redactoren die Sündflut der Theorien nicht zu vermehren.

8.

Literarische Notizen.

England unter Georg IV.

Eine lange Anzeige im „Athenaeum" des ersten Bandes von „The history of England during the thirty years' peace, by *Harriet Martineau*" (London 1849) begründet folgendes Urtheil: „Mehr als ein halbes Jahrhundert liegt zwischen der Regierung Georg's IV. und der Georg's II. Nur sieben Jahre scheiden die erstere vom Regimente der Königin Victoria, aber Parteien, Interessen und sogar Grundsätze sind in der Zwischenzeit so ganz andere geworden, daß Fräulein Martineau im Stande gewesen ist Ereigniße die fast der Gegenwart angehören so ruhig zu besprechen als spräche sie von einer weit entfernten Periode des Alterthums.... Sie hat die Geschichte einer gewissermaßen würdeloßen Regierung mit einer Würde geschrieben welche selbst die Zänkereien vergessener und verschollener Parteien zu philosophischer Wichtigkeit erhebt. Warm und herzlich ist ihr Gefühl für Alles was edel, ehrenvoll und groß, heiß und innig ihre Verachtung jedes kleinlichen Mittels, ersonnen einem momentanen Zwecke zu dienen oder einen erbärmlichen Zweck zu erreichen. Die von ihr ausgesprochenen Grundsätze ruhen auf ewigen Wahrheiten, und sind so logisch richtig durchgeführt, daß kein rhetorischer Schmuck sie dunkel oder unverständlich macht. In der Hauptsache glauben wir, daß die Nachwelt ihre Urtheile bestätigen wird. Es gibt wenig lebende Schriftsteller denen die Abfassung miterlebter Geschichte so unbedingt anvertraut werden kann wie Fräulein Martineau. Sie hat keine Mühe gescheut die Wahrheit zu erforschen, und keine Furcht gekannt sie zu sagen. Wenn ihr Buch Irriges enthält, so trägt nicht Vorurtheil oder Nachläßigkeit, sondern unvollständiges Zeugniß die Schuld." 4.

„Der Gefangene in Ham."

So lautet der Titel eines soeben in Paris ausgegebenen Buchs, welches das Interesse und die Neugier vielfach in Anspruch nimmt. Daßelbe veröffentlicht viele bisher unbekannte Einzelheiten über die Gefangenschaft und die Flucht des jetzigen Präsidenten der Republik. Das „Journal des débats" versichert, daß des Buchs Verfasser nur aus authentischen Quellen geschöpft hat, und daß er in der Nähe des Präsidenten eine Stellung bekleide die jeden etwa aufsteigenden Verdacht, man habe vielleicht ein Machwerk von Unwahrheiten vor sich, fernhalte. Es gibt übrigens Leute die dem Prinzen selbst die Autorschaft dieses Buchs zutrauen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 194. — 14. August 1849.

Schweizerische Geschichten.

(Beschluß aus Nr. 193.)

Die Scharte welche Zürich durch den an Waldmann begangenen Justizmord seiner Ehre schlug ward jedoch bald wieder ausgewetzt durch die mannhafte und beharrliche Unterstützung die es einem durchgreifendern Reformator, durch die Unterstützung die es Zwingli angedeihen ließ. Das umfassende Wirken dieses großen Mannes, der wie Waldmann den Zürichern nach den damaligen Begriffen ein „Fremder" war, hat in Bluntschli einen tiefeingehenden und geistvollen Beurtheiler gefunden, der sich da auf seinem Lieblingsgebiete bewegt. Vorzüglich benutzt er den Anlaß, um, und zwar in sehr anregender, wenngleich nicht ganz erschöpfender Weise, seine Ansichten über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche darzulegen. Er sagt:

Große Männer lieben es nach sich selbst und nach ihren persönlichen Verhältnissen auch auf die großen Gegensätze außer ihnen zu schließen. Das Verhältniß in welchem Zwingli als „Fremdet" zu den Regenten des züricherischen Staats stand ist genau das welches er als das wahre Verhältniß von Staat und Kirche schilderte, und, setzen wir hinzu, das Ideal eines großen Theils der protestantischen Theologen und Kirchenmänner. Suchen wir nach einem prägnanten Ausdrucke dieses Verhältniß in seiner Schärfe zu zeichnen, so läßt sich etwa folgendes Bild gebrauchen: „Die Kirche ist äußerlich die gehorsame Dienerin des Staats, aber sie beherrscht ihn innerlich. Sie geberdet sich als die Sklavin, und sie ist die Herrin des Staats." Diese Auffassung war indessen nur ein Stadium in der Entwickelungsgeschichte des großen Verhältnisses von Staat und Kirche, nicht der Abschluß. Die äußerliche Erscheinung der Kirche als der Magd ist in Wahrheit der Kirche unwürdig, und die innerliche Geistesherrschaft der Kirche über den Staat ebenso für den Staat unerträglich und im schneidendsten Widerspruch mit dem wahren Staatsgeiste. Kein echter Staatsmann kann diese Art der kirchlichen Ueberordnung zugestehen, und noch weniger sich ihr praktisch fügen. Die moderne Weltentwickelung ist auch bereits über diese Stufe ganz hinaus. Der Staat ist seines eigenen Geistes und seiner nicht blos äußerlichen Majestät in dem Maße schon bewußt geworden, daß die Gefahr er werde sich geistig der Kirche unterordnen nun eine viel kleinere ist als die entgegengesetzte, daß die Kirche der Uebermacht und Allgewalt des Staats gänzlich erliege. Erst wenn trotz allen Sträubens die Kirche sich als die Frau, und der Staat sich als der Mann und jeder Theil den andern so erkennt und achtet, wird ein organischer Friedensschluß möglich sein.

Wie aber, wenn Mann und Frau sich nicht vertragen können und eine Ehescheidung erfolgt?

Auf Zwingli's eigene Denkweise und die thatsächlichen Ergebnisse seines Wirkens näher eingehend bemerkt Dr. Bluntschli:

In gewissem Betracht gehörte Zwingli nicht der Weltperiode an in welcher er lebte, er war ein Vorläufer der modernen Zeit. Die Reform, wie sie in Luther ihren mächtigsten Ausdruck fand, war ihrer wesentlichen Tendenz nach Reinigung der katholischen Kirche von der Verderbniß und Entartung, Wiedererfüllung derselben mit dem lebendigen Quell des Glaubens an Christus; sie wollte nur heilen, nicht brechen; sie stand wie die katholische Kirche, von der sie sich zwar energisch, aber doch ungern und nur aus Noth trennte, auf dem historischen Boden auch des Mittelalters. In Zwingli's Geist dagegen waren wesentliche Eigenschaften von ganz anderer Art, und seine Reform wie seine Politik haben das Gepräge auch dieser Eigenschaften überkommen. Zwingli gehört in der That nicht blos der Kirche, er gehört wenigstens ebenso sehr dem Staate an, und in beiden brach er rasch und entschieden sowol mit der Autorität und den Ueberlieferungen als mit dem hergebrachten Recht, sobald ihm der Bruch als ein Bedürfniß seines Verstandes erschien oder durch die Natur der Dinge gefodert. Ihm war die ganze Organisation des Mittelalters in Kirche und in Staat verhaßt; mit Vorliebe und Lust betrachtete er die Gestaltungen der antiken Republiken. Wie alle großen Männer empfand er in sich einen starken Rapport zu Gott, er fühlte sich als Werkzeug in der Hand Gottes. In diesem Gefühl war er stark, und eben von da aus vertraute er auch seinem Geiste, der Klarheit seines Verstandes, der Schärfe seines Blicks. Ihm war es sicher, daß auch der Verstand göttlichen Ursprungs und eben darum vor Gott kein Widerspruch mit der religiösen Offenbarung denkbar sei. In seinem Verstande hatte er einen Maßstab gefunden um die Wahrheit des Evangeliums zu ermessen, und die Täuschungen zu entfernen die sich darum im Laufe der Zeit gesammelt hatten. Obwol ein aufrichtiger Christ, war Zwingli doch auch ein Repräsentant der individuellen Geistesfreiheit, ein Vertreter der Rechte des Menschengeistes und ein Vorgänger der rationalistischen und kritischen Richtungen späterer Zeit. Wahrhaft liberale, aber auch unzweifelhaft radicale Eigenschaften sind in seinem Geiste beisammen, und man konnte zweifeln welche von beiden überwiegen, ob der Geist innerlich erfüllter und bestimmter Freiheit oder der Geist der Verneinung. Durch allen Streit und durch die Formeln der Schule hindurch traf Luther im persönlichen Zusammensein mit Zwingli hier auf eine Seite in dessen Seele die ihn wie mit einem Grauen erfüllte. Die geistige Sicherheit und Freiheit Zwingli's, wenn auch Luther selbst in dieser Weise fremdartig, störte Letztern kaum — er war in sich frei und sicher genug um durch diese nicht verletzt zu werden —; aber die Mischung dieses ihm fremden Geistes mit Neigungen einer zerstörenden Kritik die ihm bis zu offener Empörung gegen die höchste Autorität Christi sich steigern zu können schienen, stieß ihn feindlich zurück. Er mochte Zwingli nicht Bruder heißen.

Dr. Bluntschli fährt fort:

Mit diesem Geiste hat Zwingli die Kirche in Zürich reformirt. Nüchterne Verständigkeit ist ein Grundzug seiner Individualität, nüchterne Verständigkeit in Vorzügen und Gebrechen auch ein Grundzug der zürcher reformirten Kirche geblieben. Die reine, nackte Lehre des Evangeliums, wie sie durch verständige und gewissenhafte Auslegung der heiligen Schriften gewonnen wird, sollte in ihr stets und unverkümmert gepredigt werden; vor Aberglauben, vor Pfaffentrug, vor hierarchischen Tendenzen suchte er sie zu bewahren! Aber der Erkältung und der Erstarrung des religiösen Gefühls, der Vertrocknung der Säfte religiöser Weihe und Schönheit, der Verdorrung ihrer Blüten und Zerstörung ihrer Früchte, dem eiteln oder hochmüthigen Kleinglauben und Unglauben wußte er nicht ebenso zu begegnen. Indem er das Unkraut ausriß und verbrannte, verletzte er auch gute Saat.

Weiter heißt es:

Am reinsten und unbestrittensten glänzt Zwingli's Verdienst um die Wissenschaft. Bis auf ihn hatte Zürich in keiner erheblichen Weise den Ruf einer wissenschaftlichen Stadt. Er machte Zürich zu einem der ansehnlichsten Sitze der Gelehrsamkeit, und was höher zu achten ist, zu einer der festesten Burgen und Residenzen freier Wissenschaftlichkeit. Er erfüllte den Geist der Stadt mit der Liebe und der Verehrung der Wissenschaft. Durch ihn hat Zürich solche Bedeutung gewonnen für die Schweiz, für Deutschland, seit ihm dieselbe nie mehr verloren. Anfänglich waren freilich auch in Zürich alle höhern wissenschaftlichen Anstalten auf das Bedürfniß der Kirche bezogen, und die Theologie umhüllte und deckte mit ihrem Mantel alle andern Wissenschaften. Aber Zwingli selbst war wissenschaftlich so fein, sein eigener Geist schöpfte so ursprünglich aus dem Borne menschlicher Geistesfreiheit, daß die züricherische Wissenschaft die nach ihm erwuchs sich durch mancherlei anderwärts bestehende Beschränkungen nicht gebunden fühlte, und wenig angefochten auch in voller Weltlichkeit sich entfaltete.

In der weltlichen Politik, im Staate, meint Dr. Bluntschli zum Schlusse, habe sich Zwingli allerdings einige male in bedenkliche Widersprüche mit seinen eigenen Grundsätzen verwickelt, und es sei da besonders die rücksichtslose Art und die Leidenschaft zu tadeln womit er die Opposition in Zürich vernichtet, mehr aber noch die Gewaltsamkeit und das Unrecht womit er den Widerstand der fünf Orte zu brechen und diese Zürich und Bern zu unterwerfen gesucht, sowie das gewagte Spiel das er auf dem Gebiete der europäischen Politik zu spielen gewagt. Im Gegensatze zu diesen radicalen Gebrechen seiner Politik sei jedoch auf der andern Seite hoher Ehre würdig, wie er die Republik, der er sein Leben gewidmet, vor Sittenlosigkeit und Liederlichkeit zu retten unternommen, wie er die Obrigkeit und das Volk durch unnachsichtige Zucht moralisch zu bessern und zu kräftigen gesucht, wie er dem Umsturz der staatlichen Ordnung durch die Wiedertäufer und die Bauernaufstände mit Muth entgegengetreten und das Ansehen der Obrigkeit gestärkt, ohne dem Despotismus derselben irgend Nahrung zu geben, wie er Zürich groß zu machen, die Herrschaft Zürichs in der Eidgenossenschaft zu erweitern gestrebt, nicht etwa aus eitler und beschränkter Vorliebe für die Stadt die er zur Vaterstadt gewählt, sondern weil er sie fähig und würdig gefunden die kirchliche und staatliche Reform, die ihm als die höchste Aufgabe und das dringendste Bedürfniß der Zeit erschienen, in der Eidgenossenschaft durchzuführen, weil er in den geistigen Eigenschaften Zürichs die innere Berechtigung für solche Herrschaft erkannt, weil er endlich auf diesem Wege die ganze Eidgenossenschaft zu reinigen, ihr Einheit und Stärke zu verleihen gehofft.

Diese von jeder scholastischen und confessionellen Einseitigkeit entfernte Auffassung ist uns Bürge dafür, daß Dr. Bluntschli das Richteramt der Geschichte auch dort mit Unbefangenheit üben wird, wo es gilt über die Entartungen der von Zwingli gepflanzten Keime das Urtheil zu sprechen. 62.

Börne in einer französischen Apotheose.

In den bewegtesten Tagen der vorjährigen Revolution ist der Gedanke einer allgemeinen Völkerverbrüderung wiederholt, freilich mit mehr Enthusiasmus als klarem Bewußtsein ausgesprochen worden, und der Dichter-Politiker des 24. Februar hat denselben in das Programm seiner idealen Republik emphatisch aufgenommen. Wenn die vulgaire Meinung die Ausführung dieses schönen Gedankens auf ein bloßes Factum basiren zu können glaubte, auf einen Vertrag z. B., auf ein feierliches „Bündniß der Humanität" oder etwas dem Aehnliches, so wußten die Stimmführer und Parteimänner freilich besser, daß das wahre, feste Band zwischen verschiedenen Nationalitäten immer nur die geistige Wechselbeziehung, das intellectuelle Interesse ist, als der höhere Einheitspunkt aller Geschlechter, und daß die wahre Völkerverbrüderung rein durch ethische und spirituelle Anknüpfungspunkte vorbereitet, und der Darstellung im wirklichen Leben entgegengeführt werden will. Deshalb erfand man mit Geschick eine bestechende Formel in der dem unveräußerlichen Rechte der Idee Rechnung getragen wurde: in dem Projecte eines Bündnisses aller „freien" Völker schien das Princip der Sittlichkeit und der unendlichen Geistesentwickelung gewürdigt und anerkannt.

Unter unbefriedigten Wünschen und geknickten Hoffnungen ist auch der Ruf „Fraternité!" allmälig verklungen, und die Geschichte nur bewahrt treu das Andenken jener rührenden Komödienspiele von Paris, zu denen alle Stämme Europas ihre Acteurs abgaben, jene Aufzüge und Umarmungen, jene Versprechungen und Schwüre. Es ist aus der Association der „freien" Völker vorläufig Nichts geworden; nicht weil die freien Völker überhaupt fehlen, sondern weil der geistige Verkehr unter ihnen noch nicht von jener Schnellkraft getrieben wird welche Interesse, Theilnahme, Verständniß zwischen ihnen hervorruft. Ungerechtigkeit und nationaler Haß verschwinden in dem Augenblicke wo das gemeinsame geistige Streben Achtung und Wetteifer erzeugt. Auf der Grundlage gegenseitiger Anerkennung und gegenseitigen Erkenntnisses ist nur der Aufbau der Brüderlichkeit möglich, und die Wissenschaft ist der erste Grundstein zu diesem Bau.

Deutschland hat nie versäumt Völker zu studiren, während um seine Errungenschaften in der Ferne sich nur Wenige kümmerten. Frankreich hat es erst spät gelernt an unsere Poesie, unsere Wissenschaft, unsere Philosophie auch nur zuschauend heranzutreten, und es mit der ungewohnten, etwas schwer verdaulichen Kost zu versuchen die Männer wie Cousin, Lerminier, Pierre Lerour in verschiedener Zubereitung dem verwöhnten französischen Gaumen boten. Kein Volk hat weniger natürliche Anlage die Eigenthümlichkeiten eines andern zu verstehen als das französische, keines ist so sehr in seinen eigenen nationalen Anschauungen gefangen als das Volk der That und des Ruhms (du fait et de la gloire). Namentlich ist es bekannt, mit welcher Oberflächlichkeit und welcher selbstzufriedenen Arroganz die Entwickelung des deutschen Geistes selbst von gebildeten Franzosen lange beurtheilt worden ist, und wie mühevoll

namentlich auch ein Theil der deutschen politischen Emigration in Paris dem verlassenen Vaterlande Anerkennung zu erkämpfen bemüht war.

Es klingt wunderlich, wenn man behauptet, daß Ludwig Börne, der in seinen Schriften doch keinen Fehler der Deutschen unaufgedeckt läßt, die Sympathien der Franzosen unserm Vaterlande näher gebracht habe. Und doch hat Börne wirklich mit zornigem Eifer an der Brücke zwischen zwei Völkern gebaut die sich gegenseitig ergänzen und trotz jahrhundertlanger Feindschaft wie von der Natur zu einem Bunde hingedrängt werden, da das eine von ihnen der Geist und das andere die That ist. Der politische Fanatismus Börne's fand bei der Revolutionspartei an sich Anklang, und wen die Gewandtheit und humoristische Haltung seiner französischen Kritiken nicht einnahm, der ward durch seine offen ausgesprochene Vorliebe für die leichte Empfänglichkeit des französischen Charakters gewonnen. Börne war sich seiner vermittelnden Stellung auch wohl bewußt, und indem er immer darauf hinwies, daß die Geschichte Frankreichs und Deutschlands seit Jahrhunderten Nichts gewesen sei als ein beständiges Streben sich zu nähern, sich zu begreifen, sich zu einigen — ein freilich bis auf die neueste Zeit herab ziemlich resultatloses Streben —: foderte er eine geistige und materielle Union beider Länder, weil nur ein solches Bündniß ihr Schicksal (und das heißt das Schicksal Europas) dauernd sicherstellen könne gegen die Barbarei des russischen Einflusses. Börne, der Mann mit dem deutschen Gemüthe und der ganz eigentlichen französischen Freiheitswuth, Börne, welcher uns versichert, daß er Deutschland nur deshalb mehr als Frankreich liebe, weil es unglücklicher sei, war einsichtsvoll genug in einer Zusammenstellung der literarischen Bestrebungen beider Länder den geeignetsten Ausgangspunkt für seine Zwecke zu erkennen. Thatsache ist, daß das Interesse Frankreichs an dem deutschen Leben immer mehr zugenommen hat, Thatsache ist, daß Börne rüstig mitarbeitete dies Resultat zu erzielen. An dieser wirklich praktischen Ausströmung seiner Thätigkeit hält sich auch wesentlich das Interesse an welches Frankreich noch heute dem deutschen Autor bezeigt. Noch heute! Denn René Taillandier hat in der „Revue des deux mondes" eine Kritik und Biographie Börne's geschrieben: „Publicistes révolutionnaires de l'Allemagne: Louis Boerne, sa vie et ses écrits."

Die Urtheile René Taillandier's über neuere deutsche Literatur haben in der gebildeten Lesewelt diesseit des Rheins fast ebenso viel Aufsehen erregt als unter dem Publicum für das sie zunächst geschrieben waren. Mußte es nicht befremdlich erscheinen, daß die sonst so wählerische französische Kritik sich plötzlich ausführlich mit Autoren beschäftigte die eben noch mitten in ihrer Entwickelung begriffen waren, und die sich in ihrem eigenen Vaterlande erst einen begründeten Ruf erwerben wollten! Taillandier hat über Mundt, über Gutzkow, über Laube mit mehr oder weniger Anerkennung, über Wienbarg sogar mit einem Anflug von Enthusiasmus geschrieben. Er ist herabgestiegen bis zu unsern Lyrikern und Novellisten, und hat da eine Lanze gebrochen mit einem armen Dichterling, dort ein Lorbeerreis vergeben vor den Augen zweier Nationen.

Taillandier's Arbeit über Börne kommt etwas spät, da das Urtheil über diesen Autor bis auf kleine Schwankungen sich längst festgestellt hat; es kommt doppelt unerwartet in einer Zeit wo die Macht der Persönlichkeit sich nur ausnahmsweise neben der Herrschaft der Masse behauptet, wo die Geschichte mehr aus dem Groben herausgearbeitet wird. Und eben deswegen, meint Taillandier, erscheine sie gerade jetzt am rechten Orte, jetzt „wo die Deutschen im Taumel ihres unerwarteten Siegs die Resultate desselben durch thörichte Foderungen jeden Tag aufs Spiel setzen". Und wer verschuldet Dies? Taillandier sieht in der Verbreitung und Macht der junghegelschen Dogmen mehr Gefahr für Deutschland als in der Diplomatie und Reaction; er sieht in den Rugianern die würdigen Nachkömmlinge der Männer von 1793. „Die Atheisten sind in Deutschland die gefährlichsten Truppen der demagogischen Armee! Der Fanatismus des Regirens ist der wildeste von allen." Bei diesen Vorwürfen stützt sich Taillandier auf Börne, den gläubigen und franzosenfreundlichen Republikaner, der schon vor 1830 gegen Hegel aufgetreten sei, und der mit Freuden die hohlen und lügenhaften Formeln der unwürdigen Schüler dieses Meisters auf ihren nichtigen Inhalt zurückgeführt haben würde. Aus den deutschen Zeitungen liest Taillandier den Gram, daß Börne nicht mehr lebt. „Wäre er nicht todt, das große Werk des germanischen Bundes würde nicht so verwirrt daliegen, und man würde nicht erleben, daß das deutsche Parlament nach sechsmonatlichen unerquicklichen Debatten endlich so weit gekommen ist eine nie zu heilende Theilung Deutschlands zu decretiren." Wie Ludwig Börne sich zu Schmerling und Gagern verhalten würde läßt der französische Kritiker freilich dahingestellt; aber Eins weiß er gewiß: Börne würde nicht thörichten Groll genährt haben gegen Frankreich, wie die Deputirten des Deutschen Parlaments; Börne würde sich nicht an dem kindischen Deutschthum von 1813 begeistert haben.

Die Deutschthümelei findet in unsern Tagen keine Anhänger mehr, auch in der Paulskirche nicht; aber das Nationalgefühl, das Vermächtniß der Unabhängigkeitskriege, hebt freilich auch heute noch des Patrioten Brust. Dieses „kindische Deutschthum" hat 1813 Deutschlands Ehre gerettet, und die Rache der Freiheit und des nationalen Wiederfindens nach Paris getragen; dieses kindische Deutschthum ist die ermuthigende Probe gewesen auf Deutschlands Kraft, und wir mögen es daher begreifen, wenn dasselbe die Sympathien des Franzosen nicht eben erregt. Aber sehen wir näher zu; wen klagt Taillandier denn eigentlich an in seinem widerspruchsvollen Tadel, und wer im Gegentheil erfreut sich seines Beifalls? Die Junghegelschen die den Cultus Frankreichs predigen, die Rugianer, die „Propheten der Humanität", die ein Schutz- und Trutzbündniß wollen mit dem Volke das die Weltverbrüderung proclamirte, sie werden in der That verurtheilt; denn sie glauben an keinen Gott. Und die Männer der Rechten, die Gemäßigten, die an sich nicht enthusiasmirt sind von den großen Thaten in Paris, und die ein Heer ebenso gern an den Rhein schicken als wie an die Ostgrenzen? Auch sie gehen den falschen Weg; denn sie begeistern sich an dem kindischen Deutschthum von 1813! Aber während die Koryphäen der Parteien sich jetzt in diesen beiden Irrgängen verlieren, würde ein Mann durch alle Wirren den ruhigen Weg der Humanität verfolgt haben, unverdorben von dem Gift des Junghegelthums — Ludwig Börne!?

Dieser so vereinsamte Börne, der Musterdeutsche in Taillandier's Phantasie, nimmt sich in seiner französischen Apotheose recht wunderlich aus. Das was das Pathos ausmachte in Börne's ganzem Leben und Wirken, der specifische Grundbestandtheil seines Wesens und seiner Persönlichkeit, wird als ein Irrthum, eine vorübergehende, verzeihliche Abschweifung dargestellt, und mit Hülfe dieser kleinen dichterischen Umgestaltung kann dann Börne in einer neuen Beleuchtung gezeigt werden, die ihm nach 12 Jahren noch das Interesse Frankreichs zuwendet.

Es ist noch nicht lange her, daß in d. Bl. eine ähnliche Verherrlichung Heine's durch Nerval ihre Würdigung erfuhr. *) Hält man diese mit der vorliegenden Apotheose Börne's zusammen, und bedenkt man, daß wenigstens die letztere aus einer immerhin berühmten Feder geflossen ist, so kann man ein gerechtes Erstaunen über die Leichtfertigkeit nicht zurückhalten mit der die Franzosen noch heute unsere deutschen Verhältnisse und Autoren behandeln. Früher kümmerten sie sich wenig um uns, aber sie tadelten auf gut Glück, wenn sie von uns sprachen; und jetzt, nachdem wir uns endlich so weit Geltung verschafft haben, daß sie sich mit uns beschäftigen, machen sie zuletzt aus uns was ihnen gefällt; sie betrachten uns als einen dichterischen Vorwurf, und malen dann ihre Darstellung in so

*) Vergl. Nr. 7—9 d. Bl. D. Red.

auffallenden, blendenden Farben, daß wir zuletzt an uns selbst irre werden könnten.

Es versteht sich, daß Taillandier's Beurtheilung was man so sagt gut geschrieben ist. Sie ist eine jener formglatten, eleganten Darstellungen zu denen die Franzosen so viel natürliches Geschick besitzen. Mit einem gewissen künstlerischen Instinct sind die Pointen aus Börne's Leben herausgegriffen, durch lebhafte Ausrufe und natürlich immer sehr patriotische Urtheile verbunden. Daneben tritt der Anschein einer gründlichen Kenntniß des Materials überall heraus, welche letztere wir auch nicht im entferntesten bezweifeln möchten. Aber, wie charmant sich das Alles auch liest, Taillandier ist nicht als Biograph, nicht als Kritiker Börne's aufgetreten; nein, er hat von seinem specifisch französischen Standpunkte aus geradezu einen neuen Börne gedichtet, mit freier Benutzung jenes giftigen Briefschreibers dem Raspail auf dem Père-Lachaise die Todtenrede hielt. Es ist ihm gegangen wie den meisten Apotheosisten: er ist ungerecht geworden gegen die überschäumende Kraft, und hat sie verleumdet indem er sie zu entschuldigen glaubte.

Die authentischsten Nachrichten über Börne's äußeres Leben hat Gutzkow in seinem bekannten trefflichen Buche gegeben, und die französische Biographie enthält auch Nichts was von den Mittheilungen des deutschen Schriftstellers abwiche. Taillandier hat Gutzkow's Buch zur Hand gehabt; er citirt es selbst einmal, gerade in einem nicht weiter bedeutenden Ausspruche. Allein während Gutzkow's Schilderungen uns den ganzen Börne vor die Augen führen, nicht nur wie er schrieb, sondern auch wie er lebte, hält sich Taillandier nur an den Autor, und basirt sein Urtheil rein auf die literarische Production. Dadurch bleibt sein Gemälde, wenn auch diese beschränkende Linie absichtlich gezogen worden wäre, im Einzelnen immer lückenhaft, wie denn z. B. der französische Kritiker Börne's Stellung zu den Frauen, seine Zurückhaltung, man möchte sagen seine Scheu vor dem Glücke eines eigenen Familienherdes, sein Verhältniß endlich zu Frau W. gänzlich unberührt läßt. So auffallende und wichtige Elemente durften Dem nicht entgehen der eine Lebensbeschreibung, der „La vie de L. Boerne" schreiben wollte. Diese Trennung aber zwischen dem Privatmann und dem Schriftsteller ist gerade bei Börne um so mißlicher, als sie in dem Leben dieses Mannes selbst fast gar nicht vorhanden war. Man mag bei Goethe allenfalls diese Unterscheidungslinie ziehen; denn in Goethe's Schaffen waltete immer die künstlerische, kunstbewußte Thätigkeit, welche zwischen den dichterischen Gedanken und seinen Ausdruck noch eine weise Selbstkritik setzt. Börne's literarischer Charakter dagegen war immer die reinste Unmittelbarkeit, das Sichhingeben an die Dinge wie sie eben sind; es gab keinen läuternden Uebergang zwischen seinen Gedanken und seiner Schrift. Er stand fortwährend unter dem Einflusse der Ereignisse, mochten ihm diese Ereignisse von außen kommen, oder mochten sie aus seinem Innern geboren werden. Er hat Nichts von Objectivität an sich; seine Feder schrieb im Strudel der Leidenschaft, und war wirklich „in Herzblut getaucht". Wenn er, wie bekannt, sorgsam und überlegend die Form seiner Kritiken oft verbesserte, um die schneidende Schärfe seines Ausdrucks noch zu erhöhen, so liegt darin keine Widerlegung des oben Gesagten.

(Der Beschluß folgt.)

Trost und Hoffnung.

Zwei englische Schriften: „The events of 1848, especially in their relation to Great Britain; a letter to the marquess of Lansdowne", von R. Monckton Milnes (London 1849), und „The history of the year 1848", von W. K. Kelly (London 1849), werden von dem sie anzeigenden „Athenaeum" in folgender, für von der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geängstigte Gemüther trost- und hoffnungsvollen Weise bevorwortet:

„Das jüngst abgelaufene Jahr wird den Niebuhr kommender Tage ein buntes Stück Arbeit liefern. Kaum ein wenig fort aus dem furchtbaren Strudel der Ereignisse blicken wir bereits, wenn auch ruhiger, doch mit größerm Erstaunen auf die Verwickelungen zurück als während sie von Stunde zu Stunde in heißer Hetzjagd an uns vorüberbrausten. Kelly bemerkt sehr richtig, daß mit 1848 eine neue Aera beginne. Welchen Charakter sie haben wird, liegt nicht uns ob zu untersuchen. Als Geschichtschreiber und Commentatoren haben wir es mit Vergangenheit und Gegenwart zu thun; das Prophezeien überlassen wir den Statistikern und Astrologen. Bestehen wir uns aber den gesammten materiellen Schiffbruch von 1848, so dürfen wir wol im Allgemeinen sagen, daß eine große Bewegung sich nie ganz in sich selbst auflöst. Kein Märtyrer stirbt vergebens. Geistige Reformen, moralische Fortschritte kommen selten ohne materielle Opfer zu Stande. Das gehört zu den Bedingungen des menschlichen Vorwärts, und die Erhebung des Volksgeistes, sein Durchdrungenwerden von andern als physischen Ideen ist eine gewaltige That, die in der Geschichte lange nachhallen muß. Welches auch der Ausgang der Dinge an den beim Kampfe in vorderster Reihe betheiligten Orten sein möge, in Paris, Pesth, Mailand, Florenz, Rom, Berlin, Wien und Frankfurt: — der status quo ante 1848 kann niemals wiederkehren. Der europäische Geist ist bis in seine untersten Tiefen aufgeregt, Versuche sind angestellt, Theorien geprüft worden, und die Wissenschaft, oft eine verfälschte, mitunter vielleicht auch eine zweifelhafte, aber immer Wissenschaft, hat sich in die Systeme der Gesetzgeber und der Regierungen gemischt. Die alten Grundsätze der Macht sind selbst von den Besitzern der letztern einigermaßen beiseite geschoben und fortgewiesen worden. An andern Fibern hängt jetzt ihre Macht. Ideen sind in die Arena des Regierens eingetreten, die von der Sage seit lange heilig gesprochene Domaine menschlicher Angelegenheiten ist überfallen und erobert worden, und die eigentlichen Handhaben der Gewalt haben sich genöthigt gesehen ein Princip zur Regel ihres Verhaltens zu machen, mit Einem Worte, das historische Recht aufzugeben, und mit dem Vernunftrechte sich zu begnügen. Das ist eine unvertilgbare That. Oeffentliche Principe, die Lehren vom Wohle Aller, durch gleiche Rechte gesichert, und von gleichen Pflichten vertheidigt, sind aus der Arbeitsstube des Gelehrten in die Volksversammlung übergegangen, und haben eine volle, wenn auch nicht letzte Anerkennung gefunden. Wären Dies die einzigen Gewinne aus dem Aufbrausen von 1848 — mit Hochachtung würde die Geschichte auf sie zurückblicken müssen. Aber wichtiger als alle gewonnenen Freiheiten und Rechte sind die von 1848 zur Geltung gebrachten Wahrheiten. Jene kann das Schwert wieder nehmen, diese kann keine Gewalt entthronen. Sie unterliegen keinem Wechselfalle des Kriegs und sind keinem Despotismus erreichbar. Sie sind die echten Documente in den Geistern der Menschen, in den Archiven der Civilisation" . . . . 2.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Beiträge

zur Verfassung des Römischen Reichs.

Mit besonderer Rücksicht auf die Periode von Constantin bis auf Justinian.

Von Dr. **E. Kuhn.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im August 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 195. —— 15. August 1849.

Reine und unreine Charaktere.

Keinem der zu erfahren weiß verbirgt sich der Unterschied zwischen dem Reinen und Unreinen der Charaktere, dem Hellen und Durchsichtigen Einiger, dem Dunkeln und Trüben Anderer. Er ist nicht Dasselbe mit jenem von gut und schlecht, natürlich und künstlich, offen und versteckt, zuverlässig und unzuverlässig, besonnen und unbesonnen; denn auch das Schlechte, Künstliche, Versteckte, Unzuverlässige, Unbesonnene läßt sich in Reinheit auffassen. Gemeint ist, daß für Menschenbeurtheilung und Umgang eine größere oder geringere Schwierigkeit sich zeigt, daß man bei einigen Individuen leicht weiß was von ihnen zu erwarten, bei andern dagegen vermuthet, hofft, fürchtet, und sich in seinen Vermuthungen, Hoffnungen, Befürchtungen oft getäuscht findet. Jene sind daher reine Charaktere, d. h. solche deren Wesen nach sichern Ansätzen berechenbar ist, wogegen die unreinen kaum mit den unsichersten Ansätzen und Berechnungen herauszubringen wären, gesetzt auch, daß Herbart seine psychologische Rechenkunst an ihnen versuchte. Oder mit philosophischem Ausdruck: die einen würden Erkenntniß und Construction verstatten, während die andern Beides nicht zuließen.

Wer sonach für Geld zu haben — wie Wucherer, Taglöhner, in Italien einst Condottieri und Banditen — der ist berechenbar, wirkt für den Staat, für das Amt, wenn sie bezahlen, für jegliches Geschäft, wenn es Etwas einbringt. Berechenbar wäre auch der entgegengesetzte Charakter, der uneigennützige, blos durch das Staatsbeste, den Werth des Amts, der Freunde, des Geschäfts bestimmte. Verwirrt würde nur die Rechnung bei Allem was zwischen diesen Gegensätzen liegt, Reinheit des Ansatzes und Facit würden getrübt, man dürfte blos versuchweise eine Rechnung unternehmen, ob sie etwa zuträfe.

Unsere theoretische Psychologie sucht schon längst die sichere Berechenbarkeit des Seelenlebens, während die praktische mit trüben Conjecturen und Ansätzen sich behelfen muß, z. B. in Criminalfällen, wo die Gesetzgebung reine Zurechnung der Schuld fodert, und die Untersuchungsrichter in Abwägung der Motive, des Gemüthszustandes, der ärztlichen Aussagen sich verlieren, und am Ende durch mögliche Monomanie des Verbrechers über das Verbrechen selbst zweifelhaft werden. Am besten kennen kluge Weiber ihren Mann, und weise Kammerdiener ihren Herrn.

Reine Charaktere sind indessen nicht zu leugnen, und man findet genußsüchtige, ehrgeizige, eitle, verschwenderische, geizige, liebevolle, lieblose, herrschsüchtige, leichtsinnige, arbeitsame, Schuldenmacher, phantastische, kühne, furchtsame, fromme, unfromme, poetische, prosaische u. s. w. Nur in der Mischung solcher Wurzeldinge sucht man oft die Zahlgröße jeglichen Elements vergebens.

Sittliche Würdigung werde hierbei nicht in Anschlag gebracht; denn reine Tugend und reines Laster sind gleich unwahrscheinlich. Im Uebrigen ist schwer zu sagen, ob Reines oder Unreines häufiger vorkommt, und was angenehmer und wohlgefälliger auf uns wirkt. Fast verdient Unreines den Vorzug, weil jedes zu Berechnende den Zauber der Erwartung und Ueberraschung aufhebt und Langeweile zur Folge hat. In diesem Sinne streben die Psychologen nach der vollständigsten Langweile auf Erden.

Ob Reines oder Unreines in der Welt am meisten forthilft, beruht sowol auf äußern Umständen als auf den Gattungen. Der reinen Niederträchtigkeit gelingt Vieles wonach andere Reinheiten umsonst streben, reine Keckheit kann Erfolge sichern und zerstören, reine Gutmüthigkeit ist den schlimmsten Wechselfällen ausgesetzt, reiner Eigensinn macht die Umgebungen nachgiebig und erwirbt leichter Herrschaft als reine Vernunft.

Ich suchte nach reinen Charakteren in der neuern Geschichte, und fand eine wunderliche Gesellung: Napoleon, Talleyrand, Lafayette, Washington, Robespierre, Dom Miguel, Rothschild und den Papst.

Napoleon's Handlungen gingen hervor aus reinem Egoismus der Gewalt, aus dem Willen und Recht der Kanonen. Mancherlei konnte er wollen, das Ende der Anarchie, Frankreichs Seehandel, ein orientalisches Reich, Tabackmonopole, Fabriken, Königreiche für seine Brüder, die Kaisertochter, Kunst und Wissenschaft, Vertilgung des deutschen Geistes, Rußlands Besiegung, Ehre für die Ehrsüchtigen, Schätze für die Habgierigen — er wollte stets mit Gewalt. Viele und er selbst haben von seinen Ideen gefabelt, seine einzige Idee war das Ich der selbstgenugsamen Kraft. Krieg und Friede, Mord (Enghien)

und Begnadigung, Wohl oder Weh der Menschheit gehörten zu den gleichgültigen Dingen. Ein Nero war er nicht, fand keine Lust am Blut, aber ließ es ohne Reue strömen für seine Macht. Selbst die corsischen Zugaben von Rache und Verstellung waren der Einheit des Egoismus untergeordnet, zeigten sich mehr in Worten als in Werken. Nur zu Fontainebleau und St.-Helena, als die Gewalt verschwunden, wird er unrein, jammert über Frankreich, sucht Mitleiden für sich.

Talleyrand ist der reine Sohn des Eigennutzes und schlauer Kunst. Seine Witze schlagen das Gefühl todt, seine Thaten die Ehre. Niemand ist freier von bekannten Vorurtheilen der Menschen, von Scham, Liebe, Haß, Religion; keinerlei Phantasie betrügt seinen Verstand. Geld gebraucht und nimmt er immer, feilscht um Deutschland und Frankreich. Gewalt darf ihm vertrauen, Ohnmacht nie. Ausgezeichnete Wortkunst macht ihn zum Orakel der Mächtigen, tiefer Verrath zum Schrecken der Bedrängten. Er scheut kein Verbrechen, wol aber Fehler; vielleicht ist Dies der einzige Grundsatz des Grundsatzlosen. Könnte eine Hölle voll Gemüthsruhe geboren werden, er wäre ihr erster Bewohner, und sie sein Vaterland.

Lafayette muß aus Amerika erklärt werden. Er hat eine erste Jugendliebe, amerikanische Freiheit, und bleibt ihr treu. Die Geliebte wird alt, andere Jugend wächst diesseit des Oceans, er preist die ältern Reize, findet nichts Gleiches in der europäischen Neuwelt. Vertrieben von fanatischen Revolutionsmännern schätzt er doch die Französische Revolution, weil er eine Aehnlichkeit mit seiner alten Geliebten entdeckt, und möchte durch Predigt und Rath Andere zu derselben Neigung entflammen. Mit der Restauration hat er gewisse Begriffe von ritterlicher Ehre gemein, die bei ihm durch Jugendeindrücke bürgerliche Farbe annahmen. Gesinnungsmilde und Unentschiedenheit für gewaltsame letzte Mittel machen ihn ungeschickt zum Parteihaupt, und dennoch wird er eines, emporgetragen von Wünschen und Hoffnungen, welche möchten daß er anders wäre. Die öffentliche Meinung schilt ihn wegen eines Zuviel und eines Zuwenig, sie schwankt zwischen dem Namen eines Weisen und Thoren, hebt ihn nach dem Tode in die Wolken, sich selbst im Tadel und Lobe ausgleichend.

Washington glüht für das Wohl des Landes welches ihn nährte und erzog. Ein Bild republikanischer Freiheit beherrscht seine Gedanken und läßt ihn den Kampf für dieselbe beginnen. So haben auch Andere geglüht und gekämpft, geriethen rechts oder links auf Abwege, Keiner zeigte mehr Geradheit, Besonnenheit, Haltung, Ausdauer. Für sich Nichts fodernd als die Ehre und den Gewinn des freien Bürgers, ist er ein Freund der Gleichgesinnten und ein Feind der Gegner. Einfach in seiner Lebensweise, handelt er edel, ohne Eigennutz, Falschheit, kleinliche Ehrsucht und Schwäche. Emporgestiegen zu den höchsten Stellen des jungen Freistaats, beschließt er sein Leben als Bürger, zufrieden mit dem Gedeihen der Sache, der Gleichheit mit Gleichen, dem Ruhme eigenthümlicher, von Wenigen gefaßter und noch weniger nachgeahmter Würde.

Robespierre, ein tollgewordener Enthusiast für die Freiheit — so haben ihn seine Landsleute genannt —, foderte Blut und Leichen, ohne Bedenklichkeit mehr und mehr; die Pariser konnten sich darauf verlassen. Darin ist nichts Schwankendes, außer Berechnung Liegendes; er glich den Aerzten welche am Krankenbett nicht lange über Mittel nachsinnen; Alles ist Entzündung, Alles wird geheilt durch Blutausleerung. Weder Freundschaft, Liebe, Mitleid, Reue störten diesen reinen Gang der Staatsheilung, und daß die Kranken vielleicht sterben, ist eine jedem Arzt geläufige Voraussetzung, er hofft sie werden es aushalten.

Dom Miguel übertreibt seinen Enthusiasmus für Monarchie, bricht ihm zu Liebe feierliche Versprechungen, unterschreibt frisch die Todesurtheile seiner Widersacher. Da ihn keine andern Leidenschaften oder Menschheitspläne irremachen, und seine körperliche Gewandtheit ihn als königliche Eigenschaft auszeichnet, so liebt ihn ein Theil des portugiesischen Volks wegen des reinen Charakters, der Tyrannen eigen ist, welche niemals allgemein verabscheut wurden, sondern mit ihrer Strenge Verehrung und aus dem Samen derselben Anhänglichkeit und Hingebung sich erwarben.

Rothschild kann abgewogen werden nach Millionen. Als Freund regierender Häuser und ihrer Anleihen versagt er letztere nie unter gewinnreichen Bedingungen. Höchst natürlich baut er Häuser, kauft Güter und Papiere, wird Baron, schenkt auch den Armen, und gibt den Ministern glänzende Mittagsessen. Alles ohne Zweideutigkeit und Hinterhalt.

Der Papst — abgesehen von Mischnatur der Greise, welche zeitlich seinen Stuhl einnehmen — ist ein reiner Charakter. Als Kirchenoberhaupt hat er die erste christliche Einsicht, die zweite Gewalt nach dem Erlöser, und die dritte, wenn man so sagen darf, nach Gott; da der Heilige Geist es ist der durch ihn, laut neuerm Ausdruck, in der Kirche sich vermittelt. Solcher Hoheit und Würde müssen die Gläubigen huldigen, die Ungläubigen als Ketzer verfallen sein; sie bleibt sich selbst gleich in allen Zeiten, und die jeweiligen Würdeträger sind dieser Gleichheit eingedenk. Wären sie es nicht, so würden ihre Handlungen doppelsinnig, unpäpstlich, ihrer eigenen Reinheit ungetreu. Zur Bewachung und Behauptung des Charakters dienen die Cardinäle, und Dies ist es was Geschichtschreiber und Philosophen als große Consequenz der römischen Politik bewundert haben.

(Der Beschluß folgt.)

Börne in einer französischen Apotheose.

(Beschluß aus Nr. 194.)

Einzelne Partien in Taillandier's Arbeit lesen sich mit besonderm Interesse; sie halten sich lediglich fern von der so beliebten französischen Phraseologie, und charakterisiren gerade schwierigere Verhältnisse und Beziehungen mit Klarheit und Präcision. Die Bemerkungen über Börne's Stellung zu Goeth

verdienen hier hervorgehoben zu werden; wir geben sie wörtlich wieder:

„Die Kritik Ludwig Börne's kämpfte energisch gegen die Entartung des deutschen Theaters, gegen die innere Gehaltlosigkeit des Dramas, gegen die unwürdigen Erben von Schiller und Goethe. Man darf aber deshalb nicht glauben, daß Goethe der Held Börne's sei. Im Gegentheil, seine Polemik gegen den Autor des «Faust» ist eine der wichtigsten Episoden seines Lebens. Während nämlich Börne die Reform der nationalen Dichtkunst muthig in die Hand nahm, sonnte sich der große Künstler ruhig in Weimar an seinem gesicherten Ruhme, und pflegte mit jener bekannten olympischen Heiterkeit, von den Kämpfen dieser Welt entfernt, die ruhigen und herrlichen Besitzthümer seiner Inspiration. Dieser stolze Indifferentismus mußte dem Glutengeiste des Neuerers verhaßt sein. Daß Börne des Dichters Meisterwerke bewundert hätte, Niemand würde Dies haben bezweifeln können; aber wie sollte er in dem Augenblicke wo es galt den öffentlichen Geist in Deutschland neu zu schaffen, kaltblütig mit ansehen können wie die größte Intelligenz seines Landes sich stolz in unnahbare Regionen zurückzog und ihren Brüdern die Tröstungen des Genius verweigerte. Die Völker zu trösten und zu erheben und zu erleuchten, ist Das nicht eben der Dichter hohes Privilegium? Das ist der Gesichtspunkt aus dem man diese gereizte Polemik, den so ungerechten und so bitter ausgesprochenen Tadel betrachten muß. Ich möchte nicht durch falsche Interpretationen den Kampf des Dichters und des Publicisten verschlimmern. Wolfgang Menzel macht bekanntlich in seinem unsinnigen Teutonismus Goethe ein Verbrechen aus seiner politischen Unparteilichkeit und aus der Vollendung seiner Kunst: Börne, wir werden es gleich sehen, kämpft nicht unter diesem beschränkten Banner Menzel's. Er vergeudet nicht wie der Sophist von Stuttgart seine Zeit damit alle Werke des großen Dichters perfid zu zergliedern, geborgte Gedanken oder Nachahmungen auszustöbern, die geheimen Einflüsse auszuzeichnen, denen auch der unabhängigste Künstler sich nicht entziehen kann, und dann zum Schluß des Raisters Genie abzuleugnen. Das Genie, das Talent erkannte Börne vor allen Andern an, aber er zieht es zur Rechenschaft.

Ich dich ehren? Wofür?
Hast du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Hast du die Thränen gestillt
Je des Gefangneten?

In diesen herrlichen Versen ist Börne's wahrer Gedanke in seinen Beziehungen zu Goethe ausgesprochen. Einer der neuesten und geistvollsten Erklärer Goethe's, Professor Rosenkranz, hat mit seinem Verständniß darauf hingewiesen wie die Bewunderung im Hintergrunde von Börne's Anschuldigungen steht, und wie gerade diese Anschuldigungen einen unbegrenzten Glauben an des Poeten Autorität beweisen. Sie sind nicht verleumdende Kritiken wie die Angriffe Menzel's, sie sind nur heiße Bittschriften. Börne fodert von Goethe die Aufhebung von den Uebelständen des Vaterlandes, er verlangt von ihm die versprochenen Reformen und liberalen Institutionen. Als Fürst im Reiche der Poesie und der Intelligenz ist es Goethe der für die Souveraine Deutschlands antworten soll. Goethe hat Dies nicht gewollt: er hat sein Auge abgewendet voll Furcht, daß die Leiden seiner Mitmenschen die souveraine Majestät seines Gedankens trüben könnten, und er hat sich in ein Heiligthum geflüchtet, wo der Lärm des Jahrhunderts ihn nicht erreicht. Dorthin haben ihn die spitzen Pfeile Börne's verfolgt."

Man muß zugestehen, daß Börne's eigenthümliche Stellung zu Goethe ebenso gewandt als im Ganzen richtig dargestellt ist, und daß namentlich die Zusammenstellung mit Menzel, die nicht ohne Vortheil für Börne noch weiter hätte ausgeführt werden können, die Polemik des Letztern trotz ihrer offenbaren Ungerechtigkeit doch noch um ein Bedeutendes hebt. Börne's unglückliches Pathos, sein erbittertes menschliches Gefühl, das in der gefällig zur Schau getragenen olympischen Ruhe, in der aristokratisch kalten Excellenz Goethe's einen Verrath am Vaterlande erblickte, machte sich Luft in blinder Leidenschaftlichkeit, die Kunst und Politik beschränkt ineinander warf; aber sie verfolgte dabei nicht Nebenabsichten, sie kämpfte nicht gegen Riesen, um das schwächere Geschlecht der Epigonen an ihre Stelle zu setzen. Man kennt Menzel's Polemik, die für den angefeindeten Dichterkönig schon einen Nachfolgerembryo reservirte: Börne war solchen Rückhalten völlig fremd, und wenn er gegen Goethe schrieb, wollte er nicht den Romantikern, sondern der Freiheit nützen.

Hat man nun dies Alles bereitwillig zugestanden, so ist freilich Nichts weiter damit gewonnen worden als daß man Börne's Stimmung *erklärt* hat. Zu einem günstigern Resultate dürfte sich unter allen Umständen nicht kommen lassen. Die Möglichkeit wie Etwas geschehen konnte heißt nicht auch die Nothwendigkeit nachweisen: erklären heißt nicht rechtfertigen. Die Ungerechtigkeit gegen Goethe in dem getrübten Urtheile Börne's bleibt stehen, und wer dasselbe rein zu waschen versuchen wollte würde sich gegen den großen Todten von Weimar einer schweren und unverzeihlichen Sünde theilhaftig machen, die trotz Wolfgang Menzel heute ihre Verurtheilung an der Stirn trägt.

Wenn Taillandier in Börne bis zum Jahre 1830 einen scharfen Geist von universaler Umsicht, der namentlich schon in seiner frühen Jugend Deutschlands Stellung zu Frankreich richtig erkannt habe, wenn er weiter bis dahin in ihm einen muthigen, unerschrockenen, gewissenhaften Mann und endlich einen glänzenden und genialen Schriftsteller angerühmt hat, so hält er beim Erscheinen der ersten zwei Bände „Briefe" plötzlich in seinem Lobe inne, weil er erschrickt vor der demagogischen Trunkenheit seines Helden. Wegleugnen läßt sie sich nicht; es bleibt nur übrig sie als eine „Verirrung" darzustellen, in der Börne's Geist beinahe untergegangen wäre, jene pariser Freiheitsdithyramben zu desavouiren, und beiläufig der spärlich in ihnen zerstreuten Vorzüge Erwähnung zu thun. Taillandier ist diesen Weg gegangen: er hat den „Irrthum" Börne's in seinen Kundgebungen und Folgen dargestellt, aber er hat dann auch gemalt wie der Verirrte schon in den letzten Bänden der „Briefe aus Paris" sich selbst wiederfindet, wie er geheilt wird von seinem demagogischen Fieber, und wie er in der Verzückung über die „Paroles d'un croyant" seine Vergangenheit abbüßt. Der „Franzosenfresser" und die „Balance" geben Veranlassung genug auf den Sarg Dessen die Palme des Siegs und den Lorberkranz der Anerkennung zweier Nationen zu legen, der so glänzend seine Irrthümer wieder gut machte („qui réparait si magnifiquement ses erreurs").

Börne ist bei Lebzeiten vielfach angegriffen worden, wie Dies bei der extremen Stellung die er einnahm ganz unvermeidlich war. Es sind Beschuldigungen gegen ihn aufgeworfen worden, gerechte und ungerechte, fast immer aber in Leidenschaft entstanden. Als man nach seinem Tode den ganzen, fertigen Börne vor sich hatte, und als manches früher Dunkele in seinem Leben aufgeklärt erschien, gestaltete sich auch das Urtheil über ihn ruhiger, und selbst seine Gegner ließen seinen Talenten und Verdiensten billige Anerkennung zu Theil werden. Der Mann dessen feinen Blick, dessen piquante Darstellung, dessen tiefen, wahren und muthigen Ausdruck Gentz und Rahel gerühmt hatten, konnte nicht mehr die Zielscheibe leidenschaftlicher Schmähung sein. Man ging daran Börne's Erscheinung nicht bruchstückweise, sondern in ihrer Totalität verstehen zu wollen, und betrat hierdurch den richtigen Weg zu seiner Würdigung. Das allgemeine Urtheil über Börne hat sich in Deutschland mehr und mehr zu Gunsten des im Exil Gestorbenen ausgesprochen, und H. Heine's frivole Schmähschrift hat an diesem Erfolge sicher nicht weniger Antheil gehabt als das mit so großer Pietät gezeichnete „Leben Börne's" von Gutzkow.

Börne ist als Demagog gestorben, und hat bis in die Todesstunde sich den Glauben bewahrt an die „alleinseligmachende" Republik. Sein politisches Glaubensbekenntniß, das in den

zwanziger Jahren ebenso freisinnig als gemäßigt erscheint, das aber unter dem Einflusse der Zeitstimmung von 1830 sich bis ins Extrem verlor, hat in den letzten Jahren keine Abänderung erfahren die auf ein „Wiedergutmachenwollen" schließen ließe; nur als auf die Flut der Revolution allmälig der normale alte Zustand der Dinge zurückkehrte, als das Fieber der Aufregung allgemein aus den Gemüthern verschwand, ward es auch in dem grollenden Herzen Börne's stiller, die Leidenschaft verflog zu Zeiten, nie aber verlor er die Consequenz seiner Grundsätze. Börne's „Irrthum" war sein zündbares Gemüth, sein glühendes Herz, das den Verstand oft ins Schlepptau nahm; sein Irrthum war die anomalische Bewegung der Zeit ebenso gut als seine Empfänglichkeit die ihn in dieser Bewegung mit fortriß, sein Irrthum war die Ueberzeugung der letzten acht Jahre seines Lebens, der politische Glaube des gereiften Mannes: und an diesem Irrthume hat er festgehalten mit schmerzenvoller Treue, Börne ist nie der Apostat seiner Lehre gewesen. Um der Vorzüge willen die ihn als Schriftsteller auszeichnen, um der Ehrenhaftigkeit willen die sein Leben in allen Perioden ziert, um seines Naturells willen, dessen physische Schwierigkeiten oft seinen Geist unter ein unzerbrechliches Joch beugten, mag man ihm die Auswüchse seiner politischen Doctrin verzeihen, und ihm jene Theilnahme widmen welche bald die Form der Bewunderung, bald die Gestalt von Rührung und Mitleid annimmt; aber man mag diese charakteristische und charaktervolle Erscheinung nicht verfälschen, indem man dem Schmerz seiner letzten Lebensjahre die Reue andichtet. Das heißt nicht Börne idealisiren, Das heißt ihn zurückstellen hinter die Wirklichkeit.

Sollte in Deutschland im Ernst Jemand des französischen Biographen Ansicht theilen, daß Börne heute eine der Linken feindselige Stellung einnehmen würde? Diese Meinung Taillandier's ist freilich consequent, wenn er die Demagogie nur als ein vorübergehendes Fieber Börne's betrachtet, oder wenn er glaubt, daß die religiöse Stimmung seines Gemüths den Verfasser der „Briefe aus Paris" gegen die Junghegelianer aufgestachelt haben würde: allein diese Consequenz steht eben auf den schwachen Füßen eines argen Misverstehens oder Misverstehenwollens aus patriotischen Rücksichten. Börne würde „das große Werk des germanischen Bundes" nur im Sinne der Linken zu „entwirren" versucht haben, je mehr seine rücksichtslose Ehrlichkeit und seine schroffe Geradheit den Nebenläufer des göttlichen Königrechts, die Diplomatie, haßte, und je mehr seine Liebe zu dem politischen Instincte des Volks in Frankreich dessen neueste Regierungsform auch für Deutschland adoptirt haben würde. Möglich ist, daß jenes religiöse Element, das in spätern Jahren nicht als etwas Neues in Börne's Leben eintrat, sondern nur eine vorwiegendere Entfaltung gewann, den begeisterten Verehrer Lamennais' für das religiöse Dogma bis zu einem gewissen Grade würde haben in die Schranken treten lassen; wahrscheinlich ist, daß der Mann der gegen die Ungerechtigkeit der Könige kämpfte auch einen ungerechten Terrorismus der Völker in der Weise von 1793 würde verabscheut haben; aber gewiß ist, daß Börne „im Taumel des unerwarteten Siegs" sich „zu thörichten Hoffnungen" würde haben hinreißen lassen, zu denselben thörichten Hoffnungen die in der neuesten Zeit so Viele aus dem Vaterlande in die Freiheit der Verbannung, so viele Andere in die Freiheit des Kerkers führten.

Börne ist todt; aber seine Vorzüge und seine Fehler leben in seinen Werken fort. Diese Fehler dürfen nicht aus ihnen herausradirt werden, sie sind ein integrirender Bestandtheil Dessen der sie in seine Tugenden und Vorzüge streute. Will man unsere Todten feiern jenseit des Rheins, so mag man es eher in der „unklaren", poetisirenden Weise Raspail's thun, die wenigstens fremde Ingredienzien fern hält, oder man mag besser der ganzen Wahrheit die Ehre geben, und das Leben zeichnen mit seinen Schönheiten und seinen Schlacken. Taillandier hat zu viel für Börne gethan; er wollte ihn idealisiren, aber er hat ihm dadurch seinen Charakter genommen, weil er meint, daß seine Anomalien ihn verunstalteten. Dadurch werden die Verdienste der Arbeit Taillandier's paralysirt.

L. Fasolbt.

Literarische Notizen aus England.

Englisches Urtheil über deutsche Schriftstellerei.

„The London catalogue of books published in Great Britain, with their sizes, prices and publishers' names, from 1814 to 1846" (London 1849), eine Art leipziger Meßkatalog, welcher auf 542 enggedruckten Octavseiten die Titel, Formate, Preise und Verleger aller von 1814—46 in Großbritannien erschienenen neuen Werke oder neuen Ausgaben alter Werke nennt, veranlaßt das „Edinburgh review" in seiner jüngsten Aprilnummer zu folgender Nebenbemerkung über deutsche Schriftstellerei: „Der Mangel an künstlerischem Geschick in unserer Nationalliteratur machte sich den Franzosen ehemals sehr fühlbar. Wollte doch Laharpe behaupten, «Tom Jones» sei das einzige englische Buch. Wir können uns aber mit den Deutschen trösten. In keinem Lande Europas sterben selbst werthvolle Werke so häufig an einem Mangel dieser Art wie in Deutschland; in keinem veröffentlichen Kritiker, Historiker und Theologen ihre unreifen und unverdauten Ideen mit so inniger Herzensfreude, unter Verschwendung wie unter Misbrauch von Gelehrsamkeit, aus einem Vorrathe des reichsten, aber ohne Urtheil, Geschmack oder Methode benutzten Materials. Daher geben ihre Bücher sehr schnell einem andern flüchtigen Geschlechte Raum, das in gleicher Weise erzeugt ebenso wenig Hoffnung auf langes Leben hat.... Man braucht nur einige Dutzend deutscher Bände durchzusehen um sich zu überzeugen, daß sie aus einem — Notizenbuche hervorgegangen sind, daß Anfang und Ende der Mühe darin bestanden haben eine gewisse Quantität Schutt auf- und vor einer Verlagshandlung abzuladen, wo er glücklichsten Falls zur Ausfüllung bei einem von Jemand zu errichtenden Gebäude dienen kann. Ungeheuere Belesenheit ist oft ihre einzige hervorstechende Eigenschaft, aber nicht immer eine verlässige; denn die massenhaften Citate, wovon die Hälfte vieler solchen Bücher Seite auf Seite strotzt, sind gewöhnlich aus andern Büchern sklavisch abgeschrieben und deshalb eine ebenso nichtige als überflüssige Gelehrsamkeitsparade."

Keith's Memoiren.

Das „Athenaeum" macht aufmerksam, daß „Memoirs and correspondence (official and familiar) of Sir Robert Murray Keith, envoy extraordinary and minister plenipotentiary at the court of Dresden, Copenhagen and Vienna, from 1769 to 1792; with a memoir of queen Caroline Matilda of Denmark; and an account of the revolution there in 1772; edited by Mrs. *Gillespie Smith*" (2 Bde., London 1849) keine Memoiren im gewöhnlichen Sinne dieses Worts seien, und daß, nach dem Inhalte des Buchs zu schließen, die Verf. ihr Material aus nichts Anderm geschöpft haben könne als aus einigen Mappen alter Briefe und einer ursprünglich zu anderm Zwecke bestimmten Geschichte der Königin von Dänemark und der Struensee'schen Verschwörung. „Vermögen wir daher auch nicht", heißt es weiter, „vorliegende Sammlung für einen Beitrag zur Geschichte zu erklären, und sagen deshalb über den «officiellen» Theil kein Wort, während die Familiencorrespondenz hier wie in jeder weitschichtigen Briefcollection durch gezwungene Lebendigkeit den uneingeweihten Leser weniger spannt als abspannt, so kann doch der Freund von Charakteren und Anekdoten, dafern er eine gute Wünschelruthe besitzt, ein oder ein paar Goldkörner entdecken." L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 196. — 16. August 1849.

Reine und unreine Charaktere.

(Beschluß aus Nr. 195.)

Als unreine Charaktere lassen sich gegenüberstellen: die Protestanten, Dom Pedro, Ludwig Philipp, Minister und Diplomaten, deutsche Volksvertreter.

Was will der Protestant? Glauben. Er hätte ihn vollständig beim Papst, verschmäht aber dessen einfache übertragene Autorität, mit Berufung auf seine eigene ohne Vollmacht. Doch nein, die Schrift soll höchste Entscheidung geben. Als ob die Schrift Etwas wäre ohne lebendigen Geist und dessen Auslegung! Hieraus erwächst ein Zwiespalt des Charakters im protestantischen Kirchenthum, der seit Luther fortwuchert, der die unreinen Verhältnisse des Rationalismus und seiner Gegner erzeugt, die vielleicht bis ans Ende der Tage fortdauern, wie sehr auch die Kirchengenossen nach fester Glaubensreinheit sich sehnen.

Dom Pedro, geboren in portugiesisch absoluter Machtvollkommenheit, muß durch Schicksalsfügung der Fahne des Republikanismus folgen. Aller siegreiche Zwang des Äußern gegen innere Natur verunreinigt die Charaktere, gibt ihnen Halbheit und lose Haltung, einen unglücklichen Krieg mit sich selbst. Werden liberale Nothstände Gedanken und Thaten beherrschen oder Naturinstincte über die Noth Meister sein? Dies ist verwickelt und kaum berechenbar.

Ludwig Philipp findet einen Thron, und umarmt den alten Lafayette. Kein König hat ein Herz gegen den Genossen Washington's. Der Bürgerthron kann ihn drücken, die Republik mit Nadelstichen ihn verfolgen, er lebt gedrückt und gestochen. Woher Hülfe für solche Krankheit, woher Sicherung gegen deren wechselnde Formen? Kein Heilkünstler reicht ihm einen reinigenden Universaltrank mit den Worten: „Lebe gesund und frei!" Er sucht Genesung bei Hausmitteln, hofft und fürchtet mit schwankender Phantasie. Wechselspiele von Hoffnung und Furcht erzeugen nichts Reines. Und gesetzt, das Mittel würde gefunden, es wäre dann eine Gabe des Zufalls, nicht des Charakters, seiner Kunst oder Willensklarheit. Die Gabe bleibt aus, und — er muß über den Kanal.

Gewöhnliche Minister und Diplomaten folgen den Umständen, suchen aus ihnen Vortheil zu ziehen. Dies gelingt nur ihrer Geschmeidigkeit für Verhältnisse, selbst die verschiedensten, wobei mithin das Verschiedene Gesinnung und That beherrscht, nicht das Entschiedene, wovon jenes schwer, letzteres leicht aufzufassen und sicher bestimmbar ist. Kunst des Berechnens, deren Diplomaten sich rühmen, verstattet auf sie selbst die geringste Anwendung, und sie suchen derselben möglichst auszuweichen. Tiefere Achtung haben sie kaum empfunden als außer dem neuern Versteckspielen der Höfe vor Napoleon's offenem Spiel der Gewalt; Wichtigkeit des Kleinen und seine Nichtigkeit hatten dieselbe Wirkung. Wiewol das Herkommen ihnen Mancherlei befestigt und unter dem Namen von Ceremonie oder Völkerrecht in Uebung gebracht, geräth doch jeder Denker in die größte Verlegenheit daraus eine werthvolle Einsicht und ein folgerechtes Ganzes zu gestalten.

Indem über rechte und linke Enden und Mitte in Schriften genug gestritten worden, fällt dieser Gegenstand durch sich selbst ins Unreine. Weil die Mitte nach den Enden bestimmt wird, und diese nicht gleich bleiben, schwankt auch jene. Deutsche Volksvertreter gelangten zu keiner solchen Reinheit wie etwa die britischen sie gefunden und bewiesen. Am meisten kannte sie der Bundestag. Was er sann und vergaß unterlag keiner verwickelten Berechnung. Fast auch gilt Dies von seinen Gegnern, den deutschen Studenten.

Untersucht man das Reine und Unreine im Schriftwesen, so gehören die Classiker zum ersten, die Romantiker zum zweiten. Frau v. Staël, welche das französisch Classische mit deutscher Romantik versetzen will, eilt aus der Klarheit ins Trübe. F. Schlegel, der sie hierzu verleitet, ist selbst dem Trüben angehörig, wiewol ein Gerücht behauptet, er sei im Schuldenmachen und in Gastronomie durchsichtig gewesen. Alle Hegelianer wie andere Auer gehören zu den Reinen, Hegel selbst kaum; denn er ist abhängig von Bewegung seiner Begriffe, deren Dialektik mehr eine Nachrechnung der geschehenen Bewegung als eine Vorrechnung der geschehenden ist. Voltaire, Klopstock, Voß, Baron Holbach und die Encyklopädisten sind Unverhüllte, Goethe ist beschattet mit seiner Universalität, in seinem zweiten „Faust", in seinen „Wanderjahren", weniger in den „Römischen Elegien".

Oft entspringt Abklärung aus dem Ferment der Un-

sicherheiten. Dies ließe sich von Bretschneider's Rationalismus behaupten. Weniger hätte sein Gegner Tholuck hierauf Anspruch, dem rationalistische Erklärungsweisen unter seine Bibelgedanken fahren und ihn auf Untiefen verlocken. Marheineke dagegen zeigt entschiedene Reinheit; denn er hat fortwährend das neueste philosophische System sich eigen gemacht, und die Dogmatik danach eingeschult. Schleiermacher verdient nach dem Urtheile Vieler den Ruf des Gegentheils.

Ob unter bekannten Namen unserer Zeit *mehr* reine oder unreine Charaktere vorkommen, steht dahin. Im Allgemeinen machen jene leichter in der Welt sich geltend. So ein recht ungemischter Charakter setzt in Erstaunen, reißt durch das Unkraut der Fluren wie ein scharf geschliffener Stahl, und erreicht sein Ziel. Wer einzig Geld sucht und festhält wird Geld erlangen, wer blos nach Ruhm geizt wird Ruhm gewinnen, selbst die Ordensbänder folgen Demjenigen der nach ihnen trachtet; auch Gott läßt sich nur finden von dem brünstig Flehenden, und wer Frömmigkeit über Alles schätzt wird fromm.

Stände und Zustände in der bürgerlichen Gesellschaft haben Einfluß auf Reinheit oder Unreinheit der Charaktere. Armuth macht fast immer rein, nämlich in Beziehung auf Geldvortheil, und daß nur Derjenige Dienstleistungen empfängt der sie erkauft. Man fragt sich bei allen Dingen wie Staberl: ob davon Etwas zu *haben* sei? Höhere Stände gerathen leicht ins Schweben, Reichthum macht unstät und wechsellieb, selbst sein Haben wird oft unrein durch Schuldenmachen. Labruyère sagt: „La stabilité n'est pas le propre de l'humeur des princes, leur volonté est dans une révolution continuelle." Geräth daher ein schlichter Bürgerstand in nahe Beziehung zu Fürsten oder hohem Adel, so trübt sich seine bis dahin ihm eigene Reinheit, welche meistens überschlägt zu den Andern, sodaß Höhere sich nie reiner fühlen als im Verhältniß zu Niedrigen, nämlich entschieden erhaben. Hieraus erklärt sich, warum an Höfen Niemand seinen bürgerlichen Freund kennt, sondern Jeder den Hoffähigen, warum in adeligen Gesellschaftskreisen der zugelassene Bürgerliche selbst von Denen zurückgesetzt wird die unter vier Augen ihm Freundliches erwiesen; es fährt in die Masse eine Reinheit der Gesinnung die bei dem Einzelnen nicht zum vollen Bewußtsein gelangte, oder deren er überhaupt ohne fremde Hülfe nicht ganz Herr geworden.

Praktische Geschäfte, Gewerbthätigkeiten, Handwerke, reinigen sehr, besonders wenn sie alle Tageszeit in Anspruch nehmen und den ganzen Menschen ausfüllen. Auch bloße Liebhaberspielereien, wenn sie mit derselben Beharrlichkeit wirken, bringen denselben Erfolg.

Im Allgemeinen verwirren Gelehrsamkeit und Wissenschaft die Rechnung, wegen des Mannichfaltigen, Vielen was in ihnen liegt, es sei denn, daß dieses Allgemeine sich in ein sonderlich Begrenztes — etwa Wappenkunde oder Numismatik — zurückzieht. Von Poesie und Kunst gilt Dasselbe, und je lebendiger und weiter die Phantasie ihre Flügel schwingt, desto mehr entflieht sie dem Festes suchenden Urtheil.

Theologie, so lange sie im Zustande freier Forschung sich befindet, bringt verwickelte Aufgaben. Sie läßt vom Verständigen ins Mystische, von diesem ins Verständige gerathen. Nur wenn ein bestimmtes Kirchenthum und starre Orthodoxie einwirken, erwächst reine Haltung und Sicherheit.

Positive Jurisprudenz übt durch Genauigkeit und Schärfe der Bestimmungen entschiedenen Einfluß auf den Charakter, und wer sich ihr ganz hingibt entgeht als Stockjurist oder Rabulist den Störungen welchen Andere unterworfen sein mögen. Civilprocesse und Criminalprocesse gehen ihren gewiesenen Gang, und in ihnen gleich einem Tretrade der Mensch selbst.

Allopathie verwickelt die Aerzte in ein Chaos von Mitteln und Methoden, Homöopathie dagegen gibt sichern Anhalt der Methode im Nichts der Mittel. Außerdem ist der Arzt am Krankenbett durch Wechsel der Krankheitsformen, auch Launen der Kranken, zum Weichen und Nachgeben hingewiesen, deren Einfluß seine Beständigkeit nicht fördert.

Speculative Philosophie pflegt im Durchschnitt reine Charaktere zu bilden, weil das Absolute der Erkenntniß hoch genug steht um Hochmuth, und neusystematisch genug um Eitelkeit zu erzeugen, und danach richten sich Neigungen und Abneigungen des Philosophen. Geschichte ist zu vielen kritischen Zweifeln unterworfen um bedeutenden Einfluß zu üben, und Mathematik kann in ihrem abgeschlossenen Kreise so fest machen, daß Alles darüber hinaus wackelt.

Am unzuverlässigsten wirkt die Poesie. Wer mag einen Dichter berechnen, wer auch einen Redner, den sein Gegenstand oder sein Ruf entflammt? Andere Künste, wie Malerei, Sculptur, Musik u. s. w., sind Adiaphora, weil Farbe, Form und Ton nur einzelne Kräfte beschäftigen, und das Gesammtleben weder trüben noch reinigen.

Auf Leidenschaften läßt sich zählen, sie besitzen Feuer und Klarheit. Vernunft ist eine irrationale Größe, Verstand steht fest in seinem Felde, die Sinnlichkeit, als breite Unterlage alles menschlichen Daseins, verdient Zutrauen, ist faßlich und einfach. Da Kant's moralischer Imperativ aus einer Vernunftmaxime hervorgeht, sollte er eigentlich das Reinste und Festeste sein; aber wegen großer Wandelbarkeit von Maximen und Vernunft ist auf ihn wenig zu bauen, seine Zahlgröße verschwindet oft in sich selbst, wenn sie am entschiedensten Grundlage der Rechnung zu werden schien.

Man hält Weiber mehr für Charaktermischlinge als Männer, und doch ist eher das Gegentheil anzunehmen. Ein starker Wille, wenn auch die Männer ihn hätten, gibt hier nicht den Ausschlag, sondern was ihn regiert. Im schönen häuslichen Kreise des Weibes waltet leichter ein hoher Friede als in dem Treiben des männlichen Lebens unter Actenstößen, Rathssitzungen oder Zweckessen; dadurch gewinnt der Charakter einfache Elemente,

und was ist lichtreiner als weibliche Liebe? Umfaßt sie Mann und Kinder, so besitzen wir eine Wurzelgröße, aus deren Selbstverdoppelung alle übrigen Zahlgrößen sich entwickeln. Vielleicht ist es weiblichem Einfluß zu danken, daß bei vielen Mischungen, welche den Umgang und Verkehr mit Menschen erschweren, auf Anhänglichkeit für das Haus und die Seinigen am meisten gezählt werden darf, indem hierin ein großer Naturtrieb sich kundgibt, der durch alle lebendige Wesen zieht, und auch die Menschenseele hinreißt, ja veredelt und, gehoben von Gottesbewußtsein, sie vom Sichtbaren zum Unsichtbaren leitet

So verlieren wir uns denn ins Mystische, die Liebe, und sie wäre zugleich das Reinste. Nach den Offenbarungen seiner Liebe läßt sich der Charakter deuten. Ihre Grundmacht ist innerlich verborgen, Schöpfergabe für geistiges Leben, der erste Paragraph göttlicher Psychologie; wir Menschen gewahren von außen Reines und Unreines, möchten wol das erste Innerliche — durchklärtes Dasein — erblicken, aber merket: es ist nicht auf Erden, suchet es im Himmel. 28.

Popis: Beschreibung des Königreichs Böhmen, d. i. detaillirte Aufzählung aller Kreise, Herrschaften, Güter, Städte, Städtchen und Dorfschaften, der alten Schlösser und Burgen, auch der Einzelwohnungen und vieler verlassenen Dorfplätze in Böhmen mit Angabe ihrer Einwohnerzahl und ihres Sprachidioms nach der Conscription vom J. 1843. In böhmischer und deutscher Sprache verfaßt von Franz Palacky. Prag, Calve. 1848. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es dürfte in Deutschland sonderbar erscheinen, daß ein Gelehrter von Palacky's Rang mit einem Adreßkalender Böhmens sich befaßt; denn dies ist eigentlich das vorliegende Werk, in welchem die 16 Kreise Böhmens, in denselben die einzelnen Gütercomplexe und selbständigen Gemeinden numerisch mit Angabe der Nationalität der Einwohnerschaft und des Namens des Besitzers (im J. 1847) aufgezählt werden. Trotzdem ist auch diese Thätigkeit Palacky's gerechtfertigt, und zwar durch den Charakter des Buchs selbst nicht weniger als durch den Charakter der wissenschaftlichen Strebung in Böhmen. Sind in der deutschen Literatur die Materialien untergeordneten Ranges längst schon zusammengetragen, und hat der Forscher sozusagen nur in die gedruckten Bücher hineinzusehen, wenn er Etwas wissen will, so fehlt es für die böhmische Geschichtsforschung gerade an solchen Vorarbeiten übersichtlicher Art am allermeisten. Eine Menge von Ortsnamen taucht vor und während der Hussitischen Kriege auf, deren feste Bestimmung von außerordentlichem Gewicht, aber nicht selten dadurch unmöglich ist, weil seit der einreißenden Germanisirung, vorzüglich nach der Schlacht am Weißen Berge und nach dem Siebenjährigen Kriege die ursprünglichen Localnamen von Ortschaften und Gebäuden, Bergen, Flüssen u. dgl. einer solchen Entstellung durch die deutschen Kanzleiämter und den Sprachgebrauch unterliegen sind, daß die Entzifferung derselben, die Bestimmung welchem böhmischen Namen sie entsprechen, nicht minder die Sicherstellung welcher von den oft zahlreichen gleich- und ähnlichlautenden Namen hier gemeint sei, nur durch die umfänglichste und sorgfältigste Vergleichung der alten historischen Documente, Schriften und Urkunden in ihrer Gesammtheit erreicht werden kann.

Dies führte Palacky bereits im Anfange seiner speciellen historischen Studien auf den Gedanken ein solches Namensverzeichniß anzulegen, und darin sämmtliche ihm vorkommende Ortsnamen mit den Citaten der Quellen und ihrer genauern Bestimmung zu verzeichnen. Wer das unendlich Mühsame einer solchen Arbeit kennt wird das Verdienst dieser unscheinbaren Arbeit zu würdigen wissen. Wir machen hierüber nur folgende Bemerkung. Mit Sorgfalt sind bei allen Gemeindecomplexen etwanige Ruinen von Burgen, verlassene Wohnplätze u. dgl. angeführt, und zugleich mit historischen Erklärungen und neuern Bestimmungen ausgestattet. Es hat Dies für den Freund der Alterthumskunde eine große Bequemlichkeit, besonders da auch diese Angaben in dem großen alphabetischen Ortsregister, das von S. 437—593 reicht, aufgezählt, und so das Aufsuchen derselben erleichtert ist. Das Zusammenstellen des Böhmischen mit den deutschen Namen und die Angabe der Häuser- und Einwohnerzahl gewährt den Vortheil auch die jetzige Wichtigkeit der Ortschaften zu beurtheilen. Die beigesetzten besondern Zeichen für königliche und andere Städte, für Städtchen, alte Schlösser, Burgvesten, Klöster und Kirchendotationen in vorhussitischer Zeit vermehren diese Zweckmäßigkeit. Der Hauptwerth der Arbeit aber liegt in dem bereits erwähnten Namensregister. Der Verf. hat die sämmtlichen Ortsnamen in alphabetischer Aufeinanderfolge zusammengestellt, jedesmal den Kreis, sowie die Seitenzahl wo er im Buche vorkommt hinzugesetzt. Ueberdies sind die deutschen Ortsnamen durch Cursivdruck von den böhmischen unterschieden; wo der deutsche mit dem böhmischen Namen gleichlautet, da ist er falls er deutsch ebenfalls mit Cursiv, und falls er böhmisch mit stehender Schrift gedruckt. Neben dem historischen Werth hat solch ein Verzeichniß auch eine philologische Wichtigkeit, und haben wir Etwas zu bedauern, so ist es Das, daß der Verf. es nicht ermöglicht hat auch die Eigennamen der Berge, Flüsse und Gewässer, charakteristische Feldernamen u. s. w. so weit sie bekannt sind hier einzureihen. Ein Verzeichniß aller dieser Localnamen im weitesten Sinne thut aus vielfacher Rücksicht dringend Noth, und es ist wohl bekannt welch großes Verdienst sich in der deutschen Literatur solche Arbeiten erworben haben. Ein Land mit so charakteristischen Ortsnamen wie Böhmen hat auch für die deutsche Geschichtschreibung der ältesten Zeit, wo Theile von Deutschland noch slawisch waren, Interesse, besonders da man weiß, daß ja dieselben Ortsnamen theils einzeln, theils in ganzen Gruppen in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands wieder vorkommen, zum Beweise daß die Einen als Colonien der Andern zu betrachten sind. Ueberraschend ist in diesem Verzeichniß auch das zahlreiche Vorkommen eines und desselben Namens. Sind dieselben allgemeinen Bezeichnungen, wie z. B. Neudorf, Dujezd, Horka, so nimmt Das kein Wunder, wenn 30 und 40 solcher Namen vorkommen, da sie theils von der natürlichen Lage, theils von ähnlichen Dingen abgeleitet sind. Eine ganz specielle Eigenthümlichkeit hat aber in dieser Beziehung Böhmen mit dem Namen Lhota, der ursprünglich Frist, dann ein eine Zeit lang steuerfreies Gut, das mittelalterliche libertas, bedeutet. Solcher freier Ansiedel gibt es in Böhmen nicht weniger als 260, und Lhotka, das Diminutivum davon, über 60. Selbst der in dem einst böhmischen Schlesien 49 mal vorkommende Name Ellgut ist Nichts als das böhmische Lgota, von deutscher Zunge ausgesprochen. Die Beinamen, durch welche dieser Name in Böhmen näher modificirt wird, sind außerordentlich mannichfaltig; aber größtentheils sieht man ihnen noch an, daß die Ansiedelungen ursprünglich von einzelnen Männern unternommen wurden. Interessant war uns auch der auf deutsche Ansiedelungen deutende Name Nemce und ähnliche. Er kommt in Böhmen 22 mal vor, zum Beweis daß die Neugründung deutscher Ortschaften in böhmischem Gebiete, die man zumeist mit diesem Namen belegte, nicht so gar oft vorkam, sondern die einziehenden Deutschen in bereits mehr bewohnte und schon benannte Ortschaften sich ansiedelten. Der Spottname „Schwab" kommt nur ein mal im chrudimer Kreise und der ähnliche Svabince

ein mal im czaslauer Kreise vor. Mit dem Vorwörtchen „Deutsch" kommen zur Unterscheidung von böhmischen Orten gleichen Namens sehr viele vor. Der Verf. hat sie nicht unter das Wort Deutsch, sondern unter den Specialnamen einregistrirt. So kommt das Wort Deutsch als selbständiger Name nur ein mal, nämlich Deutschbundesort, im elbogener Kreise auf der Herrschaft Falkenau vor. Auf thüringische Einwanderer deutet kein Ort hin. Dagegen erscheint der Name Rakousy (Oestreicher) zwei mal. Der Name Schlesier oder etwas Aehnliches fehlt gänzlich; dagegen ist der Name Slawe in zahlreichen Ortschaften einheimisch, ebenso das Wort Morava (Mähren) in sehr vielen Orten. Auffällig ist es, daß die Slowaken nirgend repräsentirt sind, während Krain in dem Namen Krainhof auf der Herrschaft Königsberg im elbogener Kreise, und Kärnten in Korycany in Erinnerung gebracht wird. Eine Menge anderer interessanter Details müssen wir wie billig übergehen, und nur noch bemerken, daß Palacky 10 Seiten von Namen zum Schlusse aufführt für welche er eine genauere Ortsbestimmung nicht zu geben vermag. Auch den deutschen Historikern und Geographen wird das Buch willkommen sein, wenn auch der eigentliche Text böhmisch ist. 63.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., neue Märchen. Aus dem Dänischen übertragen von J. Reuscher. Mit Federzeichnungen. Berlin, Simion. 8. 10 Ngr.

Arnold, A., Einleitung in die Staatslehre durch tabellarische und vergleichende Darstellung von sieben neuern Verfassungen: der englischen vor 1787; nordamerikanischen vor 1787; französischen vor 1791; spanischen vor 1812; französischen vor 1814; norwegischen vor 1814; belgischen vor 1831 und Untersuchungen über die wichtigsten Fragen, die bei den neuern Verfassungsentwürfen zur Sprache kommen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 4. 24 Ngr.

Bernhardi, K., Sprachkarte von Deutschland, entworfen und erläutert. 2te Auflage, unter Mitwirkung des Verf. besorgt und vervollständigt von W. Stricker. Lithographirt und illuminirt. Kassel, Bohné. Imp.-Folio. 1 Thlr. 15 Ngr.

Busse, W., J. G. Fichte und seine Beziehung zur Gegenwart des deutschen Volks. 1ster Theil. 2ter Band. — A. u. d. T.: J. G. Fichte der Philosoph. 2ter Band. Halle, Heynemann. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Das Christenthum und der christliche Staat. Eine Herzens-Ergießung von E. B. Bonn, Weber. Gr. 8. 12 Ngr.

Dudik, B., Geschichte des Benediktiner-Stiftes Raygern im Markgrafthum Mähren. Mit steter Rücksicht auf die Landesgeschichte, nach Urkunden und Handschriften bearbeitet. 1ster Band: Von der Gründung des Stiftes bis zum Ende der Hussitenstürme. 1048—1449. Brünn, Winiker. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hauer, J. Ritter v., Ueber Oesterreichs Staatsausgaben und Verwaltung, in Hauptumrissen dargestellt. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kleinschrod, C. T. v., Die neue Armengesetzgebung Englands und Irlands in ihrem zehnjährigen Vollzuge, als Fortsetzung des „Pauperism in England 1845" nebst allgemeiner Betrachtung über die Arbeiterfrage und Massenverarmung. Mit Tabellen und 2 lithographirten Abbildungen. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 22½ Ngr.

Lamont, J., Handbuch des Erdmagnetismus. Mit 6 Steintafeln. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Marheineke's, P., theologische Vorlesungen. Herausgegeben von S. Matthies und W. Batke. 4ter Band. — A. u. d. T.: Christliche Dogmengeschichte. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die Staatsweisheit der Bibel. Uralte Stimmen an die neueste Zeit in Aussprüchen und Erzählungen der heiligen Schrift übersichtlich zusammengestellt von einem Bibelforscher. Leipzig, Barth. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Blicke auf Rheinbaiern und Baden in den Bewegungen der neuesten Zeit. Zugleich als Leitfaden für Zeitungsleser. Dresden. 8. 2 Ngr.

Blum, L. v., Die Reorganisation der Armee des Hrn. Hugo v. Hasenkamp. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 16. 3 Ngr.

Bülow-Cummerow, Beleuchtung des Preußischen Staats-Haushaltes und der in diesem vorzunehmenden wichtigen Reformen. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Ereignisse in Wien, von der Erhebung der Stadt am 13. März 1848 bis zur Verkündigung der oktroyirten Verfassung vom 4. März 1849. Von C. W. Zwickau, Verein zur Verbreitung von Volksschriften. 8. 3 Ngr.

Erörterung der Frage über die Statthaftigkeit des geheimen Untersuchungsverfahrens in Beziehung auf den Dresdener Aufstand vom 3. bis 9. Mai 1849 und auf die damit in Verbindung stehenden Vorgänge. Leipzig, Expedition der Annalen. Gr. 8. 4 Ngr.

Geller, Ansprache an die hannoverschen Reichstagsabgeordneten, die sich nebst andern vertagt haben. Ottendorf. Br. gr. 8. 2½ Ngr.

Hoffmann, Ueber den Bildungsgang der Volksschullehrer. Bemerkungen und Andeutungen mit besonderer Beziehung auf Bayern. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 5 Ngr.

Kerkerbilder, mit der Feder gezeichnet von einem Dresdener Maigefangenen. Herausgegeben von Ruhlieb Gogin. Leipzig, Matthes. 8. 6 Ngr.

Merker, J., Indirecte Steuern wie wir sie geben und wie viel wir dazu beitragen. 2te Auflage. Stettin. Br. 8. 2 Ngr.

Michelet, C. L., Die gesellschaftliche Frage in ihrem Verhältnisse zum freien Handel. Rede, gehalten in der Sitzung des Freihandels-Vereins vom 12. Juni 1849. Berlin, F. Gerhard. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Ueber Einrichtung der Bezirks-Vereine. Rede, gehalten am 25. April 1849 im geselligen Verein der Stadt-Bezirke 48a und b. Ebendaselbst. Gr. 8. 1½ Ngr.

Pohle, C. L. F., Die preußisch-deutsche Verfassung und die Politik der kleinern deutschen Staaten besonders beider Mecklenburg. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Randbemerkungen zu den Betrachtungen über die sogenannten Grundrechte des deutschen Volkes von v. d. Kettenburg. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 5 Ngr.

Reichstropfen oder Volks-Wehrmuth? Eine medizinische Zeit- und Streitfrage, beleuchtet von Dr. Absynthius, Francofurtanus. Dresden. Leipzig, Matthes. Gr. 8. 2 Ngr.

Schulte, F., Der nothwendige Ausgang der Europäischen Revolution von 1848. Frankfurt a. M., Lizius. Gr. 8. 10 Ngr.

Schulze, R. P., Kolonisation im Innern, oder vermindert die Lohnarbeit, ohne jedoch die Producenten zu vermindern. Ein Vorschlag. 2tes Heft. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 15 Ngr.

Splitt, A., Nachrichten über Deutschland und seine 38 Länder und Ländchen, reichend bis März 1848. Frei von jeder Reflexion. Nach Berghaus, Dieterici, Galleti u. a. Berlin. 8. 8 Ngr.

Die Vereinbarung über das deutsche Verfassungswerk und das Recht der deutschen Bundesregierungen. Ein Wort zur Verständigung in den Wirren der Gegenwart. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 1½ Ngr.

Die Volkssouveränetät und ihre praktische Bedeutung für den einzelnen Bürger. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 2 Ngr.

Wagner, J., Lehrbuch der Reaction. Berlin, Gerhard. 6. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 197. — 17. August 1849.

Alphonse de Lamartine.

Zweiter und letzter Artikel. *)

Wir nehmen den Faden der Jugendgeschichte Lamartine's wieder auf. Der Schauplatz hat sich sehr verändert. Es ist nicht mehr der wollüstige Liebeshauch neapolitanischer Lüfte der ihn umweht; es ist Hofluft, Soldatenluft von Versailles und Fontainebleau. Denn der „gros revenu" sitzt wieder auf dem Stuhl des Kaisers; die Adler sind entflogen und die Lilien wieder emporgewachsen. Wir finden den jungen Lamartine in der Uniform eines Garde du Corps des Königs, im Herzen mehr Kaiserhaß als Bourbonsbegeisterung. Aber noch einmal sollten die Veilchen des Kaiserfrühlings die stolzen Lilien verdrängen. Der 20. März führte Bonaparte zurück, und jagte den letzten tödtlichen Schreck in die feudalen Glieder des alten Bourbonenadels. Lamartine gehörte zu dem Corps das bestimmt war dem Kaiser bis Nevers entgegenzurücken und dann mit den Nationalgarden und den jungen Freiwilligen aus den „écoles" Paris zu vertheidigen; es gehörte später zu dem Truppentheil der den König und den Grafen von Artois nach der belgischen Grenze begleitete. Das Städtchen Bethune war es wo diese Truppen Halt machten, und wo ihre Offiziere, indeß der König bereits nach Lille vorausgeeilt war, unter sich beriethen was jetzt für sie zu thun und das Ehrenvollste sei. Ein Theil erklärte sich fest den König nicht verlassen zu wollen; die Uebrigen, welche den Principien der Freiheit, den Ideen der Zukunft huldigten, hielten es für unpolitisch und unpatriotisch zugleich in dieser Krisis über die Grenzen des Vaterlands zu weichen, und wandten sich deshalb nach Frankreich zurück. Man zwang sie nicht unter dem Kaiser zu dienen; nur Paris ward ihnen verboten.

Damit endigte vorläufig die militairische Laufbahn Lamartine's; es war eine Saison an welcher Herz und Begeisterung den geringsten Antheil hatten. Der Geist des Jünglings, schon damals einem Ideal der Freiheit zugewandt, konnte, wie tief er auch in dem Kaiser den Unterdrücker dieser Freiheit haßte, doch für den Bourbonismus keine Sympathien hegen. Die Unmöglichkeit lag in seiner Erziehung. Lamartine's Familie hatte dem Hofe immer fern gestanden; sie mochte von der neuen Ordnung der Dinge gelitten haben; dieser tugendhaftere Provinzialadel mochte die Verbrechen der Revolution verabscheuen — ihre Principien mußte er doch theilen. Das waren diese ehrenwerthern Adelsfamilien, die principiell nach den ersten Ausgangspunkten der Revolution hingewandt waren, die ideellen Parteigänger Mirabeau's. Es waren Diejenigen die in der Emigration, in der koblenzer Thorheit zugleich eine Feigheit, eine Selbstentwürdigung, einen Verrath erblickten am Vaterlande, die es für ehrenwerther gehalten hatten Opfer der Revolution als Renegaten der eigenen Nationalität zu werden. „Ich war", sagt Lamartine, „in diesen Ideen einmal auferzogen; sie waren mir in Mark und Adern gedrungen; die Politik liegt immer im Blute."

In der Heimat, wohin der junge Exoffizier des Königs zurückgekehrt war, verlautete es bald von neuen Truppenaushebungen. Die standhafte Weigerung des Jünglings für Bonaparte auch nur einen Tropfen seines Bluts zu verspritzen konnte ihm selbst und den Seinen gefährlich werden. Das Beste war sich in der Stille zu entfernen. Mit wenigen Louisdor in der Tasche, dazu ohne Paß, wendet sich der Dichter in die neutrale Schweiz. So schien das Schicksal sich darauf capricirt zu haben ihm frühzeitig die Welt zu verschließen. Schicksal oder Zufall, es war seine Bestimmung. Dieser schöne Geist, den das Leben zur vollendeten Seele bilden sollte, durfte seinem ahnungsvollen Stillleben noch nicht entrissen werden.

Dürftig bei Kasse, ohne Empfehlungen, ohne Credit betritt der Jüngling die Schweiz. Ohne gehörige Papiere konnte er in dem föderalen Lande leicht für einen Spion des Kaisers gehalten werden. Sein Wirth in St.-Cergue, dem er seine Verlegenheit mittheilt, empfiehlt ihm Schloß Coppet, damals der Zufluchtsort aller Freiheitsfreunde, oder auch das Schloß eines Barons von Vincy, eines entschiedenen Anhängers des Königthums, als einstweilige Sicherheitspunkte. An den letztern Ort, zu einer ihm völlig unbekannten Familie beschließt der Jüngling sich in jener Verlassenheit zu wenden, da ihn ein Gefühl wunderlicher Scheu abhält sich Frau v. Staël vorzustellen.

Auf Schloß de Vincy anfangs mit einiger Zurück-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 136—142 d. Bl. D. Red.

haltung empfangen, die von den Zeitumständen gar sehr gerechtfertigt wird, verwandelt sich für den offenen, liebenswürdigen Jüngling diese Zurückhaltung bald in rege Theilnahme. Ein kurzes Verständigen reicht für diese ehrenwerthe, aber durch die Zeitverhältnisse sehr herabgekommene Familie hin dem Flüchtling die herzlichste Aufnahme zu gewähren. Frau v. Vincy äußert sich mit fast mütterlichem Urtheil:

Auch ich habe einen Sohn von Ihrem Alter, der in diesem Augenblick in den Reihen der holländischen Armee ficht. Er ist vielleicht verwundet, gefangen, flüchtig wie Sie. Indem wir Sie in unsern Kreis aufnehmen, erfülle ich vielleicht eine Pflicht der Liebe die andere gute Menschen in diesem Augenblicke mir an meinem Sohne vergelten. Bleiben Sie der Unserige, und begnügen Sie sich mit unserm beschränkten Haushalt, bis draußen in der Welt sich die Geschicke entschieden haben.

Die angenehmsten Tage verstrichen dem Jünglinge in diesem liebevollen Kreise. Von den Fenstern seines Wohnzimmers aus erschließt sich ihm der weite herrliche Spiegel des Genfersees, von dessen jenseitigem Ufer die Pavillons von Schloß Coppet zu ihm herüberschimmern, wo die berühmtesten Frauen des Jahrhunderts: Frau v. Staël und Frau Recamier, ihren kleinen Hofstaat halten. Endlich bewegt die zarte Rücksicht auf die allerdings sehr gedrückten Verhältnisse dieser gastlichen Familie den Jüngling sich am entgegengesetzten Ufer des Sees in dem eben leerstehenden Häuschen eines Kahnführers von Chablais ein selbständiges Asyl zu gründen. Frau v. Staël sich vorzustellen, für die er enthusiastisch geschwärmt, verhindert ihn noch immer eine Art jünglinghafter Scheu „vor dem Genie". Nur ein mal sieht er die Gefeierte mit ihrer Freundin Recamier im brausenden Cabriolet auf der Straße nach Lausanne bei sich vorüberrollen. Die folgenden Tage verlebt Lamartine in der Abgeschiedenheit höchster Romantik. Das Häuschen das er bewohnt hat nur ein einziges Zimmer; es lehnt sich mit dem Rücken an einen herrlichen Kastanienwald, seine Fronte wird von den weichen Fluten des Sees bespült, der, wenn er hoch geht, mit seinem Schaum die Fenster netzt. Ein Bett ohne Matratze, blos mit frischem Heu und Linnen belegt, ein Stuhl, eine Bank — Dies ist das ganze Hausgeräth; sogar der Tisch mangelt, den die Breite der Fensterbrüstung ersetzen muß. Hier ist nun der Dichter allein mit seinen Träumen und Gefühlen, allein mit den wunderbaren, geheimnißvollen Tiefen der Wasserwelt. Dem Lärmen des Feldlagers kaum erst entronnen, schwelgt er in dieser Einsamkeit, die er sein „Leichentuch nennt, in das er sich einhüllt um wollüstig der Erde abzusterben". Zuweilen doch durchschüttert den jugendlichen Geist ein ungestümer Drang hinauswärts, eine Sehnsucht: der Welt auch wirksam anzugehören. Dazu kommen die immer bedenklicher werdenden Angustien seiner Börse. Der Gedanke steigt in ihm auf sich als Sprachlehrer, als Erzieher in einer Familie nützlich zu machen. Er will nach Rußland, und weiter dann nach dem Orient, um dessen ferne Reize ihm seine zwanzigjährige Imagination noch einen mystischen Schleier webt. In diesen Plänen und Träumen überrascht ihn der Ausgang der Hundert Tage. Das Kaiserreich ist zu Ende, der von ihm so tief gehaßte „Usurpator" gehört nur noch dem Weltmeer und der Vergangenheit. Paris öffnet sich wieder dem Jünglinge. Er tritt zum zweiten male in die Garde des Königs ein, und lebt hier in traulichster Kameradschaft mit seinem frühern italienischen Freunde, dem Grafen Aymon de Virieu.

Das Verhältniß des Dichters zu diesem längst verstorbenen Freunde ward ein überaus inniges, zugleich ein geistig interessantes. Aymon de Virieu war ein skeptischer Geist; eines jener Genies deren Anlagen lauter Negationen sind. Montaigne war sein Katechismus. Er ließ, wunderlich genug, keine andere Autorität gelten. Wie schroff contrastirte mit dieser Weltansicht, die es sich zum Spiel macht dem Gemüth seinen welterfüllenden Inhalt hinwegzublasen, das Glaubensbekenntniß des jungen Lamartine: „Der Mensch ist geboren zu glauben, oder zu sterben." Tief und schön bezeichnet Lamartine das Wesen und die spätere Umwandlung dieses Jünglings, der, bei allem Skepticismus, doch der aufopferndste Freund war: „Als die ernsten Accorde der Leidenschaft und des Unglücks in seiner Seele widertönten, mußte es auch mit diesem Geist zum Durchbruch kommen. Sein Denken hatte den Gedanken zu tief *ausgehöhlt* um nicht endlich auf dessen innersten *Kern* zu kommen — auf Gott."

In der Familie dieses Freundes, auf dessen altem Stammschloß Pupétieres in der Dauphiné, verlebte der Dichter stille ungestörte Tage der gegenseitigen geistigen Förderung und Erhebung. Viel zu früh starb ihm dieser Freund, und hinterließ seinem Herzen als Vermächtniß eine grausame Oede. Dies reiche, überströmende Herz war schon wieder zur Waise geworden. „Der Tod hatte abermals ein theures Blatt aus meinem Lebensbuch gerissen, das mit dem Freunde begraben ist."

Nach seinem Tode schied Lamartine gänzlich aus dem Dienste des Königs; er kehrte in das Vaterhaus zurück, und von hier aus „il reprit ses voyages". Immer und immer wieder zog es ihn nach den Alpen, und hier ließ ihn das gütige Geschick an der Stelle des verlorenen einen andern frühen Jugendgenossen aus dem Collége wiederfinden. Es war der Baron Louis de Vignet, der ebenfalls in schönster Manneskraft als sardinischer Gesandter in Neapel starb. Die Jugendfreunde fanden sich wieder in dem schönen Kastanienthal von Charmettes, einst der Wiege der ersten zärtlichen Leidenschaft Rousseau's. Der durch die Revolution ganz verarmten Familie de Vignet war nur ein kleines Besitzthum geblieben, eine Meile von Chambery, nahe bei dem niedlichen Dorfe Servoley. Hier lebte der Freund in tiefer Zurückgezogenheit mit seiner einzigen Schwester. Vater und Mutter ruhten schon unter dem Rasen mit einfachem Kreuz auf dem kleinen Dorfkirchhof von den Mühen eines prüfungsreichen Lebens.

Dies patriarchalische Dasein in einem abgeschiedenen Dörfchen, in dessen Schoos der Freund den Freund ein-

führte, wäre doch zu einfach gewesen, wäre es nicht geistig belebt worden durch die fast unausgesetzte Gegenwart zweier Oheime, die, gleichfalls zurückgezogen von der Welt, ihren Wohnsitz in Chambery aufgeschlagen hatten. Es waren Dies die Grafen de Maistre, Brüder jenes Grafen Xavier de Maistre, den wir als geistvollen Schriftsteller im Felde des Memoire und des poetischen Erlebnisses („Wahrheit und Dichtung") kennen. Der Graf Xavier hielt sich damals in Rußland auf, aber sein älterer Bruder, der Kanonicus, und ein jüngerer, Oberst außer Diensten, vervollständigten den kleinen Salon von Servoler durch ihre regelmäßige Theilnahme. Der Kanonicus war ein origineller, kaustischer Geist, der Sermone schrieb, und dabei Anekdoten sammelte, die er mit unverwüstlicher Jovialität zum Besten gab. Ein noch seltsamerer Geist war der älteste dieser Brüder, der Graf Joseph de Maistre, der „Levi dieses Stammes", ebenfalls Schriftsteller und Verfasser der „Soirées de St.-Pétersbourg". Eine wahrhaft imposante Erscheinung, von schroffem, excentrischem, gebietendem Wesen. Von früher Jugend aus seinen Bergen in eine einseitige heterogene Welt hinausgeworfen, hatte diese Welt die rauhen Ecken seines Wesens nicht abzuschleifen vermocht. Er war in Rußland zu Hause, aber er kannte weder Deutschland, noch England, noch selbst Frankreich. Nie hatte er Paris gesehen. Sein Ausdruck, sein Stil selbst waren schroff und rauh. Er war religiös bis zur Bigoterie. Seine Philosophie — und wer hatte nicht in jener Zeit einen philosophischen Anstrich? — nennt Lamartine „die Theorie seiner religiösen Instincte". „Sein Geist besaß heilige Passionen, die bei ihm die Stelle des Glaubens vertraten. Aus seinen Vorurtheilen hatte er sich Dogmen gebildet." All diese genialen Wunderlichkeiten hatten den Grafen Joseph de Maistre auch als Autor populair gemacht. So gefiel er, wie Lamartine sagt, der Menge, die Alles nur von weitem betrachtet. Der Graf Joseph de Maistre hatte eine Tochter von 17 Jahren, die von ihrem Vater die imponirende Schönheit, das paradox-sublime Wesen, die Strahlen des Genies überkommen hatte. Sie war „ein echtes Kind des Sinai, durchleuchtet von dem Heiligenschein des feurigen Busches", ganz durchdrungen von einer alttestamentlichen Mystik. Sie schrieb selbst, und redigirte die Schriften ihres Vaters. Wenn sie von ihrer religiösen oder politischen Begeisterung ergriffen ward, so glich sie einer Seherin; eine markige männliche Beredtsamkeit floß dann von ihren Lippen; sie vergaß ganz der Außenwelt, und wenn sie so in feuriger Bewegung im Zimmer auf- und niederschritt, so berührte ihr Fuß kaum den Boden; ihr Wandeln war das eines Phantoms, sie glich einer Sibylle die aus geweihter Erde emporsteigt. Ueber das spätere Schicksal dieses wundersamen Wesens läßt uns der Dichter in Ungewißheit:

Ein unerwartetes Glück suchte sie in ihrer bescheidenen Dunkelheit auf; ich weiß nicht was sie mit ihrem Genie noch angefangen hat, das, eine Waffe für den männlichen Geist, für ein Weib oft nur eine Bürde ist; ich habe jedoch Grund zu glauben, daß sie ihre Talente in Tugenden verwandelt hat wie ihre Reichthümer in Wohlthaten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Tagesliteratur.

Die politische Literatur der letzten Monate unterscheidet sich sehr wesentlich von der des vorigen Jahres. Jene Sturm und Drang athmenden Blätter, welche damals in unübersehbarer Anzahl erschienen, sind seit einiger Zeit viel seltener geworden, und haben größtentheils Schriften Platz gemacht welche eine Vermittelung äußerster Ansichten und Parteien erstreben, und namentlich die Uebertreibungen der sogenannten Partei des unbedingten Fortschritts bekämpfen. Hoffen wir, daß diese Veränderung sich als ein Vorbote oder ein Anzeichen eines dauernden Umschwungs der öffentlichen Meinung, einer dauernden Rückkehr zur Besonnenheit und Mäßigung erweisen werde. Eine dieser Schriften:

1. Die Demokratie in Deutschland von Eduard v. Wietersheim. März 1849. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 12. 12 Ngr.

lehnt sich an die bekannte Schrift Guizot's „De la démocratie en France" an, doch nimmt der Verf. derselben mit Recht den Vorzug „selbständiger Auffassung" in Anspruch. Er theilt uns zunächst in der Einleitung seine Ansicht über die politische Lage Deutschlands in den ersten Monaten dieses Jahres mit. Er sagt, die Regierungsgewalt und die Ordnung hätten zwar überall wo Siegestaumel oder Kraftüberschätzung der Wühler bewaffnetes Einschreiten geboten oder zugelassen habe, glänzend gesiegt, die Gefahr für die nächste Zukunft sei indessen damit keineswegs beseitigt; denn der Geist der Unklarheit und Lüge, der vor dem ernsten Angriffe zwar zurückweiche, aber aus an sich billigen, leider unerreichbaren Wünschen, wie aus schlechten Leidenschaften immer neue Kräfte sauge, und durch fortgesetzte Neckerei, Verdächtigung, Ueberrumpelung die Regierungsgewalt methodisch abzuschwächen suche, sei der gefährlichste aller Widersacher. Und dieser Geist habe seit dem März vorigen Jahres an Kraft leider nicht verloren, sondern noch gewonnen, und wenn daher auch in Deutschland zunächst kein bewaffneter Aufstand für die rothe Republik zu befürchten sei, so müsse man doch besorgen, daß die Wahlen der Volksvertreter in Zukunft immer schlimmer ausfallen dürften, „wo nicht etwa Uebertreibung der Partei einen heilsamen Rückschlag vorübergehend bewirke". Dieser letztere Zusatz bringt die Verkündigungen des Verf. in einigen Einklang mit dem spätern Erfolge; denn jener heilsame Rückschlag, bewirkt durch „die Uebertreibung der Partei", ist in der That erfolgt, und wir fangen sogar an zu hoffen, daß er nicht nur vorübergehend wirken werde. Im Allgemeinen hat der Verf. im Laufe jener Betrachtungen „die Kraftüberschätzung der Wühler" nicht hoch genug angeschlagen, und deshalb die Gefahr für dringender gehalten als sie war. Als er sein Büchlein schrieb waren bekanntlich schon die bestimmtesten Anzeichen vorhanden, daß die „Wühler" einen allgemeinen großartigen Putsch vorbereiteten, und viele wahre Freunde des Vaterlandes hofften damals schon, daß dieser Putsch eine ungemein heilsame Wirkung üben werde: eine Erwartung welche bekanntlich auf das glänzendste erfüllt worden ist.

In den folgenden Abschnitten seiner Schrift gibt unser Verf. uns zunächst einige geschichtliche Rückblicke, er beschreibt die „drei großen Wandlungen" welche die Staatsform der westeuropäischen Völker germanischer und romanischer Abkunft bisher erlitten habe; er nennt dieselben das Volksthum, das Herrenthum und das Fürstenthum, und führt aus, daß an diese drei Staatsformen sich in der neuesten Zeit eine vierte, noch im Werden begriffene anschließe, das Repräsentativsystem. Ueber das Wesen dieses letztern verbreitet er sich nun ausführlicher. Er sagt unter Anderm:

„Das Wesen des Repräsentativsystems ist nichts Anderes als die Demokratie oder die Herrschaft des Volks, aber unter doppelter Voraussetzung: 1) des ganzen Volks, nicht blos eines Theils, einer Classe desselben, wie zahlreich und mächtig diese auch sei, daher nicht allein der Demokraten im Gegensatz zu den Aristokraten, der Armen im Gegensatz zu den Reichen; 2) nicht die unmittelbare, sondern die mittelbare Volksherrschaft. Dieses System nämlich — darin liegt sein hoher Werth — bezweckt eine möglichst vollkommene Erziehungs-, Läuterungs- und Abklärungsanstalt des Volkswillens, damit dieser, von Irrthum, Leidenschaft, fremdartiger Einwirkung gereinigt, als vernünftiger Gesammtwille zur Geltung gelange."

Dieses Repräsentativsystem ist nach dem Verf. mit der Staatsform der Republik nicht unvereinbar, aber die constitutionnelle Monarchie erscheint ihm als diejenige Staatsform in welcher dasselbe stets am besten gedeihen werde. Die Republik, sagt er, könne zwar ebenfalls eine gedeihliche Staatsform werden, wo sie auf natürliche oder geschichtliche Verhältnisse gegründet sei; dagegen werde sie sich stets nur verderblich zeigen, wo sie nur durch die Unterstützung, durch die rohe Gewalt der Besitzlosen begründet werden könne, diese daher auf die Siegesbeute Anspruch und Recht gewinnen würden. Bei dieser Gelegenheit gibt der Verf. eine Uebersetzung desjenigen Abschnitts des vorhin genannten Guizot'schen Werkes welcher von der socialen Republik handelt. Nach dieser Abschweifung kehrt er zu den Bedingungen und Formen des Repräsentativsystems zurück, er führt aus, daß eine zweckentsprechende Volksvertretung vor Allem die Interessen einzelner Classen des Volks vertreten müsse, und zwar in dem Maße als diese Classen wichtig für das Gemeinwohl seien. Er will, daß in den gesetzgebenden Versammlungen sich zunächst besondere Vertreter des unbeweglichen und des beweglichen Eigenthums finden, und daß von diesen die erstern sich in Vertreter des großen und des kleinen Besitzes, die letztern aber in Vertreter des Capitals und der Arbeit sondern. Indem der Verf. hiermit zu dem Verhältniß der Regierungen zu diesen Volksvertretungen übergeht, macht er darauf aufmerksam, daß bisher die constitutionnelle Monarchie in dieser Beziehung zwei wesentlich verschiedene Formen gezeigt habe. Während nämlich in einigen Staaten der Grundsatz geherrscht, daß die Minister stets der Majorität der Volksvertreter zu entnehmen seien, habe in andern Ländern die Regierung den gesetzgebenden Versammlungen gegenüber eine selbständigere Stellung gehabt. Diese letztere nun sei namentlich in den kleinern deutschen Staaten eine Nothwendigkeit, so lange daselbst die gegenwärtigen Verhältnisse fortdauerten. Die Männer der Opposition in diesen Staaten seien nämlich bisher fast ohne Ausnahme Männer von sehr geringer Geschäftskenntniß und fast ohne staatsmännische Fähigkeit gewesen, Feindseligkeit gegen die Regierung gelte ihnen und ihren Freunden für Gesinnungstüchtigkeit, und diese angebliche Gesinnungstüchtigkeit sei gewöhnlich der einzige Vorzug den sie besäßen, und welchem sie Ansehen und Popularität verdankten. Solche Volksvertreter könnten aber niemals mit Fug zur Herrschaft gelangen, und wenn sie auch die Majorität doppelt und dreifach für sich hätten. Schließlich theilt der Verf. seine Ansichten und Wünsche über die Gestalt mit welche das im Wiedererstehen begriffene Deutsche Reich anzunehmen habe. Nicht für ein einheitliches Staatsleben, sagt er, für ein Sonderleben in nationaler Gemeinschaft ist Deutschland vorbestimmt. Oestreich wünscht er von dem deutschen Bundesstaate nicht ausgeschlossen zu sehen, so lange nur noch der letzte Hoffnungsfunke für dessen Erhaltung bei Deutschland glimmt. Preußen will er die Stellung, den Einfluß in Deutschland einräumen welcher dessen Macht, dessen Traditionen, dessen Regierungs- und Volksgeiste, dessen europäischem Gewicht gebührt. Zugleich wünscht er „das Gebiet der Centralgewalt möglichst eng, deren Macht innerhalb dessen aber möglichst groß".

In ähnlichem Sinne spricht sich aus:

2. Demokraten-Büchlein von P. W. Forchhammer. Berlin, Nicolai. 1849. 16. 7½ Ngr.

Dasselbe dürfte freilich bei unsern neuesten Demokraten kein Glück machen. Der Verf. ist ein gelehrter Mann, hat seinen Aristoteles fleißig studirt, und lehnt diesen Aufsätzen die staatswissenschaftlichen Grundsätze jenes Philosophen an. Im Verein mit Aristoteles lehrt Forchhammer: Der Staat, als der größte Verein, der alle kleinere Vereine unter sich befasse, habe die Verwirklichung der menschlichen Glückseligkeit zum Zwecke, und diese bestehe in der Thätigkeit des Geistes in Uebereinstimmung mit der vollkommenen Tugend in einem vollkommenen Leben. Das wesentlichste Mittel zur Erreichung dieses Zwecks sei Erziehung und Unterricht. Der Staat habe also nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß die beste Erziehung und der beste Unterricht den er geben könne Allen bis zu einem gewissen Alter auf gleichmäßige Weise zugänglich sei. Hierauf untersuchen Forchhammer und Aristoteles, welche Staatsform am meisten geeignet sei diesem Zwecke des Staates zu dienen; sie finden, daß diejenige Staatsform in welcher monarchische, aristokratische und demokratische Elemente in angemessener Weise gemischt seien, sich als die zweckdienlichste erweisen müsse. Das Problem dieser Mischung ist nun nach Forchhammer durch die Errichtung der constitutionnellen Monarchie mit breitester demokratischer Grundlage gelöst. Die „volksthümlichen Wahlen", wie sie in der neuesten Zeit eingeführt wurden, erscheinen ihm als die „dauerhafteste" Errungenschaft des Jahres 1848. „Wenigstens", versichert er, „könnten die Demokraten dieses ausgedehnte Wahlrecht nur durch eigene Schuld verlieren, wenn sie nämlich schlecht wählten." Das Wählen sei nämlich gar nicht so leicht als Manche meinten, und es scheine ihm daher bedenklich, daß man schon 21jährige Menschen für fähig halte Volksvertreter zu wählen. Nur Menschen, sagt er, welche durch Alter und Erfahrung die etwanigen Mängel der Erziehung und des Unterrichts ergänzten, sei das Wahlrecht zuzugestehen. Außerdem müsse jeder Wähler selbständig sein, und dieser Ausdruck müsse „etwas mehr bedeuten als daß er auf seinen zwei körperlichen Beinen stehen könne". Neben dieser Vertretung der „Vielen", wie Aristoteles sich ausdrückt, müsse aber auch eine Vertretung der „Wenigen" stattfinden, weil ja sonst das vorher als nothwendig erkannte aristokratische Element in der constitutionnellen Monarchie fehlen würde. Der Aristokratie des Besitzes sowol als der Intelligenz will der Verf. mithin ebenfalls einen bestimmten Grad des Einflusses auf Gesetzgebung und Verwaltung des Staats eingeräumt wissen. Den Schluß dieser Abhandlung bildet eine Uebersetzung der Ansichten des Aristoteles über die Freundschaft, aus denen Regeln für das Verhalten politischer Vereine entnommen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Species Algarum.

Auctore

F. T. Kützing.

Gr. 8. Geh. 7 Thlr.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1843 bereits ebendaselbst:

Phycologia generalis, oder **Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange.** Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser Gr. 8. In Carton. 40 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 198. — 18. August 1849.

Alphonse de Lamartine.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 197.)

Trotz allem Dem scheint uns der jugendliche Geist Lamartine in dieser gedrückten Salonwelt, so hoch er deren Vertreter stellt, nicht recht zu Hause. Diese achtzehnjährige Tochter des Grafen de Maistre welche die Theokratie predigt bleibt immer ein allzu abstracter Umgang für einen Jüngling in dessen Innerm die Poesie mit ihrer ganzen Seele noch unaufgeschlossen flutet. Diese altfranzösischen geistreichen Gestalten stehen noch mit einem Fuß im jenseitigen Jahrhundert, es fehlen ihnen die Herzen für diese Genialität des Herzens. Der Weg den dieser Jüngling empor zur Gottheit, welcher er von Anbeginn zugewendet ist, nehmen muß ist ein weit verschiedener. Auf den Schwingen der Dichtung, nicht in den Rauchgewölk Mosaischer Begeisterung, gelangt er zu seinem Himmel.

Es findet sich hier in dem Tagebuche Lamartine's eine Lücke, die uns der Dichter nicht anders ausfüllt als durch ein edles Bekenntniß der Reue. Er sagt:

In einem Zeitraum von zwei Jahren habe ich Nichts aufgezeichnet; ich hätte Nichts aufzuzeichnen gehabt als Unordnungen, Verirrungen und Unglück. Das Spiel war meine Hauptbeschäftigung geworden; ich gewann und verlor abwechselnd beträchtliche Summen, in Mailand, Paris, Neapel. Auf den Ruf meiner Mutter kehrte ich endlich in die Heimat zurück. Sie selbst hatte sich aufgemacht mich dahin zurückzuführen, in ein Vaterhaus welches unerwartete Verwickelungen fast zu Grunde gerichtet hatten.

Ueber diesem gezwungenen Aufenthalt Lamartine's in Milly, den die trüben Verhältnisse gebieterisch erheischen, schwebt unsere Theilnahme mit inniger Besorgniß, ja mit Bangigkeit: es möchte die Trostlosigkeit desselben in einem reizbaren und gereizten Gemüth wie dieses einen für alle Zukunft unverwindbaren Eindruck hinterlassen. Gewiß, für einen andersbegabten Jüngling wäre dieser Lebensabschnitt verderblich geworden, und nur jener angeborenen Idealität seines Wesens, die geistig nicht verarmen und verlechzen kann, weil ihr Lebensborn von oben herabquillt, verdankt es der Dichter, daß auch diese Epoche — wir wollen sie eine Krisis der moralischen Verlassenheit nennen — für ihn zum Segen ausschlug. Eine Dichterseele empfängt, leidet, verarbeitet anders als gewöhnliche Menschen. Was der gemeinen Natur zum bleibenden innern Elend wird, selbst aus Dem schöpft sie noch poetische Freuden. Sie erträgt, weil was sie zu ertragen hat ihr zum Gedicht wird. Wenn Alles ringsum sich grau färbt und einschneit, dann erwächst ihr noch in der ärmlichen Blumenscherbe hinter dem zugefrorenen Fenster, in dem dürftigen Reis von halbverkommenem Grün das Immergrün ihrer Gefühle, und verbürgt ihr das Kommen eines schönen Frühlings. Ueber jenen Zeitabschnitt müssen wir den Dichter selbst hören:

.... Ich lebte damals, wenn Dies leben heißen kann, in einer Art von Limbus dahin, halb finster, halb licht, der meiner Seele, meinen Gefühlen, meinen Gedanken nur einen kalten und traurigen Halbtag lieh, gleich einer Winterdämmerung. Ehe ich noch gelebt hatte, war ich lebensmüde. Ich zog mich, sozusagen, aus der Existenz zurück in ein allen Zaubers entkleidetes Puppendasein, in jene Einsamkeit des Herzens die der Mensch öfters sich selbst bereitet, indem er sich freiwillig alle äußern Beziehungen zur Welt abschneidet: ein anticipirtes Greisenthum, unter dessen betrügerischer Eisrinde aber eine noch heißere und stürmischere Jugend verborgen ist als die man schon durchlebte.

Die ganze Familie war abwesend. Der Vater befand sich bei einem meiner Oheime; sie jagten in den Wäldern von Burgund. Die Mutter war auf einer Reise begriffen, meine Schwestern waren in der Welt zerstreut oder im Kloster; ich war allein in unserm weitläufigen Hause zu Milly, einen ganzen langen Sommer, mit einer alten Dienerin, meinem Hund und meinem Pferd. Dieser winzige Weiler von Milly mit seinen Häuserchen von grauem Stein, lehmartig, moosbewachsen, mit seinem verwitterten, pyramidenförmigen Kirchthurm, mit seinen holzbewachsenen Bergen, mit seinen steinigen, gewundenen Bergpfaden gemahnte mich an die Dörfer Spaniens oder Calabriens.

Diese Dürre, diese Aermlichkeit, dies versteinerte, wasserarme Wesen, ohne Schatten, ohne Vegetation sprach mich an. Es war mir als stimme diese Natur so besser zu meiner Seele, ich kam mir selbst vor wie eine Ranke an diesen Hügeln, wie ein Wild dieser Höhen, wie ein blütenloser Zweig von diesen Gebüschen. Die ungewohnte Stille des väterlichen Hauses, diese Einsamkeit des Gartens, diese verödeten Gemächer gemahnten mich wie mein Grab, und diese Idee des Begrabenseins wucherte fest in meiner Phantasie; ich empfand mich oder wollte mich empfinden als wäre ich gestorben; ich gewann es lieb, dies Leichentuch von Stein, in das ich mich freiwillig eingehüllt. Was vom Geräusch des Lebens in diese Räume drang war nur wie von ferne, fremd und eintönig wie das Geräusch der Felder. Der Widerhall davon ist in meinem Ohr geblieben; ich glaube sie noch zu vernehmen, diese taktmäßigen Schläge der auf dem Hofe im Sonnenschein arbeitenden Drescher, das

Meckern der Ziegen auf den Bergen, die Stimmen der am Wege spielenden Kinder, die klappernden Holzschuhe der von ihrem Tagwerk zurückkehrenden Winzer, das Schnurren der Spinnräder der Bäuerinnen, die vor ihren Hausthüren sitzen, oder das Gezirp der Grillen im Garten um die heiße Mittagszeit.

Ich verlas, ich verträumte meine Tage. Stunden lang durchwandelte ich alle Gemächer des Hauses, oder ich streckte mich im Stall mit meinem treuen Hund auf die frische Streu die ich meinem müßigen Pferde selbst bereitete. Dann ging ich nach dem Garten die jungen Saatpflanzen und grünen Erbsen zu begießen; von da trieb es mich weiter die Berge hinauf, und hingelagert ins Gesträuch ließ ich meine Blicke hinüberschweifen nach den fernen blauen Alpen; sie schienen mir der Vorhang zu sein vor einer Welt, zu groß und herrlich für ein menschliches Wesen. Von meinen öden Heimathügeln herüber drangen die Glockentöne der weidenden Heerden. Glückliche Geschöpfe, die zu ihrem Erdenwohlsein nur einer Handvoll frischer Kräuter bedurften!

Bände hätte ich geschrieben, hätte ich diese unverwischbaren Eindrücke, die Schauer des Herzens, die Gedanken, Freuden und Schmerzen aufgezeichnet die in dieser langen öden Sommerzeit meine Seele durchdrangen. Ich schrieb Nichts; ich ließ all diese Gefühle und Accorde in mir auf- und abwallen wie der Westhauch über die Gräser weht, der sich nicht kümmert weder um ihre Düfte noch um ihre flüsternden Seufzer.

Die Düfte und Seufzer meiner jugendlichen Seele schienen mir nicht werth sie durch das Wort zu fesseln. Ich war so weit gekommen, daß mir dieses langsame Vertrocknen meiner Gefühle eine bittersüße Wonne bereitete; all mein Denken und Empfinden schien mir so unendlich eitel wie die ganze ausgestorbene Welt. Ich glich jenen Blumen auf den höchsten Alpengipfeln deren Blühen und Verblühen kein Auge je bemerkt, und die ihren Schöpfer anzuklagen scheinen, daß er ihr Dasein so ohne Plan und Mitleid schuf.

Dies war die Stimmung dieser in ihren Grundvesten erschütterten Jünglingsseele. Sie war stark genug diese Erschütterung zu ertragen, zu bestehen. Vielleicht vermochte sie Dies deshalb um so eher, weil sich für diesen Seelenzustand ein anderes gleichgestimmtes Wesen fand, ein Wesen trostlos und verödet in der Welt, und doch dies einsame, unwandelbare Geschick standhaft duldend. Dies Wesen war der Abbé Dumont, der Geistliche jenes benachbarten Dörfchens Bussières, bei dessen längst verstorbenem Vorgänger der Knabe Lamartine den ersten Unterricht genossen. „Je compris", sagt der Dichter, „qu'il y avait dans cet homme mûr et fatigué de vivre une destinée âpre et trompée, comme était la mienne en ce moment." Beide wurden unzertrennliche Gefährten; kein Tag verging wo sie sich nicht sahen, trotz der Verschiedenheit ihrer Jahre. Ein ungünstiges Geschick hatte den Abbé Dumont, der damals 38 Jahre zählte, in einen Stand geworfen den er haßte, den er verachtete. Feurigen, entschlossenen, unternehmenden Geistes, von imponirendem Aeußern, hatte die Natur ihn vielleicht zum Feldherrn erschaffen. Eine halb in Geheimniß gehüllte Jugendliebe, deren nähere Umstände der Dichter nur fragmentarisch aus dem Geflüster der Dorfbewohner erfuhr, hatte Schatten „die nie entfliehen" auf sein Leben geworfen. Diese schöne traurige Idylle seiner Jugend war das versunkene Eden dieses auserwählten Geistes. Vielleicht hatte sie dazu beigetragen diesen Geist zum Zweifler zu machen, während in seinem Herzen ganz andere, weichere Accorde tönten. „Sein Geist", sagt Lamartine, „war ohne Glauben, aber seine Seele war fromm." Welche tiefe Offenbarung liegt in diesen einfachen Worten! Es ist Dies das innere Erlebniß so vieler bevorzugten Gemüther, zugleich ihre himmlische Wohlthat. Die Seele ist es immer die Gott vertheidigt, wenn der Geist in stolzer Verirrung ihn verleugnen will.

Jene Herzensgeschichte Dumont's, die uns der Dichter so rührend-hinreißend erzählt, ist ein schönes, trauriges Idyll, zart und duftig wie Regenbogen. O es ist gewiß: von Allem was das menschliche Herz empfindet ist Das das Heiligste und Größte was es nie verräth. Der Dichter fragt sich:

Warum lernte ich damals diesen Mann so sehr lieben? Weil er unglücklich war wie ich selbst. In den Freundschaften der Menschen waltet oft als mächtiger Vermittler das Mitleid. Das Unglück hat einen tiefen Reiz für gewisse Seelen. Durch Thränen geschieht der Verband unserer Herzen, und fast alle unsere tiefern Neigungen beginnen mit einer Rührung.

Wir nahen uns dem Schlusse der „Confidences". Dieser Sommer, die ödeste Epoche seines ganzen Lebens, und vielleicht dessen gefahrdrohendste, war vergangen. Der Dichter hatte sie überwunden.

Es ist in alten Märlein uns viel erzählt von dem Wunderstein Karfunkel, der mit seinem Glanze desto wunderbarer leuchtet, je tiefer die Nacht. Die Poesie ist dieser Karfunkel. Wenn es Nacht wird in der Menschenseele, wenn die Welt versinkt, der Geist sich umdüstert, das Herz brechen will; wenn im Innersten alle Fasern des Daseins vertrocknen, dann erschließt sie leise, wie eine Rosenblume, ihren milden starken Schein, und läßt das Leben nicht aus den Adern strömen die schon verbluten und verlechzen wollen. Darum hat Zeus dem Dichter seinen Himmel geöffnet, weil ihn ein Abglanz dieses Himmels schon auf dieser dunkeln Erde durchleuchtet.

Aber man „wandelt nicht ungestraft unter Palmen". Was der Geist erträgt müssen Leib und Seele entgelten. So erging es dem jungen Dichter; seine Gesundheit war in ihren Grundvesten erschüttert; ein Siechthum überschlich auch seine Seele. Dieser Zustand erinnert an die Klage eines deutschen Dichters, wenn er von seinem Leid spricht:

Und ich hab' es doch ertragen,
Aber fragt mich nur nicht: Wie!

Der tiefblickende Arzt seines Hauses machte es dem Jünglinge zur Pflicht der Selbsterhaltung: die Bäder von Aix in Savoyen zu besuchen.

Ein schöner Spätsommermorgen findet sein Pferd gesattelt, ihn selbst auf der Reise, mit 25 Louisdor in der Tasche, die ihm ein Freund seines Hauses bereitwillig vorgestreckt. Wie es um diese Zeit in dieser Seele aussah, Dies sagt uns eine Ergießung, zu welcher ihn sein zu krampfhaft gepreßter Busen drängt, die er unter dem Schatten eines Baumes im entzückenden Thal von Echelles auf den breiten Rand seines Tacitus niederschreibt:

O ein verzehrendes Erinnerungswehe das diese stummen Blätter athmen, nach jenem fernen Grabe dessen einsame

Trauerweide sich flüsternd beugt im Abendwinde, der schmeichlerisch vom Vesuv herweht; nach jenem Grabe, welches ein Herz birgt das ihn liebte wie keins ihn mehr lieben wird, und wenn er Ewigkeiten durchlebte — nach ihr die er verlassen, verstoßen, nach Graziella. Er sieht sie vor sich in ihrer ganzen Lieblichkeit; ihr immer mehr sich verklärendes Bild erweckt in seiner Brust ein unermeßliches Heimweh nach ihr. Es wird zur nagenden Reue, zur grausamen Selbstanklage dieses eiteln Selbsts, das sich schämte der Welt zu gestehen: dies arme Fischerkind ist es das ich liebe.... O Graziella, Graziella, warum habe ich dich verlassen! O Eitelkeit, du Vergifterin der Herzen, du verzerrende Unnatur der Natur, mein Mund hat nicht Flüche genug dich zu verwünschen. O Graziella, wenn ein Seufzer, klagender als die Gewässer dieses Abgrunds, brennender als der Mittagstrahl den der glühende Fels zurückwirft, dich erwecken könnte, ich würde deine schönen nackten Füße baden mit meinen Thränen.

Ja, du edler Dichter, in wessen Seele ein Weihefunken der Poesie fiel die die deine ganz erfüllt, der kennt sie, diese Qualen einer nicht mehr zu stillenden Sehnsucht. Aber das Grab hat kein Morgenroth, und die Ewigkeit gibt keine Antwort.

Mit dieser heiligen Erinnerung, mit dieser erdrückenden Lebensschwere, mit diesem ausgebrannten Herzen, an das sich noch das Bleigewicht des Lebens hängt mit immer mächtigerer Wucht, mit diesem Verwelktsein aller Gefühle schließen die „Confidences". Aber wir, die wir den Dichter auf seiner Jugendbahn begleitet, sind ja verständiger; wir gedenken des Karfunkels, wir trauern mit dem Dichter der so von uns Abschied nimmt, aber wir können nicht mit ihm verzagen, wir wissen: daß die Macht die der Schutzgeist seines Lebens ist ihn auch erlösen kann. Schon weht es von den Savoyerbergen zu ihm herüber wie Hauch der Auferstehung; es ist als fragen uns diese linden Lüfte: Wie? Dies Herz soll noch einmal erblühen und lieben? Wir haben auf diese Frage keine Antwort; aber Liebe und Dichtung, die ewigen Geister, die Lamartine's Leben geweiht, berühren uns magnetisch. Die Geschichte ist aus, aber es beginnt die Mythe, und im Mythus wie in der Geschichte vollbringt sich die Apotheose des Herzens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Tagesliteratur.

(Beschluß aus Nr. 197.)

Von ähnlich vermittelnder Tendenz wie die beiden vorigen Schriften ist auch:

3. Deutschland im Wendepunkte unserer Zeit, besonders in politischer und socialer Beziehung. Von W. J. A. Werber. Freiburg, Wagner. 1849. Gr. 8. 18 Ngr.

Werber hat gute national-ökonomische Studien gemacht, und beschäftigt sich in dieser Schrift vorzugsweise damit die Grundsätze einer vernünftigen Nationalökonomie den neuern socialistischen Träumen gegenüber geltendzumachen. Er weist nach, daß der Wohlstand der Völker in den letzten 100 Jahren sehr bedeutend gestiegen, und namentlich das Loos der arbeitenden Classen in demselben Maße verbessert worden sei, sowie daß Das was dieser Classe etwa noch zu wünschen übrig am allerwenigsten auf den Wegen und durch die Mittel zu erlangen sei welche die neuesten Weltverbesserer vorschlügen. Namentlich erhebt er sich gegen das sogenannte Recht auf Arbeit, sowie gegen regelmäßige Unterstützung der Arbeiter von Seiten des Staats. Der freie Bürger, sagt er, müsse der Schöpfer seines eigenen Geschicks sein, er könne sich durch Talente, Kenntnisse, Thätigkeit, Sparsamkeit zu allen Ehrenstellen und zu höherm Wohlstande erheben, und er würdige sich nur zum Sklaven der Staatspolicei herab, wenn er die Sorge für seinen Unterhalt auf fremde Schultern wälze. Bei großen Erschütterungen und Umwälzungen, die den Arbeiter vorübergehend in bittere Noth versetzten, werde ohnehin der Staat ebenso sehr aus Rücksichten der Klugheit als aus Menschlichkeit einschreiten. Außerdem sei Hebung des sittlichen Gefühls und der religiösen Gesinnung in der Volksmasse sowie der Volksbildung überhaupt eines der wirksamsten Mittel auch den Wohlstand des Volks zu fördern. Zugleich legt der Verf. vielen Werth auf die Aufhebung der Spielhöllen, Staatslotterie, Bordelle u. s. w. Auch die Einführung einfacher und wohlfeiler Justiz und Verwaltung, sowie Verminderung der stehenden Heere würden nach seiner Ansicht das Wohl der Arbeiter fördern; doch gibt er zu, daß es nicht eben leicht sei seine desfallsigen Wünsche zur Ausführung zu bringen. Namentlich wagt er unter den gegenwärtigen Verhältnissen keine Verminderung der stehenden Heere zu beantragen, und obgleich ihm die Besoldungen der höhern Beamten mehrmals „als zu hoch gegriffen" erscheinen, so sieht er doch bald darauf ein, daß die bessern Köpfe sich der Theilnahme an der Staatsverwaltung entziehen würden, wenn die Gehalte der Beamten wesentlich vermindert würden. Außerdem beantragt er Erhöhung der Schutzzölle, eine Gewerbeordnung, der ähnlich wie neuerdings für Preußen vorgeschlagen worden ist, die Errichtung von Banken, Beförderung der Auswanderung, und dergleichen mehr. Eine verbesserte Steuerordnung hält er zwar auch für wünschenswerth, macht aber in diesem Falle keine bestimmtern Vorschläge, sondern bekämpft nur die Thorheit Derer welche meinen, daß alle indirecten Steuern aufgehoben, und durch eine Einkommensteuer ersetzt werden könnten, ohne daß die Nationalwohlfahrt dabei litte. Diese sowie manche andere national-ökonomische Themata bespricht der Verf. mit Besonnenheit und Sachkenntniß; viel schwächer dagegen ist derjenige Theil seines Buches in welchem politische Fragen besprochen werden. Hier äußert er sich nicht selten so naiv als wäre er ein Barrikadenkämpfer. Hier lesen wir unter Anderm, daß die deutschen Völker bis zum März 1848, namentlich von dem „mitternächtlichen Metternich", „geknechtet" worden seien, daß bis dahin „der Policeistaat" an der Tagesordnung gewesen sei, in welchem nur Einer Freiheit, Rechte und Gewalt gehabt habe, und alle Uebrigen der Willkür dieses Einen preisgegeben gewesen seien. In jenem glorreichen Monat sei aber der Morgen der Freiheit für die Völker erschienen, der Policeistaat sei in einen Rechtsstaat verwandelt worden, in welchem die Rechte Aller so weise und gerecht vertheilt seien, daß Deutschland nun nothwendig auf Jahrhunderte hinaus glücklich werden müßte u. s. w. Mit Ausnahme der verthierten Soldateska und ähnlicher Kraftausdrücke finden wir hier die glorreichen Redensarten des vorigen Sommers vollständig wieder. Und daneben sagt nun der Verf. unter Anderm: die Deutsche Reichsversammlung hätte nothwendig die Frage, ob Deutschland künftig monarchisch oder republikanisch regiert werden solle, zur öffentlichen Erörterung bringen sollen. Die auf diese Erörterung folgende Abstimmung würde nämlich jedenfalls zu Gunsten der Monarchie ausgefallen, und Das würde dann ein für die constitutionnelle Monarchie und das Wohl Deutschlands höchst wichtiges Ereigniß gewesen sein. Denn alsdann „mußten die Republikaner nothwendig nach dem Vernunftgesetze in der Politik, daß die Minorität der Majorität sich unterwerfen muß, sich dem Majoritätsbeschlusse fügen, wenn sie wirklich als freigesinnte Männer und echte Republikaner erscheinen wollten, oder sie hätten sich selbst verdammt, und wären dadurch der öffentlichen Verachtung preisgegeben worden". Eine so naive Politik sollte man von einem

Schriftsteller nicht erwarten der doch Verstand genug hatte um Rau's „Handbuch der Nationalökonomie" mit Nutzen zu lesen. Schließlich möchte ich dem Verf. rathen künftig entweder etwas mehr Aufmerksamkeit als bisher auf seinen Stil zu verwenden, oder irgend einen Freund zu bitten, daß er ihm seine Arbeiten durchsehe und stilistisch verbessere. Denn es findet sich in dieser Abhandlung ein für einen Universitätsprofessor durchaus unziemliches Deutsch, fast in jeder Zeile ein Sprachfehler.

Sehr wohlgemeint, aber auch ebenso schwach ist:

4. Spiegel des constitutionnellen Lebens. Von Joseph Wintir. Prag, Kronberger. 1848. Gr. 16. 28 Ngr.

Der Verf. spricht hier von allen Dingen und noch einigen andern. Den Inhalt eines Abschnitts seines Büchleins gibt er selbst folgendermaßen an: „Ammen sind der geistigen und physischen Entwickelung der Kinder nachtheilig, und bringen in der Regel Unheil der Familie." Auf einen andern Abschnitt weist der Verf. durch folgende Inhaltsangabe: „Anstand, Popularität und Studentenleben." (S. 8—12, 38—53.) Mehr als den dritten Theil des Buches — über 100 Seiten — füllt eine Anweisung ein Rechnungsbuch kunstgerecht anzulegen und zu führen! Der Verf. ist ohne Zweifel selbst beim Rechnungsfach angestellt, und hat es daher für eine der wesentlichsten Bedingungen des constitutionellen Lebens gehalten, daß jeder Bürger und Bauer — denn für diese ist sein Buch vorzugsweise geschrieben — eine richtige Gemeinderechnung zu führen verstehe. Dieser Abschnitt über das Rechnungswesen nimmt sich doppelt komisch aus, weil der Verf. ihn einem schlichten Bauer in den Mund legt, denselben aber vollständig so sprechen läßt als wäre er mindestens zehn Jahre lang Kassenrendant gewesen. Trotz dem Allen kann indessen das Büchlein, wenn es Leser findet, nützlich wirken; denn es enthält eine Menge sehr populair gehaltener Belehrungen über allerlei Verhältnisse des politischen Lebens, und die politische Ansicht des Verf. ist eine durchaus gemäßigte, harmlose.

Auch die humoristischen Aufsätze unter dem Titel:

5. Shrapnels. Herausgegeben von Ludwig Kalisch. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

gehören größtentheils zu den Erzeugnissen der politischen Tagesliteratur der letzten Monate. Hier finden sich unter Anderm: „Miniaturbilder aus der Paulskirche", in denen die bekanntern Mitglieder der Deutschen Reichsversammlung, freilich in sehr leichtfertiger Weise, beurtheilt werden. Die Abgeordneten welche den gemäßigten Parteien angehören werden hier bespöttelt, denjenigen dagegen welche sich in neuester Zeit in Stuttgart und anderwärts vorzugsweise lächerlich gemacht haben wird beträchtlich Weihrauch gestreut. Von Heinrich von Gagern sagt der Verf.: „Während eine Partei ihn als einen Gott ausposaunte, der schon durch die bloße Bewegung der Wimper das Chaos der deutschen Zustände zu einer harmonisch geordneten Welt schaffen könnte, und dem an göttlicher Tugend Nichts gleich käme, verschrie ihn die andere geradezu als einen Verräther, der absichtlich das deutsche Volk in die Hände seiner alten Dränger überliefert. Aber wahrlich, Gagern ist weder so göttlich noch so teuflisch wie die Parteileidenschaft ihn schildert, Gagern ist blos unbedeutend, unbedeutend für eine Stellung in welche man den Muth und die Kraft eines Hercules bringen muß, wenn man nicht zu Grunde gehen will." Neben diesem unbedeutenden Gagern findet sich nun aber in jener Versammlung nach Kalisch eine Menge sehr bedeutender Männer, z. B. Vogt, Heinrich Simon, „eine durchaus edle Natur", Fröbel, „Denker im strengsten Sinne des Worts", u. s. w. Nur ein Mitglied der äußersten Linken wird getadelt, Zitz nämlich, weil er im Beginn der Märzbewegung zu gemäßigt aufgetreten sei, und dadurch der Reaction in die Hände gearbeitet habe. Auch in Schlöffel ist „viel zu viel Gemüthlichkeit für einen Mann der Revolution". Mit vieler Sicherheit und Unbefangenheit vertheilt und nimmt Kalisch im Namen der Mit- und Nachwelt Ruhmeskränze. So sagt er unter Anderm: Welcker habe sich bemüht den von ganz Deutschland verdammten Bundestag wieder zu Ehren zu bringen; Dies sei ihm aber nicht gelungen, vielmehr habe der Deutsche Bund Welcker seinen Lorberkranz gekostet. Auch mit Laube verfährt Kalisch sehr unglimpflich, und Das ist um so wunderbarer, da die schriftstellerische Manier des Hrn. Kalisch und die in seinen Urtheilen sich offenbarende Gesinnung mit der Laube's außerordentlich viel Aehnlichkeit hat. Diese „Shrapnels" sind vollkommen in demselben leichtfertigen, oberflächlichen Tone geschrieben mit welchem einst Laube's „Reisenovellen" so viel Glück machten. Kalisch ist nicht ohne Witz, und unter Anderm enthalten seine „Deutschen Debatten" manchen treffenden satirischen Zug; aber er gehört zu den Schriftstellern welche viel öfter witzeln als witzig sind. Die große Mehrzahl seiner Einfälle ist entweder ausnehmend gesucht und gedrechselt, oder ebenso abgedroschen und salzlos. So sagt Kalisch unter Anderm: „In Erfurt wurden wir umgepackt. Trotzdem daß wir gerade um die Geisterstunde dort anlangten bemerkten wir dennoch keine Geister, sondern im Gegentheil nur einige Lieutenants, die nach Halle gingen." Und solcher ausgezeichneter und ganz neuer Einfälle liefert Kalisch sehr viele! 13.

Die Abtei von Pontida.

Am 7. April 1167 traten in der Abtei S.-Giacomo di Pontida im Gebiete von Bergamo mit den Abgeordneten der zerstreuten Einwohnerschaft des von Friedrich dem Rothbart zerstörten Mailands die Bevollmächtigten der Städte Bergamo, Tremona, Brescia, Mantua und Ferrara zusammen, und beriethen heimlich über die Schicksale der Heimat, beschlossen den Mailändern zum Wiederaufbau ihrer Stadt zu helfen, und beschworen den Bund der Einigung der lombardischen Städte auf 20 Jahre, die Rechte und Privilegien wiederzuerlangen welche ihnen von Heinrich IV. an bis auf Kaiser Friedrich zugestanden und, so lautet die Formel, „bis dahin nicht Waffenstillstand, noch Frieden, noch irgendwelche Einigung zu schließen mit dem Kaiser Friedrich, noch mit dessen Söhnen, noch mit dessen Gemahlin, noch mit wem es immer sein möge in seinem Namen". Und alle Söhne der Eidgenossen sollten denselben Schwur leisten sobald sie zum Alter von 14 Jahren gelangt wären. (Vergl. *Muratori*, Antiq. med. aevi, Diss. 48.)

Es ist der berühmte Eidschwur welcher dem Lombardenbunde eine festere Gestalt gab. Darauf folgten Papst Alexander's III. gewaltige Wirksamkeit gegen den Kaiser, Alessandrias Erbauung und Mailands Wiedererbauung, die Belagerung Anconas und, am 29. Mai 1176, die blutige Schlacht von Legnano, welche zu dem Konstanzer Frieden führte.

Die Abtei von Pontida gehörte den Benedictinern. Unversehrt stand sie bis zum J. 1373, in welchem Bernabò Visconti die Häupter der guelfischen Partei im Bergamaskischen, welche sich hier verschanzt hatten, mit überlegener Heeresmacht angriff. Vier Tage lang berannte der Herzog das feste Gebäude, dann ergaben sich die Belagerten unter der Bedingung der Sicherheit von Habe und Gut: eine Bedingung welche alsbald verletzt ward. Bewaffnete und Mönche wurden gemordet, die Abtei den Flammen übergeben. Am 2. Sept. 1491 übergab die Republik Venedig, welcher das Gebiet von Bergamo bekanntlich gehörte, Pontida der cassinensischen Congregation von Sta.-Giustina zu Padua, unter Zustimmung Papst Alexander's VI. (Vergl. *D. Calvi*, Effemeridi di quanto di memorabile sia successo in Bergamo etc. Mailand 1676. *L. Tosti*, Storia della Lega lomberda. Monte Cassino 1848.) 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 199. — 20. August 1849.

Alphonse de Lamartine.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 198.)

Wir stehen — bei „Raphael". Ersparen wir uns die lästige Frage: Ist Raphael der Dichter? Verschmähen wir die spießbürgerliche Aengstlichkeit im Forschen: wie viel von diesem Erlebniß ihm gehöre? Wehe der Seele die in diesen Blättern nach einem Wieviel oder Wieviel wenig fragt! Das Erlebniß des Dichters wird von selbst zur Mythe, wenn es sich zum Gedicht gestaltet, und hier ist ein Gedicht, unendlich und ewig wie das Band das die Welt und alle Wesen in ihr zusammenhält. Ein neues Epos der Liebe, dessen tausendfach gebrochene Strahlen sich alle in dem Centrum des Geistes zusammenfinden dem die Natur den Namen Lamartine lieh. Raphael, Lamartine — diese zwei Seelen fließen zusammen in ein Leben. Das Leben Raphael's ist seine Liebe. Als diese Liebe verklungen war ist er gestorben; still ist er dem Leben abgestorben das für ihn keins mehr ist, auf seinem einsamen öden Schlosse. Nichts Neues, nichts Fremdes geschah bei diesem ruhigen Hintritt. Nur daß eines Tages die Schwalben vor den Fenstern darin er wohnte ihr gewohntes Futter nicht fanden, die Dorfglocke an diesem Tage etwas länger als gewöhnlich tönte, die Gruppen der Frauen und Kinder um ein Weniges stiller und ernster ein offenes Grab umstanden. Das war Alles. Mit dem Kreuz auf dem Grabe schloß dies Dasein wie ein gewöhnliches. Was aber dies Leben überlebt ist das Epos seiner Liebe, und das gehört dem Dichter. Er hat es geschaffen, darum ist es sein eigenes. In den „Pages de la vingtième année" ist dies Epos vollendet, in welchem Alles was in einem „Lieben" Gefühl, Gedanke, Traum, Ahnung, Zweifel, Glaube, jauchzende Wonne und tiefstes Wehe ist sich zu einem, dies Alles umfassenden Bilde gestaltet. Ein Gemälde, reicher als die Welt, weil das Herz größer ist als diese.

Und wie die Liebe selbst ein unendlicher Kreislauf ist durch alle empfindenden Wesen, so geschieht es in diesem neuen „Epos" Lamartine's wie nach einem ewigen Naturgesetz, daß da wo die Liebe erblüht sie auch sterben muß. Das Plätzchen im weiten Erdenraume wo ihre Wiege stand umfängt auch ihren Sarkophag. In jener Hütte am See im Savoyerthal — mit drei Schritten mißt sie dein Fuß — beginnt und endet eine Weltgeschichte.

Es gibt einen Moment in der Geschichte Juliens und Raphael's, dieser beiden Wesen die unser Epos bilden, einen den nur ein höchstes Lieben begreift, der uns wie mit Blitzesstrahl das innerste Geheimniß ihrer Liebe enthüllt. Es ist der Augenblick wo sie sich, nachdem das Geschick sie auf eine kurze Zeit getrennt, in Paris wiederfinden, wo sie, versunken im gegenseitigen lang entbehrten Anschauen, jenen stillen Cultus der Liebe feiern, jenen seligen Quietismus, dessen schweigendes Entzücken mit Nichts verglichen werden kann als nur mit dem Versinken der „gottgefangenen" Seele in die Gottheit. Ein Beten also der Seelen zueinander, und in diesem Gebet wird uns das Geheimniß kund:

Ils s'adorent, mais il y a *un fantôme de mort* entre eux, et en s'enivrant des regards l'un de l'autre, *il ne se serreront jamais dans leurs bras.*

Dies Phantom des Todes, klar und deutlich ausgesprochen, heißt: die Schwindsucht.

Die Aerzte haben einen Ausdruck für die wunderbare Verwandelung die sich im Antlitz eines Menschen zuträgt der bald sterben wird. Sie nennen Dies das Hippokratische Gesicht. Wenn der Todeskampf an den Kranken nun bald herantritt alsdann zeigt sich dies untrügliche Zeichen der nahen Auflösung.

Aber es gibt auch eine Krankheit die in dem jugendlichen Leibe des Menschen geheimnißvoll sitzt, und nagt wie der Wurm in der Knospe. Ihr Wesen ist nicht das der gewöhnlichen Krankheiten. Wenn diese nur Störungen des menschlichen Organismus sind, so ist sie schon der verhüllte Fortschritt seiner Vernichtung. Wenn andere Krankheiten nur erst die Möglichkeit des Sterbens sind, so ist diese der Proceß des Sterbens selbst, wie er leise, aber unaufhaltsam im Lebendigen sich vollbringt. Es ist der Tod selbst der hier im Leben wandelt, aber so schauerlich leise, daß er lange von dem Leben selbst in dem er haust nicht gefühlt wird. Daß der Tod, wenn er so als stiller mörderischer Gast ein Lebendiges bewohnen will, sich die schönste Lebensblüte als Haus erwählt, Dies ist seine Poesie. Darum

ich es besitze, und welches ein Liebesgedicht des Kaisers Siuen-Tsoung enthält, ist in den Augen eines Chinesen unschätzbar. Der Reiche wie der Aermste breitet mit Stolz seine Autographenschätze aus, und das höchste Ziel Beider ist ein oder zwei Worte welche ein Kaiser an einen Vornehmen, einen Beamten oder Künstler als Ermunterung gerichtet hat zu besitzen. Da es aber nicht Jedermanns Gabe ist große Briefe zu schreiben, so begnügt man sich mit einigen Worten auf dem Fächer. Dieser Fächer ist ein integrirender Theil des Chinesen; es mag kalt oder warm sein, regnen oder schneien, immer muß der Fächer dabei sein. Und welche süße Rache gewährt es nicht, wenn man gern einen Feind ärgern möchte, und gleichsam ganz absichtslos den Fächer öffnet, und ihm einige Worte sehen läßt die irgend ein Großer des Reichs ganz besonders darauf geschrieben hat, sodaß der Andere vor Neid bersten möchte.

Es ist natürlich, daß es auch nicht an Fälschungen solcher Autographen fehlt, und unzählige Facsimiles müssen dem Armen den Mangel der Originale ersetzen. Diese Nachdrücke sind bei der Geduld der Chinesen so geschickt gemacht, daß ein geübtes Auge dazu gehört um sich nicht anführen zu lassen. Wie weit ihre Kunst geht möge folgendes Beispiel lehren. Als die Tataren die Dynastie der Ming stürzten war der Vicekönig von Kanton, Tschen, seinem frühern Souverain treu geblieben; sobald er daher seinem neuen Herrscher in die Hände fiel wurde er verurtheilt lebendig zersägt zu werden. Sein Heroismus mitten unter den fürchterlichsten Qualen machte ihn so populair, daß der neue Kaiser es für gerathen fand seine Hinrichtung zu desavouiren, ihn unter die Heiligen zu versetzen, und eine Pagode in Kanton zu errichten. Ein Autograph von ihm war daher außerordentlich gesucht. Ein Mitglied unserer Gesandtschaft besaß vier derselben, und hatte sie an die Wand gehängt, als eines Tags ein chinesischer Künstler sie erblickte, und unter dem inständigsten Flehen ihn bat, er möge sie auf einen Tag zur Hochzeit seines Sohnes ihm leihen. Wirklich brachte er sie nach dem Feste zurück; allein es waren Abschriften, aber so geschickt, daß der Eigenthümer sie nicht erkannt hätte, wenn er sich nicht gewisse Zeichen an den Originalen gemacht hätte. Auf das Bitten des seltsamen Autographensammlers zeigte er den Betrug nicht an; denn er würde die Bastonade nicht ausgehalten haben. Das Verfahren bei dergleichen Nachdrücken ist folgendes: Das Autograph wird auf einen polirten Stein aufgeleimt, und dann werden genau die Schriftzüge eingegraben; der Stein wird dann mit einem tintegetränkten Pinsel gebürstet und beliebig viele Abdrücke gemacht, die sich durch außerordentliche Schärfe und Genauigkeit auszeichnen. Das Autograph geht durch dieses Verfahren freilich verloren, allein der Chinese wird durch die Vervielfältigung hinlänglich entschädigt. Auf diese Weise hat man ganze Werke welche die Handschriften aller Notabilitäten einer Periode enthalten, so z. B. die der Dynastie Tang im 7. und 8. Jahrhundert, und die der Dynastie Soung. Das seltsamste Werk ist das eines gewissen Tschanpao, welcher sämmtliche schöne Aussichten und Autographen die er auf einer Reise durch China fand auf seine Kosten lithographiren ließ, was ihm fast 40,000 spanische Piaster kostete. In Ermangelung von Papier müssen Gold, Bambus, Holz, Porzellan und selbst die Theetassen herhalten.

Die gesuchtesten und ältesten Autographen sind die des Wan-hi-sche, eines berühmten Richters, der gegen das Ende des 3. Jahrhunderts lebte; sie sind von solcher unnachahmlichen Eigenthümlichkeit, daß der Kenner sofort ihre Echtheit erkennt. Er war indeß so sparsam mit seiner Handschrift, daß es immer einer Kriegslist bedurfte um ihm welche zu entlocken, und dazu mußte meist ein guter Gänsebraten, den er sehr liebte, dienen. Gegenwärtig wird ein Manuscript von ihm mit 400—800 Taels bezahlt (à 8 Fr.). Wie bei uns der Maler seine Gemälde, der Zeichner seine Zeichnung, so gibt der Chinese wenn er Jemand recht hoch ehren will seine Handschrift als Geschenk. So überreichte der kaiserliche Commissair Ki in Macao dem französischen Gesandten bei der ersten Zusammenkunft einige Fächer, ungefähr 25 Centimes werth, um welche aber die Begleiter Ki's die glücklichen Fremdlinge beneideten, weil Seine Hoheit einige Worte darauf geschrieben hatten. Als ganz vorzügliches Geschenk ließ der Oheim des Kaisers dem Chef der Gesandtschaft einen Bogen von drei Meter überreichen, auf den er mit eigener Hand wie einen ungeheuern Kometen ein einziges Zeichen gemalt hatte, Cheu, d. h. langes Leben. Als Antwort mußte Hr. v. Ferrière-Le-Vayer, einer der geistreichsten Diplomaten und erster Gesandtschaftssecretair, gleichfalls schreiben. Als die kaiserlichen Commissaire dem König von Frankreich Geschenke schickten, war das werthvollste darunter eine vollständige Sammlung Facsimiles von den Handschriften sämmtlicher Kaiser seit der Dynastie Han." 31.

Bibliographie.

Apelt, E. F., Johann Keppler's astronomische Weltansicht. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bolzano, B., Was ist Philosophie? Aus dessen handschriftlichem Nachlaß. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.

Gedichte von Emil **. Wien. Gr. 16. 24 Ngr.

Lamartine, A. v., Geschichte der französischen Revolution von 1848. Aus dem Französischen von A. Reclam. 1ster Band. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Macaulay, T. B., Die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritte Jakobs II. Uebersetzt von F. Bülau. 2ter Band. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr.

Oesterreichs Walhalla. Wien. Gr. 16. 10 Ngr.

Portraits und Scenen aus dem J. 1848. Zwei Bände. Mit R. Blum's Bildniß in Stahlstich. Mannheim, Schoh. 8. 22½ Ngr.

Schmitt, K., Dichtungen. Marburg, Elwert. Gr. 12. 10 Ngr.

Wilkinson, G. B., Repeal. Die Beschwerden Irlands gegen England. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bemerkungen über die jetzt vorkommenden Eingriffe in die Eigenthumsrechte. Nebst Anhang, die Paulskirchen-Verfassung betreffend. Dresden, Naumann. Gr. 8. 4 Ngr.

Coßmann, F., Beitrag zur Lösung der socialen Frage. Coblenz, Bädeker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Demokratie. Für das Volk bearbeitet von einem wahrhaften Volksfreunde. Colberg, Post. Br. 8. 2½ Ngr.

Gedanken am Grabe unseres Freundes Friedrich Koch. Erfurt, Körner. Gr. 8. 1½ Ngr.

Hlubek, F. X., Europa's Staaten, ihre Grundkräfte, Schulden und Civillisten. Prag, Calve. Gr. 8. 7½ Ngr.

Holtzendorff-Vietmannsdorf, Politische Erinnerungen. Berlin. Gr. 8. 6 Ngr.

Klagelied eines von Erfurt abziehenden aufgelöst'en Deputirten. Erfurt, Körner. Gr. 8. 1 Ngr.

Marées, A. v., Zur Verfassungsurkunde für das Königreich Preussen vom 5. Decbr. 1848. Coblenz, Bädeker. Gr. 8. 8 Ngr.

Prozeß des Generals Ramorino. Aus dem Italienischen übersetzt. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 11 Ngr.

Reineck, K. E., Das Ministerium Brandenburg-Manteuffel. Berlin, Mai. Gr. 8. 6 Ngr.

Sparfeld, E., Das Buch von Robert Blum. Ein Denkmal seines Lebens und Wirkens. Eingeführt durch F. Rauch. Leipzig, Matthes. 8. 12 Ngr.

Allerhöchste Stylproben. Schwerin, Kürschner. 8. 5 Ngr.

Ueber die Arbeiterfrage in Bayern aus Anlaß der Preisfrage des Königs. München. Gr. 8. 6 Ngr.

Ziegler, J., Die Sammlungen für den heiligen Vater. Eine Predigt am zweiten Sonntage nach Ostern. Regensburg Manz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 200. — 21. August 1849.

Alphonse de Lamartine.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 199.)

Wir müssen in Raphael's eigener Sprache vernehmen wie sein Geist, sein Empfinden das „verzehrende Glück" dieser kurzen, aber höchsten Liebe durchlebt:

Cet amour prenait, pour se traduire, toutes les formes infinies, par lesquelles Dieu a permis à l'âme de se communiquer à l'âme, à travers la barrière transparente des sens. Depuis le regard qui contient le plus de nous-mêmes dans un rayon presque immatériel, jusqu'aux paupières fermées qui semblent recueillir en nous l'image reçue, pour l'empêcher de s'évaporer, depuis la langueur jusqu'au délire, depuis le soupir jusqu'au cri, depuis le long silence jusqu'à ces paroles intarissables, qui coulent des lèvres sans pause et sans fin, qui coupent l'haleine, qui lassent la langue qu'on prononce sans les entendre soi-même, et qui n'ont au fond d'autre signification, que celle d'un effort impuissant pour dire et pour redire ce qui ne peut jamais être assez dit.

Nous avions souvent parlé ainsi des heures entières à demi-voix, le coude sur la petite table, le visage près du visage, les deux regards presque confondus, sans nous apercevoir que l'entretien avait duré plus que la durée d'une respiration: tout étonnées que les minutes eussent couru aussi vite que nos paroles et que l'horloge sonnât l'heure inexorable de nous séparer.

Aber auch die Stunde ihrer ewigen Trennung — wenn die Ewigkeit es vermag solch eine Liebe zu vernichten die der Geist selbst ist — sollte bald schlagen. Diese Tage des Entzückens sind für Beide auch Stunden des ununterbrochenen Todeskampfes. „Solche Freuden", ruft Raphael einmal aus, „sind nicht mehr Glück, es sind Martern des Herzens und Todesstrafen der Liebe."

Als der Herbst naht müssen die Liebenden sich auf eine kurze Zeit trennen. Die Misère der äußern Verhältnisse ruft Raphael in die Heimat. Aber in dem schönen Thal von Aix wollen die gebrochenen Hüllen beide sich wiederfinden (dort, in jenem stillen Hause, wo sie sich zuerst erblickten), beide, denn auch in Raphael ist jene Todeskrankheit entstanden, und breitet schon ihre dunkeln Schwingen aus. Das „verzehrende Glück" dieses ewigen Berührens Beider hat das schreckliche Uebel gleichsam magnetisch hinübergeleitet auch in seinen Körper, und auch in diesem Begegniß zeigt sich klar, daß diese Zwei nicht zwei, daß sie nur ein Wesen in zwei Naturen sind, die sich täuschen.

O wie traurige, tragische Züge bezeichnen doch diesen Ausgang der Geschichte! Die Mutterliebe, bangend für das kranke Leben des Sohnes, bringt ihm ein letztes rührendes Opfer, und nur durch dies heilig-rührende Opfer werden ihm die äußern Mittel gewährt zur Herstellung seiner Gesundheit. Raphael kommt an im schönen Thale von Aix. Sein ganzes Wesen ist Erwartung, gespannte Sehnsucht nach Julien, die bald, bald kommen soll.

Aber in Julien hat inzwischen die Todeskrankheit ihr letztes Stadium erreicht, jene tückische, geheimnißvolle, entscheidende, aber doch so poetische Krisis, wo der Organismus des Lebens, ganz vergiftet schon vom tödtlichen Wurm, noch einmal wieder aufzublühen, frische Kraft und Jugend und Lebensheitere auszustrahlen scheint, wie man einen Abgrund mit Blumen deckt. So ließ Raphael sie in Paris zurück, er selbst hoffnungsselig. Aber Julie schaut klar, sie wußte, daß es auf diese Trennung kein Wiedersehen gibt. Ihre verheißenden, liebeglühenden Zeilen die sie dem harrenden Freunde aus der Ferne sendet müssen ihn nur täuschen, damit sein Leben geschont werde.

An einem Abend — der weite See ruht in feierlicher Dämmerung, droben am Himmel funkeln schon dessen ewige Lichter — weilt Raphael träumerisch erwartend an jener Stelle, in jener einsamen Hütte die, jetzt von Menschen verlassen, nur Nachtgevögel bewohnt, wo er Julie zuerst gefunden. Da tönt vom See fern und näher Ruderschlag. Der Fischer ist's, der Raphael die Briefe überbringt die an ihn aus Paris kommen; nein, es ist das Verhängniß selbst, das uns in schrecklich entscheidenden Augenblicken oft in der ruhigen Gestalt gleichgültiger Menschen erscheint.

Dies Paquet ... diese Briefe, es sind die letzten, heiligsten, unaussprechlichen Seufzer, es ist der Schwanengesang einer ganz unvergleichlichen Seele.

Julie hat vollendet.

Seien Sie Mann — so schreibt der Arzt der ihr Verhältniß kannte —, fassen Sie sich in den Willen Dessen dessen Wege nicht die unserigen sind. Erwarten Sie Niemand mehr! Suchen Sie nicht mehr auf Erden ein Wesen das dem Himmel gehört, und dort nun wieder aufgenommen ist.

Der Verklärten letzte Blätter, die der Vernichtete in seinen zitternden Händen hält, es sind flehende Bitten,

daß ihr Raphael die Täuschung die sie ihm bereiten mußte verzeihen soll, daß er sich fasse und lebe für seine Mutter. Nur den letzten lispelnden Hauch dieser ausathmenden Seele lasset uns vernehmen:

Raphael, Raphael, wo bist du? Noch fühle ich so viel Kraft um aus meinem Bett zu steigen. Ich habe der Frau die mich wartet gesagt, daß ich allein zu ruhen wünsche. Ich habe mich beim Schein der Lampe aus dem Bett geschleppt, von Ruhepunkt zu Ruhepunkt, bis nach meinem Schreibtisch ... aber ich sehe Nichts mehr ... meine Augen schwimmen in Nacht ... ich sehe nur schwarze Flecken auf dem Papier ... Raphael, ich kann nicht mehr schreiben ... O nur noch dies Wort: Lebe wohl, Raphael!

So endet dies Epos. So lange aber Seelen empfinden, himmlische Geister in schönen Hüllen ihren irdischen Wohnsitz aufschlagen, so lange die wahre Heimat der Dichtung das Menschenherz ist, werden diese Gestalten unsterblich, wird diese Sprache heilig sein.

Dem Dichter aber, in dessen schöpferischem Geiste die Gestalten alle: Graziella, Julie, Raphael, aufgehen; dem Dichter, der in diesen Werken, die wir in unsern Artikeln deutschem Bewußtsein näher gebracht, sich, gerade in dem schönsten Augenblicke, in dem wo er auf den Höhen der Zeit, vielleicht der noch unaufgeschlossenen Zukunft steht, so innig in die Offenbarungen des Menschenherzens vertiefte, wird deutscher Dank am lebendigsten erblühen, wenn seine Bücher zu symbolischen des Credos deutscher Herzen werden. *) 36.

Aus Skandinavien.

1. Die zwei Baronessen. Von H. C. Andersen. Vier Bände. Leipzig, Lorck. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Gesammelte Märchen von H. C. Andersen. Mit 112 Illustrationen nach Originalzeichnungen von S. Pedersen. In Holz geschnitten von E. Kretzschmar. Leipzig, Lorck. 1849. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.
3. Schwedische Volkssagen und Märchen. Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt und herausgegeben von Gunnar Olof Hyltén Cavallius und George Stephens. Mit Varianten und kritischen Anmerkungen. Deutsch von Karl Oberleitner. Wien, Haas. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Zwei Zeitalter. Novelle vom Verfasser der Erzählung: „Eine Alltagsgeschichte." Dänisch herausgegeben von Johann Ludwig Heiberg. Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Frankfurt a. M., Brönner. 1848. 12. 24 Ngr.

An J.... J....

Wir haben wieder Waffenstillstand, und so böse wir auch Beide darüber waren als er geschlossen wurde, so wollen wir ihn doch, denke ich, wenigstens insoweit gelten lassen und zu benutzen suchen, daß wir einmal wieder ein paar von unsern alten dänischen Freunden zu uns einladen, und uns von ihnen einige ihrer uns immer so behaglich anwehenden Geschichten und Märchen erzählen lassen. Kommt es doch auch im alltäglichen Leben oft genug vor, daß sich Nachbarn über demselben Grenzzaun dessen wegen sie vor Gericht miteinander im Streite liegen, im Austausch alter Jugenderinnerungen oder interessanter Tagesneuigkeiten freundlich die Hand reichen, und so wird es denn auch zwei nachbarlichen Völkern erlaubt sein, trotz ihrem noch unausgekämpften Haß, einmal in traulicher Hingebung der alten Freundschaft und Wechselbeziehung zu gedenken. Wundere dich daher nicht, wenn ich dir heute lauter Kämpen aus dem feindlichen Lager schicke, und dir zumuthe dich bei einer Tasse Thee von ihnen unterhalten zu lassen. Du kannst Dies um so unbedenklicher, je delicater sie selbst die böse Streitfrage zwischen uns und ihnen zu vermeiden suchen, und wie eine gute Einquartierung die unangenehme Wirkung ihrer politischen Farbe durch den anziehenden Charakter ihrer Persönlichkeit vergessen machen.

Den ersten derselben brauche ich dir nicht zu empfehlen. Es ist Andersen, den wir ja schon seit einer ziemlichen Reihe von Jahren kennen, und trotz allen seinen Fehlern und Schwächen liebgewonnen haben. Du wirst ihn wenig oder gar nicht verändert finden. Er ist noch immer der harmlose, gemüthliche Erzähler, in dem man sogleich das geborene Dichtergemüth, das wildaufgewachsene Naturkind und den in liebenswürdiger Weise mit sich selbst coquettirenden Autodidakten wiedererkennt. Wie du weißt, daß beinahe alle seine frühern Romane fast nur maskirte Selbstbiographien sind, und daß er namentlich im „Improvisator" nur sein eigenes romantisches Jugendleben in römischem Faschingsputz zum Besten gibt: so wirst du ihn auch in seiner diesmaligen Erzählung sehr bald als den eigentlichen Kern und Mittelpunkt herausfühlen, und dich nach kurzem Lesen überzeugen, daß das Ganze wieder auf eine interessante Selbstbespiegelung, auf eine kaleidoskopische Zusammenstellung von Erfahrungen und Anschauungen aus seinem eigenen Leben hinausläuft. Auf ein wohlgegliedertes und organisch verarbeitetes Kunstwerk darfst du daher auch in „Die zwei Baronessen" nicht rechnen, ja auch nicht einmal auf einen jener Romane die, ohne gerade den höhern ästhetischen Anfoderungen zu entsprechen, doch wenigstens die Ansprüche die man an die sogenannte Unterhaltungsliteratur zu machen pflegt in höherm Grade befriedigen. Der erste Band des Romans zwar erweckt dazu die besten Hoffnungen. Du wirst denselben mit ebenso viel Interesse an Dem was er selbst bietet als mit gespannter Erwartung Dessen was sich daraus entfalten werde lesen, und namentlich die Exposition, wenn auch gerade nicht neu, doch sehr romantisch, lebendig und von einem Walter Scott'schen Hauche durchdrungen finden. Auch die Persönlichkeiten, drei junge Edelleute mit ihrem „Manuducteur", einem jungen Theologen, ein armer verkannter Kammerjunker, in dem sich ein musikalisches Genie durcharbeitet, und vorzugsweise „die alte Baronesse", eine aus den niedern Ständen hervorgegangene, mit vielen Wunderlichkeiten ausgestattete Dame, werden sich einer lebendigen Theilnahme zu erfreuen haben. Aber diesem glücklichen, wohlangelegten Eingange entsprechen die drei übrigen Bände nicht. Während sich dort noch Alles von innen heraus entfaltet, und mehr oder minder den Charakter einer vollkommenern organischen Bildung trägt, finden wir hier nur noch eine lose, fast unorganische, nur durch einen schwachen Faden zusammengehaltene Aneinanderreihung einzelner Gebilde, und es macht somit das Ganze fast einen Eindruck wie die Meerfrauen der nordischen Märchen, die, während sie oben ein verführisches Menschenantlitz zur Schau tragen, unten in einen zwar noch glänzenden und buntschillernden, aber doch Nichts weniger als die angeregten Erwartungen befriedigenden Fischleib und Fischschwanz auslaufen. Dies wird dir, indem du dabei an das Horazische:

ut turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne —

denken mußt, wie ein absolutes Verdammungsurtheil klingen; so schlimm ist es jedoch nicht gemeint. Du weißt ja, daß wir Modernen überhaupt in Betreff phantastischer und heterogener Zusammenstellungen ein gut Theil mehr ertragen können als die Alten, und kraft unsers christlich-germanischen, mehr dem Innern als dem Aeußern zugewandten Geschmacks gern einmal über Ungehörigkeiten der Form hinwegsehen, sofern uns nur aus dem Inhalt ein guter und wohlthuender Geist entgegen-

*) Ueber Lamartine's neueste Schrift: „La révolution de 1848" wird ein anderer Mitarbeiter d. Bl. binnen kurzem berichten.
D. Red.

weht. Und Dies ist, was man auch sonst daran aussetzen kann, in unsern „Die zwei Baronessen" von Anfang bis zu Ende der Fall, und so darf ich dir versprechen, daß du auch die drei letzten Bände nicht ohne Genuß und Befriedigung lesen, und namentlich an einzelnen Partien, z. B. an der Schilderung der Halligen, an den Schicksalen eines der Jenny Deans nacheifernden jungen Mädchens in Kopenhagen u. s. w., eine gute Unterhaltung finden wirst, und zwar um so mehr, als man an ihnen zugleich psychologische Studien über die Persönlichkeit des Dichters machen und überall Blicke in sein reichhaltiges und bewegtes Leben werfen kann. Ueber die Geschichte selbst füge ich Nichts weiter hinzu, um dir nicht die Spannung zu verderben. Wünschest du aber, ehe du dich auf die ganze Mahlzeit einlassen magst, vorher einen sogenannten Kostebissen zu haben, so kann ich dir nichts Besseres als die Schilderung der folgenden Ballscene empfehlen, die als ein ziemlich scharf umrahmtes Bildchen auch außer dem Zusammenhange recht wohl genossen werden kann.

„Wir sind", erzählt der Dichter S. 86, „auf einem Ball, einem großen Hofball. Wie ein Tag bei klarem Sonnenschein ist's bei dieser prächtigen Beleuchtung; kein Blumenbeet ist reicher an bunten Farben als diese große Versammlung von rothen Uniformen mit Sternen und Ritterkreuzen, die Toiletten der Damen sind so geschmackvoll, so verschieden, und gerade die Toiletten sind's die die Admiralin mustert, und über die sie sich mit einer ältern Dame unterhält, deren goldener Turban wie ein Cafferol aussieht, und deren Kleid von feuerfarbenem Atlas eben nicht den besten Geschmack verräth. Die Musik ist ausgezeichnet, sie bringt selbst die Beine der alten Excellenzen in eine träumerische Tanzbewegung. Lakaien wandern wie Karyatiden mit Erfrischungen zwischen den dichten Gruppen umher. In einer Fenstervertiefung steht Klara, schöner vielleicht als je. Sie trägt ein weißes, durchsichtiges Kleid, das in vollen, luftigen Falten herabrollt, als sei es aus Aether gewebt und in Schnee gefärbt. Kleine Bouquets von Veilchen und Moos scheinen darüber hingestreut zu sein. Ihr Gesicht, ihre Arme, ihre ganze Gestalt ist wie durchsichtig. Ein Ausdruck von Glückseligkeit ruht auf diesem jugendlich frischen, wunderschönen Gesicht; ein Lächeln das mehr Zauber enthält als alle Musik, alle Poesie; nie früher war sie so schön, nie lächelte sie so glückselig. Sie unterhält sich mit einem der Prinzen, der sie zum Tanz führt. Frederik steht nicht weit davon im blausammetnen Hoffrack mit großen diamantenen Knöpfen; er sieht ihr glückseliges Lächeln, er ist böse auf sie ohne sich selbst davon Rechenschaft ablegen zu können warum. Sie begegnen sich im Tanz, und werden wieder getrennt. Gerade in diesem Augenblicke tritt Holger ein. Klara hat ihm den dritten Tanz versprochen, und doch ist er der Letzte der kommt; aber man muß die Ursache davon wissen. Holger ward gestern Kammerjunker. Der Schneider hat Tag und Nacht an der Uniform genäht, das Unmögliche möglich gemacht, ihn zum Balle fertig geliefert, aber erst vor einer halben Stunde gebracht. Der rothe, goldgestickte Frack sitzt ausgezeichnet, die weißen kasimirenen Beinkleider sind wie ein Theil des Körpers, Holger ist auffallend hübsch. Er weiß Dies selbst. Es ist die erste Uniform die er trägt, es ist der erste Titel den er erhalten hat, außer dem angeborenen Barontitel, und Klara hat ihn schon entdeckt, ihm schon zugelächelt; wie viel jugendlicher Muth, wie viel Glück kann doch einem Herzen zufließen!"

„Graf Frederik dagegen sieht auf einmal ganz unzufrieden aus. Der Ball langweilt ihn, Klara's Lächeln ist ihm zuwider, und nicht einen Tanz hat sie für ihn. «Schon vor 14 Tagen war ich auf alle engagirt!» hat sie ihm mit einem Lächeln gesagt von dem er in seiner bittern Stimmung meint, daß es leichtsinnig sei, und nun tanzt sie mit Holger! Das ist ein hübsches Paar, und man bemerkt sie. Bei Beiden macht sich gewissermaßen das Gefühl geltend: uns gehört die Welt! Alle die Uebrigen figuriren nur um uns! Ist es Klara's Lächeln, ist es die Tanzmusik, oder ist es die Uniform die so vortrefflich sitzt, oder vielleicht alle drei, welche solche Wirkung hervorbringen? In diesem Augenblicke wird es Holger deutlicher als je zuvor, daß er Klara liebt, daß er es ihr sagen muß, daß er so mit ihr durchs ganze Leben tanzen möchte — es gibt keine Sorgen, keine Krankheit, keinen Tod!"

„Man geht zur Tafel, der Champagner schäumt. Holger ist glücklich wie ein Gott, redselig, lächelnd, und während er wieder mit Klara in den Ballsaal tritt, ist ein Beschluß gefaßt; ehe der Ball zu Ende muß sie seine Gefühle kennen, wissen daß er sie liebt, daß sie seine erste heftige Liebe ist. Er hat den Muth, er hat den Willen, Das muß man sagen; in diesem Augenblicke schläft Hermann ruhig zu Hause, in demselben Augenblicke sinnt Frederik darüber nach, ob er Klara morgen Mittag bei der großen Schlittenpartie nach Bellevue fahren soll oder nicht. Tanzmelodien sind für den Verstimmten schwere Wogen, die seine Laune noch mehr zum Wrak machen, aber den Lebensfrohen heben sie nur noch mehr empor. Klara hatte ganz und gar Hermann's hübsche, geniale Bilder vergessen, ebenso Frederik's lebendige Schilderungen seiner Seereise, auf die sie früher mit so großem Entzücken lauschte. Holger ist der beste Tänzer von Allen, der Aufmerksamste, der Liebenswürdigste. In dem Tanz der nun kommt soll inclinirt werden. Mit dem ganzen Ausdruck eines Glücklichen steht er vor Klara, sein Blut und seine Gedanken sind wie Champagner, er verneigt sich tief mit einem heitern Lächeln, richtet sich dann einen ganzen Zoll mehr in die Höhe als gewöhnlich, und dann — herrscht denn hier ein Zauber? Man sollte es glauben! Sind die Menschen von einem unsichtbaren Geist begleitet, einem guten oder einem bösen? Indem Holger sich emporrichtet, geht plötzlich eine Art von Verwandlung mit ihm vor, sein Gesicht wird blutroth, seine Bewegung ist mit einem mal gezwungen; seine Worte, seine Rede sind nicht mehr so ungebunden, es ist etwas ganz Bedeutendes vorgegangen, seine Gedanken sind getheilt zwischen Klara und — ja es würde allzu schrecklich klingen jetzt plötzlich das Wort auszusprechen. Die geringsten Ursachen haben oft die bedeutendsten Folgen. Holger bewegt sich nicht mehr wie zuvor, er gibt sogar ganz verkehrte Antworten. In dieser Nacht hält er nicht um sie an. Klara existirt noch für Frederik, für Hermann, für Den von dem Niemand weiß. Mitten in dem höchsten Moment des Entzückens, mitten in der kecken Offenbarung der Liebe — doch mehr als Einer ist wol schon in derselben Lage gewesen und kennt diese Qual, bei welcher der Mensch seine ganze moralische Würde verlieren kann, und die hat Holger verloren, die jugendliche Heiterkeit, das Bewußtsein seines neuen Titels und seiner schön sitzenden Uniform. Klara betrachtet ihn mit einem ängstlichen Blick, bei ihr steigt der Gedanke, der ungerechte Verdacht auf, es sei der Wein, er habe zu viel getrunken! Und der Nimbus der ihn umgab ist verschwunden, sie weiß nicht welches Unrecht sie ihm thut; ihre Gesprächigkeit hört auf, sie sucht unwillkürlich Graf Frederik, ihre Augen begegnen den seinigen, es ist ihr als ob er lache, als ob er ihre Lage begreife; es wird wieder inclinirt, und sie wählt Frederik. Holger verschwindet einen Augenblick hinter den Gardinen, kommt dann wieder zum Vorschein, aber er ist nicht mehr wie zuvor. Und das Ganze ist die unglücklichste aber unschuldigste Situation auf einem Ball, wenn man inclinirt, ja im Ernst inclinirt. Es ist die schrecklichste Prosa der Wirklichkeit die ihn überwältigt hat. Wenn Einer hingerichtet werden soll, da sagt man! «Er soll seinen Knopf verlieren», d. h. den Kopf verlieren, und Holger hat einen Knopf verloren und dadurch den Kopf. Von den engen Kasimirbeinkleidern ist der eine Hosenträgerknopf gesprungen — nun ist's gesagt, nun begreift man das plötzliche Erröthen, das Gezwungene in seiner Haltung, seine Zerstreuung, die verkehrten Antworten. Mit dem Knopf fielen Muth und Glück und Klara's Entzücken! Klara wählte Frederik, und diese Beiden fuhren am nächsten Tage zusammen nach Bellevue."

Ich schließe diesem Romane zunächst eine Sammlung der

Andersen'schen Märchen an, die sich dir, abgesehen von ihrem Inhalte, schon durch ihre elegante Ausstattung und namentlich durch ihre wohlgelungenen Illustrationen nach Originalzeichnungen von Pedersen empfehlen wird. Der Inhalt verdient diese Ausstattung, obschon ich dir bekennen muß, daß ich von der unbedingten Begeisterung mit welcher Andere das Lob dieser Märchen verkündet haben nicht erfüllt bin. Wenn z. B. ein englisches Urtheil über Andersen lautet: in allen seinen Märchen wehe ein zarter Sinn für Menschliches, und eine verschwenderische Phantasie bilde ihre Atmosphäre, jedes Blatt derselben biete Stoff zum Nachdenken, und jede Zeile bringe Sonnenschein ins Herz; seine Gewalt in dieser Beziehung streife ans Wunderbare; er schiebe seine besten Stellen nie in den Vordergrund, gehe nie auf Umwegen, sondern stets geraden Wegs zum Ziele, mache möglichst wenig Worte und nehme die möglichst kürzeste Wendung; dabei sei so viel Verstand in seiner Kürze, so viel Klugheit und Güte, und in seinen einfachsten Sätzen lägen lange Hintergedanken verborgen; er schreibe zierlich und heiter, erläutere was er sagen wolle durch so seltsame Bilder, daß man sich immer versucht fühle von neuem anzufangen, um aufs neue das Vergnügen zu haben die Räthsel zu lösen; und nur wenige Märchen vertrügen so wie die seinigen das Wiederlesen, denn bei ihm werde man immer von neuem interessirt: so liegt darin zwar viel Wahres, aber ich kann es dennoch nicht ohne Weiteres unterschreiben, weil neben den Lichtseiten nicht auch die Schattenseiten erwähnt sind, an denen es denn doch keineswegs fehlt. Ich bin überzeugt, auch du wirst dieselben bald entdecken. Du wirst bald finden, daß sie keineswegs so genial entworfen sind als sie auf den ersten Blick aussehen, sondern daß sie vielmehr ihre Entstehung und ihre Entwickelung einer gewissen verständigen Berechnung verdanken, welche nur durch die Naivetät des Ausdrucks einigermaßen übertüncht wird. Sehr viele derselben sind sich in ihrer Anlage und Fortführung durchaus gleich, und erscheinen fast wie nach einer Schablone gearbeitet. Der Dichter nimmt irgend einen beliebigen Gegenstand, einen Tannenbaum, einen Zinnsoldaten, einen Kreisel, eine alte Straßenlaterne, eine Stopfnadel oder dergleichen, personificirt denselben, läßt ihn dann eine Reihe Schicksale erleben, die gerade dem in Rede stehenden Gegenstande gewöhnlich zu begegnen pflegen, und knüpft daran gewisse allgemeine moralische Sätze, die zwar dem Ganzen einen tiefern Sinn und eine nachhaltigere Wirkung geben, aber häufig auch nicht wenig dazu beitragen die ganze Zusammenstellung als gemacht erscheinen zu lassen, und so das bekannte Goethe'sche Wort: „Man fühlt die Absicht und man ist verstimmt!" zu bewahrheiten. Wie die Construction des Ganzen so sind denn auch die einzelnen Züge und Entwickelungsmomente Nichts weniger als durchaus befriedigend. Denn neben sehr Sinnigem und der Idee Angemessenem findet sich auch manches Willkürliche und Widersprechende, und wenngleich ich mit Tieck gern zugeben will, daß im Reiche des Phantasus auch die „liebe Albernheit" ihre Rolle spielen muß, so will es mir doch scheinen als ob ihr Andersen in seinen Märchen neben der alten Hofmeisterin Moral eine gar zu bedeutende Rolle eingeräumt habe.

Aber wie Dem auch sein mag, spannst du nach dem vorangegangenen Ruf deine Erwartungen nicht gar zu hoch, und hütest du dich zu viel der Märchen auf einmal zu lesen, so kann dir trotzdem aus der vorliegenden Sammlung mancher Genuß erwachsen, wenn auch schwerlich ein solcher wie ihn dir vor mehren Jahren desselben Dichters „Bilderbuch ohne Bilder" gewährt hat.

Bist du nun einmal bei den Märchen eines Dänen, so verschmähe es nicht noch einen kleinen Sprung nach Schweden hinüber zu thun, und dich mit einer Sammlung schwedischer Volkssagen und Märchen bekannt zu machen. Es hat dieselbe zwar einen mehr wissenschaftlichen Charakter, sie bildet als solche ein Seitenstück zu Asbjörnsen und Moe's Sammlung der norwegischen Märchen, sowie überhaupt einen werthvollen Beitrag zu den sorgfältigen Forschungen und Bemühungen die eine nicht unbedeutende Reihe namhafter Gelehrten und Dilettanten diesem unmittelbar im Volke wurzelnden Literaturzweige seit längerer Zeit gewidmet hat, und sie erhält mithin neben den Andersen'schen Märchen, welche der Kunst ihr Dasein verdanken und eine rein ästhetische Tendenz haben, eigentlich eine etwas fremdartige Stellung. Aber da ich weiß, welch Interesse du in Uebereinstimmung mit dem seit mehren Jahren herrschenden Geschmack gerade den Ergebnissen dieser Forschungen entgegengebracht hast, und da auch wirklich in ihnen wie in den wildwachsenden Wald- und Wiesenblumen ein gewisser geheimer Reiz und Zauber liegt, den man in den gehegtesten und gepflegtesten Topf- und Treibhausgewächsen der Kunstgärtner vergeblich sucht, so nehme ich trotzdem keinen Anstand sie dir in dieser Verbindung mit zu empfehlen, und dir neben dem wissenschaftlichen auch einen guten ästhetischen Genuß zu versprechen. Allerdings wirst du in ihnen nichts durchaus Neues, vielmehr nur Varianten der in unendlich viel Spielarten über die ganze Erde verbreiteten und bei allen Völkern wiederkehrenden Sagen entdecken; aber gerade dies Wiederfinden des längst Bekannten in der Fremde und das Aufsuchen der Abweichungen im Uebereinstimmenden gewährt eben einen ganz eigenthümlichen Reiz, indem sich gewissermaßen die Süßigkeiten des Alten und Neuen, des Heimischen und Ausländischen zu einem Doppeleffect vereinigen. Hast du Lust dir diesen Genuß noch zu vervielfachen, so geben dir dazu die zahlreichen Varianten und Anmerkungen die beste Gelegenheit, indem du durch dieselben an die verwandten Märchen der übrigen Völker bis zu den Persern und Indern erinnert wirst.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Empfehlenswerth für Broschüren.

„Ein Correspondent", sagt das „Athenaeum", „äußert uns den Wunsch, daß alle im Druck erscheinende Broschüren datirt werden möchten. Broschüren sind ein Theil des wichtigsten historischen Zeitmaterials. Sie selbst Eintagsfliegen, dolmetschen sie mit seltener Treue die Stimmung dieses Tags, enthalten aber in der Regel Nichts von den Zuständen des vorhergegangenen oder des nächstfolgenden Monats. Gleich den Zeitungen, denen sie mit Ausnahme der Periodicität allenthalben ähneln, gehören sie meist einem einzigen Momente an. Ihre richtige Chronologie ist ein wesentliches Erforderniß ihrer Geltung. Eine Sammlung undatirter Broschüren hat wie ein Bündel undatirter Banknoten wenig oder keinen Werth. Die Sturmeseile der Ereignisse gibt davon neuerlich schlagendes Zeugniß. Nehmen wir an, ein ungeordneter Haufe Broschüren des vorigen Jahres, ohne anderes Datum als 1848, kommt in die Hände eines Macaulay des 22. Jahrhunderts. Er enthält tausendfache Schilderungen des Zustandes von Europa, seiner mit jedem Tage veränderten Lage. Weil ihm aber Ordnung und genaue Zeitangabe fehlt, sinkt der anscheinende historische Reichthum zum Maculaturwerthe herab. Eine Zeitung ohne Nennung des Tags gilt nach ihrem Erscheinen so viel wie Nichts; ein datirtes Pamphlet ist eine geschichtliche Urkunde. Aber nicht blos Rücksicht für den künftigen Leser macht die Neuerung wünschenswerth; auch für den gegenwärtigen ist sie Bedürfniß. Monat auf Monat sehen wir Broschüren als eben erschienen angekündigt, deren Interesse und Wahrheit von dem Tage bedingt werden an welchem sie erschienen sind. Unser Correspondent erwähnt einen Fall dieser Art, eine Broschüre über den dermaligen Zustand von Italien, welche neu heißt und die Jahreszahl 1849 trägt, aber so alt ist wie Chamberlayne's oft wiederabgedrucktes Buch „The *present state* of Great-Britain", das zuerst 1668 erschien. Warum mit dem Jahre bezeichnen was nur einen Tag bezeichnet? Uebrigens zählt Dies zu den Handelskniffen welche den Handel um den Ruf der Ehrlichkeit bringen." L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 201. — 22. August 1849.

Wenzel Messenhauser.

Ein Lebensbild.

Es war an demselben Tage wo die Nationalversammlung zu Frankfurt den Beschluß faßte, daß Diejenigen welche sich an der Hinrichtung Robert Blum's betheiligt hätten zur strengen Rechenschaft gezogen werden sollen; es war an demselben Tage wo ein Schrei der Entrüstung über das gefallene Wien, über die Grausamkeit der Kroaten, über alle die gefallenen Opfer einer heillosen Politik durch das ganze deutsche Land ging, wo die Hände sich krampfhaft ballten, und der Zorn die Thräne im Auge zerdrückte, die sich im Schmerz über all den Jammer, über all den Spott und Hohn den man mit einem Volke trieb, hineingeschlichen hatte: es war am selben Tage wo ein neues Opfer der Windisch-Grätz'schen Grausamkeit fiel; es war am 16. Nov. 1848, wo Wenzel Messenhauser, Obercommandant der gesammten wiener Nationalgarde, standrechtlich erschossen wurde, in Gnaden erschossen, und nicht mit dem Strange aufgehängt! In diese zwei Worte drängt sich das ganze schauerliche Gemälde einer düstern Zeit, die viele edle Opfer verschlungen, deren Blut noch ungesühnt um Rache zum Himmel schreit! Begnadigt mit Pulver und Blei! ein Losungswort das die Rache wenn sie naht nicht vergessen wird. Es war also am 16. Nov. Morgens ½9 Uhr, als zum Schottenthore hinaus ein Wagen rollte unter starker militairischer Bedeckung; eine kühle, feuchte Morgenluft wehte durch die wüsten Straßen Wiens; die Herbstnebel wallten wie scheue Gespenster eines verlorenen Glücks um die Zinnen des Stephansthurms; nur hier und da schlüpfte ein Mann heimlich, leise und scheu um die Ecken der Straße, als fürchte er Mördern in die Hände zu fallen; es war Alles still und stumm, denn das Schwert der Rache hing über der armen Stadt; der Würgengel klopfte an die Pforten der friedlichen Wohnung, nur die Kerkerthüren rasselten, und das Schwert der Kroaten klirrte; denn Fürst Windisch-Grätz war in Wien! Der Wagen hielt und heraussstieg Wenzel Messenhauser; die Jäger in dem Stadtgraben luden die Gewehre, die Kugel rollte in den Lauf, die Hähne krachten! Doch nicht rasch und freudig konnte der Mann in den Tod gehen, eine barbarische Procedur, die ganz das verknöcherte Wesen der wiener Zustände bezeichnete, wurde erst vorgenommen. Ein Profos trat vor und sagte nach herkömmlicher Weise zu dem executirenden Oberst: „Herr Oberst, ich bitte um Gnade für den armen Sünder!" „Nein!" lautete die Antwort. „Herr Oberst, ich bitte um Gnade für den armen Sünder!" wiederholte der Profoß und „Nein" lautete die Antwort. Zum dritten male ruft der Profoß: „Herr Oberst, bei Gott und der Allbarmherzigkeit, ich bitte um Gnade für den armen Sünder!" Darauf sagte der Oberst: „Bei den Menschen ist keine Gnade, bei Gott allein ist Gnade!" Jawol, bei Fürst Windisch-Grätz gab es keine Gnade. Messenhauser blieb ruhig; er starb todesmuthig wie ein Soldat, und freiheitstrunken wie ein Dichter. Mit unverbundenen Augen, den Blick auf die Flintenläufe gerichtet, commandirte er den Jägern selbst die eigene Todesbotschaft: „Feuer!" Die Schüsse fielen, dumpf rollte der Widerhall nach den Bergen, die Geister der Hölle lachten laut, und der Genius der Freiheit und der Menschlichkeit floh entsetzt bei diesem Anblicke. Seht her, da lag der Mann der Freiheit in seinem Blute, das Antlitz bleich, das Auge gebrochen, das fahle Gras der Wiese röthete sich von seinem Blute, es war deutsches Land was die edlen Tropfen tränkten, es war deutsches Blut das hier floß. Wolan! die Saat ist gesäet, wehe wenn sie zur Ernte reift! Als das Blut den Sand färbte, da verlosch ein schönes, reines, reichbegabtes Dichterleben, und nahm einen Theil seiner frischen Ideale, deren Verwirklichung es auf Erden wol vergebens gehofft und erstrebt, in das Jenseits.

In welche Bahnen ist seit jener Zeit die deutsche Bewegung gerathen! Oestreich der Auflösung nahe, die Nationalversammlung zu Frankfurt verödet, ausgewandert, aufgelöst, Belagerungszustände, Bürgerkriege, Erbitterung und verbissener Grimm allerorts; es müßte ein Zustand sein der an Verzweiflung grenzte, wenn all das Blut und alle die Opfer vergeblich wären die seit dem März vorigen Jahres gefallen sind, und wenn das deutsche Volk nicht zu einer wahren Einheit und Kraft, nicht zur Freiheit gelangen könnte. Windisch-Grätz hat bereits den Vorgeschmack seines Lohns, er ist verabschiedet von einem Hofe dem er treulich diente,

gehaßt und verachtet von einem Volke dessen edelste Gefühle er mit Füßen trat; er irrt landesflüchtig umher, denn im deutschen Lande öffnet sich keine Ruhestätte für ihn! Wie anders für Messenhauser! Das Volk wird sein Andenken bewahren, als eines Märtyrers der im Kampfe für die Freiheit fiel!

Wenzel Messenhauser wurde zu Preßnitz in Mähren geboren, er war 35 Jahre alt als er starb. Sein Vater war, wie die Mittheilung in der Vorrede des von Messenhauser hinterlassenen Romans*) uns sagt, der wir folgen werden, erst Offizier, dann Verwaltungsbeamter. Als Sohn eines Militairs hatte Messenhauser die Anwartschaft auf eine Stelle in der Wiener-neustädter Militairakademie; hier bildete er sich von seinem 12. bis zum 18. Jahre für seinen Lebensberuf, und trat mit glänzenden Zeugnissen entlassen als Fähndrich in das Regiment Hoch- und Deutschmeister, dessen Werbbezirk Wien ist. Schon damals begegneten wir, sagt jene Mittheilung, seinem Namen in wiener Zeitschriften und Taschenbüchern unter Novellen und Gedichten, die die Aufmerksamkeit erregten durch ihre warme, lebensvolle Darstellung, wohllautende Sprache, poetische Anklänge, und insbesondere durch einen Zug der Wehmuth, der sich oft in das Düstere, in den bittern Schmerz der Entsagung verlor. Vor zwei Jahren wurde Messenhauser mit seinem Regiment nach Galizien — Lemberg — versetzt. Dort entstanden seine „Polengräber", auf die wir zurückkommen werden, und von da unternahm er eine Reise nach Leipzig um literarische Verbindungen anzuknüpfen. Im März 1848 verließ er den Militairdienst um sich ganz dem Berufe als Schriftsteller zu widmen. Ungewiß bleibt, ob er bei seinem Austritt aus der Armee, wie gesagt wird, den Eid hatte ablegen müssen nie gegen östreichische Truppen zu fechten, welcher Umstand eben seine Verurtheilung zum Tode bestimmt haben soll; auch läßt sich bei den widersprechenden Zeitungsnachrichten kein sicheres Bild seiner Wirksamkeit in jenen Tagen, und von seinem Eintritte in die Akademische Legion bis zum Octoberaufstande, der ihn zum Obercommandanten der Nationalgarden berief, entwerfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Skandinavien.

(Beschluß aus Nr. 209.)

Damit du dich jedoch nicht allzu weit in die luftigen und nebelgestaltigen Regionen der Sagen- und Märchenwelt hineinverlierst, füge ich als ein viertes Product der skandinavischen Muse noch eine Novelle vom Verf. der „Alltagsgeschichte" bei, die dich der schriftstellerischen Firma des noch immer unbekannten Autors gemäß wieder in das Gebiet des wirklichen Lebens mit einem festen geschichtlichen Boden zurückführen wird. Ich lege sie dir nicht ohne Absicht zuletzt vor: denn einmal ist sie wirklich von Allem was ich dir heute sende das Beste, und ich darf also auf Grund der alten Erfahrung, daß der letzte Eindruck der bleibende ist, die Hoffnung hegen, daß du um ihretwillen auf meine ganze Sendung freundlich zurückblicken wirst; sodann aber durfte ich sie schon darum nicht voranstellen, weil sie sich denn doch von der Politik, diesem gefährlichen Strudel, der jetzt alles ihm Nahekommende in sich verschlingt, keineswegs ganz fern hält, und dir daher leicht die Lust und Empfänglichkeit für die drei unpolitischen Sendlinge von vornherein hätte verderben können. Es wird dich vielleicht befremden gerade vom Verf. der „Alltagsgeschichten" etwas Derartiges zu erhalten, da sich alle frühern Producte die uns von ihm bekannt geworden sind fast nur in der Sphäre des Privat- und Gemüthlebens bewegen, und bei allen sonstigen Vorzügen gerade eine feste historische Basis, einen allgemeinern und großartigern Hintergrund vermissen lassen, wie uns Dies namentlich, wie du dich erinnern wirst, bei der Lesung der sonst so interessanten Novellen „Een i Alle" und „Maer og Fiern" fühlbar wurde. Und wirklich geht der Verf., so viel mir bekannt, hiermit zum ersten mal über den engern Horizont seiner bisherigen Darstellungen hinaus, und macht damit nicht nur in seiner eigenen Entwickelung einen bemerkenswerthen Fortschritt, sondern bestrebt sich zugleich auch der Entfaltung des immer mehr vom Einzelnen und Privaten dem Allgemeinen und Oeffentlichen sich zuwendenden Zeitgeistes, wie es dem Dichter, der die große wie die kleine Welt in sich abspiegeln soll, gebührt, Rechnung zu tragen. Sehr bedeutend freilich treten die historisch-politischen Elemente auch in dieser Novelle noch nicht hervor; der Verf. macht gewissermaßen nur einen Anlauf darauf, und zieht sich nach einem kurzen Verweilen in dem neueroberten Gebiet fast ganz wieder in die ihm heimischen und gewohnten Sphären zurück. Mehr aber hatte er auch um sein Werk über den Gesichtskreis des Klein- und Stillebens zu erheben gar nicht nöthig, ja es wäre ein weiteres Hineinziehen großartiger Weltereignisse in den engen Rahmen seines Doppelbildes nicht einmal zweckmäßig gewesen, da sich das Große in dem Kleinen nur dann abspiegeln kann, wenn es demselben nicht allzu nahe tritt, und ihm seine welterschütternden Bewegungen nur so weit mittheilt, daß sie darin zwar leise fortzittern, nicht aber es gewaltsam aufrütteln oder ganz und gar zerstören. Der Verf. hat also hierbei einen richtigen Takt gezeigt, etwa wie Goethe in „Hermann und Dorothea", wenn er auch nicht wie dieser verstanden hat das Große mit dem Kleinen so geschickt zu verflechten und durcheinander zu weben, daß zwar überall der historische Hintergrund durch die idyllischen Hauptpartien durchschimmert, nirgend aber so überragend hervortritt, daß er den Blick für sich allein in Anspruch nähme. In einer eigentlich kunstvollen Anlage und planmäßigen Vertheilung des Stoffs besteht überhaupt nicht der Werth dieser Novelle. Schon die Zerlegung derselben in zwei nur sehr locker zusammenhängende Hälften ist eine nicht sehr zur Einheit und Concentration beitragende Anordnung, und rechtfertigt sich um so weniger, als die zwei Zeitalter welche dem Titel gemäß darin geschildert und einander gegenübergestellt werden gar nicht so viel schlagende Vergleichungs- oder Differenzpunkte bieten, daß sie sich sofort dem Blicke als zwei sich gegenseitig fodernde und ergänzende Gegenstände darstellten.

Der erste Theil spielt nämlich in der „Revolutionszeit", der zweite in der „Jetztzeit", unter welcher letztern der Verf. etwa die mittlern Jahre des vorigen Jahrzehnds versteht. Läßt sich nun auch einerseits nicht leugnen, daß zwischen dem Charakter dieser und dem der neunziger Jahre Unterschiede in Masse sich auffinden lassen, namentlich solche die auf dem Gegensatze von Krieg und Frieden beruhen: so sind sie doch beide eigentlich von einer und derselben Weltanschauung erfüllt, und in beiden werden, wenn auch mit verschiedenen Mitteln und in verschiedenem Grade der Begeisterung, im Ganzen dieselben Tendenzen verfolgt; die Gegensätze aber die sich etwa im Privatleben darstellen sind zum Theil nicht einmal wirkliche, son-

*) Der Rathsherr. Ein nationaler Roman von Wenzel Messenhauser. Mit einer Weihe der Erinnerung. Vier Bände. Leipzig, Wienbrack. 1849. 8. 5 Thlr.

dern beruhen auf jener durch alle Zeitalter sich wiederholenden Illusion und Selbsttäuschung, mit welcher die Alten geneigt sind in der Zeit ihrer Jugend allemal ein untergegangenes goldenes Zeitalter, in dem ihres Alters und des neu aufwachsenden Geschlechts dagegen die Zeit der Entsittlichung und des Verderbnisses zu erblicken. Der Verf. hat daher auch nicht vermocht in seinen „Zwei Zeitaltern" einen tiefern und schlagendern Gegensatz zur Anschauung zu bringen; ja auch sein Vorwort wird in dieser Hinsicht deinen Ansprüchen nicht genügen, wenn er darin sagt (S. 3): „Es ist schwer in Abrede zu stellen, daß in unsern Sitten und Ansichten sich eine große Veränderung in den letzten 50—60 Jahren ergeben hat, obgleich es andererseits den Anschein hat als ob sich doch fortwährend Dasselbe in veränderter Form wiederholte. So z. B. würde einer verheiratheten Frau die allgemein im Rufe stände mit Jemandem in einem vertrauten Verhältniß zu stehen deswegen in der bessern Gesellschaft jener Zeit keine schlechtere Aufnahme zu Theil werden, vorausgesetzt daß sie die Foderungen derselben sonst erfüllte, und folglich ein vollkommenes Decorum bewahrte; wogegen eine Frau welcher durchaus kein verbotenes Verhältniß zur Last zu legen wäre, die sich aber nicht scheute geringschätzig von ihrem Manne zu sprechen, oder mit jungen Herren von deren heimlichen Liebesabenteuern zu reden, von den gebildetern Gesellschaftskreisen, als für dieselbe nicht passend, ausgeschlossen worden wäre. Heutigestags findet nun so ziemlich das Gegentheil statt. Ferner: wenn ein Mann sich zu jener Zeit erlaubte in irgend einem Cirkel mit Damen kalt, ja fast zweideutige Anspielungen in seine Rede einzumischen, so fand er leichtlich Verzeihung, ja sogar Beifall, wofern seine Aeußerungen nur in die epigrammatische Form des Witzes oder der Galanterie eingekleidet waren, wogegen ihn selbst diese Vorzüge heutzutage vor allgemeinem Misfallen nicht sicherstellen würden. Hätte Einer sich aber vor einem halben Säculum den rücksichtlosen, unbescheidenen und rohen Ton herausgenommen der jetzt als eine freie Anschauung des Lebens Eingang findet, als «aufgeklärte» Geringschätzung veralteter Formen, Nichts hätte ihn frei gemacht aus der guten Gesellschaft verwiesen zu werden, als ein Mensch der keine Erziehung genieße. Ein Liebhaber vom vorigen Jahrhundert nahm nur wenig Rücksicht auf die äußern Verhältnisse, die er für untergeordnet der Alles überwiegenden Macht der Liebe ansah. In unsern Tagen wird ein Liebhaber dagegen die Macht der äußern Verhältnisse als überwiegend betrachten, und diesen seine Liebe untergeordnet sein lassen. Beide können sie auf diesen voneinander verschiedenen Wegen sich selber sowol als Der welche sie lieben das Leben für alle Zeit verderben, und nichtsdestoweniger können sie Beide von wahrer und inniger Liebe beseelt sein, ja selbst ritterliche Gesinnung besitzen. Die Macht dieses Zeitgeistes über die innersten Gefühle Einzelner, alle ihre Privatverhältnisse und ihre Ansichten von sich selbst und Andern, jener schneidende Gegensatz in dem dieselben menschlichen Leidenschaften, Tugenden und Schwächen in den verschiedenen Zeitläuften hervortreten, Das ist es was (wie es sich mir nach eigener und der Erfahrung Anderer dargestellt hat) zu schildern meine Absicht war!"

Nicht im Ganzen also suche den Werth der vorliegenden Novelle, sondern in der Schilderung der einzelnen Persönlichkeiten und der einzelnen Situationen, und vor Allem in der Entwickelung und Ausmalung der innern Gemüthszustände, sowie in der Reinheit und Schärfe mit welcher gewisse allgemeine sociale Zustände, namentlich im erotischen und ehelichen Leben, abgespiegelt werden. In diesem Betracht offenbart er wirklich eine Tiefe und Feinheit der Beobachtung die dich an Goethe erinnern wird, und wenn er diesem auch an sicherer und kernhafter Ausprägung der Gedanken und Empfindungen nicht nahe kommt, so hat er dagegen vor ihm eine gewisse zuthuliche Wärme und Hingebung voraus, durch welche wol vorzugsweise die Vermuthung unterstützt wird, daß wir es hier nicht mit einem Verfasser, sondern mit einer Verfasserin zu thun haben. Auch andere Eigenschaften dieser Novelle rechtfertigen diese Annahme, namentlich der Umstand, daß darin die weiblichen Seelenzustände mit überwiegender Vorliebe und mit einer Kenntniß die sich bis in die innersten Falten des Herzens erstreckt, und wol nur aus eigenen Erfahrungen und Selbstbeschauungen gewonnen sein kann, gezeichnet werden, während die Darstellung der männlichen Charaktere mehr von der Oberfläche geschöpft ist, und die meisten dieser Charaktere mehr als Beispiele von Kategorien als von wirklichen Individualitäten erscheinen; ein Mangel der am fühlbarsten bei der Schilderung des eigentlichen Helden, Charles Lusard, hervortritt, der wirklich innerhalb der Geschichte so gut wie gar Nichts thut wodurch die hingebende und ausharrende Liebe Klaudinens zu ihm genügend motivirt und seine Bedeutung als Centrum des Romans gerechtfertigt würde, sondern sich im Gegentheil als ein so ganz gewöhnlicher und obenein leichtsinniger Damenheld documentirt, daß wol nur eine Dame sich bei ihm befriedigen konnte.

Daneben aber enthält die Novelle wiederum Seiten und Partien die nur aus einer männlichen Anschauung hervorgegangen zu sein scheinen. Namentlich wirst du hierher die kühle, über den Gegensätzen schwebende Gegenständlichkeit und Ruhe rechnen mit welcher im Eingange der Novelle über die damaligen, uns auch jetzt noch bewegenden Tagesfragen, namentlich über das Heil und Unheil der Französischen Revolution, von verschiedenen, fast logisch geordneten Gesichtspunkten aus hin und her debattirt wird. Allerdings wirst du in Dem was hier über dies unzählige mal besprochene Thema gesagt wird gerade nichts Neues und Eigenthümliches finden; aber du wirst immerhin die verständige und richtige Erwägung anerkennen müssen welche im Endurtheil des Verfassers oder der Verfasserin liegt, wenn dasselbe ein Advocat als Vermittler zweier extremer Ansichten dahin ausspricht (S. 16): „Ich sehe die Französische Revolution für ein Gewitter an, das die trüben Dünste zerstreut hat welche die Jahrhunderte auf dem Horizonte des Menschenlebens gesammelt hatten. Ein furchtbares Gewitter wo es rast, aber wohlthätig in seinen Wirkungen; ein Blitz der so manche drückende Fessel brach; eine Umwälzung die nothwendig war zum Fortschritte des Menschengeschlechts, und folglich nicht das Werk von einigen einzelnen Menschen, sondern eine höhere Nothwendigkeit in des Schicksals, oder wenn es Ihnen so lieber ist, in den Händen der Vorsehung!" Und wenn weiterhin, als der Terrorismus der Masse unter Robespierre ein Act der „Gerechtigkeit" genannt wird, derselbe Advocat darauf erwidert (S. 17): „Gerechtigkeit? Auf diese Art üben auch die wilden Naturkräfte Gerechtigkeit, wenn sie Länder und Menschen schrecklich verderben. Sie sind willenlos, und Das ist eben der Pöbel auch; aber von dem vulkanischen Erdreiche geht ja zuweilen erneute Fruchtbarkeit aus, und somit hoffe ich auch, daß aus allem Dem noch vieles Gute für die Welt hervorgehen wird, und wir können ja bereits schon nicht leugnen, daß durch die Französische Revolution und die liberalen Grundsätze, die schon seit dem amerikanischen Krieg Eingang fanden in alle Länder der Civilisation, mehr als ein drückendes Kreuz von den Schultern des Menschengeschlechts gehoben ist."

Wie in diesen Urtheilen, aus denen gerade jetzt beide einander bekämpfende Parteien Etwas lernen könnten, so wirst du auch noch in manchen andern Zügen des Romans, namentlich in der Ironie welche sich durch den ganzen zweiten Theil der Novelle hindurchzieht, und in der Enthaltsamkeit welche durchweg in Anwendung der zu Einwirkungen auf Herz und Gemüth abzweckenden Mittel beobachtet ist, etwas der weiblichen Darstellungsweise Fremdartiges nicht verkennen, und du dürftest daher bei dem Doppelcharakter des Ganzen wol geneigt sein dich mit mir der schon von Mehren ausgesprochenen Vermuthung anzuschließen: daß die eigentliche Autorschaft dieser und der ihr vorangegangenen Novellen einer Frau, vielleicht Heiberg's Mutter, angehöre, daß sie aber in Rücksicht auf Gedankeninhalt und Stil nicht ohne männliche Einwirkung geblieben, ja vielleicht vor der Veröffentlichung ganz und gar

einer mehrmaligen Ueberarbeitung unterworfen sind. Wie Dem aber auch sei, begrüße sie freundlich und mache dich rasch mit ihnen bekannt, bevor neue Ereignisse die Luft und Stimmung dazu verderben. 3.

Die „Vögel" des Aristophanes und die moderne social-radicale Republik.

Die „Vögel" des Aristophanes, wenn man nur sonst diese Komödie aus dem rechten Gesichtspunkte und namentlich dem unserer modernen Zustände betrachtet, müssen als die beißendste Satire auf die ebenso widersinnigen und haltlosen als unsittlichen und wahrhaft empörenden Versuche der rothen Republikaner, mit denen diese in toller Schwärmerei und mit großer Frechheit hervorgetreten sind, angesehen werden. Besonders gehört hierher Das was im dritten Acte, nach Wieland's Eintheilung und Uebersetzung, der Herold über die lächerliche Vogelsucht und Vögelnarrheit sagt, indem er zugleich Colonisten für das geträumte und ideale „Wolkenkukuksheim" ankündigt, die dafür und für dieses Vogelleben höchlich schwärmen, und darein vernarrt sind; Colonisten wie sie denn auch nachher bald ankommen, z. B. ein Vatermörder, der es besonders als schön und rühmlich anpreist, daß es bei den Vögeln erlaubt ist seinen Vater zu necken und zu beißen; oder der Sykophant voll Chicanen und Rabulistenkniffe, voll „Rechtsverdreherschelmenkunst" u. s. w. Jene Vogelsucht und Vögelnarrheit, jenes Vogelleben ist eben die moderne Demokratie und Demagogie, wie sie von unsern fahrenden Rittern und tollen Gesellen verstanden und geübt wird: Republik ohne Republikaner, und Demokratie ohne demokratische Tugenden, namentlich ohne Uneigennützigkeit und Bescheidenheit, ohne Ehrliebe aus der die Mannheit, und ohne Mannheit aus der die Freiheit geboren wird. In der Verschwörung der Vögel wider die Götter und Menschen, wie sie bei Aristophanes im vierten Acte und namentlich wider die Götter im Auftreten des Prometheus sich kundgibt, liegt ein tiefer Sinn im Vergleiche mit dem tollen und wirren Hirngespinnste der Demokratie im neuesten Stile, die es nicht besser treibt als jene Vögelverschwörung, während jeder unserer Demokraten sich wenigstens für einen — Prometheus hält. Und doch rächt der Prometheus in der Komödie des Aristophanes, wenn nicht die Götter, doch die Menschen an diesen Wolkenkukuksheimern, indem er fodert, daß Zeus dem vogelbeglückenden Peisthetär die Basileia, die Herrschaft, Königthum, zur Gemahlin gebe. Ein aufmerksamer Leser der „Vögel", der das Stück mit stetem Hinblick auf unsere Zeit liest, findet in dieser Beziehung weit mehr darin als der geistreiche Kritiker A. W. v. Schlegel in seinen „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" darin gefunden hat. 16.

Lesefrüchte.

Ein ehemaliges Gefangenenhaus in Rom.

Aus Rom wird der londoner Zeitung „Daily news" Folgendes geschrieben: „Das Gebäude von welchem ich sprechen will liegt nicht im gewöhnlichen Zuge der Fremden, sondern in einer Art cul de sac hinter St.-Peters. Es scheint sich dahin zurückgezogen zu haben um ungestört über seine Thaten errathen oder im Verborgenen Gutes thun zu können. Aeußerlich fiel mir das Gepräge von Civilisation und Comfort auf welches ich an dem von Pius V. errichteten Baue wahrnahm; aber beim Eintritte enthüllte sich sein wahrer Charakter. Eine Reihe festvergitterter Gefängnisse bildet das Erdgeschoß eines viereckigen Hofs, und doch waren diese dunkeln, feuchten Löcher nur der erste Prüfungsaufenthalt frischer, in die eleusinischen Geheimnisse der Anstalt noch uneingeweihter Ankömmlinge. Ein Gang links bringt in einen kleinern Hof, wo eine dreifache Reihe engvergitterter Kerker von unten nach oben steigt, ungefähr wie ein Dreidecker, und an 60 Gefangenen Raum bietet. Wahrscheinlich sind diese verriegelten Käfige oft voll besetzt gewesen, da man im Rücken des Vierecks zu ebener Erde mit der Aussicht nach einem großen Garten eine anderweite Reihe aufgeführt. Alle diese zelligen Absperrungen haben starke, eingemauerte, eiserne Ringe, deren auch einige in der Mitte, tief in einen großen Stein eingelassen. Bei einfallendem Lichte wird eine Menge Hunderte von Jahren zurückdatirender Aufschriften leserlich, meist Unschuldsversicherungen. Der mich begleitende Beamte brachte mich zu Männern welche die untern Gewölbe ausgruben. Sie hatten eine tief hinabführende, mit altem Schutt verstopft gewesene Treppe abgeräumt, und waren zu einer Reihe Kerker unterhalb der Gewölbe vorgedrungen welche mich an die Dogengefängnisse unterm Kanal der Seufzerbrücke in Venedig erinnerten, nur daß jene beiweitem grausiger waren. In fünf einzelnen, ohne Symmetrie geordneten Nischen alten Mauerwerks erblickte ich fünf Gerippe, und die Ausräumung hatte eben erst begonnen. Die Einmauerung muß vor länger als anderthalb Jahrhundert erfolgt sein. Aus einem andern, mit Schädeln und Menschenknochen gefüllten Gewölbe erhob sich ein vier Fuß im Quadrat haltender Schacht senkrecht in den ersten Stock, und öffnete in einem Corridor unweit des Gerichtssaals, wo er zwischen diesem und mehren Beamtenzimmern mit einer Fallthüre bedeckt war. Daraus erräth sich seine Bestimmung. Auf dem Boden des Gewölbes lagen verfaulte animalische Stoffe, und als ich eine ausgeworfene Schaufelvoll untersuchte, fand ich eine lange Haarlocke. Das ist aber nicht Alles. Es gibt außerdem zwei große unterirdische, ich möchte sagen Kalköfen von der Gestalt eines Bienenkorbs voll Schichten verkalkter Knochen, die zugleich in unmittelbarer Nähe des gedachten Schachtes das Estrich zweier Räume zu ebener Erde bilden. Ich weiß nicht welchen Werth Sie einer Beschreibung beimessen werden die sich ungefähr wie ein Capitel von Frau Radcliffe ausnimmt. Hätte ich aber nicht das Zeugniß meiner eigenen Sinne, so würde ich derartige Erscheinungen in einem Gefängnisse der heiligen Hermandad für unglaublich gehalten haben, zumal das jahrelange Geschreibsel parteiischer Federn über diesen Gegenstand mir nachgerade zum Ekel geworden ist. Uebrigens hat man die Archive durchgesehen und eine Auswahl zur Veröffentlichung bestimmt. Die betreffenden Actenstücke sind vom höchsten Interesse, und reichen von Galilei bis in die neuere Zeit."

Brian Boroihme's Harfe.

„Es ist wohlbekannt", schreibt die irische „Tipperary free press", obwol wenige Leser d. Bl. durch die Präsumtion ihrer diesfallsigen Unwissenheit sich gekränkt fühlen dürften, „daß der große Monarch Brian Boroihme in der Schlacht bei Clontarf im Jahre des Herrn 1014 erschlagen wurde. Seine Harfe hinterließ er seinem Sohne Donagh. Nachdem aber Donagh seinen Bruder Teige ermordet und sein Neffe ihn entthront, ging er nach Rom und nahm die Krone, die Harfe und alle übrigen Regalien seines Vaters mit. Krone und Harfe kamen in den Vatican, und blieben hier bis Papst Clemens die Harfe an Heinrich VIII. schickte, die Krone jedoch, die von massivem Golde war, behielt. Heinrich VIII. schenkte die Harfe dem ersten Grafen von Clanricarde, und die Familie desselben bewahrte sie bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts, wo eine Dame aus dem Hause De Burgh sie einem Herrn M'Mahon von Glenagh in der Grafschaft Clare zubrachte, nach dessen Tode sie in den Besitz des Raths M'Namara zu Limerick überging. Im J. 1782 wurde sie einem William Conyngham zum Geschenk gemacht, welcher sie an das Trinity-College-Museum abgab, wo sie sich gegenwärtig befindet. Sie ist 32 Zoll hoch und gut gearbeitet, der Resonanzboden von Eichenholz, die Arme von rothem Holz und die Spitze des obersten Arms zum Theil mit Silber beschlagen von getriebener Arbeit. Sie enthält einen großen in Silber gefaßten Krystall, unter welchem ein anderer jetzt verlorener Stein gesessen hat." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 202. — 23. August 1849.

Wenzel Messenhauser.

(Fortsetzung aus Nr. 201.)

Die Art und Weise wie Messenhauser aus dem Militairdienste trat entnehmen wir aus einem eigenen Briefe vom 28. März 1848, den er an den Redacteur der „Abendzeitung", L. A. Frankl, schrieb, und den dieser in seiner Zeitung abdrucken ließ. Wir lassen denselben hier ebenfalls folgen, weil er nicht allein die äußern Verhältnisse uns genau angibt, sondern uns auch einen Blick in die Anschauung und Auffassungsweise jenes Mannes zu thun vergönnt:

Mein Herr Doctor und geehrter Freund!

Ich bin gestern um 12 Uhr Mittags von Lemberg in Wien angekommen. Ich befand mich in dem erstern Orte mit meinem Bataillon in Garnison. Wir empfingen am 17. März die ersten Nachrichten von den glorreichen Ereignissen in der Hauptstadt des Kaiserstaats. Jede Brust athmete hoch auf in glühender Begeisterung. Jedes Herz fühlte sich frei, jede Intelligenz fühlte sich entfesselt von dem unwürdigsten Geistestange der je eine biedere, hochherzige Völkerfamilie mit Schmach befleckte. Am 19. und 20. März wurde in Lemberg die ganze Stadt festlich erleuchtet. Die sämmtliche Bevölkerung schmückte sich mit der weißen Cocarde. Die Anfänge der Bürgerwehr erfolgten. Am 21. März vereinigte sich die galizische Bevölkerung zu einer Todtenfeier für das Andenken der in den Tagen des 13. und 14. März gefallenen Opfer der Freiheit. An das Linienregiment Hoch- und Deutschmeister erging die feierliche Einladung dem Trauergottesdienste mitanzuwohnen. Es wurde von der Behörde bewilligt. Nach beendigtem Seelenamte verfügte ich mich in meine Wohnung um in einer halben Stunde wieder in die Stadt zu gehen, die Zeitungen zu lesen. Ich begegne einem Herrn Hauptmann meines Regiments. Dieser spricht zu mir: „Sie sind für das Comité zur Organisirung der Nationalgarde erwählt worden. Ich gratulire." Ein paar Schritte weiter überreicht mir der Diener eines Offiziers folgenden Zettel: „Du und Oberst Bordolo sind für das Comité zur Organisirung der Nationalgarde ernannt worden. Man erwartet dich auf dem Rathhause." Ich hatte keine dienstliche Verrichtung, ich verfügte mich unbedenklich dahin. Ich begegnete noch einigen Offizieren, die mir ebenfalls mit zustimmenden Gesichtern meine Wahl mittheilten, und sich in derselben wie selbst geehrt zeigten. Ich fand im großen Rathhaussaale eine große Versammlung der Notabeln der ganzen Stadt unter dem Vorsitze eines Stellvertreters des neuen Bürgermeisters und Gubernialraths, Grafen Golochowski; Herr Oberst Bordolo war nicht zugegen, die Gesellschaft schien ihn zu erwarten. Der Präsident sprach von der Einladung der Bürgerschaft an mich, und ich antwortete, daß mir, dem einsiedlerischen Literaten, diese Wahl sehr schmeichle, und ich keinen Eifer sparen würde meine geringe militairische Erfahrung im Dienste eines so schönen constitutionnellen Zweckes praktisch aufzuwenden. Es wurde zur Tagesordnung übergegangen. Ich betheiligte mich an jeder der vorkommenden Fragen, und sprach nach meinem besten Wissen und Gewissen. Die Gesellschaft ehrte mich durch Aufmerksamkeit und Beifall. Dies erwies sich durch zwei Thatsachen. Erstens, für das Geschäft die Nationalgarde zu organisiren wurde aus der Gesellschaft ein Ausschuß von neun Gliedern erwählt, in demselben erhielt ich die dritte Mehrheit der Stimmen; zweitens, als beunruhigende Meldungen von Bürgern einliefen, daß auf den Straßen ungebührliche anticonstitutionnelle und antinationale Bewegungen einiger überspannter Gemüther stattfänden, und um sich zu greifen drohten, wurde ich nicht allein zwei mal zum Mitglied einer diesfallsigen Deputation an den Herrn Landeschef, Grafen Franz Stadion, sondern sogar zu deren Sprecher gewählt. Ich habe Wort für Wort was in der Gesellschaft gesprochen worden, und was ich selbst geredet, in treuem Gedächtniß. Wenn es nothwendig werden sollte dieselben der öffentlichen Meinung, dem höchsten moralischen Gerichtshofe eines constitutionnellen Staats, bekannt zu geben, so wird daraus hervorgehen, daß ich für Ruhe, Ordnung, Versöhnung der Nationalitäten, und für die gute östreichische Sache nach meinen besten Kräften gewirkt, ohne deshalb wissentlich meiner militairischen Pflichterfüllung untreu geworden zu sein. Von diesem allein wahren und vernünftigen Gesichtspunkte wurde meine Annahme der Einladung der lemberger Bürgerschaft von meinen Herren Obern nicht angesehen. Nach der Auflösung des Comité durch Herrn Grafen Stadion, um am folgenden Tage von ihm wieder berufen und förmlich eingeweiht zu werden, verfügte ich mich zu meiner Truppe, die mittlerweile nebst der ganzen Garnison auf den Plätzen und in den Straßen Stellung genommen hatte. Verschiedene Beobachtungen drängten mich zu dem Entschlusse, zu Hause angekommen, sogleich meine Entlassung einzureichen. Ich sprach mich hierüber gegen meinen Herrn Hauptmann noch auf der Stelle aus. Ich entwarf am 22. März um 9 Uhr Morgens in meinem Zimmer das erfoderliche Concept, hatte aber kaum die erste Zeile in das Reine geschrieben, als ich eine Vorladung erhielt: mich in drei Viertelstunden bei meinem Herrn Interimsregimentscommandanten einzufinden. Ich ahnte sogleich um was es sich handeln würde. Herr Oberstlieutenant tadelte mein gestriges Verhalten, und benachrichtigte mich zu Sr. Excellenz dem Herrn Landescommandirenden Freiherrn v. Hammerstein beschieden zu sein. Se. Excellenz unterrichteten sich nun vollkommen aus meinem Munde von der Art und Weise wie ich, der k. k. Oberlieutenant, an Verhandlungen die Organisirung der Nationalgarde betreffend habe theilnehmen können, und sprach: „Ich hätte sogleich zum dritten Bataillon nach Wien abzugehen." Ich sprach von meiner Quittirung; die wollte man hier nicht annehmen. Ich möge sie in Wien einreichen. Man ließ mir eine offene Ordre zustellen, die mir die Weisung gab mich bei meiner Ankunft in Wien bei dem Platzcommando zu melden. Ich erstattete dieser löblichen Behörde unmittelbar nach meinem Eintreffen folgende Anzeigen: Ich sei krank. Ich könne mich nur in Civilklei-

dern vorstellen. Ich bäte das Gesuch meiner Quittirung und ein anderes Gesuch: daß mir gestattet würde meine Quittirungsbewilligung in Wien abzuwarten, meinem vorgesetzten dritten Bataillon geneigtest zustellen zu wollen. Abends erhielt ich folgende Vorladung des löblichen Platzcommandos: „Morgen den 28. März 1848 gegen 10 Uhr Vormittags haben dieselben auf jeden Fall in Uniform sich bei Gefertigten in der k. k. Platzcommandokanzlei in der Salzgießkaserne im dritten Stock mit Vorweisung dieser Vorladung einzufinden. Gez. Matauschek, Generalmajor." Ich werde mich daselbst einfinden, allein nicht in Uniform, sondern in Civilkleidern. Ich bin krank, wirklich und in der That krank, freilich nicht physisch, aber krank an meiner Ehre durch die willkürliche Bestrafung Seitens Sr. Excellenz des Herrn Feldmarschall-Lieutenants Hammerstein. Ich kann nach meiner Bestrafung — denn meine Transferirung Knall und Fall verbunden mit Verlusten an meinen Habseligkeiten ist eine solche — noch weniger als auch nur auf eine Minute lang die äußern Abzeichen einer Körperschaft tragen deren Dienst meine tiefsten Ueberzeugungen stündlich in die größte Gefahr zu setzen die Lage hat. Ich theile Ihnen, Herr Doctor, meine Besorgniß mit, daß man gegen mich Gewaltmaßregeln in der Gestalt eines policeilichen oder gerichtlichen Verhörs vornehmen könne. Ich werde gewiß mein gutes angeborenes Natur- und Menschenrecht mit aller Kraft eines constitutionnellen Charakters, der es seit dem 18. März 1848 geworden, vertheidigen. Da die Macht reactionnairer Behörden aber weiter reicht als die Macht des Einzelnen, so erlaube ich mir Sie zu meinem Vertheidiger zu wählen, auf daß Sie freundlich darüber wachen: daß man zum mindesten in den vollen Formen der durch die neue Staatsentwickelung zum Provisorium gebrachten Gesetze gegen mich verfahre. Nimmt man meine Quittirung nicht an, bringt man mich aus Anlaß der Ihnen des langen und breiten erzählten Thatsache zur Haft, wie ich sie seit der Zeit des 13. März her kennen und tief verabscheuen gelernt habe, so erkläre ich hiermit unwiderruflich, fest und feierlich: daß ich gegen derartigen Eingriff in die Freiheit und Sicherheit meiner Person dadurch Berufung einlegen werde, daß ich jede Lebensnahrung verschmähe, bis ich entweder meinem constitutionnellen Recht zurückgegeben werde, oder das erste Opfer eines constitutionnellen Justizmordes am Fuße des Thrones durch den Tod endige. Ich handele nach kalter, unabwendbarer Ueberzeugung. Wenn ich um 12 Uhr Mittags nicht bei Ihnen bin, um Ihnen von dem Erfolg meiner Vorladung beim löblichen Platzcommando zu berichten, so haben Sie die Güte sich daselbst von meinem Schicksale unterrichten zu lassen. Ihr Kunstgenosse und Mitarbeiter wird dann den Trost haben zu wissen, daß es zum Aeußersten aus dem geringfügigsten Anlaß doch nicht kommen wird.

Mit herzlichem Gruß ganz der Ihrige.

Wien, am 28. März 1848. W. Messenhauser.

Dieser Brief gibt sicher den besten Aufschluß über Messenhauser's Austritt aus dem Militair; jedoch nahm die Angelegenheit nicht die am Schlusse angedeutete und gefürchtete Wendung. Messenhauser erhielt seinen Abschied, und benutzte die Zeit wahrscheinlich außer der Betheiligung an allgemeinen politischen Angelegenheiten zur Abfassung des bereits oben erwähnten hinterlassenen Romans „Der Rathsherr". Bei dem Mangel genauerer Angaben können wir hier die Lücke vom März bis October, die doch jedenfalls eine bedeutsame Epoche seines Lebens ausmacht, weil sie ihn in die nachherige Stellung zur wiener Revolution brachte, nur nothdürftig und mit der ausgesprochenen Vermuthung ausfüllen.

Messenhauser's Persönlichkeit war, soweit sich Dies aus den bereits bekannten Angaben sowie aus seinem Bildnisse entnehmen läßt, in jeder Beziehung einnehmend; die Figur war schlank, mehr groß als klein, das Gesicht offen-treuherzig, sein ganzes Wesen sanft und bieder, mehr entsagend als herausfodernd. Gerade in den beiden letzten Worten scheint vorzugsweise ein Hauptzug Messenhauser's sich auszusprechen; er war weniger eingreifend in die Ereignisse, und diese bestimmend und lenkend, sondern abhängig von ihnen, hingegeben denselben oft bis zur Passivität; am deutlichsten spricht sich sein Wesen in seinen Proclamationen aus, die hier als bedeutende Quelle angesehen werden können, und die sich sämmtlich in „Die Wiener October-Revolution" von A. Schütte aufgeführt finden. In diesen ist er gesucht; er bestrebt sich zu dociren, zu überzeugen, die Phrase der Volksversammlungen, der doctrinaire Soldat und die doctrinaire Politik kommen uns allenthalben entgegen, das frische Wort der That, der begeisterte Act eines Geistes der die Zeit erfaßt und sie bestimmt, geht ihm fast gänzlich ab: er ist immer viel zu sehr Gemüthsmensch, viel zu sehr noch im Bruche mit sich selbst, als daß er der Mann einer schlagenden That werden konnte. Wir wollen hier zum Belege einzelne Stellen aus den Proclamationen selbst anführen, die deutlich genug beweisen was wir soeben ausgesprochen haben. Die erste Proclamation an die gesammte Volkswehr der Stadt Wien und Umgebung beginnt:

Der Ernst der Zeit, die Größe der Aufgabe der Volkswehr ist Jedermann zum Bewußtsein geworden. Es sind theure Errungenschaften, kostbare, unverletzliche Güter durch Einheit, Entschlossenheit, begeisterte Hingebung und kalte Besonnenheit gegen mächtige Gefahren zu behaupten. Unsere heiligen Ziele dürfen nicht überstürzt werden.

Den Garden gibt er Nachricht, daß er keinen regelmäßigen Tagesbefehl mehr ertheilen, sondern nur durch Placate wichtige Ereignisse Ihnen kundgeben werde, mit folgenden Worten:

Durch Placate gelangen Mittheilungen die Allen zu wissen nothwendig am schnellsten zur allgemeinen Kenntniß. Auf den Fittigen von Minuten ruht im Felde — Erfolg und Sieg.

In einer andern Proclamation heißt es:

Der Herr Banus spricht von meiner Ansicht. Ich erkläre vor den Schranken des Gemeinderaths, der Versammlung unserer ehrwürdigen Väter: Ich, der Mensch, das Individuum, der Bürger Wenzel Messenhauser, hat keine Ansicht. Der provisorische Obercommandant vollstreckt die Ansicht des hohen Reichstags; er vollstreckt die Ansicht des Gemeinderaths, er vollstreckt mithin ebenso sehr die Ansichten der tagenden Völker als die der Ueberzeugung der tagenden Gemeinde.

Schütte sagt in seinem Buche von Messenhauser:

War er als Commandant der gesammten Nationalgarde Wiens ein umsichtsvoller, thätiger und geschäftsstrenger Mann, so war er wieder außer seiner Sphäre der ruhige, stille und bescheidene Privatmensch, der es nicht merken ließ auf welche Stufe das Schicksal ihn gehoben, und der es vielleicht nicht ahnte welche Kümmernisse ihm diese Stellung noch verschaffen werde.

So richtig dies Urtheil nach einer Seite hin sein mag, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es eben nur ein einseitiges ist, und die gesammte Geistesrichtung Messenhauser's außer Acht läßt; und selbst Schütte kann nicht umhin einzugestehen, obgleich er hierzu die eigentliche Ursache nicht angibt, „daß überall Unbestimmtheit,

Unkenntniß und Verworrenheit anzutreffen war". Richtiger scheint Auerbach die Persönlichkeit sowie das geistige Vermögen und die Stellung Messenhauser's begriffen zu haben. Als jedoch Auerbach*) sein Urtheil niederschrieb, da war Messenhauser noch am Leben, sonst hätte wahrscheinlich das traurige Ende dieses Mannes das Schroffe und Herbe des Urtheils zu mildern Formen abgeschliffen. Auerbach sagt:

Sein Gesicht mit dem kleinen schwarzen Barte und den dunkeln Augen ist nicht von bedeutendem Ausdruck. Sein Benehmen und seine Redeweise bekundet anspruchlose Gutmüthigkeit. Es ist in ihm wieder jene seltsame Getheiltheit; einfach und schmucklos im gewöhnlichen Leben wird er schwülstig und mit allerlei Phrasenflitter ausstaffirt, sobald er die Feder in die Hand nimmt. Seine Placate sind unausstehlich bombastisch. Aus seinem ganzen Thun ging mir hervor, daß Dies kein Mann war der den Beruf hatte an der Spitze einer großen Bewegung zu stehen, oder gar in der friedlichen Organisation des Staats eine Rolle zu spielen. Die Bestimmtheit, die in sich ruhende Selbstgewißheit, die auch oft auf die Umgebung einen imponirenden Einfluß übt, geht ihm gänzlich ab; er ist ein schwärmerischer Demokrat.

Nachdem wir die persönlichen, äußern wie innern Verhältnisse Messenhauser's, soweit das vorliegende Material uns unterstützte, beleuchtet haben, wenden wir uns nun zur Betrachtung über seine Stellung zur wiener Octoberrevolution.

Die Unklarheit und Ideenverwirrung welche in dieser Bewegung herrschte bewirkte mit Nothwendigkeit, daß sie so endete. Es war kein einziges klares Princip das die Parteien auf ihre Fahnen schrieben, sondern alle von den verschiedensten Standpunkten ausgehend ließen sich in einen Kampf ein dessen Resultat, selbst wenn sie Sieger gewesen wären, sie nicht zu benutzen verstanden hätten, weil sie eben nicht wußten was sie wollten. Bei einem Theile herrschte die deutsche Frage vor, bei einem andern waren es demokratische Bewegründe, bei dem dritten, dem Arbeiterstande, waltete eine gewisse Sehnsucht nach Verbesserung seines Looses, die soziale Frage vor, bei einem andern zwei oder alle drei der angegebenen Beweggründe zusammen; daher kam es, daß kein Ziel der Masse vorschwebte, nicht einmal ein Schlagwort aufkam das die Richtung bezeichnen konnte. Entfernung der Truppen! was war damit gewonnen wenn es wirklich geschehen war? Eher das Gegentheil von dem was man beabsichtigte. Zu allem Dem kommt aber noch diese Halbheit und Zweideutigkeit in der Bewegung selbst; es war eine Revolution, wenn sie glückte, die Anfänge waren dazu vorhanden, und dennoch finden wir mitten in dieser revolutionnairen Bewegung ein fast ängstliches oder feiges Spielen mit gesetzlichen Formen; die legale Richtung sollte überall eingehalten werden, obgleich daß man längst auf einem ganz andern Feld stand; daher die Unentschlossenheit beim Herannahen der Ungarn, daher alle die Declamationen im Reichstage, in der Aula, in den Proclamationen und Zeitungen, und daher auch die Niederlage. Daß nun der oberste Leiter einer solchen Bewegung gleich vornherein in eine eigenthümliche schiefe Stellung gerathen muß, braucht wol nicht besonders hervorgehoben zu werden. Daher kam es auch, daß drei verschiedene Personen erst auf die Seite geschoben werden mußten, ehe die Reihe an Messenhauser kam, und daß dieser selbst noch am Schlusse einem Andern weichen mußte. Die Parteien arbeiteten sich entgegen, und das Alles vermehrte noch die Rathlosigkeit und Verwirrung, und mußte die Stellung eines Jeden unsicher machen der nicht verstand einen allmächtigen Geist in die Bewegung zu bringen, für Eine Idee die Masse zu begeistern.

Messenhauser war nach seinem Austritt aus dem Militair in die Akademische Legion eingetreten. Als die wiener Octoberbewegung ausbrach wurde zuerst Scherzer, Braun und dann Spitzhütl von den Bezirkschefs als Commandant gewählt. Die beiden Ersten gingen schnell vorüber, und über Spitzhütl entstand eine große Misstimmung, weil man ihn schwarzgelb nannte; ja Einer sprach sogar, er wolle ihn durch seine Arbeiter morden lassen, sodaß sich Spitzhütl veranlaßt sah schon nach einer Stunde wieder abzudanken. Nun wurde Messenhauser Obercommandant. Das war am 12. Oct. Am Tage darauf erließ er seine erste Proclamation, worin ganz die oben erwähnte Ausdrucksweise sich ebenfalls findet, wenn es heißt: „wo jeder Tag ein Blatt der Weltgeschichte füllt", und „versenken wir trübe Erinnerungen in den Strom des Vergessens!" Messenhauser sah seine Stellung durchaus als eine legale an, er gehorchte den Befehlen des zurückgebliebenen Reichstags und des Gemeindeausschusses; er entwickelte eine rastlose Thätigkeit in der Vertheidigung der Stadt, in Beschaffung und Anwendung neuer Hülfsmittel, und nebenbei suchte er eine Versöhnung anzubahnen. So schreibt er in seiner Proclamation an Windisch-Grätz, abwarnend, „das nahe Versöhnungswerk zwischen Monarch und Volk nicht durch vorgreifende Acte der Feindseligkeit trüben zu wollen". Aber bald mit dem Herannahen der Truppen und dem Beginnen des Kampfes traten Verwickelungen zwischen Messenhauser und den einzelnen Corps ein. Am 29. Oct. wollte man die Leopoldstadt angreifen, Messenhauser sollte dazu Befehl ertheilen: er that Nichts und ließ doch die Streitlust gewähren. Schon einmal war vom Studentencomité eine Auffoderung an ihn ergangen des Inhalts: er habe bei seiner Energielosigkeit das Vertrauen verloren, und möge deshalb seinen Oberbefehl niederlegen. Später kam auch Becher und verlangte Abdankung Messenhauser's. Der Obercommandant befand sich auf dem Stephansthurm, er ging eiligst hinunter, ließ seinen Tschako mit dem weißen Federbusch auf der Bank liegen, und bald darauf ertheilte Fenneberg als Interimscommandant Befehle. Der Kampf wurde bekanntlich eingestellt, jedoch beim Herannahen der Ungarn wollte man ihn wieder aufnehmen; Fenneberg wurde ins Comité gerufen, er erklärte jedoch nur den Oberbefehl annehmen zu wollen, wenn Messenhauser

*) Tagebuch aus Wien. Von Latour bis Windisch-Grätz. Von Berthold Auerbach.

abdanke. Es ist bei den zum Theil höchst unvollständigen Zeitungsnachrichten sowie bei den sich widersprechenden sonstigen Berichten nicht möglich vorerst ein vollständiges klares Bild dieser Ereignisse zu geben. Der Biograph in der Vorrede zum „Rathsherrn" sagt:

Wie weit ihn der Terrorismus der bewaffneten Arbeiter gezwungen, nachdem er endlich selbst das Fruchtlose des Widerstandes eingesehen und davon abgerathen, nach abgeschlossener Capitulation, und beim Erscheinen der Ungarn, den Kampf von neuem zu beginnen, und ihn bis zur Verzweiflung fortzusetzen, darüber erwarten wir die Berichte seiner Waffengefährten. Vielleicht konnte er nicht mehr zurück, oder er unterlag den Todesstreichen seiner fanatisirenden Umgebung, die ihm jene Signale vom Stephansthurm, die den Bruch der Capitulation einleiteten, abnöthigten. Wien fiel, bevor der Aufstand noch in eine neue Phase der Revolution überzugehen vermochte, was wol nur durch einen entscheidenden Sieg der Ungarn möglich gewesen wäre.

Die Schreckenstage brachen über Wien herein, die hungerigen Kroaten schlugen ihr Quartier in den Straßen auf, und das Standrecht wüthete. Wer entfliehen konnte der that es. Messenhauser stellte sich freiwillig dem Richtschwerte des Siegers; der Glauben und die Zuversicht auf seine gesetzmäßige Stellung, in seiner Unterordnung unter die Befehle des Reichstags und Gemeindeausschusses mochten ihn wol zu diesem Schritte bewogen haben. Er wurde standrechtlich zum Tode verurtheilt, jedoch zögerte man vier Tage mit der Hinrichtung; allein das Urtheil wurde dennoch vollzogen, er wurde erschossen, weil, wie es im Urtheil des Kriegsgerichts hieß, „er den Bruch der Capitulation herbeigeführt durch eine Proclamation über das siegreiche Vorrücken der Ungarn". Der Belagerungszustand lastet noch jetzt über Wien, und erst wenn ein freierer Geist wieder über Oestreich waltet wird es möglich sein, daß die Einzelnen die Geschichte jener heillosen Katastrophe vollständig zu schreiben im Stande sind; bis jetzt wendet sich der Genius der Freiheit und mit ihm der deutsche Geist trauernd von den blutenden Opfern und den rauchenden Trümmern hinweg, und stellt sich unter das Banner der Magyaren mit einem „Eljen Kossuth!"

(Der Beschluß folgt.)

Lady Blessington.

„Es sind kaum vierzehn Tage", schreibt das „Athenaeum", „daß die öffentlichen Blätter Londons den Augen des Publicums den Inhalt eines Hauses bloßstellten welches einige Dutzend Jahre hindurch für viele Illustrationen der Literatur und Kunst, einheimische und fremde, Gegenstand der Neugier oder Vereinigungspunkt heiterer Erinnerungen gewesen ist. Die Gräfin von Blessington sollte wie es scheint nur eben lange genug leben um ihre Thore schließen und ihre Schätze sich zerstreuen zu sehen.*) Am Dienstag kam uns von Paris die Meldung, daß sie dort wenige Stunden nach ihrem Einzuge in ihre neue Wohnung (4. Juni) plötzlich am Schlagflusse verschieden sei. Selten dürfte ein Todesfall innigeres Bedauern erweckt haben als es bei dieser schönen und strahlenden Frau in dem Kreise geschehen wird auf welchen ihr Einfluß sich vorzugsweise erstreckte. Es wäre unnöthig ihre in den letzten 18 Jahren veröffentlichten Schriften aufzuzählen, erst ihre „Conversations with Lord Byron", dann ihre ebenso frischen als ungekünstelten französischen und italienischen Tagebücher, eine Reihe Romane, von denen „The victims of society" der ergreifendste, Gedankenspäne und flüchtige Verse. Sie sind zu neu der Aufzählung zu bedürfen. Wer aber die Verf. gekannt wird uns beistimmen, daß ihre Geistesgaben und ihre Grazie, ihr Anekdotenreichthum und ihre lebhafte Phantasie, ihre Freundlichkeit und ihre Herzensgüte sich in ihren Schriften nur schwach abspiegeln. Sie warf dieselben rasch und leicht hin, weil Schriftstellerei ihr mehr Pflicht als Bedürfniß war, und sie that es in Stunden welche sie einem Leben voll uneigennützig guten Wirkens und einem bewegten socialen Verkehr entzog. Jedem der unendlich verschiedenen Männer aller Stände, aller Religionen, aller Studien und aller politischen Richtungen, welche Lady Blessington gern um sich versammelte, lauschte sie den charakteristischen Zug, den Lieblingsvorwurf seines Interesse ab mit einer Schärfe der Erkenntniß welche nur von der Zähigkeit ihres Gedächtnisses übertroffen wurde. Ehe in schneller Folge Familienverluste und schwankende Gesundheit ihren fröhlichen Sinn einigermaßen drückten, hatte ihre Unterhaltung einen Wechsel von Einfällen, eine Fülle glücklicher Apropos und einen Reiz wovon in ihren Schriften kaum ein Abglanz sich wiederfindet. Außerdem unterschied sich in Einer Hinsicht ihr Gespräch wesentlich von dem anderer beaux esprits. Mit dem Eifer eines Kindes wußte sie sich selbst ebenso zu vergnügen und zu überreden wie sie Andere vergnügte und überredete. Von allen brillanten Frauen unserer Bekanntschaft war sie eine der ernstesten, ernst in Vertheidigung Abwesender, in Beschützung Unvolksthümlicher, in Rechtfertigung Unbekannter, und es gibt Viele die mehr als Ein Wort davon erzählen können, mit welcher Großmuth und mit welcher Thätigkeit Lady Blessington ihrer weit durch die Welt verbreiteten Bekanntschaft sich bedient hat jene in ihren Zwecken zu fördern oder zu ihrem Vergnügen beizutragen. In der eigenen Familie wurde sie als unermüdete Freundin innigst geliebt, als unerschöpfliche Ratherin häufig befragt. In welch hohem Grade sie das Vertrauen der hervorragendsten Männer ihrer Zeit genossen würde die Veröffentlichung ihres nach den mannichfaltigsten Richtungen auslaufenden Briefwechsels erweisen. Zu erörtern, warum ihre Gaben und Fähigkeiten sich in engerer Sphäre bewegt haben als es ohne vorwaltende Ursachen geschehen sein würde, liegt uns nicht ob. 10.

*) Der Uebersiedelung der Gräfin nach Paris folgte im Mai die Versteigerung ihrer Effecten in London, wovon die Zeitungen berichtet haben. Es wurden mitunter beträchtliche Preise erlangt.

Miscellen.

Eine stolze Inschrift.

Brüssel war bei einer Invasion der Franzosen unter Ludwig XIV. durch ein Bombardement arg mitgenommen worden. Ein Schneider ließ an sein Haus welches sehr beschädigt und dann wieder reparirt war die Inschrift anbringen:

Quod Ludovicus M. destruxit, Sartor reparavit.

Nach einer andern Version hätte der Eigenthümer des Hauses Henne geheißen und die Inschrift hätte gelautet:

Quod *Gallus* destruxit, *Gallina* reparavit.

Superflua non nocent.

In einem römischen Hospitale lag ein Schwede an einer hitzigen Krankheit darnieder und rief oft das Wort Filibunka d. h. Sauermilch, weil ihn zur Löschung seines Durstes nach diesem Labetrunke verlangte. Ein Mönch, der ihm den Trost der Religion bringen wollte, verstand das so oft und so sehnlich ausgestoßene Wort nicht, meinte, Filibunka möchte wo eine schwedische Heilige sein, warf sich daher neben dem Bett des Kranken auf die Knie nieder und betete: „O sancta Filibunka, ora pro nobis!" 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 203. — 24. August 1849.

Wenzel Messenhauser.

(Beschluß aus Nr. 202.)

Messenhauser zählte, indem wir uns zu seiner literarischen Bedeutung wenden, zu den jüngern östreichischen Talenten denen man eine Zukunft weissagte, wenn erst die heimische Fessel der Censur gebrochen sein würde. Seine drei größern Werke sind „Die Polengräber" (Leipzig 1848), „Ernste Geschichten" (Leipzig 1848), sodann der bereits erwähnte Roman „Der Rathsherr". Die beiden ersten erschienen unter dem fingirten Namen „March", während der letztere sowie die zum Druck vorbereiteten „Erzählungen des östreichischen Hausfreundes"*) erst nach dem unglücklichen Ableben des Verfassers erschienen sind. In allen offenbart sich der entschiedenste Fortschritt, der in der Form sowol als der Erfindung und Construction des Ganzen deutlich zu erkennen ist; besonders in den Vordergrund tritt aber ein mächtiges Ringen und Gähren in formeller sowie stofflicher Hinsicht. Die Unklarheit, Verworrenheit, die sich mit einer gewissen rhapsodischen Kürze und Nüchternheit in den ersten Producten offenbart, hat einer größern Reinheit und Durchsichtigkeit der Form Platz machen müssen; die Erfindung ist ebener und ruhiger und dabei doch tiefer; sodaß man allerdings bei diesem strebsamen, ringenden Talente Messenhauser's noch gute Früchte erwarten konnte. Die geblümte, gesuchte Sprache, wie sie namentlich in den „Polengräbern" sich vorfand, und wie sie auch in den Proclamationen anzutreffen war, ist schlichter und einfacher schon im „Rathsherr", und die ganze Anordnung des Stoffs bereits auf dem bewußten Wege zu größerer künstlerischer Gestaltung und Abrundung. Klar und deutlich hat Messenhauser selbst in dem ausführlichen Vorworte zu seinem „Rathsherrn" seine Stellung zur Literatur und seine Ansichten über dieselbe entwickelt. Folgen wir denselben zum bessern Verständniß unsers Dichters! Wenngleich einzelne Erscheinungen — so ist die Ansicht Messenhauser's — in der Literatur immerhin noch im Stande sind ein größeres, allgemeineres Interesse zu erwecken, so ist doch bei allem Reiz und aller Vortrefflichkeit des Einzelnen der Zustand des großen Ganzen trostlos und von erschreckender Dürre. In seiner ihm eigenthümlichen Ausdrucksweise sagt Messenhauser:

> Die großen Wässer fehlen, den blühenden Laubschmuck der Wälder, den grünen Blumenmantel der Alpenmatten und Wiesengründe sucht das schmachtende Auge vergebens, und Er der von dem Leben des poetischen Gartens weithin das glänzendste Zeugniß geben sollte, Er, in des geweihten Bezirks Mittelpunkt auf überschauendem Tafelberg ragend, Er, der Poesie romantischer Wunderbaum ... ist todt.

Nachdem er nun diesen Gedanken noch weiter ausgeführt, namentlich die einzelnen Punkte, freilich nur in sehr flüchtiger Weise, angedeutet hat, kommt er zu dem Schlusse: daß der todte Stamm der Literatur einer Verjüngung bedürfe, weil die Welt, die bestimmt ist im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu erwerben, „seines kühlenden Schattens, seiner kunstvollen Herrlichkeit, seiner grünen Wipfelkrone, seines nistenden Sängerchors, seines schimmernden Laubes und seiner labenden Früchte" nicht entbehren kann. Messenhauser verkennt nicht, daß hierzu bereits Schritte geschehen sind; aber er hält dieselben für nicht ausreichend, weil Jeder nur den Ruhm auf dem betretenen Pfade suche den die letzten großen Männer gewandelt seien, und stellt dann seinen Hauptsatz und seine Anschauung über die abgeschlossene Literatur sowie über den nun einzuschlagenden Weg zusammen. Das Einzelleben außer der Sphäre des wirklichen Lebens hat seine literarische Vertretung gefunden; denn es ist blos eine Gattung menschlichen Lebens darin vertreten — das Leben des Einzelnen, das Wirken des Individuums. Dagegen haben sich endlich die Instincte der Völker empört; sie schreiten gesetzgebend ein, und stellen alle Disciplin der neuen Kunst in den Worten auf: nicht der Mensch — die Menschen haben fürder in Betrachtung und Vertretung gezogen zu werden. Messenhauser sagt (S. 16):

> Die Völker stehen zur Zeit über jedem Individuum, der Staat heißt das Ideal der Jugend, wie die Erkenntniß des Greises. Bürgertugend wird die Amme jener Charaktere, jener Tugenden, Kräfte und Vorzüge, die man sonst nur als Geschöpfe der Einsamkeit, des Zurückziehens in sich selbst, des reinen Kunsttriebs, des ästhetischen Ueberflusses, des Jagens nach Kenntnissen und Gefühlen die über die menschliche Natur hinaus sind, erzeugen zu können hoffte.

Daraus entspringt nun zuerst das Gefühl über die

*) Erzählungen des östreichischen Hausfreundes. Ein Andenken von Wenzel Messenhauser. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1848. 8. 20 Ngr.

untergegangene Welt, der Geist der Traurigkeit setzt sich in den Gemüthern fest, und erst wenn dieser vollständig überwunden, wird die neue Blüte der Literatur beginnen. Die Mission derselben ist eine „religiöse", sie soll der arbeitenden Menge das uralte Märchen von den Gliedern des menschlichen Körpers wiederholt erzählen, sie soll eine fröhliche Botschaft ausrufen von der Erhabenheit der Bürgertugend u. s. w. „Wahrlich", ruft Messenhauser aus, „diese Mission der neuen Literatur ist heilig wie der Segen des Oberhirten der Völker!"

Es kann unsere Aufgabe nicht mehr sein hier diese Ansichten und Anschauungen des Verstorbenen einer Kritik zu unterwerfen; wir wollen blos versuchen dem Leser ein Bild der innern Gesinnung und des Wesens Messenhauser's vorzuführen, ohne uns auf eine Zerlegung und genauere Betrachtung der Ansichten selbst in ihrer innern sowie äußern Berechtigung einzulassen, zumal es ja schon ohnehin für Jeden ganz leicht ist aus dieser oben entwickelten Darstellung ganz wohl die gutgemeinte Gesinnung zu erkennen, ohne dabei auch nur einen Augenblick über die reale Grundlage dieser Phantasien im Zweifel zu sein. Denn phantastisch-prophetisch bleiben diese Ansichten zum wenigsten immerhin, und die Literatur wird nur aus einem wiedergeborenen gesellschaftlichen Zustand neu und kräftig emporblühen, keineswegs aber aus sich heraus eine Umgestaltung der socialen Verhältnisse zu bilden im Stande sein. Messenhauser legt an seinen „Rathsherrn" selbst die aufgestellten Regeln „des neuen Literaturmoments", und bezeichnet den Roman vom allgemeinen Standpunkte aus als ein Buch über deutsche Zustände, deutsche Menschen im Größern und Kleinern, und verwahrt sich gegen die Bezeichnung „Tendenzroman". Man würde übrigens auch sehr unrecht thun, wollte man dem Buche diese Bezeichnung im gewöhnlichen Sinne beilegen, da er keine Zeitfragen ihrer theoretischen Seite nach durch praktische Beispiele behandelt, sondern sich bemüht deutsche Zustände und deutsche Menschen zu schildern mit der Absicht „eine politische Satire" zu schreiben. Man ersieht daraus, daß Messenhauser sich anfänglich gegen einen Gedanken wehrt, denselben zur Thüre hinaussagt, und am Schlusse ihm dennoch gestattet zu allen Fenstern wieder hereinzudringen; denn sagt er von dem Buche, „sein Vater bekämpft vorerst die Feinde im eigenen Lager: rohes Bewußtsein, falsche Instincte, unlautere Triebe, Unordnung, behagliche Selbstgefälligkeit — ehe er daran denkt sich dem auswärtigen Gegner im freien Felde zu zeigen", und S. 32 fährt er fort:

> Die politische Satire „Der Rathsherr" beruht demnach auf der breiten Grundlage Oppositionen zu machen gegen Alles was von unten hinauf (nicht was von oben herab) der Entwickelung eines constitutionnellen und einigen Deutschlands im Wege steht.

Man sieht daraus klar wie Messenhauser ein edles schönes Ziel anstrebte, aber zugleich auch wie durch seine Phantasien, die über den Boden der Wirklichkeit hinauswuchsen, er in die Irre und Quere geführt wurde sein Ziel selbst nicht deutlich zu kennen, und über die Wege dasselbe zu erreichen in noch trübern Anschauungen sich befand. Messenhauser ist hiernach für uns eine noch gährende Natur, die aber auf dem Wege war durch Schaum und Trübe hindurch nach einem großen Ziele sich hinaufzuarbeiten. Diese strebsame Seite in dem Wesen Messenhauser's, dieses Ringen und Kämpfen mit sich selbst und alle damit verbundenen phantastischen Auswüchse eines süddeutschen Gemüths in Gedanke wie Form bezeichnen so recht eigentlich und scharf die Grundlinien seiner Bestrebungen.

Doctor Luitpold Frischherz, um zum Inhalte des Romans selbst zu kommen, war Professor in der Residenz gewesen, und bewarb sich um die Bürgermeisterstelle der Stadt Maynbrunn. Neben einer herrlichen Temperamentsanlage war er der größte Pedant, ein Actenmensch, der dem einfachen schlichten Urtheile eines gesunden Verstandes stets die Form, die actenmäßige Feststellung gegenübersetzte. Durch die Bemühungen des Eisenhändlers Tannenschwert, dem er seine einzige Tochter zur Ehe versprach, gelangte er zum Vorschlag zur Bürgermeisterstelle. In dieser Eigenschaft brachte er durch sein hartnäckiges Festhalten an actenmäßiger Feststellung viel Unglück über die Gemeinde; ein alter Thurm fiel ein und zerstörte viele Wohnungen und Menschenleben; die Dämme rissen und die Flut ergoß sich verheerend über Stadt und Land. Ein unbekannter aus Amerika zurückgekehrter Mann unter dem Namen Felsberg erschien überall um die Gefahr anzukünden und sie abzulenken zu suchen; allein der Rathsherr verachtete diese Rathschläge, und verlangte „nach dem Buchstaben, und nicht nach dem gesunden Menschenverstande beurtheilt zu sein". Daher kam es denn auch, daß trotz aller Bemühungen dem Rathsherrn Nichts glückte; er nahm zwar alle Ideen der Zeit lebendig in sich auf, aber das Zopfthum seiner Seele ließ ihn nicht zur befruchtenden That gelangen, er interessirte sich für Alles, aber die Oberfläche, die Form ließ ihn nicht weiter kommen. Das Bewußtsein dieser Halbheit tauchte endlich in ihm auf, als er sah wie der fremde Amerikaner, der sich später als ein früher ausgewanderter Maynbrunner, Panthen, entdeckte, und der Jugendgeliebte Angelika's, der Tochter des Rathsherrn, war, überall Heil schuf wo er Unheil, der Alles zu Stande brachte wo er keinen Ausweg erblickte, da er die Unbedeutendheit wie ein Studium und das Nichtige wie ein Staatsgeschäft trieb. Seine Kraft war aber gebrochen als er zu diesem Bewußtsein kam; die Regierung bestätigte seine Wahl nicht, Panthen wurde Bürgermeister und der Gatte Angelika's. Dieser soeben angegebene Hauptgedanke entfaltet sich nun natürlich im Romane nach verschiedenen Seiten, es werden die Haupterscheinungen der Zeit theils in Handlungen theils in Raisonnements dem Leser vorgeführt, und wenn man von einer gewissen allzu behaglichen Breite absieht, so ist das Buch nicht ohne Interesse für den Leser; für den Ver-

fasser selbst kündete es aber einen entschiedenen Fortschritt an.

Nicht minder rühmenswerth verdienen die „Erzählungen des östreichischen Hausfreundes" erwähnt zu werden. Man kann schon bei einer flüchtigen Durchsicht dieses Büchleins nicht verkennen, daß es ein Seitenstück zu Auerbach's „Gevattersmann" bildet, der wahrscheinlich auch die Anregung dazu gegeben hat. Es enthält kleine in volksthümlicher Anschauung gehaltene Erzählungen mit einer gewissen Bezüglichkeit, sodann Ueberblicke über die Zeitereignisse, Orientirungen für den Oestreicher über Zeitfragen und kurze Anekdoten. Der Schluß des Werkes fehlt; der Verf. hatte das Manuscript schon im September dem Druck übergeben; er wollte den Schluß desselben erst bei beendigtem Satz schreiben. Unterdessen war es seine Absicht in dem herrlichen reichenauer Thale in ländlicher Zurückgezogenheit sich ganz seinen Studien zu widmen. Es kam anders. Wir können dies Büchlein mit Rührung nur aus den Händen legen, das die letzte Muße der ruhigen Stunden seines Lebens enthält, eines Lebens das im Kampfe für die Größe und Freiheit Deutschlands verblutete, eines Lebens dessen Anfänge zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Der Wind verweht den Sand der Gräber, die Zeit zerpflückt ihre Blumen, und stürzt die Säulen nieder, daß keine Spur mehr von ihnen vorhanden bleibt; doch das Eine bleibt ewig, das Andenken solcher Männer die durch ihre Thaten und ihre Gesinnungen auf die Mitwelt lebendig einwirkten. Das deutsche Volk wird mit Robert Blum auch das Andenken Wenzel Messenhauser's bewahren; denn er war dessen im Leben wie im Tode würdig. Wir schließen mit dem Verse Freiligrath's:

Die Salve fiel: was wollt ihr weiter wissen?
Die Salve fiel: sein Auge zuckte nicht!
„Legt an, gebt Feuer!" Zerschmettert und zerrissen
Sank in den Staub sein edel Angesicht!
So war sein Tod! Ich heiß' ihn einen schönen!
Es war ein muth'ger, ritterlicher Fall,
Und er verdient es, daß ihm Verse dröhnen,
Dumpf wie gedämpfter Trommel Schall.

J. Gegenbaur.

Die königlich preußische Flotte im Treffen am Repziner Haaken im J. 1759.

Daß eine Zeit war in welcher die kurfürstlich brandenburgische Admiralsflagge auf der Nordsee wehte, und preußische Fregatten im Atlantischen Meere gegen Spanien freibeuterten, ist bekannt; verschollen dagegen und selbst in den größten Geschichtswerken über Friedrich II. nicht zu finden, daß es auch im Siebenjährigen Kriege eine preußische Flottille gab, und dieselbe mit Ehren gegen eine der ältesten europäischen Seemächte focht. Darum wird folgende Mittheilung aus Acten zumal jetzt willkommen sein.

Aus dem Hauptquartier zu Leitmeritz befahl der König am 16. Juli 1757, also zur Zeit als böses Kriegsgeschick und Familienunglück wechselnd ihn bestürmten, dem pommerschen Kammerpräsidenten v. Aschersleben, nach Ankunft des Generalmajors v. Manteuffel mit demselben wegen der Insel Usedom, Wollin, der Swine und Dwinow zu sprechen, inzwischen, wenn es nöthig wäre, das Haff mit Schiffen zu vertheidigen, und deshalb mit erfahrenen Seeleuten sich zu berathen. Aber erst im März 1758 betrieb der Feldmarschall v. Lehwald die Ausrüstung einiger flachen Fahrzeuge, und übertrug die weitere Besorgung dem Generallieutenant Grafen zu Dohna. Hierauf erging ein Kammerbefehl an den Kaufmann Daniel Schulz in Stettin vier Galliotten und vier Zeesekähne auszusuchen, das Erfoderliche anzuschaffen, und die Fahrzeuge mit Geschütz zu versehen. Diese Flottille that ihre guten Dienste, und verhinderte das Eindringen der feindlichen Schiffe in das Haff, bis sie am 10. Sept. 1759 durch eine Windstille und die schwedische Uebermacht zu Grunde gerichtet ward, also fast an demselben Tage als Dresden verloren ging. Die preußische Seemacht lag in der Frühe dieses Tags diesseit des Repzinschen Haakens, unweit Neuwarp, und bestand den prächtigen Namen zufolge aus stattlichen Schiffen. Den rechten Flügel bildete Prinz Heinrich, Capitain Brun; der König von Preußen, Capitain Schwarz; die Galeere Jupiter, Capitain Funk; die Galeere Mercurius, Capitain Marquard; den linken Prinz Wilhelm, Capitain Braunschweig; der Prinz von Preußen, Capitain Likfeld; die Galeere Mars, Capitain Hanson; die Galeere Neptunus, Capitain Barkhan. Die vier Barkassen lagen hinter der Fregatte (?) mehrentheils nach dem rechten Flügel zu. Die schwedische Flottille bestand aus 4 großen Galeeren zu 44 Rudern, 2 Bombardier-Galliotten, 8 halben Galeeren, einem Jager (?), einem Krankenschiff, einem Proviantschiff und 14 Espings. Gleich nach 8 Uhr Morgens ward der preußische rechte Flügel zuerst durch zwei große und fünf halbe Galeeren und eine Bombardier-Galliotte angegriffen, und nach einigen Lagen das Treffen allgemein. Die ganze Flotte lag anfangs vor Anker, und kanonirte zwei Stunden lang vom Steuerbord; da sie aber dem Eindringen der Feinde mit der Kanonade nicht widerstehen konnte, so kappte der rechte Flügel die Anker um im Laviren zu schlagen. Das Schiff Prinz von Preußen ward zuerst erobert, und der Feind feuerte mit demselben auf die Galeere Mars, welche durch die vielen feindlichen kleinen Galeeren umringt und erobert ward, sodaß eigentlich nur unter Segel blieben: der König von Preußen, Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm, auf welche die ganze schwedische Flotte losging, die beiden letztern nahm, und mit dem Geschütz derselben den König von Preußen beschoß. Unter beständiger Gegenwehr retirirte dasselbe bis an den Ziegenortschen Horst, als der Wind zuletzt ganz still ward, sodaß nicht mehr gesteuert werden konnte, und der König von Preußen, wahrscheinlich der Admiral, von der ganzen feindlichen Macht umringt sich ergeben mußte, nachdem er 36 Schüsse bekommen. Der schwedische Admiral, C. Rudensparre, gestand nach geendigtem Gefechte, daß, wenn er gewußt, daß die Schiffe so stark armirt wären, er den Angriff nicht gewagt haben würde. Auch kam den Schweden dieser Sieg theuer zu stehen: zwei schwedische Barkassen wurden in den Grund geschossen, eine gerieth in Brand und flog mit der ganzen Mannschaft in die Luft. Die Schweden hatten 120 Todte. Bald darauf rächte sich die preußische Flottille, und erfocht über die Schweden einen vollkommenen Sieg und große Vortheile, weshalb das königliche Gouvernement 500 Thlr. Prämien unter das Schiffsvolk austheilen ließ. Die gegen das Ende müßig liegende Flotte ward zuletzt zum Transport der östreichischen Gefangenen und Ammunitionsstücke nach Königsberg gebraucht.

Hier hören unsere Nachrichten auf, die man selbst in Preuß' Werke vergeblich sucht. Der Strom größerer Unglücksereignisse, die Schlacht von Kunersdorf, der Verlust von Dresden, die Niederlage von Maxen, ließ die Schicksale der jungen Seemacht unbemerkt vorübergehen. Ungefähr im 9. Jahr vor Chr. Geb. ward auf der Ems das erste bekannte deutsche Schiffstreffen durch die Brukterer der römischen Flotte des Drusus geliefert; 1768 Jahre später das letzte. Wir fangen nun wieder von vorn auf der Ems und Weser an; 1857 Jahre

nach der That der Brukterer! Wie werden wir aufhören? Werden Siegestage wie der Hansa im J. 1368 dazwischenfallen?

F. W. Barthold.

Bibliographie.

Arndt, E., Blätter zur Geschichte unserer Zeit, oder der Deutschen Volkserhebung im J. 1848. 1ste Lieferung. Augsburg, Jaquet. 8. 7½ Ngr.

Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen Deutscher Künstler in eigenhändigen Radirungen. 1ster Band. 1ste Lieferung. 3ter Abdruck. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 4. 15 Ngr.

Feuerbach, A. Ritter v., Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen. 3te unveränderte Auflage. Mit einer Einleitung von C. J. A. Mittermaier. Frankfurt a. M., Heyer. Lex.-8. 2 Thlr.

Gedichte zur Verherrlichung der wahren Kirche von F. Norimbergensis. Emmerich, Romen. Gr. 16. 12 Ngr.

Hanusch, J. J., Vorlesungen über die allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit. Gehalten an der Universität zu Olmütz. 1ste Lieferung. Brünn, Winiker. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Handbuch der Erfahrungs-Seelenlehre in philosophisches Wissen einleitend entworfen. 3te, umgearbeitete Auflage. Ebendaselbst. Gr. 8. 20 Ngr.

Hingenau, O. Freih. v., Beiträge zur staatswissenschaftlichen Behandlung der Montan-Industrie. 1ster Theil: Bergwirthschaftslehre. Brünn. Gr. 12. 10 Ngr.

Hoppe, J., Californiens Gegenwart und Zukunft. Nebst Beiträgen von A. Erman über die Klimatologie von Californien und über die geographische Verbreitung des Goldes. Hierzu 2 Karten. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Kalm, E. F., Geschichts-Bilder. Darstellung der größten Ereignisse und ausgezeichnetsten Personen aller Zeiten, verfaßt von den berühmtesten Geschichtschreibern, gesammelt und herausgegeben. 2te vermehrte Auflage. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Registrum oder merkwürdige Urkunden für die deutsche Geschichte, gesammelt und herausgegeben von H. Sudendorf. 1ster Theil. Jena, Frommann. Gr. 8. 25 Ngr.

Schöler, Ueber die griechische Baukunst, eine Vorlesung als Grundlage für den Unterricht in diesem Theile der alten Kunstgeschichte. Erfurt. 1848. Gr. 4. 3 Ngr.

Stahl, J., Die Revolution und die constitutionelle Monarchie, eine Reihe ineinandergreifender Abhandlungen. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Hertz. Gr. 8. 16 Ngr.

Neueste Volksbibliothek. In Verbindung mit einigen Freunden herausgegeben von W. Redenbacher. Jahrgang 1849. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Die Rugenheimer. Ein Bild aus der Gegenwart von K. Wild. Dresden, Naumann. 16. 4 Ngr.

Deutsche Volksbücher nach den ältesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock. Mit Holzschnitten. XXIX. Kurze Erzählung von einem Juden aus Jerusalem mit Namen Ahasverus, welcher bei der Kreuzigung Christi selbst persönlich gewesen ꝛc. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 2½ Ngr.

— — Dieselben. XXX. Eine schöne und kurzweilige Historie von einem Riesen Fierabras genannt, und welche Kämpfe Kaiser Karl und seine Helden mit den Heiden stritten. Ebendaselbst. 8. 8 Ngr.

Vormbaum, R., Evangelische Missionsgeschichte in Biographieen. 1ster Band. 1stes Heft. — A. u. d. T.: John Eliot, der Apostel der Indianer Nordamerikas. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Düsseldorf, Schaub. 8. 6 Ngr.

Wagner, J. G., Geschichte der Stadt und Herrschaft Schmalkalden nebst einer kurzen Uebersicht der Geschichte der ehemaligen gefürsteten Grafschaft Henneberg. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr.

Weinholtz, K., Die staatsbürgerliche Freiheit und Gleichheit, zur Entwickelung und Sicherung der Wohlfahrt des Staats erwogen. Rostock, Stiller. Gr. 8. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Babylonische Beiträge zur politischen Confusion unserer Lage. Den ruhelosen Manen der dahingeschiedenen provisorischen Ruinirungsregierung in volkssouveränitätlicher Unterthänigkeit gewidmet. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 16. 3 Ngr.

Drei Beiträge zu den Vereinsblättern. I. Sprißler's Trauerrede bei Robert Blum's Todtenfeier zu Sulz am 27. Nov. 1848. II. Pfarrer Sprißler der Mann des Volks, suspendirt von seiner geistlichen Obrigkeit wegen der Rede auf Blum und wegen seines Antrags zu §. 15 der Grundrechte. III. Sprißler's Rede bei dem ihm, nach erfolgter Suspension, gebrachten Fackelzuge zu Empfingen am 11. März 1849. Hechingen, Egersdorff. Gr. 16. 1 Ngr.

Offener Brief an Herrn von Bülow-Cummerow die Grundsteuern betreffend, von Peter Minus. Berlin. Br. gr. 8. 5 Ngr.

Cochut, A., Die Leiden der Landwirthschaft und ihre Abhilfe. In einer Darstellung der landwirthschaftlichen Zustände Frankreichs. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 10 Ngr.

Dresler, v., Bedenken gegen die in dem Staatsanzeiger vom 29. April d. J. veröffentlichten Gesetzentwürfe über die Einrichtung von Rentenbanken und über die Ablösung der Reallasten und die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Erdmann, G., Das Oberbischofamt des Großherzogs und der Verfassungsausschuß. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Grävell, M. C. F. W., Kein Östreich und kein Preußen! sondern ein einiges, starkes und herrliches Deutschland. Wie kann und muß es werden? Potsdam, Janke. 8. 10 Ngr.

Guizot an seine Freunde. Nebst einer Kritik des Uebersetzers. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hofgärtner, F. J., Ueber Proletariat, Landwirthschaft und Auswanderung. Ein zeitgemäßes Wort an alle Deutsche. Augsburg, Rieger. 8. 2½ Ngr.

Maier, M., Woran sollen wir erkennen, ob eine Bewegung aus Gott sei? Predigt über Apostelgesch. II, 1—13 am Pfingstfeste 1849 vor einer Landgemeinde gehalten. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 1½ Ngr.

Meißner, C. B., Exegetische Beiträge zur Erklärung der Grundrechte des deutschen Volks über Kirche und Schule nach Artikel V. § 14—18. 20. [§ 144—148. 150. der Reichsverfassung] und Artikel VI. § 23—26. [§ 153—156. der Reichsverfassung]. Dresden, Naumann. Gr. 8. 8 Ngr.

Perthaler, Das Erbkaiserthum Kleindeutschland. Frankfurt a. M. 8. 10 Ngr.

Deutsche Reichsgesetze. 1stes Heft. Wien, Tendler u. Comp. Leipzig, Spamer. 16. 7 Ngr.

Osmin Rickekracht's Abschied. Als Seitenstück zum „Klageliede eines von Erfurt abziehenden aufgelösten Deputirten." Erfurt, Körner. Gr. 8. 15 Ngr.

Schübler, E., Die Radicalreform der Staatsverwaltung und Verfassung Württembergs vom Standpunkt des Volks. Herausgegeben vom Volksverein in Stuttgart. Stuttgart, A. Wagner. 8. 3 Ngr.

Die alte und die neue Verfassung. Eine Ansprache an Hamburgs Bürger. Ein Flugblatt des Deutschen Clubs. Hamburg, Niemeyer. Gr. 8. 2 Ngr.

Wichura, V., Die vereinigte Arbeit [Association] und die Theilnahme des Staats an der Aufhülfe der Arbeiter. Ein Versuch zur Beantwortung der socialen Frage. Ratibor, Jakobsohn. Gr. 8. 12½ Ngr.

Zur Propaganda der national-konstitutionellen Partei. Von einem freimüthigen Widersacher der Revolution. Anhang: Wählen oder nicht wählen? Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 204. — 25. August 1849.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung.

Zur Goethe-Feier am 28. August 1849.

Von Dr. W. Affmann.*)

Welch ein Bild tritt uns heute mit verjüngter Kraft vor die Seele! Ein Jahrhundert liegt zwischen uns und dem Tage wo uns Goethe geboren ward, das Jahrhundert in welchem und durch dessen Einfluß er sich bildete, und auf welches er bildend zurückwirkte! Fast ein Jahrhundert lang gönnte der Himmel dem deutschen Volke diese mächtige und milde Erscheinung; Goethe erfüllte in dieser Zeit Deutschland mit seinem Ruhme, ja Deutschlands Ruhm ward durch ihn, während die Nation in tiefer Schmach begraben lag, in die Welt hinausgetragen. Ein spätes Greisenalter ward ihm gewährt, doch er hat weder seine Kraft noch seinen Ruhm überlebt, und bis zu dem letzten Augenblicke seines Erdenlebens ward er gefeiert von seiner Nation und von den edelsten Geistern in fremden Völkern. Auch heute noch ist sein Ruhm lebendig; aber dennoch ergreift uns ein wehmüthiges Gefühl, daß eben in dieser Zeit der mahnende Ruf erschallt die Geburtsfeier des Abberufenen noch einmal zu begehen; und nicht darum, weil er nicht mehr unter uns weilt — denn wem käme nur der Wunsch das Lebensziel des Greises noch bis heute hinausgerückt zu sehen? — sondern weil gerade jetzt, so wenige Zeit nach seinem Hinscheiden, die Anerkennung die ihm gebührt verdunkelt zu werden droht. Wie Wenige haben wol unter den Wirren und Leidenschaften der erschütternden Gegenwart bei ihm den Frieden gesucht der, wie er in ihm selber waltet, seinen Vertrauten aus seinen Werken entgegenströmt? Wie Viele haben ihn wol gar geschmäht, verachtet, als sei seine empfindende Seele kalt und gleichgültig bei Dem geblieben was jüngst das Gemüth jedes Edeln zur höchsten Thatkraft spornte, für Vaterland und Freiheit! Als habe er, verloren in die heimatlosen Ideen des Schönen des Landes in dem er geboren, des Volkes unter dem und für das er zu leben berufen war, vergessen, in dem Streben nach unerreichbarem Weltbürgerthum versäumend was Jedem das Nächste ist, die Pflichten des Bürgers gegen den Staat und gegen die Nation in denen Gott ihm den Kreis seines Wirkens zugewiesen! Dann stände es jetzt besser um uns, meinen sie, wenn die großen Geister des verwichenen Jahrhunderts nicht unserm Volksthum fremd geblieben wären, wenn sie statt einer luftigen Humanität gediegene Vaterlandsliebe gepredigt, statt Lieder zu singen im Leben gekämpft, und statt einer Harmonie der Seelen die Einigung des deutschen Vaterlandes erstrebt hätten! Nun aber ringen nach dieser die Besten vergeblich, weil das Volksthum durch Diejenigen die Besseres sein wollten als die verachtete Menge, und die darum eine unpraktische allgemeine Menschenbildung foderten, statt gekräftigt zu werden untergraben ist!

Wol eben darum aber führt der Himmel dem gegenwärtigen Geschlechte diesen Feiertag herauf, daß wir nicht verzweifeln an unserm Vaterlande, wenn noch immer der Tag seines Heils, seiner Größe nicht kommen will; daß wir, des deutschen Volks gedenkend, nicht wähnen gar Nichts zu sein, weil wir nicht Alles geworden sind wozu wir uns als Nation berufen fühlen; aber auch darum, daß wir einen tiefern Blick thun in die Entwickelung unsers nationalen Lebens, und vor Allem uns klar werden über die Bedeutung die unser Dichterfürst nicht blos für jeden Einzelnen unter uns, sondern auch für das Volk hat, dem er wie der Geburt nach so auch wahrlich mit ganzer Seele angehört.

So feiern wir den heutigen Tag durch einen Blick auf die Verdienste Goethe's um unsere nationale Entwickelung, so weit wir die geistige Macht, die unverloren auf die spätesten Zeiten hinaus zu wirken bestimmt ist, nach dem Ablauf des ersten Jahrhunderts, seitdem sie sich unter uns kundgab, zu überschauen vermögen.

Ein Dichterleben bewegt sich auf dem Gebiete des Geistes, und wir können hier zunächst nicht fragen, welche Verdienste sich unser Sänger um das Außenleben unsers Volks erworben hat. Nicht danach ist sein Ruhm zu messen, ob und wie viel er Nützliches gewirkt; nur für das Schöne das er gebildet hat wird ihm der Kranz gewoben. Es ist die geheimnißvolle Welt des Scheins in welcher die Schöpferkraft des Dichters waltet; aber die Gestalten die er in das Dasein zaubert ruhen dennoch auf einem tiefern Grunde. Die innerste Seele des Dichters ist der Urquell aus dem seine Ideale entspringen, und was ihm die Natur gegeben hat, was er durch

*) Ein besonderer Abdruck des nachfolgenden Aufsatzes ist zu dem Preise von 10 Ngr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen. D. Red.

eigenes Streben geworden ist, Das spiegelt sich in allen Bildungen wider, die in unerschöpflichem Gedränge aus dem reichen Geiste zu Tage treten. Darum preisen wir es, die höchste Gabe die in ihm und mit ihm dem Vaterlande geschenkt ward ist er selbst; diese reine, edle Natur, die dem Volke in dessen Boden sie Wurzel schlug den Dank mit Dem bezahlt was sie ist, nicht mit Dem was sie thut.

Was Goethe war, Das soll der erste Gegenstand unserer Betrachtung sein; und wenn kein sterbliches Auge deutlich zu unterscheiden vermag wieweit menschliche Geisteskräfte ein Werk Gottes oder des Menschen selbst sind, so werden wir doch dem Genius die ungetheilteste Bewunderung zollen der eine große Naturanlage durch Selbstkraft zur vollendeten Gestalt entwickelt. Das aber dürfen wir mindestens von unserm Goethe rühmen, daß es ihm sein ganzes Leben hindurch noch bis in das späteste Greisenalter für die höchste Aufgabe galt: sich selbst zu Dem zu bilden wozu die entschiedenste Naturanlage ihn bestimmt hatte. Und hiermit weisen wir von vornherein alle und jede Anfoderungen Derer zurück die irgend einen mehr oder minder vollendeten Typus menschlicher Entwickelung als das Musterbild jedes Einzelmenschen hinstellen; denn wir erkennen darin allein die wahre Aufgabe der Selbstbildung, daß Jeder das Ziel der Bildung zu erreichen bemüht sei zu welchem ihm eine höhere Macht durch die ganze Eigenthümlichkeit seiner Natur den Weg vorgezeichnet hat; oder wie der Dichter es ausdrückt:

Gleich sei Keiner dem Andern, doch gleich sei Jeder dem Höchsten!
Wie Das zu machen? — Es sei Jeder vollendet in sich!

Das aber ist durch die menschliche Beschränktheit selbst bedingt, daß kein Sterblicher seine geistige Kraft nach allen Richtungen hin gleichmächtig auszubreiten vermag; das Vorwalten der einen oder der andern seiner innern Kräfte, wie die äußern Verhältnisse unter denen er sich bildet und wirkt, bestimmt auch die Gestalt in der er unter den Menschen erscheint. Hier zeigt sich ein unbeugsamer Herrscherwille, der sich die Menschen in kleinern oder größern Kreisen dienstbar macht, und, wenn er an der Spitze eines Volks waltet, die äußern Geschicke desselben, ja der Menschheit kühn in neue Bahnen weist; während in einem Andern der Drang nach Erweiterung des Wissens die ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt, sodaß er nur die Wissenschaft selbst weiter führt, unbekümmert darum wie den Menschen die aufgespeicherte Gabe zugute komme. Goethe aber war eine geborene Künstler- und Dichternatur; er fühlte den unbezwinglichen Trieb die Welt um sich her, Natur und Geist, lebendig zu erfassen, und die Wahrheit die er erkannt hatte im Bilde zur Darstellung zu bringen; bei dem tiefen Drange einer überlegenen Vernunft nach reiner Wahrheit hüllte doch seine immer wirksame Phantasie unbewußt und unwiderstehlich alles Erkannte sogleich in das Gewand der Dichtung ein. Daher jene „unbezwinglich thätige Neugierde des Knaben", von der er uns in „Wahrheit und Dichtung" erzählt, daher, als er „seine Vaterstadt zuerst gewahr wurde", jene unmittelbare „Lust blos menschliche Zustände in ihrer Mannichfaltigkeit und Natürlichkeit ohne weitern Anspruch auf Interesse oder Schönheit zu erfassen", daher seine dunkle „Sehnsucht" in die weite Natur hinaus, wenn er aus dem eingeengten „Gartenzimmer" des väterlichen Hauses über die Mauern und Wälle hinaus in die weite fruchtbare Ebene blickte, und sich „an der untergehenden Sonne nicht satt sehen konnte". Früh entwickelte sich deshalb in ihm ein Gefühl für die Einsamkeit, in der er die empfangenen Bilder sammelte und verarbeitete; aber schon den sechsjährigen Knaben drängte auch die tiefe Empfindung von der allwaltenden Macht, die sich uns in Allem kundgibt, sich „dem großen Gotte der Natur unmittelbar zu nähern"; an einem selbstgeschaffenen Altar begann sein dichterisches Priesterthum; „Naturproducte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen"; über diesen entzündete er bei einem frühen Sonnenaufgang eine gelinde Flamme, die „das zu seinem Schöpfer sich auffehnende Gemüth" bedeuten sollte. Bald offenbarte sich der dichterische Drang in einer Fülle von Märchen, in Herbeiziehung von „Luftgestalten", die er „seinem Naturell gemäß" rasch zu kunstmäßigen Darstellungen verarbeiten lernte. Dabei trat die natürliche Klarheit seines Geistes nicht minder als ein geheimnißvoller Gefühlsdrang hervor. Anschaulich waren alle seine Gestalten; „das Auge war", wie er selbst sich ausdrückt, „das Organ womit er die Welt faßte"; wohin er sah erblickte er ein Bild, und was ihm auffiel, was ihn erfreute, wollte er in einer Darstellung festhalten. Wir treffen den Funfzehnjährigen nach dem ersten herben Schicksal das sein Herz erschütterte, in den „schönen belaubten Hainen" in der Nähe seiner Vaterstadt. „In der größten Tiefe des Waldes hatte er sich einen ernsten Platz ausgesucht, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlich großen, beschatteten Raum bildeten." Dort suchte er sich „einen halbbeschatteten alten Stamm, an dessen mächtig gekrümmten Wurzeln sich wohlbeleuchtete Farrenkräuter anschmiegten, von blinkenden Graslichtern begleitet, zum Gegenstande des Studiums aus". Da strebte er mit ungenügender Technik in einer Kunst für die er nicht geschaffen war die Empfindungen die ihn in seinem „heiligen Walde" ergriffen vergeblich an das Bild kleiner Einzelheiten zu knüpfen; in Dem aber was vor Allem seine Seele bewegte zeigte er sich, wie schon sein begleitender Freund bemerkte, „wie ein wahrer Deutscher", der in Hainen und Wäldern jenes Geheimnißvolle verehrt was wir in Ehrfurcht mit dem Namen des Göttlichen benennen. „Gewiß", ruft er in später Erinnerung an diese Gefühle der Jugend vom Erhabenen aus, „es ist keine schönere Gottesverehrung als die zu der man kein Bild bedarf, die blos aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserm Busen entspringt." Da wo Natur ihn unterwies ging die Seelenkraft ihm auf, und sie redete mit ihm „wie spricht ein Geist zum andern Geist".

Was aber so das Innerste dieser Dichterseele be-

wegte, Das mußte auch in Wort und Bild heraustreten, daß sich Andere daran erfreuen und auferbauen möchten. Wie er als Knabe den Gespielen seine Märchen erzählte, so stand ihm schon als Jüngling jene Aufgabe in einer ernstern Gestalt vor der Seele. Wol war die Darstellung des Erkannten und Erlebten ein unabweisbares Bedürfniß dieses Genius selbst, dessen Befriedigung ihm an und für sich „das größte Vergnügen" gewährte; er übte, wie er uns sagt, sein Talent „mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus Instinct geschah"; dabei hob ihn im Stillen die bleibende Ueberzeugung, „daß es nach und nach immer besser werden müsse, und daß er wol einmal neben den gepriesenen Dichtern der Nation mit Ehren genannt werden dürfte". Aber er gesteht zugleich, daß ihm eine solche Bestimmung in den Jünglingsjahren „allzu leer und unzulänglich geschienen" habe; er wollte sich, unter dem Einflusse der Ansicht seines Vaters, der ihn freilich zur Jurisprudenz hinüberdrängte, wie der ganzen Zeit, „zu gründlichen Studien des Alterthums bekennen, sich hierdurch zu einer akademischen Laufbahn fähig machen, die ihm das Wünschenswertheste erschien für einen jungen Mann der sich selbst auszubilden und zur Bildung Anderer beizutragen gedachte". Und so erkennen wir in ihm jenes innige Streben in Erkenntniß der Wahrheit auch Andern ein Führer zu werden, das er als gereifter Dichter so schön in den Worten ausspricht:

Wozu sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Doch ist es ihm wahrlich nicht so leicht geworden sich selbst eine Genüge zu thun in der Ausbildung seiner entschiedensten Naturanlage; selbst nur den Weg zu finden auf den ihn die höhere Macht gewiesen hatte, mit wachsender Klarheit das Ziel das ihm gesteckt war zu erkennen und demselben immer näher zu kommen. Es war der ganze Mensch der sich in seinen Dichtungen aussprechen wollte, und ehe dieser nicht fertig dastand, schwankte Goethe auch über seine Bestimmung zum Dichter und über die Gestalt in die er das Schöne zu kleiden hätte. So sehr wir die Gunst des Geschicks in den Umständen bei seiner Erziehung zu preisen haben, so trat doch die Eigenheit und Strenge des Vaters oft schroff genug der Naturanlage des Sohnes gegenüber; die Einflüsse des Zeitgeschmacks und seiner beginnenden Umgestaltung brachten auch ihn langehin aus dem Gleichgewicht, und äußere Lebensverhältnisse zerrten ihn hierhin und dorthin. Vor Allem aber hatte diese erregbare Dichternatur mit wiederholten Anfällen einer stürmischen Leidenschaft zu kämpfen, die ihn, als noch das Leben im Halbdunkel vor ihm lag, öfter an jeder Rettung von der Uebermacht seiner Gefühle verzweifeln ließ, eine Zeit lang seinen Körper untergrub und sein Gemüth bis zur Krankheit zerrüttete; — die ihn langehin, wie er selbst gesteht, aus einem Extrem in das andere warf, sodaß ihm zeitweise der Ernst des Lebens unter dem wilden Haschen nach Genüssen und Zerstreuungen verloren ging.

Doch hat er gerungen und gestrebt, sich geübt und gequält, wie als Dichter so als Mensch; er hat Vieles versucht und verworfen, und ohne Schonung den Stab über Das gebrochen was er geschaffen und gethan, wenn es den höhern Anforderungen seines Innern nicht entsprach. Dabei aber fand diese gediegene Natur schon früh ein Maß und einen Halt in sich selbst die sie immer wieder zur Ruhe und zum Gleichmuth zurückführten, und so herrlich war die Mischung der Seelenkräfte in derselben, daß eben jene Phantasie welche die Empfindungen rasch zur Leidenschaft entflammte nicht lange darauf zum Mittel ward die Leidenschaft zu kühlen und zu besänftigen. Denn schon früh entwickelte sich in dem Dichter die in seiner Naturanlage begründete Richtung, von der er sein ganzes Leben hindurch nicht abweichen konnte, „was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte in ein Bild zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen". Dadurch fühlte er sich erleichtert und aufgeklärt, indem er „die Wirklichkeit in Poesie verwandelte". Und indem so die hohe Vernunft die sein Wesen durchwaltete wieder zur Herrschaft gelangte, gab ihm die Wahrheit nach der er rang die Ruhe zurück, welche die Leidenschaft nur vorübergehend zu erschüttern vermochte. Immer heller erkannte er nach und nach unter den Stürmen der Außenwelt und seines Innern, daß die Vernunft allein dem Menschen den festen Halt auf dem Meere dieses Lebens zu gewähren vermag, und immer sicherer lernte er jene erhabene und milde Ruhe der Seele bewahren welche das Merkzeichen des wahren Weisen ist. Daher der Friede der in den Erzeugnissen seines Geistes waltet, und den er als „ruhiger Freund" auch seinen Freunden unter allen Geschicken des Lebens verheißt und bringt, wenn sie mit ihm vereinigt wandeln und sich an den Gaben des Sängers erfreuen wollen; daher sein edler Stolz in der Erkenntniß, daß er, zur Dichterweihe herangereift, „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" empfangen habe, und dem gegenüber die tiefste Demuth, die ihm stets das Bewußtsein seiner „Schwächen" wach erhielt, und ihn auf seiner höchsten Höhe stets bedenken ließ, wie auch er, gleich jedem andern Sterblichen, nur „wenig ist", und „was man ist, Das blieb man Andern schuldig". Und dabei glühte auch seine Wange von jener Jugend die uns nie verfliegt; er wußte, daß wir, so lange wir auf Erden wallen, nur Werdende sind, und daß wir darum auf das Thun angewiesen sind uns selbst und Andere zu bilden; unermüdlich strebte er diesem Gedanken gemäß bis an das Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über einige Staatsbibliotheken des Auslandes.

Wie im Mittelalter jede große Kirche ihre Bibliothek hatte, so auch der Vatican. Gestiftet vom Papst Nikolaus 1450, vernichtet durch den Connetable Bourbon bei der Erstürmung Roms und wiederhergestellt 1588 von Sixtus V., verdankt sie einen großen Theil ihrer Schätze der von Tilly 1622 ausge-

dern vorstellen. Ich bäte das Gesuch meiner Quittirung und ein anderes Gesuch: daß mir gestattet würde meine Quittirungsbewilligung in Wien abzuwarten, meinem vorgesetzten dritten Bataillon geneigtest zustellen zu wollen. Abends erhielt ich folgende Vorladung des löblichen Platzcommandos: „Morgen den 28. März 1848 gegen 10 Uhr Vormittags haben dieselben auf jeden Fall in Uniform sich bei Gefertigten in der k. k. Platzcommandokanzlei in der Salzgießkaserne im dritten Stock mit Vorweisung dieser Vorladung einzufinden. Gez. Matauschek, Generalmajor." Ich werde mich daselbst einfinden, allein nicht in Uniform, sondern in Civilkleidern. Ich bin krank, wirklich und in der That krank, freilich nicht physisch, aber krank an meiner Ehre durch die willkürliche Bestrafung Seitens Sr. Excellenz des Herrn Feldmarschall-Lieutenants Hammerstein. Ich kann nach meiner Bestrafung — denn meine Transferirung Knall und Fall verbunden mit Verlusten an meinen Habseligkeiten ist eine solche — noch weniger als auch nur auf eine Minute lang die äußern Abzeichen einer Körperschaft tragen deren Dienst meine tiefsten Ueberzeugungen stündlich in die größte Gefahr zu setzen die Lage hat. Ich theile Ihnen, Herr Doctor, meine Besorgniß mit, daß man gegen mich Gewaltmaßregeln in der Gestalt eines policeilichen oder gerichtlichen Verhörs vornehmen könne. Ich werde gewiß mein gutes angeborenes Natur- und Menschenrecht mit aller Kraft eines constitutionnellen Charakters, der es seit dem 18. März 1848 geworden, vertheidigen. Da die Macht reactionnairer Behörden aber weiter reicht als die Macht des Einzelnen, so erlaube ich mir Sie zu meinem Vertheidiger zu wählen, auf daß Sie freundlich darüber wachen: daß man zum mindesten in den vollen Formen der durch die neue Staatsentwickelung zum Provisorium gebrachten Gesetze gegen mich verfahre. Nimmt man meine Quittirung nicht an, bringt man mich aus Anlaß der Ihnen des langen und breiten erzählten Thatsache zur Haft, wie ich sie seit der Zeit des 13. März her kennen und tief verabscheuen gelernt habe, so erkläre ich hiermit unwiderruflich, fest und feierlich: daß ich gegen derartigen Eingriff in die Freiheit und Sicherheit meiner Person dadurch Berufung einlegen werde, daß ich jede Lebensnahrung verschmähe, bis ich entweder meinem constitutionnellen Recht zurückgegeben werde, oder das erste Opfer eines constitutionnellen Justizmordes am Fuße des Thrones durch den Tod endige. Ich handele nach kalter, unabwendbarer Ueberzeugung. Wenn ich um 12 Uhr Mittags nicht bei Ihnen bin, um Ihnen von dem Erfolg meiner Vorladung beim löblichen Platzcommando zu berichten, so haben Sie die Güte sich daselbst von meinem Schicksale unterrichten zu lassen. Ihr Kunstgenosse und Mitarbeiter wird dann den Trost haben zu wissen, daß es zum Aeußersten aus dem geringfügigsten Anlaß doch nicht kommen wird.

Mit herzlichem Gruß ganz der Ihrige.

Wien, am 28. März 1848. W. Messenhauser.

Dieser Brief gibt sicher den besten Aufschluß über Messenhauser's Austritt aus dem Militair; jedoch nahm die Angelegenheit nicht die am Schlusse angedeutete und gefürchtete Wendung. Messenhauser erhielt seinen Abschied, und benutzte die Zeit wahrscheinlich außer der Betheiligung an allgemeinen politischen Angelegenheiten zur Abfassung des bereits oben erwähnten hinterlassenen Romans „Der Rathsherr". Bei dem Mangel genauerer Angaben können wir hier die Lücke vom März bis October, die doch jedenfalls eine bedeutsame Epoche seines Lebens ausmacht, weil sie ihn in die nachherige Stellung zur wiener Revolution brachte, nur nothdürftig und mit der ausgesprochenen Vermuthung ausfüllen.

Messenhauser's Persönlichkeit war, soweit sich Dies aus den bereits bekannten Angaben sowie aus seinem Bildnisse entnehmen läßt, in jeder Beziehung einnehmend; die Figur war schlank, mehr groß als klein, das Gesicht offen-treuherzig, sein ganzes Wesen sanft und bieder, mehr entsagend als herausfodernd. Gerade in den beiden letzten Worten scheint vorzugsweise ein Hauptzug Messenhauser's sich auszusprechen; er war weniger eingreifend in die Ereignisse, und diese bestimmend und lenkend, sondern abhängig von ihnen, hingegeben denselben oft bis zur Passivität; am deutlichsten spricht sich sein Wesen in seinen Proclamationen aus, die hier als bedeutende Quelle angesehen werden können, und die sich sämmtlich in „Die Wiener October-Revolution" von A. Schütte aufgeführt finden. In diesen ist er gesucht; er bestrebt sich zu dociren, zu überzeugen, die Phrase der Volksversammlungen, der doctrinaire Soldat und die doctrinaire Politik kommen uns allenthalben entgegen, das frische Wort der That, der begeisterte Act eines Geistes der die Zeit erfaßt und sie bestimmt, geht ihm fast gänzlich ab: er ist immer viel zu sehr Gemüthsmensch, viel zu sehr noch im Bruche mit sich selbst, als daß er der Mann einer schlagenden That werden konnte. Wir wollen hier zum Belege einzelne Stellen aus den Proclamationen selbst anführen, die deutlich genug beweisen was wir soeben ausgesprochen haben. Die erste Proclamation an die gesammte Volkswehr der Stadt Wien und Umgebung beginnt:

Der Ernst der Zeit, die Größe der Aufgabe der Volkswehr ist Jedermann zum Bewußtsein geworden. Es sind theure Errungenschaften, kostbare, unverletzliche Güter durch Einheit, Entschlossenheit, begeisterte Hingebung und kalte Besonnenheit gegen mächtige Gefahren zu behaupten. Unsere heiligen Ziele dürfen nicht überstürzt werden.

Den Garden gibt er Nachricht, daß er keinen regelmäßigen Tagesbefehl mehr ertheilen, sondern nur durch Placate wichtige Ereignisse Ihnen kundgeben werde, mit folgenden Worten:

Durch Placate gelangen Mittheilungen die Allen zu wissen nothwendig am schnellsten zur allgemeinen Kenntniß. Auf den Fittigen von Minuten ruht im Felde — Erfolg und Sieg.

In einer andern Proclamation heißt es:

Der Herr Banus spricht von meiner Ansicht. Ich erkläre vor den Schranken des Gemeinderaths, der Versammlung unserer ehrwürdigen Väter: Ich, der Mensch, das Individuum, der Bürger Wenzel Messenhauser, hat keine Ansicht. Der provisorische Obercommandant vollstreckt die Ansicht des hohen Reichstags; er vollstreckt die Ansicht des Gemeinderaths, er vollstreckt mithin ebenso sehr die Ansichten der tagenden Völker als die der Ueberzeugung der tagenden Gemeinde.

Schütte sagt in seinem Buche von Messenhauser:

War er als Commandant der gesammten Nationalgarde Wiens ein umsichtsvoller, thätiger und geschäftsstrenger Mann, so war er wieder außer seiner Sphäre der ruhige, stille und bescheidene Privatmensch, der es nicht merken ließ auf welche Stufe das Schicksal ihn gehoben, und der es vielleicht nicht ahnte welche Kümmernisse ihm diese Stellung noch verschaffen werde.

So richtig dies Urtheil nach einer Seite hin sein mag, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es eben nur ein einseitiges ist, und die gesammte Geistesrichtung Messenhauser's außer Acht läßt; und selbst Schütte kann nicht umhin einzugestehen, obgleich er hierzu die eigentliche Ursache nicht angibt, „daß überall Unbestimmtheit,

Unkenntniß und Verworrenheit anzutreffen war". Richtiger scheint Auerbach die Persönlichkeit sowie das geistige Vermögen und die Stellung Messenhauser's begriffen zu haben. Als jedoch Auerbach*) sein Urtheil niederschrieb, da war Messenhauser noch am Leben, sonst hätte wahrscheinlich das traurige Ende dieses Mannes das Schroffe und Herbe des Urtheils zu mildern Formen abgeschliffen. Auerbach sagt:

Sein Gesicht mit dem kleinen schwarzen Barte und den dunkeln Augen ist nicht von bedeutendem Ausdruck. Sein Behaben und seine Redeweise bekundet anspruchlose Gutmüthigkeit. Es ist in ihm wieder jene seltsame Getheiltheit; einfach und schmucklos im gewöhnlichen Leben wird er schwülstig und mit allerlei Phrasenflitter ausstaffirt, sobald er die Feder in die Hand nimmt. Seine Placate sind unausstehlich bombastisch. Aus seinem ganzen Thun ging mir hervor, daß Dies kein Mann war der den Beruf hatte an der Spitze einer großen Bewegung zu stehen, oder gar in der friedlichen Organisation des Staats eine Rolle zu spielen. Die Bestimmtheit, die in sich ruhende Selbstgewißheit, die auch oft auf die Umgebung einen imponirenden Einfluß übt, geht ihm gänzlich ab; er ist ein schwärmerischer Demokrat.

Nachdem wir die persönlichen, äußern wie innern Verhältnisse Messenhauser's, soweit das vorliegende Material uns unterstützte, beleuchtet haben, wenden wir uns nun zur Betrachtung über seine Stellung zur wiener Octoberrevolution.

Die Unklarheit und Ideenverwirrung welche in dieser Bewegung herrschte bewirkte mit Nothwendigkeit, daß sie so endete. Es war kein einziges klares Princip was die Parteien auf ihre Fahnen schrieben, sondern alle von den verschiedensten Standpunkten ausgehend ließen sich in einen Kampf ein dessen Resultat, selbst wenn sie Sieger gewesen wären, sie nicht zu benutzen verstanden hätten, weil sie eben nicht wußten was sie wollten. Bei einem Theile herrschte die deutsche Frage vor, bei einem andern waren es demokratische Beweggründe, bei dem dritten, dem Arbeiterstande, waltete eine gewisse Sehnsucht nach Verbesserung seines Looses, die sociale Frage vor, bei einem andern zwei oder alle drei der angegebenen Beweggründe zusammen; daher kam es, daß kein Ziel der Masse vorschwebte, nicht einmal ein Stichwort aufkam das die Richtung bezeichnen konnte. Entfernung der Truppen! was war damit gewonnen als es wirklich geschehen war? Eher das Gegentheil von Dem was man beabsichtigte. Zu allem Dem kommt aber noch diese Halbheit und Zweideutigkeit in der Bewegung selbst; es war eine Revolution, wenn sie glückte, die Anfänge waren dazu vorhanden, und dennoch finden wir mitten in dieser revolutionnairen Bewegung ein fast ängstliches oder feiges Spielen mit gesetzlichen Formen; die legale Richtung sollte überall eingehalten werden, trotzdem daß man längst auf einem ganz andern Feld stand; daher die Unentschlossenheit beim Herannahen der Ungarn, daher alle die Declamationen im Reichstage, in der Aula, in den Proclamationen und Zeitungen, und daher auch die Niederlage. Daß nun der oberste Leiter einer solchen Bewegung gleich vornherein in eine eigenthümliche schiefe Stellung gerathen muß, braucht wol nicht besonders hervorgehoben zu werden. Daher kam es auch, daß drei verschiedene Personen erst auf die Seite geschoben werden mußten, ehe die Reihe an Messenhauser kam, und daß dieser selbst noch am Schlusse einem Andern weichen mußte. Die Parteien arbeiteten sich entgegen, und das Alles vermehrte noch die Rathlosigkeit und Verwirrung, und mußte die Stellung eines Jeden unsicher machen der nicht verstand einen allmächtigen Geist in die Bewegung zu bringen, für Eine Idee die Masse zu begeistern.

Messenhauser war nach seinem Austritt aus dem Militair in die Akademische Legion eingetreten. Als die wiener Octoberbewegung ausbrach wurde zuerst Scherzer, Braun und dann Spitzhütl von den Bezirkschefs als Commandant gewählt. Die beiden Ersten gingen schnell vorüber, und über Spitzhütl entstand eine große Misstimmung, weil man ihn schwarzgelb nannte; ja Einer sprach sogar, er wolle ihn durch seine Arbeiter morden lassen, sodaß sich Spitzhütl veranlaßt sah schon nach einer Stunde wieder abzudanken. Nun wurde Messenhauser Obercommandant. Das war am 12. Oct. Am Tage darauf erließ er seine erste Proclamation, worin ganz die oben erwähnte Ausdrucksweise sich ebenfalls findet, wenn es heißt: „wo jeder Tag ein Blatt der Weltgeschichte füllt", und „versenken wir trübe Erinnerungen in den Strom des Vergessens!" Messenhauser sah seine Stellung durchaus als eine legale an, er gehorchte den Befehlen des zurückgebliebenen Reichstags und des Gemeindeausschusses; er entwickelte eine rastlose Thätigkeit in der Vertheidigung der Stadt, in Beschaffung und Anwendung neuer Hülfsmittel, und nebenbei suchte er eine Versöhnung anzubahnen. So schreibt er in seiner Proclamation an Windisch-Grätz, abwarnend, „das nahe Versöhnungswerk zwischen Monarch und Volk nicht durch vorgreifende Acte der Feindseligkeit trüben zu wollen". Aber bald mit dem Herannahen der Truppen und dem Beginnen des Kampfes traten Verwickelungen zwischen Messenhauser und den einzelnen Corps ein. Am 29. Oct. wollte man die Leopoldstadt angreifen, Messenhauser sollte dazu Befehl ertheilen: er that Nichts und ließ doch die Streitlust gewähren. Schon einmal war vom Studentencomité eine Auffoderung an ihn ergangen des Inhalts: er habe bei seiner Energielosigkeit das Vertrauen verloren, und möge deshalb seinen Oberbefehl niederlegen. Später kam auch Becher und verlangte Abdankung Messenhauser's. Der Obercommandant befand sich auf dem Stephansthurm, er ging eiligst hinunter, ließ seinen Tschako mit dem weißen Federbusch auf der Bank liegen, und bald darauf ertheilte Fenneberg als Interimscommandant Befehle. Der Kampf wurde bekanntlich eingestellt, jedoch beim Herannahen der Ungarn wollte man ihn wieder aufnehmen; Fenneberg wurde ins Comité gerufen, er erklärte jedoch nur den Oberbefehl annehmen zu wollen, wenn Messenhauser

*) Tagebuch aus Wien. Von Latour bis Windisch-Grätz. Von Berthold Auerbach.

abdanke. Es ist bei den zum Theil höchst unvollständigen Zeitungsnachrichten sowie bei den sich widersprechenden sonstigen Berichten nicht möglich vorerst ein vollständiges klares Bild dieser Ereignisse zu geben. Der Biograph in der Vorrede zum „Rathsherrn" sagt:

Wie weit ihn der Terrorismus der bewaffneten Arbeiter gezwungen, nachdem er endlich selbst das Fruchtlose des Widerstandes eingesehen und davon abgerathen, nach abgeschlossener Capitulation, und beim Erscheinen der Ungarn, den Kampf von neuem zu beginnen, und ihn bis zur Verzweiflung fortzusetzen, darüber erwarten wir die Berichte seiner Waffengefährten. Vielleicht konnte er nicht mehr zurück, oder er unterlag den Todesstreichen seiner fanatisirenden Umgebung, die ihm jene Signale vom Stephansthurm, die den Bruch der Capitulation einleiteten, abnöthigten. Wien fiel, bevor der Aufstand noch in eine neue Phase der Revolution überzugehen vermochte, was wol nur durch einen entscheidenden Sieg der Ungarn möglich gewesen wäre.

Die Schreckenstage brachen über Wien herein, die hungerigen Kroaten schlugen ihr Quartier in den Straßen auf, und das Standrecht wüthete. Wer entfliehen konnte der that es. Messenhauser stellte sich freiwillig dem Richtschwerte des Siegers; der Glauben und die Zuversicht auf seine gesetzmäßige Stellung, in seiner Unterordnung unter die Befehle des Reichstags und Gemeindeausschusses mochten ihn wol zu diesem Schritte bewogen haben. Er wurde standrechtlich zum Tode verurtheilt, jedoch zögerte man vier Tage mit der Hinrichtung; allein das Urtheil wurde dennoch vollzogen, er wurde erschossen, weil, wie es im Urtheil des Kriegsgerichts hieß, „er den Bruch der Capitulation herbeigeführt durch eine Proclamation über das siegreiche Vorrücken der Ungarn". Der Belagerungszustand lastet noch jetzt über Wien, und erst wenn ein freierer Geist wieder über Oestreich waltet wird es möglich sein, daß die Einzelnen die Geschichte jener heillosen Katastrophe vollständig zu schreiben im Stande sind; bis jetzt wendet sich der Genius der Freiheit und mit ihm der deutsche Geist trauernd von den blutenden Opfern und den rauchenden Trümmern hinweg, und stellt sich unter das Banner der Magyaren mit einem „Eljen Kossuth!"

(Der Beschluß folgt.)

Lady Blessington.

„Es sind kaum vierzehn Tage", schreibt das „Athenaeum", „daß die öffentlichen Blätter Londons den Augen des Publicums den Inhalt eines Hauses bloßstellten welches einige Dutzend Jahre hindurch für viele Illustrationen der Literatur und Kunst, einheimische und fremde, Gegenstand der Neugier oder Vereinigungspunkt heiterer Erinnerungen gewesen ist. Die Gräfin von Blessington sollte wie es scheint nur eben lange genug leben um ihre Thore schließen und ihre Schätze sich zerstreuen zu sehen.*) Am Dienstag kam uns von Paris die Meldung, daß sie dort wenige Stunden nach ihrem Einzuge in ihre neue Wohnung (4. Juni) plötzlich am Schlagflusse verschieden sei. Selten dürfte ein Todesfall innigeres Bedauern erweckt haben als es bei dieser schönen und strahlenden Frau in dem Kreise geschehen wird auf welchen ihr Einfluß sich vorzugsweise erstreckte. Es wäre unnöthig ihre in den letzten 18 Jahren veröffentlichten Schriften aufzuzählen, erst ihre „Conversations with Lord Byron", dann ihre ebenso frischen als ungekünstelten französischen und italienischen Tagebücher, eine Reihe Romane, von denen „The victims of society" der ergreifendste, Gedankenspäne und flüchtige Verse. Sie sind zu neu der Aufzählung zu bedürfen. Wer aber die Verf. gekannt wird uns beistimmen, daß ihre Geistesgaben und ihre Grazie, ihr Anekdotenreichthum und ihre lebhafte Phantasie, ihre Freundlichkeit und ihre Herzensgüte sich in ihren Schriften nur schwach abspiegeln. Sie warf dieselben rasch und leicht hin, weil Schriftstellerei ihr mehr Pflicht als Bedürfniß war, und sie that es in Stunden welche sie einem Leben voll uneigennützig guten Wirkens und einem bewegten socialen Verkehr entzog. Jedem der unendlich verschiedenen Männer aller Stände, aller Religionen, aller Studien und aller politischen Richtungen, welche Lady Blessington gern um sich versammelte, lauschte sie den charakteristischen Zug, den Lieblingsvorwurf seines Interesse ab mit einer Schärfe der Erkenntniß welche nur von der Zähigkeit ihres Gedächtnisses übertroffen wurde. Ehe in schneller Folge Familienverluste und schwankende Gesundheit ihren fröhlichen Sinn einigermaßen drückten, hatte ihre Unterhaltung einen Wechsel von Einfällen, eine Fülle glücklicher Apropos und einen Reiz wovon in ihren Schriften kaum ein Abglanz sich wiederfindet. Außerdem unterschied sich in Einer Hinsicht ihr Gespräch wesentlich von dem anderer beaux esprits. Mit dem Eifer eines Kindes wußte sie sich selbst ebenso zu vergnügen und zu überreden wie sie Andere vergnügte und überredete. Von allen brillanten Frauen unserer Bekanntschaft war sie eine der ernstesten, ernst in Vertheidigung Abwesender, in Beschützung Unvolksthümlicher, in Rechtfertigung Unbekannter, und es gibt Viele die mehr als Ein Wort davon erzählen können, mit welcher Großmuth und mit welcher Thätigkeit Lady Blessington ihrer weit durch die Welt verbreiteten Bekanntschaft sich bedient hat jene in ihren Zwecken zu fördern oder zu ihrem Vergnügen beizutragen. In der eigenen Familie wurde sie als unermüdete Freundin innigst geliebt, als unerschöpfliche Ratherin häufig befragt. In welch hohem Grade sie das Vertrauen der hervorragendsten Männer ihrer Zeit genossen würde die Veröffentlichung ihres nach den mannichfaltigsten Richtungen auslaufenden Briefwechsels erweisen. Zu erörtern, warum ihre Gaben und Fähigkeiten sich in engerer Sphäre bewegt haben als es ohne vorwaltende Ursachen geschehen sein würde, liegt uns nicht ob. 10.

*) Der Uebersiedelung der Gräfin nach Paris folgte im Mai die Versteigerung ihrer Effecten in London, wovon die Zeitungen berichtet haben. Es wurden mitunter beträchtliche Preise erlangt.

Miscellen.

Eine stolze Inschrift.

Brüssel war bei einer Invasion der Franzosen unter Ludwig XIV. durch ein Bombardement arg mitgenommen worden. Ein Schneider ließ an sein Haus welches sehr beschädigt und dann wieder reparirt war die Inschrift anbringen:

Quod Ludovicus M. destruxit, Sartor reparavit.

Nach einer andern Version hätte der Eigenthümer des Hauses Henne geheißen und die Inschrift hätte gelautet:

Quod *Gallus* destruxit, *Gallina* reparavit.

Superflua non nocent.

In einem römischen Hospitale lag ein Schwede an einer hitzigen Krankheit darnieder und rief oft das Wort Filibunka, d. h. Sauermilch, weil ihn zur Löschung seines Durstes nach diesem Labetrunke verlangte. Ein Mönch, der ihm den Trost der Religion bringen wollte, verstand das so oft und so sehnlich ausgestoßene Wort nicht, meinte, Filibunka möchte wol eine schwedische Heilige sein, warf sich daher neben dem Bette des Kranken auf die Knie nieder und betete: „O sancta Filibunka, ora pro nobis!" 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 203. — 24. August 1849.

Wenzel Messenhauser.

(Beschluß aus Nr. 202.)

Messenhauser zählte, indem wir uns zu seiner literarischen Bedeutung wenden, zu den jüngern östreichischen Talenten denen man eine Zukunft weissagte, wenn erst die heimische Fessel der Censur gebrochen sein würde. Seine drei größern Werke sind „Die Polengräber" (Leipzig 1848), „Ernste Geschichten" (Leipzig 1848), sodann der bereits erwähnte Roman „Der Rathsherr". Die beiden ersten erschienen unter dem fingirten Namen „March", während der letztere sowie die zum Druck vorbereiteten „Erzählungen des östreichischen Hausfreundes"*) erst nach dem unglücklichen Ableben des Verfassers erschienen sind. In allen offenbart sich der entschiedenste Fortschritt, der in der Form sowol als der Erfindung und Construction des Ganzen deutlich zu erkennen ist; besonders in den Vordergrund tritt aber ein mächtiges Ringen und Gähren in formeller sowie stofflicher Hinsicht. Die Unklarheit, Verworrenheit, die sich mit einer gewissen rhapsodischen Kürze und Nüchternheit in den ersten Producten offenbart, hat einer größern Reinheit und Durchsichtigkeit der Form Platz machen müssen; die Erfindung ist ebener und ruhiger und dabei doch tiefer; sodaß man allerdings bei diesem strebsamen, ringenden Talente Messenhauser's noch gute Früchte erwarten konnte. Die geblümte, gesuchte Sprache, wie sie namentlich in den „Polengräbern" sich vorfand, und wie sie auch in den Proclamationen anzutreffen war, ist schlichter und einfacher schon im „Rathsherr", und die ganze Anordnung des Stoffs bereits auf dem bewußten Wege zu größerer künstlerischer Gestaltung und Abrundung. Klar und deutlich hat Messenhauser selbst in dem ausführlichen Vorworte zu seinem „Rathsherrn" seine Stellung zur Literatur und seine Ansichten über dieselbe entwickelt. Folgen wir denselben zum bessern Verständniß unsers Dichters! Wenngleich einzelne Erscheinungen — so ist die Ansicht Messenhauser's — in der Literatur immerhin noch im Stande sind ein größeres, allgemeineres Interesse zu erwecken, so ist doch bei allem Reiz und aller Vortrefflichkeit des Einzelnen der Zustand des großen Ganzen trostlos und von erschreckender Dürre. In seiner ihm eigenthümlichen Ausdrucksweise sagt Messenhauser:

> Die großen Wässer fehlen, den blühenden Laubschmuck der Wälder, den grünen Blumenmantel der Alpenmatten und Wiesengründe sucht das schmachtende Auge vergebens, und Er der von dem Leben des poetischen Gartens weithin das glänzendste Zeugniß geben sollte, Er, in des geweihten Bezirks Mittelpunkt auf überschauendem Tafelberg ragend, Er, der Poesie romantischer Wunderbaum ... ist todt.

Nachdem er nun diesen Gedanken noch weiter ausgeführt, namentlich die einzelnen Punkte, freilich nur in sehr flüchtiger Weise, angedeutet hat, kommt er zu dem Schlusse: daß der todte Stamm der Literatur einer Verjüngung bedürfe, weil die Welt, die bestimmt ist im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu erwerben, „seines kühlenden Schattens, seiner kunstvollen Herrlichkeit, seiner grünen Wipfelkrone, seines nistenden Sängerchors, seines schimmernden Laubes und seiner labenden Früchte" nicht entbehren kann. Messenhauser verkennt nicht, daß hierzu bereits Schritte geschehen sind; aber er hält dieselben für nicht ausreichend, weil Jeder nur den Ruhm auf dem betretenen Pfade suche den die letzten großen Männer gewandelt seien, und stellt dann seinen Hauptsatz und seine Anschauung über die abgeschlossene Literatur sowie über den nun einzuschlagenden Weg zusammen. Das Einzelleben außer der Sphäre des wirklichen Lebens hat seine literarische Vertretung gefunden; denn es ist blos eine Gattung menschlichen Lebens darin vertreten — das Leben des Einzelnen, das Wirken des Individuums. Dagegen haben sich endlich die Instincte der Völker empört; sie schreiten gesetzgebend ein, und stellen alle Disciplin der neuen Kunst in den Worten auf: nicht der Mensch — die Menschen haben fürder in Betrachtung und Vertretung gezogen zu werden. Messenhauser sagt (S. 16):

> Die Völker stehen zur Zeit über jedem Individuum, der Staat heißt das Ideal der Jugend, wie die Erkenntniß des Greises. Bürgertugend wird die Amme jener Charaktere, jener Tugenden, Kräfte und Vorzüge, die man sonst nur als Geschöpfe der Einsamkeit, des Zurückziehens in sich selbst, des reinen Kunsttriebs, des ästhetischen Ueberflusses, des Jagens nach Kenntnissen und Gefühlen die über die menschliche Natur hinaus sind, erzeugen zu können hoffte.

Daraus entspringt nun zuerst das Gefühl über die

*) Erzählungen des östreichischen Hausfreundes. Ein Andenken von Wenzel Messenhauser. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1848. 8. 20 Ngr.

untergegangene Welt, der Geist der Traurigkeit setzt sich in den Gemüthern fest, und erst wenn dieser vollständig überwunden, wird die neue Blüte der Literatur beginnen. Die Mission derselben ist eine „religiöse", sie soll der arbeitenden Menge das uralte Märchen von den Gliedern des menschlichen Körpers wiederholt erzählen, sie soll eine fröhliche Botschaft ausrufen von der Erhabenheit der Bürgertugend u. s. w. „Wahrlich", ruft Messenhauser aus, „diese Mission der neuen Literatur ist heilig wie der Segen des Oberhirten der Völker!"

Es kann unsere Aufgabe nicht mehr sein hier diese Ansichten und Anschauungen des Verstorbenen einer Kritik zu unterwerfen; wir wollen blos versuchen dem Leser ein Bild der innern Gesinnung und des Wesens Messenhauser's vorzuführen, ohne uns auf eine Zerlegung und genauere Betrachtung der Ansichten selbst in ihrer innern sowie äußern Berechtigung einzulassen, zumal es ja schon ohnehin für Jeden ganz leicht ist aus dieser oben entwickelten Darstellung ganz wohl die gutgemeinte Gesinnung zu erkennen, ohne dabei auch nur einen Augenblick über die reale Grundlage dieser Phantasien im Zweifel zu sein. Denn phantastisch-prophetisch bleiben diese Ansichten zum wenigsten immerhin, und die Literatur wird nur aus einem wiedergeborenen gesellschaftlichen Zustand neu und kräftig emporblühen, keineswegs aber aus sich heraus eine Umgestaltung der socialen Verhältnisse zu bilden im Stande sein. Messenhauser legt an seinen „Rathsherrn" selbst die aufgestellten Regeln „des neuen Literaturmoments", und bezeichnet den Roman vom allgemeinen Standpunkte aus als ein Buch über deutsche Zustände, deutsche Menschen im Größern und Kleinern, und verwahrt sich gegen die Bezeichnung „Tendenzroman". Man würde übrigens auch sehr unrecht thun, wollte man dem Buche diese Bezeichnung im gewöhnlichen Sinne beilegen, da er keine Zeitfragen ihrer theoretischen Seite nach durch praktische Beispiele behandelt, sondern sich bemüht deutsche Zustände und deutsche Menschen zu schildern mit der Absicht „eine politische Satire" zu schreiben. Man ersieht daraus, daß Messenhauser sich anfänglich gegen einen Gedanken wehrt, denselben zur Thüre hinausjagt, und am Schlusse ihm dennoch gestattet zu allen Fenstern wieder hereinzubringen; denn sagt er von dem Buche, „sein Vater bekämpft vorerst die Feinde im eigenen Lager: rohes Bewußtsein, falsche Instincte, unlautere Triebe, Unordnung, behagliche Selbstgefälligkeit — ehe er daran denkt sich dem auswärtigen Gegner im freien Felde zu zeigen", und S. 32 fährt er fort:

> Die politische Satire „Der Rathsherr" beruht demnach auf der breiten Grundlage Oppositionen zu machen gegen Alles was von unten hinauf (nicht was von oben herab) der Entwickelung eines constitutionnellen und einigen Deutschlands im Wege steht.

Man sieht daraus klar wie Messenhauser ein edles schönes Ziel anstrebte, aber zugleich auch wie durch seine Phantasien, die über den Boden der Wirklichkeit hinauswuchsen, er in die Irre und Quere geführt wurde sein Ziel selbst nicht deutlich zu kennen, und über die Wege dasselbe zu erreichen in noch trübern Anschauungen sich befand. Messenhauser ist hiernach für uns eine noch gährende Natur, die aber auf dem Wege war durch Schaum und Trübe hindurch nach einem großen Ziele sich hinaufzuarbeiten. Diese strebsame Seite in dem Wesen Messenhauser's, dieses Ringen und Kämpfen mit sich selbst und alle damit verbundenen phantastischen Auswüchse eines süddeutschen Gemüths in Gedanke wie Form bezeichnen so recht eigentlich und scharf die Grundlinien seiner Bestrebungen.

Doctor Luitpold Frischherz, um zum Inhalte des Romans selbst zu kommen, war Professor in der Residenz gewesen, und bewarb sich um die Bürgermeisterstelle der Stadt Maynbrunn. Neben einer herrlichen Temperamentsanlage war er der größte Pedant, ein Actenmensch, der dem einfachen schlichten Urtheile eines gesunden Verstandes stets die Form, die actenmäßige Feststellung gegenübersetzte. Durch die Bemühungen des Eisenhändlers Tannenschwert, dem er seine einzige Tochter zur Ehe versprach, gelangte er zum Vorschlag zur Bürgermeisterstelle. In dieser Eigenschaft brachte er durch sein hartnäckiges Festhalten an actenmäßiger Feststellung viel Unglück über die Gemeinde; ein alter Thurm fiel ein und zerstörte viele Wohnungen und Menschenleben; die Dämme rissen und die Flut ergoß sich verheerend über Stadt und Land. Ein unbekannter aus Amerika zurückgekehrter Mann unter dem Namen Felsberg erschien überall um die Gefahr anzukünden und sie abzulenken zu suchen; allein der Rathsherr verachtete diese Rathschläge, und verlangte „nach dem Buchstaben, und nicht nach dem gesunden Menschenverstande beurtheilt zu sein". Daher kam es denn auch, daß trotz aller Bemühungen dem Rathsherrn Nichts glückte; er nahm zwar alle Ideen der Zeit lebendig in sich auf, aber das Zopfthum seiner Seele ließ ihn nicht zur befruchtenden That gelangen, er interessirte sich für Alles, aber die Oberfläche, die Form ließ ihn nicht weiter kommen. Das Bewußtsein dieser Halbheit tauchte endlich in ihm auf, als er sah wie der fremde Amerikaner, der sich später als ein früher ausgewanderter Maynbrunner, Panthen, entdeckte, und der Jugendgeliebte Angelika's, der Tochter des Rathsherrn, war, überall Heil schuf wo er Unheil, der Alles zu Stande brachte wo er keinen Ausweg erblickte, da er die Unbedeutendheit wie ein Studium und das Nichtige wie ein Staatsgeschäft trieb. Seine Kraft war aber gebrochen als er zu diesem Bewußtsein kam; die Regierung bestätigte seine Wahl nicht, Panthen wurde Bürgermeister und der Gatte Angelika's. Dieser soeben angegebene Hauptgedanke entfaltet sich nun natürlich im Romane nach verschiedenen Seiten, es werden die Haupterscheinungen der Zeit theils in Handlungen theils in Raisonnements dem Leser vorgeführt, und wenn man von einer gewissen allzu behaglichen Breite absieht, so ist das Buch nicht ohne Interesse für den Leser; für den Ver

fasser selbst kündete es aber einen entschiedenen Fortschritt an.

Nicht minder rühmenswerth verdienen die „Erzählungen des östreichischen Hausfreundes" erwähnt zu werden. Man kann schon bei einer flüchtigen Durchsicht dieses Büchleins nicht verkennen, daß es ein Seitenstück zu Auerbach's „Gevattersmann" bildet, der wahrscheinlich auch die Anregung dazu gegeben hat. Es enthält kleine in volksthümlicher Anschauung gehaltene Erzählungen mit einer gewissen Bezüglichkeit, sodann Ueberblicke über die Zeitereignisse, Orientirungen für den Oestreicher über Zeitfragen und kurze Anekdoten. Der Schluß des Werkes fehlt; der Verf. hatte das Manuscript schon im September dem Druck übergeben; er wollte den Schluß desselben erst bei beendigtem Satz schreiben. Unterdessen war es seine Absicht in dem herrlichen reichenauer Thale in ländlicher Zurückgezogenheit sich ganz seinen Studien zu widmen. Es kam anders. Wir können dies Büchlein mit Rührung nur aus den Händen legen, das die letzte Muße der ruhigen Stunden seines Lebens enthält, eines Lebens das im Kampfe für die Größe und Freiheit Deutschlands verblutete, eines Lebens dessen Anfänge zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

Der Wind verweht den Sand der Gräber, die Zeit zerpflückt ihre Blumen, und stürzt die Säulen nieder, daß keine Spur mehr von ihnen vorhanden bleibt; doch das Eine bleibt ewig, das Andenken solcher Männer die durch ihre Thaten und ihre Gesinnungen auf die Mitwelt lebendig einwirkten. Das deutsche Volk wird mit Robert Blum auch das Andenken Wenzel Messenhauser's bewahren; denn er war dessen im Leben wie im Tode würdig. Wir schließen mit dem Verse Freiligrath's:

Die Salve fiel: was wollt ihr weiter wissen?
Die Salve fiel: sein Auge zuckte nicht!
„Legt an, gebt Feuer!" Zerschmettert und zerrissen
Sank in den Staub sein edel Angesicht!
So war sein Tod! Ich heiß' ihn einen schönen!
Es war ein muth'ger, ritterlicher Fall,
Und er verdient es, daß ihm Verse dröhnen,
Dumpf wie gedämpfter Trommel Schall.

A. Gegenbaur.

Die königlich preußische Flotte im Treffen am Rezziner Haaken im J. 1759.

Daß eine Zeit war in welcher die kurfürstlich brandenburgische Admiralsflagge auf der Nordsee wehte, und preußische Fregatten im Atlantischen Meere gegen Spanien freibeuterten, ist bekannt; verschollen dagegen und selbst in den größten Geschichtswerken über Friedrich II. nicht zu finden, daß es auch im Siebenjährigen Kriege eine preußische Flottille gab, und dieselbe mit Ehren gegen eine der ältesten europäischen Seemächte focht. Darum wird folgende Mittheilung aus Acten zumal jetzt willkommen sein.

Aus dem Hauptquartier zu Leitmeritz befahl der König am 16. Juli 1757, also zur Zeit als böses Kriegsgeschick und Familienunglück wechselnd ihn bestürmten, dem pommerschen Kammerpräsidenten v. Aschersleben, nach Ankunft des Generalmajors v. Manteuffel mit demselben wegen der Insel Usedom, Wollin, der Swine und Dwinow zu sprechen, inzwischen, wenn es nöthig wäre, das Haff mit Schiffen zu vertheidigen, und deshalb mit erfahrenen Seeleuten sich zu berathen. Aber erst im März 1758 betrieb der Feldmarschall v. Lehwald die Ausrüstung einiger flachen Fahrzeuge, und übertrug die weitere Besorgung dem Generallieutenant Grafen zu Dohna. Hierauf erging ein Kammerbefehl an den Kaufmann Daniel Schulz in Stettin vier Galliotten und vier Zeesekähne auszusuchen, das Erfoderliche anzuschaffen, und die Fahrzeuge mit Geschütz zu versehen. Diese Flottille that ihre guten Dienste, und verhinderte das Eindringen der feindlichen Schiffe in das Haff, bis sie am 10. Sept. 1759 durch eine Windstille und die schwedische Uebermacht zu Grunde gerichtet ward, also fast an demselben Tage als Dresden verloren ging. Die preußische Seemacht lag in der Frühe dieses Tags diesseit des Repzinschen Haakens, unweit Neuwarp, und bestand den prächtigen Namen zufolge aus stattlichen Schiffen. Den rechten Flügel bildete Prinz Heinrich, Capitain Brun; der König von Preußen, Capitain Schwarz; die Galeere Jupiter, Capitain Funk; die Galeere Mercurius, Capitain Marquard; den linken Prinz Wilhelm, Capitain Braunschweig; der Prinz von Preußen, Capitain Likfeld; die Galeere Mars, Capitain Hanson; die Galeere Neptunus, Capitain Barkhan. Die vier Barkassen lagen hinter der Fregatte (?) mehrentheils nach dem rechten Flügel zu. Die schwedische Flottille bestand aus 4 großen Galeeren zu 44 Rudern, 2 Bombardier-Galliotten, 8 halben Galeeren, einem Jager (?), einem Krankenschiff, einem Proviantschiff und 14 Espings. Gleich nach 8 Uhr Morgens ward der preußische rechte Flügel zuerst durch zwei große und fünf halbe Galeeren und eine Bombardier-Galliotte angegriffen, und nach einigen Lagen das Treffen allgemein. Die ganze Flotte lag anfangs vor Anker, und kanonirte zwei Stunden lang vom Steuerbord; da sie aber dem Eindringen der Feinde mit der Kanonade nicht widerstehen konnte, so kappte der rechte Flügel die Anker um im Laviren zu schlagen. Das Schiff Prinz von Preußen ward zuerst erobert, und der Feind feuerte mit demselben auf die Galeere Mars, welche durch die vielen feindlichen kleinen Galeeren umringt und erobert ward, sodaß eigentlich nur unter Segel blieben: der König von Preußen, Prinz Heinrich und Prinz Wilhelm, auf welche die ganze schwedische Flotte losging, die beiden letztern nahm, und mit dem Geschütz derselben den König von Preußen beschoß. Unter beständiger Gegenwehr retirirte dasselbe bis an den Ziegenortschen Horst, als der Wind zuletzt ganz still ward, sodaß nicht mehr gesteuert werden konnte, und der König von Preußen, wahrscheinlich der Admiral, von der ganzen feindlichen Macht umringt sich ergeben mußte, nachdem er 36 Schüsse bekommen. Der schwedische Admiral, C. Rudensparre, gestand nach geendigtem Gefechte, daß, wenn er gewußt, daß die Schiffe so stark armirt wären, er den Angriff nicht gewagt haben würde. Auch kam den Schweden dieser Sieg theuer zu stehen: zwei schwedische Barkassen wurden in den Grund geschossen, eine gerieth in Brand und flog mit der ganzen Mannschaft in die Luft. Die Schweden hatten 120 Todte. Bald darauf rächte sich die preußische Flottille, und erfocht über die Schweden einen vollkommenen Sieg und große Vortheile, weshalb das königliche Gouvernement 500 Thlr. Prämien unter das Schiffsvolk austheilen ließ. Die gegen das Ende müßig liegende Flotte ward zuletzt zum Transport der östreichischen Gefangenen und Ammunitionsstücke nach Königsberg gebraucht.

Hier hören unsere Nachrichten auf, die man selbst in Preuß' Werke vergeblich sucht. Der Strom größerer Unglücksereignisse, die Schlacht von Kunersdorf, der Verlust von Dresden, die Niederlage von Maxen, ließ die Schicksale der jungen Seemacht unbemerkt vorübergehen. Ungefähr im 9. Jahr vor Chr. Geb. ward auf der Ems das erste bekannte deutsche Schiffstreffen durch die Brukterer der römischen Flotte des Drusus geliefert; 1768 Jahre später das letzte. Wir fangen nun wieder von vorn auf der Ems und Weser an; 1857 Jahre

nach der That der Brukterer! Wie werden wir aufhören? Werden Siegestage wie der Hansa im J. 1368 dazwischenfallen?

F. W. Barthold.

Bibliographie.

Arndt, E., Blätter zur Geschichte unserer Zeit, oder der Deutschen Volkserhebung im J. 1848. 1ste Lieferung. Augsburg, Jaquet. 8. 7½ Ngr.

Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen Deutscher Künstler in eigenhändigen Radirungen. 1ster Band. 1ste Lieferung. 3ter Abdruck. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 4. 15 Ngr.

Feuerbach, A. Ritter v., Aktenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen. 3te unveränderte Auflage. Mit einer Einleitung von C. J. A. Mittermaier. Frankfurt a. M., Heyer. Lex.-8. 2 Thlr.

Gedichte zur Verherrlichung der wahren Kirche von F. Norimbergensis. Emmerich, Romen. Gr. 16. 12 Ngr.

Hanusch, J. J., Vorlesungen über die allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit. Gehalten an der Universität zu Olmütz. 1ste Lieferung. Brünn, Winiker. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Handbuch der Erfahrungs-Seelenlehre in philosophisches Wissen einleitend entworfen. 3te, umgearbeitete Auflage. Ebendaselbst. Gr. 8. 20 Ngr.

Hingenau, O. Freih. v., Beiträge zur staatswissenschaftlichen Behandlung der Montan-Industrie. 1ster Theil: Bergwirthschaftslehre. Brünn. Gr. 12. 10 Ngr.

Hoppe, J., Californiens Gegenwart und Zukunft. Nebst Beiträgen von A. Erman über die Klimatologie von Californien und über die geographische Verbreitung des Goldes. Hierzu 2 Karten. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Kalm, E. F., Geschichts-Bilder. Darstellung der größten Ereignisse und ausgezeichnetsten Personen aller Zeiten, verfaßt von den berühmtesten Geschichtschreibern, gesammelt und herausgegeben. 2te vermehrte Auflage. Eisleben, Reichardt. Gr. 8. 20 Ngr.

Registrum oder merkwürdige Urkunden für die deutsche Geschichte, gesammelt und herausgegeben von H. Sudendorf. 1ster Theil. Jena, Frommann. Gr. 8. 25 Ngr.

Schöler, Ueber die griechische Baukunst, eine Vorlesung als Grundlage für den Unterricht in diesem Theile der alten Kunstgeschichte. Erfurt. 1848. Gr. 4. 3 Ngr.

Stahl, J., Die Revolution und die constitutionelle Monarchie, eine Reihe ineinandergreifender Abhandlungen. 2te vermehrte Auflage. Berlin, Hertz. Gr. 8. 16 Ngr.

Neueste Volksbibliothek. In Verbindung mit einigen Freunden herausgegeben von W. Redenbacher. Jahrgang 1849. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Die Rugenheimer. Ein Bild aus der Gegenwart von K. Wild. Dresden, Naumann. 16. 4 Ngr.

Deutsche Volksbücher nach den ältesten Ausgaben hergestellt von K. Simrock. Mit Holzschnitten. XXIX. Kurze Erzählung von einem Juden aus Jerusalem mit Namen Ahasverus, welcher bei der Kreuzigung Christi selbst persönlich gewesen ꝛc. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 2½ Ngr.

— — Dieselben. XXX. Eine schöne und kurzweilige Historie von einem Riesen Fierabras genannt, und welche Kämpfe Kaiser Karl und seine Helden mit den Heiden stritten. Ebendaselbst. 8. 8 Ngr.

Vormbaum, R., Evangelische Missionsgeschichte in Biographieen. 1ster Band. 1stes Heft. — A. u. d. T.: John Eliot, der Apostel der Indianer Nordamerikas. Nach seinem Leben und Wirken dargestellt. Düsseldorf, Schaub. 8. 6 Ngr.

Wagner, J. G., Geschichte der Stadt und Herrschaft Schmalkalden nebst einer kurzen Uebersicht der Geschichte der ehemaligen gefürsteten Grafschaft Henneberg. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr.

Weinholtz, K., Die staatsbürgerliche Freiheit und Gleichheit, zur Entwickelung und Sicherung der Wohlfahrt des Staats erwogen. Rostock, Stiller. Gr. 8. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Babylonische Beiträge zur politischen Confusion unserer Tage. Den ruhelosen Manen der dahingeschiedenen provisorischen Ruinirungsregierung in volkssouveränitätlicher Unterthänigkeit gewidmet. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 16. 3 Ngr.

Drei Beiträge zu den Vereinsblättern. I. Sprißler's Trauerrede bei Robert Blum's Todtenfeier zu Sulz am 27. Nov. 1848. II. Pfarrer Sprißler der Mann des Volks, suspendirt von seiner geistlichen Obrigkeit wegen der Rede auf Blum und wegen seines Antrags zu §. 15 der Grundrechte. III. Sprißler's Rede bei dem ihm, nach erfolgter Suspension, gebrachten Fackelzuge zu Empfingen am 11. März 1849. Hechingen, Egersdorff. Gr. 16. 1 Ngr.

Offener Brief an Herrn von Bülow-Cummerow die Grundsteuern betreffend, von Peter Minus. Berlin. Br. gr. 8. 5 Ngr.

Cochut, A., Die Leiden der Landwirthschaft und ihre Abhilfe. In einer Darstellung der landwirthschaftlichen Zustände Frankreichs. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 10 Ngr.

Dresler, v., Bedenken gegen die in dem Staatsanzeiger vom 29. April d. J. veröffentlichten Gesetzentwürfe über die Einrichtung von Rentenbanken und über die Ablösung der Reallasten und die Regulirung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Erdmann, G., Das Oberbischofamt des Großherzogs und der Verfassungsausschuß. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Grävell, M. C. F. W., Kein Östreich und kein Preußen! sondern ein einiges, starkes und herrliches Deutschland. Wie kann und muß es werden? Potsdam, Janke. 8. 10 Ngr.

Guizot an seine Freunde. Nebst einer Kritik des Uebersetzers. Augsburg, Rieger. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hofgärtner, F. J., Ueber Proletariat, Landwirthschaft und Auswanderung. Ein zeitgemäßes Wort an alle Deutsche. Augsburg, Rieger. 8. 2½ Ngr.

Maier, M., Woran sollen wir erkennen, ob eine Bewegung aus Gott sei? Predigt über Apostelgesch. II, 1—13 am Pfingstfeste 1849 vor einer Landgemeinde gehalten. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 1½ Ngr.

Meißner, C. B., Exegetische Beiträge zur Erklärung der Grundrechte des deutschen Volks über Kirche und Schule nach Artikel V. § 14—18. 20. [§ 144—148. 150. der Reichsverfassung] und Artikel VI. § 23—26. [§ 153—156. der Reichsverfassung]. Dresden, Naumann. Gr. 8. 8 Ngr.

Perthaler, Das Erbkaiserthum Kleindeutschland. Frankfurt a. M. 8. 10 Ngr.

Deutsche Reichsgesetze. 1stes Heft. Wien, Tendler u. Comp. Leipzig, Spamer. 16. 7 Ngr.

Osmin Rickekracht's Abschied. Als Seitenstück zum „Klageliede eines von Erfurt abziehenden aufgelösten Deputirten." Erfurt, Körner. Gr. 8. 15 Ngr.

Schübler, E., Die Radicalreform der Staatsverwaltung und Verfassung Württembergs vom Standpunkt des Volks. Herausgegeben vom Volksverein in Stuttgart. Stuttgart, A. Wagner. 8. 3 Ngr.

Die alte und die neue Verfassung. Eine Ansprache an Hamburgs Bürger. Ein Flugblatt des Deutschen Clubs. Hamburg, Niemeyer. Gr. 8. 2 Ngr.

Wichura, V., Die vereinigte Arbeit [Association] und die Theilnahme des Staats an der Aufhülfe der Arbeiter. Ein Versuch zur Beantwortung der socialen Frage. Ratibor, Jakobsohn. Gr. 8. 12½ Ngr.

Zur Propaganda der national-konstitutionellen Partei. Von einem freimüthigen Widersacher der Revolution. Anhang: Wählen oder nicht wählen? Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 204. — 25. August 1849.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung.

Zur Goethe-Feier am 28. August 1849.

Von Dr. W. Affmann.*)

Welch ein Bild tritt uns heute mit verjüngter Kraft vor die Seele! Ein Jahrhundert liegt zwischen uns und dem Tage wo uns Goethe geboren ward, das Jahrhundert in welchem und durch dessen Einfluß er sich bildete, und auf welches er bildend zurückwirkte! Fast ein Jahrhundert lang gönnte der Himmel dem deutschen Volke diese mächtige und milde Erscheinung; Goethe erfüllte in dieser Zeit Deutschland mit seinem Ruhme, ja Deutschlands Ruhm ward durch ihn, während die Nation in tiefer Schmach begraben lag, in die Welt hinausgetragen. Ein spätes Greisenalter ward ihm gewährt, doch er hat weder seine Kraft noch seinen Ruhm überlebt, und bis zu dem letzten Augenblicke seines Erdenlebens ward er gefeiert von seiner Nation und von den edelsten Geistern in fremden Völkern. Auch heute noch ist sein Ruhm lebendig; aber dennoch ergreift uns ein wehmüthiges Gefühl, daß eben in dieser Zeit der mahnende Ruf erschallt die Geburtsfeier des Abberufenen noch einmal zu begehen; und nicht darum, weil er nicht mehr unter uns weilt — denn wem käme nur der Wunsch das Lebensziel des Greises noch bis heute hinausgerückt zu sehen? — sondern weil gerade jetzt, so wenige Zeit nach seinem Hinscheiden, die Anerkennung die ihm gebührt verdunkelt zu werden droht. Wie Wenige haben wol unter den Wirren und Leidenschaften der erschütternden Gegenwart bei ihm den Frieden gesucht der, wie er in ihm selber waltet, seinen Vertrauten aus seinen Werken entgegenströmt? Wie Viele haben ihn wol gar geschmäht, verachtet, als sei seine empfindende Seele kalt und gleichgültig bei Dem geblieben was jüngst das Gemüth jedes Edeln zur höchsten Thatkraft spornte, für Vaterland und Freiheit! Als habe er, verloren in die heimatlosen Ideen des Schönen des Landes in dem er geboren, des Volkes unter dem und für das er zu leben berufen war, vergessen, in dem Streben nach unerreichbarem Weltbürgerthum versäumend was Jedem das Nächste ist, die Pflichten des Bürgers gegen den Staat und gegen die Nation in denen Gott ihm den Kreis seines Wirkens zugewiesen! Dann stände es jetzt besser um uns, meinen sie, wenn die großen Geister des verwichenen Jahrhunderts nicht unserm Volksthum fremd geblieben wären, wenn sie statt einer luftigen Humanität gediegene Vaterlandsliebe gepredigt, statt Lieder zu singen im Leben gekämpft, und statt einer Harmonie der Seelen die Einigung des deutschen Vaterlandes erstrebt hätten! Nun aber ringen nach dieser die Besten vergeblich, weil das Volksthum durch Diejenigen die Besseres sein wollten als die verachtete Menge, und die darum eine unpraktische allgemeine Menschenbildung foderten, statt gekräftigt zu werden untergraben ist!

Wol eben darum aber führt der Himmel dem gegenwärtigen Geschlechte diesen Feiertag herauf, daß wir nicht verzweifeln an unserm Vaterlande, wenn noch immer der Tag seines Heils, seiner Größe nicht kommen will; daß wir, des deutschen Volks gedenkend, nicht wähnen gar Nichts zu sein, weil wir nicht Alles geworden sind wozu wir uns als Nation berufen fühlen; aber auch darum, daß wir einen tiefern Blick thun in die Entwickelung unsers nationalen Lebens, und vor Allem uns klar werden über die Bedeutung die unser Dichterfürst nicht blos für jeden Einzelnen unter uns, sondern auch für das Volk hat, dem er wie der Geburt nach so auch wahrlich mit ganzer Seele angehört.

So feiern wir den heutigen Tag durch einen Blick auf die Verdienste Goethe's um unsere nationale Entwickelung, so weit wir die geistige Macht, die unverloren auf die spätesten Zeiten hinaus zu wirken bestimmt ist, nach dem Ablauf des ersten Jahrhunderts, seitdem sie sich unter uns kundgab, zu überschauen vermögen.

Ein Dichterleben bewegt sich auf dem Gebiete des Geistes, und wir können hier zunächst nicht fragen, welche Verdienste sich unser Sänger um das Außenleben unsers Volks erworben hat. Nicht danach ist sein Ruhm zu messen, ob und wie viel er Nützliches gewirkt; nur für das Schöne das er gebildet hat wird ihm der Kranz gewoben. Es ist die geheimnißvolle Welt des Scheins in welcher die Schöpferkraft des Dichters waltet; aber die Gestalten die er in das Dasein zaubert ruhen dennoch auf einem tiefern Grunde. Die innerste Seele des Dichters ist der Urquell aus dem seine Ideale entspringen, und was ihm die Natur gegeben hat, was er durch

*) Ein besonderer Abdruck des nachfolgenden Aufsatzes ist zu dem Preise von 10 Ngr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen. D. Red.

eigenes Streben geworden ist, Das spiegelt sich in allen Bildungen wider, die in unerschöpflichem Gedränge aus dem reichen Geiste zu Tage treten. Darum preisen wir es, die höchste Gabe die in ihm und mit ihm dem Vaterlande geschenkt ward ist er selbst; diese reine, edle Natur, die dem Volke in dessen Boden sie Wurzel schlug den Dank mit Dem bezahlt was sie ist, nicht mit Dem was sie thut.

Was Goethe war, Das soll der erste Gegenstand unserer Betrachtung sein; und wenn kein sterbliches Auge deutlich zu unterscheiden vermag wieweit menschliche Geisteskräfte ein Werk Gottes oder des Menschen selbst sind, so werden wir doch dem Genius die ungetheilteste Bewunderung zollen der eine große Naturanlage durch Selbstkraft zur vollendeten Gestalt entwickelt. Das aber dürfen wir mindestens von unserm Goethe rühmen, daß es ihm sein ganzes Leben hindurch noch bis in das späteste Greisenalter für die höchste Aufgabe galt: sich selbst zu Dem zu bilden wozu die entschiedenste Naturanlage ihn bestimmt hatte. Und hiermit weisen wir von vornherein alle und jede Anfoderungen Derer zurück die irgend einen mehr oder minder vollendeten Typus menschlicher Entwickelung als das Musterbild jedes Einzelmenschen hinstellen; denn wir erkennen darin allein die wahre Aufgabe der Selbstbildung, daß Jeder das Ziel der Bildung zu erreichen bemüht sei zu welchem ihm eine höhere Macht durch die ganze Eigenthümlichkeit seiner Natur den Weg vorgezeichnet hat; oder wie der Dichter es ausdrückt:

Gleich sei Keiner dem Andern, doch gleich sei Jeder dem Höchsten!
Wie Das zu machen? — Es sei Jeder vollendet in sich!

Das aber ist durch die menschliche Beschränktheit selbst bedingt, daß kein Sterblicher seine geistige Kraft nach allen Richtungen hin gleichmächtig auszubreiten vermag; das Vorwalten der einen oder der andern seiner innern Kräfte, wie die äußern Verhältnisse unter denen er sich bildet und wirkt, bestimmt auch die Gestalt in der er unter den Menschen erscheint. Hier zeigt sich ein unbeugsamer Herrscherwille, der sich die Menschen in kleinern oder größern Kreisen dienstbar macht, und, wenn er an der Spitze eines Volks waltet, die äußern Geschicke desselben, ja der Menschheit kühn in neue Bahnen weist; während in einem Andern der Drang nach Erweiterung des Wissens die ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt, sodaß er nur die Wissenschaft selbst weiter führt, unbekümmert darum wie den Menschen die aufgespeicherte Gabe zugute komme. Goethe aber war eine geborene Künstler- und Dichternatur; er fühlte den unbezwinglichen Trieb die Welt um sich her, Natur und Geist, lebendig zu erfassen, und die Wahrheit die er erkannt hatte im Bilde zur Darstellung zu bringen; bei dem tiefen Drange einer überlegenen Vernunft nach reiner Wahrheit hüllte doch seine immer wirksame Phantasie unbewußt und unwiderstehlich alles Erkannte sogleich in das Gewand der Dichtung ein. Daher jene „unbezwinglich thätige Neugierde des Knaben", von der er uns in „Wahrheit und Dichtung" erzählt, daher, als er „seine Vaterstadt zuerst gewahr wurde", jene unmittelbare „Lust blos menschliche Zustände in ihrer Mannichfaltigkeit und Natürlichkeit ohne weitern Anspruch auf Interesse oder Schönheit zu erfassen", daher seine dunkle „Sehnsucht" in die weite Natur hinaus, wenn er aus dem eingeengten „Gartenzimmer" des väterlichen Hauses über die Mauern und Wälle hinaus in die weite fruchtbare Ebene blickte, und sich „an der untergehenden Sonne nicht satt sehen konnte". Früh entwickelte sich deshalb in ihm ein Gefühl für die Einsamkeit, in der er die empfangenen Bilder sammelte und verarbeitete; aber schon den sechsjährigen Knaben drängte auch die tiefe Empfindung von der allwaltenden Macht, die sich uns in Allem kundgibt, sich „dem großen Gotte der Natur unmittelbar zu nähern"; an einem selbstgeschaffenen Altar begann sein dichterisches Priesterthum; „Naturproducte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen"; über diesen entzündete er bei einem frühen Sonnenaufgang eine gelinde Flamme, die „das zu seinem Schöpfer sich auffehnende Gemüth" bedeuten sollte. Bald offenbarte sich der dichterische Drang in einer Fülle von Märchen, in Herbeiziehung von „Luftgestalten", die er „seinem Naturell gemäß" rasch zu kunstmäßigen Darstellungen verarbeiten lernte. Dabei trat die natürliche Klarheit seines Geistes nicht minder als ein geheimnißvoller Gefühlsdrang hervor. Anschaulich waren alle seine Gestalten; „das Auge war", wie er selbst sich ausdrückt, „das Organ womit er die Welt faßte"; wohin er sah erblickte er ein Bild, und was ihm auffiel, was ihn erfreute, wollte er in einer Darstellung festhalten. Wir treffen den Funfzehnjährigen nach dem ersten herben Schicksal das sein Herz erschütterte, in den „schönen belaubten Hainen" in der Nähe seiner Vaterstadt. „In der größten Tiefe des Waldes hatte er sich einen ernsten Platz ausgesucht, wo die ältesten Eichen und Buchen einen herrlich großen, beschatteten Raum bildeten." Dort suchte er sich „einen halbbeschatteten alten Stamm, an dessen mächtig gekrümmten Wurzeln sich wohlbeleuchtete Farrenkräuter anschmiegten, von blinkenden Graslichtern begleitet, zum Gegenstande des Studiums aus". Da strebte er mit ungenügender Technik in einer Kunst für die er nicht geschaffen war die Empfindungen die ihn in seinem „heiligen Walde" ergriffen vergeblich an das Bild kleiner Einzelheiten zu knüpfen; in Dem aber was vor Allem seine Seele bewegte zeigte er sich, wie schon sein begleitender Freund bemerkte, „wie ein wahrer Deutscher", der in Hainen und Wäldern jenes Geheimnißvolle verehrt was wir in Ehrfurcht mit dem Namen des Göttlichen benennen. „Gewiß", ruft er in später Erinnerung an diese Gefühle der Jugend vom Erhabenen aus, „es ist keine schönere Gottesverehrung als die zu der man kein Bild bedarf, die blos aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserm Busen entspringt." Da wo Natur ihn unterwies ging die Seelenkraft ihm auf, und sie redete mit ihm „wie spricht ein Geist zum andern Geist".

Was aber so das Innerste dieser Dichterseele be-

wegte, Das mußte auch in Wort und Bild heraustreten, daß sich Andere daran erfreuen und auferbauen möchten. Wie er als Knabe den Gespielen seine Märchen erzählte, so stand ihm schon als Jüngling jene Aufgabe in einer ernstern Gestalt vor der Seele. Wol war die Darstellung des Erkannten und Erlebten ein unabweisbares Bedürfniß dieses Genius selbst, dessen Befriedigung ihm an und für sich „das größte Vergnügen" gewährte; er übte, wie er uns sagt, sein Talent „mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus Instinct geschah"; dabei hob ihn im Stillen die bleibende Ueberzeugung, „daß es nach und nach immer besser werden müsse, und daß er wol einmal neben den gepriesenen Dichtern der Nation mit Ehren genannt werden dürfte". Aber er gesteht zugleich, daß ihm eine solche Bestimmung in den Jünglingsjahren „allzu leer und unzulänglich geschienen" habe; er wollte sich, unter dem Einflusse der Ansicht seines Vaters, der ihn freilich zur Juris-prudenz hinüberdrängte, wie der ganzen Zeit, „zu gründlichem Studiern des Alterthums bekennen, sich hierdurch zu einer akademischen Laufbahn fähig machen, die ihm das Wünschenswertheste erschien für einen jungen Mann der sich selbst auszubilden und zur Bildung Anderer beizutragen gedachte". Und so erkennen wir in ihm jenes innige Streben in Erkenntniß der Wahrheit auch Andern ein Führer zu werden, das er als gereifter Dichter so schön in den Worten ausspricht:

Wozu sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Doch ist es ihm wahrlich nicht so leicht geworden sich selbst eine Genüge zu thun in der Ausbildung seiner entschiedensten Naturanlage; selbst nur den Weg zu finden auf den ihn die höhere Macht gewiesen hatte, mit wachsender Klarheit das Ziel das ihm gesteckt war zu erkennen und demselben immer näher zu kommen. Es war der ganze Mensch der sich in seinen Dichtungen aussprechen wollte, und ehe dieser nicht fertig dastand, schwankte Goethe auch über seine Bestimmung zum Dichter und über die Gestalt in die er das Schöne zu kleiden hätte. So sehr wir die Gunst des Geschicks in den Umständen bei seiner Erziehung zu preisen haben, so trat doch die Eigenheit und Strenge des Vaters oft schroff genug der Naturanlage des Sohnes gegenüber; die Einflüsse des Zeitgeschmacks und seiner beginnenden Umgestaltung brachten auch ihn langehin aus dem Gleichgewicht, und äußere Lebensverhältnisse zerrten ihn hierhin und dorthin. Vor Allem aber hatte diese erregbare Dichternatur mit wiederholten Anfällen einer stürmischen Leidenschaft zu kämpfen, die ihn, als noch das Leben im Halbdunkel vor ihm lag, öfter an jeder Rettung von der Uebermacht seiner Gefühle verzweifeln ließ, eine Zeit lang seinen Körper untergrub und sein Gemüth bis zur Krankheit zerrüttete; — die ihn langehin, wie er selbst gesteht, aus einem Extrem in das andere warf, sodaß ihm zeitweise der Ernst des Lebens unter dem wilden Haschen nach Genüssen und Zerstreuungen verloren ging.

Doch hat er gerungen und gestrebt, sich geübt und gequält, wie als Dichter so als Mensch; er hat Vieles versucht und verworfen, und ohne Schonung den Stab über Das gebrochen was er geschaffen und gethan, wenn es den höhern Anforderungen seines Innern nicht entsprach. Dabei aber fand diese gediegene Natur schon früh ein Maß und einen Halt in sich selbst die sie immer wieder zur Ruhe und zum Gleichmuth zurückführten, und so herrlich war die Mischung der Seelenkräfte in derselben, daß eben jene Phantasie welche die Empfindungen rasch zur Leidenschaft entflammte nicht lange darauf zum Mittel ward die Leidenschaft zu kühlen und zu besänftigen. Denn schon früh entwickelte sich in dem Dichter die in seiner Naturanlage begründete Richtung, von der er sein ganzes Leben hindurch nicht abweichen konnte, „was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte in ein Bild zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen". Dadurch fühlte er sich erleichtert und aufgeklärt, indem er „die Wirklichkeit in Poesie verwandelte". Und indem so die hohe Vernunft die sein Wesen durchwaltete wieder zur Herrschaft gelangte, gab ihm die Wahrheit nach der er rang die Ruhe zurück, welche die Leidenschaft nur vorübergehend zu erschüttern vermochte. Immer heller erkannte er nach und nach unter den Stürmen der Außenwelt und seines Innern, daß die Vernunft allein dem Menschen den festen Halt auf dem Meere dieses Lebens zu gewähren vermag, und immer sicherer lernte er jene erhabene und milde Ruhe der Seele bewahren welche das Merkzeichen des wahren Weisen ist. Daher der Friede der in den Erzeugnissen seines Geistes waltet, und den er als „ruhiger Freund" auch seinen Freunden unter allen Geschicken des Lebens verheißt und bringt, wenn sie mit ihm vereinigt wandeln und sich an den Gaben des Sängers erfreuen wollen; daher sein edler Stolz in der Erkenntniß, daß er, zur Dichterweihe herangereift, „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit" empfangen habe, und dem gegenüber die tiefste Demuth, die ihm stets das Bewußtsein seiner „Schwächen" wach erhielt, und ihn auf seiner höchsten Höhe stets bedenken ließ, wie auch er, gleich jedem andern Sterblichen, nur „wenig ist", und „was man ist, Das blieb man Andern schuldig". Und dabei glühte auch seine Wange von jener Jugend die uns nie verfliegt; er wußte, daß wir, so lange wir auf Erden wallen, nur Werdende sind, und daß wir darum auf das Thun angewiesen sind uns selbst und Andere zu bilden; unermüdlich strebte er diesem Gedanken gemäß bis an das Ende.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über einige Staatsbibliotheken des Auslandes.

Wie im Mittelalter jede große Kirche ihre Bibliothek hatte, so auch der Vatican. Gestiftet vom Papst Nikolaus 1450, vernichtet durch den Connetable Bourbon bei der Erstürmung Roms und wiederhergestellt 1588 von Sixtus V., verdankt sie einen großen Theil ihrer Schätze der von Tilly 1622 ausge-

plünderten heidelberger Bibliothek. Sie zählt gegenwärtig 100,000 gedruckte Bände und 40,000 Handschriften. Kurz vor seiner Flucht ließ der dermalige Papst, Pius IX., einen Flügel des Gebäudes mit ungefähr 35,000 Druckbänden, worunter viele seltene Werke und einige die einzig in ihrer Art, eine Menge mit Randglossen von berühmten Männern, dem Publicum öffnen. — Der Saal des Großen Raths zu Venedig enthält die Bibliothek des heiligen Marcus von 65,000 Bänden und an 5000 Handschriften. Laut der eigenen Worte Petrarca's in einem Briefe, worin er von seinen zum Dank für die in Venedig während der Pest gefundene gastfreie Aufnahme dahin geschenkten Manuscripten spricht, wurde er dadurch ihr erster Begründer. Indeß besitzt die Bibliothek jetzt nur eine kleine Zahl seiner Manuscripte, und den ihr gemachten Vorwurf, daß sie Petrarca's Büchersammlung in einem engen Zimmer habe vergessen und vermodern lassen, hat der gelehrte Bibliothekar Morelli als Verleumdung und schon deshalb als unmöglich wahr nachgewiesen, weil der Dichter überhaupt blos einige wenige Bücher dahin geschenkt habe. Allerdings hinterließ Petrarca bei seinem Tode, zwölf Jahre nach jener Schenkung, eine kostbare Büchersammlung. Sie wurde aber vereinzelt, kam zumeist in den Vatican, an die Laurentische, die Ambrosianische und die pariser Bibliothek, und nicht Ein Band nach Venedig. — Die schöne Bibliothek zu Ferrara, einer der hervorragenden Städte welche die Buchdruckerei in deren Kindheit pflegten, besitzt ungefähr 80,000 Bände und 900 Manuscripte, darunter Bruchstücke etlicher Gesänge des „Orlando furioso", bedeckt mit Correcturen von Ariosto's Hand, ein sprechendes Zeugniß seiner Sorgfalt; ferner das Manuscript eines seiner Lustspiele, der „Scholastica", dies natürlich weniger corrigirt, da er es unvollendet hinterließ und sein Bruder Gabriele es vollendete; dann das Manuscript seiner „Satiren" in gutem Zustande und merkwürdig wegen der verschiedenartigen, vom Dichter beigeschriebenen Aenderungen. Ein nicht minder werthvolles Manuscript ist die „Gerusalemme" mit Tasso's Correcturen aus der Zeit seiner Gefangenschaft und mit den von ihm am Schlusse beigesetzten Worten: „Laus Deo." Außerdem enthält es sehr viele unterdrückte Stellen und mehre nacheinander durchstrichene Seiten. Zu den übrigen Tasso'schen Handschriften gehören neun aus dem Hospitale St.-Anna datirte Briefe und einige aus dem Kerker an den edeln Herzog Alfonso gerichtete Verse voll Schmerz, Kummer und Verzweiflung. Auch befindet sich hier das Manuscript von Guarini's „Pastor fido" mit etlichen, meist grammatikalischen Correcturen von Leonardo Salviati, das alte Choralbuch der Karthäuser in 18 Bänden mit herrlichen Miniaturgemälden, und eine gleich prächtige Bibel anscheinend von denselben Künstlern. Aber eine der bedeutendsten Seltenheiten ist die „Musculorum humani corporis pictura dissectio" von dem großen ferrarischen Anatomiker des 16. Jahrhunderts, Giambattista Canani, dem Ersten welcher eine obgleich dunkle Vorstellung vom Blutumlaufe hatte — eine undatirte Ausgabe, muthmaßlich von 1541, mit Kupferstichen des berühmten Geronimo Carpi. — Eine der vollständigsten Bibliotheken Europas ist die von Cosmo de' Medici 1560 in Florenz errichtete. Wesentliche Beihülfe empfing er von Hieronimo Donato, Ermolao Barbaro und Paolo Corteſi, insonderheit aber von Poliziano, welcher das Ordnen der Sammlung übernahm und zum Behuf zweckentsprechender Ankäufe Rundreisen durch Italien machte. Auch zwei auf des Prinzen Veranlassung von Giovanni Lascar nach dem Orient gemachte Reisen hatten in der Erwerbung einer Menge seltener und werthvoller Werke einen glänzenden Erfolg, namentlich die zweite, welche fast 200 in einem Kloster auf Berg Athos genommene Abschriften eintrug.

In Frankreich haben bis jetzt 195 Städte theils größere, theils kleinere, im Ganzen ausgezeichnete öffentliche Bibliotheken, deren gesammte Bücherzahl sich auf 3 Millionen Bände beläuft, welche meist in geräumigen Sälen aufgestellt und unter der Obhut besoldeter Conservateurs Einheimischen und Fremden zugänglich sind.

Was Rußland an Bibliotheken besitzt stammt meist aus dem geplünderten Kurland und Polen. Die von Peter I. aus der Stadt Mitau fortgeführten 2500 Bände bildeten den Kern der kaiserlichen Bibliothek. Katharina II. zog 1772 die aus 17,000 Bänden bestehende Sammlung der Fürsten Radziwill zu Nieswiecs ein, und Russen selbst schätzen die 1795 von Warschau nach Petersburg geschaffte Bibliothek Zaluski auf 260,000 Druckbände und 11,000 Handschriften. Die Wiedereinnahme Warschaus 1831 kostete der Universität 200,000, der Philomatischen Gesellschaft 20,000, dem Staatsrathe 36,000 und dem Fürsten Czartorpiski in Pulawy 15,000 Bände. Hierzu die Ausräumung der unterdrückten Klöster, und es ist gewiß keine übertriebene Angabe, daß Rußland 700,000 Bände — kostenfrei erworben hat. Die reichste aller russischen Bibliotheken ist die kaiserliche in Petersburg, dem Range nach die dritte in Europa. Sie enthält ungefähr 442,800 Druckbände und 14,480 Manuscripte, besitzt viel mittelasiatische Literatur und gilt überhaupt für einen Schatz orientalischer Schriften. Namhaft bemerkenswerth sind 73 in die wichtigsten Theile der Sanskritliteratur einschlagende Manuscripte des Obersten Stuart und 43 aus Peking erhaltene mongolische und thibetische Werke. Außerdem gibt es in Rußland noch 42 andere öffentliche Bibliotheken, von denen einige an 10,000 Bände und darüber haben.

Daß die königliche Bibliothek in Kopenhagen 463,332 Bände und ungefähr 22,000 Handschriften eignet, dürfte bekannter sein als daß sie einen, 174 Bände starken, vollständigen Bücherkatalog — die Arbeit von elf Jahren — und ein bis zum vierten Theile der Handschriften gelangtes Verzeichniß derselben hat.

In Betreff der von Gustav Wasa gegründeten und von Gustav Adolf beträchtlich vermehrten königlichen Bibliothek in Stockholm bleibt das Gerücht ihres Reichthums sehr hinter der Wahrheit zurück. Sie zählt kaum 70,000 Bände und 5000 Manuscripte. Ursache dieser niedrigen Ziffern sind theils der von Königin Christina an ihr begangene Raub, theils die Sorglosigkeit mit welcher sie Literaten Bücher verabfolgen ließ, theils der große Brand von 1697. Empfehlenswerth erscheint die Einrichtung, daß jedes Fach seinen unterschiedenen Einband hat. Zu den Curiositäten gehört die aus Prag dahin gebrachte sogenannte „Teufelsbibel" oder „Codex giganteus", ein Gigant jedenfalls, da er außer der lateinischen Vulgata auch die Schriften des Josephus, etliche Tractate des heiligen Isidor, eine Chronik Böhmens und Anderes enthält.

Die am weitesten nach Norden gelegene Bibliothek ist die zu Reikiavik, der Hauptstadt von Island. Vor 40 Jahren besaß sie 3600 Bände, die sich seitdem verdoppelt haben sollen.

Die erste nordamerikanische Bibliothek entstand 1731 in Pennsylvanien aus einer von Franklin veranstalteten Subscription, und die größte südamerikanische ist in Mexico, zwischen 11—12,000 Bände stark. Ueberdies mögen vier dortige Klöster zusammen 32,000 Bände besitzen. 10.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Bündniß

der

drei Königreiche Preußen, Sachsen und Hannover

vom 26. Mai 1849.

Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung

von **A. E.**

Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 205. — 27. August 1849.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung.

Von **W. Affmann.**

(Fortsetzung aus Nr. 204.)

Allerdings wirkten die ersten zehn Jahre von Goethe's Hofleben in Weimar mannichfach störend und zerstreuend auf ihn ein, und er hat in diesem Zeitraume kein größeres Dichterwerk vollendet. Aber dennoch verlor er diese Zeit nicht so sehr in eigenen Genüssen und in kleinlichen Arbeiten für die Hoffeste, wie man allzu oft behauptet hat.*) Auch seine Thätigkeit für das äußere Leben war ihm Bedürfniß, und auch nach dieser Richtung hin mußte seine Selbstbildung gefördert werden. Seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach verlangte ihn nach einem gemüthlichen Wirkungskreise, den er ganz zu überschauen und auszufüllen vermöchte, und er ward in der echt deutschen Weise, bei der ihm vor Allem Möser ein Vorbild war, der Rathgeber und Helfer eines edeln deutschen Fürsten, der das Wohl seines kleinen Ländchens nach allen Seiten hin treulich gefördert hat. Er schreibt über Möser's „Patriotische Phantasien": „Wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele"; und in einem Briefe aus der ersten Zeit seines Lebens in Weimar sagt er:

Dieses Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfodert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun und nichts Geringerm.

Wie Schiller, der mehr in der Welt seines Innern lebte, sich durch stille Studien der Philosophie und Geschichte läuterte, so mußte Goethe durch reiche Lebenskenntniß, auch in der Außenwelt, zur Selbstbefriedigung kommen.**) Er hatte den sentimentalen Hang der Zeit in sich zu bekämpfen, und sich durch Mannichfaltigkeit der Anschauung zur Klarheit über die Foderungen seines Innern zu erheben. So hat er in jenem Jahrzehnd Vieles versucht und angefangen, vor Allem aber begann in ihm selbst ein Reinigungsproceß, und er suchte sich das Gesetzliche, dem er bisher unbewußt gefolgt war, in bestimmter Gestalt vor die Seele zu rücken. Und jetzt drängte es ihn mit einer endlich bis zur Krankheit gesteigerten Sehnsucht nach dem Lande der Künste hin; in Italien gedachte er das Ideal das vor seiner Seele stand durch die unbefangenste Hingebung an die Kunstwerke des Alterthums zu vollendeter Klarheit zu führen. „Einer der merkwürdigsten Wendepunkte bereitete sich in ihm vor", sagt Gervinus, „den vielleicht je ein Mensch in so vorgerücktem Alter erlebt hat." Er hatte das 37. Lebensjahr erreicht. Und jetzt erst, wo er die tiefsten Ahnungen seines Wesens in der plastischen Kunst der Griechen verkörpert fand, beginnt der höchste Aufschwung seines Geistes; jetzt, sich lange Zeit isolirend um sich seinem innersten Drange hinzugeben, empfindet er aber so viel Strebsucht als innere Ruhe und Befriedigung. „Unter diesem südlichen Himmel", schreibt er, „kann man doch einmal wieder einen Gott glauben." Seine Thätigkeit erweiterte sich in Italien selbst ins Ungeheuere; er dichtete, er zeichnete und modellirte, er machte die freudigsten Fortschritte in seinen naturwissenschaftlichen Forschungen, er gewann Sinn für Alterthumswissenschaft, für Münzen und Geschichte. Bald gab er sich wieder den Menschen hin, um sich an ihnen und sie an sich aufzuerbauen; er wollte, wie er sagt, das Thunliche thun, da er an sich erfahren, daß er erst jetzt zur Ruhe und Klarheit gekommen war, und daß nicht allein die Schwaben 40 Jahre brauchten um klug zu werden. Am Schlusse seiner Reise schreibt er: „Ich freue mich der gesegneten Folgen auf mein ganzes Leben", und anderswo:

Die Wiedergeburt rückt immer fort. Ich dachte nicht, daß ich so Vieles erlernen und umlernen müßte. Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weitern, höhern Welt gebracht hat. Ja, es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche welcher große Erneuerung erleidet!

Und, wie Gervinus rühmt,

die schönsten Regungen sproßten in ihm auf, die früher entfernter lagen; Vaterlandssinn und Freundschaftsgefühl bewegten ihn aus der Ferne. Wir erblicken in seinen Werken eine vollständige ästhetische und moralische Läuterung; und so ging nach der abgeworfenen Hülle aus der frühern dunkeln Drang-

*) Vergl. selbst Gervinus („Neuere Geschichte der poetischen Nationalliteratur", Theil 1, Abschnitt 15, S. 1), dem wir in dem Uebrigen meistens mit Ueberzeugung gefolgt sind.

**) Wahrheit suchen wir Beide, du außen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie Jeder gewiß.
Schiller.

zeit der echte und wahre Dichter hervor, der nicht mehr Natur und Kunst streiten sah, der das Wirkliche der Natur nicht mehr allein für das Poetische erkannte, der durch die Erscheinung hindurch und über ihre Zufälligkeiten hinaus nach dem Nothwendigen und dem Wesen, außer der Wahrheit nach der Schönheit suchte.

Jetzt erst tritt „der imposante Umfang der Goethe'schen Natur in ganzer Fülle" hervor. Die Totalität der Menschennatur prägt sich nun vollkommen in seinen Werken aus, und in seinen plastischen Phantasiegestalten hält er jenem Zeitalter einseitiger Verstandescultur das Ideal allgemeiner Menschenbildung zur Einführung in die Wirklichkeit entgegen.

Auf dieser Stufe seiner Entwickelung führt ihn die höhere Macht, welche die Geschicke der Menschen lenkt, mit Schiller zur Anknüpfung eines engern Bandes zusammen. Goethe selbst erkennt etwas Dämonisches darin, daß sie sich gerade jetzt begegneten. Denn nun trafen sie sich nach abgeschlossener Bildung, nachdem die intolerante Jugend vorüber war; jetzt fanden sie, daß ihre bisher getrennten Bahnen in den Zielen zusammenliefen, und da sie nunmehr ihres Endziels sich klarer bewußt waren, so gründete sich ihr neues Verhältniß, nach Goethe's Ausdruck, „auf gegenseitige Ergänzung". Es konnte Jeder dem Andern Etwas geben und Etwas dafür empfangen; Schiller lernte die Erfahrung schätzen und Goethe das Gesetzliche anerkennen. So bildete sich jenes reine Verhältniß unserer beiden größten Dichternaturen, das durch neidlose Anerkennung und gegenseitige Förderung, wie Humboldt sagt, „ein bis dahin nie gesehenes Vorbild aufgestellt und auch dadurch den deutschen Namen verherrlicht hat". Darum liegt in demselben aber auch eine mächtige Mahnung jene Totalentwickelung der Menschennatur nach dem Muster dieser Männer als das Ziel unsers Strebens im Auge zu halten, nicht ausschließlich die einseitige Richtung in die uns mehr oder minder Alle unsere individuelle Natur oder unser Standpunkt im Leben wirft; und damit werden wir dann zugleich „die Einseitigkeit aufgeben mit der wir uns häufig in eitlem Gezänke zwischen beiden Dichtern parteien".

Denn wie Goethe von Schiller sagte: „So sollte man eigentlich sein!" so erkannte auch Schiller gern in seinen nunmehrigen Erzeugnissen höchster Vollendung „die Frucht des Umgangs mit Goethe". Und so hat das hohe Freundespaar auf die edelste und förderlichste Weise aufeinander eingewirkt und sich zu gemeinsamer Thätigkeit verbunden. Allerdings war damals bei Schiller die dichterische Productionskraft in der höchsten Blüte, während Goethe, zehn Jahre früher geboren, seine Triebkraft schon ermatten sah. Aber Goethe gestand gegen Schiller selbst, daß dieser ihm eine zweite Jugend verschafft, und ihn wieder zum Dichter gemacht, was er zu sein so gut als aufgehört habe; und zum Danke dafür erwies der gereifte Dichter dem über seine Bestimmung noch schwankenden Freunde den wesentlichen Dienst ihm über seinen entschiedenen Beruf für das Drama zu völliger Klarheit zu verhelfen, wodurch er die Palme des Ruhmes unter den Dichtern unserer Nation erringen sollte. Dagegen ließ Schiller nicht ab den Ermüdenden zu nöthigen und zu spornen, und Goethe ließ sich nicht vergebens mahnen. Erst indem Schiller in ihm den Genius von höherer Begabung anerkannte, wurde er sich seines natürlichen Berufs zu naiver Dichtung und darum für das Epos immer entschiedener bewußt. Man kann wol keinen würdigern Ausdruck für die Anerkennung der ganzen Menschen- und Dichtergröße Goethe's finden als Schiller sie in einem ernst mahnenden Schreiben an seinen edeln Freund selbst niedergelegt hat. „Wenn es einmal Einer unter Tausenden dahin gebracht hat ein schönes vollendetes Ganzes aus sich zu machen", so ruft er ihm zu, „der kann meines Erachtens nichts Besseres thun als dafür jede mögliche Art des Ausdrucks zu suchen; denn wie weit er noch kommt, er kann doch nichts Höheres geben."

Wie Goethe den allzu früh abberufenen Freund betrauerte ist uns bekannt; mit ihm war der beste Theil seines eigenen Lebens dahin. Aber die einmal in sich abgeschlossene und vollendete Natur erhielt sich auch jetzt auf der erreichten Höhe. Zwar sank jetzt mit zunehmendem Alter die dichterische Schöpfungskraft mehr und mehr, aber die Thätigkeit, welche auch der Greis bis zu den letzten Tagen seines reichen Lebens entwickelte, blieb unermüdlich auf das von Anfang her unverwandt in das Auge gefaßte Doppelziel gerichtet, zuerst und vor Allem sich selbst immer von neuem aufzuerbauen und zu vollenden unter allen noch so störend herzutretenden Verhältnissen der Außenwelt, und der Welt abzuspiegeln was in seinem Innern lebte, um zunächst auf die Freunde und sein Volk, immer mehr aber auf die ganze Mit- und Nachwelt bildend und veredelnd einzuwirken. So führte er noch die „schwankenden Gestalten" seiner Jugendtage, in denen sich sein ganzes inneres Leben spiegeln sollte, in scharfen Umrissen aus, und lieferte uns im ersten Theile des „Faust" ein Bild von den Irrgängen in die ihn selbst bei seinem edelsten Streben, bei dem Suchen nach Wahrheit, die Leidenschaft geführt hatte. Und hiermit bekundete er, daß auch in ihm wie in jeder hohen Seele die tragische Auffassung des Lebens sich unabweislich geltend machte. Endlich rang er selbst Das noch dem Schicksal ab, den „Faust", das Werk seines Lebens im zweiten Theile zum Abschluß zu bringen. Derselbe aber gibt uns, wenn er auch die frische Schöpfungskraft der Jugend vermissen läßt, ein wohlthuendes Zeugniß, wie innig sich in diesem Geiste die ruhige und milde Ansicht von der das All durchwaltenden Macht ein langes Leben hindurch befestigt hatte.

Hatte doch auch der Greis, dem das Erlöschen seiner poetischen Schöpferkraft nicht entging, den es aber nicht niederzubeugen vermochte, sich mit einer dem höhern Alter gemäßen Wirksamkeit die Freude an dem Leben zu bewahren gewußt. Das hatte ihn das Leben längst gelehrt in dem Wechsel alles Irdischen das Nothwendige und Gesetzliche anzuerkennen, und die Aufgabe

stiller und gelassener Entsagung, die er in „Meister's Wanderjahren" den Freunden als Ziel des Strebens vorzeichnet, an sich selbst zu erfüllen. Aber die unerschöpfliche Kraft seines Geistes trieb auch im Winter des Lebens neue Keime und Schößlinge, an denen er selbst, wie die Welt, sich erfreuen durfte, und in dem frohen Bewußtsein, daß er wirke so lange es Tag war, erklärt er den Wahlspruch der abgelebten Genußsucht: Es ist Alles eitel! für einen „falschen, ja gotteslästerlichen" Satz.*) Unermüdlich eignete er sich jetzt das Schöne aller Zeiten und Länder, zum Freudengenusse wie zur eigenthümlichen selbständigen Nachbildung, an. Kein bedeutendes Erzeugniß der neuesten Literatur unsers Welttheils ließ ihn gleichgültig, und mit Vorliebe vertiefte er sich längere Zeit in das reiche Dichterleben des Orients. Er hielt es nicht zu gering, nachdem er so lange selbständig geschaffen, sich nun, wie der Gang der Natur es dem Alter auferlegt, an nachahmender Thätigkeit genügen zu lassen. Zugleich aber glaubte er sich jetzt berufen mit dem gereiften Urtheil kritisch den Weg zu dem Ziele zu weisen zu dem er sich ehemals kühn emporgeschwungen. Mit jugendlicher Begeisterung freute er sich, daß er die Vorhallen eines Tempels betrat den erst die gereifte Menschheit zu vollenden vermag, und der Gedanke einer Weltliteratur erhob ihn zu der frohen Hoffnung der edelsten geistigen Wechselwirkung unter den brüderlich verbundenen Völkern des Erdballs. Alles Vortreffliche das einem Volke gelinge müsse von allen aufgenommen werden; zur Gestaltung einer solchen Weltliteratur sei die allseitig empfängliche deutsche Nation, die er jetzt auch nach dieser Seite in sich repräsentirte, vor allen geeignet. So bewahrte seine Seele durch Theilnahme und Mitwirkung an der großen Aufgabe der Zeiten Heiterkeit und Wohlwollen bis an das Ende, und wie Jeder der in Demuth sein Glück in dem allmäligen Fortschritt der Menschheit und in dem Beitrage den er dazu zu liefern vermochte findet, sah er noch am Schlusse des Lebens den tröstenden Sinnspruch früherer Jahre bestätigt: Was man in der Jugend wünscht hat man im Alter genug.

So war Goethe, — ein hoher Genius, den die Gottheit unserm Volke gesandt, daß er die mächtige Urkraft welche die Natur in ihn gelegt selbstbildend nach den verschiedensten Seiten hin entfalte, unter begünstigenden wie unter scheinbar hemmenden äußern Verhältnissen, durch alle Stufen der Lebensalter welche der Sterbliche auf Erden zu durchwandeln hat. Mit Recht sagt Gervinus von ihm: „Die Natur hatte ihn zu Allem bestimmt was Verhältnisse, Zeiten und Schicksale in ihm reifen wollten, und Dies scheint mir überall das echte Zeichen des eigentlichen Genies." Noch bezeichnender aber deutet Dieses unser Dichter selbst in einer dem sinnigen Alterthum entlehnten Ausdrucksweise an. Wie er überall bei seinen mannichfachen Forschungen in der Natur und in seiner allseitigen Betrachtung des Menschengeistes durch alle Wechsel der Erscheinungen hindurch in die Tiefen des Wesens der Dinge eindrang, und in jedem Einzelwesen eine eigenthümliche, stets sich gleichbleibende Urkraft erkannte, so lernte er auch mit stets mehr gekräftigter Ueberzeugung an eine unwandelbare Eigenthümlichkeit seines eigenen Wesens glauben. Wenn er aber diese Ansicht von der Urform jedes Einzelwesens gern an den philosophischen Ausdruck des Aristoteles, εντελεχεια *), knüpfte, so bezeichnet er die ewig wechselnde Gestalt in welcher sich eine und dieselbe Urkraft unter immer neuen Einwirkungen von außen her kundgibt, treffend mit dem mythischen Bilde des Proteus, jenes vielgestaltigen Gottes, der Dem welcher ihn ergreifen wollte in immer neuer Gestalt entrann. Mag aber auch die ungeheuere Mannichfaltigkeit von Lebensansichten die Goethe's reichem Geiste unter so wechselnden Phasen entströmten den oberflächlich Betrachtenden verwirren, als sei hier eine Menge Widersprechendes zusammengehäuft: der tiefer Eindringende wird überall dieselbe Natur erkennen, die, wie sie unter allen Verwandlungen sich ihrer selbst immer klarer bewußt wurde, nur Dem endlich Rede steht der mit Geisteskraft den Geist zu erfassen versteht. Dann aber wird sie uns auch dem Proteus gleich untrügliche Götterspruche verkünden!

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Goethe's Werke XLVIII (Nachgelassene Werke, VIII), „Wahrheit und Dichtung", Buch 16, S. 10.

*) Von εντελης und εχω — was die Vollkommenheit in sich hat.

Geschichte der protestantischen Sekten im Zeitalter der Reformation von H. W. Erbkam. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Wer in der denkwürdigsten Epoche der Staatsgeschichte Deutschlands, die seit dem vorigen Jahre begonnen hat, fest genug geblieben ist um sich nicht in den Strudel der Meinungen und Parteien, der Unzählige oft fast willenlos mit sich fortgerissen hat, mithineinziehen zu lassen — wer sich mithin zur richtigen Beurtheilung der verwirrenden Händel ringsum die Möglichkeit und zur nöthigen Belebung einer Aussicht auf künftiges Besserwerden die Hoffnung erhalten hat, dem könnte man auch Empfänglichkeit für den Rath zutrauen, sich zur innern Förderung in der eben angedeuteten Doppelbeziehung in die für die religiöse Entwickelung unsers Vaterlandes wichtigste Periode, in das Reformationszeitalter, zurückzuversetzen, und unter den zahlreichen Führern die für dieses so eifrig und erfolgreich durchforschte Gebiet bereit stehen würde der Verf. der vorliegenden Schrift keine untergeordnete Stelle einnehmen, ja unbedenklich eine der ersten für Diejenigen welche nach der Analogie der Gegenwart in Hinsicht auf politische Meinungskämpfe in die über die Religion in jener frühern Zeit hineingeführt sein wollen. Denn er führt in ein Gebiet hinein das vor ihm wol noch nie so gründlich durchforscht worden ist. In der Einleitung stellt er den allein haltbaren Standpunkt fest der für richtige Beurtheilung der neben der protestantischen Kirche hervorgetretenen Sekten genommen werden müsse, und mit der gegen das Kirchenthum gerichteten Opposition des Mittelalters im engsten Zusammenhange stehe. Während nämlich die katholische Kirche alles Heil durch besondere Organe vermittelt denkt und vermittelt wissen will, beherrscht die Sekten der Grundgedanke: daß eine unmittelbare Aufnahme des von oben kommenden Lebens und Geistes für den Einzelnen mög-

lich sei. Dies führt den Verf. auf sehr umfängliche und tiefeingehende Erörterungen über das Wesen der Mystik, deren Berechtigung im Christenthume er anerkennt und deren Hauptformen er auf das treffendste charakterisirt. Ohne den von dem Verf. aufgestellten Schematismus hierher übertragen zu wollen, weil er durch alleinige Bezeichnung der Namen zu mager erscheinen, durch ausführlichere Begründung aber hier zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, dürfen wir versichern, daß er in seinem innern Zusammenhange und organischen Fortschritte die unverkennbare Probe der Richtigkeit in sich trägt, auch in dem Betrachte, daß die der Mystik so nahe liegenden Gefahren und die vielfachen Verirrungen derselben nicht verkannt oder zu gering angeschlagen werden. Der mit diesen Erörterungen zusammenhängende Abschnitt über die Geschichte der (christlichen) Mystik ist nicht minder lesenswerth, und namentlich Nichttheologen zu empfehlen. Im weitern Fortschreiten erklärt sich der Verf. über das Verhältniß der Reformation zur Mystik, und führt alsdann Karlstadt, Sebastian Frank und Schwenkfeldt, nach diesen das wiedertäuferische Unwesen in seinen vielfachen Verzweigungen vor, sodaß also in jenen Männern die besonders an Tauler und die deutsche Theologie sich anschließende intellectuelle Richtung repräsentirt wird, in dem wiedertäuferischen Unwesen aber die ethische, voll von Elementen der Sekten des Mittelalters und separatistischen Bestrebungen zugewendet. Durch die Benutzung tüchtiger Vorarbeiten, mehr aber noch durch eigene gründliche Forschungen und sinnreiche Combinationen führt der Verf. in ein genaueres Verständniß jener Persönlichkeiten und Gemeinschaften ein als es sonst vermittelt worden ist; was letztere anlangt, versteht man sie gewiß aus den Darlegungen des Verf. besser als sie sich selbst oft untereinander mögen verstanden haben; denn man kann von diesen Mystikern sagen, wie Scaliger von der barbarischen Sprache der Basken einmal schrieb: „Man behauptet sie verstehen sich untereinander, aber ich glaube es nicht."

Wir hätten aber wol am Ende durch Vorstehendes der ausgezeichneten Schrift des Verf. nicht die ihr gebührende Aufmerksamkeit und Würdigung zugebilligt? Wir meinen es doch! Die gewiß Wenigern denen wir unter den jetzt im Sturmschritt einherschreitenden Ereignissen einen Sinn für die geheimnißreichen Tiefen des innern Lebens zutrauen dürfen würden wir durch ausführlichere, aber der Tendenz d. Bl. gemäß doch immer sehr beschränkte Mittheilungen nicht befriedigt haben, und wir erlaubten uns schon sie geradenwegs an den Verfasser zu adressiren. Die Vielen aber die jetzt politisch anderweitig beschäftigt sind würden ausführlichere Mittheilungen ganz überflüssig finden; den kurzen Bericht jedoch nehmen sie noch eher mit, um vielleicht späterhin, wie Felix es mit dem Apostel Paulus machte: „Gehe hin auf diesmal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen!" (Apostelgeschichte, 24, 25), den Verf. doch noch aufzusuchen, dessen Name in ihrem Gedächtnisse hängen geblieben ist. 18.

Lesefrüchte.

Glückseligkeit der nordamerikanischen Mädchen.

Alexander Mackay, der Verf. eines in d. Bl. bereits erwähnten englischen Werkes: „The western world; or, travels in the United States in 1846—47" (3 Bde., London 1849), wird den deutschen Mädchen den Mund wässern machen nach der Glückseligkeit ihrer nordamerikanischen Schwestern, deren Herrschaft in geselliger Beziehung er zu den auffallendsten ihm in Amerika vorgekommenen Erscheinungen rechnet. Der Verf. ist nämlich Engländer und ihm bekannt, daß in England die Mädchen in der Gesellschaft eine sehr untergeordnete Rolle spielen, eigentlich gar Nichts sind und nur aus Rücksicht für ihre Aeltern beachtet werden. „In den Vereinigten Staaten hingegen", sagt der Verf., „wird die Mutter ohne Ausnahme von ihren Töchtern verdunkelt", sind es Letztere welche Einladungen erlassen und Gesellschaft empfangen, „als wären sie die unabhängigsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden". Sobald ein Mädchen den ehelichen Knoten schürzt, ist es mit jener Glückseligkeit aus. Sie sieht sich bei Seite geschoben und verschwindet demnächst aus der allgemeinen Gesellschaft. „Während die jungen Damen alle Aufmerksamkeit für sich beanspruchen, sitzen die Frauen vernachlässigt in den Winkeln, wie sehr sie vielleicht auch jene an persönlichen Reizen und geistiger Vollkommenheit übertreffen." Könnte etwa der, allerdings in England nicht und ebenso wenig in Deutschland empfindliche Mangel an Mädchen sothane sociale Eigenthümlichkeit erklären? Weiter erzählt der Verf. von der Menge geselliger Vereine welche die Mädchen fast jeden Tag in der Woche besuchen. Insonderheit schwärmen sie für die sogenannten Dorcas-Gesellschaften, wo man sich amusirt und plaudert und nebenbei Wohlthätigkeit übt. „Die Damen eines solchen Vereins — Verheirathete und Expectanten, letztere meist die Mehrzahl — kommen nach der Reihe in ihren Wohnungen zu einer frühen Nachmittagstunde zusammen, und nähen was Zeug hält bis Abends, wo mit dem Thee und Kaffee die jungen Herren erscheinen, die Nähterei eingepackt, eine hübsche kleine Partie arrangirt, beträchtlich gelichelt und zum Schluß gebetet wird. Dann begleiten die jungen Herren ihre jungen Damen nach Hause, wünschen einander eine gute Nacht, und scheiden mit der Hoffnung nächste Woche unter gleich günstigen Umständen sich wiederzusehen." Wenn der Verf. aber rügt, daß in der gewöhnlichen Gesellschaft die Unterhaltung meist in „abgedroschenen Gemeinplätzen, kahlen Scherzen und leeren Artigkeiten" bestehe, darauf ein englischer Kritiker entgegnet: „die Conversation könne in Amerika nicht fader sein als in England, wo sie von hundert Häusern sich in neunundneunzig um häusliche Einrichtung, Wetter, Essen und Trinken, Theater, letzte Gemäldeausstellung und das lichtspendende Verhältniß des Gases zu Lichtern drehe", so ist Dies offenbar die alte Geschichte von dem: Ueberall wie bei uns.

Mäßigkeitsvereine.

Ein englischer Zeitungsartikel, unterzeichnet C. K. Delavan of Newyork, versichert die Richtigkeit folgender statistischen Angaben in Betreff der Mäßigkeitsvereine. England, Irland und Schottland zählen gegenwärtig 850 Mäßigkeitsvereine mit 1,640,000 Mitgliedern. In den Canadas, Neuschottland und Neubraunschweig gibt es 950 Mäßigkeitsvereine mit 370,000 Mitgliedern. In Südamerika tragen 70,000 Personen die Mäßigkeitsmedaille. In Deutschland, ohne Preußen und Oestreich, wo es wie in Italien keine Mäßigkeitsvereine gibt, beläuft sich die Zahl der letztern auf 1500 und die ihrer Mitglieder auf 1,300,000. Schweden und Norwegen besitzen 510 Mäßigkeitsvereine, an welchen 120,000 Personen sich betheiligen. Auf den Sandwichinseln haben 5000 sich zu gänzlicher Enthaltsamkeit verpflichtet, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung 900. Es läßt sich nachweisen, daß in Großbritannien jährlich 7000 Personen durch von Trunkenheit veranlaßte Unglücksfälle umkommen, und die arbeitenden Classen allein durch den Genuß geistiger Getränke 550 Millionen Dollars verlieren. Im verwichenen Jahre wurde in Großbritannien die kolossale Summe von 490 Millionen Dollars für berauschende Getränke ausgegeben, und waren 520 Millionen Gallonen Bier gebraut worden. In den Vereinigten Staaten bestehen 3710 Mäßigkeitsvereine mit 2,615,000 Theilnehmern, worunter die Söhne der Mäßigkeit. In Rußland hat der Kaiser die Errichtung solcher Vereine verboten. Obgleich die Sache der Mäßigkeit in Frankreich noch sehr jung ist, fängt sie doch bereits an zu erstarken. Soweit Nachforschung bisher gediehen, ist der älteste Mäßigkeitsverein in Deutschland gebildet worden am Weihnachtsfeste des Jahres 1600. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 206. — 28. August 1849.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung.

Von W. Affmann.

(Fortsetzung aus Nr. 205.)

Wollen wir jetzt näher würdigen was Goethe der deutschen Nation war, wie diese mächtige Natur in allen ihren proteischen Erscheinungen in das Leben, in die Entwickelung unsers Volks eingriff, so haben wir uns zunächst zu vergegenwärtigen wie Goethe Deutschland fand, und da hier Alles in Wechselwirkung steht, wie er was er ward durch die Zeit geworden ist, und wie er dann auf dieselbe zurückwirkte.

Der Zustand einer Nation beruht wesentlich auf ihren politischen wie ihren religiösen Verhältnissen. Müssen wir hier erst in die Erinnerung rufen was die niederschlagenden Erlebnisse der Gegenwart dem Gefühle eines Jeden von der traurigsten Seite gegenwärtig erhalten, die Zerrissenheit unserer Nation in der ganzen Gestaltung ihres öffentlichen Lebens? Doch übersehen wir dabei nicht, mit welchem tiefen und edeln Charakterzuge unsers Volks diese Erscheinung zusammenhängt, und wie herrlich das Ziel ist auf welches uns unsere nationale Bestimmung verweist. Der Individualismus der Entwickelung ist es welcher den deutschen Stamm in seiner Reinheit vor allen Völkern der Geschichte auszeichnet, jenes Streben nach Selbständigkeit in jedem einzelnen Bestandtheile der Nation, auf dem die hohe Achtung der persönlichen Freiheit und damit eine Menge unschätzbarer gesellschaftlicher Institutionen wie die Mannichfaltigkeit unserer Bildung begründet ist. Bei dieser Naturanlage ist der deutschen Nation die noch ungelöste Aufgabe gestellt: die reichste Gliederung zu der innigsten Harmonie eines Volksdaseins zu verschmelzen, Freiheit und Einheit in schönem Bunde zu verwirklichen.

Schon einmal im Laufe unserer Geschichte war Deutschland aus der uranfänglichen Zersplitterung unter großen Schicksalen zu engerm Zusammenschließen seiner Stämme geführt; der Glanz des Kaiserthums, unter dem Deutschland bei allem Widerstreben einzelner Elemente zu einer kräftigen Einheit zusammentrat, leuchtet noch durch die Jahrhunderte ermuthigend zu uns herüber. Damals zog auch das erste Blütenzeitalter deutscher Dichtkunst herauf, und eine reiche Welt der Sagen und Lieder entfaltete sich in der gedeihlichen Sonnenwärme einer Begeisterung welche durch die Innigkeit und Großartigkeit der christlichen Kirchengemeinschaft wie durch den gleichzeitigen Aufschwung unsers nationalen Lebens hervorgerufen war. Die Zeit der Kreuzzüge, in welcher Kaiserthum und Papstthum ihren Höhepunkt erreichten, war auch das Zeitalter des Minnesangs, der jedoch, so national er sich gestaltete, vor Allem von dem christlichen Geiste geweckt und getragen wurde. Jene Einheit des deutschen Volkswesens aber war ebenso sehr durch äußern Zwang und Druck der Kirche und des Staats wie durch die Gemeinschaft einer höhern Entwickelung des deutschen Geistes in das Leben geführt. Der unvertilgbare Naturdrang des Individualismus, der nur vor dem klaren Lichte einer durchgreifenden Nationalbildung zurückweichen kann, lockerte allmälig die Einheit wieder auf; es begann jetzt die immer weiter fressende politische und kirchliche Zersplitterung unsers Vaterlandes, und zu einem gemeinsamen Aufschwunge vermochte sich die Nation nicht mehr zu erheben. Die Reformation, die uns zu geistiger Freiheit rief, erweiterte den Riß der uns längst wieder getheilt hatte; aber noch schmählicher war es, daß bald auch die Früchte jener Freiheit uns auf vielfache Weise verkümmert wurden. Wir sehen nun wie die eben frei gewordene Kirche selbst das Joch des Buchstabens und der Formel auferlegt, wie die deutschen Fürsten, nachdem sie die Uebermacht des Kaisers bekämpft, auf die neu errungene Hoheit pochen, und die Volksfreiheit die das Reich noch nothdürftig beschützte immer dreister niedertreten, wie die ehemals löbliche Verfassung des Deutschen Reichs sich in gesetzliche Misbräuche fast auflöste. Es brachen die Zeiten herein wo der fremde Witzling spotten durfte, das Heilige römische Reich sei weder heilig, noch römisch, noch ein Reich, wo die Selbständigkeit der getheilten Nation dem übermüthigen Nachbar zur Beute ward, wo die ganze nationale Entwickelung den Einflüssen der Fremden erlag, wo das gesellige Leben wie die Erziehung in despotischen Formen erstarrte, und selbst in den freiesten Gebieten des Geistes, in Kunst und Poesie, Alles von der Convention und den Regeln eines einseitigen Verstandes in Fesseln geschlagen ward.

In solchen Zeiten ward Goethe geboren; doch die

Kraft des deutschen Geistes und Gemüths, die unserm Volke niemals untergegangen ist, war auch damals lebendig, und schon war im Stillen längst eine andere Nahrung bereitet, an der sie von neuem erstarken sollte. Die classischen Schriften der Griechen und Römer, die edelsten Früchte welche die Bildung des Alterthums erzeugt hatte, waren im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende unverwüstlich frisch erhalten, und wo irgend ein artbarer Boden sich fand, da faßte der köstliche Same Wurzel. Jene Schriften waren es gewesen an denen der deutsche Sinn sich zum Kampfe wider die Verderbnisse der Hierarchie und zur Erneuerung der Kirche im Geist und in der Wahrheit gekräftigt hatte. Erst allmälig aber konnten sie uns nach ihrem ganzen Werthe zugänglich werden.

Auch in den gebildetern Ländern Europas, wo die alten Formen des Kirchenthums bestehen blieben, war mit dem wiedererwachten Studium der Classiker ein neuer Geist eingezogen; in Italien, in Portugal, Spanien und Frankreich trat wie in dem protestantischen England nacheinander ein Blütenzeitalter der schönen Literatur hervor. Hinter allen diesen Ländern war jedoch Deutschland in schöpferischer Kraft zurückgeblieben. Mit mühseligerm Fleiße als eines der andern Völker vertiefte sich der Deutsche in die Schriften des Alterthums; aber über der Gründlichkeit des Studiums ging ihm die Leichtigkeit der Auffassung verloren, und unter dem Messer des zergliedernden Verstandes erstarb der belebende Hauch der jeder empfindenden Seele aus dem Ganzen jener Werke entgegenweht. Erst den Franzosen sollten wir eine lebendigere Auffassung des Schönen verdanken; doch wie damals das politische Uebergewicht Frankreichs hemmend auf unserm Vaterlande lastete, so hielten auch auf dem Gebiete unserer Literatur die Fesseln der Nachahmung jeden freien Aufschwung nieder. Jetzt aber nahte auch für unsere nationale Entwickelung eine bessere Zeit. Der deutsche Fleiß hatte nicht vergebens die Quellen des alterthümlichen Geistes in ihrer Tiefe erfaßt; dort strömte doch eine reinere Flut als sie die Franzosen flüchtig auf der Oberfläche geschöpft hatten; und nun konnten wir später mit Leichtigkeit auch die abgeleiteten Arme verfolgen.

Mit einseitiger Verstandesweisheit hatten die Franzosen das Schöne begreiflich zu machen gemeint, indem sie das rechte Maß welches der Genius bei jeder seiner Schöpfungen in sich selbst findet durch unverrückbare äußere Grenzen vorzuzeichnen unternahmen. Ihnen galt eine Zahl von starren Regeln die nur ein beschränktes Gebiet des Schönen beherrschen als einzige Richtschnur, und wie der französische Gartengeschmack, ein Abbild ihres damaligen despotisch eingezäunten Hof- und Staatswesens, nur die gerade Linie duldete, so sollte gleichfalls der Gottesgarten der Poesie nur von steifen Alleen und eckigen Gehegen durchzogen sein, und alles kühnere Ausschreiten der Natur ward verpönt. Man würde auch in Deutschland eine solche Beschränkung jedes freien Aufschwungs in dem Gebiete des Schönen nicht ertragen haben, wenn nicht die ganze Gestaltung unsers Staats- und Kirchenwesens gleichfalls darauf berechnet gewesen wäre das Leben des Volks nach bloßen Verstandesregeln zuzuschneiden, und nach engherziger Berechnung in das Maß des Nützlichen zu pressen. Doch je ärger das Uebel geworden war, je mehr ein unnatürlicher Zwang das ganze Leben beherrschte, desto mehr lehnte sich auch jetzt die Natur dagegen auf. Als der eisige Verstand jedes warme Gefühl zu ersticken drohte, da erhob sich das deutsche Gemüth zu kräftiger Gegenwirkung, und alle Bessern spürten, daß in der Tiefe ihres Geistes noch andere Kräfte sich regten als welche die Weisheit des Zeitalters allein für berechtigt erklärte. Wie bei der Kirchenreformation die Innigkeit des religiösen Glaubens zur Wahrheit zurückführte, so regte sich jetzt mit unbezwinglicher Gewalt das Gefühl des Schönen um die Entwickelung der ganzen Menschennatur zu fodern; und beide mal trat der klare Verstand der sich lange zum Werkzeuge der herrschenden Verkehrtheit herabgewürdigt hatte in den Dienst des Naturdranges, der in den Tiefen des Gemüths seinen Ursprung nahm.

Auf diesem Wege sollte das Leben des deutschen Volks jetzt einer Wiedergeburt entgegengeführt werden, und wenn diese in dem Geiste desselben zur Vollendung kommt, so können uns auch die äußern Gestaltungen, welche unsere Bestimmung uns auferlegt, nicht auf die Dauer fehlen. Das zweite Blütenzeitalter der deutschen Dichtkunst, das mit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts begann, ist ein Zeugniß der frischen Lebenskraft unserer Nation, und es wird für unsere Gesammtentwickelung noch reiche Früchte tragen. Schon länger hatten sich die Vorboten eines neuen Frühlings gezeigt. Der plattverständigen norddeutschen Schule gegenüber begann von der Schweiz aus, wo das Naturgefühl fortwährend lebendiger geblieben war, eine Gegenwirkung auf dem Gebiete der Kritik des Schönen. Während Gottsched ausdrücklich erklärte: „Es kommt in der Poesie nur auf die Wissenschaft der Regeln an", erwachte in Bodmer das richtige Bewußtsein, daß die Quelle der Dichtkunst das lebendige Gefühl sei, und ihr Gebiet nicht der überlegende Verstand, sondern die bewegliche Einbildungskraft. Gottsched hielt sich an die steifen französischen Muster, Bodmer wies zuerst auf Milton hin, in welchem sich, wie bei den Engländern überhaupt, freier Aufschwung neben deutscher Gemüthlichkeit kundgab. Bald mußte das Zeitalter der kalten Verstandespoesie vor dem warmen Anhauch der Empfindung zurückweichen. Denn jetzt endlich war auch das Studium der Classiker des Alterthums so weit bei uns gediehen, daß ihre Schönheiten nicht mehr blos zergliedert, sondern in ungetheilter Seele empfunden wurden. So gab sich die ganze Tiefe des deutschen Gemüths zuerst wieder in Klopstock kund, der für alles Große und Erhabene, für Religion wie für Vaterland und Freiheit in dunkler Sehnsucht erglühte, bis bald nach ihm Wieland, dessen bewegliche Seele schon früh jede einseitige Gefühlsschwärmerei zurückstieß, uns vor Allem die Klarheit und das Maß der Griechen in deutschen

Dichtungen abspiegelte und als Muster entgegenhielt. Mit schärferm und kälterm Verstande als Wieland, den er mit der Achtsamkeit eines Mentors verfolgte, trat dann Lessing als Kritiker und Musterdichter hervor. Er warnte mit hellem Bewußtsein vor den falschen Regeln und Mustern, von denen unsere Literatur sich immer völliger abhängig gemacht hatte, er erkannte nur die Regeln an welche die Natur selbst dem Menschengeiste vorgezeichnet hat, und die uns in den Originalwerken der großen Genien aller Zeiten entgegentreten. In diesem Sinne foderte er von der Kunst Wahrheit und Natur, und wies uns auf Sophokles und Shakspeare als die edelsten Muster der Nachahmung hin. Er wurde „der große Wegweiser der Nation", und erhielt, wie Goethe sagt, „das große Vertrauen der Nation". Er überschaute das ganze Feld des Schönen; er unterschied mit durchdringendem Scharfsinn die Bedeutung die jeder Gattung der Kunst und jeder Art des Kunstwerks ihrem eigensten Wesen nach zukommt, aber in richtiger Schätzung seines eigenen Geistes hütete er sich die Pfade zu beschreiten auf denen ihm nicht zu wandeln bestimmt war. Er bildete unsere Sprache und lehrte Deutschland die Kunst des prosaischen Stils; aber er wußte, daß ihn die Natur mehr zum Kritiker als zum Dichter geschaffen hatte; „er wußte, daß er ein kalter Denker war, und daß ihm der Enthusiasmus fehle, den er die ακμη, die Spitze und Blüte der schönen Kunst, nennt", und als die Zeit neuer poetischer Schöpfungen gekommen war, die er herbeisehnte, hielt er sich an Goethe, dessen Genius das Ziel erflog das Lessing's Scharfblick aus der Ferne gezeigt hatte. Doch schon strebte Alles mit mehr oder minder hellem Bewußtsein nach demselben Ziele hin. In dunklem Drange empfand Hamann, was unserer Dichtung, was unserer Gelehrsamkeit, was unserer ganzen Geistesbildung fehlte. Seine ungeheuere Belesenheit ließ ihn unbefriedigt und warf ihn in immer neue Gebiete; aber

er suchte überall das punctum saliens, die Seele alles Wissens. Er suchte den Geist und lebendigen Hauch in Geschichte, Kritik, Philosophie und Philologie, und fand ihn nicht; missmuthig blickte er auf die Bequemlichkeit unter den Gelehrten, die sich auf der weiten Oberfläche der Materialien genügten, während er, das erste Vorbild jener gigantischen Titanennaturen und Fauste, in den Schacht hinunterstrebte der die Quellen des Wissens enthielt, in den fernsten Orient zurückging um die Anfänge der Humanität zu suchen, in die Tiefen der Sprachen sich eingrub um von da erst auf die Philosophie zu gelangen. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

1. Der sicilische Königstitel.

Selten oder vielleicht nie hat der Titel eines Souverains zu solcher Controverse Anlaß gegeben wie der neapolitanisch-sicilische, in der Fassung welche er seit dem 9. Dec. 1816 hat. Nicht etwa Jerusalems wegen; Lusignans und Courtenays mögen vererben auf wen sie wollen, auf Anjou, Valois, Bourbon, Lothringen-Habsburg, Savoyen — darum wird kein Krieg entstehen, ebenso wenig wie um die principiell bestrittene Krone Cypern, welche Savoyen gehört von wegen der schon in ihrem Leben nichtbesitzenden Charlotte von Lusignan, Oestreich als Venedigs Erben von wegen der schönen Caterina Cornaro. Auch nicht um Parmas, Piacenzas und Castros willen, die einst an Karl III. von Neapel-Spanien als Erbschaft seiner Mutter Elisabeth Farnese fielen, und von ihm nach Neapels Eroberung auf seinen Bruder den Infanten Philipp übergingen, von dem der junge Herzog Karl III. in vierter Generation stammt (wegen des schon im 17. Jahrhundert von Innocenz X. eingezogenen Castro mag er sich mit Pio nono verstehen, mit seinem Vetter von Neapel wegen des von Beiden beanspruchten Konstantinischen Ordens); ebenso wenig endlich um des Titels eines Erbgroßherzogs von Toscana willen, des lächerlichsten von allen, da der nachmalige König Karl III. ihn als Infant vor dem Aussterben der Medici als designirter Nachfolger erhielt, um ihn, nachdem er sich Neapel erobert, dem Herzoge Franz Stephan von Lothringen abzutreten, dessen Urenkel der regierende Großherzog ist. Der contentiöse Theil des Titels ist das „Re del Regno delle Due Sicilie". Die Geschichte der sicilischen Constitution von 1812 ist eine traurige Geschichte. Auf der einen Seite das Bestreben der Bourbonischen Regierung die ihr unbequeme Constitution zunichtezumachen, auf der andern die Opposition des sicilischen Volks, zu einem Punkte der Leidenschaftlichkeit gesteigert welche dasselbe im entscheidenden Moment bei der Verwerfung des von den englischen und französischen Bevollmächtigten überbrachten Ultimatums vom 28. Febr. und dem letzten Sühneversuch in der zweiten Hälfte des März d. J. über seinen eigenen Vortheil wie über die Grenzen seiner Rechte und Ansprüche völlig verblendete. Der bekannte Theatiner Pater Ventura (Derselbe welchen deutsche Schriftsteller die in der Zeit der Bewegung einige Monate in Italien zubrachten, und natürlich sogleich ein Buch über Land und Leute schrieben, ohne Weiteres für den genialsten aller römischen Priester erklären, ohne an des Mannes grenzenlosen Uebertreibungen, wildem Radicalismus, lächerlicher Leichtgläubigkeit und jammervollen Inconsequenzen auch nur im geringsten ein Arg zu nehmen) hat über die sicilische Frage drei zum Theil sehr dicke Flugschriften verfaßt, in deren letzter er beweist, daß die Vereinigung der beiden Länder unter Einer Krone unmöglich und eine „einfältige Prätension der Diplomatie" ist, das Statut vom 28. Febr. eine „Schändlichkeit", das Commando der sicilischen Armee wie der Forts durch den König eine Unmöglichkeit, und was Dessen mehr ist. Man beurtheile nach den Aussprüchen dieses sicilischen Repräsentanten bei der revolutionnairen Regierung Roms, ob eine Entscheidung des Streits anders als durch Waffenmacht möglich war: — sie ist erfolgt, glücklicherweise ohne das befürchtete große Blutvergießen, indem die Majorität der Nation sich dem Kampf abhold zeigte, freilich zu spät um die günstige Position retten zu können welche die Vermittler ihr gemacht hatten.

Zu dem Titel des Re del Regno delle Due Sicilie zurückzukehren, so findet derselbe sich zuerst in der italienischen Uebersetzung des Wiener Abschlusses (Art. 104), und soll durch den Fürsten von Castelcicala eingeschoben worden sein, während im französischen Text nur steht: Roi des Deux Siciles. In jenem Decret vom 9. Dec. 1816 erklärte König Ferdinand, bis dahin in Neapel der Vierte, in Sicilien der Dritte, sich als Ferdinand I. König des vereinten Königreichs; seine Dominien diesseit und jenseit des Faro sollten nur Ein Reich bilden, und die nämlichen Institutionen sollten das öffentliche Recht dieses Reichs werden. Die Constitution von 1812 mochte gut sein oder nicht: derselbe König hatte sie angenommen, und früher wie später beschworen und sie zu beobachten feierlich versprochen. Durch die neuen Bestimmungen machte er sie wesentlich zunichte. Der damalige englische Gesandte in Neapel, Sir William A'Court (Lord Heytesbury), hatte bei Lord Castlereagh durchgesetzt, daß das britische Cabinet, unter dessen Einfluß und Garantie jene Constitution entstanden war, Modificationen derselben erlaubte,

*) Gervinus, I, 446, 447.

von denen es hieß, daß das Parlament selbst sie nöthig machte. „Der aufrichtige Antheil", heißt es in der Depesche vom 6. Sept. 1816, „welchen der Prinz-Regent niemals wird aufhören können an der sicilischen Nation zu nehmen, erregt in ihm den lebhaften Wunsch, daß die bevorstehende Veränderung auf verständige und vorsichtige Weise vorgenommen werde, in der Absicht die bleibenden Interessen und das Glück der Betheiligten dadurch zu fördern. S. K. Hoheit würde gegen seinen Willen zu interveniren gezwungen sein, wenn er den Schmerz hätte zu finden, daß man einen Versuch machte die Privilegien der sicilischen Nation in dem Grade zu vermindern, daß Freiheit und Glück der Bewohner Siciliens im Verhältniß zu früher darunter litten." Inwiefern die damaligen Modificationen der Constitution von 1812 für die Gesammtmonarchie nöthig und mit den vom Könige und dem Thronfolger (nachmals Franz I.) geleisteten Eiden übereinstimmend waren, mag dahingestellt bleiben: so viel ist gewiß, daß dieselben zu allen spätern Aufständen und Aufstandsversuchen der Sicilier den Anlaß boten, daß im J. 1821 Lord William Bentinck, unter dessen Auspicien jene Constitution entstanden war, im britischen Parlament erklärte: der König habe durch das erwähnte Decret Sicilien in eine Provinz unter der despotischen Regierung Neapels verwandelt, daß Sir James Mackintosh den geheimen Artikel zum Wiener Vertrag (vom 12. Juli 1815), wodurch König Ferdinand sich gegen Oestreich verpflichtete in seinem Reiche keine Umänderungen vorzunehmen welche mit den alten monarchischen Institutionen und den für die östreichischen Besitzungen in Italien angenommenen Grundsätzen im Widerspruch seien, einen zugleich gegen Englands Ehre und Siciliens Freiheit versuchten Meuchelmord nannte. (Wie man aber in diesem Artikel Sicilien, welches seit 1113 eine freie Verfassung hatte, mit Neapel und gar mit der Lombardei, wo nie seit dem Anfang der Visconti'schen Herrschaft constitutionnelle Formen existirt, in dieselbe Reihe stellen, also gewissermaßen die rechtskräftige sicilische Constitution ignoriren konnte, ist unerklärlich.) Um so mehr ist es zu bedauern, daß im vorigen und zu Anfang dieses Jahres, wo sich den Siciliern die schönsten Chancen boten so viel politische Unabhängigkeit zu erlangen als mit der Vereinigung der beiden Kronen auf Einem Haupte überhaupt verträglich war (Gegner wie Fürsprecher dürften wol auf Schweden und Norwegen blicken), die Ungenügsamkeit welche der nationalen Sache in Italien auf allen Punkten geschadet hat und in diesem Augenblick Venedig den letzten Stoß zu geben droht, auch die billigste Auskunft und die besten Erbietungen verwerfen ließ, um sich dann dem „Re del Regno delle Due Sicilie" auf Gnade und Ungnade ergeben zu müssen.

---

2. Familie Della Genga.

Die Familie Della Genga, welcher Papst Leo XII. angehört, hat ihren Namen von dem Castell La Genga, einem kleinen Orte im Gebiet von Fabriano, in der Delegation Macerata, Mark Ancona. Sieben Millien nördlich von Fabriano, wo der anmuthige und berühmte Maler Gentile geboren ward, und wo heutzutage die besten Papierfabriken des Kirchenstaats sind, liegt das Castell auf einem Berge, dessen Strabo in seinem fünften Buche erwähnt unter dem Namen Gingunus oder Gingus mons, jetzt Montagna di Frasassi. Daß die Familie der Conti della Genga ihren Ursprung in die Römerzeit verlegt versteht sich von selbst, da Dies bei den italienischen Genealogisten eine herkömmliche Sache ist: im gegenwärtigen Fall indeß ist der Mythus noch großartiger und kühner als gewöhnlich, da er bis in die Zeiten Pyrrhus' des Epirotenkönigs hinaufzusteigen keinen Anstand nimmt. In den frühen mittelalterlichen Zeiten sollen sie de Comptis geheißen haben: ob es eine Verdrehung von de Comitibus, mag dahingestellt bleiben. Zu Anfang des 13. Jahrhunderts geriethen sie in Abhängigkeit von Fabriano, wie es bei der allgemeinen Erhebung der Communen wider den Adel so häufig der Fall war: sie mußten zugeben, daß das Castell die Steuern und Gabellen (indirecte Abgaben) der gedachten Stadt zahlte, deren Bürgerrecht sie selbst genießen sollten. Es ist leicht begreiflich, daß Dies ungern zugestanden und Anlaß langwieriger gerichtlicher Streitigkeiten in Folge stets erneuter Proteste der Grafen wurde, die bis ins 16. Jahrhundert hinein sich nicht fügen wollten. Sie erlangten einmal von Papst Clemens VII., kurz vor seinem Ableben, ein Breve welches ihre Feudalrechte auf das Castell anerkannte; aber kaum war der Papst todt, so stürmten die Fabrianesen eines Morgens La Genga, schlugen zwei junge Leute von der Familie todt, verjagten die Andern, und erlangten, obgleich sie zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurtheilt wurden, von dem zum Schiedsrichter gewählten Pier Luigi Farnese, Sohn Papst Paul's III., endlich die Anerkennung ihrer Rechte. Processe zwischen der Stadt und den Grafen fanden noch im vorigen Jahrhundert statt. Letztere hatten sich im Kriegsdienst wie die Meisten vom Adel vielfach versucht: einer von ihnen, Ercole, kämpfte mit Auszeichnung im 14. Jahrhundert in den genuesisch-pisanischen Kriegen, und nahm den Markgrafen von Montferrat in Alessandria (della Paglia) gefangen.

Annibale della Genga war das sechste Kind des Grafen Ilario und der Gräfin Maria Luigia Periberti von Matelica in der Mark. Unter seinen zahlreichen Geschwistern kommen noch die antiken Namen Marius, Hasdrubal und Atalante vor. Annibale war am 2. Aug. 1760 in La Genga geboren; sein Leben ist aus der Papstgeschichte hinlänglich bekannt. Einer seiner Brüder, Filippo, heirathete die Gräfin Marianna Confidati Sermattei aus Assisi; der vierte Sohn derselben ist der jetzige Cardinal Gabriel della Genga-Sermattei, welchem Gregor XVI. im J. 1834 das Erzbisthum Ferrara, dann 1836 den Purpur ertheilte, und der eine Zeit lang Legat von Urbino und Pesaro war. In den neuesten unruhigen Zeiten Roms ist dieser Cardinal, der jetzt im Alter von 48 Jahren steht, Gegenstand besonderer Abneigung des tumultuirenden Volks geworden, welches ihn zu Ende April 1848, als die Stadt wegen der Allocution des Papstes gegen die Theilnahme am lombardischen Kriege in heftige Aufregung gerieth, in die Tiber zu werfen drohte. Sein ältester Bruder ist Camaldulenser-Einsiedler in Toscana, in dem berühmten ersten Kloster Sanct-Romuald's auf den Berghöhen des Casentino. In Spoleto gibt es einen Platz Della Genga, an welchen der früher der Familie Fidi-Accoramboni gehörende Palast stößt, den Papst Leo von seinem ältesten Bruder erbte, und 1825 der Congregation der Brüder der christlichen Schulen schenkte. Noch mag hier stehen, daß Papst Leo in der Peterskirche vor dem Altar des heiligen Leo I. begraben liegt: ein Denkmal mit seiner Portraitstatur ließ ihm 1836 Gregor XVI. in derselben Kirche errichten. Lange zuvor, nach seiner Rückkehr von der deutschen Nuntiatur, hatte er sich ein Grab bestellt, in seiner Abtei Santa-Maria in Monticelli bei La Genga. „Cinis Annibalis miserrimi peccatoris" steht auf dem Grabsteine, welchen die erzbischöflichen Insignien schmücken.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Denkmal für James Thomson.

In England liegen Subscriptionsbogen aus zur Errichtung „einer kleinen Säule mit passender Inschrift" zum Gedächtniß von James Thomson, dem Dichter der „Seasons", „entweder — wenn Erlaubniß dazu erlangt werden kann — an dem einen Ende der Terrasse des Richmond-Hügels, auf dem freien Platze zwischen dem Hotel zum Star and Garter, oder auf der Terrassenpromenade im Richmond-Park". Kein Beitrag über eine Guinee. Ausländer sind nicht ausgeschlossen. Sapienti sat. A.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 207. — 29. August 1849.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung.

Von W. Uffmann.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

So trieb er Herder vor sich her, den es drängte endlich zu finden was seinem tiefen Gemüthe allein Befriedigung zu gewähren vermochte. Was Herder vor Allem auszeichnete war seine allseitige Empfänglichkeit für das Schöne, für das echt Menschliche, in welcher Gestalt es sich ihm auch darbot, diese wahrhaft deutsche Gabe, mit der unser Volk sich von jeher alles Fremde so willig angeeignet hatte, die aber noch niemals mit so hellem Bewußtsein unter uns hervorgetreten war. Sein kindlicher Sinn führte ihn zuerst auf die Ursitten der Völker zurück; er erfaßte den Geist der Bibel und der hebräischen Poesie; Homer ward sein Liebling, und er wies auch unsere Schulen von Virgil auf Homer, von den Römern weg auf die ewigen griechischen Muster. Mit einer damals in Deutschland unerhörten Belesenheit suchte er die Schätze der ganzen Welt auszubeuten, und durch seine „Stimmen der Völker" weckte er auch bei uns wieder das echte Volkslied. Mit lebendigerm Gefühle eiferte er, revolutionnairer als Lessing, anfangs gegen alle Regeln, und führte so den Reigen der Originalgenies die in der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur hervortraten. Zum vollendeten Dichter fehlte ihm Beweglichkeit und Klarheit der Phantasie; als Kritiker folgte er Lessing's Pfaden; doch führte Phantasie und Gefühl sein Raisonnement nur allzu leicht in die Irre. Es ist bezeichnend, daß er ebenso viel Sinn für Musik wie Lessing für die plastische Kunst entwickelte; wie bei diesem der klare Verstand, so war bei ihm das Gemüth das Vorwaltende. In tiefster Seele empfand er für alles Menschliche, und nachdem Lessing, in seinem Bestreben den Nationalsinn im deutschen Volke zu wecken irre geworden, sich für das Weltbürgerthum erklärt hatte, gestaltete Herder Das was von Wieland Kosmopolitismus genannt war systematisch zu der Foderung allseitiger Humanität. Was Herder in unmittelbarem Verkehr für Goethe geworden ist wissen wir von diesem selbst, und nirgend spricht sich die ihn stets begleitende Anerkennung Dessen was unser Dichter den Mitlebenden verdankt auf innigere Weise aus als wo er von Herder's Einfluß auf seine gesammte Bildung redet. In wenigen Wochen des Beisammenseins in Strasburg rüttelte der fünf Jahre ältere Herder mit seinem bittern Sarkasmus den noch unreifen zwanzigjährigen Jüngling aus seiner „Selbstgefälligkeit, Bespiegelungslust und Eitelkeit" auf, die dem Aufstrebenden allzu natürlich sind, und so schmerzlich auch Goethe oft den beißigen Humor mit welchem Herder Jeden verfolgte empfinden mußte, so erhob er sich doch im Eifer für seine Selbstbildung völlig darüber und erklärt uns: „Mich rührte Das nicht viel, da ich von seinem Werthe einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang was ihm hätte schaden können." Obgleich aber Herder „mehr geneigt war zu prüfen und anzuregen als zu führen und zu leiten", sagt Goethe, „so war kein Tag der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre". Denn Herder verdankt es Goethe, daß sein Blick auf das weite Gebiet der neuern Literatur gerichtet wurde; durch ihn erst lernte er es einsehen, „daß die Dichtkunst eine Welt- und Völkergabe sei", und daß die Volkspoesie uns zur Natur und Wahrheit zurückführe, welchen das Zeitalter völlig entfremdet war.

Unter solchen Einflüssen raffte sich Goethe zum Bewußtsein des noch in ihm schlummernden Genius empor. Seine frühesten poetischen Versuche gehörten jener Zeit des Durchbruchs unserer Literatur zum Bessern an, in welcher unter noch unentschiedenen Kämpfen der Werdende einer völligen Geschmacksverwirrung nicht zu entrinnen vermochte. Schon ehe er nach Strasburg ging, hatte der Jüngling, an sich selbst irre geworden, zweimal ein Autodafé über seine sämmtlichen frühern Schöpfungen verhängt*); jetzt trat er unter den Koryphäen der Stürmer und Dränger hervor, die der Stimme der Natur und der Macht des Gefühls das ihren Busen hob allein vertrauten. In unwillkürlichem, ja halb unbewußtem Schöpfungsdrange schrieb er den „Götz", und in noch leidenschaftlicherer Erregung den „Werther", und damit war eine neue Bahn für unsere Poesie gebrochen. Hatte sich aber der Dichter jetzt auch von allen Regeln welche die damalige Wissenschaft der Kunst vorzeichnete

*) „Wahrheit und Dichtung", VI, 67, VIII, 212.

losgesagt, und nur der innern Stimme seines Geistes gelauscht, so zeigte sich doch schon in diesen Jugenderzeugnissen Goethe's das Maß das ihm wie jedem großen Genius von der Natur verliehen ist, und durch welches er vor allen unsern Dichtern das Vorbild und der Lehrer unsers Volks werden sollte.

Hier schon gab sich jene harmonische Stimmung und Entwickelung aller Seelenkräfte kund, welche den gesammten Menschen in jeder Einzelschöpfung des Dichters zur Darstellung bringt, und in den Hörern den gesammten Menschen unwiderstehlich ergreift; hier vereinigt sich die Klarheit der sinnlichen Anschauung mit einer eben dadurch belebten und zugleich geregelten Phantasie, das ungetheilte Menschengefühl, das nicht durch den grübelnden Verstand beirrt ist, sondern nur durch dessen klare Unterscheidung des Wirklichen in den rechten Schranken gehalten wird, Sinnlichkeit und Vernunft im Gleichgewicht, Erkenntniß, Gefühl und Willen in wohlgestimmtem Einklang; schon hier erscheint uns im anmuthigen Gewande der Dichtung die tiefste Wahrheit. Deshalb wirkten diese Dichtungen so ungeheuer, daß die Zeit wie von einem Zauberschlage erregt war; denn sie befriedigten das tiefste Sehnen aller Gebildeten der Nation, welche im Ueberdruß der immer weiter getriebenen Zersplitterung des schönen vollen Menschenlebens die reine Freude eines echt menschlichen Daseins eingebüßt hatten. Der damalige Organismus des Staats wies den Bürger allein in die Schranken des Berufs und Dienstes, die Wissenschaft den Gelehrten auf ein beschränktes Fach und auf das öde trockene Wissen; die Theologie erhob sich nicht über die Formel und den Buchstaben zu innigem Gottesbewußtsein; die „Juristerei" vergaß über eingelernten Satzungen nach „dem Rechte das mit uns geboren ist" zu fragen; die Medicin hielt sich auf der Oberfläche der Erscheinungen, und hatte längst darauf verzichtet in das Innere der Natur zu dringen; die Philosophie begnügte sich mit Begriffen und Beweisen die auf mechanischen Formeln ruhten, statt das Wesen der Dinge zu erfassen. Schon die Erziehung der Kinderjahre erstickte jede freie Regung des Geistes durch den Zwang unnatürlicher Tracht und gemüthloser Zucht, die Schule trieb sich in Gedächtniß- und Begriffswerk umher, sie wußte Nichts von Anschauung, von Belebung der Phantasie und des Gefühls.

Was uns so vor Allem Noth that, als das ganze Leben der Nation einer Umgestaltung bedurfte, war die Erregung der gesammten Menschennatur, und diese konnte nicht durch Gebot und Gesetz, sie konnte nur durch die lautere Offenbarung der Menschennatur in ihrer Totalität, durch schöpferische Dichtungskraft hervorgerufen werden. „Denn Dies", bemerkt auch Gervinus, „war unser Rückgang auf den Urzustand, daß wir nicht den Staat und die Gesellschaft auf die erste Ursprünglichkeit zurückführen wollten, sondern die Poesie, das Reich der Einbildung." Und auf diesem Gebiet trat uns „des Menschen Kraft im Dichter offenbart" in Goethe entgegen. Wir wollen uns fern halten von jeder Ueberschätzung wie des Geistes der in Goethe waltete, so des Einflusses den er auf unser Volk geübt hat. Wir haben von ihm gelernt wie entbehrlich jeder Einzelne auch für die Verhältnisse in denen sich seine ganze Thätigkeit bewegt dem tiefer Denkenden erscheint; mit dem Maßstab den er selbst an sich legte werde er auch von uns gemessen.

Hierzu aber wird — wie er selbst sagt — ein kaum Erreichbares gefodert, daß nämlich das Individuum sich und sein Jahrhundert kenne, sich, inwiefern es unter allen Umständen dasselbe geblieben, das Jahrhundert, als welches sowol den Willigen als Unwilligen mit sich fortreißt, bestimmt und bildet, dergestalt, daß man wohl sagen kann: ein Jeder, nur 10 Jahre früher oder später geboren, dürfte, was seine eigene Bildung und die Wirkung nach außen betrifft, ein ganz Anderer geworden sein.

Aber, wie immer ein Bedürfniß der Zeiten vorzugsweise durch einen großen Genius zur Befriedigung gelangt, so können wir bei dem Rückblick auf die Gesammtentwickelung der deutschen Nation nicht verkennen, daß durch den Gang unserer Geschichte eben Goethe dazu bestimmt war Das wozu auf der damaligen Bildungsstufe der Zeit von allen Seiten her vorbereitet war durch eine gewaltige Wirkung auf die Gebildeten im Volk mittels der ihm verliehenen Dichtungskraft in das Leben zu führen. Und die Erregung der Geister, die vor Allem in ihm ihren Ausgangspunkt fand, sollte von nun an wie durch einen kühnen Wurf in immer weitern Kreisen auf die Umgestaltung unsers gesammten nationalen Daseins wirken. Goethe's Thätigkeitskreis beschränkte sich jedoch zunächst, beschränkte sich seiner eigensten Absicht nach lediglich auf das Feld der Kunst und Wissenschaft. Daß er aber auf diesem nicht blos da wo er selbst bildend und forschend eingriff eine neue Bahn gebrochen, daß er zu einer ganz neuen Auffassung aller Erscheinungen auf diesen Gebieten geholfen, daß er in Einklang mit so vielen Edeln seiner Zeit es war durch dessen Dichtungen unsere höhere Bildung sich mehr und mehr der Einseitigkeit entriß, und allgemeine Menschenbildung jedem Bessern als die höchste Aufgabe der Volkserziehung erschien: Das hat das Jahrhundert welchem er angehörte durch die lauteste Lobpreisung und Verehrung des Gefeierten bis in die späten Zeiten desselben, die er selbst erlebte, bezeugt, Das wollen auch wir heute an dem Schlusse jenes Jahrhunderts in treuen Herzen anerkennen und feiern!

Doch indem uns Goethe durch seine politischen Schöpfungen die Richtung unverrückbar vorzeichnete welche die Bildung unsers Volks fortan verfolgen sollte, begnügte er sich nicht mit dem Standpunkte den wir ihn bei seinen ersten Werken einnehmen sehen. Wie wir erkannten, daß er Selbstbildung für die erste Aufgabe seines Lebens hielt, um dadurch ein Muster und ein Lehrer in so weiten Kreisen zu werden als es ihm das Schicksal verleihen wollte, so arbeitete sich dieser mächtige Geist, der, von seiner Natur gedrängt, seine Jugenddichtungen wie im Traum oder, wie er selbst gern sagt, gleich einem Nachtwandler mit dämmerndem Bewußtsein geschaffen hatte, zu immer reinern Höhen empor, wo ihn

die Klarheit des hellen Sonnenlichts umleuchtete. Wie er aber schon Lessing „einen Halt und Trost für Alle" nennt „die nach einem sichern Boden in ihren Kunstwerken suchen", so bahnte ihm Winckelmann den sichern Steg der ihn in die sonnigen Regionen der reinen Formen führen sollte. Denn in dem ganzen Laufe der Geschichte hatte sich die Totalität der Menschennatur nirgend in solcher Vielseitigkeit der Erscheinungen entwickelt, und nirgend war ihr Bild in solcher Klarheit vor die Anschauung getreten als in dem classischen Alterthum. Auch Goethe's Jugendbildung hatte in der Weise jener Zeit wesentlich auf dem Studium der alten Classiker geruht, und wir haben gehört wie es ihn zu Anfang seiner Universitätszeit zu einer dauernden Beschäftigung mit dem Alterthum hinüberzog. Noch in späterer Zeit sagte er:

Eine Hauptüberzeugung, die sich immer in mir erneuerte, war die Wichtigkeit der alten Sprachen; denn so viel drängte sich mir aus dem literarischen Wirrwarr immer wieder entgegen, daß in ihnen alle Muster der Redekünste und zugleich alles andere Würdige was die Welt jemals besessen aufbewahrt sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen aus der italienischen Geschichte.

(Beschluß aus Nr. 200.)

3. Das Lotto in Toscana.

L. A. Muratori bemerkt in seinen „Annali d'Italia" zum J. 1737: „Noch muß zur Belehrung der Nachwelt einer der Verrücktheiten jener Zeiten gedacht werden, der Einführung des genuesischen Lotto. Ich sage Verrücktheiten — nicht etwa der Fürsten, welche durch diese Erfindung ihre Geschicklichkeit documentirten ohne Lancette den Völkern zur Ader zu lassen, sondern der Völker, welche einem gehofften großen Gewinn hastig nachlaufend verarmen, indem sie den schlauen Regierenden eine freiwillige Steuer zahlen, bis sie zu spät merken, daß sehr Wenige gewinnen, Unzählige verlieren." In Toscana, wo wie in einem großen Theile Italiens das Lotto eine reiche Quelle gröbster Immoralität geworden, und beim niedern Volke mehr beinahe als irgend etwas Anderes den Beutel und den Kopf in Anspruch nimmt, wurde dasselbe erst unter der lothringisch-habsburgischen Dynastie eingeführt. Seltsamerweise verschmähten die Medici, welche doch sonst wo es sich um Mehrung der Revenuen handelte gerade kein zartes Gewissen hatten, diese Finanzquelle zu benutzen, und das Lotto blieb streng verpönt. Edicte des letzten Großherzogs Johann Gasto aus den J. 1724 und 1732 untersagten ohne Ausnahme das Spiel bei ausländischen Directionen. „Das Lotto", heißt es in dem letztern Erlaß, „bahnt den schlimmsten Sitten den Weg, indem die Spieler, um sich nur Geld zum Einsatz zu verschaffen, Gottesfurcht und irdische Ehre, diese beiden Grundlagen ehrsamen Lebens, außer Augen setzen, und sich nicht darum kümmern ob sie ihre Angehörigen ohne den nöthigen Unterhalt darben lassen, die Ehrbarkeit ihrer Frauen verkaufen, Betrügerei, Fälschung, Diebstahl und andere Verbrechen begehen, und im tollen Wahn sich Gewinne zu sichern bis zu den verwerflichsten Beschwörungskünsten, bis zu schändlichem Aberglauben und Sacrilegium sich versteigen." Der Fürst von Craon, welcher für den Großherzog Franz, Maria Theresia's Gemahl, die Regentschaft übernahm, bestätigte 1737 die Mediceischen Verordnungen, indem er auch gegen alle sonstigen Hazardspiele, unter andern gegen Faro und Bassette, scharfe Verbote erließ, da „bei dem Misverhältniß von Gewinn und Verlust in diesen Spielen und den bedeutenden Geldeinbußen durchaus nothwendig sei, daß die Obrigkeit einschreite um das Volk so unsinniger und schädlicher Beschäftigung zu entziehen".

Leider blieb es nicht bei so guten Vorsätzen. Die Finanzverlegenheiten Oestreichs, dessen Anhängsel Toscana nun bildete, machten eine Vermehrung des Einkommens nöthig. Im J. 1740 sollte das Großherzogthum fünf Millionen Gulden beisteuern; das regelmäßige Einkommen Franz' II. war zu 400,000 Scudi (900,000 Gulden) festgesetzt. Man verfiel damals, wie in so vielen Staaten, auf das ruinöse Mittel der Steuerverpachtungen um sogleich baares Geld zu haben: fremde Financiers, unter der Firma J. B. Lombart (ein schlimmer Name!), erhielten vom 1. Jan. 1741 an die Pacht auf neun Jahre. Das Volk merkte bald was es mit solcher Pacht auf sich hat, welche von Leopold I. sogleich nach seiner Thronbesteigung abgeschafft wurde. Unter solchen Umständen beschloß man auch das Lotto als Finanzquelle zu benutzen: es wurde um 50,000 Scudi (112,500 Gulden) verpachtet, und eine toscanische Lottodirection errichtet; die frühern Strafen wurden bestätigt, aber nur für Die welche bei fremden Directionen spielten! So ward denn das Land bald mit Lottobuden überschwemmt: in Toscana wie im Römischen trifft man auf dieselben bei jedem Schritt; es ist möglich, daß man kein Brot zu kaufen findet, aber Spielnummern kann man überall haben. In Rom sind sogar an Festtagen während des Gottesdienstes diese Buden geöffnet. Die Administrationskosten sind übrigens so hoch, daß in Toscana die durchschnittliche Nettoeinnahme sich auf nicht mehr denn 400,000 Gulden beläuft. Die Kammern wie die Journalistik haben im vergangenen Jahre das Lotto heftig angegriffen, aber in den gegenwärtigen finanziellen Nöthen kann von Abschaffung desselben schwerlich die Rede sein, bis man für den dadurch entstehenden Ausfall irgend einen Ersatz gefunden haben wird.

4. Das Generalat der Kirche.

Zu den großen Chargen des römischen Hofs gehörte bis zur Zeit, welche dem Nepotismus in seiner alten Bedeutung ein Ende machte, das Generalat der Kirche — die Würde des Capitaneus generalis armorum sanctae Romanae ecclesiae. Eine eigentlich militairische Charge muß man sich, wenigstens in den spätern Zeiten, darunter nicht denken. Ursprünglich war es wol ein Militairamt, die eigentliche Oberbefehlshaberstelle, und solchen Charakter hatte es z. B. als Papst Bonifacius VIII. den Grafen Karl v. Valois, König Philipp's IV. Bruder, ernannte, welcher als sogenannter Pacier (Friedensstifter) in Florenz und als Kriegsmann in Sicilien traurige Berühmtheit erlangt hat. Mehr eine Form aber war es als Johann XXII. dem König Jakob II. von Aragon, Urban VI. Karl III. von Durazzo, König von Neapel, Johann XXIII. dem Sohne des Letztern, König Ladislaus, diese Würde ertheilten. Unter Papst Eugen IV. galt es noch zu schlagen, wie Stefano Colonna und Ranuzio Farnese, vorzüglich aber der berühmte Patriarch, nachmalige Cardinallegat Vitelleschi, welcher das rebellische Rom für den Papst wiedereinnahm, und der Erzbischof Scarampi Mezzarota thaten. Sixtus IV. hatte zwar seinem Neffen Girolamo Riario das Generalat übertragen: in dem sehr ernstlichen Kriege gegen Neapel aber, welcher mit der Schlacht von Campomorto endete, führte der Herr von Rimini, Roberto Malatesta, den Oberbefehl. Unter Alexander VI. war Cesare Borgia General der Kirche, und dieser füllte allerdings seinen Platz wohl aus, und hat zur Gebietsvergrößerung des Kirchenstaats wesentlich beigetragen. Julius II. hatte Fabrizii Colonna, den ersten Connetable von Neapel, Clemens VII. Lorenzo Orsini, welcher als Renzo da Ceri durch seine unglückliche Vertheidigung Roms gegen die Armee des Connetable von Bourbon gerade nicht zu seinem Vortheil bekannt ist. Von dieser Zeit an, nehmen wir Marc Antonio Colonna aus, den Sieger bei Lepanto, welchem die Ehre des Triumphs zuerkannt wurde, war das Generalat ein bloßes

Nepotenamt, welches der Reihe nach an die Caraffa, Altemp, Buoncompagni, Sfondrati, Aldobrandini, Borghese, Ludovisi, Barberini, Pamfilj, Chigi, Rospigliosi, Paluzzi-Altieri, Odescalchi, Ottoboni, kurz an alle reich und groß gewordene Papstgeschlechter kam, und gar keine militairischen Kenntnisse voraussetzte. Denn mit Ausnahme des Erscheinens des Generals der Kirche bei feierlichen Aufzügen, was mit großem Gepränge geschah, wovon man bei Cancellieri und Lunadoro und in andern Beschreibungen des alten päpstlichen Hofs lesen kann, beschränkten sich dessen Amtspflichten darauf, daß durch ihn die Offiziere und Militairbeamten ihre Patente erhielten, gegen 500 verschiedene Angestellte, deren Titel zum Theil schon zeigen, in welcher seltsamen Verfassung das Kriegswesen im Kirchenstaat sich befand. Zu ihnen gehörten die Generale von Ferrara und Avignon, die Colonele von Ancona, Spoleto und Monte S.-Giovanni, der Capitano von Bologna, der Colonel und Capitain „des Drittels" der Corsen (der päpstlichen Leibwache), die „Capitani di battaglia delle milizie", die Castellane der Festungen, Burgen und Strandthürme, die Zahlmeister u. s. w. Das Einkommen des Generals der Kirche sollte sich in Friedenszeit auf 1000 Scudi monatlich, im Krieg auf 3000 Scudi belaufen; aber es betrug in der Regel viel mehr, abgesehen davon, daß das Amt häufig mit der Castellanei der Engelsburg, mit dem Admiralat der Galeeren u. s. w. verbunden war. Das Amt erlosch mit dem Tode des Papstes: der General resignirte dann seine Würde in die Hände des h. Collegiums, welches ihn zu bestätigen pflegte, bis der neue Papst in der Regel einen seiner Verwandten damit betraute. Als endlich Innocenz XII. (Pignatelli) diese Würde und die des Admirals nebst vielen andern, zu beträchtlicher Ersparniß der apostolischen Kammer, abschaffte, wurde ein Tenente generale della Chiesa ernannt. Natürlich ist dies Alles seit lange vollständig umgestaltet worden.

5. Die Neapolitaner am Liris im J. 1796.

Seit König Karl III., welcher nachmals den Thron Neapels mit dem spanischen vertauschte, die Kaiserlichen bei Velletri schlug, ist es mit dem Kriegsruhm der neapolitanischen Heere schwach gestanden. Man erinnert sich des Wortes König Ferdinand's, des Sohnes jenes Karl und Großvaters des jetzt Regierenden, des bekannten Re nasone der Lazzaroni — welchen man im Minervencostume auf der großen Treppe des Museo Borbonico sieht, eine der ärgsten Verirrungen, und der jämmerlichsten dazu, eines so großen Talents wie Canova —: man lobte das Aussehen seiner Truppen, und er sagte bei dieser Gelegenheit: „Kleidet sie wie ihr wollt, macht mit ihnen was ihr wollt, davonlaufen werden sie doch." Er hatte schon früh angefangen diese traurige Erfahrung zu machen. Im Frühling 1796, als der französische Revolutionsschwindel auch Unteritalien bedrohte, glaubte Neapel ihm Widerstand leisten zu können. Im Thale des Liris, auf der Straße welche das ganze Mittelalter hindurch, nach dem Verfall der Via Appia, die große Heerstraße gewesen, sammelten sich an der römischen Grenze die Truppen. In S.-Germano kamen die Quartier- und Proviantmeister an, und das Lager wurde gebildet; ein königlicher Aufruf an die Bischöfe und an den Abt von Monte-Casino, welchem damals große Ländereien und zahlreiche Unterthanen als Feudalherrn gehorchten, foderte sie auf das Volk zum Kampf für die Religion und den Thron zu ermuntern. In den Straßen von S.-Germano geschah der Aufruf öffentlich durch die Pfarrer. Am 4. Juni rückte das erste Regiment, welches das von Messapien hieß, in die Stadt ein; bald folgte das ganze Heer, welchem von allen Seiten aus dem Gebirge das Landvolk zuströmte. König Ferdinand ging mit seinem Stabe und einer Leibwache von 200 Grenadieren in der hochgelegenen Abtei Monte-Casino zu wohnen. St.-Benedict's Jünger, an ihrer Spitze der Abt Don Prospero de Rosa, nahmen den Landesherrn freudig auf; denn die Rüstungen waren von der Art, daß Jeder das Gelingen des Unternehmens hoffte. An Geld fehlte es nicht: in weniger denn zwei Monaten flossen 1,200,000 Ducati in die königliche Kasse im Kloster. Täglich fanden Uebungen und Revuen statt. Der glänzendste Tag aber war der 9. Juli als die Königin, Marie Karoline von Oestreich, in S.-Germano ankam. Früh schon besichtigte Ferdinand die Truppen, welche unter Musik und Geschützsalven vor seiner Gemahlin vorbeidefilirten. Und was war das Ergebniß des Feldzugs? Gegen Ende 1796 kehrte dasselbe Heer geschlagen und flüchtig zurück: es hieß die Franzosen nahten auf der Cepranostraße, der Marschall v. Burcard ließ in S.-Germano alle Vorräthe in den Fluß werfen, nur in Capua hoffte Mack, der sich damals schon nicht fähiger bewies als 1805 bei Ulm, sich noch zu halten und die Hauptstadt zu decken. Wie es aber auf dieser Seite erging ist bei allen Historikern, namentlich bei Colletta, zu lesen; was die Gegenden am Liris und namentlich Monte-Casino von den französischen Generalen Championnet und Matthieu erlitten, schildert u. A. der Pater Tosti in seiner Geschichte des berühmten Klosters, dessen Jüngster Tag damals gekommen schien.

In unsern Tagen waren die nämlichen Gegenden wiederum Zeugen des Vorrückens neapolitanischer Truppen gegen Republikaner, Franzosen nicht, sondern Römer. Von Gaeta, Itri, Fondi aus marschirte ein zweiter Ferdinand, an seiner Seite wiederum eine östreichische Königin, Erzherzog Karl's Tochter, an der Spitze eines schönen Heers; aber er errang keine Lorbern in der dreiwöchentlichen Campagne, und zog sich, für seinen Kriegsruhm viel zu eilig, zurück vor einem Feinde der mehr in der Einbildung bestand als in der Wirklichkeit, jedenfalls seinen Truppen unendlich nachgab an Zahl und Mitteln. Ein Unstern scheint über neapolitanischen Militairunternehmungen zu walten: von allen seit manchen Jahrzehnden ist nur die gegen Sicilien unter Filangieri gelungen. Indeß haben wir jetzt kaum zu fürchten, daß der Republikanismus noch einmal die parthenopeische Stadt ergreife, noch daß die Ufer des Liris Parteigänger erblicken wie die des Fra Diavolo, Pronio, Sciarpa, Mammone oder des scheußlichen einäugigen Schmiedeknechts von S.-Germano, welcher unter dem Namen Moliterno das ganze Land in Schrecken setzte und mit Mord erfüllte. 29.

Bibliographie.

Das Buch der Geheimnisse. Eine Sammlung merkwürdiger Prophezeihungen aus alten Büchern und Handschriften. I. Wonderlijke Voorzeggingen van Joh. van Lelliëndaal, uit de 13. Eeuw. II. Wunderbare merkwürdige Prophezeihungen von Methodi. III. Lauwrentius Ricci, over de gezigten van den bekenden Pastoor Holtzhauzer te Bingen. IV. Weissagungen des Propheten Mart. Zadeck, Einsiedler bei Solothurn in der Schweiz, gest. 1769 im 106. Lebensjahre. V. Voorzeggingen van Thomas Becket, den Martelaar; gevonden den 28. Febr. 1689. Emmerich, Romen. 8. 3 Ngr.

Gervinus, G. G., Shakespeare. 2ter Band. Leipzig, W. Engelmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

August Hobelmann. Aus seinen Kinderjahren. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 18. 1½ Ngr.

Kurnik, M., Goethe's Frauen. 2te Lieferung. Breslau, Kern. Gr. 8. 15 Ngr.

Lucanus, F., Die Liebfrauenkirche zu Halberstadt, deren Geschichte, Architectur, Kunstwerke und Denkmale beschrieben als Andenken an die Restauration und die feierliche Einweihung derselben am Pfingstfeste 1848. Halberstadt. 4. 15 Ngr.

Mädler, J. H., Ueber die Fixsterne im Allgemeinen und die Doppelsterne insbesondere. Nebst 1 Sternkarte. Berlin, Heymann. Gr. 8. 1 Thlr.

Platen-Hallermünde, A. v., Polenlieder. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 7½ Ngr.

Schadow, J. G., Kunst-Werke und Kunst-Ansichten. Berlin, Decker. Gr. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 208. — 30. August 1849.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung.

Von W. Affmann.

(Fortsetzung aus Nr. 207.)

Zu einer tiefern Erfassung des Geistes der Alten, wie sie dem deutschen Sinne Bedürfniß war, genügte jedoch auch das eindringendste Studium ihrer Schriften nicht; in den plastischen Kunstwerken Griechenlands war uns das allseitigste und faßlichste Abbild des Schönen, wie es in dem Geiste der Griechen lebte, erhalten, und der Deutsche Winckelmann hatte sich zuerst in dem ganzen neuern Europa zu der reinen Auffassung jener idealen Gestalten erhoben und eine klare Erkenntniß derselben möglich gemacht. Seitdem Winckelmann die Luft des Südens geathmet hatte, in der allein sich die volle Empfänglichkeit für die südländische Kunst zu entwickeln vermag, zog es jeden Freund des Schönen aus unserm Norden nach dem blauen Himmel Italiens; und unter diesen Einwirkungen fand vor Allen Goethe nicht Ruhe, bis er das Hofleben in Weimar, das ihn lange genug zerstreut und beängstigt hatte, mit dem Aufenthalt in dem Lande seiner Sehnsucht vertauschte. Und nachdem sich dort in ihm zur Klarheit vollendet hatte was er bis dahin nur im Dämmerlichte dunkeln Strebens ahnte, wandte er sich von jetzt an mit Entschiedenheit dem *classischen Geschmacke* zu, dessen ewige Geltung um dieselbe Zeit auch Schiller auf ganz andern Wegen immer heller erkannte. In gleichem Sinne wandelten nun beide große Geister gemeinsam ihre Bahn, und die Nation folgte willig den von ihnen vorgezeichneten Pfaden. Die *Klarheit* und das *Maß* der Griechen wurde unser Ideal; Niemand unter den Neuern indeß vermochte Beides in seinen Werken vollendeter zu vereinen als Goethe's wahrhaft antike Natur. Aber bei aller Sympathie mit dem Alterthum erkannte er doch mit seinem richtigen Blick, daß die Dichtung der neuern Völker unter völlig veränderten Welt- und Bildungsverhältnissen nicht zu einer todten Nachahmung des Alterthums zurückkehren dürfe. Auch der Geist seines Volks und seiner Zeit kam in edelster Weise in ihm zur Erscheinung, und, was man auch sagen mag, deutsches Gemüth und christliche Gesinnung spiegeln sich in seinen Werken im innigen Verein mit dem Geiste des Alterthums. Wenn man den Charakter unserer gesammten deutschen Dichtung der classischen gegenüber treffend mit den Worten bezeichnet hat: „bei weniger Glanz der Kunst mehr Gemüth und wahre Empfindung", so geben sich uns diese Eigenschaften mehr oder minder überhaupt in allen Werken Goethe's, vorzüglich aber, wie wir glauben, in seiner „Iphigenia" wie in „Hermann und Dorothea" kund. Dort erblicken wir eine griechische Schicksalstragödie in einfachster Weise von edelster christlicher Sittlichkeit und Frömmigkeit durchdrungen und umgestaltet, hier eine bürgerliche Epopöe, wie sie allein in einem Zeitalter höherer Bildung möglich ist, in welcher sich griechische Klarheit mit deutscher Gemüthlichkeit und wahrer Frömmigkeit auf das innigste vermählen.

Sollen wir nun, statt uns an Goethe's großartigem Geist und seinen herrlichen Schöpfungen aufzuerbauen, über ihn murren, daß er auf dem Wege den ihm die Natur angewiesen hatte für unser Volk und Vaterland wirksam geworden ist, und nicht auf andern Gebieten auf die jetzt vor Allem das Streben der Nation gerichtet ist? Nein, wie es Winckelmann von sich sagt, so gilt es auch von dieser genialen Natur:

> Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Wirkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf ist unser *Instinct*; ihm mußte ich aller Widersetzlichkeit ungeachtet folgen.

Und ebenso ist auf Goethe anwendbar was er in seiner Alles nach dem rechten Maße schätzenden Weise über Winckelmann ausspricht:

> Findet sich in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfniß, eifrig zu Allem was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußern Welt die antwortenden Gegenbilder zu suchen, und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern, so kann man versichert sein, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

und vor Allem jenes andere Wort:

> Der Mensch vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, *wenn sich die sämmtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen*.

In diesem Sinne hat sich Goethe gebildet, dazu fühlte er sich in seinem Innern berufen, dazu war er von der Natur, von Gott selbst bestimmt. Darum aber hielt er auch Das für seine Aufgabe, sich die Ruhe und den Gleichmuth zu erringen welche die Menschenseele allein in den Stand setzen das ewige Schöne wie

auf ruhiger Seefläche den Himmel widerzuspiegeln. Und wenn er treulich gekämpft hat die Leidenschaft zu bezwingen um mit sich selbst einig zu werden, wenn es ihm eben dadurch gelungen ist den Frieden der Seele zu gewinnen, der von seinen Werken aus auch über seine Freunde sich verbreitet, wenn er ihn unter allen Wechseln und Stürmen des Lebens ruhig und fest bewahrt hat, so ist es dieser eigenthümlich organisirten Dichternatur nicht zum Tadel, sondern vielmehr als Verdienst anzurechnen, daß sie sich ganz in dem ihr durch ihre Eigenthümlichkeit angewiesenen Kreise bewegte, und Alles von sich fern hielt was die ruhige Entwickelung des innern Menschen stören, und das Ausströmen der zarten Gaben der Dichtung hemmen konnte. Ist aber schon damit die Anfoderung völlig beseitigt, Goethe habe sich in das politische Leben seiner Zeit mischen und sich zunächst auf die politische Entwickelung unserer Nation, wie es die Gegenwart von jedem Tüchtigen verlangt, einen unmittelbaren Einfluß sichern sollen, so hat man es doch allzu oft aus einem Mangel an vaterländisch deutscher Gesinnung wie an einer wahrhaft freisinnigen Richtung herleiten wollen, daß er auch in seinen Dichtungen so selten die Gebiete unsers nationalen Lebens unmittelbar berührt, und selbst bei den großen Völkerbewegungen deren Zeitgenosse er war so wenig gemüthliche Theilnahme an den Tag zu legen schien.

Und diese Vorwürfe, welche in der Aufregung unserer Tage so oft gegen den Gefeierten erhoben sind, daß davon bei dem Unkundigen selbst eine völlige Verkennung seines Werthes zu besorgen ist, haben wir hier noch durch eigene Aussprüche Goethe's wie durch Thatsachen aus seinem Leben zu widerlegen.

Wie sehr Goethe's gesammte Dichtungen aus seinem unmittelbaren Antheil an dem Leben in seinen mannichfaltigsten Gestaltungen hervorströmten, und wie sehr es diese lebendige und thatkräftige Natur drängte schaffend und bildend auf das Leben zurückzuwirken, darf nicht erst wiederholt werden. Aber um so mehr würde die Anklage des Mangels an Nationalgefühl gerechtfertigt erscheinen, wenn wirklich das öffentliche Leben unsers Volks nirgend in seinen Dichtungen abgespiegelt wäre. Doch er selbst gibt uns durch die Schilderung seiner Zeit und seine Klagen über die damalige Gestaltung unsers nationalen Lebens die erste Antwort auf diesen Vorwurf.

Betrachtet man genau — sagt er — was der deutschen Poesie fehlte, so war es ein Gehalt und zwar ein nationeller; — in allen souverainen Staaten jedoch kommt der Gehalt von oben herunter.

Darum aber war auch die Aufgabe jener Zeit eine ganz andere als die unserige. Unter den bekannten Verhältnissen derselben mußten die edlern Geister der Nation denen jede Einwirkung auf das Staatsleben versperrt war in die Welt des Ideals flüchten, und die Richtung des Zeitalters auf das allgemein Menschliche, auf die Humanität und den Kosmopolitismus, findet darin die natürliche Erklärung und Rechtfertigung. Erkennt Das doch einer der ritterlichsten Vorkämpfer unserer gegenwärtigen politischen Entwickelung*) in richtiger Würdigung unserer nationalen Bestimmung und der Verschiedenheit der Zeiten an:

Wenn wir billig sein wollen, so fragt sich's einmal, ob nicht diese Hingebung an alles Menschliche in sich einen größern Werth hat als alle nationale Abgeschlossenheit, jene Lockerung des Kosmopolitismus eine schönere Geltung als alle volksmäßige Festigkeit und Starrheit. Gewiß aber ist, daß was wir dadurch an Individualität der Nation verlieren auf andern Seiten reichlich wiedergewonnen wird.

Endlich jedoch können wir in Goethe bei näherer Betrachtung wahrlich einen lebendigen und edeln Sinn für eine allseitige nationale Entwickelung weder in seinem Leben noch in seinen Dichtungen verkennen.

Mit welchem Antheil wandte sich schon der Knabe Goethe dem preußischen Helden des Jahrhunderts zu! Nur daß bei dem damals offen hervortretenden Zwiespalt des Vaterlandes, bei dem ihn sein deutscher Sinn zum treuen Festhalten an dem östreichischen Kaiser trieb, der menschliche Antheil mit dem vaterländischen in unauflöslichen Widerspruch gerieth. Klopstock's Vaterlands- und Freiheitsodem begeisterten den Jüngling, aber in seinem klaren Sinn erkannte er, daß Klopstock's dunkler Gefühlsdrang auf keinem Gegenstand haftete an dem er sich hätte üben können.**) Schon machte sich der Freiheitsdrang der damaligen Jugend in trotzigen Poesien Luft, und Goethe selbst erzählt uns von Gedichten aus jener Zeit in denen „alles Obere, es sei nun monarchisch oder aristokratisch, aufgehoben wird". Man kämpfte gegen eingebildete Tyrannen, oder lehnte sich mit ernsterm Eifer und bald mit verblendeter Leidenschaftlichkeit gegen einzelne Auswüchse der damaligen Staatsordnung auf. Aber Goethe's geordnete Natur fand auch hier bald das Rechte. Er sagt:

Was von jener Sucht in mich eingedrungen sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im „Götz von Berlichingen" zu befreien, indem ich schilderte wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint.

Die Verwirrung im Reich galt ihm für das Schrecklichste; unvergeßlich hatte sich ihm aus seiner Knabenzeit der Anfang der goldenen Bulle eingeprägt: Omne regnum in se divisum desolabitur; nam principes ejus facti sunt socii furum. Daß übrigens das deutsche Volk in der That für einen so ganz vaterländischen Stoff wie ihn Goethe für sein erstes größeres Erzeugniß gewählt hatte wenig empfänglich war, zeigt sich besonders darin, daß die Flut der Nachahmungen die „Götz" hervorrief größtentheils in Räuberromanen und Dramen bestand.

Das Auffallende in Goethe's Verhalten bei den großen Bewegungen seiner Zeit wird bei richtiger Würdigung seiner ganzen Eigenthümlichkeit wie der Zeitverhältnisse ebenfalls verschwinden.***) Die Halsbandge-

*) Gervinus, I, 475, 476.

**) „Wahrheit und Dichtung", XII, 142.

***) Zu dem Folgenden vergl. Düntzer, „Zu Goethe's Jubelfeier" (1849).

schichte in Frankreich, in welcher sich die sittliche Verderbniß des französischen Hofs und Volks in einem furchtbaren Beispiele kundgab, regte sein zartes sittliches Gefühl so krankhaft auf, daß er seinen Freunden fast wahnsinnig vorkam. Bald wurde Alles durch die Französische Revolution erschüttert. Diese betrachtete er von Anfang her aus dem sittlichen Standpunkte; die Monarchie habe durch eigene Entsittlichung alle Ehrfurcht vor dem Hohen und Großen untergraben*); indem aber so ihr Umsturz unvermeidlich wurde, erwachte das Streben des Volks nach Selbstregierung, das ihn in seiner leidenschaftlichen Gestaltung erschreckte. Das Treiben der französischen Freiheitsapostel durchschaute er als Thorheit und Frevel; so zeichnet er es in dem „Bürgergeneral". Wie ihm in echt deutschem Sinn alles Gewaltsame zuwider war, so wollte er sein Deutschland vor thörichter Nachahmung der französischen Umwälzung bewahrt sehen; in den „Aufgeregten" legte er die Lehre nieder welche dies Ereigniß Deutschland geben sollte, sowol für Fürsten als Volk. Die Fürsten sollten den Weg der Mäßigung einschlagen, damit sie das Volk nicht zu gewaltsamem Umsturz reizen. Fehlte es Goethe an Sinn für deutsche Volksfreiheit, weil er eine Revolution vermieden sehen wollte? Er klagte, daß die Bewegungen jener Zeit ruhige Bildung, unser altes Erbtheil, zurückdrängen; die leidenschaftliche Parteiung bringe nur verworrene Aufregung, aus der erst nach langen Kämpfen die gesunde Mitte hervorgehen könne. Welche Freude er empfindet, daß in seinem nächsten Kreise mit ihm selbst innig verbunden ein Fürst in rechtem Sinne walte, drückt er in den schönen Zeilen aus:

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, wenig nur was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder, — da wär' es ein Fest Deutscher mit Deutschen zu sein!

Die Hoffnung Deutschlands eine Nation zu bilden scheint ihm unter den damaligen Umständen vergeblich; er räth sich dafür zu Menschen zu bilden. Die Politik verwirre alle Köpfe, wogegen der Deutsche in Wissenschaft und Kunst Großes leisten könne. Von dem Staate fodert er vor Allem Vereinigung von Fürst und Volk zur Förderung des allgemeinen Besten. Der wahre Patriotismus beruht nach seiner Ueberzeugung darin, daß Jeder an seiner Stelle zum Heile des gemeinsamen Vaterlandes mit allen Kräften wirke, wie auch Schiller es ausspricht, daß Jeder am besten thue, wenn er das Seine ernsthaft treibe; das Nationalgefühl hält er nur dann für wahr und gut, wenn es gerechtes Selbstbewußtsein des zu hoher Bildung, Größe und Macht gelangten Volks sei. Es lag tief in seiner Natur immer das Nächste zu thun, mit Besonnenheit und Treue einen Wirkungskreis auszufüllen den er übersehen könne; jedes Handeln ohne begründete Aussicht auf Erfolg war ihm unmöglich; er wollte nicht aufregend, sondern beruhigend wirken. Diese echt deutsche Sinnesart spricht sich in „Hermann und Dorothea" aus; hier wird mit tiefer Gemüthlichkeit das ruhige Glück eines behaglichen Bürgerlebens in einer kleinen deutschen Stadt dem wilden Revolutionswesen gegenüber gepriesen, wo Jeder sich seiner bestimmten Individualität gemäß frei entwickeln kann. Diese Freiheit begründet nach Goethe das wahre Glück, nicht jene politische, bei welcher Jeder eifersüchtig seinen Antheil an der Staatsregierung wahrt. Das Gedicht zeigt zugleich wie man in Zeiten des Umsturzes ein neues Glück aus sich heraus schaffen müsse. Daß Goethe wohl empfand wie auch der ruhige Bürger in Zeiten der Gefahr das Vaterland mit Gut und Blut zu schützen habe, ruft uns der selten ganz gewürdigte Schluß des Gedichts entgegen:

Und gedächte Jeder wie ich, so stände die Macht auf
Wider die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens.

Aber für politische Freiheit war Deutschland damals in der That noch nicht gereift; so sah Goethe in der Betheiligung des Volks an der Staatsverwaltung nur eine Herrschaft Weniger über die leicht zu verleitende Masse des Volks, dem „es nie gelinge für sich zu wollen". Immer von neuem preiset er dagegen das Glück persönlicher Freiheit und ungehemmter individueller Entwickelung, das tief in dem deutschen Charakter begründet sei und das Kleinod der englischen Verfassung bilde.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wie Goethe in der „Ehrfurcht" — der Anerkennung eines Höhern die den Menschen auf ein Streben nach dem Vollkommenern hinweist, eine Grundlage aller Volkserziehung erkannte, entwickelt er genauer in den „Wanderjahren".

Ein amerikanischer Roman.

Margaret. A tale of the real and ideal. Boston 1848.

„Obgleich schon vor einiger Zeit in Amerika erschienen", beginnt das „Athenaeum" seine Kritik, „ist das Buch doch erst seit kurzem durch etliche verstreute Exemplare, die ihren Weg nach England gefunden, hier bekannt worden. Die leitende Idee ist so gut ausgeführt, daß es trotz aller Mängel dieser Ausführung uns einer weitern Verbreitung werth dünkt. Beim ersten Anblick hat das Buch wenig Anziehendes. Es ist voll Dünkel und Ziererei. Neben kräftiger Zeichnung tritt jener den amerikanischen Büchern eigene Mangel alles Kunstgeschmacks hervor. Die Geschichte ist zwar nicht besonders gut zusammengestellt, hat aber der Leser sich einmal damit eingelassen, so fesselt sie ihn bis zum Schlusse, und möglich, daß er wiederholt zu ihr zurückkehrt. Wäre der Verf. sich voll bewußt gewesen was Alles die künstlerische Natur eines Dichterwerks erfodert, so hätte er vielleicht nicht den Muth gehabt sein Unternehmen zu Ende zu bringen. Er würde vor seinen eigenen Verstößen wider Herkömmlichkeit erschrocken, und gleich einem Nachtwandler auf der Mitte seiner gefährlichen Bahn dem plötzlichen Erkennen wo er sich befinde als Opfer gefallen sein. Das Stück spielt unmittelbar nach dem Befreiungskriege, trägt den Stempel eines neuen Landes, und ist voll rohen, uncivilisirten, aber kräftigen Lebens. Und Leben ist hienieden vor Allem das Nöthigste. Wo es Leben gibt läßt alles Andere sich hinzufügen. Der dem Buche untergelegte Grundgedanke soll, wie es scheint, darthun, daß das sicherste Mittel den Menschen zu entwürdigen darin bestehe, ihn so weit zu bringen sich für entwürdigt zu halten; daß, so lange dieser Glaube die Quellen der Erfahrung nicht vergifte, aus Allem und Jedem, selbst aus den Sünden, Thorheiten und unter den Menschen so häufigen Irrungen Gutes hervorgehen könne. Diese Lehre, wie be-

fremdend auch anfangs, wird mit richtiger Erkenntniß der menschlichen Natur thatsächlich erläutert. Der Schauplatz ist Livingstone in Neuengland, und competente Richter wollen versichern, daß das aufgerollte Gemälde die Sitten und socialen Verhältnisse der damaligen Zeit in Städten und auf dem Lande lebenstreu darstelle. Margaret ist ein kleines Mädchen, und wohnt mit ihrer Familie auf einem romantischen, nur halb abgeräumten Platze am Abhange eines der «Indianerkopf» genannten Berges, welcher der erinnerliche Aufenthalt des Indianers gewesen. Die großartigsten Scenen und Laute der Natur, in deren Mitte Margaret aufwächst, graben sich tief in ihre Brust, und füllen ihr Gemüth mit einem seltsamen Wonnegefühl des Staunens, ehe sie noch befähigt ist die Vorgänge um sie her zu verstehen.... Tropfenweise bringen sie ein «durch Portal und Pforte jeden Sinnes», und machen das Mädchen gegen grobe Einflüsse unempfänglich. So schreitet sie mit einem heiligen Unbewußtsein durch Uebles, nicht wissend daß es Uebles ist. Außer Stand an ihr zu haften kann es sie nicht beschmuzen. Vater und Mutter, die ihre Pfleger sind, stehen in Nichts weniger als einem Geruche der Achtbarkeit; im Gegentheil, die Leute in Livingstone sehen in ihnen einen Schandfleck der Nachbarschaft. Der Vater, ein jovialer, rothbäckiger Gesell, hat ein Vergehen mit einem Ohre gebüßt, und schwärmt für Branntwein. Brown Moll, die Mutter, ist ein mürrisches, abgeplagtes Weib, das auch den Trunk liebt, und „unter der Last ihrer Angewöhnungen und Unglücksfälle schier erliegt". Am Webstuhle geduldig hat sie mit nichts Anderm Geduld, ist verrunzelt, vergilbt und grau, und nimmt die Pfeife nur aus dem Munde um ihren Mann zu schelten. Der älteste Bruder ist ein roher, brutaler Trunkenbold. Trotz Alledem fehlt es nicht an Schimmer von etwas Besserm, nicht an Pinselstrichen der menschlichen Natur, welche den Leser hindern das Trio zu hassen. Denn darin eben besteht die große Vortrefflichkeit des Buchs, daß es sämmtliche Charaktere von deren eigenem Gesichtspunkte, nicht von außen nach innen, sondern von innen nach außen zeichnet. Die Handlungen werden in jene unbeschreibliche Atmosphäre gehüllt welche den Handelnden den ungemein zweideutigen Anblick nicht bemerken läßt wie er der Welt erscheint....." 2.

Socialistische Schriften.

Von dem bekannten Socialisten Pierre Leroux erschienen neuerlich in Paris: „De la ploutocratie ou du gouvernement des riches"; „Le carrosse de M. Aguado, fragment." Pierre Leroux ist ein geistreicher Schriftsteller, dem es nicht an Kenntnissen fehlt, und der tiefe philosophische Studien gemacht hat. Um das sociale Problem zu lösen bedient er sich weniger der Vernunft als der Einbildungskraft. Findet er in der menschlichen Natur ein Element das ihm unbequem ist, so löscht er es mit einem Federstrich aus, und geht weiter als ob das Hinderniß gar nicht da wäre. Darum bietet er uns trotz seines Geistes, seiner Gelehrsamkeit und Philosophie nichts Positives, vor Allem Nichts was den Foderungen der Praxis entspricht. Er gehört zu der Schule der modernen Socialisten, welche zu glauben scheint behaupten sei so viel als beweisen. Sein System ist im Grunde eine Art sehr dunkeln Pantheismus, den man glauben muß ohne zu suchen ihn zu begreifen, weil es verlorene Mühe wäre. Die Menschheit ist für ihn ein collectives Wesen, welches Rechte hat, vor denen jeder individuelle Wille sich vernichten müsse. Er spricht zwar von Freiheit und Gleichheit, aber diese Worte haben in seinem Munde gewiß nicht den gewöhnlichen Sinn den man ihnen gibt; denn er will eine absolute, definitive Organisation, welche, einmal vollbracht, jede Spaltung streng verbannen, und Jeden zwingen soll auf dem Platz der ihm in der Hierarchie der socialen Functionen angewiesen ist zu bleiben. Seine herrschende Idee ist den Einfluß des Reichthums zu vernichten, den er als die Hauptquelle der Uebel der gegenwärtigen Gesellschaft betrachtet. Mit piquanter Heftigkeit brandmarkt er die Misbräuche von Dem was er die Plutokratie nennt, und versteht es sehr gut den Neid, dessen Gegenstand die Reichen sind, seitens Derer welche das Glück mit seinen Gaben nicht begünstigt hat, im Interesse seines Systems auszubeuten. Er will, daß Alle für den Staat arbeiten sollen, und daß er beauftragt sei für die Bedürfnisse Aller zu sorgen. Dies würde aber nicht allein allen Wetteifer vernichten, sondern auch die Tugend der Nächsten- und Bruderliebe ersticken, um an ihre Stelle eine gesetzliche Verbindlichkeit zu setzen, der sich Jeder so viel wie möglich zu entziehen suchen würde. Die geistreichen Sophismen womit Pierre Leroux die „Kutsche des Hrn. Aguado" angefüllt hat belehren uns nicht darüber wie er dann die Selbstsucht hindern würde einen weit größern und weit verderblichern Aufschwung zu nehmen als der worüber man in unserm gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand sich beklagt. In seiner Eigenschaft als Philosoph mußte er doch wissen, daß es keine Wirkung ohne Ursache gibt. Um die edeln Gesinnungen zu entfalten muß man Gelegenheit haben sie zu üben. Allein bei einer Ordnung der Dinge, wo Alle in Hinsicht auf Arbeit und Genuß sich genau auf derselben Höhe befänden, würde diese Gelegenheit sich nicht darbieten.

Léon Faucher unterminirt in seiner neuen Schrift: „Du système de M. Louis Blanc, ou le travail, l'association et l'impôt", mit leichter Mühe das phantastische Gebäude welches Louis Blanc in seinem Buche: „Organisation du travail", aufgeführt hat. Der Kritiker stellt dieser Organisation der Arbeit die Freiheit entgegen, die allein die ganze Entwickelung der individuellen Fähigkeiten und ihre fruchtbarste Anwendung auf dem Felde der menschlichen Thätigkeit gestattet. Er zeigt, daß das Monopol des Staats an die Stelle der Concurrenz der Sonderinteressen setzen ganz einfach so viel hieße als die nicht sehr einladende Regierungsweise des Pascha von Aegypten einführen. Er hebt insbesondere hervor wie ungereimt der Grundsatz von der Gleichheit des Lohnes sei, welcher allen Wetteifer bei den Arbeitern vernichtet, und eine gewaltige Ungerechtigkeit sanctionnirt, indem er den schlechten Arbeiter auf die gleiche Stufe mit dem geschickten stellt. Léon Faucher untersucht zuletzt die Frage von der Steuer. Er nimmt an, daß die progressive Steuer reelle Vortheile darbieten kann, jedoch nur wenn man sie in hinlänglich enge Grenzen festhält, damit man das Vermögen nicht übermäßig angreife, uud sich nicht anmaße die Häufung des Reichthums unmöglich zu machen. Aber er zeigt deutlich die Thorheit solcher revolutionnairen Auflagen, welche die Capitalisten und die Rentner eines Theils von ihrer Habe beraubt, um dem Staate die Mittel zu verschaffen womit er die unfruchtbarste und kostspieligste Arbeit in seinen Werkstätten belohnen kann. 57.

Literarische Anzeige.

Interessante Neuigkeit.

Soeben erscheint und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe
aus
Frankfurt und Paris
1848—1849
von
Friedrich von Raumer.
Zwei Theile.
Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Leipzig, im August 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 209. — 31. August 1849.

Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung.

Von W. Affmann.

(Beschluß aus Nr. 208.)

Wir wollen es nicht verschweigen, daß Goethe auch bei dem mächtigen Aufschwunge unsers Volks in den Befreiungskriegen sich nicht zu der begeisterten Hoffnung einer baldigen kräftigen Wiedergeburt des Vaterlandes erhob. In Napoleon war ihm von Anfang an ein dämonischer Mann erschienen, vom Schicksal berufen die stürmische Flut der Revolution endlich zu beruhigen; auch bei persönlichem Begegnen hatte er dessen Größe entschieden erkannt. Nach der Unterjochung Deutschlands, bei der die Deutschen sich so schmachvoll gezeigt, sah er in ihm vollends ein Werkzeug des Schicksals das dem deutschen Volke tiefe Erniedrigung bereiten sollte, — aus der sich dieses jedoch dereinst zu frischem Leben erheben werde. So sprach er noch kurz vor dem Waffenstillstand in Dresden zu Arndt, der ihn, seiner jugendlichen Begeisterung gegenüber, „beklommen" fand: „Schüttelt nur an euern Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen!" Mögen wir hier das Vertrauen jenes kühnen Enthusiasmus vermissen, das uns allein aus den Banden des Eroberers zu befreien vermochte, mögen wir die Verzagtheit des Greises, der an rascher Wiedergeburt eines gesunkenen Volks verzweifelte, beklagen, es ist doch nicht zu leugnen, daß Goethe die Lage der Dinge tiefer erfaßt hatte als Diejenigen welche mit unserer Befreiung vom französischen Joch unsere Selbständigkeit und Freiheit völlig gesichert glaubten. Daß wir Frankreichs Ketten nur im Bunde mit Rußland abwerfen konnten, hat uns seitdem in weniger scheinbare, aber nicht minder drückende Fesseln geschlagen; und zu innerer Freiheit war die Masse des Volks noch lange nicht gereift, sonst hätten wir sie längst gewonnen; denn, wie es Goethe sagt, „wo ein Volk zur Freiheit reif ist, kann keine Macht der Erde sie ihm rauben". Was man bei Goethe als Mangel an Theilnahme an den großen Schicksalen unsers Volks gedeutet hat, ging oft nur aus der mehrfach erwähnten krankhaften Reizbarkeit desselben hervor. So gab er in Zeiten großer politischer Bewegungen mehrmals das Lesen der Zeitungen auf, wenn dieses ihn zu sehr zu beunruhigen drohte. Und nur so erklärt sich auch der oft mit völliger Verkehrtheit gedeutete eigenthümliche Zug, daß unser Dichter sich um die Zeit der großen Völkerschlacht in chinesische Geschichte vertiefte; denn um dieselbe Zeit schrieb er: „es halte ihm schwer das Gemüth über Alles was die Welt drücke und bedrohe zu beruhigen; — ja, man sei in Gefahr wahnsinnig zu werden."

Höchst bezeichnend sind seine Gespräche mit Eckermann und Luden über seine Theilnahme für die Wiedergeburt unsers Volks, in welchen er sich, wie immer, mit unumwundener Offenheit und Wahrheit über sein Innerstes ausspricht. So sagte er zu Eckermann:

Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß? Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend? Hätte jenes Ereigniß mich als Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der Letzte geblieben; allein es fand mich als Einen der bereits über die ersten Sechzig hinaus war. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern Jeder thut sein Bestes, jenachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen welche die Natur mir zum Tagewerk bestimmt mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und gethan, so gut und viel ich konnte. Wenn Jeder von sich Dasselbe sagen kann, so wird es um uns Alle gut stehen!

Und ein anderes mal:

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen?! Das wäre meine Art gewesen! Aus dem Bivouac hinaus, wo man Nachts die feindlichen Vorposten wiehern hört, da hätte ich es mir gefallen lassen! Aber Das war nicht mein Leben und meine Sache, sondern die von Theodor Körner; ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen; bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir schlecht zu Gesicht gestanden hätte!

Als Goethe Luden von der Herausgabe der „Nemesis" abrieth, da er an einer bedeutenden Wirkung zweifelte, sprach er:

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland! Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unsers Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern Völkern

erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost den sie gewähren ist doch nur ein leidiger Trost, und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe gehabt als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen sein; da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben, eine Bestimmung welche um so viel größer sein wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reichs und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks, und meinen dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es was es will und vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen und gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosacken, Baschkiren, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren.

Die Zeit wo die Deutschen wieder mächtig hervortreten würden sah er noch in unbestimmter Ferne; doch erkannte er es als die Pflicht jedes Einzelnen, nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volks zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe; damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe; damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht!

Auch äußerte er noch im J. 1828:

Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht Eins werde; unsere guten Chausseen und Eisenbahnen werden schon das Ihrige thun. Vor Allem aber sei es Eins in Liebe zueinander und immer sei es Eins gegen den auswärtigen Feind!

Nur glaubte er, die Neugestaltung müsse aus dem ureigenen Wesen des Volks hervorgehen. Alle Versuche ausländische Neuerungen einzuführen sind thöricht und alle beabsichtigten Revolutionen der Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volke vorhanden, so ist Gott mit ihr und sie gelingt!

So hat Goethe den Glauben an eine große Zukunft des deutschen Volks bewahrt, und für dieselbe gewirkt auf dem Felde für das er berufen war. Und ist nicht durch den Aufschwung den er mit so vielen edeln Zeitgenossen unserer Sprache, unserer Dichtung gab, die edelste Begeisterung für diese hohen nationalen Güter geweckt und damit die Erstarkung unsers geschwächten Nationalgefühls begründet? Was uns aber damals noch fehlte, Das soll und kann allein durch einen Weiterbau auf der Grundlage allgemeiner humaner Bildung für uns gewonnen werden! Bei tüchtiger harmonischer Entwickelung der gesammten Kräfte werden wir auch den Anfoderungen welche das nationale Leben in einer fortgeschrittenen Zeit an uns stellt endlich genügen lernen. Wie richtig erkannte Goethe, daß das unter den großen Bewegungen unsers Volkslebens heranwachsende Geschlecht zu kräftigem Wirken in der äußern Welt gebildet werden müsse! Schon mit fortschreitendem Lebensalter hatte er das unmittelbar Praktische immer höher schätzen gelernt; die allgemeine Bildung, wie er sie in den „Lehrjahren" empfahl, soll nach der Moral der „Wanderjahre" die Vorbereitung für einen engbegrenzten Lebensberuf werden; — Wilhelm Meister selbst wird nun ein Wundarzt. Wie die sociale Frage bespricht er in den „Wanderjahren" das Erziehungswesen in oft allzu didaktischer Weise. Das Heil unserer Zukunft erwartete er vor Allem von einer tüchtigen Erziehung der Jugend, welche das gesunde Selbstbewußtsein nicht unterdrücke, sondern fördere und kräftige. Als die Turnübungen wegen politischer Umtriebe von den Regierungen untersagt wurden äußerte er:

Dadurch ist nun das Kind mit dem Bade verschüttet; aber ich hoffe, daß man die Turnanstalten wiederherstelle, denn unsere deutsche Jugend bedarf es, besonders die studirende, der bei dem vielen geistigen und gelehrten Treiben alles körperliche Gleichgewicht fehlt und somit jede nöthige Thatkraft zugleich. Könnte man nur den Deutschen nach dem Vorbilde der Engländer weniger Philosophie und mehr Thatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde es weit besser stehen. Sehr viel könnte geschehen von unten, vom Volke durch Schulen und häusliche Erziehung, sehr viel von oben durch die Herrscher und ihre Nächsten!

Können wir noch zweifeln, ob Goethe ein Herz zu unserm Volke, ja für dessen Heranbildung zu immer größerer Selbstthätigkeit und Freiheit hatte? Er der ja auch seiner ganzen geistigen Richtung nach nichts Höheres kannte als die ungehinderte Entwickelung der Kräfte jedes Einzelnen im Volke zur Förderung des Ganzen? Ist doch auch jenes Werk seines ganzen Lebens, in welchem er in poetischem Gewande die Errungenschaft seines Erdendaseins, das Ergebniß seiner Lebensweisheit niedergelegt, von derselben Ansicht durchwaltet, die sich vor Allem in den Worten des sterbenden begnadigten Faust ausspricht:

Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen! —
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.

Solch ein Gewimmel möcht' ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volk zu steh'n!
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergeh'n.
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Auch unser Dichter hat dieses Vorgefühl genossen, und sein Name, die Wirkung seiner Thätigkeit wird in Aeonen nicht untergehen! Auch wir aber wollen ihn nicht blos müßig feiern, sondern geloben ihm nachzueifern in dem Höchsten was er uns als Ideal, dem er menschlich strebend nachgerungen, vor die Seele stellt. Auch wir wollen vor Allem auf Selbstbildung bedacht sein, und nimmer ermüden uns zu erneuern, wie die immer wechselnden Verhältnisse des Lebens es von uns fodern, uns nicht verlieren in dem äußern Treiben und von uns fern halten jede zersplitternde Vielgeschäftigkeit, welche die leidenschaftlich aufgeregte Gegenwart oft für das Höchste erklärt; auch wir wollen treu um das Eine besorgt sein, was nach richtiger Erkenntniß unsers Selbst uns als die Aufgabe erscheint die unserer eigenthümlichen Naturanlage gemäß eine höhere Macht uns vorgezeichnet hat, — dann unser selbst gewiß, daß wir auch den verschiedensten Anfoderungen, welche der engere Kreis in dem wir wirken wie das öffentliche Leben bei seiner fortschreitenden Entwickelung an uns stellen mag, thatkräftig genügen werden, zum Heile des Ganzen und zur endlichen Gewinnung eines kräftigen nationalen Daseins! Unser Goethe aber wird uns dabei tröstend und erhebend zur Seite stehen, wenn wir vertrauensvoll seiner Mahnung folgen:

So kommt denn, Freunde, wenn auf euern Wegen
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen
Mit Blumen ziert, mit gold'nen Früchten schmückt:
Wir geh'n vereint dem nächsten Tag entgegen!
So leben wir, so wandeln wir beglückt.
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unf're Liebe dauern!

Historische und literarische Studien über das Mittelalter.

Henri Prat hat zwei fleißige Arbeiten: „Études historiques. Moyen-âge", und „Études littéraires. Moyen-âge", herausgegeben. Prat schreibt gut und trägt noch besser vor. Sein Wissen ist gründlich, sein Charakter bieder, sein Wort hinreißend zugleich und elegant. Seine Damenvorlesungen sind von einem wohlverdienten Erfolge gekrönt; unter einem bescheidenen Titel sind die „Études historiques" ein gutes Buch, das Niemand ohne Nutzen in die Hand nehmen wird. Er charakterisirt gründlich; in die wahren und festen Zügen hat er z. B. den Gregor von Tours gezeichnet:

„In der Auvergne, im Schooße einer patricischen Familie geboren, war Gregor von Tours gründlich mit dem classischen Alterthum vertraut. Sehr geläufig citirt er Virgil, Sallust, Plinius, Aulus Gellius, aber er denkt nicht daran sie nachahmen zu wollen. Er verschmäht die künstlichen Wortfügungen, und sucht Etwas darin in einem ungeschliffenen Stile zu schreiben. Er gibt sich keine Mühe Sprachfehler zu vermeiden, und indem er der heidnischen Rhetorik allen Einfluß abspricht, schreitet er stolz auf dem Boden des Christenthums einher. Mit der Geschichte der christlichen Kirche verbindet er die der Barbarei, und während in der ersten die Legenden der Heiligen verzeichnet sind, enthält die zweite wilde Tragödien, deren Darsteller die merovingischen Prinzen oder die Führer germanischer Horden sind. Beide Stoffe wirft er durcheinander, er stellt sie äußerlich zusammen, aber ohne Uebergang, ohne Band; und vielleicht trägt gerade diese Verwirrung, die so ganz dem Leben jener Zeit entspricht, nicht unwesentlich dazu bei den Werth seiner Arbeit zu erhöhen, weil sie ihr zuletzt eine locale Färbung verleiht."

„Bei Gregor von Tours zeigt sich die Macht der Barbarei in einer außerordentlichen Theilnahmlosigkeit, den ungeheuerlichsten Thatsachen gegenüber. Er erzählt die unverzeihlichsten Excesse ohne über sie auch nur zu erstaunen: und doch wissen wir, daß er sich oft als muthiger Freund der Moral und der Tugend gezeigt hat."

Dies mag als Probe für die kurzen und scharfen Charakteristiken Prat's genügen. Mit einem wahren Talent zeichnet er die Berühmtheiten jener Zeit, Gregor von Tours, Eginhardt, Abälard, den heiligen Bernhard, Wilhelm von Lorris endlich und Johann von Meunz, die Schriftsteller des Romans „Die Rose". Warum hat er nicht auch Christine von Pisa portraitirt, diese berühmte Frau, die mehr der Geschichte als der Poesie werth ist, und Alain Chartier, der mehr berühmt ward durch einen keuschen Kuß als den „Réveil-matin" und die „Belle dame sans mercy"?

Indem Prat so seine Gedanken verallgemeinert, spricht er mit einer angenehmen Mannichfaltigkeit bald von den Sagas oder isländischen Poesien, oder von den großen Hofversammlungen und ihren Jongleurs; bald von den Troubadours und ihrem lustigen Wesen, oder von den Märchengeheimnissen und gefährlichen Zaubereien; bald lenkt er anmuthig wieder in die literarische Biographie ein und macht sich bei den Italienern heimisch, wo ihm die große und melancholische Gestalt Dante's, des berühmten Exilirten von Florenz, oder Boccaccio, der liebenswürdige Geschichtenerzähler, oder Marco Polo entgegentritt, von den Reisenden des Mittelalters noch der kleinste Lügner.

Diese Angaben werden hinlänglich den interessanten Stoff und dessen geschickte Behandlung in den beiden Büchern bekunden. 40.

Bibliographie.

Aston, Louise, Freischärler-Reminiscenzen. Zwölf Gedichte. Leipzig, Weller. 16. 7½ Ngr.

Braun, E., Die Apotheose des Homer in galvanoplastischer Nachbildung herausgegeben. Leipzig, G. Wigand. 1848. Gr. 4. 3 Thlr.

Historische Enthüllungen über die wirklichen Ereignisse der Geburt und Jugend Jesu. Als Fortsetzung der zu Alexandrien aufgefundenen alten Urkunden aus dem Essäer-Orden. Nachtrag zu den Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Aus einer wortgetreuen Abschrift des alten Originals übersetzt. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Amtliche Gutachten die Verfassung der evangelischen Kirche in Preußen betreffend. Im Auftrage zum Druck befördert durch L. Richter. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hoffmann, C. F. L., Vollständiges politisches Taschenwörterbuch. Ein Handbuch zur leichten Verständigung der Politik, der Staatswissenschaften und Rechtsurkunden, so wie überhaupt eine ausführliche Erklärung aller politischen und socialen Fragen ꝛc. Leipzig, Sechtling. 32. 12 Ngr.

Kamptz, v., Die deutsche constituirende National-Versammlung in Frankfurt vor der Kritik des Staatsrechts. Berlin, Decker. Gr. 8. 22½ Ngr.

Klettenberg, Fräulein Susanna Catharina v., Reliquien nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, von J. M. Lappenberg. Dem Andenken des 28. August 1749 gewidmet. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 1 Thlr.

Kock's, P. de, Mondschein-Bekanntschaften. Aus dem Französischen übersetzt von M. Müller. Vier Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lebensabriß der Sara Martin, von der Verfasserin des: „Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry", und als Anhang dazu. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 6 Ngr.

Ring, Max, Berlin und Breslau. 1847—1849. Roman. 1ster Band. — A. u. d. T.: Marie. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bauer, E., Die Demagogie in Sachsen. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 4 Ngr.

Gradaus! oder simple Dorfmeinung über große Zeitfragen. Prag, Credner u. Kleinhub. Gr. 8. 6 Ngr.

Hase, K., Preußen und Oesterreich. Eine politische Denkschrift. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 6 Ngr.

Koppe, J. G., Betrachtungen über die Grundsteuer. Berlin, Hold. 8. 7½ Ngr.

Lied von der constituirenden Versammlung in Hamburg. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 6 Ngr.

Moses Isaac Hersch hat wüllen wählen obber ich hob' nich gewählt. Offener Brief von Moses Isaac Hersch, dem demokratischen Treubündler mit Gott für König und Zollverband an seinen Freund Schmul Loew, was da ist Erfinder der hohern Beleuchtungs-Methode in Posemuckel. Berlin, Weyl u. Comp. 4. 1½ Ngr.

Die deutsche Nationalversammlung in Stuttgart. Ein Tagebuch von einem Mitgliede derselben. Hechingen, Egersdorff. 8. 7½ Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeiung auf die Jahre 1848, 1850 bis auf das Jahr der Freude 1858. Von einem alten Eremiten. 9te Auflage. Erfurt, Gebhardi. 16. 2½ Ngr.

Der Spruch des Berliner Kriegsgerichts gegen die am 22. und 24. Mai 1849 Verhafteten: Lehrer Gercke und Koch, Assessoren Gubitz und Herzfeld, Dr. Waldeck, Dr. Weiß, Buchdruckereibesitzer Berends, Partikulier Schönemann, Justizrath Pfeiffer und Thierarzt Mecklenburg. Von den Verurtheilten selbst beleuchtet. Berlin, F. Gerhard. Gr. 8. 3 Ngr.

Stahl, J., Die deutsche Reichsverfassung nach den Beschlüssen der deutschen Nationalversammlung und nach dem Entwurf der drei königlichen Regierungen beleuchtet. Geschrieben im Juni 1849. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Stiastny, E. F., Was fordert die freie Verfassung am meisten? Pro memoria üb. das rechte Bildungswesen und seine Haupthilfen als Anker des staatlichen Fortschritts, als das, was uns jetzt vorzüglich Noth thut und als das ausgiebigste Mittel für das Heil des Vaterlandes. März 1849. Prag, Credner und Kleinhub. Gr. 8. 16 Ngr.

Ueber die Ursachen und die Bedeutung des Krieges zwischen Deutschland und Dänemark. 3te Auflage. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 3 Ngr.

Ueber die angebliche Vertreibung dänischgesinnter Einwohner der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Schleswig, Bruhn. 4. 9 Ngr.

Wer ist Waldeck? Berlin, Weyl u. Comp. 4. 1½ Ngr.

Inhalt des Monats August.

Nr. 183. Der Protestantismus in Frankreich. (Die protestantische Kirche Frankreichs von 1787—1846. Herausgegeben von J. C. L. Gieseler.) (Nr. 183—185.) — Eine königliche Dichterin des 16. Jahrhunderts. — Nr. 184. Literarisches Treiben in München. (1. Die Zwanglosen und der Verein für deutsche Dichtkunst.) (Nr. 184—185.) — Hartes Urtheil über Gustav Adolf. — Nr. 186. Das Thier im Menschen. Von K. Hohnbaum. (Nr. 186—189.) — Schiller's „Wallenstein". Ein Beitrag zur Kritik desselben. — Nr. 187. St.-Marc Girardin über Thiers. — Nr. 188. Ein Besuch in Frohsdorf. — Nr. 189. Deutscher Geist und deutsche Geschichte. (1. Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse von R. v. Raumer. 2. Die Germanisten und die Wege der Germanisten, von C. Hinrichsen.) — Nr. 190. Schweizerische Geschichten. (1. Die Thaten und Sitten der Eidgenossen. Ein Handbuch der Schweizergeschichte von J. M. Schuler. 2. Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft der dreizehn Orte und die Umbildung in eine Helvetische Republik. Von J. J. Hottinger. 3. Geschichte der Republik Zürich. Von Bluntschli. Erster und zweiter Band. 4. Mémoires de F. de Roverea, écrits par lui-même et publiés par C. de Tavel. 5. Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogenannten Restaurationsepoche. Aus den Urquellen dargestellt von A. v. Tillier.) (Nr. 190—194.) — Deutsche Literatur in England. — Nr. 191. Kant und die deutsche Poesie. Von G. E. Guhrauer. — Bisher unedirte Memoiren eines Russen. — Nr. 192. Sidonia von Bork, die Klosterhexe. Angebliche Vertilgerin des gesammten herzoglichen pommerschen Regentenhauses. Herausgegeben von W. Meinhold. (Nr. 192—193.) — Nr. 194. Börne in einer französischen Apotheose. Von T. Fasoldt. (Nr. 194—195.) — Trost und Hoffnung. — Nr. 195. Reine und unreine Charaktere. (Nr. 195—196.) — Nr. 196. Popis: Beschreibung des Königreichs Böhmen ꝛc. In böhmischer und deutscher Sprache verfaßt von F. Palacky. — Nr. 197. Alphonse de Lamartine. Zweiter und letzter Artikel. (Nr. 197—200.) — Zur Geschichte der Tagesliteratur. (1. Die Demokratie in Deutschland von E. v. Wietersheim. 2. Demokraten-Büchlein von P. W. Forchhammer. 3. Deutschland im Wendepunkte unserer Zeit, besonders in politischer und socialer Beziehung. Von W. J. A. Werder. 4. Spiegel des constitutionellen Lebens. Von J. Wintir. 5. Shrapnels. Herausgegeben von L. Kalisch.) (Nr. 197—198.) — Nr. 198. Die Abtei von Pontida. Nr. 199. Autographenwuth der Chinesen. — Nr. 200. Aus Skandinavien. (1. Die zwei Baronessen. Von H. C. Andersen. 2. Gesammelte Märchen von H. C. Andersen. 3. Schwedische Volkssagen und Märchen. Nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt und herausgegeben von G. O. H. Cavallius und G. Stephens. Mit Varianten und kritischen Anmerkungen. Deutsch von K. Oberleitner. 4. Zwei Zeitalter. Novelle vom Verfasser der Erzählung: „Eine Alltagsgeschichte." Dänisch herausgegeben von J. L. Heiberg. Uebersetzt von G. v. Leinburg.) (Nr. 200—201.) — Nr. 201. Wenzel Messenhauser. Ein Lebensbild. (1. Der Rathsherr. Ein nationaler Roman von W. Messenhauser. Mit einer Weihe der Erinnerung. 2. Erzählungen des östreichischen Hausfreundes. Ein Andenken von W. Messenhauser.) Von E. Gegenbaur. (Nr. 201—203.) — Die „Vögel" des Aristophanes und die moderne social-radicale Republik. — Nr. 202. Lady Blessington. — Nr. 203. Die königlich preußische Flotte im Treffen am Repziner Haaken im J. 1759. Von F. W. Barthold. — Nr. 204. Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung. Zur Goethe-Feier am 28. Aug. 1849. Von W. Hoffmann. (Nr. 204—209.) — Einiges über einige Staatsbibliotheken des Auslandes. — Nr. 205. Geschichte der protestantischen Sekten im Zeitalter der Reformation von H. W. Erbkam. — Nr. 206. Miscellen aus der italienischen Geschichte. (Nr. 206—207. Nr. 208. Ein amerikanischer Roman. (Margaret. A tale of the real and ideal.) — Socialistische Schriften. — Nr. 209. Historische und literarische Studien über das Mittelalter. — Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie; Literarische Anzeigen. — Nebst 1 Literarischen Anzeiger: Nr. IX.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 210. —— 1. September 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Achim von Arnim, Clemens Brentano und Bettina.

Die blaue Blume der Romantik, Märchenzauber, Feenschlösser voll Glanz und Klang, göttliche Gesänge der wahren Sirenen Phantasie und Poesie, Das ist die Bedeutung dieser drei Namen, deren Wesen, Wahrheit und Schönheit wir hervorrufen wollen mitten aus dem unlieblichen Getön wilder Waffen, aus dem unheimlichen Geflüster verrätherischer Politik unserer Tage. In dies Zauberland voll unwegsamen Dickichts, heiligsten Waldesdunkels, gespenstischer Haidefläche, mondbeglänzter, dunkelglühender, holdschimmernder Rosengefilde, voll Sang und Elfengeflüster, voll Klaggetön verfeiter Geistergesellen, voll berauschenden Dufts der Veilchen- und Lilienbeete, voll Schimmer und Klang, voll Schauer und Liebe, dahinein wollen wir es wagen unsern Leser zu führen, wenn er geneigt ist alle irdische Gegenwart zu vergessen, und mit uns zu lauschen auf das Hohelied begeisterter, wahrer Dichter. Die Poesie ist kein Satyr, kein Faun voll lyrischer Derbheit; es ist Amor im Kelch der Rose, es ist die Grazie Aglaja die dem Menschengeschlecht Freude lehrt, es ist die Unschuld die den Löwen zähmt. Bald ist sie schalkhaft, lieblich lächelnd, sich schaukelnd in Blumengewinden; bald ist sie herzdurchzitternd in schmelzender Wehmuth, voll mitleidigem Schmerz das unaustilgbare Weh mit Harfentönen beschwichtigend, bald schaurig, einsam klagend, in Nächten des Sturmes über freundlose Haiden der wunderbare Begleiter; bald aus dem Unkenteich mit schaurigen Tönen dem Wanderer das Haar sträubend, bald mit himmlischem Gesange in Schlummer wiegend: immer aber ist die echte Himmelstochter keusch, verschämt, rein und voll Wahrheit, nie den Grazien entgegen, stets Hand in Hand mit ihnen. Die Romantik ist vorüber, und es gibt Viele die ihr Grabgeläute mit Freudentönen begleiteten. Es ist nicht zu leugnen, daß sie bei allem Reichthum und Ueberfluß die gewöhnlichen Begleiter derselben mit sich führte: die Uebertreibung, die Prunksucht, die Verschwendung selbst köstlicher Gaben, daß die Phantasie Phantasterei, die Schönheit Trug, die Ueppigkeit Laster, das Märchen Wahnwitz wurde. Im Gefolge der Schönheit hat sich immer allerlei unnützes Gesindel eingeschlichen, die holdeste Anmuth kann zur Fratze werden, wenn sie nicht Geburt der Gottheit ist; also ist es auch begreiflich, daß die Königin Romantik in ihrem Reich gar manche Misgeburt beherrschte, die sich ihre Gesichtsmaske vornahm um für einen Augenblick selbst Königin zu spielen. Fouqué hat viel dazu beigetragen, nachdem er der Gebieterin als zierlichster Ritter so hübsche Gaben wie „Undine" und „Sigurd" zu Füßen gelegt hatte, ihren Dienst zu verunglimpfen, indem er das Banner der Romantik auf eine so geschmacklose Weise im „Zauberring" u. dgl. m. entfaltete. Da kam nun das Heer der Nachtreter, und die blaue Blume ward zerrissen und zerstreut, daß ihre einzelnen Blättchen wie kleine Lasursterne jämmerlich im Schmuz glänzten, bis der gewaltige, lärmende Schwarm der ungebändigten Knaben des „Jungen Deutschland" die Fahne roher Sinnlichkeit, faselnder Sophistik und herzloser Dialektik mit einem solchen Ungestüm schwang, daß die Königin Romantik aus ihrer irdischen, aber gar reizenden Waldesresidenz in ewige Fernen entfloh. Doch immerhin: suchen wir ihr Reich und ihre Diener auch jetzt vergebens, die Früchte ihrer Arbeit dürfen wir noch immer genießen. Wer Poesie versteht ist hochbegnadigt von den Göttern, wer sie aber hervorbringt ist der eingeborene Sohn Apollo's, er wird, wenn er ein echter Sohn ist, rein bleiben vom Staube irdischer Gemeinheit, und seine Gabe wird, eine Psyche, nur mit leisem Schmetterlingsflügel da über irdische Sorge hinschweben, wo es gilt ihr den Himmel zu zeigen.

Arnim's kindlich-schwärmende Begeisterung, seine in den lautersten Tiefen eines mildfrommen Gemüths wurzelnde Mystik, sein neckischer, herzlicher Humor, der aller Satire den Stachel umbiegt, seine mannichfaltige Productivität machen seine Dichtungen zu einem noch lange

nicht erschöpften Born anziehender und erhabener Betrachtung. Seine Phantasie ist so kindlich rein, und doch üppig, und voll heißer Sinnlichkeit, so Alles fodernd und doch so enthaltsam, so wild und doch so verschämt, so naiv und so ahnungsreich, so verwegen und so sinnig, so entzückt und so melancholisch, so übersprudelnd und so tragisch: wir finden Alles in ihm was die Menschennatur undurchdringlich, und Alles was sie klar macht. Wol oft trifft unter dem Vielen auch Wunderliches unsere Betrachtung, viel seltsam Gestaltetes, koboldgleich grinsend, glänzend Leuchtendes, beim Anfassen in leere Asche Zerfahrendes; aber es sind Dies die wilden Blüten einer zu üppig entfalteten Blumenkrone, es ist die reiche Natur, die sich in Burleskem gefällt. Die modernen Leser, die Dialektiker unserer Tage, die großprahlerischen Doctrinaire, die suchen in der Romantik die Thorheit, und wir dürfen nicht verhehlen, daß sie deren viel enthält. Die wunderlichen Gestalten der Alraunen, Zigeunermütter, mystischen Kessel, Unken, Mäuse, Elfen und Zwerge, Kobolde und Feen, Ameisen und Meerkatzen, die sind gar störend im eleganten Salon der vornehm gewordenen Zeit. Die Thatsachen begehrende Gegenwart, so wenig sie deren hervorbringt, verwirft mit kühler Arroganz die phantastischen Gebilde der üppigen Phantasie; die kahle Wirklichkeit verscheucht verächtlich das liebliche Märchen, und die Nüchternheit der Empfindung drängt sich selbst in moderne Träume. Man jagt jetzt so viel nach Neuem, Piquantem, und fühlt gar nicht wie man jeden Genuß den man anatomirt vernichtet. Und Analysiren, mit scharfem Secirmesser jede Freude, jede Empfindung zerschneiden, Das ist die innerlichste Sucht unserer Zeit der Epigonen. Ist es blos Eigenschaft der Deutschen? Ich weiß es nicht, aber es ist Deutschland, wo es betrübend auffällt. Man duldet keine Größe, keine Idealität, der olympische Gott wird vom Piedestal heruntergerissen und in den Staub der Gemeinheit gewälzt bis er unkenntlich ist, und dann schreien sie: Seht, er ist gerade so wie wir auch! Die großen Männer der vergangenen Periode wurden in ihrem Privatleben aufgesucht, ihre Eigenheiten, ihre intimen Handlungen wurden bekrittelt, ihre Privatbriefe indiscreter Beurtheilung anheimgegeben, ihre Neigungen wurden in die Ebenbürtigkeit frivoler Verhältnisse gebracht, und dann war man froh sagen zu können, Schiller und Goethe waren ja doch nur im engern menschlichen Leben so kleinlich wie wir auch. Obgleich man ihre Idealität nie erreicht, tröstet man sich nach Art der Thoren mit ihren Schwächen. Auch die imposante Macht der Romantik bietet glücklicherweise Schwächen, an denen labt sich der kleine Sinn ohne zu beklagen wie so kalt und öde doch das Leben ohne Romantik ist. Arnim's Seltsamkeiten sind so lieblich, so idealisch, so edel, seine Verkehrtheiten tragen so die Eigenthümlichkeit einer erhabenen Seele, daß sie verspotten sich an dem ewigen Schönheitsgeist versündigen heißt.

Noch seltsamer, oft unheimlich, aber mit der ganzen Fülle göttlicher Poesie uns überstürzend ist Brentano's wunderbare Muse. Halbwild, voll gespenstischer Schrecken auf nackter Haide dahinrasend, gut Freund dem Räuber und Zigeuner, im nachtdurchgrauften Walde, an stillen Seen, in mächtiger Felshöhle, haust sie zum frommen Schrecken des alten Mütterchens am Spinnrocken; da wirft sie plötzlich die Hülle ab, und steht da im reinsten Lichte der Verklärung, singt so süß, so wonnesam von dem Schmerz, dem wundaufzitternden Weheschrei des armen Menschengeschlechts, weint so fromme Zähren der Liebe und Klage, die aufsprossen zu ihren Füßen zu Sternenblumen der barmherzigen Liebe, daß die Heiligen selbst ihr lichtes Gewand berühren und sie Schwester nennen. Der Misklang unserer policirten und polirten, derb komischen und lächerlich tragischen, anmaßend gespreizten und so hohlen Zeit spiegelt sich in Brentano's bald lachenden, bald weinenden Gebilden, wie in einem Zauberglase das nicht die Wirklichkeit allein, sondern auch die Folge zeigt. Ebenso mystisch wie Arnim, ist Brentano nicht frei von dem Graus übertriebener Symbolik, aber das Kinderauge seiner Märchenwelt blickt so unschuldsvoll, so süß lächelnd, so ernst froh, so überwindend reizend aus dem Rahmen wunderlicher Ranken, daß wir uns bestricken lassen, und gar nicht mehr daran denken, daß die Symbolik und die Ultraschwärmerei so viel Jammer über die Welt gebracht hat. Meist beginnt Brentano ernsthaft, voll zarter Anschauung, oder heiliger Kindereinfalt, dann wird er neckisch, schelmisch, und der Harlequin guckt hervor, dann plötzlich reißt ihn seine Dichtung fort, ein reißender Bergstrom, wildschäumend, über Felsen und Höhlen, bis er ausruht auf dunklem Wiesensammet: da ertönt im nahen Kapellchen die Glocke zum Ave, der Strom hemmt sein Rauschen, Alles feiert, und in frommer Verzückung kniet auch der Dichter nieder und verliert sich in Offenbarungen deren Sinn ebenso unklar ist wie der der Apokalypse.

Und zur Seite dieser Beiden steht Bettina, eine zierliche Mänade, wie sie sich einmal nennt, auf dem Köpfchen, ergeht sich in den reizendsten, mannichfachsten Stellungen, windet glänzende Blumen zum anmuthigen Kranze, um ihn dann in lieblichem Unmuth wieder zu zerreißen, singt voll köstlicher Inspiration wunderbare Weisen, und endigt mit einem langen schrillen Wehaccord, tanzt wild wie eine Gefährtin des indischen Bacchus, und lehnt so sinnvoll graziös an dem Hügelabhang wie ein Gebild des Praxiteles. Es haben sich alle Schriftsteller unserer neuen Zeit darin gefallen ihre mehr oder minder geistreichen, faden oder barocken Beiwörter an Bettina zu verschwenden: Theodor Mundt wird einmal fast zwei Seiten lang nicht müde mit Gleichnissen, Gutzkow widmet ihr einen scharf analysirenden, skeptisch kühlen Besuch, Jeder probirt auf seine Weise den gordischen Knoten zu lösen; aber Keiner hat sich vollständig begnügt den Nektar ihrer Götterpoesie wonnig zu trinken, und im süßen Rausch vielleicht die Wahrheit dieses Räthsels zu finden. Es ist frevelhaft

in frivoler Neugier den Isisschleier der Natur zu lüften, es ist undankbar die Geheimnisse der Göttlichkeit mit roher Hand zu zergliedern. Für die Poesie empfänglich ist nur Der welcher versteht wie ein Kind zu genießen. Den Kindern ist das Himmelreich, die genießen den Duft der Blume, den Saft der Frucht, den Glanz der Sterne ohne zu fragen warum und woher diese Herrlichkeiten ihr Dasein haben. Wer den Dichter verstehen will indem er kritisirt, ist am weitesten von dem Verständniß entfernt. Ein Dichter ist kein gebildeter Mensch.*) Er ist zerstreut, unbeholfen, schweigsam, er ist launisch, intolerant, er will geliebt oder doch geduldet sein, dabei macht er auch oft Ansprüche die verletzen können; immer aber ist es eine schöne Sache den Dichter zu fassen, und eine himmlische Genugthuung ihn zu lieben. Das verstehen wenige Frauen, seltene Männer, zart, mit unendlicher Geduld, Sanftmuth und Hingebung alle Opfer bringend, keins verlangend, Das ist die Weise mit dem Dichter umzugehen. Wer so zu sein nicht vermag, der fliehe ihn; denn der Dichter ist Egoist und Schwärmer, wer ihn nur in erster Eigenschaft faßt wird die zweite ewig nicht verstehen. Alle Inspirationen scheuen den Samum der Kritik, deshalb offenbaren sie sich am liebsten nur Einzelnen und sprechen halbleise. Auch ist es wahr, die Begeisterung spricht in der Persönlichkeit oft so störend an die Gesellschaft, daß nur der dunkle Himmel, die Sternennacht, der bethaute Morgen im frisch geschmückten Tempel des Alls ihre Klänge aufnehmen sollten. Und wie der Dichter anders genommen sein will als andere Erdbewohner, so wollen auch Dichtungen einen freundlich bebauten Boden finden, in dem sie Wurzel fassen können. Es gibt eine Stelle in Arnim, es ist in der Vorrede zu den „Kronenwächtern", da spricht er sich so fein über die Meinung der Dichtung aus, und zugleich ist es so anwendbar auf Bettina's poetische Mittheilung, daß ich mir nicht versagen kann sie hierherzusetzen:

Dichtungen sind nicht Wahrheit, wie wir sie von der Geschichte und dem Verkehr mit Zeitgenossen fodern, sie wären nicht Das was wir suchen, was uns sucht, wenn sie der Erde in Wirklichkeit ganz gehören könnten; denn sie alle führen die irdisch entfremdete Welt zu ewiger Gemeinschaft zurück. Nennen wir die heiligen Dichter auch Seher, und ist das Dichten ein Sehen höherer Art zu nennen, so läßt sich die Geschichte mit der Krystallkugel im Auge zusammenstellen, die nicht selbst sieht, aber dem Auge nothwendig ist um die Lichtwirkung zu sammeln und zu vereinen; ihr Wesen ist Klarheit, Reinheit und Farbenlosigkeit. Wer diese in der Geschichte verletzt der verdirbt auch die Dichtung die aus ihr hervorgehen soll, wer die Geschichte zur Wahrheit läutert schafft auch der Dichtung einen sichern Verkehr mit der Welt. Nur darum werden die eigenen unbedeutenden Lebensereignisse gern ein Anlaß der Dichtung, weil wir sie mit mehr Wahrheit angeschaut haben als uns an den größern Weltbegebenheiten gemeinhin vergönnt ist. Das Mitthätige und Selbstergriffene daran ist gewiß mehr hemmend als aufmunternd; denn Heftigkeit des Gefühls unterdrückt sogar die Stimme, weil diese sie zum Maß der Zeit zwingt, wie viel weniger mag sie mit der trägen Pflugschar des Dichters, mit der Schreibfeder zurechtkommen. Die Leidenschaft gewährt nur das ursprünglich wahre, menschliche Herz, gleichsam den wilden Gesang des Menschen, zu vernehmen, und darum mag es wol keinen Dichter ohne Leidenschaft gegeben haben; aber die Leidenschaft macht nicht den Dichter, vielmehr hat wol noch Keiner während ihrer lebendigsten Einwirkung etwas Dauerndes geschaffen, und erst nach ihrer Vollendung mag gern Jeder in eigenem oder fremdem Namen und Begebenheit sein Gefühl spiegeln.

Die Spiegelung ihrer Liebe, ihrer glutdurchwehten Leidenschaft, deren Dithyrambe Bettina der Welt übergeben hat, war eine Göttergabe, welche wol der reinen Aufnahme werth gewesen wäre. Statt die Thatsachen zu zergliedern, die sich doch nimmer hinwegleugnen lassen, anstatt engherzig die Wahrheit zu bezweifeln, die Quellen zu erforschen, und auf eigene Hand Das was Einem in den engen Gedankenkreis nicht paßte verächtlich zu verwerfen, wäre es wol an der Zeit gewesen die poetische Fülle, die große Zuversicht des Genies mit dankbarer Seele nun auch poetisch zu genießen. Wie viel reiches Leben liegt begraben tief im Menschenherzen, in dem Quell reiner Anschauung, und wie Wenige erfrischen sich daran, und wenn ja Einer sie aufgefunden hat, so verbirgt er sie, wie unwürdig des praktischen, intelligenten Treibens einer industriellen Zeit. Bettina's Zaubernatur, die solche Tiefe der Melodien, solchen Schatz des Reichthums über uns ausgoß, muß den Schmerz empfunden haben zu früh ihre himmlische Gabe offenbart zu haben. Es sind Wenige die sie würdig in sich aufnahmen, und diese Wenigen trösten sich mit ihrer Prophetengabe und denken still: einst wird die Zeit kommen, wo die kindliche Psyche zur Göttin der Wahrheit und in voller Herrlichkeit erhoben wird; da werden zu ihrem Tempel Tausende wallfahrten, und die reinen Priester werden die besten und lautersten Jünglinge und Jungfrauen sein, welchen der Göttin Begeisterungsgesang erst die Glut und Wonne des jungen Herzens offenbarte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Schlegel sagt: „Dichter sind immer Narcisse."

Großer Naturatlas.

The physical atlas, a series of maps and notes illustrative of the geographical distribution of natural phenomena. By *Alex. Keith Johnston*. London 1848.

Dieses ebenso kostbare als schätzenswerthe Werk besteht in vier Serien Karten: einer geologischen von zehn, einer meteorologischen von fünf, einer hydrographischen von sechs und einer phytologischen und zoologischen von neun Karten. Die erste Serie enthält vier Karten von den Gebirgssystemen und -Ketten Europas, Asiens und Amerikas, eine von den Alpen-Gletscherregionen, zwei von den merkwürdigsten vulkanischen Erscheinungen, eine doppelte von dem allgemeinen geologischen Bau des Erdballs, und zwei einzelne von der speciellen Structur der britischen Inseln. Die zweite Serie enthält Karten des Atlantischen, Indischen und Stillen Oceans, der Flußsysteme von Europa, Asien und Amerika, und jene Ebbe- und Flutkarte der britischen Seen. Die dritte Serie zeigt auf der einen Karte die Isothermallinien und Linien gleichen barometrischen Druckes; auf einer zweiten die geographische Vertheilung der Orkane, Wetterwirbel oder Wasserhosen und anderer Luftstörungen; auf einer dritten die Polarstructur der Atmo-

sphäre; zuletzt auf zwei hyetographischen Karten die Vertheilung des Regens über die Erde im Allgemeinen und über die Oberfläche von Europa insbesondere. Die vierte Serie zeigt auf der einen Karte die allgemeine geographische Vertheilung der Pflanzen, und auf einer zweiten insonderheit derjenigen Pflanzen welche den Menschen zur Nahrung dienen; dann auf drei Karten beziehentlich die der Säugethiere, der fleischfressenden und wiederkäuenden Thiere; auf zwei Karten die der Vögel und Insekten, und auf ebenfalls zweien die Ethnographie von Europa und den britischen Inseln. Die Idee zu diesen Karten rührt von Humboldt, der erste Entwurf vom Professor Berghaus in Berlin, und das Werk, wie es verbessert, vergrößert und trefflich ausgeführt vorliegt, von dem auf dem Titel genannten Johnston in Edinburg. 94 Druckseiten enthalten die Erklärung.

Für Familien- und Schulgebrauch, und um das theure Werk auch weniger Bemittelten zugänglich zu machen, erscheint gegenwärtig in London und Edinburg eine kleinere Ausgabe in Quart. Die erste Lieferung hat den Titel: „The physical atlas of natural phenomena. Quarto edition. Part I. Reduced from the edition in imperial folio, for the use of colleges, academies and families." 10.

Mancherlei.

Nach großen Ereignissen läßt sich weissagen, wie es auch alte Propheten gemacht haben sollen. Wir neuern ärgern uns hinterher über Fürsten, Minister, Staatsräthe, und verzeichnen ihre Sünden. Warum sind in 30 Friedensjahren keine Steuern gemindert, warum waren bei Theuerungsjahren die Staatskassen leer, die Judenkassen voll, warum wird geliehen statt gegeben, warum vergeudet statt zu sparen? Kanäle und Eisenbahnen sind da, aber man hemmt den Waarenverkehr durch Zölle wie den Gedankenverkehr durch Censur. Warum reisen Könige in die Ferne, prunken mit Gewändern und Hoffesten, und gewinnen keine Weisheit wie eine Königin von Saba bei Salomo? Wenn ihr Christen seid, warum seid ihr es nicht für Geist und Gemüth, sondern für den Dom von Köln, nicht für ehrbaren Lebenswandel, sondern für Kebsweiber? Warum seid ihr statt Kriegshelden Uniformenfinder, statt Kunstfreunde Kunstnarren? Warum feilschet ihr mit Constitutionen nach leichtem Gewicht und bannt das wahre Wort für die Lügenworte eurer Paläste? Warum rühmt ihr euch einer Geburt und Gewalt von Gottes Gnaden, und thut nicht Buße für eure Sünden um der Gnade werth zu sein?

Darum kommt die Zeit und ist schon da, wo die Herrlichkeit der Höfe verstöret wird, und die Kronen in den Staub sinken, wo der Hungerige den Satten niederwirft und der Sturm von Haufenwildheit die Stärke der Gewaffneten, wo goldgestickte Ehre dem Schurzfell der Arbeit weicht, wo Kammerdiener statt Kammerherren sich aufdrängen, wo Mistrauen das Wort der Reichen begleitet und Zuversicht das Geschrei der Armen, wo die Thorheit der Väter sich rächt an ihren rathlosen Kindern, wo die Gottlosen Gottes Gnade stehlen, Heidenopfer darbringen auf Baalsaltären, wo Spott und Hohnlachen durch die Lüfte schallt wie in Jerusalem am Kreuze des Erlösers.

Aber ihr Völker, gedenket des Umschwungs menschlicher Schicksale! Ihr habt Tugenden der Demuth und Hingebung gezeigt, hütet euch vor Lastern des Hochmuths! Seht, es kommt die Zeit und ist schon da, wo Leidenschaft den Damm des Gehorsams durchbricht, wo ein Strom von Begriffen Alles unterwühlt, wo vernünftige Rede sich in tolles Lärmen verwandelt, wo eiserne Fäuste Gesetztafeln zerschlagen und bleierne Köpfe Gesetzpapiere erfinden, wo Krieg tobt in den Häusern und auf den Gassen, wo Berge hineinfallen in die Thäler und ihr Schutt die Tristen bedeckt. Da werdet ihr rufen um Hülfe wider euch selbst, und es werden falsche Propheten kommen die euch Brot verheißen und Steine geben, eure Wohnungen werden zerstört sein und eure Geschmeide ein Raub des Fremdlings, die Unbewaffneten werden von Sensen niedergemäht und die Bewaffneten umkommen im eigenen Blut, Noth wird die Menschengeschlechter gleichmachen, Brüder werden stehen gegen Brüder, Aeltern gegen Kinder, Geistesbildung wird Roheit, Lebendige werden die Todten beneiden. Ich höre auf zu weissagen. Thut Buße, denn das Himmelreich ist nicht nahe!

Periander, einer der sieben Weisen Griechenlands, lobte vor Allem diejenige Demokratie welche der Aristokratie am nächsten kommt, und daß irgend eine, wenn nicht Monarchie, sich in der Demokratie einfinde, nur verschieden in Bestand und Abgeschlossenheit, liegt in dieser selbst. Unsere heutigen Republikaner, Wühler u. s. w. wollen Demokratie mit Aristokratie der Literaten, Zeitungschreiber, Redner oder Dichter, oder — Studenten. Fäuste der Proletarier helfen ihnen ohne zu wissen was sie thun; denn es ist lächerlich in ihren für sie aufgesetzten Adressen Preßfreiheit als stehende Foderung zu lesen, da sie doch Nichts drucken lassen und wenig Gedrucktes in die Hand nehmen. Beamte wollen eine bureaukratische, Soldaten eine militairische, Rothschilde eine Geldaristokratie, Geadelte eine adelige, Höflinge eine höfische, Zünfte eine Zunftaristokratie. Volle Demokratie, woran griechische Staaten einst zu leiden hatten, will eigentlich Keiner außer Bettler und Proletarier. 28.

Literarische Anzeige.

Goethe-Literatur.

Veranlaßt durch Goethe's hundertjährigen Geburtstag erscheint bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Goethe's
Verdienste um unsere nationale Entwickelung.
Zur Goethe-Feier am 28. August 1849.
Von **W. Assmann.**
Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

Denkschrift
zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's.

Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung.
Von **K. G. Carus.**
Mit einer Tafel. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Bei dieser Gelegenheit empfehle ich zugleich folgende in meinem Verlage erschienene Werke:

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von **J. P. Eckermann.** Zweite mit einem Register versehene Ausgabe. Zwei Theile. 1837. 8. 4 Thlr.

Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von **Johannes Falk.** Zweite Auflage. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorf. 1839. 8. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 211. — 3. September 1849.

Achim von Arnim, Clemens Brentano und Bettina.

(Fortsetzung aus Nr. 210.)

Es kann nicht unsere Absicht sein eine Kritik unserer drei Dichter zu schreiben, wir würden uns mit eigenem Worte schlagen; nur noch einmal der Erinnerung wollten wir diese Zeilen weihen, noch einmal uns erquicken an dem Duft der glänzenden Blumen des reichen Füllhorns. Als die beiden jugendlichen Einsiedler in Heidelberg so ämsig Steine sammelten zum Bau des edlen Volkstempels, als sie auszogen um von dem Hirtenknaben und dem alten Jäger, der weisen Amme und dem unbewußt singenden Mühlenknecht die verklungenen Vaterlandstöne zu sammeln, da übergaben sie ihren gewonnenen Schatz in „Des Knaben Wunderhorn" dem Vaterlande. Wol war es eine gute, schöne Gabe voll lieblicher Sagen und Lieder, vom Frundsberg und vom König Lasla, von Lieb' und Leid, vom Winter und Sommer, vom Prinzenraub und dem Tell, viel Neues, Unerwartetes, viel Bekanntes, gern Begrüßtes. Jetzt ist der Sinn des Sanges und der Tonlust auch recht erfreulich allgemein geworden, man kann gar oft die zarten Weisen von „So viel Stern' am Himmel stehen", oder „Aennchen von Tharau" in jauchzender Lust oder stillem Abendklingen aus dem Munde tüchtiger Bursche hören, und dringt nur die That hindurch aus dem Gefühl, so ist die deutsche Heimat fröhlich rege an Freiheit des Schaffens und des Gelingens. „Des Knaben Wunderhorn" von den Freunden Arnim und Brentano weckte auch viel freudiges Echo rings umher, und wenn die Märchen und Erzählungen nicht so allüberall verstanden oder geliebt wurden, die Aufbewahrung und Ehrenrettung des guten alten Lieds hat ihnen schon mancher schlichte Bürgersmann, mancher brave Dorfpfarrer gedankt. Die mystische Anziehungskraft alter, verborgener Geschichts- und Gedichtsquellen bildet den anreihenden Faden in den Schöpfungen beider Dichter: „Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores", „Halle und Jerusalem", „Isabella von Aegypten"; in Allem herrschte dieser wunderbare Ton vor, in Allem hat Arnim dem Drang seiner Mysterienbegeisterung nachgegeben. Nur in den „Kronenwächtern" ordnet sich die Mysterie der Historie unter. Da ist mit einer reizvollen Anmuth und in fesselndster Darstellung die Masse interessanter Personen vorgeführt, da spielt Jeder nach fester, reiner Weise die Grundmelodie der Handlung, wo sie wirken oder leiden sollen. Wie schön die Sage von dem fabelhaften Barbarossa-Palaste, von den Wächtern der Kaiserkrone, die wunderbare Erhaltung und Erziehung Berthold's, des Enkels der Hohenstaufen, die kräftigen Frauengestalten des Mittelalters mit der herzerfreuenden Erscheinung des Kaisers Max, und die witzige des Kunz von der Rosen, die Wahrheit mit den Blumen der Dichtung durchflochten sind, Das rathen wir unsern Lesern selbst einmal wieder zu lesen. Schon die einleitende Beschreibung des gesegneten Schwabenlandes, die köstliche Landschaft macht einen gar lieblichen Anfang. Das Unheimliche, Grausenhafte wechselt mit dem Reiz und der Anmuth immer überraschend, immer fesselnd Luther und Faust, der Minnesänger Grünewald, dessen artige Historie auch das „Wunderhorn" einleitet, die Herrlichkeit und Pracht der Kaiserzeit und die gesegnete Aemsigkeit des Bürgerfleißes ist in vollendetem Stil und mit köstlichem Humor dargestellt. In „Isabella von Aegypten, Kaiser Karl's V. erste Jugendliebe" herrscht die Mystik und die Schauerlichkeit vor, die seltsame Bralia, das Galgenmännchen machen einen seltsamen spukhaften Eindruck; desgleichen in der Geschichte: „Angelika die Genueserin, und Cosmo der Seilspringer", und in vielen andern Novellen waltet dieser geheime Schauer, unter denen auch gar wunderreizende, wie „Juvenis", „Owen Tudor", hervorzuheben sind. Die bizarre Darstellung möchte in „Halle und Jerusalem" und der „Gräfin Dolores" ihre Höhe erreicht haben. Wir dürfen Beides als bekannt, wenn auch jetzt nicht mehr viel gelesen, voraussetzen, und gehen nicht näher darauf ein. Man pflegt oft Bücher die dem Geschmack der modernen Zeit entgangen sind als nur für das Studium der Literaturgeschichte interessant anzunehmen. Damit beraubt man sich selbst um manch Schönes und Erfreuliches; denn die Literaturgeschichte studiren thut freilich in unserer überklugen Zeit nur der Lehrer und Schriftsteller derselben. Die Gebrüder Grimm, so hoch verdient um unsere literarischen Schätze, haben Arnim's Werke Hand in Hand mit Bettina geordnet und gesammelt, und ihm dadurch ein herrliches Freundesdenk-

mal gesetzt. Die Anmuth der Erzählungen ist noch bedeutend verstärkt durch die Verse, welche den Gang der Handlung nicht unterbrechen, sondern aufs melodischste weiter leiten, so in der „Gräfin Dolores", in den „Kronenwächtern". Das ist die natürlichste Erzeugung der Poesie, die ohne Affectation von selbst in Rhythmen fällt. Es mag individuell sein, aber es ist mir begegnet, die Prosa Arnim's und Brentano's, und insbesondere die glutvolle der Bettina, ganz ohne Absicht in Versen gelesen zu haben, und ganze Seiten lang kam ich aus diesem Rhythmus nicht heraus.

Die Inspiration vollster Liebessehnsucht und Jugendschwärmerei weht in aller Naivetät nur in Brentano's jüngsten Schöpfungen. Später schämt er sich gewissermaßen seiner Glut, und verfällt in eine quälende Ascetik. In „Ponce de Leon", einem Lustspiel spanischer Gattung, ist das Vorbild des „Lacrimas" nicht zu verkennen, welches glutenreiche Urbild der romantischen Schauspiele damals zu einer Zeit erschien, wo Fritz Stolberg's schwärmende Richtung den Keim angeregt hatte, der dann als Frucht das Recht mittelalterlicher Ritter- und Märchenpoesie geltend machte. Stolberg ergab sich dem Katholicismus, und überließ sich einer Richtung in welcher die Fürstin Gallizin mit Hemsterhuis das irrende, F. Jacobi das versöhnende Princip wurden. Die Heroen der Romantik: Novalis, religiös-mystisch, Tieck vor Allen glänzend, die beiden Schlegel, Fouqué, Arnim und Brentano, folgten mit Würde und übertreffender Größe den Spuren, deren Blumenpracht sich zuerst in dem „Lacrimas" ergoß. Das Sonett womit A. W. Schlegel dieses Schauspiel einleitet ist zugleich bezeichnend für die Fülle des Wesens der Romantik, und wir hoffen nicht zu viel zu wagen es hierherzusetzen, da es nicht Allen gegenwärtig sein möchte, und wenn es auch etwas überschwenglich das Lob eines ferner unbedeutenden Dichters singt:

An den Dichter des „Lacrimas".

Du kennst wol jene Frucht der sonn'gen Zone,
Die aus dem gold'nen Schoose grüne Sprossen
Empor läßt, wie zum Palmenwipfel, schossen,
Daß unter schatt'gem Baldachin sie throne.

Doch schafft, getrennt von ihrer Frucht, die Krone
Sich, wurzelnd, neu den würzigen Genossen,
Bewährend, daß, gleich durch sie hin ergossen,
Die süße Kraft im Kern, im Schmucke wohne.

So, Freund, will deine Dichtung mir gemuthen:
In jugendlicher Frühlingspracht verborgen
Hegt sie des fernen Himmelstrichs Arome.

Hier duft'ges Abendland, dort glüh'nder Morgen;
Dazwischen hauchen Lüft', und Meere fluten
Hin und zurück mit linder Sehnsucht Strome.

„Lacrimas" erschien anonym und gab viel auf zu rathen, da die Malerei und der üppige Duft der reichsten Phantasie all ihren Zauber wie ihren Wahn und ihr Uebermaß darin ausgegossen hatte, und zugleich die Leichtigkeit und Reinheit der Verse in den wechselndsten Rhythmen auf einen Meister in der Form, wenn auch nicht im lebendigen Geist der Romantik schließen ließ. Jetzt weiß man allerdings ziemlich allgemein, daß W. Schütz der Dichter ist. In diesem Sinn ergreift auch Brentano in seinem „Ponce de Leon" die romantische Feder. Es ist noch aller Reiz jugendlichen Uebermuths, die keckste Sinnlichkeit, die rührendste Frauenliebe in kindlicher Anmuth, der Rausch und das geheimnißvolle Walten heißer Liebestriebe darin, mit dem Humor behaglicher Theilnahme und der naiven Treue ehrlicher Diener freundlich verwebt. Die liebende, graziöse Valeria, die träumende Isidore, die lustige Melanie sind Schöpfungen jugendlichen Dranges; in Ponce de Leon vergegenwärtigt sich die schwankende Neigung zaubernder Jünglingsglut; Valerio und Porporino sind witzig und hülfreich zu rechter Zeit; auch die wunderlichen Grimassen spanischer Grandezza fehlen nicht, und Alles gestaltet sich gar zufriedenstellend und anmuthig zum Schluß, nachdem es sich in die buntesten Wirren mit Leichtigkeit und durch kecken Zauber erlöst geworfen hatte. Die eingeflochtenen Liedchen der Valeria sind sehr lieblich, besonders das einheimisch gewordene „Nach Sevilla" freundlich überraschend. Was der Aufführung dieses Stücks bei zweckmäßiger Leitung auch jetzt noch entgegensteht sehen wir nicht ein. Den Gestalten wohnt Feuer und Leben inne, und die Valeria wäre so recht eine Stelle für eine feine Schauspielerin, die allen Reiz der Mignon, alle Anmuth Zerlinens hineinlegen dürfte, und doch in des Dichters Gebild alle Berechtigung des Originals besäße. „Godwi oder das steinerne Bild der Mutter" ist, so viel ich weiß, der erste Roman Brentano's, den er unter dem Pseudonym Maria schrieb. Bei großen, überschwenglichen Schönheiten viel Verworrenheit und übergreifende Wildheit. Das Buch ist in Briefen geschrieben, in denen sich alle Charaktere ziemlich genau nuanciren, aber auch in Breiten der Reflexion ergehen welche ermüden und abspannen. Im zweiten Bande verliert sich das Ganze in eine unklare, oft absurde Bizarrerie, die den „verwilderten Roman", wie er auf dem Titel heißt, durch seine Verwilderung ungenießbar machen. Doch sind auch Abhandlungen darin voll erhabener Originalität. Im „Mosel-Eisgangslied", den „Mehren Wehmüllern" ist das Element der wunderlichen Genialität unverkennbar, aber die Producte derselben noch nicht geläutert. Groß als Poet ist Brentano erst in seinen wunderlichen Märchen. Der „Müller Radlauf", in welchem ein sinnig schönes Rheinlied gar anmuthig erscheint, „Rothkehlchens, Liebseelchens Ermordung und Begräbniß", voll Zartheit und Naivetät, die „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl", voll sinnigster Treuherzigkeit, „Das Myrtenfräulein", die reinste Kinderpoesie, und noch andere mehr, bekunden sich sämmtlich als echte Kinder einer heiligen Muse. Den höchsten Reiz und eine wahre Ueberfülle köstlichen Humors bietet das Märchen „Gokel, Hinkel und Gakeleia". Die Tiefe der deutschen Mythe erzeugt das lieblichste Gebilde in dieser wunderbar ahnungsreichen Dichtung. Alles was wir oben als die Empfindung welche Brentano auf den un-

befangenen Leser hervorbringt bezeichnet haben, läßt sich bei diesem Buche in jeder Beziehung anwenden. Humor ist eine Gabe der Götter, für ihren Besitz bedarf es des reinsten, natürlichsten, herzlichsten Kindersinnes, vereint mit der vollkommensten Urtheilsfähigkeit, des gereiften Verständnisses für alle Lebensbeziehungen. Der Humor stirbt immer mehr aus. Er wurde Ironie, jetzt ist er Satire, derbe, handgreifliche Satire geworden, die wirkt wol, aber so bitter, so verderblich, daß die schalkhafte Züchtigung welche der Humor unternimmt in ihren Folgen stets segensreicher bleiben wird. So reizend verwebt wie Geschichte und Mythe, Fabel und Legende, Lust und Leid, Ahnung und Wahrheit in dies Gebilde kindlicher Abenteuer sind, möchte es nicht leicht einem zweiten Dichter gelingen. Die wunderreizenden Bilder in feinem Steindruck, die zartinnigen Lieder und Reime erhöhen den Reiz des Ganzen ungemein. Große und kleine Kinder können Viel und Herrliches daraus schöpfen, und die deutsche Literatur besitzt einen gar köstlichen Schatz in dieser Dichtergabe. Selbst das Tagebuch der Ahnfrau, so unklar es Vielen sein mag, der süße Wehmuthsreiz geheimnißvoller Mystik dringt in das innerste Herz darin und das letzte Bild: das Aehrenfeld mit dem frommen Schnitter und die Kinderseelen von Sternen umleuchtet, auf Mohnblumenkelchen sich wiegend, die verklärte Mutter, die Nacht, dem Himmel nahe, die kranzwindenden Beterinnen, das entschlafene Büblein, und die sternsenkenden Engel, die Lilien und die ganze Fülle traumseliger Eingebung rühren mit Paradiesestönen, die den Gesang von Geisterchören:

O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit —

an das innere Hören der Seele tragen, das tiefempfindende Herz. Bis jetzt hat der Dichter Brentano nur zu uns gesprochen, und als solcher unsere Liebe erworben, der „Frühlingskranz des Clemens Brentano" zeigt uns den edelsten, herrlichsten Menschen. In seinen Jugendbriefen, insbesondere an Bettina, die uns auch diesen herrlichen Nachlaß schenkte, drückt sich ein kindlich reines Herz, die feurige Seele in Harmonie mit dem praktisch menschlichen Gefühl und dem klarsten Verstand aus. Die herzliche Geschwisterliebe spiegelt sich darin. Er erkennt Bettina's Begabung, ihre über alles Gemeine himmelhoch schwebende Genialität am verstehendsten an; aber er führt ihre Ueberspudelung mit linder Hand an die Quelle ruhigen Ursprungs zurück. Wer empfände nicht die weise Warnung wenn Clemens an Bettina schreibt:

Die Sitte kann keinem Menschen erlassen werden, sie ist eine Art Allerweltssprache, ohne die man nie verstanden wird; doch soll der Mensch in sie ebenso wenig von Jugend auf hineingeleimt werden als er ganz unfähig für sie werden darf. Aber schön ist es, wenn sie der Mensch mit freiem Willen ergreift, sie durch die schöne Eigenthümlichkeit seines Daseins veredelt, und so allen Andern in dieser allgemeinen Sprache sich selbst liebenswürdig und verständlich macht. Das Leben des Weibes ist fester und unbeweglicher als das Leben des Mannes. Das Weib berührt die Menschen näher und muß Segen über ihre Umgebung verbreiten.

Wir besitzen viele herrliche Lieder von Brentano, eins der schönsten ist das was E. v. Niendorf mittheilt, welches er einem kranken, gesangreichen Mädchen zum Andenken schrieb: „Bleib nur stille."

Die innige Gemeinschaft mit dem Gatten und dem edeln Bruder mußte auf Bettina's hochfliegende Empfänglichkeit herrlich wirken. Dieser Harmonie danken wir entzückende Töne. Von der Dichtertrias ist es nur Bettina die noch mit ihrem Reichthum in unsere dürftige Gegenwart hereinragt. Aber der dichterische Geist scheint als liebliches Erbtheil auf die holden Märchenerzählerinnen, ihre geistreichen Töchter, übergegangen zu sein, und Scheherasade's freundliche Gabe nicht in der genialen Genossenschaft auszusterben.

(Der Beschluß folgt.)

Musikalische Novellen von Theodor Hagen. Leipzig, Jurany. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine kleine Schrift des Verf. der vorliegenden Novellen: „Civilisation und Musik", welche vor drei Jahren erschien, wurde damals vom Ref. in d. Bl. angezeigt, und im Ganzen günstig beurtheilt. Es hat dieselbe seit dieser Zeit vielfache Verbreitung und Anerkennung gefunden, sie wurde sogar, wie wir hören, ins Englische übersetzt; aber auch heftige Widersacher haben sich dagegen erhoben, und noch vor ganz kurzer Zeit brachte ein musikalisches Journal einen Angriff dagegen. Die Ursache dieser letztern Erscheinung dürfte zunächst in der überwiegend französischen Bildung des Verf., in dem Anlehnen an moderne französische Theorien, welche dem deutschen Musiker nicht munden wollen, zu suchen sein. Hagen ist in den Principien schwach, er vermag Dem welcher mit der Foderung deutscher Gründlichkeit hinzutritt nicht zu genügen; unbestimmter und willkürlicher Gebrauch von Worten mit denen wir einen andern Sinn zu verbinden gewohnt sind gibt Veranlassung zu Misverständnissen; Vieles endlich erscheint ganz im Charakter französischer Theorie, obschon unmittelbar für das praktische Leben bestimmt, phantastisch und unausführbar. Bei alledem würde man, was auch in dem frühern Referat schon anerkannt wurde, Hagen großes Unrecht zufügen, wollte man diese Schattenseiten allein geltend machen. Vermag der Leser über das Gegebene hinauszugehen, und selbst zu ergänzen, vermag er was einen erschöpfenden Ausdruck bei dem Verf. nicht gefunden hat in seiner Ganzheit und Wahrheit zu erhaschen, so müssen ihm geistreiche Anregungen in Menge zugestanden werden, so muß, was die Hauptsache ist, die Grundanschauung jener Schrift bei allen Mängeln im Einzelnen, eine sehr fruchtbringende genannt werden.

Dieselben Eigenschaften begegnen uns auch in den vorliegenden Novellen, nur daß Hagen seit dieser Zeit dem deutschen Wesen näher getreten ist, und dadurch sich wesentlich ergänzt hat. Mit dem verstorbenen Director des hamburger Theaters Baison verbunden, war er beauftragt beim Antritt der Direction desselben neue Mitglieder für das hamburger Theater zu engagiren, und bereiste deshalb wiederholt fast ganz Deutschland; manche auf diese Weise gewonnene neue Beobachtung hat er hier niedergelegt. Schon früher bemerkte Ref., daß die hervortretendste Eigenschaft Hagen's eine feine Beobachtungsgabe ist; er hat seine Ideen durch die Welt und das Leben gewonnen. Reisen und ein bewegteres Leben unterstützten ihn hierin, und gewährten ihm bald einen weitern Horizont als sonst gewöhnlich in Deutschland, insbesondere auf musikalischem Gebiet gefunden wird; deutsche Innerlichkeit dagegen ist bei ihm nur in geringem Grade vorhanden. So

sind auch die vorliegenden Novellen nicht als poetische Erzeugnisse in höherm Sinne zu betrachten: sie können nicht beanspruchen ein Werk der Poesie zu sein; sie sind Resultate der Beobachtung und des Raisonnements. Der Verf. spricht Das selbst aus zu Anfang der Vorrede: „Wenn es wahr ist, daß sich die Wissenschaft mehr und mehr mit dem Leben vermitteln muß, soll sie die Rechte des Lebendigen in Anspruch nehmen, so möchte es um so geeigneter sein aus dem Born des letztern herauszuschöpfen, um die hohe Bedeutung, den wohlthuenden Einfluß der Wissenschaft ins hellste Licht zu setzen. Wie bekannt ist diese Idee in dem geistigen Entwickelungsproceß der Deutschen augenblicklich stark ausgesprochen, sogar tritt sie uns in der musikalischen Wissenschaft durch einzelne Richtungen in theilweise imponirender Art entgegen. In Bezug auf letztere Thatsache muß es nun um so auffallender erscheinen, daß gerade diejenige Form welche am geeignetsten ist obige Idee zur Anschauung und zur Geltung zu bringen, in den letztern Jahren am meisten vernachlässigt wurde. Ich meine die Roman- und Novellenform. Es ist wenig dafür gethan worden, und zwar aus verschiedenen Gründen. Einerseits haben die Versuche welche darin gemacht wurden nicht eindringlich genug die Nothwendigkeit dieser Form dargethan, andererseits war bisher unter den Fachmusikern die Ansicht vorherrschend, dergleichen Schriften hätten keinen für die Musik praktischen Nutzen; hauptsächlich aber erkannte man nicht den innigen Zusammenhang zwischen Kunst, Künstler und Gesellschaft. Man wußte nicht, daß die Gesellschaft den Künstler, der Künstler die Kunst macht, daß die praktische Ausführung dieser Idee den allein richtigen Weg angibt zum Verständniß alles Dessen zu gelangen was die Zeit in musikalischer Hinsicht darbietet."

Es ist in diesen Worten zugleich die Aufgabe der Schrift, der Inhalt derselben näher bezeichnet. Nicht eigentlich musikalischen Erörterungen begegnen wir, diese bilden wenigstens den kleinsten Theil; es ist die Stellung des Künstlers zur gegenwärtigen Welt im Allgemeinen, es ist der Zusammenhang „zwischen Kunst, Künstler und Gesellschaft, den der Verf. in gewissen musikalischen Richtungen und Typen unserer Zeit darzuthun sich bemüht". Die Schrift enthält fünf Erzählungen: „Karoline Reichmann." „Der Dorfmusikant." „Die Oper auf dem Kirchhofe." „Aus der pariser Gesellschaft." „Schreckliche Folgen." Die erste behandelt die Schicksale einer Primadonna, in welche zugleich die mehrer Künstler und Künstlerinnen verwebt sind. Die Zustände des Theaters, welche der Verf. aus eigener Anschauung so genau kennt, der Zwiespalt des künstlerischen mit dem äußern Leben, das stete Fluten und Wogen entgegengesetzter Leidenschaften ist gezeichnet. Die Erzählung ist eine der interessantesten und gelungensten des Buches, mit der nachfolgenden am meisten noch speciell musikalisch, und enthält auch im Einzelnen treffliche Bemerkungen. In der zweiten begegnen wir schon in „Civilisation und Musik" ausgesprochene Ansichten. Es wird der Gegensatz eines Tonkünstlers geschildert, der, in der großen Welt sich bewegend, die ursprüngliche Kraft und Gesundheit seines Gefühls einbüßt, und damit alle Productivität verliert, und eines Dorfmusikanten, welcher in den beschränktesten Verhältnissen dieses höchste Gut des Künstlers rein bewahrte, und darum ein Glück besaß welches jenem längst verloren gegangen war. Die dritte Erzählung ist ein wunderliches Nachtstück, mit welchem Ref. sich am wenigsten befreunden konnte. „In einem Zeitraum von einem Jahre", bemerkt der Verf. am Schlusse, „hatte man die Hauptmitglieder der Oper in Folge einer durch übermäßigen Genuß des Landweins erzeugten Schwindsucht auf den Kirchhof hinaustragen sehen. Die Leute hatten eine Art Colonie gebildet, in welcher eine anfangs veredelte, später aber entartete Sinnlichkeit zur Lebensaufgabe gemacht worden war. Die durch die theatralische Wirksamkeit bedingte Aufregung war hinzugetreten, um nach und nach ein Zurückführen in die naturgemäßen Grenzen unmöglich zu machen." In der vierten und ausgedehntesten Erzählung wird eine ursprünglich begabte Natur geschildert, die mit der modernen Gesellschaft in zu nahe Berührung tritt, und darum untergeht. „Aus den hoffnungsvollen Söhnen werden heutzutage immer Taugenichtse", schließt der Verf. diese Schilderungen, damit ein Verdammungsurtheil gegen die moderne Gesellschaft aussprechend. Auch hier sind die Schicksale anderer künstlerischer Persönlichkeiten eingewebt, eines Pianisten „der den fashionablen Damen während des Unterrichts vorschläft, oder geschieht Dies nicht, sich in eleganten Phrasen über die neueste Oper, das neueste Ballet, die neueste Sängerin ausläßt". Grundgedanke ist auch hier: daß die moderne Gesellschaft das Gedeihen einer wahrhaft musikalischen Natur nicht zuläßt. Die fünfte Erzählung endlich bringt für Den welcher das Leben kennt und viele Opfer fallen sah eine sehr beachtenswerthe Anregung: die insbesondere bei dem Künstler früh erwachende Sinnlichkeit, und die Folgen mangelnder Befriedigung, Wahnsinn, Tod. Das Mittel freilich welches der Verf. vorschlägt wird Mancher um so frivoler finden, als derselbe versäumt hat seinen Gegenstand tiefer zu erfassen, um mit Umgestaltung dieses letzten Mittels lieber Vorschläge zur Beseitigung des Uebels im Keime zu geben.

Ref. empfiehlt die Schrift vom musikalischen Standpunkt aus recht angelegentlich. Von diesem aus müssen wir derartige Erscheinungen willkommen heißen, da so äußerst wenig geschieht die Tonkunst unter solchen Gesichtspunkten zu betrachten; sie ist zugleich, da speciell Musikalisches nirgend vorkommt, einem größern Publicum zugänglich. Nach allem Gesagten wird der Leser Beruhigendes, Genußreiches, in sich Abgeschlossenes nur selten erwarten; die Sphäre des Verf. ist das Negative, er hat die verderblichen Einwirkungen der modernen Gesellschaft an sich selbst erfahren, er zeichnet sie, ohne sich überall befreien zu können, ohne überall eine höhere Lösung zu finden.

F. Brendel.

Notizen.

Eine Kriegsgeschichte von Frankreich

aus der Feder eines alten Zöglings der Polytechnischen Schule („Histoire militaire de la France, par *P. Giguet*") wird von den französischen Blättern mit einstimmigem Lobe begrüßt. Bisher haben die Geschichtschreiber aller Epochen in ihren Darstellungen immer die politischen mit den militairischen Thatsachen vermischt; in dem vorstehenden Werke ist die äußerst schwierige Trennung beider Materien zum ersten male versucht. Für die ältere französische Kriegsgeschichte, die im ersten Bande (Periode 1—7) enthalten ist, standen dem Verf. manche verdienstliche Vorarbeiten zu Gebote; für den zweiten Band (Geschichte der Feldzüge der Republik und des Kaiserreichs) sind als sichere Quellen die Memoiren des Generals Foy, Jomini's und Napoleon's benutzt: die wissenschaftliche Anordnung aber und die gediegene und warme Darstellung sind Giguet's ausschließliches Verdienst; auch sind die durch das schöpferische Genie Napoleon's in die Kriegskunst eingeführten Modificationen mit besonderer Feinheit dargestellt. Giguet's Buch ist vom Kriegsministerium mit einem Preise gekrönt worden.

Statistisches über die Bedürfnisse von Paris.

Für den Unterhalt von Paris sorgen 601 Bäcker, 400 Fleischer, 1720 Restaurateurs und Garköche, 3182 Wein-, Bier- oder Liqueurhändler löschen seinen Durst; 5812 Schneider und Nähterinnen arbeiten an den neuesten pariser Moden, 1918 Hutmacher verfertigen eine anständige Kopfbedeckung, und 3010 Schuhmacher versorgen die Hauptstadt mit Schuhwerk. Im Ganzen hat Paris 32,602 bewohnte Häuser, 22 Theater, und seine Bewohner schlafen in 617,402 Betten. Wie soll man auf diese letztern eine angebliche Bevölkerung von beinahe 900,000 Menschen vertheilen? 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 212. — 4. September 1849.

Achim von Arnim, Clemens Brentano und Bettina.

(Beschluß aus Nr. 211.)

Der „Briefwechsel mit einem Kinde" hat großes Aufsehen erregt, und viele Anfechtung gefunden. Goethe hat so viel hervorgerufen, so unzähligen Stoff für Alles und Alle gegeben, wie kommt es, daß man einer Apotheose der Leidenschaft für ihn aus Kindermund so wenig Wahrheit zutraute? Man muß bekennen, daß Goethe wol geeignet sein mochte der Liebesgewalt im weiblichen Herzen Herrschaft zu erwirken, von dem naiven Gretchen, der munter-graziösen Lili, der sentimentalen Friederike bis zu der idealen Korona, der holdernsten v. Stein, Alle haben seine Macht gefühlt, und eine Prinzessin Leonore selbst ist nicht undenkbar in dem langen und glorreichen Leben, deren Engelshoheit doch menschlich warm fühlt. Die liebende Sehnsucht zarter Frauenseelen tönt aus vielen Variationen, warum mistraut man der ganz reinen, ursprünglichen, wenn auch gewaltsamen Leidenschaft eines südlichen Kindes? Bettina ist italienischer Abkunft und von dichterischem Geschlecht. Ihre Großmutter war Wieland's Jugendgeliebte, und die Verfasserin der „Sternheim", Clemens Brentano's Gattin, die vielbegabte dichterische Mereau; die Natur löst aufs einfachste die Räthsel der Außerordentlichkeit. Auch die „Günderode" ist Wahrheit mit seltsamen Blüten und Ranken der Dichtkunst phantastisch durchwebt. Welche herrlichen Schilderungen des innern Menschenlebens, wie kühn sind die ganz verborgenen Kräfte psychischer Gewalten ans Leben gebracht; was nur der bevorzugte Mensch ahnt, Das spricht Bettina unbefangen aus. Die Flammen ihrer Begeisterung schlagen mächtig ein in den hohen starken Sinn der Günderode, die trägt und nährt sie mit prophetischem Geiste. Man kann nichts Schöneres, und doch grausenerregend Geisterhaftes lesen als die Schilderung von dem Tod der Günderode, den Bettina der Frau Rath schreibt. Wer will so genau rechten, ob es der Rhein, oder wie in der That der Main war der ihre schöne Leiche empfing? Oft zuckt man zusammen bei den Blitzen von Bettina's Offenbarungen, oft jauchzt man auf, hingerissen von dem Rhythmus göttlicher Lust. Sie hat mit bedeutenden, ja den bedeutendsten Männern Deutschlands zusammengelebt, stets harmlos bleibt sie und sie selbst, auch bei den tiefsten Anregungen. Sie hat für Musik ein Gefühl, eine Sprache die in die tiefsten Geheimnisse derselben dringt. Man begreift wie Beethoven sie heftig lieben, ihr für die Erkenntniß danken kann die sie ihm über seine eigenen Schöpfungen gegeben. Sie studirt Musik mit Beethoven und Winter, und begeistert durch ihr Feuer die Musiker; sie tändelt anmuthig mit dem Philosophen Jacobi; sie pflegt den kranken Tieck; sie hilft den hochherzigen Tirolern, und lebt im geistigen Liebesbund mit dem edeln Domherrn Stadion; sie redet kühn und kräftig zu den Fürsten; sie sitzt zu Schleiermacher's Füßen; sie ehrt die Mutter Goethe's mit köstlicher Kindesliebe; sie dichtet und schwärmt mit der Günderode; sie liebt wie nie wieder ein Kind lieben, und nie wieder ein Dichter geliebt werden und nie eine Frau den himmlischen Muth haben wird es zu verkünden; sie liebt Goethe, und Mignon und Bettina sind seine reizendsten Geschöpfe. „Dies Buch gehört dem König" ist socialistischen, religiösen und humanen Tendenzen geweiht. Bei vielen Schönheiten ist es doch matter gegen die vorhergehenden, Bettina mehr eigenthümlichen Werke. Wie die heilige Elisabeth trägt Bettina den Korb der Almosen und der erbarmenden Liebe am Arm, dessen Inhalt sich wie bei jener oft in die Rosen der Dichtkunst verwandelt, aber den eigentlichen Zweck die Hungernden zu speisen mildthätig im Auge behält. Daß die edle Frau auch bei aller Genialität das Elend der Gegenwart fühlt, daß sie das Herz bei aller Glut überströmender Leidenschaft warm behält für die naheliegenden Uebel der Zeit, wie ist es gerade bei ihr so rührend, und zur Theilnahme überzeugend! „Ilius Pamphilius und die Ambrosia", ihr neuestes Buch, enthält die Briefe mit einem jungen Poeten, Nathusius, gewechselt, die von Seiten der Ambrosia noch alle Frische jugendlicher Lebendigkeit bewahren, aber bedauern lassen daß ihre rasche liebevolle Empfänglichkeit für das Genie keinen stichhaltigen Gegenstand fand. Es sind auch von Seiten des jungen Mannes gar liebliche Briefe darunter; aber doch erscheint seine Natur der ursprünglichen Natürlichkeit und Wahrheit der ihrigen gegenüber heterogen, wir möchten sagne prätentiös-modern. Sie gibt dem „Pamphilius" viele Auf-

klärungen und Andeutungen wie sie aufgenommen und verstanden sein will, und die mögen immerhin die übrige Welt auf die rechte Bahn leiten wie außergewöhnliche Wesen auch außergewöhnlich aufgenommen werden müssen. Die Wahrheit, die mit Kühnheit und Geistesgröße ausgesprochene Wahrheit, die sich nicht fürchtet vor den tausend und abertausend Spießen der Philister, Das ist Bettina's Evangelium. Das was die Welt unter Wahrheit versteht ist Beschränktheit, knappe Aufrichtigkeit, mühsames Laviren zwischen der großen Tageslüge und den kleinen Offenherzigkeiten falscher Demuth. Bettina verkündet die Wahrheit Gottes die sich ihre Apostel erwählte in der Natur und den Sternen und den Seelen großer Menschen, und in tausend Stimmen an das Herz ruft; aber das Herz ist ganz taub geworden in all dem eifrigen Suchen und Drängen nach Glück und den andern Gütern die nimmer gefunden werden, da hört es die Stimmen nicht, und ist ganz dumm, und weist die nahste Götterliebe als tolles Gespenst zurück. Ein geistreicher Mann sagte einmal zum Trost für eine verkannte Außergewöhnlichkeit: „Wer zu den Sternen fliegt muß sich gefallen lassen, daß die Menge mit offenem Munde nachsieht und ihn für toll erklärt." Aber Das ist kein Trost, Das ist Klage; denn ist es nicht schlecht bestellt, wenn die Weisheit Tollheit, und das Himmelslicht Irrlicht genannt wird? Es muß wol so sein, daß es die ewige Ordnung des Alls nicht stört, wenn die Stimme die Gott am lautesten zu den Menschen ertönen läßt am wenigsten verstanden wird, und abprallt an dem Felsenherzen, das untergeht in dem wirren Getümmel all der Weltsorgen die die Menschen isoliren, und ferne schleudern vom Himmel. Wahrheit ist nicht auf Erden. Seht um euch in das Nächste und das Fernste, in die großen Begebenheiten des Staats und der Kirche, in die kleinen des gesellschaftlichen Daseins: an der Lüge scheitert die Einheit, die Vollendung, die Gottähnlichkeit. Und so lange Dies Thatsache bleibt kann die eingeborene Reinheit der Offenbarung durch Natur und Menschen nicht Wirklichkeit werden. Wieder ist die Zeit des Sturmes da, die Elemente rasen, die Menschen zittern, beten oder fluchen, die ohnmächtige That rafft sich langsam auf um endlich zum Vollbringen zu kommen, die Völker waffnen sich, die Throne wanken, große Begebenheiten vernichten das kleine, mühsam Errungene, das Schicksal ruft und die Geschicke zittern, nur Wahrheit führt zur Einheit, zur Freiheit und zum Frieden, Wahrheit von oben, Wahrheit hinauf; das Elend der Zeiten ist Hinterlist, Feigheit und Lüge. Möge die Zukunft nicht ferne sein, wo jedes große offene Geständniß ein edles ist, wo der Geist wie und wo er sich offenbart warme empfängliche Herzen findet, wo die Elemente nicht mehr streiten und in verderblichem Kampf wüthen, sondern in der Einigung aller Kräfte, aller Bestrebungen jene Freiheit des Geistes errungen wird die allein die beglückende ist.

64.

Die politische Presse in Böhmen.

Die Gegenwart ist wenig geeignet größere literarische Werke zu produciren, alle Aufmerksamkeit und Thätigkeit zersplittert sich vielmehr in der Journalistik. Am auffallendsten und schlagendsten hat Dies die czechische Literatur erfahren: seit dem März v. J. ist außer Palacky's böhmischer Uebersetzung des ersten Bandes seiner Geschichte (darin ist nur die Vorrede und Einleitung Original), welche übrigens schon längst vor dieser Zeit fertig war, und der schon im J. 1847 gedruckten „Literaturgeschichte" von Jungmann ein größeres Werk bis auf die neueste Zeit nicht erschienen; ja wie die Sachen standen, fehlte es offenbar an Männern welche überhaupt Etwas schrieben. Daß der erste Freiheitstaumel zu ernstern Arbeiten unfähig machte, ist kein Wunder; seit aber der Reichstag sämmtliche Kräfte der czechischen Literatur nach Wien und Kremsier zog, zeigte sich ein solcher offenbarer Mangel an Schriftstellern selbst für den täglichen Bedarf, daß die umfänglichsten Zeitungen nur mit Mühe einen und den andern Leitartikel lieferten, während die laufenden Tagesneuigkeiten von den allerjüngsten Kräften bearbeitet werden mußten. Die „Národní Nowiny" hatten einmal in 14 Tagen vier verschiedene Redacteure, da Einer nach dem Andern in den Reichstag abgerufen wurde, und zuletzt war es sogar schwer einen würdigen Namen an die Spitze des größten czechischen Journals zu bekommen. Unter solchen Umständen war und ist natürlich die periodische Presse immer noch der fast einzige Repräsentant literarischer Thätigkeit bei den Czechen. Es dürfte demnach nicht uninteressant sein eine kurze Skizze der czechischen Journale in diesen Blättern mitzutheilen.

Der 11. März fand folgende böhmische Journale vor:

1. Die „Prager Zeitung", ein kleines, erbärmliches officielles Blatt, etwa in der Gestalt des tauchaischen Wochenblatts, ward von Hawliczek redigirt, der mit allerhand Taschenspielerkünsten den Pferdefuß überall durchblicken ließ, und mit der verbissensten Ironie das Widerwärtige hoch anpries, und das Erbärmliche mit erheuchelter Bewunderung anstarrte, dafür aber, da man hinter jedem verzwickten Wortspiel einen tiefern Sinn suchte und fand, seiner geistigen Gewandtheit nicht blos großes Ansehen, sondern auch gar manche bittere Pille von Seiten der Behörde erwarb. Es herrschte Ein Urtheil über das Blatt, daß es seit Czelakowsky nicht so gut gewesen war; auch hatte sich die Abonnentenzahl von 200 bald auf nahe an 800 gehoben. Dieses Blatt ging in Folge der veränderten Zeitverhältnisse mit Anfang Mai in eine andere Redaction über, da Hawliczek ein selbständiges Blatt gründete, freilich auch seine Abonnenten dem frühern Blatte entzog, sodaß es mit Ende Juni aufhörte.

2. „Wčela" (die Biene), ein belletristisch-literarisches Beiblatt des ebengenannten Journals, welches, auch von Hawliczek redigirt, genau dasselbe Schicksal hatte, aber erst mit Ende des J. 1848 zu Grunde ging, nachdem es in dem zweiten Halbjahre ein äußerst kümmerliches Dasein gefristet hatte.

3. „Kwety" (die Blüten), redigirt von Storch und verschiedenen Andern, ein belletristisch-literarisch-kritisches Blatt mit zahlreichen Correspondenzen im slawischen Sinne und vielen Notizen, einst weit ausgebreitet und zu der damals in Böhmen unerhörten Abonnentenzahl von mehr als 1200 hinaufgebracht, war es vor Hawliczek's Uebernahme der „Prager Zeitung" das einzige kräftige Journal, das wenigstens Leben und Geschick zeigte; obgleich es durch allzu häufigen Wechsel der Redacteure sich selbst untergrub, und zu keinem festen Charakter heranwuchs. Auch dieses Blatt vermochte den Stürmen der Zeit nicht zu widerstehen, die Leiter desselben hatten weder das Geschick noch den Muth es großartiger zu gestalten, und so verfiel es immer mehr und mehr, und sank mit Ende October ins Grab. Zwar versuchte man die vorhandenen Abonnenten durch ein sogenanntes „Morgenblatt" zusammenzuhalten; allein sie liefen auch nach einem Vierteljahre davon.

Andere Tagesblätter von irgendwelcher Bedeutung gab es nicht. So starb die alte Generation ganz aus um einer neuen Platz zu machen. Der rothe Verbindungsfaden war

4. Der „Musejnik" (Zeitschrift des böhmischen Museums), redigirt von Wocel, einem durch einige edle Dichtungen, sowie durch zahlreiche antiquarische Studien ausgezeichneten Manne. Als auf Kosten des Museums erscheinendes und den Mitgliedern des Fonds zur Herausgabe guter böhmischer Bücher unentgeltlich zugetheiltes Organ konnte diese Zeitschrift nicht zu Grunde gehen, und nur dieser Umstand rettete ihr das Leben, nachdem fast ein halbes Jahr lang kein Heft desselben sich gezeigt hat. Die Zeitschrift sollte in Monatsheften erscheinen; aber schon im April gerieth sie ins Stocken, und Niemand dachte an ihre Fortsetzung. Erst mit Anfang dieses Jahres wurde beschlossen künftig wenigstens vierteljährig ein Heft erscheinen zu lassen, was denn auch wirklich eingehalten wird. Auf diese Weise ist eigentlich auch die Museumszeitschrift gestorben; denn Das heißt kein Leben für eine Zeitschrift. Doch ist jetzt schon eine Auffrischung derselben in Anregung. Man verlangt, daß sie wiederum monatlich erscheine, und den Zeitfragen sich näher anschließen soll.

An die Stelle dieser Verschiedenen traten nun folgende Blätter:

1. „Národní Nowiny" (Nationalzeitung), Redacteur der auch in Deutschland bekannte oder vielmehr berüchtigte Hawliczek. Es dürfte am Orte sein über diesen eigenthümlichen Charakter, in dessen Hand viel gelegen ist, ein paar Worte zu sagen. Geboren in dem radical-czechisch gesinnten Städtchen Humpolec, wo seine Mutter noch das von ihrem Manne ererbte kaufmännische Geschäft betreibt, war Hawliczek zum Priesterstande bestimmt, und brachte es bis in das erste Jahr der theologischen Studien. Sein charakteristisches Aeußere, und die noch schärfer hervortretende Individualität seiner kurzen, abgerissenen Sprech- und Darstellungsweise, die harte Gesticulation, die besonders im Affect grell hervortritt, hatten schon auf den Studenten aufmerksam gemacht. Aber die theologische Disciplin sagte ihm so schlecht zu, daß er nach längerm Widerstreben der Aeltern den Plan durchsetzte nach Rußland als Erzieher zu gehen, um dies Land und Volk, zu welchem sein aufgeregtes slawisches Gefühl eine starke Zuneigung hatte, kennen zu lernen. Unter lächerlichen Schwierigkeiten ging er nach Prag mit dem Vorsatz durch persönliche Anwesenheit den nothwendigen Gubernialpaß eher zu erlangen, um dann auf gut Glück nach Moskau zu eilen. Von dem einzigen Freunde in Prag gut aufgenommen erfuhr er unter Anderm bei einem Besuche Schafarik's, daß der russische Slawophile und Historiograph Pogodin in den nächsten Tagen durch Prag kommen würde, und für seinen Sohn und den eines seiner Collegen in Moskau einen Hauslehrer suche. Die Gelegenheit war vortrefflich, das Glück ausgezeichnet. Pogodin kam, nahm den jungen Czechen nach Wien, und schickte ihn von da über Galizien nach Moskau, nachdem er ein Zusammentreffen in Lemberg oder Brody verabredet, damit von da ab die Reise gemeinschaftlich gemacht werden könnte. Allein die Alles durchschnüffelnde Policei der damaligen väterlichen Regierung hatte auch auf den jungen Russenfreund ihr wachsames Auge gewendet, und aus väterlicher Vorsorge seinen gut östreichischen Leib nicht russischen Knutenhieben auszusetzen, hielt sie es für nothwendig Hawliczek in Lemberg ohne Weiteres anzuhalten, und seine Weiterreise durch mehr als zwei Monate zu verhindern. Bitten und Beschwerden blieben fruchtlos, man gab ihm keinen Paß. Endlich nach fast dritthalb Monaten und erschöpft an Leib und Seele empfing der junge Czeche die Papiere, und flog mit dem letzten Gulden in der Tasche über Brody nach dem altehrwürdigen Kiow. Schon ein paar Stationen vor dieser Stadt fiel seine slawische Liebhaberei der Policei auf, und brachte ihm das Glück, daß er in Kiow abermals ein paar Monate auf die policeiliche Gnade warten mußte. Tag für Tag belagerte er hier das Policeigebäude, berief sich auf die Richtigkeit seiner Papiere, auf den kaiserl. russ. Staatsrath Pogodin; aber kein Mensch wollte von ihm Etwas wissen. Der Arme wußte nicht, daß ein paar Silberrubel diesem elenden Jammer ein rasches Ende gemacht hätten; da zieht er das letzte Register, und geht in der Verzweiflung zum Gouverneur. Dieser, persönlich mit Pogodin befreundet, und der slawischen Richtung desselben zugethan, hörte die schlichte und wahrhaftige Darlegung des jungen Czechen mit sichtlich wachsender Theilnahme an, begann sogleich slawisch sich mit ihm zu unterreden, ließ den Policeimeister zornentbrannt augenblicklich vorrufen, und nach einer tüchtigen Strafiection gegen diesen ward der hoffnungsvolle Slawe mit großer Auszeichnung allsogleich auf die Post geführt, mit allem Nöthigen versehen, und eilte nun nach dem hunderthürmigen Moskau. Nachdem er hier eine Zeit lang zugebracht, und Rußlands Sitte und Weise tüchtig kennen gelernt, kehrte er vor zwei Jahren nach Hause zurück, bereichert mit einer großen Lebensanschauung, und beseelt von heißer Liebe zum Slawenthum. Seine ersten Artikel über Rußland zeigten keine Begeisterung für das Land, wenigstens nicht für seine privilegirten Stände; mit desto größerer Bewunderung aber sprachen sie sich über den Charakter des russischen Volks aus, in welchem sie den Typus einer schönen Menschlichkeit gefunden; desto schärfer prägte sich in Allem die Auffassungsgabe und das zersetzende, ironisch-spöttische Wesen seiner Schilderungsweise aus. Dies und eine Reihe der bissigsten Epigramme auf arge Misstände in Böhmen und Oestreich, die natürlich nur im Manuscript von Hand zu Hand gingen, lenkten die Aufmerksamkeit auf den kaum vierundzwanzigjährigen Jüngling, welchem endlich der neue Pachter der Staatszeitungen die Redaction des böhmischen Blattes anvertraute. Hier legte Hawliczek den ersten Grund zu seiner spätern Stellung. Nach wenigen Monaten war sein Ruf sichergestellt, und nun entwickelte er eine rasche Thätigkeit. Das Erscheinen der „Národní Nowiny" ward von allen Seiten mit Beifall begrüßt; die Unterstützung des Blattes war allgemein, und der Nationalausschuß empfahl es sogar den sämmtlichen Gemeinden des Landes. Bald stieg die Abonnentenzahl über 2000, was bis dahin in der böhmischen Sprache unerhört war. Der Nationalausschuß hatte in diesem Blatte sein kräftigstes Organ für das böhmische Publicum, und als hierauf der Reichstag ausgeschrieben wurde, waren es zum großen Theil die Candidaten dieser Zeitschrift welche in den verschiedenen Kreisen Böhmens gewählt wurden. Treu der im Nationalausschuß herrschenden Politik war auch Hawliczek unter den Deputirten, unter denen er besonders darauf seine Wirksamkeit verwandte, eine Verbindung zwischen der böhmischen Rechten und den bisher ministeriell gesinnten ruthenischen Bauern gegen die deutsche Linke und die radicalen Polen zu ermitteln. Dies gelang vollkommen, und schuf insbesondere die große moralische Gewalt der Rechten. Und in dieser Politik erblickte und erblickt die „Národní Nowiny" noch jetzt eine der wichtigsten Aufgaben der östreichischen Staatsentwickelung. Was ihre Politik gegen Deutschland und die Deutschen in Oestreich betrifft, so ist sie wol mehr verschrien als sie eigentlich verdient. Die ungemessene Heftigkeit Hawliczek's gegen die auf die deutschen Erbländer Oestreichs hinübergreifenden Frankfurter hat ihm dieses Renommée verschafft; sein eigentliches Streben war diese Tendenzen zu vereiteln, und Böhmen und die andern slawischen Provinzen von Deutschland loszureißen. Dabei schonte und schont er weder Person noch Sache, häufte Spott, beißende Ironie, Hohn und Anklage aufeinander, und stand besonders mit den Deutschgesinnten in Böhmen und Oestreich überhaupt im heftigsten Streite, der nur mit dem bittersten Hasse endigen konnte. Manches kam wol überdies auf seine Rechnung was ihm nicht eigentlich angehörte; aber dennoch mit Recht: denn was die größtentheils von ihm verfaßten Spottlieder gegen das Frankfurter Parlament und die deutsche Nation für Einfluß gehabt, ist unberechenbar, und wirkt noch in diesem Momente, wo man jeden Augenblick die schlagendsten derselben auf öffentlicher Straße zu hören bekommt. So repräsentirt

die „Národní Nowiny" das äußerste Maß des Nationalstrebens in Böhmen, während sie in politischer Hinsicht gegenüber von Deutschland conservativ, gegenüber von Wien dagegen oppositionnell ist. Gegen die republikanische Partei unter den Czechen selbst tritt die Zeitung ebenso heftig auf wie gegen die in Deutschland, und beschuldigte sie noch neulich laut der Verbindung mit den deutschen Anarchisten. Auf der andern Seite aber führt sie wiederum gegen das centralisirende Ministerium eine Sprache welche ihr erst kürzlich die Confiscation und das Verbot zuzog. Die sogenannte Politik der Reichstagsrechten repräsentirt die Zeitung nur theilweise; denn sie behält sich in jeder Hinsicht Selbständigkeit vor.

2. „Pokrok" (Fortschritt), ein politisches Organ, welches Graf Thun im Mai v. J. als Gubernialpräsident zu gründen versuchte, um sowol der „Národní Nowiny" als der damals noch existirenden böhmischen „Prager Zeitung" ein Gegengewicht zu geben; das Blatt erschien aber nur fünf mal, weil die einfallenden Pfingsttage ihm plötzlich ein Ende machten.

3. „Prazské Nowiny" (Prager Zeitung), officielles Regierungsblatt und als solches die Fortsetzung des obenangeführten. Es erschien anfangs unter der Redaction des ehrenhaften und liberalen Erben, vermochte aber wegen seines viel zu hohen Preises und seines gar zu geringen Umfangs mit den übrigen Blättern nicht zu concurriren, sodaß es etwas über 80 Abonnenten zählte. Darin fand Erben Veranlassung sich von dem Blatte zurückzuziehen, und nun wird es (natürlich auf Kosten der Regierung) von einem Beamten nicht ohne Geschick, allein mit keinem bessern Erfolge geführt. Einfluß oder gar politische Meinung kann und darf das Blatt nicht haben, sodaß die großen Auslagen für dasselbe offenbar weggeworfen sind.

4. „Noviny Lípy Slovanské" (Zeitschrift der Slovanská Lípa), im vorjährigen Mai als publicistisch belehrendes und unterhaltendes Blatt gegründet, verwandelte der Lípa-Verein dieses sein Organ mit Anfang Januar in eine politische Zeitung, welche durch Radicalismus und Energie Aufsehen erregte, allein leider durch Taktlosigkeit und nachlässige Redaction sich schnell discreditirte. Der Verein hatte mit dem Blatte ein paar Tausend Gulden Schaden, bis das neue Preßgesetz und durch die in demselben vorgeschriebene Caution ihn auf eine nur theilweise ehrenvolle Art von dieser Last befreite. Jetzt wird die Caution zu einem Wochenblatt gesammelt, wobei man freilich das Scandal erlebt, daß nicht einmal die hierzu nöthige Summe zusammenkommt.

5. „Vecerní List" (Abendblatt), ein mit vielem Fleiß redigirtes radicales Tageblatt, das manchmal in vielen Tausend Exemplaren verkauft worden ist, regelmäßig aber eine Auflage von 2000 Exemplaren hatte. Wie wenig Liebe dieses Blatt sich bei den Behörden zu erwerben wußte, geht unter Anderm aus zwei Ereignissen am deutlichsten hervor. Der Redacteur, ein junger, gewandter Mann, nahm das Pseudonym Liblinsky an, weil dies dem Redacteur eines böhmischen Blattes angemessener war als sein eigentlicher Name Knedlhans; monatelang hatte der Name Liblinsky auf dem Blatte gestanden, als bei einreißender Reaction unter dem Gouverneur Grafen Thun mit sichtlicher Malice ihm der Befehl zugeschickt wurde seinen wirklichen Namen auf dem Blatte zu nennen. Noch schlagender ist das gegenwärtige Ereigniß: Wegen Nichtlegung der Caution wurde das Forterscheinen des Blattes eingestellt; jetzt ist bereits 14 Tage die Caution gelegt, und noch kann man die Erlaubniß zum Forterscheinen*) nicht erringen; energische Schritte verbietet der Belagerungszustand.

Außer diesen Blättern erscheinen noch manche andere kleinern Umfangs und ohne Bedeutung, wie die durchaus reactionnaire „Bauernzeitung", „Dorfzeitung", der „Blastimil" u. dergl. Letztere Zeitschrift wurde von einer Anzahl reicher Männer mit großen Opfern ins Leben gerufen. Man schickte sie monatelang den Leuten unentgeltlich ins Haus, ließ sie zu Spottpreisen an den Straßenecken verkaufen, durch Geistliche und Aemter auf dem Lande empfehlen, kurz, verschwendete Summen an Geld und Kräften, ohne daß nur irgend ein Lesepublicum für dieselbe geschaffen wurde. Dies allein bezeichnet zur Genüge den Charakter der böhmischen Nation. Reactionnaire Blätter scheut man wie die Pest, und selbst seine Neugierde wagt man nicht daran zu befriedigen. Ueberblickt man auf diese Weise die periodische Presse in Böhmen, so läßt sich nicht leugnen, daß eine Art milder Terrorismus über derselben liegt, welchen zu überwinden es der Regierung durchaus nicht gelingen will. Aber dieser Terrorismus liegt nicht in den Personen noch in dem System, sondern lediglich in dem Charakter des Volks und in dem glücklichen Umstande, daß die Meinungsverschiedenheit der liberalen Partei bis jetzt sich noch so wenig hervorgethan hat in der gegenseitigen Bekämpfung, die jedesmal nur zum Schaden der liberalen Sache selbst ausfällt, daß die Nation noch jetzt wie aus Einem Gusse geformt dasteht. Und darinnen liegt das große Geheimniß der beispiellosen Eintracht und Gleichgesinntheit im böhmischen Volke, welche so oft in den verschiedensten Lagen sich bewährt hat; darin liegt auch die sicherste Garantie, daß das böhmische Volk einer raschen aber consequenten politischen Bildung zugeführt wird. Was seit dem März 1848 für Samen in diesen frischbebauten Acker ausgestreut worden, wie er rasch aufgegangen ist und nun schon anfängt Früchte zu tragen, Das zu beobachten ist eine wahre Herzensfreude. Würde die östreichische Regierung nur einen Theil Dessen fassen was hier vorgeht, sie würde ganz anders auftreten, um „an der Spitze der Bewegung" zu bleiben. 63.

*) Es erscheint seit Mitte Juni wieder; aber sein Redacteur, Liblinsky-Knedlhans, ist als Gemeiner zu den Soldaten abgeführt worden.

Lesefrüchte.

Die Kunst Genies zu erzeugen.

Der spanische Philosoph Huarte gibt in seinem Buche „Examen de ingenios para las ciencias" die genauesten Anweisungen kluge Kinder in die Welt zu setzen. Jöcher nennt dasselbe ein „nettes Werk", und Lessing sagt darüber: „Ein gutes Pferd schlägt die hellsten Funken wenn es strauchelt." Wir wollen hier einige Funken aus dem Geiste des berühmten Spaniers zum Besten der künftigen Generationen leuchten lassen. „Wer Kinder mit großem Verstand haben will muß gesalzenes Brot vom feinsten Mehl essen; Lachs, Lampreten und Aale geben Sprößlinge mit vorzüglichem Gedächtniß." S. 427 der italienischen Uebersetzung heißt es weiter: „Il seme si genera di parti delicatissime", wenn man Tauben, junge Ziegen, Knoblauch, Zwiebeln, Rettig, Pfeffer, Essig, weißen Wein, Honig und alle Arten von Gewürzen genießt, Das gibt Kinder mit der trefflichsten Einbildungskraft. Allein Nichts geht über rechtzeitig getrunkene Ziegenmilch: „Ma se veramente i padri desiderassero di generare un figlio savio et di buoni costumi, dovrebbero sei o sette giorni prima della generazione mangiare latte di capra." Auf die Mütter scheint bei alledem keine Rücksicht genommen zu sein, was vielleicht auch nicht nöthig ist, wenn die Väter sich nur streng an obige Vorschriften halten.

Scott, Hugo und Sue.

Bei Beurtheilung von Sue's Roman: „Les fanatiques des Cevennes", welcher unter dem Titel „The protestant leader" übersetzt ist, sagt ein englischer Kritiker: „Walter Scott schenkt uns den alten Wein der historischen Dichtung ein; Victor Hugo setzt uns in „Notre Dame de Paris" Alkohol vor; Eugen Sue verführt und reizt sein grobsinnlicheres Publicum, indem er ihm Terpentingeist eingibt. Alle drei Flüssigkeiten sind gewaltige Spirituosa — aber welcher Unterschied in ihren Eigenschaften, bei der Abrechnung nach dem Zechen, im Kopfschmerz und Sodbrennen des nächsten Morgens!" 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 213. — 5. September 1849.

Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster Artikel.

Dieses in seiner Tendenz bedeutsame, in seiner Form höchst eigenthümliche Unternehmen knüpft sich an das von der Verlagshandlung großgezogene „Conversations-Lexikon" und dessen Nebenzweige an, und ist gleichsam als ein Resultat aller jener langjährigen und ineinander greifenden Bestrebungen zu betrachten. Weder die Vereinigung einer so ungemein großen Anzahl ausgezeichneter schriftstellerischer Kräfte, noch eine so umfassende Theilnahme des Publicums, wie es natürlich ein derartiges Werk erfodert, dürfte ohne den Boden der frühern Unternehmungen, die der Verlagshandlung ein ausgebreitetes Netz literarischer Verbindungen und das Zutrauen des Publicums erwarben, möglich gewesen sein.

Um Idee und Plan des vorliegenden Werkes anschaulich zu machen, sei es uns darum vergönnt einige Andeutungen über den ganzen Complex jener Unternehmungen zu geben. Schon 1832 faßte die Verlagshandlung den Entschluß, statt der frühern, den verschiedenen Ausgaben des „Conversations-Lexikon" beigefügten Supplementbände, demselben ein in sich abgerundetes Nebenwerk an die Seite zu stellen, welches nicht nur das Hauptwerk vor dem Veralten schützen, sondern zugleich dem deutschen Volke ein umfassendes, selbständiges Bild von den Erscheinungen, Strebungen und Persönlichkeiten der Epoche von 1830 geben sollte. Der Zeitpunkt für diese erste encyklopädische Darstellung der Zeitgeschichte im Interesse der allgemeinen Volksbildung war trefflich erkannt worden. Die Julirevolution in Frankreich hatte eine neue Phase des politischen Lebens begründet; der öffentliche Geist erhob sich allenthalben aus dem Schlummer in welchen ihn die Restaurationsjahre gelegt hatten; der Drang nach wissenschaftlicher Bildung und nach Erkenntniß der Institutionen und Zustände des öffentlichen Lebens brach durch, und rief auch in Deutschland allmälig eine populair-wissenschaftliche Literatur hervor, die sich bisher nicht eben einer sorgfältigen Pflege erfreut hatte.

Unter solchen Verhältnissen ward das erste Nebenwerk des „Conversation-Lexikon", das unter dem Titel „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur" von 1832—34 erschien, vom Publicum mit lebhafter Theilnahme aufgenommen. Die Verlagshandlung erkannte, daß sie dem Bedürfnisse der Zeit entgegengekommen, und faßte nun Muth den betretenen Weg weiter zu verfolgen. Sie ließ seit 1838 ein zweites derartiges Werk, das „Conversations-Lexikon der Gegenwart", erscheinen, das den Faden da wo ihn sein Vorgänger abgebrochen wieder aufnahm, und das zeitgeschichtliche Material bis etwa gegen das J. 1841 hin verarbeitete. Auch dieses Werk stellte sich als ein auf selbständigem Grunde beruhendes dar, obschon es zugleich, wie das „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur", den Dienst eines Supplements für das Hauptwerk leistete. Die an politischer Erregung und Verwickelung zwar arme, aber an wissenschaftlichen und künstlerischen Productionen, an Systemen, Doctrinen und Schulen, an interessanten Persönlichkeiten, an mancherlei praktischen Reformen und Erfindungen um so reichere Zeit von 1834—40 eröffnete bereits einer encyklopädischen Behandlung ein überaus weites und fruchtbares Feld. Aber auch das Publicum befand sich in jenen Jahren friedlicher Discussion und allgemeiner Durchbildung ganz in der Verfassung einem solchen Unternehmen mit dem regsten Interesse entgegenzukommen.

Nach Vollendung des „Conversations-Lexikon der Gegenwart" wendete die thätige Verlagshandlung eine Reihe von Jahren hindurch ihre ganze Aufmerksamkeit dem Hauptwerke, dem „Conversations-Lexikon", zu. Dasselbe erfuhr diesmal, in seiner neunten Auflage, fast durchaus eine neue Bearbeitung, wurde bis auf die Geschichte des Tages fortgeführt, und gelangte in dieser regenerirten Gestalt endlich gegen das J. 1847 vollständig in die Hände des Publicums. Wie aus verschiedenen Andeutungen erhellt, war es der Verlagshandlung nicht entgangen, daß dem „Conversations-Lexikon" von Zeit zu Zeit eine abgesonderte, selbständige Darstellung der Zeitgeschichte folgen müsse, nicht nur um dieses Hauptwerk vor dem Veralten zu schützen, sondern auch ebenso sehr um demselben eine von dem Bedürfnisse und der Bildung der Zeit bedingte Ergänzung und Vertiefung zu sichern, ohne doch seinen allmälig und durch die Praxis gestalteten Charakter zu alteriren. Denn sollte das „Conver-

sations-Lexikon" seine Eigenschaft als Archiv des Wissenswürdigen aller Zeiten und Völker, als Compendium der Geschichte der Menschheit nicht verlieren, so durfte dasselbe auch bei Behandlung der Zeit- und Tagesgeschichte, rücksichtlich der Fassung und des Umfangs, seine compendiöse Form nicht verleugnen, sondern mußte vielmehr das speciellere Eingehen auf den Inhalt des Zeitlebens einem von ihm äußerlich getrennten, innerlich aber organisch mit ihm zusammenhängenden Nebenwerke überlassen. Dieser Gesichtspunkt nun bestimmte wol zunächst die Verlagshandlung, mit der Vollendung der neunten Auflage des „Conversations-Lexikon" zugleich die Anstalten für ein drittes, ausschließend auf die Zeitgeschichte gerichtetes Nebenwerk, für die Ausführung der hier vorliegenden „Gegenwart" zu treffen. Und in der That konnte, abgesehen von den seit dem Februar 1848 eintretenden Ereignissen, keine Zeit mehr Beruf und Auffoderung für ein encyklopädisches Zusammenfassen ihres Inhalts haben als die unserige. Das Material, das in den vierziger Jahren auf den theoretischen wie praktischen Lebensgebieten zu Tage getreten, erschien unermeßlich und beinahe unfaßbar. Welche reiche Fülle von neuen Thatsachen und Erscheinungen auf dem Felde des wissenschaftlichen Geistes, und welche Umwälzungen und Veränderungen, die in wenigen Jahren die Anwendung der wissenschaftlichen Resultate in allen praktischen Lebensrichtungen hervorriefen! Dann im öffentlichen Leben die großen moralischen und ökonomischen Fragen der Gesellschaft, der Kampf der politischen Principien und Parteien und die damit verbundenen Umwandelungen und Reformen in der Staatssphäre. Andererseits aber ein unermeßlicher Aufschwung des Volksgeistes, der eifrig danach trachtete Das was die Zeit bewegt und erfüllt zu erkennen, zu verstehen und in sich aufzunehmen. Die populaire Literatur erhielt eine nie dagewesene Entwickelung, und die periodische Presse selbst unterlag einer höhern Gestaltung, indem sie die politische wie die wissenschaftliche Bewegung organisch zu erfassen und mit philosophischem Geiste zu resumiren suchte. Vereine und Gesellschaften traten auch allenthalben in Deutschland zusammen, in denen die Männer der Wissenschaft, das Gewand des Katheders beiseite legend, die Fortschritte des modernen Wissens und Lebens in populairer Form auseinandersetzten, und so die Frucht der Aufklärung und Bildung unmittelbar in den empfänglichen Volksgeist überleiteten.

Unter diesen günstigen Auspicien entwarfen die Herausgeber der „Gegenwart" den Plan des Werkes, verschafften sich selbst die Uebersicht über den gewaltigen Stoff, und ordneten und gliederten die einzelnen Materialien. Da brachen mitten in diese Vorbereitungen die ersten Katastrophen des J. 1848 herein, die zwar die bereits entworfenen Grundzüge des Werkes nicht umstießen, aber doch auf die Gestaltung und Ausführung des Ganzen in vielfacher Beziehung einwirken mußten. Es ist nicht ohne Interesse die Herausgeber selbst im Vorworte des ersten Bandes schildern zu hören wie sie die Revolution in ihren friedlichen Bemühungen um die Zeitgeschichte überraschte.

Wir waren noch mit einer letzten Sichtung des Stoffes und der Vertheilung desselben an die Mitarbeiter beschäftigt, als im Februar in Frankreich das große Ereigniß hereinbrach, das die politische und sociale Ordnung des alten Europa in den Grundvesten erschütterte, dem noch in diesem Augenblicke eine Mauer, eine Säule, ein Stein nach dem andern nachstürzt, dessen letzte gewaltsame Wirkungen, qualitativ und quantitativ, jetzt noch durchaus unberechenbar sind. Natürlich verrückte die Revolution, zumal die Umwälzung in Deutschland, sogleich auch unsere friedlichen Cirkel. Wir standen im Begriff uns mit der ganzen Reihe von Principien, Fragen, Wünschen abzumühen um welche sich die Presse und die Tribune schon seit Jahren vergeblich abgemüht hatte. Wir wollten die Sache der Freiheit und des Fortschritts mit all dem Doctrinairismus und der weitschichtigen Dialektik vertheidigen die uns die Rechtlosigkeit der Presse, die Sophistik der Reactionnaire und die scheinbare Unreife der Masse auflegten. Allein die meisten dieser Streitfragen erhielten nun factisch ihre Lösung, und die Principien um die wir streiten wollten wurden sogar als die leitenden Grundsätze der künftigen Ordnung proclamirt, und mußten darüber in unserm Plane eine andere Behandlung erfahren. Auch sanken die Ereignisse und Persönlichkeiten die vormals im Vordergrunde standen nothwendig in ihrer Bedeutung, und konnten nur noch im Zusammenhange des Ganzen und als die Zeichen und Vorläufer der Bewegung interessiren.

Dazu kam die eigene Aufregung der Herausgeber und ihre Hingabe an die Ereignisse, bei den Mitarbeitern die Unmöglichkeit sich inmitten der Katastrophe der ruhigen Production zu widmen; viele dieser Männer legten sogar für den Augenblick die Feder nieder, und bewarben sich um Sitze in den parlamentarischen Versammlungen. Außerdem stieg den Herausgebern das Bedenken auf, wie wenig das Publicum in den Wirren des Tages Muße haben würde sich mit dem Studium und der Betrachtung der Zeitgeschichte zu befassen. Indessen ward allen bei dem Unternehmen Betheiligten, den Mitarbeitern wie den Herausgebern, sehr bald klar, daß dasselbe durch die Herbeiziehung der neuesten Ereignisse und Umwandelungen, durch eine authentische, umfassende und lebendige Darstellung der Revolution für die Zeitgenossen wie für die Zukunft an Reiz und Bedeutung nur gewinnen könne: es galt nur vor Allem den bereits vorliegenden Materialien eine den Verhältnissen angemessene Organisation zu geben, und Raum und Form für die andringenden Vorgänge des Tages zu gewinnen. Nachdem diese Reconstruction des Plans und des Materials getroffen, und neue zahlreiche schriftstellerische Kräfte, namentlich Augenzeugen der Tagesereignisse, gewonnen waren, gingen die Herausgeber an die Ausführung. Im Mai 1848 erschien das erste Heft der „Gegenwart", das bereits den Reigen mit einer Darstellung der französischen Februarrevolution eröffnete.

Zugleich mit diesem ersten Hefte ward dem Publicum der Organismus des Werkes mitgetheilt, den wir hier, mit Berücksichtigung der gelegentlich später veröffentlichten Erläuterungen, in seinen Grundzügen wiederzugeben versuchen. Die „Gegenwart" ist hiernach eine allseitige Darstellung der Zeitgeschichte, die ih-

ren geschichtlichen Ausgangspunkt in der Regel mit dem Anfange des laufenden Jahrzehnds nimmt, und ihre Aufgabe, d. h. ihr Ende, erreicht haben wird, sobald in den europäischen Verhältnissen ein Ruhepunkt eingetreten, ein neuer Entwickelungsknoten ersichtlich ist. Sie umfaßt demnach sowol die theoretischen wie die praktischen Lebensrichtungen, widmet aber als ein Organ und Spiegel des Zeitlebens folgerecht denjenigen Gebieten eine umfassendere Behandlung die den Charakter der Zeit wesentlich bedingen und für die Aufklärung, das Bedürfniß, die Bildung der Zeitgenossen von hauptsächlichster Bedeutung sind. Nach diesem leitenden Gesichtspunkte nimmt eine sorgfältige, aus der Feder von Augenzeugen hervorgegangene Darstellung der Ereignisse und Zustände im europäischen Volks-, Staats- und Gesellschaftsleben den ersten Platz ein, wobei wiederum die außerordentlichen Vorgänge seit dem Frühjahre 1848 am meisten in den Vordergrund treten. In zweiter Reihe steht die Behandlung derjenigen Wissenschaften welche man unter dem Namen der politischen begreift, der Wissenschaften des Staats und der Gesellschaft im weitesten Sinne. Mit der Entwickelung ihrer Schulen, Systeme, Doctrinen wird überall wo es praktisch erscheint die Erörterung der dahin einschlagenden Tagesfragen verbunden. Dann folgen die historischen Wissenschaften im engern Sinne, die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, die Geographie, Statistik u. s. w., die, jenachdem sie über die gegenwärtigen Tagesfragen und Zustände ein größeres oder geringeres Licht verbreiten, eine weitere oder eine mehr summarische Behandlung erfahren. Desgleichen werden die Forschungen und Entdeckungen in den Kreis des Werkes gezogen die in neuerer Zeit in allen Fächern der Naturwissenschaften hervorgetreten sind, und einen so wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung unsers praktischen Lebens geäußert haben. An sie schließt sich die Besprechung der Erfindungen, Verbesserungen und Umwandelungen welche die technischen Künste, der Ackerbau, die Gewerbe unter dem Einflusse des wissenschaftlichen Aufschwunges machten. Endlich finden auch die Erscheinungen und der Ideenproceß im Gebiete des eigentlichen Geisteslebens, in Religion und Theologie, in Philosophie und Kunst ihre Berücksichtigung, die freilich bei der dem Innern abgewandten Richtung unserer Epoche diesmal keinen allzu weiten Raum in Anspruch nehmen dürften. Rücksichtlich der Behandlung der Persönlichkeiten scheinen die Herausgeber den gewiß praktischen Grundsatz festzuhalten: die rein biographische Notiz mehr dem Hauptwerke, dem „Conversations-Lexikon", zuzuweisen, dessen reicher biographischer Schatz, wie ihn namentlich die neunte Ausgabe entwickelt, in den meisten Fällen selbst über die Persönlichkeiten der Tagesbewegung Aufschluß gibt. Nur solche Charaktere die erst jetzt den geschichtlichen Schauplatz betreten, oder deren Wirksamkeit ein wesentliches Ferment in den Zuständen und Richtungen der Gegenwart bildet, finden in dem Werke ihre selbständige, dann aber auch ihre umfassende und in die Tiefe gerichtete Behandlung. Ist es nun aber einerseits das Streben des Werkes eine gründliche und zweckmäßige Uebersicht Dessen zu geben was unser Jahrzehnd in Kunst, Wissenschaft und Leben an Neuem und Großem aufzuweisen hat, so stellt sich dasselbe doch auch die ausdrückliche Aufgabe: durch eine gedankenvolle Auffassung und Behandlung des Stoffs den innern Entwickelungsgang unserer reichen und vielgestaltigen Zeit zu zeichnen, und den Zeitgenossen das Verständniß der Epoche vermitteln zu wollen. Erst durch diese lebendige und organische Auffassung der geschichtlichen Thatsache, erklären die Herausgeber, wird sich das Werk über ein bloßes Sammelwerk für Fachmänner erheben, und den Charakter eines auf allgemeine Bildung des Volks gerichteten Organs erwerben, aus dem sich Jeder über das Leben und Weben seiner Zeit unterrichten und aufklären kann. Wer wollte leugnen, daß hiermit der Kern einer wahren Volksencyklopädie berührt ist; aber die Aufgabe erscheint freilich in diesem Augenblicke, bei dem Schwanken der öffentlichen Meinung nach Sieg oder Niederlage, bei dem Abfall, der Verwirrung, wir möchten sagen der Demoralisation der Geister, als eine unendlich große und schwierige.

(Der Beschluß folgt.)

Frau Aja.

Seit 1775 führte Frau Rath Goethe den Scherznamen Frau Aja, den sie sich selbst mit besonderer Vorliebe beilegte, und unter dem sie in Weimar und sonst allgemein bekannt war. Goethe deutet in „Wahrheit und Dichtung" an, daß seine Mutter den Namen bei Gelegenheit des Besuchs der Grafen Stolberg erhalten habe. „Zu meiner Mutter machte sich ein eigenes Verhältniß", erzählt er, wo er jenes Besuchs Erwähnung thut. „Sie wußte in ihrer tüchtigen Art sich gleich ins Mittelalter zurückzusetzen, um als Aja bei irgend einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin angestellt zu sein. Nicht anders als Frau Aja ward sie genannt, und sie gefiel sich in dem Scherze, und ging so eher in die Phantastereien der Jugend mit ein, als sie schon in Götz von Berlichingen's Hausfrau ihr Ebenbild zu erblicken glaubte." Goethe scheint demnach den Namen Aja als Hofmeisterin zu nehmen, wie der Italiener das männliche ajo in der Bedeutung Hofmeister gebraucht, und hierin ist man ihm allgemein gefolgt. Wie wenig bezeichnend aber der Name Hofmeisterin, wenn Aja wirklich in dieser Bedeutung vorkäme, für Goethe's jovial-heitere, von frischester Laune sprudelnde Mutter gewesen sein würde, ist so einleuchtend, daß es auffallend scheinen muß, wie Goethe, der sich der eigentlichen Beziehung des Namens nicht mehr genau erinnerte, Dies übersehen konnte. Glücklicherweise verräth er selbst in Demjenigen was er gleich darauf erzählt, ohne es zu ahnen, den Ursprung jenes von den Grafen Stolberg gegebenen Scherznamens. „Man hatte nur einige mal zusammengetafelt", heißt es, „als schon nach ein und der andern genossenen Flasche Wein der poetische Tyrannenhaß *) zum Vorschein kam, und man nach dem Blute solcher Wütheriche lechzend sich erwies. Mein Vater schüttelte lächelnd den Kopf; meine Mutter hatte in ihrem Leben kaum von Tyrannen ge-

*) Der sich in den Gedichten der Grafen, wo selbst die Rosse sich im Blute der Tyrannen baden sollen, auf eine lächerliche Weise aussprach; aber es lag dieser poetische Tyrannenhaß wie eine Krankheit in der schwärmerischen Zeit.

hört, doch erinnerte sie sich in Gottfried's Chronik dergleichen Unmenschen in Kupfer abgebildet gesehen zu haben: den König Kambyses, der in Gegenwart des Vaters das Herz des Söhnchens mit dem Pfeil getroffen zu haben triumphirt, wie ihr Solches noch im Gedächtniß geblieben war. Diese und ähnliche, aber immer heftiger werdende Aeußerungen ins Heitere zu wenden, verfügte sie sich in ihren Keller, wo ihr von den ältesten Weinen wohlunterhaltene große Fässer verwahrt lagen. Nicht geringere befanden sich daselbst als die Jahrgänge 1706, 1719, 1726, 1748*), von ihr selbst gewartet und gepflegt, selten und nur bei feierlich bedeutenden Gelegenheiten angesprochen. Indem sie nun in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein hinsetzte rief sie aus: «Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!»" Wem sollte hierbei nicht die ganz ähnliche Scene aus dem Goethe und seinen Freunden, und auch gewiß seiner Mutter wohlbekannten Volksbuche von den Haimonskindern einfallen, wo geschildert wird wie die Mutter der Haimonskinder, die Schwester Karl's des Großen, Frau Aja**) genannt, ihre Söhne, die sie nicht erkennt, bewirthet. Dort heißt es (Simrock's „Deutsche Volksbücher", II, 66 fg.): „Da aßen sie und tranken sie und machten sich lustig; zuletzt ging sie (Frau Aja) in den Keller und holte vom besten Wein, goß eine silberne Schale voll, und gab sie dem Reinold, und sagte zu ihm er sollte trinken. Wie er nun getrunken hatte, sagte er zu der Frauen: «Ach, liebe Frau, wer des Weins noch mehr hätte! Dieser Trank ist so gut, daß ich dergleichen noch nicht auf der ganzen Reise getrunken habe.» Die Frau sprach zu Reinold: «Freund, so Euch der Wein schmeckt, so trinket frei; ich will Euch genug geben.» Da trank Reinold so lang, bis er ganz trunken war, worüber sich die Frau sehr verwunderte, daß Reinold des Weins so viel getrunken hatte; denn sie meinte es hätten wol zehn Männer daran genug gehabt." Vergleicht man diese Stelle des Volksbuchs mit der oben angeführten Erzählung Goethe's, so kann man kaum zweifelhaft sein woher der Name Frau Aja entstanden. Als die Frau Rath mit der geschliffenen Flasche ihres besten, eben aus dem Keller geholten Weins erschien, da trat einem der Grafen jene Scene des Volksbuchs so lebendig vor die Seele, daß er nicht unterlassen konnte die Wirthin in humoristischer Laune als Frau Aja zu begrüßen, welcher Beiname dann zu manchen andern Scherzen Veranlassung gab, und vielleicht die Grafen, von deren übermüthiger Ausgelassenheit zu jener Zeit sonstige Beweise nicht fehlen, zur Nachahmung des tapfern Reinold reizte. Frau Rath Goethe aber, die auf den Scherz der Jugend einging, mochte den scherzhaften Beinamen um so lieber annehmen, als Frau Aja im Volksbuche als Vermittlerin zwischen ihren Söhnen und Kaiser Karl auftritt, wie sie selbst ein ähnliches Mittleramt oft zwischen dem Vater und dem jungen lebensfrohen Dichter übernehmen mußte. Uebrigens pflegte die Frau Rath seit dieser Zeit den Wein scherzhaft als Tyrannenblut zu bezeichnen. So schreibt sie an Unzelmann (bei Dorow a. a. O., S. 133 fg.): „Das Otterngezücht soll aus meinem Hause verbannt sein, kein Tropfen Tyrannenblut soll über ihre Zungen kommen." Sie schickt demselben vor seiner Abreise „etwas Tyrannenblut" (S. 140), und erinnert sich mit Rührung der Zeit, wo sie mit ihm „ein klein Bouteillechen Tyrannenblut" genossen (S. 148).

H. Düntzer.

*) In einem Briefe an den Schauspieler Unzelmann vom J. 1788 (Dorow, „Reminiscenzen", S. 161) schreibt die Frau Rath: „Vorige Woche habe ich meinen Keller wieder in Ordnung gebracht — da fielen mir bei den alten Herren von 1706, 1719 allerlei Gedanken ein." Vergl. auch die Aeußerung des achtjährigen Goethe bei Weismann, „Aus Goethe's Knabenzeit" (S. 33).

**) Ueber den Namen verdanke ich der freundlichen Güte des Prof. Diez folgende Bemerkung. „Die provençalische Form ist aya, die nicht Eins sein kann mit französisch aide, das provençalische ahia, altfranzösisch ale lautete, wogegen der Ableitung aus dem althochdeutschen eiga (possestrix) in lautlicher Hinsicht Nichts entgegensteht. Althochdeutsch eigo (possessor) war auch als Eigenname bekannt, und die ganze Familie der Haimonskinder hat deutsche Namen. Ob auch spanisch ayo, aya gleich eigo, eiga sei, wird sich schwer entscheiden lassen; der Begriff scheint zu widerstreben."

Gutzlaff über Tibet.

Aus einer vom Dr. Gutzlaff am 12. und 26. Febr. in der Geographischen Gesellschaft zu London gehaltenen Vorlesung „Ueber Tibet" theilt das „Athenaeum" Folgendes mit:

„Dr. Gutzlaff erklärt Tibet für eines der merkwürdigsten Länder auf Erden, gelegen auf dem höchsten Plateau von Asien, und ummauert von den kolossalsten Gebirgen des Erdballs. Nicht weniger unterscheiden sich seine Bewohner von den benachbarten Völkern. Tibet, die geheiligte Wiege des Schamanismus, steht unter der Botmäßigkeit einer Hierarchie welche absolut regiert, und durch eine Armee nicht von Soldaten, sondern von Mönchen gehalten wird. Auf jedem bewohnbaren Punkte des ganzen Landes erheben sich Mönch- und Nonnenklöster in stattlicher Pracht, während die Masse des Volks sich mit der Ehre zu begnügen scheint für die Bedürfnisse dieses Priestersystems zu sorgen. Ein Leben in Müßiggang gilt höchste Glückseligkeit, das Mühen um tägliches Brot eine Schande. Eingekeilt zwischen die zwei mächtigen Reiche von China und Indien hatte Tibet sein faules Dasein durch Jahrhunderte fortgeschleppt, als der Einfall seiner südlichen Nachbarn, der Nepalesen und Ghorkas, es bewog die Chinesen zu Hülfe zu rufen. Der Mantschu kam, ihm nach durch die furchtbarsten Engpässe von Mittelasien sein Geschützzug. Die Nepalesen waren bald geworfen, aber der Sieger blieb als Herr im Lande. Ungesäumt führte er sein antinationales System des Ausschlusses ein, und Tibet, schon vorher schwer zugänglich, wurde nun fast hermetisch abgesperrt. Dr. Gutzlaff hat seinen längern Aufenthalt in China nach Möglichkeit benutzt sich über Tibet Nachrichten zu verschaffen, und das Erfahrene ist werthvoll und zum Theil neu .... Nach Besprechung der wilden Sitten der verschiedenen Bergstämme an den Grenzen, welche von den gebildeten Chinesen mit äußerstem Abscheu betrachtet werden, kam Dr. Gutzlaff auf die Flüsse von Tibet, deren Ursprung und Lauf. Er gedachte der Quellen des Indus, Sutledge, Dsandpoo, Hoang-ho und Yang-se-kiang, und behauptete gegen die jüngst dawider aufgestellten Meinungen die Vereinigung des Dsandpoo mit dem Trawaddy. Einige Berge von Tibet sollen die höchsten Gipfel der Himalayas überragen, und die breiten Landseen inmitten einer großartigen Scenerie einen Staunen erregenden Eindruck machen. Die Hauptstadt Lhasga, der bevorzugte Aufenthalt des Dalai Lama, mit einer Bevölkerung von 50,000 Seelen, enthält eine Menge reicher Klöster und ist ein beträchtlicher Handelsplatz. Die Chinesen führen in diesem Lande den Grundsatz: Divide et impera! bis zur Vollendung durch, und suchen jeden Verkehr mit Fremden, namentlich Engländern, entschieden zu hindern. Weil aber Nahrungsmittel in Tibet ebenso nothwendig sind wie anderwärts, und es in einigen Theilen des Landes daran mangelt, so muß selbst chinesische Wachsamkeit die Einführung von Getreide aus Kaschmir und dem Pendschab nachsehen. Mineralien verschiedenster Art gibt es die Fülle, und die Menge des in den Tempeln angehäuften Goldes soll ungeheuer sein. Der jährlich aus China in Quantitäten bezogene Thee wird meist mit Goldbarren bezahlt. Auch gelangen russische Kaufleute in kleinen Karawanen über den schmalen Theil der mittelasiatischen Wüste auf die Märkte von Tibet. Zu den mancherlei seltsamen Gewohnheiten dieses eigenthümlichen Volks gehört Vielmännerei. Es ist in Tibet nichts Seltenes, daß eine Frau mehre Brüder heirathet, und es soll ernstlich wahr sein, daß es mit diesen Verbindungen ganz gut geht." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 214. — 6. September 1849.

Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 213.)

Da die Darstellungen des Werkes zum großen Theil die sich eben erst entwickelnden Zeitereignisse umfassen müssen, so war es nothwendig eine Form für dasselbe auszufinden die der Ausführung keine unübersteiglichen Hindernisse entgegensetzt, sondern sie möglichst fördert. Die beiden frühern zeitgeschichtlichen Werke der Verlagshandlung trugen die lexikalische Form des Hauptwerkes, d. h. die Reihenfolge der einzelnen Artikel nach dem Alphabet war beibehalten worden. Wiewol, ungeachtet aller Einwendungen, die lexikalische Form namentlich bei populairen Encyklopädien gewiß große Vorzüge, rücksichtlich der Ausführung wie des Gebrauchs, darbietet, und wir das Aufgeben derselben ohne Weiteres keineswegs gerechtfertigt finden würden, so kann diese Form doch nur in Zeiten und Fällen angewendet werden, wo das zu verarbeitende Material im Ganzen vorliegt. Bei einem Werke, das, wie die „Gegenwart", zugleich auf Stoff berechnet ist der erst in die Geschichte eintritt, mußte die lexikalische Form wegfallen; denn sie würde nur eine hemmende Fessel gewesen sein. Indem sich die Herausgeber zu diesem allerdings auf das Ganze sehr einflußreichen Schritt entschlossen, erlangten sie Vortheile welche die Ausführung und Wirksamkeit des Unternehmens nach den aufgestellten Gesichtspunkten allein möglich machten. Sie erhielten hierdurch zuvörderst Gelegenheit das Zeitinteresse selbst zum Leitfaden ihrer Mittheilungen zu erheben, und die während der Veröffentlichung des Werkes neu eintretenden Ereignisse, die eigentliche Tagesgeschichte, zu jeder Zeit und ohne von einer äußerlichen Anordnung behindert zu sein, zur Behandlung zu bringen. Außer diesem hauptsächlichen Vortheil gewährte die zwanglose Form den zweiten, daß jede bei der lexikalischen Form nicht immer zu vermeidende Zersplitterung des Stoffs verhindert, und die organische, auf den innern wie äußern Zusammenhang gerichtete Darstellung gefördert wurde. Ferner hob sich der bei den Werken dieser Art oft eintretende Uebelstand, daß die eingegangenen Arbeiten veralten ehe sie vor das Auge des Publicums gelangen, indem das äußere Hinderniß wegfiel was die Veröffentlichung der Artikel in der Frische und Bedeutsamkeit, wie sie aus der Feder des Autors hervorgegangen, aufhalten konnte. Freilich eröffnen sich mit der Zwanglosigkeit der Form auch Gefahren für die sichere Durchführung des Werkes, die nur ein festes und consequentes Verhalten der Herausgeber zu vermeiden vermag, und die wol auch, so viel wir bis jetzt beurtheilen können, vermieden worden sind. Ohne das äußere Hemmniß und Richtmaß des Alphabets geschieht es leicht, daß Abschweifungen zugelassen und Erörterungen aufgenommen werden die weniger in den geschlossenen Plan eines solchen Werkes gehören und die den im Grunde immer noch compendiarischen Charakter desselben beeinträchtigen.*) Dann auch liegt die Gefahr nicht entfernt, daß bei einer völligen Fesselosigkeit der Form der eine oder andere Gegenstand im Vorschreiten leicht übersehen, seine aufgeschobene Behandlung ganz unterlassen und damit die Uebersicht und die encyklopädische Vollständigkeit des Ganzen zerrissen wird. Wie die Herausgeber selbst schon über diese möglichen Klippen sich in Klarheit befinden und dieselben vermeiden wollen, beweist der Umstand, daß die Bearbeitung der Materien augenscheinlich nach einem sorgfältig entworfenen und fortgeführten Sachregister geschieht, trotz aller scheinbaren Willkür in der Reihenfolge der Artikel. Außerdem findet sich wiederholt die Erklärung vor, daß „mit Vollendung des Unternehmens die Summe der einzelnen Artikel ein innerlich zusammenhängendes, organisches Ganzes bilden wird, das Nichts ausschließt was in einem Gesammtbilde der Zeitgeschichte seinen Platz haben muß".

*) Wir sind im Stande den Referenten über diesen Punkt vollständig zufriedenzustellen. Der compendiarische Charakter des Werkes ist den Herausgebern, trotz des Aufgebens der lexikalischen Form, keinen Augenblick entgangen. Dasselbe ist seiner ganzen Anlage nach nur auf eine mäßige Anzahl von Bänden, und auf das Fernhalten alles Dessen was nicht zur Sache gehört berechnet. Eine bestimmte, mathematische Grenze des Unternehmens kann bei der ereignißreichen Zeitlage freilich nicht angegeben werden. Uebrigens muß man sich, was die Ausführung der Arbeiten betrifft, nicht täuschen lassen. Da die freie Form des Werkes eine mehr organische Behandlung des Stoffs gestattet, so enthält der einzelne Artikel gewöhnlich eine ganze Reihe von Gliedern oder Abschnitten die sich bei der lexikalischen Form oft in vereinzelte, selbständige Artikel zersplittern würden. Umfangsreichere Artikel sind also in der „Gegenwart" noch kein Beweis von einer übermäßig ausgedehnten Herbeiziehung und Entfaltung des Stoffs. D. Red.

Wir haben uns in Entwickelung der Idee und des Plans dieses Unternehmens der Ausführlichkeit befleißigt, weil bei der Beurtheilung encyklopädischer Werke Grund und Anlage derselben ein hauptsächliches Moment bilden. Es bleibt uns nun übrig den Maßstab an die Ausführung selbst zu legen, und zu sehen wie die Herausgeber und Mitarbeiter auf der mit Ueberlegung und Fleiß geworfenen Grundlage fortgebaut haben. Dies wird in einem nächstfolgenden Artikel geschehen. *) 5.

Zur gesellschaftlichen Frage.

1. Die Lösung der gesellschaftlichen Frage. Von C. L. Michelet. Frankfurt a. O., Trowitzsch und Sohn. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die gesellschaftliche Frage in ihrem Verhältnisse zum freien Handel. Rede, gehalten in der Sitzung des Freihandelsvereins vom 12. Juni 1849 von C. L. Michelet. Berlin, Gerhard. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.

Was wir heutigen Tages die gesellschaftliche Frage nennen, Das trat durch eine Doppelbewegung unserer Culturgeschichte in das Leben. Eine derselben ist der fortschreitende Industrialismus, welcher eine massenhafte Verarmung ganzer Volksclassen, den Pauperismus, das Proletariat mit leiblichem Elend und geistiger Stumpfheit im Gefolge hatte. Die andere ist Eins mit der durch Kunst, Wissenschaft und Literatur geförderten Humanität, welche den Begriff des menschlichen Wesens in seinen berechtigten Ansprüchen tiefer faßte, und den furchtbar drohenden Kampf im Schooße der Gesellschaft als eine zu lösende Frage der Menschlichkeit ergriff. Wer neben der erstern Ursache nicht auch die zweite vollständig in ihrem Rechte anerkennt, der versteht die gesellschaftliche Frage gar nicht, der kann leicht in den Fall kommen es nur einer vermehrten Arbeitsunlust oder einem Mangel an Religion zuzuschreiben, daß heute das Elend unwilliger ertragen wird als in frühern Zeiten. Indessen schon Rom und Athen hatten ihre Proletarierkämpfe, und der Communismus ist keine Erfindung der neuesten Zeit.

Wer die gesellschaftliche Frage lösen will stellt sich als Ziel die Befriedigung der leiblichen und geistigen Bedürfnisse aller Glieder des Staats, der Nation, der Menschheit, und stellt sich diese Aufgabe als eine Foderung der Humanität. Beides ist bei Michelet der Fall, wenngleich er in Bezug auf die geistigen Bedürfnisse mehr nur die sittliche Erholung des Lebensgenusses als die eigentliche Erfüllung des Geistes ins Auge faßt. Seine Vorschläge zu einer Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft finden wir in der ersten der oben angeführten Schriften. Die zweite Schrift ist ein übersichtlicher Auszug aus ersterer.

„Zwei Grundsätze sind es", sagt der Verf., „welche in der neuern Bildungsgeschichte im schroffen Kampfe gegeneinander begriffen sind. Das Einzelleben ist vielleicht zu keiner Zeit so sehr erstarkt als in der unserigen, eben weil Jeder die Richtschnur seines Denkens und Handelns aus seinem eigenen Innern schöpfen soll. Damit scheinen wir auf den Standpunkt der Gesetzlosigkeit gestellt zu sein, indem Keiner einer äußern Vorschrift gehorchen will. Darum ist es aber auch in keiner Zeit von so unabweislicher Nothwendigkeit als gerade jetzt, das Bewußtsein der Gemeinsamkeit der Geister, den Drang nach gemeinschaftlichem, einmüthigem Handeln zu verstärken."

Wenn dieser Drang nicht aus der Geschichte selbst als eine Triebfeder menschheitlicher Entwickelung erwächst, so wird ihn kein Stärkungsmittel hervorrufen. Ist er aber bereits erwachsen, wie der Verf. behauptet und wir allerdings ebenfalls glauben, so bedarf er nur der vollen Freiheit um sich Bahn zu brechen und sein Ziel zu erreichen. Lesen wir nun weiter: „Dem ausgebildetsten Einzelleben steht also das regste Streben nach Einheit der Geister und Gemeinsamkeit des Wirkens im Alleben der Menschheit zur Seite", und: „Grundsatz der neuern Zeit ist die Verschmelzung jenes Gegensatzes", so sind wir dagegen der Meinung, daß man erstens einer Zeit keinen Grundsatz unterlegen kann, sondern nur den einzelnen Beobachtern der Zeit welche auf sie einwirken wollen, und daß ferner der Gegensatz des Individualismus und des Socialismus, wie er in der Gegenwart gefaßt worden, ein künstlich gemachter sei. Wir sind vielmehr der Ueberzeugung, daß je mehr das Einzelleben zu geistigem Selbstbewußtsein erstarkt, um so mehr die selbstsüchtige Vereinzelung verschwinden und in den Trieb gesellschaftlicher, nationaler, menschheitlicher Vereinigung übergehen wird. Ebenso wenn der Verf. als Mittel zu jener Verschmelzung angibt: „Die Freiheit des Einzelnen soll nicht getödtet, sie soll vergesellschaftet werden", so haben wir darauf zu erwidern: Nein, die Freiheit wird die Völker und die Menschheit vergesellschaften, und deshalb verlangen wir als Mittel zu dieser Vergesellschaftung Freiheit und Bildung, während Michelet die Vereinigung vorher construirt sehen will, und die Freiheit, z. B. namentlich die Handelsfreiheit, als Ergebniß der Association bezeichnet. Hiermit ist der richtige Unterschied zwischen Michelet's und unserer Ansicht angedeutet; da jedoch Jener glaubt, auch er gehe von der Freiheit aus, so werden wir unsere andeutende Behauptung an seiner Schrift nachzuweisen haben.

Als Ziel für die Lösung der gesellschaftlichen Frage erkennt Michelet: die Befriedigung der in Frage gestellten leiblichen Bedürfnisse einer großen Anzahl von Menschen herbeizuführen, und um Dies zu bewirken hält er eine allgemeine Vereinigung der Interessen für nöthig. Er sagt: „Das bisherige Zusammenleben der Menschen zur gegenseitigen Befriedigung ihrer Bedürfnisse war dem blinden Ungefähr überlassen." Das aber gerade ist nicht der Fall: es war viel zu wenig dem Ungefähr überlassen, es wurde viel zu viel bemaßregelt. Alle bisher zur Anwendung gekommenen staatswirthschaftlichen Systeme trugen der menschlichen Freiheit keine genügende Rechnung, sogar sogenannte freie Staaten glaubten die Freiheit des materiellen Verkehrs beschränken und bevormunden zu dürfen, und trennten so künstlich die gesellschaftliche Frage von den Freiheitsbestrebungen. Dies ist die tiefere Ursache, warum dann nicht aus dem Ungefähr, sondern aus der Willkür des Verschränkens und Schützens die Selbstsucht erwuchs; diese Ursache müssen wir vor Allem aufheben, vor Allem im Staat und in der Gesellschaft die Erkenntniß wiederherstellen und ins Leben führen, daß Freiheit die erste Naturbestimmung des menschlichen Wesens sei, daß man so lange in unnatürlichen Zuständen verbleiben wird, als man die Freiheit des menschlichen Wollens und Handelns, als man die menschliche Thätigkeit und Arbeit beschränkt. Michelet sagt ferner, die Staatswirthschaft habe sich in die schroffsten Widersprüche verwickelt, weil sie einen so einseitigen Standpunkt wie das Einzelleben festhält. Wir hingegen sagen, sie habe sich darum in Widersprüche verwickelt, weil sie weder die Natur des menschlichen Einzellebens noch die Natur des allgemein menschlichen Wesens ins Auge faßte, sondern künstliche volkswirthschaftliche Systeme aufstellte vom Standpunkte einer einseitigen Theorie des absolutern Staats und der nationalen Eigensucht und Einzelheit. Die philosophischen Gesellschafts-Architekten leben größtentheils der Einbildung die Verwirrung der gesellschaftlichen Verhältnisse durch ein in ihren Gedanken ausgebrütetes System beseitigen zu können, und deshalb versäumen sie es den eigentlichen Weg der Rettung in der Erkenntniß der geschichtlichen Ursachen aufzusuchen welche im Schooße einer Jahrhunderte lang in Unfreiheit verzärtelten und dadurch erkrankten Civilisation den Wurm erzeugten und nährten. Die

*) Den zweiten Artikel geben wir im nächsten Monate.

D. Red.

fer Wahn ist selbst wieder eine Geburt der gesellschaftlichen Unfreiheit.

Der englische Schiffahrtsschutz, das französische Mercantilsystem und seine Verbreitung über die meisten Staaten, die daraus hervorgegangene Bevormundung der Arbeit durch den Staat mit seinen Gewerbegesetzen und Gewerbesteuern, die Beschränkung des Verkehrs durch Schiffahrtsgesetze, Prohibitiv-, Schutz- und Differentialzölle, kurz die ganze weit verzweigte, netzartig verschlungene, von Jahr zu Jahr verwickelter ineinander gewebte Unfreiheit aller gewerblichen und Handelsverhältnisse, Das ist der eigentliche Quell des gesellschaftlichen Elends, und dieser Quell muß abgegraben werden. Wir können hier nicht auf die englischen Ausschließungsacte, die Kämpfe mit den Niederlanden um den Frachthandel, die Colbert'schen Tarife, die sich bildenden geschlossenen Handels- und Manufacturstaaten u. s. w. zurückkommen: wir verweisen auf die Geschichte, die künstliche Erzwingung des modernen Industrialismus durch politischen Mechanismus; daher der Widerspruch des industriellen Fortschritts mit dem Fortschritt des gesellschaftlichen Elends. Es ist wahr, die Maschine welche Das was der Handarbeit nur unvollkommen gelingt vollkommener verrichtet, erschafft eine neue Art von Sklaven; die Concurrenz, welche zum Fortschritt des Gewerbsleißes nothwendig ist, kommt nur dem Sieger, dem größern Capitalisten zugute; das Monopol, welches ebenfalls der Verbesserung der Producten dienstbar ist, und den allgemeinen Reichthum vermehrt, übervortheilt den Käufer; die staatliche Gewerbsteuer, welche dem Monopol wieder einen Theil des Gewinns entzieht um ihn für die Gesammtheit zu benutzen, beschwert die Consumenten, indem der Verkäufer die Steuer auf den Preis des Products schlägt; der freie Handel, welcher der einheimischen Arbeit Absatzwege eröffnet, zieht auch auswärtige Erzeugnisse ins Land. Aber alle diese Uebelstände liegen entweder an der Unfreiheit und Ungerechtigkeit der Mittel, oder an der Unfreiheit der Zustände in denen die Mittel angewendet werden. Die Maschine stand noch nirgend auf einem Boden mit dem freien Vereinigungsrecht, der von allen Schranken befreiten Arbeit und dem freien Handel, die wahrhaft freie Concurrenz existirt nicht ohne den letztern, das Monopol und die Gewerbesteuer sind Mittel der Unfreiheit und Ungerechtigkeit, den Muth der Handelsfreiheit hat seit Colbert noch kein großer Staat wiedergewonnen. Die Natur des menschlichen Verkehrs ist geknechtet, Das ist aller Uebel Urübel, und so lange dieses Urübel nicht gehoben wird, bleibt die Nothwendigkeit des Elends in Pauperismus und Proletariat bestehen. Weder die schützenden und stützenden Staatskünstler des absoluten Staats oder die zöllnerischen Anhänger der „nationalen Arbeit", noch die Lehrer des Communismus und systematisirenden Socialismus, deren Theorien Michelet mit Recht Hirngespinnste nennt, und welche die absolute Gesellschaft dem absoluten Staate entgegenstellen, können uns retten, aber Michelet's Wissenschaft von der Gesellschaft ebenfalls nicht.

Michelet sagt, die Lehre der Volkswirthschaft, wie sie in den Schriften Smith's, Say's, Riccardo's und Anderer enthalten, habe nur die Freiheit des Einzelnen im Auge. Die Gemeinschafts- und Vereinslehrer (Communisten und Socialisten) legen die Gliederung (Organisation) der Arbeit ganz in die Hände der Gesellschaft, und tödten die menschliche Freiheit um dem Zufall der Verarmung vorzubeugen. Die Wahrheit liegt im Dritten, versichert der Hegelianer. Aber wie vermittelt er die Gegensätze? Er stellt ein Drittes auf, das Freiheit sein soll und sie nicht ist, das Organisation sein soll und Mechanismus ist. Er construirt, bevor die Freiheit auf allen Gebieten vorhanden, während der Aufbau neuer Gesellschaftsformen erst durch die errungene Freiheit in den materiellen Fragen wie in den formellen möglich ist. Die Grundzüge der Vergesellschaftung lassen sich überhaupt im voraus nicht construiren, sie müssen werden durch freie Entwickelung aus der gesellschaftlichen Natur des Menschen. In der Rede erklärt Michelet, er sei der Ueberzeugung, daß die Lösung der gesellschaftlichen Frage und die Ausdehnung des freien Handels über den ganzen Erdball eine und dieselbe Sache sind, und sich gegenseitig fodern wie die convexe und concave Seite einer Kugel. Der Ueberzeugung sind wir auch, aber die Handelsfreiheit ist wie alle Freiheit nicht der Zweck, nicht das Ergebniß der Lösung, sondern das nothwendige unerläßliche Mittel zur Lösung, ohne dessen Besitz an neue Gesellschaftsformen gar nicht gedacht werden kann.

„Wenn Jeder", heißt es in der Schrift unter Nr. I, „von seiner Arbeit lebt, so ist das Proletariat unmöglich. Die Foderung der austheilenden Gerechtigkeit wäre erfüllt, die Verhältnißmäßigkeit der Werthe gefunden. Wie kommt diese zu Stande? Wir können Dies durch die einfache Formel ausdrücken: Angebot und Begehr müssen sich das Gleichgewicht halten; zwischen Arbeitskraft und Erzeugnissen muß das richtige Verhältniß stattfinden; der Tauschwerth einer Sache muß ihrem Nutzwerth entsprechen." Ganz gut; aber mit Formeln läßt sich nur in der gesellschaftlichen Wirklichkeit Nichts ausrichten. Was allein Maß und Verhältniß zwischen Angebot und Begehr, Arbeitskraft und Erzeugniß, Tauschwerth und Nutzwerth regeln kann, ist die freie Arbeit, der freie Austausch. Sie lassen die Waare da entstehen wo sie am besten und wohlfeilsten entstehen kann, und bringen sie dahin wo ihr Nutzwerth zum Tausche auffodert, wo sie begehrt wird.

Der Verf. der in Rede stehenden Schrift will seine Formel anders ins Leben führen. Der Umlauf muß, seiner Ansicht nach, gegliedert werden. Durch die Eisenbahnen und sonstigen Verkehrsmittel werden die überflüssigen Erzeugnisse dahin geschafft wo Mangel daran, Arbeitskräfte dem Orte und Geschäfte entzogen wo deren zu viel vorhanden, und das Schwanken von Tausch- und Nutzwerth zur Gleichheit zurückgeführt. Genügt dazu nicht die Freiheit der Arbeit und des Handels? Michelet will es durch eine großartige Association ohne Zunftzwang bewirken und durch sie den freien Austausch herstellen.

Das Volk soll sich in freien Vereinen der Arbeit, des Tausches und des Genusses gliedern; Das sei nicht die Gemeinschaft, wenn auch endlich der vereinzelte Gewerbsleiß jedes Arbeitszweigs sowie der vereinzelte Handel gänzlich untergehen sollten. Dadurch daß der Arbeiter die Zersplitterung und Auflösung aller sittlichen Gemeinschaft in seinem Stande beseitige, werde er sich auch ohne Zuthun des Staats am besten helfen. Unter Arbeitern versteht der Verf. nicht allein Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute, Arbeiter welche für die leiblichen Bedürfnisse sorgen; sondern ebenso gut Arbeiter für die höhern, geistigen Bedürfnisse, Künstler, Lehrer, Geistliche, auch Rechtsgelehrte und Aerzte. Der Ausgangspunkt und die Grundlage ihrer Vereinigung soll die Gemeinde sein. Wenn der gesetzgebende Körper der Gemeinde nach der Kopfzahl von allen selbständigen und unbescholtenen Gemeindegliedern unmittelbar gewählt werde, so könnten die gemeinsame Verwaltung der verschiedenen Arbeiterangelegenheiten aber doch nur Die betreiben welche an dem Vereine Theil nehmen, sich nicht von aller Gemeinsamkeit ausschließen. Diejenigen welche an die Spitze der Verwaltung zu stellen seien dürften also nur von den Mitgliedern der Vereine gewählt werden. Ein Schuhmacher, ein Lehrer u. s. w. brauche nicht einem Vereine anzugehören. Er habe dann der Genossenschaft keine Rechenschaft abzulegen, keine Prüfung zu bestehen. Es könne Niemandem verwehrt werden, auf die Gefahr hin schlechte Arbeit zu erhalten, einem Solchen Arbeit anzuvertrauen. Indem aber die Mitglieder der Zunft untereinander sich Gewähr leisten, so thun sie es auch als Arbeiter den Verbrauchern gegenüber, indem sie durch Prüfungen und andere Einrichtungen für gute Arbeit sorgen. Aus den Zweigen der Arbeit in jeder Gemeinde soll der verwaltende kleine Gemeinderath zusammengesetzt werden, und nach Analogie desselben die Arbeitsverwaltung sich durch Kreisräthe zu Staatsräthen, endlich zum Bundesrath emporgipfeln neben den gesetzgebenden Körpern an

gleicher Stelle. Ueberall wähle dann der verwaltende Körper sowol wie der gesetzgebende sich seinen Vorsitzer oder Sprecher, und die ausübende Gewalt werde durch den Zusammentritt beider Körper gewählt, mit Ausnahme der obersten Spitzen da wo die Erblichkeit Gesetz ist. Die erwählten Verwaltungsräthe oder Ministerien haben die Gesetzentwürfe und Maßregeln der ausübenden Gewalt zu begutachten, aber auch alle Arbeiterverhältnisse zu leiten. In Bezug auf die Gliederung des Umlaufs haben sie den Zusammenhang der verschiedenen Vereine derselben Gemeinde, der Kreise, Staaten und des ganzen Bundes stets zu erhalten, durch Briefwechsel mit den Vorstehern der Vereine und den verschiedenen Räthen zu erforschen, wo Arbeitskräfte oder Erzeugnisse im Ueberfluß oder zu wenig vorhanden, um Beides auszugleichen, und so die Preise immer (!) auf gleicher (!) Höhe zu erhalten, die Waare stets dem Gelde gleich zu machen.

Soll! Soll! Soll! ist der Inhalt dieses Planes. Aber allein um das Letztere, die Preisgleichheit, zu bewerkstelligen, müßte zuerst der ganze Bund dem Welthandel enthoben werden. Auch das Geld ist ja nur Handelswaare. Doch Michelet stellt den Verwaltungsräthen die Aufgabe alle Widersprüche der Staatswirthschaft zu lösen. Die Gesellschaft werde durch sie auf einen Standpunkt versetzt werden, wo „Schutzzoll, Handelsfreiheit und Differentialzoll keine Bedeutung mehr haben", indem Bundesräthe und Staatsräthe aller Völker der Welt in Verbindung treten müssen um durch die Kraft des Dampfes zu Wasser und zu Lande die Erzeugnisse aus allen Zonen zu den Verbrauchern aller Zonen zu führen.

Gewerbe und Handel Staatssache! Ein neuer, idealistisch großartiger Mechanismus für den alten Mechanismus! Der Verf. nennt es zwar eine organische Gliederung, aber noch einmal: organische Gestaltungen lassen sich nicht construiren, sie *werden* und können zur Gesundheit gedeihen nur in der Freiheit des eigenen Werdens. Die gesellschaftlichen Verwirrungen löst man am wenigsten durch künstliche Constructionen, man verwickelt sie nur dadurch noch mehr. Sie lassen sich einzig und allein lösen durch die Rückkehr zur menschlichen Natur und Freiheit in allen Beziehungen des Lebensverkehrs. Michelet aber drückt sogar seinen „freien Vereinen" den Stempel des Beamtenthums auf.

In der unter Nr. 2 angeführten Rede wird die Association scheinbar anders und freier skizzirt. Hier basirt Michelet anfangs auf dem Grundsatz wirklich freier Association zu gewerblichen und Handelsunternehmungen und erklärt: im freien Handel sei die Association aller Arbeiter untereinander verwirklicht. Es liegt hierin nach unserer Ansicht das Wahre, daß die Möglichkeit umfassender und erfolgreich eingreifender Association, welche umgestaltend auf die gesellschaftlichen Verhältnisse einzuwirken fähig, nur aus der *vorher* vollständig hergestellten Freiheit der Gewerbe und des Handels sich erzeugen kann. Es bedarf dazu jedoch keineswegs des ganzen Erdballs; den freien Handel werden der Staat, die Nation die ihn bei sich einführte bald genug heilsam erfinden. Die Rede wäre im Verhältniß zur ersten Schrift ein großer Fortschritt zu unbefangenerer Auffassung, wenn nicht Michelet schließlich noch seine Staatsgliederung der Vereine daran hinge. Die Vorstellung, als könne der freie Umlauf durch solch eine Staatsgliederung erreicht werden, ist ganz verfehlt.

Wir stimmen damit überein, wenn in der Rede gesagt wird, die Association mache die Maschine auch zum Eigenthum des kleinen Capitals und des Arbeiters, versittliche die Concurrenz und könne dem Credit neue Mittel und Wege eröffnen; sie werde an die Stelle des Monopols die öffentliche Belohnung des Erfinders setzen, die Gewerbesteuer abschaffen und das Einkommen statt dessen besteuern. Aber wir sind der Meinung, daß man die Formen dieser Association nicht im voraus aufbauen könne, namentlich nicht bevor der Grund und Boden der Freiheit in der Wirklichkeit gewonnen wurde.

„Nur der unumschränkte Freihandel", sagt Michelet und wir mit ihm, „ist der ausreichende Grund für das gesunde Aufblühen der neuen Gesellschaft. Geschlossener Handelsstaat, Schutzzölle, Differenzialzölle, Handelsbilanz sind verbrauchte Wörter einer überwundenen Bildung." In dem von ihm vorgeschlagenen Banksystem wird die Gliederung durch Staat, Provinz, Gemeinde am Orte sein. Was er dann über die Sicherstellung der Arbeit durch Unterricht und Volksbildung, Unterstützungskassen aller Art, Invalidenkassen, und über die „Gliederung des Genusses" durch Familienvereine, Bezirksvereine, Arbeitervereine u. s. w. äußert, hat viel Gutes und Praktisches.

Wir schließen mit einem seiner Aussprüche: „Mit dem Freihandel ist der höchste Gipfel der gesellschaftlichen Aufgabe erreicht", den wir nach unserer erörterten Ansicht nur dahin umschreiben: Mit dem Freihandel ist die Bahn zur Lösung der gesellschaftlichen Frage gebrochen. Ohne Freiheit der Arbeit, Freiheit des Austausches bleiben alle Versuche zu einer solchen Lösung leere Experimente. 56.

Miscellen.

Schottischer Patriotismus.

Als der englische Gesandte am dresdener, wiener und kopenhagener Hofe, Sir Robert Murray Keith, auf einer Reise in Frankreich den stattlichen Wald von Compiègne passirt hatte, „fragte ich", schreibt er seiner Schwester Anna in seinen „Memoirs and correspondence etc., from 1769 to 1792 etc.; edited by Mrs. *Gillespie Smyth*" (2 Bde., London 1849), „meinen Diener Andreas, einen sehr pfiffigen Menschen, ob er je einen so schönen Wald gesehen wie den durch welchen wir eben gekommen? «Herr», antwortete Andreas, «der Wald ist ein hübscher Wald, aber Sie können mir's glauben, ich habe schon ganz andere Wälder gesehen.» «Wo denn, Andreas? Habt ihr dergleichen in Athol?» «Nun freilich, Herr. Ich wünschte nur, Eure Gnaden hätten den Kieswald des Herzogs von Perth in unserm Lande gesehen. Es gibt eine ganze Handvoll schöne Rehe darin, und Oberst Graeme läßt es sich jährlich 100 Pf. St. kosten, daß sie nicht mit ein mal ausgerottet werden.» «Was du da sagst, freut mich, Andreas. Sind denn aber die Bäume in jenem Walde wirklich ebenso schön wie die die wir heute gesehen?» «Bäume, Herr!» staunte Andreas; «nein, Herr, in des Herzogs Kieswalde gibt es keinen Stecken Holz; 's ist ein lustiger Hügel und Haide wie der Wald D'Mar.» O Patriotismus, Patriotismus, wie bezaubernd ist deine Blindheit! Ich umarmte meinen Diener Andreas, und wir reisten weiter."

Seltene Versprechenserfüllung.

In den Memoiren des gräflichen Hauses Huntingdon kommt Folgendes vor. Hastings, Captain des Grafen, verhandelte sein Herz an die hübsche Zofe der Gräfin, Namens Betsy Warner, und versprach sie zu ehelichen, sobald er die Pfarre von Great and Little Leke erhalten würde. In den Strömungen des menschlichen Lebens werden derartige Bekanntschaften bisweilen getrennt und derartige Versprechungen vergessen. So geschah es hier auf Seiten des Mannes. Nach mehr denn dreißig Jahren, wo er inzwischen eine Andere geheirathet und der Tod sie ihm wieder genommen, erhielt er die Pfarre von Great and Little Leke. Bald nach seiner Einführung rollt ein mit vier Postpferden bespannter Wagen vor. Eine ältliche Dame steigt aus und läßt sich als Fräulein Warner melden. Nach seinerseitigem Erstaunen und gegenseitigem Wiedererkennen erklärt Fräulein Warner dem ehrwürdigen Pfarrherrn, daß sie gekommen sei ihn an die Erfüllung eines Versprechens zu mahnen durch welches sie vom ersten Augenblicke an sich für gebunden erachtet, und dessen Bedingung jetzt in seinen Händen sei. Der Pfarrer zog über den Lebenswandel seiner Braut Erkundigung ein, und als er nach allen Richtungen nur Gutes gehört, führte er sie zum Traualtar. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 215. — 7. September 1849.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

2. An Victor Cousin.*)

Sie fragten mich, verehrtester Herr und Freund, vor einigen Jahren brieflich nach der Schrift von Fuchs über Ihre Philosophie; die Revolution ist mittlerweile ausgebrochen, und so Manches was damals unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm scheint nun einer vorsündflutlichen Zeit anzugehören, so manches Literarische was sonst wol in den Kreis der öffentlichen Verhandlungen wäre aufgenommen worden versank im Strom der Politik. Und so würde ich auch nicht jenes Buch heraufbeschwören, wenn nicht gerade durch das Misverständniß Ihrer Gottesidee oder durch die Unfähigkeit solche zu begreifen der Verfasser die Veranlassung böte über diesen Mittelpunkt alles Denkens und Erkennens, und über die gegenwärtigen Auffassungsweisen desselben mich mit Ihnen zu unterhalten. Denn ob das ursprüngliche Wesen und der einheitliche Grund aller Dinge als unbewußt oder als bewußt, als innenweltlich oder außerweltlich, ob er als abstracter Geist oder als bloße Materie, oder ob er als wahrhaft unendlich, als sich selbst erfassende und bestimmende und damit zur Idealität sich ewig erhebende Realität gefaßt wird, davon hängt die ganze Betrachtung der Welt, die Lösung der sittlichen und socialen Frage, und damit die individuelle wie die nationale Lebenswirksamkeit der Menschen ab, und es ist darum eine von der politischen Thätigkeit für das Ganze uns keineswegs abziehende Arbeit, wenn es uns gelingt hierüber immer Mehre zu verständigen.

Daß die Erkenntniß Gottes als des wahrhaft Unendlichen, der sowol die einwohnende Wesenheit der Welt und die im All sich entfaltende Substanz als auch die im Selbstgefühl sich empfindende Seele, der im Selbstbewußtsein sich erfassende Geist ist, der sowol universell als individuell sich in Allem offenbart und gestaltet, und stets bei sich selbst bleibt, daß diese Erkenntniß das Ziel der gegenwärtigen Gedankenbewegung sein werde, und daß alle kritischen Negationen nur dieser so erhabenen als befriedigenden Anschauung den Boden bereiten müssen, darüber stimmten Sie mir völlig bei als wir in den Räumen der alten Sorbonne zusammen theologisirten, und verwiesen auf die Stelle Ihrer Vorrede zur zweiten Auflage der „Fragments philosophiques", wo Sie sagen:

> Wenn ich Gott und Welt nicht vermischt habe, wenn mein Gott nicht das vergötterte Weltall des Pantheismus ist, so ist er ebenso wenig die Abstraction einer jenseitigen Einheit, der todte Gott der Scholastik, der so überweltlich und vorweltlich ist, daß aus ihm das Universum mit der Mannichfaltigkeit seiner Kräfte und Erscheinungen nicht abgeleitet werden kann. Da mir Gott die absolute Ursache ist, so kann er gar nicht nichtschaffen, und eben damit hört auch die Schöpfung auf etwas Unbegreifliches zu sein, und es gibt ebenso wenig einen Gott ohne Welt als eine Welt ohne Gott. Dieser letzte Punkt hat mir so wichtig geschienen, daß ich nicht fürchtete ihn mit auszusprechen mit all der Kraft die in mir ist: der Gott des Bewußtseins ist nicht ein abstracter Gott, ein einsamer König jenseit der Schöpfung auf den verlassenen Thron einer schweigenden Ewigkeit und eines absoluten Seins verbannt, welches dem Nichtsein gliche. Er ist wahrer und wirklicher Gott, immer Substanz und immer Ursache, Einer und Viele, Ewigkeit und Zeit, Raum und Zahl, Wesen und Leben, ganz und untheilbar, Anfang, Mitte und Ende, auf dem Gipfel und auf der untersten Stufe des Seins, unendlich und endlich in Einem.

Sollte man es glauben, Fuchs übersetzt diese Stelle und erkennt darin den Pantheismus der modernen deutschen Philosophie; er citirt Ihren Ausspruch, daß Gott wahrhafte Intelligenz, nur als eine sich selbst erkennende Intelligenz sei, und findet darin Nichts als Hegel's Ansicht, er theilt mit, daß Sie behaupten Gott sei zwar mit allen Elementen seines Wesens in der Welt, aber nicht darin erschöpft, sondern er offenbare sich sowol im All als er in der Identität mit sich selber bleibe, und wiederholt, daß man Sie danach einen Pantheisten nennen müsse, während er an einer andern Stelle Das einen absoluten Widerspruch nennt, daß Sie Gott zugleich als Substanz und als Persönlichkeit aussprechen.

Fuchs hat mit alledem nur bewiesen, daß er selber gar nicht weiß worauf es ankommt, nämlich zu begreifen wie das allgemeine Wesen aller Dinge zugleich in sich selber als Bewußtsein, als Ich, begriffen werden muß, weil es sonst weder die Ursache einer Welt voll Ordnung noch viel weniger eines Bewußtseins sein könnte. Denn wenn das menschliche Bewußtsein, das doch einmal da ist und seine Existenz beweist, aus dem

*) Den ersten Brief theilten wir in Nr. 175 und 176 d. Bl. mit. D. Red.

Unbewußten hervorgeht, dann wird Etwas aus Nichts; Das ist in der Wirkung etwas ganz Anderes als in der Ursache, und die Ursache damit eben nicht mehr Ursache. Das steht längst in deutschen Büchern, aber „sie sind herausgegeben und auch nicht herausgegeben". Mit sehenden Augen sehen sie nicht, denn der Mensch lernt nur was er schon weiß, wie Rahel einmal platonisirend sagt; es kann Keiner Etwas in uns hineinsprechen, sondern wir können nur angeregt werden Das was in uns selber bereits heranreift ans Licht zu ziehen, was in uns schlummert zu erwecken; in diesem Sinn haben wir, Sie und ich, viel Lehrer gehabt, und hoffen noch viele zu haben. Denn die Idee der wir huldigen ist so reich und so tief, daß Niemand sie erschöpft, Jeder aber von seinem Standpunkt, von seiner Lebenserfahrung, aus dem Grund seiner Seele ein neues Zeugniß für sie ablegen kann, und daß alle Stimmen vereint erst den Vollklang der Erkenntniß geben welcher der Harmonie der Sphären in der Außenwelt entspricht.

Zur Zeit ist es allerdings noch eine kleine Schar welche der Fahne schwört die über dem Pantheismus und über dem Deismus auf der Höhe der angedeuteten Weltanschauung aufgepflanzt ist, und beiweitem die Mehrzahl bewegt sich in ausgefahrenen Geleisen, bald etwas lichtfreundlicher bald etwas orthodoxer, oder hat sich aus Feuerbach's Wesen des Christenthums eine Dogmatik des Unglaubens zurecht gemacht, an welcher dieser ganz undogmatische, rastlos freithätige Mann mit dem Schweiß des Denkens auf der Stirn sicherlich kein Wohlgefallen hat. Sein großes Verdienst besteht darin, daß er plötzlich unter den Hegelianern als ein Mensch auftrat der seine Originalität behaupten, seine Individualität nicht im allgemeinen Aether oder Dunst der Kategorien verflüchtigen wollte; er war auch in philosophischen Büchern ein Mensch mit Fleisch und Blut, mit Leidenschaft und Phantasie, kein Schemen des reinen Denkens das sich selber denkt; es blitzte und donnerte in seinem Geist. So hat er erfrischt und angeregt, und namentlich in dem kleinen Hefte das er „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" nannte, seiner ausgezeichnetsten Schrift, hat er durch die Hervorhebung des Sinnes und der Anschauung, durch die Anerkenntniß des Gefühls und Herzens eine ganz nothwendige Ergänzung der Hegel'schen reinen Begriffswirthschaft, und des nur in Allgemeinheiten das Wahre findenden abstracten Denkens gegeben; er hat das Individuelle, das Concrete, das Sinnliche in seine Rechte eingesetzt, leider aber eine Einseitigkeit mit der andern bekämpft, und nur die Gegenstände der äußern Anschauung, nur das Sinnliche für das Wahre und Wirkliche erklärt. Sie sprechen es ihm nach, daß Gottes Existenz nur im menschlichen Denken, daß Gott nur der Reflex des menschlichen Bewußtseins sei, und meinen Etwas philosophisch bewiesen zu haben, wenn sie es recht laut sagen. Ueber die Annahme welche dem Feuerbach'schen Wesen des Christenthums zu Grunde liegt kann ich Ihnen nur wiederholen was vor einigen Jahren in einem auch bei Ihnen bekannt gewordenen Buche gedruckt worden und bis heute unwiderlegt geblieben ist:

So viel Feuerbach von einer ganz neuen Philosophie reden mag, die seine ist nur die letzte Spitze des modernen Subjectivismus: wie Berkeley die Außenwelt für eine Affection der menschlichen Sinne, so hält Feuerbach Gott für eine Bestimmung unsers Denkens, und statt daraus daß er die Idee Gottes mit dem menschlichen Bewußtsein überall verknüpft, und nach Maßgabe seiner Bildungsstufe ausgedrückt findet, um zu folgern daß also in ihr unser Geist als in seinem Grund und Ziel sich selber bejaht, und sich als eine Selbstbestimmung des selbstbestimmenden Unendlichen hat, meinte er seltsamerweise, daß Gott, weil wir ihn denken, nur unser subjectiver Gedanke sei. Wir werden Demjenigen beistimmen welcher sagt: Stehen wir des Nachts unter freiem Himmel und richten das Haupt empor, so empfinden wir zunächst Lichtreize in unserm Auge, und es ist unsere Thätigkeit, daß wir dieselben aus uns hinaussetzen. Wenn er aber nun nicht fortführe zu bemerken, daß die Erfahrung der übrigen Sinne, und die denkende Betrachtung uns zwischen subjectiven Lichterscheinungen und objectiven Wahrnehmungen unterscheiden lehre, vielmehr behauptete, daß wir die Sternbilder in der That an den leeren Himmel hinsehen, so würden wir uns auf die Astronomie berufen, welche das gemeinsame Gesetz für die Bewegungsvorgänge des Himmels und der Erde gefunden habe. Wenn aber dann jener versetzte: Die Vernunft ist in uns, und gerade daß ein Kepler und Newton in den sogenannten Vorgängen der Sternenwelt die Harmonie mit unserm Erkennenwollen erblickt haben, beweist ja, daß die Astronomie Nichts ist als eine Pathologie des menschlichen Auges, welches seine Phänomene für Realitäten hält, daß alle Naturwissenschaft Nichts ist als Anthropologie, dann würde er genau so wie Feuerbach verfahren, nur daß diesem noch zu erklären bleibt wie denn das Bewußtsein so einfache Dinge als Essen, Trinken und Waschen in so seltsamen Formeln wie den Sacramenten des Abendmahls und der Taufe ausdrückt, und seine Vorstellungen in das wunderbare Gewand so räthselhafter Geschichte kleidet. („Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart", von Moritz Carriere, S. 738.)

In dem ebenerwähnten Buche ist die Ueberwindung des Deismus wie des Pantheismus in der Idee eines sowol unendlichen als selbstbewußten Gottes bestimmt als die Aufgabe unserer Zeit ausgesprochen, und sowol in eigenen Erörterungen angebahnt als auch in dem phantasievollen Aufschwung Jordan Bruno's, und in dem mystischen Tiefsinn Jakob Böhme's anerkannt und nachgewiesen. Wie Dies vorstellig zu machen sei, kann ein Blick auf den Menschen lehren. Auch der Mensch ist ein einheitliches Ganzes, das aber physisch aus Millionen Zellen besteht, und mannichfach gegliedert ist; doch ist ein einheitliches Selbstgefühl in jedem Punkte des Leibes gegenwärtig, doch ist das Selbstbewußtsein, das Ich, der ideale Mittelpunkt des Ganzen, und dies ist nur insofern es sich in einer Fülle von besondern Gedanken entfaltet, aber in ihnen als die sie beherrschende Macht lebt, und so beständig über alles Einzelne übergreifend bei sich selbst bleibt. Die Deisten, die einen außerweltlichen Gott annehmen, scheiden die Seele von ihrem Leibe und den Geist von seinen Gedanken, und begehen den Unsinn beiden ein getrenntes Dasein zuzuschreiben; die Pantheisten lassen die eine Substanz in die Vielheit der Erscheinungen zerrinnen, sodaß das universale Ich nur in seinen einzelnen Acten,

nicht in sich selbst bewußt ist: ein Zustand den wir bei den Menschen als Geisteskrankheit, als Faselei bezeichnen, wo das Ich nur den Ort für das tolle Spiel der selbständig gewordenen Vorstellungen abgibt, ohne sie beherrschen zu können, und ein Bewußtsein über sie zu haben, ein Zustand dem doch wahrlich zu viel mangelt als daß wir ihn dem Ideal der Vernunft, Gott, zuschreiben möchten. *Ἓν καὶ πᾶν* sagen die Alten und wir mit ihnen; die Deisten nehmen das Eine und vergessen das All, die Pantheisten halten sich ans All und es fehlt ihnen die Einheit; wir wollen Eins und Alles, wir wollen das All als die Entfaltung des Einen, das als Grund und Ziel wie als das allgegenwärtige Centrum seiner Offenbarung ewig bei sich selbst bleibt. So ist das Unendliche nicht das Endlose, noch ist es ein Anderes außer dem Endlichen, und damit durch dieses begrenzt und selbst endlich, sondern es ist das im Endlichen sich selbst Bestimmende, in sich Vollendete.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Nacht bei Ludwig XV.

Im Winter des Jahres 1796, wo noch kein Salon den Freuden der Welt, dem Tanze und der Unterhaltung wieder geöffnet war, hielt das Collége de France allein seine Soirées. Man kam hier nicht zusammen um zu tanzen, sondern lediglich um miteinander zu plaudern. Die regelmäßigen Besucher dieser Plauderstunden waren Andrieux, Picard, de Piis, Parny, der Marquis von Ximenes und der liebenswürdige Selis, in dessen Wohnung man sich versammelte. Dieser liebenswürdige Greis machte die Honneurs seines kleinen Salons ganz vortrefflich: namentlich erzählte er um die Unterhaltung bald in Gang zu bringen höchst interessante Geschichten, an welche dann Jeder gewöhnlich seine Erzählung knüpfte, sodaß eine Anekdote der andern folgte.

Gewöhnlich mußte das ancien régime und seine berüchtigten Scandale den Stoff hergeben. Keiner der Anwesenden, denen die Schreckensherrschaft Alles genommen hatte, wagte zwar laut die neue Ordnung der Dinge zu beklagen; allein man tröstete sich durch die Erinnerung an entschwundene Genüsse, schalt auch wol mitunter auf die verworfene Zeit, d. h. wie Meister Reineke die Trauben.

Eines Abends nahm Selis mit einer ernstern Miene als gewöhnlich das Wort; man sah es ihm an, daß der Erfolg seiner Erzählung eine Tragödie oder Moralpredigt werden würde, und Jeder machte sich auf etwas Besonderes gefaßt.

„Sie wollen uns wol eine Geschichte zum Weinen erzählen?" rief der Marquis von Ximenes lustig aus.

„Oder eine Schauergeschichte?" fügte Andrieux hinzu.

„Ach nein, es wird eine Leichenrede!" warf der Chevalier de Piis ironisch ein.

„Vielleicht alles Dreies", sagte Selis ernst, und um den Ausrufungen ein Ende zu machen begann er wie folgt:

Ich habe alle möglichen Leute des alten Hofs gekannt, Grafen, Marquis, Minister und auch Kammerdiener. Ich habe Mancherlei von ihnen erfahren, am meisten aber durch die Schwatzhaftigkeit der Bedienten. Diese Menschen machten aus einem Scandal zu dem sie erst geholfen nicht das mindeste Geheimniß, und oft erzählten sie ohne auch nur einmal „pst" zu sagen die außerordentlichsten Geheimnisse wie etwas Alltägliches. Einer dieser Bedienten war Kammerdiener des Herzogs von Aumont und hieß Alexander Finet. Dieser hat mir folgende merkwürdige Geschichte erzählt.

Alexander war der Freund Lebel's, jenes berüchtigten Unterhändlers Ludwig's XV. in Betreff der galanten Abenteuer. Vermöge dieser schmachvollen Bekanntschaft hatte der Kammerdiener des Herzogs von Aumont bedeutenden Einfluß auf die Liebschaften des Königs. Lebel, der seine Gelehrigkeit und Geschicklichkeit kannte, wandte ihn oft als Gehülfen bei seinen geheimen Aufträgen an, wenn es galt die Vergnügungen des Königs zu renoviren und für den kleinen Harem der Rue Satery zu recrutiren. Zu diesem Zwecke besaß unser Mann die Schlüssel zu den kleinen Apartements; er durfte gehen und kommen zu welcher Stunde es ihm beliebte, ohne daß ihn Jemänd aufhielt.... man kannte sein Amt.

An einem Decembermorgen verließ eine geheimnißvoll verschlossene Kutsche Versailles, und fuhr bis zum Gitter des Luxembourg. Alexander, der sie fuhr, klopfte zwei mal an, man öffnete, eine tiefverschleierte weibliche Gestalt erschien und stieg in den Wagen.

Es war noch nicht ganz Tag als man bereits wieder auf dem Wege nach Versailles war.

Diese weibliche Gestalt war aber die schöne Therese, die Tochter Leduc's, des Gitterwächters. Bereits seit einiger Zeit war sie die treue Maitresse des Grafen von Clermont, der in der That sie so heftig liebte, daß er eines Tags in einem Anfalle von Eifersucht sie mit einem Federmesser am Kopfe verwundet hatte. Diese fabelhafte, mythologische Leidenschaft war am Hofe ruchbar, und Ludwig XV. war auf das schöne Mädchen aus dem Volke neugierig geworden, in welches ein Prinz von königlichem Blute so verliebt war, daß er sie verwundet hatte. Lebel hatte daher seine Operationen begonnen. Die Maitresse verrieth ihren Liebhaber für Ludwig XV., und deshalb verließ Therese wie wir gesehen haben Paris. Nachdem Alexander sie in die Hände Lebel's abgeliefert hatte, ging er in das Hotel d'Aumont um seinen Herrn anzukleiden. Als die Toilette beendet war und er fortgehen wollte, rief ihn der Herzog zurück und sagte ihm:

„Es ist heute Nacht ein Souper in den kleinen Apartements des Königs um das Wohlsein einer neuen Laune zu feiern. Ich bin eingeladen und du wirst mich hinfahren."

Alexander verneigte sich.

„Gegen 1 Uhr kannst du dich im Vorzimmer des Speisesaals einfinden..... Besonders sei bereit mich nach Hause zu führen, denn ich werde es wahrscheinlich nöthig haben."

Alexander verneigte sich wieder, aber diesmal mit einem Lächeln welches besagte daß er verstände.

Als es Mitternacht geschlagen hatte, war er pünktlich auf seinem Posten; sein Schlüssel hatte ihn unbemerkt dorthin gebracht. Die königliche Orgie hatte schon lange begonnen, und bereits hatte die Trunkenheit alle Köpfe erfaßt. Diese Trunkenheit der großen Herren war aber nicht die lustige, aufbrausende, fröhliche des Volks, die sich in Lachen und Singen äußert, sondern sie war wie ein kalter Stein der diese abgestumpften Körper ausfüllte und den Kopf unbehülflich machte, ohne etwas Anderes als eine dumpfe Melancholie zu erwecken.

Alexander setzte sich auf ein Kanapee welches in einem dunkeln Winkel der Galerie stand, und horchte auf die Worte der adeligen Trunkenbolde; halb eingeschlafen verschwammen seine Gedanken im halbwachen und halbschlafenden Zustande; er glaubte zu träumen. Hr. d'Agen schimpfte auf die Parlamente, die ungelehrigen Räthe; der Herzog von Richelieu begann von Politik zu sprechen, und vermengte in seiner ordinairen Sprache „Mama Maria Theresia" und den verschmitzten Schlaukopf Friedrich von Preußen. Hr. v. Chauvelin hatte mit dem Herzog von Fitz-James eine noch wichtigere Unterhaltung: er setzte ihm seine Gedanken über eine neue Nährungsmethode der Dachse auseinander. Das monotone Geräusch dieser Unterhaltungen, von Zeit zu Zeit durch das Lachen Theresens oder das Fluchen d'Aumont's unterbrochen, schläferte den harrenden Kammerdiener mehr und mehr ein, und ermattete ihn, ohne daß er doch fest einschlief. Endlich ermunterte er

sich so weit um aufzustehen und durch das Schlüsselloch zu sehen; noch immer glaubte er zu träumen.

Schamlos entblößt, die Perrücke verschoben, trunkenen Auges und Mundes lagen die großen Seigneurs auf den schwellenden Kanapees von Goldstoff ausgestreckt. Ludwig XV., trunken wie die Andern, aber stiller und ernsthafter, bemühte sich seine Majestät zu bewahren; mitunter warf er einen Blick auf Therese, der leidenschaftlich sein sollte, der jedoch nur kalt und gleichgültig war, und sank dann wieder in seine schweigsame Melancholie zurück. Therese überließ sich dagegen ganz der Freude an einem solchen Feste theilnehmen zu können; der Wein hatte in ihr die Lustigkeit erzeugt wie bei den meisten Leuten aus dem Volke.

Der Anblick dieser seltsamen Dinge, die wie phantastische Erscheinungen sich dem schweren Haupte des Lauschenden darboten, machten ihn noch besinnungsloser. Als er aufhörte durch das Schlüsselloch zu sehen, hatte er kaum noch die Kraft auf sein Kanapee zu schwanken, wo er hinfiel und einschlief.

Nach einer Stunde weckte ihn ein leichtes Geräusch aus seiner tiefen Schlaffucht; er erhob das Haupt, und erblickte einen Menschen der langsam und vorsichtig in der Galerie auf- und abschritt: es war der funfzehnte Ludwig.

Die Kronleuchter der Galerie waren bis auf einen verlöscht, der sein mattes Licht noch verbreitete, während bereits die Morgenröthe den Nebel zu färben begann, und das Vorzimmer mit einem ungewissen Lichte erhellte. Der König machte vorsichtig einige Schritte in dem Halbdunkel, bis er sicherer wurde und auf- und abschreiten konnte. Von Zeit zu Zeit zerriß ein trockener, rauher Husten seine Brust; es waren schwere Seufzer die seine Träumereien unterbrachen. Endlich blieb er vor einem Spiegel stehen, den die ersten Strahlen der Morgendämmerung trafen. Lange betrachtete er sich, wie die Beute eines schrecklichen Geheimnisses. Er erblickte sein Angesicht, durch den bleifarbenen Reflex des Dämmerlichtes noch bleicher, die tiefen Falten, die sich in Folge seiner durchwachten Nächte und Ausschweifungen kreuzten, schienen noch tiefer; unwillkürlich mußte er zittern, er glaubte seinen Leichnam zu erblicken. Mit unsicherer Hand griff er an Stirn und Wangen, und der Kammerdiener konnte ihn die Worte mit dumpfer, röchelnder Stimme wiederholen hören: „Elender! Du tödtest Leib und Seele!"

Hierauf setzte er seinen Gang fort, aber mit ungewissen Schritten, als wäre er schwindlig geworden; er wankte und stieß an die Meubles.

„Du wirst nicht alt werden, sage ich dir", murmelte er in seinem Selbstgespräch..... „und dann die Hölle, die Hölle!"

Er blieb einige Augenblicke stehen, schlug sich vor die Brust, seufzte tief auf und begann seinen Gang von neuem. Neue kurze und wüthende Ausrufungen unterbrachen die Stille:

„Wie Frankreich regiert wird — Sie lassen Alles so gehen! — Wohin gehen wir? Wahrlich, ich weiß Das nicht, Das ist Sache meines Nachfolgers, er mag sie in Ordnung bringen! — Wir sollten heute Abend recht lachen, und ich habe mich noch niemals so gelangweilt! — Sie sagen, das Geschöpf sei recht artig; sie haben Recht, da sie es einmal so wollen; aber sie hat nichts Piquantes, nichts Muthwilliges, Nichts was reizt und ermuntert — besser wäre ein kluges Mädchen gewesen, die hätte mich zum mindesten ungeduldig gemacht."

Er ging in das Speisezimmer zurück. Alexander schlief wieder ein.

Gegen 4 Uhr verließen die Gäste das Gelage, und traten wankend in die Galerie. Der Herzog von Aumont, dessen Schritte ziemlich unsicher waren, stieß an das Kanapee des Schläfers. Alexander erwachte plötzlich, sprang auf, und befand sich seinem Herrn gegenüber, der ihn nicht erkannte, und einen Ruf des Schreckens ausstieß.

„Es ist Jemand hier!"

„Haltet ihn fest!" rief Ludwig XV.

Der Kammerdiener sah sich alsbald umringt, beim Kragen genommen, und durch tausend Fragen bestürmt. Er wollte sprechen, nannte seinen Herrn, versuchte sich dem König und den übrigen Anwesenden, von denen er sich gekannt glaubte, zu erkennen zu geben. Vergeblich! Der trunkene Haufe bestand bis zum Wahnwitz darauf in ihm einen Bösewicht zu finden: die Erinnerung an Damiens fuhr Jedem durch den Kopf.

„Wir müssen ihn dem Gericht überliefern", rief der Herzog von Aumont.

„Nein, wir wollen lieber selbst Gericht halten und ihn verurtheilen!" rief lachend der Herzog von Richelieu.

Dieser närrische Vorschlag fand allgemeinen Beifall, und der hohe Gerichtshof constituirte sich. Es wurden ein öffentlicher Ankläger, ein Vertheidiger und die Richter ernannt. Ludwig war Präsident. Die Trunkenen entwickelten eine seltsame Beredtsamkeit; es war ein Gemisch thörichter Worte, ein gräuliches Untereinanderschreien und gegenseitiges Unterbrechen, in welchem Richter, Ankläger, Vertheidiger und Präsident nach Herzensluft Reden hielten, und die tollsten Abschweifungen machten. Endlich kam es zum Urtheilsspruch. Ludwig XV. verkündete ihn. Er lautete auf Erdrosselung des Schuldigen und zwar auf der Stelle. Bis hierher hatte Alexander mit den Uebrigen gelacht. Als er jedoch sah wie der Herzog von Richelieu kaltblütig sein Knieband losknüpfte um ohne Verzug zur Execution zu schreiten, als er fühlte, daß man es um seinen Hals legte, und daß die Hand des Königs an dem einen Ende stark zu ziehen begann, sprang er vor, warf mit zwei kräftigen Faustschlägen das ganze Tribunal über den Haufen und entfloh.

„Nun", fragte Selis als er innehielt, „wie gefällt Ihnen meine Geschichte?"

„Sie ist entsetzlich", entgegnete der Marquis von Simes, „besonders wenn wir uns erinnern, daß noch nicht 20 Jahre nach dieser seltsamen Nacht, wo Ludwig XV. den Henker eines armen Teufels von Kammerdiener spielte, die Hand eines Henkers auf Befehl des Volks den Kopf seines Nachfolgers abschlug!" 31.

Literarische Anzeige.

Vollständiges Handwörterbuch
der
deutschen, französischen und englischen Sprache.

Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen.

Vierte Auflage.

Breit 8. Cartonnirt. 2 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus.

In demselben Verlage sind auch erschienen:

A complete Dictionary of the English and German languages, by *Lewis Albert.* 16. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 16 Ngr.

Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, par *J. M. Halitschmidt.* Seconde édition. 16. Geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 216. — 8. September 1849.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

2. An Victor Cousin.

(Beschluß aus Nr. 215.)

Fragen Sie mich, wer sonst noch nicht blos seiner Tendenz nach, und wenn man die Consequenzen zieht oder die strebenden Gedanken über sich selbst aufklärt, sondern wissentlich und thätig auf unserm Standpunkte steht, so kann ich Ihnen zunächst Fichte, Wirth und Ulrici nennen, glaube aber auch, daß Rosenkranz, Alexander Jung und Hofmann in Würzburg ihm nicht ferne sind, ja daß auch Zeller, der die Wahlfreiheit des Menschen verficht, zu ihm herüberstrebt.

Fichte findet es ganz recht, daß die Gegenwart sich immer mehr von jenem weltlosen jenseitigen Begriffsgott abgewendet habe; dies wirklichkeitslose Gedankending, das uns die Theologen gepredigt, dessen Gebiet da beginnt wo die klare erkennbare Wirklichkeit zu Ende ist, wo das Unbegreifliche und damit die Willkür anhebt, es muß stets weiter und weiter zurückgedrängt werden, je höher sich die Wissenschaft als anschauende Erkenntniß des Wirklichen erhebt; je mehr sie sich mit dieser Wirklichkeit erfüllt, desto weniger kann sie jenes abstracte Wesen denken, sie wird es vergessen. Fichte sagt aber weiter:

Wenn jedoch eine Zeit, eine Bildungsepoche ihren Gott verloren hat, so verfällt auch unwiederbringlich ihre allgemeine Cultur: die Wissenschaft, ihrer allvermittelnden Einheit verlustig, sinkt zur äußerlichsten Empirie herab, und reiht nur Einzelnes beziehungslos aneinander. Die praktischen Mächte des Lebens verwildern in zuchtloser Willkür des Begehrens und Meinens, und der menschliche Geist, den Ideen entfremdet, ist ohne Compaß seinem eigenen Wähnen überlassen; er glaubt was nur aus innerer geistiger Nothwendigkeit erwachsen kann willkürlich sich erdenken oder auf äußerliche Weise hervorbringen zu können.

Wir überlassen einem Jeden die Zeichen der Gegenwart sich zu deuten nach seinem Vermögen oder nach eigenen Wünschen, uns will bedünken, daß jene Symptome drohender Fäulniß schon sichtbar genug hervorgebrochen sind, in den Erscheinungen zumal von denen man die Heilung erwartet; seit der Aeolosschlauch entfesselt worden, und die Februar- und Märzstürme hervorbrausten, ist Dies weit deutlicher geworden als vor drei Jahren, wo Fichte diese Worte schrieb, in der Vorrede zu seiner allgemeinen Religionslehre oder speculativen Theologie; und wohin das gottlose Experimentiren mit der Gesellschaft, das reflectirte Machen von neuen Einrichtungen führt, haben Sie in Frankreich noch härter als wir in Deutschland empfinden müssen!

Ein tiefer Schmerz hat die Zeit ergriffen den lebendigen Gott in der Erkenntniß wie im Gefühle verloren zu haben: aber sie fodert mit Recht, daß er für die Wirklichkeit und in ihr wiedergewonnen werde. Doch jene Versuche eben auf oberflächliche Weise Religion zu machen wie man Meinungen erfindet oder nach Mehrheit der Stimmen Uebereinkommnisse abschließt, beurkunden selbst nur den Grad unserer Gottentfremdung, geben aber zugleich Zeugniß davon, daß die alten Formen der Religion unwiderruflich dahin sind. Nur ein tiefer begründetes Gottesbewußtsein, und eine neue daraus quellende Begeisterung kann auch neue Formen der Religion hervorbringen. Jenes ist jedoch nur möglich, wie jetzt und von nun an in alle Zukunft der in sich erstarkte Geist es fodert, auf dem Wege vertieftern Erkennens. Schaffet ganze gründliche Klarheit um euch her, so wird nicht blos der Nebel des Ueberglaubens, sondern auch der Trug halber Klarheit und Afterwissenschaft von euch weichen, und die ewige ursprüngliche Kraft der Religion, die innermenschheitliche, weltgeschichtliche Macht derselben wird in erneuerter Energie die Gemüther ergreifen.

Fichte scheut sich nun nicht es auszusprechen, daß alles Wirkliche ein raumzeitliches sein müsse, daß es keine andere Wirklichkeit, keinen andern Schauplatz für das Wirken der absoluten Idee gebe, und somit ist ihm Gott als das Princip der Natur und der Geschichte ebenso ewige Realität als Bewußtsein; er ist ihm nicht der Raum- und Zeitlose, sondern der in Raum und Zeit seine eigene Unendlichkeit Setzende und Ausbreitende, Raum und Zeit Erfüllende, somit wahrhaft Allgegenwärtige, Alldurchdringende, Allbeherrschende. Er ist der sich in Allem und Alles in sich Erkennende; er spricht, ein Endliches schaffend-zulassend, die ewige Liebe, mit welcher er sein überschwengliches Wesen umfaßt, in die endliche Welt aus, damit er in der doppelt gefühlten Liebe und Gegenliebe sich in allen Creaturen, alle in ihm sich empfinden mögen. Dieser thatsächliche Begriff ist das ewig offenbare und durch sich selbst für seine Wahrheit zeugende Geheimniß alles Schaffens und alles Geschaffenen, Das was alle Lust des Daseins erklärt, und allen Schmerz desselben zu versöhnen vermag; worin zugleich die speculativste Gestalt der Idee keineswegs mehr blos gedacht wird, sondern wo sie in erlebbarer Anschauung und mit der tiefsten Gewißheit des Selbstgefühls uns ergreift. Achten Sie auf diese letz-

ten Worte. Das reine anschauungslose Denken der Hegel'schen Logik gilt uns für eine Abstraction, wir wollen mit Goethe die Ideen sehen, wir wollen mit Kant bedenken, daß Begriffe ohne Anschauungen leer und Anschauungen ohne Begriffe blind sind, und wollen darum das menschliche Erkennen, welches Speculation und Erfahrung verbindet, den Sinnen wie der Vernunft huldigt. Wir wissen daß alles Höchste und Ganze nur im vereinten Aufschwung aller Gemüthskräfte gewonnen wird, daß die Erkenntniß der Wahrheit eine sittliche That, die Hingabe des reinen Herzens an das Göttliche genannt werden kann, daß die Phantasie mit genialem Blick erschauen muß was die dialektische Erörterung entwickelnd erweisen soll. Nur was in der Art das Gemüth befriedigt, daß es zum Volksbewußtsein werden kann, verdient den Namen der Wahrheit; herzloses, gewissenloses Denken ist Sophistik, die Philosophie, Das hat schon Platon gesagt, beginnt und endet mit der Liebe.

J. U. Wirth erkennt in der Einheit das ursprüngliche Princip aller Dinge, die gemeinsame Wesenheit alles Seienden. Mit Recht will er im Princip das Wesen und den Grund alles Dessen haben was in den einzelnen Erscheinungen der Körper- und Geisterwelt auftritt. Er entwickelt die Gotteslehre der Philosophen von Thales bis auf Hegel, und zeigt wie alle großen Denker eine oder die andere nothwendige Bestimmung des Absoluten hervorgehoben; ihm selbst ist es die Totalität aller dieser Bestimmungen, sowol die allgemeine Substanz, die ewige Naturkraft, als die Weltseele, die weltordnende Vernunft, die Idee; es ist ihm die Einheit, die sich in einer Fülle von Einheiten offenbart und zugleich als Einheit bei sich selbst bleibt, Selbstbewußtsein ist. Wirth will darum auch nicht die Verneinung, sondern die Verklärung des Endlichen in Gott; die Ineinsbildung des Idealen und Realen ist ihm die Vollendung der Persönlichkeit, er will den Heroismus der That mit der Ruhe im reinen Wesen verbunden haben; Dies ist ihm die wahre Versöhnung mit Gott.

Hermann Ulrici, der sich in weitern Kreisen durch ein Buch über Shakspeare bekannt gemacht, welches die tiefsinnige Kunst und die sittliche Geisteshoheit des Dichters in das volle Licht der Erkenntniß stellt, hat wie Cartesius unser Denken, das cogito ergo sum zum Ausgangspunkt genommen, und als Dasjenige ausgesprochen was nicht bezweifelt werden kann, da der Zweifel ja seine eigene Thätigkeit und damit der Beweis seiner Existenz ist. Das Princip welches nun Ulrici aufstellt ist die Denknothwendigkeit; muß das Denken nothwendig sich selbst als seiend denken, so muß es auch nothwendig alles Dasjenige denken und als seiend denken, ohne welches es selbst weder sein noch sich denken kann. Denknothwendig ist Alles was das Sein und das Denken des Denkens bedingt. Er entwickelt nun wie alles Denken ein Unterscheiden ist, und die allgemeinen Unterscheidungsnormen in den Kategorien gegeben sind, wie das Denknothwendige im Unterschiede und in der Verbindung mit dem willkürlichen Denken das Bewußtsein unsers Geistes erst möglich mache und mit allem Inhalt erfülle, wie dies Alles uns zu einem absoluten Sein und Denken, zu Gott, hinführe. Ihn sucht er im engsten Anschluß an das Christenthum als Geist und Liebe, als den Dreieinigen zu begreifen.

Sie sehen aus diesen Mittheilungen, daß in Deutschland nicht blos eine negative Richtung das kritische und auflösend freigeistige, das revolutionnaire Element der Hegel'schen Philosophie in allen seinen Consequenzen verficht, daß nicht blos die alten conservativen Theologen diesem Treiben ihre unbegriffenen Positionen, ihre Dogmen entgegenstellen, sondern daß bereits ein neues und höheres Lebenselement zu Tage kommt, das in aller Kritik den Reinigungsproceß der Idee erblickt, das den Allgemeinheiten der Schule die Individualität und Persönlichkeit entgegenstellt, aber nicht blos die sinnliche, wie die Sophisten thaten, deren Satz, der Mensch sei das Maß aller Dinge, vielfach von den Dogmatikern des Unglaubens als Feuerbach's Princip wiederholt wird, sondern die sinnlich-geistige, die real-ideale. Das Denken ist nur als That eines Denkenden, sagen auch wir, aber wir verwerfen darum das unendliche Denken nicht das Hegel lehrte, sondern wir behaupten für dasselbe ein absolutes Ich, das göttliche Selbstbewußtsein, und erkennen mit Platon in Gott das Maß aller Dinge.

Das ist freilich eine Neuigkeit für Viele in Deutschland, auch für Solche die den philosophischen Strebungen Antheil schenken; denn was fortbildend sich bethätigt Das macht nicht den Schlachtlärm des Negativen, welches das Bestehende bekämpft, welches durch die Schläge und Wunden die es austheilt den Theologen, den Politikern empfindlich wird; das Fortbildende schließt sich lieber dem Bestehenden an um es gut zu deuten, um den Wahrheitskern desselben zu enthülsen, es wirkt am liebsten geräuschlos wie der Frühling, der den frischen Saft für den jungen Laubschmuck in den Bäumen aufsteigen läßt, nachdem die heulenden Herbststürme Zweig und Stamm entblättert hatten. Zudem hat gerade jetzt, wo die neue Richtung mit entschiedener Klarheit aufgetreten war, das politische Interesse mit allem Andern auch das philosophische verschlungen, und in den Strudeln und Wirrnissen der Zeit hatte selbst wer ein Asyl vor ihnen suchte doch noch nicht die nöthige Sammlung, um sich in neue werdende Systeme mit der Arbeit zu vertiefen welche die freie Wissenschaft stets zur Voraussetzung des Genusses macht. Doch wird auch jetzt schon vielleicht Einer oder der Andere dankbar sein für einen Fingerzeig der ihm als Wegweiser nach der Ideenwelt dienen kann, und deshalb erlaubte ich mir eine verspätete Antwort durch ein öffentliches Sendschreiben mit herzlichstem Gruß und den innigsten Segenswünschen für eine gedeihliche Freiheitsentwickelung ihres Volks an Sie gelangen zu lassen Frankreich hat zum dritten mal das Märtyrerthum der Revolution auf sich genommen, das nicht sowol in der Blute besteht das in feuriger Opfer- und Siegeslu

auf den Barrikaden vergossen wird, als in der Gefahr einer Entsittlichung und Verwilderung, sobald einmal die dämonischen Gewalten der Menschennatur entfesselt sind. Möge denn aus der chaotischen Gährung der Elemente, möge aus der Tiefe des Geistes und Herzens eine neue Schöpfung, eine Ordnung der Dinge hervorgehen die Allen Brot und Bildung gibt, eine Ordnung der Dinge die den Staat zum Organismus der Sittlichkeit macht, und den edeln Lamartine nicht mehr zum Spott der Diplomaten werden läßt, wenn er die Seelengröße als das Princip der Politik prophetisch den Völkern verkündigt.*) 58.

Der Feldzug des Corps des Generals Grafen Ludwig v. Walmoden-Gimborn an der Niederelbe und in Belgien in den Jahren 1813 und 1814. Altenburg, Pierer. 1848. Gr. 8. 12 Ngr.

Nach 35 Jahren empfangen wir aus geschickter Hand wieder einen Beitrag zu den denkwürdigen Kriegsgeschichten der Jahre 1813 und 1814, deren nähere Aufhellung durch einzelne Schilderungen, Züge, Briefe und Tagebücher einem großen Theile der Jetztlebenden noch immer wünschenswerth ist, während allerdings ein anderer Theil in blinder Selbstvergessenheit gegen sein eigenes Fleisch wüthet, und den Freiheitsschwindel der Gegenwart weit hinausstellt über die echte Begeisterung jener frischen und rüstigen Vergangenheit. Ueber den Feldzug Walmoden's und der übrigen Feldherren an der Niederelbe besaßen wir zwar schon seit 1839 das treffliche Werk von C. L. C. Zander, der uns viele Begebenheiten als unmittelbarer Theilnehmer beschrieben hat, und in Varnhagen v. Ense's „Geschichte der Kriegszüge Tettenborn's" (jetzt im zweiten und dritten Bande der „Denkwürdigkeiten") ebenfalls eine sich durch Schönheit der Sprache, Klarheit und Zuverlässigkeit empfehlende Geschichte jener Feldzüge, welche ihr berühmter Verfasser selbst mitgemacht hat. Aber wir nehmen nicht minder gern die vorliegende von Pierer herausgegebene und bevorwortete Geschichte an, da sie auf jedem Blatte uns einen hochstehenden, erfahrenen und kriegstüchtigen Mann erkennen läßt der sich in der unmittelbaren Nähe des Generals Walmoden befunden haben muß. Ueber diesen Führer selbst aber hätte Pierer ausführlichere biographische Andeutungen hinzufügen müssen als er gethan hat; denn wie viele von den jüngern Lesern des Buchs kennen noch den General, höchstens wird er ihnen, wenn sie wirklich so viel Pietät besitzen, als eine Ossian'sche Helden- und Nebelgestalt erscheinen. Allerdings hat Pierer auch der diplomatischen Thätigkeit Walmoden's mit einem Worte gedacht, aber sein enges Zusammenhalten mit Stein, Dörnberg, Hardenberg, Münster, Gneisenau, Scharnhorst, Rugent und Andern zur ewigen Bekämpfung Napoleon's, seine unermüdliche Thätigkeit in Madrid, in Petersburg, in London, in Deutschland für solche Zwecke, sein heller Blick in alle Staatsverhältnisse, alles Dies konnte mit Hülfe der reichen Stoffe in den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen" sehr anschaulich den heutigen Lesern dargestellt werden; denn mit Recht hat Hormayr (ebendas. II, 448) die Grafen Walmoden einen „Edelstein des Hauses Oestreich" genannt, und schon vorher (I, 52) gemeint, daß die Pseudonamen eines Master Simon und Peter Cantier, unter welchen Walmoden auf seinen Hin- und Herzügen die Wachsamkeit der französischen Policei zu täuschen unternahm, auf seinem Denk- und Grabsteine mit dem angeborenen Namen zugleich ewig leben müßten.

Der Krieg an der Niederelbe bietet in militairischer Hinsicht ein sehr wechselvolles Gemälde dar. Drei Feldherren von versuchtem Rufe, der Kronprinz von Schweden, der General Walmoden und der Marschall Davoust, haben ihn geführt, von denen Walmoden die schwierigste Aufgabe zu lösen hatte; denn einmal befehligte er ein den Franzosen an Zahl weit nachstehendes Heer von etwas über 22,000 Mann, Russen, Engländer, Hanoveraner, Preußen, Hanseaten, Mecklenburger, das Lützow'sche Corps, und die Russisch-deutsche Legion, mit mangelhafter Kriegsausrüstung, aber voll Muth, Kraft und Ausdauer; zweitens hatte er über 40,000 Mann Franzosen, und darunter viele altgediente Leute, mit Kriegsbedarf reich versehen, unter einem der besten Napoleon'schen Feldherren sich gegenüber, und drittens überließ der vom Kronprinzen von Schweden ihm nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes mit Napoleon am 17. Aug. zur Ausführung gegebene Kriegsplan so Vieles dem Ungefähr, daß, wie unser Verf. meint, die Ursache hiervon nicht leicht zu bestimmen sein dürfte. Der Kronprinz von Schweden hatte nämlich dem Nordheer in der Mark Brandenburg eine solche Stellung gegeben, daß die Hauptstadt Berlin gegen den ganzen Lauf der Elbe hin umgeben, und vor dem Feinde, er mochte von Süden oder von Westen andringen, gesichert war. Seinen äußersten rechten Flügel an der Niederelbe nach Holstein hin bildete der Heertheil Walmoden's, dessen höchst allgemeine Instructionen blos dahin lauteten den Marschall Davoust vom Vordringen abzuhalten. Es ließ sich, bemerkt hierbei unser Verf., vielleicht nur aus der politischen Lage des Kronprinzen muthmaßen, daß es ihm nicht unangenehm gewesen wäre durch irgend eine Begebenheit am äußersten rechten Flügel dahin abgerufen zu werden, weil um diesen Punkt sich eigentlich sein Hauptinteresse in dem Kriege drehte, indem er da in directen Contact mit den Dänen kommen und seine eigene Sache ausmachen konnte.

Ohne auf die Einzelheiten dieser Kriegsgeschichte eingehen zu können, merken wir nur die Schilderung des siegreichen Gefechts an der Görde am 16. Sept. 1813 an, und das gerechte Urtheil über die tapfere, ja oft verzweifelte Gegenwehr der Franzosen, sowie über den Muth des meist ganz neuen und ungeübten Fußvolks der Verbündeten. Marschall Davoust, sagt der Verf., schien es sich vorgenommen zu haben seinen Feind zu bilden, und seine Thätigkeit blos darauf einzuschränken ihm Vortheile in die Hände zu liefern, die er sich sonst auf keine Art zu verschaffen im Stande gewesen wäre. Ueberhaupt spielte Davoust während des ganzen Feldzugs, anstatt mit seiner frühern Kühnheit zu handeln, eine sehr passive Rolle, und versäumte die besten Gelegenheiten, wo er unstreitig gute Erfolge erreicht haben würde. Der Krieg verlief daher fast lediglich in kleinen Gefechten, wo die Franzosen immer im Nachtheile waren; als gegen Ende Septembers Walmoden, dessen tapfere Entschlossenheit vor dem Feinde sich in dieser Art von Kriegführung nicht eben sehr gefallen konnte, auf den bestimmten wiederholten Befehl des Kronprinzen sich anschicken mußte dem Marschall eine Schlacht zu liefern, waren aber seine militairischen Gegengründe zu bedeutend, als daß er die Erfüllung seines Wunsches ihnen hätte vorziehen sollen. Darauf verhinderte der Uebergang Blücher's über die Elbe bei Wartenburg am 3. Oct. die Ausführung des obigen Befehls. Der General, hieß es jetzt in den wieder ganz allgemein gehaltenen Instructionen des Kronprinzen, soll zwar Alles versuchen, jedoch eigentlich nach den Umständen handeln.

Mit dem Siege bei Leipzig endete der vom Kronprinzen bisher befolgte Kriegsplan, und damit auch der erste Theil des Walmoden'schen Feldzugs. Davoust schränkte sich seit dem 1. Dec. 1813 lediglich auf die Vertheidigung Hamburgs ein, und Walmoden erhielt den Oberbefehl über den linken Flügel des kronprinzlichen Heers, welches den Krieg gegen Dänemark zu führen bestimmt war. Dieser Krieg, dem deutschen Befreiungswerke eigentlich fremd, konnte den Streitern damals

*) Einen dritten Brief bringen wir im nächsten Monat.
D. Red.

ebenso wenig als jetzt den Lesern ein großes Interesse einflößen: für Walmoden war das mit großer Kaltblütigkeit gelieferte Treffen bei Sehestadt am 10. Dec. das wichtigste Ereigniß. Kurz darauf kam am 16. Jan. 1814 der Kieler Friede zu Stande, und Walmoden übernahm die Blockade des von den Franzosen noch immer besetzten Harburg, um seine Truppen hier zu reorganisiren und vollständig in Stand zu setzen, was bisher im raschen Laufe des Feldzugs noch niemals hatte ausreichend geschehen können. Von da brach er am 26. Febr. mit seinen Truppen auf um zum Heere des Kronprinzen zu stoßen, unter dem er an den Gefechten in Belgien gegen die Franzosen unter Maison Antheil nahm, bis der Pariser Friede erfolgte. Hiermit schließt die vorliegende Schrift. 9.

Bibliographie.

Briefwechsel Papst's Hadrian des Sechsten mit Desiderius Erasmus von Rotterdam. Decbr. 1522. bis Frühling 1523. Aus dem Lateinischen. Mit einer Einleitung. Frankfurt a. M., Lizius. Gr. 8. 7½ Ngr.

Brinckmeier, E., Blumenlese aus den Werken der Troubadours in den Originalen. Nebst provenzalischer Grammatik und Glossarium. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr.

Caedmon's des Angelsachsen biblische Dichtungen. Herausgegeben von K. W. Bouterwek. 1ste Abtheilung, welche den Text vollständig enthält. Beigegeben ist ein Facsimile aus dem Cod. Bodlej. Jun. XI. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Denzinger, H., Ueber die Aechtheit des bisherigen Textes der Ignatianischen Briefe. Würzburg, Fahrmbacher u. Stahel. Gr. 8. 20 Ngr.

Erdmann, J. E., Leib und Seele nach ihrem Begriff und ihrem Verhältniß zu einander. Ein Beitrag zur Begründung der philosophischen Anthropologie. 2te verbesserte Auflage. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 27 Ngr.

Ewald, H., Ueber die neuentdeckte phönikische Inschrift zu Marseille. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 10 Ngr.

Falstaff. Humoristische Einfälle und Charivaris in Westentaschenformat. Herausgegeben von L. Drobisch und C. Herloßsohn. 1stes Heft. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 3 Ngr.

Gärtner, W., Katholisches Kirchenthum, behandelt in zwanzig Kanzelreden, mit besonderer kritischer Wahrnehmung des sogenannten „Deutschkatholizismus": nebst einem Anhang: Fresken aus dem Kreuzgange. Wien, Gerold. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

— — Simson. Tragödie in 5 Handlungen. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr.

Hermann, K. F., Ueber Gesetz und gesetzgebende Gewalt im griechischen Alterthume. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 20 Ngr.

Landau, G., Beiträge zur Geschichte der Jagd und der Falknerei in Deutschland. Die Geschichte der Jagd und der Falknerei in beiden Hessen. Kassel, Fischer. Gr. 8. 2 Thlr.

Lassen, C., Indische Alterthumskunde. 2ter Band: Geschichte von Buddha bis auf die Gupta-Könige. Bonn, König. Gr. 8. 5 Thlr.

Laube, H., Das erste deutsche Parlament. 1ster Band. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lebensbilder aus der Geschichte der innern Mission. I. — A. u. d. T.: Gerhard Groot und Florentius, die Stifter der Brüderschaft vom gemeinsamen Leben. Von B. Bähring. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 15 Ngr.

Martha die Stiefmutter. Eine Dorfgeschichte. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 12. 3 Ngr.

Maßl, K., Der Kreuzweg des Herrn. I. Die Verurtheilung Jesu zum Tode in ihren Geheimnissen und sittlichen Anwendungen, mit Rücksicht auf unsere Zeitverhältnisse. Sieben Abendandachts-Kanzelvorträge. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Petöfy, A., Gedichte. Nebst einem Anhange Lieder anderer ungarischer Dichter. Aus dem Ungarischen übertragen durch Kertbeny. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Richter, K. E., Taschenbuch der allgemeinen Politik für Leser aller Klassen. Leipzig, Matthes. 16. 10 Ngr.

Schreiber, H., Denkblätter aus dem Tagebuche eines Hochschullehrers. Zur Geschichte der Lehrvorträge über ewige Gelübde und Cölibatgesetz. Frankfurt a. M., Heyer. 8. 8 Ngr.

Steub, L., Die alte Trompete in Es. Oberbayerische Dorfgeschichte. München, Liter.-artistische Anstalt. 8. 6 Ngr.

Wolff, E., Das Keimen, Wachsthum und die Ernährung der Pflanzen. Ein populärer Vortrag gehalten vor den Mitgliedern des landwirthschaftlichen Vereins zu Klix am 25. und 31. Januar 1849. Bautzen, Weller. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Aufwiegler in der Westentasche. 1stes und 2tes Heft. Neustadt-Ebw. 32. à 2½ Ngr.

Bericht über Plan und Unternehmen eine deutsche Missionskolonie in Palästina zu gründen. Abgestattet von dem Vorstande der in Hessen dazu vereinigten Gesellschaft. Mai 1849. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 3 Ngr.

Besprechung über das Wohl der ärmern Volksklassen. IV. Die Freiheit des Einzelnen. Aachen, Schulz. 8. 3 Ngr.

Bülow-Cummerow, Preußen und seine politische Stellung zu Deutschland und den europäischen Staaten. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Die treuen Bürgerwehren im Königreich Sachsen, eine kurze Darstellung des Verhaltens der pflichtgetreuen Communalgarden in 39 sächsischen Städten während der Tage des 3. bis 9. Mai 1849. Grimma, Verlags-Comptoir. 1850. 8. 4 Ngr.

Der preußische Entwurf einer deutschen Reichsverfassung in Vergleichung mit der von der Nationalversammlung zu Frankfurt angenommenen Reichsverfassung mit einer Einleitung und Glossen versehen. Eine Stimme aus Süddeutschland. München, Literarisch-artistische Anstalt. Gr. 8. 6 Ngr.

Gründer, L., Denkschrift zur Medicinalreform Preußens, besonders die Wundärzte betreffend. Görlitz, Heyn. Gr. 8. 3 Ngr.

Hagenbach, K. R., Rede bei der Beerdigung des Hrn. Dr. und Prof. W. M. L. de Wette gehalten den 19. Juni 1849. Mit einer Beilage, die Beschreibung der Leichenfeier enthaltend. Basel. Gr. 8. 6 Ngr.

Mayer, A., „Bist Du es, der da kommen soll, oder haben wir einen andern zu erwarten?" Oder entspricht der altkatholische Glaube dem menschlichen Verstande und Herzen? Eine Predigt gehalten am zweiten Adventsonntage 1848 zu München. Mit Zusätzen zu klarer Verständniß. München. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Meßmer, G., Kritik des Deutsch-Katholizism. München. Gr. 8. 5 Ngr.

Seybt, D., Die Leiden des armen Volkes. Predigt am VII. Trinitatis-Sonntag 1849 gehalten. Bautzen, Helfer. Gr. 8. 3 Ngr.

Sporschil, J., Die Weltstellung Rußlands in der Gegenwart. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Szarvady, F., Auf! Deutschland. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 5 Ngr.

Ueber das Verhalten der Preussischen Regierung in der Schleswig-Holstein'schen Angelegenheit. Frankfurt a. M. 8. 4 Ngr.

Von der Stellung der Naturwissenschaften, besonders der physikalischen, an unseren Universitäten. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Russische Zustände. Ein Bild aus der Jetztzeit. I. Das Heer. II. Das Volk. III. Der Adel. IV. Kirche und Pfaffen; Beamtenthum und Finanzwesen. Leipzig, Matthes. Lex.-8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 217. —— 10. September 1849.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung unter dem Schutze König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. Erster bis dritter Band. Berlin, Besser's Verlag. 1847—49. 8. 2 Thlr. 19½ Ngr.

Ein schöner Gedanke war es von den ebengenannten verehrten Männern, dem Volke die Geschichtschreiber seiner Vorzeit in eigener Sprache in die Hand zu geben, und auf solche Weise dahin zu wirken, daß in demselben ein Bewußtsein seines frühern Lebens rege erhalten werde: der beste Schutz gegen jede Gefahr von dem eigenen deutschen Lebenswege auf allerlei fremde Gebiete verlockt zu werden; auch möchte es für Viele eine tröstende Erquickung sein sich aus der wirren Gegenwart in jene Vorzeit mit seinen Gedanken zu flüchten, sich an dem Großen und Herrlichen jener Zeit zu stählen, vor dem Gemeinen und Schlechten sich zu hüten. Wir wünschen, daß recht Viele diese deutschen Historiker kennen lernen, ja daß sie wirklich ein Gemeingut unsers Volks werden, und in der Anschauung der Fülle und Mannichfaltigkeit des deutschen Lebens die Entwickelung einen sichern, festern Gang gewinne. Der Preis ist möglichst niedrig gesetzt, 30 Bogen zu einem Thaler, damit das Werk in desto größern Kreisen angeschafft werden könne.

Um eine Uebersicht zu geben welcher Reichthum an Quellen uns auf diese Weise zugänglich wird, möge das Verzeichniß der zu liefernden Uebersetzungen hier ihre Stelle finden, und dabei nur noch der Wunsch ausgedrückt werden, die Herren Herausgeber mögen doch ja nicht mehr Uebersetzungen aufnehmen als genau berechnet nöthig ist, jeder Ueberfluß würde der Verbreitung nur späterhin schaden, eine weise und feste Mäßigung ist bei einem solchen Plane durchaus nothwendig. Das Verzeichniß der zu übersetzenden Werke ist folgendes:

I. Urzeit: Die Römerkriege aus Plutarch, Cäsar, Vellejus, Suetonius, Tacitus, Tacitus' Germania. Ammianus Marcellinus, Auszug. Das Leben des Bischofs Severinus.

II. Sechstes Jahrhundert: Das Leben König Theodorich's. Jordanis Geschichte der Geten nebst Stellen aus seiner römischen Geschichte. Agathias und Procopius, Auszug. Gregor von Tours.

III. Siebentes Jahrhundert: Leben des Abtes Columban. Isidor's Geschichte der Gothen, Vandalen und Sueven; Spaniens Preis. Fredegar.

IV. Achtes Jahrhundert: Leben der Aebte Gall und Othmar. Leben des Erzbischofs Bonifacius. Leben des Bischofs Willehad. Des Paulus Geschichte der Longobarden und Stellen aus der Geschichte der Bischöfe von Metz.

V. Neuntes Jahrhundert: Einhard's Annalen mit Berücksichtigung der Annalen von Lorsch. Einhard's Leben Karl's des Großen. Ermoldus Nigellus. Thegan. Leben Ludwig's des Frommen. Nithard. Uebertragung des heiligen Alexander. Leben des Erzbischofs Ansgarius. Annalen von Fulda. Annalen von Xanten. Annalen Prudentius' und Hincmar's von Rheims. Annalen von St.-Vaast. Der Mönch von St.-Gallen. Das zweite Buch des Regino.

VI. Zehntes Jahrhundert: Die Fortsetzung des Regino. Liutprand's Geschichte Otto's I. Leben des Erzbischofs Bruno. Leben der Königin Mathilde. Die Thaten Otto's des Großen von Hroswitha. Widukind. Das Leben des Bischofs Adalbert. Das Leben der Kaiserin Adelheid. Der letzte Theil der Annalen von Quedlinburg.

VII. Elftes Jahrhundert: Thietmar. Leben des Bischofs Bernward. Leben des Bischofs Godehard. Wippo. Chronik des Hermann von Reichenau, das Ende nebst Berthold und Bernold bis 1100. Lambert. Adam von Bremen. Bruno vom Sächsischen Kriege.

VIII. Zwölftes Jahrhundert: Annalen von Augsburg. Leben Heinrich's IV. Ekkehard von Urach von 1056—1125. Annalen von Erfurt. Annalen von Hildesheim seit 1100 nebst Stücken des sächsischen Annalisten. Leben des Bischofs Otto von Bamberg. Helmold. Das siebente Buch der Chronik Otto's von Freising. Leben Friedrich's I. von demselben mit der Fortsetzung des Radevicus. Chronik von Steterburg.

IX. Dreizehntes Jahrhundert: Annalen des Gottfried von Köln. Annalen von Lüttich. Arnold von Lübeck. Albert von Stade. Stellen des Matthäus Paris. Annalen des Hermann von Altaich nebst Fortsetzung. Annalen und Chronik von Colmar.

X. Vierzehntes Jahrhundert: Leben Heinrich's VII. Nikolaus von Butrinto, Bericht von Heinrich's VII. Zuge nach Italien. Das Leben Ludwig's IV. Ludwig der Baier, von Albertinus Mussat. Leben Karl's IV. Matthäus von Neuenburg. Annalen von Reddorf. Der Mönch von Fürstenfeld. Johannes von Victring.

XI. Funfzehntes Jahrhundert: Eberhard Windeck's Leben Sigismund's. Geschichte Kaiser Friedrich's III. von Aeneas Sylvius. Leben Friedrich's III. und Maximilian's von Joseph Grünbeck.

Wahrlich, eine reiche Fülle von Monographien über die Zeit des deutschen Mittelalters, die uns, wenn wir sie erst ganz in Händen haben, eine hinreichende Einsicht in diese Zeit der deutschen Herrlichkeit geben werden. Da diese Uebersetzungen an viele Gelehrte vertheilt sind, so ist es natürlich, daß hier und da auch Hindernisse entgegentreten: so sind nach der Vorrede des Hrn. Pertz die Handschriftenvergleichungen für die Ausgabe des Lebens des Severinus in den „Monumentis Germaniae" dem Gelehrten welchem sie seit Jahren anvertraut waren abhanden gekommen, der Herausgeber des Jordanis ist gestorben, und weder seine Ausgabe noch der dazu gelieferte höchst reiche Apparat hat bis auf diesen Augenblick zurückerlangt werden können. Dagegen ist aus dem 6. Jahrhundert Gregor von Tours druckfertig, die Schriften des 7. Jahrhunderts werden jetzt ausgegeben, wie der Herausgeber sagt, die des 8. sehen ihrer Vollendung entgegen, die Schriften des 9., 10. und 11. sind größtentheils vertheilt, einige sind vollendet, und aus dem 11. erscheint jetzt die Chronik des Thietmar von Merseburg. Auch für die übrigen verspricht der Herausgeber die Uebersetzungen so schleunig folgen zu lassen, als die Ungunst der Zeiten nur irgend verstattet.

Vor uns liegen nun von dieser Arbeit drei Werke, mit denen wir den Leser etwas näher bekannt machen möchten, nämlich die Urzeit, Fredegar aus dem 6. und 7. und Thietmar von Merseburg aus dem 11. Jahrhundert. Die Urzeit ist bearbeitet von J. Horkel, dessen persönliche Verhältnisse die Beendigung des ersten Bandes so lange verzögert haben. Diese Urzeit mußte natürlich anders behandelt werden als die übrigen Bände, sie besteht nur zum Theil aus Uebersetzungen, zum Theil ist es eine Darstellung Horkel's. Dieser Plan ist freilich dem Werke ganz gemäß, auch hätte eine bloße Darstellung uns nur eine subjective Ansicht Horkel's gegeben, aber glücklich ausgeführt scheint uns der Plan nicht zu sein und am wenigsten für ein Volksbuch geeignet. Man kann von einem solchen Kreis der Leser unmöglich verlangen, daß er dieselbe Geschichte drei bis vier mal in anderer Form lese; wie störend ist es sich immer wieder in eine andere Form hineinlesen zu müssen. Uns wäre es geeigneter erschienen die Hauptschriftsteller in der Uebersetzung zu geben, abweichende Angaben ihrem Inhalte nach in den Anmerkungen anzuführen und die Lücken so weit möglich durch eigene Darstellung auszufüllen, dann wäre das Werk ein Ganzes geworden. Da die älteste Geschichte der Deutschen vorzugsweise in den Kämpfen gegen das römische Reich besteht, so ist es natürlich, daß der Hintergrund dieser Urzeit die römische Geschichte sein muß, und wir eigentlich von dem ersten Jahrhundert n. Chr., denn diesen Zeitraum umfaßt der erste Band, nur so viel von den Deutschen erfahren, als sie mit den Römern zu thun haben. Mit einem Anlehnen an Fremdes beginnt die Geschichte der Deutschen, die Begierde nach dem italienischen Lande und der römischen Herrlichkeit ist es welche zuerst die Deutschen in die Geschichte einführt und das ganze Mittelalter hindurch anhält. Doch scheint Horkel diesen Hintergrund etwas zu stark erleuchtet zu haben, die weitläufigen Erörterungen über die römischen Geschichtschreiber, über Cäsar und Tacitus, so angenehm sie auch zu lesen sind, hätten doch wol etwas mehr zusammengedrängt oder gar vorausgesetzt werden müssen; denn sie haben doch am Ende nur für den Gelehrten Interesse. Auch die Kämpfe der römisch-germanischen Legionen, wo es sich nicht um deutsche Verhältnisse handelt, hätten wol etwas kürzer gegeben werden können, das deutsche Leben, die Entwicklung der Germanen wäre dann mehr hervorgetreten, und hätte sich nicht so ganz in die römische Geschichte verloren: Das sind jedoch subjective Gefühle, und wir wollen darüber mit dem Verf. nicht rechten. Die Uebersetzung ist, so weit wir sie verglichen haben, ganz gut gelungen, einzelne Stellen hätten vielleicht noch etwas präciser aufgefaßt werden können; die fleißige Arbeit verdient allen Dank. Wenn wir noch einen Wunsch ausdrücken dürften, so wäre es der nach einer Karte, die uns für diese Zeit durchaus nothwendig scheint; ohne ein solches Hülfsmittel ist es unmöglich eine Anschauung der verschiedenen deutschen Völker zu gewinnen. Das Werk würde dadurch etwas theurer werden, aber doch wol nicht bedeutend; wenn es noch thunlich sein sollte, möchten wir um eine solche Zugabe bitten.

Der ganze Band besteht aus vier Abschnitten, nachdem in der Einleitung die Geschichte Roms in kurzen Zügen bis auf den ersten Einfall der deutschen Völker geführt worden ist. Die Abschnitte führen die Ueberschriften: 1) „Die Cimbern und Teutonen", 2) „Cäsar", 3) „Augustus", 4) „Tacitus". Den Schluß machen die „Germania" des Tacitus und ausführliche Erläuterungen zu derselben.

Den Einfall der Cimbern und Teutonen, deren ursprüngliche Wohnsitze der Verf. auch nicht weiter zu bestimmen wagt als daß sie an der Ostsee gewohnt hätten, sieht Horkel als Fortsetzung der gallischen Einfälle in Italien an. Hier hätten wir nun gern etwas Näheres über die Prahlerei der Gallier gelesen, sie seien einst mächtiger als die Germanen gewesen; denn wo wir sie auch später mit den Germanen zusammengestellt finden, überall haben sie schreckliche Angst vor ihnen, und auch die Römer sehen die Germanen von Anfang an mit ganz andern Augen an als die Gallier selbst bei dem ersten Zusammentreffen mit diesen letztern; die Völkerschaften welche im Innern Deutschlands auf celtische Abkunft hindeuten sollen, wie nach Tacitus die Gothinen, gehören wol so wenig zu den Celten wie die Aestier in Preußen zu den Briten, man möchte eher an vorgeschobene Slawenstämme denken. Anders mag es sich am Rhein verhalten haben, dort mögen Mischvölker vorgekommen sein, und Dies würde auch nicht einmal der Behauptung des Tacitus widersprechen, daß die Germanen ein reines, unvermischtes Volk seien; denn jene gemischten Stämme sind doch zu keinem eigenthümlichen Leben in Deutschland gelangt. Hier nun mögen anfangs die

Gallier bei ihrer größern Zahl das überwiegende Element ausgemacht haben, sobald aber die nördlichen Germanen sich westlich wandten, scheinen sie ebenso sehr vor deren Kraft sich entsetzt zu haben wie die Römer, und seitdem haben sie bis auf Cäsar's Ankunft den Germanen keinen Widerstand leisten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedichte von R. Gottschall. Hamburg, Hoffmann u. Comp. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit welchen eigenen Gefühlen man einen Band Zeitgedichte durchliest, wenn die Zeit vorüber in der und für die der Dichter sang! Drei, zwei Monate lagen diese Gedichte auf meinem Tische bis ich dazu kam sie ernster in die Hand zu nehmen, was haben diese drei, ach was hat schon ein Monat geändert in der Anschauung. Wie erst, wenn man die sämmtliche politische Liederpoesie der Deutschen in dem letzten Decenium ins Auge faßt! Wie erscheint sie uns heute, wie wird sie uns nach einem Jahre erscheinen? Der Schwarm der Maivögel, der aus allen Gauen des germanischen Landes sich erhob, kündigte einen Umschlag der Witterung an; auch von uns in diesen Blättern ist er oft ausgesprochen, und der Umschlag ward wirklich, es ist ein Gewitter eingetreten — was ein Gewitter! — von den Schlägen der tausend Gewitterstürme zittert und raucht noch die alte Erde; aber der Frühling ist nicht gekommen, dem ersten Märzsonnenschein folgte die versengende Sonnenglut, und nun ist es Herbst, oder ist es schon Winter, und wohin werden die Frühlingsvögel fliegen? Nach Afrika? Einige allerdings; die Bedauernswerthen! Andere, und weit mehr, nach Amerika. Sind die glücklicher? Was half ihnen ihr Lerchengeschmetter, ihr wollustschlürfendes Nachtigallengetriller? Das Ende vom Liede ist: sie geben ihr Vaterland auf.

Da klingt es denn eigen, wenn man den Augenblick betrachtet (ich schreibe Dies nach den berliner Wahlen), und der Dichter sagt in seinem Vorwort: „Mit der Februarrevolution erwachte das deutsche Volk und die deutsche Lyrik aus ihren Träumereien wieder. Ein neues geschichtliches Erdbeben gährte unter dem alten Europa; die Sturmglocken von Notredame brausten über die Völker hin wie Auferstehungsruf, über die Throne wie die Stimme des Jüngsten Gerichts. Das Jahr 1848 stieg empor, ein blutiges Morgenroth am Sonntag der Freiheit; die Basenweisheit verstummte; die Prophezeiungen der Dichter trafen ein; die Weltgeschichte steht nicht still! E pur si muove! Die Galilei der Freiheit hatten Recht; erschreckt schweigen die modernen Päpste mit ihren Ketten und Scheiterhaufen!"

Und nun heißt es weiter: „Da warf sich auch die politische Lyrik von neuem jubelnd in die Brandung der Zeit. Während sie früher, oft mit dem Angstschweiß einer Pythia, aus dem Dampf von Abstractionen heraus ihre poetischen Orakel offenbarte: war es ihr jetzt frisch und leicht zu Muthe, fesselos, wie der Strom im Lenze. Die Zeit der Weissagung war vorüber, die Zeit der Erfüllung gekommen. Der Seher, um dessen leuchtendes Haupt die Träume der Zukunft gaukelten, war zum Rhapsoden geworden, der vergangene Thaten feiern konnte. Die politische Lyrik gewann festen Boden unter ihren Füßen; denn die Geschichte gab ihr concrete Bilder und Gestalten, die in dem Bewußtsein des Volks lebten."

Und auch diese Geschichte liegt hinter uns, eine Geschichte die ihre sie begleitende Poesie so verzehrte, daß davon Nichts übrig geblieben ist; denn wer denkt heute noch der Gesänge die sie hervorrief, und denen wir nicht den Platz verweisen mögen welchen der Dichter ihnen vindicirt. Wo wird denn noch gesungen, wenn nicht etwa im Süden das Heckerlied, oder irgend ein trivialer Gassenhauer, ein Schimpf- und Schmutzlied das branntweinduftende Kehlen durch die Dämmerung der berliner Straßen hallen lassen. Darin hat der Dichter Recht, die Geschichte war gewaltig, aber so gewaltig, daß die Poesie in ihr unterging. Sie hat nicht einmal eine Marseillaise hervorgebracht, sie muß zurückblicken, wenn sie nach Poesie sucht, auf ihre Anfänge. Es ist wie mit der Liebe; die Sehnsucht, das Verlangen entlockt der Brust die sinnberauschendsten Lieder, der Genuß findet selten Worte seine Befriedigung auszudrücken, noch weniger der Taumel der Wollust, und was verlangt man von der Uebersättigung? Der Ekel und der Grimm singen nicht.

Der Dichter, der in diesem Bande eine Auswahl seiner sämmtlichen politischen Gedichte zusammengestellt hat, fodert von der Kritik das Zeugniß, daß er von Anfang an nur ein Ziel vor Augen gehabt: die Freiheit, die volle, ganze Freiheit, die keine Abstraction sondern concretes Leben, keine Phrase sondern eine Wahrheit ist; indem er Dies schreibe zögen sich eben wieder Wolken finster über dem Vaterlande zusammen, und das Jahr scheine wieder unter dem Regiment der Policei und des Militairdespotismus schlafen zu gehen. Er schreibt es in der Sylvesternacht 1848. Was ist seitdem geschehen! Sein Trost: so gewiß die Erde sich doch bewegt, so gewiß die Bayonnete machtlos sind gegen den Geist, so gewiß sei kein dauernder Rückfall möglich in die Delirien des beschränkten Unterthanenverstandes, ist ein Trost der auch uns erhebt; aber hier scheidet sich unsere Ueberzeugung. Die Dichter täuschten sich nicht als sie die kommende Freiheit sangen, sie waren ihre Boten, aber nicht berufen ihre Herzöge zu sein. Als sie es unternahmen, wagten, täuschte sie der Göttertrunk, aus dem sie zu hastig, zu viel auf einmal getrunken. Darum siegte die Materie, der schwere Bleidruck der Masse, verletzt in seinen Interessen, und so tief und schwer, daß die Begeisterung des Hasses auch die Materie ergriff; und sie schlug zurück auf die geflügelten Sänger der Zukunft, die eben in ihrer Trunkenheit nicht gemerkt in welches Nachtvögelgeschwärm sie gerathen waren. Nun ist es wieder verfehlt, wieder vorbei, und auf lange Zeit. Nicht die Bayonnete haben es gethan, nicht die Policei; es ist die mächtig aufkochende Wuth der trägen Massen, derselben die vorhin den Frühlingslerchen vergnügt zuhörten, denkend, uns berührt Das nicht. Nun hat es sie berührt, sie sind in Harnisch gerathen, und wehe den armen Lerchen die sich noch hören lassen, von neuer Zukunft trillernd. Es steht die Zeit eines solchen Umschlags vor der Thür, daß man mit Keulen nach ihnen schlagen wird. Daß es noch überall furchtbar gährt, daß die scharfen Patronen noch in den Bettsäcken versteckt werden, daß die Pulverminen noch weit ausgestreut und locker unter der Erde liegen, leugnen wir nicht, aber es ändert unsere Ueberzeugung nicht. Nachdem der Aufstand in Dresden, Westfalen, Baden so enden konnte, ist sein eigentlicher Lebensfaden abgeschnitten. Diese Revolution ist moralisch todt, welche Verwüstungen auch ihre Ausläufer noch hervorbringen mögen.

Und die Dichter haben wieder umsonst gesungen, wieder müssen sie zum Winterschlaf in ihre Höhlen zurückkriechen, der Erweckung gewärtig, die — wann erfolgen wird? Ich besorge, ihr Haar wird ergrauen darüber, ihre Muskelkraft schwinden, ihr Sinn selbst ein anderer geworden sein. Darum würde ich sie nimmer des Verraths anklagen, Das ist in der Natur, es ist ihr ewiges Gesetz. Die Liberalen von 1830—40 wurden 1848 Reactionnaire; was werden die Sturmvögel von 1848 Anno 1850—60 sein? Vielen die noch glühen und hoffen wird es wie Blasphemie klingen, sie werden mich hinweisen auf die vielen, ja die zahllosen glühenden Herzen, auf die Millionen Grimmiger und Hungernder, und Eines Panier wie des Andern ist Freiheit. Das ist Alles richtig, es wirkt aber Nichts mehr, die Lebensflamme dieses Aufschwungs, der Aether in dem sie so mächtig aufflackerte ist aufgezehrt, die Ueberhast hat so viel Stoffe verwüstet, aus denen bei langsamerer Zersetzung neuer Freiheitsäther sich entwickelt haben

würde, und die Zerstörung war so furchtbar, daß das Entsetzen und der Todesschrecken darüber die Welt regierte. Das zeigt sich jetzt nur noch stückweise, weil die von der Zerstörung Getroffenen zum Theil selbst noch mitschwärmen. Laßt den Tag vorbei sein, laßt den grauen Morgen anbrechen, und die Verwüstung ruhig überschauen, in dem dunstigen Brandgeruch wird der Moloch Conservativismus neue Lebenskraft einathmen. Rechnet auch nicht auf Die welche, um ihr Alles gebracht, sich der Verzweiflung in die Arme werfen, und weil Räuber ihnen ihr Gut genommen selbst Räuber werden. Es ist noch so viel alte zähe Kraft geblieben um auch diese Scharen, und wüchsen sie zu Heuschreckenschwärmen an, niederzuschlagen. Ich besorge vielmehr, daß die Schar der Verfolger und Angeber mit jedem Tage wachsen wird, daß man sich auf Die welche der Spott des Zufalls Demokraten nannte mit derselben Vernichtungswuth stürzen werde mit welcher diese Demokraten in der Zeit ihres Paroxysmus auf die anders Denkenden sich stürzten.

Des Dichters Thätigkeit in der Freiheits- oder Revolutionspoesie ist bekannt, und auch in diesen Blättern ihrer oft gedacht. Wir mögen daher über seine Lieder der Gegenwart und seine Censurflüchtlinge hinweggehen, mit denen er aus dem fernen Osten kräftig ins Horn stieß der allgemeinen Bewegung. Ja, wir haben uns so weit in allgemeine Betrachtungen verirrt, daß wir eigentlich über ihn selbst und seine Poesie keinen Platz mehr haben, was übrigens Nichts thut, denn diese Poesie findet durch sich selbst, auch ohne kritische Empfehlung ihren Platz. Daß eben Gottschall, trotzdem daß er kopfüber in die neueste Bewegung sich gestürzt hatte, nicht von ihrem Flammenhauch wie Andere ganz ausgebrannt ist, sondern das leise Wehen des Geisterhauches noch immer im Feuersturm empfindet, und ihm Worte zu geben weiß, deutet mehr als eines seiner Gedichte an, so die Elegie:

Ihr Cedern auf dem Libanon,
Ihr träumt von alten Tagen!
Ihr säuselt durch die Mondennacht
So wehmuthsvolle Klagen.
Ihr träumt so lang, ihr träumt so schwer;
Das Reich Jehova's ist nicht mehr,
Der Jordan schleicht so matt ins öde Grab,
Durchs' todte Land ins Todte Meer hinab.

Daß wir mit der Poesie, aber nicht mit dem Ende des Liedes einverstanden sind, thut in unserm Sinn jenem keinen Eintrag. Den alten Poeten finden wir übrigens noch in vielen der neuen Barrikadenlieder; besonders in denen welche Wiens Schicksale ihm eingegeben. Der „Irrende Ritter" (Jellachich) ist ein Meisterstück seiner Art; wir lassen „Metternich's Triumph" gelten, aber stellen an ihn selbst die Frage, ob er nach zehn Jahren sein Lied „Robert Blum" wieder anerkennen wird? Von einem Dichter wie er erwarteten wir, daß er mitten in der Begeisterung zu unterscheiden wissen, und sich nicht fortreißen lassen werde von Dem was nicht mehr Parteiüberzeugung, was nur Parteilosungswort ist. Wir wollen, um ganz mit dem Dichter zu schließen, es mit dem Anfange seines Gedichts „Ost und West" thun:

Im Orient, im Orient,
Wo ewig blau das Firmament,
Wo in des Ganges heil'ger Flut
Die Lotosblume träumend ruht,
Wo stolz des Himalaja Höh'n
Auf Kaschmirs Eden niederseh'n,
Wo die Natur so mild und lind
Im Traume lächelt wie ein Kind:
Dort möcht' ich wol ein Hindu sein,
Gleich der Natur so sanft und rein,
Vor den Pagoden niederknie'n,
Ein Derwisch durch die Lande zieh'n,
Und glauben an die Götterwelt
Hoch über mir im Himmelszelt,
Und glauben an der Weda Spruch,
An jedes Wort im heiligen Buch;
Dort möcht' ich wol an flammenden Altären
Die menschgewordnen Götter fromm verehren.

Im Occident, im Occident,
Wo wolkenschwer das Firmament,
Da kehrt der Geist beim Geiste ein,
Und Herr muß der Gedanke sein.
Da wird der blinde Wahn bekriegt,
Da herrscht das Wort, das schlägt und siegt.

6.

Miscellen.

Melanchthon in geselligen Kreisen.

Es gewährt einen ganz eigenthümlichen Genuß, einen Mann wie Melanchthon, auf dem ganze Berge der verantwortlichsten Geschäfte lasteten deren er sich mit der größten Gewissenhaftigkeit annahm, einmal im Kreise seiner Freunde heiterer Lust unbefangen sich hingeben zu sehen. Bei der Hochzeit Dr. Paul Eber's ward er gebeten als man vom Essen aufstehen wollte die damals gewöhnliche Dankfagung welche eigentlich Sache des Bräutigams war abzustatten. Da sagte er im Eingang eine Geschichte von einem Diakonus zu Tübingen, der seine Predigt so anfing: „Man hört mich nicht gern, so predige ich nicht gern, und darum will ich euch nicht lange aufhalten." Magnifice Domine Rector! spricht er lateinisch, der Bräutigam bedankt sich, bittet vorlieb zu nehmen und auf den Abend wiederzukommen. — Bei der Hochzeit des fränkischen Minoriten, nachherigen protestantischen Professors der Theologie zu Marburg, Franciscus Lamberti von Avignon, tanzte Melanchthon. Luther hatte die Trauung verrichtet. Bei Tische schmeckte dem Melanchthon eine Sorte Wein vorzüglich gut, er gab sie Einem unter den Tischgenossen zu versuchen, um seine Meinung darüber zu hören. Dieser sprach gleichgültig: „Der Wein ist nicht übel." Rasch antwortete Melanchthon: „So muß man einen guten Wein nicht loben."

Auch ein Urtheil über Luther.

Sultan Soliman II., gest. 1566 nach einer sechsundvierzigjährigen Regierung, hatte von Luther Vieles gehört, und von dem großen Aufsehn welches er in der Welt machte. Daher fragte er einst den östreichischen Gesandten an seinem Hofe, wer dieser Luther sei und welche Lehre er vortrage. Der Gesandte antwortete, Luther sei Lehrer an einer gelehrten hohen Schule, er tadle die Anbetung der Verstorbenen und dringe allenthalben auf die Erfüllung des Wortes der Schrift: Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen. „Der Mann", sagte hierauf der Sultan, „ist der Aufklärung die wir Osmanen haben sehr nahe gekommen."

*.

Literarische Anzeige.

In **wohlfeiler Ausgabe** ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Schiller
als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter
Ein Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken
von **Karl Grün.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 218. —— 11. September 1849.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.

(Fortsetzung aus Nr. 217.)

Der zweite Abschnitt handelt von den Thaten des Julius Cäsar, der seine Jugend in den Erinnerungen an die Siege seines Oheims Marius über die Deutschen verlebte, späterhin sich selbst zum Mittelpunkt seines Heldenmuths machte, und mit Klugheit jeden Schritt berechnete den er that. Welche Angst die Römer bei dem ersten Zusammentreffen mit den Germanen unter Cäsar beherrschte, mögen einige Stellen aus dem ersten Buche, Cap. 39, der von Cäsar verfaßten Commentarien über den Gallischen Krieg anschaulich machen, die zugleich als Probe der Uebersetzung dienen können.

Während er (Cäsar) einige Tage bei Vesontio des Getreidebedarfs und der Zufuhr wegen verweilte, ergriff, in Folge von Erkundigungen seitens der Unsern, und Aeußerungen der Gallier und der Kaufleute, welche die Germanen als Menschen von ungeheurer Körpergröße, von unglaublicher Tapferkeit und Uebung in den Waffen priesen (sie selbst, obwol oftmals mit ihnen zusammengekommen, hätten doch nicht einmal ihre Mienen und die Schärfe ihres Blicks ertragen können), plötzlich so große Furcht das Heer, daß sie Aller Sinn und Gedanken nicht wenig aus dem Gleise brachte. Sie ging zuerst aus von den Kriegstribunen, den Präfecten und den Uebrigen welche der Freundschaft halber Cäsar aus Rom gefolgt waren, und keine sonderliche Erfahrung in Sachen des Kriegs hatten, indem von ihnen der Eine diesen, der Andere jenen Grund vorbrachte der sie ihrer Angabe nach zur Abreise zwang, baten sie, es möchte ihnen verstattet sein mit seiner Bewilligung sich zu entfernen, — diese (die Zurückgebliebenen) vermochten weder ihre Mienen zu verstellen noch bisweilen die Thränen zurückzuhalten: versteckt in den Zelten beklagten sie entweder ihr eigenes Geschick, oder jammerten mit den Freunden über die gemeinsame Gefahr. Allgemein im ganzen Lager wurden Testamente besiegelt.

Bei der Schilderung der germanischen und gallischen Sitten durch Cäsar tritt der Unterschied sehr klar hervor, wie bei den Galliern Alles Parteisache ist, bei den Germanen dagegen zunächst Jeder das Wohl des Ganzen, die Gemeindesache ins Auge faßt. Dennoch gestalteten sich durch die große Persönlichkeit des Cäsar und durch die Kriegskunst der Römer die Verhältnisse der Art, daß die Germanen im römischen Sold gegen die Gallier fochten, ja Germanen mit den Römern im Bunde gegen Germanen: ein altes Uebel, das die Trennung der Stämme und die Kriegslust bewirkte.

Im dritten Abschnitt zur Zeit des Augustus verändert sich, wie der Verf. nachweist, der Schauplatz in Rom. Die Offenheit und das Vertrauen verlieren sich bei der Cabinetsregierung. Werthvolle Werke über diese Zeit sind uns verloren gegangen, und im Vergleich dazu die uns erhaltenen Quellen nur spärlich. Wir hätten gewünscht, daß auf der andern Seite etwas mehr hervorgehoben wäre wie der römische Soldat sich unter Cäsar's Heerführung von seinem Schrecken vor den Germanen erholte, und kein Bedenken mehr trug sich mit ihnen in Schlachten einzulassen. Ohne die Dazwischenkunft des Cäsar hätte die ewige Roma einer einzigen Wanderung der Germanen erliegen können; Das war jetzt nicht leicht mehr möglich, die Germanen mußten jetzt erst so viel von der Cultur der Römer aufnehmen, daß jenes Reich ohne Nachtheil für das Ganze fallen konnte.

Unter der Regierung des Augustus ziehen besonders die Eroberungszüge des Drusus in Germanien unsere Aufmerksamkeit auf sich. Der Verf. klagt, es sei schwierig ein klares Bild von ihnen zu gewinnen, verkehrt sei die Sucht in den Namen deutscher Orte Anspielungen auf jene Zeit zu suchen, oder aus aufgefundenen Münzen die Züge nach diesen Gegenden zu verlegen, oder nach den besten militairischen Regeln die Heerstraßen bestimmen zu wollen; auch durch Hypothesen lasse sich kein Ganzes gewinnen, nur im Allgemeinen könne man den Zügen folgen. Die Unternehmung von der Nordsee aus Norddeutschland zu unterwerfen sieht Horkel als einen gescheiterten Plan an, Drusus habe ihn selbst für unausführbar gehalten. Wie, wenn Dies nun aber bloße militairische Entdeckungsreisen waren, wie Agricola sie in Britannien machen ließ? Der Verf. freilich ist auch geneigt dem Drusus den Versuch abzusprechen zu müssen von den Friesen aus auf dem Meere gegen Norden vorzudringen, den Tacitus in der „Germania", Cap. 34, ihm beilegt, weil man nirgend bestätigt finde, daß die Schifffahrt des Drusus in so großem Maßstabe vollbracht sei, während Vellejus Paterculus (2, 106) ausdrücklich sage, des Tiberius Flotte sei von dem Meere, von dem man vorher Nichts gewußt und Nichts gehört hätte, in die Elbe eingelaufen. Horkel bemerkt, es sei eine der wenigen Stellen, wo man die Glaubwürdigkeit des großen Ge-

schichtschreibers bezweifeln möchte. Die Angabe des Vellejus ist freilich bestimmt, aber ich möchte doch seinetwegen den Tacitus nicht aufopfern. Die Zeit nach dem Tode des Drusus ist dunkel, die Germanen waren in Schrecken gesetzt, und zwar durch die reinste Persönlichkeit Derjenigen die sie bisher von Rom aus bekämpft hatten. Nun folgten die Züge des Tiberius und Domitius Ahenobarbus bis an die Elbe, aber ohne große Ereignisse, die Deutschen waren gelähmt und die Römer wurden sicher: Das ist der Hintergrund der Teutoburger Schlacht. Der Verf. meint, nach der Darstellung der Quellen lassen sich weder der Schrecken über den Verlust der Schlacht noch die Folgen derselben erklären. Aber man fühlte in Rom recht gut, daß der rechte Augenblick Germanien zu gewinnen vorüber war, jetzt war der Haß an die Stelle der Ehrfurcht getreten, und der war bei den Germanen nicht so leicht auszutilgen. Der Verf. weist darauf hin wie richtig und großartig die Quellen den Arminius darstellen; auch Das aber schimmere durch, daß des Arminius Leben nicht aus Einem Guß gewesen sei, er habe sich in das deutsche Wesen hineingerettet, er sei römischer Bürger und Ritter gewesen, und habe diese Auszeichnung wahrscheinlich im Kampf gegen die Deutschen erworben, die spätere Bitterkeit mehr gegen das Römische als gegen die Römer lasse auf eine gewaltsame Trennung denken, und in Deutschland selbst habe man später von dem ungleichen Bruder Flavus hervorgehoben, er habe nicht die Treue gegen Rom die er mit Wissen und Willen der Germanen geschlossen außer Augen gelassen. Der Verf. mag Recht haben, bei solchen Verhältnissen wie sie vor und nach der Teutoburger Schlacht stattfanden ist ein Leben aus Einem Guß kaum denkbar, das ganze Geschlecht seiner Landsleute hatte sich in eine falsche Stellung hineindrängen lassen; aber richten wollen wir deshalb über Arminius nicht, wir kennen die nähern Verhältnisse nicht, und die Treue des Flavus ist doch eine bedenkliche Vaterlandsliebe, eine ungetrübte Entwickelung war in jenen Tagen schwer zu erreichen. Die Schlachttage im Teutoburger Walde sind freilich nicht zu bestimmen, doch denkt man an den 9.—11. Sept., und der Teutoburger Wald ist unter Klostermaier's Vorgang auf den Theil des Osnings zu beschränken welcher zwischen den beiden, von der Lippe bei Neuhaus und Lippspring durch die Dören und unter dem Falkenberg her durch das Gebirge führenden Pässen eingeschlossen ist. Von dieser Zeit an, sagt Horkel, beginnt eine neue Geschichte Deutschlands, es entstand eine innere Bewegung durch das ganze Land, das Volk war erwacht, Das fühlten selbst die Römer, sogar die Deutschen in Rom wurden ausgewiesen. Freilich brachen die Römer unter Tiberius und Germanicus wieder tief in Deutschland ein, aber mit Scheu und Zweifel, in einer gedrückten, angstvollen Stimmung, und ohne neue Abhängigkeit zu begründen.

Den vierten Abschnitt bilden die Schriften des Tacitus. Es wird die Zeit geschildert in welcher die Römer unter Germanicus von neuem in Deutschland einbrechen, die verschiedenen Stämme wieder unter sich in Uneinigkeit gerathen sind, dennoch aber die Römer nicht wagen sich im Innern Deutschlands wieder so fest niederzulassen. Den Germanen zu statten kommt der Argwohn der Kaiser, die jeden großen Feldherrn als ihren Nebenbuhler ansehen; daher wird Germanicus zurückberufen, daher muß Corbulo, der die Friesen unterworfen hat, seine Unternehmungen zu seinem Schmerz aufgeben. Die Zeiten des Caligula, Claudius und Nero bieten wenig Bedeutendes für Germaniens Geschichte dar, die Legionen waren zu stark als daß schon jetzt dem römischen Reiche von den Germanen Gefahr drohen konnte; wichtiger war der Aufstand der Bataver unter Civilis zur Zeit des Vitellius und Vespasian, doch war es kein Kampf um die Freiheit wie unter Arminius, Civilis wußte solche Begeisterung nicht zu erwecken, auch war dort kein solcher Druck vorausgegangen, durch diesen Aufstand wurde die Lage der Dinge in Nichts verändert.

Den Schluß bilden die „Germania" des Tacitus, einige Bruchstücke aus der Geographie des Pomponius Mela, aus der Naturgeschichte des Plinius und die Erläuterungen zu der „Germania" mit dem Hauptgesichtspunkt, die Uebereinstimmung dieser mit Dem was wir sonst aus der ersten Periode der deutschen Geschichte wissen darzulegen. Es ist mit Fleiß gesammelt was wir über diese Zeit wissen, und auch Das müssen wir loben, daß der Verf. nicht hat bestimmen wollen was wegen des Mangels an Quellen sich nicht entscheiden läßt, sondern lieber die Frage offen zu halten sucht; namentlich bei der Darstellung der einzelnen Stämme der Germanen muß im Osten Manches ungewiß bleiben. Es ist des Stoffs zu viel als daß wir über das Einzelne berichten könnten, wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen; um aber doch ein Beispiel zu geben von der Art und Weise wie die Erläuterungen abgefaßt sind, wählen wir eine Stelle aus. Zu Cap. 14 heißt es (S. 712):

Da nun (Dies würde das Ergebniß der Erörterungen sein zu denen die letzten Capitel auffoderten) Fürstenthum und Adel an so mancher Stelle beisammen erwähnt wird, da wir auch an mehren Anführern hohen Adel gerühmt finden, und die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß meistens Fürsten zu Anführern gewählt wurden: so hatte allerdings der Adel eine nicht geringe Geltung, und die Gesetze gaben ihrem Führer große Macht. Diesem aristokratischen Elemente der Verfassung scheint der Freiheitssinn des Volks zu widersprechen. Doch wo einmal an Adel und namentlich an Abstufungen des Adels geglaubt wird, kann eine solche Erscheinung nicht sehr befremden, auch war diese Aristokratie wesentlich dadurch beschränkt daß die Macht nur in dem Gefolge ruhte, und dieses sich in freier Wahl Den suchte dem es sich verpflichten wollte, und ihn verließ, wenn anderswo mehr Ehre zu erwerben war, — nur niemals in der Schlacht.

Dann heißt es weiter unten:

Diese Freiheit der Fürsten, zu ziehen wohin sie wollten widerlegt die Ansicht sie seien nur Beamte gewesen. Die Fürsten rathschlagen und sprechen Recht, wenn auch schwerlich als sie stehen als Körperschaft dem Volke gegenüber. Sie sind die Männer denen das Volk in Rath und That am meisten ve

traut. Der Adel ist als Stand willig anerkannt: kein Wunder, wenn auf ihn zumeist das Vertrauen sich lenkte, wenn man vielleicht sogar in einzelnen Familien die Eigenschaften des guten Fürsten für erblich hielt. Selbst ein ungereifter Jüngling kann erkoren werden, wenn ein edles Geschlecht, ein trefflicher Vater für ihn Gewähr zu leisten scheint. Den Fürsten ehrt man durch freiwillige Gaben; ihm schließt man sich an, und fürchtet keinen Misbrauch der Gewalt, weil man ihm vertraut. Er ist keine feste Obrigkeit, er bewegt sich völlig frei; aber das Bewußtsein der Würde selbst nöthigt ihn seinen Platz auszufüllen. Wenn diese Männer des Vertrauens fehlen, ist das Volk muthlos und unschlüssig.

Gern möchte ich noch eine oder die andere Stelle der Erläuterungen anführen, doch fürchte ich den mir gestatteten Raum zu überschreiten; nur Das kann ich mir nicht versagen die Uebersetzung aus Plinius' Naturgeschichte (16, 1), die Beschreibung der Halligen, dem Leser mitzutheilen. Sie steht in den Erläuterungen zu Cap. 35 der „Germania" (S. 745, 746):

Wir haben im Norden die Stämme der Chaucer gesehen, die größern und die kleinern genannt. Dort dringt Tag und Nacht zwei mal in ungeheurer Weite der Ocean mit unermeßlichem Wogenschwalle gewaltig an, und begräbt unter seinen Fluten den ewigen Streit der Schöpfung: ob Meer, ob Land, Keiner vermag es zu sagen. Dort hat das unglückliche Volk Höhen oder Erdhügel inne die es mit eigener Hand aufgeworfen hat, es weiß ja aus Erfahrung wie hoch die höchste Flut steigt. Darauf stehen ihre Hütten. Seefahrern gleichen sie, wenn die See das Land umher bedeckt, Schiffbrüchigen, wenn sie zurückgetreten ist. Rings um ihre Hütten machen sie Jagd auf die Fische welche mit dem Meere entfliehen. Nicht ist es ihnen geworden Vieh sich zu halten und von Milch zu leben wie ihren Nachbarn, denn weit umher gedeiht kein Strauch. Aus Schilf und Sumpfgras flechten sie Stricke um Netze für die Fische auszuspannen. Mit ihren Händen sammeln sie Schlamm, den sie dann mehr am Winde als an der Sonne trocknen; mit dieser Erde kochen sie ihre Speise, damit erwärmen sie sich, wenn ihre Glieder von Frost starren. Ihr einziges Getränk ist das Regenwasser, das sie in Gruben in dem Vorhofe des Hauses aufbewahren. Und wenn diese Stämme heute von dem römischen Volke besiegt werden, so klagen sie über — Sklaverei!

Von der Urzeit haben wir also nun noch zu erwarten den Auszug aus dem Ammianus Marcellinus und das Leben des Bischofs Severinus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in La Trappe zur Zeit seiner Blüte.

A. de la Motraye, ein Franzose von Herkunft, aber in England angesiedelt, durchreiste, getrieben von der Lust die Welt zu sehen und Zeuge wichtiger Ereignisse zu sein, von 1696 an 26 Jahre alle damals zugänglichen Theile der Alten Welt, von der Pyrenäischen Halbinsel bis in die Tatarei, Kleinasien und zum Kaspischen Meere, vom nördlichsten Lappland bis rund um die Küsten des Mittelmeeres und des Pontus, verkehrte überall mit den Eingeborenen, beobachtete ihre Sitten, besonders ihren Gottesdienst, sammelte Münzen und Alterthümer, ließ sich von den Gesandten der europäischen Mächte zu allerlei diplomatischen Diensten gebrauchen, und gab dann, den Vornehmen in England, Frankreich und Holland besonders empfohlen, seine Reisebeschreibung englisch 1723, und 1727 im Haag französisch heraus („Voyages du Sr. de la Motraye en Europe, Asie et Afrique", 2 Bde.). Hogarth und andere Künstler schmückten sein Werk mit Zeichnungen und Grabstichel, und verliehen demselben neben dem Reize einer großen Mannichfaltigkeit des Inhalts auch künstlerischen Werth. So haben wir denn ein anziehendes Buch, welches sich indessen selten gemacht hat, und in vieler Beziehung neben Keyßler's Werk gestellt werden kann; obgleich der Franzose an Gelehrsamkeit dem Deutschen nicht gleichkommt, sind des Erstern Sittenschilderungen, namentlich von entlegenern Völkern, seine religiösen Beobachtungen dennoch sehr lesenswürdig und, wenn auch nicht für den Gelehrten, neu. Eine wichtige Quelle gewährt La Motraye für die Geschichte Karl's XII., besonders dessen Aufenhalt auf türkischem Boden, über des Zaren Peter I. Unglück am Pruth, über die Pläne und den Fall des Ministers Görz. Den (oder das) „Kalabalik" bei Bender erzählt er zuerst der Welt, theils als Augenzeuge, theils aus den Briefen des herzoglich holsteinischen Residenten Friedrich Ernst von Fabrice, die erst 1760 gedruckt erschienen; manche diplomatische Actenstücke finden sich nur in seinen Reisen. Selten gab der gewandte Franzose sich mit eigentlichen Handelsgeschäften ab, obgleich er als Kaufmann reiste; nur ließ er sich nebenher für seine diplomatischen Handreichungen nicht kärglich belohnen. So schreibt Fabrice an Görz aus Adrianopel den 13. Juli 1713: „Le porteur de la présente, M. de Motraye, marchand Anglois, s'en va en Angleterre pour ses affaires. Comme il connaît très bien la cour Ottomane et encore celle de Suède, il vous pourra dire de bouche des circonstances de l'un et de l'autre, qui peut-être ne seront pas indifférentes. Il a rendu quelques services considérables au roi et à moi aussi. Ainsi je vous prie de lui accorder en cas de besoin votre protection. C'est un petit drôle, intrigant, hardi et fidèle." In der Nachschrift heißt es: „Si vous voulez, monsieur, donner quelque petit présent au porteur de celle-çi, M. de la Motraye, d'un couple de 100 écus ou environ, sur le comte de la cour, pour la peine qu'il a prise d'aller jusqu'à Hambourg pour vous remettre en mains propres les lettres, dont je l'ai chargé; il ne sera pas trop mal employé, puisque c'est un fort bon garçon — un petit drôle, qui ne manque pas d'esprit — quoique d'ailleurs ce soit une petite figure assez extraordinaire et qui surtout fait de fort plaisantes réverences."

Indessen hatte „le petit drôle" doch offenen Zutritt beim kranken Löwen in Demirtasch (Dimotika), wurde sehr gnädig von Karl XII. entlassen, und fand in Harburg bei Görz und bei dem Vater des Hrn. v. Fabrice sowie beim Herzog Administrator von Holstein ehrenvolle Aufnahme, wol nicht ahnend wie schmeichelhaft Signalement und Charakteristik lauteten die er aus seinem Portefeuille überreichte. Zuletzt sah und sprach La Motraye den König noch vor Friedrichshall, erregte dessen Wißbegierde und gnädigen Beifall über die lappländische Reise, verließ Schweden erst nach dem tragischen Umschwunge und der Befestigung der Adelsherrschaft (1720), und wußte dann (1723) in London ein Werk dem Druck zu übergeben, das in der Liste großmüthiger Subscribenten fast alle gekrönten Häupter Europas und die vornehmsten Herren, besonders Diplomaten, aufzählt. Wir theilen im Auszuge hier mit, was der Reisende im zweiten Jahre seiner Wanderschaft über La Trappe berichtet.

Es trieb ihn auf der Rückkehr von seinem ersten Aufenthalt im Orient im Sommer 1697 von Nantes nach jener Abtei, theils weil ihn kirchliche Erscheinungen interessirten, theils weil er erfahren der verjagte Stuart Jakob II. hätte sich aus Andacht dorthin zurückgezogen. Die militairische Welt war mit religiösem Eifer der Art nicht recht zufrieden; ein Offizier äußerte: „Ich sähe ihn lieber an der Spitze seiner braven Irländer, um seine Krone wiederzugewinnen oder ruhmvoll unterzugehen und die des Märtyrers zu verdienen." Ein Anderer setzte hinzu: „Ihr wißt nicht Alles, sein Eifer ist so glühend, daß er Klöster und Mönche verzehren möchte." Zufällig war nämlich durch seine Leute Feuer entstanden, das man mit Mühe löschte. La Motraye fand die Lage der Abtei, im Spren-

gel von Séez, zwischen kleinen Teichen und bewaldeten Bergen sehr angenehm, doch so versteckt, daß selbst der Postillon einen Führer annehmen mußte. Im ersten Vorhofe zog der Pächter der Klosterländereien der ihn empfing eine Glocke, worauf ein Laienbruder in einem groben, grauen Kleide den Zugang zum Innern öffnete, den Fremden kniend und schweigsam grüßte, und die Augen auf den Boden geheftet durch ein Zeichen zum Folgen einlud. Eine zweite Pforte that auf einen Glockenzug sich auf; ein Klosterbruder warf sich dem beklommenen Reisenden lautlos zu Füßen, und geleitete ihn in einen Saal, wo der Pater Pförtner, der Einzige welcher reden darf (parleur), ihn bewillkommnete. Mehre aufgehängte Tafeln verkündeten die Verhaltungsmaßregeln für die Fremden: keine Fragen zu thun, nicht von weltlichen Dingen zu reden, und die sonstige Hausordnung. Auf die Frage des Pförtners nach dem Zwecke seiner Reise in die Einöde erwiderte der Fremde: er habe den Ort welchen der Abt de Rancé durch seine Reform so berühmt gemacht nicht vorbeigehen können, und wünsche dem Reformator seine Ehrfurcht zu bezeigen, worauf jener ihn beschied, daß der heilige Mann zwar wegen Alters und seiner Kränklichkeit einem Bruder sein Amt übertragen habe, aber dennoch Fremde sähe, um sich über geistliche Dinge mit ihnen zu besprechen. Gebrauch sei ohne Förmlichkeit und Reverenzen ihm sich zu nähern. La Motraye fand am Abt einen einfachen, doch sehr wohlredenden Greis, der Unrecht gethan haben würde sich wie die Brüder zum ewigen Schweigen zu verdammen. Diese Schweigsamkeit war denn auf das Unglaublichste gesteigert: die Brüder durften nicht lesen, nicht schreiben, Niemand anblicken, zumal nicht ins Gesicht, sondern allein auf den Boden das Auge richten. Ungeachtet die Abtei so reich war um die doppelte Zahl (200) ohne Arbeit zu ernähren, mußten die Stärkern welche kein Handwerk zum Vortheil der Armen üben konnten während der Zwischenräume des Gottesdienstes den Acker und die Gärten bestellen, Holz hacken und dergleichen. So konnte man jährlich 40,000 Thlr. auf Almosen verwenden. Auch die Arbeiter nährten sich nur von Gemüsen, Kräutern, Wurzeln ohne Oel und Butter gekocht, von hartem Brot, und rührten weder Fleisch noch Fisch an. Nur die Kaloyeros auf dem Berge Athos trieben das Fasten und die Enthaltsamkeit so weit; doch durften sie sprechen, während die Trappisten nur den Mund aufthaten um ihrem Gewissensrathe zu beichten, und mit lauter Stimme im vollen Capitel sich der Uebertretung der Gesetze anzuklagen (se proclamer). „Ich" (Vorname), hieß es z. B., „klage mich an faul gearbeitet, außer der Zeit einen Apfel im Garten gegessen zu haben", worauf der Reuige sich platt auf die Erde warf, sie küßte, und so lange liegen blieb, bis der Abt mit dem Fuße auftretend ihm das Zeichen gab. Sie schliefen auf Strohsäcken ohne Decken, und wenn sie dem Tode ganz nahe waren, trug man sie mitten in den Chor, streckte sie auf Stroh, auf welches der Abt und die Andern Asche in Form eines Kreuzes streuten. So ertheilte man ihnen die letzte Oelung und betete, bis sie die Seele ausgehaucht. Darauf begrub man sie ohne irgend eine Feierlichkeit in der Ordenstracht, welche durch bekannte Abbildungen vergegenwärtigt ist.

Der Abt de Rancé, dem unser Reisender von seinem Aufenthalt im Morgenlande erzählte, that viel Fragen über den Zustand der Kirche Christi an den Orten des Unglaubens, und freute sich günstige Nachrichten über das Verhalten der Türken gegen die Missionnaire zu vernehmen. Als La Motraye ihn wegen seines königlichen Gastes beglückwünschte, nannte Rancé diesen einen königlichen Heiligen, weil Niemand größere Demuth und Ergebung in die Beschlüsse des Himmels und eine beispiellosere Frömmigkeit zeigen könnte; in 24 Stunden begebe er sich fünf bis sechs mal in die Kirche, selbst um zwei Uhr Morgens, um bei der Frühmesse zu sein. So erblickte ihn auch La Motraye bei der Messe kniend, die Augen auf den Altar geheftet, mit einer Andacht die der Melancholie gleichkam. Der Stuart speiste im öffentlichen Refectorium nur Gemüse, trank zwei Gläser dünnen Apfelweins, und verschmähte zwei frische Eier, die man von Bauern geholt, da das Kloster keine Hühner nährte, noch andere Thiere deren Fleisch man ißt. Selbst die köstlichen Fische der nahen Teiche sind verbannt, und nur verwöhnten Fremden gestattet. Nach einer halbstündigen Mahlzeit unterhielt sich der Enkel Karl's I. zwei Stunden bis zur Vesper mit dem Abt, und wohnte dann allen kirchlichen Stunden mit derselben Andacht bei. Die singenden Mönche glichen Automaten, welche nur mechanisch die Lippen öffneten; sie sangen das Officium ohne Buch, mit verschlossenen Augen, die Hände gefaltet, und küßten beim Eintritt und Ausgang den Boden. Abends erzählte der Pförtner dem Wißbegierigen unter Anderm: Wenn ein Weib nur den Fuß in den Vorhof der Abtei setzte, schütte man sieben Eimer Wasser auf die Stelle, was neulich mit einer Bäuerin geschehen, welche die Pforte offen gefunden. Auf La Motraye's Einwurf, daß Madame de Guise nicht allein den Vorhof, sondern auch das Kloster selbst und die Zellen betreten habe, obenein in Begleitung vieler Personen ihres Geschlechts, ob man auch sieben Eimer jeder Einzelnen nachgeschüttet habe? verneinte der Pförtner diese Frage; jene Dame mache nach einem Privilegium des Reformators eine Ausnahme zum Dank für die Wohlthaten welche das Haus Guise der Abtei erwiesen; aber kein Bruder dürfe sich dort zeigen wohin sie ginge. Als einst der Bruder Gärtner ihr zufällig in einer Galerie begegnet sei, und aus Versehen seine Augen nur auf den Saum ihres violetten Unterkleides habe fallen lassen, habe er im vollen Capitel sich angeklagt den Saum des Kleides eines Bischofs gesehen zu haben, da die Bischöfe, für desgleichen er die Dame ansah, ein Untergewand dieser Farbe trugen. Zum staunenswürdigen Beweise, wie weit die Mönche die Selbstquälerei trieben, erzählte der Pförtner ferner: Von zwei Brüdern, welche seit mehren Jahren ein ausschweifendes Leben geführt, habe der Aeltere dem Jüngern gesagt, er fühle Gewissensbisse die ihn aufforderten sich nach La Trappe zurückzuziehen, als dem einzigen Orte wo er im Verhältniß zu seinen Sünden büßen könne; er rieth ihm zu Gleichem. Da dieser den Rath verwarf, reiste der Aeltere ab, worauf der Jüngere erst nach drei Monaten ihm nachfolgte. Zwei Jahre waren sie dort beisammen ohne daß der Aeltere vom Jüngern wußte, als eines Tags auf dem gemeinschaftlichen Gange zur Arbeit der Letztere seinen Spaten fallen ließ, und der Andere aus christlicher Liebespflicht ihn aufhob, ihm ihn reichte, dabei, gegen den Artikel von der Enthaltung des Sehens, sein Gesicht erblickte und den Bruder erkannte. Er verbarg seine Freude, klagte sich aber fußfällig im Capitel seines Vergehens an. Der Abt jedoch urtheilte, daß die Vorsehung ihm habe diesen Trost gewähren wollen, und gab sogleich mit dem Fuße das Zeichen zum Aufstehen.

Die Geschichte des Abtes Dominique Armand Jean Le Bouthillier de Rancé, geb. 1626, gest. 1700, seine frühe Gelehrsamkeit, sein ausschweifendes Leben, seine Reform des Klosters sind bekannt; unser Reisender glaubte noch, daß jenes dunkle erschütternde Ereigniß, welches ihn zum Entschluß sich selbst lebendig zu begraben trieb, der Tod seiner schönen geistreichen Geliebten, der Herzogin von Montbason, gewesen sei. Da Niemand müßig sein durfte als im Fall schwerer Krankheit, beschäftigten sich die Schwächern mit Spinnen und dergleichen weniger beschwerlichen Arbeiten. Der Pförtner beschenkte den Gast mit einem Löffel und einer Gabel von Ebenholz, dem Machwerke eines jungen vornehmen Novizen. Für dergleichen Andenken empfing der Haushalter ein kleines Geldgeschenk von den Besuchern zum Vortheil der Armen. Nach einer Mittheilung des Parleur gab es einige Meilen von La Trappe, nach den Regeln Rancé's unter der geistlichen Leitung des Abts eine Damenabtei, in welcher dieselbe Strenge geübt wurde. Ungeachtet das Gebot des Schweigens als die größte Pein für Frauen erschien, versicherte dennoch der Erzähler, daß sie an Selbstüberwindung nicht den Brüdern nachständen.

F. W. Barthold.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 219. — 12. September 1849.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.

(Fortsetzung aus Nr. 218.)

Wir gehen jetzt über zu dem dritten Bande, dem 7. Jahrhundert; dieser Band enthält den Fredegar, die Thaten der Frankenkönige, das Leben Columban's, Arnulf's von Metz, Leodegar's von Autun und das der Königin Bathilde, übersetzt von Otto Abel.

Plötzlich sind wir in eine ganz andere Zeit versetzt, die Herrlichkeit des römischen Reichs ist untergegangen, wir finden uns in einer barbarischen, leidenschaftlichen Zeit wieder; denn auf der andern Seite ist von der Sittenreinheit und Einfalt der Germanen, die uns zuletzt der Römer Tacitus mit Anerkennung schildert, unter dem Geschlecht der Merovinger, unter den Königen und Fürsten Nichts geblieben. Die gräßlichste Ausschweifung, Mord und Hinterlist jeder Art sind an deren Stelle getreten, sodaß auch in dieser Beziehung die Franken völlig die Stelle der untergegangenen Römer eingenommen zu haben scheinen. Eine solche Höhe mag das Laster freilich nur in den höchsten Kreisen erreicht haben, obgleich es doch schon früh das Sprüchwort gab: „Den Franken zum Freund, nicht zum Nachbar!" „Den Eid bricht er mit Lachen", und sich auch ein solcher Gipfel nicht gut denken läßt, wenn die Wurzel ganz gesund gewesen wäre. Das Bewußtsein aber von seinem verderbten Zustande hatte sich in allen, auch in den höchsten Kreisen erhalten, und Dies machte eben für die Aufnahme des Christenthums empfänglich, das sich denn auch von den Franken aus über ganz Germanien verbreitete; aber freilich mußte es auch vorzugsweise als Gesetz auftreten, es mußte die züchtigende und strafende Macht des Papstthums neben der bekehrenden und heiligenden der Missionnaire aus Irland nebenhergehen um das Böse im Zaum zu halten: ohne eine solche kirchliche Macht wäre schwerlich ein neues römisches Reich germanischer Nation zu Stande gekommen. Wie damals auch das wissenschaftliche Leben auf die unterste Stufe gesunken war, und eine ganz neue Sprache sich wieder bilden mußte, Das können wir freilich in der Uebersetzung nicht wiedererkennen. Von lateinischer Grammatik hat unser Fredegar kaum einen Begriff; Abel sagt, für alle angehenden Lateiner gehöre es zu den gefährlichsten und verbotenen Büchern.

Aufgefallen ist uns, daß diese Uebersetzung nicht so lange zurückgehalten ist bis die versprochene Ausgabe des Fredegar für die „Monumenta" von Bethmann herausgekommen ist, da doch der Uebersetzer selbst von dieser Ausgabe Aufschlüsse über manche Fragen zu erwarten scheint. Es scheint doch überhaupt wünschenswerth mit allen Uebersetzungen bis auf die Ausgaben der „Monumenta" zu warten; selbst wenn die literarischen Untersuchungen keine so große Wichtigkeit für die Uebersetzungen haben, ist dennoch keine solche Hast nöthig bei solchem Werke, daß man nicht abwarten könnte den Schriftsteller und sein Werk ins rechte Licht gestellt zu sehen. Abel gibt überhaupt gar nicht an welche Ausgaben er gebraucht hat, weder beim Fredegar noch beim Columban oder Arnulf u. s. w. Von dem Verf. der Chronik wissen wir wenig, nicht einmal der Name ist sicher, Freher hat ihn zuerst so im J. 1600 genannt; nur Das wissen wir, daß er in Burgund lebte, in der Mitte des 7. Jahrhunderts. Seine Chronik erstreckt sich bis zum J. 641 von Erschaffung der Welt in fünf Büchern. Die vier ersten Bücher sind Auszüge. Das letzte von 583—641 ist, wie Fredegar erzählt, aus mündlichen und schriftlichen Quellen deren er habhaft werden konnte zusammengesetzt. Man kann ihm den Fleiß nicht absprechen, zumal wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten er in seiner Zeit mag zu kämpfen gehabt haben. Seine Darstellung trägt, wie Abel mit Recht sagt, das Gepräge ungeschminkter Wahrheit; daß viel Sagenhaftes vorkommt, ist gar nicht anders zu erwarten, ja die größten Irrthümer in der Geschichte seiner Zeit können uns nicht auffallend sein: wie sollte auch ein so einsamer Scholasticus richtig erzählen was am Hofe des Kaisers Heraclius vorgeht! Seine Erzählung bleibt bei allen Irrthümern interessant als die einzigste Quelle für einen nicht geringen Zeitraum der fränkischen Geschichte. Viel gelesen wird er nun freilich auch wol in dieser Uebersetzung nicht werden, denn er ist sehr trocken und chronikenartig; dennoch nimmt er seine nothwendige Stelle ein, wenn man eine Anschauung von der Entwickelung des deutschen Volks gewinnen will. Hinzugefügt sind der Uebersetzung der Chronik statt der beiden ersten Fortsetzungen des Fredegar bis zum J. 735 (die hervorgegangen sind aus einer Umschreibung

der „Gesta regum Francorum", welche unter Karl Martell in 52 Capiteln abgefaßt die Geschichte der Franken von ihrem sogenannten Auszuge aus Troja an behandeln) die letzten neun Capitel der „Gesta" selbst (Cap. 43 — 52); die wenigen Zusätze der Fortsetzer sind in den Text aufgenommen, seine Aenderungen in den Anmerkungen wiedergegeben. Den Schluß bilden Capitel 100 u. 109 des Fortsetzers, die Erzählung der letzten zehn Jahre bis 736 enthaltend.

Einzelne Stellen können wir aus dem Fredegar nicht anführen. Die Uebersetzung scheint uns, so weit wir nachgelesen haben, recht gut gelungen und mag eben keine leichte Arbeit gewesen sein, über Einzelheiten zu rechten ist hier nicht der Ort; aber die Frage müssen wir doch aufwerfen: weshalb der Uebersetzer so häufig die Anführung von den Himmelserscheinungen ausgelassen hat, es dient Dies doch auch dazu uns jene Zeit zu vergegenwärtigen. Es folgt das Leben des Columban, des ersten Missionnairs aus Irland. Er hielt sich zuerst im burgundischen Reiche auf, später bei Bregenz, endlich im Kloster Bobbio in Italien. Er war der zweite Stifter der Benedictiner-Regel in Deutschland. Sein Leben ist beschrieben von Jonas, und wie der Uebersetzer sagt im guten Latein, nur etwas schwülstig abgefaßt. Auch hier können wir uns mit dem Verf. nicht einverstanden erklären, wenn er einige Wundergeschichten, wie er sagt, von geringem Werthe ausgelassen hat. Die Legenden haben freilich häufig ihre unangenehmen Seiten, wie will man aber eine Zeit kennen lernen, wenn solche wesentliche Beziehungen derselben ausgelassen werden. Wir hätten ferner gewünscht, daß bei diesen Geschichten der Mönche und Missionnaire der Leser durch eine kirchengeschichtliche Einleitung, die ja in kurzen Zügen hätte entworfen werden können, in den Stand gesetzt worden wäre jene Zeit richtig zu verstehen, und Das würde recht anschaulich dargethan haben wie diesen Bruchstücken ein Platz hier angewiesen werden mußte.

Columban setzte sich mit Muth dem rohen, unsittlichen Leben am Hofe entgegen, und flößte den Königen und Fürsten Ehrfurcht vor einer höhern Macht ein; er ward zwar deshalb verfolgt und mußte zu andern fränkischen Königen fliehen, aber eben Dies diente nur dazu das christliche Leben überallhin auszusäen, ja sein Missionseifer wollte ihn noch weiter treiben, auch den Slawen, den Wenden wollte er das Evangelium bringen; aber der Geist sagte ihm, sie sind noch nicht reif. Als Clothar II. einziger König der Franken wurde lud er ihn ein wieder ins Frankenreich zurückzukehren, Das aber schlug Columban ab, er starb im Kloster Bobbio in Italien.

Darauf folgen Bruchstücke aus dem Leben Arnulf's von Metz, der zugleich Major Domus bei den Königen Theudebert, Clothar II. und Dagobert war. Arnulf war der Großvater Pipin's von Heristall, also ein Vorfahr Karl's des Großen. Sein Biograph, ein Zeitgenosse Arnulf's, hat seine staatsmännische Weisheit nicht darzustellen vermocht, er schätzte Arnulf's Sehnsucht nach dem Einsiedlerleben viel höher. Daran schließt sich das Leben des Leodegar, des Bischofs von Autun, ebenfalls von einem Zeitgenossen abgefaßt. Diese Biographie ist unter allen Biographien des 7. Jahrhunderts für die politische Geschichte die bedeutendste. Der Verf. ist, wie Abel sagt, gleich fern von Fredegar's Roheit wie von Jonas' Schwulst, trägt einfach und lebendig vor, und ist oft wirklich schön.

Um doch auch aus diesem Bande eine Stelle der Uebersetzung anzuführen, wollen wir die auswählen in welcher erzählt wird wie Leodegar geblendet wird wegen seiner Treue zu Theuderich. Der Hausmeier Ebroin stellte nämlich ein Kind auf, Namens Chlodwig, als den Sohn Clothar's III., und verlangte, daß Jedermann diesem Kinde huldigen sollte um in seinem Namen zu herrschen; er belagerte den Bischof in Autun und verlangte seine Auslieferung, weil Leodegar seinem Willen nicht folgen wollte. Cap. 10:

Als Das der Mann Gottes vernahm, sprach er: „Das sei euch Allen, Freunden wie Feinden, kundgethan, daß, so lange mich Gott in diesem Leben wandeln läßt, ich nicht wanken werde in der Treue die ich dem Theuderich vor Gott gelobt habe. Lieber will ich meinen Leib in den Tod geben als meine Seele durch Treulosigkeit verlieren." Die Feinde stürmten jetzt von allen Seiten mit Geschoß und Feuerbränden auf die Stadt ein. Er aber sagte seinen Brüdern Lebewohl, tröstete ihre ängstlichen Gemüther, und schritt, nachdem er sich durch des Herrn Mahl gestärkt hatte, unerschrocken durch die Thore ins feindliche Lager, sich für seine Mitbürger opfernd. Da freueten sich seine Widersacher, und empfingen ihn wie die Wölfe ein unschuldiges Lamm. Er soll ausgerufen haben: „Ich danke dem allmächtigen Gott, der mich gewürdigt hat heute Ruhm zu erlangen." Dann litt er geduldig, daß sie ihn des Augenlichts beraubten. Viele edle Männer die dabei zugegen waren bezeugen es, daß er seine Hände nicht binden ließ, und kein Schmerzenslaut seinem Munde entfuhr als man ihm die Augen aus dem Kopfe riß, sondern er stimmte Psalmen an zum Lobe Gottes. Um solche Uebelthat auszuführen war Herzog Waimer von Campania mit dem Diddo aus Austrasien herbeigekommen. Diese Beiden übertragen nun einem gewissen Bobe, der vor kurzem erst durch einen Bannfluch des Bisthums von Valentia entsetzt worden war, Augustodunum zur Verwaltung oder vielmehr zur Verwüstung; denn zu dem Vielen was den Bürgern abgenommen wurde mußte die Kirche noch 5000 Solidi (Schillinge) zahlen.

Späterhin unterwirft sich Ebroin dem Theuderich, den Leodegar läßt er hinrichten.

Den Schluß des Bandes bilden Bruchstücke aus dem Leben der Bathilde, einer aus England gekauften Sklavin welche Gemahlin Chlodwig's II. wurde, nach seinem Tode in ein Kloster Cala bei Paris ging, und daselbst 680 starb, und endlich ein paar Züge des Eligius, des Bischofs von Noyon. Welchen Werth solche kleine Bruchstückchen haben sollen ist uns völlig unbegreiflich.

(Der Beschluß folgt.)

Reform der englischen Orthographie. *)

Wenn ein Hofmann Ludwig's XIV. oder ein deutscher Professor zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sich erkühnt hätte

*) Nr. 143 d. Bl. brachte Andeutungen über denselben Gegenstand, wobei der Verf. sich vorbehielt auf denselben zurückzukommen

die Alongenperrücke plötzlich wegzuwerfen, und mit natürlichem Haupthaar in guter Gesellschaft zu erscheinen, man würde ihn als einen Schalksnarren verlacht, oder als schamlosen Frevler gegen Sitte und Anstand hinausgewiesen haben. Auf eine ähnliche Behandlung muß ein Jeder gefaßt sein der es wagt gegen altherkömmliche, von der Zeit geheiligte, in der vornehmen oder gelehrten Welt eingewurzelte Gewohnheiten anzukämpfen; er wird Spott und Verfolgung erfahren, sein Kampf wird mühselig und lange vergeblich sein, wenn er auch noch so sehr die Vernunft für sich hätte. Denn die Unvernunft ist aus zäher Substanz geschaffen; es ist mindestens eine gleiche Zähigkeit von Seiten der Vernunft erfoderlich um den Sieg über Verkehrtes und Naturwidriges zu erringen.

Diese wenigen Worte habe ich Denen entgegenzusetzen welche die Reform der englischen Orthographie a priori für ein thörichtes und verfehltes Unternehmen ansehen, und ihre Zeit nicht mit der Beachtung einer nach ihrer Ansicht verrückten Speculation verlieren wollen. Wer indeß nicht von vornherein mit einem verwerfenden Urtheil fertig ist möge den nachfolgenden Zeilen eine wohlwollende Aufmerksamkeit schenken.

Die durchgängige Umgestaltung der Orthographie einer ausgebildeten und weitverbreiteten Sprache kann nur durch mächtige und unumstößliche Gründe gerechtfertigt werden. Solche Gründe sind in Betreff des Englischen hinreichend vorhanden; sie bestehen 1) in der Principlosigkeit der gegenwärtigen englischen Orthographie und den daraus hervorgehenden tausendfachen Widersprüchen zwischen Aussprache und Schrift; 2) in den verderblichen Folgen welche die enorme Schwierigkeit des Lesenlernens auf die hierdurch zur Unwissenheit und Roheit verdammten untern Schichten des englischen Volks unvermeidlich nach sich zieht; 3) in dem beträchtlichen Zeitgewinn den der Elementarunterricht in England selbst, sowie die vielen Tausende Englisch lernender Ausländer von einer orthographischen Reform ziehen würden. Für diesen letztern Punkt wird es keines Beweises bedürfen; zur nähern Begründung der erstern diene Nachstehendes.

Die Wörter batman, yacht, quay, colonel, Cirencester, Auchinleck werden ausgesprochen (so weit es sich mit deutschen Lettern bezeichnen läßt): bohmänn, jott, kih, körnel, ßissiter, ähkk. Wenn auch nicht alle Anomalien so grell sind, so lassen sich doch leicht einige Tausend englischer Wörter auffinden deren Laut nicht ohne Weiteres aus der Schrift zu erkennen ist. Es mögen hier einige ganz alltägliche angeführt werden: read (lesen), read (gelesen); present (schenken), present (Geschenk); lead (leiten), lead (Blei); refuse (weigern), refuse (Weigerung); premise (vorausschicken), premise (Vordersatz). Zwei und zwei dieser Wörter sind für das Auge vollkommen gleich, für das Ohr aber verschieden, und so gibt es 201 dergleichen Wörter, welche auf 406 verschiedene Arten ausgesprochen werden. Andererseits haben wir im Englischen 405 Wörter die wenn man sie dictirt auf 857 Arten geschrieben werden können. Man gebe z. B. die drei Laute ei, bei und ju mündlich an, so wird der Engländer folgende acht Wörter nachschreiben: I (ich), eye (Auge); by (Präposition), bye (Wohnort), buy (kaufen); u (Buchstabe), ewe (Mutterschaf), you (ihr). Jeder Buchstabe hat mehr als eine phonetische Geltung, z. B. a in hating, father, water, many, hat, merchant. Ferner kann jeder Buchstabe (mit Ausnahme des j) stumm sein, z. B. das zweite a in parliament, t in castle, l in realm, ch in jacht, gh in sigh, gn in sign, u in build, w in who, h in hour, d in handsome, p und l in psalm. Nehmen wir hierzu noch das linguistische Problem des englischen Accents, der häufig nur die Laune zum Gesetz hat, und wie ein Irrlicht auf den Wörtern herumtanzt, z. B. in órator, sénator, áncestor, excél, éxcellent, aristocrate, aristócracy, fámily, familiar, familiárity, dictate, dictátor, dictatórial etc. Doch ich würde den Zweck dieser Zeitschrift verkennen, wenn ich noch weiter auf Einzelheiten über die protensartige Beschaffenheit der englischen Orthographie und Aussprache einginge. Das Obige wird genügen um es erklärlich zu finden, daß das Lesen der englischen Schrift unendlichen Schwierigkeiten unterliegt, daß neun Zehntel der Kinder aus den englischen Armenschulen hervorgehen ohne Lesen gelernt zu haben, und daß mithin diesen beklagenswerthen Menschen das erste und nothwendigste Mittel zur Bildung des Geistes und Herzens versagt bleibt. Die großartigen Anstrengungen der Bibelgesellschaften versorgen die Südseeinsulaner und andere Völker in weiter Ferne mit Bibeln, während mehre Millionen Engländer sich fortwährend in der Unmöglichkeit befinden das Wort Gottes zu lesen! Leider ist hierüber ein niederschlagendes Zahlenverhältniß durch glaubwürdige Zeugnisse festgestellt. In einem Artikel des „British quarterly review" (November 1846) steht: „England and Wales with their 16 millions of people, contain nearly 8 millions unable to write their name, and not less than 5 millions unable to read their mother tongue" (8 Millionen unfähig ihren Namen zu schreiben, 5 Millionen unfähig ihre Muttersprache zu lesen)! Nach dem Registrar general's report für 1846 hat in demselben Jahre eine Frau unter zweien, und ein Mann unter dreien bei der Trauung das Heirathsregister mit Kreuzen statt des Namens unterzeichnet! Das kann aber nicht anders sein; so lange das Auge blind für den Buchstaben der Belehrung ist, so lange die überlieferte Orthographie wie ein dichter Vorhang zwischen dem Geiste der ärmern Volksclassen und dem Licht der Erkenntniß steht, muß die Unwissenheit vorherrschen, und mit ihr der Stumpfsinn, das Laster und das Verbrechen.

Wenn es hiernach keinen Zweifel leidet, daß die orthographische Reform außerordentlich wünschenswerth erscheint, so entsteht die Frage ob sie ausführbar ist. Diese Frage bejaht sich dadurch, daß die Reform nicht mehr eine bloße Idee, ein leeres Project, sondern eine ins Leben getretene Thatsache ist.

Versuche dieser Art wurden bereits in frühern Zeiten gemacht. Der Bischof Wilkins stellte im J. 1668 ein phonetisches Alphabet auf; 100 Jahre später schlug Franklin etwas Aehnliches vor, und nach ihm ergriffen mehre minder bekannte Männer denselben Gegenstand ohne jedoch irgend einen Erfolg zu erlangen. Entweder hatten sie nicht die richtigen Wege eingeschlagen, oder es fehlte ihnen an der hartnäckigen Consequenz die hierzu im höchsten Grade nothwendig ist. Die Sache ruhte bis im J. 1837 Isaac Pitman in Bath mit einem System der Schnellschrift (short-hand) unter dem Namen Phonographie auftrat. Dieses System basirte auf Weglassung aller stummen Buchstaben und Anwendung eines vergrößerten, jeden Laut genau bezeichnenden Alphabets, um die im Englischen besonders entgegenstrebenden Hemmnisse einer schnellen Handschrift zu beseitigen, was besonders für die stenographischen Leistungen der Reporter von bedeutendem Vortheil war. Pitman fand viele Schüler, die Phonographie vervollkommnete sich im Laufe der Zeit immer mehr, und leitete natürlich zu dem Gedanken an Phonotypie. Die Freunde des Unternehmens mehrten sich; nach der in England beliebten Sitte wurden (im J. 1843) phonetic festivals veranstaltet, bei dieser Gelegenheit öffentliche Subscriptionen veranlaßt, und hierdurch das nöthige Geld zu Typen beschafft. Um diese Zeit trat Alexander Ellis, der ebenfalls an einem praktischen Universalalphabet gearbeitet hatte, mit Pitman zur weitern Verwirklichung des Plans in Verbindung. Es vergingen zwar noch einige Jahre bis es möglich wurde der Sache einen kräftigern Aufschwung zu geben, und größere phonetische Drucksachen zu Tage zu fördern; doch trat kein Stillstand ein, und bald erweiterte sich die Wirksamkeit der Reformatoren dergestalt, daß bis Ende 1847 eine Monatsschrift, Milton's „Paradise lost" und das Neue Testament gedruckt waren. Zu Anfang 1848 arbeiteten drei Gehülfen und ein Lehrling in der phonetischen Druckerei; am Ende desselben Jahres waren bereits darin beschäftigt ein Factor, ein Corrector, sieben Setzer, zwei Lehrlinge, vier Drucker, ein Stereotypist und einige andere Gehülfen. Es sind im Laufe des vorigen Jahres gedruckt worden: „Essentials of phone-

tics", „A plea for phonetic spelling", „The ethnical alphabet", „Ellis' phonotypic almanac for the year 1849", „The child's phonetic primer", „The teacher's guide", „The sermon of the mount", „Charley's house, a tale for young children", „The phonetic journal for 1848", „The vicar of Wakefield" und „Original nursery rhymes". Seit Anfang dieses Jahrs erscheint die Wochenschrift „The phonetic news".

Es ist hieraus ersichtlich, daß der kühne Versuch nicht mislungen ist; die Reform hat die Zeit des Experimentirens und der schwachen Anfänge überwunden; sie muß bereits einen festern Boden in der Theilnahme des Publicums für sich gewonnen haben, da es sonst nicht möglich gewesen wäre jene zahlreichen und kostspieligen Druckwerke herzustellen.

Es handelt sich jetzt noch um die Einwendungen welche gegen die phonetische Orthographie erhoben werden, und sich vornehmlich darauf reduciren, daß durch allgemeine Einführung derselben die Etymologie verloren gehen, und die bis jetzt existirenden Bücher nutzlos werden könnten. Was die Etymologie betrifft, so ist sie eine sehr unzuverlässige Stütze für die englische Schrift und wird häufig außer Acht gelassen; man vergleiche z. B. fancy, phantom, concede, succeed, husband, house, rhyme, ghost, burgess, burgher, burgeolse; wie wenig ist da die Etymologie respectirt! Wäre sie aber auch eine sichere Richtschnur, so könnte sie es doch nur für Denjenigen vollständig sein der die Stammsprachen aus denen das Englische entstanden ist kennt, d. h. für den Gelehrten der Lateinisch, Griechisch, Französisch, Italienisch, Angelsächsisch, Deutsch und noch ein paar andere Sprachen studirt hat. Es ist allerdings interessant zu wissen, daß das Wort welches feikl gesprochen wird von cyclus abstammt, sowie dihdöl von daedalus, roff von dem angelsächsischen hrugh, brägg von dem holländischen braggeren, bjuhti von beauté; es hat gewiß Etwas für sich, daß diese Wörter im Englischen cycle, daedal, rough, brag und beauty geschrieben werden. Sollen aber Millionen Menschen wegen dieser zweifelhaften etymologischen Rechte am Lesenlernen verhindert werden, und in grober Unwissenheit verharren? Man wird um so weniger zögern die Frage zu Gunsten jener Millionen zu entscheiden, wenn man in Betracht zieht, daß das etymologische Studium dem sich dafür Interessirenden stets offen bleibt, so lange nicht der unwahrscheinliche Fall eintritt, daß sämmtliche in der bisherigen Orthographie gedruckten Werke von der Oberfläche der Erde verschwinden.

Der zweite Einwand, daß die bis jetzt existirenden Bücher nutzlos werden könnten, steht auf noch schwächern Füßen. Auf Diejenigen welche gegenwärtig schon lesen können ist er gar nicht anwendbar. Auch für die Zukunft hat es keine Noth. Diejenigen welche nach der phonetischen Orthographie lesen lernen zerfallen in zwei Classen; die ärmere, bis dahin ganz vernachlässigte wird sich mit der Bibel und andern populairen Schriften dergestalt versorgt sehen, daß sie die Bücher ältern Drucks entbehren kann. Was die Kinder aus den höhern Ständen betrifft, so werden auf deren Erziehung so viele Jahre verwandt, daß die Zeit welche nothwendig ist um sie mit der ältern sowie mit der phonetischen Orthographie bekannt zu machen in vollem Maße vorhanden ist. Somit ist nicht zu befürchten, daß alle englischen Büchervorräthe zu unnützer Maculatur werden, wenn auch die phonetische Orthographie die bisherige gänzlich verdrängen sollte.

Gern hätte ich hier eine Probe des phonetischen Drucks mitgetheilt; da ich aber nicht voraussetzen kann, daß die Officin aus welcher diese Blätter hervorgehen mit den von Ellis erfundenen Lettern versehen ist, so muß ich mich auf folgende Andeutungen beschränken. Das phonetische Alphabet ist keineswegs ein durchaus neugestaltetes; vielmehr sind alle lateinische Buchstaben (mit Ausnahme von k, x und q) beibehalten. Jedoch zur Erreichung des Hauptzwecks: jedes Wort dem Auge so darzustellen, daß dessen Aussprache mit mechanischer Sicherheit aus der Schrift zu erkennen ist, sind 17 neue Buchstaben hinzugetreten. Die Form dieser letztern ist gefällig und zweckmäßig. Eine genaue Bekanntschaft mit ihnen erwirbt man sich schnell, und wird in verhältnißmäßig äußerst kurzer Zeit zum geläufigen Lesen dieses Drucks befähigt. Ein Kind welches nur Deutsch lesen konnte brachte ich nach sechsstündiger Unterweisung dahin das Englische in phonetischer Schrift vollkommen richtig zu lesen. Nach der herkömmlichen Orthographie wären dazu mindestens sechs Monate erfoderlich.

Dies Alles berechtigt zu der Erwartung, daß das nächste Ziel dieser reformatorischen Bestrebung in England erreicht werden, und die Phonotypie daselbst immer mehr Anerkennung und Ausbreitung finden wird. Weiter aussehend ist indeß die Verwirklichung der von Ellis aufgefaßten Idee eines Universalalphabets für alle Sprachen. So groß der Vortheil davon für alle Nationen sein würde, so groß sind auch die Schwierigkeiten welche der Ausführung entgegenstehen. Nur den unermüdlichsten Anstrengungen eines zahlreichen Vereins geeigneter Männer der verschiedensten Länder dürfte es vielleicht glücken nach langjähriger Arbeit ein solches Werk zu Stande zu bringen. Leider bietet die Gegenwart hierzu keine günstigen Aussichten; darum muß es bis jetzt befriedigen, daß wenigstens in demjenigen Lande welches deren am meisten bedarf eine orthographische Reform sich mit Erfolg Bahn gebrochen hat, und in gedeihlichem Fortschreiten begriffen ist.

K. Graefer.

Anekdote.

So belohnte Peter der Große.

Es sind nun ungefähr 150 Jahre her, seit ein gewisser Peter, der seines Handwerks ein Zimmermann und seinem Stande nach Zar von Rußland war, von der Gliedersteifheit befallen sich in dem kleinen Marktflecken Spaa aufhielt. Hier ließ sich der autokratische Arbeitsmann einen Trunk frischen Wassers wohl schmecken. Acht Tage darauf berief er den Bürgermeister und die Schöffen zu sich und richtete an sie etwa folgende Anrede: „Meine Herren! Ich bin Ihnen ganz besonders gewogen um eines Trunkes willen den ich nüchtern in Ihrem schönen Lande gethan habe. Ich schulde Ihnen hierfür Viel".... (bei diesen Worten steckte der Zar die Finger in seine Seitentasche; der Bürgermeister und die Schöffen verneigten sich und streckten hoffend ihre Hände aus); „ich schulde Ihnen in der That Viel", fuhr der Zar fort ohne sich um die geöffneten Hände der Gerichtspersonen zu kümmern, „und ich werde Ihnen ein dauerndes Denkmal meiner Dankbarkeit hinterlassen. Noch vor Ablauf von 48 Stunden sollen Sie es empfangen haben." Man kann sich denken welchen chimärischen Träumen jetzt Bürgermeister und Schöffen nachhingen. Endlich meldete man ihnen, daß der hohe Genesende den Befehl gegeben habe in der Umgegend den möglichst härtesten Stein aufzusuchen, und den folgenden Tag brachten denn auch vier kräftige Moscoviten eine steinerne Platte, auf der man die Inschrift las:

Hier habe ich getrunken und bin geheilt worden.
Gezeichnet: Peter, Zar aller Reußen.

„Stellt dieses Denkschild auf eure Wasserkunst, oder wenn ihr lieber wollt, stellt eure Quellen unter diesen Schild", sagte der Fürst gütig, „und ihr werdet mir bald Wunderdinge davon erzählen können." Zwanzig Jahre nachher kannte ganz Europa das Wasser von Spaa, und der Vertrieb desselben ging so glänzend, daß man bald genöthigt war fünf neue Quellen aufzusuchen. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 220. — 13. September 1849.

Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Mit dem dritten Werke (11. Jahrhundert, Bd. I), dem Thietmar von Merseburg, finden wir uns ins 11. Jahrhundert versetzt. Die Franken haben mit dem Schwert in der Hand Gallien, Deutschland und Italien vereinigt, aber die große Monarchie der Karolinger ist schon wieder in mehre Reiche zerfallen. Der Verfall der Karolinger in Deutschland hatte fast auch die Auflösung des Deutschen Reichs zur Folge gehabt. König Konrad von Franken vereinigt Deutschland von neuem, so weit die kurze Zeit seiner Regierung Dies gestattete, und seine Nachfolger, die sächsischen Könige, erheben es zum mächtigsten Reiche der Welt. Diese Periode, die Regierungen der sächsischen Könige, von Heinrich I. bis Heinrich II., bis zum J. 1018, ist es welche Thietmar in seinem Werke darstellt. Während wir vom Fredegar kaum den Namen erfahren, erzählt unser Verf. gern von sich selbst, aber nicht prahlerisch und ruhmredig, sondern in mönchischer Demuth legt er mehr seine Fehler als seine guten Eigenschaften dem Leser dar, und zwar ohne daß dieser Demuth irgend ein verborgener Hochmuth zum Grunde liegt, im Gegentheil, die nähere Bekanntschaft die man mit dem Schriftsteller macht ist ganz wohlthätig. Es kommen mehre Schilderungen von ihm vor, wir wollen die im vierten Buch, Cap. 51, gegebene auswählen, die zugleich sein Aeußeres darstellt.

Jetzt erkenne in mir, o Leser, den vornehmen Herrn und betrachte mich wohl! Da wirst du ein kleines Männchen sehen, ungestaltet an der linken Kinnlade und Seite, weil mir daselbst einmal eine noch stets wieder anschwellende Fistel ausgebrochen ist. Ein Bruch des Nasenknorpels, den ich in meiner Kindheit erlitten habe, gibt mir ein lächerliches Ansehen. Ueber das Alles aber würde ich gar nicht klagen, wenn ich im Innern nur einige Vorzüge besäße. Aber ich bin ein Elender, sehr jähzornig und unlenksam zum Guten, von neidischem Charakter; ich verhöhne Andere, und verdiene doch selbst Spott; ich schone Niemandes, wie es meine Pflicht wäre, ich bin ein Schlemmer und Heuchler, ein Geizhals und ein Verleumder, und (um diese schmachvollen Bezeichnungen, die ich mir aber mit Recht beilege, zu schließen) ich bin schlechter als sich sagen oder irgendwie beurtheilen läßt. Ein Jeder ist befugt nicht etwa leise davon zu murmeln, sondern es laut herauszusagen, daß ich ein Sünder bin, und es gebührt sich, daß ich auf meinen Knien meine Brüder bitte mich zu strafen und zu schelten.

Für Thietmar's äußere Lebensgeschichte nehmen wir aus Lappenberg's Vorrede zu dieser Uebersetzung der Chronik folgende Data. Er wurde geboren zu Halberstadt 976 und war ein Sohn des Grafen Siegfried von Walbeck und der Kunigunde, der Tochter des Grafen Heinrich von Stade; er brachte seine ersten Jahre in Quedlinburg zu, kam dann in die Klosterschule zu St.-Johannis in Magdeburg, und erwarb sich nicht unbedeutende Kenntnisse der lateinischen Dichter. Im J. 989 wurde er in die Brüderschaft des Domcapitels zu Magdeburg aufgenommen, 1002 wurde er Propst des von seinen Vorfahren gestifteten Klosters Walbeck, 1009 endlich Bischof von Merseburg, welche Würde er bis an seinen 1018 erfolgten Tod bekleidete. Seine Stellung und seine Verwandtschaft brachte ihn dem Hofe nahe, auch zu den Reichsgeschäften ward er benutzt; doch tritt eben kein bedeutender politischer Einfluß hervor, auf einen solchen machte aber auch der gute Klosterbruder wol keinen Anspruch. Thietmar war von ganzem Herzen Mönch und für seine Diöcese aufs eifrigste besorgt, in theologischer Bildung keineswegs hervorragend, obwol man ihn wegen der unbewußt von ihm ausgesprochenen Idee über die Engel, daß sie nicht geschaffen seien, zu einem Philosophen des Mittelalters hat stempeln wollen. Obgleich Thietmar sich gern mit Erscheinungen, Träumen und Gespenstern zu thun macht, wie es denn recht ergötzlich zu lesen ist was er von Gesprächen mit diesen Geistern, ja von Balgereien mit ihnen erzählt, ist er doch im Grunde ein besonnener Mann. Thietmar hatte es noch erlebt wie man im J. 1000 allgemein das Ende der Welt erwartete, und warnt daher sich solchen schwärmerischen Phantasien hinzugeben. Jener Umgang mit Gespenstern und Träumen war die Krankheit der Zeit, und Thietmar ist ein treues Bild derselben, daher auch seine Chronik am besten geeignet ist uns ein anschauliches Bild von dem geistigen Leben eines frommen beschränkten Klosterbruders jener Zeit zu geben. Thietmar hat seine Chronik oder, wie sie richtiger nach Lappenberg wol genannt werden möchte, seine Denkwürdigkeiten vorzugsweise für seine Kirche, besonders für seine Nachfolger bestimmt. Seine Wahrheitsliebe kann Niemand be-

zweifeln, aber wol sein kritisches Talent; auf die äußere Wahrheit der einzelnen Facta kam es ihm überhaupt so sehr nicht an, ihm ist die Hauptsache die Regierung Gottes in der Geschichte nachzuweisen. Nächst Diesem lag ihm sein Bisthum Merseburg am meisten am Herzen, das Erzbisthum Magdeburg, das Verhältniß des Sachsenlandes zu den slawischen Stämmen; weniger erzählt er von dem südlichen Deutschland, die Dänen und Briten werden nur einzeln genannt, auch von Italien theilt Thietmar nicht viel mit, obgleich die Angelegenheiten der sächsischen Kaiser es nicht ganz übergehen ließen.

Die Chronik ist eingetheilt in acht Bücher. Das erste Buch beschäftigt sich mit der Regierung Heinrich's I., ist aber mehr einleitend; diese Zeit lag dem Thietmar schon zu fern, das Buch ist daher aus Mangel an Stoff auch sehr mit Träumen und Erscheinungen angefüllt. Das zweite Buch handelt von Otto I.; der Glanz dieses Namens begeistert auch noch unsern Thietmar, doch ist das thatenvolle Leben auch dieses Kaisers nur gedrängt mangelhaft mitgetheilt. Das dritte Buch stellt die Geschichte Otto's II. dar. Das war eine traurige Zeit für das von Thietmar so sehr geliebte Merseburg: durch die listigen Anschläge des ehemaligen Bischofs von Merseburg, Gieseler, der Erzbischof von Magdeburg geworden war, wurde das Bisthum Merseburg damals aufgehoben und zertheilt. Das vierte Buch handelt von Otto III., und die vier folgenden Bücher sind der Regierung Heinrich's II. gewidmet; diese Zeit nun bildet den eigentlichen Kern seiner Chronik. So zugethan unser Bischof aber auch dem Kaiser Heinrich ist, so verschweigt er doch seine Schwäche nicht, die häufig den guten Rath Anderer vernachlässigte, und doch der Zeit kaum gewachsen war. Das letzte Buch, nur wenige Capitel enthaltend, ist auch ziemlich leer an Begebenheiten, Thietmar mag kränklich geworden sein und sich zurückgezogen haben; es gibt dagegen Ermahnungen an seinen Nachfolger und ist gleichsam Thietmar's Testament.

Die Uebersetzung ist von Laurent verfertigt nach der Lappenberg'schen Ausgabe in den „Monumenta Germanica", und zwar verdient sie alles Lob; schon Das ist erfreulich, daß nicht etwa Wundergeschichten ausgelassen sind. Das Leben ist freilich nicht etwa der Art wie bei Fredegar, aber es ist doch auch für unsern Thietmar eine Form die ihm eigentlich nicht gehört, und daher eben nicht leicht seine Ausdrücke richtig zu verstehen und bestimmt zu fassen; dazu kommt dann noch, daß die Perioden dunkel und verworren sind, und der Uebersetzer hat sie mit Glück zu entwirren gewußt und sie klarer wiedergegeben. Man braucht diese Uebersetzung nur mit den frühern von Hahn und Ursinus zu vergleichen um zu sehen wie viel wir durch diese Uebersetzung gewonnen haben. Von jenen beiden genannten Uebersetzungen ist übrigens die von Hahn in Beziehung auf den richtigern Takt der von Ursinus beiweitem vorzuziehen. Zu wünschen wäre gewesen, daß die offenbaren Irrthümer Thietmar's in den Anmerkungen als solche angezeigt wären, bei einem Volksbuche scheint Das durchaus nothwendig; auch hätten wir, da Ursinus schon ein Register geliefert hat, dies gern übertragen gesehen. Die Bemerkungen welche wir über einzelne Stellen zu machen haben, haben wir an einem andern Orte mitgetheilt und dürfen den Leser hier wol damit verschonen; nur als eine Probe der Uebersetzung und als ein Zeugniß von dem Geiste der Chronik werden wir zum Schluß noch eine Stelle anführen. Im sechsten Buche, Cap. 17, heißt es nämlich folgendermaßen:

Es liegt im Gau Riedirierun (der Redarier) eine Stadt, Namens Riedegast (Rethra), von dreieckiger Gestalt, mit drei Thoren versehen, welche von allen Seiten ein großer, von den Eingeborenen gepflegter und heilig gehaltener Hain umgibt. Zwei dieser Thore stehen jedem in die Stadt Hineingehenden offen; das dritte, im Osten gelegene kleinste, weist hin auf einen Pfad am Meere, und gewährt gar einen furchtbaren Anblick. An diesem Thore steht Nichts als ein künstlich aus Holz gebautes Heiligthum, dessen Dach auf den Hörnern verschiedener Thiere ruht, die es als die Grundlagen emporhalten. Die Außenseiten dieses Heiligthums sind mit verschiedenen Bildern von Göttern und Göttinnen, die, so viel man sehen kann, mit bewundernswerther Kunst in das Holz hineingemeißelt sind, verziert; inwendig aber stehen von Menschenhänden gemachte Standbilder von Götzen, mit ihren Namen am Fußgestell, furchtbar anzuschauen; denn sie stehen da in voller Rüstung, mit Helm und Harnisch angethan. Der vornehmste derselben heißt Zuarasici, und wird von allen Heiden vornehmlich geehrt und angebetet. Hier befinden sich auch ihre Feldzeichen, welche nur im Falle des Bedürfnisses, wenn es zum Kampf geht, von hier fortgenommen und dann von Fußkämpfern getragen werden. Um dies Alles sorgfältig zu hüten, sind von den Eingeborenen besondere Hüter angestellt, welche, wenn die Leute zusammenkommen um den Bildern zu opfern und ihren Zorn zu sühnen, allein sitzen bleiben, während die Andern stehen. Indem sie dann heimlich untereinander murmeln, graben sie voll Zornes in die Erde hinein um vermittels geworfener Loose nach Gewißheit über zweifelhafte Dinge zu forschen. Nachdem Dies beendigt ist, bedecken sie die Loose mit grünem Rasen, und führen ein Roß, das für das größte von allen gehalten und als heilig von ihnen verehrt wird, mit demüthigem Flehen über die Spitzen zweier sich durchkreuzender in die Erde gesteckter Speere weg, und suchen, nachdem sie vorher die Loosung angestellt haben, durch welche sie die Sache vorläufig untersuchten, vermittels dieses als eines göttlichen Thieres wiederum nach Vorbedeutungen für die Zukunft. Und wenn durch diese beiden Mittel ein gleiches Vorzeichen erfolgt, so handelt man danach, wo nicht, so wird von den betrübten Eingeborenen die ganze Angelegenheit aufgegeben. Ebenso bezeuget das durch mannichfachen Irrthum betrogene Alterthum, daß, wenn ihnen einmal die grause Wuth eines langwierigen innern Krieges droht, dann aus dem erwähnten Meere ein großer Eber mit weißen, glänzenden Hauern aus den Wogen hervorkommt, und sich vor Vieler Augen unter einer furchtbaren Erderschütterung im Moraste wälzend ergötzt u. s. w.

Gern möchten wir noch mehre Stellen anführen, aber wir müssen den Leser auf das Buch selbst verweisen, und wiederholen den Wunsch, daß es in recht Vieler Hände gelange. Wir hoffen, daß das ganze Unternehmen mit Erfolg gekrönt wird, und unsere deutsche Vorzeit durch diese Uebersetzungen dem Volke wieder näher gebracht wird, nicht als wollten wir jene Zeit zurückwünschen, aber wie es einem Manne gut ist sich seiner Kindheitsideen und seiner Jünglingsträume zu erinnern, so ist es auch

einem Volke heilsam seine Vorzeit nach allen Seiten hin zu betrachten, damit es von der Fülle seiner Anlagen so viele wie möglich zur reifen Entwickelung bringe und sich selbst gleich bleibe. W. Klose.

Die „Times" über Lamartine's „Raphael".*)

„Dürfen wir annehmen", sagt die „Times", die „europäische" Zeitung, „daß diesem Buche die Ehre eines ausgezeichneten und weiten Leserkreises zu Theil werden ist? Es versteht sich von selbst, daß jeder britische Staatsmann es in seinem Salon aufgelegt hat. Wäre Sir Robert Peel, als er das letzte mal im Parlamente geschlagen worden, und aus dem Ministerium getreten, auf den Einfall gekommen das Bittere der Parteigehässigkeit durch Abfassung eines kleinen Romans sich zu versüßen, und darin seine Person zur Heldenfigur zu machen: wo lebt der auswärtige Staatsmann, dafern er diesen Namen verdient, welcher das Curiosum nicht als leichte und angenehme Lecture in seinem Empfangszimmer aufgestellt hätte? Die Mittelclassen, nun natürlich, die haben das ergötzende Buch verschlungen. Jedes Phantasiegebilde dieses «Lieblings der Menschen», welcher vor Jahresfrist in der französischen Kammer zu den Sansculott-Wichten mit Engelstönen sprach, muß einen unwiderstehlichen Reiz für junge Damen haben welche das Licht der Welt erblicken um Clavier zu spielen, die Polka zu tanzen, Novellen zu lesen, in die Kirche zu gehen, und sobald wie möglich zu heirathen. Ihre Brüder mit dem langen Haar und klappen Beinkleid, den Cigarrenetuis und Casinoneigungen haben unstreitig den «Raphael» längst für das verblüffendste Werk seit «Don Juan» erklärt, und die überwiegende Zahl jener Unschuldigen, denen es das Verwegenste aller Wagnisse gilt, daß Jemand für sich denkt, und die ihre Ueberzeugungen aus allgemeinen und unklaren Gerüchten schöpfen, sie würgen, wie nicht anders zu erwarten, jeden, auch den schädlichsten Trank hinunter, wenn nur Derjenige der ihn beschrieben ein berühmter Arzt, und der Apotheker ein rühmlichst gekannter Verkäufer guter Medicamente ist."

„Drängte uns nicht die Besorgniß, daß diese «Blätter aus dem Lebensbuche», wie der Titel lautet, das Erzeugniß eines Namens von gebietenden Fähigkeiten und unbezweifeltem poetischen Talent, unter seiner Genehmigung Verlagsartikel einer hochachtbaren londoner Firma (John W. Parker) für junge und unbedachtsame Menschen von unberechenbarem Nachtheile sein können, so würden wir Anstand genommen haben unsere Leser mit einer Notiz dieses durch und durch französischen Mischmasches zu behelligen. Von der ersten bis zur letzten Seite gibt es darin nichts Gesundes, nichts Reines, nichts Befriedigendes. Hr. v. Lamartine ist weit aus seiner Bahn gewichen um anstößig und widerlich zu werden. Man hat von diesem außerordentlichen und hervorragenden Manne behauptet, daß sein Schönheitssinn so zart, sein Blick für alles die Schönheit Entstellende so scharf sei, daß keine Regierungsform für längere Zeit auf seine unbedingte Billigung und Unterstützung rechnen könne, weil jeder der unvertilgbare Fleck menschlicher Unvollkommenheit anklebe. So ist es doppelt zu beklagen, daß der feine Sinn, mittels dessen Hr. v. Lamartine die Mängel einer Regierungsform herausfühlt und davor zurückbebt, bei Betretung des ihm um Vieles heimischern Literaturgebiets ihn gänzlich verlassen hat; denn schmuzig muß der Maßstab sein mit welchem er die Vortrefflichkeit mißt, und erbärmlich schwach sein Unterscheidungsvermögen, wenn die Grundsätze auf welchen der Roman «Raphael» ruht, und wenn die charakteristische Gesinnung der Hauptpersonen seinem Urtheil nicht als Abweichung von den großen, unwandelbaren Gesetzen der Kunst und seinem Gewissen als grelle und scheußliche moralische Häßlichkeit erscheinen."

„Wir wiederholen, es flutet durch das ganze Buch ein Giftstrom aus welchem die Jugend nur zu ihrem Verderben trinken kann. Erwachsene welche die Jahre der Besonnenheit erreicht, und eine leidliche Erziehung genossen haben, erkennen glücklicherweise wie das Gift eingeflößt wird, und leiden deshalb davon keinen Schaden. Wir in England haben bezüglich unserer leichten Literatur einen gewaltigen Schritt gethan. Aus Achtung für unsern Nationalcharakter fodern wir von unsern Novellisten, daß, wenn sie Beifall ernten wollen, sie mindestens Menschenverstand reden müssen. Sehen auch erwachsene Leser sich mitunter genöthigt einen Pflock zurückzustecken, vor unverholenen Insulten sind sie doch sicher. Wir haben uns erlöst aus dem Banne der Minerva-Presse, mögen nicht mehr «Die vaterlose Fanny» zur Gefährtin oder «Die Hütte auf der Klippe» zur wonnigen Ruhestätte. Es gibt zwar noch Herren die im zeitweiligen Vergessen der Würde ihres Berufs mit Spitzbuben verkehren, uns sich nach durch die Schleußen und Cloaken der City schleppen, Heiliges lächerlich machen, scherzen wo sie ernst sein, und feierlich sind wo sie recht gut läppschen könnten. Mag aber ihr Treiben und Thun sein welches es walle, wie vernünftige Menschen müssen sie doch reden, und wie eben aus Tollhäusern Entwischte dürfen sie doch nicht wüthen. Lange ehe Eisenbahnen Mode wurden, war der sogenannte Ballon-Romanstil aus der Mode. Der Himmel weiß, daß Hr. v. Lamartine seit dem 24. Febr. 1848 Bewegung genug gesehen hat. Dennoch — merkwürdig zu sagen — zieht er sich von Staatsgeschäften ins Privatleben, aus der stürmischen Arena, wo schlechte Leidenschaften an der Seite lobenswerther praktischer Bestrebungen kämpfen, in die stille Ruhe seines Studirzimmers zurück, um einen Romanstil aufzufrischen, Themas abzuhandeln und Empfindungen zu wecken die längst verschollen, und von den Urtheilsfähigen und Denkenden aller Nationen als thöricht, frivol, für Zeit und Ort nicht geeignet, und wenn nicht als unverzeihlich schlecht, doch als im hohen Grade gefährlich erkannt, und deshalb fortgewiesen worden sind. Ohne sein Gift ist «Raphael» ein vollendeter Gemeinplatz, eine romantische Albernheit, Ziererei und Wasser. Wir wissen nicht aus welchem Grunde das Buch geschrieben worden, ob aus Mangel an Geld oder weil der Verf. in den Pausen der Revolution Besseres nicht zu thun hatte. In beiden Fällen ist es unsers Amts der Verbreitung des Buchs in unsern Familienkreisen, dafern Solches möglich, einen Schlagbaum vorzuziehen."

Hierauf folgt die Geschichtserzählung unter Aushebung der Beweisstellen für das abgegebene Urtheil. 10.

*) Raphael, or, pages of the book of life at twenty; by *Alphonse de Lamartine*. Translated with the sanction of the author. London 1849.

Aus E. M. Arndt's „Geist der Zeit".

Als ich neulich in diesem seiner Zeit auf die Zeit selbst und auf ihre Genossen nicht einflußlos gebliebenen Buche las, fand ich unter den Betrachtungen des Verf. über die Nationen der Vorzeit und der Gegenwart Manches was mir gerade auch für uns Deutsche in der Gegenwart Beachtung und Beherzigung zu verdienen scheint. Ich zeichnete mir manche solcher Stellen jenes Buches an, und will hier einige derselben mittheilen, zugleich in der Absicht diesen keineswegs veralteten „Geist der Zeit" wiederholt ins Gedächtniß der Gegenwart zu bringen.

Von den alten Römern sagt Arndt: „Ein herrliches Volk, welches die Fülle der That und des Heroismus unglaublich lange bewahrte, obgleich es nie die Fülle eines schönen Lebens gehabt hatte wie die Griechen. Religion hat auch andere Völker gezügelt, weise und standhafte Senate haben auch für andere gerathen, wohlgewogene Verfassungen und gerechte Gesetze haben Viele besser gehabt; aber die lange Begeisterung

Roms habe ich bei keinem Volke gefunden, noch den gewaltigen Gehorsam mit gewaltiger Kraft vereint. Liebenswürdig sind die Römer nicht, und ich liebe sie nicht; aber wer die göttliche Majestät des Menschenwillens bewundern, wer das Erhabene des Gehorsams und der Zucht empfinden will, der vertiefe sich in die Geschichten dieser großen Nation." Aus diesen Geschichten wird zugleich Jeder lernen, welche Bürgerwürde, welch hoher Sinn und ungewöhnliche Tugenden das Volk der Römer hatte, die Das fest machten was in der Verfassung schwankte, welch hoher Geist von dem Capitol herab über das Volk kam und mit den Edlern den Sieg vorwärts trug."

Wo von Deutschen, oder Teutschen wie Arndt schreibt, die Rede ist, sagt er: „Gleichheit und Gerechtigkeit in Liebe und Mitleid mit allen Lebendigen, ihr seid die erhabenen Lehren des heiligen Stifters des Christenthums, ihr müßt die Gesetze der Staaten und Völker sein. Die neuere Menschheit muß sich des stolzen Trotzes physischer Kraft, des rohen Gebrauchs der Gewalt, der unmilden Behandlung freigeborener Menschen als Sklaven begeben, wenn sie das Gebot des neuen Weltgesetzes erfüllen will. Stillere Tugenden, milderer Enthusiasmus, Arbeit und Mäßigkeit Aller, damit Keiner Knecht zu sein brauche, Das sind die bescheidenen Foderungen an ein Volk welches den Namen und die Würde der Freien verdienen will. Nach diesem Maße sind die Teutschen nicht die Unwürdigsten, und ich werfe Dem der behauptet, die Nation sei knechtisch gesinnt und keines edeln Zustandes fähig, den Fehdehandschuh hin mir ein gerechteres unter den jetzigen Europäern zu zeigen."

Von Friedrich dem Großen sagt Arndt: „Der König gewann seinen Zweck Oestreich verdächtig und schwächer zu machen; aber nothwendig gewann er auch den, welchen er wol nicht wollte, Teutschland für immer zu lähmen. Es folgte Dies theils auseinander, theils aus dem Geiste der durch ihn der herrschende ward. In allen Staaten und Völkern gibt es etwas Dunkles und Geheimes, das ihrem innersten Leben gleich ist, und woran das Ganze wie an unsichtbaren Banden gehalten wird: die letzte Religion, das innigste Nothwendigkeitsgefühl, das unerklärlich zieht und hält. Solch eine Bestaflamme hat der Aberglaube aller Nationen und Zeiten geheiligt. In Teutschland war diese letzte allgemeine Religion der Name: Kaiser und Reich, freilich seit dem Westfälischen Frieden fast bloßer Name, der aber mehr wirkte als kalte Gesetze und Verhandlungen dagegen vermochten. Durch Friedrich ist diese Religion zerstört, und er hat die dunkle Ehrfurcht alter Namen zuerst lächerlich gemacht. Thöricht lachten die Teutschen über die väterliche Dummheit, die sie durch alten Aberglauben band, und Friedrich ward auch hier als der Befreier gepriesen ꝛc."

Was haben wir im J. 1849 als die Rettung, und wen haben wir als Retter zu erwarten um aus den Orgien der neuern und neuesten Revolutionen herauszukommen und wahres Leben zu gewinnen? 16.

Bibliographie.

Gemeiner, A., Ueber Eideshülfe und Eideshelfer des ältern deutschen Rechtes. Eine rechtsgeschichtliche Abhandlung. München. Gr. 8. 6 Ngr.

Heider, G., Ueber Thier-Symbolik und das Symbol des Löwen in der christlichen Kunst. Eine archäologische Abhandlung. Wien, Gerold. Gr. 8. 12 Ngr.

Meißner, A., Revolutionäre Studien aus Paris. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Mittermaier, C. J., Vier Abhandlungen aus dem Strafrechte. 1. Werth der Kenntniß der Rechtsübung für die Gesetzgeber. 2. Verhältniß der Begnadigung. 3. Erfahrungen über die Wirkungen der gesetzlichen Beweistheorie. 4. Erfahrungen über die Wirkungen der Vorschriften neuer Strafgesetzbücher in Bezug auf Zurechnung. Frankfurt a. M., Heyer. Lex.-8. 10 Ngr.

— — Die englische Staatsverfassung in ihrer Entwickelung nach der neuesten Schrift von E. S. Creasy. Mit einem Anhang von F. Lieber über die englische und französische Freiheit. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 5 Ngr.

Paulhuber, F. X., Reden über die christ-katholische Religions-, Glaubens- und Sittenlehre. 1ster Band. — A. u. d. T.: Reden über die christ-katholische Religionslehre im Allgemeinen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Truelle, J. N., Für jeden Christen höchst nothwendige Aufklärungen über die allein wahre Todesart Jesu Christi. Ein unentbehrlicher Beitrag zum Verständnisse des Werkchens: Wichtige, historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Nicht aus einem alten Manuscripte, sondern aus Profan-Schriftstellern und Vernunft-Gründen nachgewiesen. Regensburg, Manz. 8. 15 Ngr.

Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche. Reden an die Gebildeten deutscher Nation. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Vogl, J. N., Aus der Teufe. Bergmännische Dichtungen. Mit Bildern und Singweisen. Wien, Gerold. Br. gr. 8. 16 Ngr.

— — Soldaten-Lieder. Mit Bildern und Singweisen. Ebendaselbst. Br. gr. 8. 12 Ngr.

Welcker, F. G., Alte Denkmäler. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Die Giebelgruppen und andre griechische Gruppen und Statuen. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Willoughby, Lady, Tagebuch. Nachrichten über ihr häusliches Leben und die ereignißreichen Zeiten der Regierung Karls des Ersten. Aus dem Englischen übersetzt. Stuttgart, Neff. Gr. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Ander Linth, Die Landsgemeinde. Ein Gedicht. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 5 Ngr.

Bernhard, F., Der deutsche Soldat. Wahre und schöne Geschichten von ruhmwürdigen Thaten deutscher Krieger aus neuer und neuester Zeit. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Theodor Preußer, Schleswig-Holstein'scher Oberfeuerwerker, als Sieger gestorben bei Eckernförde am 5. April 1849. Mit Erzählungen von andern wackern Soldaten. Stuttgart, Scheible. 32. 5½ Ngr.

Erdmann, K., Pfingst-Predigt zu Glogau und Guhrau gehalten. Wohlau, Leuckart. 8. 2 Ngr.

Hagenbach, K. R., Der geistliche Beruf. Predigt gehalten bei Eröffnung der schweizerischen Prediger-Versammlung in Chur den 1. Aug. 1848. Chur, Hitz. 1848. 8. 3 Ngr.

Die Macht der Verhältnisse. In Frankreich verbotene Schrift. Uebertragen von einem Publicisten. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Oesterreich, Preußen und Westdeutschland im Dreistaatenbund. Eine Denkschrift. Mit dem Entwurfe einer Bundesverfassung für Westdeutschland und das Reich. Leipzig, Sydow. 8. 20 Ngr.

Röfing, J., Die Nordamerikanische Revolution und das Recht der Völker zum Widerstand und zur Revolution. Bremen. Gr. 8. 6 Ngr.

Schell, F. J., Die deutsche Kirche und Schule. Eine faßliche Darstellung und Erläuterung des 5. und 6. Artikels der deutschen Grundrechte. Leipzig, Matthes. Br. 8. 9 Ngr.

Schönau, C. v., Magyaren-Lieder. Berlin, Löwenherz. 8. 2½ Ngr.

Schroeter, C., Offene Antwort auf den Hirtenbrief des Bischofs Nikolaus zu Speyer vom 6. Januar 1849. 2te Auflage. Worms, Rahke. Gr. 8. 3 Ngr.

Schuselka, F., Deutsch oder Russisch? Die Lebensfrage Oesterreichs. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 9 Ngr.

Waitz, G., Ueber den Frieden mit Dänemark. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 221. — 14. September 1849.

Aus dem Hofleben des 17. Jahrhunderts.

Hofleben — ein noch vor Jahr und Tag für Viele so anziehendes Wort, ein Inbegriff von vornehmen, aristokratischen Heimlichkeiten, feinen Manieren und künstlich angelegten Intriguen, ein Gegenstand allseitiger Neugierde — wie ist dasselbe Wort im Sturm und Drang unserer Tage jetzt herabgekommen. Verbi vetus interit aetas, kann man mit dem alten römischen Dichter sagen, und mit demselben hinzusetzen: et juvenum vita florent modo nata vigentque; denn die Redner des jüngern Geschlechts, welche sich rühmen die Freiheit des Volks zu vertreten, können nicht laut genug auf das Hofleben und die Hofwirthschaft, auf die Camarilla und auf das Hofgesinde schimpfen, das in Olmütz wie in Berlin, in Madrid wie in Neapel die Ursache aller Unterdrückung der Volksrechte gewesen ist — ob aus Neid oder aus gekränktem Ehrgeize Dies geschieht, wagen wir nicht zu entscheiden. Aber rein ist die Quelle dieses Hasses nur in den allerseltensten Fällen; denn die Wenigsten jener laut donnernden Feinde der Höfe kennen ja die Sitten derselben und die oft so knapp gestellten Höflinge aus eigener Anschauung, noch viel Wenigere haben Zutritt zu geheimen Verhandlungen in fürstlichen Cabineten gehabt, und ebenso Wenige scheinen zu wissen, daß doch eigentlich die Zeit vorüber ist in welcher man politische Betreibungen unter dem Nebel des Geheimnisses lassen konnte, weil solche Geheimnisse, insofern sie wesentliche Dinge betreffen, es selten lange bleiben, wenn auch die Höfe sie als Geheimniß zu behandeln fortfahren. Und liegt nun in jenem Hasse nicht eine stille Anerkennung gewisser Vorzüge eines vornehmern, üppigen Lebens, die der Demokrat vom reinsten Wasser eigentlich tief unter sich achten sollte? Ist nicht selbst die neugierige Beeiferung mit welcher Hofgeschichten, wahre oder erfundene, gelesen werden, und die Freude an solchem Scandal wie mir ihn z. B. in Hormayr's letztem Buche über den Kaiser Franz und über Fürst Metternich finden, ein Beweis für die Sehnsucht der Niedern nach solchen Geschichten aus den höhern Kreisen? Denn, wie republikanisch sich auch unsere deutschen Demokraten gebehrden, so sind sie doch noch weit von jener gegenseitigen Unterordnung im Sinne eines griechischen Freistaats aus der besten Zeit entfernt, und Auerbach hat in seinem „Tagebuch aus Wien" hierin wenigstens Recht, daß die wahrhaft demokratische Gesinnung bei den Bekennern dieser Lehre erst noch durchgearbeitet werden müßte, damit sich die Menschen leicht in untergeordneter Stellung zufrieden geben und da ihren Platz ausfüllen. Bis dahin wird der Glanz einer äußern Lebensstellung noch immer seinen Einfluß behalten, und dieselben Republikaner welche im Februar des vorigen Jahres den Thron Ludwig Philipp's in Paris verbrannten freuen sich jetzt an den glänzenden Livreen der Bedienten des Präsidenten Ludwig Bonaparte.

Wir sind auf solche Betrachtungen durch ein neues Buch geführt, das uns in die Höfe des 17. und 18. Jahrhunderts versetzt, also in eine Zeit die offenbar zu den schlechtesten in unserm Vaterlande gehört hat.*) Jene alten Schlösser mit ihren geheimen Thüren und langen Corridoren, jene steifen Gärten und versteckten Lauben, jene von rasender Lust durchtobten Säle, jene üppigen Maskeraden, jene ungezügelte Wollust, jener schimmernde äußere Prunk bei innerer Hohlheit — wo findet man Das jetzt an deutschen Höfen? Es ist besser, es ist sittlicher geworden, die Leidenschaft beschränkt sich mehr und die Politik hat nie zu solchen gewaltsamen Mitteln gegriffen um fürstlichen Gelüsten zu huldigen oder das gegenseitige Vertrauen zu vergiften, wie lebhaft auch die Demagogie unserer Tage trachtet die leichtgläubige Menge vom Gegentheil zu überzeugen.

Ein Schwede, W. F. Palmblad, hat uns dies Gemälde aufgerollt und als die Hauptfiguren desselben die Glieder der in Schweden wie in Deutschland berühmten Familie Königsmark aufgestellt. Seit dem Ende des Dreißigjährigen Kriegs erhob sich der Glanz derselben, und eine Reihe tapferer, ja tollkühner Söhne derselben reiht sich um eine Tochter dieses Hauses, die reizende Aurora, welche durch Schönheit und Geist zu den Vorzüglichsten ihres Geschlechts gerechnet wird, aber mit solchen Vorzügen auch um so schneller auf eine Bahn geführt ward die zu schlüpfrig war als daß ein Straucheln zu vermeiden gewesen wäre.

*) Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert von Friedrich Wilhelm Palmblad. Aus dem Schwedischen. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 12. 3 Thlr.

Palmblad hat fleißig zusammengetragen, englische, deutsche, französische Schriften benutzt, einzelne zerstreute Züge gesammelt, er hat sogar das besondere Glück gehabt eine Anzahl schätzbarer Familienbriefe aus der gräflich de la Gardie'schen Bibliothek zu Löberöd in Schweden hervorziehen zu können. Diese letztern gehören zu den wichtigsten Ausstattungen seines Buchs; um so mehr würden wir dieselben nicht blos in einem Anhange des zweiten Theils haben abdrucken lassen, sondern wenigstens einen Theil derselben an passender Stelle eingefügt haben. Dadurch würde die an sich schon sehr spannende Geschichte des Verhältnisses der Kurprinzessin Sophie Dorothea und des Grafen Philipp Christoph Königsmark an dramatischer Lebendigkeit gewonnen haben. Denn nach einer solchen, nach Verbindung von Unterhaltung mit historischer Belehrung, hat Palmblad offenbar gestrebt, daher sein Buch auch Zeitbilder genannt, und auf Ausmalung der Begebenheiten sowie auf Portraitirung der handelnden Personen durch kleine Züge, zeitgetreue Costumirung und anderes Beiwerk einen großen und mühsamen Fleiß verwendet, namentlich auch seine Personen oft in Gesprächen auftreten lassen. Man sieht wohl, daß ihm hierbei Walter Scott's unübertroffene Romane vorgeschwebt haben; aber freilich ist ein Unterschied zwischen den englischen Schilderungen einer Königin Elisabeth und Karoline (der Gemahlin Georg's II.), eines Cromwell, eines Jakob I. oder Ludwig's XI. und den Bildern des Herzogs Georg Wilhelm von Celle und Ernst August von Hanover, ihrer Gemahlinnen Eleonore und Sophie, oder der fürstlichen Maitressen von Platen und von Schulenburg, so sehr wir auch überzeugt sind, daß Palmblad kein Wort niedergeschrieben hat welches er nicht gedruckt oder sonst hinlänglich beglaubigt vorgefunden hatte. Unter diesen Beglaubigungen ist aber für die Liebesgeschichte der Kurprinzessin von Hanover eine von unserm Verf. angeführt der wir nicht das Zutrauen schenken können welches er ihr an vielen Stellen bewiesen hat. Dies sind nämlich die „Memoirs of Sophia Dorothea, consort of George I., king of England", welche zu London 1845 in zwei stattlichen Bänden erschienen und zu Stuttgart zwei Jahre später in das Deutsche übertragen worden sind. Trotzdem daß die Monatsblätter zur „Allgemeinen Zeitung" (December 1845) und die „Revue des deux mondes" um die nämliche Zeit jenen Memoiren eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben, so können wir diese Ansicht, wie wir bereits in Nr. 215 d. Bl. f. 1848 ausgesprochen haben, nicht theilen. Wäre die Handschrift wirklich erst 1847 „aus fast hundertjährigem Staube" zu Hanover hervorgezogen worden, so würde ihre Bekanntmachung sicherlich nicht zuerst in England erfolgt sein, wenn man nicht eine geheime Entwendung derselben anzunehmen geneigt wäre. Sonst aber ist gewiß, daß Männern wie Pertz und Grotefend, die so gut mit den Schätzen ihrer hanoverschen Archive vertraut waren und so manches werthvolle Buch aus demselben zu Tage gefördert haben, eine so umfangreiche Handschrift nicht entgangen sein würde. Da nun aber bekannt ist, daß Dr. Thomas Birch in London eine reiche Sammlung interessanter Correspondenzen des 17. Jahrhunderts zusammengebracht hatte, jedoch vor ihrer Herausgabe starb, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, und durch das ähnliche Beispiel der „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état", welche mit dem größten Unrecht eine Zeit lang dem Fürsten Hardenberg zugeschrieben wurden, bestätigt, daß einzelne Papiere aus Birch's Nachlaß in fremde Hände gekommen sind, bevor das Britische Museum den literarischen Nachlaß an sich brachte. Hiernach dürften die in Rede stehenden Memoiren ebenso wie die von demselben Verfasser herausgegebene Schrift: „The court and times of James I." (London 1848), keineswegs das Werk eines selbständigen Autors sein, sondern das lockere Zusammengefüge eines in buchhändlerischen Speculationen arbeitenden Schreibers, womit auch das Urtheil eines unterrichteten Mannes in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" (Nr. 21 und 22) übereinstimmt. Stil und Haltung desjenigen Theils dieser Memoiren der unter dem Titel „Précis de mon destin et de ma vie" die eigenhändigen Aufzeichnungen der Kurprinzessin enthalten soll, ist in dramatischer Form verfaßt, und bringt, wie Palmblad (II, 247) sehr richtig bemerkt hat, durchaus nicht den unmittelbaren Eindruck hervor den die einfache historische Erzählung derselben machen würde.

Das Ganze macht den Eindruck eines chinesischen Schattenspiels, und chinesisch könnte man auch ihren langweiligen Stil, ihre pedantischen Schnörkel und ihre zahlreichen Complimente nennen. Alles ist kalt, leidenschaftslos, ohne Wärme und mit der unverkennbaren Absicht geschrieben, sich selbst als ein schneeweißes Opfer der schwärzesten Verleumdung darzustellen und ihre historisch erwiesene Neigung für Königsmark zu verbergen.

Mit Recht hat daher Palmblad auch nur ein geringes Stück dieses Drama in sein Buch aufgenommen, während uns der stuttgarter Uebersetzer mit der ganzen Langweiligkeit dieser Staats- und Hofaction peinigt, die weder die Wohlredenheit eines Feßler'schen dramatisirten Romans noch die biderbe Roheit eines Ritterromans in Schlenkert's oder Cramer's Weise besitzt.

Wir wenden uns jetzt zum Inhalte der beiden vorliegenden Theile.

Das erste Buch des ersten Theils führt die Leser in die Hofhaltung der beiden hanoverschen Brüder, Georg Wilhelm's von Celle und Ernst August's, des protestantischen Fürstbischofs von Osnabrück. Wir erblicken in Celle den gravitätischen Herzog, „einen Stutzer auf der Achsel, von zwei Hunden begleitet, ein Messer in der mit einem hirschledernen Handschuh bekleideten Hand, um höchst eigenhändig die zu weit vorstehenden Zweige abzuschneiden, damit Alles möglichst gleichmäßig sei", neben ihm seine Gemahlin Eleonore, eine Französin von feinen Sitten, und die jugendlich ausgelassene Tochter Sophie Dorothea, schon in ihrem dreizehnten Jahre umlagert vom Prinz August von Wolfenbüttel und dem Grafen Philipp Christoph von Königsmark. Da ei

aber Beide dem alten Herrn zu toll treiben, so werden sie auf drei Jahre vom Hofe verwiesen. In einer ganz andern Weise lebte man im Bischofssitze zu Osnabrück. Hier führt uns Palmblad eine Reihe von Empfangsfeierlichkeiten, mythologischen Scenen, Hirtenspielen vor, mit denen dieser Fürst im Mai 1679 seine beiden aus dem Türkenkriege heimkehrenden Söhne, Georg Ludwig und Maximilian Wilhelm, begrüßte, ihn selbst, den staatsklugen Ernst August, erblicken wir bald in seiner Tafelfreude vor einem ungeheuern, in Rheinwein gekochten Wildschweinskopf und mit allem Zubehör für damalige Schwelgerei, bald im Verkehr mit seinem Kanzler, seinen Maitressen, seinem Hofnarren, oder mit dem gelehrten schwedischen Abenteurer Skytte im abgelegenen Thurmzimmer, bald in der Darlegung seiner ehrgeizigen Pläne und hochfliegenden Wünsche, deren Zweck der deutsche Kurhut und dereinst die englische Krone war. Diese Vorlesung mit einem hier etwas unpassend angebrachten Abrisse der hanoverschen Geschichte hielt er seinem ältesten Sohne Ludwig Georg, und entfaltete darin solche Grundsätze der Politik und des Lebensgenusses, namentlich bei fürstlichen Eheverbindungen, daß der damals noch unverdorbene Jüngling erröthete. Den Schluß dieser Unterredung macht der Brief welchen ein Kammerjunker „auf silbernem Teller" dem Fürstbischof überreicht, und aus welchem er den Tod seines Bruders Johann Friedrich von Hanover und den Anfall dieses Herzogthums an ihn erfährt. Die Gemahlin des Herzogs, die Stuart'sche Sophia, die Tochter der schönen Königin Elisabeth von Böhmen, hat sich Palmblad bemüht uns nach ihrem Verdienst zu schildern. Ihr Gegensatz zu Ernst August tritt allerdings hervor, aber ihre gesunde und frische Lebhaftigkeit, ihr kluger Sinn und Trieb für die Welt, ihr reicher Antheil an höherm Verständniß und ihr froher Genuß an heitern Geistesregungen hätte eine noch vorzüglichere Schilderung verdient, wie es uns denn besonders befremdet hat, daß Leibniz, dessen treueste Freundin und Beschützerin die Herzogin Sophie war, mit dem sie die höchsten Geistesfragen besprach, und dessen Klugheit sie die wichtigsten Familienangelegenheiten anvertraute, in diesen Zeitbildern nur ein mal (I, 246 fg.) erwähnt worden ist. Waren denn Palmblad die von Pertz 1847 aus den Handschriften der Bibliothek zu Hanover herausgegebenen geschichtlichen Aufsätze und Gedichte Leibniz' unbekannt geblieben? Aus ihnen sowie aus den Briefen desselben, Spanheim's und anderer Gelehrten an die Kurfürstin Sophie, welche im ersten und zweiten Hefte des Archivs des Historischen Vereins für Niedersachsen vom J. 1846 aus den Originalen im Britischen Museum abgedruckt sind, konnte mancher anziehende Zug über das Verhältniß beider Personen entlehnt werden, deren schon Varnhagen von Ense in seiner Biographie der Königin Sophie Charlotte (1837) mit verdienter Belobung gedacht hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Der Socialismus E. v. Girardin's.

Die nach der Februarrevolution versuchte und mislungene, trotzdem aber auch jetzt noch von den Socialisten gefoderte Lösung der socialen Frage berührt und gefährdet die wichtigsten Interessen der gegenwärtigen Staatsgesellschaft. Daher arbeitet seit den verunglückten Experimenten Louis Blanc's eine Anzahl geistvoller und besonnener Männer daran dem Volke einen Wahn zu nehmen dessen Durchführung nicht Alle gleich reich, sondern Alle gleich arm machen würde. Eine antisocialistische Literatur überflutet seit einigen Monaten Frankreich, allein, in eben dieser Zeit feiert der Socialismus einen so glänzenden Wahlsieg, daß die kaum besänftigten Befürchtungen aufs neue das öffentliche Leben ins Stocken bringen. Hierin liegt eine wichtige und praktische Lehre, die nämlich, daß sich Thatsachen nur durch Thatsachen, nicht aber durch theoretische Auseinandersetzungen bekämpfen lassen. Es ist Nichts damit gewonnen, wenn dem Armen bewiesen wird, der Socialismus hebe die persönliche Freiheit auf, und knechte im falschverstandenen Interesse der Gemeinheit die Individualitäten: der einzig erfolgreiche Anlauf zur Lösung der socialen Frage wird die Speculation sein, die aus dem Chaos von Möglichkeiten geeignete praktische Mittel zur Minderung des Volkselends herausfindet. Die socialistische Partei will das Elend freilich zerstören, aber nur durch Vernichtung der Gesellschaft; die conservative Partei strebt die Gesellschaft zu erhalten, weiß dem Elende aber nirgend beizukommen. Die große Aufgabe der Zukunft ist es die socialistische Theorie mit der alten Gesellschaft, die Tradition mit der Neuerung zu versöhnen, und wenn d. Bl. heut den Socialismus in den Kreis ihrer Besprechungen ziehen, so geschieht Dies, weil sie auf einen merkwürdig kühnen Versuch hinweisen wollen der mit Zugrundelegung der bestehenden Gesellschaft diese Versöhnung vollbringen will.

Emil v. Girardin, „der durch sein Journal Jahre lang die öffentliche Meinung bald in Erstaunen setzte, bald beherrschte, und dessen Meinungen, selbst wenn sie die Billigung des Publicums nicht fanden, doch immer ein allgemeines Interesse erregten", hat in seinen „Études politiques", und in dem „Journal d'un journaliste au secret" eine Gesellschaftsorganisation niedergelegt, die mit seinem Geiste aus dem Schooße der Gesellschaft selbst entlehnt ist, zuletzt aber, Das müssen wir gleich von vornherein gestehen, fast ebenso idealistisch und utopistisch wird als der bekämpfte Socialismus. Bei der nachfolgenden kurzen Darlegung des Girardin'schen Systems halten wir uns an die übersichtliche Darstellung Pelletan's, der zugleich zwei Broschüren von einem Schüler Girardin's, „La force et l'idée" und „L'abolition du prolétariat", mit benutzt hat.

Girardin glaubt wirklich an die Lösung der Frage über das Arbeitsrecht, und unterscheidet sich von den Socialisten nur durch die Methode und die Mittel die er anzuwenden vorschlägt. Die socialistischen Schulen wollen, daß man ihnen die Gesellschaft einmal ganz und gar preisgebe um alle Institutionen neu zu gestalten; Girardin dagegen will die traditionnellen Elemente der Gesellschaft nur erweitern und befestigen, und sie durch sich selbst verbinden und organisiren.

Was ist eine Nation? fragt er. Sie ist Staub. Der Einzelne lebt neben dem Einzelnen, wie Atom in der Luft neben Atom schwebt. Betrachte man z. B. die Familie. Was ist sie nach der ersten Revolution, welche überall die Erbschaft getheilt, und die Einzelexistenzen zerbröckelt hat? Die Familie ist eine zerstreute Saat von Individuen, die sich nicht einmal ihrer Genealogie erinnern, und doch den väterlichen Namen in alle Winkel des Erdkreises tragen. Der Verwandte leistet den Verwandten höchstens an dem Todestage einen Dienst. Das einzige Gute was er geschaffen hat ist seine Nachlassenschaft, und welche Verpflichtung entspringt dem Erben aus seinem Erbschaftsrecht? Keine! Ueberall findet man eine Wechselbeziehung zwischen Lasten und Vortheilen, nur in der Familie nicht!

Gehen wir noch näher auf die Familie ein. Ein Vater hat vier Kinder; er schickt sie in Schule und Bildungsanstalten, und mit dem dreißigsten Jahre stürzen sie in die Welt, und lassen sich weit vom väterlichen Hause nieder. Man steht freilich noch in brieflicher Verbindung, man schreibt sich jährlich wol zwei bis drei mal, aber Das ist Alles! Und Das nennt man eine Familie! Trennung des Lebens, Trennung der Interessen, der Gedanken, der Empfindungen, Das ist eine Familie der wohlhabenden Stände. In den ärmern Classen geht der Sohn aus seiner Heimat um Lehrling, Gesell, Soldat, Diener, Arbeiter, Matrose zu werden; er lebt wo sein Lohn ihn festhält, da, dort, in Algier, in den Colonien. Was sollte er auch in seiner väterlichen Hütte? Er hat ja nur Elend dort gelassen, und würde Elend wieder mit zurückbringen.

Und diese Familie vertheidigt ihr mit solcher Heftigkeit? Das ist keine Familie! Das ist nur Individualismus, Isolirung, Trennung der Personen die von gleichem Blute stammen, und die einst bei demselben Wiegenlied in derselben Wiege geschlafen haben. Die Familie ist ihrem innern Wesen nach etwas Heiligeres; sie ist die Solidarität aller Verwandten die denselben Ursprung haben. Jeder Pulsschlag erinnert an die Pflichten die Einer dem Andern schuldet, und so war es auch einst, als der Name eine Ehre war und der Stammälteste die Verpflichtung hatte die Jüngern seines Geschlechts zu unterstützen und auszustatten.

Um dies geschwundene Gefühl der Verwandtschaft neu zu beleben, muß man die Solidarität der Familie decretiren. Der Verwandte ist im Guten und Bösen für den Andern verantwortlich, der Arme hat Anspruch auf der Seinen Beihülfe, ein Familienrath entscheidet über Vertheilung von Recht und Pflicht. So bildet sich eine Gesammtvorsehung, deren Auge über jedem Bürger wacht, und ihn durchs ganze Leben begleitet. Da der Verwandte auch für die Fehler des Andern verantwortlich ist, so hört das alte Criminalverfahren auf. Mit wenig durch die Klugheit geforderten Ausnahmen werden die Gefängnisse geöffnet, Todesstrafe, Zwangsarbeit, Klausenhaft, Einsperrung sind abgeschafft, nur die Verbannung bleibt für die Mörder. Wie das falsche Gesetz fodert Girardin bei allen Verbrechen nur Ersatz des Schadens und des Interesses.

Die Familie ist für die Beurtheilung solidarisch verpflichtet. Sie soll über die Moralität des Verbrechers wachen; durch ihre Nachlässigkeit hat sie Theil am Vergehen, und muß daher auch die Sühne mittragen. Aber dann kann ein einzelnes schlechtes Subject seine ganze Familie zu Grunde richten? Girardin hat dieser Möglichkeit vorzubeugen gesucht. Er will hinsichtlich der solidarischen Verantwortlichkeit eine Milderung eintreten lassen, und zwar in Art einer Versicherungsgesellschaft gegen die Gefahr solcher Entschädigungsleistungen. Durch Zahlung einer bestimmten jährlichen Prämie kann man sich von dem Risico der Schadloshaltung befreien.

Und hier entwickelt nun Girardin seine Steuertheorie. Die „Auflagen" will er durch „Versicherungen" ersetzen. Der Staat ist der Oberassecurator aller Bürger gegen jede Gefahr, und dafür wird Jeder willig dem Staate entgegenkommen seinen Einsatz demselben zu zahlen.

Wenn Girardin auch die Gefängnisse abschaffen will, so klingt Dies sonderbar; er erklärt sich hierüber so: „Eure Gefängnisse sind die wechselseitigen Schulen des Verbrechens. Einen Dieb sperrt ihr ein, als Mörder entlaßt ihr ihn. Und was macht ihr denn mit den Freigegebenen? Ihr schafft um euch eine permanente Insurrection, die den Dolch in der Hand die Gesellschaft umschließt. Dagegen habt ihr das Zellengefängnißsystem erfunden, dieses System eines langsamen Mordes an jenen Tausenden von Unglücklichen. Die Zellengefangenschaft ist ein Vorgeschmack der Hölle, und die Gesellschaft schrickt vor ihrer Anwendung zurück.

Girardin will die Verbrecher ihrer Familie schicken, und da jedes Verbrechen sich zuletzt in einen materiellen Schaden für die Gesellschaft auflöst, so fodert er eine Geldentschädigung von der Familie. Ist die Familie arm, so soll die Commune für sie eintreten, und ist die Commune, die Familie der Familie, arm, dann soll sich der Staat, als die Commune der Communen, ins Mittel schlagen; denn ihm liegt es ob Aufklärung und Wohlstand und Sittlichkeit unter den Bürgern zu verbreiten. So will Girardin in der Gesellschaft eine ungeheure Diensthierarchie begründen, eine stufenweise Solidarität, die von der Familie bis zum Staate emporsteigt. Statt einer unter dem Mühlstein des Civilcodex fortwährend zermalmten Gesellschaft, wo der Mensch ununterbrochen seiner eigenen Freiheit, d. h. seiner eigenen Ohnmacht überlassen sei, würden wir denn eine einheitlich organisirte, festgekittete Gesellschaft haben, in der selbst das ärmste Kind eine liebevolle hülfreiche Hand, und ein über seinen Wegen wachendes Auge finden würde.

Girardin's System geht noch weiter: Angeregt durch das Ungeheuer der Concurrenz fragt er sich, ob es kein Mittel gäbe nach gemeinsamem Uebereinkommen, und im Interesse der Arbeiter die Arbeitsverhältnisse überall zu nivelliren. Um Dies zu erreichen müßten die verschiedenen Staaten einen Amphiktyonenrath der Industrie errichten, der die Tarife revidirte, und Lohn und Arbeitszeit regulirte. Von dem Fortschritte der Civilisation in der Menschheit hofft Girardin dereinst eine bei dem jetzigen Zustande der Production allerdings nicht mögliche Herabsetzung der Arbeitsstunden, damit die Arbeit dem Arbeiter auch das Mittel verschafft neue Kräfte für sein schweres Tagewerk zu gewinnen.

Das ist der Grundriß von Girardin's neuem Gesellschaftssystem. Seine Mängel liegen klar zu Tage, aber als ein Versuch von Seiten der Nichtsocialisten, praktisch zu sein, verdient er mehr Beachtung als eine neue Zusammenstellung Dessen was sich gegen den Communismus vorbringen läßt. Mögen die Staatsmänner die die Existenz der Gesellschaft auf die Spitzen der Bayonnete gebaut haben doch nie vergessen, daß ein in die Welt geworfener Gedanke so lange in ihr geht, bis er eine Befriedigung gefunden hat. Das durch gute Staatsinstitutionen bethätigte redliche Bemühen die Lage des Armen besser zu gestalten wird allein im Stande sein die Feinde der Gesellschaft wieder mit ihr zu versöhnen. Die rechten Institutionen finden, heißt die Welt vom materiellen Elend erlösen, und es erscheint als eine heilige Pflicht, daß Die welche die Bedürfnisse, den Organismus und die Vervollkommnungsfähigkeit der Gesellschaft kennen, ihre Kraft nicht unversucht lassen an dieser rettenden That. 31.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke

von Ch. F. Meyer.

Gr. 8. In fünf Heften zu 12 Ngr.

Das soeben versandte erste Heft giebt über den Plan und die Einrichtung dieses neuen synonymischen Wörterbuchs die beste Auskunft. Die übrigen Hefte werden in rascher Folge bis Ende dieses Jahres geliefert.

In gleicher typographischer Einrichtung erschien bereits in demselben Verlage:

Kaltschmidt (V. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch u. s. w., nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. Gr. 8. (In 8 Heften zu 8 Ngr.) 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 222. — 15. September 1849.

Aus dem Hofleben des 17. Jahrhunderts.

(Beschluß aus Nr. 221.)

Das zweite Buch führt uns nun zwei Königsmark vor, die beiden Brüder Karl Johann, den parfait chevalier errant, und Philipp Christoph.*) Der Schauplatz dieser Begebenheiten ist in London im Anfange des J. 1682 und ihre Schilderung gewiß eins der besten Stücke der beiden Theile; denn historische Treue und geschickte Darstellung ergänzen sich hier gegenseitig. An Karl Johann bewundern wir die verwegene Tapferkeit, große Körperkraft, Thatenlust, ritterlichen Sinn, starke Leidenschaften, Neigung zur Pracht, Ueppigkeit und zu Abenteuern, Liebe für die Wissenschaften und schönen Künste — die Züge welche dem ganzen Geschlechte eigen waren, in ihm aber besonders hervortreten. Die üppige Hofhaltung Karl's II. in England, sein lebensfroher und doch so leichtsinniger Charakter, der sich bald in melancholischen Betrachtungen, bald in übertriebenstem Absolutismus gefiel, die Ausschweifung seiner Feste und im Gegensatz die Straßenscenen des rohen und übermüthigen londoner Volks bilden ein lebendiges, farbenreiches Gemälde, in welchem außer den Genannten des Königs Maitresse, die Herzogin von Portsmouth, der treue Matrose Tom und der abenteuernde Capitain van Braatz, eine köstliche Figur von der Art des Scott'schen Hauptmanns Dalgetty, besonders hervorragen. Der Auftritt, wo des Königs genannte Maitresse in der Kleidung der Frau Scarron aus Paris erscheint, und ihm eine Bußpredigt in Ausdrücken des Alten Testaments hält, ist in der That ergötzlich, und der rasche Uebergang zu Wein, Lust und schwelgerischen Orgien ganz in der Weise jenes Königs, der, wie Palmblad (I, 186) sagt, von Mit- und Nachwelt mit Schande gebrandmarkt, aber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit wegen wenigstens von Allen die ihm nahe kamen geliebt oder mindestens tief beklagt wurde. Wäre in diesem Buche nicht Alles so fest und ineinander geschlossen, so wäre es Pflicht einige Stellen aus demselben mitzutheilen.

Im dritten Buche treten wir in den Familienkreis der verwitweten Gräfin Marie Christine Königsmark, welche zu Agathenburg unfern Stade wohnte. Erst jetzt erfahren die Leser über die einzelnen Mitglieder der Familie die nähere Auskunft; in Bezug auf die schöne Aurora, welche damals, also im Anfange der achtziger Jahre des 17. Jahrhunderts in jugendlicher Blüte stand, tadelt Palmblad die „unbarmherzige deutsche Kritik" Cramer's in den „Denkwürdigkeiten der Familie Königsmark", welche das Geburtsjahr der reizenden Dame um mehre Jahre (in das J. 1668) zurückgesetzt hat, während er selbst aus mannichfachen Gründen (die wir aber nicht erfahren) das J. 1671 angenommen wissen will. Fürs erste aber sehen wir uns veranlaßt bei Cramer's Beweisführung zu beharren, dessen Buch überhaupt ein urkundlich genaues ist. Weiter macht uns Palmblad und zwar stets in dialogischer, mitunter etwas gezwungener Form mit der Stellung der Familie Königsmark am schwedischen Hofe bekannt, mit ihren zerrütteten Vermögensumständen, mit den Aussichten der Mutter für ihre Söhne, unter denen besonders Philipp Christoph's Plan, um die noch immer geliebte Gespielin seiner Jugend, Sophie Dorothea, zu werben, besprochen wird. In dieser Absicht begibt er sich nach Celle. Aber die Herzogin ist weit mehr für den Erbprinz August von Wolfenbüttel eingenommen, die funfzehnjährige Sophie Dorothea ist schon coquett genug mit ihren beiden Liebhabern zu spielen, und der bequeme Herzog verlangt von seinem Minister Bernstorff ein Conclusum über die Vortheile dieser oder jener Heirathsverbindung. Alle diese Pläne durchkreuzte die Politik Ernst August's von Hanover, der in einer Verbindung Sophie Dorothea's mit seinem Erbprinzen Georg ein zu natürliches Mittel sah die beiden getrennten Linien Celle und Hanover zu vereinigen.

Das vierte Buch enthält diese Verhandlungen, welche die Herzogin Sophie persönlich mit der ihr eigenthümlichen Kraft und Klugheit glücklich zu Stande brachte. Georg Wilhelm ward übertölpelt, seine Gemahlin Eleonore widerstand nicht der Beredtsamkeit der „geistreichsten Frau ihrer Zeit" (I, 278), und der classische Geheimrath

*) Wir stellen hier zu besserer Uebersicht die Genealogie der Familie zusammen.

Hans Christoph Königsmark, gest. 1662.

Kurt Christoph und Otto Wilhelm.

Karl Johann. Amalie Wilhelmine, verw. Löwenhaupt.

Philipp Christoph. Maria Aurora.

Bernstorf, von der Herzogin Sophie gewonnen, that das Seinige um den Herzog von Celle zu beschwatzen. So ward der Prinzessin Schicksal entschieden, dem weiblichen Sinne und Herzen ward zugemuthet schweigend und willenlos der fremden Wahl zu folgen, die ihr einen unliebenswürdigen,, kalten und rohen Gemahl in dem Prinzen Georg gab. Ihre frühern Bewerber wurden abschläglich beschieden, der entschiedene Widerspruch der Prinzessin von der kalten Diplomatie verworfen, durch falsche, hierzu geschmiedete Briefe ihr Verhältniß mit Königsmark aufgelöst, wie treu ihm auch ihr Herz blieb. Nach einer lebensgefährlichen Krankheit Sophie Dorothea's ward die Heirath am 21. Nov. 1682 in Celle vollzogen. Die reizende, frische, natürliche Braut und das eisige, unangenehme Bronzegesicht des Prinzen bildeten den schreiendsten Gegensatz, aber die Prinzessin, „in deren Herzen derselbe kalte eisige Rauchfrost lag der draußen die Erde bedeckte, trat festen Schritts zum Altar und überstand die Feierlichkeit" (I, 308). Palmblad fährt fort:

Einige Tage darauf mußte Sophie Dorothea ihren geliebten Aeltern und ihrer stillen, friedlichen Heimat Lebewohl sagen, um einem unbekannten Schicksal, einem geräuschvollen, üppigen Hofe, fremden Umgebungen und schlüpfrigen, in Parteien zerfallenen Menschen entgegenzugehen, von denen keiner sie liebte.

So schied Marie Antoinette aus ihrem Vaterlande um die unglücklichste aller Königinnen zu werden, so schloß 112 Jahre später der Ur-Urenkel Georg's I. und Sophie Dorothea's, Georg IV. von England, als Prinz von Wales eine Ehe mit der ihr verwandten Karoline von Braunschweig, in welcher von Anfang bis zu Ende sich dieselben Auftritte wiederholten durch welche die Ehe seiner Vorfahren so unheilvoll geworden war. Das sind die welfischen Haustragödien.

Im ersten Buche des zweiten Theils sind wir in Spanien. Karl Johann Königsmark kämpft hier in einem Stiergefechte mit, wird zwar verwundet, aber gelangt dafür als stattlicher, schöner Mann in die große Gunst der Doña Theresa, knüpft ein zärtliches Verhältniß mit ihr an, befreit sie endlich als Gatte und Verwandten die verliebte Dame von Madrid wegbringen wollen von dieser Begleitung, und reist eine Zeit lang mit ihr im Lande herum, bis er sich zuletzt mit ihr entzweit und Beide sich trennen. Die Schöne will in ein Kloster gehen, Königsmark aber begibt sich zur französischen Armee nach Catalonien, bei welcher Ludwig XIV. ihm schon früher ein Oberstpatent verliehen hatte. Das sind die Hauptbegebenheiten dieses ersten Buchs, welches außerdem mit langen Excursen über Stiergefechte und Autodafés, über spanische Schlösser und Gärten, über Sitten und Gewohnheiten des hohen Adels, und mit einer Anzahl Anekdoten aus dem Privatleben des Königs Karl II., seiner Gemahlin und ihrer nächsten Umgebungen angefüllt ist, fast zu reichlich nach unserm Dafürhalten, indem das Interesse an den Hauptpersonen des Buchs darunter leidet. Dasselbe gilt von den Unterredungen mit Ludwig XIV., wo der König, dem die Gabe einer feinen und gewinnenden Unterhaltung so sehr zu Gebote stand, in seiner Verhandlung mit Königsmark, den er gern zum Katholiken bekehren möchte, fast zu familiär erscheint. Auch in solchen Beziehungen ist viel von Walter Scott zu lernen, dessen fürstliche Personen stets mit Würde, Wahrheit und Sicherheit geschildert sind.

Das zweite Buch enthält nun die eigentlichen Tragödien welche sich im Schlosse zu Hanover in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts zugetragen haben, und an welche durch die obengenannte englische Schrift und erst im vorigen Jahre durch Sternberg's geistreiches Charakterbild der Gräfin Aurora Königsmark im ersten Bande seiner „Berühmten deutschen Frauen des 18. Jahrhunderts" erinnert worden ist. Wir brauchen daher nicht genau auf alles Einzelne einzugehen. Der hanoversche Hof Ernst August's bot zu jener Zeit ein sehr unerfreuliches Bild dar: der Herzog oder neue Kurfürst, in Intriguen lebend, auf Glanz und Pracht in allen Dingen ausgehend, dabei in Erinnerung der ihm früher von Frau Elisabeth von Platen bereiteten Freuden noch gänzlich in den Banden dieses heftigen und wollüstigen Weibes, welche von Anfang an die erbittertste Feindin der jungen Kurprinzessin Sophie Dorothea geworden war. Ohne nun hier bei den mit großem Fleiße zusammengetragenen Schildereien des hanoverschen Hoflebens zu verweilen, sagen wir nur, daß die Platen den Unfrieden in die Ehe des Kurprinzen Georg säete, seine ehebrecherische Verbindung mit dem Fräulein Melusine von Schulenburg (der nachmaligen Herzogin von Kendal) herbeiführte, und ihren giftigen Haß gegen die unglückliche Prinzessin, die sich von ihren natürlichsten Beschützern verlassen sah, noch steigerte, als sie gewahr ward, daß der von ihr mit der vollsten Leidenschaft geliebte Graf Philipp Christoph von Königsmark ihr untreu geworden war und sich der Kurprinzessin näherte. Denn Königsmark hatte, so flatterhaft und ausschweifend er in der Liebe war, trotz neunjähriger Abwesenheit die Prinzessin von Celle und die Erinnerungen seiner frühen Jugend nicht vergessen; um so lebhafter ward jetzt, wo er die einst so geliebte Fürstin so unwürdig behandelt, so schändlich verleumdet fand, die frühere Sehnsucht erregt und die Begierde sie an ihrer Feindin, der Platen, zu rächen, sie durch seine Liebe für die unverdiente Zurücksetzung und die brutalen Mishandlungen (II, 201) schadlos zu halten welche sie in ihrer Ehe erfuhr. Die Prinzessin kam seinen Wünschen entgegen, seine Künste, möchten wir mit Schiller's Maria Stuart in einem ähnlichen Falle sagen, „waren keine andere als seine Männerkraft und ihre Schwachheit". Daß sich aber dies Verhältniß bildete, und daß Sophie Dorothea nicht so schuldlos gewesen ist als man lange geglaubt und sie selbst in den von ihr angeblich hinterlassenen Memoiren behauptet hat, Das ergibt sich aus den ungefähr hundert Briefen welche Palmblad in einer schwedischen Bibliothek entdeckte, und aus denen er eine Reihe von Auszügen zuerst in Nr. 282—287 d. Bl. f. 1847 mitgetheilt hatte.

Dieser Briefwechsel umfaßt einen Zeitraum von sechs

Jahren, ohne daß sich jedoch eine Zeitfolge der einzelnen Briefe, die zum Theil in Chiffern geschrieben sind, genau bestimmen läßt. Der Inhalt besteht hauptsächlich aus gegenseitigen Versicherungen von Liebe und ewiger Treue, aus Klagen über ihre Trennung und über den Zwang ihres geheimen Verhältnisses, aus Plänen zu heimlichen Zusammenkünften, aus Berichten über ihre Geschäfte, Vergnügungen und Unterhaltungen, gemischt mit eifersüchtigen Vorwürfen von Seiten des Grafen über die Coquetterie der Prinzessin und von der ihrigen über anscheinende Bevorzugung anderer Hofdamen. Und dennoch mögen selten zwei Personen einander mehr geliebt haben als Philipp Königsmark und seine Leonisse, wie er liebkosend die Prinzessin nannte. Aber man erschrickt zugleich vor der Roheit mit welcher Königsmark seiner Geliebten allerhand sehr unzüchtige Geschichten (wie in Nr. 5) erzählt, man muß den hohen Grad von Rücksichtslosigkeit bewundern, wenn er sich (Nr. 14, 15) über das eheliche Zusammensein der Prinzessin mit ihrem Gemahle beklagt, und man wird sich eine hinlängliche Vorstellung von der großen Freiheit dieser Liebschaft machen können, wenn man Stellen liest wie die folgenden: „Votre lit et vous dedans me sont perpétuellement devant les yeux" (Nr. 8); oder: „Quel plaisir, quel enchantement n'ai-je point senti entre vos bras. Dieu! Quelle nuit ai-je passée" (Nr. 18) und dann wieder: „J'embrasserai ce soir la personne la plus aimable du monde, je baiserai ses lèvres charmantes ... vos genoux ... et le plus beau corps du monde" (Nr. 34). Wir halten es nicht für schicklich hier mehre Stellen auszuziehen, aber für die Sitten des 17. Jahrhunderts in den höhern Ständen unsers Vaterlands sind diese Briefe ein zu wichtiges Document als daß wir ihren schlüpfrigen Inhalt hätten unerwähnt lassen können; denn Königsmark ward von der Vertrauten der Prinzessin gewöhnlich nach Mitternacht zu ihr geführt, er blieb oft ganze Tage daselbst, während man in seinem Hause vorgab, er sei krank, ja die Prinzessin selbst ist des Nachts heimlich in Königsmark's Wohnung geschlichen. Sie spricht in den feurigsten Ausdrücken von ihrer Liebe: „Je mourrai", schreibt sie, „si je n'ai la *joie de vous embrasser*", oder „mon amour me donne tant de courage, que j'ai toutes les peines du monde à l'envie ou *je suis de vous embrasser*" (Nr. 7, 10); sie erklärt sich bereit ihm ihre réputation zu opfern, ihm zu folgen au coin du monde und mit ihm zu sterben (Nr. 9). Königsmark will jedoch darauf nicht eingehen, so lange sein Vermögen so wankend und seine Stellung so untergeordnet ist; er will erst Ruhm und Reichthum im Kriegsdienste suchen. Aber ihre Bitten halten ihn in Hanover zurück, selbst nachdem er nicht mehr hanoverscher Oberst war. Hier ereilte ihn dann der gräßlichste Mord, und der glänzendste Cavalier seiner Zeit fiel unter den unwürdigen Streichen einer Rotte dazu gemietheter Trabanten. Die Schilderung bei Palmblad, welche zum Theil aus den Memoiren der Prinzessin entlehnt ist, trägt dieselben Spuren der Unwahrscheinlichkeit welche wir bereits oben im Allgemeinen an diesem Buch gerügt haben: wer hat wol bei einer so niederträchtigen Mordthat, „über welche die deutsche Nation erröthen muß" (Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts", I, 219) und die so außerordentlich geheim gehalten worden ist, die kleinsten Umstände erfahren können? Weit glaubwürdiger ist die Beschreibung des schrecklichen Ereignisses bei Cramer a. a. O., I, 53—103. Der Graf Königsmark fiel, nicht sowol wegen seines sträflichen Verhältnisses mit der Kurprinzessin, sondern als das Opfer der bis zum blutdürstigen Hasse gesteigerten Eifersucht der Gräfin Platen, welche den Kurfürsten Ernst August, wie Palmblad gleichfalls erwähnt, zum Theilnehmer der Unthat zu machen wußte. Auf diese Weise konnte auch jede Nachforschung unterdrückt werden, und der Hergang dieser Unthat ist eins der Geheimnisse geblieben welche in fürstlichen Häusern zum Verdruß neugieriger Späher verwahrt gehalten werden.

Der Bericht über die Trennung der Ehe Sophie Dorothea's, über ihre Einschließung im Schlosse zu Ahlden und ihre unbarmherzige einunddreißigjährige Gefangenschaft bis zu ihrem Tode 1727 füllen die letzten Seiten unsers Buchs.

Wir erinnern uns von der Hauptperson des Titels, der Gräfin Aurora Königsmark, noch Nichts gesagt zu haben; aber ihre Erwähnung in beiden Theilen beschränkt sich nur auf die historisch genaue Beschreibung ihrer Schönheit aus dem Munde des alten Ernst August (II, 188), auf eine scherzhafte Unterredung mit ihrem Bruder Philipp um ihm das Geheimniß seiner Liebe zur Prinzessin Sophie Dorothea zu entlocken, und auf ein kurzes Auftreten am Hofe zu Hanover, wo der Verf. bemüht gewesen ist ihre Vorzüge als Dichterin und Sängerin in das vortheilhafteste Licht zu setzen. Unstreitig wird in den beiden folgenden Theilen Aurora's Name nicht blos als Hauptperson auf dem Titel stehen, sondern sie selbst als die vorzüglichste Trägerin der Geschichte ihrer Familie erscheinen. 9.

Ein Preßproceß in Sachsen.

Leipzig, 25. Aug. 1840.

Ein interessanter Preßproceß — interessant durch den Gegenstand und das Gebahren der Staatsanwaltschaft bei der Einleitung desselben — macht jetzt viel von sich sprechen, und nimmt das Interesse unsers gebildeten Publicums in um so höherm Grade in Anspruch, als das Verfahren und der Ausgang dieses Processes für die Residenz des deutschen Buchhandels von besonderer Wichtigkeit ist. Sie erinnern sich vielleicht einer Reihenfolge von Broschüren, und wenn ich nicht irre ist erst kürzlich in einem officiellen Organ Sachsens davon die Rede gewesen, die bei C. E. Kollmann in Leipzig erschienen, das allgemeine Interesse in so hohem Grade in Anspruch genommen haben, daß der ungewöhnliche Absatz in kurzer Zeit mehre Auflagen nothwendig machte. Die erste dieser Broschüren: „Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu", gibt über die Wunder und Leidensgeschichte des Stifters der christlichen Religion so einfache, so klare, so natürliche Aufschlüsse, daß man unwillkürlich die gelehrten und spitzfindigen belächelt durch welche der geistreiche Rationalismus eines Strauß u. s. w. die Unbegreiflichkeiten der christlichen

Tradition auszugleichen und mit der Vernunft zu versöhnen suchte. Es waren Dies Bemühungen wie die eines maître tailleur der ein altes Kleid modernisiren soll ohne den alten Schnitt zu vernichten!

Die zweite dieser Schriften: „Jesus der Essäer, oder die Religion der Zukunft", behandelt nach einer kurzen Beweisführung der Echtheit, Wahrscheinlichkeit und des Vernunftgemäßen der „Enthüllungen" die möglichen Folgen der durch dieselben angebahnten neuen Begründung und Auffassung der christlichen Lehre, und bemüht sich die Gesichtspunkte festzustellen unter welchen die „Religion der Zukunft" auf neuen begreiflichen und menschlichen Basen sich herstellen wird. Beide Schriften haben nicht eine Vernichtung des Christenthums, dieser reinsten und menschlichsten Sittenlehre, sondern nur eine Purification der historischen Quellen und der Consequenzen derselben zum Zweck. „Die Lehre Jesus des Essäers", sagt der Verf., „bedarf als die Lehre eines Menschen der unter weit überflügelten Culturverhältnissen lebte einer Reinigung von den Schlacken ihrer Zeit, einer Accommodation ihres Zusammenhangs zerstreuter, in die orientalische Bildersprache eingehüllter Grundsätze, einer systematischen Zusammenstellung ihrer Wahrheiten, einer Organisation der Ausführung derselben."

Die dritte der angeführten Broschüren: „Der wahre christliche Staat oder die Religion der Zukunft und das Ziel der Revolution", zieht die Consequenzen der reinen Sittenlehre des auf neuen Grundlagen ruhenden Christenthums für die Gesellschaft und den Staat. Es ist hier keineswegs von einer communistischen Tendenz die Rede. Im Gegentheil weist die Schrift die Theorien dieses socialen Abortus als der menschlichen Natur widerstrebend entschieden zurück. Wol aber sucht der Verf. die nicht wegzuleugnenden Theorien der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse, die jetzt eine noch nicht beendigte Revolution hervorgerufen, als eine Folge „der Staatsreligionen" darzustellen, und auf die Nothwendigkeit des glücklichern Zustandes hinzuweisen, der nach der Vollendung der religiösen und staatlichen Revolutionen, deren Ziel und Aufgabe er ist, den künftigen Generationen zu Theil werden wird. Obgleich diese Schrift in einer gemessenen, der Würde des Gegenstandes anpassenden, mehr philosophischen als populairen Weise geschrieben ist, hat die sächsische Staatsanwaltschaft sich doch veranlaßt gefunden — aus Gründen die unter den obwaltenden Verhältnissen keiner Erwähnung bedürfen — auf einzelne Stellen der Schrift, und namentlich des in Beziehung auf die Verirrungen des Cultus der einzelnen christlichen Sekten einmal gebrauchten Ausdrucks: „heiliger Unsinn" hin, die Schrift wegen darin enthaltener „Gotteslästerung" confisciren und den Herausgeber in Anklagestand versetzen zu lassen. Heutzutage, wo wir Glaubens-, Lehr- und Gewissensfreiheit zu unsern schönsten „Errungenschaften" rechnen, gewinnt diese Anklage eine eigenthümliche Bedeutung. Das Band zwischen der privilegirten Staatskirche und dem Staat scheint noch nicht gelöst, und wenn theologischer Fanatismus die Triebfeder der Anklage war, so scheint der sächsische Protestantismus Hrn. Pascal's jesuitische Vertheidigung der Sanftmuth der Kirche nachahmen zu wollen, der die religiösen Verfolgungen durchaus der weltlichen Macht in die Schuhe schiebt. (Pascal, XIVe lettre provinciale: „Tout ce que le tribunal montre de sévère et d'effrayant, et la peine de mort surtout appartient au gouvernement; c'est son affaire, et c'est à lui seul qu'il faut en demander compte.") Mehr aber als die Anklage selbst, die man bei Neigung der politischen Hofmagnetnadel nach rückwärts vielleicht nicht allzu wunderbar findet, verdient das Verfahren der sächsischen Oberstaatsanwaltschaft beleuchtet zu werden, das mit der Sehnsucht der Zeit nach humaner Rechtspflege ziemlich grell contrastirt. Am 20. Juni wurde „Der wahre christliche Staat" confiscirt, und bis zum heutigen Tage ist dem Verleger noch nicht einmal die Anklageschrift, trotz mehrfacher Mahnungen, zugeschickt worden. Ich will ein Buch nicht gerade als eine Person betrachten, der spätestens nach 24 Stunden der Grund der Inhaftirung angegeben werden soll. Jedenfalls aber hat es mit einem Buche, dem Ausfluß der geistigen Thätigkeit einer Person, eine andere Bewandtniß als mit einem Sack Kaffee, dessen Werth durch eine längere oder kürzere Incarceration von Staats wegen Nichts verliert. Wer entschädigt aber den Besitzer dieses geistigen Eigenthums für die Verluste die ihm aus der langen Unterbrechung seines Geschäftsbetriebes erwachsen? Wenn das Geschworenengericht, zu dessen Einführung man leider noch keine Anstalten machen sieht, nach langer Zeit endlich sein „nicht schuldig" ausspricht, hat der Buchhändler nicht unschuldig unberechenbare Verluste erlitten? Auf diese Weise kann, wir dürfen es nicht leugnen, die Omnipotenz einer rechtgläubigen Staatsanwaltschaft nicht allein die Keime unserer Errungenschaften, die Freiheit der Presse, so ziemlich illusorisch machen, sondern auch jede misliebige buchhändlerische Persönlichkeit mit einiger Beharrlichkeit an den Bettelstab bringen. Es gibt viele Wege auf denen man zum status quo der Vergangenheit zurückkehren kann; wir wollen nicht hoffen, daß dieser Weg auch zu ihnen gehöre.

Bibliographie.

Braß, A., Die Glocke auf Sanct Nicolai. Historische Erzählung aus Berlin's Vorzeit. Berlin, Simion. 8. 1 Thlr.

Degner, C., Predigten. Aus seinem Nachlasse ausgewählt. Passau. Gr. 8. 28 Ngr.

Feldmann, L., Deutsche Original-Lustspiele. IV. Wien, Wallishausser. Gr. 12. 2 Thlr.

Flugi, A. v., Cardenio. Dramatische Dichtung. Chur, Hitz. 1848. Gr. 16. 9 Ngr.

Gügler's, A., Ansichten über Europas Zukunft, gesammelt, geordnet und mit Bemerkungen herausgegeben von J. A. Wachter. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 16. 16 Ngr.

Holtzendorff, F. v., Republikanische Lieder. Dem Deutschen Volke gewidmet. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 10 Ngr.

Kerner, J., Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den Jahren 1786 — 1804. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 8. 2 Thlr.

Mühlbach, L., Aphra Behn. Roman. Drei Bände. Berlin, Simion. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Patuzzi, A., Der Thron von Württemberg. Dichtungen. Chur, Hitz. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wachsmann, C. v., Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1850. 12ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Focke. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ansprache an meine Landsleute, die Altbayern und an jene Neubayern, die in Bezug auf die Reichsverfassung es mit uns halten mögen. Passau. Gr. 8. ½ Ngr.

Elteſter, H., Glaube und Werke. Eine Predigt über Epistel Jacobi 1, 22—25. Herausgegeben vom Verein für evangelische Kirchengemeinschaft. Potsdam, Riegel. 8. 1½ Ngr.

Pfeffer, H., Die politische Auferstehung des Teltower-Bauern-Vereins, oder: Die Austreibung der Jesuiten. Eine wahrhafte Begebenheit, nichtamtlich mitgetheilt. Berlin, Löwenherz. 4. 1½ Ngr.

Rechts, nicht links. Eine Antwort auf die Flugschrift Rechts und links. Passau. Gr. 8. ½ Ngr.

Rohmer, F., Erklärung an die bayerischen Wahlmänner. München, Franz. Gr. 8. 2 Ngr.

Straube, C. W., Die Ereignisse des 24. Novbr. 1848 in Erfurt. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 3 Ngr.

— — Ein Tag in der Republik. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 3 Ngr.

Tacitus' Germania. Nach einem bisher nicht verglichenen Codex übersetzt von dem Herausgeber einer lateinischen Briefsammlung. Halle, Schwetschke u. Sohn. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 223. — 17. September 1849.

Eine Novelle von A. von Sternberg.

Wir haben gelegentlich Hrn. v. Sternberg erwähnt. Der Baron ist in voller Thätigkeit. Was hat er nicht seit ein paar Jahren silhouettirt und ausgeschnitten! Märchenhafte Geschichte und geschichtliche Märchen, romanhafte Kritik und kritische Romane, phantastische Nachtbilder und sentimentale Lichtgestalten, stille, tiefe, dämmernde Labyrinthe des Liebeslebens und die lärmvollen Wirren der Politik, Netze der Salonintrigue und Verschlingungen der Weltereignisse, Herzens- und Tagesfragen — alles Das durcheinander. Mein Gott, ist Das nicht unendlich viel? Und doch Alles so leicht, so zierlich, auf Rosablättchen, in kleinen flimmernden Rahmen — diese ganze Unendlichkeit recht bequem auf einen Nipptisch in elegantem Damenboudoir hinzustellen.

Die „neue Zeit", sagt uns der freiherrliche Apollo, habe auch an seine Thüre geklopft; seitdem, wie wir wissen, hat er wiederholt in den Köcher voll ferntreffender Pfeile gegriffen — d. h., damit man uns nicht missverstehe, er hat seine feine Feder zum satirischen Pfeil gespitzt, den er kräftig abdrückte. Doch hat er auch wieder einmal ganz allein seine goldene Lyra wirken lassen; auf bewegliche Gemüther, auf empfindsame Herzen berechnet ist die neuerschienene Novelle:

Wilhelm. Von A. von Sternberg. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 1849. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

In der Mappe des Dichters lagen diese wohlduftenden Blätter noch vor dem März 1848; er hat sie in windstiller Zeit geschrieben, und reiht sie nun in eine ganze Literatur gleicher Art, die, meint er, „nicht minder interessant ist für den Literarhistoriker wie für den Beobachter der Sitten und Zustände". Dieses Interesse wenigstens nimmt er für seine Erzählung in Anspruch, „im Fall es ihr nicht gelingen sollte das höhere Interesse ihrer künstlerischen Erscheinung dem Leser abzunöthigen". Es versteht sich, daß er selbst an dieser höhern, künstlerischen Erscheinung nicht im mindesten zweifelt. Und wie sollte er auch, da er seine Kunst hier wirklich erschöpft hat? Er gibt uns diesmal einen stark durchwürzten Extract seiner ganzen innersten Poesie zu kosten. Ich meinestheils zeige diese Novelle keineswegs an um den Literarhistoriker oder den Sittenbeobachter darauf aufmerksam zu machen; beide werden hier nicht ein Körnlein herausbringen das der Mühe lohnt, trotzdem daß für den Einen sogar Theaterkritiken, halb ästhetische, halb literarhistorische Bemerkungen eingeflochten sind, und für den Andern die Novelle eine ziemliche ethnographische Ausdehnung hat: denn der Schauplatz ist bald in Brüssel, bald in Paris, bald in Baden, und die handelnden, Personen sind Deutsche, Italiener, Engländer, Franzosen und Russen. Doch abfinden wollen wir uns ein- für alle mal mit dieser anspruchsvollen „Portraitirkunst", die sich für Seelenmalerei ausgibt, mit dieser coquetten, schönthuerischen und doch auch andächtelnden Novellistik, die uns anmuthet, daß wir uns in einen wunderbaren Frühling der Phantasie und des Herzens versetzt fühlen, wenn wir in destillirtem Rosenduft baden.

Wilhelm Ortwell ist eine reine Gefühlsnatur, wie sie sich Hr. v. Sternberg denkt, ein leidenschaftlicher, liebetrunkener Schwärmer von früher Jugend auf. So schwärmt er denn über alle praktischen Verhältnisse, über die Beziehungen seiner schlichtbürgerlichen Familie weit hinaus. Er hat einen biedern Vater, der Pfarrer ist, eine zärtliche, verständige Mutter, und von den Verwandten steht ihm sein Vetter und Jugendfreund Robert am nächsten, ein kernhafter, tüchtiger Mensch, der das Praktische fest im Auge behält, aber doch auch für das Ideale Sinn hat, „bei aller äußern Derbheit innerlich feinfühlend und edeldenkend". Robert ist Mediciner. Seine Schwester trägt eine stille Neigung zu Wilhelm in sich; die Familie sähe diese Neigung gern erwidert. Aber Wilhelm hat die Bekanntschaft einer Nachbarin gemacht deren wunderbarer Liebreiz ihm die Seele bestrickt. Es ist eine Witwe, um mehre Jahre zwar älter als er, der zwanzigjährige Jüngling, aber prangend in jugendlicher Schönheit. Sie bewohnt seit einiger Zeit dem Pfarrhause gegenüber die alte Villa, die sie aufs reizendste ausgeschmückt. Sie nennt sich Baronin von Sarau und scheint sehr vornehm und reich: doch weiß Niemand, wer die Fremde eigentlich ist, wo sie hergekommen, was sie in diese ländliche Einsamkeit gebracht. Ihre Verhältnisse sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, selbst für Wilhelm, der sich auch gar keine Mühe gibt es zu durchdringen. Der Zauber ihrer Erscheinung reißt ihn in selige Träumereien hin, und darüber vergißt er Alles, die Mahnungen der tiefbekümmer-

ten Mutter, die ernste Warnung des Freundes. Die Bekanntschaft gestaltet sich zum innigsten poetischen Verhältniß: in Wilhelm alle Glut der Leidenschaft und schwärmerische Anbetung der Schönheit; die Baronin (Lucie) bei dem einfachsten und offensten Wesen, bei dem süßesten Wohlwollen doch die vollendete Weltdame, der man sich nicht ohne Scheu und Bewunderung nähern kann, die es nicht so leicht zur Vertraulichkeit kommen läßt. Man träumt, man schwärmt, musicirt und poetisirt zusammen. Die italienische Dichterliteratur ist Lucien die vertrauteste; Wilhelm beschäftigt sich eifrig mit der Sprache, liest den Dante, übersetzt den Petrarca, in dessen Liebeslieder er seine eigene Empfindung überträgt. Diese Uebersetzungen, die er der Freundin mittheilt, sind die glühendsten Geständnisse und werden verstanden. Auch an eigener Lyrik fehlt es nicht, die uns Hr. v. Sternberg in ungebundener Rede vorführt. So kommt es denn endlich doch dahin, wohin die Innigkeit eines solchen Verhältnisses drängte. Lucie entschließt sich ihre und ihres fünfjährigen Kindes Zukunft Wilhelm anheimzugeben. Sie sagt es ihm in einer der schönsten Stunden, wo sie mit Besonnenheit und Zartheit seiner überstürmenden Leidenschaft wehrt, aber auch offen und bestimmt ihm die Erfüllung eines Wunsches verheißt den er kaum auszusprechen wagt. Wilhelm soll Luciens Gemahl, soll der Vater der kleinen Konstanze werden, dieses wunderlieblichen „goldlockigen Amor's". Lucie fodert ihn auf die diplomatische Laufbahn zu betreten, in der sie ihm Glück prophezeit, in der sie durch ihren Einfluß ihn fördern könne; sie sei nicht die Machtlose, Vergessene, die sie scheine. Sie hat ihn freilich auch darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Vergangenheit, ihre äußere Stellung ihm ja ganz unbekannt sei, um ihn recht bedenken zu lassen, welchen Schritt er thue; sie hat dabei erklärt, daß sie den Schleier noch nicht lüften wolle: allein sie fodert von ihm unbedingtes Vertrauen. Und dieser Auffoderung bedarf es bei Wilhelm nicht, er gibt ihr Alles hin: sein Denken, sein Wollen, sein Empfinden. Als die Beiden mit den süßesten Liebesworten sich einander angelobt, sagt Lucie:

Der Himmel sieht auf dieses Bündniß nieder, es kann in seinem reinen Lichte geschlossen werden; denn Nichts ist hier was ein Herz das das Edle und Reine sucht beleidigen könnte. Wenn ich Ihr Gelöbniß annehme, mein Geliebter, so geschieht es in dem Bewußtsein, daß ich den redlichen Willen und auch die Macht in mir fühle an Ihrem Glücke zu bauen.

Der Tag der Vermählung wird festgesetzt, die in aller Stille vor sich gehen soll, ohne daß Wilhelm's Aeltern Etwas davon wissen. Am Hochzeittage ruft ihn Lucie in ihr Cabinet und überreicht ihm versiegelte Papiere, die, sagt sie, es bekräftigen, daß sie Alles was sie besitze ihm zu eigen gegeben; auch finde sich darin Aufschluß über ihre frühern Schicksale, wie über Das was sie bestimme manches sie Betreffende in geheimnißvolle Schleier zu hüllen. Als ihrem Gemahl dürfe sie ihm alle diese Bekenntnisse und Schriften nicht vorenthalten, doch bitte sie ihn die Papiere nicht früher zu öffnen als bis er ein recht dringendes Motiv dazu habe: Das könne aber nur dann sein, wenn ihre oder seine Sicherheit auf dem Spiele stehe, und er, um das Schlimmste abzuwenden, von jedem sie betreffenden Umstand unterrichtet sein müsse. So lange es die rauhe Wirklichkeit erlaube, möchte er ja den schönen Traum mit ihr forträumen den Beide bis jetzt geträumt. Was ist dem guten Jüngling willkommener als Träumen! Er nähme am liebsten die Papiere gar nicht. Doch muß er sie behalten; die Geliebte will es durchaus. Die Trauung wird auf einem entfernten Landhause, nach katholischem Ritus vollzogen, und gleich nach der Ceremonie besteht Lucie darauf den Rückweg anzutreten; an ihrer Villa angelangt, bittet sie Wilhelm sich in das Haus seiner Aeltern zurückzubegeben: morgen in aller Frühe solle er wiederkommen. Der Jüngling gehorcht und durchträumt die Brautnacht im Garten. Tags darauf finden ihn die Knechte des Pfarrers ohnmächtig am Ufer des Sees. Er wird nach Hause gebracht, und verfällt in ein heftiges Fieber, an welchem er mehre Tage ohne Bewußtsein daniederliegt. Was ihn aber so krank gemacht war, um mit Justinus Kerner zu reden,

Kein kühler Hauch aus Norden
Und keine Sternennacht —

sondern gewiß das Aergste was einem Neuvermählten begegnen kann. Als er am andern Morgen besprochenermaßen sich zu Lucie begab, fand er ihr Zimmer leer. Die Baronin, oder wie das zurückgebliebene Kammermädchen merkwürdigerweise sagte, die Herzogin war in der Nacht abgereist. Wohin? Auf wie lange? Ja, Das konnte Wilhelm weder von dem Kammermädchen erfahren noch aus dem Billet welches ihm eingehändigt wurde; dieses enthielt die wenigen Worte: „Vertrauen, Wilhelm, Vertrauen! Bald, hoffe ich, sehen wir uns wieder."

Wilhelm erzählt diese nähern Umstände acht Jahre später seinem Freunde Robert in Brüssel, wo Wilhelm schon Gesandtschaftssecretair ist, und Robert, der Arzt, auf einer wissenschaftlichen Reise eintrifft. Von seiner Gemahlin noch immer keine Spur. Sie ist verschwunden, verschollen. Mit dem „Bald" war es also Nichts. Nun, sollte man denken, wär's längst Zeit gewesen die Papiere zu öffnen; ein dringenderes Motiv konnte es ja doch nicht geben, es handelte sich um Wilhelm's ganzes Lebensglück, was etwa auch so viel ist wie Sicherheit. Robert fragt denn auch mit hastiger Ungeduld nach den Papieren — er möchte sie augenblicklich öffnen, da es unbegreiflicherweise noch nicht geschehen. Aber die Papiere — nun, die befanden sich wahrscheinlich längst da wo die Baronin sich befand. Wilhelm hatte nicht eher ruhen können, bis er sich jener Documente entledigt. Er hatte einmal Lucien gesagt, daß er ihr vertraute: da wollte er denn in ihre Geheimnisse nicht eindringen, wollte den Schlüssel zu denselben nicht in seinen Händen behalten — und Dies erklärt das Unerklärliche, daß er die Papiere gegen einen Empfangschein dem Geschäftsführer der Baronin überantwortet. Robert ist außer sich, und ruft: „Das ist groß!" Der Verf. hält Das auch vielleicht für groß, und wol in einem andern Sinne. —

Die Freunde gehen ins Theater. Es wird „Phädra" gegeben. Hr. v. Sternberg stellt die Darstellung in herkömmlicher romantischer Weise dar. Dabei portraitirt er wahrscheinlich — Mlle. Rachel. Der wenig poetische Robert ist so ganz ins Anschauen der Bühnenhandlung verloren, daß er nichts Anderes sieht und hört. Er bemerkt nicht einmal, daß neben ihm sein Freund Wilhelm in Ohnmacht gefallen. Dieser hatte einen Blick in die große Loge rechts geworfen und — sie gesehen — sie! Der Leser wird nicht fragen wen, er weiß es schon, hat auch wol errathen, daß im Theater so Etwas sich ereignen wird. Also Lucie in Brüssel, in der großen Loge rechts! Unterdeß war der Ohnmächtige in den Logengang hinausgetragen worden, wo ihm ein junger Mann und ein Mädchen, dessen Schwester, Hülfe leisteten. Robert kam herbei, und das vortreffliche Geschwisterpaar wollte sich die weitere Pflege des Kranken durchaus nicht nehmen lassen. Er wurde in eine naheliegende Wohnung gebracht, die Hr. Alfred (so hieß der junge Mann) mit seiner Schwester gemeinsam inne hatte. Hr. Alfred arbeitet in einem der ersten Comptoirs; seine Schwester Franziska ist eine poetische Seele, eine werdende Künstlerin. Sie bildet sich für die Bühne, die sie in ihrer Heimat schon ein paar mal betreten. Ihr ist die neue Bekanntschaft gleich eine höchst interessante; rasch entwickelt sich ein schönes Freundschaftsverhältniß zu dem fremden schwärmerischen Manne — und bei dem Mädchen, wie man sich leicht denken kann, geht's von Freundschaft bald zur Liebe. Wilhelm genest. Bei der Theaterüberraschung darf es natürlich nicht sein Bewenden haben. Das Ziel seiner jahrelangen Sehnsucht und aller seiner Wünsche im Gesichte, muß Wilhelm es erreichen, oder doch zu irgend einer Gewißheit, zu irgend einem Lichtpunkt in dem geheimnißvollen Dunkel gelangen. Er erfährt wo jene Dame wohne, die sich damals in der großen Loge rechts befunden; er möchte hin zu ihr — doch hat er nicht den Muth; namenlose Gefühle kämpfen in ihm. Da übernimmt es Robert die ersten Schritte zu thun; dieser möchte überhaupt sicher gehen, und will daher unter irgend einem Vorwand die Baronin aufsuchen. Er kommt in die bezeichnete Wohnung, er findet die bezeichnete Dame — und in ihr, in ihr, in der Wilhelm seine entschwundene Gemahlin erkannt, erkennt er eine in Brüssel allgemein bekannte Buhlerin, Mad. Adelaide! Er kann sich nicht irren: er hat diese Mad. Adelaide durch eine eigenthümliche Geschichte, an welcher er als Arzt Theil nahm, kennen gelernt; er hat sich versichert, daß es wirklich dieselbe Dame sei welche die Loge inne hatte, dieselbe deren Anblick Wilhelm so erschüttert. Und was spricht denn auch dagegen, daß die sogenannte Baronesse von Sarau, von der Niemand etwas gewußt, deren Wesen und Thun ihm abenteuerlich genug erschienen war, und Mad. Adelaide ein und dieselbe Person sind? Auch diese Adelaide ist eine Abenteurerin, die sich überall herumtrieb. Alle Umstände treffen zusammen — und so ist es denn nur zu wahr: Wilhelm ward das Opfer eines schändlichen Betrugs, der Spielball einer Hetäre! Robert gewinnt es mit Mühe über sich dem armen Freunde diese Entdeckung zu machen. Wilhelm ist wie von einem Blitzstrahl getroffen. Aber noch kann er es nicht glauben, nicht fassen, daß das ganze Paradies seiner Jugend so vernichtet werden soll: sehen will er die Sünderin, mit eigenen Augen sich die heillose Ueberzeugung verschaffen. Die heillose, aber auch die einzig heilende: Das ist Robert klar. Hat Wilhelm erst die unumstößliche Gewißheit, daß er seine schönste Lebenszeit einer Unwürdigen, einer schnöden Betrügerin geopfert, so wird er mit dieser Vergangenheit abschließen, und nicht in ewiger Sehnsucht hinsiechen. Es muß also möglich gemacht werden, daß Wilhelm Mad. Adelaide sehen, sie in nächster Nähe betrachten kann ohne von ihr bemerkt zu werden. Robert überzeugt sich, daß Dies auf keine andere Art als in der Wohnung des Hrn. Alfred zu bewerkstelligen ist, wohin Mad. Adelaide unter passendem Vorwand eingeladen werden muß. Er sieht sich also genöthigt Alfred zu seinem Vertrauten zu machen, und da Franziska schon durch die bloße Zumuthung Mad. Adelaide in ihrem Hause zu empfangen tief verletzt wird, bleibt Nichts übrig als auch sie in das Geheimniß einzuweihen. Mad. Adelaide erscheint, und dem armen Wilhelm schwindet jeder Zweifel. Sie ist es! Er bricht zusammen, eilt davon, und verläßt Brüssel.

(Die Fortsetzung folgt.)

De la démocratie industrielle, par *Charles Laboulaye*. Paris 1849.

Eine der schädlichsten Richtungen der industriellen Entwickelung unserer Zeit ist unzweifelhaft die Concentrirung der Instrumente der Arbeit in einer kleinen Anzahl Hände. Die Anwendung der Dampfmaschinen hat in dieser Hinsicht vorzüglich einen verderblichen Einfluß ausgeübt. Sie hat zu Gunsten des Capitals eine Art Monopol geschaffen auf Kosten der Arbeiter, welche sich zu der niedrigsten Lage hinuntergedrückt sehen, ohne irgend eine Hoffnung zu haben je daraus zu kommen; denn sie können nicht daran denken sich die unermeßlichen Hülfsquellen zu verschaffen welche die Anlage einer Fabrik heutzutage erfodert, um im Stande zu sein die Concurrenz auszuhalten. Sie befinden sich ungefähr in einer Lage, der ähnlich, worin sich ehemals die Ackerbauer dem großen Grundbesitz gegenüber befanden. Daher die unaufhörliche Vermehrung der Proletarier, und alle Uebel die daraus hervorgehen. Sonach kommt Das was die Socialisten der freien Concurrenz zuschreiben im Gegentheil von dem durch die Maschinen geschaffenen Monopol, und das Heilmittel muß in der Vernichtung des Monopols durch die Theilung der Industrie, und keineswegs wie sie behaupten in der ausschließlichen Concentration in den Händen des Staats gesucht werden. Dies ist der Gesichtspunkt unter welchem Laboulaye die Frage betrachtet. Er hält dafür, daß der Staat sich nur ins Mittel schlagen soll um einem Jeden den Besitz seiner Arbeit zu sichern, und um Allen so weit möglich den Gebrauch der großen industriellen Kräfte erreichbar zu machen. Laboulaye anvertraut dem Staate gewisse Ausbeutungen welche keine Concurrenz zulassen, als die Landstraßen und die Eisenbahnen; ferner wünscht er, daß die Municipalitäten die Sorge übernehmen für Brückenzölle und für die Errichtung von Maschinen, deren Kraft unter alle Industriellen vertheilt werden würde mittels einer dem Gebrauch den sie davon machen würden verhältnißmäßigen Vergütung. Auf solche

Weise könnten Alle von den Mitteln die heutzutage das Privilegium Einiger sind Nutzen ziehen, und man würde das Gleichgewicht wiederherstellen ohne der freien Concurrenz im mindesten zu schaden. Um überdies die Nachtheile derselben zu verringern, schlägt Laboulaye verschiedene Creditanstalten vor, geeignet verständige und fleißige Arbeiter zu begünstigen. Das einzige Monopol welches er aufrecht erhalten wissen will ist das der Geschicklichkeit und der Thätigkeit. Das demokratische Princip fodert, daß die Bahn Allen offen steht; aber man muß sich wohl hüten die individuellen Ungleichheiten zu vertilgen, in denen sich das Reizmittel eines heilsamen und fruchtbaren Wetteifers befindet. Völlige Freiheit muß der Entwickelung eines Jeden gelassen werden; die Aufgabe des Staats beschränkt sich darauf dieselbe möglich zu machen, indem er seine ganze Sorgfalt auf die Erziehung des Volks richtet. Zu diesem Ende ist es von großer Wichtigkeit gut eingerichtete Schulen zu haben, deren Unterricht so beschaffen ist, daß er den Schülern die nützlichsten Begriffe für ihre gewerbliche Laufbahn beibringt, und, fügen wir hinzu, die geeignetsten Grundsätze zur Richtschnur ihres sittlichen Betragens. Die Erziehung ist ganz gewiß das vornehmste Mittel den Zustand der Staatsgesellschaft wiederzugebären, die Quelle der traurigsten Misbräuche zu verstopfen. Man weiß es, man wiederholt es seit langer Zeit; aber die Praxis ist in dieser Hinsicht weit hinter der Theorie geblieben, und man hat diese Quelle der sittlichen Thätigkeit, die für das Wohl der Menschheit so wirksam sein könnte, zu sehr vernachlässigt. Sobald die arbeitende Classe, besser aufgeklärt, ihre Pflichten und ihre wahren Interessen erkennen wird, werden die meisten Gefahren welche die Gesellschaft bedrohen verschwinden, und der Widerstreit der gegenwärtig zwischen den Capitalisten und den Arbeitern vorhanden ist wird der für das Gemeinwohl so nothwendigen Harmonie Platz machen. Die von Laboulaye vorgeschlagenen Reformen bieten weder die Neuheit noch den trügerischen Reiz der socialen Systeme dar; aber sie haben den Vortheil höchst anwendbar zu sein, und scheinen uns auf einem gründlichen Studium der Thatsachen sowie auf einer wirklichen Kenntniß der Verfahrungsarten der Industrie und der Bedürfnisse der arbeitenden Classe zu ruhen. Ohne alle seine Ansichten unbedingt anzunehmen glauben wir, daß er den richtigen Weg, den der allein zum Ziele führen kann, eingeschlagen hat. 57.

Lesefrüchte.

Zur Charakteristik der Irländer

dürfte ein Vorfall beitragen welchen der Verf. der vom „Waterford auxiliary relief committee of the society of friends" über ihr wohlthätiges Wirken in Irland vierteljährlich erscheinenden Berichte in einer angehängten Broschüre erzählt. Der Vorfall ereignete sich in dem Hungerjahre 1846–47 an der westlichen Küste, wo selbst in guten Jahren die Bewohner von ihren Felderzeugnissen sich nur kümmerlich nähren. Hier also geschah es, daß „ein Gutsbesitzer, welchem der Zustand dieser armen Menschen, die sich vor Hunger krümmten während das Meer vor ihren Augen eine Menge gesunder und wohlschmeckender Fische enthielt, tief ins Herz schnitt, zum Behuf des Versuchs ihnen ein Mittel der Abhülfe zu bieten, ein Boot kaufte. Dann ladete er einige der Bedrängtesten ein ihn beim Fischen zu begleiten, mit dem Versprechen, daß zur Belohnung ihrer Mühe der Ertrag zwischen ihm und ihnen gleichmäßig getheilt werden solle. Sie schlugen es ab, und verlangten außerdem Tageslohn. Nachdem er sich vergebens bemüht ihnen begreiflich zu machen, daß er ihnen bereits mehr biete als den gewöhnlichen Tageslohn, verstand er sich auch hierzu. Nun begleiteten sie ihn. Der Erfolg war ein so reicher, daß Jeder nicht blos für sich und die Seinigen mehre Tage vollauf zu essen hatte, sondern auch durch Verkauf noch Geld löste. Das hatte ihr Wohlthäter gewollt. Er achtete seinen Zweck für erreicht; die Leute mußten nun überzeugt sein, daß sie durch Fleiß und Thätigkeit sich guten und vollständigen Unterhalt erwerben könnten. Demgemäß sagte er zu ihnen: «Ich leihe euch mein Boot bis ihr im Stande seid euch selbst eins zu kaufen. Geht und benutzt es wohl. Seid fleißig, und ihr werdet glücklich sein!» «Aber der Tageslohn?» riefen sie einstimmig. — Noch Tageslohn! — Keine Belehrung fruchtete. Wie das erste mal foderten sie für jeden Tag Lohn, widrigenfalls sie nicht in See gingen. Beschämt und bekümmert gab der Gutsherr seine wohlgemeinte Absicht auf, und die unglücklichen Unverbesserlichen krümmten sich wieder vor Hunger und jammerten in Verzweiflung."

Dankenswerther Rath.

Als der nicht unbekannte englische Dichter William Wycherley (1640—1715), dessen Lustspiele ihrer Zeit viel Glück auf der Bühne machten und ihm die Gunst Jakob's II. erwarben (gesammelt in seinen „Posthumous works", 2 Bde., London 1719), eines Tags 1679 in einem Buchladen war, trat die Gräfin von Drogheda ein, älteste Tochter des Grafen Radnor, Statthalters von Irland, jung, schön, reich und Witwe, und kaufte ein Exemplar des „Plain dealer". Der Buchhändler stellte ihr in Wycherley den Verfasser vor. So entstand eine Bekanntschaft welche Beide zum Traualtare führte. Das gegenseitige Glück war jedoch nur kurz. Frau Wycherley starb, ihr Vermögen dem Gatten hinterlassend; aber das Testament wurde angefochten, Proceßkosten und Verschwendung brachten den Dichter an den Bettelstab. Da leuchtete ihm noch einmal in seinem 74sten Jahre der Stern der Liebe: ein junges Mädchen mit 10,000 Thaler baar reichte ihm ihre Hand; und als er binnen Jahresfrist das Geld zum größten Theile verthan, schied er auf dem Todtenbette von ihr mit dem Rathe: „zu ihrem zweiten Gatten nicht einen alten Mann zu wählen". 4.

Literarische Anzeige.

Volks-Bibliothek.

Sechster Band:

Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.

Von

C. G. H. Lentz.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Die frühern Bände der „Volks-Bibliothek", von denen jeder einzeln zu haben ist, enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von Ch. L. Haken. Zweite Auflage. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. 1845. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Von G. W. Keßler. Zweite Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

III. **Die Sprichwörter der Deutschen.** Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.

IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von F. Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 1847. 1 Thlr.

V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von R. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1848. 1 Thlr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 224. —— 18. September 1849.

Eine Novelle von A. von Sternberg.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

Wieder ist eine Reihe von Jahren vergangen. Wilhelm v. Ortwell (er war längst in den Adelsstand erhoben worden) ist in Paris, ist Excellenz, Gesandter. Obgleich schon ein Vierziger, hat er sich die jugendliche Lebendigkeit erhalten; seine Erscheinung ist gewinnend, der Ernst, ja die Wehmuth in seinen Zügen interessant, kurz, er ist noch immer ein Liebling der Frauen. Das sehen wir im Salon der Gräfin Lorraine, wo Mutter und Tochter, Beide gleich schön, ihre Netze nach ihm auswerfen. Behalten soll ihn freilich, wenn er einmal gefangen ist, in jedem Falle die Tochter. Im Salon, wo Hr. v. Sternberg ja zu Hause ist, bewegen sich Figuren wie wir ihnen, namentlich in solchen Romanen, oft genug begegnet sind. Die Gräfin eine vollendete Coquette höhern Stils, wenn man Das sagen darf; die Tochter, Iphigenie, ebenso coquet und eigensinnig wie die Mutter, aber sie ist jünger auch im Herzen und wirklichem Liebesgefühl zugänglicher; ein junger russischer Oberst, wie die Dutzendnovellisten auch in Rußland ihre Gardeoffiziere darstellen, haltlos, leichtsinnig, spielwüthig u. s. w.; ein alter Fürst Semiani, das stereotype Bild eines abgelebten, herzlosen Greises aus der verderbtesten Classe der hochvornehmen Gesellschaft, ein Weltmann vom alten Régime; der Sohn des Fürsten Semiani, ein langweiliger, widerwärtiger Geck und Hochmuthspinsel, der sich um seine reizende Cousine bewirbt. Die siebzehnjährige Prinzessin Semiani, Das ist die Blume aus der das nie alternde Herz unsers Wilhelm neues Leben saugt, deren Glanz und Duft einen neuen, wonnereichen Liebesfrühling in seine Seele zaubert. Sie heißt auch Lucie; ob sie der ersten Lucie ähnlich sieht, erfährt man nicht: aber einen ganz ähnlichen Eindruck macht ihre Erscheinung auf Wilhelm, der sich wieder in verhimmelnde Natur- und Liebesschwärmerei vertieft. Bis es mit dem Minister so weit kommt, haben wir noch manche Episode durchzumachen. Im Theater wird „Phädra" gegeben, Wilhelm geht hinein und erkennt in der Schauspielerin welche die Hauptrolle gibt — Niemand anders als Franziska. Das Freundschaftsverhältniß wird erneuert; herzlicher, inniger ist das Wohlwollen des Mannes, glühender, hingebender, aufopfernder die Liebe des Mädchens. Bei einer Künstlerin dürfen Kunstgespräche nicht fehlen. Hr. v. Sternberg benutzt diese Unterhaltungen zu Theaterkritiken in seiner Weise. Franziska gibt ihrem Freunde Liebesbriefe zu lesen von einem ihr verwandten Herzen: sie berauschen mit lauter Gefühl und Phantasie. Wilhelm kommen sie eben recht; er hat das Bedürfniß aus solchem poetischen Quell zu trinken, und die Wirkung zeigt sich gleich der Prinzessin Semiani gegenüber. Seine Leidenschaft zu dieser ist nun schon in vollem Keimen und Treiben, und um sie zur üppigsten Blüte zu bringen bedurfte es nur noch einiger Wochen süßen Herumschwärmens in „den paradiesisch schönen Thälern von Baden-Baden". Hier nimmt die Gräfin Lorraine ihren Sommeraufenthalt; die Salongesellschaft folgt ihr, auch der Minister Wilhelm v. Ortwell, obgleich es zu Erklärungen gekommen ist die aller Bewerbung um ihn von Seiten der Gräfin und ihrer Tochter ein Ende machen mußten. Wilhelm hat sich vorgenommen die Gräfin nur selten zu besuchen: doch ist er täglich, stündlich in ihrem Kreise, in diesem Zauberkreis in welchen ihn Lucie bannte. Die Gesellschaft hat in Baden Zeit und Spielraum genug zu allerlei romantischen Extravaganzen. Lucie aber ist ein frommes, naives Kind und dazu unter der Hut eines „dragon de vertu", ihrer Gouvernante Miß Harker. Diese Engländerin ist eine abstoßende, harte Gestalt, schroff, unfreundlich, bitter gegen alle Welt, aber von felsenfester Ehrlichkeit, Treue und Liebe für ihren Zögling. Die Mutter, die irgendwo in tiefverborgener Einsamkeit lebt, hat ihr das geliebte Kind ganz anvertraut. Miß Harker kennt ihre Pflichten, ihre Rechte und ihre Macht, und übt sie an Lucie beharrlich und energisch. Die Gräfin Lorraine hat alle Anstalten getroffen den jungen Semiani mit seiner Cousine zu verbinden; sie arbeitet mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln darauf hin: aber Luciens Schicksal hält Miß Harker allein in ihren Händen. Sie läßt scheinbar der Gräfin freies Spiel; es ist ihr sogar darum zu thun, daß der junge Fürst als Luciens Verlobter gelte, doch, wie wir erfahren, nur damit sie ihn als Vogelscheuche gebrauchen kann, um die vielen Bewerber die ein so reizendes Mädchen umflattern möchten abzuhalten. Dagegen ergibt es sich bald, daß sie die Neigung Wilhelm's

begünstigt, dem sie auffallend genug Freundlichkeit und Vertrauen erweist. Auf eine sehr abenteuerliche Weise erfährt dieser, daß in seiner nächsten Umgebung Jemand ist der seine neue wie seine alte Herzensgeschichte kennt, der mit der ersten wie mit der zweiten Lucie in Verbindung zu stehen scheint. Wilhelm schreibt einmal in rechter Waldeseinsamkeit ein poetisches Selbstgespräch auf, da gewahrt er eine gespenstische Gestalt, die, kaum bemerkt, zurückweicht und verschwindet, ihm aber einen Brief zuwirft, des Inhalts: Es beschäftige sich Jemand mit seinem Glück — er solle nicht zweifeln, daß ihm die Liebe noch einen großen Gewinn aufgespart — er solle nicht aufgeben was er besitze — das Mädchen das er liebe liebe ihn wieder — und die ihn einst gefesselt sei bereit ihn frei zu geben u. s. w. Es wird ihm eine Mauerblende bezeichnet, wohin er seine Briefe legen kann, wenn er Etwas zu erwidern oder mitzutheilen hat. Also jedenfalls eine Unterhändlerin, denkt Wilhelm, von Seiten jener Unwürdigen (der Mad. Adelaide), die ihm wahrscheinlich andeute, daß er sich von ihr loskaufen möge. Er fragt auf die bezeichnete Weise an, welches Geldopfer er zu bringen habe um jene schimpflichen Bande zu lösen. Die Antwort weist auf ein „widriges Misverständniß" hin, drückt Unmuth, Ueberraschung aus, daß er wirklich einmal solche Bande geknüpft haben könne, und überrascht dadurch und durch ihren edeln Ton Wilhelm nicht minder. Er schreibt wieder und erklärt sich deutlicher. Mit Entrüstung werden die Schmähungen zurückgewiesen welche er auf Die häufe die einst sein Glück geschaffen. Später läßt sich Wilhelm überreden eine wahrsagende Nonne im Kloster zu Lichtenthal aufzusuchen. Die Prophetin nimmt nur schriftliche Fragen an, und ertheilt nur schriftliche Antworten. Ihr Orakelspruch gibt Wilhelm viel zu denken: Lucie solle an ihm eine Stütze finden, solle die Seine werden, damit er sie wegschenken kann. In der That räthselhaft! Doch der Leser kann schon errathen — es wird ihm nahe gelegt. So viel zu allervörderst, daß hier Miß Harker ihre Hand im Spiele hat: über das Gespenst im Walde und die Nonne im Kloster bleibt kein Zweifel mehr. Durch die Intriguen der Gräfin Lorraine, welche Lucie dem „gehässigen Einfluß" der Engländerin zu entziehen sucht, um die Verbindung mit dem jungen Semiani desto schneller und sicherer zu Stande zu bringen, wird endlich Miß Harker so weit gebracht, daß sie ihren Zögling bei Nacht und Nebel aus Baden entführt. Noch Anderes ereignet sich im Hause der Gräfin. Ihre Tochter Iphigenie heirathet den jungen Russen, der, ein Opfer seiner Spielwuth, zum Selbstmord getrieben, aber glücklicherweise gerettet worden. Die Gesellschaft verläßt Baden. Auch Wilhelm's Reisewagen stand schon bepackt, als er auf einem Geschäftsgang einem Manne begegnet der mit dem Ausruf: „Wilhelm!" ihm in die Arme sinkt. Es ist Robert. Der hatte aus den Zeitungen erfahren, daß der Minister v. Ortwell in Baden sei, und eilte hierher um ihm die Nachricht von dem Tode der Mad. Adelaide zu bringen, eine Nachricht die er mit dem Todtenschein bekräftigt. Wilhelm ist also frei: die schwerste Last ist ihm abgenommen. Aber noch trägt er eine Gewissens- und Herzenslast. Der guten Franziska, dem liebenden Mädchen, dem er aus Baden zu schreiben versprochen, hat er keinen einzigen Brief beantwortet. Freilich nur aus Schonung, denn er hätte ihr nichts Anderes schreiben können als was seine Seele erfüllte, und Das mußte ihr weh thun. In Paris sucht er sie auf, und da behält er leider nicht die schonende Klugheit: er macht das arme Mädchen zur Vertrauten seiner Liebe. Die Folgen waren schrecklich. Franziska endete ihr Spiel auf der Bühne und ihr Leben in Liebeswahnsinn. In einem Haustheater gibt sie die Ophelia; der gespielte Wahnsinn wird zum wirklichen. In diesem erschütternden Zustande überrascht sie nach Mitternacht Wilhelm, der an seinem Schreibtisch sitzt. Wilhelm ist in Schmerz aufgelöst und ruft mit Schiller's Ferdinand: „Warum hast du mir Das gethan?" Eine Frage die gewiß eher dem Mädchen zukam. Lange konnte sich indeß Wilhelm diesen Eindrücken nicht hingeben. Er hatte Briefe von Miß Harker und Lucie erhalten, die sich ruhig in Montpellier niedergelassen und ihn einluden dahin zu kommen. Er eilt hin. Miß Harker hat ihm Mittheilungen, er ihr Geständnisse zu machen. Beides betrifft Lucie. Miß Harker will, daß er sich für Lucie innig, lebhaft interessire: man kann sich denken, was Wilhelm darauf antwortet. Miß Harker sagt ihm, daß Lucie ihm gehöre — Wilhelm ist überselig und ruft: „Lucie mein Weib!" Da kommt der „abscheuliche Irrthum" zu Tage. „Wie werde ich denn — ich! — ein junges Mädchen, das meiner Obhut anvertraut, einem verheiratheten Manne anbieten!" Miß Harker ist außer sich. Darauf erklärt Wilhelm, er wäre fest überzeugt gewesen, sie wüßte daß er frei sei, und nun theilt er ihr die Nachricht von dem Tode seiner Frau mit. Miß Harker geräth in den wildesten Zorn. „Diese Lüge mir, mein Herr? Ihre Frau soll vor Wochen schon todt sein, und diesen Brief — empfing ich gestern von ihr." Neue Räthsel. Wilhelm schreibt der erzürnten Engländerin, und legt den von Robert erhaltenen Todtenschein bei. Die Engländerin war nur „anscheinend unversöhnlich"; mit Freuden ergreift sie die von Wilhelm dargebotene „Versöhnungshand". Sie hätte wohl gewußt, daß er im Irrthum — sie überrasche Nichts. Sie erklärt aber auch Nichts, und Wilhelm, ja der Leser weiß noch immer nicht, woran er ist — und im Ganzen bleiben nur noch wenige Seiten zu lesen. Da endlich kommt es zur Entscheidung. Der alte Fürst Semiani hat gegen die Mutter Luciens (wie Wilhelm gelegentlich erfährt, heißt diese auch Konstanze) einen Proceß angefangen, wobei es sich um das ganze Erbe des Mädchens handelt. Miß Harker fodert Wilhelm auf dem Advocaten beizustehen, und überreicht ihm ein versiegeltes Schreiben — das Geheimniß einer Andern, sagt sie, das sie nur durch die äußerste Noth gezwungen ihm anvertraue: wenn der Advocat die Sache nur durch Herbeischaffung eines wichtigen, aber ihm nicht zu Gebote stehenden Documents

retten könne, dann dürfe Wilhelm das Schreiben lesen. Der Advocat muß die Sache gleich verloren geben; er setzt sie Wilhelm auseinander. Luciens Vater hat in seinem Testamente bestimmt, daß, wenn die von ihm beabsichtigte Verbindung zwischen seiner Tochter und dem Sohne seines Bruders, des alten Fürsten Semiani, nicht zu Stande käme, die Hälfte seines großen Vermögens dem Fürsten zufallen solle; ja, wenn Lucie 19 Jahre alt geworden und ihre Mutter bis dahin nicht zu zweiter Ehe geschritten, dann habe der Fürst sogar Anspruch auf das ganze Vermögen. Diesen Anspruch macht der alte Semiani jetzt geltend. Soll also Luciens Erbe zu retten sein, so muß ihre Mutter sich zum zweiten mal vermählt haben, und Dies bewiesen werden können. Da fängt Wilhelm zu ahnen an, da geht ihm ein Licht auf. Er öffnet das Schreiben; es lautet:

Die Fürstin Semiani vermählte sich zum zweiten male, und ihr Gemahl ist — Wilhelm von Ortwell. Luciens Liebe begünstigte ich, weil ich die Tochter dem Vater zuzuführen gedachte. Die Beweise für die zweite Vermählung können in gewünschter Form und Ausführlichkeit geliefert werden, wenn Dies noch erfoderlich sein sollte. Besser wäre es, wenn Frau von Ortwell's Geheimniß, das sie als ein solches hinzustellen Gründe hatte, wenn auch jetzt sie solche nicht mehr in diesem Grade hat, bewahrt bliebe. Rebekka Harker.

Das ist Alles was wir erfahren. Da haben wir's! Wilhelm liebt die Tochter, wie er die Mutter geliebt. Aber nun bleibt ihm freilich Nichts übrig als Lucie wegzuschenken, d. h. sie mit väterlicher Fürsorge bestens zu verheirathen. Die Gelegenheit findet sich. Kurz vor Schluß des Romans wird noch in aller Eile eine Marquise v. Villette mit ihrem Sohne eingeführt, bei welchem sich der Verf. zwar nicht aufhalten kann, den er uns aber mit ein paar Worten als einen ebenso liebenswerthen wie ungewöhnlichen und bedeutenden Mann empfiehlt. Genug, um uns über Luciens Schicksal zu beruhigen, denn sie heirathet den jungen Marquis v. Villette. Wilhelm sucht die Geliebte seiner Jugend auf und verlebt mit ihr seine alten Tage. Ende gut, Alles gut.

Ich finde hier allerdings weder das Ende gut noch Alles gut, noch Etwas gut. Ich habe den Inhalt dieser Novelle mit einer Ausführlichkeit mitgetheilt die Verwunderung erregen darf; tant de bruit... ein Roman vom allergewöhnlichsten Schlag und ein so weitläufiger Auszug! Aber der Hr. Baron will etwas Ungewöhnliches geboten haben — eine „künstlerische Erscheinung" von „höherm Interesse". Es gilt einen Mann abzufertigen der, weil er einige poetische Routine sich angeeignet (wenn man Das poetisch nennen kann!), sich vollbrüstig für einen Dichter austönt, für den Genius mit der Friedenspalme, wenn er auch den Kampf nicht vermeide (s. das Vorwort). Und es gibt ein schwachgeistiges und ein schwachnerviges Publicum das in den Novellen des Hrn. v. Sternberg wirklich Poesie sucht — und findet, weil dieses Publicum einmal gewohnt ist zu finden, wenn es sucht. Da mußte ich mir schon die Mühe nehmen. Er soll mir nicht in der Weise gereizter Autoreneitelkeit vorzuwerfen haben, daß mir „das Verständniß seiner Schöpfung" abging, daß ich unaufmerksam gelesen, Einzelnes aus dem Zusammenhang gerissen u. dergl. m.

(Der Beschluß folgt.)

Schulbildung in Nordamerika.

Daß die in Nr. 125 d. Bl. belegte „Amerikanische Antipathie gegen Farbige" nicht Folge dortigen Mangels an Schulbildung ist, dürfte ebenso gewiß sein, als daß der in dem heutigen Amerikaner zusammentreffende, anscheinend unvereinbare Charakter des heftigen und ruhigdenkenden Politikers sich als Resultat der dort allgemein vorherrschenden Schulbildung herausstellt. Wenigstens ist Letzteres die Meinung desselben Verf. des in Nr. 125 angezogenen Werks: „The western world; or, travels in the United States in 1846—47; exhibiting them in their latest development, social, political and industrial; including a chapter on California, by *A. Mackay*" (London 1849). Er weist darin nach, daß jeder amerikanische Staat die Schulbildung als eine Sache vom höchsten und dauerndsten Interesse zu fördern sucht, daß die Regierung statt Prüfungen abzulehnen dazu aufmuntert, daß ihr Zweck mehr dahin geht zur Tugend anzuhalten als das Laster zu unterdrücken, und erkennt in solchem Systeme ein richtiges Regierungsprincip sowie das einzige Mittel jenem chronischen Antagonismus zwischen Regierern und Regierten vorzubeugen, welcher die Krankheit der alten europäischen Staaten ist. Ueber Einzelnes des amerikanischen Schulwesens läßt er sich in Folgendem aus.

„Wenn ich von dem engen Verhältnisse des amerikanischen Systems zum allgemeinen Schulwesen spreche, so bitte ich Das in der Beziehung zu verstehen wie das System an den einzelnen Orten, nicht wie es sich im Staatenbunde äußert. Die Volkserziehung gehört nicht zu den Gegenständen deren Leitung der allgemeinen Regierung überlassen worden ist. Aus zwei Gründen behielten die einzelnen Staaten sich solche selbst vor. Der erste lag in der Schwierigkeit den erfoderlichen allgemeinen Fonds aufzubringen ohne die Generalregierung mit einer Befugniß localer Besteuerung zu betrauen, die wider einige Grundregeln des ganzen Systems verstoßen haben würde. Der zweite ruhte in der Unmöglichkeit einen allgemeinen Schulplan für ein Volk festzusetzen dessen politisches Leben durch so viele voneinander abweichende Umstände charakterisirt wird, und das in einigen seiner Institutionen sich so wesentlich unterscheidet. Also war es Seiten der Staaten sehr klug die betreffende Leitung sich vorzubehalten. Die Sache der Erziehung hat dadurch schon deshalb Nichts verloren, weil die Staaten, insonderheit die nördlichen, in ihren Bestrebungen sie zu fördern untereinander auf das edelste wetteifern.... Für wie wichtig die Amerikaner im Allgemeinen das Schulwesen erkennen geht daraus hervor, daß sie ihm in der Reihe der Dinge welche die Aufmerksamkeit und Aufsicht des Staats namhaft beanspruchen die erste Stelle anweisen. Was in einigen Staaten des Festlandes, Das ist in den meisten, wenn nicht in allen Staaten der amerikanischen Union der Fall — die Beaufsichtigung der Schulen bildet den ausschließenden Wirkungskreis eines eigenen Staatsdepartements. Der Vorsitzende führt allerdings nicht den hochtönenden Titel eines Ministers des öffentlichen Unterrichts, ist aber nichtsdestoweniger innerhalb seines Staats ein solcher Minister.... In mehren der Bundesstaaten, wie in Connecticut und Rhode-Island, trifft die Hauptsumme der Jahresausgaben auf Volkserziehung. Doch nicht blos in der äußern Form, auch hinsichtlich des Umfangs derselben greift in den Vereinigten Staaten ein Unterschied Platz. Am weitesten geht er in den nördlichen Staaten, während er in den sklavenhaltenden sich auf die weiße Bevölkerung beschränkt. Aber diesen vereinzelten Fall ausgenommen gibt es in der Union nicht einen Staat der nicht Etwas, dagegen sehr viele, in der That die

Mehrzahl, welche sehr Bedeutendes für das Schulwesen gethan haben..... Das Beispiel von Connecticut kann zeigen, mit welchem Geiste die Amerikaner von ihrem politischen Standpunkte aus das große Werk in Angriff genommen. Die Volkszahl des Staats ist nicht größer als die von Glasgow; gleichwol besitzt er einen festen Schulfonds von ungefähr zwei Millionen Dollars, welche ein jährliches Einkommen von 120,000 Dollars und darüber gewähren. In jedem der 1660 Schuldistricte, in welche der Staat getheilt ist, sind Schulen in Thätigkeit. Im J. 1847 belief sich die Zahl der in allen Elementen eines gewöhnlichen guten Unterrichts hier unterwiesenen Kinder auf 80,000, und der diesfallsige Kostenbetrag für jedes auf einen Dollar und 45 Cents — zwei Thaler. Außerdem gibt es mehre Collegien und an 130 Akademien und Elementarschulen; denn nach dem Willen des Staats soll jeder Bürger eine gute Elementarbildung erhalten.... Indessen steht allerdings in Alledem selbst in Amerika Connecticut obenan. Auch der Staat Neuyork ist in betreffender Hinsicht allen übrigen Gemeinden mit edelm Beispiele vorangeschritten. Er zählt unter drei Millionen Einwohner und ist in 10,893 Schuldistricte zerschnitten — Dies die niedrigste Municipal-Subdivision im Staate —, von denen 1843 nicht weniger als 10,645 active Schulen hatten. In sämmtlichen Districten lebten 601,766 Kinder von 5—16 Jahre alt, und davon besuchten 571,130 die Schule. In demselben Jahre bezahlte der Staat den Lehrern ziemlich eine halbe Million, und 1846 für das gesammte Schulwesen 466,970 Dollars..... Außer den öffentlichen Schulen, deren Benutzung Jedem beliebig freisteht, und die sich nur mit einem gesunden Elementarunterrichte befassen, existiren in Neuyork nahe an 600 Akademien und Schulen die durchaus nicht zum Staatssysteme gehören, und sich mit den höhern Zweigen der Erziehung abgeben. Ueberdies fehlt es in Neuyork keineswegs an Lehranstalten ersten Ranges, darunter die namhaftesten Columbia college und New-York university, beide in der Stadt dieses Namens, sowie Union college in der Stadt Schenectady."

10.

Notizen aus Frankreich.

Die Preisaufgaben der Französischen Akademie.

Für das Jahr 1850 hat die Französische Akademie den Preisbewerbern zwei Themata gestellt:

1. Eine Lobrede auf Frau von Staël, oder
2. Wie es komme, daß sich die geschichtliche Literatur der Franzosen seit ihrem Ursprunge und in den verschiedenen Epochen besonders in der Gestalt von historischen Denkwürdigkeiten ausgezeichnet hat.

Für das Jahr 1852 ist die beste Uebersetzung des Pindar mit dem hohen Preise von 5000 Francs bedacht worden. Philarète Chasles äußert sich höchst tadelnd über diese Themastellung. Es ist Dies offenbar ein ganz ungleiches Verhältniß, sagt er; andere wichtigere und interessantere Fragen sind mit 3000 Francs ausgesetzt, während der Preis auf die überflüssige Uebersetzung des Pindar 5000 Francs betragen soll. Lohnt es denn für uns der Mühe diese Pindar'schen Helden auszugraben? Wer wird wol jemals sich schmeicheln können die Isthmischen und Nemäischen Spiele ganz verstanden zu haben? Und selbst wenn es gelänge, was hätten wir denn damit gewonnen? Es wäre der Französischen Akademie würdiger gewesen gediegene Studien über die nur zu sehr vergessenen Werke unsers Henri Estienne z. B. auszuschreiben, oder sonst über einen andern alten Meister des guten französischen Stils. Auch wir haben ein Alterthum, das das der Griechen aufwiegt, und bei der Menge glänzender und erhabener Dichtertalente Griechenlands hätte man Pindar am füglichsten der Vergessenheit anheim fallen lassen können. Er ist aber sehr geistreich, sagen seine Erklärer. Nun — seine rhythmischen Formen, welche für moderne Sprachen völlig unanwendbar sind, seine ewigen Anspielungen, seine Beziehungen auf Heldenthaten, ganz specielle Ereignisse, Sagen, Heroen, Localitäten und Genealogien mögen die Anhänger des Polytheismus und seine dorischen Landsleute wol sehr interessirt haben — uns kümmern sie Nichts, und man sollte Dies nicht erst in einem ebenso unfruchtbaren als mühsamen Werke feststellen lassen. So das Alterthum vertheidigen heißt es compromittiren. Baco sagt, es gäbe zweierlei Musen, fruchtbare und unfruchtbare. Ja, aus den historischen und politischen Schriften eines Thukydides und Polybius schöpfen wir herrliche, kräftigende Lehren, aber was sollen wir von Lykophron und Pindar lernen? Wie in der alten Geschichte, so gibt es auch in der alten Literatur Todtes neben dem noch heut Lebensfähigen; Fanatiker freilich werden auch einen Leichnam zum Gegenstand ihrer Verehrung machen. Die gegenwärtige Generation, die in einer düstern und verworrenen Zeit lebt und leidet, hat die Fortführung und Vollendung eines schönen Werkes übernommen: sie soll den lebensfähigen Funken den die Vergangenheit in sich schließt frei machen, damit er die Leuchte der Zukunft werde.

Zur Statistik der pariser Kunstausstellungen.

In Paris ist in diesem Jahre die dreiundsiebzigste Kunstausstellung eröffnet worden, die dreiundsiebzigste in den 150 Jahren, seit denen Paris dieses Institut kennt. Ludwig XIV. ordnete 1699 die erste an, und nicht uncharakteristisch vertheilen sich die nachfolgenden auf die verschiedenen Regierungen. Während Ludwig XIV. selbst und noch dazu bei einem sehr dürftigen Kataloge nur zwei erlebte und in die Zeit der Regentschaft ebenfalls zwei fallen, stellt sich der Prunk Ludwig's XV. auch hier in einer glänzenden Zahl dar. Seine Regierung weist nicht weniger als 24 auf; das Königthum von 177[illegible] und die erste Republik folgen mit je 9, das Kaiserreich mit 5, die Regierung Ludwig's XVIII. mit 4, die Karl's X. endlich mit 3. Aber unter Ludwig Philipp (diesem weisen und kunstverständigen Mäcenas unsers Jahrhunderts, klagt Jules Janin) mehrte sich die Production dergestalt, daß jedes Regierungsjahr des Julikönigs eine numerisch ziemlich reich ausgestattete Kunstausstellung bot. Der Katalog von 1699 der in der Nationalbibliothek aufbewahrt wird enthielt nur 210 Nummern, seit 1839 dagegen ergab sich folgendes Verhältniß:

1839	zählte man	2658	Nummern,
1840	" "	1849	"
1841	" "	2280	"
1842	" "	2121	"
1843	" "	2597	"
1844	" "	2423	"
1845	" "	2332	"
1846	" "	2412	"
1847	" "	2321	"

und als ob die Kunst dem sterbenden Königthum ein Denkmal hätte setzen wollen, das Jahr 1848 brachte 5180 Nummern. Das erste Jahr der Republik kann sich diese ganz unverhältnißmäßige Mehrung der Productivität nicht zugute rechnen. Das ist in der That ein Denkmal für die Politik Ludwig Philipp's. Freilich sagt Hettore Gonza zu Conti: „Ich [illegible] nicht Vieles, sondern Viel; ein Weniges, aber mit Fleiß;" [illegible] lein in unserer Zeit schlagen die Zahlen, der mathematische Beweis ist unwiderlegbar. Das zweite Jahr der Republik hält sich im Niveau der beiden vorletzten Jahre der Juliregierung: der Katalog von 1849 an dem noch gearbeitet wird wird 2400 Nummern zählen für die Werke, die von ungefähr 1200 — 1300 französischen und zum Theil ausländischen Künstlern eingesandt worden sind.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 225. — 19. September 1849.

Eine Novelle von A. von Sternberg.

(Beschluß aus Nr. 224.)

Ich habe diese „liebenswürdigen Zustände", deren Bild Hr. v. Sternberg lange in sich getragen, im Zusammenhange wiedergegeben, so weit hier überhaupt Zusammenhang ist, und im Einzelnen so weit es von einem Referenten nur immer geschehen konnte. Ich habe dabei jede Färbung meines Urtheils vermieden, und gefliffentlich Alles in der Beleuchtung des Verf. hingestellt; ich gab die Personen und Verhältnisse wie sie von ihm bezeichnet — nicht wie sie gestaltet sind, nach seiner Combination, nicht nach dem Eindruck den ihre „künstlerische Erscheinung" macht. Gewiß der größte Dienst der sich diesem Buche erweisen läßt. Und doch erkennt schon jeder Leser der gesunde Sinne hat, daß es lächerlich ist hier von einer dichterischen „Schöpfung" zu reden, auf deren „Verständniß" Etwas ankomme, daß es da weder Natur noch Kunst, weder Menschen noch Sitten zu beobachten gibt, daß es eben Figuren nach den abgenutztesten Romanschablonen sind, von eleganter Sentimentalität überschminkt und überziert.

Wie vollends, wenn der Leser es über sich gewinnt das ganze Buch durchzublättern — was wird er da finden! Parfumirte und überzuckerte Phrasen, in denen man Liebe und Begeisterung durchkosten soll; einen à la Levitschnigg überkünstelten Lyrismus in poetischen Herzensergüssen; Effectsituationen ohne irgend einen natürlichen Zusammenhang, Effectgefühle ohne Wahrheit, Effecthandlungen ohne alle Wahrscheinlichkeit; nirgend ein haltbares Motiv, nirgend ein psychologischer Anknüpfungspunkt; Verwickelungen ohne eine selbst äußerliche Entwickelung — fast keine einzige Begebenheit ohne Deus ex machina. Und doch will uns Hr. v. Sternberg weismachen, daß er ins volle Menschenleben hineingegriffen! Er hat ja nur „portraitirt"; er führt uns in eine Gesellschaft in der er sich selbst bewegte, die „einerseits von Byron, andererseits von Bulwer ihre geistige Nahrung zog". Also die Wirkungen von Byron's und Bulwer's Geisteselementen sollen wir hier erkennen, oder gar diese selbst? Doch ich werde mich wohl hüten diesen Punkt zu erörtern. Wie, wenn Hr. v. Sternberg mich mit einer Erwiderung beehrt! Da gäbe er ja wieder sein ästhetisches Raisonnement zum Besten — und davor habe ich nach den Proben die wir im „Wilhelm" erhalten einen heiligen Respect. Auch wäre es geradezu eine Profanation Byron's, von einer solchen Novelle Gelegenheit zu nehmen über ihn zu sprechen.

Aber auch der alltägliche Romanleser wird sich in diesen „liebenswürdigen Zuständen" nicht recht orientiren, und selbst die müßige Neugier, der flüchtige Unterhaltungskitzel bleibt hier unbefriedigt. Was hatte es denn eigentlich für eine Bewandtniß mit der verrufenen Doppelgängerin der Baronin? Und warum hat Lucie sich dem armen Wilhelm in den schönsten Jahren seines Lebens entzogen? In welcher Weise hat sie denn eigentlich, wie wir doch glauben sollen, an seinem „Glücke gebaut"? War sie etwa der unsichtbare Geist der ihn auf der diplomatischen Ehrenleiter von Stufe zu Stufe hob? Oder war Das der große Gewinn den ihm ihre Liebe aufgespart, daß sie als Funfzigerin sich in seine Arme warf — zu einer Zeit, wo er die Mutter gern mit der Tochter vertauscht hätte? Oder hat sie ihn nur geheirathet, damit dereinst das Erbe der Prinzessin Semiani nicht verloren gehe? Doch alles Das erklärt ja der Verf. ganz einfach in dem Briefe der Miß Harker: „Sie hatte Gründe." Freilich, auf eine solche Bemerkung läßt sich anständigerweise nicht weiter fragen.

Nun wohl, Hr. Baron, Sie mögen auch Gründe haben diese Gründe für sich zu behalten. Auch ich habe Gründe — Ihre Novellenschreiberei dahin zu verweisen, wohin sie gehört: in die Hausconditorei des vornehmen Müßiggangs, aus der kein Mann, ja keine Frau von höhern Geistes- und Gemüthsbedürfnissen ihre Nahrung holen wird. Und gestehen Sie's nur, ich habe meine Gründe nicht für mich behalten.

Eine Beweglichkeit und Gewandtheit, mit der man als Erzähler am Theetisch recht liebenswürdig erscheinen kann, reicht keineswegs hin sich in den tiefern Bewegungen des Seelenlebens zu versuchen, und mit einem Sprung des flüchtigen Salonesprit, der sich auf dem elastischen Parquet recht graziös ausnehmen mag, glaube man nicht einen Aufschwung zum Erhabenen zu nehmen.

Oft hört man den Stil des Hrn. v. Sternberg loben. Wohin mag es mit dem ästhetischen Geschmack gekommen sein, wenn er sich dem sogenannten „guten Ton" fügt! Ich entdecke in diesem Stil Nichts als „fei-

nen Ton" — just so viel Glätte und so viel Nachlässigkeit: weder correct ist er noch der Ausdruck eines denkenden Geistes oder selbst einer lebendigen Einbildungskraft. **W. Wolffsohn.**

Excurse zu „Goethe's Briefe an Frau von Stein".

„Goethe's Briefe an Frau von Stein" gehören zu denjenigen literarischen Erscheinungen deren ganzer Werth nicht sogleich und auch nicht von Allen, sondern erst allmälig und nur von denjenigen Lesern erkannt und benutzt wird welche auch das scheinbar Vereinzelte und Bedeutungslose auf ein Allgemeines und auf einen tiefern Zusammenhang beziehen. *) Wenn aber schon die durch einen großen Zeitraum von uns abliegenden ersten Jahrgänge dieses Briefwechsels an und für sich so Manches enthalten was bei der überschwellenden Flut sowol literarischer als politischer und culturgeschichtlicher Erscheinungen unserm Bewußtsein entrückt ist, so kommt noch hinzu, daß die Briefe und Billets Goethe's an die geistvolle und hochgebildete Frau von Stein nicht selten Anspielungen auf die Gegenstände einer vorangegangenen Unterhaltung über Bücher oder Zeitereignisse und Personen enthalten, deren erschöpfendes Verständniß und richtige Lösung einem Einzelnen nicht immer gelingen dürfte. So Dankenswerthes daher auch der Herausgeber (A. Schöll) als Scholiast für seinen Autor geleistet hat, so dürfte er doch hier und da die rechte Spur verfehlt oder vorbeigegangen sein. Wir haben uns einige solche Stellen angemerkt, und wollen sie hier ohne weitere Einleitung besprechen.

Der Engel Ithuriel.

Vom 21. Sept. 1780 (I, 354) schreibt Goethe: „Gute Nacht, lauteres Gold, ich möchte in dreifachem Feuer geläutert werden um Ihrer Liebe werth zu sein. Doch nehmen Sie die Statue aus korinthischem Erz, wie der Engel Ithuriel, um der Form willen an; denn es kann Sie ein Besserer nicht lieben." In der Anmerkung zu dieser dunkeln Aeußerung belehrt uns der Herausgeber zwar über das Vorkommen des Engels Ithuriel bei Milton als Wachtengel des Paradieses, und bei Klopstock, im „Messias", anfangs als Wächter des Judas, später als zweiter Schutzengel des Petrus, fügt aber hinzu: „Eine der Anwendung im Briefe ganz gemäße Fabel von diesem Engel (der auch im «Großcophata» **) citirt wird) wäre noch zu suchen."

Der Leser fürchte nicht, daß wir ihn hier in die trübe Region orientalischer Gnosis, oder in den gelehrten Schacht der magisch-kabalistischen Literatur über die Hierarchie der Geister geleiten; nein, wir bleiben auf dem lichten, heitern Gebiete der Poesie des 18. Jahrhunderts, wenn es auch nicht die erhabene eines Milton oder Klopstock ist. Kurz, die Quelle auf welche wir durch die geistreiche Anspielung Goethe's hingeführt werden finden wir in einer jener in orientalisches Gewand gekleideten Erzählungen und Märchen Voltaire's, welche er etwas uneigentlich romans nennt; es ist diejenige welche den Titel führt: „Le monde comme il va, vision de Babouc, écrite par lui-même." ***) Da Voltaire heutzutage wenig gelesen zu werden scheint, so wird manchen Lesern mit dem Ideengang dieser nicht zu langen Erzählung vielleicht gedient sein. Unter den Schutzgeistern (génies) welche den Reichen der Welt vorstehen behauptet Ithuriel einen der ersten Plätze, und er hat das Departement von Hochasien. Eines Morgens steigt er herab in die Wohnung des Scythen Babouc am Ufer des Orus und spricht zu ihm: „Babouc, die Thorheiten und Verbrechen der Perser haben unsern Zorn auf sich gezogen; es ist gestern eine Versammlung der Schutzgeister von Hochasien gehalten worden, um zu wissen ob man Persepolis züchtigen oder ob man es zerstören solle. Gehe in diese Stadt, prüfe Alles; du wirst wiederkommen, mir treue Rechenschaft ablegen, und nach deinem Berichte werde ich mich entscheiden, ob ich die Stadt strafen oder ausrotten soll." Nach dieser kurzen Exposition führt uns die Vision Babouc's ein mit kaustischen Farben aufgetragenes Bild von den Verkehrtheiten der Bevölkerung des persischen Reichs und namentlich seiner Hauptstadt vor, was aber im Grunde nur ein Spiegelbild der modernen europäischen Civilisation sein sollte, vor Allem desjenigen Landes und Volks welches sich so gern als den Anführer derselben betrachtet, nämlich Frankreichs und seiner Hauptstadt. Mit vieler Feinheit weiß nun der Dichter die Licht- und Schattenseiten des Gemäldes so zu mischen, daß der ehrliche Scythe jetzt vor Entrüstung über das Schlechte den Untergang dieses Volks von seinem Schutzengel zu fodern entschlossen ist, kurz darauf aber, durch einen Zug des Schönen, Edeln oder Nützlichen überrascht, vor dem Gedanken erschrickt, daß eine Stadt wie Persepolis dem Untergange geweiht sein solle. Zuletzt gelingt es gar der schönen Léone, einer überaus gutherzigen und gebildeten Ninon, unsern Scythen zu entwaffnen. Da heißt es denn: „Er versöhnte sich mit einer Stadt deren Bevölkerung gebildet, sanft und wohlthätig, wennschon gleichzeitig leichtsinnig, misgünstig und voll Eitelkeit war. Er fürchtete daß Persepolis verdammt würde; er fürchtete sogar Rechenschaft darüber zu geben. Folgendes ersann er um diese Rechenschaft abzulegen. Er ließ durch den besten Bildhauer der Stadt eine kleine Statue aus den kostbarsten und aus den schlechtesten aller Metalle, Erden und Steine zusammengesetzt verfertigen; dann brachte er sie zu Ithuriel: «Werdet Ihr», sagte er, «diese schöne Statue zerbrechen, weil nicht Alles daran Gold oder Diamanten ist?» *) Ithuriel verstand ihn auf der Stelle, er beschloß nicht einmal daran zu denken Persepolis zu bestrafen, und die Welt gehen zu lassen wie sie geht. «Denn», sagte er, «wenn nicht Alles gut ist, so ist Alles erträglich» (si tout n'est pas bien, tout est passable). Man ließ also Persepolis bestehen, und Babouc war weit entfernt sich zu beklagen, wie Jonas welcher sich ärgerte daß man Ninive nicht zerstörte u. s. w." Das ist also die Stelle, das der sinnreiche Gedanke welchen Goethe in jenem Briefe an die Frau von Stein mit der Demuth welche die Liebe eingibt auf sich anwandte. Da er vorausgesetzte von der geliebten Empfängerin verstanden zu werden, so läßt uns Dies in die damalige Lecture der Liebenden einen Blick thun. Man weiß überdies welch hohen Werth Goethe, auch späterhin auf Voltaire's Schriften legte, wie er namentlich von jenen Märchen wegen ihrer unnachahmlichen leichten und schalkhaften und dabei so sinnreichen Darstellung entzückt war. Möglich, ja nicht unwahrscheinlich ist es, daß auch Voltaire wiederum manchen witzigen und sinnvollen Gedanken, wie den welchem diese Betrachtung gewidmet ist, einem ältern Vorbild entlehnt hat; doch Dies zu untersuchen liegt außer unserer Aufgabe.

Das Buch Chevilla.

Unter dem 24. Mai 1780 (I, 306) lesen wir folgendes Billet Goethe's an Frau von Stein: „Hier ist das beste Papier was ich habe, auch Struensee's Schicksale und nähere Nachricht vom Buche Chevilla." Zu dieser dunkeln Stelle macht der Herausgeber folgende Anmerkung: „Der hebräische Name für Kabala, eigentlich mündliche Ueberlieferung, weil die kabalistischen Bücher sich und ihre mit heidnischer Philosophie und Schwärmerei versetzte jüdische Schöpfungslehre für eine geheim fortgepflanzte göttliche Weisheit geben. Ueber Goethe's

*) Wir haben früher in Nr. 30—33 d. Bl. ausführlich darüber berichtet. D. Red.

**) Goethe's Werke, XIV, S. 128. Es steht hier, gerade wie in dem Briefe, zwar Ithuriel, es ist aber offenbar derselbe Name wie Ithuriel, und wol nur ein Schreibfehler.

***) „Oeuvres complètes de Voltaire", XLIV, 180—128. (Gothaer Ausgabe.) Die betreffende Stelle bildet den Schluß.

*) Casseroes-vous cette jolie statue, parce que tout n'y est pas or et diamant? Goethe hat diese Verschiedenheit der Bestandtheile der Kürze willen durch „korinthisches Erz" wiedergegeben.

frühe Liebhaberei für solche phantastische Speculation siehe Schöll's «Briefe und Aufsätze von Goethe aus den J. 1766—86», S. 160 fg., 132—135." Hier ist Alles falsch, und die Sache um die es sich eigentlich handelt bleibt vollkommen im Dunkeln. Es ist unrichtig zu sagen Chevilla sei der hebräische Name für Kabala, weil erstlich Kabala selbst ein hebräisches Wort ist, Chevilla aber keines, sondern, wie weiterhin hervorgehen wird, wahrscheinlich auf eine Fiction zurückkommt. Zweitens ist Kabala Collectivname für eine Gattung der Literatur, ein System von Meinungen oder Speculationen, nicht aber ein einzelnes Buch, von dem doch hier die Rede ist; in der That sucht man an dem von Schöll angeführten Orte, in den von ihm herausgegebenen Briefen und Aufsätzen Goethe's vergebens die Spur von dem Buch Chevilla. Wo werden wir diese finden?

Auch hier wird es so wenig wie beim Engel Ithuriel eine mystisch-philologische oder gar etymologische Untersuchung sein welche der Leser von dem Ausleger der Goethe'schen Briefe zu fodern hat. Die Anspielung auf das Buch Chevilla weist uns vielmehr an ein heute zwar längst verschollenes, damals aber in den Tagesblättern und in der deutschen Literatur viel besprochenes Ereigniß, deren Spuren sich in den Schriften von Männern wie Lichtenberg, Lavater, Musäus u. A. erhalten haben. Es verhält sich damit in Kürze wie folgt. Zu Anfang des J. 1780 ging bei den Landesregierungen zu Hanover und Braunschweig ein Promemoria des Pastors und Superintendenten Sigismund Ziehen in Zellerfeld im Harze ein, in welchem dieser sonst als Ehrenmann bekannte Geistliche in vollem Ernst gegen das bevorstehende Eintreffen mehrer großer Erderschütterungen warnte, von denen namentlich die erstere die Schweiz und die südlichen Provinzen Deutschlands in der Gegend des Oberrheins betreffen sollte. Einige Tausend kleine und große Ortschaften sollten dadurch zu Grunde gerichtet werden. Große Erdbrüche würden entstehen; ein ungeheuerer Abgrund würde den Bodensee, den Rheinstrom und andere von den Alpen herabstürzende Gewässer verschlingen, Mähren würde von Oestreich, Böhmen von Baiern, die Niederlande würden von Deutschland getrennt werden. Das Wasser im Britischen Kanale und in der Nordsee würde so niedrig stehen, daß der Zuidersee derselben gänzlich austrocknen werde. Die Flotten mit Schiffe im Britischen Kanale würden auf den Grund zu sitzen kommen u. s. w. Die Erderschütterung selbst, welche zunächst die Zerstörung einiger Tausend Ortschaften in der Schweiz zur Folge haben sollte, müsse mit völliger Gewißheit noch vor Ostern 1786 eintreten. Seine Ueberzeugung von diesem Punkte gehe so weit, daß er bereit sei den chronologischen Grundsatz welcher den obengenannten Zeitraum bestimme eidlich zu erhärten.... Ja, nach einer mit möglichster Aufmerksamkeit angestellten Untersuchung glaube er, daß die bevorstehende Erderschütterung schon zwischen dem 17. und 25. Febr. 1780 in Erfüllung gehen werde. Besonders habe der 22. Febr. seine Aufmerksamkeit erregt, und zwar die Stunde da die Capella auf den Alpen über den St.-Gotthard gehe, ungefähr 7 Uhr Abends. „Die nächste Absicht, die ich durch Bekanntmachung Dieses zu erreichen wünsche", schließt die Denkschrift, „ist Errettung aller Derer denen Tod und Elend droht. Wenig Wahrscheinlichkeit und Erreichung dieses Wunsches!"

Der Inhalt dieser bis dahin von Niemand geahnten und mysteriösen Warnungsanzeige an die höchsten Landesbehörden wurde bald ruchbar; Ziehen bekannte sich zunächst vor seinen Mitbürgern in Zellerfeld dazu; man erhielt einen schriftlichen Aufsatz, und schrieb ihn begierig ab, dann kam er in die öffentlichen Blätter. *) Als nun gar im März 1780 durch einen seltsamen Zufall die Zeitungen von einigen Erdstößen meldeten, welche sich den 26. Febr. in den Rhein- und Moselgegenden ereignet hatten, bezogen es die Leichtgläubigen auf Ziehen's Prophezeiung, und er selbst fand sich bewogen eine Fortsetzung der von ihm eingereichten Denkschrift unter dem 7. April 1780 aufzusetzen, welche er handschriftlich mitzutheilen kein Bedenken mehr fand. Er erblickte in den angezeigten Erdstößen nur den Anfang der vorhergesagten Erderschütterung, welche nicht eher vorübergehen würde, bis 7000 große und kleine Ortschaften in Ruinen lägen. Diese fürchterlichen Wirkungen sollten sogar noch vor dem 28. Sept. 1780 zu erwarten sein. Es war ein Glück für den guten Ziehen, daß der Tod ihm die Kränkung ersparte seine unerfüllte Prophezeiung zu überleben. Er starb nach kurzer Krankheit schon den 28. Mai.*) Desto mehr erhielt sich und wuchs die durch seine Prophezeiung in Deutschland und in der Schweiz hervorgerufene Spannung und Aufregung, da kurz nach dem Tode Ziehen's eine Schrift von drei Bogen herauskam unter dem Titel: „Nachricht von einer bevorstehenden großen Revolution der Erde, die insonderheit das südliche Europa und einen Theil Deutschlands treffen, und mit dem Ende des Septembermonats anfangen wird. Im Auszuge herausgegeben. Mit einem Anhange über das Buch Chevilla" (Frankfurt und Leipzig 1780). Gleich damals trat Lichtenberg unter dem 26. Sept. 1780 in den „Göttingischen Anzeigen" gegen diese Weissagungen auf**), wozu er von vielen Seiten aufgefodert worden war; man hatte ihm unter Anderm einen Brief von einem Gelehrten aus Obersachsen gezeigt, welcher dieses Werk als eines der wichtigsten der neuern Zeit, voll von Notizen, Astronomie und Einsichten in das Innere der Natur, ansah. Lichtenberg fand es für nöthig noch ein paar mal, 1782 und 1783, darauf zurückzukommen, da der Glaube des Publicums in dieser Hinsicht sich gleichblieb. Im J. 1783 schrieb unter Anderm Biester in der „Berliner Monatsschrift" zur Beruhigung der Berliner: „Der gefürchtete eilfte Julius 1783 zu Berlin." Noch im Herbst 1785 wollten ganze Bauerngemeinden ihre Aecker und Gärten nicht bestellen, weil sie sich um das Frühjahr 1786 den Jüngsten Tag vermutheten, daher selbst Lavater mit einer am 15. Jan. 1786 gehaltenen „Predigt wider die Furcht vor Erderschütterungen" auftrat; ein seltener Fall, daß dieser Schriftsteller mit der berliner Aufklärung Hand in Hand ging. Freilich mußte er sich von der Allgemeinen deutschen Bibliothek sagen lassen, daß er Ziehen's Träumen nur seine eigenen entgegensetzte.

Hätte der Seher von Zellerfeld sich begnügt seine Weissagungen auf blos astronomische oder physikalische Gründe zu stützen, so hätte er schwerlich so große Aufmerksamkeit dadurch erregt, wegen der crassen Unwissenheit und Verwirrung welche in seinen Deductionen herrscht, wie Lichtenberg ihm nachweist, indem „das ganze Fundament dieser Weissagungen ein so abscheulicher Fehlschluß ist, daß er sich nicht erinnere je etwas Aehnliches gelesen zu haben, es müßten denn die Schlüsse eines gewissen damaligen Astronomen Kindermann sein, der ein Perspectiv erfunden zu haben glaubte, womit man von Dresden aus die Schiffe auf dem Stillen Meere sehen könnte". Er weist dem Manne sieben Absurditäten nach, die er aber bis auf 20 und 30 vermehren könnte, wenn er es der Mühe werth erachtete sie alle durchzugehen. Was aber trotzdem den Weissagungen Ziehen's bei Gelehrten und Ungelehrten einige Zeit hindurch eine räthselhafte Wichtigkeit verschaffte:

Denn ein vollkomm'ner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren —

war, daß er sich auf eine mystische Offenbarung berief, und

*) So z. B. in A. F. Cranz' „Berlinische Correspondenz historischen und literarischen Inhalts" (Berlin 1782), S. 281—283. Eine zusammenhängende Darstellung der ganzen Angelegenheit mit Rücksicht auf das Buch Chevilla gibt die „Allgemeine Deutsche Bibliothek", LXXIX, 278—302.

*) Biographische Nachrichten aus der Hand eines Freundes dieses Propheten enthält die „Berlinische Monatsschrift" (1782), S. 517—536, mit einem Bildchen, wo Ziehen in tiefes Nachdenken versunken unter Bäumen wandelnd erblickt wird.

**) Lichtenberg's „Vermischte Schriften" (neue Ausgabe, Göttingen 1844), Bd. 5, zu Anfang: „Ueber die Weissagungen des verstorbnen Superintendenten Ziehen zu Zellerfeld."

Das war das Buch Chevilla. Was ist oder war nun das Buch Chevilla? Vor Ziehen hatte Niemand Etwas davon gehört, und Alles war höchst begierig das Nähere davon zu erfahren, oder es gar zu besitzen. Ziehen selbst ließ bereits unter dem 22. Dec. 1779 eine mit seinem Namen unterschriebene „Vorläufige allgemeine Nachricht der hieroglyphischen Sprachkunst und von dem Buche Chevilla" ins Publicum kommen *), und ein gedrucktes oder geschriebenes Exemplar dieser Nachricht muß es gewesen sein welches Goethe am 24. Mai 1780 an Frau von Stein mit jenem Billet überschickt hat, da die sonst bekannt gewordenen Schriften über das Buch Chevilla sämmtlich spätern Ursprungs sind. Die hier gebotenen Aufschlüsse sind ziemlich deutlich. Ziehen geht von der hieroglyphischen Sprache aus, welche die älteste und die erste sei, von göttlichem Ursprung, worin der älteste Religionsunterricht, und die älteste Offenbarung welche die Menschen von Gott empfingen abgefaßt wäre. Er nennt sie den ersten Schlüssel von der Kenntniß der ersten und zweiten Erdbevölkerung und der darauf sich beziehenden Völkergeschichte; sie sei zur Auslegung der Heiligen Schrift in Absicht auf den hieroglyphischen Theil derselben unentbehrlich. Mit der Erfindung der hieroglyphischen Sprachkunst aber war bei ihm die Auflösung der Hieroglyphen und zwar der göttlichen (welche er von den menschlichen unterschieden wissen will) verbunden. Zu den Entdeckungen nun die er auf der beschriebenen Bahn gemacht habe, sagt er, „gehört auch das Buch Chevilla. Die Wörter Capella, Sibylla, Cybella sind und bedeuten mit dem Worte Chevilla einerlei. (!) Allein nach der eingeführten Punctation unserer hebräischen Bibel, 1. Buch Moses, 2, 11, spricht man Chevilla, und diese Aussprache behalte ich bei." Hier hätten wir denn eine Art Etymologie des Wortes, aber welche von ebenso viel Unkenntniß als Verwirrung zeigt. Auch wird der aus der Schöpfungsgeschichte angeführte Name des Landes das von einem der vier Flüsse des Paradieses umflossen wird Chavila ausgesprochen, und etymologisch von den Indologen auf indischen Ursprung und Geographie zurückgeführt. Wenn aber Ziehen das Buch Chevilla eine von ihm durch Enthüllung der göttlichen Hieroglyphen gemachte Entdeckung nennt, so ist offenbar an ein Buch in bibliographischem Sinne nicht zu denken, und Das wird durch eine Stelle gegen den Schluß der Nachricht bestätigt, wo er sagt: „Es ist der hieroglyphische Theil der Heiligen Schrift, folglich keine neue, sondern die alte, von allen Christen angenommene Offenbarung. Durch sie finden wir die Reste des ursprünglichen göttlichen Unterrichts in den Schriften der Propheten, und ohne sie würden uns selbige nicht sehr zu statten kommen." Ferner da es einige Seiten vorher heißt: „Das Buch Chevilla ist insonderheit für unser gegenwärtiges Weltalter nützlich, wichtig, nothwendig.... Die Eröffnung dieses Buchs macht unzählige Commentare in der Heiligen Schrift überflüssig.... Sie veredelt den Werth der Augsburgischen Confession. (!) Aus dem Buche Chevilla erhellt, daß unsere Augsburgische Confession das Gepräge der Wahrheit hat u. s. w." Lichtenberg nennt es daher witzig „eine Art Bibelseele, oder eine Naturlehre und Metaphysik, in jene seligmachenden Lehren aufgelöst die dereinst entweder durch eine neue Offenbarung oder durch beständiges Studium zur Präcipitation werden gebracht werden". Die Dunkelheit und Zweideutigkeit womit Ziehen sich ausdrückte machte die Menschen nur desto begieriger das Buch Chevilla zu sehen, und womöglich zu besitzen. Lichtenberg versichert, daß Jemand 50 Dukaten dafür geboten habe. Der durch Schriften bekannte damalige Bibliothekar Friedrich's des Großen, der Abt Pernetty in Berlin, schrieb an Ziehen einen Brief, der aber erst in die Hände seiner Witwe gelangte, worin er unter vielen Lobpreisungen bekannte, daß er Nichts sehnlicher zu wissen wünsche als wo das Buch sei, und wie man es entziffern könne. *) Allein obschon der M. Christian Friedrich Götse noch im J. 1786 eine eigene Schrift „Von dem raren und schätzbaren Buche Chevilla, oder von der Rolle des Buchs der Rathschlüsse Gottes" herausgab, worin er uns aus eigener Bekanntschaft mit dem Buche treuherzig versichert: Verfasser oder vielmehr Verfasserin sei die Frau Japhet's und Schnur des Erzvaters Noah, und Alles was Ziehen davon sage habe seine völlige Richtigkeit, so kann man immer ohne Bedenken behaupten, daß hier eine Verwechselung mit einem verwandten Producte dieser reichhaltigen Gattung stattfinde, und daß mit der verunglückten Weissagung auch das Buch Chevilla als eine unglückliche Fiction mit ihrem Urheber vorüberging, und den Spott redlich verdient welchen, außer Lichtenberg, Musäus zum Schlusse seiner Märchen von Rübezahl lustig darüber ausgießt, wo es heißt: „Daß die Weissagung des Buches Chevilla nicht in Erfüllung gegangen, und der berüchtigte Seher zu Zellerfeld ein Lügenprophet worden ist, daß die Länder am Rheinufer und Neckarstrom auf ihrer alten Erdscholle noch so grund- und bodenfest stehen als der Brocken und das Riesengebirge, und daß die Herren von Hirschberg noch keine Flotte in See stechen lassen und an dem amerikanischen Seekrieg Antheil genommen haben: Das ist das Werk der wachsamen Gnomen und ihrer unermüdeten Arbeit." Dieser Ausspruch, geschrieben zu Weimar zur selben Zeit da die Thaumaturgen in Berlin **) unter den Augen Friedrich's des Großen und trotz der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" sich über die Weissagungen des Buchs Chevilla stritten, mag uns schließlich als Kennzeichen der im Kreise Goethe's und Herder's herrschenden Bildung und Denkart gelten.

Obschon unsere Bemerkungen über das Buch Chevilla manchem Leser schon viel zu lang vorkommen mögen, so kann ich doch nicht umhin auf einige in Hamann's „Briefwechsel" nachträglich hierüber gefundene Stellen (s. Hamann's „Schriften", VI, 135, 161, 166 und 198) hinzuweisen. Sie zeigen, welches Aufsehen und welche Beachtung jenes mystisch-literarische Meteor in dem Kreise Weimars außer bei Frau von Stein auch bei Herder, und seiner Gattin, bei Knebel u. A. im J. 1780 erregt hat. Durch Herder ward Hamann im höchsten Grade auf das Buch Chevilla gespannt gemacht, wiewol Kant ihn sogleich auf die „ganz falschen Begriffe von der Astronomie" in Ziehen's Weissagung hinwies. Endlich aber brach Hamann nach längerm Forschen über das Ganze den Stab, indem er an den Buchhändler Hartknoch in Riga den 19. Juni 1781 schrieb: „Das Buch Chevilla ist nun auch herausgebracht. Nichts als ein ziemlich gemeines Werk, welches Sie vermuthlich auch in Ihrer Sammlung besitzen werden: des R. Meir El-Rabbi Hispani semitae Fidei. Wie Ziehen in diesem alten Tröster die hieroglyphische Sprache hat entdecken können begreife ich nicht." Hiermit mag diese Untersuchung auch für uns abgeschlossen sein.

(Der Beschluß folgt.)

*) Abgedruckt in der „Berlinischen Correspondenz" (1783), II, 433—444.

*) Aus Heinsius und Kayser kenne ich nur dem Titel nach: „Das Buch Chevilla" (3 Thle., Freiburg 1784) und „Das neue geheime Buch Chevilla, von den Veränderungen der Erde ꝛc." (4 Thle., Linz 1786), ohne Zweifel bloße Producte buchhändlerischer Speculation.

**) Wirklich heißt es in der „Berlinischen Correspondenz" (1783), S. 638, daß sich „mit der Philosophia occulta nicht Dienstmägde befassen, sondern Männer Berlins von der erhabensten Geburt, von den ersten Ständen, von tiefen Wissenschaften und ausgebreiteten Kenntnissen, Männer die in hohen Aemtern stehen, und bei allen diesen Vorzügen die Chevilla, Capella, Kabala und Sibylla in Ehren halten!" Vergl. S. 615.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 226. — 20. September 1849.

Ungarn, Oestreich und der Slawismus.

1. Ueber den öffentlichen Geist in Ungarn seit dem Jahre 1790. Von A. de Gerando. Mit einer ethnographischen Karte des Königreichs Ungarn. Leipzig, Weber. 1848. 8. 2 Thlr.
2. Magyaren-Spiegel oder wahre Schilderung der Völkerverfassung und Richtung des ungarischen Reichs neuester Zeit. Von einem Magyaren. Leipzig, Volckmar. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Geschichte des Illyrismus oder des süd-slawischen Antagonismus gegen die Magyaren. Nebst einem Vorworte von W. Wachsmuth. Leipzig, Mayer. 1849. Gr. 8. 25 Ngr.
4. Der Völkerproceß der Magyaren und Kroaten. Mit Berücksichtigung seiner auch für Deutschland wichtigen Folgen. Weimar, Voigt. 1848. Gr. 8. 12½ Ngr.

In dem europäischen Völkerleben der neuern Zeit, welches seit dem Beginne der Französischen Revolution an die Stelle einer langen Lethargie getreten ist, offenbart sich unverkennbar ein unaufhaltsames Streben nach einem dreifachen Ziele: nach natürlichem, nationalem Dasein, nach nationaler Selbständigkeit und nach nationaler Glückseligkeit. Ehe dieses Ziel vollständig erreicht oder jede Spur des Nationalsinnes gänzlich vertilgt ist, wird keine Ruhe sein in Europa, und der Kampf wird bald mit Schrift und Wort, bald mit dem Schwerte fortgeführt werden bis zur Entscheidung. Obgleich diese eine allgemeine sein muß, sowie der Kampf ein gemeinsamer ist, so werden doch diejenigen Völker welche bis jetzt ihre Selbständigkeit zu behaupten wußten beiweitem weniger Opfer zu bringen haben als die übrigen, welche durch die Tücke des Schicksals fremder Herrschaft anheimgefallen sind. Zu den letztern gehört das Volk der Magyaren, dessen Stellung unstreitig schon deshalb als die schwierigste betrachtet werden muß, weil sie eine völlig isolirte und auf allen Seiten mächtigen Feinden preisgegeben ist. Ein Volk das unter solchen Verhältnissen einen so ungleichen Kampf wagt, und bis zum letzten Augenblicke nicht am Siege verzweifelt, verdient die Aufmerksamkeit eines Jeden, welcher politischen Ansicht er auch huldigen mag, in hohem Grade; wir wollen deshalb eine kurze Darstellung der magyarischen Zustände, besonders insofern sie die jüngste Erhebung gegen Oestreich und das Slawenthum herbeiführten, versuchen und den unparteiischen Leser in den Stand setzen über Recht oder Unrecht des für beide Theile unheilvollen Kriegs sich ein Urtheil zu bilden.

Die Magyaren, diese „asiatischen Unterthanen Seiner Majestät", wie Fürst Metternich sie geringschätzend zu nennen beliebte, kamen bekanntlich im Gefolge der Hunnen nach Europa, und setzten sich nach vielen abenteuerlichen Zügen im J. 889 in den Ebenen Daciens fest, wo sie sich, hauptsächlich durch deutschen und italienischen Einfluß, weit schneller und kräftiger als die sie umgebenden und zum Theil von ihnen unterworfenen slawischen Stämme entwickelten, und unter ihren meist tüchtigen Königen zu einem gebildeten und kräftigen Volke erhoben, welches im Stande war längere Zeit die Vorhut Europas gegen die herandrängenden Türken zu bilden. Viele schwere Kämpfe bestand die tapfere Nation zwar siegreich, aber mit steter Verminderung ihrer innern Kraft, und als in der unglücklichen Schlacht bei Mohacs (1526) ihr Beherrscher Ludwig II. fiel, glaubte sie am besten dadurch für ihr künftiges Glück zu sorgen, daß sie Karl's V. Bruder, den römischen König Ferdinand, welcher sich offen als Feind der Türken erklärt hatte, auf den Thron erhob, legte aber den Keim zu ihrem Unglücke. Nach dem Wahlacte galt zwar die Verbindung mit dem Hause Habsburg nur für die Lebensdauer des Wahlkönigs, aber schon 1687 erfolgte durch den offenbar gegen das Interesse des Volks handelnden Reichstag die Erblichkeitserklärung der ungarischen Krone für die männlichen Nachkommen des Königs, und 1723 wurde sogar die Pragmatische Sanction angenommen, d. h. das Erbrecht auf die weibliche Linie für den Fall des Aussterbens der männlichen ausgedehnt. Bei allen diesen Verträgen behielten sich indessen die Magyaren stets die Selbständigkeit und Unverletzlichkeit ihrer Verfassung, Gesetzgebung und Verwaltung ausdrücklich vor; sie betrachteten ihr Land und Oestreich nicht als einen und denselben Staat, sondern vielmehr als zwei nebeneinander bestehende, zwar durch dasselbe Oberhaupt, jedoch unter ganz verschiedenen Bedingungen und auf ganz verschiedene Weise regierte Staaten; sie wachten deshalb sogar mit Eifersucht auf den Unterschied der von dem gemeinsamen Beherrscher in seinen verschiedenen Verhältnissen geführten Titel, und bestanden noch bei der Krönung des Kaisers Ferdinand I. darauf, daß

er als König von Ungarn den Namen Ferdinand V. führe.

Dieses so wenig natürliche, der östreichischen Politik und den Bestrebungen der Magyaren gleich sehr hinderliche Verhältniß, welches der „Magyaren-Spiegel" in allen seinen Einzelheiten klar und getreu schildert, mußte bald Verlegenheiten, Reibungen und zuletzt offenen Kampf zur Folge haben, und der Bruch erfolgte um so schneller, als man in Wien ohne Scheu anfing Ungarn als erobertes Land zu betrachten, und die Bürgschaften die man dessen Unabhängigkeit geleistet zu verletzen. In ihren gerechten Erwartungen so bitter getäuscht, erhoben die Magyaren wiederholt die Fahne der Empörung, erfochten, von Frankreich und Polen unterstützt, manchen glänzenden Sieg, und noch jetzt leben die Namen der Helden welche damals für die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes fochten, Bocskay, Bethlen, Tökely, Rakoczy, in dem Munde des Volks. Alle diese Aufstände endeten mit Unterhandlungen und mit dem Versprechen Oestreichs seinen ungesetzlichen Ansprüchen entsagen und die Nationalunabhängigkeit Ungarns achten zu wollen. Karl's VI. humane Politik, welche diesen so oft gegebenen und ebenso oft gebrochenen Versprechungen Rechnung trug, brachte das durch deutsche und türkische Heere fast in eine Einöde verwandelte Land zur Ruhe, und erwarb sich die Achtung seiner Bewohner. Die Früchte eines solchen Benehmens ließen nicht auf sich warten; als nach Karl's VI. Tod (1740) die übrigen Fürsten Europas, weit entfernt die Pragmatische Sanction zu achten, sich anschickten sein Erbe zu theilen, als alle Stücke der östreichischen Monarchie unbeweglich und unthätig, sozusagen, übereinander fielen, als der unglücklichen Maria Theresia keine Stadt mehr blieb um ihre Wochen zu halten, erschien das so oft mishandelte Ungarn als der einzige Rettungsanker. In ihrer verzweifelten Lage vertraute die geistreiche Frau nur ihrer innern Eingebung, gebot den alten Hofräthen, die über ihre Begeisterung erschraken, Stillschweigen und erschien in der Mitte des Reichstags um seine Hülfe anzuflehen. „Sterben wir für unsern König Maria Theresia!" war die heldenmüthige Antwort der Magyaren, und urplötzlich brachen aus Ungarn unzählige Scharen hervor, welche Europa in Staunen setzten durch ihren Anblick, ihre Tracht und ihr Feldgeschrei, und den Feind über den Rhein und die Alpen zurückwarfen. Nach einem siebenjährigen Kampfe sicherte der Aachener Friede (1748) Maria Theresia das Erbe Karl's VI.: sie hatte nur Schlesien verloren. Ungarn hatte die östreichische Monarchie gerettet.

Und welcher Lohn ward ihm dafür? Die Kaiserin, ihres Unglücks eingedenk, trat zwar sanft auf, und versuchte, was gewaltsamen Anstrengungen nicht möglich war, durch Gnadenbezeigungen, womit sie den magyarischen Adel überhäufte, und durch Verheirathung der einflußreichsten Magnaten mit den Töchtern der bedeutendsten östreichischen Familien zu erreichen, was ihr auch, wenigstens zum Theil, über Erwarten gelang; aber schon Joseph II., statt auf diesem Wege, dem einzigen welcher Ersatz versprach, fortzufahren, fiel wieder in den alten Fehler zurück, und brachte Ungarn durch unnöthige, mit unnachsichtiger Strenge durchgeführte Maßregeln von neuem und mehr als je gegen Oestreich auf, und gerade bei dem Anbruche einer neuen Zeit, die der Gewaltherrschaft Nichts weniger als günstig war, und alles Bestehende über den Haufen werfen zu wollen schien. Wir übergehen hier die in Folge der Französischen Revolution im J. 1794 in Ungarn ausgebrochene und von der östreichischen Regierung mit so schwarzen Farben geschilderte Verschwörung, da sie noch immer in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Wir wissen nur, daß viele der talentvollsten und tüchtigsten Männer Ungarns, welche sich allzu voreilig zu dem Versuche hinreißen ließen die in Frankreich zur Geltung gekommenen Ideen von Freiheit und Gleichheit in ihrem Vaterlande zu verbreiten, auf dem Blutgerüste starben. Die Bewegung mußte, da sie künstlich hervorgerufen war, ohne Erfolg und überhaupt ohne Folgen bleiben; denn eine nachhaltige Revolution konnte nur durch den Landtag, auf welchen das Volk ein unbedingtes Vertrauen setzte, vorbereitet werden. Ein flüchtiger Blick auf die parlamentarische Geschichte Ungarns, welche A. de Gerando sehr anziehend und ziemlich vollständig, wenn auch von seinem französischen Standpunkte aus etwas zu einseitig darstellt, dürfte deshalb zur richtigen Würdigung der jetzigen Verhältnisse nicht wenig beitragen.

Zur Zeit als die Magyaren noch unter ihren eigenen Königen standen, wurde der Landtag unter freiem Himmel zu Pferde gehalten, und alle Adeligen, d. h. alle Krieger, konnten Theil an den Berathungen nehmen; mit der östreichischen Regierung kamen die häufig mehr nach Gunst als nach Verdienst festgestellten Rangunterschiede und Titel, und der Reichstag zerfiel in zwei Kammern oder Tafeln; die Erste Tafel besteht aus den Magnaten, nämlich aus den Adeligen welche den Rang eines Fürsten, Grafen oder Freiherrn haben, aus den Erzbischöfen und Bischöfen der katholischen und griechischen Kirche und aus den höchsten Staatsbeamten; die Zweite Tafel, die man auch insbesondere die Stände nennt, wird aus den Abgeordneten des Landes gebildet, und bei jedem Landtage, der alle drei Jahre berufen werden soll, erneuert. In jedem Bezirke (Comitate) werden durch alle in demselben wohnenden adeligen Eigenthümer in einer zu diesem Zwecke veranstalteten Versammlung zwei Abgeordnete gewählt und mit den genauesten Verhaltungsbefehlen versehen; man schreibt ihnen sogar die Worte vor welche sie auszusprechen haben, und verpflichtet sie getreue Berichte über die Verhandlungen und den Gang des Reichstags zu geben; entsprechen sie dem Vertrauen ihrer Wähler nicht, so steht diesen das Recht zu sie durch andere Deputirten zu ersetzen. Die Wichtigkeit dieser Anordnung leuchtet ein; denn um die Stände zu einem dem Lande gefährlichen oder nachtheiligen Zugeständnisse zu bringen, müßte man alle Wähler gewinnen, eine Masse von einigen Hunderttausend auf ihre Rechte eifersüchtig wachender Männer,

die unmöglich einzuschüchtern oder zu bestechen sind. Einzig und allein dieser Thatsache verdankt Ungarn die Unabhängigkeit welche es bis jetzt bewahrt hat.

Unter Joseph II. begannen die Magyaren, welche sich einige Zeit durch die Künste des wiener Cabinets hatten einschläfern lassen, ihre alten Rechte, ihre hundertjährigen Freiheiten zurückzufodern und ihre Unabhängigkeit dem Kaiser gegenüber zu vertheidigen. In den Comitatsversammlungen, welche alle drei Monate stattfanden, sprach man sich immer bitterer und drohender aus, und nahm sogar keinen Anstand zu behaupten, daß der Nation das Recht zustehe sich einen andern Beherrscher zu wählen. Auch außerhalb der politischen Versammlungen nahm die Gereiztheit immer zu; man suchte die vielfach verdrängte magyarische Sprache wieder zu Ehren zu bringen, bildete gelehrte Gesellschaften und gründete Tageblätter, worin man die muthigen Vaterlandsfreunde pries; die Dichter besangen Ungarns alten Ruhm und bejammerten, daß mit fremden Sitten Bestechung und Lüge ins Land gedrungen seien; man legte wieder die Nationalkleidung an, und die Frauen des Adels zeigten sich in derselben auf den Spaziergängen unter dem Beifallsrufe des Volks, welches nie aufgehört hatte magyarisch zu sein und zu denken; kurz, es war eine so allgemeine Hingerissenheit, daß sie in Wien ernstliche Besorgniß erregte. Auch wäre vielleicht damals schon ein Aufstand nicht ausgeblieben, wenn nicht Leopold's II. Weisheit den Sturm beschworen oder vielmehr auf einen minder gefährlichen Weg gelenkt hätte; er berief den Reichstag (6. Juni 1790), und das Land sollte nun durch das Organ aller seiner Vertreter seine Klagen laut werden lassen. Die Foderungen welche die Stände anfangs stellten gingen indessen so weit, daß Leopold es mit der Würde seiner Krone unverträglich fand ihnen Gehör zu schenken; da er aber in seinen entschiedenen Antworten die strengste Rechtlichkeit zeigte, so gewann er bald einen großen Theil der beiden Tafeln und es kam eine Vermittelung zu Stande: der Reichstag bestätigte die zuerst von ihm in Frage gestellten frühern Verträge über die Erbfolge, und Leopold erließ das Gesetz, daß jeder spätere Thronfolger den feierlichen Eid zu leisten habe die Rechte, Freiheiten und Privilegien von Ungarn aufrecht zu halten; ferner erkannte er an, daß Ungarn unabhängig sei von den andern Ländern der Monarchie und nach seiner eigenen Verfassung regiert werden müsse; die Gesetzgebung wurde dem Könige und dem Reichstage zugleich, die Regulirung der Steuern dem letztern allein vorbehalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Excurse zu „Goethe's Briefe an Frau von Stein".

(Beschluß aus Nr. 225.)

Un aqueduc, un aqueduc.

Am 25. Mai 1782 (I, 208) schreibt Goethe an Frau von Stein, auf deren Sohn Fritz *) er die gemüthlichste Zärtlichkeit deren er fähig war übertrug: „Wir waren in seinem Gärtchen, und seine Bohnen interessiren mich mehr als seine Bäume. Ich danke Gott, der mir den Sinn gegeben hat ihm seine Aqueducs nicht zu verderben, sondern sie zu ehren." Der Herausgeber hat es hier für überflüssig erachtet den Lesern zum vollen Verständnisse dieser Anspielung einen Fingerzeig zu geben. Es möchte indessen doch Manchen geben welcher nicht weiß oder sich nicht gleich erinnert, daß an unserer Stelle auf die Geschichte von dem „Nußbaum der Terrasse" in Rousseau's Selbstbekenntnissen im ersten Buche *) angespielt wird. Zur Zeit als diese Briefe gewechselt wurden war der Eindruck den jenes außerordentliche Buch auf ein dafür doppelt empfängliches Zeitalter machte in seiner ersten und ganzen Frische. Goethe hatte die „Confessions" kurz vorher von seiner Mutter erhalten, und spricht sich vom 9. Mai 1782 mit Entzücken darüber aus; der Herzog Karl August warb sogar unter seinen Bekannten, wie man aus einem seiner Briefe an Knebel sieht, daß sie gleich Rousseau ihre Bekenntnisse aufsetzen sollten. Was Goethe betrifft, so wird man nicht in Abrede stellen, daß „Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben" ohne das Vorbild und die geheime Nachwirkung Rousseau's nicht geschrieben wäre. Man könnte auf Züge der Verwandtschaft jener im Uebrigen so verschiedenartigen Bekenntnisse mit dem Finger weisen.

Aus Eckermann's „Gespräche mit Goethe".

Gleichzeitig mit den ersten beiden Bänden von „Goethe's Briefe an Frau von Stein" erschien voriges Jahr der dritte Band von Eckermann's „Gespräche mit Goethe". Hier lesen wir unter vielem andern Schönen und Erbaulichen (S. 201—204) aus Goethe's Munde Bekenntnisse aus seinem Leben, welche durch ihren Inhalt als eine höchst anziehende Ergänzung zur „Wahrheit und Dichtung", und zwar aus den für die Bildungsgeschichte des Dichters so wichtigen, und noch nicht genug ins Licht gesetzten ersten Jahren seines Lebens in Weimar zu betrachten sind; in Bezug auf die Form aber sich den anmuthigsten unter Goethe's Novellen anreihen konnten. Was dieser Erzählung jedoch das Gepräge der intimsten Confession verleiht, ohne daß Goethe eine solche gerade beabsichtigte, ist, daß sie aus des Dichters Verhältniß zu Frau von Stein geschöpft ist, obschon jeder Name von Goethe wie von Eckermann vermieden wurde. Dies kann Keinem zweifelhaft bleiben welcher mit dem frischen, vollen Eindruck der Goethe'schen Briefe jene Erzählung vor Augen nimmt, insofern es gar nicht schwer wäre aus den Briefen den Zeitpunkt des von Goethe erzählten Falls, als eines Belegs für „die magnetische Kraft der Liebe auf Abwesende und unsichtbare Einwirkung der Geister aufeinander", nach Tag und Datum zu bestimmen. Auch über die Gegenseitigkeit in jenem zarten Verhältnisse fallen hier helle Streiflichter, und vielleicht wird der Herausgeber der Goethe'schen Briefe in einem der folgenden Bände, denen wir begierig entgegensehen, auf diesen Punkt zurückkommen. Goethe's Mittheilung bei Eckermann trägt das Datum vom 7. Oct. 1827, als Frau von Stein seit einem Jahre die Welt verlassen hatte.

Was den Glauben an eine unsichtbare magnetische Einwirkung der Geister, zu welchem jene Erinnerungen ein Beispiel liefern sollten, anlangt, so mochte er Goethe schon als poetisches Motiv werth sein. Man erinnert sich z. B. einiger in dieses Gebiet einschlagender Erzählungen in der Unterhaltung deutscher Ausgewanderter, namentlich der Erzählung von der Sängerin Antonelli. Ich benutze diesen Anlaß zur Ergänzung meiner Untersuchungen über die Ausgewanderten (s. „Wiener Jahrbücher für die Literatur" (1846, Heft 4) die Freunde derartiger Aufschlüsse darauf aufmerksam zu machen, daß vor kurzem die Quelle zu jener Erzählung in einer Art nachgewiesen wurde welche im Wesentlichen keinen Zweifel übrig läßt (s. C. Köster, „Gedenkblätter über Kunst", Manheim 1848,

*) Er starb vor einigen Jahren zu Breslau als Generallandschafts-Repräsentant zu Breslau.

*) „Les confessions de *J. J. Rousseau*" (Zweibrücken 1782), S. 29—32.

S. 47 fg.). Hiernach ist jene Spukgeschichte bis in das Einzelne jedes darin vorkommenden Zugs aus dem Leben der berühmten französischen Schauspielerin Clairon, welche im hohen Alter im J. 1803 zu Paris gestorben ist, entlehnt; nur daß Goethe außer der freien Bearbeitung den Schauplatz des Abenteuers von Paris nach Neapel verlegt, und demgemäß auch die handelnden Personen aus Franzosen in Italiener verwandelte. Der Herausgeber (eigentlich eine Dame, F. v. L., von welcher ein Brief eingeschaltet ist) hat diese Entdeckung in den „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach, geb. Gräfin Berkeley" (Lady Craven), gemacht, welche 1826 in englischer Sprache herauskamen, und bald darauf ins Französische und Deutsche übersetzt erschienen. *) Seine Aufschlüsse sind mit Dank anzuerkennen; nur merkt er den sonderbaren Anachronismus nicht den er macht, wenn er jene Denkwürdigkeiten für die Quelle hält aus der Goethe geschöpft haben soll, da die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten in den „Horen" von 1795 erschienen, mithin 30 Jahre vor dem Buche der Lady Craven! Wir werden also in der Zeit weiter zurückgehen müssen, und begegnen zunächst den Memoiren der Schauspielerin Clairon („Mémoires d'Hyppolite Clairon et réflexions sur l'art dramatique", Paris VII). In diesen finden wir in der That die fragliche Erzählung gleich zu Anfang (S. 1—21), und es ist keine Frage, daß die Markgräfin von Anspach, welche in der Clairon, die viele Jahre vor ihrer Verheirathung mit dem Markgrafen von Anspach an dessen Hofe lebte, eine Nebenbuhlerin haßte, hier die Memoiren der Clairon fast wörtlich ausgeschrieben hat. **) Aber auch diese können, so weit sie vorliegen, nicht die Quelle Goethe's gewesen sein, da sie 1799 (an VII de la république) herauskamen, also noch immer einige Jahre später als Goethe's Novelle von der Sängerin Antonelli. Wie löst sich nun dieser Widerspruch? Einfach dadurch, daß Goethe längere Zeit vor der Herausgabe jener Memoiren zur Kenntniß des Manuscripts gekommen war. Das Vorwort der Clairon vor ihren Memoiren gibt uns dazu einen Fingerzeig. Es ist ein Brief an den Redacteur des „Publiciste" vom 15. Aug. 1798. Sie hatte ihre Denkwürdigkeiten viele Jahre vorher, höchst wahrscheinlich während ihres Aufenthalts zu Anspach, aufgesetzt ***), mit dem Vorsatze, daß sie erst 10 Jahre nach ihrem Tode erscheinen sollten. Sie hatte deshalb das Manuscript einem Schriftsteller im Auslande, d. h., wie wir bald belehrt werden, einem Deutschen, anvertraut; zu ihrer großen Bestürzung jedoch kam 1798 eine deutsche Uebersetzung in der Schweiz heraus, und Dies bewog die Verfasserin gegen ihre anfängliche Absicht mit dem Original hervorzutreten. Offenbar hatte der Freund in Deutschland ihr Vertrauen gemisbraucht, daß er die Handschrift, deren Vorhandensein ein Geheimniß bleiben sollte, unter der Hand mittheilte, und so die Uebersetzung wenigstens indirect veranlaßte. Dieser Fall steht übrigens nicht vereinzelt da, ich erinnere an die nachgelassenen Schriften Diderot's, welche in Abschriften an deutschen Höfen circulirten ehe sie in der Urschrift herauskamen, namentlich an „Rameau's Neffe", den Goethe übersetzte, und an „Jacques le fataliste", wovon ebenfalls die deutsche Uebersetzung vor dem Original erschien, dessen Druck der Prinz Heinrich von Preußen nach einer in seinen Besitz gelangten Abschrift besorgen ließ. Es hat mithin durchaus nichts Auffallendes, wenn Goethe mehre Jahre vor dem Erscheinen der Memoiren von Clairon diese wenn auch vielleicht nicht vollständig, doch wenigstens die erste Abtheilung in der Handschrift las, und für die Unterhaltung seiner Ausgewanderten benutzte. Er hätte aber schwerlich diesen Gebrauch davon machen können, wenn das Buch bereits aller Welt zugänglich war. Ebenso begreift es sich nun, warum Goethe durch Abänderung des Schauplatzes und des Namens der Personen die Spuren seiner Quelle verwischte, da er ein Geheimniß zu bewahren hatte. Uebrigens hatte die Clairon den festen Glauben an eine übernatürliche Einwirkung bei jenem seltsamen Ereignisse, welches gleich in die erste Zeit ihres glänzenden Auftretens zu Paris fiel, nämlich in das Jahr 1743. **G. E. Guhrauer.**

*) In der mir vorliegenden französischen Uebersetzung: „Mémoires de la Margrave d'Auspach, écrits par elle-même. Traduits de l'Anglais par *J. T. Parisot*" (Paris 1826), I, 198—209.

**) Der französische Uebersetzer weist ihr sogar (I, 213) in ihren Reflexionen über das Theater ganze Plagiate an der Clairon nach.

***) Die Form der Erzählung jenes gespenstigen Abenteuers als eine Zuschrift an einen zärtlich und treu geliebten Freund läßt annehmen, daß dieser Freund der Markgraf von Anspach selbst gewesen.

Für Curiositätenkäufer.

„Ein bekannter Correspondent", sagt das „Athenaeum", „meldet aus Paris: Ich habe soeben die Freude gehabt eine merkwürdige Privatsammlung geschichtlicher Documente zu sehen welche sich insgesammt auf die erste französische Revolution, deren Helden und Opfer beziehen, und ein kurzer Bericht darüber dürfte einigen Ihrer Leser um so willkommener sein, da die Sammlung im Interesse der Erben zur Erleichterung des Ordnens gewisser Familienangelegenheiten nächstens verkauft werden soll. Sie ist das Eigenthum der St.-Albins, Erben eines berühmten Volksführers aus der Zeit des Convents und des öffentlichen Sicherheitsausschusses, welchen geschichtskundige Leser leicht errathen werden und dessen Namen ich aus Rücksicht für die Ueberlebenden verschweige. Sie besteht aus einer in ihrer Art einzigen, fast ununterbrochenen Reihenfolge von Büsten, Portraits, Autographen, Flugschriften und andern Urkunden. Die Büsten, in Bronze, Marmor und Gyps, sind die vieler der denkwürdigsten Männer jener Zeit, Royalisten und Republikaner. Noch reicher an historischen Illustrationen ist die Portraits-Sammlung. Sie enthält Portraits von Ludwig XVI., Mirabeau, Robespierre, St.-Just, Herrn und Frau Roland, Danton, Marat, Charlotte Corday und mehren Andern, berühmten und berüchtigten Andenkens jetzt und auf immer. Dabei muß ich erwähnen, daß die meisten Zeichnungen zu Lamartine's «Histoire des Girondins» nach jenen Originalen copirt sind und zwar mit einer so überpeinlichen Freiheit, daß die Stiche beiweitem weniger den Originalen als der oft übertriebenen Romantik der gedruckten Beschreibung ähnlich sehen. Ganz besonders ist Dies mit den Gesichtern der Frau Roland und der Charlotte Corday der Fall. Letzteres hat der Graveur sehr beträchtlich idealisirt, damit es den Worten des Dichters entsprechen sollte. Das Portrait ist hier; es mag selbst reden. Die Bibliothek umfaßt eine seltene Sammlung Pamphlets, Lieder, Anschläge u. s. w. aus der alten Revolution, auch ein Leben Danton's im Manuscript, das Werk des verstorbenen Besitzers, mit einer Menge, wie ich höre, wenig bekannter Aufschlüsse. Ferner eine Partie Autographen und sehr interessanter Briefe, zwei der erstern namhaft gedenkenswerth. Zuerst das identische Papier, welches Robespierre unterzeichnen wollte als er erschossen wurde. Auf Grund dieses Documents konnte Lamartine die alte Verleumdung widerlegen, daß der Tribun sich lieber selbst habe entleiben als vor Gericht gestellt werden wollen. Das Papier läßt darüber keinen Zweifel. Es zeigt die Buchstaben Ro ..., dann einen Blutfleck. Es wurde mir für 200 Guineen angeboten. Das zweite Autograph befindet sich unter einem Bulletin Bonaparte's von der Armee in Italien, kurz nach seiner Vermählung mit Josephine, adressirt an Mon cher Barras. Die Depesche ist von der Hand des Secretairs; aber darunter steht in der abgeknippenen und eiligen Schrift des Generals: «Ich verzweifle. Josephine kommt nicht. Ein Liebhaber hält sie in Paris zurück. Fluch allen Frauen, sie sind sich alle gleich. N. Bonaparte.» Solches auf einer Armee-Depesche! Welchen Ausdruck der Wahrheit gibt Dies dem «Je suis au désespoir!» Die Erben wünschen die Sammlung, damit sie nicht verzettelt werde, im Ganzen zu verkaufen."

L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 227. — 21. September 1849.

Ungarn, Oestreich und der Slawismus.

(Fortsetzung aus Nr. 226.)

Die schnelle Nachgiebigkeit des Reichstags in der so wichtigen Frage der Erbfolge hatte ihren Grund in einem unvorhergesehenen Umstande, der bald von so hoher Wichtigkeit werden sollte, daß er sogar die Existenz Ungarns bedrohte und noch bedroht. Die slawischen Stämme, welche den südlichen Theil des Landes bewohnen, hatten sich ebenfalls nach dem Vorgange der Magyaren allmälig zum Nationalbewußtsein erhoben und aus eigener Macht einen Landtag in Temeswar berufen, auf welchem sie die Behauptung aufstellten, daß sie mitten in Ungarn eine abgesonderte Nationalität ausmachten, und den Beschluß faßten: ihre Unabhängigkeit von den Magyaren, die sie „eine erst gestern aus den unterirdischen Höhlen Asiens gekommene Schar Barbaren" nannten, durchzusetzen. Eine Deputation welche mit dem Verlangen einer eigenen Regierung unter einem Erzherzoge nach Wien kam wurde, da sie als Preis des Zugeständnisses eine Hülfe von 40,000 Mann gegen Ungarn versprach, wohlwollend empfangen, und obgleich man ihrem Begehren im Augenblicke nicht entsprechen konnte, so pflegte doch die östreichische Politik sorgfältig diesen Keim der innern Zwietracht, um ihn bei Gelegenheit zu einem gefährlichen Giftgewächse emporwuchern zu lassen.

Der Landtag von 1790 schied, nachdem er noch die Religionsfreiheit, die Aufhebung der Feudallasten und die Berechtigung der Nichtadeligen zu Staatsämtern sanctionnirt hatte, mit schönen und großen Hoffnungen, welche aber schon mit dem Tode Leopold's (1792) schwanden. Sein Nachfolger Franz verlangte auf den nächsten Landtagen nur Menschen und Geld zur Führung des Kriegs gegen Frankreich, und löste sie jedesmal, sobald seinen Foderungen entsprochen war, auf, ohne auf die gerechtesten Wünsche des sich opfernden Volks und die ihm früher gemachten Zugeständnisse zu achten. Das Misvergnügen wurde zwar immer allgemeiner, aber man bewilligte stets wieder Subsidien, sobald an das magyarische Ehrgefühl appellirt wurde, bis zur Rückkehr des Friedens 1815. Die Nation brannte jetzt vor Begierde die langersehnte Ruhe zu nützen, und machte den Monarchen auf die Lage des Landes aufmerksam; sie hatte das heiligste Recht auf seinen Eifer, auf seine väterliche Liebe zu zählen, deren er stets erwähnte, so oft er Hülfe an Geld und Leuten verlangte. Aber diese Zeit war eine Zeit der Täuschung, und die Magyaren harrten auf die Erfüllung der ihnen gemachten Versprechungen ebenso vergebens, wie die übrigen Völker welche gegen Frankreich die Waffen ergriffen hatten. Umsonst verlangte man die Einberufung des Landtags, und als in Folge der willkürlichsten Handlungsweise des wiener Cabinets in einigen Gespanschaften Unruhen ausbrachen, wurden sie mit Waffengewalt unterdrückt und mit unerbittlicher Strenge bestraft. Da aber trotzdem der Unmuth mit jedem Tag wuchs und einen gefährlichen Ausbruch herbeizuführen drohte, so versammelte man nach langem Widerstreben 1825 den Reichstag, welcher stürmischer zu werden drohte als je einer zuvor; vergebens gestand Franz sein Unrecht ein, vergebens bemerkte er, daß Dinge vorgegangen die nicht hätten geschehen sollen und nicht wieder geschehen würden, man verlangte die Bestrafung der Verräther die den Monarchen irre geführt; nur mit großer Mühe und nur mit der feierlichsten Versicherung die so oft gegebenen Versprechungen von nun an in die Wirklichkeit treten zu lassen vermochte man die aufgeregten Gemüther zu besänftigen. Wer hätte ahnen können, daß bei dieser Lage der Dinge der nächste Reichstag (1830) so unbedeutend ausfallen und sich fast nur auf die Bewilligung der von Oestreich verlangten Truppen beschränken würde! Desto wichtiger wurde aber der folgende (1832), wozu trotz aller Bemühungen des Hofes fast nur liberale Deputirten gewählt wurden; er ist hauptsächlich durch zwei tief eingreifende und folgenschwere Thatsachen bezeichnet, durch den Angriff auf die grundherrlichen Rechte von Seiten der Aristokratie selbst und durch die Erleichterung der Lasten des Volks. Bis zu dieser Zeit hatte das östreichische Cabinet keine erklärten Anhänger unter den Magyaren gezählt, jetzt aber bildete sich leider unter dem höhern Adel, der die Schmälerung seiner Vorrechte fürchtete, eine Partei die in Wien eine Stütze suchte um dem Strome der neuen Ideen, die an dem später so berühmt gewordenen Kossuth den eifrigsten Verfechter fanden, Einhalt zu thun. Das Cabinet ging frohlockend in ein Bündniß ein das ihm in Ungarn selbst ein so mächtiges Werkzeug in die Hand

gab. Von nun an fanden fast alle von der Fortschrittspartei vorgeschlagenen Verbesserungen den heftigsten Widerstand, frühere Zugeständnisse wurden zurückgezogen oder doch nicht verwirklicht; ein längst vorbereitetes Criminalgesetzbuch, worin die Aufhebung der Todesstrafe ausgesprochen war, wurde verworfen, und sogar die projectirte Nationalbank zur Hebung des Handels und der Gewerbe scheiterte an kleinlichen Parteiintriguen. Die Zeit schien zu einem entscheidenden Schlage gegen die magyarischen Unabhängigkeitsbestrebungen äußerst günstig, und man zögerte nicht ihn zu führen. Seit alter Zeit wurden die Comitate durch Obergespane verwaltet, in der Regel große Herren, die Ehrgeiz oder Vaterlandsliebe zu dieser Stelle drängte. Der Obergespan ist nach dem Gesetze der Vertreter des Souverains, und mit seltenen Ausnahmen begnügte er sich mit dieser Repräsentation bei festlichen Gelegenheiten, und überließ die bürgerliche, politische und juridische Verwaltung dem Vicegespan, den die Comitatsversammlung wählte und der in der That die wirkliche Gewalt ausübte. Auf diese Weise war die Verwaltung in Ungarn den Händen der Regierung entzogen und den Comitatsversammlungen überlassen; daher die Unabhängigkeit und die kühnen Reden der Wähler und die den Deputirten gegebenen freisinnigen Instructionen. Oestreich glaubte deshalb am besten seine Zwecke zu erreichen, indem es alle Obergespane in Masse ihres Dienstes entließ und durch ihm ergebene und bezahlte Männer ersetzte; um jedoch dieser harten Maßregel einen gesetzlichen Charakter zu geben, nahm es die Fahrlässigkeit der Oberbeamten und die dadurch in den Geschäften obwaltende Unordnung zum Vorwande. Vergebens bekämpfte die liberale Partei diese gefährliche Maßregel mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln. Kossuth rief schon damals seinen Landsleuten zu:

Bei Gott, ich kenne kein Wort von dem der Despotismus einen unverschämtern Gebrauch macht als das Wort Ordnung. Im Namen der Ordnung hat Nikolaus das hochherzige Polen aus der Reihe der Völker gestrichen; im Namen der Ordnung hat Ernst August die Constitution von Hanover vernichtet; im Namen der Ordnung hat Philipp II. die Niederlande in einen Kirchhof verwandelt! Diese Ordnung, Gott sei Dank, kennt Ungarn nicht und will sie nicht kennen. Ungarn wird nur durch Gesetze regiert, und wenn die Ordnung eine Veränderung der Regierung nöthig macht, muß die ganze Nation sich versammeln und ihre Zustimmung zu dieser Veränderung geben. Jede andere Maßregel welche man uns willkürlich aufzudrängen versucht ist nicht eine Maßregel der Ordnung, sondern des Despotismus, der Ungesetzlichkeit, das heißt der Unordnung!

Kossuth's Stimme wurde nicht beachtet, aber sie verhallte nicht im Lande; die Kluft zwischen den Magyaren und der östreichischen Regierung erweiterte sich immer mehr, und man konnte voraussehen, daß irgend ein großes politisches Ereigniß einen vollständigen Bruch herbeiführen würde. Dieses Ereigniß trat früher ein als irgend Jemand geahnt hatte; der Märzsturm des Jahres 1848 wälzte sich mit Blitzesschnelle über Deutschland bis nach Ungarn hin, und der Reichstag, die günstige Gelegenheit ergreifend, säumte keinen Augenblick den so sehnlich und so lange vergebens gehegten Wünschen des magyarischen Volks zu entsprechen; er decretirte eine umfassende, auf den Grundsatz der Gleichheit aller Stände sich stützende Volksvertretung, Geschworenengerichte, Preßfreiheit und Volksbewaffnung, und verwandelte auf diese Weise mit Einem Schlage das feudalmonarchische Ungarn in eine demokratisch-constitutionnelle Monarchie.

Im ersten Augenblicke der Bewegung fiel sogar die slawische Bevölkerung, seither die Hauptstütze des Absolutismus, aus ihrer Rolle, und die Kroaten, die erbittertsten Gegner der Magyaren, schickten eine Deputation nach Wien, welche noch weit größere Foderungen stellte als diese; denn sie verlangte nebst den Freiheiten welche der Reichstag beschlossen hatte die Vereinigung von Dalmatien, Kroatien und Slawonien zu einem Königreiche, ein eigenes unabhängiges Ministerium und die Ernennung des Barons Jellachich zum Banus. Dem letztern Verlangen wurde sogleich entsprochen, von der Bewilligung der übrigen Punkte aber hat bis jetzt Nichts verlautet, und über dieser ganzen Angelegenheit liegt ein dichter Schleier, der jetzt noch nicht leicht zu lüften sein dürfte. Gewiß ist, daß von den Trennungsgelüsten der Kroaten bald keine Rede mehr war, sondern daß diese sich im Gegentheil von jetzt an wieder als die eifrigsten Vertheidiger der unbedingten Einheit der östreichischen Monarchie herausstellten. Die Zerwürfnisse des Cabinets mit dem ungarischen Reichstag wurden mit jedem Tage ernstlicher, bis endlich der Bruch erfolgte, der Kampf losbrach. Die spätern Ereignisse sind bekannt.

(Der Beschluß folgt.)

Leben und Werke des Bildhauers Tilmann Riemenschneider, eines fast unbekannten, aber vortrefflichen Künstlers am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Beschrieben und herausgegeben von C. Becker. Mit sieben Kupfertafeln und zwei Vignetten gezeichnet von Leinecker und gestochen von L. Regnier. Leipzig, R. Weigel. 1849. Imp.-4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Je seltener in der politischen Sturm- und Drangperiode, welche seit der französischen Februarrevolution des vorigen Jahres über Europa hereingebrochen, auf dem Gebiete der Literatur Werke von dem Inhalte des obigen erschienen sind, desto freudiger müssen alle Kunstfreunde ein solches begrüßen. Niemand aber kann angenehmer dadurch überrascht worden sein als ich, da ich bereits 1843 in meinem Werke „Kunstwerke und Künstler in Deutschland" gelegentlich der Würdigung eines der Hauptwerke des Tilmann Riemenschneider, des Grabmals Kaiser Heinrich's II. und seiner Gemahlin Kunigunde im Dome zu Bamberg, geäußert habe, daß es mich wundern solle, wenn sich von diesem trefflichen Meister nicht auch in andern Kirchen von Franken Werke vorfinden sollten. Denn es ist den eifrigen Bemühungen des als gründlichen Kunstforschers schon mehrfach bekannten Verf. gelungen in Würzburg und in andern Orten des nördlichen Frankens 17 andere Werke Riemenschneider's aufzufinden, außerdem aber noch höchst schätzbare Nachrichten über Herkunft und Leben desselben zu geben. Aus Osterode im Harz gebürtig erscheint er zuerst 1483 als Bildschnitzergesell

in Würzburg. Meisterrecht und Indigenat scheint er durch seine Heirath mit der Witwe des Goldschmieds Ewald Schmitt erlangt zu haben, welche indessen schon 1501 als verstorben erwähnt wird. Ein Sohn, Jörg, welcher der Kunst des Vaters folgte, dürfte aus einer zweiten Ehe desselben herrühren. Im J. 1495 bewohnte er bereits als ansässiger Bürger von Würzburg den Hof Wolfmannszichlein, welcher neuerdings von dem Historischen Verein in Würzburg mit einer darauf bezüglichen Gedenktafel versehen worden ist. Er wußte sich das Vertrauen der Bürgerschaft in solchem Grade zu erwerben, daß er allmälig im Magistrat bis zur höchsten Würde des Bürgermeisters aufstieg, welche er 1520 bekleidete. Ja, während der Zeit des Bauernkriegs führte er mit Konrad Oechsner dem bischöflichen Statthalter Heinz von Fieuches eine Schar von 200 bewaffneten Bürgern auf dem Markt zur Musterung vor. Später wurde er indeß als eifriger Kämpfer für religiöse und politische Freiheit auf Betrieb des Bischofs aus dem Rath gestoßen, und scheint bis zu seinem am 8. Juli 1531 erfolgten Tode ganz zurückgezogen gelebt zu haben.

Bei der Würdigung Riemenschneider's als Künstler, welche der Verf. nun folgen läßt, bemerkt derselbe sehr richtig, daß aus seinen Werken deutlich erhellt wie er seine künstlerische Ausbildung in Oberdeutschland empfangen hat. Die auffallende Verwandtschaft zum Martin Schongauer, sowol in den Formen als in dem Schönheitssinn, ganz besonders aber in dem tiefen und edeln Gefühl, welches ich schon in dem obigen Werk hervorgehoben, und auch der Verf. in den übrigen Werken des Künstlers bestätigt gefunden hat, läßt mich vermuthen, daß er als fahrender Gesell sich längere Zeit in Schwaben aufgehalten haben dürfte. Hierfür spricht außerdem die Aehnlichkeit mit so manchen Bildhauerarbeiten in Schwaben, wie mit den an den Altarschreinen des Friedrich Herlen zu Rothenburg an der Tauber und Nördlingen befindlichen Schnitzwerken, welche einen sehr entschiedenen Einfluß der Eyck'schen Schule verrathen. Wenn aber der Verf. äußert, daß Riemenschneider in nächster Verwandtschaft mit dem großen nürnberger Meister Adam Kraft steht, so möchte ich das Verhältniß der beiden Künstler näher dahin bezeichnen, daß der obwol um Etwas jüngere Riemenschneider im Ganzen noch die Kunstform des 15. Jahrhunderts festhält, und daher etwas alterthümlicher erscheint, während der um Etwas ältere Kraft (er stirbt hochbetagt bereits 1507) durch einen starken Einfluß des Albrecht Dürer zu völligern Formen und zur ganzen Kunstweise des 16. Jahrhunderts neigt, und daher den Eindruck eines etwas neuern Meisters macht.

Das älteste vorhandene Werk unsers Meisters erkennt der Verf. in dem Grabmal des 1487 gestorbenen Ritters Eberhart von Grumbach in der Kirche zu Rimpar bei Würzburg. Es ist eine grandiose, auf einem Löwen stehende Figur mit ausdrucksvollem Kopfe und höchst prachtvoller und ungemein fleißig ausgeführter Rüstung. Urkundlich beglaubigt sind die in Sandstein ausgeführten 6½ Fuß hohen Standbilder von Adam und Eva vom J. 1493 in der Marienkapelle zu Würzburg, wovon eine die Eigenthümlichkeiten derselben treu wiedergebende Abbildung beiliegt. In den Körpern erkennt man, wie der Verf. bemerkt, ein sehr fleißiges Studium von Modellen, welche mit vielem Naturgefühl in allen ihren zum Theil nicht schönen Einzelheiten nachgeahmt worden sind. In den Köpfen spricht sich dagegen das warme und schöne Gefühl des Künstlers entschieden aus. Leider fehlen jetzt einzelne Theile dieser Figuren, und sind andere durch Ueberarbeiten entstellt. Eine ebenfalls abgebildete Maria mit dem Kinde in der Neumünsterkirche zu Würzburg mit etwas störender Ueberladung des scharfbrüchigen Gewandes, in demselben Jahr in Sandstein ausgeführt, ist erst in neuerer Zeit mit bunter Oelfarbe überstrichen worden. Noch übler sind die ursprünglich sehr schönen 14 Nothhelfer vom J. 1494 im Blasius-Hospital, welche etwa einen Fuß hoch fast in Rundwerk in Holz geschnitzt sind, durch das öftere Uebertünchen mit grauer Oelfarbe zugerichtet. Ein anderes durch Art und Umfang höchst bedeutendes Werk Riemenschneider's, ein 1494 für den Dom ausgeführtes Sacramentshäuschen, welches bis an das Gewölbe des Chors emporstieg, und mit vielen größern und kleinern Standbildern von Heiligen geschmückt war, ist vollends ein Opfer der flachen und echt barbarischen Verschönerungswuth geworden, welche an die Stelle der aus der innersten Eigenthümlichkeit der deutschen Nation hervorgegangenen Kunstwerke nüchterne und nichtssagende Stuccaturarbeiten im italienischen Geschmack setzte. Mit Recht sagt der Verf., daß der Verlust dieses Kunstwerks um so mehr zu bedauern ist, als es einen interessanten Vergleich mit dem ähnlichen Werk A. Kraft's in der Lorenzkirche zu Nürnberg gewährt haben würde.

In demselben Dome zu Würzburg hat sich dagegen noch das Denkmal des 1495 verstorbenen Fürstbischofs Rudolf von Scherenberg erhalten. Das lebensgroße, in einer Nische unter einem gothischen Baldachin befindliche Standbild ist nach dem Urtheil des Verf. sehr fleißig in dem salzburger Marmor von röthlicher Farbe ausgeführt. Auch eine Maria mit dem Kinde an der Außenseite des Rathhauses zu Ochsenfurth vom J. 1498 und das Grabmal des Ritters von Schauenburg in der Marienkapelle zu Würzburg sind namhafte Werke unsers Meisters.

Durch Werke wie die obigen hatte sich der Ruf Riemenschneider's schon so ausgebreitet, daß er 1499 von dem Bischof von Bamberg, Heinrich Gros von Trokau, den ehrenvollen Auftrag erhielt das schadhaft gewordene Grabmal Kaiser Heinrich's II. und seiner Gemahlin Kunigunde durch ein neues zu ersetzen. Dieses schöne, mit der größten Sorgfalt in der Form eines großen Sarkophags in solenhofer Kalkstein ausgeführte Werk, welches oben die Gestalten des Kaisers und der Kaiserin, an drei Seiten aber in fünf sehr erhabenen Reliefs Vorgänge aus dem Leben des Herrscherpaars enthält, ist 1513 beendigt worden, und zeigt die bedeutende Eigenthümlichkeit des Meisters in besonders scharfem Gepräge. Eine würdige Abbildung desselben wäre sehr wünschenswerth.

In diese Zeit fallen indeß noch verschiedene andere Arbeiten des Meisters, so die 6½ Fuß hohen Standbilder Christi, Johannes des Täufers und der zwölf Apostel in Sandstein an den Strebepfeilern der Marienkapelle zu Würzburg, welche 1500 begonnen und 1506 aufgestellt wurden. Die Auszüge aus den Rechnungen welche Becker beibringt ergeben, daß er für jede dieser Figuren nicht mehr als 10 Gulden erhielt; ein Preis welcher allerdings, auch wenn man den großen Unterschied des Geldwerths gegen heute in Anschlag bringt, immer als sehr mäßig erscheint. Um das J. 1508 ist das bisher gänzlich unbekannt gebliebene Denkmal der Frau Anna Eltlin an der Außenseite der Kirche zu Heidingsfeld bei Würzburg, eine sehr erhobene Arbeit, ausgeführt worden. Es stellt die Beweinung Christi durch Maria, Johannes und Magdalena in Sandstein vor, und soll von sehr feiner Durchbildung und ergreifendem Ausdruck der Köpfe sein. In der Abbildung erscheint das zu einförmige Motiv der vier Köpfe als etwas störend.

Ein 1510 meist beendigtes Tabernakel für den Hochaltar des Doms, welches Christus mit dem heiligen Kilian darstellte, ist wieder ein Opfer jener schon bei dem Sacramentshäuschen erwähnten Barbarei geworden, welches um so mehr zu beklagen, als dasselbe zufolge der jetzt im Besitz Becker's befindlichen Quittung des Meisters über die namhafte Summe von 260 Gulden zu seinen bedeutendsten Werken gehört haben dürfte. An dieser Quittung befindet sich auch der Abdruck des Petschafts von Riemenschneider, welches als sprechendes Wappen vier zerschnittene Riemenstöcke enthält. Obwol nur ein Flachrelief verdient sowol wegen der Persönlichkeit als wegen der großartigen Behandlung auch das vormals in der Schottenkirche, jetzt in der Neumünsterkirche zu Würzburg befindliche Denkmal des 1516 gestorbenen bekannten Geschichtsforschers Johannes von Trittenheim einer ehrenvollen Erwähnung. Eine kleine Abbildung dient als Schlußvignette des Werks.

In dem im Dom zu Würzburg befindlichen, in salzburgischem Marmor gearbeiteten Denkmal des 1519 gestorbenen Bischofs

Lorenz von Bibra, welches in der Art dem des obenerwähnten des Bischofs Rudolf gleicht, hat der Meister in der architektonischen Einfassung wie in den sonstigen Nebensachen den gothischen Geschmack mit dem der Renaissance vertauscht. Bei der Erwähnung dieses Denkmals in der würzburger Chronik von Lorenz Fries wird Riemenschneider ein „weitberümbter Meister" genannt. Daß unser Künstler indeß in der Hauptsache auch in seinen spätesten Werken dem gothischen Stil getreu blieb beweist zuvörderst eine Maria mit dem Kinde in der Wallfahrtskapelle derselben auf dem Kirchberge bei Volkach, welche er einer sichern Nachricht zufolge im J. 1521 in Lindenholz geschnitzt, und auch wol sicher selbst bemalt hat. Es gehört dieses gleich der bekannten Verkündigung des Veit Stoß in der Lorenzkirche zu Nürnberg, welches nach Becker's Vermuthung die Veranlassung dazu gegeben haben möchte, zu der großen Zahl von Denkmalen die sich auf die Verehrung der Maria durch die Rosenkranzgebete beziehen. Der Gedanke in dieser Beziehung die Maria in der Herrlichkeit darzustellen ist hier besonders glücklich. Zwei Engel halten die Krone über dem Haupte der auf der Mondsichel stehenden Himmelskönigin, während andere sie auf verschiedenen Instrumenten feiern. In dem sie in der Form eines Ovals umgebenden Kranz von rothen und weißen Rosen sind fünf Runde von etwa 1½ Fuß im Durchmesser angebracht, welche in hocherhobener Arbeit die Verkündigung, die Heimsuchung, die Geburt, die Anbetung der Könige und den Tod der Maria enthalten. Es soll eines der anmuthigsten Werke des Meisters sein, und hierfür spricht auch die colorirte Abbildung desselben.

Auch das letzte vom J. 1525 datirte Werk Riemenschneider's in der unansehnlichen Kirche des Dorfs Maidbrunn, einem Filiale von Rimpar, eine Meile von Würzburg, ist noch streng in gothischer Weise gehalten. Dasselbe stellt in einer, nach der Abbildung schönen, in Sandstein in Hochrelief gearbeiteten Composition von zehn etwa vier Fuß hohen Figuren die Beweinung Christi dar, und gehört nach Becker zu den trefflichsten und gefühltesten Darstellungen deutscher Plastik aus dieser Zeit. Der Nikodemus trägt die hiernach in der Titelvignette wiedergegebenen Züge des Künstlers. Zwei Engel in der Luft sind nach einer seltenen und alterthümlichen Weise ganz befiedert dargestellt.

Von vier andern Werken des Meisters, deren Zeit ungewiß ist, gedenke ich hier nur noch einer gleichfalls auf dem Halbmond stehenden Maria mit dem Kinde, welche in Lebensgröße in Sandstein ausgeführt, vormals an der Außenseite einer Stiftscurie in Würzburg befindlich, jetzt in den Besitz des Verlegers, Hrn. Rudolf Weigel, übergegangen ist, welcher sich durch diese Veröffentlichung um so mehr den Dank aller Kunstfreunde erworben hat, als er dadurch aufs neue in einer solchen Unternehmungen so wenig günstigen Zeit seine echte Liebe zur Kunst bewährt hat. Bei der in jedem Betracht vortrefflichen Ausstattung und dem mäßigen Preise von 5 Thlr. 10 Ngr. werden hoffentlich die Freunde der Kunst dem zu ihnen gehegten Vertrauen des Verlegers Ehre machen. Der leider übel zugerichtete, ebenfalls abgebildete Grabstein Riemenschneider's, welcher ihn in flachem, wahrscheinlich von seinem Sohn Jörg gearbeitetem Relief vorstellt, befindet sich jetzt im Besitz des Historischen Vereins zu Würzburg. **G. F. Waagen.**

Witzworte von Talleyrand.

Als Ludwig XVIII. nach der Restauration Talleyrand Schmeichelhaftes über seine Talente und seinen Einfluß sagte, erwiderte derselbe bescheiden ablehnend: „Allerdings, Sire, liegt etwas Unerklärliches in mir, welches jeder Regierung die ihr Gedeihen ohne mich versucht dies ihr unmöglich macht." Zugleich ein Wink und eine Drohung.

Eines Tags wartete ihm ein Banquier, mit dem er befreundet war, auf, um sichere Nachricht über ein verbreitetes Gerücht zu erhalten, daß König Georg III. gestorben, was für das Fallen der Staatspapiere sehr wichtig war. Der Banquier entschuldigte sich daher ängstlich bei dem Minister wegen der Sonderbarkeit und Aufdringlichkeit seiner Anfrage. „O", entgegnete Talleyrand mit der ihm eigenthümlichen unerschütterlichen Ruhe, „seien Sie deshalb unbesorgt. Es soll mir vielmehr ein wahres Vergnügen machen, wenn die Aufklärung die ich Ihnen deshalb zu geben vermag Ihnen nützlich sein kann." Der Banquier war des überschwenglichsten Dankes voll. „Nun denn, so hören Sie", fuhr Talleyrand mit der Miene geheimnißvoller Vertraulichkeit fort, „einige Personen sagen, der König von England sei todt, andere, er lebe noch. Ich für meinen Theil, ich glaube weder das Eine noch das Andere. Ich sage Ihnen Dies aber im tiefen Vertrauen und bitte Sie mich um des Himmels willen nicht zu compromittiren."

Als der Erste Consul ihn eines Tages fragte, wodurch er so reich geworden, erwiderte er mit einer gewandten Schmeichelei: „Ich kaufte den Tag vor dem 18. Brumaire Staatspapiere und verkaufte sie Tags darauf wieder."

Jemand ersuchte ihn um die Adresse der Prinzessin von Baudemont. „Straße St.-Lazare", antwortete er; „doch die Nummer habe ich leider vergessen. Das schadet aber Nichts, Sie brauchen nur den ersten besten Armen zu fragen der Ihnen dort begegnet. Jeder weiß wo sie wohnt."

Eines Tages klagte der spanische Gesandte absichtlich gegen Talleyrand, daß man eine seiner Depeschen geöffnet habe. „Excellenz", entgegnete dieser, der mit der Miene des höchsten Ernstes zugehört hatte, „ich wollte wetten, daß ich errathe wie das Ding zugegangen ist. Ich bin überzeugt, daß Ihre Depesche von Jemand geöffnet worden ist der gern sehen wollte was darin steht." Der Gesandte wußte im ersten Augenblicke Nichts darauf zu erwidern.

Napoleon ernannte Talleyrand als Anerkennung seiner Verdienste zum Prinz von Benevent, er aber behandelte diese Standeserhebung höchst gleichgültig. Denen die ihm pflichtschuldigst dazu Glück wünschten antwortete er: „Gehen Sie zu Madame Talleyrand und bringen Sie dieser Ihre Gratulationen, Frauen werden ja gern Prinzessinnen."

Als Napoleon's Glücksstern sich neigte und Talleyrand auf dieser Seite keine Sicherheit mehr für sich sah, ging er auf die andere über. Napoleon, seine Treulosigkeit ahnend, überhäufte ihn mit Vorwürfen, die er auch mit gewohnter Kaltblütigkeit anhörte. Als er nun mit seinem bleichen ominösen Gesichte beim ersten Lever des Kaisers nach dessen Rückkehr erschien, rief dieser aus: „Was wollen Sie hier? Etwa Ihre Untreue zur Schau tragen? Ich habe Sie mit Ehrenbezeugungen überschüttet, damit das Volk nicht gewahr werde, daß Sie der abscheulichste Schurke in meinem Reiche sind. Sie stellen sich als gehörten Sie zur Opposition. Sie glauben, daß wenn es mir mißglückte, Sie an die Spitze der Regentschaft kommen werden! Wenn ich gefährlich krank würde, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß Sie vor mir sterben müßten." Mit der Anmuth und Geschmeidigkeit eines Hofmanns der eben eine neue Gnadenbezeigung erhält erwiderte der Fürst von Benevent darauf: „Es bedurfte dieser Erinnerung nicht, Sire, um mein heißestes Flehen zu Gott zu richten, daß er Ew. Majestät Leben verlängern möge."

Als das unglückliche Bulletin die Unfälle des russischen Feldzugs veröffentlichte, und gemeldet wurde, daß die ganze Armee vernichtet sei, Mann, Roß und Bagage, wartete er nebst den andern Würdenträgern der Kaiserin in den Tuilerien auf. Während Dies geschah kam Marat, der Herzog von Bassano, an und ward bei Marie Luise gemeldet. „Da sieht man die Uebertreibung", sagte Talleyrand, „da ist Marat wieder da, und es hieß doch die ganze Bagage sei verloren." 51.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 228. — 22. September 1849.

Ungarn, Oestreich und der Slawismus.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Forschen wir nach der Ursache dieses unversöhnlichen Hasses, so finden wir zu unserm Erstaunen, daß diese anfangs sehr unbedeutend war, einem Funken vergleichbar, der nur deshalb zur verzehrenden Flamme aufloderte, weil ihn eine unkluge Politik ämsig anfachte. Die Reichstage hatten wiederholt die Ehrenrettung der magyarischen Sprache, welche früher durch die lateinische verdrängt worden war, verlangt und es allmälig durchgesetzt, daß die Gerichte ihre Urtheile in der Nationalsprache abgeben und die Gesetze in derselben abgefaßt werden mußten. Später (1830) ging man weiter und verordnete, daß Niemand zu einem öffentlichen Amte zugelassen werden solle der nicht Magyarisch verstehe. Man erkannte mit vollem Rechte in der Erhaltung des magyarischen Idioms zur diplomatischen Sprache den einzigen Rettungsanker gegen das langsame, aber unvermeidliche politische Hinsterben, den einzig möglichen geistigen Kitt die in Ungarn wohnenden Völker verschiedener Zunge um den Hort constitutioneller (?) Freiheit zu vereinigen; man ging jedoch in der Wahl der Mittel durch welche man diesen Zweck erreichen zu können glaubte zu weit, und reizte dadurch die andern Volksstämme, welche freilich schon von alter Zeit her dem ungarischen Reiche einverleibt waren, aber doch wenigstens Anspruch auf möglichste Schonung ihrer Nationalität hatten. Vor Allen erhoben sich die Kroaten, welche früher stets in dem herzlichsten Einverständnisse mit dem Reichstage gehandelt hatten, und begannen, von der östreichischen Regierung aufgestachelt und unterstützt, einen hartnäckigen, sehr geschickt geführten Kampf. Journalisten und Dichter, von der sonst so strengen Censur nicht im geringsten gehindert, wetteiferten in Schmähungen auf die Magyaren, welche sie „eine Handvoll" nannten, und in Lobpreisungen auf die Slawen; die Jugend wurde durch Davorien (Kriegslieder) begeistert, und man träumte bereits von einem illyrischen Reiche. Die „Geschichte des Illyrismus" theilt viele solcher Lieder mit, welche von dem absichtlich geweckten und unterhaltenen Hasse gegen Ungarn ein zuverlässigeres Zeugniß ablegen als alle absichtlich und unabsichtlich entstellten Zeitungsnachrichten, durch welche besonders der deutsche Leser irregeführt und mit Abscheu gegen die angebliche Ungerechtigkeit der Magyaren erfüllt wurde. Die wörtliche Uebersetzung eines der am meisten verbreiteten Davorien lautet wie folgt:

Wer ein geborener Slawe, wer ein geborener Held ist, schwinge heute seine Fahne in die Luft; Jeder gürte seinen Säbel, Jeder besteige ein muthiges Roß. Vorwärts, Brüder! Gott mit uns! Die Teufel sind wider uns! — Sehet, wie der schwarze, wilde Tatare unsere Nation und Sprache niedertritt; aber bevor er uns unterdrückt, schleudern wir ihn in den Abgrund der Hölle. Vorwärts, Brüder! Gott mit uns! Die Teufel sind wider uns! — Der tapfere Slowak von Norden und von Süden der Illyr reichen sich zu diesem Heldenmahle brüderlich die Hände, zu dem Blinken der Lanzen, dem Schall der Trompeten, dem Klirren der Schwerter, dem Dröhnen der Kanonen. Vorwärts, Brüder! Gott mit uns! Die Teufel sind wider uns! — Laßt uns unsern Ruhm im feindlichen Blute waschen; Jeder haue einen Kopf ab, und das Ende unserer Leiden ist erreicht. Vorwärts, Brüder! Gott mit uns! Die Teufel sind wider uns!

Das Zerwürfniß wurde unheilbar durch die Restauration (Beamtenwahl) zu Agram am 31. Mai 1842, wo die Parteien handgemein wurden und zum ersten male Blut floß. Dieselben Scenen wiederholten sich bei der Restauration 1845 mit gesteigerter Wuth und mit so hartnäckiger Erbitterung, daß das Militair einschreiten mußte. Betrachtet man diese unheilvollen Zustände genauer, und bedenkt die Folgen welche sie unfehlbar haben müssen, so kann man die Kurzsichtigkeit nicht nur der Kroaten, sondern auch des östreichischen Cabinets nur bedauern. Was die Kroaten betrifft, so hätten sie, wenn nicht unüberlegter Haß sie leitete, längst einsehen sollen, daß Ungarn nur dann gegen die östreichische Politik stark ist, wenn alle dieses Land bewohnende Völkerstämme zusammenhalten, und daß alle ihre Freiheiten, wofür die Magyaren so lange kämpften, verlieren werden, sobald diese sie verloren haben. Oestreich selbst aber müßte, wenn es nur durch das Gewicht des slawischen Elements den Sieg über die Magyaren davontragen könnte, aufhören ein deutscher Staat zu sein, dem Panslawismus anheimfallen und endlich in demselben aufgehen.

Man hat sich zwar noch im vergangenen Jahre vielfach bemüht den Panslawismus als ein Phantasiebild zu bezeichnen und die durch ihn den westlichen Völkern drohenden Gefahren in Abrede zu stellen, seit dem Einmarsche der Russen in Ungarn wird man wol nicht

leicht mehr an dem Bestreben desselben die Herrschaft über das östliche Europa zu erringen zweifeln, man müßte denn an eine in der Geschichte unerhörte freundnachbarliche Uneigennützigkeit glauben. Wie unschuldig aber die Idee des Panslawismus ist, dürfte leicht aus einer etwas nähern Beleuchtung derselben hervorgehen. Anfangs mag freilich das Bestreben die einzelnen slawischen Stämme einander zu nähern nur ein literarisches gewesen sein, später tauchte aber der große und vom slawischen Standpunkte aus betrachtet echt nationale und herrliche Plan auf: alle Slawen zu einem einzigen mächtigen Volke zu vereinigen und allmälig die Herrschaft über ganz Europa zu erringen. Hören wir Kollár, den größten slawischen Dichter, dessen lyrisches Epos „Slawy dcera" (des Ruhmes Tochter) eben deshalb von allen Slawen mit so ungetheiltem, ungeheuerm Beifall aufgenommen wurde, weil es der getreueste Ausdruck ihrer Gesinnungen ist. Der Dichter gießt ganz sein Herz aus und entschleiert seine Gedanken mit einer Offenheit, wofür wir ihm Dank schuldig sind, da er uns Alle, Ungarn, Deutsche und Franzosen, benachrichtigt, daß wir nur noch einen Tag zu leben haben, und daß der Panslawismus alsbald über uns kommen werde wie eine Sündflut. Er ruft aus:

Slawia, o Slawia! du Name süßen Klanges, bitterer Rückerinnerungen, hundert mal in Wirren zerrissen, auf daß du immer mehr geehrt werdest. Vom Ural zum Tatra, von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang erstreckt sich dein Reich. Viel hast du erduldet, aber alle Unbilden deiner Feinde, ja den Undank deiner eigenen Söhne hast du ertragen; während Andere auf weichem Boden leichthin wandelten, hast du dir auf den Trümmern von Jahrhunderten dauerhafte Throne gehärtet. Vom Athos bis zum Terglou und bis Pommern, von Serbien bis Breslau, von Konstantinopel bis Petersburg, vom Ladoga bis Astrachan, vom Kosackenland bis Ragusa, vom Balaton zum Baltischen und Asowschen Meere, von Prag bis Moskau, von Kamtschatka bis Japan; Ural, Tatra, Wolga, Save, Berge und Länder, wo die slawische Sprache tönt: freut euch, Brüder, gegenseitige Liebe verbinde uns — seht, Dies ist unser Vaterland: Panslawia!.... Wol haben wir der Arbeit noch viel vor uns und ein herculischer Geist wird dazu erfodert; hier muß der nemäische Löwe fallen der in unserm Volke mordet, da der fluchsprechende Eber der sich gegen unsere Sprache rüstet; hier muß die lernäische Schlange niedergehauen werden, da thut es Noth den Augiasstall zu reinigen. Aber scheuen wir diese herculischen Mühen nicht, oft gibt die Größe des Vorhabens selbst neue Kraft, verzweifeln wir auch nicht am Erfolg; die Allheit gründen wir in den Karpaten und Slawenbergen, wenn uns der Glaube dazu nicht fehlt.... O! sprach ich, als mein Geist Dies dachte, wären die Stämme unserer uneinigen Slawen Gold, Silber, Metall, ich wollte aus allen eine Statue gießen: Rußland würde ich zu ihrem Kopfe abrunden, ihr Rumpf sollten die Lechen sein; die Czechen wären Arme und Hände; die Serben vertheilte ich in beide Füße; die kleinern Stämme der Wenden, Laußitzer und Schlesier würde ich zu Rüstung und Waffen verschmelzen. Europa würde vor diesem Gebilde auf die Knie fallen, welches die Wolken überragte und dessen Füße die Erde erschütterten.... Slawen! ihr getheiltes Volk, vereinte Kraft wirkt Wunder, aber ein zerflossener Strom wird seicht und vertrocknet. Slawen, ihr vielköpfiges Volk! Die Weisen sagen, es gibt keinen ärgern Tod als ein faules, leeres, finsteres Leben. Was werden die Slawen in hundert Jahren sein? Was wird ganz Europa sein? Das Slawenthum breitet sich aus und überschreitet einer Sündflut gleich überall seine Grenzen. Die Sprache welche die Deutschen blos für eine Slawensprache halten wird in ihren Palästen und an den Mündungen ihrer Flüsse ertönen; in slawischen Kanälen werden die Wissenschaften fließen; Tracht, Sitten und Gesang unsers Volks werden an der Elbe und an der Seine herrschen!

Herrliche Aussichten für die Deutschen und das westliche Europa überhaupt! Man wird vielleicht über diese großartigen Pläne lachen und sie kurzweg als Träumereien eines mit überschwenglicher Phantasie begabten Dichters abfertigen; betrachten wir aber die mit jedem Tage klarer hervortretende Umsicht und Beharrlichkeit, womit das auf eine materielle Kraft von 70 Millionen Seelen sich stützende Slawenthum seinem Ziele immer näher rückt, so dürfen wir die Möglichkeit ihrer Verwirklichung nicht in Abrede stellen, wir können diese sogar erwarten, wenn die deutschen Stämme sich nicht fest zusammenschließen und ihr zerstückeltes Land zu einem einigen, großen und mächtigen Deutschland umschaffen, wenn nicht insbesondere Oestreich die Bahn welche es seither wandelte verläßt und die Bahn des Fortschritts einschlägt, wenn es nicht bald seine Aufgabe, das germanische Element nach Osten hin nicht nur zu schützen, sondern auch weiter zu tragen, erkennt, mit Ungarn, wo die Keime seines Lebens, seiner Größe liegen, einen dauernden Frieden schließt, und sich auf dasselbe stützend alle ihm untergebenen Völker, welcher Abstammung sie sein mögen, einem glücklichen Zustande zuführt, aber auch als Vorhut Deutschlands dem Panslawismus entgegentritt, statt ihm zur Verwirklichung seiner gefährlichen Pläne und Wünsche bewußt oder unbewußt hülfreich die Hand zu bieten.

Nach dieser kurzen Uebersicht der magyarischen und slawischen Zustände läßt sich unser Urtheil über die Werke denen wir dabei ergänzend und berichtigend gefolgt sind leicht feststellen. Das gediegenste ist unstreitig der „Magyaren-Spiegel", der zur Zeit seines Erscheinens, wo die deutsche Presse, besonders die augsburger „Allgemeine Zeitung", die Lesewelt über die zwischen Oestreich und Ungarn obwaltenden Zwistigkeiten absichtlich oder unabsichtlich irre führte, wenig Beachtung fand, den wir aber Jedem der sich ein klares Bild über die Culturstufe, die Hülfsquellen und die Tendenzen des magyarischen Volks und das Verhältniß desselben zu den übrigen das Land bewohnenden Stämmen schaffen will, nicht genug empfehlen können. Der unbekannte Verf., obgleich ein Magyar, schildert von einem völlig unparteiischen Standpunkte aus, und läßt fast nur die nackten Thatsachen sprechen, ohne sie nach Parteiansichten ins Licht oder in Schatten zu stellen. Weniger läßt sich Dies von A. de Gerando's trefflich geschriebenem und von einem nicht genannten Uebersetzer sehr fließend deutsch wiedergegebenem Buche behaupten. Der Verf., welcher Ungarn und seine Bewohner aus mehrjähriger Anschauung kennt, läßt sie manchmal durch das fast jedem Franzosen angeborene Vorurtheil für seine vaterländischen Einrichtungen zu sehr hinreißen um auch andern Anschauungen des Lebens und der Politik gebührende Rechnung zu tragen; diese schwache Seite abgerechnet, wird die ebenso

anziehende als belehrende Darstellung der Schicksale und ganz besonders der parlamentarischen Geschichte Ungarns gewiß jeden Unbefangenen befriedigen. Ueber die Bestrebungen der illyrischen oder vielmehr panslawischen Partei schwingt er etwas unwillig seine Geißel; man wird ihn aber deshalb nicht tadeln, wenn man den sachkundigen Verf. der überaus schlecht geschriebenen „Geschichte des Illyrismus", welcher den fast bis zur Wuth gesteigerten Haß der Kroaten gegen Ungarn aus ihren eigenen Liedern und Schriften und aus zuverlässigen Actenstücken darlegt, gelesen und beherzigt hat; man wird alsdann den „Völkerproceß der Magyaren und Kroaten", welchen die mit diesem Titel geschmückte, aber sich nicht über das gewöhnlichste Zeitungsgerede erhebende Flugschrift zu Gunsten der östreichisch-slawischen Partei zu wenden meint, ruhig der Entscheidung des Richterstuhls der Geschichte überlassen. 65.

Ueber den Ursprung des Kartenspiels

hat man sich viel gestritten ohne etwas Bestimmtes über seinen Erfinder oder seine Geburtsstätte entdecken zu können. Der Abbé Rille erzählt, es sei zu Ende des 14. Jahrhunderts in Spanien bekannt gewesen, und stützt diese Meinung auf ein Verbot mit Karten oder Würfeln um Geld zu spielen, welches sich in den Statuten eines im J. 1332 vom König Alfons gegründeten Ritterordens vorfindet. Andere suchen seinen Ursprung in Deutschland, Gibelin gar bei den alten Aegyptern. Die Meisten aber behaupten, und Das wol mit Recht, daß seine Wiege Frankreich sei. Die Chronikenschreiber verlegen seine Erfindung unter die Regierung Karl's VI., und bezeichnen die Karten als ein Mittel, wodurch man den unglücklichen König bei seinen Anfällen von Melancholie habe zerstreuen wollen; unter Karl VII. soll auch das Piquetspiel entstanden sein.

Nach den alten Chronisten wäre David Piquekönig (Karl VII.); Coeurkönig würde Karl den Großen repräsentiren. Ueber den Carreau- und Trèflekönig weiß man nichts Bestimmtes, wahrscheinlich sind auch sie Vertreter zweier alter Könige von Frankreich; denn in der That weisen die Perrücken, die langen Haare und die Stiefeln Beider, sowie der Umstand, daß auf den alten Kartenblättern ihr Königsmantel mit Lilien gestickt ist, nicht auf eine Identität mit den Römern und Macedoniern hin, deren Namen sie tragen (Cäsar und Alexander).

Argine, Trèfledame, ist ein Anagramm aus Regina und repräsentirt die Königin Marie von Anjou, die Gemahlin Karl's VII.; Rachel, Carreaudame, ist die berühmte Agnes Sorel; in der Pallas, Piquedame, findet man die keusche und tapfere Johanna d'Arc wieder; Judith endlich, Coeurdame, ist die Kaiserin desselben Namens, die Gemahlin Ludwig's des Guten

Lahire, Coeurbube, ist der bekannte Feldherr Karl's VII., Hector, Carreaubube, ist Hector von Galaudun; ein anderer berühmter Kriegsmann aus derselben Zeit, Ogier, Piquebube, erinnert an den Helden aus den Sagen Karl's des Großen, und Lancelot an den nicht minder berühmten Neffen des Königs Artus. Die vier Buben, die die Spanier noch jetzt die Ritter nennen, vertreten übrigens den Adel; die Neunen, Achten und Sieben dagegen sind die Soldaten. Die As bezeichnen (nach dem lateinischen Worte) das Geld. Die Sechsen bis Zweien, die niedern Karten genannt, entstanden erst nach Karl VII., und stellen das Volk vor.

Sogar die vier Farben im Spiel waren symbolisch. Coeur oder Gold war nämlich das Symbol der Tapferkeit der Hauptleute oder der Soldaten; Pique oder Schwert bezeichnete die Vertheidigungswaffen, Trèfles oder Stöcke sind das Bild der Verproviantirung, die Carreaux endlich deuten auf die Schüsse der Balisten.

Es ist bemerkenswerth, daß alle Spiele mehr oder minder Kämpfe darstellen, an denen alle Classen der menschlichen Gesellschaft theilnehmen. So ist das Schachspiel Nichts weiter als eine geordnete Schlacht; die Karten sind vollzählige Nationen: Könige, Frauen, Ritter, Soldaten und Völker kämpfen miteinander, vertilgen ihre Feinde, machen zahlreiche Gefangene, wenden alle mögliche Vertheidigungsmittel an: das Schwert, die Balista, das Geld, und auch für Proviant sorgt die kluge Armee.

Das System der alten Spiele zeichnet übrigens deutlich die Aristokratie des Mittelalters. Unter Karl VII. kennt man das Volk noch gar nicht; erst spät wird es zugelassen zu der königlichen Gesellschaft, und auch da nur auf der niedrigsten Stufe. Immer schlägt sich diese bewaffnete Masse herum, und läßt sich tödten um die Souveraine zu schützen und zu vertheidigen. Im Schachspiele, dem Spiele des Orients, wo so oft Männer der niedrigsten Abkunft sich bis zu den höchsten Aemtern emporschwingen, kann mitunter ein schwacher Bauer durch die feindlichen Reihen schlüpfen, die Linie des Königs berühren, und sich mächtig und gefürchtet machen. In Frankreich dagegen, dem Lande des Rechts von Gottes Gnaden, war die Schranke unbeugsam: der Proletarier zerbricht nie den eisernen Cirkel seiner socialen Niedrigkeit. Vergeblich zeichnet er sich im Kampfe aus, nie besiegt er die glänzende Rüstung des Ritters oder den verbrämten Mantel des Königs.

So spiegelt sich der aristokratische Geist, der Geist vergangener Zeiten, in dem alten Kartenspiel. Werden die demokratisirten Völker einst neue Spiele erfinden in denen sie ihre Sitten und ihre politische Organisation symbolisch darstellen werden? 40.

Zur czechischen Literatur.

Hr. Bibliothekar Wenceslaw Hanka in Prag hat im Laufe des vorigen Monats eine neue treffliche Ausgabe der berühmten czechischen Reimchronik des Ritters Dalemil Mezericky von Lomnic veranstaltet, und sich dadurch neuerdings den Dank aller Vaterlandsfreunde erworben. Dalemil von Lomnic hatte seine Reimchronik, welche von der Einwanderung der Czechen in Böhmen bis in die ersten Regierungsjahre König Johann's des Luxemburgers reicht, schon unter den letzten Premysliden-fürsten begonnen, und dieselbe um das J. 1318 vollendet. Dalemil schuf in seiner Reimchronik ein für den slawischen Culturhistoriker unschätzbares Geschichtswerk, ein wahres Nationalepos; er schrieb ein Czechisch von bewundernswerther Reinheit, sein Stil ist kräftig und plastisch, und athmet glühende patriotische Begeisterung. Den ersten Druck der Dalemil'schen Chronik besorgte Paul Gessin zu Prag im verhängnißvollen Jahre 1620, kurz vor der Unglücksschlacht am Weißen Berge. Nach dem Einzuge der östreichischen und bairischen Truppen in Prag verbrannten die herrgewordenen Jesuiten nebst einer Unmasse anderer czechischer Werke die ganze Gessin'sche Auflage des Dalemil, sodaß kaum fünf Exemplare derselben auf unsere Tage gekommen sind, welche nun unter die größten bibliographischen Seltenheiten gerechnet werden. Unter Kaiser Joseph II., als die östreichische Presse zum ersten mal etwas freier aufathmete, gab der fleißige czechische Schriftsteller Faustin Prochazka auf den Wunsch vieler Patrioten die Dalemil'sche Reimchronik heraus, welche jedoch unter Franz I. bald wieder als ultranational und aufregend in die Liste der verbotenen Bücher kam. Erst jetzt ward es Hrn. Hanka möglich seine lange vorbereitete, nach den besten Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts zusammengestellte Ausgabe des Dalemil in die Oeffentlichkeit zu bringen. 66.

Bibliographie.

Beiträge zur Schleswig-Holsteinischen Frage in 7 Abhandlungen über die politischen, nationalen und sprachlichen Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig und Holstein von A. F. Krieger, C. F. Allen, C. Paulsen, E. C. Werlauff, C. J. A. Ostwald und T. Twiß. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Beste, H. D., Armuth und Wohlstand. Katholische Novelle. Aus dem Englischen übertragen von J. A. M. Brühl. Zwei Theile. Aachen, Cremer. 18. 22½ Ngr.

Göppert, E., Fünf Jahre aus meinem Leben. Ein Zeitbild aus den letzten dreißig Jahren. Wohlau, Leuckart. Gr. 8. 5 Ngr.

Klencke, Gesammelte Novellen. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Eine deutsche Familie oder Weltkämpfe im Stillleben. Ein moderner Familien-Roman. 1ster Band. Ebendaselbst. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nestroy, J., Der Unbedeutende. Posse mit Gesang in drei Akten. Mit einem allegorischen illuminirten Bilde. Wien, Wallishausser. 8. 20 Ngr.

Nopitsch, W. H., Kaufmännische Berichte, gesammelt auf einer Reise um die Welt mit der Kriegs-Corvette Galathea, in den Jahren 1845, 46 und 47. Ein Handbuch für Handels- und Gewerbs-Statistik, und für den practischen deutschen Kaufmann, Fabricanten und Schiffsreder. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Lex.-8. 3 Thlr.

Oschwald, J. U., Die Ehescheidung mit besonderer Rücksicht auf die Gesetzgebung beleuchtet. Zürich, Hanke. Gr. 12. 7½ Ngr.

Der Page Carl's XII. Historischer Roman. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Planta, P. v., Johann Friedrich v. Tscharners Leben und Wirken, nebst einer Zugabe aus dessen schriftlichem Nachlasse. Chur 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schmaltz, M. F., Neue Predigten über die in Hamburg neu angeordneten biblischen Abschnitte gehalten. 7ter Jahrgang. Zwei Bände. — A. u. d. T.: Neue Predigten während der allgemeinen Völkerbewegung des J. 1849 in Hamburg gehalten. Zwei Bände. Hamburg, Meißner. Gr. 8. 2 Thlr.

Schrader, A., Das Staatsgefängniß. Roman aus der neuesten Geschichte. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Stahr, A., Die preußische Revolution. I. Die drei letzten Monate des Preußischen Absolutismus. 2te Auflage. Oldenburg, Stalling. 8. 15 Ngr.

Stein, C. G. D. und F. Hörschelmann, Handbuch der Geographie und Statistik für die gebildeten Stände. Neu bearbeitet von J. E. Wappäus. 7te Auflage. 1ste Lieferung. Allgemeiner Theil. Astronomische, physische und politische Geographie. Leipzig, Hinrichs. Lex.-8. 28 Ngr.

Steinmann, F., Geschichte der Revolution in Preußen. Zwölf Bücher preußischer Geschichte für das deutsche Volk. 1ste Lieferung. Berlin, F. Gerhard. Gr. 8. 3½ Ngr.

Veith, J. E., Politische Passionspredigten nebst der Rede zum Seelenamte weiland des k. k. F. Z. M. Grafen Baillet de Latour. Wien, Braumüller. Gr. 12. 24 Ngr.

Wachsmann, C. v., Epheuranken. Historische Erzählungen und Novellen. Drei Bände. Leipzig, Focke. 8. 4 Thlr.

Weerth, O., Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenig, C., Zum 28. August 1849, dem hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Denkschrift auf denselben in seiner welthistorischen Bedeutung als eine der Hauptsäulen am Tempelbau der Menschheit. Ein möglichst vollständiges Repertorium der von seinen denkwürdigsten Zeitgenossen bekannt gewordenen Urtheile über ihn und der gesammten Goethe-Literatur überhaupt. Während eines Menschenalters zusammengetragen. — A. u. d. T.: Goethe's sämmtliche Werke. Supplement zu allen Ausgaben. Weimar, Voigt. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Beantwortung der Frage: Wie geht's in Texas? Sieben Originalbriefe aus Texas umfassend den Zeitraum von Ende November 1846 bis Ende Juni 1848. Herausgegeben und mit einer Einleitung und Texterklärungen versehen von D. Sander. Wohlau, Leuckart. 8. 7½ Ngr.

Bogner, J., Unsere gegenwärtige Noth und unsere Hilfe. Eine Predigt zu Pobenhausen, den 31. Mai 1849, gehalten. Ingolstadt. Gr. 8. 2½ Ngr.

Böttger, A., Zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier, am 28. Aug. 1849. Gedicht. Leipzig, Kretzschmar. Hoch 4. 5 Ngr.

Das Bündniß der drei Königreiche Preußen, Sachsen und Hannover am 26. Mai 1849. Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung von A. E. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 12 Ngr.

Chownitz, J., Ungarns heiliges Recht zum Kampfe gegen Oesterreich und zur Thronentsetzung des Hauses Habsburg-Lothringen. Historisch-staatsrechtlich bewiesen und an die Völker gerichtet. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2 Ngr.

Deichert, G. C., Vier Zeitpredigten nebst einem Aufruf zur Erweiterung der Kinderrettungsanstalt zu Kloster Arnsburg in der Wetterau. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 7 Ngr.

Die Einquartierungsfrage aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der gesunden Vernunft betrachtet. Dresden, Kori. 8. 1 Ngr.

Fueter, Die sozialen Fragen vom Standpunkte des praktischen Arztes. Präsidialvortrag, gehalten an der Hauptversammlung der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Bern in Burgdorf im Juli 1848. Zürich. Gr. 8. 6 Ngr.

Krummacher, F. W., Zur Kammer-Eröffnung. Predigt, gehalten zu Berlin am 5. August 1849. Berlin, Herz. Gr. 8. 3 Ngr.

Mayer, F., Fünf Vierteljahre Volks-Souverainetät. Ein Beitrag zu Max von Gagern's Erklärung an seine Wähler, dd. Wiesbaden, 15. Juni 1849. Gotha, Stollberg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Oettingen-Wallerstein, Fürst L. v., Wie steht es nun mit der deutschen Sache und was soll insbesondere der Bürger und Landmann wünschen? Ein Wort an seine Mitbürger am Vorabende der Landtagswahlen. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 4 Ngr.

Perthes, F. M., Die alte und die neue Lehre über Gesellschaft, Staat, Kirche, Schule, Ehe und Arbeit. Für Stadt und Land faßlich dargestellt. 2te Auflage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 8. 3 Ngr.

Raupach, E., Die Aufgabe der jetzigen Kammern. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 2½ Ngr.

Silesius, E., Der moderne Materialismus in seiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit; oder: Karl Vogt, der Physiolog der Frankfurter Nationalversammlung, ein für allemal aus dem Tempel der Philosophie hinausgeworfen. 2te verbesserte Auflage mit einem Appendix über und an Wolfgang Menzel. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das staatsrechtliche Verhältniß der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Ein Beitrag zur Beurtheilung der künftigen Friedensbasis. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Russische Zustände. Ein Bild aus der Jetztzeit. I. Das Heer. II. Das Volk. III. Der Adel. IV. Kirche und Pfaffenthum; Beamtenthum und Finanzen. 2te Auflage. Leipzig, Matthes. Lex.-8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 229. — 24. September 1849.

Robert Prutz.

Neue Gedichte von Robert Prutz. Zweite Auflage. Mannheim, Grohé. 1849. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Unter den Vorfrühlingssängern der Revolution erschien uns immer Prutz als einer der kernigsten, wenn auch nicht der metallreichsten, doch der gedankenreichsten. Wenn wir oder die nach uns kommen diese Zeit mit historischer Ruhe dereinst betrachten werden, wird kaum eines der Tausende von Liedern die der Bewegung voraufflatterten, Sturmvögel anderer Art als sie später in den Barrikadentagen erschienen, an und für sich eine Bedeutung beanspruchen. Es ist ein charakteristisches Zeichen, daß keines, so melodiös viele unter ihnen klingen, und so viele Begeisterung für die Sache auch unter den Musikern herrschte, durch volksthümliche Composition wirklich ins Volk übergegangen ist. Meist Producte der Reflexion, überwog der Gedanke die Musik, und ins Volk geht der Gedanke nur in seiner crassesten Skelettirung über. So muß man sie betrachten; es gibt zu manchem Nachdenken über den ganzen Charakter der Bewegung Stoff. Unter den Schöpfungen dieser Gedankenpoesie nimmt aber Prutz' „Politische Wochenstube" unbedenklich den ersten Platz ein. Scharf wühlt sie die Uebelstände, die Verrottung des Alten heraus, was uns noch immer als das Product einer edeln Bildung für wahr galt, auch wo es schon, in seiner überkünstlich vollendeten Form, des lebendigen Organismus, des Blutlaufs entbehrte, der es mit dem gesunden Boden des Lebens verband. Wenn wir auch nicht alle bittern Ausfälle billigten, konnten wir doch Alle daraus lernen. Aber Prutz' Richtung ging doch mehr auf die Aesthetik als auf die eigentliche Politik hin; er war zu gelehrt, künstlerisch gebildet, um auch im glühendsten Freiheitsdrange sich in den Regionen heimisch zu finden, wo Maß und Kunst, wo der Organismus aufhört, der ewig ist, und alle Revolutionen überdauern muß, bis die ewige Barbarei eintritt. Und wird, kann sie eintreten? Daß sie in einzelnen Ländern eingetreten ist, daß sie ganze Erdtheile verwüstet hat, ist noch kein Beleg dafür; nur dafür, daß der Boden dort erschöpft war. Hatte sie hier verwüstet, ausgemergelt, so wanderte sie in andere Länder, Erdtheile über. Darum sahen wir Prutz nach der Märzrevolution, auch als es der neuern Zeit so durchaus an neuen Männern, Kräften mangelte um sie zu führen, nicht so auftreten wie man nach seiner vorangängigen Bedeutung hätte erwarten sollen. Er hielt gute Reden, aber auf die Massen wirkte nicht er, sondern weit ihm untergeordnete Kräfte. Seiner Rede, auch wo sie sich als Tirade gab, von der die Menge hingerissen wird, klebte noch immer der Gedanke an, auch die edlere Kunstform, die alte Bildung, von der jene Nichts wußte, von ihm nicht ergriffen werden konnte. Wir sahen ihn gelegentlich im Constitutionnellen Club in Berlin präsidiren, und er that uns eigentlich leid; auf die Massen welche sich hier, nachdem die bessern Bestandtheile ausgeschieden waren, versammelten, konnte er höchstens dann wirken, wenn er von seinem Kothurn sich herabließ. Er verschwand von der politischen Bühne, was uns um ihn selbst lieb ist; er hat sich gerettet wo er Nichts retten konnte, während die nach ihm eintraten, einen Augenblick von der brandenden Woge getragen, jetzt auch schon verschwunden sind, und mit einem Geruch hinter sich der ihr Andenken nicht verschönert. Uns freut es daher sein Selbstbekenntniß zu lesen, was er in folgenden Versen seines Weihegedichts an Schuselka ausspricht:

Wie mir's ging? Welch eine Frage!
Während du gethan, gehandelt,
Einer Sonne gleich, bei Tage,
Glorreich durch das Volk gewandelt:

Still und einsam unterdessen,
Zwischen Bücherschrank und Wiege,
Hab' am Schreibtisch ich gesessen,
Ein Bewund'rer deiner Siege;

Schnitzte arme, kleine Pfeile,
Arme, kleine Verse schnitzt' ich,
Ausgebeut der Langenweile;
Einige davon auch spitzt' ich.

Werde nächstens nun Professor,
Muß höchst sittsam mich betragen:
Und so denk' ich, ist es besser,
Mich der Dinge zu entschlagen.

Er entschlägt sich ihrer und weist sie als leicht Gepäcke an den Freund in Wien, der, „der Freiheit letzter Knappe in den kremsierischen Schranken", aus dem allgemeinen Schiffbruch wenigstens seinen Ehrennamen gerettet hat. Prutz ist nun Professor geworden, aber er hat, wie sich von selbst versteht, seine Liederlust nicht aufgegeben; was er von seinen politischen Ideen aufgegeben und was er

behalten hat, wissen wir nicht ganz klar, wol aber, daß er seine Hoffnung nicht aufgab: denn „bei dem ersten Hiebe" fällt kein Baum, ruft er Schuselka zu, und wir mögen es ihm selbst überlassen durch seine folgenden Worte und Werke zu erkennen zu geben wie er den Hieb gemeint, und was er unter dem Baume versteht der noch fallen soll. Von seinen hier gesammelten Liedern aber sagt er:

Es sind die besten nicht, ich weiß, —
Der Sommer war auch gar zu heiß!
Verirrt im Flug, vom Sturm verschlagen,
Sie stammen aus verschwund'nen Tagen;
Sie singen noch von Wald und Fluß,
Von Becherklang und Mädchenkuß,
Vom stillen Weh gepreßter Herzen,
Von Liebeslust und Liebesschmerzen —
Von Dingen also die indessen
Die Menschen alle längst vergessen,
Für die in dieser Welt voll Streit
Kein Raum mehr ist und keine Zeit,
Und die, wie lang es auch mag währen,
Kein Mensch doch ewig kann entbehren.

Wir sprechen dazu ein volles Amen, noch mehr zu dem Folgenden:

Und kann, wie lang es auch mag währen,
Kein Mensch auf ewig sie entbehren,
So wird vielleicht doch irgendwo
Ein Herz noch dieser Lieder froh;
So ist wol irgendwo im Troß
Ein Ohr das sich nicht ganz verschloß;
So steht in irgend einem Busen
Ein stiller Altar noch den Musen.

Wenn ein solcher Mann noch in dieser Zeit sei, so weiht ihm der Dichter dieses Lied. Wir sind des vollen Vertrauens, daß sich deren noch Viele finden werden, wenngleich die Prophezeiung eine trügerische war, daß die Uebersättigung an der Politik schon früher, schon unter ihren terroristischen Stürmen in Norddeutschland, die Production einer sanften Literatur begünstigen würde. Ja man hatte aus dem Naturgesetz der Gegensätze auf Schäfergedichte gerechnet. Das war falsch, wenigstens zu früh. Die Uebersättigung war eingetreten, aber der Kitzel war geblieben. Für Einen der sich zu jenen Männern rechnet, wenngleich auch er den Kitzel noch nicht ganz überwunden, ist es denn eine Erquickung, wenn er im J. 1849 folgendes Lied in einer Liedersammlung findet, das Prutz 1845 gedichtet, und noch 1849 nicht verschmäht wieder abdrucken zu lassen:

Kranke Vögel singen nicht,
Sitzen still im Neste,
Darum bring' ich kein Gedicht
Heut' zu deinem Feste!

Nur ein einfach flüchtig Wort
Tief aus Herzensgrunde:
Daß die Liebe fort und fort
Lächle unserm Bunde!

Daß sich stets in Lust und Schmerz
Unser Glück erweit're!
Daß dein süß befriedigt Herz
Meines auch erheit're!

Um ein Gedicht der Art zu singen, bedarf es freilich nicht Prutz' Dichtergabe, aber daß gerade der Dichter der „Politischen Wochenstube" sich noch so in der Wochenstube der Häuslichkeit zurecht finden kann, erquickt. Auch empfehlen wir das nächstfolgende: „Trübe Tage", es führt weiter in des Dichters Lebensgeschichte ein:

— Ich weiß, ich darf nicht klagen,
Ich hab' es selber so gewollt.
Es hat auch mir in jungen Tagen
Das Glück die Kugel zugerollt:
Es bot mir Gold — ich wollte Eisen,
Gunst bot es mir — ich wollte Recht;
Kopfschüttelnd sah'n es alle Weisen:
Herr wollt' ich sein und wurde Knecht.

Als Pendant dazu erscheint dann das constitutionnelle Lied in allerneuester Tonart, aufgespielt den 19. März 1849 mit dem Refrain: „Bei Leibe, bei Leibe geht mir zu Leibe nicht!"

Was ich schaffe, was ich treibe,
Was ich rede, was ich schreibe,
Euch bekümmern darf es nicht —
Habet Mitleid mit dem Weibe,
Gönnt, daß ich im Amte bleibe,
Liebe Männer, beißt mich nicht.

Daß der Dichter Grund zu solcher Besorgniß in sich fühlen mag, lehren allerdings die folgenden Gedichte: „Der 10. November 1848", und noch mehr: „Für Robert Blum" u. s. w. Beide liefern indeß das schlagendste Argument, daß in Prutz der Politiker vom Dichter absorbirt ist. Wenn auch Dichter und Politiker am 10. Nov. selbst so träumen, denken und glühen konnten, so wird, nachdem die Geschichte (nicht Wrangel) so ganz anders gerichtet und der Dinge Maß abgewogen, der Politiker jetzt ein anderes Urtheil fällen. Mit der Zeit kommt auch der Künstler, und der Dichter, wenn er Künstler ist, zu dem Resultate. Abnormales, willkürlich Gewaltiges mag im ersten Augenblick imponiren, wie ein Bauwerk das den Regeln zum Trotz höher und breiter in die Luft geführt ist als das Fundament es bedingt. Aber selbst wenn der Schwerpunkt so künstlich gefunden ist wie im Thurm zu Pisa, und das Gebäude doch feststeht, hört nach der Ueberraschung das Wohlgefühl auf, und der Bewunderung unbeschadet verwirft der ästhetische Dichter in uns die willkürliche Schöpfung. Interessant war uns auch die sehr von allen andern gleichberechtigten Zeugen abweichende Schilderung welche Prutz von Robert Blum entwirft; interessant nämlich, insofern wir daraus ersehen, daß es eine Persönlichkeit war die nicht allein die Massen, sondern auch einen Dichter bestechen konnte. Robert Blum mit seiner breiten Brust, dem trotzigen Hals, dem kräftigen Genick, der starken Hand, voll Schwielen, aber rein —

Mit deinem Mund, so schelmisch und voll Lust —
Mit deines Auges halb umflortem Schein,
Und doch wie treu, wie kindlich dieser Blick —
O Robert Blum, jetzt erst, jetzt wird uns (mir?) klar,
Du selber warst das Volk fürwahr.

Diese Dichteranschauung weicht nun bekanntlich sehr ab von der welche alle unbefangenen, nicht Dichter, aber ästhetisch, philosophisch und politisch gebildeten Männer in Frankfurt von dem unglücklichen Manne empfingen, auch von den Urtheilen die wir aus Wien, über ihn hörten, bis auf seinen Todesgang, der vom Zweifel unangefochten

bleibt. Das Hosianna und Eljen des Haufens über ihn wird später vor der richtenden Geschichte keine Bedeutung haben, aber das Zeugniß eines Dichters wie Prutz wird, wenn auch nicht als ein Beweisstück dafür daß Blum so gewesen gelten, doch dafür, daß er auch auf edlere Naturen einen solchen Eindruck hat hervorbringen können. Es ist aber mehr als dichterische Phantasie, wenn Prutz in der Brigittenau nicht Blum allein, sondern das ganze deutsche Land blutend unterm Sande erblickt. In echt dichterische Anschauungen und Gefühle, der Poesie würdig, lenkt dagegen das nächstfolgende Gedicht „Polen an Deutschland" ein.

An Ruhm mehr als an Thaten reich,
Wie bist du, Deutschland, mir so gleich!
Schon stehen zu demselben Streich
Dieselben Feinde dir verbündet.

Was mir gefehlt seit alter Zeit,
O lasse dich, mein Deutschland, warnen,
Das heil'ge Band der Einigkeit,
O sei zu schlingen es bereit.

Die Gedichte: „Aus schuldiger Rücksicht", mit den Wortspielen Metternich und Messerstich, hätten wir an Prutz' Stelle aus der Sammlung fortgelassen. Zum Schluß stoßen wir auf die: „An Die die es verstehen" überschriebenen Gedichte, die munterſten und eigenthümlichſten vielleicht unter allen. Der Capriccio gab sie dem Dichter ein. Was wir oben von Prutz' Stellung zum Constitutionnellen Club in Berlin angedeutet, war aus eigener Anschauung und Vermuthung gesprochen, ehe wir diese Gedichte lasen. Hier findet sich Alles auf überraschende Weise für uns bestätigt. Vieles Persönliche wird den Lesern, uns auch, verloren gehen, diese Herzensergießungen eines Dichters, Redners und Politikers, der unter der langweiligen Gespreiztheit seiner eigenen Partei verkommt, sprechen indeß für sich selbst. Hier nur Einiges:

Club, was hast du mich gekostet!
Halb schon bin ich eingerostet,
Halb schon ging der Geist mir aus —
Gott sei Dank, daß ich heraus!

Dies Geplauder, dies Gewäsche,
Dieses endlose Gedresche,
Dieses Gähnen, diese Noth —
Helft, ihr Leute, ich bin todt.

Club, du hast mich oft gedauert,
Seh' ich dich so ganz versauert!
Doch am meisten, sicherlich,
Dauerte ich selber mich.

Noch deutlicher:

Club, wie wohl ist dir geschehen
Durch den Zustand der Belag'rung!
Längst an Schwindsucht und Vermag'rung
War dein Ende abzusehen.

Doch es endet deine Noth
Rasch der zürnende Herodes:
Stirbst statt nahen Hungertodes
Ehrlichen Soldatentod.

Im Zuspruch an einen Freund der sich in diesem Club als Redner auszeichnete heißt es:

Bis zuletzt, bei völl'gem Mangel
(Daß der Herr ihn dafür tröste!),
Das Verbot des alten Wrangel
Vom Augiasstall uns löste.

Solchem Muthe zum Gedächtniß,
Ihnen sei dies Heft geboten,
Als ein lebendes Vermächtniß
Von dem Club, dem, Gottlob, todten!

6.

Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. Von Heinrich Stieglitz. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

So viele Bücher über Italien schon gedruckt sind, so greift man nach den neuen doch immer wieder; denn das alte Italien ist ja auch ewig neu, und immer jung und frisch. Der Eine hegt und stärkt in solchen Schriften die Sehnsucht nach dem schönen Lande, die doch in jedes gebildeten Deutschen Brust auch einmal gelebt hat; der Andere weckt dadurch alte Bilder der Erinnerung, und weidet an ihrem Anblick neu seine Seele. So nehmen wir denn auch das Stieglitz'sche Buch, zumal da es ein Buch dieses Mannes ist, freudig in die Hand; denn Stieglitz liefert uns nichts Alltägliches, keine Reiserouten mit Empfehlung von Gasthäusern und Lohnkutschern; auch ist er selbst ja kein Reisender wie so hundert Andere. Er kennt das italienische Volk wie wenig Deutsche, er lebt seit langen Jahren im Lande, spricht seine Sprache, ja ist daselbst bekannt, sogar populair geworden. Er fährt nicht nur auf den Poststraßen von einer Hauptstadt zur andern, sondern er geht zu Fuß, reitet, schweift rechts und links vom Wege ab, und lauscht wo er Etwas finde was ihn in das Innerste des Volks und seines Lebens blicken ließe. So hat er denn auch manches bisher Uebersehene entdeckt, oder auf unbillig Vernachlässigtes aufmerksam gemacht. In Ascoli z. B. weist er auf die trefflichen Malerwerke des Cola di Matrice hin. „Dieser so wenig gekannte Cola", sagt er, „scheint mir entschieden in der Vorderreihe bedeutender Maler zu stehen, und es wäre gewiß ersprießlich, wenn Künstler, und Solche die des Kunststudiums wegen Italien besuchen, künftighin das allerdings etwas seitabgelegene Ascoli nicht unberücksichtigt ließen." Zu demselben Zwecke empfiehlt er das ebenfalls nur Wenigen bekannte Matelica, ferner Subbio, Fabriano u. s. w. Auch aus dem Bergstädtchen Spello auf dem Wege von Assisi nach Rom berichtet er von Meisterwerken, die leider der größern Zahl der Reisenden entgehen; denn Spello gehört nun einmal nicht zu den Anhaltepunkten der Vetturine. „Nachdem ich", heißt es, „die Trümmer eines gewaltigen Römerthores, und so manche hier zerstreute Alterthumsreste betrachtet, trat ich in den Dom, begrüßte einen trefflich erhaltenen Perugino, und ließ mir dann die Kapelle erschließen, welche Pinturicchio mit einem Kreise von Fresken geschmückt, die zu dem Vorzüglichsten gehören, was er geschaffen. Besonders zeigt sein Christus unter den Schriftgelehrten von wahrhaft begeisterter Hingebung, und der scharfe Gegensatz der Hoheit in dem kindlichen Gemüthe zu dem schwer verhaltenen Staunen aufgeblähten Wissensstolzes tritt aufs Ergreifendste hervor." Italien ist so reich an Kunstwerken auf allen Ecken und Enden, daß der Fremde, wenn er nicht Jahre zum Besuche des Landes verwenden kann, natürlich nur an den Hauptmittelpunkten der Bildung sich festsetzt. Wie lange hat man an den Kunstschätzen nur des einzigen Roms zu schauen, zu staunen, zu erwägen, zu lernen? Und wie mancher scheidet verwirrt, übersättigt, geblendet von den allseitig heranschießenden Lichtstrahlen?

Gehen wir zu dem historischen Gehalte des Buches über, so ist das Datum nicht zu übersehen. Es ist geschrieben vor der pariser Februarrevolution. Welche Kluft liegt also in der Mitte zwischen seiner Abfassung und dem jetzigen Augenblick!

In den Schilderungen aus Rom selbst bildet den Mittelpunkt für unsere Theilnehmer der edle unglückliche Papst Pius IX., dessen Name damals noch seine ganze elektrische Kraft auf jedes Italieners Herz übte. Mit tiefer Wehmuth

müssen uns jetzt, nachdem dem wohlmeinenden Fürsten mit so schnödem Undank gelohnt worden, die Worte der innigsten Theilnahme und des aufrichtigen Vertrauens in das Gelingen des volksbeglückenden Unternehmens erfüllen. „Woher die Begeisterung für Pius?" fragt unser Verf., und antwortet: „Weil ein schlichter Mensch, geleitet von echtem Wohlwollen und besserer Einsicht, ängstlichen Warnungen zum Trotz es gewagt dem harrenden Volke mit Vertrauen entgegenzukommen, aus freiem Drange erfüllt bevor er verheißen, gewährt bevor er versprochen. Wer unter den Herrschern wird ihm nachfolgen?"

Mit den hellsten Farben ist die ergreifende Scene geschildert, wie der Papst, getragen von dem Jubel des begeisterten Volks dahinzieht um feierlich Besitz zu nehmen von der Laterankirche, eine Scene welche der Historienmaler Wittmer in einem auch durch gelungenen Stich vervielfältigten Gemälde in dem malerisch und symbolisch bedeutendsten Momente darstellte, „wo sich die Hauptmasse des Festzugs an dem Triumphbogen Konstantin's vorüber dem ebenfalls mit der Entwickelung des Christenthums so nahe zusammenhängenden Colosseum entgegenbewegt. Aus dem Hintergrunde blicken die Hügel des Esquilin, Celio, Aventin und ein Theil vom Palatin, sodaß das Auge überall nur classischen Boden und sprechende Ruinen findet. Ueber Konstantin's Triumphbogen wölbt sich, die Composition zu einem harmonischen Ganzen abrundend, der siebenfarbige Himmelsbogen, wie er sich wirklich in jenem Momente zeigte, ein heiteres Symbol des Friedens. Unzählige jubelnde Volksmassen in den verschiedensten Stellungen und Bewegungen schmücken jede Erhöhung, und bilden besonders im Hintergrunde malerische Gruppen."

Außer dem Papste, von welchem viele reizende einzelne Züge erzählt werden, beschäftigt unsern Reisenden in Rom besonders die Künstlerwelt, mit derer hervorragenden Persönlichkeiten und Leistungen er sich eifrig bekannt machte: Viele derselben werden einzeln besprochen und charakterisirt. Obenan steht der treffliche alte Reinhart, der über ein halbes Jahrhundert in Rom lebend sein deutsches Herz treu bewahrt hat. Stieglitz war es vorbehalten an dem Todtenbette dieses Nestors deutscher Kunst in Rom zu stehen und ihn zu Grabe zu geleiten. Er verspricht noch ein besonderes Werk über diesen seltenen Mann, und das vorliegende steht auch in eigenthümlicher Beziehung zu ihm, insofern der Ertrag zu einem Denkmale Reinhart's auf dem Grabe bei der Pyramide des Cestius bestimmt ist. Neben Reinhart fallen uns unter den hier besprochenen Künstlergestalten besonders auf: Overbeck und Cornelius, deren Gegensatz richtig und unparteiisch erfaßt ist; Koch, der dramatische satirische Tiroler; Riepenhausen, der Wiederhersteller der Bilder Polygnot's, aber auch in andern Sphären bedeutend; Wagner, der Bildhauer, aus der Walhallæ und der Glyptothek wohlbekannt, Reinhart's langjähriger Freund, ein höchst eigenthümlicher aber biederer Charakter; Riedel, der Maler der Sakontala und Judith mit seiner kecken Behandlung des Lichts und der Farbe; Franz Nadorp mit dem unerschöpflichen Reichthum an künstlerischen Gedanken. Einen besondern Abschnitt widmet unser Buch dem östreichischen Maler Karl Rahl, welchen Stieglitz als Sinnverwandten der großen venetianer Meister darstellt. Auch italienische und französische lebende Künstler werden abgehandelt.

Die „Bilder aus dem Volksleben" besprechen die Octoberfeste, den Gesang der Pifferari, das Carneval — lauter jetzt dahingeschwundene Herrlichkeiten. Der Hauptschauplatz der Octoberfeste, die Villa des wahrhaft edeln und freisinnigen Fürsten Borghese ist seit der Belagerung Roms durch die Franzosen eine Wüste geworden, die herrlichen hundertjährigen Pinien abgehauen, die Landhäuser zertrümmert!

Neben eigenen poetischen Producten, welche Stieglitz seinem Werke da und dort einstreut und welche erfreuliches Zeugniß geben von dem warmen deutschen Herzschlage des Dichters, ist auch von zwei deutschen Dichtergestalten ausführlicher die Rede, welche ihm in Rom begegnet sind, von Georg Herwegh der mit Vogt nach Rom kam, und Theodor Heyse. Beide Bildnisse der auch mir persönlich wohlbekannten Männer sind durchaus treffend und wahr. Das Capitel über Herwegh hat Stieglitz übrigens geschrieben vor den Heldenthaten des Freiheits-Gassensängers im badischen Aufstande. Wichtiger sind für uns die Nachrichten von einem gediegenen, weniger Geschrei in die Welt machenden Manne, Theodor Heyse, einem seit langen Jahren in Rom ansässigen, in stille meist philologische Studien vertieften Oldenburger, aus dessen Papieren zugleich werthvolle poetische Spenden, meist gnomischer Gattung, mitgetheilt werden.

Ein Abschnitt handelt sodann von Wolfgang Maximilian von Goethe und seiner „Erlinde", worin der philosophische Dichter oder dichtende Philosoph die wechselnden Phasen des Menschenlebens, die wandelbare bewegte Oberfläche des Daseins in ihrem Verhältniß zu den stetigen Gesetzen in den Tiefen der Natur hervorzuheben und als geistiges Spiegelbild aufzustellen versuchte.

Darstellung und Stil ist kaum bei einem Buche gleichgültig, bei Stieglitz zumal, der nicht allein in stofflichem Interesse, sondern in künstlerischem gestaltenden Zwecke schreibt. Wie Stieglitz in mancher Beziehung zwischen Deutschland und Italien vermittelt, so auch in seiner schriftstellerischen Form. Er ist hier ein Deutschitaliener: große, sorgfältig angestrebte Abrundung der Perioden, künstlerische Feile, Marmorglätte; dabei aber auch manchmal etwas Kaltes, fast könnte es scheinen Effectsuchendes, wie das der neuere Italiener in directem Gegensatz gegen das freilich oft nur erheuchelte Sichgehenlassen unserer neudeutschen Schriftdarstellung entwickelt hat. Die Anordnung der einzelnen unter sich so verschiedenen Gruppen des Buches zu einem Ganzen ist wohl berechnet, um uns das Leben in Rom darzustellen von der Thronbesteigung Pius IX. an mit dem heilverkündenden Friedensbogen, in dem ersten Jahre der Verjüngung des Kirchenstaats, in welchem man sich allen Hoffnungen hinzugeben geneigt war für Freiheit und politische Entwickelung, wo Kunst und Poesie zu gedeihen schien, wo man sich selbst in der ewigen Stadt mit Romantik und deutscher Speculation hingebend beschäftigen mochte. Den Schluß macht dann schon das trübe Ende dieses Jahres mit den drohenden Gewitterwolken, die sich allenthalben zusammenziehen, und mit bangen Befürchtungen da, tröstender Hoffnung dort, mäßigendem Begütigen auf der einen, hastigem Drängen und Wühlen auf der andern Seite.*) G.

*) Seit Abfassung dieses Aufsatzes ist Heinrich Stieglitz gestorben Er ward am 21. Aug. in Venedig ein Opfer der Cholera.
D. Red.

Literarische Anzeige.

Ernst Schulze's Schriften.

Cäcilie.
Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.
Zwei Theile.
Elegant gebunden. 3 Thlr.

Die bezauberte Rose.
Romantisches Gedicht in drei Gesängen.
Zweite Auflage.
Elegant gebunden. 1 Thlr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 230. — 25. September 1849.

Politische Flugschriften.

1. Oestreich, Preußen und das reine Deutschland auf der Grundlage des deutschen Staatenbundes organisch zum deutschen Bundesstaate vereinigt. Ein Verfassungsvorschlag hervorgegangen aus redlicher Forschung und reicher Erfahrung von Karl August v. Wangenheim. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.
2. Die deutsche constituirende National-Versammlung in Frankfurt vor der Kritik des Staatsrechts. Von v. Kamptz. Berlin, Decker. 1849. Gr. 8. 22½ Ngr.
3. Preußens Politik in Bezug auf Deutschland. Eine historische Skizze von einem Baier. Zweite unveränderte Auflage. Augsburg, Schmid. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
4. Kein Oestreich und kein Preußen! sondern ein einiges, starkes und herrliches Deutschland. Wie kann und muß es werden? Beleuchtet von M. C. F. W. Grävell. Potsdam, Janke. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
5. Der deutsche Bundesstaat und die preußische Politik. Von Hermann Duncker. Nebst einem Anhang enthaltend die in der deutschen Frage von der preußischen Regierung abgegebenen Erklärungen, sowie die östreichischen Noten vom 28. Dec., 4. Febr., 27. Febr. und 9. März. Berlin, Duncker u. Humblot. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.
6. Zur Propaganda der national-constitutionnellen Partei. Von einem freimüthigen Widersacher der Revolution. Anhang: Wählen oder nicht wählen? Berlin, G. Reimer. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
7. Das Bündniß der drei Königreiche Preußen, Sachsen und Hanover vom 26. Mai 1849. Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung von A. E. Leipzig, Brockhaus. 1849. 8. 12 Ngr.
8. Der Wahrheit noch eine Gasse, dem Frieden eine Bahn. Mai 1849. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1849. 8. 7½ Ngr.
9. Auf! Deutschland. Von Friedrich Szarvady. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1849. 8. 5 Ngr.
10. Die deutschen Hegemonen. Offenes Sendschreiben an Hrn. Georg Gervinus von F. K. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.
11. Das revolutionnaire Europa von Iwan Golowin. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
12. Die russische Intervention nebst diplomatischen Actenstücken, von Ladislaus Teleki. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 7½ Ngr.
13. Bündige Widerlegung der Declamationen des Grafen Ladislaus Teleki gegen Oestreich und Rußland von J. Sporschil. Leipzig, Jackowitz. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.
14. Die Weltstellung Rußlands in der Gegenwart. Von J. Sporschil. Leipzig, Jackowitz. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.
15. Russische Zustände. Ein Bild aus der Jetztzeit. Leipzig, Matthes. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.
16. Enthüllungen aus Oestreichs jüngster Vergangenheit. Von einem Mitgliede der Linken des aufgelösten östreichischen Reichstags. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
17. Delenda Austria! Die Auflösung Oestreichs als eine Nothwendigkeit unserer Zeit. Herisau, Schläpfer. 8. 9 Ngr.
18. Oestreich über Alles, wenn es nur will! Von Franz Schuselka. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. 8. 5 Ngr.
19. Der neue Macchiavel. Ein Buch für Fürsten aus den Papieren eines gefallenen Ministers. Manuscript aus Wien. Leipzig, Andrä. 8. 21 Ngr.
20. Rechtfertigung der Demokratie gegen Guizot. Nebst einem Anhange über die Auflösung der zweiten preußischen Kammer. Von R. B. Pflücker. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.
21. Eine Stimme aus Nordamerika. Zehn Paragraphen über verfassungsmäßige Monarchie und Republik. Von Theodor Hilgard d. Aeltere. Heidelberg, Groos. 1849. 8. 6 Ngr.
22. Die Republik in Nordamerika und der Plan einer demokratisch-republikanischen Verfassung in Deutschland. Von Hermann Abeken. Berlin, Nicolai. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.
23. Der nothwendige Ausgang der europäischen Revolution von 1848. Von Franz Schulte. Frankfurt a. M., Lizius. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
24. Die Uebel der Gegenwart und ihre gründliche Heilung. Von J. A. C. Köhler. Zweite Auflage. Elberfeld, Bädeker. 1848. 8. 5 Ngr.
25. Der Wechsel der Zeiten in Deutschland. Ein Fragment von H. C. F. v. Gagern. Mai 1849. Darmstadt, Jonghaus. 1849. Gr. 8. 7½ Ngr.

Unter diesem Viertelhundert politischer Flugschriften, die wir als Proben aus der allmälig abnehmenden Sündflut derselben herausheben, gehören die ersten 18—19 bestimmten Gruppen concreter politischer Fragen der Gegenwart an, während die übrigen mehr ins Allgemeine hinein die politischen Gesinnungen und Ansichten ihrer Verfasser ergießen, oder eine isolirte Specialfrage erörtern. Von den erstern sind wieder Nr. 1—8 der deutschen Frage, Nr. 12—18 der russisch-östreichisch-magyarisch-polnischen Frage gewidmet. Nr. 9—11 behandeln deutsche und allgemeine Politik aus dem Gesichtspunkte und in der Tendenz des Polen. Nr. 19 könnte zu der zweiten Abtheilung, den allgemeiner gehaltenen Schriften, gerechnet werden, wenn nicht auch in ihr die östreichische Frage mehrfach vorwöge. Dem Radicalismus, oder doch dem liberalismus vulgaris gehören

Nr. 9—12, 16—18, 20, 21 und 23 an. Die äußerste Rechte ist nur durch die Schriften des Hrn. v. Kamptz und Sporschil's, sowie durch Nr. 3 vertreten. Von Publicisten vom Fach rühren die Schriften Nr. 1, 2, 7, 22 und 25 her, und das eigentlich staatsmännische Gepräge trägt hauptsächlich Nr. 7. Die übrigen gehören dem mehr oder minder gebildeten Dilettantismus an.

Besprechen wir zunächst das die deutsche Frage Angehende. Diese ist jetzt auf ein ganz anderes Stadium gerichtet als auf dem sie sich noch in den ersten Monaten dieses Jahres wenigstens äußerlich bewegte, während der Uebergang allerdings bereits im October in Wien, im November in Berlin entschieden ward. Es hatte lange geschienen als handele es sich um einen Collectivstreit zwischen Regierungen und Völkern, und innerhalb der letztern zwischen den verschiedenen Graden der demokratischen Richtungen, überhaupt nur darum, in welchem Grade die Verfassung Deutschlands im Ganzen und die seiner einzelnen Staaten demokratisch werden solle. Die Fragen welche durch die Thatsache der Zerfällung des deutschen Volks in eine Anzahl verschiedener Stämme, des deutschen Reichs in eine Anzahl verschiedener Staaten, des deutschen Landes in Küsten- und Binnenländer, in Fabrik-, Handels- und Landbauinteressen, in Beziehungen auf England, Skandinavien, Frankreich, Italien, die Donauländer hervorgerufen werden, schienen zu schlummern. Indeß haben sie doch schon bei den erstern Kämpfen ihre Rolle im Hintergrunde gespielt, machten sich bei der frankfurter Verfassungsverhandlung ganz bedeutend geltend, sind aber erst, seit die Sache wieder in die Hände der gekräftigten Regierungen gekommen ist, offen in den Vorgrund getreten, womit die deutsche Frage wieder in das Gleis gekommen ist in welchem sie sich seit einem Jahrtausend bewegt hat. Es war Das auch nicht anders möglich, so lange man Thatsachen nicht anders zu heben wußte als dadurch daß man sie in Beschlüssen und Verfassungsparagraphen ignorirte, so lange man, das Verfahren des Straußes nachahmend, die Gefahr entfernt gläubte, wenn man die Augen vor ihr verschloß. Konnte oder wollte oder durfte man die bestehenden Staaten nicht auflösen, um sie aus wirklichen Staaten zu für den Gesichtspunkt der Centralregierung zweckmäßig arrondirten Provinzen eines einigen Reichs zu machen, und die wahre Regierungsmacht aus den Theilen in den Mittelpunkt zu verpflanzen, konnte, wollte oder durfte man der neuen Reichsgewalt keinen wahren eigenen Boden, keine eigenen Organe und Kräfte verschaffen, statt sie von dem guten Willen Anderer und der unsichern Stütze der Meinung und des sogenannten Volkswillens abhängen zu lassen, und auf eine vielfach concurrirende, folglich auch collidirende Wirksamkeit zu verweisen, so mußte man sich auch darein fügen, daß die verschiedenen Staaten auch ferner ihren besondern Interessen und Richtungen Gehör und Ausdruck geben, so war für die Centralinstitute eigentlich die Nothwendigkeit ihrer Ableitung aus den Mächten der Einzelstaaten, also die Form des Staatenbundes gegeben, und so mußte es sich in ihnen hauptsächlich um eine Ausgleichung der Sonderinteressen für die Förderung des Gemeinzwecks handeln. Man durfte sich nun auch nicht wundern, wenn jetzt die einzelnen Staaten mit Mistrauen und Eifersucht auf den Antheil blickten der dem Einen oder dem Andern an der Centralgewalt eingeräumt werden sollte, und durfte Das keineswegs engherzigen particularistischen Tendenzen beimessen. Denn es handelt sich jetzt nicht um die Frage zwischen dem Einzelstaat und dem ganzen großen Deutschland, sondern um die zwischen diesem und jenem Einzelstaat. Baiern z. B. würde zu tadeln sein, wenn es mit Abtretung seiner Rechte an eine wahre, ganz und ausschließlich deutsche Reichsgewalt kargte; aber man kann es nicht schelten, sobald es dieselben nicht einer Gewalt opfern will welche zu allererst preußisch ist, und die deutsche Gewalt nur noch mitnimmt um sie für die preußische zu benutzen, in allen Collisionsfällen aber die deutschen Interessen den preußischen unfehlbar nachsetzen wird. Unter solchen Umständen müssen die Centralinstitute dergestalt gebildet werden, daß sie sowol den particularen Interessen Ausdruck geben, als auch die Gegengewichte gegen das einseitige Ueberwiegen des Einen oder des Andern enthalten.

Unter den acht sich mit der deutschen Frage aus deutschem Gesichtspunkte beschäftigenden Schriften stehen die beiden ersten im Wesentlichen auf dem Boden des Bundesrechts. Hr. v. Wangenheim will aus diesem heraus einen bessern Zustand, eine den Zeitbedürfnissen entsprechendere Ordnung entwickeln. Hr. v. Kamptz begnügt sich von dem Standpunkte des von ihm allein als gültig anerkannten Rechts aus die abweichenden Strebungen zu kritisiren. Der Baier (Nr. 3) macht hauptsächlich seinem Preußenhasse Luft. Die Schriften Nr. 4—6 sind im preußischen Sinne, wobei jedoch die unter 5 und 6 zugleich ihrem speciellen Liberalismus Bahn zu brechen suchen. Eine staatsmännische Vermittelung bahnt die Schrift Nr. 7 an.

Hr. v. Wangenheim ist der bekannte freisinnige würtembergische Bundestagsgesandte, von dessen Ausscheiden aus dem Bundestage (1823) man die reactionnaire Wendung des Bundestags hauptsächlich zu datiren pflegt. Er ist uns auch in dieser Schrift als intelligent, human und patriotisch erschienen, übrigens mehr als praktisch gebildeter Doctrinair denn als Staatsmann. Unter der Feder eines andern Wangenheim, des hanoverschen Staatsmannes, möchte die Schrift kürzer und doch inhaltreicher und hauptsächlich praktischer geworden sein. Sie geht davon aus, daß die Bundesverfassung die für Deutschland nothwendig gegebene war, und die Möglichkeit einer allen berechtigten Wünschen und Bedürfnissen entsprechenden Fortbildung in sich trug. Er stellt den Gegensatz der „Deutschen Zeitung", welches Organ politischer Sophisten und Coterieränke er mit verdienter Schärfe geißelt, den Gegensatz zwischen Bundesstaat mit einem Parlamente und Staatenbund mit einem Bundestag, in Abrede, und will im Bundesstaat und Staatenbund einen Bundestag und ein Parlament, schließt aber weiter ein

Directorialsystem daran, dessen nähere Ausprägung jedenfalls an viel zu großer Künstlichkeit leidet. Wir brauchen Institutionen die das Volk verstehen, wenigstens mit Leichtigkeit überschauen und sich merken kann. Uebrigens gestehen wir offen, daß wir uns das fortwährende Nebeneinanderwirken eines aus allgemeinen Volkswahlen gebildeten Reichsparlaments neben den Ständeversammlungen der Einzelstaaten, namentlich neben so großen Kammern wie die zu Wien und Berlin, von denen jede auf einer Macht ruht die sie in den Stand setzt gegen Reichsbeschlüsse einen unübersteiglichen Widerspruch zu erheben, nicht wohl denken können. Nationnell, d. h. aus der Natur der Verhältnisse entwickelt, würde es nur sein, wenn, wie die Reichsregierung eine aus den einzelnen Regierungen zusammengeflossene Collectivgewalt darstellt, so die Vertretung beim Bunde gleichfalls aus Ausschüssen der Vertretungen der Einzelstaaten zusammenflösse. Dies würde auch einen organischen Zusammenhang zwischen der Reichsvertretung und den Landesvertretungen vermitteln. Jedenfalls aber wird man, wenn man an dem jetzt beliebten Projecte festhält, die Competenzverhältnisse sehr scharf auseinanderhalten müssen, in deren genauerer Begrenzung der Verf. der Schrift Nr. 7 mit Recht einen wesentlichen Vorzug des berliner Entwurfs sieht. Noch heben wir aus der v. Wangenheim'schen Schrift, deren erste sechs Abschnitte übrigens zunächst in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienen, was zum Theil ihre Form erklärt, eine geschichtliche Notiz hervor, die zugleich den Mann bezeichnet. Er erkennt mit Recht die Wurzel der unheilvollen Wendung deutscher Stimmungen in dem Verfahren gegen die erste Burschenschaft. Wir möchten jedoch nicht blos tadeln, daß man dieser Sache durch Verfolgung und Märtyrerthum Dauer und Wichtigkeit aufdrängte, sondern auch, daß man überhaupt die damalige so reine und echt deutsche Bewegung nicht zur Grundlage und Seele eines einfach natürlichen, wahrhaft wohlthätigen Staats- und Volkswesens zu machen wußte. Bei dieser Gelegenheit, wo der Verf. die Burschenschaft und ihren Zusammenhang mit spätern, theils unitarischen, theils republikanischen Tendenzen mit scharfen und einschneidenden Worten bespricht, erzählt er auch Folgendes:

Ich kenne diese Verhältnisse ziemlich genau, da der unglückliche Sand zu der Zeit als ich Curator in Tübingen war, daselbst studirte und oft zu mir kam. Ich hatte sein Vertrauen gewonnen und ihn bedeutend umgestimmt, bis er nach Jena zurückkehrte, wo es seinen Genossen gelang den grundehrlichen, wohlmeinenden, aber schwachen jungen Mann wieder zu allen Extremen zu fanatisiren. Ich werde es immer beklagen, daß er bei seiner Durchreise durch Frankfurt, wo ich damals Bundestagsgesandter war, bei einem dreimaligen Versuche mich zu sprechen mich jedesmal verfehlte, und ohne den Ort zu bezeichnen, wo ich ihn hätte treffen können. Beim letzten mißlungenen Versuche hatte er nur geäußert, daß er nach Darmstadt eilen müsse. Da alle meine Nachforschungen in den Gasthöfen vergeblich waren, ritt ich, Unglück ahnend, ihm nach Darmstadt nach. Ich kam zu spät. Dort erfuhr ich aber, daß er nach dem Melibokus gegangen sei. Auch dahin folgte ich ihm sofort, fand jedoch nur an der Mauer eines alten Thurmes die bekannten Verse, die mir über irgend einen schlimmen Zweck seiner Reise keinen Zweifel ließen. Sicher war es ihm ein dringendes Anliegen mit mir zu sprechen, und wenn er mir bestimmter oder unbestimmter seine Pläne vertraut hätte, vielleicht wäre es mir doch wieder gelungen ihn, wie früher in Tübingen, auf bessere Wege zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine ältere Fassung von Goethe's Ballade: „Der König von Thule."

Kaum dürfte sich unter Goethe's Gedichten irgend eines finden, bei welchem man geneigter wäre zu der Annahme, daß es uns in der ursprünglichen Fassung erhalten sei, wie sie dem Dichter im ersten glücklichen Wurfe gelungen, als bei seinem „König von Thule". Und dennoch sind wir im Stande eine frühere Fassung desselben nachzuweisen, zu welcher das jetzige Gedicht sich als eine wahrhafte Verbesserung verhält. In der dritten Sammlung der Lieder welche im J. 1782 unter dem Titel erschien: „Volks- und andere Lieder, mit Begleitung des Fortepiano in Musik gesetzt von Siegmund Freiherrn von Seckendorff", findet sich (S. 6) auch die Goethe'sche Ballade in folgender, nicht unwesentlich abweichender Fassung:

Der König von Thule.

Es war ein König in Thule,
Ein goldnen Becher er hätt'
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Todes-Bett.

Den Becher hätt' er lieber,
Trank draus bei jedem Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er sein' Städt' und Reich,
Gönnt Alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Am hohen Königsmahle
Die Ritter um ihn her
Im alten Väterſaale
Auf seinem Schloß am Meer,

Da faß der alte Zecher,
Trank letzte Lebensglut,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn sinken und trinken
Und stürzen tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank keinen Tropfen mehr.

(Aus Goethe's „Doctor Faust".)

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die spätern Veränderungen Goethe's (die Abweichungen haben wir durch gesperrte Schrift bezeichnet) fast alle Verbesserungen sind. Durch die Aenderungen in der ersten und vierten Strophe gewinnt das Gedicht an Leichtigkeit und Fluß, indem auch hier, wie in den übrigen Strophen, in der Mitte ein Sinnabschnitt eintritt. Die alte Form hätt' in der ersten und zweiten Strophe findet sich bei Goethe auch sonst, wie in der „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung". Der seltsame Comparativ lieber in V. 5 ist glücklich weggeschafft, wodurch freilich dasselbe Wort über im Reim erscheint; ebenso ist das mißtönende trank draus einer leichtern und lebendigern Fassung gewichen. Zweifeln könnte man bei Strophe 3, ob die neuen Verbesserungen den Vorzug verdienen. Läse man V. 10 seine Städt' und Reich', so würde nicht unpassend an mehre Reiche die der König sich erworben zu denken sein. Die Mehrheit der Erben (V. 11)

wäre nicht ungeschickt; es würde dadurch das Zählen der Städte motivirt sein, daß er einzelne Städte einzelnen Erben zuspricht, auch wäre dann die Unbestimmtheit mit welcher der Dichter von den Erben spricht natürlicher. Eine vortreffliche Aenderung ist es, daß der König, ehe er den Becher in das Meer wirft, sich vom Mahle erhebt und stehend den Becher leert. Auch die Aenderung in V. 21 fg. ist sehr gelungen, da sie uns den Sturz und das Versinken des Bechers, abgesehen vom größern Wohllaut, anschaulicher darstellt. Von Seiten des Wohllauts hat auch der letzte Vers bedeutend gewonnen.

Goethe erzählt uns in „Wahrheit und Dichtung" (XXII, 218), er habe im Juli 1774 Jacobi „Den König von Thule" und „Den untreuen Knaben" als seine neuesten und liebsten Balladen vorgelesen. Wir glauben die Richtigkeit dieser Angabe, welche auf Jacobi's Erinnerung allein beruhen möchte *), bezweifeln zu müssen. „Der untreue Knabe" scheint nicht als Ballade für sich gedichtet, sondern nur im Zusammenhang mit der „Claudine". Bekanntlich wird in der „Claudine" der Gesang dieser Ballade am Schlusse durch den Schrei Claudinens abgebrochen, sodaß an dem letzten Verse, der mit „Die wend't sich" beginnt, noch vier Sylben fehlen. Den wahren Schluß der Strophe und des ganzen Gedichts finden wir nirgendwo, auch nicht in der Sammlung der Gedichte, und daß Goethe schon sehr frühe einen andern Schluß des Gedichts nicht gekannt habe, ergibt sich daraus, daß der mit Goethe befreundete Seckendorff in der ersten Sammlung seiner „Volkslieder" (1779) die Ballade nur mit diesem abgebrochenen Schluß geben konnte. **) Kannte aber Goethe selbst den Schluß der Ballade so frühe nicht mehr, so scheint er sie wirklich nicht zum Schlusse geführt, sondern nur für seine „Claudine", so weit er sie dort brauchte, gedichtet zu haben. „Claudine" aber dürfte erst in die Hälfte des J. 1775, nach „Erwin und Elmire" fallen, wonach Goethe seine Ballade unmöglich im Juli 1774 Jacobi vortragen konnte. Vermuthlich schwebte dem Dichter als Schluß der Strophe der Vers vor:

Die wend't sich um und winket,

womit aber das ganze Gedicht unmöglich geschlossen ist, da hiermit die Bestrafung noch nicht vollendet sein kann, wenn auch freilich Goethe, was wir sehr bedauern müssen, es hierbei bewenden ließ, da er das Gedicht nur für seine „Claudine" brauchte.

Daß „Der König von Thule" mit dem „Faust" zugleich, und zunächst für diesen gedichtet sei, scheint sich daraus zu ergeben, daß Seckendorff, der ihn von Goethe erhielt, ihn nicht als eigenes Gedicht, sondern als aus Goethe's „Faust" genommen anführt. Nun kann aber der Theil des „Faust" in welchem Gretchen „Den König von Thule" singt unmöglich im Juli 1774, wo Goethe Jacobi diese Ballade vorgelesen haben will, geschrieben gewesen sein, da Goethe erst im September 1775 zu der Scene in Auerbach's Keller gekommen sein dürfte. ***) Ueberhaupt scheint Goethe eigentliche Balladen vor seiner Bekanntschaft mit Schiller nur für seine dramatischen Stücke geschrieben zu haben, da „Das Veilchen" in „Erwin und Elmire", der „Erlkönig" in dem Singspiel „Die Fischerin" steht, für welche auch wol „Der Fischer" ursprünglich bestimmt war. „Heidenröslein", das zuerst 1779 in den „Volksliedern" nebst untermischten andern Stücken (II, 151) erschien, ist Bearbeitung eines Volksliedes. Den Refrain desselben finden wir in dem Volksliede das Uhland (I, 56) aus der Sammlung von Paul von der Aelst (Deventer 1502), S. 72, 94, mittheilt. Vergl. auch Schöll's „Briefe und Aufsätze von Goethe", S. 123 fg. Warum werden uns die Briefe zwischen Goethe und Herder, welche auch für Goethe's Studium der Volkslieder so bedeutend sind, noch immer vom Verfasser von „Herder's Lebensbild" vorenthalten, der unbegreiflicherweise gerade bei den wichtigsten Mittheilungen, die wir von ihm erwarten, ins Stocken gerathen ist! Schließlich bemerken wir noch, daß „Der König von Thule" und „Der untreue Knabe" in der ersten Ausgabe von Goethe's Werken als selbständige Gedichte noch nicht stehen, wol aber „Der Erlkönig". **H. Düntzer.**

*) Jacobi erinnert ihn in einem Briefe vom 28. Dec. 1812, wie Goethe ihm in Köln in der Dämmerung auf dem Tische sitzend die Romanze: „Es war ein Buhle frech genung u. s." hergesagt habe. Verwechselte er vielleicht diese Romanze mit dem kurz vorher gedichteten „Geistesgruß"? (I, 76 fg., XXII, 212.)

**) Bei Seckendorff stimmt die Fassung ganz mit der ersten Ausgabe der „Claudine", die (XXXIV, 279 fg.) nicht genau gegeben wird. Seckendorff hatte von Goethe zu seiner ersten Sammlung die Ballade „Der Fischer", die hier zuerst erschien, mitgetheilt erhalten, wie er auch den noch ungedruckten „König von Thule" vom Dichter empfing.

***) Vergl. den Brief von Auguste Stolberg vom 17. Sept. 1775.

Notizen.

Wieder die Chinesen uns voraus.

Stanislaus Julien in Paris hat die Europa und Amerika beschämende Entdeckung gemacht, daß die Chinesen bereits im 3. Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ein anästhetisches Mittel besaßen welches sie in derselben Weise wie wir das Chloroform und den Ether anwendeten, um bei chirurgischen Operationen Unempfindlichkeit hervorzubringen. Eine Beschreibung davon fand sich auf der Bibliothèque nationale in einem Buche, betitelt: „Kou-kin-i-tong" oder „Allgemeine Sammlung alter und neuer Arzneimittel", anscheinend aus dem 16. Jahrhunderte. In einer biographischen Notiz über Hoa-tho, welcher unter der Dynastie Wei zwischen den Jahren 220 und 230 unserer Zeitrechnung lebte, heißt es von ihm: „Er gab den Leidenden einen Trank welcher sie in wenigen Secunden so unempfindlich machte wie einen völlig Betrunkenen oder Leblosen", worauf er nach Umständen Einschnitte, Amputationen und dergleichen vornahm. Nach einer bestimmten Zahl Tage erholte sich der Patient, ohne während der Operation den geringsten Schmerz empfunden zu haben. Aus der Lebensbeschreibung des Hân geht hervor, daß der fragliche Trank mittels Kochens und Distillirens bereitet wurde, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß das anästhetische Agens der Chinesen der indische Hanf war (Cannabis indica), welcher noch heute von den Arabern zum Zwecke eines angenehmen Rausches genossen wird.

Amerika, schäme dich!

Sollte Einsender der Notiz: „Amerikanische Antipathie gegen Farbige", in Nr. 125 d. Bl., den Engländern geneigter sein als den Amerikanern, so wird es ihn und Andere freuen, was der Verf. des von ihm angezogenen Werkes: „The western world, or, travels in the United States in 1846—47, by *Alex. Mackay*" (3 Bde., London 1849), in betreffender Hinsicht später erzählt. Als nämlich der Capitain eines englischen Dampfers auf dem See Onario sich beikommen lassen aus Gefälligkeit für die erwähnte „Antipathie" einiger anwesenden Virginier einen farbigen Herrn mit Gewalt von der Mittagstafel zu entfernen, wurde er deshalb in Kingston verhaftet, vor Gericht gestellt, wegen seiner Gefälligkeit um schweres Geld gebüßt und „im fernern Commando des Schiffes nur unter der Bedingung gelassen sich nie wieder in ähnlicher Weise zu vergehen". Es ist wahr, die Engländer sind keine freien, edeln Republikaner und stolz darauf sich Unterthanen einer Königin zu nennen, aber das englische Gesetz schirmt und vertheidigt die Menschenrechte ohne Ansehen der Person, der Race und der Farbe, während ein amerikanisches Gesetz nicht einzuschreiten wagt, und die edeln nordamerikanischen Freiheitskämpfer ihre farbigen Brüder mit Füßen treten dürfen. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 231. — 26. September 1849.

Politische Flugschriften.

(Fortsetzung aus Nr. 220.)

Neben Hrn. v. Wangenheim stellen wir Hrn. v. Kamptz, den Vertreter des Systems dem der Erstere vor dreißig Jahren entgegenkämpfte, und das ihn damals stürzte. Wie doch beide Männer in ihrem Grundwesen sich gleichgeblieben sind, und wie sie doch wieder sich den Einflüssen der Zeit nicht gänzlich haben entziehen können! Hr. v. Kamptz, weit mehr Jurist als Staatsmann, ist allerdings eine ganz besonders zähe Natur, und wenn die Anekdote die uns von ihm erzählt worden nicht wahr sein sollte, so ist sie wenigstens gut erfunden. Er soll nämlich in den berufenen berliner Märztagen mit einer ungewöhnlich großen, aber durchaus nicht der neuesten Façon entsprechenden schwarzrothgoldenen Cocarde erschienen sein, und als ihn ein Freund fragte, woher er diese habe, geantwortet haben, daß er sie aus Untersuchungsacten genommen habe, bei denen sie als corpus delicti verwahrt gewesen. Gleichwol muß er in vorliegender Schrift wiederholt Hrn. Welcker Beifall zurufen, muß Beckerath rühmen, weil er erklärt, der Standpunkt des formellen Rechts sei nicht der einzige, muß die Frankfurter Versammlung tadeln, daß sie die Volkssouverainetät nicht im Sinne Rousseau's genommen! Die ganze Schrift weist, mit allerdings scharfer und unerbittlicher Logik, den Mangel an Rechtsboden für Vieles was in Frankfurt geschehen ist, und die zahlreichen Widersprüche, Inconsequenzen und Ungenauigkeiten dortiger Reden und Beschlüsse nach. Bei der Unmasse von auf die Galerien und das weitere Publicum berechneten Phrasen, welche die stenographischen Berichte der Frankfurter Versammlung geschwellt haben, war freilich der kritischen Sichel eines Kamptz ein einladendes Feld geboten. Den alten Kamptz finden wir aber doch schon auf S. 3 wieder, wo er den Grund, warum die „gegen Preßunfug, politische Vereine und Volksversammlungen erlassenen Bundesgesetze" nicht vermocht hätten den „Umtrieben dauerhaft vorzubeugen", darin zu suchen scheint, daß diese Gesetze „nicht in allen deutschen Landen gehandhabt wurden". Daß er die letzten Beschlüsse des Bundestags keiner Kritik unterwirft würde uns befremden, wenn wir nicht annähmen, daß ihm Respect vor der Berechtigung dieser Gewalt den Mund versiegelte. Nur Das hebt er hervor, daß in dem Antrage des Politischen Ausschusses vom 8. März der seitdem eine Zeit lang so breitgetretene Ausdruck „breite Grundlage" zuerst vorkomme, von der Bundesversammlung aber nicht angenommen, sondern mit dem einer „wahrhaft zeitgemäßen und nationalen Grundlage" vertauscht wurde. Um so eifriger kritisirt er nun das Vorparlament, den Funfzigerausschuß und die Nationalversammlung, kämpft gegen deren zahlreiche Einmischungen und Uebergriffe, und verficht das Vereinbarungsprincip. Das Verhältniß Preußens oder Oestreichs zur deutschen Frage kommt in dieser Schrift nicht in Betrachtung.

Dagegen ist die Schrift Nr. 3 ein reines Product des Stammeshasses, dessen eifriges Anschüren eine der dunkelsten Seiten der Jetztzeit bildet, und allerdings von Süddeutschland aus gegen Preußen weit lebhafter betrieben als von Preußen aus erwidert wird. Abgesehen von dem Verwerflichen dieses ganzen Treibens glauben wir auch, daß man sich dabei ganz gewaltig verrechnet hat, und daß es nur zur Kräftigung des Preußensinnes und der innern Einigkeit in Preußen beitragen wird. Die Schrift enthält eine Schilderung preußischer Geschichte etwa in der Weise wie Hormayr in der zweiten Hälfte seines Lebens die östreichische Geschichte, oder der Ritter v. Lang bairische Zustände behandelte. Was wäre nicht über die Geschichte Baierns, die so wenig Lichtblicke und so viel sehr finstere Stellen bietet, zu sagen, wenn man sie in dieser Weise darstellen wollte! Weiter enthält die Schrift noch Invectiven gegen die Burschenschäftler und Aehnliches. Die ganz gerechtfertigte Protestation gegen das Kaiserproject hätte wahrlich die vorhergehenden Anklagen gegen Preußen zu ihrer Begründung nicht bedurft. Hätte Preußen und sein Königshaus sich auch wirklich alle die Verdienste um Deutschland erworben die ihm der Verf. abspricht, das Kaiserproject wäre deshalb nicht um ein Haar besser. Politische Institutionen werden nicht als Lohn für Verdienste zugemessen, sondern sie sind das Erzeugniß richtig verstandener und benutzter Interessen und Kräfte.

Ungleich milder, oder doch anständiger und gehaltener, aber mit kaum geringerer Einseitigkeit und Befangenheit streitet Grävell gegen Oestreich, dessen Abscheidung von Deutschland ihm weder Befremden noch Kummer verursacht, und mit Feuer rühmt er Preußen, seine

Geschichte, den Sinn seines Volks und Staats. Er würde für Kleindeutschland an sich am liebsten den Einheitsstaat sehen, hält aber diesen für unmöglich, und findet daher den Bundesstaat nöthig, aber auch daß der stärkste Staat an der Spitze stehe, da nur dadurch die Bundesgewalt des Gehorsams sicher werde. Wir gestehen, daß wir statt eines solchen Bundesstaats auch lieber den Einheitsstaat möchten. Denn hundert mal lieber Provinz eines großen Staats, dessen Gutes und Schlimmes man theilt, und auf dessen Bestimmung man in seinem Theil mitwirkt, als Vasallenstaat eines Großstaats, von dem man sich benutzen und gebrauchen lassen muß, ohne Einfluß auf ihn zu haben. Lieber ferner auf einmal verschlungen werden als nach und nach, unter peinlichem Ringen und Sträuben, in halbtodtem Zustande den kläglichen Uebergang durch Rachen und Hals der Boa machen.

Hr. Duncker erklärt freilich den Bundesstaat für die höchste politische Organisation. Wie der rechtliche und sittliche Inhalt der Familie und des Staats reicher und tiefer ist als der der Person und des Privateigenthums, so bietet die ungetheilte Gemeinschaft mehrer Staaten, ihre Vereinigung zu Einem Ganzen, in welchem ihre Besonderheit zum Theil aufgeht, eine reichere Fülle rechtlicher und sittlicher Bezüge dar als der Einzelstaat.

Indeß abgesehen davon, daß wir die Höhe einer politischen Organisation nicht ausschließlich, oder vorzugsweise nach der „Fülle rechtlicher und sittlicher Bezüge die sie darbietet" bemessen können, so würde auch aus den eigenen Worten Duncker's fließen, daß der Staatenbund eine noch höhere politische Organisation wäre als der Bundesstaat, da der erstere „seine Besonderheit" zum geringern „Theile aufgehen läßt", folglich eine noch „reichere Fülle geistiger und sittlicher Bezüge" darbietet. Indeß Duncker spricht sich überhaupt gar nicht über den Staatenbund aus, obwol er einen Unterschied desselben von dem Bundesstaat annimmt. Mit dem Geschichtlichen nimmt er es ebenso wenig genau wie mit der Begriffsbestimmung. So läßt er die „Wiedergeburt des Reiches deutscher Nation" zu Kalisch von „den Fürsten verheißen" werden, während diese Fürsten zu Kalisch nur der Kaiser von Rußland und der König von Preußen waren, alle andern Fürsten aber Nichts „verheißen" haben, läßt auch in jener unbestimmten und ganz gut auf die Herstellung der Zustände vor 1806 zu beziehenden Phrase des ehrlichen Karl Müller, der bekanntlich jene kalischer Proclamation verfaßt hat, ein „Bedürfniß" ausgesprochen werden was auf dem Wiener Congreß an dem Widerspruch Baierns und Würtembergs gescheitert sei, während man eigentlich gar nicht weiß was jene Phrase wollte, der Charakter der Bundesacte aber schon 1813 vor der Schlacht bei Leipzig, durch den Vertrag von Ried, und 1814 durch den Pariser Frieden entschieden ward, welchen letztern Frieden der Wiener Congreß nur auszuführen, nicht zu ändern hatte. So ist in der ganzen Schrift etwas Verschwimmendes und Verwischendes, und der Verf. gruppirt sich Thatsachen und Begriffe nur so, und stellt sie nur in das Licht wie er sie für sein Beweisthema brauchen kann. Der Verf. bildet sich ein, die Vorgänge in Sachsen, Baden, Rheinbaiern, Würtemberg würden nicht eingetreten sein, wenn der König von Preußen die frankfurter Verfassung angenommen hätte. Er gesteht zwar ein, daß die radicale Partei diese Verfassung nur als eine Straße zur Republik betrachtet hätte, rechnet aber auf einen „gewaltigen Umschlag der Volksstimmung" in Folge der Annahme. Sie würde erst recht erbittert worden sein und ihre Ausbrüche gesucht haben. Wie deutschgesinnt übrigens dieser Preuße ist, der doch gegen das specifische Preußenthum eifert und viel vom Aufgehen in Deutschland redet, ergibt sich da, wo er die „Hoffnung" ausspricht, daß Ungarn siegen und Oestreich auseinanderreißen möge, damit nun „auch Deutsch-Oestreich dem deutschen Bundesstaat unter Preußen (sic!) gewonnen werde". Diese Menschen sehen weiter Nichts als den deutschen Bundesstaat unter Preußen! Das Beste an dieser Schrift ist die Sammlung der angehängten Actenstücke.

Der „freimüthige Widersacher der Revolution" in Nr. 6 schreibt freilich weit frischer, kräftiger, ja gesund und gemüthvoller als Duncker, stimmt aber mit ihm sowol in seinem Urtheil über die Folgen der Nichtannahme der Kaiserwürde als in seiner Ansicht über den Kampf in Ungarn überein, erklärt sogar: alle Freiheit sei „illusorisch ohne die Befreiung Deutschlands von der östreichischen Fremdherrschaft", und will „Zertrümmerung des östreichischen Joches und entscheidenden Sieg der Völkerfreiheit über den heillosen Absolutismus in Europa". Was er sonst eigentlich will ist uns nicht recht klar geworden. Er hat eine gute Ausführung über die Revolutionen und gegen den Götzendienst vor diesen, er erklärt sich für Monarchie, absolutes Veto, allgemeines Stimmrecht; sonst finden wir auch einen Ueberfluß von schillernden Phrasen, und am unangenehmsten berühren uns die öftern bittern, frondirenden Ausfälle gegen die jetzigen preußischen Machthaber, die sich zuweilen an warme, ergriffene Stellen als sehr widrige Dämpfer anhängen.

Da kommt man doch nach all diesen Schriften, etwa die erste ausgenommen, in eine weit reinere und wohlthuendere Atmosphäre bei der Schrift Nr. 7, die nicht nur in Form und Inhalt den Stempel des wahren Staatsmannes trägt, folglich keinerlei Phrasen bringt, sondern auch frei von Haß und Bitterkeit und allem zweideutigen Wesen und Hinterhaltsgedanken ist, was Alles neben so wahrhaftem Patriotismus und so gediegener Anschauung wie in dieser Schrift lebt nicht bestehen kann. Wir sagen Das, ungeachtet wir mit ihrem Hauptzwecke keineswegs einverstanden sind. Sie soll nämlich eine Rechtfertigung des Verfassungsentwurfs der drei Könige sein, und uns scheint dieser Versuch zwar dem frankfurter Entwurfe, nicht aber der großdeutschen Richtung gegenüber gelungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an H. R. Stöckhardt.

Während die Sturmflut der Revolution das alte Europa aus den Fugen zu reißen, und selbst die Grundvesten seines Staatenbaus zu unterwühlen droht, geht so mancher Edle, dessen Tod sonst mehr als ein Echo geweckt haben würde, fast unbemerkt in seine Kammer ein, ruhigern Zeiten die Errichtung des geschichtlichen Denksteins auf seinem Grabe überlassend. Aber ist diese Erwartung nicht Selbsttäuschung? Heißt es nicht jetzt mehr als je: Nur der Lebende hat Recht? O nein! Zwar scheinen Klio's Tafeln jetzt wieder, wie beim Uebergange des vorigen in das gegenwärtige Jahrhundert, kaum für den Strom der politischen Tagesgeschichte Raum zu haben, doch sie scheinen es nur; Männer die sich in Wissenschaft und Kunst durch hohes Streben und rühmliches Wirken dem Gedächtnisse ihrer Fachgenossen, Freunde und Schüler eingegraben, denen ist ihre Stelle in der allgemeinen Walhalla irdischer Unsterblichkeit nach wie vor gesichert, oder es müßte jene Flut, wonach ihr allerdings gelüstet, jede hervorragende Schöpfung des Geistes unter dem allesgleichmachenden Wuste der Barbarei begraben.

Mehr als je führt den Unterzeichneten zu diesen Betrachtungen jetzt, in einem Augenblicke halber Ruhe, der Rückblick auf den Tod seines Freundes, des russischen Staatsraths und Professors, Dr. Heinrich Robert Stöckhardt, geb. am 11. Aug. 1802 zu Glauchau in Sachsen, gest. den 10. Oct. 1848 zu Petersburg. Auch er verließ den Schauplatz einer ruhm- und segensvollen Wirksamkeit mitten unter den Stürmen der Zeit, kaum daß die Kunde von seinem Hintritt durch Privatmittheilungen zu seinen heimischen Freunden gelangte. Im schönsten Mannesalter vom Leben scheidend, nahm er einen noch unerschöpften Reichthum von Trieb, Kraft und Ideen zu künftiger Thätigkeit, zur Ausführung großer wissenschaftlicher Entwürfe, mit sich ins Grab. Den Prometheusfunken hatte sein Vater und erster Lehrer, Prediger in Glauchau und später in Bautzen, in den Geist des zartgebauten, fast schwächlichen, aber lebhaften und für alles Höhere entzündbaren Knaben gesenkt; seine Gymnasiallehrer, namentlich der feingebildete, vielseitige Otto, damals Conrector der bautzener Gelehrtenschule, und Rector Gabelis, der Mann mit der Kindesseele, der stoischen Amtstreue und der altsächsischen Philologengründlichkeit, nährten das heilige Feuer. Mit den strengern Schulstudien verbanden sich zwei ästhetische Bildungselemente: das Italienische und die Musik. Jenes lehrte ihm sein Vater, ein begeisterter Freund und tiefer Kenner der Sprache und Literatur des Landes, wo damals noch blos „die Citronen blühten"; den ersten Unterricht in der Musik erhielt er vom Ref., seinem damaligen Mitschüler, der aber bald in den Fall kam ihm Nichts mehr lehren zu können, wiewol er noch später oft durch den überströmendsten Dank für jene erste Anleitung fast beschämt wurde. Die Musik bildete fortan ein Hauptmoment in Stöckhardt's Leben; aber der Cultus den er ihr widmete ging weit über behagliches Empfangen und fertiges Reproduciren hinaus: er war geborener, durch Studium gebildeter, schöpferischer Tonkünstler, einige seiner Compositionen sind öffentlich erschienen, und das musikalische Petersburg dankt seinen Bemühungen um Kunst und Künstler manchen Genuß, seinen Beurtheilungen ihrer Leistungen manche Erhebung über dilettantische Oberflächlichkeit und Virtuosenschwindel. Im J. 1820 bezog Stöckhardt die Universität Leipzig um die Rechte zu studiren. Wie durch Naturnothwendigkeit wurde zum Regulativ seiner Studien der Luther'sche Satz: „Ein Jurist der Nichts ist denn ein Jurist ist ein arm Ding." Sprachkunde, Geschichte und Philosophie gingen bei ihm mit der Rechtswissenschaft stets Hand in Hand. Sein juristisches Vorbild war Haubold, den er noch in seiner letzten gedruckten Rede („Hauboldi, splendidissimi inter jurisconsultos recentiores philologi, memoria", Petersburg 1847) in beredter Sprache verherrlichte; auch wurde Otto, der Sohn des Obengenannten, jetzt Professor in Dorpat, sein Lehrer und bald sein Herzensfreund. In drei Jahren beendigte Stöckhardt seinen Universitätscursus, und nach Bestehung der gewöhnlichen Prüfungen bereitete er sich zur Erlangung der höhern akademischen Grade vor, wurde 1826 Doctor der Philosophie und beider Rechte, und habilitirte sich dann als juristischer Docent. Privatverhältnisse veranlaßten die Vertauschung des leipziger Katheders mit der Advocatenpraxis in seiner Vaterstadt: eine Abweichung von seinem natürlichen Berufe, dem er jedoch nach herben Erfahrungen durch ein günstiges Geschick bald wieder zugeführt wurde. Denn seine „Tafeln der Geschichte des Römischen Rechts" (Leipzig 1828) verschafften ihm 1830 den Ruf als Professor des Römischen Rechts am Pädagogischen Hauptinstitut in Petersburg, welches Amt er mit dem Anfange des folgenden Jahres antrat. Unter den günstigsten Vorbedeutungen eröffnete sich ihm diese Laufbahn, indem der Prinz Peter von Oldenburg durch seinen Unterricht sich zu dem Posten eines Curators der zu gründenden kaiserlichen Rechtsschule in Petersburg vorbereitete, an welcher Stöckhardt 1835, unter Beibehaltung seiner Lehrstelle am Pädagogischen Hauptinstitut, Professor der juristischen Encyklopädie und vergleichenden Jurisprudenz wurde. In dieser Eigenschaft lieferte er 1841 eine historisch-statistische Beschreibung der neuen Anstalt. In den J. 1842 und 1843 genoß er die Ehre den jungen Großfürstinnen Maria und Elisabeth Michailowna, später auch der Frau Großfürstin Helena Pawlowna Vorlesungen über die Staatswissenschaft zu halten. Als 1847 die juristische Facultät am Pädagogischen Hauptinstitut aufgehoben wurde, erhielt er an demselben die Professur der römischen Literatur.

Seine Schriften beziehen sich auf verschiedene Theile der Rechtswissenschaft, alle zeugen von seiner Begeisterung für die „Themis Astraea", wie er sein Ideal nannte. Als Romanisten aus Haubold's Schule zeigen ihn die schon genannten Geschichtstafeln, von denen er eine zweite Auflage mit ämsiger Sorgfalt vorbereitet hat, seine „Tabula illustrandae doctrinae de cognationibus et adfinitatibus inserviens" (Leipzig 1830), und ein „Conspectus scholarum in supremo praeceptorum seminario de jure Romano habitarum, in usum lustrationis publicae mense Nov. a. 1844 instituendae propositus." Als Rechtsphilosoph trat er in seiner ersten Schrift auf: „Die Wissenschaft des Rechts oder das Naturrecht in Verbindung mit einer vergleichenden Kritik der positiven Rechtsideen dargestellt" (Leipzig 1825); ferner in seinen Vorarbeiten zu einer Encyklopädie des Rechts, nämlich in der „Allgemeinen juristischen Fundamentallehre" (Petersburg 1837), und in der „Juristischen Propädeutik oder Vorschule der Rechtswissenschaft, zunächst für die Kaiserliche Rechtsschule zu Petersburg" (erste Auflage: Petersburg 1838; zweite Auflage: Leipzig 1843). Dieses Werk ist in der zweiten Auflage in das Russische übersetzt worden. Seine Studienrichtung, sein Wollen und Können, kündigten sich deutlich schon in seiner Inauguralschrift an: „De coeli in generis humani cultum vi ac potestate" (Leipzig 1826). Er stellte sich hier auf den Standpunkt der vergleichenden Jurisprudenz, zu deren Weiterbau er durch die Beweglichkeit seines Geistes, die Lebendigkeit seiner Auffassung, die Vielseitigkeit seiner Bildung, und mehr als durch alles Andere: durch die liebevolle Aufmerksamkeit auf alle Regungen, Wendungen und Gestaltungen der sich emporringenden Idee, vor Vielen befähigt war. Daß er in der Unruhe des petersburger Lebens, welches seine Kräfte langsam untergrub, die Muße zu einem größern Werke dieser Art nicht finden konnte, müßten wir im Interesse der Wissenschaft bedauern, wenn nicht sein einflußreiches Wirken als Lehrer, und sein Streben, „die Ergebnisse deutscher Rechtswissenschaft und deutschen Rechtslebens auf Rußland überzupflanzen" (Worte der Vorrede seiner Propädeutik), als vollgültiger Ersatz dafür einträten. Andererseits hielt er es auch für seine Pflicht die Fortschritte der Rechtsliteratur und die Codificationsarbeiten Rußlands zur Kunde der deutschen Juristen zu bringen, wobei er die einschlagenden literarischen Erzeugnisse der Universität Dorpat gebührend aus-

zeichnete („Kritische Jahrbücher für die Rechtswissenschaft", 1846, S. 1115 fg.; 1847, S. 762 fg.; 1848, S. 372 fg.). Seine lateinischen Reden, gehalten bei verschiedenen Feierlichkeiten der Rechtsschule und des Pädagogischen Hauptinstituts, besitzen dieselbe classische Eleganz und Gediegenheit welche auch seinen deutschen Werken, ja Allem was er überhaupt schrieb, bis auf die kleinsten Briefe herab, das Gepränge eines in der Schule der Alten gebildeten Geistes aufdrückte. Von jenen Reden sind, außer der schon erwähnten zur Feier von Haubold's Andenken, folgende erschienen: „De juris Justinianei in generis humani cultum insigni merito" (1833), mit sehr reichhaltigen rechtsgeschichtlichen Anmerkungen; „De recta jurisconsulti eruditione proxime justitiae fonte" (1840); „De fructibus iis, quos qui jureconsulti non sunt e juris prudentia percipere possunt" (1845). *)

Bei Stöckhardt bildete der Kopf mit dem Herzen, der Geist mit dem Gemüth, der Gelehrte mit dem Menschen ein harmonisches Ganzes. Es lag in seinem Wesen eine Flüssigkeit des Gefühls, eine Wärme der Empfindung, ein Bedürfniß liebevoller Hingebung an alles Wahlverwandte, und begeisterter Anerkennung alles Lobens- und Dankenswerthen, wodurch er aus der großen Mehrzahl nordländischer Gelehrtencharaktere entschieden hervortrat. Frühe Gewöhnung an edle Lebens- und Gesellschaftsformen, und Enthusiasmus für das Kunstschöne vereinigten sich bei ihm mit jener Grundstimmung zur Ausbildung eines Idealismus der, vom gemein Realen in jeder Gestalt abgestoßen und es hinwiederum abstoßend, bei Menschen gewöhnlichen Schlages mancher Misdeutung ausgesetzt war. Man mußte ihn näher kennen um sein Selbstgefühl, seine Abneigung gegen alles Handwerksmäßige, sein Aufstreben zum Hohen, seine Freude an wohlverdienten Belohnungen und Auszeichnungen, seinen gelegentlich hervorbrechenden Unmuth über Anfechtung und Verkennung, in ihrer naturgemäßen Nothwendigkeit und innern Berechtigung zu begreifen, und einem etwanigen Uebermaß gerecht zu werden. Wer aber dieses volle, reiche Herz in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu verstehen wußte, für den bedurfte es kaum des äußern Reizes seiner sich stets gleichen Freundlichkeit, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit, um ihn auf das innigste zu lieben. Was er seinen vertrauten Freunden und seiner jetzt nach Deutschland zurückgekehrten Familie war, wollen wir nicht versuchen auszusprechen.

Unter seinem literarischen Nachlaß findet sich eine Gedichtsammlung die er für den Druck vorbereitet hat. Sie führt den bezeichnenden Namen: „Inneres Leben in Dichtungen." Nach Proben daraus ist es ein gar duftiger Kranz der schönsten Blüten, welche der Rückblick auf Vergangenes, die Erinnerung an die heißgeliebte Heimat und die fernen Lieben, die bedeutendsten Momente und tiefsten Eindrücke der Gegenwart in ihm gezeitigt hatten: das Gedenkbuch einer wahrhaft schönen Seele, seinen Geistesverwandten und Freunden hoffentlich unverloren. **H. L. Fleischer.**

*) Die Angaben über Stöckhardt's gelehrte und schriftstellerische Thätigkeit sind größtentheils einem aus kundiger Feder geflossenen Nekrolog der „Deutschen petersburger Zeitung" entnommen.

Bibliographie.

Aspern, F. v., Beiträge zur ältern Geschichte Holsteins. 1stes Heft. Mit 1 Wappentafel. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 18 Ngr.

Mystische und ascetische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Mystiker und Asceten, vorzüglich des Mittelalters. — A. u. d. T.: Der zweite Thomas v. Kempis oder des ehrwürdigen Gerlach Petri [† 1411] innige Selbstgespräche mit Gott. Aus dem Lateinischen übersetzt von R. Cassefeder. 2te rechtmäßige Auflage. Köln, Heberle. 32. 7½ Ngr.

Cramer, J. A. G., Politische und lyrische Gedichte aus den Jahren 1848 und 1849. Dresden. 16. 4 Ngr.

Ebrard, A., Das Verhältniß der reformirten Dogmatik zum Determinismus. Eine Wehr- und Lehr-Schrift. Zürich, Höhr. Gr. 8. 10 Ngr.

Freiheits- und Vaterlands-Lieder für das deutsche Volk. Ein Westen-Taschen-Liederbuch. 2te Auflage. Eisenberg, Schöne. 32. 2½ Ngr.

Goethe in Berlin. Erinnerungsblätter zur Feier seines hundertjährigen Geburtsfestes am 28. August 1849. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 10 Ngr.

Grosewsky, R., Aus der Einsamkeit. Lieder. Mitau, Reyher. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heros, L., Der Mosaismus ein Dualismus. Abhandlung. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Heuser, P., Das Volksschulwesen in der Kolonie Schönau, oder belehrende Unterhaltungen über Erziehung und Unterricht für Eltern, Lehrer und Schulfreunde. Elberfeld, Büschler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Juch, K., Lehre der teutschen Sprache. Gotha, Gläser. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kleinschrod, E., Zur Lehre von der Conkurrenz der Klagen. Eine Habilitationsschrift. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 6 Ngr.

Müller von der Werra, des Minne- und Volkssängers, Lieder und Reime. Mit Portrait und Compositionen. Zürich, Höhr. 16. 2 Thlr. 6 Ngr.

Neumeister, E. F., Bastian und seine Söhne, oder der Erbe von Hohenthal. Löbau, Breyer. 8. 15 Ngr.

Spindler, C., Für Stadt und Land. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 2 Thlr.

Winckel's, L. H. D., Tod und Vermächtniß, nebst einem Anhang seiner Gedichte. Verwandten und Freunden zur Erinnerung gewidmet von seinen Kindern. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1848. 12. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Bartels, J. H., Sendschreiben an meine vielgeliebten Mitbürger. 2te Auflage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Der Czar gegenüber der europäischen Anarchie. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 17½ Ngr.

Die Eröffnung der außerordentlichen Versammlung der rheinischen Provinzial-Synode in Duisburg. Enthaltend die am 17. und 18. März 1849 bei der Eröffnung gehaltenen Reden und Predigten. Essen, Bädeker. Gr. 8. 6 Ngr.

Gotthold, F. A., Protest gegen die Vorschläge der Landes-Schulkonferenz. Königsberg, Graefe u. Unzer. 8. 6 Ngr.

Lübker, F., Die Gymnasialreform. Sendschreiben an Hrn. Dr. Greg. Wilh. Nitzsch. Altona, Lehmkuhl. Gr. 8. 10 Ngr.

Das Ministerium Stüve und der erste Hannoversche Landtag von 1849. Heft I.: Das Ministerium Stüve. 2ter Abdruck. Hannover, Pockwitz. Gr. 16. 5 Ngr.

Moltke, Graf M., Bemerkungen über den Krieg der Herzogthümer Schleswig-Holstein mit der Krone Dänemark und den abzuschließenden Frieden. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Osiander, F. A., Wie ist es möglich, das Grundeigenthum beweglich zu machen. Vorschlag der Geldnoth abzuhelfen. Tübingen, Buchhandlung zu Guttenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Subbotic, J., Darstellung der Rechtsverhältnisse der serbischen Nation in Ungarn und deren Petition vom 1. und 3. Mai 1848. Agram, Suppan. 8. 4 Ngr.

— — Authentische Darstellung der Ursachen, der Entstehung, Entwickelung und Führungsart des Krieges zwischen den Serben und Magyaren im J. 1848. Ebendaselbst. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 232. — 27. September 1849.

Politische Flugschriften.

(Fortsetzung aus Nr. 231.)

Alle diese Schriften rührten von gebildeten und unterrichteten Männern her. Die Schriften Nr. 8 und 9 verrathen in Form und Inhalt jenen ordinairen Radicalismus, dessen Kraftfloskeln nur Unwissenden oder Beschränkten gegenüber eine augenblickliche Wirkung haben. Die Sprache der Clubs und Volksversammlungen nimmt sich gedruckt wahrhaft komisch aus. Der Verf. der Schrift Nr. 8 scheint übrigens mehr Phantast als perfid zu sein und wirklich zu meinen, daß, wenn nur alle Welt seine Vorschläge annähme, Ruhe, Friede, Freiheit und Glück gesichert wären. Er entwirft daher Manifeste, Beschlüsse, welche der Kaiser von Oestreich und andere Machthaber nur zu unterschreiben haben um Alles in Ordnung zu bringen. Dagegen gehört Szarvady zu den Agenten der magyarisch-polnischen Propaganda, welche die ganze Welt ihrer Sache opfern möchte, und für die namentlich die guten Deutschen die Kastanien aus dem Feuer holen sollen. Dem Namen nach scheint er ein Magyare zu sein. Dann ist er auch wol mehr ein Betrogener als ein Betrüger; denn was die Deutschen für Magyaren und Polen sein sollten, Das sollten auch die Magyaren wieder blos für Polen sein. Uebrigens reducirt sich die Schrift auf die im oben charakterisirten Stile der vorhergehenden ausposaunte Versicherung: daß Europa nur zwischen Rußland und der Revolution zu wählen, und daß es allen Grund habe sich für die letztere zu entscheiden.

Wir treten mit dieser Schrift in die Reihe der von der slawischen Opposition ausgehenden Versuche Europa gegen Rußland und zur Wiederherstellung Polens zu bewaffnen, und weil Dies nicht durch die Regierungen zu erzielen ist, Polen überdem auch an Oestreich und Preußen Foderungen erhebt, Europa vorher zu revolutionniren. Diese Menschen haben nur ein Ziel vor Augen, und was ihnen da in den Weg tritt wird rücksichtslos und auf jede Weise beseitigt. Sie haben viel Anklang für ihre Strebungen auch in von edler Gesinnung belebten Kreisen gefunden, weil sie ihnen den Nimbus des Liberalismus umzuwerfen gewußt haben. Namentlich bei der magyarischen Insurrection wußte man den Glauben zu verbreiten, daß es sich dabei um den Sieg der Freiheit handele, daß sie mit den Magyaren für ganz Europa besiegt werde, mit ihnen für ganz Europa siege, und daß Oestreich durch Anrufung der russischen Hülfe sich zum Vasallen Rußlands und seiner Politik gemacht habe. Wir theilen diese Ansichten nicht, selbst wenn wir die Freiheit einmal im Sinne dieser Partei und ihrer unbesonnenen Anhänger nehmen wollten, wo sie so ziemlich mit permanenter Revolution und einem Gemisch von Anarchie und Schreckensherrschaft zusammenfällt. Könnte es wirklich gelingen Ungarn vollkommen von Oestreich zu trennen und ihm sogenannte Selbständigkeit zu verschaffen, dann aber von Ungarn aus Polen auf dieselbe Stufe zu bringen, vielleicht auch die Donaufürstenthümer zu insurgiren, von wo dann die Brandfackel wahrscheinlich überhaupt durch die europäischen Provinzen des türkischen Reichs sich verbreiten würde, so würden erstens, nach allen frühern Erfahrungen, Polen und Ungarn sehr wenig nach außen, nach dem Westen zu, wirken, während Oestreich dagegen alsdann angewiesen wäre sich mit ganzer Kraft an den deutschen Angelegenheiten zu betheiligen. Es würden aber auch zweitens in diesen Ostländern so großartige Complicationen eintreten, daß sie gar wohl die ganze Bewegung der Zeit in sich concentriren dürften. Die Ungarn haben jederzeit die Tendenz gehabt sich auf sich selbst zu beschränken. Die Polen haben stets eine Meisterschaft in Intriguen und Umtrieben, in unruhiger, Nichts fördernder Bewegung, in der Anwendung großer Mittel und Gaben für kleine Zwecke gehabt, sind aber niemals im Stande gewesen einen andern Zweck als den ihrer Nationalität mit gleicher, unverrückter, ruhiger Ausdauer durch Jahrhunderte zu verfolgen. Sie würden in dem hergestellten Polen der Sache der Revolution, der sie in ihrer Zerstreuung so ausnehmende Dienste leisten, so wenig nützen wie die Juden, wenn diese wieder in Palästina vereinigt wären. Wie nun vollends, wenn wir an die wahre Freiheit, wenn wir an den Aufbau eines gediegenen, wohlthätigen Staats- und Volkslebens denken! Sind Magyaren und Polen dafür die rechten Träger und Muster? Ihre Antecedenzen bürgen in keiner Weise dafür. Die Polen sind stets sehr geschickte Intriguanten und Frondeurs gewesen, haben aber niemals bewiesen, daß sie wahre Freiheit und Humanität kennen, und der

polnische Adel, um den allein es sich handelt, hat sich durch seinen Hochmuth und durch seine Unterdrückungen ein unauslöschliches Denkmal des Hasses gestiftet. Sie mögen durch das Unglück zu manchem bessern Entschlusse gebracht worden sein; aber wir fürchten sehr, daß dieser im Glücke nur zu rasch wieder verfliegen würde, und jedenfalls haben die Polen durch ihre notorische Lügenhaftigkeit und durch die beispiellose Gewandtheit, mit der sie sich in jede Rolle zu schicken, jede Maske vorzunehmen wissen, durch die wiederholt gezeigte Geneigtheit sich heute der Revolution, morgen dem Absolutismus anzuschließen, alles und jedes Zutrauen vollständig verscherzt. Außerdem haben sie als Revolutionsführer überall das Beispiel des Terrorismus und Despotismus gegeben, und eine gänzliche Unfähigkeit zu Achtung abweichender Meinungen und wahrer Freiheit erwiesen. Die Magyaren sind weniger begabt, aber ungleich ehrlicher als die Polen, haben aber auf der einen Seite wenig Sinn für wahre staatliche Ordnung und große Hinneigung zu dem Schlummerleben wild behaglicher Naturfreiheit, auf der andern entschiedenen, auch harte Mittel nicht scheuenden und des Sinnes für Gerechtigkeit ermangelnden Racenhochmuth gezeigt. Was aber das Verhältniß Rußlands zu diesem Kampfe anlangt, so sind wir der Ueberzeugung, daß gerade ein selbständiges Ungarn den herrschsüchtigen Plänen die man Rußland zuschreibt weit förderlicher sein würde als ein mit Rußlands Hülfe wieder unter Oestreichs Herrschaft zurückgebrachtes Ungarn. Wir sind überzeugt, daß ein selbständiges Ungarn nach und nach dem Schicksale Polens verfallen, und jedenfalls den Intriguen welche Rußland spinnen könnte ein weit günstigeres Feld öffnen würde als die zu neuer Stärke gebildete östreichische Großmacht. Wir theilen allerdings nicht die herrschende Furcht vor dem russischen Einfluß; denn wir finden die russische Einmischung zwar in den Schriften und Artikeln der Verdächtiger und Bangemacher, aber nicht in den Thatsachen; wir finden wol, daß Rußland seine Politik für sich hat, die von der des westlichen Europa abweicht, aber wir finden nicht, daß es seine Politik dem letztern aufzudringen gesucht hätte. Soweit aber Rußland gegen außen gerichtete Pläne gezeigt hat, hat es fast immer nicht den Weg einer Kräftigung der Regierungsgewalt, sondern den einer Schwächung des Staats durch unzeitige und unweise Freiheitsinstitute als den sicherern gefunden. So in Schweden, Polen, Griechenland, Serbien, wo überall Rußland der Bundesgenosse der antimonarchischen Opposition war. Wenn Rußland wirklich die Pläne hätte die man ihm unterlegt, so sollte man denken, es würde sich zeitig der Ungarn angenommen, dadurch die Einmischung der Polen verhütet, und dem östreichisch-deutschen Einflusse in den Donauländern ein Ende gemacht haben. Um diesen aber handelt es sich. Es ist uns eine der schmerzlichsten Erfahrungen in dieser an solchen so reichen Zeit, und zugleich einer der stärksten Beweise, daß die zeitherigen Zustände Deutschlands wahrhaft tödtend auf den deutschen Nationalgeist gewirkt haben, daß so viele Deutsche den Siegen Oestreichs in Italien zürnen, sich der Niederlagen Oestreichs in Ungarn freuen konnten. Es ist Das, selbst wenn die Kriege in Italien und Ungarn nicht im Interesse Deutschlands gewesen wären, undeutsch und in einem Grade unpatriotisch, wie es bei Franzosen, Engländern und Nordamerikanern niemals vorkommen kann. Aber bei jenen Kriegen handelte es sich in der That um die ganze Weltstellung Deutschlands und die wichtigsten Aussichten seiner Zukunft. Und vom Allgemeinen abgesehen, wie kann man für die Magyaren und die abstracte, kosmopolitische Freiheit die ihnen durch Kossuth eingeredet worden so warme Sympathien hegen, und keine Regung des Mitgefühls für die durch dieselben Magyaren geknechteten deutschen Brüder in Siebenbürgen haben, für diese braven Sachsen, welche Jahrhunderte lang eine der edelsten Blüten wahrer germanischer Freiheit und Volksherrschaft gepflegt und erhalten haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Rückblicke.

1. Die deutsche Literatur und die Revolution.

Fast drei Jahrhunderte lang ward das deutsche Leben in Folge der großen Reformationsbewegung ausschließlich von der religiösen Richtung beherrscht. Diese religiöse oder theologische Richtung, wie sie der deutschen Innerlichkeit einerseits, und der centrifugalen Natur des durchaus auf das Individuelle gerichteten deutschen Charakters andererseits zusagte, ward von ihm mit jener Unmäßigkeit, jenem furor teutonicus verfolgt und cultivirt, der jede andere Tendenz geradezu ausschloß oder doch weit zurück in den Hintergrund drängte. Deutschland sah in dieser Periode den Rest seines politischen Lebens völlig zu Grunde gehen. Auch seine Poesie und Wissenschaft theilten bis über die Mitte des verflossenen Jahrhunderts dasselbe Schicksal, weil aller Saft und alle Triebkraft des Lebensbaums der Nation jener einen Richtung zuströmte. Als sodann im Laufe der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts der nothwendige Rückschlag erfolgte, und spät genug die poetische Richtung zuerst wieder zum Durchbruch gelangte, und die wissenschaftliche, speculativ-philosophische Tendenz sich demnächst ihr anschloß, da geschah Dies in derselben Weise des Uebermaßes und der Ausschließlichkeit. Wie früher ein religiös-theologisches führte jetzt die Nation bis in die neueste Zeit hinein ein abstract poetisches und philosophisches Literaturleben. Wir wurden jenes „Volk von Dichtern und Denkern", das über dem schönen Scheine die Wirklichkeit, über dem speculativen Himmel der Wissenschaft und Philosophie die Erde und ihre realen Interessen, über der Befriedigung des geistigen und ästhetischen Genusses die Forderungen des materiellen Bedürfnisses vergaß. Während das handelnde Leben in Staat und bürgerlicher Gesellschaft mehr und mehr verkümmerte, verkrüppelte, und in policeilichem Mechanismus und bureaukratischer Schreiberwirthschaft hinsiechte und verkam, stieg die abstract poetische und wissenschaftliche Schwelgerei bis zum raffinirten Genusse, dem zuletzt nur noch in seiner eingebildeten und von der Wirklichkeit des Lebens völlig getrennten Welt allein heimisch war.

Die Französische Revolution vermochte Deutschland nicht herauszureißen aus seinem überweltlichen theoretischen Traumleben. Deutschland machte sie mit in seinen Dichtern und Denkern; das Resultat blieb ein theoretisches: die freie Persönlichkeit und die freie Kunst. Der „königsberger Weise" lehrte, der „Dichterfürst von Weimar" lebte die Freiheit — die Freiheit des Subjects. Sie ward plastisch in den Gestaltungen des

Dichters, sie ward Fleisch in seiner eigenen, „von allem Wuste der Tradition gründlich befreiten" Persönlichkeit. Das Leben in der Schönheit und Kunst ward die Wohnstätte dieser Freiheit, die nur das eigene Ich ins Auge faßte, und zunächst für dieses den großen Befreiungsproceß vollzog. Die Darstellung des völlig frei gewordenen Einzelmenschen, des Subjects, Das ist die Bedeutung Goethe's für die deutsche Nation. Goethe und seine philosophische Ergänzung Kant bilden den Abschluß des 18. Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Befreiung des Subjects für Deutschland.

Aber die Menschen sollen nicht nur als Einzelwesen frei sein, sie sollen es auch in der Koinonie, in der Staatsgemeinschaft, welche ihre Bestimmung ist, in der Gesammtheit des menschlichen Lebens. Den Uebergang dazu in der Geschichte des deutschen Geistes und der deutschen Literatur bilden Schiller und Fichte. Beide nahmen dazu den Anlauf in ihren Werken wie in ihrem Leben. Aber die Nation ließ Beide im Stiche. Sie lebten Beide als „Bürger eines kommenden Jahrhunderts". Die Nation vermochte ihrem Fluge nicht mit der Praxis zu folgen. Der versunkene Zustand, die Erbärmlichkeit ihrer Zeit brachte es dahin, daß überall bei uns der „angeborenen Farbe der Entschließung" die „Blässe des Gedankens angekränkelt" ward. Und weil das innerlich faule Nationalleben „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck", um weiter in Prinz Hamlet's Sprache zu reden, zur Erneuerung seiner selbst nicht hinzustellen fähig war, ward die geistig schöpferische Kraft der Nation verleitet sich inmitten dieses verrotteten und verkümmerten Nationallebens eine neue eigene ideale Welt, die Welt der Kunst, zu schaffen, und in dieser die Kunst auf sich selbst zu striren. Die Romantiker, an den Goethe'schen Quietismus des schönen Subjects anknüpfend, vollzogen diesen Proceß. Die Freiheit, losgelöst vom Boden des allgemeinen Lebens, ward in der Romantik zur Willkür, die Kunst das eigentliche vollkommene Dasein, der Dichter der eigentlich vollkommene Mensch. Die erste subjective Genieperiode der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts hatte die Wirklichkeit bekämpft, die zweite, die romantische, ignorirte sie, indem sie sich im Leben und in der Wirklichkeit selbst ein eigenes diesseitiges Jenseits schuf oder zu schaffen wähnte.

Selbst die ungeheuere welthistorische Bewegung der Jahre 1813—15 änderte verhältnißmäßig nur wenig an der überwiegend theoretischen Richtung des deutschen Lebens. Das Resultat der Befreiungskriege war in letzter Instanz für Deutschland der vollendete Policeistaat. Es ist jetzt nicht mehr nöthig zu zeigen wie Das so gekommen. Der vollendete Policeistaat begünstigte die theoretische Richtung des deutschen Geistes über die Maßen. Wissenschaft und Leben wurden noch mehr als es bisher der Fall gewesen vollkommene Gegensätze. Die Restaurationsperiode von 1815—30 wurde die Zeit welche die Kluft zwischen Gelehrsamkeit, Bildung, Wissenschaft und Kunst, in Summa der Theorie auf der einen, und zwischen der Wirklichkeit des Lebens und der Praxis auf der andern Seite noch tiefer aushöhlte. Der Abstand zwischen den Gebildeten und ihrer Literatur und zwischen dem Volke, der Masse der Nation wuchs zu einem immer bedrohlichern Gegensatze. Gelehrte Poesie, scholastische Philosophie und die allerspitzfindigste Philologie waren die Hauptgegenstände des Interesses, die Tummelplätze der Thätigkeit für die bedeutendsten geistigen Kräfte der Nation; daneben lief noch etwas theologisches Gezänk zwischen Rationalisten und Supranaturalisten. Das war Alles. Von Volks- und Staatsleben keine Spur. Das bloße Wort „politisch" war anrüchig und gefährlich, und wer von Volks- und Staatsleben sprach hieß ein Demagog, und sein Forum wurden bald die vier Wände irgend eines Festungsgefängnisses.

Die allgemeine sittliche Versunkenheit der Restauration fand ihren Poeten, der sie mit Lust und Genie an den Pranger des selbstmörderischen Witzes stellte. Heine's Poesien, in denen ein Gentz „seine Seele badete", wurden der Ausdruck der genialen Blasirtheit ihrer Zeit. Es gibt Nichts was diese Zeit furchtbarer charakterisirte als die Erfolge Heine's, gegen welche erst am Ende der dreißiger Jahre sich in einzelnen gewichtigen Stimmen der Ernst der Indignation erhob. Dieselbe Zeit welche Heine vergötterte verfolgte, schmähte, beschimpfte einen Börne, weil die sittlich reine aber ästhetisch einseitige Natur dieses edelsten Vorkämpfers der Freiheit hier und da ästhetisch-kritische Blößen gab, und gegenüber den Tausenden halbverrückter Goethomanen den einseitig moralischen Zorn gegen den umräucherten Kunstgott hervorkehrte.

Mit dem Jahre 1840 und der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. schien es als solle unser abstract-theoretisches Literatur- und Kunstleben eine praktisch-politische Richtung erhalten. Aber es blieb bei dem Scheinen. Die Bewegung blieb vorzugsweise eine literarische. Die ganze Literatur begann eine Reaction gegen den Policeistaat. Mehr und mehr zogen sich die strebenden Kräfte von demselben zurück, die Intelligenz war nicht an den Wagen der Gewalt zu fesseln. Die Wissenschaft empörte sich überall gegen die alten Autoritäten, und was eine Zukunft hatte sammelte sich um das Banner der theoretischen Revolution. Sogar die Poesie trat heraus aus ihrer Neutralität. Die Tendenz überwucherte den poetischen Kunstgehalt. Die poetische Rhetorik mit politischen Wünschen und Sehnsuchten ward durch Herwegh, Dingelstedt, Prutz u. A. vorherrschend. Sogar der letzte Knappe der Romantik, Freiligrath, gab die Wüstenkameele und die berliner Pension auf, und ging unter die von ihm früher bekriegten politischen Poeten. Selbst die Malerei schloß sich an, und malte Tendenzbilder deren Ruf durch ganz Deutschland ging.

Es war ein merkwürdiges, und gewiß keineswegs zufälliges Zusammentreffen, daß gerade in dieser letzten Periode auch unsere gesammte Nationalliteratur in dem berühmten Gervinus'schen Werke zu einem historischen Abschluß gelangte wie ihn in dieser Gründlichkeit keins der europäischen Culturvölker aufzuweisen hat; und daß zweitens die philosophische Betrachtung des Schönen und der Kunst auf dem Fundamente von Hegel's weltbewegenden Gedanken durch den genialen Denker Friedrich Vischer („Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen" (3 Bde., Reutlingen 1847) einer systematischen Vollendung entgegengeführt wurde wie wir sie gleichfalls bei unsern Nachbarvölkern vergebens suchen. Was aber noch bedeutsamer und auffallender hervortrat, Das war, daß diese beiden großen Hauptwerke der letzten Periode unserer deutschen Literatur in überraschender Uebereinstimmung auf dasselbe Zukunftsresultat ausmündeten. Der unermüdliche Forscher der deutschen Nationalliteratur schloß seine Darstellung ihres bisherigen Verlaufs mit der wahrhaft revolutionnairen Auffoderung das ganze Feld brach liegen zu lassen, und den Grund unserer öffentlichen Verhältnisse, auf dem Alles wurzelt was ein Volk hervorbringen soll, neu zu bestellen, und wenn es sein muß umzuroden. „Wir müssen", rief er aus, „dem Vaterlande große Geschicke wünschen, ja wir müssen so viel an uns ist diese herbeiführen, indem wir das ruhesüchtige Volk, dem das Leben des Buchs und der Schrift das einzige geistige Leben, und das geistige Leben das einzig werthvolle Leben ist, auf das Gebiet der Geschichte hinausführen, ihm Thaten und Handlungen in größerm Werthe zeigen, und die Ausbildung des Willens zu so heiliger Pflicht machen, als ihm die Ausbildung des Gefühls und der Empfindung geworden ist." In diesem Betrachte verhielt sich der Verächter aller nachgoethe'schen Literatur selbst anerkennend gegen die strebsame poetische Jugend, welche dem „romantischen Quietismus" Fehde biete, und der „Gesinnung und That" einen neuen, bei jenen Nihilirten unerhörten Klang verleihe. Er fand sogar den so oft verspotteten poetischen Weltschmerz berechtigt, der die öffentlichen Zustände sich gramvoll zu Herzen nahm, und sie elend fand. Er anerkannte die Nothwendigkeit eines „jungen Deutschlands", welchen Namen nur die Miserabilität einiger Träger zu einem Ekelnamen gemacht habe. Er wies die strebenden Kräfte auf das Feld der politischen Satire hin, als das Einzige dem unter den obwaltenden Verhältnissen noch Etwas abzugewinnen

sei, und die Poesie war wie das Wetter hinterdrein seinen prophetischen Rath zur Wahrheit zu machen. Heine's „Deutsches Wintermärchen" war ein Blitz dessen lustig knatternder Donner durch alle 36 Deutschländer rollte. Gervinus selbst warf seine Bücher bei Seite und schrieb Politik. Er anatomirte die preußischen Februarpatente des J. 1847, und gründete mit Freund Bassermann, der damals noch ganz andere Spukgestalten in sehr fashionablen Anzügen auf dem Korne hatte, die „Deutsche Zeitung", den Abscheu des Patentpreußenthums vom J. 1847. Sein Herz war voll froher Hoffnung und Zuversicht, daß die Nation die in Kunst, Religion und Wissenschaft das Größte vermocht, doch endlich auch einmal „jene enthusiastische Energie", jenen furor teutonicus „der allem unserm ersten Beginnen eigen ist", einmal auf den Staat lenken werde. „Der Weltkampf der Kunst ist vollendet! Jetzt sollten wir uns das Ziel stecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns auch da Apollo den Ruhm gewährt den er uns dort nicht versagte!"

Was der Historiker des deutschen Lebens am Ende seines Werks ausgesprochen, zu demselben Resultate sah sich der philosophische Denker am Schlusse seines ästhetischen Werks getrieben. Seine philosophische Betrachtung des historischen Kunstverlaufs endete auf der Sandbank der Armuth und Gehaltlosigkeit des äußern Lebens. „Das Bewußtsein dieser Armuth ist da und wächst täglich. Der Drang der Zeit geht auf die wahre Freiheit. Die eine Seite derselben, die politische Reform, soll auch eine sociale sein; denn eine Hauptursache der Zerstörung alter Formen ist die Armuth des Volks. Rückkehr zur Natur durch Bildung, Erzeugung neuer schöner Culturformen durch wahre Freiheit ist die Aufgabe. Aber die Gegenwart selbst bietet nur die „Frage", welche als Drang und Sehnsucht in der Zeit gährt, als gegenwärtigen, sehr bedingten Stoff zu künstlerischer Gestaltung. Und betrachtet man die Sache genau, so hat auch die Kunst wie die Literatur bei Vischer am Ende dieselbe nächste Aufgabe wie bei Gervinus, die Aufgabe sich für eine Zeit lang zu resigniren. Es währte nicht lange, und Vischer und Gervinus saßen in Frankfurt im Parlamente, wenn auch auf verschiedenen Seiten. Die Geschichte machte Ernst mit den Anfoderungen ihrer Propheten. Das Jahr 1848 erschien. Jene „enthusiastische Energie des furor teutonicus, welche allem unsern ersten Beginnen eigen ist", sollte sich aufs neue bewähren. In der That sah es danach aus als wolle die „Nation von Denkern und Dichtern" mit ihrer ganzen Vergangenheit brechen, und auf dem Gebiete der Literatur vollständige tabulam rasam machen. Die neue revolutionnaire Politik verschlang fast jedes andere Interesse in der Literatur, was sie übrig ließ vernichtete die Muthlosigkeit der materiellen Träger derselben. Wer mochte in solcher Zeit irgend bedeutende Literaturwerke zur Veröffentlichung unternehmen? Die ganze deutsche Nation schien mit Percy Heißsporn zu rufen:

Dichten? Ich wär' ein Kätzlein lieber und schrie Miau,
Als Einer von den Versballadenkrämern!

Schon der bloße Anblick „gezierter Poesie" machte ihnen „die Zähne stumpf", die man doch so nöthig hatte um sie in ihrer ganzen Weiße den bisherigen Gewalthabern zu — zeigen. Jetzt sei es aus mit Poesie, Literatur und Kunst, so klagten die Einen, so jubelten die rundköpfigen Puritaner der andern Seite. Die einzelnen bedeutenden Werke welche in besserer und günstigerer Zeit vollendet das Jahr 1848 noch einzeln auf den Markt brachte gingen spurlos und unbeachtet vorüber. Es sind nur noch einzelne Haare und Nägel, hieß es, die an dem todten Leichname unsers alten begrabenen Zustandes nachwachsen, wie Das ja auch wol sonst bei Leichen geschieht. Aber die „enthusiastische Energie des Beginnens" bewährte sich als eine solche die

...zum Aufschwung eilend
Sich überspringt und jenseits niederfällt.

Das Jahr 1849 fand uns wieder auf dem alten Boden, wenn auch nicht gerade auf dem alten Flecke, sondern auf der andern Seite des Freiheitsrosses, auf das sich der furor teutonicus zu schwingen vermeint. Wir können wieder etwas Athem schöpfen und uns besinnen ehe wir den zweiten Sprung versuchen. Inzwischen während die Einen, denen man Peitsche und Zügel abgenommen hat, dem Wagen nachlaufen und um jeden Preis, auch um den des „Hintenaufhockens", mitfahren wollen, die Andern das Sprüchwort umkehrend lieber „stolz zu Fuße gehen als schlecht fahren" wollen — in dieser Zwischenzeit wollen wir uns ein wenig umschauen, und die Versäumniß des vorigen Jahres an einigen tüchtigen Werken unserer Literatur wieder gut zu machen suchen. Und wenn die Redaction d. Bl. Nichts dagegen hat, wollen wir dazu zwei der ausgezeichnetsten wählen, welche in den letzten 18 Monaten jenes Loos der Nichtbeachtung besonders unverdient getroffen hat, nämlich Vischer's „Aesthetik" und Hettner's „Vorschule der bildenden Kunst der Alten", von welcher der erste Theil, „Die Kunst der Griechen" enthaltend, im Laufe des vorigen Jahres zu gleicher Zeit mit dem letzten Bande des Vischer'schen Werks erschienen ist.

A. Stahr.

Miscellen.

Eine Paßcontrole.

J. J. v. Tschudi erzählt in seinen „Reiseskizzen über Peru" (II, 26), wie es ihm einst im Dorfe San-Mateo im Rimocthale mit dem Passe gegangen sei. Die Indianer daselbst sind nämlich gegen die Fremden mistrauisch und ungefällig. „Sobald ein Reisender im Dorfe anlangt, so erscheint sogleich der Alcalde mit den Gerichtsdienern (Rejidores) um ihm den Paß abzuverlangen. Wenn er keinen hat, so läuft er Gefahr auf einem Packesel zum nächsten Präfecten geführt und obendrein noch mishandelt zu werden. Irgend ein gedrucktes oder beschriebenes Papier, wenn nur große Buchstaben darauf stehen, genügt dieser Ortspolicei; denn weder Alcalde noch Rejidores können lesen. Ich hatte als mir mein Paß abgefodert wurde gerade kein anderes Papier in der Tasche als das womit ich die Flinte lud, und reichte es auf Gerathewohl dem indianischen Rejidor hin, der es mit wichtiger Miene entfaltete. Mit dicken Lettern stand darauf: Lucia de Lamermoor. Es war der Theaterzettel der letzten Oper die vor meiner Abreise in Lima gegeben wurde. Nachdem der Agent der Policei bald das Blatt, bald mich aufmerksam betrachtet hatte, gab er es mir mit den Worten zurück: «Der Paß ist in Ordnung.»"

Preis-Inschriften.

Papst Paul III. eröffnete unter Aussetzung eines namhaften Preises eine Concurrenz für die beste Grabschrift auf Torquato Tasso. Unter zahlreichen Offerten in Prosa und in Versen erhielt den Preis die Inschrift die aus den beiden Worten bestand: **Ossa Tassi.**

Als der Marschall von Condé für eine passende Inschrift an seinem Schlosse Chantilly einen Preis von 1000 Thalern aussetzte, erhielt er von einem Gascogner das Quatrain:

Pour célébrer tant de vertus,
Tant de hauts faits et tant de gloire
Mille écus? Cadedis! Rien que mille écus?
Ce n'est pas un sou par victoire.

Ohne daß von ihm Gebrauch gemacht werden konnte, erhielt er doch 1000 Thaler.

Etwas womit man auch heutzutage trösten und sich trösten lassen kann.

Zum Statthalter Prinz Moritz von Oranien kam ein Feldoberster nach erlittener Niederlage. Den tröstet Seine Excellenz also, daß er sagte: „Das gibt die besten Kaufleute die einmal bankrottirt haben."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 233. — 28. September 1849.

Politische Flugschriften.

(Fortsetzung aus Nr. 232.)

Wie es mit dem Sinne der Panslawisten beschaffen ist, und was namentlich Deutschland von ihnen zu erwarten hätte, Das legt das unter Nr. 10 aufgeführte Sendschreiben an Gervinus mit einer Offenheit dar die zu größtem Danke auffodert. Hier spricht sich der äußerste Hochmuth der Slawen, hier zugleich der grenzenloseste Haß gegen Deutschland und alles deutsche Wesen, worauf mit vollen Händen Spott und Hohn gehäuft wird, in der nacktesten Weise aus, und wird es zugleich offen gesagt, daß alle Allianzen und politischen Schaustellungen der Polen ihnen nur Mittel für ihren Zweck waren, die sie je nach den Umständen vertauschten. Mit Uebergehung der zahlreichen bittern Glossen über die Geschichte des vorigen Jahres und das Verhalten der Deutschen dabei wollen wir nur aus den letzten Seiten einige Stellen mittheilen.

Der Slawe ist der wahre Demokrat, und deshalb bekämpft er auch eure Demokratie, die nur die Aristokratie eurer Race bezweckt (?); denn er will die Gleichberechtigung aller Nationalitäten (?); deshalb ist er auch ein entschiedener Feind eurer Freiheit, die nur eine despotische Centralisation und einen Staat der sich selbst Zweck ist wünscht; denn er fodert die freie Föderation und einen Staat dessen Zweck (!?) die Gemeinde ist; denn er verabscheut die indivisibilité ou la mort, er will Mannichfaltigkeit und Leben. Deshalb haßt er euern springenden Radicalismus, denn er liebt den fortschreitenden Conservatismus; denn nur der Kosmopolitismus ist radical, der Patriotismus ist conservativ.

Ja, der Slawe ist der Conservative — und Dies macht seine Stärke und seinen Ruhm aus. Er war der Erste der auf dem stürmischen Meere der Umwälzung die Boussole der Rettung fand, in dem Abbruch den Neubau begann, in dem bellum omnium contra omnes das Princip des Weltfriedens setzte, und gegen eine bewußtlose Revolution die sich selbstbewußte Nationalität aufstellte, das einzig wahre, maßvolle Recht von Gottes Gnaden, gegenüber der falschen, maßlosen Selbstberechtigung menschlicher Willkür. Und nach diesem neuen jus gentium muß sich die Welt ordnen und erhalten.

Und wer weiß ob nicht die Vorsehung in unsere Hand die Syntheſe gelegt hat für die unendliche Antitheſe eures Lebens? Bei euch war die Religion nur eine Narrenkappe für maßlose Nationalitätssucht (?); bei uns ist der Glaube in jede Faser unsers Volksthums eingewoben.*) Eure Demokratie ist nur ein todter Buchstabe, die unserige eine lebendige That. Ihr könnt die Freiheit nicht ohne Sklaven begreifen (?); wir, wir fodern die Freiheit für Alle (?). Ihr versteht die Gleichheit nur in der Selbstbefriedigung, wir, wir ringen nach ihr in der Selbstaufopferung.*) Und selbst eure Einheit in der Mannichfaltigkeit, die ihr vergebens gesucht — weil ihr weder natürlich einig noch natürlich mannichfaltig seid (sic!) — wie scheint sie nicht bei uns durch die Natur und die Geschichte selbst vorgezeichnet zu sein; wie verschieden sind nicht die Polen, Serben, Czechen, Illyrier**) in angeborenen Anlagen, angebildeten Kenntnissen, sprachlichen Dialekten, geschichtlichen Traditionen und socialen Verhältnissen, und doch wie einig im Gefühl oder auch nur Vorgefühl des Slawenthums!

Weiter wird versichert, daß der Pole „Unrecht gehabt, wenn er, einer veralteten Tradition folgend, den Magyaren half, und mit dem deutschen Radicalismus sich verband". (Hört! Hört!) Dann heißt es:

Das ursprünglich slawische Leben beruht auf der harmonischen Vereinigung individueller Freiheit und gesammtverbindlicher Unterwerfung; aber dieses Leben wurde schon früh unterdrückt und mißhandelt***), und in den zwei letzten unabhängigen slawischen Staaten kam nur noch je eine Hälfte jenes schönen Ganzen zum Vorschein, und nur noch in ihrer wildesten Entartung. Bei den Russen lief die gesammtverbindliche Unterwerfung in die absoluteste Negation der individuellen Freiheit, in den Despotismus; bei den Polen die individuelle Freiheit in die absoluteste Position der Willkür, in die Anarchie†) aus. Jetzt, wo die Slawen wieder zu ihrem ursprünglichen Leben zurückkehren und es weiter fortbilden müssen, jetzt müssen sie auch nach der Vereinigung jener beiden Hälften trachten. Für die eine wird sowol ihre Lage wie die Politik Oestreichs und Rußlands hinlänglich sorgen††); die andere muß ihnen der Pole bringen. Polen muß das Correctiv des kosmopolitischen Fortschritts in dem nationalen Conservatismus des Slawenthums werden.

Wir brauchen nicht darauf aufmerksam zu machen, wie viel Phrase, Widerspruch, Halbheit des Gedankens, Unklarheit und Unbestimmtheit in dem Allen liegt. Wir heben nur hervor, wie deutlich sich in dieser und ähnlichen Schriften zeigt, daß die erfahrenen Polen die

*) Aber nicht fruchtbar geworden, wie die Thaten bezeugen.
D. Ref.

*) Was sagt die Geschichte Polens dazu?

**) Man merke, daß hier die Russen nicht mitaufgeführt sind.

***) Doch zunächst, in Polen und Rußland namentlich, von den Slawen selbst.

†) Daneben blieb aber doch noch die Knechtung des größern Theils des Volks durch den kleinern.

††) Also die russische Politik soll auch ferner für die „gesammtverbindliche Unterwerfung" sorgen.

politischen Meinungen der Revolutionnairs und Radicalen an deren Seite sich kämpfen keineswegs theilen. Beide Theile wollen sie nur als Mittel gebrauchen, und bei diesem Ueberlistungsproceß dürften die deutschen Radicalen, als weit mehr befangen und weit weniger schlau, sicher den Kürzern ziehen.

Es sollte uns nicht schwer fallen auch in der Schrift des Golowin, ungeachtet dieselbe ganz auf die revolutionnaire Partei berechnet ist, und daher sich wesentlich mit den allgemeinen Schlagwörtern des revolutionnairen Vorurtheils herumtreibt, während die Aufstachelung gegen Rußland die Seele des Ganzen ist, nachzuweisen, daß der Verf. in sehr vielen wichtigen Punkten ganz anderer Ansicht ist als der große Troß des Radicalismus. Dumm ist der Mann jedenfalls nicht, und gewiß hat er Recht, wenn er über einen Repräsentanten, der bei dem allgemeinen Wahlrecht die Preßfreiheit für überflüssig erklärte, sagt:

Er hätte gern der Civilisation der Welt die beschränkten Grenzen seiner Kenntnisse gegeben. Republik oder nicht, vor allen Dingen muß man regierungsfähige Männer haben in den Ministerien sowol als in den Kammern.

So vertheidigt er auch die Politik Lamartine's, und stimmt, allerdings dem Worte Freiheit fortwährend die Republik unterschiebend, als wenn nur in der Republik und als wenn in jeder Republik Freiheit wäre, gegen die bewaffnete Propaganda und Hrn. v. Raumer bei, der gesagt: „Man gibt einem Volke ebenso wenig die Freiheit als einem Manne Muth, oder einem Weibe Schamhaftigkeit." Im Uebrigen gibt er in seiner Schrift eine nicht ohne Geist geschriebene und sich gut lesende kritische Uebersicht der Ereignisse vom Februar 1848 bis zum Februar 1849, aus seinem Standpunkte und nach seiner Tendenz, wobei man wohl sieht, daß er die Vorgänge nicht blos aus den Zeitungen kennt. Alle einzelnen Sophismen und bewußten oder unbewußten Ungenauigkeiten zu berichtigen müßte man ein Buch von gleichem Umfange schreiben.

Einen unmittelbaren und speciellen Zweck verfolgt die Schrift des Grafen Teleki. Ein Meisterwerk ist sie nicht. Erst wird ein Zweifel ausgedrückt, ob Rußland so „einfältig" sein werde sich zu der Intervention herzugeben, und dann wird wieder ganz bestimmt versichert, sie geschehe von Rußland um das Bestehende zu stürzen und Oestreich den Gnadenstoß zu geben. Des letztern Interessen sei die Intervention gänzlich entgegen, heißt es auf der einen Seite, und ein paar Seiten vorher wird die Bedeutung dieser Behauptung durch eine andere Behauptung im voraus entkräftet: Oestreich sei für Europa gar nicht nöthig. Dagegen wird die Türkei für unentbehrlich für Europa erklärt. Ein großer Theil der Schrift polemisirt gegen willkürliche Auszüge aus einer Denkschrift eines russischen Staatsmannes, und thut Dies in höchst leidenschaftlicher Weise. Dann druckt der Verf. auch das angebliche Testament Peter's I., sowie einen Theil jener angeblichen russischen Denkschrift ab, welche jedenfalls mit seiner Behauptung Rußland bedrohe Europa mit einer Barbareninvasion in ziemlichen Widerspruch tritt, und worin es unter Anderm heißt:

Deutschland ist gewiß das Land, über welches man sich am längsten mit den größten Täuschungen herumgetragen. Man glaubte es sei ein Land der Ordnung, weil es ruhig war, und wollte durchaus jene schreckliche Anarchie nicht sehen welche daselbst zur Geltung gekommen war und aller Intelligenz sich bemächtigt hatte. Sechzig Jahre einer zerstörenden Philosophie haben dort allen christlichen Glauben aufgelöst, und dieser vollkommene Unglaube entwickelte am meisten das vorzüglichste der revolutionnairen Gefühle, den Stolz des Geistes, so sehr, daß zur Stunde diese Wunde des Jahrhunderts nirgend vielleicht tiefer und eiternder ist als in Deutschland. Eine ganz natürliche Folge davon war, daß Deutschland in eben dem Maße als es sich revolutionnirte auch seinen Haß gegen Rußland sich vergrößern fühlte. Ein revolutionnirtes Deutschland konnte ja für alle die Wohlthaten die es von Rußland empfangen nur den unerbittlichsten Haß gegen dasselbe bewahren. In diesem Augenblicke scheint dieser Paroxysmus des Hasses die Spitze erreicht zu haben; denn er hat nicht nur alle gesunde Vernunft in ihnen erstickt, sondern auch über das Gefühl der Selbsterhaltung gesiegt. Wenn ein so trauriger Haß etwas Anderes als Mitleid einflößen könnte, so würde sich Rußland gewiß schon hinlänglich gerächt finden durch das Schauspiel das Deutschland in Folge der Februarrevolution der Welt gegeben. Es ist vielleicht ein in der Geschichte noch nie dagewesenes Factum, daß ein ganzes Volk gerade in dem Augenblicke ein anderes nachäfft, wo sich dieses den zügellosesten Gewaltthätigkeiten hingibt. Um diese offenbar verrätherischen Bewegungen zu rechtfertigen, die alle politische Ordnung in Deutschland umstürzten, und sogar die sociale Ordnung desselben bedrohen, sagt man nicht, daß sie anfangs aus aufrichtigen, allgemein gebilligten Gefühlen unternommen wurden; denn es muß für Jeden der sich nicht aller Fähigkeit das vor Augen Liegende zu erkennen begeben hat, von jetzt an klar sein, daß Deutschland auf der Bahn die es eingeschlagen um das Problem zu lösen, nie zur Einigkeit, wol aber zu einer furchtbaren Zerfleischung seiner selbst gelangen wird, zu irgend einer großen, nie wieder gut zu machenden Katastrophe.

Ja gewiß, man wird nicht lange mehr anstehen es anzuerkennen, daß die einzig mögliche Einheit für Deutschland, eine Einheit wie sie seiner Geschichte gemäß ist, eine ernstliche und zugleich praktisch ausführbare Einheit mit unauflöslichen Banden an eben das politische System gebunden sei das man soeben verwarf.

Als Grundbedingung eines gedeihlichen Zustandes in Deutschland wird in dieser russischen Denkschrift, welche übrigens, wie wir beiläufig bemerken, zuerst in einer nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift des Hrn. Paul de Bourgoing: „Politique et moyens d'action de la Russie", veröffentlicht wurde, das aufrichtige Einverständniß Oestreichs und Preußens bezeichnet. Auf irgend einen Versuch eines gründlichen und überzeugenden Beweises der Gerechtigkeit der ungarischen Insurrection geht Teleki nicht ein.

Sporschil protestirt in der Schrift Nr. 13 zunächst gegen den Ausdruck Intervention, wo nur von einer Hülfsleistung die Rede sei. Er weist auf das eigene Interesse Rußlands hin in der magyarischen Insurrection zugleich die polnische zu bekämpfen. Doch nicht blos darin habe Rußlands Interesse gelegen. Zwar wäre es kaum zu bezweifeln gewesen, meint Sporschil, daß auch Oestreich allein die Magyaren wieder unterworfen haben würde; aber Das hätte lange dauern können, wie

es z. B. bei dem Aufstande des Franz Ragoczy acht Jahre dauerte, und während dieser Zeit hätte Oestreich nicht seinen ganzen Einfluß für die Politik des Friedens und der Ordnung in Europa geltend machen können, welche auch die Politik Rußlands sei. Sehr nahe lag es ferner, der Behauptung Teleki's, Rußland wolle durch seine Hülfe Oestreich „den Gnadenstoß geben", entgegenzuhalten, daß dazu die Anerkennung der ungarischen Selbständigkeit ein viel leichteres Mittel gewesen wäre. Auch werde ein Reich von 37 Millionen Seelen durch die Hülfe die es von einem Bundesgenossen annehme noch keineswegs zum Vasallenstaate. Hierauf zweifelt er die Authenticität jener russischen Denkschrift an, welche ohnedies, auch wenn sie authentisch wäre, wie wir denn glauben, daß sie wirklich die Ueberzeugungen eines russischen Staatsmannes, wahrscheinlich aber keines Nationalrussen, enthält, für Teleki's Beweisthema nicht viel beweisen würde; und ebenso stellt er erhebliche Zweifel gegen die Authenticität des sogenannten Testaments Peter's I. auf. Weiter beleuchtet er die gesammten geschichtlichen Verhältnisse zwischen Oestreich und Rußland seit der Zeit der Kaiserin Katharina I. Schließlich erklärt er alle die unheilvollen Verkündigungen seines Gegners für Phrasen die nur den tiefen Ingrimm über die Hülfe der Russen gegen den magyarischen Aufstand beweisen, den dessen Anhänger und Apostel ganz natürlich empfinden.
Er zeigt wie wichtig Oestreich für Deutschland, für Europa ist, und protestirt dagegen die Magyaren für Vorkämpfer der Freiheit und Civilisation auszugeben.

Es war nicht schwer den Grafen Teleki zu widerlegen. In der Schrift Nr. 14 tritt aber Sporschil überhaupt als Panegyriker Rußlands auf. Er erinnert an dessen Verdienste um Deutschland und die Popularität die es noch 1815 genoß, und die zur Zeit des griechischen Aufstandes und des Türkenkriegs noch einmal aufblitzte. Er sucht die zeitherigen Eroberungen Rußlands als in der Natur der Verhältnisse begründet darzustellen. Er erklärt die Besorgnisse Deutschlands vor Rußland ebenso für unbegründet wie für die Folge eines geheimen Gefühls der Schwäche und Furcht. Er schiebt einigen angeblich in russischem Interesse geschriebenen Büchern viele Schuld zu, namentlich der „Pentarchie", von der er sogar, allerdings sehr irrig, geneigt ist zu glauben, daß sie von einem Feinde Rußlands herrühre, während sie nur der Mißgriff eines Scharfsinns war der das Unglück hatte nicht mit hellem Blicke und richtigem Takte gepaart zu sein. Er vertheidigt Rußland gegen mancherlei Vorwürfe, und stellt Alles zusammen was zu seinen Gunsten gesagt werden kann, wobei er sich jedoch mehr an die bekannte äußere Geschichte hält, während er z. B. aus des gründlichen Schrift der Hrn. v. Haxthausen auch manchen Beitrag für seinen Zweck in Betreff des Innern hätte entlehnen können. Schließlich nimmt er sich noch Dänemarks gegen Deutschland an, die bekannten dänischen Argumente anführend, und polemisirt sehr heftig gegen die Dreikönigsverfassung.

(Der Beschluß folgt.)

Dante Alighieri und die Poesie der Platonischen Liebe.

Die Dante-Literatur hat von Frankreich her eine bemerkenswerthe Bereicherung erhalten. Es ist noch nicht lange, daß die Herren Ernest und Edmond Lafont eine Uebersetzung der Sonette von Dante und Petrarca veröffentlichten, und in Form einer Einleitung Studien über diese Dichter vorausschickten. Das hierdurch neubelebte Interesse für den Meister der italienischen Poesie hat aber noch mehr und noch geistigere Nahrung durch eine Arbeit erhalten, auf welche die Freunde der italienischen Literatur aufmerksam gemacht werden. Das Buch „Dante Alighieri, ou la poésie amoureuse et mystique, par *Delécluze*", greift ein einzelnes Moment aus Dante's Dichterthum heraus; in folgenden wenigen Worten gibt der Verf. den Plan seines Werks selbst an:

„Erstaunlich sind in der That die wechselvollen Schicksale der Platonischen Liebe. In Indien entstanden ging sie durch die von Mohammed bekehrten Araber nach Europa über; dann durch die Troubadours der Provence adoptirt und verfälscht, ward sie von Dante endlich zu einer sittlichen und religiösen Philosophie gemacht für die Christen des 13. und 14. Jahrhunderts. Diese Ideenvermischung ist gewiß das Sonderbarste was die Aufeinanderfolge der Jahrhunderte in dieser Art hervorgebracht hat, und je mehr man sich müht sie aufzuklären, desto mehr tritt man in Dunkelheit."

An diese Worte knüpft das „Journal des débats" einige Bemerkungen, die wir theilweise hier wiedergeben:

Was die undurchdringliche Dunkelheit über die Entwickelung der Platonischen Liebe anlangt, sind wir ganz der Meinung des gelehrten Kritikers. Aber eben deshalb hätte er auch nicht den indischen Ursprung derselben als bewiesen hinnehmen sollen. Zur vollen Klarheit über die Geschichte, die Entstehung und die Eigenthümlichkeiten dieser Gedanken- und Gefühlsrichtung hat man nun einmal bis jetzt nicht gelangen können, und deshalb muß man sich hier, da man Gewißheit nicht hat, mit Wahrscheinlichkeiten begnügen.

Der neue Interpret der Gesänge Dante's, von denen bis heutzutage noch viele unaufgeklärt sind, hat vermöge seiner sorgsamen Vorbereitungen im Studium des Schönen, und durch die exacten Arbeiten über das Mittelalter und die Renaissance die gerechtesten Ansprüche auf Jedermanns Vertrauen. Selbst da wo er nach unserer Ansicht einige mal Unrecht hat kann er uns doch antworten, daß er wenigstens Alles aufgeboten habe um das Rechte zu finden. Nichts schreckt seine Wißbegier ab; alle Literaturen, jedes Jahrhundert muß ihm Aufschluß geben, und man möchte fast sagen: wo er Nichts gefunden hat, da gab es in der That Nichts zu finden.

Platon ist der Erste der die Jahrbücher dieser Liebespoesie eröffnete, wenigstens in Europa. Sollen aber durchaus Indien, Persien oder gar Judäa die ersten Capitel geliefert haben, so kommt man aus Vermuthungen und Zweifeln nicht heraus. Bei Platon, der die Theorie mit praktischen Beispielen verband, hat man mehr Anhalt, das Wort „Platonische Liebe" ist auch in alle Sprachen aufgenommen worden. Eine Frau, Diotime, entwickelt in seinem „Gastmahl" die Lehrsätze dieser Liebe: Gott als das einzig Schöne, von dem alles Schöne in der Welt emanirt, ist das Höchste, dem der Mensch zustreben muß. Stufenweise erhebt er sich allmälig bis zum Gipfel; zunächst indem er das Sinnlichschöne betrachtet, wie es sich nicht nur im Individuum, sondern in der ganzen Natur äußert; dann das Moralischschöne in der Tugend und der Pflicht, und endlich das Geistigschöne im Genius, den Wissenschaften, den Gesetzen, bis er zu dem unermeßlichen ewigen Schönen gelangt, zu Gott selbst.

Das ist der Gedanke Platon's in einfacher Form. Sowie er an einem andern Orte sich die Menschen als in tiefe Nacht eingekerkert vorstellt und der Ansicht ist, daß wenn Einer befreit würde, er nicht auf einmal all den Glanz des Lichts tragen könne, sondern daß er erst in den Schatten sehen müsse,

bis sein Auge allmälig zu den Sternen, dem Monde und der Mutter alles Lichts, der Sonne, übergehen könne, so auch, meint Diotime, sei in der ideellen Welt, wo das Einzige und ewige Schöne herrsche, die Liebe zu den irdischen Geschöpfen nur die erste Stufe zur Liebe Gottes.

Wir wollen nicht behaupten, daß es in diesem kühnen Systeme nicht viel zu sichten und zu lösen gäbe. Nehmen wir z. B. mit dem neuen Erklärer Dante's an, daß jene vermittelnde Schönheit für Sokrates oder Platon Diotime gewesen sei, für Dante Beatrice, für Petrarca Laura, für Boccaccio Fiametta. Selbst der nachsichtigste Kritiker würde hier bemerken, daß alle diese mystischen Schönheiten durchaus keine vollkommene Identität in Wesen und Ursprung haben, und der Verf. des „Dekameron" würde vielleicht sehr erstaunt sein einen so schönen Platz unter den Heroen der Platonischen Liebe einzunehmen.

Diese Fragen hat sich übrigens auch unser Geschichtschreiber aufgeworfen und noch viel andere mehr. Man muß nur sehen, welche Verlegenheiten ihm bei der Lecture dieser Werke bereitet werden, und mit welch schmerzlichem Zaudern der unerschrockene Hierophant vor manchen Sonetten und Canzonen die er so gern erklären möchte stumm und lautlos stehen bleibt. Vergeblich sucht er irgend einen Sinn, irgend ein weibliches Wesen, sei es irdisch, sei es geistig oder sei es eine Allegorie. Was soll man z. B. mit folgendem Sonett des großen Alighieri machen:

„Jeder verliebten Seele und allen verliebten Herzen im Namen ihres Herrn Amor meinen Gruß. Ein Drittel der Stunden, während deren die Sterne am glänzendsten funkeln, war schon vorüber als Amor plötzlich mir erschien, Amor, bei dessen Gedanken mich schon die Angst erfüllt. Er schien lustig zu sein, während er mein Herz in seiner Hand hielt und in seinen Armen eine Dame trug, entschlummert und eingehüllt in einen Schleier. Als sie erwachte gab er der erstaunten Dame demüthig mein glühendes Herz zu essen, und dann sah ich ihn weinend entfliehen!"

Wer ist diese Dame, Beatrice oder die Philosophie? Und Das ist noch nicht das seltsamste Räthsel.

Man erinnert sich wol Rosetti's, des kühnsten Auslegers Dante's, der einen andern Weg einschlug um in das Heiligthum einzudringen, und die Behauptung aufstellte, daß jene Dunkelheiten politische Gedanken enthielten, daß diese Sonette eine Geheimsprache (parlar coperto) unter den Parteigängern der italienischen Freiheit gewesen seien. Aber wenn Dante ausruft: „Ahi, serva Italia!" wenn Petrarca in dem Tribun von Rom eine getäuschte Hoffnung beklagt, da hatten sie dann doch wahrlich nicht nöthig einen Jargon zu schreiben, der ohnedies nur einigen Eingeweihten verständlich sein konnte, obwol er nur dann hätte mächtig wirken können, wenn er an alle sich gewandt hätte. Die scharfsinnigen Vermuthungen des gelehrten Neapolitaners, seine sorgfältigen Vergleichungen aller berühmten Zeitgenossen, sein großer Schatz grammatikalischer Kenntnisse haben doch nicht hingereicht um Das was einmal dunkel war zu erleuchten.

Sollen wir endlich unsere Ansicht über die anerkennungswerthen, aber unfruchtbaren Anstrengungen unauflösliche Räthsel lösen zu wollen aussprechen, meinen wir ernstlich: Viele Räthsel haben keine Auflösung, und Manches ist gar nicht geschrieben worden um verstanden zu werden.

Das Haupt der Platonischen Schule, Platon selbst, den unser geschickter Interpret, soweit Dies möglich ist, erklärt hat, hat nicht immer die Absicht gehabt, daß man eine Auslegung für seine göttlichen Eingebungen finde. Fast scheint es als habe er damit zeigen wollen, daß es selbst in den größten Offenbarungen der Philosophie noch Zweifel und Dunkelheiten gibt; der Ausdruck der unverständlichsten Orakel ist ihm dann gelegen, und wenn er die Sprache der Götter leiht, so geschieht Das bei ihm nicht aus dem Grunde wie bei Homer, nämlich nicht um verstanden zu werden. Wie geht ein Staat zu Grunde? Wie ändert sich seine Verfassung? Um diese gewaltige Frage zu lösen ruft er die Musen an, die, wie er sagt, einen Augenblick mit ihm scherzen, und ihm dann doch nur die Lösung durch den berüchtigten Numerus an die Hand geben, den das Sprüchwort des Alterthums aufgenommen hat: Numero Platonis obscurior.

Wir wollen diesen unsterblichen Namen nicht noch andere, ebenso erlauchte Vertreter absichtlicher Dunkelheiten hinzufügen, Namen wie Michel Angelo, Giordano Bruno, William Shakspeare. Hüten wir uns eine Gattung der Poesie so wie es in dem vorliegenden wirklich originellen Buche geschehen sollte zu verfolgen, eine Gattung die viel spricht ohne doch Etwas zu sagen, oder doch wenigstens ohne uns noch jetzt Etwas zu sagen. Wol ist es unzweifelhaft interessant Das zu wissen was große Geister für uns Unverständliches haben sagen können; allein in einer solchen Studie liegt doch zu viel böses Beispiel.

Wenn Männer von Genie wie Platon, Dante, Petrarca einmal die Lust bekamen in Orakeln zu sprechen, wenn Andere, Untergeordnetere, auch einmal eine unlösbare Formel hinterlassen, muß man von diesen eine dritte, zahlreichere Classe von Schriftstellern trennen, die man nur deshalb nicht versteht, weil sie sich gar nicht verständlich zu machen vermögen, die ihre Gedanken in einen Stil kleiden den sie für tiefsinnig halten, während er nur unverständlich ist. Es sind das Dieselben von denen Malebranche sehr treffend sagt: „Es gibt eine Classe von Autoren die viele Bücher geschrieben haben, in denen es aber sehr schwer sein würde eine Stelle aufzufinden von der man behaupten kann, daß sie selbst sie verstanden hätten." Diese Classe findet man in verschiedenen Formen in der Poesie, Philosophie und Politik. Sollte ein Buch solchen Geschwätzes und Kauderwelsches einem künftigen Kritiker unter die Hände kommen, so geben wir ihm den Rath sich ja nicht an dessen Erklärung versuchen zu wollen. 31.

Literarische Anzeige.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Dieses Werk, das sich fortwährend der steigenden Theilnahme des Publicums aller Stände erfreut und von den ausgezeichnetsten Schriftstellern des In- und Auslandes ausgeführt wird, verbreitet sich in populairer Darstellung über die **Erscheinungen, Ereignisse** und **Persönlichkeiten der Zeitgeschichte** im **Staats-** und **Gesellschaftsleben**, in **Kunst** und **Wissenschaft**. Dasselbe schreitet nach einem sorgfältig festgestellten Plane vor, und wird mit seiner Vollendung **ein organisches Ganze bilden, das in der Summe der einzelnen Artikel Alles enthält, was der gegenwärtige Zeitabschnitt Neues, Denkwürdiges und Großes aufzuweisen hat.** Unbeschadet der Selbstständigkeit ist die **Gegenwart** zugleich als **Supplement** zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon

zu betrachten, sowie als **Neue Folge** des beliebten

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Von der „Gegenwart" erscheinen monatlich 2—3 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erste und zweite Band sind bereits vollständig ausgegeben, und kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 234. — 29. September 1849.

Politische Flugschriften.

(Beschluß aus Nr. 233.)

Ein ganz anderes Bild von Rußland entwirft die kleine Schrift Nr. 15, obwol auch ihr Verf. meint: man solle Rußland weder verachten noch fürchten. Wesentlich Neues findet man nicht in ihr. Der Verf. bespricht zuerst das Heer; aber was er von diesem sagt hat in dem ungarischen Kriege keinerlei Bestätigung gefunden. Schon Das hat sich nicht bestätigt, daß Rußland wegen des schlechten Zustandes seines Heers keinen Krieg wagen würde. Dann erzählt er vom „Volke", daß es in viele Sekten gespalten sei, daß der russische Bauer recht wohl nach Freiheit dürste, daß fortwährend bald da, bald dort Bauernaufstände stattfänden. Dann wird der Adel besprochen, der jetzt in der Periode „der schmerzlichen Selbsterkenntniß, des Selbstbespuckens" (!) liege. Doch gelte Dies nicht von dem Hofadel, und lächerlich seien die von Zeit zu Zeit durch die Zeitungen laufenden Erzählungen von einer Opposition des Senats. Letzteres ist richtig. Schließlich handelt er von „Kirche und Pfaffen" — schon dieser Ausdruck beweist seinen gemeinen Standpunkt —, „Beamtenthum und Finanzen".

Die „Enthüllungen aus Oestreichs jüngster Vergangenheit" rühren von einem leidenschaftlichen und verbitterten Zögling des **boxnirten** Liberalismus her, von einem Manne der in Frankfurt auf der äußersten Linken hätte sitzen, mit nach Stuttgart ziehen, die wüste Fastnacht in Baden mitmachen, oder Mitglied des sächsischen Landtags von 1848—49 sein können. Ehrlich scheint uns der Mann zu sein und an seine Stichwörter wirklich zu glauben, aber von wahrer Freiheit, von dem wahren Wohle Oestreichs und Deutschlands, von Dem was möglich und gut ist, von den Bedingungen staatlichen Bestehens und Gedeihens hat er keinen Begriff. Er gehört auf die Bierbank, aber nirgend hin, wo Beschlüsse erwogen und gefaßt werden sollen von denen das Wohl von Millionen abhängt.

Dieser Mann meint es doch wenigstens gut mit Oestreich, wenn er sich auch in den Mitteln vergriff. Jener Cato dagegen der in der Schrift Nr. 16 sein delenda Austria ausruft, will es gänzlich auflösen und zernichten. Der Mann steht geistig höher als sein Vorgänger, ist aber, wenn er auch nicht so viel schimpft, viel boshafter. Er hat seine sophistische Dialektik, spricht nicht den gewöhnlichen Parteijargon, sondern hat sich sein eigenes Systemchen erfunden; durch die spitzfindigen Erörterungen bricht aber der tiefe Haß gegen das Bestehende in um so frappanterer Roheit durch. „Zuerst" jedoch soll nur die Dynastie Habsburg-Lothringen „den Schlägen der Zeit erliegen". Deutschland soll die deutsch-östreichischen Provinzen, Italien das Lombardisch-venetianische Königreich an sich ziehen, und Ungarn seine vollständige Unabhängigkeit proclamiren. Damit wäre der erste Theil der Revolution, der nationale, beendigt, und es bliebe dann, nach dem Verf., noch der politische und sociale. Daß die paar Slawen und Deutschen in Ungarn sich dabei den Magyaren unterwerfen müssen, schadet Nichts; denn keine Regel ohne Ausnahme.

Die Schrift des gutmüthigen, patriotischen, aber den Mund gern etwas voll nehmenden Schuselka ist eine vormärzliche. Metternich ist noch am Ruder, und der Verf. trägt darauf an ihn in Ruhestand zu versetzen, und dem Systeme dessen Vertreter er sei zu entsagen; dann werde Alles gut sein. Weit entfernt eine Lostrennung Ungarns von Oestreich zu wünschen, macht er es dem alten Systeme zum Vorwurf, daß es nicht schon lange eine engere Vereinigung Ungarns mit Oestreich angebahnt.

Der neue Macchiavelli ist allerdings dem alten nicht ebenbürtig; was denn schon in der Natur der Zeit liegt, die zu so starken Geburten nicht fähig ist; aber ohne Geist und Geschick ist der Mann nicht. Freilich wenn der Charakter des alten Macchiavelli oder vielmehr der einzelnen Schrift desselben von der hier allein die Rede sein kann eben darin bestand, daß, wenn man von der falschen Grundlage absah, wenn man mit ihm nur fragte, welche Mittel die Erreichung des Zieles am gewissesten verbürgten, die Richtigkeit des Einzelnen nicht in Zweifel zu ziehen war, so finden wir hier ein buntes Gemisch von wahren, halbwahren und falschen Sätzen, und ebenso ein verschwimmendes Nebeneinander von Ernst und Ironie, wovon bei dem alten Macchiavelli keine Spur ist. Die Schrift hält sich im Ganzen allgemein; soweit aber darin Beziehungen vorkommen, sind es meist östreichische. Zum Schlusse wird der Entwurf einer monarchisch-constitutionellen und der einer monarchisch-demokratischen Verfassung nebeneinander gestellt, wobei denn schon die Bezeichnung des Gegensatzes falsch, wenn auch absichtlich ist. Die Haupttendenz der Schrift scheint in der Empfehlung des letztern Entwurfs zu liegen, ungeachtet sie auch manchen Zweifelsgrund gegen seine

Principien enthält. Auch ist der erste Entwurf carikirt. Der zweite Entwurf würde auch auf seinem eigenen Standpunkte zu vielen Einwürfen Anlaß geben. So ist z. B. die Bestimmung: „Wähler ist jeder volljährige Reichsbürger der nicht in Haft ist; wählbar ist jeder Wähler" — unvorsichtig, da es dadurch der vollziehenden Gewalt möglich wird Gegner durch Verhaftung unschädlich zu machen. Wenn es ferner heißt: „Der Fürst ist erblich, für alle seine Befehle verantwortlich und absetzbar; er wählt seine Minister und sind diese verantwortlich für Alles was sie ohne oder gegen seine Befehle thun", so sieht man aus diesen Sätzen, daß der Verf. gefühlt hat, eine concurrirende Verantwortlichkeit des Regenten und seiner Minister sei unpraktisch. Aber was er dafür bietet ist weit weniger sichernd als die Einrichtung der constitutionnellen Monarchie, wonach zwar der Fürst nicht verantwortlich ist, dafür aber auch keiner seiner Befehle ohne Mitwirkung verantwortlicher Minister irgend eine Kraft erlangen kann. Denn diese letztere Einrichtung erstickt den verfassungswidrigen Willen des Fürsten in der Geburt, läßt ihn nicht zur That werden, während der Vorschlag des Verf. die Minister jedes Bedenkens für ihre Sicherheit überhebt, sobald sie durch den Befehl des Fürsten gedeckt sind. Dabei sehen wir noch davon ab, daß es viel leichter und unbedenklicher ist die Verantwortlichkeit eines Ministers als die des Erbfürsten geltend zu machen.

Wir kommen nun noch zu den nicht auf specielle concrete Tagesfragen bezüglichen Schriften Nr. 20—25. Pflücker, welcher Guizot seinen Handschuh hinwirft, ist freilich seinem Gegner an glänzender Begabung nicht gewachsen, und stellt so wenig wie dieser die eigentlichen Streitpunkte klar und sicher heraus, scheint uns übrigens ein ehrlicher Mann, und vertheidigt seine Sache mit weniger Floskeln und Ausfällen und mit mehr Verstand als wir zumeist auf seiner Seite getroffen haben. Er meint: Guizot kämpfe für die Autoritäten; die Demokratie aber fodere

die Souverainetät der Selbstregierung des ganzen Volks, die Herrschaft des Gesammtwillens mit der möglichsten Freiheit des Einzelnen, die Theilnahme eines Jeden an dieser Selbstregierung, die Gleichberechtigung Aller in der Gesellschaft neben der freien Entwickelung der Fähigkeiten des Einzelnen. Sie leugne nicht die mancherlei bösen Neigungen des Menschen; aber sie dulde nicht, daß ein Einzelner oder ein Stand darüber entscheide, welche Neigungen böse sind. Sie halte die Freiheit allerdings für das Universalmittel der Gesellschaft, aber nur diejenige Freiheit welche mit der vernünftigen Selbstbestimmung des Einzelnen identisch sei. Die Ungebundenheit sei auch ihr nicht Freiheit; denn sie beginne ja ihr System mit der Herrschaft des Gesammtwillens, mit der Unterordnung des Einzelwillens unter diesen.

Um also Guizot abzuweisen, wird die Souverainetät und Selbstregierung des ganzen Volks, die Herrschaft des Gesammtwillens angezogen, die Theilnahme eines Jeden an der Selbstregierung. Nur die Freiheit solle herrschen die mit der vernünftigen Selbstbestimmung des Einzelnen identisch sei. Wenn es nun aber darauf ankommt zu erfahren wie dieser Gesammtwille darzustellen, diese Theilnahme eines Jeden an dieser Selbstregierung zu vermitteln, diese mit der vernünftigen Selbstbestimmung jedes Einzelnen identische Freiheit zu erkennen sei, so erfahren wir auf einmal hinterher, an einer ganz andern Stelle, daß der Gesammtwille „wörtlich genommen" allerdings gar nicht zu erkennen sei, sondern „die Demokratie unter dem Volkswillen die Majoritäten verstehe". Von diesen Majoritäten sagt Pflücker selbst:

Es ist nun nicht zu leugnen, daß die Herrschaft der Majoritäten nicht weniger eine Beschränkung der Freiheit ist als die Herrschaft der Autoritäten, es ist nicht zu leugnen, daß die Majoritäten wechseln und schwanken, und es ist endlich eine Erfahrung, daß die Majoritäten leicht durch den Einfluß und die Mittel der Aristokratie, der Hierarchie und der Bureaukratie, oder durch Erregung der Leidenschaften verfälscht werden können.

Dennoch, versichert der Verf. ohne ein Wort des Beweises, blieben die Majoritäten die „einzige natürliche Norm der Gesellschaft", und vertröstet uns auf die Zunahme der politischen Reife, der Sittlichkeit und des Wohlstandes, wo dann immer mehr „die widerstrebenden Interessen" (?) der Volksclassen und der Einzelnen verschwinden, die Majoritäten entschiedener und reiner, die Schwankungen seltener werden würden. Er schließt nun:

Wenn wir also daran glauben müssen, daß die Bildung und Gesittung der Völker im Fortschreiten ist, dann gehört auch die Zukunft nicht den Autoritäten, sondern der Demokratie; und wenn wir als richtig anerkennen müssen, daß im Zustande des Uebergangs, der Entwickelung, nicht das Gewesene, sondern das Bevorstehende die Norm unserer Bestrebungen sein soll, so ist nicht Guizot, sondern die demokratische Partei auf dem rechten Wege.

Nun wenn der „Gesammtwille" sich „wörtlich genommen" gar nicht darstellen läßt, ja gar nicht vorhanden ist, warum braucht der Verf., warum braucht die Demokratie überhaupt diesen Ausdruck? Heißt Das nicht „ihr System" mit einer Täuschung „beginnen"? Warum spricht man nicht von vornherein von dem System der Majoritäten? Hat man auch nicht genug Zutrauen zu „dieser einzigen natürlichen Norm der Gesellschaft"? Wir unsers Theils halten sie weder für die natürlichste noch für die am meisten berechtigte Form. Es mag natürlich und nothwendig sein, daß in einer aus lauter gleich Befähigten und gleich Gestellten bestehenden Gesellschaft, in Ermangelung anderweiter Verständigung, als Auskunftsmittel der Beschluß der Mehrheit den Beschluß des Ganzen bilde. Daß aber in der so unendlichen Mannichfaltigkeit der Gaben, Kenntnisse, Stellungen, Interessen, Richtungen, aus denen sich unsere Volksgesellschaften zusammensetzen, die Herrschaft nach der unterschiedslos und ohne alle Rücksicht auf diese Verschiedenheiten genommenen Kopfzahl bestimmt, daß der Staat auf die Fiction einer Gleichheit gebaut werde deren Gegentheil unableugbar vorliegt, scheint uns weder natürlich noch vernünftig, sondern höchst unnatürlich und unvernünftig. Wollten wir aber auch die Berechtigung der Majoritäten selbst in diesem Sinne zugeben, so würden wir doch wieder uns der Ueberzeugung nicht entschlagen können, daß es kaum weniger schwierig sein dürfte die Herrschaft der Majoritäten zu vermitteln als den Gesammtwillen darzustellen. Allgemeine Wahlen

und Repräsentativsystem leisten das Erstere durchaus nicht. Sie vermitteln nur die Herrschaft der Gewählten und Derer die ihre Wahl geleitet haben oder sie selbst leiten. Im günstigsten Falle repräsentiren die Gewählten die allgemeine Stimmung der Mehrzahl der Wähler im Momente der Wahl und über die da gerade obschwebenden Hauptfragen. Im nächsten Monate und bei der nächsten neuen Frage kann das Verhältniß zwischen Wählern und Gewählten schon wieder völlig verschoben sein. Wenn uns aber der Verf. mit der zunehmenden Bildung und Gesittung der Völker tröstet, die wir übrigens für manche Theile Deutschlands und manche Schichten der Bevölkerung entschieden in Abrede stellen, so halten wir denn doch für gut die Einrichtungen nicht auf eine Bildungsstufe zu berechnen die eben noch nicht erreicht ist. Man soll weder „das Gewesene" noch „das Bevorstehende" als „Norm" nehmen, sondern das Wirkliche, Gegenwärtige, und im Zweifel wird es weniger schaden den Menschen etwas zu wenig als etwas zu viel zuzutrauen; denn Jenes schadet nur den aus Mistrauen unnöthig Ausgeschlossenen, Dieses schadet dem Ganzen und selbst der Zukunft. Man kommt übrigens mit all diesen Berechnungen auf Gesammtwillen, Majoritätswillen ꝛc. auf keinen reinen und sichern Boden, zumal der Staat weder durch Willkür entstanden noch ein bloßes Object des Willens, sondern ein Product der natürlichen Nothwendigkeit und ein Object der sittlichen Pflicht ist. Die wahre und sichere Grundlage der Staatskunst ist nur die Beziehung auf das wahre, nur im Einklang mit Recht und Sittlichkeit denkbare Gedeihen des Volks und den Zweck des Staats. Bei der Frage nach den nach Lage der Umstände besten Mitteln, die Förderung Jenes, die Ausführung Dieses zu verbürgen, wird man in diesen buntverflochtenen Zuständen schwerlich über einen vielfach zusammengesetzten Organismus hinauskommen, in welchem der bei der demokratischen Partei beliebten Institution vielorts auch eine wichtige Stelle gebühren wird, der sich aber keineswegs auf sie allein beschränken kann.

Wenn sich Hilgard d. Aeltere (Nr. 21) begnügt hätte zu beweisen, daß auch unter einer republikanischen Staatsform Gesetzlichkeit, Ordnung und gedeihliche Förderung der Staatszwecke bestehen können, so hätte er vielleicht etwas Nützliches beibringen mögen, und seinen Worten nach hat er sich in der That nur vorgesetzt jene Staatsform gegen ungerechte und befangene Anschuldigungen zu vertheidigen. In der That aber polemisirt er gegen die erbliche Monarchie. Er läßt die wichtigsten Gründe für diese weg, oder stellt sie in ein falsches Licht, oder verfährt geradezu sophistisch bei ihrer Bekämpfung. Oder ist es bloße Gedankenlosigkeit, wenn er z. B. bei dem von den Unruhen und Gefahren die sich an Wahlen knüpfen entlehnten Grunde sagt: diese würden noch viel schlimmer sein, wenn ein erblicher Monarch gewählt werden sollte? Von dem Institute der verfassungsmäßigen Contrasignatur und Verantwortlichkeit der Minister hat er gar keinen Begriff, und hätte sich, statt Andere zu verständigen, lieber erst selbst darüber verständigen lassen sollen, bevor er über die Nichtverantwortlichkeit des Monarchen absprach. Wenn übrigens Erfahrungen anderer Völker für Deutschland entscheiden sollen, so wird Deutschland doch wahrlich nicht auf das so grundanders situirte Amerika, sondern lieber zunächst auf das benachbarte Frankreich zu blicken haben. Die Eigenschaften die wir an dieser Schrift vermissen, Unbefangenheit, Gerechtigkeit, Sachkunde, besitzt Abeken (Nr. 22). Er zeigt, wie die demokratisch-republikanische Verfassung in Amerika keine Sache der Wahl, sondern eine Foderung des geschichtlichen Entwickelungsganges, eine Nothwendigkeit der Verhältnisse war, in Europa aber aus denselben Gründen diese Verfassung nicht nützlich noch haltbar sein würde.

Ueber die Schrift Schulte's (Nr. 23), welcher die Mitglieder der Frankfurter Versammlung für „entartete Sklaven", für eine „Rotte von Reichsgensdarmen", England für das „moderne China", einen constitutionnellen König für eine „majestätische Nutzlosigkeit", die deutsche Demokratie für die alleinige Inhaberin der Intelligenz erklärt und im Uebrigen sich in den Phrasen und der Sophistik der Leidenschaft bewegt, haben wir Nichts weiter zu sagen.

Einen starken Contrast zu ihr bildet die Schrift Köhler's (Nr. 24), eine milde, fromme, verständige, etwas schulmeisterliche Schrift, ohne alle dialektische oder oratorische Kunstmittel, manchen richtigen Gedanken über eine wahrhaft wohlthätige, wahrhaft dem Volke nützende Neugestaltung des Staatswesens bietend.

Endlich bringt v. Gagern der Vater (Nr. 25) in seiner bekannten aphoristischen Weise geistvolle geschichtlich-politische Glossen. 37.

Zur Nachfolge für schöne Witwen.

„Hortensius; or, the advocate; an historical essay, by *William Forsyth*" (London 1849) ist der Versuch eines englischen Sachwalters, die Fortschritte der Advocatur von der ältesten bis in die neueste Zeit in geschichtlicher Form darzustellen, und weder ein seichtes noch trockenes, sondern tief in seinen Gegenstand eingehendes und vielfach unterhaltendes Buch. Es knüpft seinen Faden in Aegypten an, und führt ihn namentlich durch Griechenland, Italien, Frankreich und England. In Frankreich bietet die „noblesse de la robe" reiche Ausbeute, und darunter folgendes Beispiel für schöne Witwen.

„Die Memoiren des Marschalls von Vielleville", heißt es, „geben einen denkenswerthen Beleg, in welcher Weise 1540 eine Dame sich des Rechts bediente auf eine wegen gebrochenen Eheversprechens wider sie erhobene Klage durch einen Kämpen zu antworten. Um Philippe von Montespedon, nach dem in Piemont erfolgten Tode ihres Gemahls eine junge, reiche, schöne und kinderlose Witwe, warben viele Herren von Adel, auch der Marquis von Saluces, welchen sie vor Allen zu begünstigen schien, da sie ihm gestattete sie von Turin nach Paris zu begleiten. Hier fand sich aber, daß es der schlauen Dame nur um die Vortheile seiner Gesellschaft zu thun gewesen war; denn bei der Ankunft in Paris entließ sie ihn hoffärtig mit den Worten: «Nun gehabt Euch wohl, mein Herr; Ihr wohnt im Hotel des Ursins, ich im Hotel Saint-Denis, unweit vom Hotel des Augustins.» Der Marquis ließ sich jedoch nicht schrecken, setzte seine Bewerbung fort, behauptete als Philippe unerbittlich blieb, daß sie ihm die Ehe versprochen, und foderte sie vor den Parlamentshof. Sie erschien im Ge-

leite zahlreicher Freunde. Der Präsident, nachdem er ihr geboten die Hand aufzuheben, fragte sie: ob sie je dem anwesenden Marquis ein Eheversprechen gemacht. Sie betheuerte bei ihrer Ehre, daß Solches nicht geschehen, und als der Gerichtshof sie mit weitern Fragen drängte, rief sie in leidenschaftlicher Hitze: «Meine Herren, es ist das erste mal, daß ich heute vor Gericht stehe, möglich daher, und ich fürchte sehr, daß ich nicht in geziemender Weise antworte. Um aber allen verfänglichen Spitzfindigkeiten und Sylbenstechereien Einhalt zu thun, schwöre ich Angesichts dieser Versammlung zu Gott und dem König — zu Gott bei Strafe ewiger Verdammniß meiner Seele, und zum König bei Strafe des Verlusts von Ehre und Leben, daß ich nie und niemals durch Wort oder That dem Marquis von Saluces die Ehe versprochen, und was noch mehr, daß ich nie und niemals in meinem Leben an dergleichen gedacht. Und ist hier Einer der das Gegentheil behauptet, so steht hier mein Kämpe, mit meinem Willen bereit meine Worte zu verfechten, von denen er weiß, daß sie gänzlich wahr und von den Lippen einer so ehrenwerthen Dame kommen wie es je eine gegeben. Solches sage ich im Vertrauen auf Gott und mein gutes Recht, und wird mein Kämpe es dem Kläger beweisen, der — mit des Gerichtshofs Verlaub — ein boshafter Lügner ist.» Die geistvolle Ausfoderung erregte nicht wenig Aufsehen, und der Präsident bedeutete den Registrator seine Papiere zusammenzupacken; denn Madame le maréchal habe zur Beendigung des Rechtsstreits einen andern und viel kürzern Weg eingeschlagen. Sich dann zum Marquis wendend sagte er: «Nun, mein Herr, was meinen Sie zu dieser Ausfoderung?» Dem war jedoch wie die Liebe so der Muth gesunken. Der feige Ritter lehnte entschieden ab. «Mit Gewalt», sprach er, «will ich keine Frau nehmen, und mag sie mich nicht haben, mag ich auch sie nicht.» Darauf verbeugte er sich tief gegen den Gerichtshof und trat klüglich ab, und die schöne Philippe hat von seinen Ansprüchen auf ihre Hand nie wieder gehört." 2.

Bibliographie.

Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. Leipzig, Hartung. 8. 15 Ngr.

Glaubensweisheit. Geist der drei Hauptreligionen Europas. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 16. 5 Ngr.

Göhring, C., Der Golddurst und seine schrecklichen Folgen, ein Kalifornischer Räuberroman. Satirische Dichtung. Leipzig, Naumburg. 8. 1 Thlr.

Jacobi, F., Entwurf eines deutschen Volksschul-Gesetzes mit vollständigem Lehr- und Erziehungsplan. Unter Berücksichtigung der bestehenden Schuleinrichtungen in den größeren Staaten Deutschlands. Nürnberg, v. Ebner. Gr. 8. 24 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 29ster Jahrgang für 1850. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kleist's, E. C. v., sämmtliche Werke. Herausgegeben mit des Dichters Leben von W. Körte. 4te Original-Ausgabe. Berlin, Herbig. 16. 25 Ngr.

Konrad, J. A., Christliche Philosophie. Ein Versuch. 1ster Band. — A. u. d. T.: Wissenschaftliche Forschung über das Dasein Gottes. Ein Versuch aus dem Standpunkt des Christenthums. 2te umgearbeitete und vermehrte Auflage. Baden i. d. Schweiz, Höhr u. Langbein. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Meston, W., Kurzer Abriß der Grundsätze, Verfassung und Geschichte der freien schottischen Kirche. Aus dem Französischen übersetzt von D. Fraas. Tübingen, Buchhandlung zu Guttenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Mestral, A. v., Beruf der freien Waadtländischen Kirche unter den protestantischen Kirchen der Schweiz. Uebersetzt mit Vorwort von C. Brusch. Bern, Huber u. Comp. 8. 9 Ngr.

— — Die Vermittelungskirche in Frankreich. Ebendaselbst. 8. 6 Ngr.

Raumer, F. v., Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—49. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr.

Inhalt des Monats September.

Nr. 210. Achim von Arnim, Clemens Brentano und Bettina. (Nr. 210—212.) — Großer Naturatlas. (The physical atlas, a series of maps and notes illustrative of the geographical distribution of natural phenomena. By A. K. Johnston.) — Mancherlei. — Musikalische Novellen von T. Hagen. Von F. Brendel. — Nr. 212. Die politische Presse in Böhmen. — Nr. 213. Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Erster Artikel. (Nr. 213—214.) — Frau Aja. Von H. Düntzer. — Gutzlaff über Tibet. — Nr. 214. Zur gesellschaftlichen Frage. (1. Die Lösung der gesellschaftlichen Frage. Von C. L. Michelet. 2. Die gesellschaftliche Frage in ihrem Verhältnisse zum freien Handel. Rede, gehalten in der Sitzung des Freihandelsvereins vom 12. Juni 1849 von C. L. Michelet.) — Nr. 215. Philosophische Briefe über die Gegenwart. (1. An Victor Cousin.) (Nr. 215—216.) — Eine Nacht bei Ludwig XV. — Nr. 216. Der Feldzug des Corps des Generals Grafen Ludwig v. Walmoden-Gimborn an der Niederelbe und in Belgien in den Jahren 1813 und 1814. — Nr. 217. Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. (Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung unter dem Schutze König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen herausgegeben von G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter. Erster bis dritter Band.) Von W. Klose. (Nr. 217—220.) — Gedichte von R. Gottschall. — Nr. 218. Ein Besuch in La Trappe zur Zeit seiner Blüte. Von F. W. Barthold. — Nr. 219. Reform der englischen Orthographie. Von K. Graefer. — Nr. 220. Die „Times" über Lamartine's „Raphael". — Aus E. M. Arndt's „Geist der Zeit". — Nr. 221. Aus dem Hofleben des 17. Jahrhunderts. (Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert von F. W. Palmblad. Aus dem Schwedischen. Erster und zweiter Theil.) (Nr. 221—222.) — Der Socialismus E. v. Girardin's. — Nr. 222. Ein Preßproceß in Sachsen. — Nr. 223. Eine Novelle von A. v. Sternberg. (Wilhelm. Von A. v. Sternberg.) Von W. Wolfsohn. (Nr. 223—225.) — De la démocratie industrielle, par C. Laboulaye. — Nr. 224. Schulbildung in Nordamerika. — Nr. 225. Excurse zu „Goethe's Briefe an Frau von Stein". Von G. E. Guhrauer. (Nr. 225—226.) — Nr. 226. Ungarn, Oestreich und der Slawismus. (1. Ueber den öffentlichen Geist in Ungarn seit dem Jahre 1790. Von X. de Gerando. 2. Magyaren-Spiegel oder wahre Schilderung der Völkerverfassung und Richtung des ungarischen Reichs neuester Zeit. Von einem Magyaren. 3. Geschichte des Illyrismus oder des süd-slawischen Antagonismus gegen die Magyaren. Nebst einem Vorworte von W. Wachsmuth. 4. Der Völkerproceß der Magyaren und Kroaten. Mit Berücksichtigung seiner auch für Deutschland wichtigen Folgen.) (Nr. 226—228.) — Für Curiositätenkäufer. — Nr. 227. Leben und Werke des Bildhauers Tilmann Riemenschneider, eines fast unbekannten, aber vortrefflichen Künstlers am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Beschrieben und herausgegeben von C. Becker. Von G. F. Waagen. — Witzworte von Talleyrand. — Nr. 228. Ueber den Ursprung des Kartenspiels. — Zur czechischen Literatur. — Nr. 229. Robert Prutz. (Neue Gedichte von R. Prutz. Zweite Auflage.) — Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. Von H. Stieglitz. — Nr. 230. Politische Flugschriften. (Nr. 230—234.) — Eine ältere Fassung von Goethe's Ballade: „Der König von Thule." Von H. Düntzer. — Nr. 231. Erinnerung an H. R. Stöckhardt. Von H. K. Fleischer. — Nr. 232. Literarische Rückblicke. (1. Die deutsche Literatur und die Revolution.) Von K. Stahr. — Nr. 233. Dante Alighieri und die Poesie der Platonischen Liebe. — Nr. 234. Zur Nachfolge für schöne Witwen. — Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie; Literarische Anzeigen. — Nebst 1 Literarischen Anzeiger: Nr. X.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 235. — 1. October 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

3. An Justus Liebig.*)

Thun Sie sich Das nicht zu Leide, lieber Hr. Professor, daß Sie in der Vorrede zur dritten Ausgabe Ihrer Thierchemie sich selbst kein anderes Verdienst zusprechen in Ihren Erörterungen über das Verhältniß von Chemie zur Physiologie und Pathologie, als daß Sie einzelne in John Stuart Mill's System der Logik aufgestellte Grundsätze der Naturforschung weiter ausgeführt und auf einige specielle Vorgänge angewandt hätten: vielmehr ist was Mill in seinem höchst schätzbaren Buch Neues und die inductorische, von Sokrates begründete und von Bacon entwickelte Methode vielfach Bereicherndes und wahrhaft Fortbildendes enthält, zum großen Theil aus Ihrem eigenen genialen Verfahren abstrahirt. Wie ein großer Dichter bei einem innern Lichte arbeitet, und ohne auf die Regeln der Kunst zu reflectiren sie dennoch so treu befolgt, daß aus seinen Werken die Gesetze der Poesie abgeleitet werden können, so sind Sie in naiver Ursprünglichkeit eine philosophische Natur, und sind gerade dadurch ausgezeichnet, daß Ihnen die zusammenhangslose Empirie nirgend und keinen Augenblick genügt, sondern daß Sie stets aus einer Anzahl von Beobachtungen auf einen Schluß wollen gezogen haben, daß Sie überall nach dem Urphänomen blicken, um danach dessen Modificationen auf den besondern Gebieten des Lebens zu deuten, daß Sie in „einem Siege der Philosophie über die rohe Experimentirkunst" die Morgenröthe eines neuen Tages begrüßen. Ich meinerseits danke Ihnen, danke der beobachtenden Naturforschung unserer Zeit, daß sie für die Philosophie, für die Religion eine schönere Epoche des vollern Erkennens und damit auch des frohern Lebens einleitet. Denn sie hat die Angst vor der Materie oder die Geringschätzung derselben, eine Erscheinung die der Nachwelt räthselhafter sein wird als uns die abenteuerliche Phantastik der Indier oder der in Hieroglyphen versteinerte trübe Tiefsinn der Aegypter, die Naturforschung sage ich hat endlich diese Flucht aus der Sinnenwelt gründlich überwunden, sie hat stündlich neue Zeugnisse für den unerschöpflichen Reichthum wie für die erhabene Gesetzmäßigkeit der Außenwelt herbeigebracht, und wer draußen im Freien es wagt die Augen aufzuschlagen, wer statt gleich dem Vogel Strauß seinen Kopf in den Sand einer veralteten Theologie oder Schulweisheit zu stecken lieber in ein Fernrohr oder in ein Mikroskop sieht, um das größte wie das kleinste Leben sich näher zu bringen, der wird keinen Augenblick anstehen in der Natur ein Göttliches, ein Ewiges und Herrliches anzuerkennen, der wird mit rechter Lust aus dem Munde Karl Vogt's die Worte vernommen haben:

Auf der Ewigkeit der Materie fußt die ganze Naturkunde, fußt alle positive Kenntniß die wir nur besitzen oder erlangen können; ohne sie ist keine Physik, keine Chemie, keine Physiologie, keine exacte Wissenschaft möglich. Die Materie ist unzerstörbar und deshalb auch unerschaffen; es ist unmöglich uns einen Zustand zu denken wo nur das kleinste Atom derselben noch nicht existirt hätte oder vernichtet worden wäre. Wir sind allerdings von Jugend auf so sehr mit der Vergänglichkeit alles Irdischen, mit dem ephemeren Bestehen, mit der täglichen Zerstörung der Materie genährt worden, daß es schwer hält von dem Truge uns loszumachen und uns selbst über diesen Punkt klar zu werden. Man hat uns so zur Genüge das Holz welches im Feuer verbrennt, die Blume die auf dem Felde vertrocknet, und unsern eigenen Körper der zu Staub zerfällt, vorgehalten und eingebläut, daß wir die Folgerungen aus Gleichnissen hinzunehmen gewöhnt sind welche nur die totale Unbekanntschaft mit allen Naturwissenschaften aufstellen konnte. Denn nur die Gestalt in welcher uns die Materie gegenübertritt ist vergänglich, zerstörbar, ja sogar einer nothwendigen Zerstörung unterworfen; nicht aber die Materie selbst, die aus allen zahllosen Umwandelungen stets wieder in derselben Quantität hervortritt in welcher sie anfangs erschien. Das Holz, der Stein, der thierische Körper freilich können vernichtet werden, nicht aber die Elemente welche dieselben zusammensetzen; der Kohlenstoff welcher uns in der Holzfaser, der Muskel oder dem Spathkrystall entgegentritt, kann in anderer Gruppirung eine verschiedene Gestalt annehmen, aber als materielles Element kann er niemals aufgehoben, niemals vernichtet werden.

*) Vergl. den ersten und zweiten Brief in Nr. 175 und 176, und 15 und 216 d. Bl. D. Red.

Die Zeit wird kommen, und wenn nicht Alles trügt, so steht sie ganz nahe, wo die Naturwissenschaften diesen Grundsatz in die Wagschale werfen und diejenigen Folgerungen ziehen werden welche er gestattet und unabweislich mit sich führt.

Karl Vogt hat aber leider selbst ganz andere als diese angedeuteten Folgerungen daraus gezogen, er hat nur der Materie allein alle Realität zugeschrieben, sodaß ihm die Gedanken zu Secretionen des Gehirns werden, die sich zu diesem nicht anders verhalten wie die Galle zur Leber, sodaß er Gott und die Seele leugnet, und damit consequent alles Ethische aufgeben und nur einen nothwendigen Proceß der Materie annehmen könnte, wenn er die Nackenschläge seiner bessern Natur nicht fortwährend empfände, und doch an die Menschen einen Maßstab des sittlichen Urtheils als an freie Wesen legte, doch von der Weisheit, der Zweckmäßigkeit im Bau des menschlichen Körpers spräche, was doch auf ein weises, ein zwecksetzendes, damit selbstbewußtes, damit geistiges Princip hindeutet. Sie sind in jenes Extrem nicht verfallen, und darum möchte ich gerade mit Ihnen eine Verständigung über die Ewigkeit der Natur oder über die Materie in Gott versuchen.

Wir betrachten uns selbst als begrenzt und endlich; Das ist der Begriff eines Mangels, einer Negation; wir können Etwas nur darum als unvollkommen bezeichnen, weil die Idee der Vollkommenheit zuvor in unserer Seele war; wir haben aber den Gedanken des Unendlichen nicht von dem Endlichen abgeleitet, da er sich darin nicht findet, sondern gerade darüber hinausgeht, er ist also eine primitive Anschauung unsers Geistes, das Siegel der Göttlichkeit in uns, indem das Endliche nicht das Unendliche von sich aus produciren, wol aber das Unendliche sich im Endlichen offenbaren kann. Das Unendliche ist aber Dasjenige dessen Begriff das Sein in sich einschließt, oder welches gar nicht anders denn als seiend gedacht werden kann; denn wer es als nichtseiend dächte, der schlösse das Sein von ihm aus, sodaß das Unendliche erst da wäre, wo das Sein nicht ist, am Sein also seine Grenze hätte, und damit selbst ein Endliches wäre. Das seiende Unendliche aber, in dem wir leben, weben und sind, und das nicht ein Jenseits des Endlichen ist, sondern das Endliche in sich begreift als seine Selbstbestimmung und Entwickelung, wir nennen es das Absolute oder Gott.

Folgen Sie mir noch ein paar Schritte weiter in diesem „Reiche der Mütter", um mit dem Goethe'schen Faust zu reden; wir werden bald das rosige Licht, das blühende Leben begrüßen. Wäre das unendliche ewige Sein ohne Bewegung und bestimmungslos, so wäre es vom Nichts nicht zu unterscheiden, so wäre auch kein Denken und Erkennen desselben, weil alles Denken ein Bewegen und alles Erkennen ein Bestimmen ist. Nun aber sind wir als bestimmte, denkende Wesen, und das Nichtsein kann nicht sein, weil gerade sein Begriff das Sein ausschließt; also ist das Sein Thätigkeit, sich selbst bestimmende Thätigkeit, und da in seinen Wirkungen oder seinen Modificationen Geist und Leben erscheint, so müssen sie ihm selbst zukommen, das göttliche Sein kann nur als Leben und Geist gedacht werden. Aber diese Idealität Gottes ist nur möglich unter der Voraussetzung einer ebenso ewigen Realität; das Ich, das Selbstbewußtsein ist nur möglich insofern es sich von einem Andern unterscheidet, insofern also dies Andere, das Nicht-Ich auch ist; das Innere ist nicht ohne das Aeußere, weil beides Wechselbegriffe sind wie Berg und Thal; ohne eine ewige Natur kein ewiger Geist!

Ist Gott der Allbestimmende, so setzt Das ein Allbestimmbares voraus; außer dem Unendlichen ist aber Nichts; auch ist Gott der sich selbst Bestimmende, damit ist seine Wesenheit sogleich als das Allbestimmbare ausgesprochen. Alle Bestimmung ist Unterscheidung. Das Bestimmte ist Dieses, ist Etwas, insofern es gesondert von Anderm für sich dasteht, insofern es neben dem Andern da ist; ebenso ist Thätigkeit nur als Bewegung, nur so zu fassen, daß ihre einzelnen Acte nacheinander auftreten. Nur in Raum und Zeit kommt der Unterschied und damit alle Bestimmtheit zu Tage, und Gott ist darum nicht räumlich und zeitlich wie die redlichen Dinge, insofern diese im Raum und in der Zeit von diesem begrenzt werden, sondern er ist der in ewiger Ausdehnung seiner selbst den unendlichen Raum und die unendliche Zeit Setzende und Erfüllende. Außerhalb des Raums wäre er vom Raum begrenzt, also endlich, und nicht der Unendliche. Die reale Erfüllung des Raums aber ist die Materie, und erst in ihr, erst an ihr haben die göttlichen Gedanken als die wesentlichen Formen und bestimmenden Ideen ihre Realität. Und meine man doch ja nicht einen individuellen Geist sich leiblos vorzustellen; denn wie soll er von andern unterschieden sein, wenn er nicht ein besonderes Sein außer ihnen hat, in einer bestimmten Sphäre der Ausdehnung an bestimmten Stoffen das Organ seiner innern Thätigkeit findet? Was heißt Das aber anders als materiell oder in der Materie sein? Die Materie ist das Aeußere, der Geist das Innere, die Materie das objective, der Geist das subjective, das sich selbst erfassende Sein; sie in ihrer Einheit sind das Leben, und erst der in der Materie als seinem eigenen leiblichen Sein gegenwärtige Gott ist der allgegenwärtige. Freilich wenn man die Materie in geistloser Betrachtung erst getödtet hat, dann sträubte man sich wol dagegen sie für ein Göttliches anzuerkennen; allein sie ist nirgend das Formlose, Starre, Unbewegte, sie ist überall daseiende Kraft und eigenes Leben, ein ewiger Ausgang in der Bewegung, ein ewiger Eingang in der Schwere, und so besteht in diesem Wechselproceß der Anziehung und Abstoßung die Körperlichkeit als ein zusammenhängendes Außereinander. In dem Jahresbericht, den Sie eben mit Ihren jüngern Freunden über die Fortschritte der Chemie und der verwandten Wissenschaften veröffentlichen, wäre demnach wol der erste Satz zu berichtigen. Da heißt es:

Der äußere Zustand der Körper ist bekanntlich von der Wechselwirkung zweier Kräfte abhängig: der Molecularanziehung, welche wesentlich eine Eigenschaft der wägbaren Materie zu

sein scheint, und der Moleculardbstoßung, die man als eine Aeußerung des die kleinsten Körpertheilchen umgebenden Wärmestoffs betrachtet.

Da man diese Wärmebeutel, in welchen die Atome stecken sollen, bis jetzt noch nicht gesehen hat, so erlauben Sie mir überhaupt Dasjenige was wir als Wärme empfinden nicht einem besondern Stoffe beizumessen, sondern es für die Wirkung der beständigen Bewegung der Materie anzusehen, in welcher ich den Grundfactor aller Ausdehnung erkenne; sie würde eine wesenlose Zerstreuung hervorrufen, wenn nicht die ewige Einheit im Unterschiede sich in der Anziehung ebenso thätig erwiese.

Nachdem schon Zwingli gesagt hatte: „Natura est Deus", und Calvin hierüber bemerkt hatte: „Fateor quidem pie hoc posse dici, modo a pio animo proficiscatur, Naturam esse Deum", erklärte Franz Baader im Anschluß an Jakob Böhme, daß es Unverstand sei eine geschaffene ohne eine schaffende Natur zu behaupten, und Richard Rothe meinte zwar, die Materie verhalte sich irrational zur Realisirung des Begriffs, sah aber dann doch in ihr wenigstens den nothwendigen Schatten des göttlichen Selbstbewußtseins, und bekannte sogar, daß die bloßen Gedankendinge bloße Hirngespinnste seien, daß wir ein wirkliches Sein nur als Verknüpfung des Ideellen und des Realen haben: es gibt ein Sein nur insofern es ein Ding ist, und Dinge gibt es nur sofern die Gedanken Dasein haben.

Von einer Natur in Gott hat Jakob Böhme vielfach geredet, und die neueste Darstellung seiner Lehre hat dargethan, daß er darunter die Materialität, die körperliche Wesenheit versteht, als deren Entfaltung und Bestimmung durch die göttlichen Gedanken dann das geordnete Universum als der lebendige Leib Gottes hervorgeht. Ein Gleiches ist bei Jordan Bruno gefunden worden, der in begeisterten Hymnen die Materie als die ewige Mutter der Dinge feiert, die als lebendige Kunst werkmeisterlich in ihrem Schoos Jegliches bildet. Sie ist das nothwendige Substrat für den Geist als die selbstbewußte wirkende Kraft. (Carriere, „Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit", S. 636fg., 427 fg.)

(Der Beschluß folgt.)

1790—1830. Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers. Drei Bände. Tübingen, Osiander. 1847 und 1848. Gr. 8. 6 Thlr.

Eine so abenteuervolle Lebensgeschichte wie die ist welche hier vor uns entfaltet wird kann allerdings den mannichfaltigsten Beurtheilungen unterliegen, und wird kaum überall einen Tugendspiegel darbieten können. Sie ist vom Idyll weit entfernt, und gibt nicht überall ein musterhaftes Lebensbild; sie bietet nichtsdestominder einen reichen Unterhaltungsstoff dar, und gewährt ein lebendiges Gemälde vergangener Zustände, ein Bild der europäischen Gesellschaft in der Epoche ihrer Neugestaltung. In mancher Beziehung ist der Autobiograph der Nachfolger Casanova's, obschon ein beiweitem ehrenhafterer; allein da er größere und würdigere Verhältnisse zu schildern hat als Jener, so nimmt sein Buch auch eine höhere Stelle ein, tritt der Memoirenliteratur nahe, und vindicirt in einzelnen Abschnitten den Werth einer historischen Darstellung von einem Augenzeugen. Partien dieser Art sind z. B. „Der Hof in Neapel," „Der Kampf in Calabrien," „Der Aufstand Madrids am 2. Mai 1808", „Die Gefangennehmung des Papstes Pius' VII." u. s. w. Wir sehen überall den heitern, sorglosen, unbefangenen Maler des Lebens hervortreten, ohne viel Bemühung um wichtige Mittheilung oder um Stil und Kunstform; allein da der Verf. unendlich viel Bedeutendes erlebt hat, und da er freien, sichern Blick, gute Naturanschauung und Wahrheitsliebe sich erhalten hat, so kann es nicht fehlen, daß diese vierzigjährige Lebensgeschichte sehr viel Lesenswerthes, freilich mit Frivolem bunt gemischt, wie von selbst darbieten muß. Wohin wir ihn auch begleiten, zum Kampf gegen die patriotischen Banditen Fra Diavolo's, in die Hauptstadt der betrogenen Spanier, in den Kaiserhof der Tuilerien, nach Rom oder Genua, nach Wien, Schönbrunn oder Griechenland, im Gespräch mit Napoleon oder in süßen Schäferstunden, bei verlockenden, gefährlichen Abenteuern oder im Gesellschaftssaale: stets ist er uns ein unterhaltender Gefährte, ein kühner, lebensfroher, heiterer Wagehals, ein in der Zeitlage gut unterrichteter Berichterstatter. Er nimmt die Dinge wie sie sind, oder er gestaltet sie, auch das Aergste, heiter und gefällig, und er liefert so ein Buch das besonders in Stunden der Abspannung als eine fesselnde, vielfach anregende Lecture empfohlen werden kann. Ueber Schlüpfriges schlüpft er im Ganzen mit Anmuth hinweg, und sind dergleichen Partien auch nicht für Jeden geschrieben, so gewähren sie doch eigentlich Niemand wirklichen Anstoß: sie sind Nebensachen, voll Humor, ohne Absicht, leicht und natürlich skizzirt, ein Stil der zwischen Thümmel und Casanova die Mitte hält.

Es ist unmöglich den ganzen interessanten Inhalt dieser drei Bände auch nur zu skizziren; wir begnügen uns die hervorragendsten Punkte womöglich so anzudeuten, daß man dem Lebenslauf des Biographen wenigstens von fern zu folgen vermag. „Denselben Tag und zur selben Stunde als die Kanonen bei Erstürmung der Bastille zu Paris donnerten, am 14. Juli 1789, kam in der freien Reichsstadt des Heiligen römischen Reichs, von dem schwer zu ermitteln ist was an ihm heilig und was römisch war, in der Alten Fahrgasse ein Knäblein zur Welt, dessen Vater, J. N. Fröhlich, ein wohlhabender Handelsmann und Bürger dieser Stadt war." Dies Knäblein ist unser Autor. Frau Rath Goethe ist seine Pathe, sowie der Ein-Achtundvierzigstel-Souverain Fahrentrapp, eine ergötzlich geschilderte Persönlichkeit, die Alles von seinem Freund Voltaire und Kaiser Karl selbst gehört hat. Von dem frankfurter Wesen, den Kinder- und Flegeljahren des Verf., von den Zeiten der ersten Revolution und ihren Wirkungen, von Preußen und Franzosen, erzählt der Autor in gar anmuthigen Geschichten das Mannichfaltigste und Unterhaltendste. Diese Zeiten schleudern auch ihn aus der natürlichen Bahn: 16 Jahre alt tritt er zu Mainz in französischen Kriegsdienst, marschirt nach Tour, besucht Domremy und das Haus der Jungfrau von Orleans, und gelangt nach Avignon. In Toulon wird er Unterlieutenant, kommt nach Nizza und Genua, wo durch ihn Mozart's „Don Juan" zuerst bekannt wird, durchstreift Italien in allen Richtungen, belagert Gaeta, sieht Neapel, gefällt am Hofe Joseph's durch sein theatralisches Talent, und wird gegen die Banditi nach Calabrien gesendet. Nun folgen haarsträubende Erzählungen von dem Kriege gegen Insurgenten, besonders unter Michel Pezzo's, des bekannten Fra Diavolo, Anführung, untermischt mit romantischen und launigen Abenteuern. Er hat das Glück einen Adjutanten des Diavolo gefangen zu nehmen, und sieht diesen die Galgenleiter besteigen. Unter den interessanten Zügen die von dem großen Räuber erzählt werden ist besonders die Scene anziehend, wo Fra Diavolo, von allen Seiten umstellt, ohne Aussicht zu entrinnen, plötzlich einen Theil seiner Bande in Milizen verwandelt, sich ihnen mit gebundenen Händen über-

liefert, und sich so als einen gefangenen Partisan der großen Bande mitten durch die französischen Heerabtheilungen transportiren läßt, bis zu einer unzugänglichen Berghöhe hin, von wo er den Feind ungestraft beschießen kann. Immerhin ein hübscher Opernstoff. Die englische Regierung reclamirte den gefangenen Diavolo als englischen Major; allein der Minister Saliciti antwortete: „man habe keinen englischen Major unter den Gefangenen; sei damit aber Michel Pezzo gemeint, so sei dieser bereits Tags zuvor gehängt worden". Nach einem reizend geschilderten Aufenthalt in Neapel wird der Autor Commandant von Albano, lernt Angelika Kauffmann und Pius VII. kennen, entführt eine Nonne, geht über Florenz nach Genua, kämpft höchst abenteuerlich in der Bocchetta gegen die Insurgenten, kommt von neuem nach Neapel, spielt französische Heldenrollen auf dem Privattheater des Königs, dessen Hof wir genau kennen lernen, ficht abermals gegen die Briganden in Calabrien, und wird endlich zur Armee nach Spanien gesendet.

Im hohen Grade anziehend ist der Abschnitt wo der Verf. in Genua durch eine Geliebte von Rang eine große patricische Verschwörung entdeckt, die nach dem zweiten Act einer Oper im Theater ausbrechen soll. Die Verschworenen sind im Parterre versammelt, die Maßregeln sind von den Franzosen in aller Stille genommen. Die Ouverture verhallt, der Vorhang geht auf, und die Scene zeigt statt des Chors ein Bataillon Grenadiere mit auf das Parterre angelegten Gewehren. Welch seltsamer Auftritt! Natürlich wurden die Verschworenen sämmtlich leicht verhaftet: einige entleibten sich, der Autor aber rettet die Brüder der Geliebten.

Der nun folgende Abschnitt nimmt einen höhern Werth in Anspruch. In Spanien erkennt der Verf. klar die Intriguen und die Fehlgriffe der Franzosen, welche diesen in kurzer Zeit so verderblich wurden, und er liefert hier ein achtungswerthes Zeugniß sowol seiner Denkart und politischen Gesinnung, als seiner Einsicht und seiner Fähigkeit zur Darstellung verwickelter historischer Vorgänge. Von dem glänzenden Einmarsch der französischen „Hülfstruppen" in Madrid an, wohin der Verf. über Burgos und Segovia gelangte, weist er Tag für Tag den im Stillen wachsenden Haß der Bevölkerung, die anfangs in so vollkommener Täuschung lebte, nach, bis zu dem Augenblick, wo diese Enttäuschung in dem blutigen Aufstand vom 2. Mai zum Verderben der französischen Pläne ausbrach. Der Einzug Ferdinand's VII., die Entführung der Prinzen bilden anziehende Scenen aus diesem Vorspiel, das endlich in das belebte und trefflich gefärbte Gemälde vom 2. Mai in Madrid übergeht. Bekanntlich waren es zwei tapfere Artilleriecffiziere, welche durch die Wegnahme des Artillerieparks in Buen Retiro das Signal gaben bei welchem ganz Spanien aus seinem Schlummer erwachte; aber so tief war die Täuschung der Franzosen, daß als ein Mitglied der Junta von Madrid den offenen Krieg gegen die Franzosen vom Balcon des Rathhauses herab laut verkündete, die umherstehenden französischen Offiziere zu diesem tieffeierlichen Act wie zu einer Komödie laut lachten. Wenige Stunden später strömte das Blut in allen Straßen Madrids. Verwundet trifft der Verf. mit dem tollen Murat selbst zusammen, gelangt unter unendlichen Mühen mit den Resten des Heers endlich nach Saragossa, dessen erste heldenmüthige Belagerung er ausführlich beschreibt, kommt mit Murat wieder nach Neapel, wird decorirt, kämpft in Calabrien, und gelangt endlich nach Rom. Mit den Depeschen über die Gefangennehmung des Papstes wird er nach Wien gesendet, und stellt sich Napoleon in Schönbrunn vor. „«Vous m'apportez des nouvelles de Rome?» war die Anrede des kleinen Mannes. «Oui, Sire!» Er entriß mir hastig die Depeschen, las, runzelte die Stirn, warf die Papiere auf den Tisch, und fragte nach den Details, der Stimmung in Rom u. s. w. Dann fragte er ob ich als Deutscher zufrieden in seinem Dienst sei? Mein innigster Wunsch war damals zur Garde versetzt zu werden. Ich sammelte mich und sprach ihn aus. «C'est bon, nous verrons», war die Antwort."

Nach manchem hübschen Abenteuer in Wien geht der Autor über Venedig nach Paris, wo er zur Zeit der Ehescheidung Josephinens eintrifft. Diese Vorgänge, und der Einzug der neuen Kaiserin geben zu ganz anmuthigen Schilderungen Stoff, zwischendurch unterhält uns die mystische Verbindung mit dem Prinzen Y., eine Art Cagliostro, an der Spitze eines Groß-Kophta-Bundes, bei dem der wunderlichste Spuk vorgeht. Nochmals nach Neapel zurückgekehrt, erhalten wir von der Königin Karoline, berühmten Andenkens, von dem Treiben der Carbonarilogen, die jetzt entstehen und wachsen, und Aehnlichem lebhafte Bilder. Zuletzt finden wir den Selbstbiographen in Griechenland, Korfu und Albanien wieder, wo er sogar Gast Ali-Pascha's ist, und nun diesen merkwürdigen Menschenfeind schildert. Nach Frankreich zurückgekehrt, sieht er Ludwig Philipp von Orleans in Avignon, tritt sodann in preußische Dienste über, geht nach Kolberg, büßt in Weichselmünde eine Festungsstrafe ab, wird dann entlassen, und wirft sich hülflos nun der stets geliebten Schauspielkunst in die Arme. Er will sich in Frankfurt verheirathen, gibt ein Journal heraus das bald verboten wird, schauspielert dann in Aachen und Köln, edirt ein historisches Werk, wird verdächtig, verbannt, und endet schließlich damit Spießbürger in Frankfurt zu werden. Hier schließt das Buch für jetzt; allein 15 neue Jahre dieses seltsamen Lebens sind uns bereits angekündigt.

Es ist schwer, daß ein Erdenbürger mehr erlebe als unser Autor, daß Einer das Leben mehr genieße als er; schwer, daß Einer, sei es verschuldetes oder unverschuldetes, Misgeschick leichter trage als Kamerad Fröhlich. Hierin ist er Muster und Vorbild. In diesem erfahrungsreichen Dasein stößt uns kein unedler Zug zurück; der Verf. ist das Kind einer grundsatzlosen Zeit, mithin kein Tugendheld; allein Ehre und Ehrlichkeit verleugnet er niemals. Stets ist ihm Gut und Leben feil für einen Freund; sein ganzes Dasein schließt in den drei Worten: Genuß, Kampf und Mühsal, ab; nie reich, immer zu Opfern bereit, nimmer im Besitz unserer Sympathie hat er uns unter mannichfacher Belehrung stets angenehm unterhalten. Wir können ihm für seine joviale Beschreibung einer inhaltreichen vierzigjährigen Pilgerfahrt dankbar sein, und Dies um so mehr, als er es auf unsern Dank nirgend abgesehen hat, indem er ganz natürlich erzählt was das Leben in einer Epoche der Umkehr aller bestehenden Zustände ihm natürlich darbot. Er soll uns auch ferner willkommen sein. 55.

Literarische Anzeige.

Bei mir erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Vierzehnter Theil.
Neue Folge. Zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, den Preis der ersten Folge (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. herabzusetzen.

Der Neuen Folge erster Theil erschien 1848 und kostet 2 Thlr.

Leipzig, im October 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 236. — 2. October 1849.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

3. An Justus Liebig.

(Beschluß aus Nr. 235.)

Nun schlägt uns Gott nicht mehr blos in poetischen Phrasen, sondern in der That und Wahrheit in Sternen und Blumen tausend Liebesaugen auf, nun wird sein ewiges Wesen sichtbar in der Welt, nun können wir fühlen und schmecken wie freundlich der Herr ist; denn das Wesen der Natur ist sein eigenes Wesen, und indem seine Gedanken plastische Gestalt gewinnen, wird der Stoff gebildet und beseelt, und ist Alles Ein göttliches Leben der Liebe.

Indem meine Philosophie so die Göttlichkeit und Herrlichkeit der Materie und der Natur hervorhebt, und zugleich dem Geiste sein Recht zu bewahren trachtet ohne in den Dualismus zu verfallen, da findet sie sogleich bei Ihnen den Anknüpfungspunkt, wenn Sie in den chemischen Briefen sagen:

Die Geschichte des Menschen ist der Spiegel der Entwickelung seines Geistes, sie zeigt uns in seinen Thaten seine Fehler und Gebrechen, seine Tugenden, seine edeln und unvollkommenen Eigenschaften. Die Naturforschung lehrt uns die Geschichte der Allmacht, der Vollkommenheit, der unergründlichen Weisheit eines unendlich höhern Wesens in seinen Werken und Thaten erkennen; unbekannt mit dieser Geschichte kann die Vervollkommnung des menschlichen Geistes nicht gedacht werden, ohne sie gelangt seine unsterbliche Seele nicht zum Bewußtsein ihrer Würde und des Ranges den sie im Weltall einnimmt. Wenn dem vergleichenden Anatomen ein kleines Knochenstück, ein Zahn, zu einem Buche wird, aus dem er uns die Geschichte des Geschöpfes einer untergegangenen Welt erzählt, seine Größe und Gestalt beschreibt, das Medium in dem es lebte und athmete, seine Nahrung, ob Pflanze oder Thier, seine Werkzeuge der Fortbewegung uns zeigt, so würde alles Dieses das Spiel einer regellosen Phantasie genannt werden können, wenn dieses kleine Knochenstück, dieser Zahn, einer Laune des Zufalls, einer Willkür seine Form und Beschaffenheit verdankte; alles Dies ist dem Anatomen möglich, weil ein jeder Theil bestimmten Gesetzen seine Form verdankt, weil, die Form des Theils einmal erkannt, es das Gesetz ist was das Ganze construirt. Nicht minder wunderbar mag es Vielen scheinen, daß der Chemiker aus dem bekannten Gewichtsverhältniß, in dem sich ein einzelner Körper mit einem zweiten verbindet, die Gewichtsverhältnisse erschließt und festsetzt in denen der erste Körper mit allen übrigen, mit zahllosen Körpern sich verbindet. Die Entdeckung dieser Gesetze, denen sich alle Vorgänge die Zahl und Maß umfassen, in der organischen sowol wie in der Welt der Mineralien unterordnen, die alle chemischen Processe regeln und beherrschen, ist der anerkannt wichtigste und in seinen Folgen reichste Erwerb des Jahrhunderts.

Ich stimme dem Schlusse Ihrer Erörterung gerade deshalb bei, weil die angeführte Entdeckung uns Gott in der Natur erkennen lehrt, uns in allem Unterschiedenen eine ihm einwohnende, es durchschauende Einheit zeigt. Das gewöhnliche Bewußtsein findet, daß Manches in der Natur dem Menschen förderlich ist: die grüne Farbe des Waldes thut den Augen wohl, in die Wolle der Schafe können wir uns kleiden u. s. w., es meint daß Dies also um unsertwillen so sei, und schließt auf einen Urheber der es so gemacht habe. Daß so der Mensch sich und sein Wohl, seine Empfindungen und Meinungen der Natur als ihre Zwecke unterschiebt, daß man Etwas erkannt zu haben meint, wenn man so eine äußerliche Beziehung desselben zu einem Andern entdeckt hat, Dies ist in der Wissenschaft, wo es zur Zeit der Wolf'schen Philosophie und der Aufklärungstheologie grassirte, mit Recht in Verruf gekommen. Etwas ganz Anderes ist es aber, wenn wir die einzelnen Vorgänge der Natur für sich beobachten, die besondern Gesetze entdecken und dabei weiter sehen wie so viele auseinanderliegende Thätigkeiten, jede ihrem eigenen Gesetze folgend, zusammenwirken um ein gemeinsames Product zu erzielen; dies Product erscheint jetzt als der Zweck des Zusammenwirkens, als die leitende Idee für die Combination der einzelnen Naturkräfte; sie wirken blind, keine weiß von der andern noch von Dem was erst werden soll. Die gesetzmäßige Verbindung der Gesetze lehrt uns, daß sie alle einen gemeinsamen Grund haben, und indem dieselbe um eines Künftigen willen geschieht, welches schon vor seiner Verwirklichung den eigenen Bildungsproceß bestimmt, indem ein Künftiges eben nur der Vorstellung, nur dem Bewußtsein, nur dem Geiste schon gegenwärtig sein kann: so folgt hieraus, daß der gemeinsame Grund aller Gesetze und Vorgänge der Natur nur in einer selbstbewußten Seele der Welt, nur in einem allwaltenden Gottesgeiste gefunden werden kann.

Ein Beispiel wird Dies näher erläutern. Im dunkeln Mutterschooße wird ein Nerv gebildet und über den Grund der Augenhöhle verzweigt, empfänglich für die Eindrücke der Aetherwellen, die ihn später treffen sollen. Damit aber dann nicht ein bloßes Schimmern und Flim-

mern, sondern das Bild der Gegenstände empfunden werde von denen das Licht ausgeht oder zurückgeworfen wird, erbaut die bildende Kraft der Natur vor dem Nerv die Hornhaut, die Krystallinse, den Glaskörper, die Stabkörperschicht, damit in verjüngtem Maßstab die Welt auf der Netzhaut sich abspiegele. Den Brechungsgesetzen des Lichts entspricht die Gestalt und Zusammensetzung des Auges, und nur für das Auge lassen die Aetherwellen den klaren Schein und die lieblichen Farben sichtbar werden; ohne das Licht wäre das Auge bedeutungslos, ohne das Auge würde das Licht nicht als Licht empfunden, wie ohne das Gehör die Welt klanglos wäre. Wol würden die Körper erbeben und ihre Bewegung die Schwingungen des Aethers und der Luft erregen, aber als Licht und Schall werden diese doch erst empfunden, wenn der Sinn des Lebendigen sie vernimmt. Nun hat aber weder das Auge das Licht noch das Licht das Auge hervorgerufen und geformt; dennoch sind sie füreinander da und gewinnen ihre Bedeutung erst durcheinander; damit gesehen werde sind sie da: dieser Zweck, dies Resultat ihrer Vereinigung bedingt die Gesetze ihres Wesens und Wirkens. Da muß doch dem Verschiedenen eine gemeinsame Einheit zu Grunde liegen, eine solche welche die Natur des Auges wie des Lichts gleichmäßig durchschaut, welcher das künftige Sehen als Zweck der Bildungsprocesse schon vorschwebt ehe Auge und Licht zusammenkommen. Nun ist aber nur im Denken diese Beziehung des Mannichfaltigen auf ein Gemeinsames, dies Wirken und Wirkenlassen um eines Zwecks willen der erst als Resultat ins Leben treten soll: eine unbewußte Zweckmäßigkeit ist ein bloßes Wort, das ein Problem ausspricht statt ein Räthsel zu lösen; sehen wir geschiedene und blindwaltende Kräfte ein gemeinsames höheres Ziel erreichen, so schließen wir daraus, daß sie einer Einsicht dienstbar sind, die sie ordnet und ihnen Dasjenige aufgibt was sie vollbringen. Die Weisheit muß sich vor allen Dingen selbst wissen, die Vernunft sich selbst vernehmen: erkennen wir Weisheit und Vernunft in der Natur, so erkennen wir damit auch ein Selbstbewußtsein als den Träger oder das Subject derselben. Natur ist die vom Geist gebildete Materie, der Geist die einige und einigende Seele und selbstbewußt ordnende Kraft der Natur.

Haben wir Dies erkannt, so ist es uns kein Wunder mehr, daß alle Stoffe in jenem gesetzmäßigen Verhältniß stehen, wonach die Verbindungsweise eines Elements zu allen übrigen sogleich erschlossen werden kann, wenn man sein Verhalten zu einem einzigen kennt; es ist kein Wunder mehr, daß bei der Befruchtung so vieler Blumen auf das Insekt gerechnet ist welches in ihren Kelch fliegt, um dort durch seine Bewegung, während es dem süßen Honig nachstrebt, die Uebertragung des Samenstaubes auf die Narbe zu vermitteln. Ist solch ein Vorgang doch nur eine besondere Art und Weise des Wechsellebens von Pflanze und Thier, das Sie selbst in so umfassender Weise nach seinen chemischen Beziehungen dargestellt haben!

Haben wir aber die Natur als zum Wesen Gottes mitgehörig und den Geist als die in ihr waltende Macht des ursprünglichen Selbstbewußtseins erkannt, dann folgt auch für uns in sittlicher Beziehung, daß die Harmonisirung des sinnlichen Triebs und der Vernunft unsere Aufgabe ist, daß der Leib nicht abgetödtet, sondern im Geiste verklärt werden, daß der Geist die Welt nicht fliehen, sondern sie genießen, sich ihrer erfreuen soll; dann erscheint uns Alles als Halbheit was nicht Ideales und Reales in seliger Verschmelzung zeigt, dann erscheint uns die Kunst als die rechte Offenbarung des Lebens, wenn sie überall eine Idee in sinnenfälligen Formen, den Stoff ganz vom Geiste durchleuchtet darstellt. Ja daß die Kunst nur auf dem Grunde der hier entwickelten Weltanschauung möglich ist, mag zum Schluß noch ein kleines Gedicht bezeugen, um nach so manchem Gang in der Tiefe uns eines heitern Bildes zu erfreuen.

Wie mag wol auf des Aethers lichten Wellen,
Wann sie der Maler führt zu Harmonien,
Sein Geist in deinen Geist herüberziehen,
Aus seinem Aug' in deines überquellen?

Wie hat den Lüften, die dein Ohr umschwellen,
Beschwingte Träger süßer Melodien,
Wie ihnen wol des Sängers Mund verliehen,
Die Seele zu umdüstern, zu erhellen?

Des Seins Geheimniß siehst du hier entschleiert,
Denn Eins ist Licht und Aug', Eins sind die Geister,
Eins Luft und Klang und unf'rer Herzen Triebe.

In aller Wesen bunter Fülle feiert
Die eig'ne Kraft der große Weltenmeister,
Und Grund und Ziel des Lebens ist die Liebe.

58.

Neueste Dichter.

1. Blätter im Winde von Max Waldau. Leipzig, Thomas. 1848. 8. 1 Thlr.

Die Erstlinge eines jungen Dichters, von dem wir eine kleine Sammlung „Canzonen" in Nr. 231 d. Bl. f. 1848 besprochen. Sie sind eigentlich schon 1847 in Paris erschienen, und genannte Ausgabe ist nur der Abdruck der ursprünglichen pariser. Wie in den „Canzonen" müssen wir auch in diesen Gedichten ein nicht gewöhnliches Formtalent des Verf. bewundern, nur tritt es uns hier in der größten Vielseitigkeit entgegen, indem die Sammlung außer den gewöhnlichen lyrischen Strophen der mannichfachsten Art auch Distichen, Canzonen, Sonette, Octaven in meisterhafter Vollendung bietet. Diese Leichtigkeit in Handhabung der poetischen Form, mehr noch die Fülle, ja Ueberfülle glänzender Bilder, das wunderbare Paralleliſiren des Naturlebens mit den Regungen des menschlichen Herzens, die selbstpeinigende Sehnsucht und Wehmuth, oft im grellen Wechsel mit heiterster Lebenslust, erinnern an die besten Lieder Heine's mit allen ihren Vorzügen und Mängeln. Dem Inhalte nach lassen sich sämmtliche Gedichte in zwei Gruppen theilen: die eine reiht sich der kampflustigen, politischen Poesie an, die andere ist der Liebe geweiht, und enthält bald direct bald indirect die Feier der Geliebten, der die ganze Sammlung gewidmet ist. Obgleich in den Gedichten der ersten Gruppe sich eine Lebensanschauung kundgibt die noch etwas verworren ist, und sehr der Abklärung und Läuterung bedarf, obgleich auch die Sprache, noch nicht immer vom Maß der Schönheit in Schranken gehalten, bisweilen ins Abenteuerliche ausschweift, so beurkunden sie doch den wahren Dichter, der nicht nur das

Leben der Natur erlauscht und in seinen Worten abspiegelt, sondern auch die Wehen der Zeit empfindet, und den nahenden Sturm der Revolution voraussagt. Wie prophetisch ist da unter Anderm folgende Strophe („Das Buch der Welt", S. 42):

Das Blatt des Friedens hab' ich umgeschlagen,
Es frommt nur Kampf und Streit in unsern Tagen,
Da steht ein Wort von Revolutionen,
Zerriss'nen Ketten und gestürzten Thronen.

Bezeichnend ist in dieser Beziehung auch das Gedicht „Zeitgemäß" (S. 46) mit diesem Schluß:

Siedelt ins neue romantische Eden
Ueber der pensionirte Bandit,
Ward aus Liebe zu Quadrupeden
Hengstenbergischer Jesuit.
Nun, nun, ein Jeder nach seiner Natur,
Ceterum censeo: Fort die Censur!

Am klarsten spricht sich wol die Weise unsers Dichters in folgendem Gedichte aus:

Vision auf dem Hohenstaufen.

Der Thürmer stößt in sein silbernes Horn,
Der Sturm in des Mondes Sichel, —
Wie duckt sich schüchtern die Wachtel ins Korn,
Ins Bette der deutsche Michel.
Da wird ein riesiges Banner entrollt,
Umgrollt
Vom dumpfen Donnergebrülle;
Der Blitz nicht säumend in Welten ruht,
Die weltdurchzuckende frische Glut,
Sie flammt aus der düstern Hülle.

Hier weben die Geister gespenstigen Tanz
Mit Kronen und mit Tiare,
Und Geier bekämpfen im Irrwischglanz
Die doppelhäuptigen Aare.
Den nimmer gesühnten Streit,
Die Zeit,
Die Zeit will einmal ihn enden.
Theatermaschinen, wie blitzt ihr schlecht,
Es weiß ein kräftig Männergeschlecht
Jetzt besser das Heft zu wenden.

Und sieh', dem Wolken- und Donnergraus
Entsteigt ein holdes Gebilde,
Die Krone leuchtet durchs Aetherhaus,
Es funkelt der Spruch auf dem Schilde.
„Hie Deutschland!" donnert das Wort,
Und fort
Durchbraust es die finstern Geklüfte.
Die Schwerter schimmern im Geisterlicht,
Sie sausen das stolze Heldengedicht:
„Hie Deutschland!" hell in die Lüfte.

Laßt schlafen die alte deutsche Schmach,
Laßt schlafen den alten Kaiser,
Die Alten werden nur älter gemach,
Und werden doch nimmer weiser.
Heraus aus der Kerkerhaft!
Die Kraft,
Die Kraft zersprengt uns die Banden.
Die wilde Fanfare bläst uns der Sturm,
Hinauf zum trotzigen Schergenthurm
In donnergewaltigem Branden.

Viel gemessener und gleichmäßiger ist der begeisterte Flug unsers Dichters in den Gedichten der zweiten Gruppe, obwol auch diese nicht ohne einige Ueberschwenglichkeiten sind, und gerade sie es sind welche den Heine'schen Liedern so verwandt erscheinen. Letzteres gilt besonders von denen unter der Ueberschrift „Bilder". Eins der gelungensten und bezeichnendsten ist (S. 90):

Dämmerung.

Es sitzt am kühlen Abend
Der alte König im Kahn,
Es fächeln so frisch und labend
Die Silberwellen ihn an;
Er sieht sie spielend verfluten
Und denkt der Jahre Lauf, —
Wie bald aus der Freuden Verbluten
Grabrosen blühen auf.

Sein Töchterlein, ihm genüber,
Ein liebes, rosiges Kind,
Beugt froh sich den Bord hinüber,
Streut Lieder hinaus in den Wind.
Es schwimmen die Worte auf Tönen,
Die Wellen rauschen den Chor,
Wol dämmert's im Busen der Schönen,
Wie Liebessehnen empor.

Dem Schiffer die Töne senken
So weh ins kranke Herz,
Es sprühet des Kahnes Schwenken
Manch Thränlein wellenwärts;
Und langsam nur läßt er gleiten
Das Ruder durch seine Hand,
Bis still sich die Nacht mag breiten,
Da steigen sie All' ans Land.

Das Sehnen, Weinen und Sinnen,
Die Wellen spülten es fort,
Es trugen die Winde von hinnen
Der Lieder schmeichelndes Wort: —
Und Menschen und Wellen verschlungen
Hat längst die Woge der Zeit,
In einem Laut ist verklungen
Was sich gelegen so weit.

Indem wir noch die wohlgelungenen Nachbildungen einiger Lieder von T. Moore und R. Burns hervorheben, und die kleinen lieblichen Gedichte unter der Rubrik „Accorde" lobend erwähnen, können wir es uns nicht versagen zum Schluß eins von den herrlichen „Sonetten" mitzutheilen:

18. Nymphaea.

Vom Himmel ist ein heller Stern gefallen,
In einem See ist leuchtend er versunken,
Verlodert ist der gold'ne Himmelsfunken,
Und Wellen, leise rauschend, d'rüber wallen.

Doch Blüten schickt er aus den Flutkrystallen,
Sie blicken still, von süßer Sehnsucht trunken,
Nach ihren Brüdern, die im Aether prunken,
Und selig wandern durch azurne Hallen.

So sank die Liebe in des Menschen Leben,
Und schmückt es froh mit tausend Blütensprossen,
Die aus der eig'nen Brust zu Tage streben.

Sie sehnt sich nach den alten Lichtgenossen,
Doch fühlt sie Himmelsklänge um sich schweben,
Wo Herzen sind, von stillem Glück umflossen.

2. Von Westen nach Osten. Gedichte von Hermann Hersch. Bonn, Wittmann. 1848. 16. 20 Ngr.

Hier tritt uns ein jugendlicher Sänger entgegen dem die allgemeine Begeisterung des vorigen Frühjahrs erst die Zunge gelöst zu haben scheint. Er sieht in seinem Enthusiasmus mit der Erhebung des westlichen Europa schon alle die niedergetretenen alterschwachen Völker jugendlich auferstehen, nicht nur das zerrissene Deutschland ein einiges, mächtiges Reich, sondern auch das zertretene Polen tritt wieder ein in die Reihe

freier Völker, und die befreiten Völker, das deutsche an der Spitze, beginnen den Kreuzzug gegen den Erzfeind der Freiheit im Osten. Mit beredten Worten und wohlklingenden Versen verherrlicht er besonders den Kampf in Berlin. An diese Jubelhymnen auferstandener Nationen reiht der Dichter dann die zartern Töne welche jugendliche Liebe mit ihrer Lust und Weh in der eigenen Brust erklingen ließ. Unter diesen letztern finden sich einige recht anmuthige Gedichte, z. B. „Wach' auf!" „Neues Leben", „Klage", „Kalte Rosen", und

Im Mai.

Wenn ich in den Maientagen
Oftmals nach dem Himmel schau',
Glaubt mein Auge Gott zu sehen, —
Himmel, wie bist du so blau!

Blick' ich auf die Erde nieder,
Windet aus dem Morgenthau
Sich das Veilchen, liebeathmend; —
Veilchen, wie bist du so blau!

Aber wenn ich nach dem Himmel
Blicke, flieht des Veilchens Blau,
Und so flieht des Himmels Bläue,
Wenn ich auf die Blumen schau'.

Doch wenn in dem Anblick deiner
Augen ich verfunken bin,
Seh' ich Alles, Veilchen, Himmel,
Und den lieben Gott darin.

Welcher Art die Gedichte der erstern Gruppe sind zeigen folgende Strophen:

Jubel.

Gottlob! Die Zwingburg ist gesprengt
Die lang die Menschheit eingezwängt,
Da liegen sie die ew'gen Quadern!
Nun stimme, Herz, mit in den Klang,
Laß schallen deinen Jubelsang,
Und laß dein Zürnen und dein Hadern!
Dem Riesen, der in Ketten lag,
Erschien der Auferstehungstag,
Und ein gewalt'ger Pulsesschlag
Kreist nun lebendig durch die Adern!

Seht, stolz erhebt er sein Gesicht,
Und kniet nicht mehr und bückt sich nicht,
Und spricht nicht mehr: „Herr, ich bin sündig!"
Nein, kampfbereit, mit kühnem Sinn,
Tritt er vor den Gewalt'gen hin,
Und trutzig spricht er kurz und bündig:
„Du hast gedrückt mich lang und schwer!
Jetzt naht der Freiheit Wiederkehr,
Ich brauche keinen Vormund mehr,
Ich bin gewachsen, ich bin mündig!"

O Vaterland, du Deutschland mein,
O, laß mich deinen Herold sein!
Die ihr da wohnt in Schluchten, Gründen,
Die ihr auf hohen Bergen thront,
Die ihr in weiten Ebnen wohnt,
Die ihr da wohnt wo Ströme münden,
Auf meine Kunde lauschet All'!
Ihr kannet Deutschlands tiefen Fall,
Mit meines Liedes Jubelschall
Will seine Freiheit ich verkünden!

3. **Gedichte eines Jungschweizers.** Basel, Schabelitz. 1848. 12. 7½ Ngr.

Eine kleine Sammlung von Gedichten, meist aus der ersten Hälfte dieses Jahrzehnds, im Tone den Herwegh damals anschlug. Es weht ein frischer Geist in diesen Liedern, der im jugendlichen Zorn über die Philisterosität der Zeit eifert, und ein luftreinigendes Gewitter heraufbeschwören möchte. Die Sprache ist ohne besondere Originalität, aber kräftig und rein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mancherlei.

Wenn nach Helvetius der Unterschied zwischen Affe und Mensch darin besteht, daß der letztere lachen kann, so möchte man bestimmter sagen: daß er sich auslachen kann. Dieses Vorsichhinstellen nämlich seiner selbst für eigene Beurtheilung ist ein Losreißen von der Lebensgewalt des Organismus, ein höheres Bewußtsein als dasjenige des bloßen Lebensgefühls, der Lust, des Schmerzes, der Triebe, der Bedürfnisse, des Instincts, der Sinnenvorstellungen. Mit der Möglichkeit desselben entsteht auch diejenige des sittlichen Urtheils über Gutes und Schlechtes, zugleich Erhebung über sich selbst, Gewalt des Entschlusses, Ehrfurcht und Verachtung, mit Ahnung einer höchsten Erhebung über die Sinnenwelt in Gott, als Grundlage aller Religion. Leute die sich selbst nicht auslachen können sind nur halbe Menschenkinder; Leute die sich nicht auslachen wollen haben nur den halben Gebrauch ihrer Menschenkraft, und Lachen überhaupt ist etwas rein Menschliches, von der Muskelverzerrung eines Blödsinnigen oder Affen Verschiedenes, schon im Lächeln des Säuglings kenntlich, ohne Sprache und Verstandesgebrauch. Darum ließe sich für Kräftigung des Menschlichen, für Beförderung einer Humanität nach welcher neuerdings getrachtet wird dem Zeitalter zurufen: „Lernt euch selber auslachen, dann wird euch Anderes zufallen;" mit dem Lachen über Andere stellt ihr euch höher als sie; mit dem Lachen über euch selbst erhebt ihr euch über das eigene Ich und öffnet das Thor zur freien Beherrschung und Menschenwürde.

Als gegen König Johann ohne Land (1215 n. Chr.) der große Freiheitsbrief (Magna charta) in England errungen wurde, folgte eine sechsundfunfzigjährige schwache Regierung Heinrich's III. Drei mal wurde während derselben der Freiheitsbrief bestätigt, er ward jährlich zwei mal in den Hauptkirchen verlesen, man machte niemals etwas Neues, sondern blos Zusätze zum Alten. Der Inhalt bezog sich auf die Stände; der Klerus gewann am meisten, weniger die Barone, noch weniger der Bürgerstand, der Bauern wurde gar nicht gedacht. Freier Handel, lebhafter Verkehr mit dem Auslande, und die Verbesserung der Gerichtsverfassung (judicium parium) hoben dennoch den dritten Stand, und schon 1265 berief der Usurpator Leicester um seine Macht zu verstärken Städtedeputirte zum Reichsconvent (Parlament). Geldbedürfnisse ließen unter der energischen Regierung Eduard's III. (1327—77) innerhalb 50 Jahren 70 Nationalconvente halten. Später wieder bei den vierundsechzigjährigen Unruhen der rothen (Lancaster) und weißen (York) Rose verschwand das Andenken constitutioneller Freiheit fast bis auf den Namen der Magna charta. Hieraus erhellt, wie allmälig eine constitutionelle Freiheit durch günstige Umstände steigen und durch ungünstige sinken kann. Erst die spätere Geschichte Englands und Wilhelm's III. Regierungsantritt (1688) gründete wahrhaft die englische Nationalfreiheit, deren Bestand auch durch den Charakter seiner Nachfolger sich erhielt. Wir in Deutschland wollen jetzt nach militairisch monarchischer Regierung und schwachen Anfängen mit einem male Alles, da Fürstenwillkür gelähmt worden, und zwar ohne Rücksicht auf Stände, herkömmliche Ordnung und Unterordnung, mit bloßer arithmetischer Berechnung der Kopfzahl des Volks, und daraus sich ergebender Wahl der Vertreter. Dies widerspricht dem Werden in der Geschichte und ist eine geträumte Freiheit und Gleichheit der Volkssouverainetät. Proletarier haben im englischen Parlament nie gestimmt. Weder constitutionelle Monarchie noch auch Republik werden auf diese Weise zum Bestande gelangen, Revolution und wieder Revolution bleibt das Herrschende was die Wühler der Linken instinctmäßig begreifen. 28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 237. —— 3. October 1849.

Goethe's Lili.

Ein Stück aus dem Leben des Dichters.

Wenn je einen Dichter die Leidenschaft der Liebe von frühester Jugend bis zum spätesten Greisenalter mit flammender Glut entzündete und alle ihre unendlichen Freuden und Schmerzen durchempfinden ließ, so war es Goethe; aber die Natur hatte diesem so glücklich organisirten Geiste neben der Weichheit eines tief empfindsamen Herzens die Kraft duldender Entsagung verliehen, durch welche er aus allen leidenschaftlichen Verhältnissen, wenn auch unter erschütternden Qualen, reiner und geläuterter hervorging, und endlich in dem freilich die längste Zeit über der kirchlichen Weihe entbehrenden ehelichen Verhältnisse allen Anfechtungen zum Trotz treu und standhaft blieb.

Die erste Liebe des Knaben galt der Wirthstochter zur Rose in Offenbach, die das schöne Gretchen hieß, wie uns Bettina aus dem Munde von Goethe's Mutter erzählt. Man hat diese irrig mit der Schönen verwechselt deren Bekanntschaft in „Wahrheit und Dichtung" beschrieben wird; denn diese lebte als Fremde in Frankfurt, welches sie später verlassen mußte, wogegen Goethe jene in Offenbach kennen lernte und besuchte. Zweifelhaft bleibt es, ob die Neigung zu der einige Jahre ältern Schwester des Knaben von der französischen Schauspielergesellschaft, den Goethe in „Wahrheit und Dichtung" Derones nennt, dem Eindrucke welchen das offenbacher Gretchen auf sein Herz geübt hatte vorhergegangen. Mit viel größerer Lebhaftigkeit ergriff den funfzehnjährigen Knaben die sein Herz erschließende Liebe zu dem liebenswürdigen Gretchen in Frankfurt, von der er nicht ohne Beschämung und die erschütterndste Aufregung gewaltsam getrennt wurde, deren Andenken ihm aber mit solcher Frische vor der Seele schwebte, daß er sie im „Faust" nicht blos dem Namen nach einführte und noch in späterm Alter in „Wahrheit und Dichtung" dieses Verhältniß mit sprechender Wahrheit schildern konnte. Bald darauf bildete sich ein zärtliches, aber nicht leidenschaftliches Verhältniß zu Charitas Meixner, der Tochter eines reichen Kaufmanns zu Worms, welche zu ihrer weitern Ausbildung drei Jahre beim Legationsrath Moritz verweilte, der seit der Anwesenheit der Franzosen, nachdem der alte Goethe von der Einquartierung des Grafen Thorane befreit war, den ersten Stock des Goethe'schen Hauses bewohnte; sie war durch Geist und Schönheit ausgezeichnet, wodurch sich der junge Goethe angezogen fühlte ohne gefesselt zu werden. In Leipzig verliebte er sich in die Tochter des Wirthes Schönkopf, der eine Frankfurterin zur Frau hatte und ein kleines Gast- oder Weinhaus im Brühl besaß, Namens Annette, deren Neigung er aber durch die mannichfachen eigensinnigen Quälereien die er ihr bereitete, besonders durch seine Eifersüchteleien, bald ganz verlor. Der Schmerz über diesen Verlust, den er sich selbst zuschreiben mußte, veranlaßte ihn zu einer poetischen Buße in dem kleinen Stücke: „Die Laune des Verliebten." An Annette ist auch das kleine Gedicht „Glück und Traum" gerichtet, wie es in der ursprünglichen, in der zweiten Strophe abweichenden Fassung im „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1776" erschien. Im März 1776 sah er Annette in Leipzig wieder. „Alles ist wie's war", schreibt er damals an Frau von Stein, „nur ich bin anders — nur Das ist geblieben was die reinsten Verhältnisse zu mir hatte — mais ce n'est plus Julie." Und ein paar Tage später: „Ich habe mein erstes Mädchen wiedergesehen." Von ganz anderer, heiter theilnehmender Art war das Verhältniß zu Oeser's geistreicher Tochter, welches er selbst in dem erhaltenen poetischen Briefe an diese (VI, 56 fg.) humoristisch ausspricht.

Während der anderthalb Jahre die Goethe nach seiner Rückkehr von Leipzig in seiner Vaterstadt zubrachte fehlte es ihm nicht an manchen Verbindungen mit geistreichen und liebenswürdigen Frauenzimmern, wie wir aus einem Briefe ersehen den er im Juni 1771 von Strasburg aus an eine Freundin in Frankfurt schrieb. Auch scheint er seine geliebte Charitas Meixner in Worms besucht zu haben, wo sein Name mit der Jahrszahl 1769 sich auf einer Fensterscheibe der vor dem Mainzer Thor gelegenen Eulenburg findet, welche damals im Besitze der mit Goethe befreundeten Familie v. Kampf war. Vollkräftig entfaltete Goethe's Genius erst in Strasburg seine Schwingen, und so ergriff ihn auch erst seit dieser Zeit das leidenschaftlichste Gefühl unendlicher Liebe mit Allgewalt. In der sesenheimer Pfarrerstochter wurde er sich zum ersten male aller Reize einer in rein-

ster Unschuld und Natürlichkeit prangenden, mit innigster Hingebung dem Geliebten zugewandten Seele bewußt.*) Wie ihm in Friederike das reizende Landmädchen entgegentrat, so fand er zu Wetzlar in der höher gebildeten, aber in beschränktem Kreise sich bewegenden Amtmannstochter das Bild glücklichster Häuslichkeit, welche in ihrer selbstbewußten, auf reinstem Wohlwollen beruhenden Thätigkeit auf Alle den wohlthätigsten Eindruck machte. Aber mit blutendem Herzen mußte er dem immer beängstigendern Verhältnisse zu seiner geliebten Lotte entsagen, weil er sie als Verlobte eines andern tüchtigen und achtungswerthen Mannes fand.**) Gleich nach der Trennung von Lotte fand Goethe in Thal-Ehrenbreitstein in der ältesten Tochter der Frau von Laroche, Maximiliane Euphrosyne, den lieblichsten Anklang seiner schmerzlich bewegten Gefühle. Als diese im Januar 1774 Gattin des Kaufmanns Brentano zu Frankfurt wurde, bildete sich ein ängstlich peinigendes Verhältniß zu der jugendlichen Freundin, die sich in ihrem neuen Zustande unbehaglich fühlte, wodurch in Goethe, der die jedes Glücks würdige junge Frau leiden und sich selbst vom Besitze eines solchen Gutes ausgeschlossen sah, der bitterste Lebensüberdruß sich entwickelte, von dem er sich im März 1774 durch die Dichtung von „Werther's Leiden" gründlich herstellte.

So seiner Heiterkeit wiedergegeben wandte er sich im Frühlinge den Freuden des Lebens wieder mit entschiedener Theilnahme zu. Er selbst erzählt uns, wie in dem freundschaftlichen Kreise von jungen Männern und Frauenzimmern, der sich auch nach der Verheirathung und Abreise seiner Schwester jede Woche einen Abend zu versammeln pflegte, durch die von seinem Freunde, dem Gerichtschreiber Dr. Johann Adam Horn***), eingeführte allgemeine Ehestandskomödie sich bald ein näheres Verhältniß zu einem jungen liebenswürdigen Frauenzimmer dieses Kreises, einem sehr guten Wesen, gerade von der Art die man sich gern als Frau denken möge, gebildet habe.

Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen. Sie ward mir immer werther, und ihre Art zu sein zeugte von einem schönen, ruhigen Vertrauen, sodaß wir uns wol gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen. †)

Auf den Wunsch dieser Dame schrieb er den „Clavigo", der vor den Juni fällt, in acht Tagen. Im Juni erfolgte Lavater's Besuch, den Goethe auf ein paar Tage nach Ems begleitete; um die Mitte Juli kehrte er nach Ems zurück, von wo er mit Lavater und Basedow den Rhein hinabfuhr und in Düsseldorf den begeisterten Freundschaftsbund mit Jacobi schloß.*) Je mehr das Goethe'sche Haus durch die von allen Seiten zuströmenden Gäste, welche die Bekanntschaft des in kurzer Zeit berühmt gewordenen Dichters suchten, beunruhigt wurde, um so mehr begünstigte die Mutter das Verhältniß zu jenem Frauenzimmer, welchem sie schon früher geneigt gewesen war. Häufig wurde das Gespräch darauf geleitet, daß seit der Verheirathung der Schwester der Familienkreis doch zu enge geworden sei. Eines Tages ergab es sich wie von ungefähr, daß Goethe's Aeltern jenem Frauenzimmer auf einem Spaziergang begegneten, sie in ihren Garten einluden und sich längere Zeit mit ihr unterhielten. Hierüber scherzte man beim Abendtische, und es wurde mit einem gewissen Behagen bemerkt, daß sie dem Vater wohlgefallen habe, da sie die Haupteigenschaften besitze welche dieser als ein Kenner von einem Frauenzimmer fodere. Wie wenig sich nun auch der Dichter einer sölchen Verbindung abgeneigt fühlte, so verhielt er sich dabei doch ganz leidend, indem er im freudigen Genusse seiner Unabhängigkeit keinen Schritt that dieselbe zu beschleunigen.**)

Ende September erhielt Goethe Klopstock's Besuch. Ich hatte schon mehre Briefe mit ihm gewechselt, als er mir anzeigte, daß er nach Karlsruhe zu gehen und daselbst zu wohnen eingeladen sei; er werde zur bestimmten Zeit in Friedberg eintreffen, und wünsche, daß ich ihn daselbst abhole. Ich verfehlte nicht zur rechten Stunde mich einzufinden; allein er war auf seinem Wege zufällig aufgehalten worden, und nachdem ich einige Tage vergebens gewartet, kehrte ich nach Hause zurück, wo er denn erst nach einiger Zeit eintraf, sein Ausbleiben entschuldigte und meine Bereitwilligkeit ihm entgegenzukommen sehr wohl aufnahm.

Der Markgraf von Baden hatte Klopstock auf das freundlichste nach Karlsruhe eingeladen. „Freiheit ist das Edelste was der Mensch haben kann", hatte ihm der Markgraf geschrieben, „die sollen Sie bei mir finden. Ich bin begierig den Dichter der Religion und des Vaterlandes bei mir zu sehen." Auf seiner Reise wollte Klopstock dem Göttinger Dichterbunde seine Weihe geben. Hahn und Miller holten ihn von Eimbeck, wo er bei seinem alten Freunde Superintendent Kaiser abgestiegen war, in einer Miethkutsche ab. Da es aber aller Vorsicht ungeachtet bekannt geworden, daß Klopstock nach Göttingen kommen werde, so schrieb er an Voß, daß er mit Hölty und mit dem Bruder des bekannten Herausgebers des „Musenalmanach", H. C. Boie, der selbst auf einer Reise nach Holland begriffen war, nach Bovenden, eine halbe Meile von Göttingen, kommen sollte,

*) Vergl. Nr. 92—96 d. Bl. f. 1848.

**) Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 89.

***) Ueber diesen Freund vergl. XXI, 25—27, 108, 144, 185; XXII, 68. Ein Kästchen Briefe Goethe's an Horn hatte der Kastenschreiber Riese in einer öffentlichen Versteigerung gekauft, bei dessen Tode es dem Geheimrath Willemer unter der ausdrücklichen Bedingung, die Briefe Goethe zuzustellen, übergeben wurde. Goethe dankte dafür aufs verbindlichste. Zwei Briefe von Goethe an Horn sah Eckermann (II, 136).

†) Näheres über diese Freundin des Dichters haben wir nicht in Erfahrung bringen können. An ein Fräulein Gerold ist nicht zu denken, da Goethe mit dieser Familie schon früher bekannt war. Eher könnte man auf ein Fräulein Krespel (vergl. unten) rathen.

*) Vergl. Nr. 291—298 d. Bl. f. 1848.

**) Vergl. XXII, 265 fg., 318, 391.

wo er den Tag über mit ihnen zubringen wollte, um am andern Morgen von Göttingen abzureisen. Am Abend des 25. Sept. kam er in Göttingen in Begleitung der fünf Bündner an, wo er auf dem Zimmer von Boie übernachtete. Sein Vorsatz am andern Morgen abzureisen ward vereitelt, weil in Göttingen, da man das schöne Wetter zum Einfahren des Heus benutzte, weder Post- noch Miethpferde zu haben waren. So blieb denn Klopstock noch über den Sonntag in Göttingen, besuchte aber Niemand und wies Alle ab die sich melden ließen. Am 27. Sept. früh fuhr Klopstock mit Hahn und den beiden Miller nach Kassel, wo Leisewitz sie erwartete. Auch hier verspätete er einen Posttag, wonach sich die Verzögerung der Ankunft in Friedberg erklärt. *) Von poetischen und literarischen Dingen habe man Klopstock selten sprechen hören, bemerkt Goethe. Doch ist es höchst unwahrscheinlich, daß Klopstock, der damals ganz voll vom Göttinger Dichterbunde war, gegen Goethe, den er auch wol dafür zu gewinnen dachte, mit derartigen Gesprächen ganz zurückgehalten habe. Damals scheint Goethe dem Dichter des „Messias" die ersten Scenen des „Faust" vorgelesen zu haben, die er beifällig aufnahm; denn wenn Goethe Dies in die Zeit der Zusammenkunft mit Klopstock in Karlsruhe verlegt, so ist Dies entschieden irrig, da er, wie wir sehen werden, in Karlsruhe mit Klopstock gar nicht zusammentraf. Da er an Goethe und seinen Freunden leidenschaftliche Schlittschuhläufer fand, so unterhielt er sich mit ihnen weitläufig über diese edle Kunst, die er gründlich durchdacht hatte. Er unterrichtete sie zunächst, daß man nicht von Schlittschuhen, sondern von Schrittschuhen reden müsse; von hohen, hohlgeschliffenen Schrittschuhen wollte er Nichts wissen, sondern empfahl die niedrigen, breiten, flachgeschliffenen friesländischen, wovon sich denn Goethe bald darauf ein Paar anschaffte.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Goethe den Dichter des „Messias" einen Theil des Weges nach Karlsruhe, vielleicht bis Manheim **), begleitete; denn das Gedicht „An Schwager Kronos" ist nach einer Bemerkung in der Quartausgabe „in der Postchaise den 10. Oct. 1774" entstanden, ähnlich wie er „Wanderers Sturmlied" auf einer Wanderung während eines schrecklichen Wetters leidenschaftlich vor sich hin sang. Er würde nach dieser Vermuthung es auf der Bergstraße, als er von Manheim zurückkehrte, gedichtet haben. Das Gedicht, welches sich an einzelne Punkte der Fahrt anknüpft, was Viehoff völlig übersieht, zeigt jenen genialen Uebermuth den wir auch in andern Productionen finden die derselben Zeit, dem September und October, angehören, dem „Satyros", dem „Prometheus" und den Kunstliedern. In einem um diese Zeit geschriebenen Briefe an Merck äußerte er, seine Arbeit habe bis dahin in Portraits im Großen und in kleinen Liebesliedern bestanden. Bald darauf, gegen Ende October, sendet er an Merck das Gedicht „Prometheus", wobei er bemerkt: „Ordne, lerne an den Romanzen, und gehe soeben nach Offenbach, wenn was daran liegt." In Offenbach mag er schon damals viel bei dem bekannten fleißigen Componisten Johann André, der eigentlich Seidenfabrikant war, sich aufgehalten haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hauptquelle ist der Brief von Voß an Brückner vom 17. Nov. 1774, verglichen mit dem Briefe an Ernestine Boie von demselben Tage.

**) Dort würde Klopstock von Prof. Hofrath Böckmann aus Karlsruhe abgeholt worden sein, dem Goethe, wie wir gleich sehen werden, den Auftrag gab ihm ein Paar Schrittschuhe nach Klopstock's Vorschrift zu verschaffen.

Neueste Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 236.)

4. Gedichte von Ludwig Grote. Halle, Mühlmann. 1848. 16. 15 Ngr.

Ein Bändchen lyrischer Gedichte, in zwei Abtheilungen; die erste, „Halle und Göttingen" überschrieben, enthält die poetischen Producte des Studenten, die zweite mit der Ueberschrift „Bern und Giebichenstein" die des Candidaten; beide verhalten sich zueinander wie frisches, freies Studentenleben zu dem beengenden Sein eines Hauslehrers, der an Frömmigkeit in dem Grade zunimmt als er an Lebensmuth verliert. Ein sinniges, poetisches Gemüth, eine correcte Sprache ist nirgend zu verkennen, und die erste Abtheilung bietet manche recht zarte Liebes- und treffliche Studentenlieder, namentlich witzige Persiflagen des göttinger Corpslebens. Später überwuchert jedoch die hallesche Orthodoxie das gesunde Gefühl, und nimmt auch der Sprache allen Schwung. Die politischen und religiösen Bewegungen unserer Zeit werden mit den blöden Augen bornirter Altgläubigkeit angesehen und statt Poesie finden wir gereimte Tiraden, die stark an die ungereimte „Neue Preußische Zeitung" erinnern. Ein Gedicht auf die „Deutsche Freiheit" beginnt z. B. mit folgenden Lästerstrophen auf die Deutsche Nationalversammlung:

Indessen in Italiens heißen Gluten
Des deutschen (?) Oestreichs tapf're Söhne bluten,
Indessen bau'n am Main Franzosenjünger
Der jungen deutschen Einheit einen Zwinger.

Von Barrikadenweihrauch ganz umnebelt,
Beschließen sie zuerst: die Glieder knebelt,
Und werft den Leib geknebelt und gebunden
Dann zur Verstümmlung hin den gier'gen Hunden!?

5. Jugendharfe. Dichtungen von Friedrich Budy. Berlin, Springer. 1849. 8. 15 Ngr.

Betrachtungen über die verschiedenen Lebensalter, Balladen und Lieder bilden den Inhalt dieser kleinen Sammlung. Aus allen spricht ein sinniger Geist und ein warmes religiöses Gefühl; aber die Darstellung ist meistens matt und breit, und der rhetorische Prunk ist nicht im Stande den Mangel poetischer Kraft zu ersetzen. Zu manchen Geschmacklosigkeiten scheint die Noth des Reimes geführt zu haben, z. B. S. 34:

Und wem aufgedrückt der Schönheit Siegel,
Wer vollendet ausging von des Bildners Tiegel —

S. 127:

Heilig, heilig ist dein Name,
Heilig, Vater, bist auch du!
Jauchzend ruft der Weibesfame (?)
Dir's mit Engelscharen zu.

Von den Liedern, die fast alle eine religiöse Färbung haben, zum Theil auch religiösen Inhalts sind, und sich in der Sphäre lutherischen Glaubens bewegen, sind viele ganz gut in

ihrer Art, und wohlgeeignet Erbauung und Trost zu gewähren. So unter andern (S. 123):

Liebenden Herzen.

Viel Tausend Blumen blühen
Auf weiter Erdenflur,
Im Thau, im Sonnenglühen,
Am Festkleid der Natur;
Jedoch die schönste Blume,
Das ist ein liebend Herz,
Das tief im Heiligthume
Der Brust fühlt Bruderschmerz.

Heil, wenn in reinem Feuer
Zwei solche Herzen glüh'n,
Und still wie ein Gemäuer
Geschwisterblumen blüh'n,
Sich zueinander neigen
Im tiefen Herzensschrein,
Sich gleich im Sturme beugen
Und freu'n im Sonnenschein;

Wenn hier kein Ton erklinget
Der dort nicht widertönt,
Hier durch die Seele dringet
Der Schmerz der drüben stöhnt;
Wenn Stamm und Wurzeln stehen
Innigst in Eins verzweigt,
Und eines Odems Wehen
Ein Herz, ein Leben zeigt.

Ihr Lieben, also strahle
Im schönsten Himmelsglanz
Euch in dem Erdenthale
Des Lebens Blütenkranz,
Bis einst nach langen Nächten
Die neue Sonne ragt, (!)
Im Kreis von Himmelsmächten
Ein sel'ger Morgen tagt.

6. Lieder eines Einsamen. Neuwied, van der Beeck. 1848. 16. 15 Ngr.

Die Rose.

Ich sehe freudig auf ihrer Gruft
Eine blühende Rose erscheinen,
Die spendet so süßen, lieblichen Duft,
Die wächst aus ihren Gebeinen;
Die regt sich im Winde wol hin und her,
Die lispelt so leis aus dem Moose:
„Sonst brach sie dir Röschen, sie kann es nicht mehr,
D'rum schenkt sie sich selber als Rose!"

Dies ist eine von den vielen Variationen über dasselbe Thema, welche ein kleines, zunächst nur für einen Kreis gleichgestimmter Freunde bestimmtes Bändchen ausfüllen. Es sind die wehmüthigen Ergüsse eines Jünglings der mit einer Art Wollust all sein Denken und Empfinden in der Trauer über den frühen Tod der Geliebten aufgehen läßt. Er verweilt am liebsten an Gräbern; aber nicht nur die bleiche Mondscheinnacht und der absterbende Herbst, sondern selbst der frische Morgen und der bunte Frühling bieten Stoff und Bilder zu der sentimentalen Todtenfeier.

7. Rittersporen und Schwertlilien, oder jüngste Ergüsse meiner Laune von Heinrich Wagner (Wergan). Stuttgart, Wagner. 1849. 8. 1 Thlr.

Indem wir eine Anzeige dieser Ergüsse jüngster Laune liefern, bitten wir es mit der Ueberschrift dieser Abhandlung nicht zu genau zu nehmen; denn der Verf. derselben gehört nach Jahren und Manier keineswegs zu den neuesten Dichtern, sondern sehr zu den alten — und ob überhaupt zu den Dichtern? Das ist noch die Frage; denn obgleich diese „Rittersporen und Schwertlilien" nicht weniger als 16 Sträuße zählen, und obgleich jeder derselben mit dem Namen eines der gefeiertsten deutschen Dichter prunkt, so fehlt ihnen doch aller Duft und Glanz der Poesie. Es sind theils Epigramme in der Manier Haug's oder Nachahmungen Martial's, gar selten scharf und witzig, gewöhnlich seicht und schmuzig. Theils sind es Gelegenheitsgedichte des gewöhnlichsten Schlags, und selbst historische Stoffe vermögen nicht den Klepper des Hrn. Wagner in einen Pegasus zu verwandeln. Von letztern nur ein Pröbchen aus „Würtemberg und Stuttgart unter seinen ausgezeichnetsten Regenten der Vorzeit", in 10 Gesängen.

8. Friedrich,
letzter Herzog, einziger Kurfürst, erster König. (Von 1797—1816

Jüngst herrscht' in unserm Vaterland,
In arg'en, schweren Zeiten,
Ein Herzog, Friederich genannt,
Gar reich an Fähigkeiten,
Ein Fürst, für seine Zeit gemacht,
Und würdig traun! mit Kaiserpracht
Ein großes Reich zu schirmen.

Wie einst sein Ahnherr, Friederich,
Mit Königssinn geboren,
Hat er die Landschaft meisterlich
Gestriegelt und geschoren.
Und ohne Kriegsheld selbst zu sein,
Verschluckt' er doch der Reichsstädt' neun,
Und viele Abtei'n und Klöster.

Sapienti sat.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Miscellen.

Cordillera und Anden.

Diese Bezeichnungen gebraucht man in der Regel für die beiden mächtigen Gebirgsketten welche parallel in der Richtung von SSW. nach NNO. Peru durchschneiden, als gleichbedeutend, wie es auch noch immer in den besten geographischen Handbüchern so angegeben ist. Aber Tschudi bemerkt in seinen „Reiseskizzen über Peru", daß man einen Unterschied zu machen habe. Der Name Cordillera, der in der Bedeutung einer Bergkette von den Spaniern herrührt, sei blos für den westlichen Gebirgszug zu gebrauchen, der die Ufer des Stillen Oceans begleitet, durchschnittlich in einer Entfernung von 60 — 70 englische Meilen; Andes dagegen für den östlichen Gebirgszug, der mit geringen Abweichungen dem ersten folgt, aber in seinem ganzen Verlaufe einen Bogen nach Osten beschreibt. Der Name Anden soll von dem Quichoworte Ante, d. h. Metall, herkommen, welches die alten Bewohner Perus zu ihren kunstvollen Arbeiten aus dem östlichen Gebirgszuge holten. Zur Zeit der Incas wurden beide Ketten Ritisuyu, d. h. Schneedistricte, genannt. Frühere Reisende und Topographen sagten wol auch Cordilleras de los Andes von dem westlichen Zuge, während sie den östlichen, Cordillera oriental, nur als einen Nebenarm aufführten.

Malitiöses Anagramm.

Von jeher schon, aber erst recht in unsern Tagen hat unstreitig ein „Minister" eine schlimme Stellung gehabt. Es meinte Jemand, es könne freilich einem Manne nicht so recht wohl zu Muthe sein dem in seinen Functionen sein lateinischer Amtsname das schlimme, anagrammatisch darin befindliche Mentiris! immer vorhalte. Billig sollte sich demnach wenigstens Derjenige der das bei seinem Vorgänger in Miscredit gekommene Geschäft fortzusetzen hätte, nach einem keine so vorwurfsvolle Elemente enthaltenden Amtsnamen umsehen. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 238. — 4. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

Gegen Mitte October erschienen „Werther's Leiden", die bald die Augen von ganz Deutschland von neuem auf den jungen Dichter hinwenden und ihm den glänzendsten Ruhm und die begeisterteste Theilnahme aller empfindsamen Herzen erwerben, freilich daneben auch ihn lieblosen Vorwürfen und unverständigen Angriffen bloßstellen sollten. Aus dem Monate November haben wir die in mancher Beziehung anziehenden Verse in das Stammbuch Johann Peter Reynier's und einen Brief an Professor Hofrath Böckmann, welche sich gegenseitig erklären. Dem Letztern, einem Freunde Klopstock's, hatte er den Auftrag gegeben Schrittschuhe nach Klopstock's Vorschrift machen zu lassen, da er Niemand finden konnte dem er die Verfertigung anvertraut hätte. An ihn schreibt er am 15. Nov.:

Martini Abend (10. Nov.) hatten wir das erste Eis, und vom Sonntag (13.) auf den Montag (14.) Nachts fror es so stark, daß ein kleiner Teich, der sehr flach vor der Stadt liegt, trug. Das entdeckten Zweie Morgens, verkündigten mir's, da ich sogleich Mittags hinaus zog, Besitz davon nahm, den Schnee wegkehren, die hindernden Schilfe abstoßen ließ, durch ungebahnte Wege durchsetzte, da mir denn die Andern mit Schaufel und Besen folgten und ich selbst nicht wenig Hand anlegte. Und so hatten wir in wenig Stunden den Teich umkreist und durchkreuzt. Und wie weh that's uns als wir ihn bei unfreundlicher Nacht verlassen mußten. Der Mond wollte nicht herauf, nicht hinter den Schneewolken hervor, und heute thaut Alles dahin.

Man vergleiche hierzu die Beschreibung des Enthusiasmus mit welchem Goethe und seine Freunde sich dem von Klopstock gepriesenen Schrittschuhlaufen widmeten, in „Wahrheit und Dichtung" (XXII, 90 fg.). Daß er am 14. Nov. auf dem Eise gewesen, hatte er an Böckmann noch an demselben Abend mit den Worten gemeldet:

Ich komme vom Eis, erst durch eine Gesellschaft und durch ein Abendessen am Tisch, wo Sie auch saßen. Ich bin sehr müde; ich habe Bahn gemacht, gekehrt mit den Meinigen, neue Freta entdeckt u. s. w.

Welche Gesellschaft gemeint sei können wir aus den oben schon erwähnten Versen in das Stammbuch Johann Peter Reynier's vom J. 1680 (VI, 65 fg.) entnehmen, welches „nach Erbschaftsmoder und langer Nacht der Jungfrauen Flor aus Schutt und Staub und Graus hervorgezogen" und ihm geschenkt hatte:

Als wohlbekannt wegen viel Geschmier,
Daß er Papier und Pergament
Erfüllt mit Werken seiner Händ'.
Dazu bei Schnee und Winternacht
Der Anfang alsobald gemacht,
Da wir hinterm Ofen saßen,
Borsdorfer Aepfel weidlich fraßen.
Zugegen war die Jungfrau lieb,
Von Post und Kirch' zwei große Dieb,
Dadurch Weihung nicht gering
Ihre rechte Würdigkeit empfing,
Da es nach Christ eintausend Jahr
Siebenhundert und vierundsiebzig war,
Zwei Tage nach Martini Tag
Abends mit dem achten Glockenschlag.
Frankfurt am Main, des Witzes Flor,
Nicht weit vom Eschenheimer Thor,
Findest das Haus nach dem A B C
Hundert sieben und funfzig Lit. D.

Das hier bezeichnete Haus auf der Eschenheimer Gasse ist das drittletzte Haus nach dem Thor zu rechts, zum goldenen Huhn, jetzt das Unzer'sche Haus genannt; früher war es Eigenthum des Handelsmannes Ludwig Krespel.*) Also im Krespel'schen Hause schrieb Goethe die Verse; die „Jungfrau lieb" ist Fräulein Krespel, die Dieb „von Post und Kirch" der Thurn- und Taxis'sche Rath und Archivarius Johann Bernhard Krespel**) (wenn nicht etwa der alte Krespel selbst), und, wenn ich nicht irre, der Dechant von St.-Leonhard F. Damian Dumeitz, den Goethe (XXII, 169) unter seinen Bekannten nennt. Aber nicht blos am Abend des 13. Nov.,

*) Am 1. Juli 1794 verkauften die Erben des genannten Ludwig Krespel, Johann Bernhard Krespel, Thurn- und Taxis'scher Rath und Archivarius, Maria Katharina Krespel und Witwe Jacoba Franziska Jaquet geborene Krespel dieses Haus an den Chirurgus Ernst Unzer. Diese dem Hypothekenbuche entnommene Notiz, wie andere Angaben der frankfurter und offenbacher Kirchenbücher und sonstige Bemerkungen verdanke ich der freundlich theilnehmenden Güte des Hrn. Dr. Weismann an der frankfurter Musterschule, der den Freunden Goethe's durch die Schrift „Aus Goethe's Knabenzeit" rühmlich bekannt ist.

**) Dieser Krespel ist der bekannte Sonderling, den E. T. A. Hoffmann in der köstlichen Novelle „Rath Krespel" gezeichnet hat. Hoffmann hörte an der Wirthstafel im Schwan von diesem Sonderling erzählen.

sondern auch am folgenden Abend finden wir Goethe im Krespel'schen Hause; denn an diesem Abend schrieb er in dasselbe Stammbuch:

Den Abend d'rauf nach Schrittschuhfahrt
Mit Jungfräulein von edler Art,
Staats-Kirschentort, gemeinem Bier
Den Abend zugebracht allhier,
Und Aeugelein und Lichter Glanz,
Ram, Sitha, Hannemann und sein Schwanz.*)

Hiernach muß Goethe mit der Familie Krespel in näherer Verbindung gestanden haben, woher man um so mehr zu der Vermuthung hinneigen darf, daß die durch das Mariagenspiel ihm verbundene Freundin ein Fräulein Krespel gewesen, als sich das Verhältniß zu Lili damals noch nicht gebildet hatte.

Hatte der junge Dichter von „Werther's Leiden" schon durch die vielfachen ehrenden Besuche von bedeutenden Dichtern und Gelehrten **) die allgemeinste Aufmerksamkeit der Frankfurter auf sich gezogen, die sich nicht genug wundern konnten, daß ein in kurzer Zeit durch ganz Deutschland berühmt gewordener Schriftsteller ein heiter lustiges, fast studentenmäßiges Leben arglos fortsetzte, so mußte diese Aufmerksamkeit sich noch steigern, als Goethe in der ersten Hälfte Decembers ***) von Knebel dem jungen Erbherzog von Sachsen-Weimar und dessen Bruder Prinz Konstantin vorgestellt wurde, die ihn nicht blos zur Tafel zogen, sondern ihm auch das Versprechen abnahmen ihnen nach Mainz zu folgen und dort einige Tage bei ihnen zu verweilen. Die wenigen Tage des mainzer Aufenthalts verstrichen ihm sehr angenehm; denn wenn die Prinzen durch Besuche und Gastmähler außer dem Hause gehalten wurden, blieb er bei den Ihrigen, portraitirte Manchen und erfreute sich auch wol im eingefrorenen Festungsgraben am Schrittschuhlaufen. Mit den Prinzen wurden die in Frankfurt begonnenen Gespräche fortgesetzt, unter Anderm auch ein freundliches Verhältniß zu Wieland, den Goethe in der bekannten Farce derb persiflirt hatte, eingeleitet. Als der junge Dichter aber voll von der zutraulichen Güte der Prinzen nach Hause zurückkehrte, wurde er durch die Nachricht von dem Tode von Fräulein von Klettenberg schmerzlich überrascht.*)

Erst nach Goethe's Rückkehr von Mainz, gegen Ende December scheint sich das Verhältniß zu Lili gebildet zu haben, das ihn bald mit feurigster Glut ergriff. Je höher der Ruhm des Dichters stieg, um so mehr bemühten sich die angesehenen Familien Frankfurts ihn in ihren Kreis zu ziehen, was ihnen aber selten gelang, da er meist Einladungen in vornehme Gesellschaften, in denen er sich beim Mangel wahrhaft geistreicher oder gemüthlicher Unterhaltung langweilte, völlig ablehnte. An einem Decemberabend ersuchte ihn ein Freund mit ihm ein kleines Concert in dem angesehenen reformirten Hause der Witwe Schönemann zu besuchen. Johann Wolfgang Schönemann, geboren den 17. Mai 1717, vermählte sich 1749 mit Susanna Elisabetha D'Orville, geboren 1722. Aus dieser Ehe gingen vier Söhne und zwei Töchter hervor, von denen die eine Anna Elisabetha am 23. Juni 1758 geboren war **), die andere bereits im dritten Jahre starb. Schönemann besaß ein angesehenes Bankgeschäft in seinem schönen, auf dem großen Kornmarkte neben der deutsch-reformirten Kirche gelegenen Hause, welches gegenwärtig dem Handelsmann Peter Bonn gehört. Er starb schon 1763, doch setzte die Witwe nach seinem Tode das Bankgeschäft fort, sowie sie auch unverändert ein für die damalige Zeit großes Haus machte. Jeden Abend wurde empfangen, und wer einmal eingeführt war galt stets willkommen; den Hauptanziehungspunkt bildete die schöne, liebenswürdige und geistreiche Tochter, die ihre Talente nach den verschiedensten Seiten hin geltend machte, da sie nicht nur im Zeichnen und in der Musik sehr bewandert war, sondern auch artige Gedichte machte. ***) Eben war Goethe mit seinem Freunde in das geräumige Wohnzimmer zu ebener Erde getreten, als die siebzehnjährige Lili sich an den in der Mitte stehenden Flügel setzte und eine Sonate mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth spielte. Der junge Dichter stellte sich an das untere Ende, um die Gestalt und das Wesen der Spielerin nahe genug bemerken zu können; sie hatte etwas Kindartiges in ihrem Betragen; ihre Bewegungen, zu denen das Spiel sie nöthigte, waren ungezwungen und leicht. Nach Be-

*) Goethe erzählt (XXII, 109): er habe die indischen Fabeln, die er aus Dapper's Reisen zuerst kennen gelernt habe, mit großer Lust in seinen Märchenvorrath hineingezogen. „Der Altar des Ram gelang mir vorzüglich im Nacherzählen, und ungeachtet der großen Mannichfaltigkeit der Personen dieses Mährchens blieb doch der Affe Hannemann der Liebling meines Publicums."

**) An Auguste von Stolberg schreibt er einige Monate später, am 13. Febr. 1775: „Noch Eins was mich glücklich macht, sind die vielen edeln Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlands, zwar freilich unter vielen unbedeutenden, unerträglichen in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfindet.

***) In der ersten Hälfte Decembers ward die Reise nach Karlsruhe angetreten, wo der Erbherzog die Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, welche die Herzogin Amalie ihm zur Braut bestimmt hatte, sehen sollte. Schon am 24. Dec. schreibt die Herzogin an Graf Görz: „Sie werden die Freude begreifen die ich über den Entschluß meines Sohnes, die Prinzessin Luise zur Frau zu nehmen, empfinde." Vergl. Görz' „Historische und politische Denkwürdigkeiten", I, 10; Knebel's „Nachlaß", I, XXIV.

*) Nach dem frankfurter Kirchenbuche wurde Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, Tochter von Remigius Seiffart von Klettenberg, kaiserlicher Wirklicher Rath und ältester Schöffe, 50 Jahre, 11 Monate und 23 Tage alt, am 16. Dec. 1774 beerdigt. Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 121, 304.

**) Nach dem frankfurter Kirchenbuche wurde Anna Elisabetha Schönemann am 23. Juni 1758 getauft. Es war aber Sitte, ja sogar Gesetz, daß die Taufe womöglich am Tage der Geburt vorgenommen werde; besonders bei Vornehmen wurde die Taufe nie verschoben. Goethe sagt demnach richtig, daß Lili's Geburtstag „den 23. Juni 1775 sich zum siebzehnten male wiederholte" (XXII, 306).

***) Diese und andere Angaben über Lili und ihre Familie verdanke ich der bereitwilligen Güte des Buch- und Kunsthändlers K. C. Jügel in Frankfurt, der mit einer Tochter von Lili's Bruder vermählt war. Derselbe besitzt ein sprechend ähnliches Portrait von Lili und ihrem nachherigen Gatten.

endigung der Sonate trat sie dem Dichter gegenüber an das Ende des Flügels, und sie begrüßten sich, da bereits ein Quartett angegangen war, stillschweigend; am Schlusse des Quartetts trat er etwas näher zu ihr und sprach seine Freude aus, daß die erste Bekanntschaft ihn zugleich auch mit ihrem Talente bekannt gemacht habe. Lili wußte seine Worte sehr artig zu erwidern, und er glaubte, während sie sich in ihrer einmal angenommenen Stellung gegenseitig anblickten, eine Anziehungskraft von der seltsamsten Art zu empfinden. Jede andere Annäherung blieb bei dem Hin- und Herwogen der Gesellschaft an diesem Abend unmöglich, doch gab Lili's Mutter beim Abschiede ihren Wunsch zu erkennen ihn bald wieder in ihrem Hause zu sehen, worin die Tochter mit einiger Freundlichkeit einzustimmen schien. Er verfehlte nicht nach schicklichen Pausen seinen Besuch zu wiederholen, wo sich dann ein heiter verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältniß zu weissagen schien, wenn auch die Stunden, die er theils in Gegenwart ihrer Mutter, theils allein mit ihr zubrachte, zu seinen angenehmsten Genüssen gehörten. Es währte nicht lange, daß Lili ihm in ruhiger Stunde die Geschichte ihrer Jugend erzählte, die Zustände unter welchen sie im Genusse aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen aufgewachsen, in denen sie ihre Jahre verbracht hatte, wobei sie ihre Brüder, ihre Verwandten und nächsten Bekannten auf eine geistreich heitere Weise schilderte; nur ihre Mutter blieb in einem ehrwürdigen Dunkel. Sie schonte hierbei auch ihrer selbst nicht, und konnte unter andern kleinen Schwächen nicht leugnen, daß sie eine gewisse Gabe anzuziehen an sich bemerkt habe, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft fahren zu lassen verbunden sei, und im Hin- und Widerreden wurden sie zum Geständniß gebracht, daß sie diese Gabe auch an ihm versucht habe, jedoch dadurch bestraft worden sei, daß sie auch von ihm angezogen worden sei. Diese Bekenntnisse gingen aus einer so reinen, kindhaften Natur hervor, daß sie ihn dadurch auf das allerstrengste sich zu eigen machte. Hatte ihn in Friederike das einfache Landmädchen mit allen Reizen heitern Naturlebens angezogen, hatte ihn Lotte's stille, auf ruhiger Besonnenheit und Güte beruhende Häuslichkeit gefesselt, so trat ihm in Lili das im Mittelpunkte der Bildung und des Prunklebens erzogene Weltmädchen entgegen, dessen geniale Leichtfertigkeit auf wahrer kindlicher Herzlichkeit ruhte, das im Kreise bewundernder Lobpreiser und Verehrer jene ungezwungene Leichtigkeit und Gewandtheit sich erworben hatte welche alle Welt zu bezaubern wußte. Der junge Dichter fühlte sich durch das herzige, frei natürliche, geistreichem Scherze geneigte Wesen Lili's, welche Goethe's Mutter mit Recht die erste Heißgeliebte ihres Sohnes nannte*), unwiderstehlich gefesselt, wogegen ihre leichtfertige Weltgewandtheit, mit der sie Allen zu gefallen suchte, ihn unbehaglich berührte; sie und ihr Herz wünschte er allein zu besitzen, ihm sollte es sich in trautem Wechselgespräche ganz eröffnen, an ihm hängen, in ihm und durch ihn leben. Um so schmerzlicher mußten für ihn die Tage sein, wo er sie nur in glänzenden gesellschaftlichen Kreisen sehen konnte, in denen sie mit ihrer unendlichen Liebenswürdigkeit und Anziehungskraft Alle bezauberte, ohne daß er sich ihrer herzlichen Neigung in vertrautem Gespräch erfreuen konnte. Wie sehr sich Goethe auch vom höhern Gesellschaftsleben zurückgezogen hatte, so sah er sich jetzt doch durch das Verhältniß zu Lili, welche dort vor Allen glänzte, wider Willen in diese Kreise, deren rauschende Festlichkeiten gerade in diese Wintermonate fallen, hineingezogen. Er fühlte wohl, daß er auch Dieses der Geliebten wegen dulden müsse, wobei er um so lebendiger empfand, daß sie ganz mit seinem Herzen verwachsen sei, was er tiefempfunden in dem „An Belinden" überschriebenen Liede (I, 57 fg.) ausspricht.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Goethe's „Briefwechsel mit einem Kinde". I, 130

Die Hochzeit des Kutrulis, ein Aristophanisches Lustspiel von A. Rhisos Rhangawis, aus dem Neugriechischen übersetzt von D. G. Sanders. Berlin, Dümmler. 1848. Gr. 16. 25 Ngr.

Es ist eine glückliche Idee, aus dem Lande das die politischen Komödien des Aristophanes geboren, und welches nach Jahrtausenden ähnliche Zustände und Verhältnisse erzeugt wie die waren unter denen der ungezogene Liebling der Grazien seine Dichtungen dichtete, aus dem neuen Griechenland, das in gewissen äußern Elementen und in dem Geiste des Volks, namentlich in der demselben eigenen Naivetät, bei näherer Betrachtung eine innigere Verwandtschaft mit dem alten Griechenlande nachweist als Dies eine blos oberflächliche Ansicht vermuthen läßt, einen so gelungenen Versuch der neugriechischen Komödie wie er hier vorliegt nach Deutschland zu verpflanzen. Und auch die Zeit zu der dies Letztere geschehen ist der Sache nicht ungünstig; denn wie die Politik das ganze Leben des Volks mehr oder weniger beherrscht, und wie auch bei uns ein anderer Aristophanes reichen Stoff fände die Thorheiten und Leidenschaften der Einzelnen und ganzer Classen des Volks zu geißeln, so enthält auch diese neugriechische Komödie Vieles was auf unsere neuesten Zustände daheim zu Hause den unmittelbarsten Bezug hat, und der neugriechische Dichter trifft mit der Geißel seines Spottes auch namentlich uns Deutsche; denn der Frivolität, der Eitelkeit, der moralischen und geistigen Nichtigkeit und Unfähigkeit, wie sie sich heutzutage in gewissen Kreisen des öffentlichen Lebens bei uns frech und ungescheut geltend machen und unter dem Deckmantel der Volkssouverainetät anmaßlich auftreten, wird hier ein Spiegel vorgehalten, in dem wir uns unter ziemlich ähnlichen Verhältnissen, wie sie hier der Dichter mit bestimmten localen Farben darstellt, recht deutlich erkennen können. Vornehmlich wird hier die Leidenschaft einer maßlosen Stellenjägerei, die sich in ihrem Egoismus bis zum Minister versteigt, ohne sich weiter um das öffentliche Wohl selbst zu bekümmern, unter dem Bilde einer Intrigue gebrandmarkt, die nicht blos in der Phantasie des Dichters ihren Grund hat, sondern ihre Farben aus gewissen geschichtlich gegebenen Verhältnissen Griechenlands entlehnt. „Die Hochzeit des Kutrulis" ist nämlich, wie S. 168 bemerkt wird, in Griechenland seit lange sprüchwörtliche Bezeichnung der namenlosesten Verwirrung um Nichts, die eigentliche Fabel des Stücks aber ist folgende. Eine reiche, vornehme und besonders gebildete Griechin in Athen soll einen Schneider heirathen; doch will sie ihn nicht als Schneider zum Ehemanne

haben, sondern verlangt, daß er Minister werden solle. Dem Manne selbst wird weisgemacht, daß es dazu des Einflusses durch das Volk bedürfe, und er weiß sich diesen durch Geld u. s. w. zu verschaffen und es durch Intriguen aller Art dahin zu bringen, daß er, nachdem dem Volke durch absichtlich ausgesprengte Gerüchte die Sache zugetragen und gleichsam mundrecht gemacht worden, selbst daran glaubt Minister zu sein, daß er die Stellung eines solchen sich anmaßt und als solcher gilt, daß die Stellenjäger, die feilen Schmeichler u. s. w. um ihn sich zu schaffen machen, und er endlich, betäubt von dem Nimbus seines Glücks, die Hand der Geliebten erhält, weil er auch ihr als Minister gilt. Allein nachdem er die Welt genugsam verwirrt und die „hohe Narrheit" zu selbstsüchtigen Zwecken genossen, wird er endlich als ein Betrüger ins Gefängniß geworfen, weil er verkauft

Der Nationen Geschick wie feilen Besitz,
Und wähnet für sich nur geschaffen das Volk,
Einsäckelnd den Preis für die Thränen und Schweiß,
Und, wenn er erreicht selbstsüchtigen Zweck,
Hinstößet in Wogen und Klippen das Land,
Und Alles verwirrt.

Die Auffassung der einzelnen Situationen ist höchst witzig und die Darstellung äußerst lebendig, auch letztere in der Hauptsache für uns Deutsche verständlich genug, besonders wenn wir hübsch daran uns erinnern, daß wir uns selbst dies Alles können gesagt sein lassen. Ob die Uebersetzung treu ist, kann Ref. nicht sagen, da er das Original nicht kennt; aber sie hält sich nicht ängstlich an die gegebene metrische Form und hat darum hin und wieder etwas Ungefälliges. Uebrigens ist die Komödie, nach Art der Alten, mit Chören. 16.

Bibliographie.

Breier, E., Eine Maria Magdalena in Wien. Sittenroman aus unserer Zeit. Zwölf Lieferungen. Wien, Sollinger's Wwe. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Drexelius, J., Tobias. Deutsch von J. Pichler. 1stes Bändchen. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 8 Ngr.

Erdmann, K., Die theologische und philosophische Aufklärung des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit besonderer Rücksichtnahme auf die religiösen Bewegungen und kirchlichen Bestrebungen der Gegenwart. Nebst einem Anhang: über das Treiben der hallischen Pietisten gegen Chr. Wolf; und Friedrich der Große und das Conventikelwesen. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 1 Thlr.

Herloßsohn, C., Die Mörder Wallensteins. Historischer Roman. 2te Auflage. Drei Bände. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Kauffer, E., Gedichte. Leipzig, Thomas. 16. 20 Ngr.

Kottenkamp, F., Die neuesten Weltbegebenheiten. Nach authentischen Quellen bearbeitet. 13ter Theil: Deutschland in seiner Entwickelung. IV. Stuttgart, Rieger. 8. 5 Ngr.

Laube, H., Das erste deutsche Parlament. 2ter Band. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Moshamer, J. A., Die Mongolen-Braut, eine Erzählung in neuer Form nach dem Inhalte und dem Geiste des Buches Judith. Zwei Lieferungen. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 14 Ngr.

Ausgewählte Novellen-Bibliothek. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Geschichte von Arthur Pendennis, seine Freuden und Leiden, seine Freunde und sein größter Feind. Von W. Makepeace Thackeray. 1ster Band. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Otto, Luise, Ein Bauernsohn. Eine Erzählung für das Volk aus der neuesten Zeit. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ring, M., Berlin und Breslau. 1847—1849. Roman. 2ter Band. — A. u. d. T.: Wanda. Breslau, Kern. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sporschil, J., Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. 7tes und 8tes Heft. Regensburg, Manz. Gr. 8. à 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Aktenstücke, betreffend den zwischen Preußen und Dänemark unterm 10. Juli 1849 abgeschlossenen Waffenstillstand. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Aßmann, W., Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung. Zur Goethe-Feier am 28. Aug. 1849. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Bedeutung des gegenwärtigen Zeitalters. Prag, Ehrlich. 1848. Gr. 8. 12 Ngr.

Bischoff, W., Ungarn, seine Erhebung im J. 1848 und deren Geschichte bis auf die neueste Zeit. Nebst einer kurzen geographischen und historischen Einleitung. Nordhausen, Büchting. 16. 5 Ngr.

Böttger, A., Ein Frühlingsmärchen. Gedicht. Leipzig, O. Klemm. 16. 15 Ngr.

Carus, C. G., Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung. Mit 1 Tafel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 20 Ngr.

Cobden, R., Ungarn. Land, Volk und Freiheitskampf der Magyaren. Aus dem Englischen übertragen von —r. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 7½ Ngr.

Donno, Die badische Revolution und der Bürgerkrieg unter Brentano und Miroslawski. Nach eigener Anschauung dargestellt. Leipzig, Weller. Gr. 16. 5 Ngr.

Hecker, C., Der Aufstand zu Elberfeld im Mai 1849 und mein Verhältniß zu demselben. Elberfeld, Bädeker. Gr. 12. 7½ Ngr.

Die Deutsche Marine-Verwaltung unter Herrn Duckwitz aus Bremen. Hamburg, Kittler. Gr. 8. 9 Ngr.

Papst Pius' IX. Allocution in dem am 20. April d. J. zu Gaeta gehaltenen geheimen Consistorium. Olpe, Ruegenberg. 12. 1 Ngr.

Rinne, K. F., Goethe's Iphigenia auf Tauris. Goethe und das griechische Alterthum. Festgabe zur ersten Jubelfeier des Dichters. Leipzig, Hartung. 8. 15 Ngr.

Sachsenschild. Für ehrliche Sachsen. Nr. 3. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Ngr.

Schmidt, J., Die neue Sibylle. Weissagungen über die nächste Zukunft von Teutschland, Frankreich, Ungarn, Polen, Italien und Rußland. Chronologisch geordnete Zusammenstellung der Aussprüche bewährter Seher. Bonn, Sulzbach. Gr. 8. 2 Ngr.

Schüler, C. F. C., Die reißenden Wölfe in Schaafskleidern. Predigt über Matth. VII, 15—23. Am VIII. Sonnt. nach Trin. 1849 gehalten. Nordhausen, Büchting. Gr. 8. 1½ Ngr.

Unabhängigkeits-Erklärung der ungarischen Nation. Gegeben in der in Debrezin am 15. Apr. 1849 gehaltenen Reichstags-Sitzung. Königsberg, Samter. Gr. 8. 3 Ngr.

Verfassung des deutschen Reiches mit den Grundrechten und dem Reichswahlgesetz. Schw. Hall, Pfeiffer. 32. 2 Ngr.

Warso, A., Rothdeutschland. Ein Gedicht. Stettin, Weiß. 8. 12 Ngr.

Wedel, A. C. E. C., Motivirte Entscheidung des Streits über Nationalität, Staatsrecht und Staatssuccession in Schleswig und Holstein. Philadelphia 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Wienbarg, L., Der diesjährige Dänenkrieg und sein Ausgang — bis auf weiter. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 3 Ngr.

Ein Wort für die innere Mission an die Volksschullehrer. Jena. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 239. — 5. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortsetzung aus Nr. 238.)

Um die Zeit dieser gewaltsam auflodernden Liebesglut fällt auch der Anfang von Goethe's Briefen an die Gräfin Auguste zu Stolberg. Durch den Göttinger Dichterbund war Goethe mit den beiden Stolberg in Verbindung getreten, die sich besonders über „Werther's Leiden" in enthusiastischer Bewunderung gegen ihn äußerten. Diese zogen bald auch ihre Schwester Auguste in diesen Briefwechsel, die zuerst ohne Nennung ihres Namens dem Dichter von „Werther's Leiden" ihre Gefühle zu erkennen gegeben hatte, worauf dieser gleich nach dem Empfange, gegen den 18. Jan., im ersten Gefühlssturme zu erwidern begann:

Meine Theure — ich will Ihnen keinen Namen geben; denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin oder ein Wort das einen Complex von allen diesen Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter schreiben; Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu gleich den ersten Augenblick! *)

Das was ihn damals so gewaltig aufregte war gerade die ihn ganz verschlingende und bereits beängstigende Liebe zu Lili. Gleich darauf kehrte er zu dem abgebrochenen Briefe zurück, wahrscheinlich nach einem eben abgestatteten Besuche bei Lili.

Ich komme doch wieder — ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt. Und was ist das als Liebe? Mußte er Menschen machen nach seinem Bilde, ein Geschlecht was ihm ähnlich sei **), was müssen wir fühlen, wenn wir Brüder finden, unser Gleichniß, uns selbst verdoppelt?

Am 26. Jan. wollte er diesen Brief fortschicken, dem er seine Silhouette beilegte, indem er zugleich um die Auguste's bat; aber auch diesmal blieb der Brief liegen. Ehe er diesen endlich wirklich absendet, fügt er hinzu:

Sie fragen, ob ich glücklich bin. Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud' und Leid in mir. Nichts außer mir stört, schiert, hindert mich.

Zu derselben Zeit war Goethe auf das lebhafteste von seiner glühenden Freundschaft zu Jacobi ergriffen, der auf seiner Reise nach Karlsruhe vier Wochen, fast den ganzen Januar hindurch, in Frankfurt verweilte, wo beide Freunde ihr Inneres sich gegenseitig erschlossen. Auch brachten ihn die Tage von Jacobi's Anwesenheit ohne Zweifel wieder viel mit Jacobi's angeheiratheter Tante Johanne Fahlmer und der Gerold'schen Familie in Verbindung, von welcher die eine Tochter Antoinette für den jungen Dichter schwärmte.

Es war eine sehr bezeichnende Eigenheit Goethe's, daß er, wenn er von einer neuen Liebe ergriffen wurde, seinen Gefühlen gern in Briefen an entfernte Freundinnen freien Lauf ließ. *) So sehen wir ihn denn auch jetzt der ungenannten, aber schon bekannten enthusiastischen Freundin sein überströmendes Herz erschließen. Am 13. Febr. schreibt er:

Wenn Sie sich einen Goethe vorstellen können, der im galonnirten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht, so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt.

Wie unbehaglich ihm selbst diese plötzliche Veränderung seines dem ruhigen, stillen Genusse entfremdeten Zustandes sei, in welchen ihn die Liebe zu seiner in gesellschaftlichen Vergnügungen sich gefallenden Lili versetzt hatte, deutet er selbst in dem schönen Liede „Neue Liebe, neues Leben" (I, 56 fg.) an. In dieselbe Zeit fällt die Vollendung des Schauspiels „Erwin und Elmire", das bereits im Märzhefte der „Iris" erschien mit folgender Widmung an die Geliebte:

*) Es ist ein charakteristischer, in diesem Briefwechsel besonders hervortretender Zug Goethe's, daß er auch den vertrautesten Seelen gegenüber seine Liebesverhältnisse nur im Allgemeinen anzudeuten vermag, da er sich von jeder genauern Mittheilung durch eine heilige Scheu zurückgehalten fühlt. Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. III.

**) Man vergl. die Worte von Goethe's „Prometheus", VII, 241, der kurz vorher geschrieben ist:

Ich habe sie geformt nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht das mir gleich sei.

*) Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 142.

Diesen Strauß, den ich dir binde,
Pflückt' ich aus diesem Herzen hier;
Nimm ihn gefällig auf, Belinde,
Der kleine Strauß er ist von mir.

Die glühendste, tiefempfundenste Liebe spricht aus dem kleinen Stück, in welchem die etwas derbe Art charakteristisch ist wie die Mutter sich über die vornehme Erziehung der Zeit äußert, welche die Kinder um allen frohen Genuß der Jugend bringe.

Gegen Ende Februar kam auch Jung-Stilling nach Frankfurt, der von Goethe freundlich aufgenommen durch die verzweifelnden Klagen über den unglücklichen Ausgang der Operation des Oberhofmeister v. Lersner ihm und seinen Aeltern, die ihn vergebens aufzurichten suchten, große Noth machte. Goethe sagt (XXII, 287), Jung habe sich am Anfange des J. 1775 angemeldet. Jung selbst erzählt*), er sei in der ersten Woche des Januar (der 1. Jan. fiel 1775 auf einen Sonntag) von Elberfeld abgereist. Damit steht aber in entschiedenem Widerspruche die Anzeige welche der als Hausarzt des Hrn. v. Lersner von Jung genannte Prof. Dr. J. W. Hoffmann unter dem 7. Jan. in das „Frankfurter Journal" setzen ließ, wonach Jung auf Kosten eines frankfurter Herrn zu Ende Februar in Frankfurt ankommen, aber nach dem 11. März keine Operation mehr vornehmen werde, da seine Rückkunft nach Hause von vielen Patienten sehnlichst erwartet werde. Hiernach müssen wir annehmen, daß Jung's Anwesenheit etwa von Mitte Februar bis Mitte März gedauert habe. Goethe berichtet, Jung habe ihm gleich nach der Operation gestanden, daß er, weil er die Linse nicht ohne einige Gewalt habe ablösen müssen, wegen des Erfolgs in Sorgen sei, wogegen Jung selbst berichtet, Alles sei nach Wunsch gelungen, und er sei nie zufriedener als damals gewesen, erst nachher sei die Sache bedenklich geworden und zuletzt ganz mislungen. Die schreckliche Angst und Qual in welche Jung hierüber gerieth schildert er ganz übereinstimmend mit Goethe.

Auch Jacobi traf auf seiner Rückreise von Karlsruhe gegen Ende Februar in Frankfurt ein, wo er die Fastnacht (Fastnachtsonntag fiel 1775 auf den 26. Febr.) zubrachte. Unterdessen war Goethe durch den geistlosen Angriff den Nicolai auf „Werther's Leiden" gemacht hatte erbittert worden, worin er durch Jacobi bestärkt wurde. Goethe überließ sich aber die Fastnachtstage über den rauschenden Vergnügungen, in die er seit einiger Zeit gerathen war. An Auguste Stolberg schreibt er:

Den 28. Febr. haben wir getanzt, die Fastnacht beschlossen — ich war von den Ersten im Saale, ging auf und ab — und dann — viel Freud' und Lieb' umgab mich. Was soll ich Ihnen sagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zustand nicht ganz sagen kann, da Sie mich nicht kennen. Liebe! Liebe! Bleiben Sie mir hold. Ich wollt' ich könnt' auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Aug' rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen?

*) „Jung-Stilling's häusliches Leben", S. 42. Schon am 12. Nov. 1773 wurde in den frankfurter gelehrten Anzeigen auf Jung-Stilling's glückliche Heilcuren aufmerksam gemacht.

Die Anziehungskraft welche die Geliebte auf Alle zu üben wußte war für ihn sehr peinlich, sodaß er bei allen jenen Bällen und Gesellschaften welche der Januar und Februar gebracht hatten viele Qual ausgestanden hatte. Glücklicherweise befreite ihn von solchen rauschenden Vergnügungen der folgende Monat, an dessen Anfang wir ihn im nahen Offenbach finden, von wo er am 6., einem Montage, schreibt, er sei „auf dem Lande bei sehr lieben Leuten, in Erwartung" — wessen? will er seiner lieben Auguste nicht verrathen. Goethe sagt uns selbst, daß er in Offenbach, das schon damals bedeutende Anfänge einer sich bildenden Stadt zeigte, bei Johann André wohnte, der sich als Componist durch seine von ihm selbst gedichtete Oper „Der Töpfer" Beifall erworben hatte*) und jetzt Goethe's „Erwin und Elmire" componiren sollte. Hier erwartete er Lili, deren Onkel (Goethe bezeichnet ihn mit seinem Vornamen Bernhard), der Bruder von Lili's Vater, eines der prächtigsten Gebäude mit weitläufigen Fabrikanlagen in Offenbach besaß. Diesem gegenüber wohnte D'Orville, ein Bruder oder Verwandter von Lili's Mutter, ein jüngerer lebhafter Mann von liebenswürdigen Eigenschaften. Am 7. März meldet Goethe an die Gräfin Auguste:

Heute war der Tag wunderbar; habe gezeichnet — eine Scene (im „Faust"?) geschrieben. O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging' zu Grund.

Er verspricht ihr nächstens ein Drama zu schicken, das sie aber nicht aus den Händen geben möge, da er es nicht drucken lassen wolle; denn er werde, so Gott wolle, künftig seine Kinder in ein Eckchen begraben oder etabliren, ohne es dem Publico auf die Nase zu binden, da das „unerquickliche Geträtsch" über seinen „Werther"**) ihm alle Lust benommen hatte weiter Etwas zu veröffentlichen. Er schreibt:

Warum sag' ich dir nicht Alles? Beste — Geduld, Geduld hab' mit mir!

An demselben Morgen hatte er an seine Schwester geschrieben, der er sein gepreßtes Herz offenbarte. Am 8. März mag Lili wirklich nach Offenbach gekommen sein. Zwei Tage darauf finden wir ihn wieder in Frankfurt, von wo er seiner geliebten Auguste „statt allen weitern Schreibens" eine Zeichnung seiner Stube schickte.

Nur sag' ich Ihnen noch, daß mein Kopf ziemlich heiter, mein Herz leidlich frei ist. Was sag' ich! — O Beste, wie wollen wir Ausdrücke finden für Das was wir fühlen! Beste, wie können wir einander was von unserm Zustande melden, da der von Stund' zu Stund' wechselt! — Halten Sie einen armen Jungen am Herzen! Geb' Ihnen der gute Vater im Himmel viel muthige, frohe Stunden, wie ich deren oft habe, und dann laß die Dämmerung kommen thränenvoll und selig. Amen.

*) „Der Töpfer", schreibt Goethe am 3. Nov. 1773 an Betti Jacobi, „ist hier mit großem Beifall aufgeführt worden. Daß aber ja keine Freude rein sei, will der Verlag seiner Partitur nicht aus der Stelle." Eine Beurtheilung des Stücks in der frankfurter Zeitung verdroß den Componisten, besonders weil sein Stück als Nachahmung bezeichnet wurde. Hierauf beziehen sich die Aeußerungen im genannten Briefwechsel, S. 16 fg., 18 fg.

**) Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 183—196.

Je seltener solche Beziehungen auf den Himmel bei Goethe sind, um so bezeichnender sind sie für seine Stimmung. Wir erinnern an eine ähnliche Stelle, die er in ängstlichster Unruhe von Sesenheim aus schrieb:

Meine Seel' ist das Wetterfähnchen drüben auf dem Kirchthurm. Behüt' mir Gott meine lieben Aeltern! Behüt' mir Gott meine liebe Schwester! Behüt' mir Gott meinen lieben Herrn Actuarius! Und alle frommen Herzen! Amen.

Wie sehr sich auch Goethe in der Liebe zu Lili gezogen fühlte, so konnte er doch nicht hoffen, daß die Hindernisse welche der Verbindung entgegenstanden sich bald lösen dürften. Seinem Vater konnte die Verbindung mit einer andere Religionsgebräuche übenden, an ein glänzendes Gesellschaftsleben gewohnten Familie wenig zusagen, und er war sehr verdrießlich, daß der Sohn, statt der früher in Aussicht stehenden, zu den Verhältnissen seines, wenn auch stattlichen, doch auf äußern Glanz und ein bewegtes Gesellschaftsleben wenig berechneten Hauses ganz passenden Schwiegertochter, mit einer Staatsdame sich verbinden wollte. Dazu kam, daß das Schönemann'sche Haus bei all seinem Glanze keineswegs als ein sicherstehendes galt, sondern sein Bestand gerechtem Zweifel Raum gab. Frau Schönemann dagegen wünschte für ihre Tochter die Verbindung mit einem glänzenden Hause, wodurch ihr Bankgeschäft gehoben würde, wofür sie in dem Dichterruhme des aus einer wohlhabenden, aber schlicht bürgerlichen Familie stammenden jungen Goethe keinen Ersatz fand. So mußte denn das von beiden Familien wenig begünstigte Verhältniß für die Geliebten sehr peinlich sein, die nur mit der Hoffnung einer spätern Ausgleichung sich trösten konnten. Goethe schreibt am 19. März:

Mir ist's wieder eine Zeit her für (vor) Wohl und Wehe, daß ich nicht weiß, ob ich auf der Welt bin, und da ist mir's doch als wär' ich im Himmel.

Vier Tage darauf erhält er einen Brief von Auguste, welche ihm von ihren Zuständen und ihren heftigen Fieberanfällen schrieb. Goethe antwortet noch an demselben Tage:

Danke, danke für die Schilderung dein und deines Lebens. Wie wahr, wie voraus von mir gefühlt! O könnt' ich auch! — Behalt' mich lieb.

Und am Schlusse:

Jetzt gute Nacht, und weg mit dem Fieber! Doch, wenn du leidest, schreib' mir — ich will Alles theilen — o dann laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich dich flöhe und alle Lieben.

Diesen Brief sandte er erst am 25. März ab, an welchem Tage er an Jacobi schrieb:

Mein Herz und Sinn ist jetzt so ganz wo anders (als auf seine eigenen Gedichte) hingewandt, daß mein eigen Fleisch und Blut mir fast gleichgültig ist. Sagen kann ich dir Nichts — denn was läßt sich sagen! Will auch nicht an morgen und übermorgen denken; drum Ade. — Bleib' bei mir, Fritz — mir ist als wenn ich auf Schrittschuhen zum ersten mal allein liefe und dummelte auf dem Pfade des Lebens, und sollte schon um die Wette laufen und das, wohin alle meine Seele strebt.

Die Hindernisse welche sich der Verbindung entgegenstellten machten ihn unglücklich, wozu die Qual kommen mochte, daß Lili es nicht lassen konnte bei Allen zu glänzen und Allen freundlich zu thun. Jacobi scheint Goethe damals auch aus einer großen Geldverlegenheit gerettet zu haben, über deren Veranlassung wir keine Vermuthung wagen dürfen. *)

Vom 25. März bis 15. April haben wir keine Briefe von Goethe, weder an die Gräfin Auguste noch an seine sonstigen Freunde. In diese Zeit, vermuthlich Anfangs April **), muß die Verlobung mit Lili fallen, die freilich nach Goethe's Darstellung in „Wahrheit und Dichtung" erst nach dem 23. Juni erfolgt sein würde. Ein Fräulein Delf von Heidelberg, die von Goethe, der sie im Schönemann'schen Hause kennen gelernt hatte, bei seinem Vater eingeführt worden war, übernahm die Vermittelung zwischen den beiderseitigen Familien. Goethe erzählt:

Sie kannte sehr wohl unsere Wünsche, unsere Hoffnungen; ihre Lust zu wirken sah darin einen Auftrag; kurz sie unterhandelte mit den Aeltern. Wie sie es begonnen, wie sie die Schwierigkeiten die sich ihr entgegenstellen mochten beseitigt, genug sie tritt eines Abends zu uns und bringt die Einwilligung. „Gebt euch die Hände!" rief sie mit ihrem pathetisch gebieterischen Wesen. Ich stand gegen Lili über und reichte meine Hand dar; sie legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber doch langsam hinein. Nach einem tiefen Athemholen fielen wir einander lebhaft bewegt in die Arme.

Da Fräulein Delf mit ihrer ältern Schwester einem kleinen Handelshause in Heidelberg vorstand, so scheint die mit dem 2. April eintretende Ostermesse sie nach Frankfurt geführt zu haben, wodurch sich eine annähernde Zeitbestimmung der Verlobung ergeben würde.

Mit diesem Augenblicke trat in Goethe's Seele eine gewisse Sinnesänderung lebhaft hervor. War die Geliebte ihm bisher schön, anmuthig, anziehend vorgekommen, so erschien sie ihm nun als würdig und bedeutend; er erkannte jetzt ganz den Werth ihres Charakters, ihre Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in Allem, und freute sich dieser Vorzüge als eines Capitals, von dem er zeitlebens die Zinsen mitzugenießen hatte, und ließ seine Eifersucht ganz schwinden. Die durch Fräulein Delf eroberte Zustimmung ward als obwaltend anerkannt, stillschweigend und ohne weitere Förmlichkeit. Aber nur zu bald zeigte sich das Mißliche der beiden Verlobten, da auch nach dieser Zustimmung kein Verhältniß der Aeltern untereinander, kein Familienzusammenhang sich bilden wollte, vielmehr von beiden Seiten

*) Goethe beginnt den Brief mit den Worten: „Danke dir für Alles, Erwin" ꝛc., womit man den Brief vom 2. Oct. 1782 vergleiche. Später, im August, fragt er bei Merck an, ob dieser ihm im Fall, wenn er sich von Frankfurt entferne, auf den ersten Stoß mit einigem Geld beistehen wolle, und wirklich lieh er vor der Ankunft des Herzogs von Sachsen-Weimar in Frankfurt von Merck 10 Karolin. Im Januar 1776 machte er bei Merck eine neue Anleihe.

**) Zu derselben Zeit wurde Goethe durch die ohne sein Wissen und Willen namenlos erschienene Schrift: „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" von seinem Freunde H. L. Wagner, die man ihm selbst zuschrieb, in große Verlegenheit gesetzt, sodaß er sich genöthigt sah am 9. April öffentlich zu erklären, daß nicht er, sondern Wagner der Verfasser sei. Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 196 fg., 211 fg.

immer lebhafter empfunden wurde wie wenig ihre Häuser zusammenpaßten. Somit war die Sache durch jene abgedrungene Einwilligung wenig gefördert — und bald kehrte auch die alte Eifersucht zurück, die immer höher stieg, je weniger Lili sich in ihrer Freundlichkeit gegen Andere mäßigen wollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Milton's Ehrenrettung.

Zum Schmuze der Literatur gehören die hämischen Auslassungen gegen den Dichter des „Paradise lost" bei und nach seinem Leben. Daß König Karl II. einige seiner Schriften durch Henkershand verbrennen ließ, konnte Milton nur ehren. Daß ein Anonymus „alle wohlgesinnten Christen bei ihrem Seelenheile" aufrief „den schändlichen Buben zu Tode zu steinigen", darüber konnte er lachen. Letzteres vielleicht noch mehr, als Winstanley von ihm verkündete: ungeachtet er etwas weniges dichterisches Verdienst besitze, „sei doch sein Ruhm erloschen gleich einer Lichtschnuppe, und werde in alle Ewigkeit fortstinken wegen seiner niederträchtigen Verleumdung jenes ruhmreichen Märtyrers und Königs, Karl's I." Aber es schmerzte und mußte ihn schmerzen, als Aubrey behauptete, „zur Strafe für seine liederliche Aufführung habe die Universität ihn ausgespien" (vomited), und es klang böse für ihn, als in späterer Zeit Dr. Johnson sagte: „Ich schäme mich zu erwähnen, was, wie ich fürchte, nur zu wahr ist, daß Milton einer der letzten Studenten beider Universitäten war welcher die öffentliche Schmach körperlicher Züchtigung erlitten." In Bezug weder auf diesen noch auf jenen Schimpf findet sich bei der Universität Cambridge, wo Milton studirte, ein urkundlicher Nachweis. Während jedoch Aubrey seine Behauptung auf eine Stelle in einer von Milton's lateinischen Elegien stützte, konnte Johnson seine Befürchtung auf den Gebrauch gründen, bei der Relegation auf vorhergehende Ruthenhiebe zu erkennen. Daß Milton Aubrey's Behauptung zwei oder drei Jahre nachdem er sie vorgebracht, bei Gelegenheit einer neuen Ausgabe seiner Elegien, unter denen auch die fragliche, für eine Lüge erklärte, verschlimmerte seine Sache insofern als seine feierliche Ableugnung einer von ihm selbst in seiner Elegie eingestandenen Wahrheit seinen Charakter anderweit verdächtigte. Ueber jenes Eingeständniß aber ging das Urtheil der ihm günstigsten Commentatoren dahin, daß die betreffende Stelle, obschon nicht von Relegation, doch von einem consilio abeundi, dem englischen rustication, spreche. Die in Frage befangenen Verse sind folgende, und die gesperrt gedruckten Worte diejenigen aus welchen Milton's Schimpf gefolgert wurde:

Me tenet urbs refluâ quam Thamesis alluit undâ,
Meque nec invitum patria dulcis habet.
Jam nec arundiferum mihi cura revisere Camum,
Nec dudum vetiti me laris angit amor.

Si sit hoc exilium patrios adiisse penates,
Et vacuum curis otia grata sequi,
Non ego vel profugi nomen sortemve recuso,
Laetus et exilii conditione fruor.

Nachdem Johnson's vollgültige Autorität dem Urtheile der mildesten Ausleger beigetreten, und er namentlich versichert, daß selbst die größte Hochschätzung Milton's unter dem Ausdrucke vetiti laris nichts Anderes verstehen könne als eine ihm verschlossene Wohnung, war die Sache des Dichters verloren, der Schmuzfleck auf seinem Charakter anscheinend unvertilgbar. Da schreitet plötzlich ein neuer Kämpfer für die Ehre des Dichters in die verödeten Schranken, Dr. Maclure, magister legens der classischen Literatur an der Universität Edinburg, und beweist in einer der jüngsten Nummern des „Classical museum", daß die Elegie von Anfang bis zum Ende misverstanden worden, und nicht eine Spur von Dem enthalte was Gelehrte darin gefunden, und Unwissende ihnen nachgeschwätzt. „Es muß überraschen", schreibt der Verf., „daß in der Elegie vorkommende Ausdrücke, ich will nicht sagen, von «der größten Hochschätzung», sondern sogar von Bosheit und Verachtung in einer Weise haben gedeutet werden können welche die wider Milton vorgebrachte und von ihm mit Unwillen zurückgewiesene Verleumdung unterstützte. Mir ist es so hell wie der Tag, daß sie, wenn richtig erklärt, der Ehrenkränkung jeden Schein des Rechts nehmen. Milton war 18 Jahre alt, und auf Ferien in London, als er die an seinen Schulkameraden und Freund Charles Deodate gerichtete Elegie: «Ad Carolum Deodatum», schrieb. Deodate hatte in Oxford studirt, sich dann nach Chessire gewendet und, wie die Elegie bezeugt, eine muthmaßlich poetische Epistel an Milton erlassen, worin er, unbekannt mit der Gesinnung seines Freundes in Betreff der Universität, ihn wegen seiner Abwesenheit von derselben in Folge der Ferien beklagte, und die zeitweilige Trennung eine Art exilium nannte. Diese Ansicht will Milton widerlegen und thut es, ich gebe zu, in für die alma mater nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken, doch sicherlich nicht in einer Weise welche die darauf gegründete Beschuldigung wider ihn zu unterstützen vermag. Räumt man nun ein daß hieraus die Worte exilium und profugus sich erklären, fragt aber wie ich die Worte dudum vetiti laris zu erklären mich getraue, so antworte ich, daß Nichts leichter ist, und ich nur nicht begreifen kann, warum der richtige Sinn so lange unentdeckt geblieben. Die Commentatoren haben bis jetzt angenommen, erwähnte Worte bezögen sich auf des Dichters freudeleere Zimmer im Christ college zu Cambridge. Milton war jedoch ein zu guter Lateiner das Wort lar so unpassend zu gebrauchen. Er gebraucht es in der alleinigen Bedeutung die es hat, für seine Heimat, seines Vaters Herd, dessen Besuch ihm durch die Regel des College unlängst verboten gewesen. Kurz, er zählt zu den Freuden seines dermaligen Aufenthalts in London die Befreiung von dem Heimweh, woran er in Cambridge gelitten. So gelesen quadrirt die Stelle mit sich, mit andern Stellen in Milton's Schriften, und mit dem Register des College, und was von größerer Wichtigkeit sein dürfte, es reinigt nicht blos das Andenken des größten Dichters und eines der gereiftesten Gelehrten Englands von einem Flecke der ihm lange angeklebt, sondern es entzieht auch thörichten und unbesonnenen jungen Menschen die gern ergriffene Gelegenheit ihre schlechte Aufführung und Halsstarrigkeit mit einer glänzenden Autorität zu beschönigen." 10.

Literarische Notiz.

„La révolution du 24 Février 1848"

ist der Titel eines von den französischen Zeitungen wohl empfohlenen Buches aus der Feder Karl Dunoyer's. Liebe zur Freiheit und Achtung vor dem Gesetz bilden den Grundzug in des Autors Charakter, und mit der aus der Vermischung dieser beiden Factoren nothwendig hervorgehenden Anschauung des öffentlichen Lebens beurtheilt er die Thatsachen der Vergangenheit und die Hoffnungen der Zukunft. Im Gegensatz zu der Farblosigkeit und Charakterlosigkeit welche die französische Presse ziemlich allgemein der Revolutionsgeschichte von Lamartine vorwirft, wird an Dunoyer eine feste Zeichnung der Charaktere, ein einfaches Abwickeln der geschichtlichen Facta und eine offene, selbständige, ohne Prahlerei sich darlegende Meinung gerühmt. Einem solchen Talente und einer so tiefen und scharfen Auffassung der Verhältnisse gegenüber — ruft das „Journal des débats" aus — hat man immer reichen Stoff zum Denken und Lernen, selbst wenn man im Einzelnen sich zu des Autors Ansicht nicht zu bekehren vermag. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 240. — 6. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortsetzung aus Nr. 229.)

Onkel Bernhard, welcher der Verbindung nicht entgegen war, lud Lili auf einen bestimmten Tag im April nach Offenbach, wo er die Verlobung festlich zu feiern gedachte. Sie versprach zum Mittag nach Offenbach zu kommen. Aber am Vorabend ließ sie durch ihren Bruder George ihrem Verlobten sagen, daß es ihr völlig unmöglich sei am Mittage, wie sie gedacht, zu kommen; erst gegen Abend hoffe sie ihre Ankunft erwirken zu können; sie bitte ihn aber so herzlich dringend Etwas zu erfinden, wodurch das Unangenehme dieser Nachricht, die er hinausmelden möge, bei den Freunden gemildert, ja versöhnt werde. Wie der Dichter diese theilweise Vereitelung des Festes durch das am Morgen nach Offenbach gesandte Gelegenheitsgedicht „Sie kommt nicht" zu allgemeiner Erheiterung zu benutzen wußte, erzählt er auf anziehende Weise in „Wahrheit und Dichtung". Lili kam erst gegen Abend, wo sie zu ihrer Ueberraschung von heitern, ja lustigen Gesichtern bewillkommnet wurde. Daß ihr Ausbleiben am Mittage durch vielfache Hin- und Herreden über ihr Verhältniß zu Goethe und die Versuche dasselbe zu lösen veranlaßt sei, war leicht zu erkennen.*) Indessen scheinen die Verlobten sich im Laufe des Aprils und am Anfange des folgenden Monats**) mehrfach in Offenbach zusammengefunden zu haben, wo sie oft bis nach Mitternacht dem Spiele von Johann André zuhörten und Lustpartien in die Umgegend machten.***)

Dennoch konnten die Versuche welche von beiden Seiten gemacht wurden die Verlobten zu trennen nicht ohne störenden Einfluß bleiben, woher wir bald das Verhältniß so gelockert sehen, daß Goethe mit den beiden Stolberg Ende Mai die Schweizerreise unternahm ohne vorher von der Geliebten Abschied genommen zu haben. Schon am 15. April schreibt er an Auguste Stolberg: „Ach Gott, Ihre Brüder kommen, unsere Brüder zu mir. — Liebe Schwester! Das liebe Ding das sie Gott heißen oder wie's heißt, sorgt doch sehr für mich. Ich bin in wunderbarer Spannung, und es wird mir so wohl thun sie zu haben." Und 11 Tage später: „Wie erwart' ich unsere Brüder! Welch ein lieber Brief von euch Dreien." Die Ankunft derselben scheint Anfang Mai erfolgt zu sein*) und der Antritt der Schweizerreise Ende Mai zu fallen. Nach seiner Rückkehr schreibt er am 3. Aug.: „Umsonst daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr"; wir finden ihn aber bereits am 25. Juli wieder in Frankfurt. Am 24. Juni schreibt Boie an Merck, er habe schon vor einiger Zeit einen Brief aus Karlsruhe und danach noch einmal Nachricht von den Stolberg erhalten. „Goethe schwärmt in der Schweiz herum", heißt es in einem Briefe Merck's an Höpfner vom 3. Juli**); „in drei Tagen kommt Zimmermann." Und vier Tage später schreibt derselbe: „Goethe schwärmt jetzo bei ihm (Lavater) und in der Schweiz herum. Auch haben wir Zimmermann auf einige Tage hier."***)

Die beiden Stolberg und ihr Begleiter Graf Haugwitz wurden von Goethe mit Jubel empfangen, da ihr leidenschaftlich stürmisches Wesen ihn dem schwankenden Zustande entriß in welchem er sich eben befand. Die ausgelassene Lust der Grafen, die bei Goethe meist zu Tische waren, wurde besonders von Goethe's Mutter, der man damals den Scherznamen Frau Aja aus den „Haimonskindern" beilegte, auf die glücklichste Weise getheilt, und in den Schranken heitern Tollens gehalten.

*) Goethe verlegt dies Fest auf Lili's Geburtstag, den 23. Juni, und spricht gar nicht von einer Verlobungsfeier. Aber am 23. Juni war Goethe in der Schweiz, sodaß diese Angabe auf einem Irrthume beruht, der um so leichter sich erklärt, als ihm von jenem Gelegenheitsgedicht weder Abschrift noch Concept geblieben war, sodaß er den Titel aus dem Gedächtnisse herstellen mußte. Ein anderes Fest als eine heitere Beglückwünschung zur Verlobung dürfte kaum zu vermuthen sein.

**) Herder schreibt im Mai an Hamann (Hamann's Werke, V, 141): Claudius krank und Goethe geht mit Heirathsgedanken."

***) Vergl. XXII, 297, 303.

*) Ende April scheinen sie von Hamburg abgereist zu sein. Vergl. „Briefe von Voß", I, 192, 266. Am 29. waren sie noch in Wandsbeck.

**) Bei Wagner steht irrig, wol nur durch Druckfehler, der 3. Juni. Daß der Juli gemeint sei, ergibt sich theils aus der Erwähnung des Todes von Merck's zweitem Sohne, der am 17. Juni starb, theils aus der Nachricht über Zimmermann, der nach dem „Frankfurter Journal" auf seiner Reise in die Schweiz am 3. Juli in Frankfurt ankam, theils aus dem folgenden richtig vom 7. Juli datirten Briefe. Seltsam wie Viehoff (II, 228 fg.) Dies übersehen konnte.

***) In dem Briefe Goethe's an Reich („Briefe von Lavater und Goethe", S. 173), datirt „Frankfurt, 28. Mai 1775", ist ohne Zweifel statt Mai zu lesen März, eine Verwechselung die bei Goethe's Schrift sehr leicht ist.

Mit ihnen ging er auch nach Offenbach, wo er sie bei seinen Freunden einführte und sie unter Anderm mit einem lieben Mädchen seiner Bekanntschaft zusammenführte, welche er selbst ein seltsames Geschöpf nennt.*) Ohne Zweifel stellte er auch seiner Lili die gräflichen Freunde vor.

Goethe verließ gegen Ende Mai mit den beiden Stolberg seine Vaterstadt, nachdem er sich von Lili „mit einiger Andeutung, aber ohne Abschied" getrennt hatte; war sie ihm doch so sehr ans Herz gewachsen, daß er sich gar nicht von ihr zu entfernen glaubte (XXII, 339). Obgleich schon damals das Verhältniß gelockert war, so schied er doch, wie er einige Monate später sagt**), „hoffnungsvoll ihre beiderseitigen Schicksale zu verbinden". In Darmstadt warnte Merck, bei welchem Goethe seine Zeit zubrachte, ihn vor der Gesellschaft seiner gräflichen Freunde, wenn wir dem Berichte in „Wahrheit und Dichtung" trauen dürfen. „Daß du mit diesen Burschen ziehst", rief er aus, „ist ein dummer Streich; du wirst nicht lange bei ihnen bleiben. Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist dem Wirklichen eine bestimmte Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und Das gibt Nichts als dummes Zeug." Hiermit stimmt es wenig, wenn Boie in Beantwortung eines Briefes von Merck am 24. Juni schreibt: „Ich freue mich sehr, daß Sie die Stolberge kennen und lieben gelernt haben. Ich verspreche mir von ihrer Bekanntschaft (mit Goethe) viel Gutes." Merck mochte die Verbindung misbilligen, weil Goethe über die Zeit jugendlicher Ueberspannung, in der sich die gräflichen Brüder gefielen, hinaus war, und er der Ueberzeugung lebte, daß diesen eine wahrhaft dichterische Anlage abgehe. Die Worte mit welchen er den Unterschied zwischen diesen und Goethe bezeichnet sprechen treffend das Charakteristische von Goethe's ganz objectiver Poesie im Gegensatze zu den subjectiven Ergüssen der enthusiasmirten Brüder aus.***) Auf das gemüthlichste wurde Goethe in Karlsruhe von dem Erbherzoge Karl August von Sachsen-Weimar und seiner Braut Luise von Hessen-Darmstadt empfangen, die ihm Beide wiederholt versicherten, daß es ihnen angenehm sein würde ihn bald in Weimar zu sehen. Schon im December 1774 hatte zu Karlsruhe die Vermählung stattgefunden, worauf die beiden Prinzen mit Görtz und Knebel nach Paris abreisten†); von dort kehrten sie nach Karlsruhe zurück, wo sie mit Goethe zusammentrafen. Schon um Johanni (24. Juni) waren sie in Weimar zurück.*) Dagegen ist es ein Irrthum, wenn Goethe behauptet, er habe in Karlsruhe Klopstock getroffen, der längst wieder in Hamburg war. Am 3. April war er auf der Rückreise in Göttingen, von wo er am 5. April nach Hamburg abreiste.**) „Klopstock ist schon lange weg", schreibt Jacobi am 26. April an Frau von Laroche, „aber nicht Verdrusses wegen, sondern weil einer seiner Brüder, der 10 Jahre in Madrid gewesen war, ihn unvermuthet überfiel und ihn überredete einen Monat früher als er sonst würde gethan haben mit ihm nach Hamburg zu reisen." Nach Knebel***) wäre Klopstock darüber erzürnt gewesen, daß er bei Hofe nur als bloßer Legationsrath galt, und aus Aerger, ohne Abschied zu nehmen, wieder fortgereist.

Von Karlsruhe ging Goethe zu seiner Schwester in Emmendingen, welche ihn von der Auflösung seines Verhältnisses mit Lili zu überzeugen suchte. Es sei hart, meinte sie, ein solches Frauenzimmer, von deren Wesen sie sowol durch den Bruder als andere Berichte und eigene Kenntniß unterrichtet war, in das einfache, stille, auf glänzende Gesellschaften nicht eingerichtete Bürgerhaus ihrer Aeltern zu versetzen, wo sie sich bald unglücklich fühlen werde. Freilich mußte er der Schwester, die mit rührendster Theilnahme an ihm hing, in der Hauptsache Recht geben, aber er konnte und mochte ihr Nichts versprechen, da er die Hoffnung nicht aufgeben wollte die Geliebte bald außerhalb der Vaterstadt in ein ihren Neigungen und Wünschen entsprechendes Verhältniß zu führen. Und was die Schwester sonst anführen mochte, daß ein bei allen trefflichen Eigenschaften doch verzogenes und gefallsüchtiges, an den Glanz der Gesellschaften gewöhntes Mädchen zu seinem einfachen, natürlichen Wesen nicht passen werde, daß sie die Sucht zu glänzen und Allen zu gefallen der Liebe zu ihm nicht aufopfern könne, verschwand vor der Leidenschaft gährender Liebe und der Ueberzeugung, daß die schönste natürliche Gemüthlichkeit und die lebhafteste, schwungvollste Empfindung, die mit seiner Natur wunderbar übereinstimmten, den unerschütterlichen Grund von Lili's Wesen bildeten. Diesen Besuch der Schwester müssen wir in den Anfang Juni setzen. Am 4. Juni sandte Goethe an Knebel seine eben vollendete „Claudine", die er dem Herzog auf der Reise in freien Stunden vorlesen und dann an seine Schwester zurückschicken möge; nur „Nichts abgeschrieben!" bittet er gar schön.†) Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er diese Sendung von Emmendingen aus machte, wohin auch die Handschrift zurückgeschickt

*) Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg. Wir vermuthen, daß diese jenes Lottchen ist an welches das Gedicht „An Lottchen" (I, 61 fg.) gerichtet ist. Vergl. meine „Studien zu Goethe's Werken", S. 38 fg.

**) Schöll's „Briefe und Aufsätze von Goethe", S. 159.

***) Man hat mit Recht bemerkt, daß die Schilderung welche Goethe in „Wahrheit und Dichtung" von Merck macht etwas zu ungünstig ist; aber den Beinamen Mephistopheles gibt er ihm nicht erst dort, sondern schon in einem Briefe an Frau von Stein (I, 361), wo er sogar von ihm sagt, der Drache mache ihm böses Blut (I, 363).

†) Knebel schrieb von Paris aus am 14. März einen Brief an seine Schwester (Knebel's Nachlaß, II, 187 fg.).

*) Vergl. Görtz a. a. O., I, 11. Müller in der Schrift „Die Feier des 3. Sept. 1825 in der Loge Amalia zu Weimar", S. 13.

**) Briefe von Voß, I, 264.

***) Das was nach Knebel's Tagebuch von den Herausgebern von Knebel's Nachlaß (I, XXV) erzählt wird, ist nicht ganz genau; denn es ist ebenso unwahr, daß Klopstock nur wenige Tage in Karlsruhe blieb, wie daß er zur Zeit als Knebel in Karlsruhe war dort angekommen sein soll.

†) Riemer, II, 542.

werden sollte; vermuthlich hatte er einen Theil des Stücks seinem Freunde Knebel schon in Karlsruhe vorgelesen. Von Frankfurt aus kann die Sendung nicht erfolgt sein, weil er am 4. Juni dies längst verlassen hatte, ebenso wenig auf der Reise bis nach Karlsruhe, wo er wußte, daß er Knebel und den Herzog antreffen werde. *)

Von Emmendingen ging er nach Strasburg **), wo er wieder mit den Stolberg zusammentraf, von denen der Jüngere hier die letzte Nachricht von der schönen Engländerin erhielt, mit der Umstände und Rücksichten eine Verbindung untersagten. ***) In Zürich ward er von Lavater heiter und herzlich aufgenommen. Während er mit diesem außer der Physiognomik die wichtigsten, ihn innig berührenden Gegenstände durchsprach, durchzogen die Stolberg nach ihrer Weise auf mancherlei Wegen die ganze Gegend. In ihrer Abwesenheit ward Goethe durch seinen Freund Passavant aus Frankfurt veranlaßt mit ihm die kleinern Cantone zu bereisen. Am 14. Juni †) fuhren sie auf dem Züricher See bis Richterschwyl, wo sie von dem trefflichen Arzte Dr. Hotze ††), einem Freunde Lavater's, der sie an diesen empfohlen hatte, aufs beste bewirthet und aufs anmuthigste und nützlichste über die weitern Reisestationen unterhalten wurden. Auf dem Züricher See sang Goethe das schöne Lied „Auf dem See" (I, 63), wo mitten im Vollgenusse der ihn mit neuem Leben erfrischenden herrlichen Natur die Erinnerung an die entfernte Geliebte ihn bedrängt.

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Gold'ne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist,
Hier auch Lieb' und Leben ist. †††)

Am folgenden Tage gelangten sie auf rauhem Wege nach Maria Einsiedeln. *) Unter den alterthümlichen Kostbarkeiten des dortigen Klosters zog ihn eine kleine Zackenkrone mit eingefugten farbigen Steinen von geschmackvoller Zeichnung und unermüdeter Ausführung so an, daß er sich die Erlaubniß erbat sie herauszunehmen. Als er sie aber in die Höhe hob, glaubte er, er müsse sie Lili auf die hellglänzenden Locken setzen, sie vor den Spiegel führen und müsse ihre Freude über sich und das Glück welches sie verbreite gewahr werden. Als sie von der Höhe der Berge in das Thal von Schindeleggi hinabsteigen sollten, kehrten sie sich nochmals um, wo denn Goethe, welchen der Gedanke an die Geliebte, seines Lebens höchste Lust, immerfort beängstigte, in ein Gedenkheftchen die Verse schrieb:

Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick?
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück?

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vorher hatte er die vom 9. April datirte Erklärung, daß nicht er, sondern Wagner Verfasser der Schrift „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" sei, an Knebel gesandt. Vergl. Riemer, II, 87.

**) In „Wahrheit und Dichtung" sagt Goethe, das Einzige dessen er sich zwischen Emmendingen und Zürich erinnere, sei der Rheinfall bei Schaffhausen.

***) Vergl. Goethe's Brief an die Gräfin Auguste vom 25. Juli S. 89).

†) Goethe berichtet, in seinem Tagebuche finde er angegeben, daß sie am 16. Juli von Einsiedeln aufgebrochen seien, wonach er erst am 22. Juli den Gotthard verlassen haben würde, was unmöglich ist, da er am 25. Juli wieder in Frankfurt war. Statt Juli ist Juni zu lesen, wie sich schon daraus ergibt, daß er nach demselben Tagebuch XXII, 364) angibt „den 18. Sonntags"; denn 1775 war nicht der 18. Juli, sondern der 18. Juni ein Sonntag. Vielleicht verwandelte Goethe den Juni seines Tagebuchs in den Juli, weil er vorher berichtet hatte, er habe Lili's Geburtstag, den 22. Juni, in Offenbach gefeiert. Auffallend ist es wie Viehoff (II, 228, 240) die einfache, von mir schon im „Archiv für das Studium der neuern Sprachen", II, 465, angedeutete Lösung der Widersprüche entgehen konnte.

††) Zimmermann über die Einsamkeit, IV, 81: „Mitten unter Allem was die Schweiz in der größten Mannichfaltigkeit Erhabenes, Anmuthiges und Reizendes hat, wohnt im Dorfe Richterschwyl, einige Stunden von Zürich, ein großer Arzt (Dr. Hotze). Erhaben und sanft wie die Natur die ihn umgibt ist seine Seele; sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft und jeder milden Tugend." Hotze begleitete Lavater als dieser zu Strasburg bei Cagliostro einen Besuch machte. Vergl. Hegner's Schrift über Lavater, S. 239.

†††) Vergl. über dieses Gedicht: Lehmann, „Ueber Goethe's Lieblingswendungen und Lieblingsausdrücke", S. 12 fg., wo es nur verfehlt ist, wenn der Hauptnachdruck darauf gelegt wird, daß der Dichter sich seine Freiheit nicht beschränken lassen wolle; er will sich vielmehr im Genusse der schönen Natur durch Nichts stören lassen.

*) Denselben Weg wie damals (XXII, 354 fg.) machte Goethe 1797 mit seinem Freunde H. Meyer. Vergl. XXVI, 192 fg.

Geschichte der Araber vor dem Mohammedanismus.

Obgleich die Gegenwart, die den Geist fast ausschließlich auf die Lösung der großen politischen Räthselaufgaben hindrängt, nur wenig Muße für das Studium einer weit zurückliegenden Vergangenheit hat, wird doch der Freund ernster Studien mit dem Interesse welches die Wissenschaft einflößt das Erscheinen eines Werkes begrüßen welches für eine noch wenig bearbeitete Partie der Geschichte Aufschlüsse und sorgsame Zusammenstellungen gibt. Der „Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme, pendant l'époque de Mahomet et jusqu'à la soumission de toutes les tribus arabes à la nouvelle foi", von dem Professor am Collége de France, Caussin von Perceval, ist mit dem eben erschienenen dritten Bande, — die ersten beiden Theile erschienen etwa vor einem Jahre — beendet. „Seit einer langen Reihe von Jahren haben unsere Orientalisten", sagt das „Journal des débats" bei Besprechung dieses Buches, „alle ihre Anstrengungen auf die Herausgabe von Originaltexten oder guten Uebersetzungen oder von Denkschriften über einen einzelnen Autor gerichtet. Dieser Gang war nicht nur natürlich, sondern geradezu unerlaßlich; denn vor allen Dingen kam es darauf an die zahlreichen Materialien zu häufen und sie mit Geist und Sorgfalt zu erläutern. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet haben unsere orientalistischen Gelehrten dem Studium des Orients ungeheure Dienste erwiesen, und man kann der Juliregierung die Anerkennung nicht versagen, daß sie immer mit ebenso viel Eifer als Freigebigkeit die Herausgabe von Originaltexten oder aufgefundenen Denkmalen gefördert hat. Aber neben diesen doch immer mehr den Gelehrten zugänglichen Arbeiten mußte man wünschen, daß endlich ein Orientalist an ein vollständiges Gemälde der wichtigsten Epoche des Islam gehe, der Epoche seiner Geburt und seiner ersten Ausbreitung. Herr Caussin hat diese Arbeit gewagt und in ihr alle die unerlaßlichen Enthüllungen für das Verständniß einer so großen historischen Thatsache gegeben, wie doch das Aufkeimen einer neuen Religion ist.

Die Ereignisse des vergangenen Jahres hätten ohne Zweifel keiner Regierung erlaubt eine solche Arbeit, wie wichtig sie auch sei, zu unterstützen; Herr Caussin hat das Werk auf eigene Kosten veröffentlicht. Ein langer Aufenthalt in Syrien hat ihn nicht nur mit der arabischen Sprache, sondern auch mit den Sitten, den Gebräuchen, dem innern Familienleben des arabischen Volks innig vertraut gemacht. Einige Jahre ausdauernder Arbeit und eines gründlichen Studiums der oft selbst im Orient sehr seltenen, unedirten Texte haben dem Werke Caussin's eine Glaubwürdigkeit gegeben die der dieser Texte gleichsteht. Durch die glückliche Vereinigung dieser beiden Vortheile befriedigt der „Essai sur l'histoire des Arabes" nicht nur die Anfoderungen der Orientalisten von Profession, sondern er bietet auch durch die überall lebendige Darstellung von Ereignissen und Sitten jedem andern Leser eine anziehende Lecture.

Das Werk Caussin's zerfällt in drei Haupttheile. In dem ersten behandelt der Verf. die Geschichte der Araber von Yemen seit den frühesten Zeiten, und entwickelt den Synchronismus der Familien und Fürsten, welche in diesem Lande seit etwa acht Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung gelebt haben. Ein zweiter Theil beschäftigt sich mit den Sitten und Institutionen der Koraichiten, des mächtigen Stammes aus dem der Prophet hervorgegangen ist. Diejenigen welche gern den socialen Zustand der altclassischen Völker mit den oligarchischen Republiken der semitischen Race vergleichen wollen, werden hier den sonderbarsten Stoff vorfinden. Die Sendung Mohammed's, von so vielen Wechselfällen und dem endlichen Erfolg seines Apostolats begleitet, bildet den Inhalt des dritten Theils.

Wie verdienstlich auch die Arbeiten von Maracci, Sale, Gagnier sind, Caussin's Werk ist doch das vollständigste, sorgfältigste und unparteiischste von Allen. Die Erzählung der Thatsachen gewinnt eine mächtige Anziehungskraft durch die Einschaltung arabischer Poesien, die eben auf den Gegenstand Bezug haben und dem französischen Leser hier zum ersten male zugänglich gemacht sind. Wir können diese Einschaltung von Dichtungen, die Herrn Caussin auf seinem Wege überall aufstießen, nur beifällig erwähnen; denn in einem geschichtlichen Buche über die Araber sind deren Dichtungen nicht etwas Aeußerliches. Die Araber waren schon frühzeitig ebenso stolz auf ihre Sprache und ihre Poesie als auf ihre Bravour und ihre Kunst Säbel und Lanze zu schwingen. Es konnte sich also nicht um einen Ausschluß, sondern nur um eine Wahl dieser Gesänge handeln, und diese Wahl hat Herr Caussin mit ebenso viel Maß als Geschmack getroffen. Die französische Lesewelt wird Dies zu würdigen verstehen." 31.

Lesefrüchte.

Zur Charakteristik Robespierre's.

G. H. Lewis, ehrenwerth bekannt durch seinen „Ranthorpe", die „Biographical history of philosophy" und andere Schriften, erzählt in seinem neuesten Werke: „The life of Maximilien Robespierre, with extracts from his unpublished correspondence" (London 1849), eine Anekdote welche den allgemeinen Satz, daß das Bemerkenswertheste am Menschen seine Inconsequenzen seien, ebenso sehr bewahrheitet als sie Robespierre's innerste Eigenthümlichkeit bezeichnet. „In Paris lebt ein Mann", sagt der Verf., „Namens Legrand, welcher gern von seiner Bekanntschaft mit Robespierre spricht, den er seinen «am besten verleumdeten Freund» nennt. Er sieht in Robespierre «einen höchst liebenswürdigen Gesellschafter» und kann ihn sich nicht anders denken. Die Schreckensherrschaft war eine Art Alp. Sie ist vorüber; er hat sie vergessen. Der «Unbestechbare» ist in seinen Augen weder der wüthende Demagog der die Leidenschaften eines aufgeregten Volks anstachelt, noch der eitle Pädagog der dieselben Leidenschaften durch Vernunftgründe zügeln will, sondern ein angenehmer, gefälliger, artiger Mann, dessen er sich mit Vergnügen erinnert. Eins insbesondere erzählt er von ihm, und ich bedauere, daß meine Nacherzählung das Meiste daran verderben wird, indem seine Gesticulation und der ruhige Greisenton seiner Stimme viel zur Erhöhung des Eindrucks beitragen. Ich will es versuchen, so gut es geht. Möglich doch daß es den Leser unterhält. Ich führe den Erzähler redend ein. «Je me rappelle qu'une fois étant chez la famille Lebas .... où il allait très souvent .... j'entends du bruit sur l'escalier. «Tiens!» me suis-je écrié. «Je parie que c'est ce farceur de Robespierre .... car il était très gai — en société .... das Beiwort farceur ist sehr bedeutungsvoll .... Effectivement c'était lui. Il entre dans le salon .... je m'approche de lui et je lui dis: «Citoyen, tu sais .... ou tu dois savoir .... que M. Legrand, un parent à moi — eh bien! il est *condamné*, et demain matin .... eine leicht verständliche Bewegung der Hand in Nachahmung der Guillotine vollendet den Satz .... Un homme, citoyen, dont l'innocence m'est prouvé! dont je réponds comme de moi-même! .... Et la vie d'un innocent, citoyen, c'est quelque chose — quoi!» Alors il me répond: «Voyons, voyons, votre affaire» .... car il était fort aimable en soriété — M. de Robespierre .... Je lui conta la chose; alors il me demande: «A quelle heure ton ami doit-il mourir?» .... car il était fort aimable en société — M. de Robespierre .... «Citoyen», que je lui réponds, «c'est à neuf heures précises!» — «A neuf heures! c'est facheux! car tu sais que je travaille tard; ainsi comme je me couche tard, je me lève tard. Je crains que je ne serais pas levé en temps de sauver votre ami .... mais nous verrons, nous verrons!» .... car il était fort aimable en société — M. de Robespierre .... Nach kurzer Pause fährt Legrand fort: «Il paraît .... que M. de Robespierre avait *beaucoup* travaillé cette nuit: car mon pauvre ami! .... Wieder die Nachahmung der Guillotine .... C'est égal! Je suis sûr que s'il n'avait pas tant travaillé, il aurait sauvé mon pauvre ami .... car il était fort aimable en société — M. de Robespierre!»"

Freundliche Erinnerung.

Wie die männliche, so hat die weibliche Aristokratie Englands sich oft unter ihren Stand vermählt. Frances oder Franziska, Tochter des Grafen Windon, ließ sich zum Sohne eines londoner Weinschenken herab, und doch war sie weder alt noch arm, noch häßlich, sondern von alledem das Gegentheil. Nach dem frühen Tode ihres Gatten warb Sir George Rodney um ihre Hand, und sie war im Begriff ihn zu erhören als ein Graf gegen den Baronet in die Schranken trat, der Graf von Hertford. Die Weinschenkenswitwe gab dem Baronet den Korb und heirathete den Pair, jener aber schickte ihr am Hochzeitstage ein mit seinem Blute geschriebenes Gedicht und stürzte sich in sein Schwert. Dasselbe that nun zwar der Herzog von Lennox nicht als er nach dem Ableben des Grafen von Hertford um die schöne Gräfin freite, und sie, gelockt von der Aufmerksamkeit des Königs, den Herzog verabschiedete und ihr Netz nach dem Könige auswarf. Aber auch der König that ihr den Willen nicht, und sie starb als Witwe 1639. Von dieser Dame erzählt Bernard Burke in seinen „Anecdotes of the aristocracy" (2 Bde., London 1849): „Wenn die Gräfin in Gesellschaft von Anbetern umgeben war, brachte sie am liebsten das Gespräch auf ihre zwei Großväter, die Herzöge von Norfolk und Buckingham, wann Dieser Das und Jener Dies gethan, verstummte aber sobald ihr Gemahl der Graf von Hertford sich in der Nähe zeigte. Es war nämlich einige male geschehen, daß der Graf solches hörend sie mit der Frage unterbrochen: «Ach, liebe Frances, wie lange ist's doch, daß du den Prannel geheirathet?» Prannel, ihren ersten Mann." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 241. — 8. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortsetzung aus Nr. 240.)

Wie viel wohler als ihm war es seinem Freunde Stolberg, der nicht mehr der peinlichen Entscheidung zu harren hatte, sondern jetzt „im Wolkenbade" der schweizer Berge allen Schmerz der Entsagung ablegen konnte! Am 16. Juni übernachteten sie in Schwyz, wo sie nach den bestandenen Mühen des Tages im Gefühle behaglicher Kraft lachten und jauchzten bis Mitternacht. Den folgenden Tag bestiegen sie Rigi, von wo es am 19. Juni nach Altdorf und am 20. Juni über Amstäg nach Wasen ging. Am Abend des 22. Juni trafen sie beim Hospiz auf dem Gotthard ein. Passavant versuchte vergebens seinen Freund am folgenden Morgen zu bewegen mit ihm nach Mailand hinabzusteigen; das Andenken an die Geliebte, die gerade an diesem Tage ihren Geburtstag feierte, zog ihn von der lockenden Aussicht zurück. Die Lombardei und Italien lag als ein ganz Fremdes vor ihm, Deutschland als ein Bekanntes, Liebwerthes, voller freundlichen einheimischen Aussichten; Das was ihn so lange ganz umfangen, sein ganzes Sein getragen hatte, blieb ihm auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten er sich nicht getraute. Ein goldenes Herzchen, das er in schönsten Stunden von Lili erhalten hatte, hing noch an demselben Bande an dem sie es ihm umgeknüpft hatte, lieberwärmt an seinem Halse. Daß das tiefempfundene Lied „Angedenken du verklungener Freude" (I, 77) gerade an Lili's Geburtstag gedichtet sei, ergibt sich aus unserer Herstellung der Zeitfolge, da die schweizer Reise nicht in den Juli, sondern in den Juni fällt. Die Rückreise war weniger heiter. Passavant war über die Vereitelung der Wanderung nach Italien verstimmt, unser Dichter aber „auf seinen stummen Wegen um desto anhaltender beschäftigt das Ungeheure, das sich in unserm Geiste mit der Zeit zusammenzuziehen pflegt, wenigstens in seinen faßlichen charakteristischen Einzelheiten festzuhalten". Der Gedanke an Lili beherrschte alle seine Gefühle, welche ihn das tiefe Unglück einer ewigen Trennung von dieser immer schmerzlicher empfinden ließen; doch ermannte er sich zu froher Hoffnung, daß ihm das Leben noch wahres Glück bringen werde, wenn er nur den Muth nicht sinken lasse, sondern kräftig fortstrebe, wie sich Dies in den „Hoffnung" überschriebenen Versen (I, 82) ausspricht, welche nach der Quartausgabe in den Juni 1775 gehören:

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende!
Laß, o laß mich nicht ermatten!
Nein, es sind nicht leere Träume;
Jetzt nur Stangen diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Auch diese Verse, die schon in der ersten Ausgabe der Werke stehen, scheint Goethe in jenes oben erwähnte Gedenkheftchen geschrieben zu haben. Goethe beschreibt die Rückreise nicht genau, nur bemerkt er, daß sie über die bedeutenden Höhen des Vierwaldstättersees, Küßnacht und Zug zurückgekehrt seien, wonach sie, wenn man die Reise welche Goethe 1797 mit H. Meyer machte vergleicht, am 27. oder 28. Juni wieder in Zürich gewesen sein dürften.

Hier verweilte Goethe noch einige Zeit bei Lavater, mit welchem er die Verhandlungen über die „physiognomischen Fragmente" fortsetzte, sich über seine Bestrebungen, Aussichten und Wünsche unterhielt, wobei vor Allem das Verhältniß zu Lili zur Sprache kommen mußte, worin Lavater seiner ganzen gemüthlichen Weise nach ihn bestärkt haben wird. In „Wahrheit und Dichtung" wird erzählt, Goethe habe bei seiner Rückkunft die beiden Stolberg in Zürich nicht mehr gefunden, deren dortiger Aufenthalt auf wunderliche Weise verkürzt worden sei. Dies stimmt wohl mit der Aeußerung Goethe's an die Gräfin Auguste im Briefe vom 25. Juli: „Habe mich von unsern Brüdern in Zürich getrennt; schwer ward's uns doch — Das, denk' ich, wird Gustchen sagen", wonach er wirklich von ihnen Abschied genommen. Das Aergerniß welches das Baden der gräflichen Brüder im See, woran sich Goethe betheiligte, und später in der Sihl hinter dem Albis erregte, hatte die unangenehmsten Folgen auf Lavater erstreckt, den man beschuldigte, „daß er junge Leute von dieser Frechheit bei sich freundlich aufgenommen, mit ihnen Spazierfahrten angestellt und sie sonst begünstigt, deren wildes, unbändiges, unchristliches, ja heidnisches Naturell einen solchen Scandal in einer gesitteten, wohlgeregelten Gegend anrichte". Etwas abweichend erzählt Voß nach einem Briefe der Stolberg *):

*) Briefe von Voß, I, 230.

In Zürich baden sie sich einmal. Lavater, der sie besuchen will, setzt sich ans Ufer hin und spricht so mit ihnen im Wasser. Die Bauern, die das Baden bei Tage nicht ausstehen können, eilen scharweise herzu; wie sie aber einen Priester am Ufer sehen, brauchen sie doch keine Gewalt, sondern murmeln untereinander: Die nackten Menschen im Wasser müßten wol Wiedertäufer sein, die der Priester bekehren wolle; man sehe auch recht, was der Satan für eine Gewalt über sie ausübe; denn jedesmal, da er anfange zu beten, müßten sie mit dem Kopfe unters Wasser tauchen. Im Bodensee hatte man sie gar festnehmen wollen.

Binzer *) widerspricht der Angabe Goethe's, das Baden der Stolberg sei durch den Wunsch sich in einen Naturzustand zu versetzen veranlaßt, vielmehr erkläre sich Dies aus der Sitte ihres Vaterlandes, namentlich zu Kiel, wo den Sommer hindurch die ganze männliche Welt zu allen Tageszeiten plätschernd und schwimmend im Hafen liege. Dabei könnte man aber bezweifeln, ob jene Sitte bereits 1775 so allgemein gewesen sei. Goethe bemerkt anderwärts (XXI, 141), daß damals die Epoche eingetreten sei, wo man das Kaltbaden unbedingt empfohlen habe, was er, wie Anderes der Art, den misverstandenen Anregungen Rousseau's, daß der Mensch sich möglichst in den Naturzustand zurückversetze, zuschreibt.

Von Zürich ging Goethe zunächst nach Strasburg zurück, wo er noch seinen Freund Lenz antraf, der sich ernstlich in Friederike verliebt stellte, weshalb er ihn von einem Besuche derselben abgehalten zu haben scheint. **) Bei der Besteigung des Münsters schrieb er die „Dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Juli 1775" (XXXIV, 22 fg.), die er mit dem Liede „Auf dem See" sofort an Jacobi sandte, der in diesen Blättern „Erfüllung und Verheißung, Lohn des Glaubens und mächtige Stärkung" fand. ***) „Vor dir", betet er hier, „wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblicke des heitern ausgebreiteten Sees und deinen Wolkenfelsen und wüsten Thälern, grauer Gotthard, wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele rege, was auch Schöpfungskraft in ihr ist." Er fühlt hier am Münster, daß er noch ist wie er gewesen, noch immer so kräftig gerührt von dem Großen, und noch einziger gerührt, ausschließlicher gerührt von dem Wahren als ehemals. „Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen, und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, Alles belebende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seiest lichtscheu und entfliehend in Nebel."

Sehr bedeutsam war es für Goethe auch, daß er zu Strasburg mit dem eben nach Lausanne reisenden berühmten großbritannischen Leibarzt Zimmermann, einem Freunde Lavater's, zusammentraf, der ihm unter hundert Silhouetten auch die der Frau von Stein aus Weimar, die er in Pyrmont kennen gelernt hatte, vorzeigte, unter welche Goethe damals die bezeichnenden Worte schrieb: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist und doch durchs Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." Zimmermann's Erzählung von ihr raubte dem jungen Dichter drei Tage lang den Schlaf. *) So sollte schon damals, noch ehe das Verhältniß zu Lili gelöst war, das Bild der edeln Frau, die bald darauf in Weimar einen ebenso entschiedenen als wohlthätigen Einfluß auf Goethe zu üben bestimmt war, ihn ahnungsvoll ergreifen.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

*) Zu Goethe's „Briefen an Auguste Stolberg", S. 191.

**) Vergl. XXVII, 471.

***) Briefwechsel mit Goethe, S. 51, und Nr. 294 d. Bl. f. 1848.

*) Vergl. Zimmermann's Brief an Frau von Stein vom 24. Oct. 1775, in den „Briefen von Goethe und dessen Mutter an Frau von Stein", S. 179, wo irrig 1774 statt 1775 steht. Das falsche Briefdatum hat Viehoff (II, 207, 261) zu den seltsamsten Irrthümern und den wunderlichsten Annahmen verleitet. Daß die Reise nach Lausanne, wo er seine Tochter bei Tissot abholte, in das J. 1775 falle, sagt nicht blos Tissot im „Leben Zimmermann's" (S. 171 der deutschen Uebersetzung), sondern auch Zimmermann selbst in der Schrift über Friedrich den Großen, S. 285. Daß er Anfangs Juli in Frankfurt war, haben wir bereits oben bemerkt.

**) Georg von Podebrad, unstreitig der größte und edelste Monarch der Böhmen, vom einfachen Rittersmann zur Königswürde gelangt, hatte 1471 auf seinem Sterbebette den böhmischen Ständen, welche ihn um die Bezeichnung seines Thronfolgers baten geantwortet: „Wählt den Würdigsten", und mit Uebergehung seiner beiden Söhne, Hinko und Victorin, vorzüglich auf Wladislaw, den Sohn König Kasimir's III. von Polen aus dem Stamme Jagello, aufmerksam gemacht. Georg's Söhne lebten als reiche Privatleute in Böhmen, geachtet und geehrt, und führten den Titel Herzöge von Glatz und Münsterberg. Sidonie, die jüngere von Georg's Töchtern, ward die Gemahlin des Herzogs Albrecht von Sachsen.

Hinko von Podebrad.

Böhmen hat unter seinen nationalen Dichtern außer einem Könige, Wenzel I., und einem Kronprätendenten, Zawis von Rosenberg, auch einen Königssohn: Hinko von Podebrad, den Zweitgeborenen des großen Königs Georg. **) Nach dem Wunsche seines Vaters hielt sich Hinko unter des Jagelloniden Wladislaw Regierung von Staatsgeschäften fern, auf seinen reichen Erbgütern allein der Liebe und der Muse lebend. Lange galten die sämmtlichen Gedichte Hinko's von Podebrad für verloren, und die Freunde der neuaufblühenden czechischen Literatur bedauerten ihren Verlust um so mehr, als der tüchtige Gelehrte des 16. Jahrhunderts, Mag. Procop Lupacz, in seinen Ephemeriden der Notiz vom Tode Hinko's beim 10. Juli 1491 hinzufügt: „Princeps literatus, ingeniosus, prudens. Extant ejus scripta nonnulla, ut somnium majale (Magovy sen) et alia quaedam." Der geschätzte Historiker Daniel Adam von Weleslavin wiederholt in seinem „Kalendarz historicky" (1598) dieselben Data. Der Jesuit Kruger, ein fleißiger Sammler, erwähnt in seinen „Pulveres sacri regni Bohemiae" des „Majovy sen" (Maitraum) als des Hauptwerks des Prinzen von Podebrad: „Ejus quippe eruditum commentum, majale somnium dictum circumfertur." Dies genügte die strebsame Literatur der Czechen nach diesen für verloren gehaltenen Schriften lüstern zu machen. Dobrowsky glaubte (s. dessen „Geschichte der böhmischen Sprache und Literatur", S. 302) Hinko's „Majovy sen" glücklich auf die Spur gekommen zu sein: er hätte nämlich unter den Papieren seines verstorbenen Freundes Fortunat Durich, dieses bedeutenden, noch lange nicht zur Genüge gewürdigten Slawisten, einige Verse gefunden, welche dieser aus der Manuscriptensammlung der wiener Hofbibliothek flüchtig notirt hatte. Die ersten Zeilen dieses Gedichts muß

ten allerdings auf die Hypothese führen, es sei dies ein Fragment des verschollenen „Maitraums" des Hinko von Podebrad. Bald zeigte es sich jedoch, daß jene Spur eine falsche gewesen: jenes Gedicht ist ein Minnelied aus viel früherer Zeit; jetzt findet sich dasselbe in dem neuesten Sammelwerke altczechischer Dichtungen: „Wybor z literatury ceské", abgedruckt.

Endlich kam der lange gesuchte „Maitraum" doch ans Tageslicht. Ein czechischer Codex aus dem 15. Jahrhundert, welchen der umsichtige Sammler Landrath Johann Ritter von Neuberg von seinem verstorbenen Vater überkommen hatte, wurde von competenten Forschern für eines der Bücher des Prinzen Hinko erkannt. Leider ist dieser Codex ungemein schadhaft, an vielen Stellen arg verstümmelt. Hanka durchforschte ihn zuerst, und ließ Bruchstücke daraus in seinen „Starobilé skladáni" und in der czechischen Museumszeitschrift (1840) abdrucken. Letztlich schrieb W. W. Nebesky im zweiten Bande des „Casopis ceského museum" (1848) eine geistvolle Abhandlung über den „Maitraum" des Hinko von Podebrad. Der Neuberg'sche Codex zählt gegenwärtig 226 wohlerhaltene, beschriebene Pavierblätter in Quart, drei verstümmelte Blätter und drei herausgeschnittene Bilder, deren Rückseite je 14 Verse enthält. Jede Quartseite hat regelmäßig 22 Zeilen, jene ausgenommen welche den Anfang oder das Ende eines Capitels oder Abschnitts bringen. Anfangs und am Ende fehlt eine unbestimmte Anzahl Blätter, in der Mitte hier und dort welche, im Ganzen wol über 90. Die erste Hälfte hat am meisten gelitten, weil sie schöne Miniaturbilder enthielt, welche durch eine vandalische Hand herausgeschnitten worden sind. Die Deckel scheinen nicht originell, nur aus dem 17. Jahrhundert, sie führen das große, von Egid Sadeler schön gestochene Bibliothekszeichen der berühmten Büchersammlung des Peter Wok von Rosenberg (1611).

Die erste, blos fragmentarisch erhaltene Pièce ist ein breites Gedicht zum Preis des Hagestolzenthums, die Ehe ziemlich frivol bespöttelnd. Von Blatt 7—35 geht eine gereimte Allegorie, in welcher die allegorischen Figuren: Rozum (der Verstand), Mudrost (die Klugheit), Cnost (die Ehrbarkeit), Stesti (das Glück), Mladost (die Jugend), Looboda (die Freiheit), und Závist (der Neid), redend und handelnd eingeführt werden. Daran schließt sich (Blatt 38) eine zweite Allegorie in Prosa, vortrefflich erfunden, voll Leben, und überreich an glücklichen Einfällen und guten Wendungen. Die handelnden Personen sind hier: ein junger, leichtsinniger Ritter, Mudrost (die Klugheit), und Cnost (die Ehrbarkeit), welche als eine edle Jungfrau von wundersamer Schönheit geschildert wird, von deren Antlitz der Liebreiz wie ein Blitz zurückstrahlt, mit langem, bis zu den Fersen herabwallendem, goldenem Haar, reich und kunstvoll angethan; und doch wohnt sie in dem niedrigsten Gebäude ihres prächtigen Zaubergartens. So moralisch der Faden dieser allegorischen Erzählung auch ist, so viele heilsame Nutzanwendungen auch der Verf. zu folgern liebt, ist doch der Dialog ziemlich frivol, namentlich spricht der junge Ritter mit der Jungfrau Ehrbarkeit zuweilen in einem Tone und in Ausdrücken welche keine edle Jungfrau so ruhig hinnähme, wäre sie auch nicht gerade die fleischgewordene Ehrbarkeit. Mit Blatt 49 beginnt der „Majuv sen" (Maitraum) und reicht bis Blatt 74. Es ist dies Gedicht weniger originell als die trefflichen Allegorien, mehr deutschen als slawischen Geist athmend, ja nur zu sehr deutschen Meistersängern nachgebildet. Mit diesen hat Hinko's „Majuv sen" selbst die Irregularität und Nachlässigkeit des Baus gemein. Jene interessante Sammlung deutscher Meistergesänge welche die augsburger Nonne Clara Hätzlerin für Georg von Roggendorf im J. 1470 zusammenschrieb*) war eines der Vorbilder zu Hinko's „Maitraum". Hier finden sich zahlreiche Nachklänge daraus, ja zwei Meistergesänge aus der Hätzler'schen Sammlung sind im „Majuv sen" ziemlich treu, wenn auch paraphrasirt, von dem fürstlichen Sänger wiedergegeben: „Wie aine iren pulen hiesz leben"*) und „Von ainem lieplichen tramp ains gesellen". Die böhmische Paraphrase ist allemal länger als das deutsche Original; im ersten Falle z. B. zählt dieses nur 257, jene über 730 Verse. Die böhmische Paraphrase übertrifft ihr deutsches Original an Lebensfrische, Wärme und Farbenglanz, ist aber nicht so solid, stellenweise sogar ausgelassen, lasciv. Hinko's Gedicht zerfällt in zwei Theile, deren letzterer eigentlich dem Ganzen den Namen Maitraum verlieh: es wird der Traum eines Jünglings geschildert von seiner Maid, von der Liebe und ihren Freuden und sein Erwachen an einem Maimorgen. Wer des Prinzen von Podebrad „Maitraum" mit den ältern lyrischen Gedichten der Böhmen vergleicht, wird den großen Unterschied finden zwischen der echten, hehren Begeisterung der ältern Czechensänger und dem gezwungenen, wenn auch klangvollen, schimmernden und schillernden Reimspiel des immerhin begabten Königsohns zu Ende des 15. Jahrhunderts. Hanka hat den größern Theil des „Majuv sen" in seinen „Starobilé skladáni" (V, 3) abdrucken lassen, freilich castrirt, weil die Frivolität der meisten Stellen der Censur in einem literarhistorischen Sammelwerk höchst anstößig und gefährlich erschien, derselben Censur welche sonst die erbärmlichsten Gemeinheiten und wahrhaft empörenden Zoten einem Nestroy und Consorten von der Bühne herab vor einem großen und gemischten Publicum (worunter Mädchen und Kinder!) ohne Bedenken gestattete.

An den „Majuv sen" schließt sich (Nr. 6) ein durch Ausschneidung einzelner Blätter arg verstümmeltes Gedicht über die Ehe. Es ist dasselbe in Hanka's „Starobilé skladáni" (V, 122) aufgenommen worden. Nach den Bruchstücken läßt sich auf ein treffliches Ganzes schließen. Hierauf folgt (von Blatt 92 — 109 fortlaufend) eine neue Allegorie in Prosa unter der Ueberschrift „O stesti" (Von dem Glücke). Jener junge Ritter, den wir bereits aus der Allegorie der Ehrbarkeit kennen, kommt auf seiner Fahrt in ein Städtchen, ob welchem auf prunkender Hochburg das Glück thront, umgeben von einem zahlreichen Hofstaat. Im Städtchen selbst sind zwei Herbergen, die eine nahe am Thor, niedrig und ärmlich, von wenigen Fremden besucht, deren Wirth heißt Pravda (die Wahrheit); die andere ist ansehnlich, vornehm und üppig, wird nie leer von Gästen, ihr Eigner ist des Städtchens Bürgermeister Pan Povolil (Hr. Nachgiebig). Die Abenteuer des Ritters auf der Glücksburg und in den beiden Herbergen werden höchst sinnreich und lebendig erzählt. Die Ausführung dieser Allegorie ist originell und echt national, doch erkennt man in dem einen und andern Zuge der Ausmalung der Details den starken Einfluß italienischer Vorbilder.

Den Schluß der Handschrift bildet ein Cyklus von zwölf erotischen Novellen, welche bis auf eine aus dem „Decamerone" des Giovanni Boccaccio übersetzt sind. Man darf aber nicht behaupten, daß diese elf ad usum delphini ausgewählt worden. Ist Boccaccio's „Decamerone" an und für sich eben kein Werk für Töchterschulen, so hat doch der czechische Uebersetzer gerade die kräftigsten und rüstigsten Stücke ausgewählt, und überdies aus eigenen Mitteln mit neuen Lascivitäten und Zoten ausgestattet. Die Uebersetzung ist übrigens sehr gut, die subtilern Wendungen und feinern Nuancen mit überraschender Prägnanz in der Sprache der Czechen wiedergegeben. Die eine Novelle ist das eigene Machwerk des Uebersetzers, im Boccaccio'schen Genre, aber nicht in Boccaccio's Geiste. Die Handlung bildet ein unzarter Faschingscherz eines alten, häßlichen Ritters mit seiner jungen, liebenswürdigen Frau. Offenbar persiflirt der Verf. irgend einen gleichzeitigen böhmischen Magnaten; darauf deutet mehr als eine Anspielung hin, und die ganze Handlung

*) Das Original, von der Hätzlerin eigener Hand, befindet sich im Nationalmuseum zu Prag, und ward von Karl Haltaus bei seiner Ausgabe (Quedlinburg und Leipzig 1840) benutzt.

*) Ich ging ains tags durch kurtzweil pald
Da ich vand liegen mit gewalt
Ain lieplich taw, was schön vnd kalt
In ainem gar grünen waldt.

...scheint so wahr und dabei doch zu kahl, als daß wir sie für eine Geburt der sonst lebhaften Phantasie des Dichters ansehen könnten.

Einige der im Neuberg'schen Codex enthaltenen Pièces scheint — wir schließen Dies aus einer darin enthaltenen Andeutung auf den Tod des Königs Mathias Corvinus von Ungarn *) (15. April 1490) — Prinz Hinko auf dem Krankenbette geschrieben zu haben. Hinko starb nach sehr langer schmerzlicher Krankheit am 10. Juli 1491. 66.

*) Mathias Corvinus war Hinko's Schwager; seine erste Gemahlin war nämlich König Georg's von Podebrad Tochter, Katharina, gewesen.

Bibliographie.

Dittmar, Luise, Das Wesen der Ehe. Nebst einigen Aufsätzen über die soziale Reform der Frauen. Leipzig, O. Wigand. Hoch 4. 25 Ngr.

Gödeke, K., Elf Bücher deutscher Dichtung. Von Sebastian Brant bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen. Mit biographisch-literarischen Einleitungen und mit Abweichungen der ersten Drucke, gesammelt und herausgegeben. Zwei Abtheilungen. Leipzig, Hahn. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gruppe, O. F., Der deutsche Dichterwald. 1ster und 2ter Theil. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hebel, J. P., Zwölf Allemannische Gedichte, sorgfältig revidirt und vollständig erläutert, mit 9 Federzeichnungen von H. Brendel, nebst 5 ausgewählten Melodieen mit Klavierbegleitung und dem Bildniß und Faksimile des Dichters. Winterthur, Steiner. Gr. 4. 1 Thlr. 6 Ngr.

Jäkel, E. L., Geschichte der neuesten Zeit in Biographien und Charakteristiken. 1ste Folge. Leipzig, Brügmann. 16. 15 Ngr.

Kohl, J. G., Alpenreisen. 2ter Theil. Leipzig, Arnold. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Lamartine, A. de, Raphael. Blätter aus dem zwanzigsten Jahre. Deutsch von F. Müller. Mit 12 Illustrationen, gezeichnet von E. Rittmeyer. Stuttgart, Hofbuchdruckerei zu Guttenberg. 8. 21 Ngr.

More, Hanna, Auch ein Schriftstellerleben. Dargestellt nach Roberts und anderen Quellen von der Verfasserin des: „Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry." Mit einem Anhang, enthaltend: Auszüge aus Hanna More's Schriften. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 27 Ngr.

Zwei Novellen von Emil Gr—. 1. Eine Nacht und ein Morgen in Paris. 2. Ein Märtyrer der Freiheit. Leipzig, Weller. 16. 7½ Ngr.

Schücking, L., Heinrich von Gagern. Ein Lichtbild. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 22½ Ngr.

Taillandier, Saint-René, Das neue Deutschland. Deutsch von G. Schilling. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. 8. 9 Ngr.

Wegener, C. F., Ueber das wahre Verhältniss des Herzogs von Augustenburg zum Holsteinischen Aufruhre. Eine actenmässige Darstellung nebst Beilagen aus den Augustenburgischen Papieren. Copenhagen, Reitzel. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Weltgeschichte und das Weltgericht, oder die Mythologie als Geschichte. 1stes Buch. Das goldene Weltalter. Jüterbogk, Colditz. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Arnim-Boytzenburg, Graf, Ueber die Vereidigung des Heeres auf die Verfassung. Geschrieben im August 1849. Berlin, Decker. Gr. 8. 3 Ngr.

Beleuchtung des von der Regierung den Kammern vorgelegten Gesetzentwurfs: die Ablösung der Real-Lasten ꝛc. ꝛc. betreffend und Vorschläge zur Verbesserung der in diesen enthaltenen Mängel. Vom permanenten Ausschusse des Vereins zum Schutze des Eigenthums und zur Förderung des Wohlstandes aller Volksklassen. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Braß, A., Der Freiheitskampf in Baden und in der Pfalz im J. 1849; seine Ursachen, seine Entwickelung und sein Ausgang vom politischen wie vom militärischen Standpunkte beleuchtet. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 10 Ngr.

Carriere, M., Die letzte Nacht der Girondisten. Gedicht. Gießen, Ricker. 12. 4 Ngr.

Daul, A., Tagebuch eines politischen Flüchtlings während des Freiheitskampfes in der Rheinpfalz und Baden. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 7½ Ngr.

Dempflin, C. L., Einrichtung, Gang und Form des öffentlichen mündlichen Strafverfahrens mit Anklageschaft und Geschwornengericht, zur Belehrung des größeren Publikums dargestellt. Ulm, Stettin. Gr. 8. 12 Ngr.

Max Dortu aus Potsdam, erster Märtyrer des preußischen Kriegsgerichts in Baden. Erschossen am 31. Juli 1849. Seinen Eltern und Freunden gewidmet von W. B. Berlin, Wepl u. Comp. Gr. 16. 1½ Ngr.

Duckwitz, A., Ueber die Gründung der deutschen Kriegsmarine. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Entwurf der Verfassung des Deutschen Reiches nach der Uebereinkunft der Kronen Preußen, Sachsen und Hannover. Leipzig, Barth. 64. 2 Ngr.

Der hohe Gefangene in Chillon und die Freiburger Zustände. Nach Beschluß des Kongresses der katholischen Vereine Rheinlands und Westphalens, abgehalten zu Köln am 17., 18. 19. April, aus dem „Katholik" besonders abgedruckt. Mainz. Gr. 8. 2 Ngr.

Das Geheimniß der Bosheit und seine Enthüllung für unsere Zeit. Stuttgart, Rommelsbacher. Gr. 8. 6 Ngr.

Die berühmte Historie von der schönen Prinzessin Magelona und ihrem vortrefflichen Ritter Peter mit den silbernen Schlüsseln. Elbing, Neumann-Hartmann. 8. 2 Ngr.

Junghanns, C., Das Contirungssystem des Zollvereins. Leipzig, Weidmann. 8. 3 Ngr.

Kihr, F., Dr. Binterim und die Düsseldorfer Adresse an den Hochwürdigsten Herrn Erzbischof zu Köln. Aachen, Meyer. Gr. 8. 4 Ngr.

Laun, E., Führer und Rathgeber für Auswanderer nach Süd-Australien und Port-Adelaide. Mit genauer Beschreibung des Ackerbaues, der Viehzucht, des Bergbaues, des Ankaufs und der Niederlassung, so wie mit Angabe der Bedingungen der Ueberfahrt. Mit einer Karte von Süd-Australien. Bremen, Geisler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Englische Navigations-Acte vom 26. Juni 1849. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Preußen und das System der Großmächte. Politisches Gutachten eines Schleswig-Holsteiners. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 3 Ngr.

Sachsenschild. Für ehrliche Sachsen. Nr. 4. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Ngr.

Schmeidler, Predigt bei der 7ten Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung am 28. Aug. 1849 in Breslau gehalten. Breslau, Schmeidler. Gr. 8. 2 Ngr.

Stahl, J., Die Actenstücke über das Bündniß vom 26. Mai und der Antrag Camphausen, eine in der Sitzung der 1. Kammer am 27. Aug. angemeldete Rede. Berlin, Herz. Gr. 8. 3 Ngr.

Trautmann, P. F., Republikanische Gedichte. Kassel, Raabé u. Comp. 16. 4 Ngr.

Verfassung der Deutschen Reiche. Leipzig, Barth. 64. 2 Ngr.

Vomel, J. L., Ueber die Bedingung einer bessern Zukunft. Eine Schulrede gehalten bei der Progressionsfeierlichkeit zu Frankfurt a. M. Leipzig, Kittler. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 242. — 9. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortsetzung aus Nr. 241.)

Goethe's Abreise von Strasburg dürfte kaum vor der Mitte Juli erfolgt sein. Er selbst berichtet uns von seiner Rückreise von Zürich Nichts als daß er in Darmstadt bei Merck eingesprochen habe, dem er seinen Triumph darüber, daß er die baldige Trennung von den gräflichen Brüdern vorausgesagt, habe gönnen müssen. Wir müssen dieses Letztere nach dem oben über Merck's Beurtheilung der beiden Stolberg Gesagten und auch deshalb bezweifeln, weil die Trennung von diesen keineswegs eine feindliche war, und sie eine längere Abwesenheit als Goethe beabsichtigt hatten. Wir finden diesen bereits am 25. Juli in Frankfurt wieder, von wo er sogleich an die Schwester der beiden Stolberg schreibt. Man hatte unterdessen Lili zu überzeugen gesucht, sie müsse sich von Goethe trennen, was um so leichter geschehen könne, da er selbst durch seine willkürliche, nicht einmal angekündigte Entfernung sich deutlich genug erklärt habe; aber sie hatte sich durch alle Hindernisse welche man ihr vorstellte nicht vom Geliebten abbringen lassen, vielmehr, was Goethe zu seiner nicht geringen Genugthuung erfuhr, offen erklärt, sie könnte aus Neigung zu ihm alle bestehenden Verhältnisse aufgeben und mit ihm nach Amerika wandern. Daß die Verlobten sich zusammentrafen, konnte man nicht wohl verhindern; doch war das Verhältniß bei den mannichfachen Trennungsversuchen ein peinigendes, und wol dürfte auch Lili, die er ohne Abschied zu nehmen verlassen hatte, ihn anfangs nicht ganz mit der alten Herzlichkeit empfangen haben.*) Je mehr ihn die der Verbindung entgegenstehenden Hindernisse beunruhigten und ihm bei Lili's Leichtfertigkeit alle Hoffnung raubten, desto inniger schloß er sich an sein „liebes Gustchen" an, an welche er am 25. Juli schreibt:

Fritz, meine Liebe, ist nun im Wolkenbade, und der gute Geist der um uns Alle schwebt wird ihm gelinden Balsam in die Seele gießen. Ich litt mit ihm und durfte nicht dergleichen thun. Ich bitte Sie — lassen Sie mich jetzt Nichts davon sagen — und wer kann davon sagen?

Sechs Tage später heißt es:

Wenn mir's so recht weh' ist, kehr' ich mich nach Norden, wo sie dahinten ist 200 Meil von mir, meine geliebte Schwester. Gestern Abend, Engel, hatt' ich viel Sehnen zu Ihren Füßen zu liegen, Ihre Hände zu halten, und schlief darüber ein, und heute früh ist wieder frisch mit dem Morgen. Beste, theilnehmende Seele, immer den Himmel im Herzen und nur unglücklich durch die Deinigen. Aber wie du auch geliebt wirst! Ich muß noch viel herumgetrieben werden, und dann einen Augenblick an Ihrem Herzen. Das ist immer so mein Traum, meine Aussicht durch viel Leiden. Ich habe mich so oft am weiblichen Geschlecht betrogen. O Gustchen, wenn ich nur einen Blick in Ihr Aug' thun könnte! Ich will schweigen — hören Sie nicht auf auch für mich zu sein.

Die Briefe seiner Schwester Kornelie, die ihn sehr bestimmt und dringend zu der Auflösung des Verhältnisses, die er nun einmal muthig ertragen müsse, aufforderten, machten auf sein von Liebe überströmendes Herz einen „wahrhaft schmerzlich mächtigen Eindruck". Anfang August wurde das Verhältniß wieder inniger und hoffnungsvoller. Am 3. Aug. finden wir ihn zu Offenbach in Lili's Zimmer, mit der er an diesem Tage ausreiten will. Hier schreibt er an Auguste:

Gustchen! Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck. Ich kann Ihnen Nichts sagen. Hier! — Wie soll ich Ihnen nennen das hier. Vor dem strotzeingelegten Schreibzeug — da sollten feine Briefchen aufgeschrieben werden, und diese Thränen und dieser Drang! Welche Verstimmung. O daß ich Alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld, mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich! — Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt wie ein Papagei auf der Stange, Gustchen, und Sie so weit! Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts auf der Terrasse am Main, ich seh' hinüber und denk' an dich! So weit! So weit! Und dann du und Fritz und ich! Und Alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft zu schreiben.

Er will abbrechen, aber das lebhaft strömende Gefühl läßt ihn nicht schließen.

Und doch, Engel, manchmal, wenn die Noth in meinem Herzen die größte ist, ruf' ich aus, ruf' ich dir zu: Getrost! Getrost! Ausgeduldet und es wird werden! Du wirst Freude an deinen Brüdern haben, und wir an uns selbst. Diese Leidenschaft ist's die uns aufblasen wird zum Brand; in dieser Noth werden wir um uns greifen und brav sein, und handeln und gut sein, und getrieben werden dahin, wo Ruhesinn nicht reicht.

*) Höchst ungenau ist die Darstellung Goethe's (XXII, 468): „Als ich wieder vor sie (Lili) selbst hintrat, fiel mir's hart aufs Herz, daß sie für mich verloren sei. Ich entschloß mich daher (?) abermals zur Flucht." Vergl. dagegen selbst S. 387 fg.

Leide nicht vor (für) uns! Duld' uns! Gib uns eine Thräne, einen Händedruck, einen Augenblick an deinen Knien. Wische mit deiner lieben Hand diese Stirn ab. Und ein Kraftwort, und wir sind auf unsern Füßen.

Jetzt sei er wieder allein, fährt er fort, und habe nur ihre Briefe, die ihn wie die Gegenwart fassen, wenn er sie in glücklichem Augenblick aufschlage.

Aber manchmal — oft sind mir selbst die Züge der liebsten Freundschaft todte Buchstaben, wenn mein Herz blind ist und taub — Engel, es ist ein schrecklicher Zustand die Sinnlosigkeit. In der Nacht tappen ist Himmel gegen Blindheit — Verzeihen Sie mir denn diese Verworrenheit und das All. — Goldenes Kind! Ich kann doch nie ganz unglücklich sein.

Er will über seinen gegenwärtigen Zustand ihr noch Einiges mittheilen, woher er fortfährt: „Lang halt' ich's hier nicht aus, muß wieder fort — wohin!" Aber er verfällt darüber in tiefe Gedanken, in welchen sein Geist auf dem ganzen Erdboden herumschweift, bis er sich wieder faßt und über sein unseliges Schicksal klagt, das ihm keinen Mittelzustand erlauben wolle; „entweder auf einem Punkt fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde". Indem er zur Beschreibung seines gegenwärtigen Zustandes zurückkehrt, schildert er zunächst die Aussicht auf Bergen, den Main und Frankfurt, das jetzt für ihn so leer sei wie mit Besen gekehrt.

Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch drüben; dort hängen des lieben Mädchens Stiefel. NB. Heut' reiten wir aus. Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten.

Hier wird er durch Lili's Ankunft unterbrochen, die sich wundert ihn hier zu finden, wohin er sich zurückgezogen hatte um seinem Herzen in einem Briefe an Auguste freien Lauf zu lassen. Lili fragt ihn, woran er schreibe, und gestattet ihm zu bleiben, da sie sich drinnen anziehen will.

Zwischen diesem Briefe, der ein lebendiges Bild seines gequälten, schwankenden Zustandes gewährt, und dem nächsten an Auguste liegt eine Zeit von fast anderthalb Monat. Sein Zustand war in dieser Zwischenzeit ruhiger und glücklicher, woher er sich weniger getrieben fühlte sich an sein liebes Gustchen zu wenden. Er scheint sich den August über die meiste Zeit in Offenbach aufgehalten zu haben, sodaß er nur selten nach Frankfurt ging, wo gegen den 10. Aug. Jung-Stilling wieder ankam, um Hrn. v. Lersner, dessen Cur mislungen war, zu besuchen, worauf er sich gegen Ende August wieder entfernt zu haben scheint.*) Am 13. Aug., einem Sonntag, ist Goethe mit Lili in Offenbach, von wo er an Lavater schreibt:

Ich sitze in Offenbach, wo freilich Lili ist. Ich habe sie von dir gegrüßt. Ich schicke dir ehestens ihre Silhouette, weiblich. Mach' ihr Etwas in Versen, das sie im Guten stärke und erhalte. Du kannst Gut's thun, und du willst.

Am folgenden Tage fährt er fort:

Gestern waren wir ausgeritten, Lili, d'Orville und ich. Du hättest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen sollen. In Oberrad wartete die übrige Gesellschaft auf uns. Lili grüßt dich auch. Und mir wird Gott gnädig sein. Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn und sing' ihm Psalmen, von denen du ehestens eine Schwingung erhalten sollst.

Drei Tage später schreibt er an die Karschin*):

Ich treib' mich auf dem Lande herum, liebe Frau, um das Leid und Freud', was eben Gott jungen Herzen zu ihrem Theil gegeben hat, in freier Luft zu genießen. Neulich lief ich einmal in die Stadt, und Griesbach**) reichte mir Ihren Brief. Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen. Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande, wahrscheinlich nicht nordwärts. Die Aufgabe von der Männer Schlappsinn unter gewissen Umständen kann und darf ich heut' nicht erörtern. Die Ursachen liegen in dem Schreibtisch hier, dem Kaffeetisch dort und der Figur im Negligé, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühstück schlürft.

Dieser Brief ist ohne Zweifel in Lili's Zimmer geschrieben vor dem „stroheingelegten bunten Schreibzeug". In diese Zeit muß auch das Abenteuer fallen welches Goethe (XXII, 313 fg.) also beschreibt:

Wir waren beim klarsten Sternenhimmel bis spät in der freien Gegend umherspaziert, und nachdem ich sie (Lili) und die Gesellschaft von Thüre zu Thüre nach Hause begleitet und vor ihr zuletzt Abschied genommen hatte, fühlte ich mir so wenig Schlaf, daß ich eine frische Spazierwanderung anzutreten nicht säumte. Ich ging die Landstraße nach Frankfurt zu, mich meinen Gedanken und Hoffnungen zu überlassen; ich setzte mich auf eine Bank, in der reinsten Nachtstille unter dem blendenden Sternenhimmel mir selbst und ihr anzugehören. Ich war darauf weiter nach der Stadt zu gegangen und an den Röderberg gelangt, wo ich die Stufen welche nach den Weingärten hinaufführen an ihrem kalkweißen Scheine erkannte. Ich stieg hinauf, setzte mich nieder und schlief ein. Als ich wieder aufwachte, hatte die Dämmerung sich schon verbreitet, ich sah mich gegen dem hohen Wall über, welcher in frühern Zeiten als Schutzwehr wider die hüben stehenden Berge aufgerichtet war. Sachsenhausen lag vor mir, leichte Nebel deuteten den Weg des Flusses an; es war frisch, mir willkommen. Da verharrt ich, bis die Sonne nach und nach hinter mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wiedersehen sollte, und ich kehrte langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch schlafende, umgab.***)

Hatte sich während Lili's Anwesenheit im ländlichen Offenbach, wo er sich ihrer in gewohntem stillen Kreise erfreuen konnte, das alte herzliche Verhältniß erneuert, so fühlte er sich dagegen wieder ganz unbehaglich, als

*) Im „Frankfurter Journal" findet sich unter dem 11. Aug. die Anzeige: „Der durch seine Augencuren berühmte Dr. Jung aus Elberfeld ist zum großen Trost vieler Augenpatienten wieder allhier angekommen." In einem Briefe Goethe's an Merck aus dem August wird schon Jung's Rückreise gemeldet. Hiernach erweist sich die Angabe von Jung selbst („Häusliches Leben", S. 56), dieser Aufenthalt in Frankfurt habe acht Wochen gedauert, als irrig.

*) Vergl. „Aurikeln von Helmine v. Chezy", I, 27 fg.

**) Goethe's Landsmann Johann Jakob Griesbach war damals schon Professor in Halle. Vergl. Schütz, „Goethe's Philosophie", VII, 165.

***) Goethe setzt dieses sonderbarerweise vor die Verlobung, wie er auch sonst in Dem was er XXII, 312 fg. erzählt nicht ganz der Wahrheit zu folgen scheint. So scheint es z. B. nach Allem zu urtheilen irrig, daß er, weil er aus Liebe zu Lili seinen Geschäftskreis zu erweitern gesucht habe, seltener und nur auf ganz kurze Zeit nach Offenbach gekommen sei.

sie gegen Ende August zur Stadt zurückgekehrt waren, wo er sie bald von einem Schwarm von Verehrern umgeben sah, unter denen sich auch ihr späterer Gatte, Hr. v. Türckheim, befand. *) Um diese Zeit schreibt Goethe an Merck **):

Ich bin wieder garstig gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf eine Gelegenheit abzudrücken. Allenfalls magst du meinem Vater beim künftigen Congreß sagen, daß er mich aufs Frühjahr nach Italien schicken müsse; das heißt, zu Ende dieses Jahres muß ich fort. Daur' es kaum bis dahin auf diesem Bassin herumzugondoliren und auf die Frösch- und Spinnenjagd mit großer Feierlichkeit auszuziehen.

An Lavater äußert er um dieselbe Zeit ***):

Ich bin sehr aufgespannt, fast zu sagen über, doch wollt' ich, du wärest mit mir; denn da ist wohl sein, in deiner Nachbarschaft. Schreibe doch, was du wolltest, was ich für dich sähe, wenn ich nach Italien ging.

Ganz unerträglich ward dem Dichter sein Zustand, als mit dem Anfang September die frankfurter Messe †) den Schwarm von Gesellschaftsfreunden des Schönemann'schen Hauses nach Frankfurt führte, von denen Keiner einen gewissen Antheil an der liebenswürdigen Tochter aufgeben wollte, die zwar den Geliebten auch bei diesem Zudrange nicht versäumte, vielmehr mit Wenigem immer das Zarteste äußerte was ihrer gegenseitigen Lage gemäß war, aber durch die Freundlichkeit welche sie auch Andern zuwandte seine unglückliche Eifersucht erregte, in welcher er ihr seinen Unwillen oft auf unfreundliche Weise zu erkennen gab. Die alten Herren mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaume hielten und beim Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem die Wange nicht versagt wurde, waren ihm widerwärtig. Ein humoristischer Ausfluß seiner übeln Laune ist das damals entstandene, aber etwas veränderte Gedicht „Lili's Park" (II, 70 fg.) ††), in welchem er nach dem Vorgange der Frau von Tencin die Schar der Anbeter als eine Menagerie darstellt, sich selbst aber als einen Bären schildert, „ungeleckt und ungezogen", den Lili „aus des Waldes Nacht unter ihren Beschluß hereinbetrogen und mit den andern zahm gemacht".

Doch hat sie auch ein Fläschchen Balsamfeuers,
Dem keiner Erde Honig gleicht,
Wovon sie wol einmal, von Lieb' und Treu' erweicht,
Um die verlechzten Lippen ihres Ungeheuers
Ein Tröpfchen mit der Fingerspitze streicht,
Und wieder flieht und mich mir überläßt,
Und ich dann, losgebunden, fest
Gebannt bin, immer nach ihr ziehe,
Sie suche, schaud're, wieder fliehe —
So läßt sie den zerstörten Armen geh'n,
Ist seiner Lust, ist seinen Schmerzen still;
Ha! manchmal läßt sie mir die Thür halb offen steh'n,
Seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.
Und ich! — Götter, ist's in euren Händen
Dieses dumpfe Zauberwerk zu enden;
Wie dank' ich, wenn ihr mir die Freiheit schafft!
Doch sendet ihr mir keine Hülfe nieder —
Nicht ganz umsonst reck', ich so meine Glieder:
Ich fühl's! Ich schwör's! Noch hab' ich Kraft.

Rührend spricht sich das Gefühl gequälter Liebe in dem Gedichte „Herbstgefühl" aus, das im Septemberhefte der „Iris" unter der Ueberschrift „Im Herbst 1775" erschien, und Ende August oder in den ersten Tagen des folgenden Monats in Offenbach gedichtet scheint. Fetter, wünscht er, möge das Laub am Rebengeländer sein Fenster heraufquellen, gedrängter mögen die Zwillingsbeeren quellen, schneller reifen und voller glänzen *); sie brütet der Mutter Sonne Scheideblick, sie umsäuselt des holden Himmels fruchtende Fülle, sie kühlet des Mondes freundlicher Zauberhauch, und sie bethauen aus seinen Augen der ewig belebenden Liebe vollschwellende Thränen. Gerade die prangende üppige Fülle der heranreifenden Natur erfüllt ihn, dem der höchste Genuß des Lebens in glücklicher Liebe versagt ist, mit tiefster Wehmuth.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Vergl. Wilhelm v. Humboldt's „Briefe an eine Freundin", II, 257: „Sie (Lili) hieß Schönemann; ihr Mann war Hr. v. Türckheim. Dieser liebte sie schon während ihrer Bekanntschaft mit Goethe, und zweifelte lange an der Erfüllung seiner Wünsche. Dies erzählte mir neulich ein Bekannter von Beiden."

**) Der Brief ist von Wagner (I, 69) datirt: „Frankfurt, im August 1775."

***) Hirzel theilt diesen Brief nach den Briefen vom 13. und 14. Aug. und zwar unter derselben Nummer mit, gibt aber höchst seltsam am Schlusse das Datum an: „im Juli 1775." Es ist Dies nicht das einzige mal wo bei Hirzel das Datum entschieden falsch ist.

†) Die Herbstmesse begann 1775 eigentlich erst am 10. Sept., aber die größern Geschäfte wurden schon vor Anfang der Messe gemacht. Nach Viehoff's Darstellung (II, 247) mußte die Messe Ende September fallen.

††) Der Pfarrer Ewald in Offenbach liebte es noch in höherm Alter, nach dem Zeugnisse von Varnhagen v. Ense, „Lili's Park" in den alten Lesarten und nachahmend in der Weise wie Goethe es selbst gethan in anmuthiger Laune vorzutragen.

*) In der „Iris" steht V. 6 glänzet voller, nicht glänzend voller, wie schon in der ersten Ausgabe der Werke. Unter den Zwillingsbeeren scheint er rothe und weiße Trauben zu verstehen, welche nebeneinander am Hause gezogen wurden. Auch diese Verschlingung beider scheint den Dichter symbolisch anzusprechen.

Waterloo. Ein dramatisches Gedicht von E. F. Scherenberg. Berlin, Hayn. 1849. Gr. 4. 20 Ngr.

Die Erscheinung dieses Gedichts gehört zu den erfreulichsten Zeichen der Zeit, weil es durch seine Fülle von Kraft tiefes Gefühl der Nationalität bekundet, sowie durch seinen Gegenstand. Der Dichter, ein classisch gebildeter Jüngling, ist Handlungsdiener in Berlin, ohne alles Vermögen, und soll dies Gedicht zuerst auf Krämerdüten geschrieben haben. Er las es in einem Lesekreis, und der König, stets bereit Literatur und Poesie, Zeugen innerer Cultur und nationaler Selbständigkeit, zu unterstützen, ließ sich das Manuscript im Kreise seiner Familie durch den Professor der Rhetorik Schramm vorlesen. Beifall und Rührung waren allgemein, und auf Befehl des Königs wurde das Gedicht in reicher Ausstattung gedruckt; die erste Auflage ist bereits vergriffen. Schramm wurde von den Gardeoffizieren nach Potsdam berufen, um

dort das Epos vorzulesen; auch nach Stettin mußte er zu diesem Zibeck kommen. Dies Heldengedicht reiht sich würdig dem Besten aller Zeiten und Völker an, der „Iliade" Homer's und Milton's „Verlornem Paradies", mit welchem es viel Aehnlichkeit hat, unter Anderm auch darin, daß der Charakter den man am meisten hassen sollte, Satan, der Höllenfürst, ohne daß der Dichter es wollte, der anziehendste Held des Gedichts ist. In der Schlacht von Waterloo ist Napoleon unbezweifelt der Held, der die meiste Theilnahme erregt, ein Komet in seinem Untergange. Die Franzosen haben noch früher wie die Deutschen die Schlacht von Waterloo besungen, als das tragische Ende einer glorreichen Zeit.

Das Gedicht beginnt mit einer Weihe der preußischen Fahnen als Einleitung in Ottaverime, dann folgt in fünffüßigen Jamben „Napoleon's Rückkehr von Elba", „Auflösung des Congresses", „Rüstung von ganz Europa gegen Napoleon", „Schlacht bei Ligny", „Blücher's Sturz", „Kampf bei Waterloo", „Untergang der Alten Garde" u. s. w. Alles ist mit historischer Treue erzählt.

Wir hatten bisher noch kein vollständiges Schlachtgemälde von Waterloo. Grabbe hat in seinen „Hundert Tagen" einige Momente der Schlacht großartig aufgefaßt. Lord Byron, der Waterloo mit Cannäs Schlacht vergleicht, besang in seinem dritten Gesange des „Childe Harold" den Ball in Brüssel und den folgenden Tag mit herrlichen Spenser-Stanzen; aber eine vollkommene Schilderung dieses welthistorischen Ereignisses, groß und folgereich wie die Hermann-Schlacht, ist erst im J. 1848, auch eine Folge jener Zeit, hervorgetreten.

Zu befürchten ist, daß das deutsche Publicum, zu sehr durch die neuern Dichter Freiligrath, Geibel u. A. an den Reim gewöhnt, die ernste Majestät des fünffüßigen reimlosen Jambus, worin dies Gedicht geschrieben ist, nicht zu würdigen weiß, besonders da der Dichter sich zu viele Freiheit erlaubt hat, die oft an den ehrwürdigen Hans Sachs in Nürnberg erinnert.

Der war ein Schuh-
macher und Poet dazu.

Sylbentrennungen wie die erwähnte kommen häufig vor.

Der alte Degen sieht den Ap- und Prä-
parat — Was soll Das werden? Salben noch?
Ob ich gesalbt zum Himmel fahre oder un-
gesalbt, Das ist dem lieben Gott partout-
Egal u. s. w.

Um seinen Berg herum wand sich der kalte
Lindwurm des heil'gen Georg, den un-
geschlachten Rücken wälzend an die Wand,
Hoch über seinen weiten Friedhof un-
begrab'ner Leiber reitet auf weißem Roß u. s. w.

Der Wechsel des Jambus mit Trochäen und Daktylen kommt auch sehr häufig vor. Letztere sind vortrefflich benutzt um den wachsenden Schrecken der Schlacht zu schildern.

Entgegen durch die eisernen Gassen schnaubend,
Zusammenschlägt die sausende Reiterschlacht,
Ein wirbelnder rasender Föhn. Antreten zwanzig
Mal tausend ihren schwirren Schwertertanz,
Und schlingen paarend sich den furchtbaren Reigen,
Trompeten schmettern, Rüstern schnaufen den Chorus,
Die stählernen Lüfte sprühen, der Boden funkt,
Vom trappelnden Tritt der Tanzplatz schwankt, und wenn
Die wirbelnden Paare sich fassen, lassen nicht los
Sie wieder, halten sich fest, bis roth der Eine,
Der Andere blaß, herunter von Leib und Leben,
Als tanzte Tod und Teufel auf Mont-Saint-Jean
Den Bergtanz wieder mit hunderttausend Füßen.

Folgende Strophen geben eine erhabene Schilderung von Napoleon's Untergang.

Die Nacht bricht ein, im Thal beginnt das Grauen
Auf uns're letzte Straße, meine Braven!
Und enger schließt um ihn sich die Ruine,
Ein gold'ner Sarg um eines Kaisers Leiche.
Gelebt mit ihm so ganz, will Treue jetzt
Ihr Götterrecht: Unsterblichkeit mit ihm
Zu sterben.

Der Dichter, der so viel Kraft und Fülle besitzt, wird gewiß bald Meister der Sprache werden. Auch der Reim steht ihm zu Gebote, wie die Zueignung beweist:

Euch Heldenschmuck aus Deutschlands größten Jahren,
So lang es Deutsche gibt in Volk und Land,
Euch Letzten jener lichtgeword'nen Scharen
Mit grauem Haar und dem verblich'nen Band.
Euch Freiheitskämpfern unterm-überm Sand,
Sing' ich mein Lied, sing' Lust und Klage,
Wie mahnend über Trümmern weht die Sage.
Euch aber, unsern jungen Schwertgewalten,
Die ihr auf dänisch Leder schriebt: Hurrah!
Wir sind die Söhne noch von unsern Alten
Trotz dreiunddreißigjähr'gem Capua,
Werf' ich mein Lied in eurer Fahne Falten,
Die alte Treu' in Jung-Germania;
Nur d'rauf, ob sich der Ost, ob West erhebet,
Es geht, so wahr ein Gott im Himmel lebet.

Das dänische Leder fällt unangenehm auf, weil es keine edlen Nebenideen erregt; aber der Genius des Dichters zeigt eine Kraft an, die sich bald von allen Schlacken reinigen wird.

68.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Protestantismus

nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.

Von

F. A. Holzhausen.

Zweiter Band:

Die geschichtliche Begründung des Protestantismus.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Band enthält die Geschichte der Reformation in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, Schottland, England, Dänemark und Schweden, und verfolgt, während er die Begründung des protestantischen Princips in diesen Ländern darstellt, den Zweck, den Einfluß des religiösen Elements auf die Bildung des Nationalcharakters in das Licht zu setzen, unter dem Standpunkte, daß die deutsche Nation, von welcher die Reformation ausgegangen ist, durch die sittliche Gestaltung ihrer Volksthümlichkeit an die Spitze des neuern Europa zu treten berufen ist. — Der erste Band dieses Werkes erschien 1846 und kostet 2 Thlr., der dritte Band bildet den Schluß und wird im nächsten Jahre herauskommen.

Leipzig, im October 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 243. — 10. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortsetzung aus Nr. 242.)

Am 10. Sept. waren Goethe und Lili in Offenbach, wo der Pfarrer Ewald seine Vermählung feierte.*) Ewald war in Goethe's und Lili's Kreise zu Offenbach gern gesehen, woher diese sich auch bei seiner Hochzeitfeier freundlichst betheiligten. Goethe schrieb zu dieser das später mit nicht unbedeutenden Veränderungen unter dem Titel „Bundeslied" berühmt gewordene Lied, das ursprünglich von vier Personen, wol André, dessen Frau, Goethe und Lili, gesungen wurde.**) In der dritten Strophe dieses Liedes, das keineswegs, wie Viehoff sagt, ganz von dem Hauche des Glücks beseelt ist, mit der die Liebe zu Lili den Dichter beseligt habe, wird die Neuvermählte, welche in dem offenbacher Kreise noch weniger bekannt war, mit den Worten angeredet:

Nicht lang' in unserm Kreise
Bist nicht mehr neu darin;
Kennst schon die freie Weise
Und unsern treuen Sinn.

Ihn selbst aber beschleicht am Schlusse das wehmüthige, durch das Misverhältniß zu Lili, mit welcher er seit einiger Zeit nicht gut stand, erregte Gefühl, daß er bald aus dem lieben Kreise scheiden müsse, wie er kurz vorher an Merck geschrieben hatte, er müsse noch in diesem Jahre fort.

Und bleiben lange, lange,
Fort ewig so gesellt.
Ach, daß von einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Doch ihr sollt Nichts verlieren,
Die ihr verbunden bleibt,
Wenn Einen einst von Vieren
Das Schicksal von euch treibt.
Ist's doch als wenn er bliebe!
Euch ferne sucht sein Blick,
Erinnerung der Liebe
Ist, wie die Liebe, Glück.

Die seltsame Stimmung welche den Dichter am Abende des Hochzeittages aus dem fröhlichen Kreise trieb lernen wir aus einem zu Offenbach am 17. Sept. Abends um 10 Uhr an Auguste geschriebenen Brief kennen. Er schreibt:

Heut' vor acht Tagen war Lili hier. Und in dieser Stunde (Abends um 10 Uhr) war ich in der grausamst, feierlichst, süßesten Lage meines ganzen Lebens, möcht' ich sagen. O Gustchen, warum kann ich Nichts davon sagen! Warum! Wie ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute und mich Alles seelenvoll umgab. Und in der Ferne die Waldhorn (sic!) und der Hochzeitgäste laute Freuden.

Seit dieser Zeit war er, wenn auch nicht ruhig, doch still, was freilich auf ein baldiges Gewitter hindeutete, welches sich bei ihm an den harmlosesten Tagen zusammenzuziehen pflegte. Auguste rieth dem Dichter, der sich gegen sie beklagt hatte, daß Lili sein für sie warm und glühend schlagendes Herz nicht ganz fühle, daß sie, fern ihn mit wahrer Liebe zu belohnen, Allen zu gefallen suche, er möge doch ein so ungleiches Verhältniß, da ihre Charaktere, beide in ihrer Art so trefflich, nicht zusammenpaßten, abbrechen, worauf dieser sofort nach Empfang ihres Briefs am 14. Sept. Morgens erwidert:

Was Sie von Lili sagen, ist ganz wahr. Unglücklicherweise macht der Abstand von mir das Band nur fester das mich an sie zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht Alles sagen. Es geht mir zu nahe, ich mag keine Erinnerungen. Engel! Ihr Brief hat mir wieder in die Ohren geklungen wie die Trompete dem eingeschlafenen Krieger. Wollte Gott, Ihre Augen würden mir Ubald's Schild*) und ließen mich tief mein

*) Dies ergibt sich aus dem Kirchenbuche der deutsch-reformirten Gemeinde in Offenbach, nach welchem, wie mir Hr. Dr. Weismann mittheilt, an diesem Tage „Johann Ludwig Ewald reform. Teutsch. Der Pred. Weyl. Herrn Georg Ernst Ewald's, Amtskell. im Hayn (bei Offenbach) Ehl. Sohn mit Jfr. Rahel Gertraud du Fay Weyl. Herrn Jakob Friedrich du Fay Bürgers und Handelsmanns zu Frankf. Ehl. Tochter, nachdem er auf hohe Erlaubniß zum 1., 2. und 3. male den 5ten zugleich proclam. worden, nach einer besondern (Erlaubniß) im Haus" getraut ward.

**) Das Gedicht erschien in der ursprünglichen Gestalt zuerst im „Merkur" (XIII, 123 fg.), was Boas und Viehoff entgangen ist. Die Jahrszahl 1774, welche Döring („Goethe in Frankfurt", S. 55) beisetzt, ist irrig. Goethe sagt (XXII, 306), das Gedicht sei zum Geburtstage Ewald's gedichtet, wogegen Viehoff (Commentar, I, 207) die von Varnhagen v. Ense durch Ewald's Erzählung bestätigte Vermuthung äußert („Goethe's Leben", II, 213 fg.), es sei zum Hochzeitstag bestimmt gewesen. Der Geburtstag Ewald's fällt sechs Tage später, den 16. Sept. Irrig setzt Viehoff dieses Lied vor die schweizer Reise, da ihm das Datum von Ewald's Hochzeit unbekannt war.

*) Auf Ubaldo's diamantenen Schild spielt Goethe auch im „Briefwechsel mit Schiller" (Nr. 207; Riemer, I, 29) an.

unwürdiges Elend erkennen und — ja, Gustchen, wir wollen Das lassen — über des Menschen Herz läßt sich Nichts sagen als mit dem Feuerblick des Moments.

Gleich nach Tische fährt er fort:

Dein gut Wort wirkte in mir; da sprach's auf einmal in mir: Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte? Erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist wie ich, ist sie nicht vielleicht besser? Gustchen! — Laß mein Schweigen dir sagen was keine Worte sagen können.

Wir erkennen darin eine leise Andeutung, daß Auguste ganz zu seinem Sein und Wesen stimme. „Ich hab' immer eine Ahndung", hatte er ihr am Morgen geschrieben, „Sie werden mich retten aus tiefer Noth, kann's auch kein weiblich Geschöpf als Sie." Er kann nicht zur Ruhe gehen, ehe er seinem Gustchen noch eine gute Nacht gesagt und sein Herz von neuem eröffnet hat.

Heut' einen guten Nachmittag, der selten ist — mit Großen, das noch seltener ist. Ich konnte zwei Fürstinnen in einem Zimmer lieb und werth halten.*) Gute Nacht! Will dir so ein Tagebuch schreiben, ist das Beste. Thu mir's auch so; ich hasse die Briefe und die Erörterungen und die Meinungen. Gute Nacht! So! — ich sehe zurück, schon drei mal**); ist's doch als wenn ich verliebt in dich wäre! und den Hut immer nähme und wieder niederlegte. Wie wollt' ich, du könntest nur acht Tage mein Herz an deinem, meinen Blick in deinem fühlen. Bei Gott, was hier vorgeht, ist unaussprechlich fein und nur dir vernehmbar. Gute Nacht!

Man fühlt wie er in Gustchen eine gleichgestimmte Seele gefunden, deren Besitz ihn ganz beglücken würde. Die Eifersucht auf Lili, verbunden mit den Trennungsversuchen von beiden Seiten, hatte das herzliche Verhältniß zu dieser wieder stark gelockert, wie sehr er sich auch noch immer von ihr angezogen fühlte. Am andern Morgen, den 15. Sept., ist er, wie er an Auguste schreibt, mit einer Maske für den Ball auf den 19. Sept. beschäftigt. Nach Tische kommt er geschwind zum abgebrochenen Briefe gelaufen, um Gustchen zu sagen was ihm drüben in der andern Stube durch den Kopf gefahren, daß kein weiblich Wesen ihn so lieb habe. Schon um halb vier Uhr ist es mit der Maske aus, da er erfahren, Lili komme nicht auf den Ball. Wahrscheinlich hielt sie sich zurück oder wurde vom Balle zurückgehalten, um nicht öffentlich mit dem Verlobten, von dem man sie trennen wollte, zu erscheinen.

Aber dürft' ich, könnt' ich Alles sagen! — Ich that's sie zu ehren, weil ich declarirt für sie bin, und eines Mädchens Herz ꝛc. — Also Gustchen! — Ich that's auch halb aus Trutz, weil wir nicht sonderlich stehen die acht Tage her. Und nun!

Am Morgen des 16. Sept. sprang er als er die Sonne sah mit beiden Füßen aus dem Bette, lief in der Stube auf und ab, bat sein Herz so freundlich, und es ward ihm leicht, es ward ihm die Zusicherung, daß noch was aus ihm werden sollte.

Gutes Muths denn, Gustchen! Wir wollen einander nicht aufs ew'ge Leben vertrösten. Hier noch müssen wir glücklich sein, hier noch muß ich Gustchen sehen, das einzige Mädchen deren Herz ganz in meinem Busen schlägt.

Am Nachmittage schreibt er:

Offen und gut der Morgen; ich that was, Lili eine kleine Freude zu machen, hatte Fremde, trieb mich nach Tische spaßend närrisch unter Bekannten und Unbekannten herum. Gehe jetzt nach Offenbach, um Lili heute Abend nicht in der Komödie, morgen nicht im Concert zu sehen.

Es schmerzte ihn die Geliebte umgeben vom Schwarm ihrer Verehrer zu schauen. Noch an demselben Abend um 7 Uhr schreibt er von Offenbach:

In einem Kreise von Menschen die mich recht lieb haben, oft mit mir leiden!

Er sitzt wieder in André's Haus vor demselben Schreibtischchen von dem er Auguste vor der Reise in die Schweiz geschrieben.

Lieb Gustchen — da ist ein junges Paar in der Stube, das erst seit acht Tagen verheirathet ist; eine junge Frau liegt auf dem Bette, die der angenehmsten Hoffnung eines lieben Kindes entgegen schmerzet.*)

Man sieht in dieser Aeußerung den tiefen Schmerz durch, daß ein solches Glück der Ehe ihm noch fern ist, und man erkennt leicht weshalb er Dieses seiner lieben Auguste schreibt. Der folgende Tag, der 17. Sept., ein Sonntag, ging ihm zu Offenbach leidlich und stumpf herum. Beim Aufstehen war es ihm gut, und er machte eine Scene an seinem „Faust", vergängelte dann ein paar Stunden, verliebelte ein paar mit einem Mädchen, einem seltsamen Geschöpfe, welches auch die Stolberg kennen gelernt hatten; er aß darauf in einer Gesellschaft von einem Dutzend guter Jungen, so gerade wie sie Gott erschaffen hat, fuhr auf dem Wasser auf und nieder, da er die Grille hatte selbst fahren zu lernen, spielte ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit guten Menschen. Er schreibt am Abend an Auguste:

Und nun sitz' ich dir gute Nacht zu sagen. Mir war's in all Dem wie einer Ratte die Gift gefressen hat**); sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer.

Treffender konnte der Dichter kaum das ängstliche Haschen nach Vergnügungen aussprechen, mit welchen er die Qual seiner leidenschaftlichen Liebe betäuben wollte. Die Eifersucht gegen Lili, die Allen zu gefallen suchte, stieg von Tag zu Tag; er dachte der Geliebten zu trotzen.

*) Vielleicht die alte Fürstin von Waldeck und die Fürstin von U., welche im Briefe an Lavater vom 14. Aug. erwähnt werden. Auch finden wir gegen den 20. Sept. die verwitwete Markgräfin von Baireuth in Frankfurt.

**) Drei mal hat er ihr bereits gute Nacht gewünscht; am Schlusse des Briefs geschieht es zum vierten mal.

*) Unter dem jungen Ehepaar sind Pfarrer Ewald nebst Frau zu verstehen; die junge Frau ist Frau André. Hr. Vinzer scheint die Stelle nach seiner Bemerkung (S. 101 fg.) misverstanden zu haben. Das junge Ehepaar wohnt nicht auf demselben Zimmer mit Gerle, sondern ist eben zu Besuch, und Frau André liegt keineswegs in demselben Zimmer.

**) Das Bild erinnert an das Rattenlied im „Faust", wonach man vermuthen könnte, er habe dieses und die Scene in Auerbach's Keller an diesem Tag geschrieben.

aber diese wollte sich seinen herrschsüchtigen Launen nicht fügen, und so wurden Beide um so mehr einander entfremdet, je besser man von Seiten der Verwandten diese Stimmung zu benutzen wußte. In Auguste glaubte er einen Ersatz für seinen großen Verlust, den er doch nicht verwinden konnte, zu finden. „Gute Nacht, Engel. Einzigstes Mädchen — und ich kenne ihrer viele — —", so endet er in der Nacht des 17. Sept. seinen Brief an Auguste, an die er gleich am folgenden Morgen schreibt:

Mein Schiffchen steht bereit, ich werd's gleich hinunter lenken. Ein herrlicher Morgen; der Nebel ist gefallen, Alles frisch und herrlich umher! Und ich gehe wieder in die Stadt, wieder ans Sieb der Danaiden! Ade!

Als er darauf vom Fahren auf dem Main zurückgekehrt ist, schreibt er weiter:

Ich habe einen offenen frischen Morgen. O Gustchen! Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahren Genuß und Leiden die Seligkeit die Menschen gegönnt ward empfinden, und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit Himmel auf und Höllen ab getragen werden. Beste, ich bitte dich, schreib mir auch so ein Tagebuch. Das ist das Einzige was die Ferne bezwingt....

Er kehrt dann nach Frankfurt zurück, wo er noch Nachts um halb 12 Uhr sein Tagebuch fortsetzt:

Hab' getrieben und geschwärmt bis jetzt. Morgen geht's noch ärger. O Liebste! Was ist das Leben des Menschen! Und doch wieder die vielen Guten die sich zu mir sammeln! Das viele Liebe das mich umgibt. Lili heut' nach Tisch gesehen — in der Komödie gesehen. Hab' kein Wort mit ihr zu reden gehabt — auch Nichts geredt! Wär' ich Das los! O Gustchen — und doch zittre ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte. Aber ich bleib' meinem Herzen treu und laß es gehn. Es wird...

Hier bricht er ab, da er in den Gedanken an die Zukunft sich ganz versenkt, wenn nicht vielmehr die Ermüdung ihn am weitern Schreiben hindert. Aber am andern Morgen früh um 7 Uhr wendet er sich wieder mit seinen Bekenntnissen an Auguste:

Im Schwarm! Gustchen! Ich lasse mich treiben und halte nur das Steuer, daß ich nicht strande.*) Doch bin ich gestrandet, ich kann von dem Mädchen nicht ab — heut' früh legt sich's wieder zu ihrem Vortheil in meinem Herzen. Eine große schwere Lection! Ich gehe doch auf den Ball einem süßen Geschöpfe zu lieb, aber nur im leichten Domino, wenn ich noch einen kriege. Lili geht nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Sikhs.

A history of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej. By *Joseph Davey Cunningham*. London 1849.

Vorgenanntes Buch, das Beachtung verdienen würde, selbst wenn die im Januar und Februar d. J. von den Engländern wider die Sikhs geschlagenen und gewonnenen Schlachten ihm kein nachträgliches Interesse gäben, ist vom Verf. — Ingenieurlieutenant und Hauptmann in der indischen Armee — in Indien geschrieben, als Manuscript nach England geschickt, daselbst gedruckt worden und bei Murray in London erschienen. Es ist keineswegs unnöthig Dies zu wissen; denn nicht allein daß die Abfassung eines Buchs am Orte seines Schauplatzes die Vermuthung seiner Richtigkeit erhöht, sind auch die buchhändlerischen Verbindungen zwischen Indien und England so mangelhaft, daß, dafern der Verf. sein Werk in Indien hätte erscheinen lassen, es für Europa so gut wie nicht vorhanden sein würde. Er hat deshalb eine anzuerkennende Ausnahme von der Regel gemacht, daß die meisten in Indien schriftstellernden Engländer in Kalkutta verlegen, daher die dortige Presse manches in geschichtlicher und politischer Beziehung werthvolle Werk zu Tage fördert, wovon meist nur wenige Exemplare nach England gelangen. So ist es Thatsache, daß von dem „Calcutta review", einem vortrefflichen Journale, welches die fähigsten dortigen Regierungsbeamten zu Mitarbeitern zählt, nur zwölf Abdrücke nach England gehen, und konnte England mit 20 Exemplaren von des Major Smyth „Reigning family in Lahore", Kalkutta 1848, sich begnügen, so erklärt Dies, warum Deutschland Wenig oder Nichts von einem Buche weiß welches über die betreffenden dunkeln Verhältnisse helles Licht verbreitet. Die übeln Folgen solch lückenhaften literarischen Verkehrs stellen sich beim Lesen von Cunningham's Buch grell heraus. Ein großer Theil des historischen Inhalts stützt sich auf in Kalkutta erschienene Werke. Wo sind sie? Niemand besitzt, Keiner kennt sie. Auch darin also besteht der Werth des vorliegenden Buchs, daß es jene Mängel einigermaßen ersetzt. In Betreff der Befähigung des Verf. „eine Geschichte der Sikhs vom Ursprunge der Nation bis auf die Schlachten am Sutlej" zu schreiben, dient das aus einer Stadt des Fürstenthums Bhopal vom 9. Dec. v. J. datirte Vorwort zur Auskunft.

Von 1837 — 45 bekleidete der Verf. verantwortliche Posten an der Sikhgrenze, und nahm in dessen Folge an mehren der wichtigsten dortigen Vorfälle persönlich Theil. So war er bei der Expedition welche 1839 den Khyberpaß forcirte, und ging 1840 ein zweites mal nach Peshawur, war 1841 Commandant des Districtes Ferozepore und wurde 1842 nach Klein-Thibet geschickt, um die Beziehungen zwischen der dasigen chinesischen Bevölkerung und der übergreifenden Familie des Gholab Singh zu ordnen, begab sich zum Behuf der Schlichtung gewisser Grenzstreitigkeiten 1845 nach Bhawulpore, bis er von dem neuerlich zum Oberbefehlshaber in Indien ernannten Sir Charles Napier zum activen Armeedienste einberufen wurde, und focht demgemäß in den Schlachten von Ferozeshah, Aliwal und Sobraon. Nach beendigtem Kriege erhielt er eine lohnende Civilanstellung; doch scheint es, daß er diese im laufenden Jahre niedergelegt hat, um dem Feldzuge unter Lord Gough beizuwohnen, daß er derselbe Ingenieurhauptmann Cunningham ist welcher laut englischer Zeitungsberichte die Verschanzung des britischen Lagers leitete. An Gelegenheit also, sich mit Allem bekannt zu machen was einem Historiographen der Sikhs zu wissen nöthig ist, hat es dem Verf. nicht gefehlt, und daß er sie zu nutzen verstanden dürfte sein Buch beweisen. Die Sikhs nämlich sind nicht länger eine Nation deren Geschichte auf gut Glück geschrieben werden kann, ohne Gefahr sich auf falschen Angaben ertappt zu sehen. Jüngste Ereignisse haben dem Punjab und dessen Volke nicht die Aufmerksamkeit Englands allein zugewendet, und die Presse hat über die merkwürdigen Schicksale der Sikhs keineswegs geschwiegen. Auch in d. Bl. ist auf Veranlassung literarischer Neuigkeiten ihrer gedacht worden, und wenn es daher keine grundlose Vermuthung heißen kann, daß die Hauptsachen hinsichtlich des Ursprungs und der Fortschritte der Sikhs den Lesern d. Bl. im Allgemeinen bekannt sind, so erinnern sie sich gewiß, daß die Sikhs ursprünglich nicht ein selbständiges Volk,

---

*) Das Gleichniß erklärt sich daraus, daß Goethe damals das Fahren auf dem Wasser lernte, wie auch das Bild im Briefe des vorigen Tages von den auf- und abtreibenden Wogen durch seine Wasserfahrt veranlaßt ist. Daß Goethe seine Gleichnisse aus der jedesmaligen Beschäftigung herzunehmen Hebte, hat schon Riemer bemerkt, II, 51, 67. Vergl. Nr. 293 d. Bl. f. 1848.

sondern eine religiöse Sekte waren, daß ihre so getaufte Nationalität noch keine hundert Jahre alt ist, daß sie durch ihre Verfolgungen Seiten der mohammedanischen Kaiser und afghanischen Eindringlinge zu Einigkeit und Widerspenstigkeit recht eigentlich gezwungen wurden, daß ihr Staat erst unter Runjeet Singh eine ausgeprägte Form erhielt, und daß sie seit dem Tode dieses Fürsten 1839 in eine mit Angriffskriegen durchflochtene Anarchie versunken sind. Von der Zeit jenes Todes an steigert sich das Interesse und der Werth des Cunningham'schen Werkes, indem die von den politischen Agenten der Regierung erstatteten, dem Verf. amtlich zugegangenen Depeschen die Grundlage seiner Darstellung bilden.

Zum klaren Verständnisse der sechsjährigen Anarchie, nach welcher die Sikhs den kecken Entschluß faßten ins britische Gebiet einzufallen, muß man sich die Parteizustände bei Runjeet's Tode vergegenwärtigen. Runjeet hinterließ einen legitimen Sohn und einen legitimen Enkel, einen Putativsohn Shere Singh und zwei Adoptivsöhne Cashmeera und Peshora Singh — so genannt nach den zwei von Runjeet eroberten Provinzen — und einen vorgeblichen Sohn Dhuleep Singh, dessen Thronansprüche erst später geltend gemacht wurden, und dessen Existenz überhaupt den Engländern bis 18 Monate nach Runjeet's Tode unbekannt blieb. Jeder dieser Singhs hatte seinen Anhang. Dann kam das Geschlecht der Sirdars, darunter die namhaften Familien Scindinwallah, Majeetia und Attarewallah, die zwei Erstern Seitensprossen von Runjeet's eigenem Stamme, die Letztere ihm verschwägert. Außerdem hatte ein seltenes Zusammentreffen von Umständen dem Geschlecht der Rajpoot aus den Hochlanden von Punjab am Hofe von Lahore beträchtlichen Einfluß gegeben. Drei Brüder, Gholab, Dhyan und Suchet, Abkömmlinge der in ihrem ältern Zweige ausgestorbenen Rajahs von Jummoo, hatten sich bei Runjeet so in Gunst gebracht, daß er sie zu Rajahs erhoben, und zur Zeit seines Ablebens war Suchet ein Hauptführer der Sikharmee, Gholab Regent im frühern Fürstenthume seines Hauses und Dhyan Großvezier des Reichs. Der Erste und Dritte theilten das Schicksal hinterlistig ermordet zu werden mit allen Sikhnotabilitäten aus den Jahren 1839—46; der Zweite, Gholab Singh von Jummoo, ist Bundesgenosse Englands.

Nach Ermordung sämmtlicher in gerader Linie von Runjeet Abstammenden vereinigten sich alle Kämpfe in dem um das Vezierat, und die Kämpfer waren auf der einen Seite die Sikhs durch die Familie Scindinwallah, auf der andern die Rajpoots durch die Brüder Jummoo. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Rajpoots als Geschlecht sich über die Sikhs erhoben oder zu erheben getrachtet, sondern blos daß jene Familie mächtig genug war gegen die Sikhs in die Schranken zu treten, und eine Zeit lang die Staatsgewalt an sich zu reißen. Während Dies geschah, wurden die Thronansprüche des Knaben Dhuleep Singh insofern anerkannt, als er, obwol muthmaßlich nicht ein Tropfen königliches Blut in seinen Adern fließt, nach Ermordung des Shere Singh für den allein rechtmäßigen Kronprätendenten galt, und deshalb fernerhin nur noch um das Vezierat gestritten wurde. Als dann aber auch die Sirdarhäuptlinge aus dem Wege geräumt waren, bildete sich eine neue Partei aus der Familie und den Favoriten von Dhuleep's Mutter, der berüchtigten Ranee, und diese Partei lenkte 1845 das Staatsruder. Die Succession gestaltet sich also übersichtlich folgendermaßen.

Runjeet starb 1839. Seine Abkömmlinge in gerader Linie wurden im November 1840 erschlagen. Darauf folgte die Regierung des Shere Singh, begünstigt und gehalten von der Uebermacht der Brüder Jummoo, bis er und sein Vezier Dhyan im September 1843 gemeinschaftlich ermordet wurden. Ging nun auch diese Metzelei von den Häuptern der Familie Scindinwallah aus, so trug sie ihnen doch keine Frucht; denn ein Sohn Dhyan's, Heera Singh, gewann unerwartet die Soldateska für sich, rottete die Scindinwallahs zur Hälfte aus und behauptete das Uebergewicht seiner Familie bis zum December 1844, wo er ebenfalls unterm Mordbeile fiel. Da nicht ein einziger Scindinwallah übriggeblieben welcher die Erledigung sich zu Nutze machen konnte, so trat der Anhang der Ranee ohne Widerstand hervor. Zuerst wurde im Mai 1845 ihr Bruder Jowasir Singh und nach seiner Ermordung im September ihr Geliebter, Lal Singh, Reichsvezier, bis auch ihn die Vergeltung ereilte. Gholab Singh hatte inzwischen sein Schiffchen klug durch den Sturm lavirt hatte sich des langen Einflusses seiner Familie bedient um ein Beträchtliches der königlichen Schätze an sich zu bringen, und rüstete sich in seiner Bergstadt Jummoo zur Behauptung seiner Unabhängigkeit.

Solche Umstände machen es begreiflich, daß eine so beschaffene Regierung den Nationalgeist der Sikhs nicht zügeln konnte. Eigentlich gab es gar keinen Zügel. Die Sikhs waren durch und durch Soldatenvolk, und das ungeheuer überragende Verhältniß der Armee rechtfertigt die anscheinende Ungerechtigkeit, daß sie ausschließend den Titel annahm welchen früher der ganze mystische Gemeinstaat geführt, den Titel: Khalsa, erlesener oder ausgewählter Staat. Die aber bereits stattgefundene Insubordination wurde durch ein neuerlich angenommenes Regierungssystem nicht wenig vermehrt. Jedes Bataillon ernannte einen Ausschuß, und diese Ausschüsse bestellten aus ihrer Mitte eine Executivgewalt, in deren Händen thatsächlich die oberste Leitung aller Angelegenheiten ruhte. Die Ausschüsse entschieden nun, daß offener Krieg beginnen solle. Es leidet keinen Zweifel, daß der Hof diesen wahnsinnigen Beschluß weder veranlaßte noch unterstützte; es ist jedoch ebenso gewiß, daß, wenn eine Hofpartei wider eine andere von einer Aufregung der Armee sich Gewinn versprach, sie solche dadurch zu bewirken suchte, daß sie falsche Gerüchte von feindlichen Plänen der Engländer ausprengte. Ohne also selbst nur einen scheinbaren Beschwerdegrund zu haben, und mit einer Schnelligkeit welche den Generalgouverneur von Indien unvorbereitet traf, brachten die Sikhs ihren Entschluß zur Ausführung, gingen über den Sutlej, zogen gegen das englische Heer, fanden es, kämpften mit ihm und wurden zurückgehauen.

Wie Vorstehendes in Kürze die Sachlage nach der bisherigen Auffassung schildert, so erhebt auch Cunningham dawider keinen wesentlichen Einspruch. Aber deutlich genug schlägt sein Herz für die Sikhs, und schont er auch die Sirdars nicht, so bringt er doch der Khalsa jeden sie begünstigenden Zweifel in Rechnung. Er kann natürlich nicht ableugnen, daß in der Hauptsache die Sikhs Unrecht haben, daß sie die Angreifenden gewesen sind; doch erinnert er, ohne es ausdrücklich zu thun, an die Fabel vom Wolf und dem Lamme, und schreibt zwischen den Zeilen: dem Allen ungeachtet haben die Engländer den Krieg verschuldet. Möglich auch daß Mancher, zumal wer dem Verf. gern glaubt, dessen Ansicht theilt. Wer sie aber mit unbefangenen Augen prüft, wird unfehlbar das Täuschende und Oberflächliche derselben erkennen. Hiervon abgesehen hat das Buch ziemlich alle guten und schlechten Eigenschaften welche an indischen Werken sich bemerkbar zu machen pflegen. Als Geschichtschreiber gebührt dem Verf. das Lob des Fleißes, umfassender Kenntnisse, und einer Vorliebe für seinen Gegenstand die ihm Reize zu verleihen weiß welche er an sich nicht besitzt. Dagegen verweilt er mitunter zu lange bei Kleinigkeiten, und schwankt in seinem Stile zwischen Schwulst und Unklarheit. Auch könnte die Anordnung und Uebersicht im Ganzen besser sein. Namentlich aber hätte der Verf. sich öfterer an die Stelle der Leser denken, ihr meist mangelhaftes Wissen erwägen, und z. B. seine Verhandlungen in Thibet nicht erzählen sollen, als ob jeder Leser die Verhältnisse zwischen Cashmir und Lassa, und die Topographie von Leh an den Fingerspitzen habe. Dennoch verdient das Buch auch in Deutschland Beachtung, und wird zum großen Theile Jeden befriedigen der sich für indische Zustände interessirt. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 244. — 11. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortsetzung aus Nr. 243.)

Nachdem Goethe sich am Tage vielfach herumgetrieben hat, geht er Abends ins Theater und von da nach Hause, um seine Toilette zum Balle zu machen. Ehe er zum Ball geht schreibt er an Auguste:

O Gustchen, wenn ich das Blatt zurücksehe, welch ein Leben! Soll ich fortfahren oder mit diesem auf ewig endigen? Und doch, Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß mitten in all dem Nichts sich doch wieder so viel Häute von meinem Herzen lösen, so die convulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Composition nachlassen, mein Blick heiterer über die Welt, mein Umgang mit den Menschen sicherer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer ewig allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach alles Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold — da lass' ich's denn so gehn — betrüge mich vielleicht selbst — und danke Gott. Gute Nacht. Addio. Amen: 1775.

Mit so wunderbarer, fast andächtiger Stimmung ging er auf den Ball, wo er bis 6 Uhr blieb, aber nur zwei Menuette tanzte, da er den größten Theil der Zeit „einem süßen Mädchen, die einen Husten hatte", und der zu Gefallen er, wie er früher bemerkt hat, den Ball besuchte, Gesellschaft leistete. Man könnte, wäre hier nicht jede Vermuthung zu gewagt, an Antoinette Gerold denken. Am 20. Sept. Abends halb 8 Uhr schreibt er an Auguste:

Hab' geschlafen bis 1 Uhr, gegessen, Etwas besorgt, mich angezogen, den Prinzen von Meiningen mich dargestellt, ums Ihr gegangen, in die Komödie, Lili sieben Worte gesagt.

Jetzt schien der Entschluß von Lili zu lassen fest in ihm zu sein, weshalb er auch wieder einige Worte mit Lili, mit der er mehre Tage nicht gesprochen, wechseln konnte, was er während des schwankenden Zustandes nicht vermochte.

Wenn ich dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehr recht lieben und echt weiblichen Seelen sagen könnte! Wenn ich dir lebhaft! — Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht. Du hieltest's nicht aus. Ich auch nicht, wenn Alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließ.

So zogen ihn jetzt wieder andere weibliche Wesen an, nachdem die Trennung von Lili entschieden war; auch im Verhältnisse zu Auguste tritt einige Ruhe ein, da diese ihn durch ihren Brief beruhigt und ihm sein Ungestüm verwiesen zu haben scheint. Am 21. Sept. hat Goethe sich in den Kopf gesetzt sich „wohl anzuziehen". Er schreibt der Freundin:

Ich erwarte einen neuen Rock vom Schneider, den ich mir hab' in Lyon sticken lassen, grau mit blauer Bordüre, mit mehr Ungeduld als die Bekanntschaft eines Manns von Geist, der sich auf eben die Stunde bei mir melden ließ. Schon ist was misglückt. Mein Perrückenmacher hat eine Stunde an mir frisirt, und wie er fort war, riß ich's ein und schickte nach einem andern, auf den ich auch passe.

Hier bricht der Brief ab; den ganzen Tag über wie auch den folgenden konnte er vor aller Zerstreuung gar nicht zum Schreiben kommen; erst am 23. Sept. richtet er an Auguste die wenigen Zeilen:

Es hat tolles Zeug gesetzt. Ich hab' nicht zum Schreiben kommen können. Gestern lauter Alteffen. Heut' hab' ich einen Husten. Ade.

Es befand sich um diese Zeit auch der Herzog von Sachsen-Weimar in Frankfurt, der eben im Begriffe war seine Braut aus Karlsruhe abzuholen.*) An jenen beiden Tagen scheint er von den fürstlichen Personen empfangen worden zu sein. Er selbst erzählt uns (XXII, 404 fg.) wie er von den meiningischen Herrschaften zur Tafel geladen worden, aber durch ein Misverständniß von seiner Seite leer ausgegangen und dadurch die unwillige Aeußerung seines Vaters hervorgerufen habe: er wundere sich höchlich, wie er, der doch sonst nicht auf den Kopf gefallen sei, nicht einsehen wolle, daß die sächsischen Höfe ihn zu necken und zu beschämen gedächten. Wenn Goethe Dieses in den zweiten Aufenthalt des Herzogs, nach der Rückkehr von Karlsruhe, verlegt, so scheint Dies auf einem Irrthume zu beruhen. Die Einladung des meiningischen Hofs erfolgte während der Anwesenheit des Herzogs von Weimar, der aber bei der Rückreise im October nur einen Tag in Frankfurt war. Daß der Herzog von Weimar den Dichter noch vor der Reise nach Karlsruhe eingeladen hatte ihn in Weimar zu besuchen, nicht erst als er von Karlsruhe mit seiner Gemahlin zurückkehrte, wie es

*) Im „Frankfurter Journal" heißt es unter dem 22. Sept.: „Unter den vielen durchlauchtigen Herrschaften welche sich allhier aufhalten befinden sich der regierende Herzog von Sachsen-Weimar, die verwittwete Markgräfin von Baireuth, die verwittwete Herzogin von Sachsen-Meiningen nebst Dero durchlauchtigen Prinzen" u. s. w.

Goethe darstellt, zeigt sein Brief an Auguste vom 8. Oct. Um dieselbe Zeit, etwa am 24. oder 25. Sept., muß der Brief Goethe's an Lavater geschrieben sein, der von Hirzel seltsamerweise vom Juni datirt wird.*) Hier heißt es:

Zimmermann ist fort, und ich bin bis 10 Uhr im Bette liegen blieben, um einen Katarrh auszubrüten, mehr aber um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottlose Geschwärme der Tage her ganz zersplittert hatte. Vater und Mutter sind vors Bett gekommen, es ward vertraulich discurirt, ich hab' meinen Thee getrunken, und so ist's besser. Ich hab' wieder ein Wohngefühl in meinen vier Wänden, wie lange es währt. Zimmermann und ich waren trefflich zusammen — du stellst dir's vor. Es gibt der Zerstreuungen die Menge. Der Herzog von Weimar ist hier, wird nun bald Luise davontragen. Ich bin seit 14 Tagen ganz im Schauen der großen Welt.

Zimmermann, den Goethe in Strasburg angetroffen, hatte sich fünf Wochen in Lausanne aufgehalten, und scheint gegen den 20. Sept. wieder in Frankfurt gewesen zu sein; am 5. Oct. schrieb er wieder von Hanover aus an Frau von Stein.**) Von Zimmermann's Tochter heißt es in dem angeführten Briefe, sie sei so in sich, nicht verriegelt, nur zurückgetreten sei sie und habe die Thüre leis angelehnt; ein leise lispelnder Liebhaber würde sie eher öffnen als ein pochender Vater. Zimmermann selbst schreibt an Frau von Stein:

Mr. Goethe fait trop d'honneur à ma fille, qui n'est point développée, qui a été timide et craintive dans sa maison, où on nous a fait une reception charmante et où j'ai passé d'aussi heureux jours que j'ai jamais passé en ma vie. Ce cher enfant est sans doute d'une grande consolation pour moi, et je ne vois que trop, qu'il sera aussi naturel que raisonnable, qu'elle soit mon dernier amour.

Goethe's Darstellung (XXII, 255 fg.) wonach Zimmermann's Behandlung seiner Kinder eine tyrannische gewesen bedarf wesentlicher Berichtigung.***) Zimmermann selbst hat seiner Tochter im dritten Theile seines Buchs „Ueber die Einsamkeit" ein schönes Denkmal voll innigster Liebe gesetzt. †)

Die seit der entschiedenen Trennung von Lili gewonnene Ruhe benutzte Goethe zu seinem „Egmont", auf dessen Vollendung der Vater, den er davon auf das lebhafteste unterhielt, mit gespannter Erwartung drang. Daß er Frankfurt verlassen müsse, fühlte er lebhaft, und zwar dachte er zunächst an Weimar, wohin ihn der Herzog eingeladen hatte. Seit er Lili verloren hatte, war der Gedanke an eine eheliche Verbindung verschwunden, da der Abstand der Geburt einer Verbindung mit Auguste, die seine ungestüme Leidenschaft zurückwies, entgegenstand. Um diese Zeit schreibt er an die Stolberg in humoristischer Laune:

Wenn ich nach Weimar kann, so thu' ich's wohl. Gewiß aber euch zu Liebe nicht! Und keinem Menschen zu Liebe; denn ich hab' einen Pick auf die ganze Welt. Ich gönne euch eure Reise; die ist eurer werth! Und darf sich kein Hund ihrer rühmen, und werdet begafft werden darob, wie sich's ziemt. Zimmermann hat euch weidlich gepriesen. Gustchen ist ein Engel. Hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist.

Am 3. Oct. wurde die Vermählung zu Karlsruhe feierlich vollzogen. Fünf Tage darauf wendet sich Goethe wieder einmal an Auguste — zuletzt hatte er am 23. Sept. geschrieben —, von deren Brüdern er unterdessen Briefe erhalten hatte.

Bisher eine große Pause, ich in wunderbaren Kälten und Wärmen. Bald noch eine größere Pause. Ich erwarte den Herzog von Weimar, der von Karlsruhe mit seiner herrlichen neuen Gemahlin, Luise von Darmstadt, kommt. Ich geh' mit ihm nach Weimar. Deine Brüder kommen auch hin, und von da schreib' ich gewiß, liebste Schwester. Mein Herz ist übel dran. Es ist auch Herbstwetter drin, nicht warm, nicht kalt. Wann kommst du nach Hamburg?*)

Am 12. Oct. kam der Herzog mit seiner Gemahlin nach Frankfurt, von wo er schon am folgenden Tage weiter reiste.**) Man verabredete mit Goethe, er möge in Begleitung des in Karlsruhe zurückgebliebenen Kammerjunkers v. Kalb, der mit einem von Strasburg kommenden landauer Wagen an einem bestimmten Tage in Frankfurt eintreffen werde, die Reise nach Weimar machen, welche ihm der heitere und gnädige Abschied den er vom herzoglichen Paare erhielt, und das freundliche Betragen der Begleitung höchst wünschenswerth erscheinen ließen. Schon hatte er gepackt und überall, auch von Lili, Abschied genommen; aber weder der Wagen noch eine Nachricht davon wollte in Frankfurt eintreffen. Um nicht zwei mal Abschied nehmen zu müssen und lästigen Besuch zu vermeiden, gab er sich für abwesend aus, woher er sich still zu Hause halten mußte, was seinem „Egmont" sehr zu statten kam. Aber sein Vater quälte ihn mit dem Argwohn, das Ganze sei nur eine Täuschung, der neue Landauer mit dem zurückgebliebenen Kammerjunker ein Luftgespenst, bei dem es nur auf Kränkung und Beschämung abgesehen sei. Nachdem er sich mehr als acht Tage so zu Hause versteckt gehalten, wurde ihm die Einkerkerung so unleidlich, daß er sich nicht enthalten konnte Abends in einen großen Mantel gehüllt an den Häusern seiner Freunde und Bekannten vorbeizuschleichen. So trat er auch eines Abends an das Fenster Lili's im Erdgeschosse ihres Hauses auf dem Kornmarkte; die grünen Rouleaux waren niedergelassen; die Lichter standen am gewöhnlichen Platze; bald darauf sang sie zum Clavier sein an sie gerichtetes

*) Den Irrthum habe ich bereits im Archiv von Viehoff und Herrig (II, 405 fg.) bemerkt, aber Viehoff hat sich auch jetzt noch („Goethe's Leben", II, 207, 226) täuschen lassen.

**) Vergl. Tissot's „Leben Zimmermann's", S. 171. Nach der Art wie Goethe Zimmermann's Besuch erwähnt, würde man ihn in das Jahr 1774 setzen müssen.

***) Vergl. Tissot a. a. O., S. 176 fg.

†) Dort heißt es unter Anderm: „Eine beinahe gänzliche Unfähigkeit zum Essen behielt sie bis an ihren Tod, seitdem sie zärtlich, liebreich und ohne den allergeringsten Schein einer Abneigung an meiner Hand vor einigen Jahren die Schweiz verließ, und einige Wochen nachher ihre erste und letzte Liebe, ein schöner, blühender, sanfter, edler Jüngling sich dort eine Kugel vor den Kopf schoß."

*) Goethe wollte sein liebes Gustchen sehen. Am Ende des Jahres wollte er wirklich mit den beiden Stolberg nach Hamburg, aber der Herzog hielt ihn zurück. Vergl. „Briefe von Voß", I, 232.

**) Diese Angaben entnehmen wir dem „Frankfurter Journal".

Lied „An Belinden“ *); er lauschte, das Ohr an das auswärts gebogene Gitter gelehnt, und sie schien ihm das Lied ausdrucksvoller als jemals zu singen. Darauf stand sie auf und ging im Zimmer hin und wieder; nur der feste Vorsatz ihr wirklich trotz aller ihrer Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit zu entsagen, und die Vorstellung was für ein seltsames Aufsehen sein Wiedererscheinen machen würde, konnten ihn entscheiden sich wegzubegeben. Noch einige Tage verstrichen ohne alle Nachricht, sodaß der junge Dichter, den jetzt auch sein „Egmont“ nicht mehr zu fesseln vermochte, selbst an der Absicht ihn nach Weimar kommen zu lassen zu zweifeln begann. Der Vater benutzte diese Stimmung ihn zur Reise nach Italien zu treiben, und brachte es endlich dahin, daß er sich entschloß, wenn am Ende der folgenden Woche weder Wagen noch Nachricht eingelaufen sei, diese Reise anzutreten; er wollte über Heidelberg gehen, weil Hr. v. Kalb von Karlsruhe aus den Weg darüber nehmen sollte. Am frühen Morgen des 30. Oct., 17 Tage nach der Abreise des Herzogs von Weimar, trat er die Reise an, auf welcher er zu Eberstadt, eine Stunde von Darmstadt, seinen Gefühlen freien Lauf ließ. Er schreibt **):

Diesmal, rief ich aus, ist nun ohne meine Bitten Montag Morgens 6 Uhr, und was das Uebrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding das mich leitet und schult ***) nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu und komme nicht, ich sagte ab und komme! Adieu, Mutter! Lili, Adieu! Lili zum zweiten male! Das erste mal schied ich, noch hoffnungsvoll unsere Schicksale zu verbinden. Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich noch für mich, so verworren es aussieht! Adieu!

Er wendet sich darauf zu dem Mädchen welches ihn in der letzten Zeit als er mit Lili gebrochen besonders angezogen hat.

Und du — wie soll ich dich nennen, dich, die ich, wie eine Frühlingsblume, am Herzen trage! — Holde Blume sollst du heißen! — Wie nehm' ich Abschied von dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit — Einige Tage später — und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden!...

Er fühlt es tief wie sehr seine Entfernung auch diese schmerzen müsse. Er gedenkt darauf auch seines treuen Freundes Merck in Darmstadt, wo er vorbeifährt. „Nein, Bruder, du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden.“ Von Weinheim aus schreibt er Abends um 7 Uhr in fast übermüthiger Laune, der man, wie Schöll bemerkt, etwas vom Weinsegen der Gegend anzumerken glaubt:

Was nun aber eigentlich der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von diesem Allen? — Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren, — ist, daß sie gar keinen Zweck hat. So viel ist gewiß, treffliches Wetter ist's, Stern und Halbmond leuchten und der Nachmittag war trefflich. — Heut' Abend bin ich communicativ; mir ist als redet' ich mit Leuten, da ich Das schreibe — will ich doch allen Launen den Lauf lassen.

In Heidelberg ward er von Fräulein Delf, welche die Verlobung erwirkt hatte, freundlich aufgenommen; sie lobte den beiderseitigen Entschluß der Trennung, da man sich in das Unvermeidliche ergeben, das Unmögliche sich aus dem Sinn schlagen und sich nach einem neuen Lebensinteresse umsehen müsse! Fräulein Delf führte den Dichter im Hause eines Oberforstmeisters ein, gegen dessen eine Tochter, die Friederike ähnelte, er sich besonders freundlich erwies — und gleich dachte Fräulein Delf an die Möglichkeit einer Verbindung. Aber eine von Frankfurt kommende Staffette des Kammerjunkers v. Kalb, die ihn über die Ursache des Verzugs aufklärte, lud ihn ein sofort nach Frankfurt zurückzukehren, und, wie sehr ihm auch Fräulein Delf davon abrathen mochte, er vermochte nicht, da er sich der zutraulichen Freundlichkeit des herzoglichen Paares erinnerte, der dringenden Einladung zu widerstehen. So eilte er denn nach Frankfurt zurück, von wo er am 7. Nov. in Weimar ankam.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dies Lied scheint Goethe zu meinen, wenn er am 26. April an Auguste schreibt: „Hier, Beste, ein Liedchen von mir, darauf ich hab' eine Melodie von Gretry umbilden lassen.“

**) Schöll's „Briefe und Aufsätze von Goethe“, S. 158 fg.

***) Aehnlich sagt er in dem Briefe an Auguste vom 15. April: „Das liebe Ding das sie Gott nennen, oder wie's heißt.“

Friedrich von Logau und sein Zeitalter. Geschildert in einer Auswahl aus dessen Sinngedichten. Frankfurt, Liziüs. 1849. 8. 15 Ngr.

¡ Jetzt da Jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit selt'ner Fertigkeit pfropfen —

In einer solchen Zeit, aber auch nur in einer solchen ist es kein Wunder, daß eben gemeldetes Buch das Licht der Welt erblicken konnte. Den anonymen Herausgeber mochte schon lange der Kitzel getrieben haben durch irgend ein Werk seiner Feder sich zur Aufnahme in den leipziger oder irgend einen andern ebenso ausgezeichneten Literatenverein zu befähigen: da fielen ihm, so denke ich mir wenigstens die Sache, Logau's Epigramme in die Hände, und sein Entschluß war gefaßt. Daß sich ein Verleger fand versteht sich von selbst; denn wozu fände sich heutzutage nicht ein Verleger? So entstand also auf die natürlichste Weise von der Welt das vorliegende Opus, und ich bedauere um so mehr demselben alles Recht zu existiren nach meiner besten Ueberzeugung absprechen zu müssen.

Bekanntlich hat Lessing im Verein mit Ramler schon 1759 eine Auswahl von Logau's Sinngedichten erscheinen lassen, welche etwas über ein Drittheil der vorhandenen Stücke umfaßt, und wovon die Vorrede noch in den gesammelten Werken Lessing's Zeugniß gibt. Möglich, daß dem ungenannten Herausgeber des vorliegenden Buchs die Auswahl Lessing's unvollständig oder ohne Geschmack erschien. Im erstern Fall mußte er dann einen vollständigern Abdruck besorgen, d. h. da Lessing schon über ein Drittheil des Ganzen mitgetheilt hatte, so würde ein Neudruck des ganzen Buchs: „Salomon von Golaw's deutscher Sinngetichte Drey Tausend“, das Zweckmäßigste gewesen sein. In diesem Fall würde kein Mensch dem Herausgeber einiges Verdienst absprechen, da einestheils die Originalausgabe selten geworden ist, anderntheils aber man allgemein immer mehr von dem Gebrauch von Anthologien zur Benutzung der Originalien zurückgekehrt ist. Fand aber unser Autor die Lessing'sche Auswahl in ästhetischer Beziehung ver-

unglückt, so war es seine Pflicht auf die Mängel und Geschmacklosigkeiten derselben aufmerksam, und zugleich den Leser mit den Grundsätzen bekannt zu machen die ihn selbst zu einer ästhetisch gerechtfertigtern Ausscheidung geleitet hätten. Beides geschieht nicht: statt der 1284 Stücke welche Lessing's Auswahl enthält gibt der neue Herausgeber 370, und über das Princip das ihn bei seiner Auswahl im Gegensatz zum Lessing'schen leitete spricht er kein Wort; denn daß er die Vorrede welche Lessing seiner Auswahl vorgesetzt hat, und die Jeder mit Bequemlichkeit in den überall zugänglichen Werken desselben nachlesen kann, dennoch zum großen Theil der seinigen einverleibt, scheint eher auf eine Uebereinstimmung als einen Gegensatz hinzudeuten. Aber ich thue ihm vielleicht Unrecht, vielleicht verlangt er, daß wir sein Princip aus dem Titel des Buchs und aus dem Inhaltsverzeichniß herauslesen. Dieses Inhaltsverzeichniß lautet folgendermaßen: „Friedrich von Logau. Sein Charakter als Mensch und als Dichter"; „Friedrich von Logau's Zeitalter"; „Allgemeine Entartung und Sittenverfall"; „Religion. Religiosität. Religiöse Zustände"; „Sittenmengerei und Mode" u. s. w. Ich bin des Abschreibens müde, und es ist auch nicht weiter nöthig; ergibt sich doch aus dem Obenstehenden, wie mir scheint, mit vollkommener Klarheit das große Princip des Herausgebers: Friedrich von Logau selbst, und dessen Zeitalter aus seinen Epigrammen schildern zu wollen. Ich will ununtersucht lassen, ob diese Eintheilung begründet ist: es könnte scheinen als ob der Charakter eines Mannes als Mensch und Dichter, und der Charakter eines Zeitalters, von diesem selben dargestellt, nicht auf diese Weise getrennt werden könnten; denn offenbar wird einerseits der Charakter eines bedeutenden Mannes in seinem Zeitalter wurzeln, weil er ein geschichtlich nothwendiger ist, andererseits hängt die Schilderung des Zeitalters, wie die ganze Weltanschauung welche sich in einem Gedicht ausspricht wesentlich von dem Charakter des Schildernden ab; denn die lyrische Poesie, wozu doch auch das Epigramm zu rechnen, ist eben nur dadurch und insofern lyrisch, als sie überall das dichtende Subject zurückstrahlt. Aber, wie gesagt, ich will diese gewiß gerechtfertigten Bedenken fallen lassen, und die Eintheilung annehmen wie sie der Herausgeber gibt; es fragt sich dann: Gibt diese Einschachtelung der einzelnen Epigramme in bestimmte Kategorien dem vorliegenden Buch das Recht zu existiren? Ich denke, nein; denn der gewöhnliche Leser, welcher Unterhaltung, allenfalls mit einer kleinen Dosis Belehrung sucht, kümmert sich den Kukuk um die Strohwische und Grenzsteine die der Herausgeber seinem ungestörten Herumflankiren in den Weg stellt. Auch kann man ja in der That eine Sammlung Epigramme nicht uno tenore fortlesen, wie ein Epos oder einen Roman. Der Mann von Fach aber wird sich durch das Gebotene der eigenen Forschung keineswegs überhoben sehen, da die Auswahl viel zu schmächtig ist um vollständig sein zu können.

Fasse ich das im Vorstehenden Ausgeführte nochmals in einem Urtheil zusammen, so kann ich nicht anders als die Existenz des vorliegenden Buchs für vollkommen unberechtigt erklären, weil ihm die ratio sufficiens existendi durchweg abgeht. Ich weiß wohl, daß es trotz dieses Rhadamanthusurtheils dennoch existirt und fortfahren wird zu existiren; aber wenn irgendwo, so ist in der literarischen Kritik Gelegenheit und Veranlassung geboten zu der Bemerkung, daß der Hegel'sche Satz: „Alles was ist ist vernünftig", seine großen Ausnahmen erleidet.

Ich kann nicht von dem Buche scheiden, ohne einige allgemeine Bemerkungen und Wünsche hinzuzufügen. Logau ist für Denjenigen welcher sich in der Literatur des 17. Jahrhunderts etwas umgesehen hat eine höchst erfreuliche Erscheinung; diese kernhafte deutsche Gesinnung, der sittliche Ernst, die Tiefe seiner religiösen Ueberzeugung machen ihn zu einen der ehrenhaftesten Repräsentanten der Bessern in jener Zeit der Verwilderung.

Ich kann es wol gestehen, daß zierliche Geberden
Und höfliches Verhalten in Frankreich kundig werden;
Dies aber kömmt zu wichtig, daß gar Nichts sonst soll tügen,
Was Deutsche für sich selbsten in eig'ner Art vermögen;
Thu' Dies in Deutschland, thu' was man in Frankreich thut,
Ich wett' es fällt so schön, ich wett' es ist so gut,
Die Uebung fehlt uns nur, die Sinnen fehlen nicht;
Genug, wenn jedes Volk sein eig'nes Thun verricht't.

* * *

Daß es her von Deutschland stamme, achtet Frankreich einen Ruhm:
Wie dann, daß auf unf're Sitten diesem bleibt das Meisterthum!

* * *

Wer nicht Französisch kann,
Ist kein gerühmter Mann;
D'rum müssen wir verdammen,
Von denen wir entstammen,
Bei denen Herz und Mund
Alleine Deutsch gekonnt.

* * *

Ohn' Ursach' sollen wir nie zucken unsern Degen;
Ohn' Ehre sollen wir ihn d'rauf nie niederlegen.

* * *

Tapferkeit von außen, Einigkeit von innen
Macht, daß Keiner ihnen mag was abgewinnen.

Verdiente ein solcher Dichter nicht eine neue Auflage zu Nutz und Frommen deutscher Art und deutschen Wesens? Gewiß ließe sich ein recht zweckmäßiges Noth- und Hülfsbüchlein für das deutsche Volk aus demselben zusammenstellen, in welchem freilich Vieles hinzukommen müßte was in dem vorliegenden Buche fehlt, und Vieles fehlen was darin steht. Außerdem aber ist eine neue Auflage der gesammten Werke Logau's oder allerwenigstens der Lessing-Ramler'schen Auswahl ein Bedürfniß geworden, zu dessen Befriedigung unsere deutschen Verleger, die ja eine allgemein bekannte Leidenschaft für „längst gefühlte Bedürfnisse" haben, hiermit freundlichst eingeladen werden. Qui vivra verra.

R. Henneberger.

Notiz.

Der Büchermangel in Griechenland.

Schon vor einigen Jahren klagte ein patriotischer Grieche in einem öffentlichen Blatte seines Vaterlandes, daß der Mangel an Büchern in der Nationalbibliothek mit jedem Tage fühlbarer werde theils für die Lernenden, theils für die Lehrer. „Unzählige Bücher", klagte der Grieche, „von denen die öffentlichen und Privatsammlungen Europas mehre Exemplare zu gleicher Zeit besitzen, fehlen der griechischen Nationalbibliothek; und doch hat Griechenland gegeben und gibt noch tagtäglichen Stoff und Nahrung zur Vermehrung der Bibliotheken Europas. War es nicht eine Pflicht der Dankbarkeit für die Herausgeber griechischer Schriften und solcher Werke die über Griechenland handeln, wenigstens Ein Exemplar davon der bedürftigen Nationalbibliothek von Griechenland darzubieten", u. s. w. Die Klage jenes Griechen ist nicht ungerecht. Und wenn auch in den letzten Jahren Manches von Regierungen und von Einzelnen, namentlich auch von deutschen Buchhandlungen geschehen ist um jenem Büchermangel in Griechenland abzuhelfen (vergl. Nr. 151 d. Bl.), so ist Das doch immer nur wenig, und sind es doch nur Anfänge zur Beseitigung des in Griechenland vorhandenen Bedürfnisses und zur Befriedigung des in dem griechischen Volke herrschenden wissenschaftlichen Eifers. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 245. — 12. October 1849.

Goethe's Lili.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

In Weimar schloß sich Goethe bald ganz an den acht Jahre jüngern Herzog an, der ihm gleich mit dem zutraulichen Du entgegen kam, und vor dem das noch vom Trennungsschmerz erzitternde Dichterherz alle seine tiefsten Geheimnisse erschloß. An diesen schrieb er aus dem einsamen, in wilder Gegend liegenden Waldeck am Abend des 23. Dec.:

Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selbst:

Holde Lili, warst so lang
All meine Lust und all mein Sang;
Bist ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

Nun aber und abermal gute Nacht!

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen.
Find'st doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen grad und treu wie du.

Es war jetzt gerade ein Jahr, seit er Lili kennen und lieben gelernt hatte. Auch jetzt noch liebte er das herzliche, gemüthliche Wesen, welches die Grundlage ihrer Natur bildete; nur ihre Sucht in Gesellschaft zu glänzen und sich Allen gefällig zu zeigen, die sie nicht ablegen konnte und wollte, hatte ihn, der sie allein besitzen und sich ganz ihrer Liebenswürdigkeit freuen wollte, verletzt, wie er Dies auch in den eben angeführten Versen, welche auf das Lied „An Belinden" hinzudeuten scheinen, zu erkennen gibt. Daß der geheime Grund der Trennung von Lili darin gelegen, daß ihm bei dem ahnungsvollen Gefühle der Zukunft der Entschluß schwer geworden durch ein so bindendes Verhältniß sein Leben in eine bestimmte Bahn einzulenken, wie Viehoff vermuthet, scheint uns durch Nichts angedeutet. Lili's unaussprechliche Reize hatten ihn mit feurigster Glut der Leidenschaft entflammt, aber ihre, wenn auch unschuldige Glanz- und Gefallsucht war seiner durchaus gemüthlichen und ernsten Natur zu sehr zuwider, als daß er in diesem Verhältnisse wahre Ruhe hätte finden können, woher er nach schwerem Kampfe sich zur Entsagung ermannte. Auch dürfte zu diesem Entschlusse nicht wenig die Abneigung beigetragen haben welche beide Familien gegen diese Verbindung hegten, und welche unserm Dichter nach seiner durch äußere Hindernisse leicht bedrängten Natur sehr peinigend sein mußte. In Frau von Stein fand Goethe bald die innigste Vertraute und Lenkerin seines Herzens, in deren Busen er alle seine Geheimnisse ergießen durfte, und vor deren unendlicher Anmuth und Herzlichkeit die Erinnerung an Lili allmälig verklang. Wie ganz diese schon gleich am Anfang ihn fesselte, zeigt außer den ersten Briefen an diese auch der Brief an Auguste vom 11. Febr. 1776: „Könntest du mein Schweigen verstehen! Liebstes Gustchen! Ich kann, ich kann Nichts sagen!" Denn gerade das Verhältniß zu dieser wunderbar auf ihn wirkenden edeln Frau ist es was er ihr nicht zu sagen vermag. Erst am 18. Mai schreibt er ihr von dieser, „einem Engel von einem Weibe, frag' die Brüder, der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe"; an demselben Tage will er dieser auch das erste Wort von Gustchen sagen. Außer dem Herzoge und Frau von Stein offenbarte er auch Wieland sein Liebesverhältniß nach seinen geheimsten Gründen. Am 26. Febr. schreibt er an Frau von Stein:

Heut' hab' ich wieder Wieland viel von meiner letzten Jahresgeschicht' erzählt, und wenn ihr mich warm haltet, so schreib' ich's wol für euch ganz allein; denn es ist mehr als Beichte, wenn man auch Das bekennt worüber man nicht Absolution bedarf. Adieu, Engel; ich werde eben nie klüger, und muß Gott danken dafür. Adieu, und mich verdrießt's doch auch, daß ich dich so lieb habe und just dich.

Im Sommer, als Frau von Stein alle seine Gefühle beherrschte, schreibt er am 9. Juli:

Gestern Nachts lieg' ich im Bett, schlafe schon halb, Philipp (Goethe's Diener) bringt mir einen Brief; dumpfsinnig lese ich, daß Lili eine Braut ist! kehre mich um und schlafe fort.... Wie ich das Schicksal verehre, daß es so mit mir verfährt! So Alles zur rechten Zeit.... Lieber Engel, gute Nacht.

Erst jetzt fühlte er sich über die Trennung von Lili beruhigt, deren Bild noch in aller Lieblichkeit vor seiner Seele schwebte. Diesen Sommer über beschäftigte er sich mit einem Gedichte „Der Falke"; eine der Hauptpersonen desselben, Giovanna, sollte, wie er am 8. Aug. an Frau von Stein schreibt, viel von Lili haben.

Du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines

Wesens drein gieße, nur so viel es braucht um zu tingiren. Dein Verhältniß zu mir ist zu heilig, sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühlte, es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden, Menschen können's nicht sehen. Vielleicht macht mir's einige Augenblicke wohl meine verklungenen Leiden als Drama zu verkehren.

Erst am 25. Aug. 1778 erfolgte die Vermählung Lili's mit dem strasburger Banquier Bernhard Friedrich von Türckheim (geb. 1752), einem der edelsten und geistreichsten Männer seiner Zeit. Auf der Schweizerreise, die Goethe im Herbst 1779 mit dem Herzoge unternahm, besuchte er Friederike in Sesenheim und Lili in Strasburg. In Sesenheim wurde er (am 25. Sept.) gar freundlich aufgenommen. Er schreibt an Frau von Stein:

Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als Andere an die ich viel Liebe und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg mir zu sagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinander stießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußte ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an dies Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kann.

Am Mittag war er in Strasburg. Er fährt fort:

Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen *) mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach Allem und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Creatur recht glücklich verheirathet ist. Ihr Mann, aus Allem was ich höre, scheint brav, vernünftig und beschäftigt zu sein; er ist wohlhabend, ein schönes Haus, ansehnliche Familie, einen stattlichen bürgerlichen Rang ꝛc., Alles was sie brauchte. **) Er war abwesend. Ich blieb zu Tische.

Am Abende aß er wieder bei Lili und ging in schönem Mondschein weg.

Die schöne Empfindung die mich begleitet kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinem Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine recht ätherische Wolluft. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind, meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht.

Bald nach der Vermählung Lili's brach über das Haus ihrer Mutter das schon länger gefürchtete Unglück ein, daß es seine Zahlungen einstellen mußte. Die Mutter ging zu ihrer Tochter nach Strasburg, wo sie 1782 starb. Auch einer von Lili's sechs Brüdern wandte sich nach Strasburg, um sich mit seinem Schwager zu associiren. Lili hatte vier Söhne, von denen die beiden ältesten noch am Leben sind, eine Tochter; der älteste Sohn Friedrich war zu seiner Zeit Maire von Strasburg; mit ihm übernahm der zweite Sohn Karl das Bankgeschäft des Vaters; ein dritter, Wilhelm, ein ganz vortrefflicher Mensch, starb als Adjutant des Generals Rapp, mit welchem er alle Feldzüge gemacht; der vierte, Heinrich, starb am 28. Febr. 1849 als Oberstlieutenant, 60 Jahre alt; die der Mutter in jeder Beziehung ähnliche, noch lebende Tochter Elisabeth war mit einem französischen Civilbeamten Namens Brunck vermählt. Im J. 1795 floh Hr. v. Türckheim, um der Guillotine zu entgehen, mit drei seiner Kinder nach Frankfurt. Auch Lili stand, wie sie noch zu rechter Zeit zu ihrem Schrecken erfuhr, auf der Liste der Geächteten, und rettete sich nur dadurch, daß sie als Bäuerin verkleidet, den jüngsten Sohn auf dem Arme, den ältern an der Hand, aus der Stadt ging und den größten Theil des Wegs zu Fuß zurücklegte. Im folgenden Jahre kehrte sie nach Strasburg zurück. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena sah Goethe einen von Lili's Söhnen, ohne Zweifel den jüngsten, als Husarenoffizier zu Weimar; er hatte sich sehr geheimnißvoll nach Goethe erkundigt, der mit ihm auf das Schloß ging. *)

(Der Beschluß folgt.)

*) Grasaffe war damals ein Lieblingsausdruck Goethe's zur Bezeichnung von geliebten Kindern, weshalb man diese Bezeichnung der noch jugendlichen, fast kindhaften frühern Geliebten nicht anstößig finden darf.

**) Der Ausdruck ist bezeichnend, da er auf ihre Glanzsucht hindeutet.

*) Riemer, I. 363.

Neueste Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 237.)

8. Amaranth von Oskar v. Redwitz. Mainz, Kirchheim und Schott. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Ein episch-lyrisches Gedicht in vier Cyklen. Es beginnt mit einer Verherrlichung des Neckarthals; aber mitten in seinem Entzücken über die lebensfrische Frühlingslandschaft entrückt ein Zauber den Dichter aus der Gegenwart in das Mittelalter: Gärten, Felder, Dörfer verschwinden, und eine Burg erhebt sich vor seinen Augen aus dem rauschenden Walde; er schreitet durch das Thor derselben, mischt sich ungesehen unter das ritterliche Gesinde, und erfährt, daß der junge Burgherr im Begriffe ist mit dem Rothbart nach Welschland zu ziehen. Dieser steigt bald selbst von der Warte herab, ein Ritter in schönster Jugendblüte, kundig das Schwert zu führen und die Laute zu schlagen. Seine genauere Charakteristik enthalten die nun folgenden „Walther's Lieder". Dieselben sind gerade nicht im Stande unser Interesse an dem Sänger und Helden zu steigern; es sind weniger Ergüsse eines lebendigen Gefühls als ziemlich nüchterne Reflexionen, die schlecht untereinander harmoniren, und zum Theil in sehr auffallendem Contrast stehen zu der romantischen Gestalt des jugendfrischen Ritters. Den Schluß dieser kleinen Gedichte bildet z. B. folgende Strophe (S. 21):

Ein frommer Knecht mit scharfem Stahl
Dem Vaterland und Gott zumal;
Ein treues Herze seinem Weib,
Ein frohes Lied zum Zeitvertreib;

Ein ehrlich und gesundes Blut,
Ein starker Arm, zufried'ner Muth;
Und auf den Herrn gebaut das Haus —
Treibt alle bösen Geister aus.

Wie nimmt sich solche hausbackene Weisheit aus im Munde eines poetischen Ritters, der eben erst die kühnsten Wünsche und Gedanken ausgesprochen! Z. B. in folgenden Strophen:

Ha! wär' ich wie du, mein Falke du,
Von lust'gen Fittigen getragen!
Ich flög' am Tag der Sonne zu,
Zög' Abends aus zum Streit und Jagen!

Ich wohnt' im steilsten Felsgestein,
Inmitten grüner Wälder Rauschen,
Mit meinem Lieb so ganz allein, —
Und könnte Keiner uns belauschen!

* * *

Ein Strom bin ich, wer hält mich auf?
Es sollte Keinem glücken;
Ich reiß' ihn fort in meinem Lauf,
Und trag' ihn auf dem Rücken.

Was steht ihr trotzig mir im Weg,
Ihr Felsen und ihr Eichen?
Hört ihr mich brausen hoch vom Steg?
Ihr müßt zersplittert weichen.

Nun tritt Walther's Mutter auf, die schon längst Witwe ist, und spricht in einem sehr sentimentalen Monologe als fromme Christin über die Sorgfalt mit der sie bis jetzt die Entwickelung ihres Sohnes gehütet, und über die Gefahren die ihm nun drohen werden, da sie ihre Mutterarme nicht mehr über ihn ausbreiten kann. Diese mütterliche Besorgniß paßt nicht sonderlich zu dem Bilde das der Dichter eben von dem frommen Helden entworfen, noch stimmt es zu der weitern Erzählung. Hier erscheinen nämlich Boten aus Italien, und verlangen im Namen ihres Herrn, eines reichen Grafen am Comersee, vermöge eines frühern Uebereinkommens zwischen ihm und Walther's Vater, den jugendlichen Burgherrn zum Gemahl ihrer jungen Herrin. Auf die Anfrage der Mutter, ob er den Eid des Vaters lösen wolle, stürzt der gehorsame Sohn weinend zu ihren Füßen, und läßt sich unter ihren Küssen den Brautring anstecken. Sofort werden uns die zechenden Dienstmannen vorgeführt, dann eine thränenreiche Abschiedsscene zwischen einem Knappen und seiner Geliebten geschildert; zuletzt erfahren wir wie die Mutter Walther in der Kapelle feierlichst entläßt. Gleich als zöge er zu Krieg und Schlacht, richtet sie folgende Worte an den die Brautfahrt antretenden Sohn:

Zieh' hin in Gottes Namen, zum Sterben oder Leben!
Mein Vaterland, ich hab' mich in dein Gebot ergeben!

Wo wären deine Helden, wenn feig die Mütter wären?
Ich will auf Gott vertrauen! Mein Auge, laß die Zähren!

Zum Schluß des ersten Cyklus spricht sich in einem langen Monologe die Stimmung der zurückbleibenden Mutter, und in einem Reiterliede die des abziehenden Sohnes aus. Bezeichnend nicht nur für den Charakter der Burgfrau, sondern für die Tendenz und die Beschaffenheit des ganzen Gedichts sind hier folgende Strophen:

Da fleugt er hin! Ich kann mit ihm nicht prahlen.
Sein Hauf ist klein, wie weht sein Banner schlicht!
Auf armes Erz nur kann die Sonne strahlen, —
Und doch das Mutterherz! es schämt sich nicht.
Denn reich're Banner seh' ich ob ihm prangen,
D'rauf glänzt das Bild des Kreuzes siegesehr;
Von Perlenkleinod ist sein Herz umhangen,
Von Erz des Himmels funkelt seine Wehr,
Und ihm zur Seit' auf unzählbaren Rossen (!)
Zieh'n gläubige Gedanken als Genossen.

O Gott! Schon will er in dem Thal verfinken!
Nein, nein! Dort noch am Wald sein Häuflein hält,
Den Schleier schnell vom Haupt! Ich seh' ihn winken!
Fahr' wohl, mein Kind, mein einzig Glück der Welt!
Eh' fall' verblutend du durchs Schwert der Schlachten,
Ich segne Den der dir ins Herz es stieß,
Eh' daß sich deine Seele ließ umnachten,
Und du verlierst dein frommes Paradies —
In meiner Einsamkeit mein Stolz, mein Licht!
Nur diesen Stern, mein Kind, o trüb' ihn nicht!

Ueber den weitern Verlauf des Gedichts melden wir nur, daß der zweite Cyklus Walther auf seiner Fahrt schon im Schwarzwald von seinen Leuten sich verirren läßt; er gelangt zu einer halbverfallenen Ritterburg im dichtesten Walde, die nur von einem alten Ritter und seiner jungen Tochter Amaranth bewohnt wird; er verliebt sich sofort in Letztere, findet Gegenliebe, zieht aber dennoch gen Italien, denn des frommen Sohnes höchste Pflicht ist den Eid des Vaters zu lösen. Doch der Herr ist mit den Seinen. Er hilft auch unserm Helden aus der Verlegenheit; denn die Gräfin am Comersee, so reich begabt sie auch ist an Körper und Geist und allen Gütern des Glücks, huldigt der pantheistischen Freidenkerei; und obgleich sie den frommen Ritter, mit dem keuschen Bild seiner frommen Amaranth im Herzen, durch ihre Reize und Lockungen bethört und liebetrunken in ihre Arme niederzieht, so ermannt ihn doch endlich der Abscheu vor ihren jung-Hegel'schen Ansichten, und nach einem gescheiterten Bekehrungsversuche, und nach ihrer trotzigen Abwendung vom Allerheiligsten beim Gang zum Brautaltar sagt er sich feierlich los von der Gottlosen, und kehrt unter den Segnungen der Geistlichen in sein Vaterland zurück. Hier angekommen vermählt er sich mit der Erwählten seines Herzens, nachdem er auf dem Heimweg im Heere des Kaisers Friedrich noch große Thaten ausgeführt.

Hr. v. Redwitz kündigt sich gleich in dem einleitenden Gedichte als einen Streiter an für Religion und Kirche. Nach dem gegebenen Ueberblick dürfte es wol Niemandem zweifelhaft sein, daß er sein Ziel nie aus den Augen gelassen, daß er aber in Verfolgung desselben weit mehr Eifer als Geschick bewiesen hat. Das ganze Gedicht ist nach Anlage und Ausführung ein verfehltes zu nennen. Es leidet ebenso sehr an Magerkeit der Begebenheiten als an Dürftigkeit der Gedanken, und die Situationen sind in gleichem Maße einförmig als die Charaktere unnatürlich und schattenhaft. In diesem 300 Seiten langen Gedichte treten vier bis fünf Personen aus dem Troß der Dienstleute und Gäste hervor; sie ergehen sich in langen Monologen oder sprechen in rhapsodischen Strophen ihre Gedanken und Empfindungen aus, oder sie treten in Rede und Gegenrede zusammen. In letzterm Falle sprechen sie oft so ausführlich und ohne alle Vermittelung, daß solche Dialoge wie mechanisch aneinander gereihte Monologe erscheinen. Aber auch da wo die Darstellung mehr episch wird, ist sie umwuchert von sentimentaler, nebelhafter Naturmalerei, und wenn auch hier und da einzelne Stimmungen durch Hinweisung auf das Leben der Natur treffend gezeichnet werden, so sucht man doch überall eine lebendige Entwickelung menschlicher Handlungen, und ein natürliches Einwirken der verschiedenen Personen auf ihr Denken und Thun vergebens. Wie der Dichter durch einen Zauber der Wirklichkeit entrückt und in eine ferne Vergangenheit versetzt ist, so erscheint auch die Welt die er schildert wie in einem Zauber befangen; und statt Menschen mit Fleisch und Blut, bewegt von menschlichen Leidenschaften, geleitet durch menschliche Grundsätze, sehen wir Gestalten, erzeugt von der Phantasie, und ausgerüstet von der Abstraction, anstatt wirkliches Leben bewegt sich vor unsern Blicken das Scheinleben von Marionnetten, die eben deswegen nicht in lebendige Wechselwirkung zueinander treten können, weil ihr Thun und Lassen selbst von einer unsichtbaren Hand bestimmt wird.

Ohne uns aufzuhalten bei den Charakteren der Frauen —

dieser aus moderner Sentimentalität und mittelalterlicher Naivetät zusammengesetzten Amaranth, und dieser reizenden Ghismonda, die sich ganz wie eine emancipirte Dame unserer Tage gerirt, und mit ihrem pantheistischen Enthusiasmus den frommen Ritter in ähnlichen Eifer bringt wie heutzutage manche philosophirende Schöne einen orthodoxen Theologen — werfen wir einen prüfenden Blick auf den Helden Walther. Wir haben schon auf die Widersprüche bei seinem ersten Auftreten aufmerksam gemacht, indem wir mit der romantischen Erscheinung eines jugendlichen Ritters, der begierig ist zu Rothbart's Fahnen zu eilen, Aeußerungen nicht vereinigen konnten die selbst in dem Munde eines für Gott und Vaterland kämpfenden Kriegers unserer Zeit etwas zu hausbacken wären. Sehen wir dann wie er ohne eigenen Willen den Brautring annimmt, wie er einem Mädchen das er beim ersten Anblick lieben muß, und dem er eben den ersten Kuß auf die Lippen gedrückt, von — seiner fernen Braut vorsingt, und sobald er ihre Bestürzung wahrnimmt, ihr den Brautring anbietet; wie er dann trotz seines simpeln Wesens die Liebe der glänzenden und gefeierten Ghismonda gewinnt, und in den italienischen Marmorsälen sich nach den deutschen Buchenwäldern sehnt, und nach dem theuern Waldfräulein, und doch den Reizen der Italienerin nicht widerstehen kann, sondern liebestrunken zu ihren Füßen schmachtet; wie er, trotzdem daß er sie nicht von Herzen liebt, und ihren Pantheismus und menschenverachtenden Adelstolz verabscheut, sich mit Ghismonda zu vermählen gedenkt, weil gegenüber dem verstorbenen Vater ein frommer Sohn auch in der heiligsten Angelegenheit keinen Willen haben darf (!); wie er nach seinen vergeblichen Bekehrungsversuchen die Braut beim Hochzeitszug vor der Kirche zur Blasphemie herausfodert, und ihr nun erst unter den Segnungen der Geistlichen den Rücken kehrt: — wenn wir alles Dies erwägen, so müssen wir an seinen Thaten im Heere Kaiser Rothbart's stark zweifeln, und mit ihm verglichen den pius Aeneas des Virgilius für einen ganzen Mann halten.

Es genüge die Hauptschwächen des Gedichts berührt zu haben. Alle Abgeschmacktheiten und Verschrobenheiten in der Anlage der Charaktere und dem Verlauf der Erzählung namhaft zu machen ist weder unsers Amtes, noch würde es der Raum gestatten. Nur über Sprache und Vers erlauben wir uns noch einige Bemerkungen. Der Dichter handhabt die verschiedensten metrischen Formen mit großer Leichtigkeit, und befleißigt sich zugleich eines reinen und vollen Reims; daher sind seine Verse durchgängig wohllautend, oft auch malerisch. Leider aber werden diese Vorzüge hier und da erreicht durch Hintansetzung der Richtigkeit des Ausdrucks und des Satzbaus. So heißt es z. B. (S. 56):

Noch heut' am sammt'nen Teppich
Verwaist die Harfe liegt;
Es wob von grauer Seide
Den Flor die Spinne d'rum,
Dem Minnelied zu Leide,
Vom Treuebruche stumm. (Wer?)

Uebrigens zeugt Versbau und Sprache von einem wirklich nicht unbedeutenden Formtalent, und die Fülle des bildlichen Ausdrucks setzt eine nicht gewöhnliche Lebendigkeit der Phantasie voraus. Somit sind wir zu der Annahme berechtigt, daß der Verf. bei geläutertem Geschmack und weniger im Dienst einer bestimmten Tendenz ganz anderer Leistungen fähig wäre als er in seiner „Amaranth" dargebracht hat. Dann würde er wenigstens manche Worte und Redensarten nicht zu seinen Lieblingsausdrücken erkoren haben, wie gen für gegen, oder das so oft wiederkehrende wallen und wandeln, z. B. S. 164:

Sie wallen eine gläub'ge Reise.

S. 171:

Und ruhig, als ob Nichts geschehn,
Entwallt er stumm im Säulengange.

Bald darauf:

Und herrisch mit gemess'nem Glanz
Entwandelt sie die Marmortreppe.

Auch würde er Ausdrücke und Bilder wie folgende vermieden haben (S. 51):

Rings in den Pfühlen lauschet manch Frauenbild verklärt,
Es sitzen stumm die Becher, vom süßen Wein durchgährt.

S. 142:

Er ahnt nicht, wie ihr Aug', ein nächt'ger Falter,
Um seiner Wange dunkle Rose kreist,
Wie tief ihr Herz, ein goldbestrangter Psalter,
Sein Lockenhaar und seinen Nacken preist.

Zu den „gläubigen Gedanken", die als „Genossen auf unzählbaren Rossen" Walther zur Seite reiten, haben wir oben schon nicht unterlassen können ein Zeichen der Verwunderung zu geben.

Zuletzt noch ein Wort über die Naturschilderungen. Insofern sie zu weit ausgedehnt sind, zu oft wiederkehren, und gewöhnlich von dem unerquicklichen Hauch reflectirender Sentimentalität inficirt sind, können wir den oben ausgesprochenen Tadel nicht zurücknehmen. Einige sind jedoch sehr malerisch und wahrhaft poetisch; wir theilen zum Schluß eine derselben, in welcher der Dichter im vortheilhaftesten Lichte erscheint, hier mit (S. 75):

Es klagt die Wildniß, sie athmet schwer,
Sie freut nicht Blühen, nicht Singen mehr.
Was war sie des Tages blühende Braut,
Was stahl sich verlockend sein Schmeichellaut
In ihres Herzens innerste Tiefen?
Was sprengte sein Auge ihr knospendes Reis,
D'rin ihre geheimsten Gedanken schliefen?
Was sang ihr Mund mit jauchzendem Preis?
Was schmückte sie sich so wunderbar
Mit duftendem Sammt den minnigen Leib,
Mit Perlen das Haar?
Und gab sich ihm ganz zu eigen?
Ist sie nun doch ein betrogen Weib!
Verspottet all die bräutliche Pracht!
Statt sternenklarer Liebesnacht
Ob ihrem Haupte schwarz die Wolken steigen.
Die Vögel huschen ängstlich ins Nest,
Es halten die Blätter sich schauernd fest,
Die Zweige sich ächzend zusammendrücken,
Die Wipfel wollen sich niederbücken;
Es möchten die Dolden zur Knospe kehren,
Am klagenden Strauche zittern die Beeren,
Zur Tanne windet die Birke bleich
Den schwankenden Leib und fleht sie um Schutz;
Daneben erwartet voll stolzem Trutz
Die Eiche stumm des Wetters Streit.
Die Halme sich an die Rose klammern,
Die drückt ihr Haupt in den dornigen Schleh'.
Des Waldes lang verhaltenes Weh
Bricht los in der Lüfte Seufzen und Jammern.

Und die Windsbraut erwacht mit zornigem Heulen
Und peitschet die Wipfel zu brausenden Wogen,
Zerknicket wie Lilien die fichtenen Säulen;
D'rein kömmt es wie feurige Schwerter geflogen.
Es steht die Wildniß, ein blendender Tag,
Voll schauriger Pracht.
Und wieder ist's Nacht,
Und ein Schlag,
Als stürzte der Himmel in Trümmer zusammen,
Tief unten im Thale rauchen die Flammen.
Verstend die Schleußen des Sturms sich erschließen,
Zischend in Güssen die Wasser schießen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 246. — 13. October 1849.

Goethe's Lili.

(Beschluß aus Nr. 245.)

Lili starb am 6. Mai 1817 auf dem der Familie Türckheim zugehörigen Gute Kraut-Ergersheim bei Strasburg, von wo Hr. v. Türckheim die Todesnachricht seinem Schwager in Frankfurt in folgendem Briefe mittheilte:

Kraut-Ergersheim, 7. Mai 1817. *)

Lieber Schönemann! Die Schwester schläft. Schlaf und Tod sind Brüder. Der ewige Vater, der diesen schönen Geist in einer Stunde der Gnade mir zugesellte und so viel Segen auf mich durch sie fallen ließ, hat die holde Lili abgerufen. Gestern Abend um 9 Uhr entschlief sie sanft in meinen, der Lili Brunck und Fritz Degenfeld's **) Armen. Das Band, so mich seit bald 40 Jahren so innigst mit ihr vereinte, ist nicht getrennt, und ich wandle hinfür mitten unter den Schöpfungen ihrer ländlichen Freuden, mit dem Bewußtsein, daß bis in der letzten Stunde ihre Hand noch segnend mich als Freund ihres Herzens bezeichnete. Deiner lieben Tochter und Gemahl, deiner Gattin ***) und ältern Freundin, Metzler, Meier, Jean Defay und Brevillier seie das Andenken der Lili theuer. Ich umarme dich. Türckheim.

An Goethe scheint man die Nachricht von Seiten der Familie nicht gemeldet zu haben, da Lili's Bruder bei Goethe's Anwesenheit in Frankfurt von diesem nicht mit großer Herzlichkeit empfangen worden war. Im J. 1821 fühlte sich Goethe sonderbar genug ergriffen am vierten Theile von „Wahrheit und Dichtung" zu arbeiten, wovon ein Drittel vollendet ward; besonders wurde die Beschreibung von Lili's Geburtstag mit Neigung hervorgehoben (XXVII, 384 fg.). Das Vollendete theilte er 1824 Eckermann mit, dessen Bemerkungen ihn förderten †); doch blieb dies seit dem J. 1825, wo er Einiges daran schrieb, liegen, bis er es 1831 ††) wieder ernstlich vornahm und den vierten Theil zu Ende führte, wobei er es beneidenswerth fand, daß es ihm noch im höchsten Alter gegönnt sei diese in mancher Hinsicht so bedeutende romantische Geschichte seiner Jugend zu beschreiben. *) Wie er den „Faust" vor seinem Tode abschließen mußte, so war es als ob er nicht von der Erde habe scheiden können, ehe er die glühendste Leidenschaft seines Jugendlebens in einem sprechenden Bilde der Nachwelt hinterlassen hatte; wobei es freilich im Einzelnen an manchen Verschiebungen und Verwechselungen nicht fehlen konnte, die aber der Wahrheit des Gesammtbildes nur wenig Eintrag zu thun vermögen.

Am Anfange des J. 1830 war eine nahe Verwandte Lili's, Fräulein von Türckheim, in Weimar gewesen, welche Goethe, den um diese Zeit der Tod der Großherzogin-Mutter bekümmerte, nur ein mal gesehen zu haben scheint. **) Als Soret am 5. März 1830 gegen Goethe sein Bedauern über die Abreise dieser durch erhabene Gesinnung und einen reifen Geist ausgezeichneten jungen Dame aussprach, äußerte Goethe, es thue ihm sehr leid, daß er sie nicht öfters gesehen, und daß er anfänglich immer verschoben habe sie einzuladen, um sich ungestört mit ihr zu unterhalten und die geliebten Züge ihrer Verwandten in ihr wieder aufzusuchen. Der vierte Band von „Wahrheit und Dichtung", welcher sein Verhältniß zu Lili darstelle, sei seit einiger Zeit vollendet (?); er hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, hätten ihn nicht zarte Rücksichten gegen die damals noch lebende Geliebte gehindert; er habe immer die Absicht gehabt sie um ihre Zustimmung zu bitten, aber damit unwillkürlich gezögert, bis es nicht mehr nöthig gewesen. Indessen wird hierdurch nicht erklärt, weshalb er auch nach dem J. 1817 die Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung" stocken ließ und sie 1824 nicht weiter förderte. Soret's Beschreibung der liebenswürdigen Verwandten Lili's erweckte im Dichter alle seine alten Erinnerungen. Er bemerkte:

Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der That die Erste die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte

*) Irrig gibt Binzer zu „Goethe's Briefen an Auguste Stolberg", S. 112. den 6. Mai 1815 als Lili's Todestag an.

**) Heinrich von Türckheim war an eine Gräfin von Degenfeld-Schomberg verheirathet, deren Bruder hier gemeint scheint.

***) Lili's Bruder hatte sich noch, ehe er zu seinem Schwager nach Strasburg ging, mit einer Tochter des frankfurter Banquiers J. F. Bontard verheirathet.

†) Gespräche mit Goethe, I, 169 fg.

††) Im Juli desselben Jahres starb Lili's Gatte zu Strasburg. Wir verweisen über ihn auf das „Conversations-Lexikon" und den „Nekrolog der Deutschen", IX, 613 fg.

*) Eckermann, II, 330. Riemer bemerkt (II, 538), wie zart, innig und warm Goethe auch wenige Monate vor seinem Scheiden das Verhältniß zu Lili geschildert habe, so reiche es doch im Einzelnen nicht an die jugendliche Fülle und Glut womit er es ihm selbst in weit früherer Zeit auf einer Reise darzustellen und sich sowol als ihn um einen Weg von drei Stunden anmuthigst zu täuschen gewußt habe.

**) Vergl. Eckermann's „Gespräche", III 267 fg.

gewesen; denn alle kleinen Neigungen die mich in der Folge meines Lebens berührten waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse die uns auseinander hielten waren im Grunde nicht unübersteiglich — und doch ging sie mir verloren. Meine Neigung zu ihr hatte etwas so Delicates und etwas so Eigenthümliches, daß es jetzt in Darstellung jener schmerzlich-glücklichen Epoche auf meinen Stil übergegangen ist. In meinem Verhältniß zu Lili war das Dämonische besonders wirksam; es gab meinem ganzen Leben eine andere Richtung, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß meine Herkunft nach Weimar und mein jetziges Hiersein davon eine unmittelbare Folge war.

Goethe läßt sich hier in seinem tief ergriffenen Gefühl zu einer offenbaren Uebertreibung verleiten, in welcher er seine spätern Verhältnisse, besonders seine wundervolle, so außerordentlich einflußreiche Beziehung zu Frau von Stein, einseitig herabsetzt; aber ist jede glühende Liebe immer einseitig beschränkt, wie sollte es eine lebendig erwachte Erinnerung an eine solche weniger sein?

H. Düntzer.

Neueste Dichter.

(Beschluß aus Nr. 245.)

9. Hebe und Charis. Gedichte von A. T. H. Fritzsche. Leipzig, Fritzsche. 1849. 16. 1 Thlr.

Hebe und Charis ist ein ganz passender Titel für dies elegant ausgestattete Bändchen von Gedichten; denn es spricht sich in denselben ein jugendlich frischer Geist in liebenswürdigster Weise aus, und deutsche Gemüthlichkeit erscheint durchweg in so engem Verein mit classischer Bildung, daß die griechischen Worte nicht auffallen dürfen. Wein, Liebe, Familienfeste sind die Objecte der poetischen Verherrlichung; doch ist die Grundstimmung des Dichters, und das vor allen ihn begeisternde Moment die wärmste Liebe zu den Aeltern. Daher ist es nicht zu verwundern, daß dem Dichter manches Gelegenheitsgedicht der Veröffentlichung werth schien das über den Kreis der Familie hinaus wol schwerlich interessiren möchte; aber wenn wir auch hier eine strengere Auswahl wünschen, und diesem Wunsch ferner das Urtheil über die humoristischen Gedichte beifügen, daß sie in Ton und Ausdruck vielfach verfehlt erscheinen, so bleibt doch des Allgemeininteressanten und Schönen noch genug um dem Verf. für seine Gabe dankbar sein zu müssen. Außer der ehrenwerthen Gesinnung, die sich in allen seinen Gedichten kund thut, zeichnen sich dieselben zugleich aus durch sinnige Gedanken, durch eine lebendige und correcte Sprache und durch eine große Vollendung der poetischen Form. Besonders hervorzuheben ist die Leichtigkeit mit welcher Fritzsche die Formen der griechischen Poesie unserm Gefühl näher zu bringen versteht, indem er theils in selbständigen Gedichten, theils in freien Nachbildungen Alkäischer und Sapphischer Lieder die denselben eigenthümlichen metrischen Formen nicht nur durch das Colorit der Sprache, sondern auch durch den Reim modernisirt. Doch müssen wir folgende Behandlung der Sapphischen Strophe weniger rühmen:

Selig ist der lebt im Götterlichte,
Der dich Angesicht zu Angesichte
Schaut, und deine süße Stimme höret
Unverwehret.

als diese treuere Darstellung der Alkäischen:

Lust an der Sünde ist selbst im Traume Schmach:
Tugend liebt Leben, liebet den gold'nen Tag.
O Bakchos, deinen Arzeneien
Will ich im Traume mich und Wachen weihen.

Mit gleicher Gewandtheit wie die deutsche Sprache handhabt der Verf. auch die lateinische, und die beigefügten lateinischen Gedichte sind in der That so elegant und antik-heiter, daß der Kenner sie mit Beifall aufnehmen, und von den gewöhnlichen Producten versemachender Pedanten leicht unterscheiden wird.

Wir schließen diese Anzeige, indem wir eine charakteristische Probe mittheilen, und es dem Geschmack und der Stimmung des Lesers anheimgeben, inwieweit ihn Gedichte ansprechen die zu ihrem Vortheil wie Nachtheil die innern und äußern Kämpfe der modernen Menschheit vollkommen ignoriren (S. 175):

Immergrün.

Sollte still die Woche enden
Die mit Jubelklang erschien?
Was ich habe will ich spenden.
Einer Mutter will ich senden
Eines Pilgers Melodien. (?)

Mutterliebe will ich grüßen,
Wo sie Kindesliebe grüßt.
So viel Blumen als da sprießen
In den Gärten, auf den Wiesen,
Alle sei'n zum Kranz erkiest.

Wen die Liebe auferzogen,
Jauchzet wo er Liebe sieht.
Aus der Mutterliebe Wogen
Bauet sich der Regenbogen
Der das Kind zum Himmel zieht.

Wirkt des Mannes reges Streben
Draußen für des Volkes Glück,
Pflegt daheim die zarten Reben,
Weiß der Liebe Band zu weben
Frommer Mutterliebe Blick.

Kann das Kind der Mutter danken?
Ja, durch Liebe dankt es ihr.
Mutterlieb' ist ohne Schranken,
Töchterliebe ohne Wanken
Ist der Mutter schönste Zier.

Wohl dem Haus. Auf Fels gegründet
Schaut es nach der Zukunft hin.
Kommt denn Jahre, Jahre schwindet!
Fester, immer fester windet
Sich der Liebe Immergrün.

10. Frühlingsboten aus Oestreich. Gedichte von Hermann Rollett. Zweite, vermehrte Auflage. Jena, Luden. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es sind kaum vier Jahre her, daß diese „Frühlingsboten aus Oestreich" zuerst durch das deutsche Land zogen, und ein neues Zeichen gaben von dem Geist der in Oestreichs Jugend trotz der Metternich'schen Zwangsjacke erwacht war. Ihr abermaliges Erscheinen zeugt von der guten Aufnahme die sie gefunden, und die vermehrte Anzahl in der sie erscheinen wird ihnen neue Freunde verschaffen. Die neuhinzugekommenen schließen sich brüderlich an die erstern an, aus allen spricht derselbe Geist, dieselbe Sprache, und ein Grundton tönt in allen wider, so verschieden auch die Stimmung ist die in ihnen herrscht, und die Gegenstände von denen sie reden; überall offenbart sich ein weiches Gemüth, das leicht begeistert ist für alles Große und Herrliche im Völkerleben, das aber am liebsten sich der einsamen Natur und der Betrachtung idyllischer Zustände hingibt, und dessen sentimentale Natur sich auch da nicht verleugnet, wo nur zürnender Unmuth oder freudige Hoffnung sich aussprechen sollten. Der junge Dichter hat sich selbst trefflich charakterisirt in folgenden Strophen seines Vorworts:

Ich horchte auf der Wellen
Und auf der Lüfte Klang,

Belauschte der Knospen Schwellen
Und der Vögel frohen Gesang.

Belauschte der Zweige Rauschen,
Vom Waldesdunkel geweiht,
Still sinnen und belauschen
War all' meine Seligkeit.

Die Mehrzahl seiner Gedichte sind auch Lieder oder kleine Romanzen oder Idyllen, in denen bald die Wonne des Frühlings, bald der Schmerz über die absterbende Natur, oder Glück und Weh der Liebe, oder Leid und Lust einfacher Naturmenschen besungen wird. Man sieht es ihnen an, daß jeder Gang in die Natur, jede Berührung mit lieben Menschen ein Gedicht hervortreibt: so einfach, ungezwungen und herzlich sind die meisten; vor allen sind zart, innig und melodisch die in denen die elegische Stimmung vorherrscht, die recht eigentlich die Grundstimmung des jungen Oestreichers zu sein scheint. Zwar wollen wir seiner Sentimentalität nicht zu sehr das Wort reden, und können uns des Wunsches nicht enthalten, der Mond mit seinem blassen Scheine hätte eine etwas untergeordnetere Rolle spielen mögen; aber Gedichte wie „Zwei Blumen" (S. 274), „Natur und Leben" (S. 266), „Geheimniß" (S. 277), „Gottesacker" (S. 296), und viele andere werden jedes gefühlvolle Gemüth ansprechen. Auch einige recht frische, malerische Naturschilderungen verdienen besonders erwähnt zu werden, unter Anderm: „Waldesmorgen" (S. 128). Solchen Gedichten schließen sich die Idyllen (unter dem Titel „Dorfgeschichten") natürlich an, und es ist erfreulich, daß der Dichter gerade diese Gattung mit einer recht anmuthigen Zugabe in der neuen Auflage erweitert hat; es ist Dies ein Zeichen, daß er auch in dieser Zeit der größten Aufregung ein Gebiet nicht ganz verlassen hat das seiner innersten Natur allein, oder doch vor Allem angemessen scheint. Das Gedicht ist überschrieben „Unter der Linde", und enthält eine reizende Schilderung eines ländlichen Sommerabends. Wir wollen wenigstens einige Partien dieses Bildes, das eine friedliche Natur und glückliche Landleute mit so anmuthigen Farben darstellt, hier mittheilen:

Unter der Linde.

In einem grünen, grünen Thal
Da liegt ein Dorf im Abendstrahl;
Die Hügel glüh'n im hellen Glanz
Ums Dörflein, wie ein gold'ner Kranz,
Die Wolken seh'n mit lichtem Schein
Ins liebe grüne Thal hinein,
Die Lüfte weh'n so lau und lind,
Als küßten sie ein schlummernd Kind,
Das, leis' vom Abend eingewiegt,
Im Schooße grüner Hügel liegt.

Das Bächlein trägt sein flüssig Gold
So wie mit Füßchen flaumbesohlt (?)
Durchs Wiesengrün ins Waldeslaub,
Und freut sich, daß es seinen Raub —
Das Abendgold — zum Wald gebracht,
Und daß dabei kein Aug' erwacht
Dem Kindlein, das im Hügelsaum
Versunken liegt so wie ein Traum.

Und durch den stillen Abendschein
Da zieh'n so wie mit Flügelein
Die Klänge aus des Glöckleins Mund
Und geben ihren Segen kund,
Sie breiten ihre Flügel aus,
Berühren mild ein jedes Haus,
Berühren mild ein jedes Herz
Mit ihrem klanggeword'nen Erz,
Und wehen übers grüne Thal,
Zerfließend mit dem letzten Strahl.

* * *

Da tritt aus jedes Häuschens Thür
Wol Mann und Weib und Kind herfür,
Entblößt das Haupt, und ein Gebet
Aus Aller Brust zum Himmel weht.
Da wird's im Dörflein wieder laut
Nach stiller Stund', die süßvertraut
Die Müden, vor Beginn der Nacht,
Im Stübchen ruhend zugebracht —
Indeß, als leise schied der Tag,
Das Thal in tiefem Schweigen lag,
Als hätt' es, abendwindumrauscht,
Ein süß Geheimniß still belauscht.
Die Bursche zieh'n mit hellem Sang
In Scherz und Lust das Dorf entlang;
Die Dirnen geh'n zum Brunnen laut,
Da findet Mancher seine Braut;
Die Männer wandern wohlgemuth
Zur Schenke, die ihr Wunder thut,
Und Herz und Leib von Müdigkeit
Mit lebensvollem Trunk befreit.
Die Alten aber wanken sacht,
Vom Mondesstrahle angelacht,
Zum Lindenbaum, der duftumweht,
Weiß Gott wie lang, im Dörflein steht.
Und selig unterm Lindenbaum
Manch Mütterlein in süßem Traum
Des ersten Kusses still gedenkt,
Indeß ihr Arm ein Kindlein schwenkt,
Das ihre Tochter jüngst gebar,
Der auch die Linde heilig war.
Die Linde aber zittert fast
Voll inn'rer Lust mit jedem Ast,
Und streuet in der Kinder Spiel
Der Blätter und der Blüten viel.
Und wo das liebe Dörflein liegt —
Vom Abendwinde eingewiegt,
Im Mondesstrahl und Glockenklang
Durchschallt vom hellen Lustgesang?
Das Dörflein, doch ihr wißt es schon,
Wo also klingt der Glocken Ton,
Wo also grün des Thales Grund,
Wo also freudig Herz und Mund,
Ihr habt es wol errathen gleich:
Das Dörflein liegt in Oesterreich!

* * *

Ins Kämmerlein zur Ruhe war
Schon heimgekehrt die junge Schar,
Und als jetzt noch die Alten fort
In stillem Glück vom stillen Ort,
Da regte unterm Lindenbaum
Sich bald das Abendlüftchen kaum.
Doch sieh! was schleicht zur Linde sacht
Mit leisem Tritte durch die Nacht,
Und stiehlt sich unters Lindendach,
Daß wieder wird manch Aestlein wach?
Wer mag Das sein? O sieh nur, sieh!
Ich glaub' — das ist Marie!

Sie setzt sich untern Lindenbaum
In sehnsuchtsvollem Liebestraum,
Und so, als ob's die Linde wüßt',
Wie gern das Mägdlein wär' geküßt,
Entfällt ihr manche Blüt' in Lust
Und küßt Mariens Mund und Brust,
Und lacht mit Blüten um sie her,
Als ob's mit Engelsköpfchen wär',
Und hebt der Blätter grünen Schein,
Als wären's Engelsflügelein,
Und haucht so hellen, süßen Duft,
Als flögen Englein durch die Luft.

Und sieh! es naht in banger Lust
Der stille Thoms mit lauter Brust (?)
Und schleicht sich zu Marien leis,
So leis, daß sie es lang nicht weiß,
Daß ihrer Sehnsucht süßer Drang
Sich schon erfüllte — still und bang.

Da war ein Schreck so freudig groß,
Als ihr ein Röslein in den Schoos
Aus ihres Liebsten Händen sank —
Da gab's der Küsse viel zum Dank!

Die übrigen neuhinzugekommenen Gedichte verherrlichen die großen Ereignisse des J. 1848, durch welche das Vaterland des Dichters der Schauplatz des Jubels, und noch mehr des Jammers wurde. Sie stehen zu den vorhergehenden im schroffsten Contrast; doch auch schon vor dem Revolutionsjahr hat Rollett manch politisches Lied gesungen, und seine „Freien Klänge", denen er die erste Stelle in seinen „Frühlingsboten" angewiesen, berechtigen sogar zu der Vermuthung, daß er sich lieber als Thyrsusschwinger der Freiheit und Vorboten der neuen Zeit denn als idyllischen Sänger betrachtet wissen möchte. Wir lassen seiner Begeisterung für geistige und politische Freiheit alle Gerechtigkeit widerfahren, und erkennen die mannichfachen Vorzüge poetischer Darstellung in seinen „Freien Klängen" gern an; dennoch vermögen wir diesen Gedichten keinen großen Werth beizulegen, und können sie nicht freisprechen von Eintönigkeit, unklarer Abstraction, und zum Theil auch von einem forcirten, der eigensten Natur des Dichters widerstrebenden Wesen. Im Vergleich damit zeichnen sich die Gedichte vom J. 1848 sehr vortheilhaft aus; sie haben vor allen Das voraus, daß sie, weit entfernt bloße Variationen des abstracten Themas von Völkerfreiheit und Geistesherrschaft zu sein, auf concretem Boden erwachsen, und durch Begebenheiten veranlaßt sind, die den Dichter in innerster Seele erschütterten. Als die gelungensten möchten wir bezeichnen: „Nach Wiens Fall" und „Das Lied vom Robert Blum".

11. An Hermine. Dichtung und Wahrheit aus den Papieren eines Träumers. Von Aleardo Aleardi. Nach dem Italienischen frei bearbeitet und ergänzt von C. Cerri. Wien, Gerold. 1849. 8. 8 Ngr.

Ein Gedicht in zwei Gesängen: 1. „Verklärte Liebe." 2. „Ueber den Sternen." Was an ihm in der Gestalt wie es uns vorliegt dem italienischen Dichter, und was dem deutschen Bearbeiter angehört, vermögen wir beim Mangel des Originals nicht zu bestimmen; auch läßt sich nicht sagen, welche Stellung der Bearbeiter selbst zu unserer deutschen Literatur und ihren Vertretern einnimmt; einzelne Ausdrücke und Satzbildungen scheinen fast den Ausländer zu verrathen. Gleichwol ist das Gedicht zu interessant als daß es hier nicht Erwähnung und kurze Besprechung finden sollte. Nachdem der Charakter der modernen Literatur nicht nur in Deutschland, sondern bei allen Culturvölkern sich so bestimmt dahin ausgebildet hat, daß dem alten Glauben eine pantheistische Weltanschauung entgegengesetzt, und das Jenseits wie ein nebelhafter Schatten vor der markigen Gestalt und dem lebensfrischen Hauch des Diesseits verschwunden erscheint, tritt gerade in der Zeit, wo Staat und Gesellschaft von der Kraft der neuen Lehren im innersten Mark ergriffen worden, und in den Sprachen der beiden Völker welche vom Sturm der Revolution am heftigsten erschüttert sind, ein Gedicht an das Licht welches alle Kraft und Mittel der Poesie aufbietet, um den Glauben an Unsterblichkeit zu verherrlichen, um das Jenseits zu retten, und das Diesseits in seiner ganzen Trostlosigkeit zu schildern. Auch ohne die von Klopstock entlehnten Motto wird der Leser die nahe Verwandtschaft dieser Dichtung mit der Klopstock'schen Poesie bald inne. Es herrscht hier ganz jener seraphische Flug, jene überschwengliche Vergeistigung der Liebe, jener Drang nach dem Ueberirdischen, der den Dichter der Erde entreißt, und in den himmlischen Regionen einheimisch werden läßt. Auch die Darstellung bietet viele Analogien, doch erkennt man leicht, daß vorliegendes Gedicht nicht etwa die Masse der schalen Nachahmungen Klopstock'scher Ueberschwenglichkeit um ein neues Stück vermehrt. Es zeugt in fast jedem Verse von der selbstempfundenen Kraft der verherrlichten Wahrheiten, es bekundet überall eine solche Lebendigkeit des Gefühls, einen solchen lyrischen Schwung der Gedanken, es ist erfüllt von solchem Glanz der Darstellung, von solch einer Fülle der Bilder und Gleichnisse, daß kein Mensch von Gefühl es lesen wird, ohne sich vom Hauch wahrer Poesie angeweht zu fühlen, wenn er auch die verkündete Lebensansicht nicht theilt und dem Vorwiegen des didaktischen Elements nicht Beifall schenken kann.

Die Auswahl einer kurzen Probe wird uns schwer; vielleicht daß in folgenden Versen der Charakter des Gedichts sich vor allen deutlich ausspricht.

Vielleicht, Hermine,
Ist diese helle Thräne, die mit Wehmuth,
Als lebte sie, dir auf den Busen träufelt,
Ein Etwas mehr als blos nur eine Thräne.
Vielleicht ist's eine Taufe myst'scher Sühnung
Dir, ohne daß du's weißt, dich für die Heimat
Des Himmels läutert; denn wir Alle, o Theure,
Wir Alle sind von oben dort gekommen;
Ein Jemand hat's gesagt der niemals irret.
Und was das Herz nur Großes faßt und Hohes,
Ist euch vielleicht ein fernes, fernes Echo,
Und eine bleiche Erinnerung, die jene
Geliebte Gegend uns zurückgelassen.
Woher kam mir die ungestillte Sehnsucht
Nach meinem Ideal, das ich auf Erden
Nicht finden kann? — Ich such's umsonst im Feuer
Das aus den kühnen Ahnenliedern sprühet;
Umsonst im Lächeln von Italiens Mädchen,
Umsonst in einer Flöte Zaubertönen,
Die über einen See auf Zephirsflügeln
In stiller Nacht bald froh bald weinend schwärmen;
Umsonst im Parthenon und Romas Tempeln;
Umsonst in jenen Zügen, die ein Seraph
Für Ewigkeiten einst gemalt durch Sanzio;
Ich such's umsonst im Meer und in der Wüste,
Und in den Sternen auch umsonst, — oh! sicher
Steht's höher als die Sterne selbst!
Wenn schwellend
Das Herz mir glüht, wenn jede Fiber lüstern
Nach einer nahen Schuld sich zitternd sehnet,
Woher in mir dann jene leise Stimme
Die mit mir ringt und kämpft, und in der Stille
Des Staubes Stolz bezwingt, mir eine Tugend
Die meinen Wünschen feindlich, überredend?
Woher geschieht's, daß ich, die engen Grenzen
Die hier dem Sterblichen gesetzt verachtend,
Als glühte in mir die Sehnsucht des Verbannten,
Mit meinem Geiste all die Schranken breche
Um stolz und kühn hinüber mich zu schwingen
In die Gefilde grenzenloser Zukunft?
Woher, daß mich mehr noch als Gottes Strafen
Das Nichts erschreckt? Und daß wir Menschen alle
Auf Ewigkeit in Haß und Liebe schwören,
Ob wir auch nur vergängliche Geschöpfe?
Wär's also nicht, warum dann oft so plötzlich
So gar am Busen unsrer Vielgeliebten
Der dumpfe Lebensekel? Sag's, Hermine,
Warum im reichen Frühling deiner Jahre,
Da eine Kraft, die, stark genug und mächtig
Um Welten fast zu schaffen, dich durchlodert,
Warum oft plötzlich jene Lust zu sterben?

G. Pippart.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 247. — 15. October 1849.

Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Zweiter Artikel.*)

In einem vorhergehenden Artikel haben wir uns über Idee und Plan dieses Unternehmens ausgesprochen; sehen wir jetzt wie die Ausführung in den beiden vorliegenden Bänden gelungen ist. Daß ein Werk welches die Geschichte der Gegenwart schildern will den Geist und die Tendenzen der Zeit anerkennt und adoptirt, ist eine nothwendige Bedingung für die Lösung seiner Aufgabe; denn ein negativer Standpunkt zum Zeitleben überhaupt wird entweder die Idee eines solchen Unternehmens gar nicht aufkommen lassen, oder doch wenigstens auf kräftige und sorgfältige Ausführung des Einzelnen wie des Ganzen verzichten müssen. Indem wir aber zugeben, daß hier die Zeitgeschichte aus dem Zeitgeiste heraus aufgefaßt und geschrieben ist, wollen wir doch dem Werke durchaus keinen praktischen Parteistandpunkt zumessen: es ficht unter keinem der politischen Stichwörter des Tags, es trägt weder die sogenannte conservative, noch die liberale, noch die radicale Fahne. Ebenso wenig können wir sagen, daß hier jenes äußerliche Justemilieu zur Anwendung gelangt, welches, während es jeder Partei Etwas abhandelt, die Principien und Gegensätze nur verwischt, und als die Ohnmacht der Bildung und des Charakters in Wahrheit die Achtung aller Parteien, und überhaupt jedes tiefere sittliche Interesse verlieren muß. Der Standpunkt von dem aus hier der reiche und wirre Stoff unserer Zeitgeschichte erfaßt und überwältigt wird, ist jener durch tüchtige historische und philosophische Bildung erworbene Humanismus, der die individuelle wie die politische und gesellschaftliche Freiheit will und in Anspruch nimmt, weil ihm die Freiheit in der Geschichte wie im Einzelleben als Zweck und Bestimmung des Menschen gilt. Dieser Humanismus fodert und rechtfertigt hier Lehrfreiheit, Preßfreiheit, Glaubens- und Cultusfreiheit; er erkennt im socialen Leben Jedem das Recht auf den Genuß der allgemeinen Lebensgüter zu; er will in der Politik der Völker die Nationalitäten geachtet wissen; er verlangt im Staatsleben die Befreiung von policeilicher und autokratischer Willkür, und sieht in der activen Theilnahme am Staatsleben den höchsten Act sittlicher Lebensäußerung. Es ist unleugbar ein Verdienst der Herausgeber und der Mitarbeiter, daß sie in den Wirren und Stürmen dieser Zeit, unter dem schneidenden Wechsel individueller wie öffentlicher Stimmungen, im Ganzen jene umfassende und höhere Anschauungsweise, jenes wissenschaftliche aber der Schulbildung entkleidete Zeitbewußtsein festgehalten haben. Erst hierdurch erhält das Werk für alle Parteien seinen belehrenden und versöhnenden Charakter, sowie eine innere Einheit, die keinem Buche fehlen darf welches auf die allgemeine Bildung, auf das Volk im weitern Sinne berechnet ist.

Einen sehr wesentlichen Punkt gibt bei populairen Unternehmungen das Formelle der Behandlung und Darstellung ab, und gerade diese Seite mag um so mehr Schwierigkeiten darbieten, je zahlreicher die literarischen Individualitäten sind, die sich, wie es hier geschieht, zur Durchführung des Ganzen vereinigen müssen. Auch in diesem Punkte ist das Werk, wenigstens so weit es vorliegt, mit Ueberlegung und Sorgfalt gefördert worden. Die genetische Methode, jene zugleich wissenschaftliche und echt populaire Behandlungsform, wird überall festgehalten, wo es die Natur des Gegenstandes zulässig macht: einige Arbeiten dieser Art kann man sogar als kleine Musterwerke bezeichnen. Wiewol jeder Autor die Eigenthümlichkeit seiner Ausdrucks- und Sprachweise walten läßt, tritt uns doch in der Regel eine einfache, klare Satzgliederung und Diction, sowie eine correcte Sprache überhaupt entgegen. Wo aber dem Leser rücksichtlich des Ausdrucks etwas mehr Bemühung zugemuthet wird, liegt Dies meist in der Gewichtigkeit oder Sprödigkeit des Stoffs selbst; denn viele der hier bearbeiteten Gegenstände dürften wol überhaupt noch selten für das größere, wenn auch immerhin gebildetere Publicum mit wissenschaftlichem Ernste behandelt worden sein.

Beide Bände umschließen höchst interessante, in die wichtigsten Zeitverhältnisse eingreifende Abhandlungen. Indessen müssen wir uns hier fast einzig mit der Angabe der Titel begnügen: nur hier und da werden wir einige nähere Andeutungen daran knüpfen. Fassen wir zuerst die überhaupt vorwaltenden politisch-historischen und ethnographischen Arbeiten ins Auge. In dieser Ru-

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 213 und 214 d. Bl.
D. Red.

brik ist Frankreich mit zwei Artikeln: „Die französische Revolution vom Februar 1848" und „Der pariser Straßenkampf vom Juni 1848", vertreten, welche beide die Action selbst zum Gegenstande haben, mithin ihre organische Verbindung erst in den weitern Mittheilungen über die Geschichte Frankreichs erhalten werden. Der Accent ruht demnach auf einer anschaulichen, authentischen Darstellung der Katastrophen, und diese Bedingung ist vom Verf. in wahrhaft künstlerischer, bis jetzt selbst von französischen Federn unübertroffener Weise erfüllt worden. Nach der Erzählung des Verf. steht zweifellos fest, daß die Februarrevolution im Ganzen nicht vorbereitet war, daß ihr Sieg und ihr Ausgang in die Republik die Männer jeder Partei überraschte. Hätten die Betroffenen ein reineres Gewissen besessen, so würde die Sache eine ganz andere Wendung genommen haben. Aber Alle, von Ludwig Philipp und Guizot bis zum Hoflakaien herab, verloren sogleich das Vertrauen in ihre Stellung, und verließen entsetzt oder gebeugt den Kampfplatz. Nur zwei Frauen suchten sich dem Sturme entgegenzuwerfen: die Königin, indem sie den König zornig zur Festigkeit ermahnte, die Herzogin von Orleans, die sich, ihre Kinder an der Hand, durch den tobenden Kampf den Weg in die Kammer bahnte, um hier mit der Würde und dem Muthe der Mutter die Krone des Sohnes zu retten. Selbst Thiers, der jetzt so gut darüber zu sprechen weiß wie die Revolution gekommen, und wie leicht sie unterdrückt werden konnte, erscheint als eine Jammergestalt. Er traf am Mittag des 24. Febr. im bloßen Kopfe, mit verstörtem Gesicht in der sich versammelnden Kammer ein. Eine Gruppe von Deputirten hält ihn an, und bestürmt ihn mit Fragen, ob er Minister geworden, was der König vorhabe. Thiers breitet beide Arme aus, verneigt sich kopfschüttelnd und bleibt lautlos stehen. Endlich hebt er den Hut den er in der Hand trägt in die Höhe, spricht mit matter Stimme die verzweifelnden Worte: „Die Flut steigt, steigt, steigt"... geht durch die Gruppe hindurch und verschwindet. Der Verf. drückt am Schlusse seine Freude aus, daß eine Gesellschaft von 35 Millionen, die plötzlich alle politischen Bande durchschnitten, so wenig Auflösung und Zerrüttung, dagegen so beispiellose Proben von Mäßigung und Humanität an den Tag legte. Aber als er einige Wochen später wieder zur Feder griff, mußte er den furchtbarsten aller Bürgerkriege, den pariser Straßenkampf schildern. Wie verwickelt und chaotisch auch dieses gräuliche Drama ist, so weiß es der Verf. doch ebenfalls klar und lebendig vor unsern Augen zu entfalten. Wir folgen ihm durch das Labyrinth der Straßen von Scene zu Scene, und lernen den General Cavaignac, dem inmitten des Kampfes die höchste Gewalt zufällt, als den Bezwinger der rothen Republik kennen. Unbekannt war uns gänzlich, daß auch dieser nicht, wenigstens nicht im Momente und zu Paris, Sieger geblieben wäre, hätte nicht ein Zufall die bereits wankende Treue der Mobilgarden befestigt: Dies entschied, wie der Verf. darthut, den Ausgang des Kampfes.

In derselben Artikelgruppe sind weiter begriffen: „Das Königreich Belgien in seiner politisch-geschichtlichen Entwickelung", woran sich weiter ein statistisches Gemälde, „Belgiens gegenwärtige Zustände", anschließt. Dann nennen wir: „Schamil und der heilige Krieg im Osten des Kaukasus", aus der Feder eines namhaften deutschen Reisenden; „Das polnische Volk seit der Revolution von 1831"; „Die Slawen und die panslawistischen Tendenzen"; „Die Kosacken", deren merkwürdige und wenig bekannte Geschichte wir hier erfahren. Als drei vortreffliche und besonders tiefgreifende Arbeiten müssen wir bezeichnen: „Die preußischen Ostprovinzen und ihre Weltstellung"; „Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands"; „Die geographisch-politische Weltlage Italiens." Namentlich in dem letztern Artikel tritt der hohe Werth einer philosophisch-historischen Anschauung der natürlichen Verhältnisse eines Landes und Volkes auf das schlagendste hervor. Wesentlich Bedacht ist auch schon in den vorliegenden Bänden auf Deutschland und seine Particularstaaten genommen. An „Das deutsche Volk in seiner Verbreitung über die Erde", welches beiläufig mehr als 50 Millionen ansässiger und beisammen wohnender Individuen zählt, reihen sich „Die Grenzen Deutschlands aus dem Gesichtspunkte der Vertheidigung"; ferner „Der Deutsche Bund bis zur Epoche von 1830", und „Der Deutsche Bund seit 1830 bis zur Auflösung des Bundestags im J. 1848." In den Geschichtsspiegel, den uns in den beiden letztern Artikeln ein quellenkundiger und scharf zeichnender Autor vorhält, möchten nicht nur Diejenigen blicken die gegenwärtig das Schicksal der Nation zu ordnen und in ihre Hände zu nehmen trachten, sondern auch Die welche Ruhe und Unterwerfung um jeden Preis fodern. Keines der gebildeten Völker hat während der langen Friedensperiode seinen Machthabern und Thronen so viel Zutrauen, so viel Sinn für friedliche Entwickelung seiner politischen Interessen bewiesen, keines aber auch so vergeblich vertraut und gehofft und sich in seinen gerechtesten Foderungen und Wünschen getäuscht gesehen als das deutsche Volk. Wir durften arbeiten und erwerben, obwol wir uns in unsern materiellen Interessen oft lässig genug regiert fanden; allein wir sollten in den höchsten Beziehungen, wir sollten im öffentlichen Leben Kinder bleiben, und nicht an den Staat, noch weniger an die Nation denken, deren Genius man doch von Seiten der Machthaber in der Zeit der Noth und des Untergangs angerufen und entflammt hatte. Jede Regung eines politischen oder nationalen Gedankens in den Ständekammern oder in der Presse, jede leise Erinnerung an zu Recht bestehende Verheißungen ward durch neue Maßregeln beantwortet, in neuen Bundesartikeln, geheimen Conferenzen und Noten beschimpft, verhöhnt und als gottlos bezeichnet. Wenn man aber diese Noten, Rundschreiben, Protokolle und Präsidialreden liest, und die krummen Wege der deutschen Politik aufmerksam verfolgt, so kann man nicht verkennen, daß alle Fäden und Machinationen dieser Politik, dieses „Systems", wie man sich ausdrückte, in den Hän-

den Metternich's zusammenliefen. Auf diesen Meister und seine nächsten Helfer fällt die Hauptschuld unserer Zustände, wenn anders eine Nation die Schuld ihrer Entwürdigung auf Ein Haupt wälzen kann. Schon seit der großen Epuration des Bundestags von 1822, welche die noch nicht so ganz gefügigen Diplomaten der Freiheitskriege betraf, sank das Bundesinstitut zur Null und zur Decretirmaschine des östreichischen Cabinets herab, und zwar weil die Regierungen selbst schon ganz unter dem Zwange der Metternich'schen Politik standen. Recht anschaulich wurde indessen dieses Verhältniß erst nach den Bewegungen von 1830. Der Bund mußte jetzt geschehen lassen, daß Oestreich und Preußen aus eigenem Gutdünken den Hauptheil des deutschen Landes Luxemburg an Belgien abtraten; ja der Bundestag richtete wegen der Schlichtung dieser Sache noch seine gewöhnlichen vertrauensvollen Danksagungen an die beiden Cabinete. Ebenso zuvorkommend schleuderte der Bundestag neue Decrete gegen die Presse, gegen das parlamentarische Leben, und übernahm fortan das ausschließliche Geschäft der Demagogenriecherei und der hohen Policei. Den Gipfel erstieg diese politische Wirthschaft in der deutschen Ministerialconferenz zu Wien vom J. 1834, in welcher Metternich jene berüchtigten Beschlüsse fassen und dem Bundestage octroyiren ließ, wonach die deutschen Regierungen zum Verrath an dem öffentlichen Rechte der Einzelstaaten förmlich verpflichtet, und zwar von Bundes wegen verpflichtet wurden. Das vielgerühmte System zeigte sich hier in seiner nackten Gestalt, und der Bundestag in seiner vollen Ohnmacht und Conivenz, indem er sich gegen solche Ministerialbeschlüsse, gegen die Decrete dieses Beamtenconvents nicht auflehnte. Die Deutschen würden den Bundestag, dessen Geschichte beweist, daß er der Nation nie eine große, heilsame Maßregel gebracht, ganz aus den Augen verloren haben, hätte er sich nicht von Zeit zu Zeit durch seine Preßpolicei, durch Berichte über politische Untersuchungen, oder durch Incompetenzerklärungen in Sachen des Volks bemerkbar, und immer wieder aufs neue verhaßt gemacht. So kam denn der Sturm des Jahres 1848, der das Bundesinstitut, diese „Vertretung des Rathes der Fürsten", wie man ihn dem Volke gegenüber nannte, wegwehte, vielleicht zu früh und zu schnell für die Fürsten wie für die Völker; denn da der Bund doch seinem ursprünglichen Charakter nach die Kraft und die Einheit der deutschen Nation darstellen sollte, so würde es auch möglich gewesen sein ihn in dieser Richtung zu beleben, und als die provisorische Centralgewalt der Nation bis zu einer definitiven Constituirung gelten zu lassen. Den Abhandlungen über den Bund schließt sich „Das deutsche Vorparlament", ein Artikel über „Die mainzer Vorgänge vom Mai 1848", endlich eine anregende Abhandlung über „Die deutsche Kriegsflotte" an.

(Der Beschluß folgt.)

Zustand der englischen Fabrikarbeiter.

Ein Aufsatz in Nr. 32 d. Bl. über „Mary Barton; a tale of Manchester life" (London 1848) hat neben einer kurzen Inhaltsanzeige bemerkt, daß dieser Roman kein gewöhnlicher Roman, sondern wegen seiner Verfolgung eines höhern Zwecks als des müßiger Unterhaltung zu höheren Ansprüchen berechtigt sei. Mit demselben Urtheile beginnt das „Edinburgh review" in der jüngsten Aprilnummer seinen Richterspruch. „«Mary Barton»", heißt es, „will nicht allein die Freuden und Leiden, die Liebe und den Haß unserer gemeinsamen Menschennatur zeichnen, es will auch ein Gemälde aufrollen von den Gefühlen und Gewohnheiten, von der Gesinnung, dem Charakter und socialen Zustande einer eigenen Volksclasse, und zwar einer solchen welche in den letzten Jahren die öffentliche Aufmerksamkeit vorzugsweise beschäftigt hat und vielleicht mehr als irgend eine falsch aufgefaßt und dargestellt worden ist." Schon der Titel deutet an, daß es sich um eine Schilderung aus dem Leben der englischen Fabrikarbeiter handelt. Der Ort ist Manchester, die Zeit das schwere dortige Nothjahr 1842, und das Interesse des Romans insofern kein ausschließend englisches, als er die auch in Deutschland so wichtige Arbeitsfrage berührt. Obwol daher nur auf England Rücksicht nehmend ist der erwähnte Artikel des „Edinburgh review", indem er sich namentlich über letztere verbreitet, zum Theil auch für Deutschland gültig. Einige Stellen mögen Dies beweisen.

„Die Verf.", meint das Journal, „— denn daß «Mary Barton» aus weiblicher Feder kommt, ist nicht blos Gerücht, sondern sehr greifbar — gehört nicht zu den Schriftstellern welche ein Thema erfassen, weil es eine Ader enthält die sie mit Glück ausbeuten zu können glauben, sich das nöthige Wissen verschaffen und dann eine Geschichte zurecht machen wie der Advocat eine Klage. Es springt in die Augen, daß sie viel mit den Leuten verkehrt die sie schildert, in ihre Häuslichkeit sich hineingelebt und wenn auch bisweilen zu exclusiv und ohne zu unterscheiden, doch stets ehrlich und aufrichtig für sie empfindet. Ihr Buch ist mit Einem Worte ein «Werk der Liebe», voll ernster und wohlgemeinter Tendenz. Wir können es mit gutem Gewissen eine sehr vortreffliche Leistung nennen die Vortrefflicheres verspricht. Aber es verdient genauer betrachtet zu werden. Es tritt zu uns heran angeblich ein treues Bild einer kräftigen und wichtigen, jedoch wenig gekannten Classe der bürgerlichen Gesellschaft, und hat den edlen Ehrgeiz wahrhaft Gutes dadurch erstreben zu wollen, daß es Sympathien weckt, belehrt und Vorurtheile widerlegt. Ansprüche dieser Art thut es uns leid ihm nicht unbedingt einräumen zu können. Bei aller Wahrhaftigkeit in der Zeichnung einzelner Scenen wird der Eindruck des Buchs auf alle sogenannten passiven Leser ein unvollständiger, parteiischer und irrthümlicher sein. Ungeachtet des vielen darin waltenden gesunden Sinnes und richtigen Gefühls dürfte es nur zu häufig das große Publicum zu falschen Ansichten verleiten und die Fabrikarbeiter in vorgefaßten Meinungen bestärken. Würde das Buch blos in Manchester von dasigen Fabrikherren und deren Arbeitern gelesen, so möchte es wol Nutzen schaffen. Man würde das Irrige erkennen und vielleicht das Richtige thun wozu es rathet. Aber ein Blick auf den unglaublichen Wahn welcher in Betreff der großen Arbeitsgeber des nördlichen und westlichen England unsern Süden beherrscht, und einige Kenntniß von den falschen Ansichten welche die meisten Handwerker in vielen unserer großen Städte von ihren wahren Interessen und ihrer Stellung haben, drängen zu der Besorgniß, daß hier wie dort das Buch, wenn ohne Zügel und Zaum gelesen, unberechenbares Unheil stiften kann."

An die Spitze des irrthümlichen Eindrucks welchen der Reviewer von dem Buche befürchtet, stellt er die übertrieben geschilderte Feindseligkeit zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern als eine gemeinsame und charakteristische Eigenschaft derselben. „Wir tragen kein Bedenken zu versichern", sagt

er, „daß solcher Eindruck von der Wahrheit materiell abweicht .... Gesinnungen jener Art die Ausnahme, nicht die Regel, an Ort und Zeit gebunden und ganz gewiß nicht die Denkweise der Arbeiterclasse im Allgemeinen sind ..... Es freut uns hinzusetzen zu können, daß jene Feindseligkeit sich von Jahr zu Jahr vermindert, daß sie sich mehr und mehr auf die unordentlichen, liederlichen und misvergnügten Erarbeiter beschränkt, welche den dienstthuenden Stab der Gewerbevereine und deren Ausschüsse bilden, daß sie sich mehr und mehr blos gegen diejenigen Arbeitsherren richtet welche — und ihre Zahl wird täglich kleiner — in ihren Arbeitern halb Gehülfen, halb Feinde sehen, mit denen sie nach Möglichkeit billig abzuschließen suchen, und daß sie sichtbar schnell vor der um sich greifenden Ueberzeugung eines gemeinsamen Interesse zurückweicht, auf der einen Seite der humanisirende Einfluß treuer Dienstleistung, auf der andern gute Behandlung, willige Beihülfe und wohlwollende Güte."

Einen weitern Vorwurf macht der Reviewer der Verf. damit, daß sie durch ihre Erzählung den flachen und unstichhaltigen Glauben unterstütze, Arbeit sei ein Fluch, die Armen verdienten Bedauern, weil die Nothwendigkeit sie zu täglicher Arbeit zwinge, und nur die Armen seien geschaffen um zu arbeiten. Ein dritter Tadel ersteht ihr daraus, daß sie muthmaßlich gegen besseres Wissen „von einem gänzlichen Mangel freundlicher Gesinnung der Arbeitsherren für ihre Arbeiter" spreche, sich nicht entblödet zu behaupten, „die Leiden der Letztern blieben von Erstern stets unbeachtet, selbst in den Zeiten der drückendsten Noth geschehe zu deren Erleichterung durchaus Nichts". Wie jeder andere Tadel, wird auch dieser durch Zahlen und Thatsachen begründet.

Nach mehren hier angeknüpften, die Arbeitsfrage scharf erörternden, ebenso lesens- als beherzigenswerthen Auslassungen heißt es am Schlusse des Aufsatzes: „Wir können nicht umhin das hohe literarische Verdienst des Buchs nochmals anzuerkennen und unsere Ueberzeugung zu wiederholen, daß es seinen Werth und die Möglichkeit dauernden Beifalls beträchtlich gesteigert haben würde, hätte die Verf. sich bestrebt die Lage der arbeitenden Classen wahrheitsgemäß, statt in der falschen und verschrobenen Weise darzustellen, wie sie es nach der Ansicht der Erbitterten und Neidischen unter ihnen ist; hätte sie neben der Zeichnung des Elends und der Entbehrungen denen jene nur zu oft ausgesetzt sind auch die intellectuellen und moralischen Mängel hervorgehoben, durch welche das fragliche Elend ebenso oft herbeigeführt oder vermehrt wird, hätte sie die Reichen und Armen in gleichem Maße nachsichtig und streng beurtheilt und die in dramatische Form gebrachte bittere und feindselige Gesinnung weniger schonend und entschuldigend als mit dem Anerkenntnisse und Bedauern ihrer Ungerechtigkeit besprochen. Wir stehen gewiß Niemand nach an herzlichem, einigermaßen verwandtem Mitgefühl für die Arbeiter aller Länder und jeder Gattung, aber bezeugen und bekunden wollten wir dieses Gefühl nicht durch müßiges Jammern über Leiden die aller Stände Erbtheil sind, nicht durch thränenvolles Wehklagen über Nothzustände für welche es einen Ersatz und ein Heilmittel gibt, sondern durch einen Aufruf an alle unsere Arbeitsgenossen, zu ernsterer Ausdauer und zu stärkerer Anstrengung sich zu stählen, durch eine Mahnung an sie, bei allen Wechselfällen zu ihrem Schild und Schwerte den festen Glauben zu machen, daß sie und Niemand anders ihre Arbeit thun müssen, daß die Segnungen des Comfort, der Unabhängigkeit und Sicherheit nicht von Andern zu erbetteln, sondern durch sich selbst zu erringen, daß diese unschätzbaren Segnungen der verheißene und sichere Lohn eisernen Fleißes, entschlossener Mäßigkeit und vor- und rückwärts schauender Ueberlegung sind, daß — und damit Punctum — nach den Worten eines großen Dichters weder der Niedere noch der Mächtige sich herbeilassen soll von Andern zu erbitten

Ein solch Geschenk, das die vereinte Kraft
Des Himmels und der Erde nicht verschafft." 2.

Miscellen.

So weit wie der französische Arzt Peter Chirac (gest. 1730) werden es wol wenige Aerzte bringen. Er wurde, nachdem er vom Könige Ludwig XV. im J. 1728 geadelt worden, als erster königlicher Leibarzt mit einer jährlichen Besoldung von 60,000 Livres angestellt, und hatte durch seine Praxis in Paris schon vorher ein großes Vermögen erworben, das sich bei seinem Tode auf fünf Tonnen Goldes belief. Zur Bestätigung Dessen was das bekannte Distichon sagt:

Dat Galenus opes, dat Justinianus honores,
Pauper Aristoteles cogitur ire pedes.

dienen inzwischen noch folgende Beispiele aus der Gelehrtengeschichte: 1) Thaddäus mit dem Beinamen Florentinus, von seiner Vaterstadt Florenz, lehrte zu Bologna die Arzneikunst mit solchem Beifall, daß man ihn einen zweiten Galenus und Hippokrates nannte. Auch war er ein glücklicher Practicus, der sich jedoch theuer bezahlen ließ. Wenn ein Fürst ihn auswärts verlangte, so foderte er täglich 50 Dukaten, und vom Papste, der ihn in einer Krankheit zu sich rufen ließ, erhielt er für jeden Tag 100 Dukaten, sodaß er nach geendigter Cur mit 10,000 Dukaten nach Florenz zurückkehrte. Er starb hochbegütert, 80 Jahre alt, 1303. 2) Ludwig Duret, Doctor der Medicin zu Paris, erwarb sich durch eine ausgebreitete Praxis und eine reiche Heirath ein ansehnliches Vermögen. Der König Karl IX. von Frankreich machte ihn zu seinem ersten Leibarzte, in welcher Eigenschaft ihn auch der König Heinrich III. nicht nur beibehielt, sondern ihm auch noch 1568 die Stelle eines königlichen Professors der Medicin gab, und ihn noch überdies mit Wohlthaten überhäufte; ja er erwies demselben sogar die Gnade, daß er dessen Tochter, Katharina, an ihrem Hochzeittage in eigener Person zur Kirche führte, und nach gehaltener Mahlzeit alles Silbergeschirr, so er, der König, selbst dazu hergegeben und das auf 40,000 Gulden zu stehen kam, dem Duret zum Geschenk machte, welcher nicht lange nachher (1586) starb. 3) Andreas Richl, Leibarzt des Kaisers Friedrich III., der ihn in den Adelsstand erhob, practicirte in der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts so glücklich, daß ihm öfters eine einzige Cur mit 1000 Thalern bezahlt wurde, was für die damalige Zeit eine übermäßig große Summe ausmachte. 4) Theophilus Zimara, Doctor der Medicin zu Lecce in Apulien, hatte durch seine weitläufige und glückliche Praxis ein solches Vermögen erworben, daß er nach seinem 1589 erfolgten Tode seinen Erben außer vielen ansehnlichen Gütern noch 80,000 Dukaten in baarem Gelde hinterließ. 5) Gabriel de Zerbis, Doctor und Professor der Medicin zu Padua, practicirte dort um 1510 sehr glücklich, und erwarb sich ein großes Vermögen, welches noch zu vermehren ihm ein unglückliches Ende herbeiführte. Er ließ sich nämlich durch eine namhafte Summe Geldes verleiten sich zu dem Bassa Scander in der Bulgarei zu begeben, welchen er auch von der Ruhr glücklich heilte, und deshalb von demselben fürstlich belohnt ward. Da aber der Bassa nach seines Arztes Abreise durch Diätfehler in die vorige Krankheit verfiel und daran starb, ließen des Bassa Söhne seinen auf der Rückreise begriffenen Arzt in Dalmatien anhalten, und nebst dessen einzigem ihn begleitenden Sohne mit einer hölzernen Säge zerschneiden.

Der Papst Leo X. starb ohne die in der römischen Kirche üblichen Sacramente empfangen zu haben. Der Dichter Sannazaro machte darauf das Epigramm:

Sacra sub extrema, si forte requiritis, hora
Cur Leo non potuit sumere, vendiderat.

welches die Franzosen sogleich in ihrer Sprache nachbildeten:

Léon sans sacrements expire;
Comment les aurait-il reçus?
Avant sa mort le maître Sire
Dès long-temps les avait vendus. 32.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 248. — 16. October 1849.

Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 247.)

Weiter erwähnen wir eines mit vieler Mäßigung aber schneidender Consequenz geschriebenen Artikels über „Preußen vor dem Februarpatent von 1847", aus dem sich die spätern Ereignisse in diesem Staate wohl erklären lassen. Der Aufsatz „Berlin in der Bewegung von 1848" hat nur die Aufgabe die revolutionnairen Ereignisse in der preußischen Hauptstadt zu schildern. Dann folgt „Baden vor den Ereignissen von 1848", wo uns eine mit dem Gegenstande höchst vertraute Feder den Charakter des Blittersdorff'schen Regierungssystems bloßlegt und dieses als die Wurzel der bösen Früchte von 1848 und 1849 erkennen läßt. „Baiern und sein König Ludwig I." hebt mit kecker Hand den Schleier von den Persönlichkeiten, Vorgängen und Zuständen in München aus den ersten Monaten des Jahres 1848. Als eine höchst ausgezeichnete und zugleich für die deutschen Verhältnisse ungemein bedeutungsvolle Arbeit müssen wir „Schleswig-Holstein bis zur Erhebung im Jahre 1848" bezeichnen. Mit tiefer politischer Einsicht und umfassender rechtswissenschaftlicher Kenntniß weist der Verf. nach, daß die schleswig-holsteinische Frage eine uralte sei, und daß sich an ihre Lösung nicht nur das Schicksal Dänemarks, sondern auch die Zukunft Deutschlands und das Interesse des ganzen europäischen Nordens knüpft. Ein anderer Aufsatz, der in dem eben in der Veröffentlichung begriffenen dritten Bande des Werkes die Erhebung Schleswig-Holsteins behandelt, ist unzweifelhaft aus derselben Quelle hervorgegangen. Beide Artikel nehmen Bezug aufeinander und ergänzen sich, sodaß wir uns ein näheres Eingehen auf den Gegenstand für einen spätern Bericht in diesen Blättern aufsparen wollen. Noch bleibt uns übrig im geschichtlichen Fache einer umfänglichen, auf Quellenstudien gegründeten Monographie über „Die Jesuiten in Europa seit Auflösung des Ordens durch Clemens XIV.", bis auf die neuesten Schicksale des Ordens herab, zu gedenken. Ließen die Menschen die Geschichte in Wahrheit als ihre Lehrerin gelten, so würde das Studium dieses Artikels den Jesuiten und ihren Verbündeten selbst vom allergrößten Nutzen sein.

Streifen wir nun an den publicistischen, socialwissenschaftlichen und ökonomistischen Schätzen vorüber die in den ersten Bänden des Werks enthalten sind. Es begegnen uns zuvörderst die augenscheinlich von ausgezeichneten Gelehrten geschriebenen Abhandlungen über „Die Todesstrafe", über „Staatsdienst und Staatsdiener", über „Die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in Deutschland". Eine originelle, vielleicht nicht mit voller Rücksicht auf bestehende Zustände abgefaßte Arbeit tritt uns in dem Artikel „Das volksthümliche Heerwesen" entgegen. Das nationalökonomische Fach bietet interessante Mittheilungen über „Getreidegesetze, Getreidehandel und Getreidetheurung" dar, über „Das Jagdwesen nach allen seinen Richtungen", über „Die Kartoffel". Letzterer Artikel erörtert den Culturlauf, die chemischen und physiologischen Untersuchungen über die Frucht, ihre Krankheitserscheinungen, und weist endlich nach, inwiefern dieses treffliche Nahrungsmittel zugleich eine Hauptquelle unsers socialen Elends geworden ist. Vereinzelt, doch das Gebiet der socialen Interessen berührend, steht die Abhandlung über „Die Realschulen oder höhern Bürgerschulen" da. Unmittelbar in die gesellschaftlichen Verhältnisse und Fragen greifen ein der treffliche Aufsatz: „Die Arbeit und ihr Entwickelungsgang in der Geschichte", dann die von einer genialen Hand geschriebenen Artikel: „Die socialen Bewegungen der Gegenwart"; „Der Socialismus und Communismus in Frankreich"; „Die sociale Bewegung und der Socialismus in England." Auch hierüber müssen wir uns die nähere Mittheilung für spätere Zeit vorbehalten.

Das Gebiet der Naturwissenschaften berühren diese Bände in den Artikeln: „Das Planetensystem der Sonne nach den neuesten Entdeckungen"; „Der Sonnenkörper und seine Umhüllungen", ohne Zweifel von einem unserer ersten astronomischen Forscher geschrieben; „Die Cholera." Letztere, ebenfalls auf persönlichen Anschauungen beruhende Monographie besitzt nicht nur das Verdienst, daß sie das Wesen der Krankheit in populairer Weise zu erörtern versucht, sondern sie behandelt auch sehr ausführlich die geographische Verbreitung der Krankheit, und weist ihre Züge in den einzelnen Choleraepidemien nach.

Noch bleibt uns übrig die geschichtlichen Persönlichkeiten wenigstens zu nennen, die dem Plane des Werks

gemäß schon in den ersten beiden Bänden ihre Behandlung erfahren haben. Es sind: David Friedrich Strauß; Ludwig Feuerbach; die Familie Cavaignac; Joseph Freiherr von Jellachich; Fürst Michail Woronzoff; Erzherzog Johann von Oestreich; die Familie Gagern; Ludolf Camphausen; Nikolaus, Kaiser von Rußland; Graf Pellegrino Rossi; Joseph von Görres; Ludwig Bonaparte und die Napoleoniden. Diese sämmtlichen, mit großem Ernste ausgeführten Charakteristiken liefern nicht allein wichtige Beiträge und Aufschlüsse zur Geschichte der Zeit, sondern ebenso wol zur Geschichte des Menschen. Einige von ihnen können mit Recht als Muster in der Charakterschilderung aufgestellt werden.

Schließlich noch die Bemerkung, daß das Hervortreten und die glückliche Durchführung dieses gewichtigen Unternehmens dem deutschen Volke selbst zur Anerkennung und zum Verdienste gereicht. Wie reich muß ein Volk an wissenschaftlichen und intelligenten Köpfen sein das ein solches Volksbuch im weitesten und edelsten Sinne des Worts herzustellen vermag; wie viel Sinn für echtes Wissen und welchen Bildungsschatz muß ein Publicum schon besitzen das diesen Bestrebungen mit unverkennbarer Theilnahme selbst in unserer Zeit geistiger Abspannung und Zerstreutheit entgegenkommt. Mögen die Herausgeber wie die zahlreichen Mitarbeiter hieraus Muth schöpfen das Werk ferner mit gleicher Liebe und mit gleichem Eifer zu fördern. *) 5.

Curiosa aus den Memoiren d'Estourmel's.

In Paris ist im vergangenen Jahre vom Grafen Joseph d'Estourmel ein Buch erschienen welches den Titel führt: „Souvenirs de France et d'Italie dans les années 1830, 1831 et 1832." Das „Journal des débats" brachte vor kurzer Zeit von dem bekannten Hrn. Barrière eine Besprechung dieses Buches, welche indeß mehr ein selbständiger Artikel als eine Kritik ist, und dem wir wegen seines glänzenden Stils und interessanten Inhalts folgende Einzelheiten entnehmen.

Es gab einstmals eine Menschenclasse von der das künftige Geschlecht gar keine Idee haben wird. Diese Menschen von hohem Rang und edler Geburt, reich, im Besitz schöner Paläste, schlugen sich wie die Helden im Kriege, repräsentirten sich am Hofe von Versailles mit unbeschreiblicher Grazie, und waren in den Salons die höflichsten und liebenswürdigsten Gäste. Wissenschaften und schöne Künste fanden in ihnen die zartesten Beschützer. Sie nannten sich die grands seigneurs und glaubten sich arm, wenn sie nicht jährlich 500 Familien unterhielten. Die Undankbaren hatten für diese Herren nur Misgunst und Haß, aber die Guten segneten sie. Wo sind sie hin diese glänzenden Erscheinungen? Die erste Revolution hat sie reformirt. Was bleibt jetzt noch von ihnen übrig?!

Also einstmals; wann war Das? Ei nun, unter der Herrschaft des „Tyrannen" Ludwig XVI.; denn von 1774 an bis 1789 hatte die „Tyrannei" niemals mehr Milde geheuchelt, waren niemals die Unterdrücker freundlicher gewesen, und hatten niemals die „Sklaven" thörichter mit ihren Ketten gespielt. Die Gesellschaft die nur mit Theater, Spiel und Festen beschäftigt war, cultivirte nebenbei die Wissenschaften, die Künste, die Philosophie und die Gärten; die Prosa Jean Jacques' und die Verse Delille's näherten sie der Natur. Die Gattinnen drückten ihre Kinder wieder an die Brust, und waren wieder Mütter geworden, die hochgestelltesten Leute wollten Bürger werden: Rousseau war es ja in der Republik von Genf! Die Gesellschaft nahm sonach alle Diejenigen mit Enthusiasmus auf die irgend einen aufgeklärten, nützlichen, menschlichen Geschmack bekundeten.

Was fehlte dieser Gesellschaft die von so liebreichen Gefühlen bewegt war? Geist war es nicht, sprudelte sie doch davon über; unzählige Epigramme und Bonmots sind dafür Zeugen. Hr. d'Estourmel schmückt seine „Souvenirs" so verschwenderisch mit ihnen aus, wie Dies nur ein Reicher thun kann. Man urtheile selbst darüber, denn ich werde dem Buche Einiges entlehnen.

„Kein Gut ohne einen Herrn", sagt ein altes Sprüchwort. Ein junger Mann jener Zeit, in der man sich mit solcher Liebenswürdigkeit ruinirte, sagte: „Kein Gutsherr ohne Land"; und dessenungeachtet verkaufte er jedes Jahr einen Winkel seiner Güter, er nannte Das „arrondiren". Bei Gelegenheit der confessions des heiligen Augustin sagte Jemand, auch Madame von .... schreibe die ihrigen. „Wie weit ist sie?" fragte man einen ihrer Freunde. „Sie ist noch mit dem Stoff dazu beschäftigt", war die Antwort. Das sind solche Bonmots, ganz durchduftet von dem sprudelnden und coqueten Esprit des 18. Jahrhunderts. Man citirte einer Dame die Universalgeschichte, und sie rief: „Die Universalgeschichte? Die Geschichte kenne ich nicht, erzählen Sie mir dieselbe!"

Diese Gesellschaft mußte sich sehr wohl befinden. Sie befand sich nur zu wohl. Eines Tages aber klopfte es an die Thür: „Wer ist da?" — „Ich bin's." — „Wer, Sie? Wie ist Ihr Name?" — „Revolution." — „Ich kenne Sie nicht; kommen Sie mitunter nach Versailles?" — „Turgot hat mich an der Hand hingeführt, als ich noch klein, bescheiden und sanft war." — „Sie sind es aber nicht mehr! Kommen Sie nur ein anderes mal wieder; für heute merken Sie sich das schöne Sprüchwort: Tout vient à point, qui peut attendre." — „Ich warte schon acht Jahrhunderte. Länger nicht!" — Und die Thüren brachen mit Getöse zusammen, und sie trat vor, groß, stark, gewaltig, unwiderstehlich.

Mit der Eröffnung der Generalstaaten endete König Ludwig's XVI. Herrschaft; denn was nun folgt kann nicht mehr Königthum genannt werden, sondern Kampf. Jeder Tag brachte neue Leiden. Der 5. Oct. war eine Demüthigung, der 21. Juni eine Drohung, der 10. Aug. ein Mordversuch, der 2. Sept. der Mord. Weder Gerechtigkeit, noch Mitleid, noch Geschichte sollten es der Poesie erlauben diese unseligen Tage zu verschönern.

Da begann die Schreckensherrschaft, 1794 gelangte sie auf ihren Gipfel. Hier beginnen leider meine Erinnerungen und wahrscheinlich auch die des Hrn. d'Estourmel. Der Anblick des damaligen Paris war auch geeignet um selbst die Aufmerksamkeit eines Kindes auf sich zu ziehen. Aus dieser schrecklichen Zeit schreibt sich folgende außerordentliche Geschichte welche d'Estourmel berichtet:

„Im Herbste 1795 tritt ein Individuum in das Zimmer eines Chirurgen, des Hrn. Catalan, um sich bedienen zu lassen. Der Zahnarzt macht seine Vorbereitungen; aber auf einmal hält er inne und zaudert: «Mein Herr», sagt er, «es ist mir unmöglich Ihre Zähne anzurühren, bevor Sie mir nicht eine Frage beantwortet haben, die Ihren Kopf betrifft. Ich weiß ganz genau, daß ich Sie vor einem Jahre, mit auf dem Rücken gebundenen Händen unter den Unglücklichen die zum Schaffot geführt wurden gesehen habe.» — «Gewiß bin ich Das gewesen», entgegnete jener ruhig; «plombiren Sie mir meinen Zahn, der mir weh thut, und nachher will ich Ihre Neugier befriedigen.» Als die Operation geendet war, hub er also an: «Ja ich war es, Ihre Augen haben Sie nicht getäuscht, Sie haben mich zum Tode gehen sehen. Auf dem Platze Ludwig's XV. war eine Menge von Zuschauern, Schlacht-

*) Wir behalten uns vor beim weitern Vorschreiten dieses Werks wieder darüber zu berichten. D. Red.

opfern, Soldaten; die Letztern umringten uns, und wurden dafür von den Neugierigen gedrängt. Sie bildeten eine Haie, vor mir fielen die Köpfe in den Sack, ich wartete bis die Reihe an mich kommen sollte. In dem Augenblick, wo das Beil einen meiner Freunde traf, verließen mich meine Kräfte, ich war einer Ohnmacht nahe; eine Stütze suchend, hielt ich mich an einen der Gensdarmen an; ihre Blicke waren auf das Schaffot gerichtet, ihre Aufmerksamkeit fest gebannt, und ihre Schultern an die ich mich lehnte gaben langsam nach. Ich fühlte daß sich eine Oeffnung bildete, daß die Schranke wankte. Ein Hoffnungsstrahl stieg in mir auf, der Gedanke meiner Flucht, im Augenblick des Todes, erschien mir und gab mir Gefühl und Kraft wieder. Aber eine heftige Anstrengung, die geringste Eilfertigkeit hätte mich verrathen. Unmerklich fuhr ich in meiner Bewegung fort mich durch die Menge durchzuarbeiten, die Nichts von dem Schauspiel verlieren wollte, und maschinenmäßig, ohne den Blick abzuwenden, Einen durchließ, dessen Rückzug ihr Platz machte. Aber indem ich vorrückte, oder vielmehr mich zurückschob ohne Jemand anzublicken, denn die Augen ziehen die Augen an, sagte ich zu mir: Mein Gott, was soll aus mir werden! Und diese Furcht war eine Bitte, meine abgeschorenen Haare konnten mich verrathen. Dieser Gedanke hatte sich kaum meines Geistes bemächtigt, als ich auf einmal einen Hut auf meinen Kopf setzen fühlte; ich war bereits durch den bewaffneten Kreis durchgeglitten, und befand mich in den Reihen des Volks. Gesegnet sei die Hand, die ich doch nicht sehen, doch nicht drücken konnte. Ihr verdanke ich meine Rettung. Augenscheinlich hatte mich einer der Umstehenden als einen der Guillotine Entfliehenden erkannt. Gott hat ihn auf meinen Weg gestellt. Ich gewann den Anfang der Elyseischen Felder, wo die Menge sich zu lichten begann, und um meine gebundenen Hände zu verbergen, setzte ich mich mit dem Rücken an einen Baum, wo ich that als schliefe ich. In der Nacht rieb ich dann meine Hände gegen den Baum und befreite mich. Einmal frei, fand ich bei einem Freunde ein Asyl, der mich bis zum 18. Thermidor verborgen hat.»"

Nach dem 10. Thermidor suchte man sich nicht blos durch Tanzen zu revanchiren, sondern auch durch Theater, und Alles strömte nach dem Odeon, um die französischen Schauspieler wiederzusehen, die selbst so lange eingekerkert gewesen waren. Aber man mußte auch leben. Die Glücklichsten wurden Lieferanten oder Kaufleute. Diejenigen von altem Namen, die ihren Kopf und die Trümmer ihres Reichthums gerettet hatten, protestirten für das ancien régime gegen das neue durch die Eleganz ihrer Manieren, und das Salz ihrer boshaften Reden. Hierzu gehörte der Herzog von Brancas-Lauraguais. Die Revolution hatte ihm seinen Reichthum zum Theil genommen, aber nicht seine spöttische Lustigkeit. Den Sommer verbrachte er zu Manicamp auf seinen Gütern. Mit Mühe erzog er hier 600 Schafe, und schrieb unter dem Ministerium des Bürgers François von Neufchateau folgenden Brief an den Minister:

„Bürger Minister!

Der Hirte Brancas hat die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß 600 Philosophen der Gegenwart gegen alles menschliche Recht die Erdäpfel die er auf seinen Feldern erbaute einsammeln. Er bittet Sie ihm die berittene Policeiwache zu Hülfe zu schicken, wenn diese nicht in der Zahl der 600 sich befindet."

„Unter dem Kaiserthum war 1809", erzählt d'Estourmel, „bei der Gräfin Vincent Podeska ein großer Ball. Jeder suchte sich so hoch als möglich zu stellen, um wenn auch nicht die Füße, doch wenigstens die Gesichter der Tänzer zu sehen. Ein Neugieriger war auf einen Stuhl gestiegen, und so an die Schultern der schönen Frau von Orf.... gelangt, an denen er sich ein Gleichgewicht zu erhalten suchte. Frau von Orf.... wendete den Kopf in die Höhe, um nach dem Drucke zu sehen und sagt: «Mein Herr, wenn Sie sich vielleicht lieber ganz auf meine Schultern setzen wollen, so würde Das für Sie bequemer sein, und mich nicht mehr geniren.» Ich meinte, er müsse sich beschämt in Entschuldigungen ergießen; aber nein, er dankte für das freundliche Anerbieten mit Verbindlichkeit; er hatte die Sache ernsthaft genommen, und sich gesetzt. Jean Jacques würde gesagt haben: «Das ist doch eine gute Seele!»"

So geht d'Estourmel seine Erinnerungen aus dem Kaiserreiche, der Monarchie, der Künstlerwelt und der Republik durch, und ist immer mannichfaltig, pikant und treffend. Mehrmals hielt er sich lange in Rom auf, dessen Sitten und Bräuche er darstellt. Das Gemälde des Carnevals von 1831 führt eine interessante Abschweifung mit sich, die wir zum Schluß noch mittheilen. Estourmel ging, als er in die Welt eintrat, in die Soiréen der Frau von Sémonville, die die Trümmer des alten Régime, die Generale des Directoriums, die Beauharnais und Bonaparte um sich vereinigte. Eine junge Dame, nicht sehr hübsch, aber anmuthig und graziös, zog seine Aufmerksamkeit auf sich, er tanzte mit ihr die Anglaise und Béarnaise, sie schien die Königin des Balles zu sein. Die Zeit verging, und auch seine Tänzerin ward von ihrem Strudel gefaßt. Als er sie zum ersten mal nach diesem Abende wiedersah, strahlte sie von Diamanten. Obwol zehn Jahre älter, war sie doch immer noch so reizend, war sie dieselbe Anmuth wie ehemals. Aber diesen Reiz, diese Anmuth nannte man jetzt Majestät; ein Diadem drückte ihre Stirn. „Im J. 1799 war sie für mich die Königin des Balles, 1809 war ich bei ihr auf dem Ball der Königin. Heut (1831) ist diese Frau nicht mehr jung, nicht mehr Königin, und ihr smaragdenes Diadem, mit dem Gérard sie auf dem Portrait geschmückt hat, hat einer Krone von Rosen Platz machen müssen. Die Frau aber die ich hinreichend bezeichnet habe glänzt und herrscht noch jetzt wie 1799 durch ihre Anmuth; denn die Anmuth altert nicht, und kann nicht entthront werden." Beim Carneval von 1831 fuhr sie in einer Kalesche auf Wurfweite an d'Estourmel vorüber; dieser warf ihr ein Bouquet in den Schoos, und dachte an den Ball der Frau von Sémonville. Die Königin von 1809 nahm mit verbindlichem Lächeln dasselbe auf. 31.

Bibliographie.

Carl der Große und seine Zeit. Dem deutschen Volke und der Jugend gewidmet. Bearbeitet nach den bewährtesten Chronikenschreibern und den neuesten Werken von Gaillard, de Sismondi, Lacretelle, Hugo, Châteaubriand und Guizot. Aachen, Hensen u. Comp. Gr. 12. 12 Ngr.

Deutinger, M., Bilder des Geistes in Kunst und Natur. 2tes Bändchen. Gezeichnet auf einer Reise an den Rhein im J. 1847. Augsburg, Schmid. 12. 15 Ngr.

Dumas, A., Frankreich und Europa vor, während und nach dem 24. Februar. Aus dem Französischen übersetzt. 11ter Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Freiligrath, F., Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 12ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Februar-Revolution in Frankreich nach A. de Lamartine. Mit dem Portrait Lamartine's. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Holzhausen, F. A., Der Protestantismus nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung. 2ter Band. Die geschichtliche Begründung des Protestantismus. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

James, G. P. R., Die Fälschung oder die besten Absichten. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 3ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Müller, W., Hoffnungsgrün. Erzählungen für die reifere Jugend. Mit 4 Stahlstichen und zahlreichen Illustrationen. Gabe der Weihe für das J. 1850. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 2 Thlr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring. 14ter Theil oder Neue Folge 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Schücking, L., Ein Sohn des Volkes. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 4 Thlr.

Schulze, E., Cäcilie. Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 16. 3 Thlr.

Michael Servet. Trauerspiel in fünf Acten. Bremen, Geisler. 8. 26⅓ Ngr.

Simon, Kammerdiener J. R., Kriegs-Abenteuer und Erlebnisse in Deutschland, der Schweiz, Spanien, Rußland und Frankreich während des Zeitraums von 1805 bis 1815. Bevorwortet von A. v. Rff. Mit einer Charte von Catalonien. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Neue Stimmen aus Frankreich über Politik und soziales Leben. Zwei Theile. Gesammt-Ausgabe. Leipzig, Weller. 1850. 8. 20 Ngr.

Wettstein, L., Berichte aus Wisconsin. 1ste Abtheilung: Erfahrungen betreffend die deutsche Auswanderung nach Nordamerika, und Darstellung einer im J. 1848 mit Familie und in Gemeinschaft mit 156 andern Personen ausgeführten Uebersiedlung. Nebst den neuesten und wichtigsten, die Auswanderungssache betreffenden gesetzlichen Bestimmungen, den neuesten authentischen Angaben über Reisegelegenheiten ꝛc. Elberfeld, Bädeker. 1850. 8. 15 Ngr.

Wolff, P., Reise in das Gelobte Land. Mit einem neuen Plane von Jerusalem. Stuttgart, Metzler. 16. 1 Thlr.

Zeugnisse aus dem verborgenen Leben; oder Lebens- und Glaubenserfahrungen eines Ungenannten in Gesängen. 2tes Heft. Mit einem Vorwort von E. W. Krummacher. Essen, Bädeker. Gr. 12. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Abt, Die Revolution in Baden und die Demokraten. Vom revolutionären Standpunkt aus beleuchtet. Herisau, Schläpfer. 8. 18 Ngr.

Bocksfeldt, C., Aristokratie und Demokratie. Zeitskizze. Arnstadt, Meinhardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Breßler, Graf v., Die socialen Fragen und ihre Beantwortung. Leichtfaßlich bearbeitet für den Bürger und Landmann. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 3 Ngr.

Chownitz, J., Die wahre Lage Ungarns. Berichtigung irriger oder reactionärer Nachrichten über Personen und Zustände des heutigen Ungarns im Allgemeinen, so wie über Ludwig Kossuth's Charakter und Stellung insbesondere. Mit einer Schlußrede an die freien Nationen. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Ungarns Recht zum Einbruch in die österreichischen und russischen Nachbarländer. Darstellung und Aufruf an die Oesterreicher. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

Dieringer, F. X., Offenes Sendschreiben „über die kirchlichen Zustände der Gegenwart" an Prof. Dr. J. B. v. Hirscher. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 4 Ngr.

Drabitius, W., Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts. Oder: Welches ist das Endziel aller politischen, socialen und religiösen Bewegungen unserer Zeit? Vom rein menschlichen Standpunkte beantwortet. Cottbus. Gr. 16. 5 Ngr.

Der Preußische Entwurf der Verfassung des deutschen Reiches mit Bezeichnung der Abänderungen der von der National-Versammlung beschlossenen Verfassung. München, Kaiser. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Fürsten-Spiegel. Eine kuriose Historia aus dem J. 1849 in Versen. Von Kämpfedengutenkampfdesvolkes. Glückstadt, Würger. 8. 1½ Ngr.

Gesetz, die provisorische Einrichtung des Strafverfahrens bei Preßvergehen u. dgl. betreffend vom 18. Nov. 1848 mit Bemerkungen für dessen Anwendung von Groß. Dresden, Reinhold u. Söhne. Gr. 8. 10 Ngr.

Glaubrecht, Die Theilung des Eigenthums in Ober- und Nutz-Eigenthum, das kräftigste Heilmittel gegen Communismus und Proletariat im österreichischen Kaiserstaate. Zur Beachtung bei gegenwärtiger Neugestaltung der agrarischen und rechtlichen Verhältnisse. Prag. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Grundlagen der sozialen und politischen Ordnung. Gedanken über Revolution und Reform. Landshut, Krüll. Gr. 8. 8 Ngr.

Harleß, G. C. A., Die Bedeutung der Mission. Predigt am Jahresfeste des sächsischen Central-Missions-Vereins den 16. Aug. 1849 gehalten zu Dresden. Dresden, Naumann. Gr. 8. 3 Ngr.

Haym, R., Die deutsche Nationalversammlung von den Septemberereignissen bis zur Kaiserwahl. Ein weiterer Parteibericht. Berlin, Amelang. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kutscheit, J. B., Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Aphorismen. Köln, Welter. Gr. 12. 2½ Ngr.

Lieder aus dem Tagebuche eines dänischen Soldaten, geboren in Schleswig. Kopenhagen, Reitzel. 8. 6 Ngr.

Max, Die Volksliteratur der französischen Demokratie seit 1833. 2te vermehrte und wohlfeile Ausgabe. Leipzig, Weller. 1850. 8. 7½ Ngr.

Nathan, Höchst wichtige Blicke in die Zukunft; gewonnen durch jahrelange Forschungen in der göttlichen Offenbarung St. Johannis des Theologen. Eine genaue Darlegung der erfüllten und noch in Erfüllung gehenden Weissagungen Jesu Christi. Lützen, Grimm. 8. 5 Ngr.

Pfizer, G., Die deutsche Einheit und der Preußenhaß. Ein politisches Bekenntniß, allen Urtheilsfähigen und Vorurtheilsfreien vorgelegt. Stuttgart, Neff. Gr. 8. 5 Ngr.

Rathgeber für Auswanderer nach Californien über Clima, Ankauf und Ergiebigkeit des Bodens. Nebst den nöthigen Belehrungen über dieses Land und die Reise dorthin. Mit 1 ausführlichen und genauen Karte. Bremen, Geisler. Gr. 8. 11⅓ Ngr.

Rentzsch, J. C. F., Bilder aus dem Lehrerleben. Der Pastor Dr. Löhn in Hohnstein und Kirchenrath Dr. Wahl aus Dresden. 3te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Hohnstein. Gr. 8. 5 Ngr.

Schimmelmann, A. v., Ueber die ministeriellen Entwürfe zur Ausgleichung der Grundsteuer und Einführung einer progressiven Einkommensteuer sowie über das jetzige Wahlgesetz. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Staatsgrundgesetz für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin nebst Einführungsgesetz und Wahlgesetz, wie solche zwischen Sr. K. Hoh. dem Großherzoge und der Abgeordneten-Kammer vereinbart sind. Schwerin, Oertzen u. Schlöpke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Teichlein, A., Ein Besuch auf Erden. Dramatische Skizze in einem Akt zur Feier von Goethe's hundertjährigem Geburtstag. München, Kaiser. Gr. 16. 4 Ngr.

Tieck, L., Epilog zur hundertjährigen Geburtsfeier Göthe's gedichtet. Berlin. Gr. 8. 3¼ Ngr.

Wagner, R., Die Kunst und die Revolution. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Weber, M. M. v., Das Tantièmesystem. Chemnitz, Ernesti. 8. 8 Ngr.

Weiße, C. H., Einleitende Worte zur Säcularfeier der Geburt Goethe's. In der akademischen Aula zu Leipzig gesprochen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Ngr.

Wohlmuth, L., Goethe in Walhalla. Festspiel zur Feier von Goethe's hundertjährigem Geburtstag. München, Kaiser. 8. 4 Ngr.

Wolff, M., Die Philonische Philosophie in ihren Hauptmomenten dargestellt. Leipzig, Fritzsche. 8. 8 Ngr.

Zuschlag, F. O., Theudas, Anführer eines 750 R. in Palästina erregten Aufstandes. Eine geschichtliche Untersuchung um die Bestätigung des Berichtes Apostelgeschichte 5, 36 durch Flavius Josephus darzuthun. Cassel, Krieger. Gr. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 249. — 17. October 1849.

Die Octobereregnisse in Wien.

1. Tagebuch aus Wien. Von Latour bis Windisch-Grätz (September bis November 1848) von Berthold Auerbach. Breslau, Schletter. 1849. 8. 1 Thlr.
2. Geschichte der wiener Octoberrevolution. Von Fenner von Fenneberg. Erster Theil. Leipzig, Verlagsbureau. 1849. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.
3. Die wiener Octoberrevolution. Aus seinem Tagebuche. Genaue Darstellung aller Ereignisse und Zustände in Wien vom 6. Oct. bis 4. Nov. 1848, nebst den noch spätern hierauf bezüglichen Vorfällen von A. Schütte. Prag, Ehrlich. 1849. Gr. 8. 20 Ngr.

Die wiener Octoberrevolution beweist als geschichtliche Erscheinung, daß das Leben und die Geschichte sich nicht classificiren lassen, und daß es geschichtliche Motive, Combinationen und Producte gebe die in keine bestimmte Kategorie genöthigt werden können. Wenn man sich nicht damit begnügt Kampfplätze anzugeben und Leichen zu zählen, sondern auch auf den Sinn, historischen Zusammenhang und die Tendenz der Handelnden blicken will, so kann man diese Ereignisse ihrer Bedeutung nach nur schwer charakterisiren, und man hebt ihre Anonymität durch die Benennung Revolution ebenso wenig auf als der Arzt, der die unheimlichen, räthselhaften Krämpfe, Erbrechungen und sonstigen Störungen des Organismus mit dem Namen Cholera belegt, dadurch schon das Wesen dieser Krankheit entdeckt hat. Die umgekehrte Prophetie, die Schlegel vom Historiker fodert, läßt sich so krampfhaft verwirrten, ihrer ideellen Bedeutung nach so verschiedenartig deutbaren, in ihrer Entstehung mit Zufall und Nothwendigkeit so sonderbar verschlungenen Ereignissen gegenüber nur sehr schwer in Anwendung bringen. Wenn man nicht willkürlich construiren, sondern die Thatsachen in ihrer objectiven, lebendigen Gestaltung wiedergeben will, so kommt man bei so spröden Complicationen zur peinlichen Erkenntniß, daß es viel leichter sei Ereignisse die wir nicht mit erlebten nach Ueberlieferungen objectiv darzustellen, als gleichzeitige, noch nicht abgeklärte, gährende Begebenheiten zu beschreiben, und daß was Jean Paul von seiner Fähigkeit zur poetischen Beschreibung erzählt, daß er um das Fichtelgebirge zu schildern sich wohl hüten mußte hinaufzusteigen, oder um Italien als Schauplatz gebrauchen zu können nur nicht dahin reisen durfte, auch in Betreff der historischen Kunst gelte. Die, wie ich glaube, irrthümliche Weltanschauung, aus der Geschichte die fortschreitende Idee zu verbannen, in ihr blos Bewegung und Widerstreit von Kräften zu erblicken, könnte aus der Geschichte der wiener Octoberrevolution, in welcher zufällige Veranlassungen sich so productiv zeigten, und die Vorkommnisse so schwach im Bewußtsein der handelnden Parteien wurzelten, reichhaltige, demüthigende Nahrung gewinnen. Die Genialität des Erzählers dieser Begebenheiten müßte sich also darin zeigen, die vielfachen Wurzeln bloßzulegen und seinen geschichtlichen Rahmen nicht zum Prokrustesbett zu machen. Statt Dessen haben von den bisherigen Geschichtschreibern dieser in ihren Folgen so maßgebenden Epoche Einige dieses Chaos von Ereignissen als Anhängsel eines abstracten, theoretischen Satzes hingestellt und den Trubel von Motiven in eine einzige Formel bringen wollen, während Andere sich um den Geist der Thatsachen gar nicht kümmerten, und die nackten Kinder der That in ihren Sammelkasten stopften und dabei tödteten. Ich weiß nicht ob die Erstern, welche die Geschichte zu einer Rechenmaschine machen, oder die Letztern, denen sie zu einem Herbarium dient, unausstehlicher seien. Es schien in diesen Tagen, daß das östreichische Volk, das in einer jahrhundertjährigen Ruhe gelegen, von dem Kitzel der That so ergriffen worden sei, daß es zum Thun um dessen selbst willen dämonisch gedrängt wurde; das wiener Volk gleicht im J. 1848 einem Schlafenden, der eben erwacht unwillkürliche Bewegungen macht. Solche Epochen, die uns in einen finstern Krater blicken lassen, auf dessen Grund wir jedoch die helle Lohe wissen, haben in ihrer unheimlichen Bewußtlosigkeit ein großes Interesse, und sie symbolisiren uns zugleich die alten Geschichtsperioden, in welchen noch die gesammte Menschheit von solch mystischen Motiven getrieben wurde. Die historische Kunst welche sich mit diesen Ereignissen beschäftigt müßte also dieselben in einem Halbdunkel vorführen, welches der Klarheit der Darstellung nicht den mindesten Abbruch zu thun brauchte.

Die Geschichte duldet keine schielenden Zustände für die Dauer, und alle Staatsverhältnisse in Oestreich waren vor dieser traurigen Katastrophe in einer unnatürlichen Halbheit begriffen, die sich auf so tragische Weise rächte und noch rächen wird. Der Staat lag noch nicht

in der Gesammtheit und war noch nicht in der Gesellschaft aufgegangen, sondern concentrirte sich noch immer in dem Willen eines Einzelnen, und dessenungeachtet bot der Schein gerade Manches dar. Der völligste Unband, die zügelloseste Freiheit war vorhanden, und nicht einmal die gemeinste constitutionnelle Freiheit hatte noch Wurzel gefaßt oder ihre Garantie erhalten. Der Staat erhielt sich nur mehr durch seine eigene Schwerkraft, und seine Functionen gingen nur aus der vis inertiae hervor, was man gewöhnlich so ausdrückt: Alles machte sich von selbst. Dieselben Beamten welche dem Absolutismus Jahre lang gedient hatten wurden mit constitutionnellen Lappen costumirt, das Alte war noch nicht todt und das Neue noch nicht geboren. Solche Uebergangsepochen müssen kurz sein, sonst sträubt sich der Geist der Geschichte dagegen, und sie schlagen auf die eine oder die andere Weise um. Statt Dessen fand gerade das Gegentheil statt; weit gefehlt, daß die Zustände irgend einer Gestaltung zugeführt worden wären, zielte Alles eher zur Zerbröckelung und Verwirrung hin, das Staatsleben machte sich nur durch Krämpfe und Zuckungen bemerkbar, das Bewußtsein der Situation mangelte, Alles bewegte sich in grober Ziellosigkeit, und die Mächte der Revolution wurden nicht als Mittel, sondern als Zweck aufgereizt; es war der Lehrling der die Dämonen rief und nicht der Meister selbst, der sie blos zu weisem Zweck beschwört, und wie dem Zauberlehrling so erging es Wien. Das Volk war gar nicht repräsentirt, die Männer und, wie man auch sagen muß, die Kinder, die auf seiner Seite standen und für dessen Rechte einstehen wollten, konnten nur verneinen, hatten aber gar kein bestimmtes Bild der Freiheit vor Augen dem sie nachstreben wollten. Dabei begingen sie den Fehler, der Gegenpartei, die in ihrer Verdutztheit noch weniger einen bestimmten Plan zu fassen im Stande war, stets ein klares Bewußtsein in Reactionstendenzen vorzuwerfen und dieselbe dadurch zu kräftigen. Da bei einem solchen Stand der Parteien die Zufälligkeit den Ausschlag gibt, und jede Partei nur auf die Fehler der andern wartet, um sie zu benutzen, so ermannte sich die Reaction einen solchen Fehler hervorzurufen. Schon im September waren häufige Provocationen vorgekommen, man hatte Militair gegen die Universität ausrücken lassen, ohne daß eine bestimmte Veranlassung vorhanden gewesen, das Ministerium hatte am 23. Sept. im Reichstag gemeldet, es bestehe eine Verschwörung das Ministerium zu sprengen und den Reichstag aufzuheben, und als der letztere auf Untersuchung drang, so zeigte der Kriegsminister einen Zettel in welchem von einem Gerüchte dieser Art Erwähnung geschah, und von dem noch dazu der Name des Verfassers abgerissen war. An demselben Tage wurde im Reichstag gemeldet, die Studenten hätten bereits Barrikaden errichtet, ohne daß es der Fall gewesen. Bei dieser augenfälligen Absicht einen Kampf hervorzurufen war die Octoberrevolution, um mit Talleyrand zu sprechen, mehr als ein Verbrechen, sie war ein Fehler, ein Appetit nach dem Speck in der Mausefalle.

Waren nun Diejenigen welche der Mangel an Volksführern thatsächlich an die Spitze der Volkspartei gestellt gänzlich unfähig einem geschichtlichen Strom ein Bett zu bereiten, und mithin die politische Agitation nur zerstörend und ohne allen productiven Keim, so war der Reichstag, der naturgemäß zur Vertretung des Volks berufen war, so zerklüftet, daß er ebenfalls keinen Boden einer staatlichen Entwickelung abgeben konnte. Anstatt sich dazu zu vereinigen die Rechte des Volks zu sichern, stellten die einzelnen Parteien nicht die Freiheit, sondern ein Schemen das sie Nationalität nannten als ihren Zielpunkt auf, wobei sie sich zum Theil blos von einem dumpfen Gefühle des bisherigen Drucks tragen ließen, und die nationale Form, die sie noch gar nicht besessen, schon vertheidigen wollten. Eine eigenthümlich verkehrte, selbstmörderische Stellung nahmen dabei die slawischen Deputirten ein, und da die Octoberrevolution als eine Krätze dieser slawischen Politik zu betrachten ist, und auch künftig jeder weitere bedeutendere Vorgang in Oestreich nur von der Richtung der Slawen abhängen wird, so glauben wir Einiges über die Position der Slawen in Oestreich und ihre Haltung zu den Octoberereignissen einschalten zu müssen, um so mehr, als die Betrachtung ihrer Politik allein einige innere Bedeutsamkeit in die letztern bringt. Oestreich, dessen Staatsbau Jahrhunderte lang in einer Paralysirung der verschiedenen Nationalitäten begründet war, wollte sich nach dem März frei gestalten. Was nun die Slawen betrifft, so waren sie dabei in einem doppelten Vortheil, indem sie nicht nur bedeutend in der Ueberzahl sind, sondern auch durch den größern Druck den ihre Nationalität bisher erfahren hatte eine erhöhtere Spannkraft erhalten hatten als die übrigen Nationalitäten der Monarchie. Die Slawen waren außerdem bei diesem Beginne der Befreiung ihrer Nationalität nicht wie wir Deutschen durch die Erbsünden irgend einer geschichtlichen Vergangenheit gehindert, und konnten mit den kräftigen, wenn auch ungebildeten Elementen ihres Volks leicht operiren, da sie fast tabula rasa fanden. Da sie noch dazu durch ihre geographische Zerstreuung und durch die Verschiedenartigkeit ihrer Dialekte in dem Strome ihrer Entwickelung Dämme fanden, so war ihr Drang nach Einigung und Zusammenhang mit größerer Nothwendigkeit begründet und deswegen kräftiger, sowie auch wegen der vielen Hindernisse mit mehr List erfüllt. Hierzu kommt auch, daß sie in vielen Punkten der Cultur in Bezug auf nationale, eigene Production ganz zurück sind, und dem entferntern Ziele rascher, aber auch naiv und praktisch zustrebten. Der Kampf des Slawenthums mit dem Germanenthum, der schon im Jahrhundert der Völkerwanderung begonnen und das ganze Mittelalter gedauert, schien sich erneuern zu wollen; allein die Slawen wollten im Reichstag nicht kämpfen, sondern betrügen. Nothwendig hätte das Slawenthum, wenn es sich wieder zu regen begann, gerade jene Fesseln zu sprengen suchen müssen von denen es früher einmal gekettet wurde, und dadurch hätte es zum Theil unbewußt durch seine natio-

nale Tendenz der Freiheit dienen müssen. In der That mußte sich auch das dynastische Princip, wodurch das Slawenthum einst gebrochen wurde, am meisten durch das Wiedererwachen desselben bedroht sehen, und die östreichische Regierung wird gewiß bei dem begeisterten Slawarufe, der von Prag bis Agram wild erschallte, daran sich erinnert haben, daß es der Stifter der Dynastie Oestreichs gewesen welcher Ottokar König von Böhmen stürzen mußte, um seinen Thron zu sichern. Solche Combinationen, die aus geschichtlichen Motiven hergeleitet werden, haben, nebenbei bemerkt, wenn auch ihr Anknüpfungspunkt noch so ferne liegt, stets einen festen Kern, und mahnen an die Nemesis der Geschichte, welche die Zeiten unbemerkt verknüpft. Die Slawen welche zunächst nur ihre Befreiung erstreben sollten hatten durch einen Sprung über das Jahrhundert hinaus schon Herrscherideen und Organisationspläne, sie waren noch im Gefängniß und wollten sich innerhalb desselben ein Reich gründen. Das deutsche Volk brauchte nicht so sehr dem slawischen an Bildung überlegen zu sein, der geistige Succurs, welcher bei jeglicher Constituirung Oestreichs stets von Deutschland aus hinüberwehen und der slawischen Agitation entgegentreten würde, müßte nicht so bedeutend sein, und die Slawen welche in einem gegebenen, auf geschichtliche Bedingungen gegründeten Staat der Geschichte entgegenhandeln wollen, brauchten sich nicht so sehr in Widerspruch mit sich selbst zu setzen, und dennoch hätte dieser Plan slawischer Herrschaft nicht gelingen können. Das Slawenthum kann nicht herrschen so lange sein Hauptkern unfrei ist; die Russen müssen erst frei geworden sein, wenn überhaupt eine slawische Herrschaft möglich werden sollte. Die Slawen in Oestreich fühlen die Knute der russischen Slawen mit, ohne es zu wissen, und das Hinderniß der gewaltigen Entwickelung ihrer Nationalität liegt in Rußland und nicht in Oestreich. Ebenso könnten auch die Deutschen in Oestreich zu keinem freien Gedanken gelangen und nicht mit solcher natürlichen Nothwendigkeit die Hegemonie daselbst führen, wenn Deutschland geknechtet wäre. Bevor nicht das Slawenthum selbst frei geworden, werden die Slawen nirgend gebieten können; nur das Freie kann herrschen, und dieser magnetische Zusammenhang der Stämme ist tief begründet. Die Slawen hätten daher auch in ihrem Nationalitätsinteresse mehr die Idee der Freiheit als die Idee der Nationalität zu verwirklichen streben müssen, weil das Slawenthum als solches desto mehr Hoffnung auf Geltendmachung hat, je mehr die politische Freiheit sich auf Erden ausbreitet. Statt Dessen gingen die Slawen in Oestreich den verkehrten Weg, das Pathos ihrer Nationalität machte ihre Führer zu politischen Jesuiten, die lieber ihre Freiheitswünsche verrathen und preisgeben als von ihren nationalen Bestrebungen das Kleinste nachlassen wollten. Die Häupter der Slawen, Hawliczek, Rieger, Palacky, Claudy u. A., wollten die Freiheit in Oestreich gern vernichten lassen, wenn sie nur Hoffnung hatten auf deren Ruinen das Banner ihrer Nationalität aufpflanzen zu können. Aber die Bestrebungen der Nationen mißglücken stets, wenn sie nicht einen sittlichen Gehalt und eine sittliche Form haben. Die Heuchelei der Loyalität und gutgesinnten Unterthänigkeit, welche die czechische Partei zu Gunsten ihrer nationalen Absichten geübt, um die Regierung zu bestimmen sich auf sie zu stützen und dadurch den Schwerpunkt Oestreichs in das Slawenthum zu bringen, ist daher auch mit einem kläglichen Resultat belohnt worden. Die betrogenen Betrüger sahen nur zu bald, daß sie nicht nur nicht die Regierungsgewalt, sondern nicht einmal die bevorzugte Stellung der Deutschen und Magyaren beerben können. Nur die polnischen Deputirten hielten sich von diesem Jesuitismus fern; sie betrachteten es als kein Glück die Knechtschaft, wenn auch in der innigsten Vereinigung, mit den Stammgenossen theilen zu können, und hielten eine bloße Einigung um im Kerker blos in der nationalen Sprache reden zu können für kläglich, und eines großen Volks unwürdig die Tyrannei deswegen ertragen zu wollen, weil man sich im Familiencirkel mit allen Stammverwandten befinde. Nicht die Regierung war es, sondern die slawischen Agitatoren, welche den kroatisch-magyarischen Krieg entzündeten, um auf das Grab der magyarischen Freiheit die Wiege der slawischen Einigung zu setzen. In der That ist die Kriegsfackel, die so schrecklich in Ungarn loderte, nur vom slawischen Nationalitätsfanatismus entzündet worden, und die östreichische Regierung, die anfangs mindestens öffentlich ganz abseits stand und blos die Vermittlerrolle zwischen den beiden kämpfenden Stämmen übernehmen wollte, wurde von den Slawen förmlich genöthigt den Krieg selbst in die Hand zu nehmen, worauf derselbe alsbald aus einem nationalen Kampfe ein politischer wurde, worüber schon kein Zweifel mehr stattfand, noch bevor die eiserne Hand Rußlands Hülfe brachte. Ungarns Repräsentanten waren zwei mal mit dem Palmzweige des Friedens nach Wien gekommen, einmal pochten sie an die Thore des Reichstags und baten um Einlaß und Gehör: stets wies sie slawischer Uebermuth höhnisch zurück, und ein Deputirter Czechiens rief sogar: „Dieses magyarische Nationlein muß gezüchtigt werden", sowie ein anderer Slawe den deutschen Abgeordneten die im versöhnlichen Sinne von den Magyaren sprachen entgegenwarf: „Nur so lange wir Slawen wollen besteht ein Oestreich."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Ackerbau in Frankreich.

Die vor kurzem in Paris erschienene „Statistique de l'agriculture en France", von A. Moreau de Jonnès, bietet uns ein sehr interessantes Résumé der auf den Ackerbau Frankreichs bezüglichen officiellen statistischen Documente dar. Es war erst im J. 1840, wo man in dieser Hinsicht zu vollständigen und hinlänglich genauen Resultaten gelangen konnte. Die vorher aufgestellten statistischen Angaben beruhten blos auf unbestimmten annähernden, ja oft ganz eingebildeten Daten. Da die Staatsarchive kein Licht von dem man Nutzen ziehen konnte darboten, so begnügte man sich damit ein größeres oder kleineres Stück Feld zu studiren, und wendete dann das

gewonnene Resultat auf alle in dieser Weise gewonnenen partiellen Daten, nach einer gewissen Proportionsregel an. Auf diese Weise gingen Vauban unter Ludwig XIV., Mirabeau und Beausobre unter Ludwig XV., Lavoisier zur Zeit der Revolution, und später noch Chaptal zu Werke. Doch, so unvollkommen diese Versuche auch sind, so enthalten sie kostbare Nachweisungen und erlauben die allmäligen Fortschritte des Ackerbaus während dieses Zeitraums von ungefähr zwei Jahrhunderten darzuthun. Moreau de Jonnès hat sie benutzt um vergleichende Tableaux aufzustellen, welche die sowol den verschiedenen Zweigen der Cultur als auch der Viehzucht gegebene Entwickelung abschätzen lassen. Unter den Ursachen des Aufschwungs welchen die Producte der Landwirthschaft genommen ist eine der vornehmsten gewiß die größere Vertheilung des Bodens. Der Bauer, jetzt Herr des Feldes geworden dessen Sklave er ehemals war, hat den Werth desselben durch eine verständigere Arbeit sehr vermehrt. Angespornt von seinem Interesse, hat er einen größern Nutzen von seinem Boden zu ziehen gewußt, und wenn er den neuen Anwendungen der Wissenschaft gar zu oft widerstrebt, so ist er wenigstens im Allgemeinen arbeitsam, thätig und ordentlich. Auch hat, obgleich der Ackerbau noch immer Vieles zu wünschen übrig läßt, die Quantität seiner Producte sehr merkbar zugenommen; und manches Stück Feld das ehemals ganz unfruchtbar war ist gegenwärtig mit reichen Saaten bedeckt. Die in dieser Hinsicht bewerkstelligten Fortschritte sind so groß, daß der jährliche Werth ihrer Producte 7½ Milliarde, oder das Fünffache von Dem was er unter Ludwig XIV. mit Mühe erreichte, übersteigt. Dieser Werth könnte durch die Verbesserung der Culturprocesse noch beträchtlich erhöht werden. Besonders in den südlichen Departements fahren die Unwissenheit und der Schlendrian fort auf eine traurige Weise zu herrschen. Aber es ist vorzüglich die Vermehrung der Hausthiere die weit entfernt ist von Dem was sie sein sollte; trotz des diesem Industriezweig gewährten Schutzes bleibt sie stillstehend, und der hohe Preis des Fleisches verhindert, daß dieses substantielle Nahrungsmittel so allgemein wird als es für das Wohlsein der arbeitenden Classen sein sollte. Unser Verf. gibt über diesen Gegenstand merkwürdige und lehrreiche Einzelheiten. Er bemüht sich so weit möglich diejenigen Punkte zu bezeichnen auf welche die Bestrebungen des Landwirths mit Hoffnung auf Erfolg gerichtet werden können, und zeigt somit wie man von den statistischen Angaben eine wahrhaft fruchtbare Anwendung machen soll. Seine Arbeit scheint uns daher die allgemeine Aufmerksamkeit in einem hohen Grade zu verdienen; sie enthält eine vollständige Schilderung der landwirthschaftlichen Hülfsquellen Frankreichs, woraus man eine Menge sowol dem Landwirth als dem Ackerbauer nützlicher Notizen schöpfen kann. 57.

Lesefrüchte.

Friedrich von Schlegel im Englischen.

„Der Ruf Friedrich von Schlegel's", sagt das „Athenaeum" bei der Anzeige von „The aesthetic and miscellaneous works of Frederick von Schlegel; translated by *E. J. Millington*" (London 1849), „wird in England durch den seines mehr äußerlichen Bruders August verdunkelt; aber von Beiden ist er der tiefere Denker und der lehrreichere Schriftsteller. Hr. Bohn verdient für die Herausgabe dieser Aufsätze den Dank des englischen Lesers, und sein Uebersetzer hat sich der Arbeit mehr als gewöhnlich gewachsen bewiesen. Aus den 12 Bänden von Schlegel's Schriften empfangen wir hier «Briefe über christliche Kunst», «Versuch über gothische Baukunst», «Bemerkungen über die romantische Poesie des Mittelalters und über Shakspeare», «Ueber die Grenzen des Schönen» und «Ueber Sprache und Weisheit der Indianer», eine bunte, anziehende Auswahl, von welcher wir nur wünschten der Uebersetzer hätte ihr Etwas aus den «Studien des classischen Alterthums» oder aus den «Gesprächen über Poesie» beigefügt. Für eins von Beiden würden wir den nebeligen und unerquicklichen Aufsatz «Ueber die Grenzen des Schönen» mit Freuden gemißt haben." .... Zum Schlusse aber heißt es: „Wendet sich der Leser von diesen «Briefen über christliche Kunst» zu andern Aufsätzen des vorliegenden Bandes, so wird er sich natürlich den über Shakspeare ansehen und — getäuscht werden. Es ist blos eine Untersuchung über die Echtheit der Shakspeare zugeschriebenen Stücke, der alte «König Johann», «Der Nadler von Wakefield» und «Locrine», Dies aber ein Gegenstand in dessen Betreff die deutschen Kritiker hoffnungslos fehl gehen und ihre gebieterischen Aussprüche nicht wenig befremden. Die peremtorische Weise in welcher sie die zweifelhaften Stücke unbezweifelt für Shakspeare'sche erklären und darin die erlesensten Charakteristiken finden, verdächtigt einigermaßen ihre Kritik derjenigen Stücke welche wirklich Erzeugniß des großen Dichters sind."

Literarische Spitzbüberei in Amerika.

So nennt die eigene „Literary World" in Newyork was freilich nicht anders genannt werden kann. Es heißt: „Wieder fängt die Verlagsrechtsfrage an in der Presse aufzutauchen. Das ist keine abgekartete Sache, sondern die natürliche Folge der sich immer fühlbarer machenden Uebel des gegenwärtigen Systems. Wer jetzt ein dem englischen Originale hier nachgedrucktes Buch kauft, kann sich nicht im geringsten darauf verlassen daß es vollständig ist, oder daß statt des Wesentlichen Das darin fehlt, es nicht Etwas enthält das nicht hinein gehört. Unaufhörlich werden ganze Serien unvollständiger Bücher fabricirt und verkauft, und das kaufende Publicum kommt dadurch in beträchtlichen Verlust. Im Durchschnitt ist Solches mit den meisten illustrirten Werken der Fall. Die Stiche, oft ein unentbehrlicher Theil des Textes, fehlen entweder ganz oder sind so elende Copien, daß sie den Originalen kaum ähnlich sehen. Dann vergreift sich auch gewiß kein amerikanischer Buchhändler an einer neuen, veränderten oder verbesserten englischen Ausgabe. Er bleibt bei seinen Stereotypplatten wie sie stehen, will weder die Mühe noch die Kosten haben sie abändern zu lassen. Deshalb sind hier Bücher in Umlauf und Gebrauch welche von den gegenwärtigen echten Ausgaben wesentlich abweichen. Alledem und viel Schlimmerm kann nur dadurch vorgebeugt werden, wenn Autor und Publicum in das richtige Verhältniß zueinander treten. Hoffen wir, daß die Bewegung in der Presse fortdauere und der nächste Congreß das Ordnen dieser Angelegenheit in die Hand nehme" — auf Deutsch: die amerikanischen Buchhändler zwinge ihr Spitzbubenhandwerk aufzugeben. Es dürfte aber seine Schwierigkeiten haben wider diesen amerikanischen Strom zu schwimmen. J.

Literarische Anzeige.

Der neueste Roman von **L. Schücking:**

Ein Sohn des Volkes.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

ist soeben im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Von dem Verfasser erschienen daselbst auch folgende Romane:

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. — **Die Mitterbürtigen.** Drei Theile. — **Eine dunkle That.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 250. — 18. October 1849.

Die Octoberereignisse in Wien.

(Fortsetzung aus Nr. 249.)

Die Masse des Volks in Wien kümmerte sich um diese Zwistigkeiten sehr wenig, besonders da ihr die Streitpunkte zu wenig offen lagen; doch neigte sich der deutsche Theil der Bevölkerung instinctmäßig auf die magyarische Seite. Auch die Partei Derjenigen welche die Begründung der Freiheit erstrebten sahen die Fahne derselben im Feldlager der Magyaren. Zum ersten male zuckte das sittliche Gefühl des wiener Volks unwillig zusammen, als die aufgefangenen Briefe des Kriegsministers Latour, wodurch dessen von ihm stets abgeleugnete Verbindung mit Jellachich bewiesen ward, bekannt wurden. Die Magyaren hatten diese Briefe in Ungarn einem Courrier abgenommen und dieselben an alle wiener Journale zur Veröffentlichung geschickt, wodurch die Wiener um so mehr aufgeregt wurden, als sie der Mehrzahl nach nicht klar in die Sache blickten und nur dunkel Verrath ahnten. Eine beispiellose Aufregung herrschte in Wien als die Veröffentlichung dieser Depeschen stattgefunden hatte, unzählige Abdrücke derselben wurden verkauft, und an mehren Orten hörte ich die öffentlichen Verkäufer in ihrem gutmüthigen wiener Jargon schreien: „Die Brief' vom Hauptspitzbub'n Latour!" Die Presse bemächtigte sich im Jakobinerstil dieses Einverständnisses der Regierung mit den Kroaten. Ein Journal fragte: „Und Latour geht nach diesem Verrath noch frank und frei durch die Straßen Wiens?" Ja sogar ein Pamphlet über diese Unterstützung der Kroaten durch die Regierung erschien, welches als Illustration die sämmtlichen Minister auf Galgen hängend darstellte. Größere und zahlreicher als je besuchte Volksversammlungen wurden ausgeschrieben, und in weitläufigen Räumen des Odeon die wüthendsten Schmähungen gegen Latour und die Slawen vorgebracht. So erhitzten sich beide Parteien, die Slawen und die Deutschen, immer mehr, und als Ende September die magyarische Deputation, welche vergeblich nach Vermittelung gestrebt hatte, von Wien abreiste und rothe Federn auf ihre Hüte steckte, klatschten die Wiener ihr Beifall zu. Die Revolution war unsichtbar vorhanden und nur der Funke fehlte noch zur Explosion. Diese Stimmung war durch ihre blinde Unklarheit nur noch desto gefährlicher. Nur eine dumpfe Ahnung, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, durchdrang die Massen. Auf der Gasse gab es jeden Tag Tumulte, die eine unheimliche Bedeutungslosigkeit und Räthselhaftigkeit in sich trugen. Es lag etwas Feindseliges, Banges in der geistigen Atmosphäre, sodaß Niemand zweifelte es müsse bald zu einem entscheidenden Wendepunkt gelangen. Diese öffentliche Gereiztheit spiegelte sich um diese Zeit auch im Reichstag wider. Nie zuvor hatten die Minister Interpellationen so nichtssagend beantwortet, Latour sprang einmal während einer Rede Borkowski's, welche die Armee betraf, wüthend auf und stampfte mit den Füßen auf den Boden; Bach hatte die parlamentarische Linke offen angegriffen, und als diese mit Zischen antwortete, spöttisch gerufen: „Ich fürchte mich vor Ihrem Zischen nicht." Alle Parteirücksichten hörten auf, man wurde gegen die Arbeiter minder nachgiebig als zuvor, Preßprocesse, Confiscationen von Druckschriften häuften sich, das Spionirwesen kehrte zurück, und während man den Beamten Procente von ihrem Gehalte abzog, wurden den Soldaten Zuschüsse zu ihren Löhnungen und manche Vergünstigungen zu Theil. Die Slawen und die Regierungspartei standen auf der einen, die Magyaren und Deutschen auf der andern Seite, und jeder Tag brachte Conflicte zwischen denselben. Auf dem Bauermarkte in Wien war in einem Kaffeehaus, das meistens von Slawen besucht war, ein Deutscher insultirt worden: sogleich wurde das Kaffeehaus gestürmt, die Slawen wurden vertrieben und die czechischen Zeitungen die auflagen zerrissen. Der Boden war unmittelbar vor dem 6. Oct. unerträglich heiß, die Parteien standen sich mit Beilen und Hacken gegenüber, und Jeder fühlte den politischen Wendepunkt vor dem man stand. Für diese politische und nationale Bewegung, deren Ausbruch bald so blutig erfolgen sollte, war der Boden durch sociale Uebelstände gehörig aufgerüttelt. Obschon der anarchische Zustand in der Nähe durch den Geist des Lebens aus welchem Alles entspringt gemildert und versöhnt erschien, so kann der regellose, chaotische Zustand, die Willkürlichkeit und das dissolute, unverbundene, unbeherrschte Wesen des öffentlichen Lebens, welches damals in Wien herrschte, nicht weggeleugnet werden. Es waren Schichten der Gesellschaft aufgerüttelt worden die

bisher blos in dumpfer Knechtung verharrt, und das Licht der Idee wirkte daselbst mehr zündend als leuchtend. Der Staat hatte für die Massen aufgehört, jede Beengung durch die Staatsform, und wäre es auch die freieste gewesen, war für das dumpfe Gefühl befreiter Sklaven nichts Anderes als die Errichtung einer Gefängnißmauer. Alles Vertrauen zur Regierung war in diesen Kreisen verschwunden, das frühere System hatte jeden Beamten zum Schergen der Tyrannei und „Regieren" mit „Tyranniſiren" identisch gemacht, kein Wunder, daß man die Institution selbst mit dem System verwechselte, und es nicht glauben konnte, daß im Beamtentalar etwas Anderes Raum hätte als Willkür, gleichsam als wären Henkersmäntel zu einer geistlichen Kleidung bestimmt worden. Keine einzige Behörde besaß das Vertrauen des Volks, und wenn beim Reichstag eine Ausnahme stattfand, so lag der Grund blos darin, daß er früher nicht bestanden. Der Gemeinderath wurde verhöhnt, weil man in ihm den alten Magistrat erblickte, die Stadthauptmannschaft war verhaßt, weil man in dem veränderten Namen doch nur eine Maske des ehemaligen Policeiamts vermuthete; und so ging es mit allen Organen der Staatsgewalt. Wie hätte das Volk sich auch überreden sollen, daß es in den Amtsstuben anders geworden, da es doch daselbst dieselben Männer erblickte welche unter Metternich gedient hatten. Da die Massen den Staat ehemals nur durch den Druck gekannt, so mußten sie mit dem Wegfallen des letztern auch an das Aufhören des erstern glauben. Selbst in dem Mittelstande war dieses Gefühl zum Theil vorherrschend, und Ideen welche den Halt der Gesellschaft bedrohten traten hervor. Zuerst associirte man sich gegen die in Wien übliche Vorausbezahlung des Miethzinses, sodann erhob man sich gegen den Schuldenarrest u. s. w. Die Verpflichtungen wurden nicht mehr so streng eingehalten, und es erschienen ganze Proscriptionslisten jener Personen welche ihr Geld zu hohen Zinsen ausliehen. Die Volksjustiz war die einzige welche streng ausgeübt wurde, und die Hauptform der Volkspolemik war die Katzenmusik. Alle revolutionnaire Rastlosigkeit, aller Uebermuth der jungen Volkssouverainetät, alle Unbehaglichkeit über das Bestehende, alles Mistrauen gegen geheime Reaction, aller Unwille gegen Hartherzigkeit machte sich in Katzenmusiken Luft. Die Katzenmusik wurde zuletzt die humoristische Selbstkritik des Volks, es konnte kein Hausherr seinen Miethsmann wegen einer rückständigen Miethe pfänden, kein Handwerker seinen Lehrling züchtigen ohne eine Katzenmusik zu erhalten. Vergebens schritten oft Nationalgarde und Militair gegen die Tumultuanten ein, die Katzenmusiken nahmen immer mehr überhand. Es gab im September bei einzelnen Personen permanente Katzenmusiken, welche z. B. bei einem Braumeister ununterbrochen drei Tage und drei Nächte fortdauerte und auf die tollste Weise stets von andern Leuten fortgesetzt wurde. Täglich fanden in allen Vorstädten Wiens solche Krawalle statt, wobei nicht selten Alles demolirt wurde. Auch nach andern Seiten hin zeigten sich anarchische Excesse. Durch die Leopoldstadt sah man fast jeden Abend Leute mit frisch gefälltem Holz aus dem Prater gehen, der gräulichste Waldfrevel wurde trotz aller Androhungen verübt. Sehr viele Arbeiter ließen sich auf den öffentlichen Arbeitsplätzen ihren Lohn auszahlen ohne zu arbeiten. Die Aufseher mußten geduldig zusehen wie sie statt der Arbeit die unsittlichsten Excesse verübten, ohne sie ermahnen zu dürfen. Jagdfrevel, Versuche der Steuerverweigerung und mancher andere Unfug tauchte auf. Die Bauern kamen, wenn sie Etwas durchsetzen wollten, nicht mehr in die Aemter, sondern in die Aula, in der Meinung, jetzt werde dort regiert. Die Clubs schickten sehr häufig Deputationen an die Minister, um Rechenschaft über einzelne ihrer Verfügungen von ihnen zu verlangen oder sie zu Maßregeln zu drängen, und dieser Einfluß der auf die Minister gewonnen wurde ging so weit, daß als man einst Doblhoff im Reichstag interpellirte, ob er wirklich Etwas gegen die Universität im Schilde führe, er lächelnd die Antwort gab: „Die Aula weiß wie ich zu ihr stehe." Die Unfähigkeit die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten oder auf dieselben auch nur irgend einen Einfluß zu nehmen, war auch im Bewußtsein Derjenigen die an der Spitze des Staats' standen so tief begründet, daß das letztere bereits eine mystische Verbrämung annahm, und der Premierminister eines Tags in der Sitzung des Reichstags wehmüthig ausrief: „Heutzutage kann keine Cabinetspolitik mehr eine Einflußnahme auf die Geschicke der Völker ausüben, sondern die Regierung wird vom Weltgeist geleitet." Währenddem die Minister in dieser religiös-schwächlichen Resignation dem Weltgeist die Regierung Oestreichs überließen, stellte sich gegen Ende September die Partei Derjenigen welche ein Oestreich wollten, und Derer die mehr oder minder bewußt einen Zerfall desselben wünschten, ganz von selbst schärfer als zuvor heraus. Wie meistens in der Geschichte so mußten auch hier Principien ihren Ausdruck durch plane Aeußerlichkeiten finden. Schon unmittelbar nach der Märzereignissen war das Schlagwort „Inniger Anschluß an Deutschland" entstanden, und war bei jeder populairen Demonstration scharf betont hervorgetreten. Schwarzrothgold galt weniger für die Farbe einer Nationalität als für ein Zeichen der Freiheit, der constitutionellen Entwickelung, während die rothe Farbe nur von Wenigen getragen und vom Volke desavouirt wurde. Im Frühjahr 1848 trug fast Jedermann in Wien schwarzrothgoldene Cocarden, und Fahnen dieser Farbe wehten fast an allen Häusern. Nach und nach wagte sich schüchtern das specifische Oestreicherthum mit der schwarzgelben Farbe hervor, und das Volk sah in derselben weniger eine östreichische Farbe als ein habsburgisches Lakaienzeichen, und bei jeder Volksregung mußten die schwarzgelben Zeichen abgenommen werden. Einige Tage vor dem 26. Sept. wurden alle Schwarzgelben aufgefordert sich an diesem Tage mit diesen Farben in Masse öffentlich zu zeigen, ja es wurde sogar ein riesiger Zug

nach dem kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn unter Vortragung der schwarzgelben Fahne beabsichtigt. Gleichzeitig wurden diese Farben in Affichen als die Abzeichen jedes Gutgesinnten angegeben, und ein aus den reactionnairsten Elementen bestehender Verein constituirte sich ohne alles weitere Programm als „Constitutionneller Club", und hatte unmittelbar vor der Octoberrevolution vielleicht schon 20,000 Mitglieder, welche Alle die schwarzgelbe Farbe tragen sollten. Die große Zahl dieser Theilnehmer erklärt sich nebenbei dadurch, daß allen Beamten halbofficiell Subscriptionsbogen des Clubs zugeschickt wurden. Der Demokratische Club, der um sich zu verstärken alle übrigen volksthümlichen Clubs mit sich in directe Verbindung brachte, und durch Volksversammlungen und großartige Demonstrationen die er veranlaßte eine bedeutende Wirkung äußerte, verhöhnte die schwarzgelben Farben unaufhörlich, und wurde durch die „Presse", welche „schwarzgelb" stets statt „reactionnair" gebrauchte, lebhaft unterstützt. Die Bevölkerung Wiens erhielt dadurch einen so unglaublichen Haß gegen das Schwarzgelbe, daß unter allen harten Bedingungen die Windisch-Grätz später der besiegten Stadt auferlegte keine dieselbe so schmerzlich traf, als der Befehl statt der schwarzrothgoldenen Fahne die schwarzgelbe auf dem Stephansthurm aufzuziehen, und die deutsche Fahne, welche, seitdem dieselbe von einer Volksdeputation dem Kaiser überbracht und von ihm zum Fenster hinaus geschwungen wurde, an der Burgmauer befestigt war, daselbst abzunehmen. Dieser Farbenstreit hatte sich in den ersten Octobertagen bis zu einer symbolischen Höhe erhitzt. Wie die Kinder auf die Mäusejagd so gingen die Wiener jeden Tag auf die Hetze der Schwarzgelben aus. Auf den beiden Hauptplätzen, Graben und Stephansplatz, standen um diese Zeit täglich Tausende von Menschen und suchten Schwarzgelbe. Unzählige kleine Gruppen waren gebildet, in deren Mittelpunkt sich stets eifrige Redner befanden, welche mit schrecklichen Schmähungen gegen die schwarzgelbe Partei losfuhren und absichtlich Manches übertrieben, um nur Widerspruch hervorzurufen, der sodann sogleich zu einer Demonstration benutzt wurde. Wenn Jemand nur die geringste zweifelhafte Bemerkung einwarf, so erhob sich ein fürchterliches Geschrei: „Ein Schwarzgelber, ein Schwarzgelber!" Alles fiel über einen solchen Bemitleidenswerthen her und drängte ihn, und die Nationalgarde konnte ihn nur retten, wenn sie ihn zu verhaften versprach. Viele gingen hierbei förmlich wie Spürhunde herum, und suchten voll Mistrauen und Haß aus der Miene der Umstehenden herauszuwittern, ob Jemand schwarzgelb sei. Besonders argwöhnisch betrachtete man Jeden welcher einen Cylinderhut trug. Es konnte dabei Jemand ohne allen weitern Verdachtsgrund rufen: „Das ist ein Schwarzgelber!" so schrie sogleich die Masse in demselben Tone in welchem man sonst: „Eine Ratte, eine Ratte!" ruft: „Ein Schwarzgelber, ein Schwarzgelber!" Aus allen Ecken hörte man dann: „Wo ist er, wo, wo?" Die Jungen pfiffen und miauten, Alles drängte sich neugierig hinzu, und der radicalste Mann konnte bei solchen Gelegenheiten als ein Schwarzgelber bezeichnet werden, wenn er zufällig einen philiströsen Rock trug. Graben und Stephansplatz wurden deswegen als Versammlungsort gewählt, weil dort mehre Bänderhandlungen waren, die im Auslagekasten auch schwarzgelbe Bänder hatten. Manche schlugen wol vor die Inhaber der Handlungen zur Einziehung dieser Bänder zu nöthigen; allein der listige Volkssinn sprach sich dagegen aus, und ließ diese schönen, lockenden, schwarzgelben Bänder als Köder flattern, um seine schwarzgelbe Beute herauszufinden. Den ganzen Tag lauerten Leute beim Eingang dieser Verkaufsgewölbe, und wurde Jemand beim Einkauf eines schwarzgelben Bandes ertappt, so empfing ihn sogleich beim Heraustreten eine feierliche Katzenmusik, und mit der höhnischen Charakteristik: „Ein Schwarzgelber, ein Schwarzgelber!" folgte ihm sodann die Menge nach und miaute ihn an. Manche gingen geflissentlich mit schwarzgelben Bändern im Rock über den Graben, wo die schwarzrothgoldenen Wegelagerer sich befanden. Einem solchen Tollkühnen wurde jedesmal das misfällige Band abgerissen, ja man ging so weit militairische Orden abzureißen, weil sie an schwarzgelben Bändchen hingen. Die Schwarzrothgoldenen trugen zum Theil breite lange Bänder dieser Farbe, die ihnen Rücken und Brust bedeckten; ja sogar Schauspieler und Schauspielerinnen welche mit Beifall empfangen werden wollten traten mit solchen Abzeichen auf, wenn sie auch Türken darstellten. Sowie auf dem Graben und dem Stephansplatz das Lager der Schwarzrothgoldenen sich befand, und die eben erwähnten Scenen daselbst von früh Morgens bis um Mitternacht stattfanden, so war die Herrengasse der Sammelort schwarzgelber Gruppen, und mancher Vorübergehende der ein deutsches Band trug wurde daselbst insultirt. Diese schwarzgelbe Partei konnte dem entschieden ausgesprochenen Volkswillen nur das Gekläffe von Söldlingen entgegenhalten. Ein sehr anrüchiges Subject, Namens Quirin Endlich, und ein Mann der sich ehemals in Praterkneipen als Harfenspieler sein Brot verdient hatte, Namens Böhringer, waren die kläglichen, rohen Schildträger der Schwarzgelben, oder mindestens Diejenigen welche ihre Namen für die trivialsten Angriffe auf die nationale Begeisterung hergeben mußten. Der Letztere gab ein Blatt unter dem Titel „Die Geißel" heraus, welches noch jetzt erscheint, und gegen welches die „Neue Preußische Zeitung" im Geruche des rothen Republikanismus stehen könnte. Er befestigte in diesen Tagen eine schwarzgelbe Fahne an das Fenster seines Bureau, was zur Folge hatte, daß das Volk sein Bureau stürmte, und da er selbst nicht vorgefunden wurde, Alles in demselben zertrümmerte und alle Schriften zerriß und zum Fenster hinauswarf. Ein Nationalgardist, der auch das Bureau erbrochen hatte, stand bei dieser Scene am Fenster und hielt eine naive Rede an das unten versammelte Volk über die Nothwendigkeit die Schwarzgelben auszurotten. Wo Zustände aber einmal sich so revolutionnair gestalten, da ist eine friedliche Aus-

gleichung nicht mehr möglich, und eine gewaltsame Eruption ist durch mancherlei Feuerströme, die sich im Krater begegnen, nothwendig gemacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fräulein Martineau über O'Connell.

„Mit stolzer Hand", heißt es in „The history of England during thirty years' peace, by *Harriet Martineau*" (erster Band, London 1849), „winkt die Natur bisweilen alle Regeln von sich, auch die Regeln der Moral, und in vorliegendem Falle that sie Dies so entschieden, daß ein Mann, von welchem Jeder wußte daß er weder brav, noch wahrheitsliebend, noch streng uneigennützig sei, nicht blos den Einfluß, sondern auch die Unterwerfung errang welche meist nur einem hohen Charakter zu Theil wird. Natürlich mußte er Eigenschaften besitzen die Das erklären, sittliche wie geistige. Der Gebrauch seiner Macht im Häuslichen war sehr schön, genial und voll Güte. Sein Eifer nahm für ihn ein und war durchaus achtungswerth, sobald er der großen Sache galt. Die Lebhaftigkeit und Heiterkeit seines Geistes zogen zu ihm hin und fesselten an ihn in demselben Grade in welchem sein Scharfsinn, seine Energie und seine Ausdauer ermunternd auf seine Gehülfen einwirkten. Erwägen wir außerdem, wie viel es den irischen Katholiken gegolten haben muß einen Kämpfer und Führer zu haben der wirklich im Stande war ihre Sache zu leiten und entschlossen sie durchzufechten, wie viel frühere Erwartung und neue Hoffnung sich an ihn ketteten, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß er der Menge ein vom Himmel gesendeter König erschien und ihm demgemäß gehuldigt wurde, obschon einige der höchsten königlichen Eigenschaften ihm abgingen. Die Wahrheit dürfte die sein, daß in O'Connell zwei Charaktere sich vereinigten die man gemeinhin unvereinbar glaubt. Er war ohne Hehl stürmisch, glühend, offenen Herzens, patriotisch und gottesfürchtig. Dann war er wieder ohne Hehl behutsam und listig, berechnend, schlau und unwahr, gierig, selbstsüchtig und Hypokrit. Er war Verschwender und Knicker, rasch und unergründbar besonnen, jetzt ein Strom, dann ein Schleifweg. Aber bei allen seinen Wechseln war er nie brav, nie zuverlässig oder bestimmt, und nie ließ er die Geldkasten aus den Augen, welche seine jährliche Rente von Dem bestritten was die Armuth sich von ihrem Verdienste abdarbte." Sollte dies letztere Urtheil nicht zu streng, die Andeutung wahr sein, daß O'Connell sich vom Betteln erhalten? Jahre lang empfand der irische Bauer mehr Stolz zu geben als der Agitator Freude zu empfangen, und wenn gegen das Ende seines Lebens bei Einsammlung der Rente eine Art moralischer Zwang ausgeübt wurde, so ist auch dieser sehr überschätzt worden. Gegen den ihm vorgeworfenen Mangel an Wahrhaftigkeit nimmt das „Athenaeum" bei Anzeige des Buchs ihn folgendermaßen in Schutz: „O'Connell war nicht Lügner aus Angewöhnung. Weil er in der Wühlerei sich gehen lassen, kam er dahin Unhaltbares zu behaupten. Er wagte Versprechungen und Erklärungen welche ein geübter Lügner schon aus Vorsicht nicht gegeben hätte, und viele seiner schlimmsten Fehler rührten lediglich daher, daß er den vorgeschobenen Posten eines Staatsmannes und Gesetzgebers einnehmen mußte, ohne die für beide Stellungen nöthige Kenntniß oder Erfahrung zu besitzen. Er war weder der Erste noch wird er der Letzte sein der sich einbildete, daß zu einem politischen Charakter Nichts weiter gehöre als das ausgelernte Rechts und Links eines Advocaten und der fließende Vortrag eines Demagogen." 2.

Mancherlei.

Das 18. Jahrhundert (vor 1789) drehte sich um Kaiser, Könige, Akademien, Uniformen, Titel und Hoffeste; wir drehen uns im 19. um Ständekammern, Zeitungsschreiber, Blousen und Volksversammlungen. Etwas müssen die Menschen haben, um das sie sich drehen, und es fragt sich nach dem Würdigsten und Erfreulichsten. Im Muntern, Feinen, Genußreichen ist das 18. Jahrhundert voraus, und irgend eine königliche Vermählung brachte mehr Freude als die langen Reden unserer Volksvertreter, enggedruckte Foliozeitungen, Wahlbewegungen, Bierenthusiasmus und Lärm der Arbeiter oder Volksversammlungen. Im Würdigen hat wol die Gegenwart den Vorzug, wenn anders gesetzliche Freiheit und Bewußtsein eigener Haltung die Abhängigkeit und Denkweise eines Kammerherrn übertrifft; allein plebejische Beigabe ist unverkennbar, der Genuß verkümmernd, und das Rechte und Beste ist noch nicht da, es soll kommen und das Kommensollende gleicht einer Wasserspiegelung der Fata Morgana. Allgemeine Vernunft soll die Volkssouverainetät beseelen, die Kopfzahl soll weiser werden als es bis jetzt Einzelne unsers Geschlechts gewesen, der Himmel über uns sammt der Gottheit soll in unser Hirn sich einengen und das Gedicht der besten Welt an Straßenecken mit Riesenbuchstaben gelesen werden. Wartet darauf, ihr demokratischen Gläubigen; vorab aber gewahren eure Zeitgenossen die Roheit der Werkstätten, wurmartige Gedanken der Menschenhirne und vom Regen durchnäßte Druckpapieranschläge. Niebuhr sah im Jahre 1830 Barbarei hereinbrechen, er hat sich geirrt, weil auf einem neuen Throne das Alte siegte, und auf alten Thronen manches Neue eindrang; wir können jetzt sicherer einige Barbarei im Anzuge sehen, weil unsere wissenschaftliche Bildung die in Büchern sich absetzt wenig Leser findet, rohe Rede in Zeitungen und Flugschriften desto mehr; weil überhaupt Europa seiner bisherigen Bildung überdrüssig scheint, und vielleicht eines Barbarendurchgangs bedarf um eine neue zu erwerben. Wo das Volk regiert werden Priester und Könige mit ihrer Weisheit und Diplomatie verjagt; Tempel und Prunksäle stehen leer oder werden Wachtstuben; der Luxus zieht seine Glanzflügel ein und schrumpft zusammen ins Geräth eines Blockhauses, der seidene Umwurf Aristippischer Empfindlichkeit verwandelt sich in den Bettlermantel cynischer Derbheit, und verlangt von Alexander ihm aus der Sonne zu gehen; ja wenn ein neuer Diogenes Menschen sucht, kann er Thiere finden, republikanische Zöllner werden keine Ohren haben für Worte geistigen Lebens, sondern eher auf Stimmen der Pharisäer lauschen. Das Volk ist selbstgenügsam, will keine Bildung.

Guizot sagt in seiner Schrift „De la démocratie en France", S. 68: „Voir ce qu'on désire et non ce qui est, se faire complaisamment illusion à l'égard des faits, comme si les faits devaient avoir la même complaisance et se transformer au gré de notre désir, — c'est la faiblesse commune des hommes et des peuples encore nouveaux dans la vie politique, et la source des plus funestes erreurs. Voir ce qui est, c'est le premier et excellent caractère de l'esprit politique." Ja wol; aber das Gewahren des Wirklichen ist schwer, dem Gelehrten vor seinen Büchern, den Fürsten von ihrem Throne, besonders wegen Mangel an Menschenkenntniß. Ganz allgemein ist das Sehen Dessen was ist Anfang aller Weisheit und Philosophie, was die Lehrer der Schulen gewöhnlich vergessen. Außerdem gibt es nur Mögliches und Unmögliches; vor Beidem bleibt der Mensch erwägend stehen, und darf sich weise dünken, wenn er Beides unterscheidet und weiß warum er vor ihm steht. Unsere Neuzeit bedenkt Dieses nicht, jagt Unmöglichkeiten nach ohne das Mögliche zu erhaschen, und verliert den Sinn für Wirklichkeiten mit einer Achtung für dieselben.

Träumer, von Träumern gewählt, betreten mit Träumern den Sprechsaal!

B.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 251. — 19. October 1849.

Die Octobererreignisse in Wien.

(Fortsetzung aus Nr. 250.)

War auf diese Weise durch nationale, politische und sociale Motive die Nothwendigkeit einer Revolution vorhanden, und mußte dieselbe, wenn auch nicht gerade am 6. Oct., so doch bei irgend einem andern Anlasse ausbrechen, so war auch das Mislingen dieser Revolution ebenso vorauszusehen. Diese Revolution mußte deswegen mislingen, weil sie ihre Foderungen nicht klar und bestimmt formuliren konnte, und weil für eine Revolution zu viele Seiten an ihr nicht revolutionnair waren. Das Chaos muß den Keim einer Welt in sich tragen, sonst zerfließt die mächtige Aufbauschung in Nichts, wie der Sturm eines Meers. Den Führern mangelte alle Fähigkeit ein Programm der Revolution aufzustellen, und anstatt bestimmte Zielpunkte festzusetzen, schrien sie blos über Reaction, und riefen dessen Namen so lange, bis sie wirklich erwachte. Eine befangene Gefühlsschwelgerei an der Stelle von Staatsideen, Nothwehr statt des bestimmten Angriffs, der Vogel der den unheimlichen Blick der Schlange fühlt, aber gerade dadurch verblendet wird und ihr in den Rachen läuft, Das war der Inhalt und das Symbol der Octoberrevolution, die, aus einem inproductiven Keim entsprungen, ohne eine bestimmte Richtung fortgeführt wurde, weil sie einmal begonnen worden war. Aber auch dadurch mußte diese Revolution mislingen, weil sie ängstlich bemüht war den legalen Boden zu bewahren, welche sonderbare Anschauung einer Revolution so weit ging, daß die östreichischen politischen Flüchtlinge welche während des Octobers die Legalisirung jedes Actes gefodert hatten es noch jetzt im Exile großentheils dem damaligen Reichstag zum Vorwurf machen, daß er nicht den Landsturm organisirt und überhaupt nicht mehr die Revolution gefördert habe! Diese gemüthliche Art zu revoltiren trat während des Octobers noch mehr hervor. Währenddem man die kaiserlichen Truppen bekämpfte, schickte man Petitionen an den flüchtigen Kaiser ab, und die revoltirenden wiener Bürger welche gegen die Soldaten kämpften stellten durch ihre sämmtlichen Anführer die Anfrage an den Reichstag: „ob sie dadurch, daß sie die kaiserlichen Truppen bekämpften, Etwas gegen den Kaiser selbst thäten". Mit einer solchen naiven Bewußtlosigkeit und einem solchen nichtrevolutionnairen Legalitätsbestreben wurde diese ganze Revolution durchgeführt, und ihr Mislingen war daher natürlich. Sie mislang ferner deswegen, weil sie sich in einen bestimmten Punkt einfraß, und an diesem wol an Intensität zunahm, aber anstatt den Kreis zu erweitern, ihn immer mehr und mehr verengerte. Wien krankte an seiner Geschichte und vor Allem an den Provinzen, es mußte zu Grunde gehen. Ein Staatsverband dessen Bestandtheile blos durch die Dynastie zusammengerafft worden wären konnte einer Revolution nicht günstig sein, deren Gelingen mit nothwendiger Consequenz kein anderes Resultat hätte haben können als den Zerfall der Monarchie. Die Provinzen standen daher ganz abseits und überließen Wien seinem Schicksale. Wien, das am 6. Oct. eine so große Kraft bewährt hatte, knickte daher auch bald machtlos zusammen. Am 6. Oct. — dem Beginne der Revolution — hatte sich das Volk mit Löwenmuth geschlagen. Stets werden mir die unbewaffneten Arbeiter und Studenten unvergeßlich bleiben, die sich an diesem Tage lachend zweier Kanonen bemächtigt hatten und damit wegfuhren, während die bedienende Mannschaft, die daneben stand, und das Infanterieregiment verdutzt zurückblieb. Der alte, kleine General Breda, der vor der Front zu Pferde saß und die anstürmende Menge freundlich anredete, commandirte erst Feuer als man die Bespannung der dritten Kanone anfaßte, und sank in demselben Augenblick, von einer Kugel die ein Student von der Brücke aus auf ihn abgeschossen getroffen, todt zu Boden. Der ihn getödtet rühmte sich später Dessen; es war ein äußerst junger Student, beinahe noch ein Knabe. Er sagte: er hätte sich fest vorgenommen sobald der General „Feuer!" commandire ihn zu erschießen, und habe sein Wort gehalten. Ein Trupp Arbeiter wählte ihn sogleich zu seinem Commandanten und behielt ihn während des ganzen Monats. Eine sehr große Minorität war es die am 6. Oct. bei der Taborbrücke ein ganzes Regiment in die Flucht schlug, und dieselbe hartnäckige Tapferkeit bewährten die Insurgenten während des ganzen Tages. Die Mauern und Gewölbthüren aller Häuser des Grabens und anderer Hauptplätze Wiens waren von der Menge Flinten- und Kar-

tätschenkugeln, die das Militair gegen das Volk abfeuerte, ganz zerschossen; aber dessenungeachtet vertrieb das Volk überall die Soldaten, die zum Theil zitternd die Gewehre niederwarfen und sich gefangen nehmen ließen. Es war ein polnisches Regiment, das erst den Tag zuvor in Wien angekommen war, um die nach Ungarn bestimmten deutschen Grenadiere zu ersetzen, und denen man so viel Entsetzliches von dem Rebellenneste Wien erzählt hatte, und welche in den engen Straßen der unbekannten Stadt sich so zaghaft fühlten, daß sie leicht zu besiegen waren. Aber mit weit größerm Heldenmuthe wurde das Zeughaus, welches in einer sehr engen Gasse liegt und festungsähnlich zu vertheidigen ist, gestürmt. Die Besatzung desselben öffnete immer auf einen Augenblick das Thor des Zeughauses, schoß ihre Kanonen gegen die Anstürmenden ab und zog sich rasch wieder zurück; dessenungeachtet warf man so lange Pechkränze gegen dasselbe, und griff es von allen Seiten so hartnäckig an, daß die Besatzung endlich capituliren mußte. Nachdem die Bevölkerung Wiens am 6. Oct. sich an allen Punkten tapfer geschlagen hatte, war die Revolution eigentlich zu Ende; zu Allem was der Monat noch Revolutionnaires brachte wurde die Bevölkerung nur durch die Macht der Umstände genöthigt, und deswegen mislang die Revolution. Nach dem 6. Oct. breitete sie sich nicht mehr aus, sondern schrumpfte ganz zusammen, und erst der spätere Angriff blies sie wieder auf. Auersperg hatte die besiegten Truppen in der Nacht vom 6. Oct. im Schwarzenberg'schen Garten concentrirt. Anstatt sie dort anzugreifen und die siegreiche Revolution weiter zu tragen, knickte Alles im Taumel der Freude über den Sieg zusammen, und blieb so lange erschlafft und unthätig, bis Windisch-Grätz und Jellachich mit ihren Truppen die Stadt gänzlich umzingelt, sie eingeschnürt hatte. Nicht einmal so viel Fernblick hatten Diejenigen die sich als Führer an die Spitze des Volks gestellt hatten, daß sie sogar den Pulverthurm, der außerhalb Wiens liegt und der anfangs leicht zu nehmen gewesen wäre, nicht angreifen ließen, sondern sich lediglich auf die Stadt beschränkten. Wenn nicht zwei junge, kühne Leute einige Centner Pulver aus dem benachbarten Ungarn nach Wien eingeschmuggelt, so hätte sich die Stadt ohne Kampf ergeben müssen; denn als in den letzten Tagen des Octobers der Hauptangriff geschah, war der geringe Pulvervorrath durch die vorhergegangenen Plänkeleien so zusammengeschmolzen, daß er nur für wenige Stunden ausreichte, und Das war die Hauptursache der Capitulation der Stadt. Welch ein Entsetzen unter der kampflustigen Menge als ein Placat erschien das diesen Mangel an Pulver eingestand. Messenhauser befand sich eben auf dem Stephansthurm und überblickte von dort aus die feindlichen Bewegungen, da stürzte das wüthende Volk hinauf und wollte ihn als Verräther von der Höhe des Thurms hinabwerfen. Nur mit Mühe gelang es den Anwesenden ihn zu retten. Ueberhaupt wurde die gewaltig aufgeregte Volkskraft nur von Unfähigen oder Unwürdigen geleitet. Bis zu Messenhauser's Ernennung zum Obercommandanten war schon der häufige Wechsel des Obercommandos Veranlassung, daß gar Nichts geschah was zur Vertheidigung der Stadt hätte dienen können; Jeder handelte nach Gutdünken auf eigene Rechnung, man wußte gar nicht, daß ein Obercommando existire. Als Messenhauser durch Empfehlung des Studentencomité vom Reichstagsausschuß zum Commandanten der wiener Nationalgarde ernannt war, verkündigte er jeden seiner Schritte durch lange Commentare, die an allen Ecken angeschlagen wurden. Allein es mangelte ihm jede Selbständigkeit und Energie. Alles was er unternahm veröffentlichte er nur darum, um sich auf die Publicität stützen zu können, gleichsam durch diese Bekanntwerdung getragen und in seinen Tendenzen moralisch gestützt zu werden. Dieselbe Aengstlichkeit äußerte sich in einer andern Richtung darin, daß er alle seine Befehle von irgend einer Wichtigkeit zuvörderst dem Reichstagsausschuß und dem Gemeinderath mittheilte, um irgend einen legalen Boden zu gewinnen. Auch wollte er dadurch jede Verantwortlichkeit von sich ablehnen, und in seinen Placaten kehrte er jedesmal in immer neuen Wendungen darauf zurück, daß er vom „Reichstag den Auftrag erhalten habe die Stadt zu vertheidigen". Indem er in unaufhörlicher Communication mit dem Gemeinderath und dem Reichstag stand, paralysirte er selbst auch jede seiner wichtigern Unternehmungen, wovon ich nur ein Beispiel anführen will. Die Vorstadt Landstraße ist meistens von Beamten und Gutgesinnten bewohnt, und war daher schon dadurch schwach vertheidigt und dem Sturme der Kroaten, die vor derselben lagerten, ausgesetzt. Außerdem ist dieselbe an der Donauseite von lauter Gärten umgeben und daselbst also unhaltbar. Der Chef der Artillerie Redl, ein ausgezeichneter emeritirter k. k. Artillerieoffizier, der jetzt im Dienste der englischen Marine steht, machte ihm daher den strategisch wichtigen Vorschlag die Landstraße als unhaltbar ganz preiszugeben und dagegen die Ausgangspunkte derselben gegen das Glacis zu durch eine lange Barrikadenlinie, welche sehr wichtige öffentliche Gebäude, worunter das große, neue Hauptmauthgebäude, eine wahre Festung, in sich schließt, zu befestigen und hinter diesen Barrikaden den Sturm des Feindes gegen die Stadt abzuwehren. Messenhauser's erster Schritt nach Redl's Vortrag war sich in den Gemeinderath zu begeben und dort nachzufragen, ob derselbe diesen Antrag genehmige, was er, wie bemerkt, bei jeder bedeutenden Handlung trotz seiner ganz unbeschränkten Macht that. Der Gemeinderath, der sehr viele gutgesinnte Mitglieder in sich faßte, gab sein Votum dahin ab, daß er sich gegen dieses Project aussprechen müsse, weil in dieser Vertheidigungslinie sich auch das Hauptmauthgebäude mit einem Waarenvorrath von außerordentlich großem Werthe befinde, welches man den Gefahren eines Angriffs nicht aussetzen sollte, was er jedoch ganz unmaßgeblich als seine Meinung abgebe. Messenhauser nahm jedoch dieses Votum als maßgebend an, verschob stets die Bewilligung der Errichtung dieser

Barrikadenlinie, und als Redl immer dringender ihm vorstellte, daß ohne diese Barrikaden die Stadt nicht zu vertheidigen sei, schickte er ihm einen Brief, der Oberst Redl „möge sein subordinationswidriges Drängen aufgeben". Außerdem setzte er sich sogleich mit Jellachich, der vor der Vorstadt Landstraße mit seinen Kroaten den Sturm auf Wien vorbereitete, in Verbindung, und ging in seiner Naivetät so weit das Hauptmauthgebäude, von welchem aus man einen großen Theil der Stadt beherrschen kann, als neutralen Boden anzubieten. Es war daher ganz natürlich, daß Jellachich dadurch wußte, in welcher Richtung er seinen Hauptangriff zu machen habe, fast ohne einen Widerstand zu finden eindrang, das Hauptmauthgebäude welches Messenhauser als neutral unbesetzt gelassen hatte sogleich besetzte, und dadurch in den Besitz eines wichtigen Punktes für den Angriff des nächsten Tages kam. Redl erzählte mir auch, daß er Messenhauser vor dem Hauptangriff gefragt habe: welchen Vertheidigungsplan er sich eigentlich gemacht habe, worauf dieser geantwortet: er habe keinen eigentlichen Vertheidigungsplan, weil zu wenig Munition vorhanden sei und sich die Stadt aus diesem Grunde nicht halten könne; aber „wir müssen uns halt der Ehre halber ein wenig schlagen". Ein solcher Mann, der in das Gelingen des Kampfes gar kein Zutrauen setzte, der sich für alle Fälle möglich erhalten wollte, und der „Ehre halber" Hunderte von Kämpfenden hinschlachten ließ, stand an der Spitze der Bewegung. Des Tags über war er häufiger als es der Drang der Umstände gestattete bei dem Conditor Giacomozzi, zu welchem überhaupt alle Führer der Bewegung kamen, und der deswegen nach dem Einzug Windisch-Grätz' verhaftet wurde; des Nachts war er nie zu finden, weil er bei seinem Liebchen Trost für die Mühen des Tages suchte. Des Nachts hätte überhaupt Wien sehr leicht erstürmt werden können, indem die meisten der Anführer der Ansicht waren, die Nacht sei für den Schlaf und sei überhaupt keines Menschen Freund. Es ist Thatsache, daß als eines Nachts ins Hauptquartier im Schwarzenberg'schen Garten der Befehl ankam eine starke Patrouille wegen einer plötzlichen verdächtigen Bewegung des Feindes abzuschicken, der Corpscommandant entkleidet und schlafend im Bett angetroffen ward, alle Pferde der Cavalerie aber in einem Stall eingesperrt gefunden wurden, dessen Schlüssel ein Mann bei sich trug der erst des Morgens wieder zurückkam. Häufig kam ein Befehl zum Abmarsch in eine Caserne in welcher eben der Commandant nicht zugegen war, weswegen die Mannschaft sich weigerte ohne denselben abzumarschiren. Nicht immer jedoch war Leichtsinn und Unfähigkeit der Anführer Ursache eines Versehens, sondern häufig auch der Mangel an der nöthigen militairischen Kenntniß. So vertheidigte z. B. Robert Blum seinen Posten an der Sophienbrücke sehr gut, beging jedoch das Versehen, daß er während eines Waffenstillstandes, den er mit den kroatischen Offizieren am jenseitigen Ufer abgeschlossen hatte, diese ganz harmlos herübergehen ließ, mit ihnen Wein trank und diesen in seiner Arglosigkeit Gelegenheit gab die Beschaffenheit der Barrikade, die Positionen und die Zahl der Geschütze und die Stärke der Mannschaft genau kennen zu lernen, sodaß beim Wiederbeginn des Kampfes die Brücke nicht mehr zu halten war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Die theatralischen Sottisen.

Es gab einmal in Paris eine privilegirte Narrengesellschaft, eine Schauspielergesellschaft, wenn man sie so nennen darf, welche zunächst sich nur vereinigt hatte Narrenspossen (sottises) aufzuführen. An ihrer Spitze stand sogar ein König oder Fürst (Le *prince* des sottises) und Das mit Recht, denn:

Dem Narrenkönige gehört die Welt!

Zum Theil zeichneten sich auch gar manche Genies unter ihren Theilnehmern aus. Die Nachrichten welche wir von dieser Gesellschaft haben sind freilich äußerst dürftig, und was sich darüber hat zusammenstellen lassen findet man vornehmlich in der „Histoire du théâtre français", I, 52; II, 198 fg. und III (Paris 1734 fg.), ohne daß ich aber Jemandem zumuthen will, daß er es da nachlesen soll; denn dies französische aus 13 Bänden bestehende Werk ist so selten, daß es kaum in irgend einer öffentlichen deutschen Bibliothek, selbst nicht einmal z. B. in der königlichen Bibliothek zu Berlin, zu finden ist. Wenn ich daher das Wenige was wir von den „Enfants sans soucy" und ihrem „Könige" wissen aus dieser Quelle mittheile, so hoffe ich Manchem mit solchem Beitrage zur Geschichte der Cultur, der Kunst und des Theaters einen kleinen Dienst zu erzeigen. Schon daß sich eine Gesellschaft von jungen Leuten unter einem Oberhaupte vereinen konnte Narrenspossen, d. h. burlesk-lustige Stücke (sottises) aufzuführen, ist ja charakteristisch genug, obschon auch in unsern Tagen Köln und Mainz wenigstens zur Fastnachtszeit eine ähnliche Erscheinung seit Jahren geboten haben. Genug, unter der Regierung Karl's VI. trat in Paris eine solche Gesellschaft zusammen, die aus den höhern Ständen stammend keinen andern Zweck hatte als sich Freuden aller Art zu schaffen, und sich deshalb den Namen der „Enfants sans soucy" beilegte, „der jungen Leute ohne Sorge"; denn daß „enfants" nicht mit „Kinder" übersetzt werden darf, haben wir wol nicht zu bemerken nöthig. Das von ihnen gewählte Oberhaupt (le prince des sots) hielt gerade wie es die lustige Carnevalsgesellschaft in Köln thut alle Jahre an ihrer Spitze einen solennen Aufzug, wo er mit einer von tüchtigen Eselsohren gezierten Mütze paradirte, und von Zeit zu Zeit gaben sie auf schnell improvisirten Bühnen eine lustige Darstellung, die bald selbst bei Hofe in Aufnahme kam. Später erwarben sie ein besonderes Haus; allein da hatte sich die Gesellschaft bereits sehr verändert. Die jungen Leute von Familien zogen sich allmälig zurück, und die vorher zum Theil oft sehr witzigen Possen arteten öfters in ziemlich plumpe, persönliche Angriffe aus. Nichtsdestoweniger behauptete sich der Verein, welchen man als den Anfang zur Organisation von Schauspielergesellschaften in Frankreich betrachten kann, bis ins 17. Jahrhundert hinein, wo er mit einer ziemlich gleich alten, aus Schreibern der Hofkanzlei bestehend, und der noch ältern Gesellschaft der Passionsbrüder, welche biblische Stoffe, namentlich das Leiden und Sterben Christi, aufführten, endlich dem neu entstandenen eigentlichen regelmäßigen Theater Raum machen mußte. Ihre blühendste Epoche war unter Ludwig XII., welcher alle solche Lust und Freude, selbst wenn sie in Ausgelassenheit überging, und ihn selbst oder seinen Hof nicht verschonte, ungestört walten ließ, „weil ihm sonst Niemand", wie er sich ausdrückte, „die Wahrheit sage, und er folglich nicht wisse wie er regieren solle". Wir haben auch noch ein Stück

aus seiner Periode, und wissen wie es vom „Ausrufer" bekannt gemacht wurde. Von Theaterzetteln wußte man nämlich damals noch Nichts; wol aber zog in der Stadt ein Ausrufer umher, und verkündete zum Fastnachtsdienstage 1511 allen „Narren" eine große Vorstellung. Er ladete sie Alle aus der Stadt und vom Dorfe, die Verliebten, die Albernen, die Wilden, die Alten, die Jungen, die Damen, die Jungfrauen, die alten Weiber, die Mädchen und noch 20, 30 andere Arten ein den Schauplatz zu besuchen; denn

Am Fastnachtsdienstag spielt der Narrenkönig!

So endigt der letzte Vers der vier Stanzen welche sein Ausruf enthält. Besonders werden die Närrinnen nicht geschont und ihnen verheißen:

Die Narrenmutter bringt in Menge sie zur Welt!

Die „Narrenmutter" (la mère sotte) spielte neben dem Narrenfürsten die zweite Rolle, sie war seine rechte Hand. Der Schauspieler welcher sie gab konnte als Régisseur angesehen werden; er hatte die Ausführung aller Details zu leiten. Das an jenem Fastnachtsdienstage gegebene Narrenspiel enthielt acht Charaktere: die Welt und den Reichthum, nebst sechs Narren: den liederlichen, den ehrgeizigen, den betrügenden, den dummen und eine verliebte Närrin. Der liederliche Narr erschien als Priester, der ehrgeizige als Soldat (Gensdarm), der betrügerische ist ein Kaufmann. An derben Brocken fehlt es nicht. So bemerkt die verliebte Närrin:

Die Keuschheit und die Kirche
Sind sich einander fremd!

Und nun ergießt sich die ganze Reihe von Narren über die Mönche, über ihre Heuchelei, Apostasie, Spitzbüberei, Geilheit u. s. w., indem aber ebenso wenig die Fehler der übrigen Stände geschont werden, und am Ende die ganze „Welt" leer wird, da alle Narren dem „Reichthum" nachgelaufen sind. Die „Welt" ermahnt nun die Zuschauer sich daran ein Beispiel zu nehmen:

Man muß der Welt nicht viel vertrauen,
Betrogen ist wer je auf sie will bauen!

Zugleich sollen die „Seigneurs et dames" alle verzeihen, wenn etwa einige satirische Züge vorgekommen seien;

Denn böse war es nicht gemeint,
Im Paradiese seien sie Alle vereint!

Einige solcher Narrenspieler haben sich in jener Zeit doch einen Namen gemacht, der in der Theatergeschichte lange forterbte. So nennt man den Dichter Clemens Marot (gest. 1544), von welchem eine Ballade übrig ist, welche das Streben „der jungen Leute ohne Sorgen" mit vielem Witze auseinandersetzt. Jede Stanze schließt mit der Zeile:

Ein edles Herz sucht Nichts als Freuden!

Das Ganze scheint ebenso für den Ausrufer 1512 bestimmt gewesen zu sein wie die eben mitgetheilte Einladung. Dann wird uns von demselben Dichter das Epitaphium des Jean de Serre mitgetheilt, welches ihn uns als „grant (grand) joueur en son vivant" schildert, aber nicht etwa als Würfelspieler oder andern solchen Spieler, sondern als joueur de belles farces gentilles. Besonders als badin *), als eigentlicher Possenreißer, als Trunkenbold sei er ausgezeichnet gewesen. Als Possenreißer muß er ungefähr gleich dem italienischen Pierrot erschienen sein; denn die Grabschrift beschreibt ihn wie er im schmuzigen Hemde das ganze Gesicht mit Mehl bestreut, und in einer Mütze von Hahnenfedern aufgeputzt erschien. Bei seiner verdrießlichen Miene aber habe Jedermann sich wohlbefunden wie im Paradiese (aux champs Elysiens):

Er mochte thun und sagen was er wollte,
Ein Jeder ihm mit Lachen Beifall zollte!
Man lachte manchmal so, daß man zum Weinen kam;
D'rum weinet jetzt für ihn, daß ihn der Tod wegnahm.

Wir wollen noch einige solcher Talente vorführen: Jacques Mernable, ein tüchtiger „Joueur des farces", aber stets ein armer Teufel:

Stets ohne Haus und Tisch und Bette,
So lebte er stets um die Wette
Mit jedem armen Bettelmann,
Und darum trat der Tod ihn an.
Ach! wie ist er nun ganz geborgen!
Wie ist er frei von allen Sorgen!
Er ißt und trinkt nicht mehr, und hat ein warmes Haus;
So brachte ihn der Tod aus aller Noth heraus!

In solcher Art besang ihn ein witziger Zeitgenosse, Peter Ronsard, durch den sein Name bis auf unsere Tage gekommen ist. Jedenfalls haben „die theatralischen Sottisen" den Parisern jener Zeit manchen Nachmittag so angenehm verkürzt, wie es nur immer jetzt im Théâtre de gaieté oder sonstwo geschehen kann.

2. Cabalen gegen Racine's „Phädra".

Unter allen Stücken Racine's hat sich keines so anhaltenden Beifalls zu erfreuen gehabt als seine „Phädra", die durch die Bearbeitung unsers Schiller auch auf der deutschen Bühne immerfort noch gewaltig ergreift, wo eine tüchtige für das Antike gebildete Künstlerin auftritt, und in solchem Stile und Spiele auch von dem übrigen Personale unterstützt wird. Jedoch gerade an solchen Meisterwerken nagt der Neid am meisten, und so hatte die „Phädra" mehr als die „Iphigenia", die „Andromache", die „Berenice" und was sonst Racine gedichtet hat, mit Cabalen zu kämpfen. Zuerst trat ihr eine Nebenbuhlerin entgegen; ein Dichter, Pradon, der schon einen „Tamerlan" und einen „Piramus" und „Thisbe" geschrieben hatte, war, theils durch Eitelkeit, theils durch Racine's Feinde aufgestachelt, so keck in der nämlichen Zeit seine „Phädra" vom Stapel laufen zu lassen. Heute wurde die von Racine gegeben, zwei Tage darauf konnte das Publicum die von Pradon sehen; und sie gefiel ebenfalls, wenigstens insofern eine große Partei alle Mittel in Bewegung setzte ihr Beifall zu spenden. Lange hält so eine künstliche Aufregung allerdings nicht an, und allmälig blieb daher das Theater leer, wenn Pradon's Phädra über ihre Liebe zum Hippolyte jammerte, während die des Racine immerfort das Haus füllte. „Ja", sagten seine Feinde, „wenn nur nicht die Schauspieler das Ihrige thäten! Ohne sie würde sich weder dies noch ein anderes Stück von ihm halten!" Ganz Unrecht hatten sie allerdings darin nicht. Die Geschichte der pariser Bühne nennt einen dergleichen welcher ein Opfer der Anstrengung war die ihm der Orest in der „Andromache" verursacht hatte; Montfleuri hieß er, und selbst Boileau schildert in solcher Art eine damalige Künstlerin:

Als Iphigenia einst nahe war dem Ziel,
Da weinte Griechenland der Thränen nicht so viel
Als jetzt Paris ihr zollt in seinem Schauspielhaus,
Tritt unsre Chanmesle im letzten Act heraus! *)

Jedoch in solcher Weise könnte überhaupt jedes gute Stück herabgesetzt werden. Schlechte Schauspieler werden das Beste in den Staub herabziehen, während gute ihm erst den vollkommenen Glanz verleihen, und trotz beider Versuche den Werth der „Phädra" zu vermindern, lebt sie heute noch auf der pariser wie selbst auf der deutschen Bühne. 14.

*) Badin von badiner, Spaß machen. Er hatte nämlich auch einen kleinen Prolog und Epilog zu halten. Im erstern versicherte er natürlich den Zuschauern „de bien badiner".

*) In seiner siebenten poetischen Epistel, V. 3—6. Sie starb 1698 und war eine Schülerin in der Declamation von Racine selbst. Man hat einen netten Kupferstich der ihn als ihren Lehrer in der Art darstellt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 252. — 20. October 1849.

Die Octoberereignisse in Wien.

(Fortsetzung aus Nr. 251.)

Bem, der in der Folge in Ungarn und Siebenbürgen Wunder der Tapferkeit gewirkt hat, konnte in Wien gar Nichts leisten, weil er anfangs nicht den gehörigen Spielraum für seine Thätigkeit hatte, und später durch einen mysteriösen Brief, den man aufgefangen und an Windisch-Grätz gerichtet geglaubt hatte, Gegenstand eines unseligen Mistrauens wurde, das ihm jede Wirksamkeit unmöglich machte. Von den übrigen Führern war Fenner von Fennsberg, der am allerletzten Tage einige Stunden lang von einer Fraction zum Obercommandanten ernannt wurde und sich deswegen auf seinem Buche „Obercommandant der wiener Bürgerwehr" schreibt, feige, bewarb sich deswegen um die innere, militairische Stadtpolicei, zeigte sich ein einziges mal auf der Bastei im Feuer, und duckte sich bei der ersten Kugel so hastig zu Boden, daß die Umstehenden ihn verlachten. Andere Commandanten verzehrten sich in unwürdigen Eifersüchteleien und Intriguen. Auch war bei Einigen nur Gewinngier und Habsucht das Motiv sich um ein Commando zu bewerben. Einzelne meldeten sich beim Obercommando mit dem Wunsche ein Freicorps zu organisiren, erhielten eine meistens beträchtliche Summe Geldes zur Bezahlung der Angeworbenen und standen dann unter gar keiner weitern Controle. Ueberhaupt war trotz des ängstlichen Bemühens der Obercommandanten ihren Generalstab und sonstige Attribute ganz auf militairische Weise zu organisiren, gar kein energischer Zusammenhalt unter den einzelnen Corps, und obschon Einzelne wegen Subordinationsvergehen vor ein Kriegsgericht gestellt und sogar zum Tode verurtheilt wurden, so schlotterte doch die ganze Vertheidigungsweise, und es fehlte die eiserne, feste Einheit der Maßregeln. Sehr häufig kamen an die wichtigsten äußersten Posten von den verschiedenen Obercommandanten ganz widersprechende Befehle an; so ließ Bem einen Offizier vor ein Kriegsgericht stellen der seinen Befehl eine Brücke abzubrennen nicht vollführt hatte, und dieser wies nach, daß er gleichzeitig von Messenhauser die Ordre erhalten diese Brücke zu verbarrikadiren und nicht abzubrennen, weil der Schrecken zu groß wäre. Andern Offizieren wurden wieder Rückzugslinien von einem Obercommandanten angegeben welche durch entgegengesetzte Maßregeln eines zweiten Mitglieds des Obercommandos nicht mehr benutzt werden konnten, sodaß dann die ganze Mannschaft abgeschnitten und dem Verderben preisgegeben wurde. Während energische, umsichtige Maßregeln zum Heile der Stadt nur anfangs, bevor Windisch-Grätz Wien cernirt hatte, getroffen werden konnten, war das Obercommando in der ersten Hälfte des Octobers in den unfähigsten Händen, und wechselte so häufig in den Personen, daß einmal an einem Tage drei Obercommandanten sich folgten. Zur Zeit in welcher also Etwas zur Vertheidigung der Stadt hätte geschehen können waren nur unfähige Leiter an der Spitze, und den häufige Wechsel hinderte alle Einheit der Maßregeln. In der zweiten Hälfte des Octobers kamen wol bessere Kräfte an die Leitung der Vertheidigung, allein theils war es schon zu spät, theils hinderte Zwietracht und Eifersucht jede Wirksamkeit. Ein Theil der Schuld lag auch im Volk selbst. Die wiener Bevölkerung hatte durch ihren Sieg am 6. Oct. ihre Tapferkeit bewiesen, eine revolutionnaire Kampflust und Freiheitsgier beseelte sie auch nach demselben; allein die Begeisterung läßt sich nicht einpöckeln und aufbewahren. Hätte man die Wiener sogleich zum Kampf geführt wie sie es begehrt hatten, so würden sie gesiegt haben; statt Dessen wurden sie officiell abgemahnt das Militair welches sich aus der Stadt zurückgezogen und in dem Schwarzenberg'schen Garten verschanzt hatte anzugreifen, durch Aussichten auf eine friedliche, versöhnliche Lösung erkaltet, durch Mittheilung von Adressen an den flüchtigen Kaiser in eine schielende Loyalität gezwängt, durch den Schein des vollständigen Siegs verblendet, und durch die ungebührlich verlängerte und die Entscheidung hinausschiebende Aufregung ermattet, sodaß ein Theil der Bevölkerung von dem „göttlichen Wahnsinn" in dem Revolutionen gemacht werden zur Nüchternheit gelangte, ein Theil die Kampflust verlor, und durch die langsam anrückende, außerordentlich große militairische Macht Zeit gewann sich der Gefahr ganz bewußt zu werden. Auch waren die militairischen Kräfte so groß, die drei Armeen von Windisch-Grätz, Jellachich und Auersperg die Wien umschlassen vorsichtig genug sich nicht auf den Straßenkampf einzulassen, sich darauf

zu beschränken durch Abschneidung der Zufuhr eine bald sehr empfindlich fühlbare Noth an Lebensmitteln herbeizuführen, und die Stadt durch ein unaufhörliches Bombardement, das die größten Verwüstungen herbeiführte, gegen die es keinen Schutz und keine Wehr gab, zur Uebergabe zu nöthigen. Außerdem stand die wiener Octoberrevolution schon vom Beginn an in einer für sie unseligen Verbindung mit den Ungarn. Sowie sie wegen dieser unternommen wurde, so suchte sie sich auch während ihres ganzen Verlaufs auf diese zu stützen, hoffte von Tag zu Tag auf deren hülfreiche Ankunft, und setzte somit ihren Schwerpunkt eigenwillig außer sich, was ihr die Intensität des innern Lebens nahm und sie vor dem Verzweiflungskampf bewahrte. Auch wurde der revolutionnaire productive Boden durch die originelle, legale Stempelung der Revolution durch den Reichstagsausschuß und den Gemeinderath außerordentlich geschwächt und in seinen energischen, erhaben unklugen Unternehmungen verhindert. Dazu kam noch, daß vom Anfang an in der Bevölkerung der entschiedene Glaube an Verrath, der immer in Revolutionszeiten spukt, sich einfand und ein allgemeines Mistrauen erzeugte, das jede Entwickelung der Revolutionskraft lähmte. Es ist kein Zweifel, daß von mancher Seite wirklicher Verrath ausgeübt wurde, auch hat man einige Spione eingefangen, und ein Einverständniß mehrer Nationalgarden mit dem Feinde nachgewiesen; allein das Mistrauen erblickte auch dort Verrath, wo daran nicht zu denken war. So hatte man bei Erstürmung des Zeughauses auch blinde und mit Sand gefüllte Patronen für Manoeuvres gefunden, die durch Zufall unter die Munition geriethen und mit vertheilt wurden. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, die Hälfte der Patronen bestände aus Sand, man traute seinem eigenen Gewehre nicht und fürchtete in Jedem einen Verräther. In den letzten Tagen war aus einigen Fenstern auf vorübergehende Studenten geschossen worden, man witterte nun hinter jedem Fenster einen Verräther; wo ein Fenster offen erblickt wurde, begehrte ein Volkshaufe, daß man es schließe, und des Nachts, daß man es beleuchte. Es gerieth dadurch eine Gereiztheit und eine Wuth gegen einen unsichtbaren, jedoch nach der Meinung eines Jeden im Uebermaß vorhandenen Verrath, die wahrhaft blind machte. In dieser Beziehung war ich von zwei Scenen Zeuge die Das nur zu sehr bestätigen. Ich war auf dem Universitätsplatz, als eine Menge Arbeiter einen wohlgekleideten Mann herbeischleppten, der ohne Hut, mit wallenden Haaren, schreckensbleichem Gesichte und zerrüttetem Aeußern den Eindruck eines Verbrechers machte. Von allen Seiten erhielt er Püffe, auf der Stirne hatte er eine bedeutende Wunde, die ihn mit Blut besudelte, und Alles schrie: „Aufhängen, aufhängen!" Einige Studenten eilten herbei und fragten um die Ursache, da hieß es nur: „Ein Schwarzgelber, ein Schwarzgelber!" Mehr wußte Keiner, und da die Studenten fragten, wer ihn eigentlich als Schwarzgelben denuncirt habe, so konnte auch Niemand antworten. So hatte man den armen schuldlosen Mann von dem Platze Hof bis zum Universitätsplatz unter Mishandlungen geschleppt, weil vielleicht Jemand als er vorüberging die Vermuthung geäußert: „Das ist gewiß ein Schwarzgelber." Obschon solche Scenen äußerst selten vorfielen und man nicht etwa daraus deduciren dürfte, daß allgemeine Anarchie geherrscht habe, so trieb die Furcht vor Verrath, den Jeder entdecken wollte, doch bisweilen zu solchen Auftritten. Am Abend des 28. Oct. war ich in der Jägerzeile, als plötzlich das gänzlich grundlose Gerücht entstand, die Feinde hätten durch einen glücklichen Umweg den Eingang der Jägerzeile gewonnen und kämen von der Stadtseite herangerückt. Dieses bis zur Unmöglichkeit unwahrscheinliche Gerücht wurde von Kämpfern die muthig dem vorne angreifenden Militair Stunden lang Stand gehalten hatten geglaubt, sie geriethen in die größte Bestürzung, man schrie: „Wir sind verrathen!" Alles floh der Stadt zu, die Kanonen wurden von den Barrikaden zurückgezogen, und in einer wilden Schrecklichkeit und einer verwirrten Hast, die mir nie aus dem Gedächtniß entschwinden werden, floh Alles die Jägerzeile hinab, über die Brücke und durch das Rothenthurmthor in die Stadt hinein, sodaß wenn das Militair diese plötzliche, ganz grundlose Flucht vollständig gesehen oder sie nicht für eine Falle gehalten hätte, es in diesem Augenblick die ganze Leopoldstadt ohne Schwertstreich nehmen, ja vielleicht gar in die Stadt eindringen und diese hätte besetzen können. Der Verrath wurde zuletzt schon mit einem völligen Wahnsinn geglaubt und gewittert, und dadurch manche Unordnung erzeugt, welche dem Militair dienlich war. Diese Darstellung von der Nothwendigkeit des Falles Wiens glaubten wir unserer Besprechung der angeführten Werke über die Octoberrevolution Wiens um so mehr vorausschicken zu müssen, als die bisher noch nicht bekannten Details die wir darin anführten den Leser wol am passendsten auf den tragischen Boden dieser Vorgänge führen, die einen so entscheidenden Einfluß auf die Lage der Dinge in Deutschland genommen haben.

Zuvörderst liegt uns Berthold Auerbach's „Tagebuch" vor, in dem uns jedoch das Bewußtsein der Situation und der Einblick in diese historisch wichtigen, folgenreichen Ereignisse ebenso wenig entgegentreten als ein tieferes Ergriffensein von der grandiosen, mächtig aufgerüttelten Volkskraft. Kein Schauer in der Werkstätte der Geschichte, eine peinliche Neutralität und eine Gelassenheit welche nicht den Reiz der Objectivität erringt, charakterisiren dieses Werk. Die Feuerglut der Ereignisse nimmt sich sonderbar aus in dieser durchhöhlten Eisform. Der Verf., dessen großes poetisches Talent mit so erfolgreichem Glücke die kleinen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft darzustellen wußte, hat bei Schilderung dieser Ereignisse die Feder nicht umgewechselt, es ist derselbe friedliche, sonnige Schein, der hier auf Leichen und auf das Grab der Freiheit fällt, wie in den Dorfgeschichten auf Blumen und ländliche Genügsamkeit. Oder vielmehr die gewaltige Tragik der Ereignisse zerrinnt dem unschuldigen, harmlosen Gemüthe des Verf.

in eine beinahe farblose Idylle. Der Verf. pflückt auf einem Schlachtfeld Blümleins, und das Blut sieht er zu Formen erstarren die ihm das Bild einer Landschaft reproduciren. Auerbach hat ein Dichterauge für die schöne Seite des Volkslebens und ist darin ganz aufgegangen; aber er scheint die dämonische Seite desselben, die in Revolutionen sich hervorkehrt, zu wenig zu unterscheiden. Er erinnert an ein Kind das neben der Leiche seiner Mutter harmlos spielt und leise flüstert, damit die geliebte Mutter, die es schlafend wähnt, nicht erwache. Vor dem unheimlich veränderten Volke steht Auerbach so liebevoll vertraulich lächelnd, als wäre es noch dasselbe Volk das er so schön in seinem Frieden belauscht und geschildert. Der Gehalt des Volkes erweitert sich schrecklich vor ihm, und er der es nicht merkt will ihn noch immer in den frühern Rahmen bringen. Nur hin und wieder fällt ihm diese Veränderung auf, und dann grollt er dem Bilde das sich ihm darstellt, und schilt das Volk, weil es die Draperie verschiebt, ja abreißt, die er früher mit ihm organisch verwachsen gewähnt. Er selbst stellt sich mitten in die Ereignisse, und der Contrast zwischen dem friedlich beobachtenden Dichter und den unheimlichen, verzerrten Ereignissen ist zu groß als daß das Buch einen harmonisch befriedigenden Eindruck machen könnte. Der Dichter hat uns so lieblich das Abendroth gemalt, nun taucht er seinen Pinsel statt in den Farbentopf in Blut und merkt den Unterschied nicht; wir möchten ihm gern zurufen: Du bist in einer Revolution.

Auerbach kann das Volk dort begreifen wo es schläft, versteht es aber gar nicht dort wo es erwacht. Er hat ein sehr unschuldiges Buch geschrieben. Der idyllische Standpunkt den er diesen Ereignissen gegenüber einnimmt ist wirklich zu bewundern; Auerbach hat sich so sehr geirrt, daß er die wiener Octoberrevolution für eine Dorfgeschichte ansah, und aus dem kleinlichen, unschuldigen Dahlen nicht herauskommt. Am meisten fällt ihm auf, daß man keine Kinder auf der Gasse sieht, und sein Blick in die Verhältnisse ist wirklich sehr harmlos. In der Politik ist sein Standpunkt der liberale, er schwärmt für Schuselka, und nachdem er ihm die Bürgerkrone des größten Vertrauens quentchenweise zugewogen, endigt er damit, Freundschaft hindere ihn mehr über Schuselka zu sagen. Dessen verschwommener Standpunkt in der Politik behagt dem Dorfgeschichten-Verfasser; er rühmt die „Censurfähigkeit" (buchstäblich) Schuselka's und spricht sie sehr naiv den Radicalen ab. Nirgend zeigt es sich, daß diese großen Ereignisse einen großen Eindruck in der Seele des Verf. hinterlassen haben, neugierig treibt er sich überall herum und läßt sich auf den fürchterlich erregten Wellen behaglich umherschleudern. Das Volk steht nackt in erhabener Schrecklichkeit vor ihm, und er vergißt nicht dessen Adern zu zählen. Ueberall ist er, nur nicht dort wo gekämpft wird. Alles verwandelt sich ihm in einen belletristischen Eindruck, er müht sich ab die Todten aus dem Gemälde wegzuschaffen, um die dörfliche Ruhe nicht zu stören; er ist aus der Laune gekommen in welcher er seine Dorfgeschichten schrieb. Die ganze Revolution ist ihm ein Reiseabenteuer, darum schildert er zuerst seine Abreise von Breslau, dann erzählt er Alles was ihm in Steiermark passirte, und endlich kommt als weiteres Reisebild das Unglück Wiens. Ich begreife nicht wie die Hand eines Mannes der sein Schreibpult auf frische Gräber stellt nicht ein wenig zittert. Dieses Buch hat daher nur für Jene Interesse welche darin Auerbach und nicht die wiener Revolution finden wollen, diese letztere spiegelt sich gar nicht darin ab, sie steht ganz abseits und ragt gar nicht in das Buch hinein. Nicht einmal leise vernimmt man den Donner der Ereignisse, es ist sehr still in diesem Buche. Wir sind in einem versperrten Zimmer, in welchem Alles freundlich und heiter aussieht und kein wüster Lärm vernommen wird; dennoch wird uns bange und unbefriedigt zu Muthe, weil wir wissen, draußen werde gekämpft und wir können es nicht sehen, nicht dabei sein. Uebrigens hat der Verf. vermuthlich gewähnt, die innere Form des Buchs mache es nöthig alle bewegten Gefühle und die Verhältnisse aufrüttelnden Gedanken zu beseitigen; denn ich habe mit ihm, Bodenstedt, Karl Beck und Pröhle einige male in Wien während des Octobers zu Mittag gegessen, und da entwickelte er bessere Anschauungen als das Buch bringt. Desto mehr müssen wir es tadeln, wenn er geflissentlich blos das Glänzende, Helle und Unschuldige der Ereignisse hervorkehrt, also weil er den revolutionnairen Blick des Volks nicht wiedergeben kann, ihm lieber die Augen verhüllt, und um seinen wilden Racheruf nicht nachrufen zu müssen ihm den Knebel in den Mund steckt. Auch Widersprüche in Gefühlen und Gedanken drängen sich auf. So ist z. B. gleich S. 6 eine Polemik gegen die Radicalen und S. 9 sagt er selbst:

> Nicht umsonst sitzen jetzt Caricaturen auf den Thronen; der Weltgeist weiß was er will.

Dagegen findet man auch einzelne schöne Schilderungen und Bemerkungen. So z. B. schildert er (S. 47) ein paar Jodler mit

> ihrem wundersamen Gesang, der sich ohne Worte über alle Höhen und durch alle Gründe der Empfindung hindurchzieht. Mitten unter Menschen, im Zusammenhange des Dorflebens, bleibt der Volksgesang immer an bestimmte Worte gebunden, es bleiben bestimmte, menschliche Beziehungen, und nur wie eine abschließende Instrumentalbegleitung schließt sich oft ein wortloser Refrain an. Droben aber auf der fernen Alm, wo die Sennerin Tage und Wochen verbringt ohne des Wortes, der Verständigung mit einem Menschen zu bedürfen, da sitzt die Sennerin oft sinnend und träumend, weit ab liegt das Wort drunten im Thale, und ein Gesang erhebt sich, gleich dem des Vogels, so ungebunden, so in sich selbst genügend, die reine Luft. Das Menschenkind ist wieder zurückgekehrt in die wortlose Natur.

An einer andern Stelle spricht er von den ruhigen Bergbau- und Ackerbauarbeiten während der gleichzeitigen politischen Stürme, und fügt hinzu:

> Ein Volk, die Menschheit gleicht einem großen Organismus, fest wie der Körper eines Einzelmenschen; während ein einziger großer Affect dich ergriffen und du ganz in ihm bist, gehen die Functionen deines Lebens von selbst ihren Gang, das

steigt auf und ab und erhält dich, ohne daß du es weißt und willst.

So oft er von der Natur oder von dem friedlichen Volksleben spricht, wird er poetisch bezeichnend und darstellend, während er von dem politischen Auf- und Abwogen der Ereignisse klagt: „Es läßt sich kein scharf umrissenes Bild einer Woge festhalten.“ Als wenn der Frieden der Natur starr wäre und nicht alles Leben wogte, und nur das gute Auge dazu gehörte um die Umrisse klar zu sehen. Von der wiener Bewegung schildert er in bunter, zufälliger Folge einige Reichstagssitzungen, dann Straßenbilder, ferner Sitzungen des Demokratischen Comité, des Studenten-Comité. Mitten drinnen fängt er zu klagen an (S. 92):

Ich gestehe, mir wurde schwindlich auf den hochgehenden Wellen des Revolutionssturmes. Ich war wie zerschlagen von allem Dem was ich heute gesehen und erlebt. Es bedarf wol anderer Organisationen, um solchen vielleicht nothwendigen Terrorismus des Revolutionslebens mit ins Werk zu setzen und in ihm zu stehen.

Also das klare Geständniß, das mystische Volksleben in einer Revolution nicht zu begreifen und deshalb dies ängstliche Flüchten zum Frieden, diese häufigen Abschweifungen zu Schilderungen und Bemerkungen über den klaren Spiegel den gewöhnlich das Volksleben bietet. Nur in der Schilderung der letzten drei Octobertage können die farbigen Steinchen, die er rasch aneinanderschiebt, den Eindruck eines Mosaikbildes machen; die schreckliche, wirre Inhaltsfülle, die tragische Tiefe der Situationen, die Wunden des Volks, die fürchterlichen Uebergriffe der Tyrannei spiegeln sich hier in einem wol verschwimmenden, jedoch eindrucksvollen Bilde. Hinter der ganzen Schilderung der Erlebnisse ruht jedenfalls ein reiches Gemüth und eine große Liebe zum Volk. Der Geist des Verf. macht sich in mancher einzelnen Probe bemerkbar, die er mitten unter die leicht dahingleitende Schilderung fallen läßt. Eine ehrliche, gesunde Natur, eine tüchtige, kräftige Gesinnung wird man überall durchschimmern sehen; allein das Ganze ist doch nur, wofür es sich ausgibt, ein Tagebuch. Man mag neugierig sein wie ein Kind einen Meersturm beschreiben werde; allein, wenn man eine wirkliche Beschreibung des Orkans haben will, so wendet man sich an einen Andern.

(Der Beschluß folgt.)

Eine bescheidene Frau.

Elisabeth, Gemahlin des Lord Compton, später Graf von Northampton, galt unter der Regierung Jakob's I. für die reichste Partie in England. Ihr Vater Sir John Spencer, welcher Kaufmann und Lord Mayor von London und dessen einziges Kind sie war, hinterließ ihr die für damals ungeheuere und noch heute nicht kleine Summe von 800,000 Pf. St. Bei der Nachricht dieses Unfalls schnappte Lord Compton vor Freude über. Als er wieder vernünftig worden, erhielt er von der Frau Gemahlin ein Schreiben welches vielleicht als ferneres Abkühlungsmittel gedient hat, aber von Bernard Burke in seinen „Anecdotes of the aristocracy“ (2 Bde., London 1849), als Sittenspiegel der damaligen Zeit mitgetheilt wird. Es lautet:

„Mein süßes Leben . . . . . Nachdem ich dir nun über dein künftiges Verhalten meine Meinung gesagt, muß ich doch wol auch an mich denken und bei mir überlegen was du mir aussetzen sollst . . . . Ich bitte und beschwöre dich, mir, deiner zärtlichsten und liebenden Gattin, vierteljährig die Summe von 2600 Pf. St. auszahlen zu lassen. Neben diesem Nadelgelde wünsche ich zu mildthätigen Zwecken vierteljährig 600 Pf. St. zu haben, und darüber will und werde ich keine Rechnung ablegen. Auch verlange ich für mich drei Reitpferde, und diese soll Niemand sich unterstehen zu verleihen oder zu borgen außer ich an Andere oder du von mir. Ferner brauche ich zwei Gesellschafterinnen, im Fall die Eine krank ist oder sonst eine Abhaltung hat. Auch scheint es mir unanständig für ein anständiges Frauenzimmer allein Maulaffen feil zu haben, dafern Gott ihren Gebieter und ihre Gebieterin mit Reichthum gesegnet. Weiter, wenn ich auf die Jagd oder auf die Falkenbeize reite, oder aus einem Hause mich in ein anderes begebe, müssen sie mich begleiten, weshalb ich für jede der besagten beiden Frauen ein Pferd haben will und haben muß. Ferner verlange ich sechs oder acht Herren zu Begleitern und zwei eigene Kutschen, die eine mit Sammet für mich und mit vier sehr schönen Pferden, die andere für meine Frauen, mit Tuch und goldenen Fransen oder mit Scharlach und silbernen Fransen, und dazu vier gute Pferde. Auch will ich zwei Kutscher haben, einen für mich, den andern für meine Frauen. Auch muß ich, so oft ich reise, nicht allein Baruschen und Relaispferde für mich und meine Frauen haben, sondern überdies auf Alles eingerichtete, ordentliche Wagen, wo meine Sachen nicht von denen meiner Frauen, noch die ihrigen von denen der Kammermädchen, noch die der Kammermädchen von denen der Waschweiber behelligt werden. Auch sollen die Wäscherinnen, so oft ich reise, mit den Wagen vorausgehen, damit Alles sicher sei. Und die Kammermädchen sollen ebenfalls vorausgehen, damit die Stuben in Ordnung, gelüftet und rein seien. Weil es sich ferner nicht schickt, daß ich mit meinem ersten Cavalier in meiner Kutsche gedrängt sitze, muß er ein Pferd haben mich zu begleiten, sei es in der Stadt oder auf dem Lande. Außerdem verlange ich zwei Lakaien. Und für mich selbst brauche ich, abgesehen von meinem jährlichen Nadelgelde, zwanzig Kleider zum Anziehen, sechs davon ausgezeichnet gut, acht fürs Land und noch sechs sehr gut. Ferner bedarf ich in meiner Börse 2000 und 200 Pf. St., sodaß du meine Schulden bezahlst. Ferner brauche ich 6000 Pf. St. mir Geschmeide, und 4000 Pf. St. mir eine Perlenschnur zu kaufen. Da ich in meinen Forderungen so bescheiden bin, wirst du so gut sein meinen Kindern Kleidung zu schaffen, auch ihr Schulgeld sowie meiner Dienerschaft, den Männern und Frauen, den Lohn zu bezahlen. Ferner bestehe ich darauf, daß alle meine Häuser eingerichtet und meine Logirstuben mit dem erfoderlichen Geräthe versehen werden, wie Betten, Sessel, Stühle, angemessene Kissen, Teppiche, silberne Wärmflaschen, Silberschränke, schöne Vorhänge und dergleichen. Mein Visitenzimmer in allen meinen Häusern erwarte ich zierlich meublirt, sowol mit Vorhängen, Sophas, Himmeln, Glaszeug, Teppichen, Stühlen, Kissen, als mit Allem und Jedem was sonst dazu gehört. Ferner verlange ich, daß du deine Schulden abzahlst, Ashby House aufbauest, Ländereien kaufst und, so wahr du Gott liebst, dem Oberkammerherrn, der dir Alles, vielleicht dein Leben abnähme, kein Geld leihest . . . . Nun ich dir auseinandergesetzt was ich haben will und was ich nicht mag, bitte ich noch, sobald du Graf wirst, mir mein Nadelgeld um 2000 Pf. St. zu erhöhen und meine Dienerschaft zu verdoppeln.“ 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 253. — 22. October 1849.

Die Octobereregnisse in Wien.

(Beschluß aus Nr. 252.)

Fenner von Fenneberg und Schütte, welche die Werke Nr. 2 und 3 über die Octoberrevolution geschrieben und eine möglichst dürre, kläglich objective, reizlose Erzählung der Ereignisse geben, sind auch nicht die Historiker dieser Revolution. Zwar der Mensch aus Thon geht fertig aus ihren Händen hervor, aber vergebens mühen sie sich ab den Funken zu stehlen der ihn beleben soll. Mit dem Fleiße eines Kärrners haben Beide und namentlich Fenneberg alles mögliche Material in Bezug auf diese Geschichte zusammengetragen, allein keine Geschichte selbst geschrieben. Es ist eine langweilige Vollständigkeit aller möglichen Proclamationen durch ihre Werke geboten, allein es fehlt überall die Farbe und das Leben. Sie glauben objectiv zu sein, wenn sie alles Material dieser Geschichte in einen Sack schieben und darauf schreiben: „Geschichte der Octoberrevolution." Nirgend zeigt sich die Kraft der historischen Darstellung, trotz der ermüdenden Menge von Details entsteht kein Bild! Das großartige Ereigniß wird weder in seinem Ursprung noch in seiner fortpflanzenden Kraft begriffen, sie kennen Das nicht was sie so mühselig gesammelt, sie verstehen sich selbst nicht. Die Octoberrevolution, die nur als Symptom zu begreifen ist und nur als Keim der daraus entstandenen Verwickelungen Gewicht besitzt, wird von ihnen abgehackt und jede Faser einzeln und vollständig dem Leser zugewogen, es fehlt alle verknüpfende Kraft in der Darstellung. Zwar gibt Fenneberg in der Vorrede seines Werks oder seiner Compilation eine Art Kritik des Ereignisses, allein dieselbe ist eine solche schale Verbindung von Zeitungsgemeinplätzen und ein solches wässeriges Abschöpfen aus der Staatslexikonsbrühe, daß man wol nicht einmal annehmen kann, es sei die Absicht des Verf. gewesen eine pragmatische Ueberwältigung des Stoffs zu liefern; so erkünstelt verdaut nur Vaucanson's mechanische Ente. Allerdings ist der wiener Octoberkampf ein Symptom des großen Widerstreits zwischen Slawismus und Germanismus, der schon einmal in der Geschichte dagewesen, durch Ueberwältigung des letztern der Welt die jetzige Form gegeben und nun wiederkehren zu wollen scheint; allein Fenneberg construirt diese wirre Masse von Ereignissen so willkürlich und gewaltthätig als einen Conflict zwischen Czechismus und Deutschthum, daß man nur eine leere Formel und gar keinen geschichtlichen Gehalt, eine Phrase und keinen Sinn erhält. Ebenso hülsenartig ist die weitere Kritik, man erhält dadurch indirect das naive Geständniß, daß einer der Führer der Bewegung selbst nicht gewußt habe wohin er ziele, und sich bewußtlos von seinem Gefühle fortdrängen ließ. Allein selbst dieses Gefühl, dieses Pathos der Handlung mangelt, man sieht nirgend die Begeisterung für den Kampf, den Schmerz über dessen Mislingen; eine trostlose Nüchternheit spricht sich allenthalben aus. Was Fenneberg's Werk betrifft, so scheint es die Form von Memoiren annehmen zu wollen; allein es ist blos eine klägliche Verbrämung des „Ich". Die Subjectivität wird nicht vorangestellt um den Strom der objectiven Ereignisse durch dieselbe durchzuführen und sie dadurch zu erhellen, sondern die Ereignisse scheinen nur erzählt zu werden, damit behaglich von der Subjectivität gesprochen werden könne. Details die Nichts aufklären können werden angeführt, weil der Erzähler damit in Verbindung steht. Ich hatte zufällig Gelegenheit das Manuscript des Werks zu sehen, und machte dem Verf. den Vorwurf, daß er sich „Obercommandant der wiener Nationalgarde" nenne; er versicherte die Verlagshandlung habe Dies ausdrücklich gefodert; wir wollen ihm deswegen nicht vorwerfen, daß er die wiener Revolution benutze um sich einen Titel zu usurpiren den er nach ihrer Katastrophe drei Stunden lang geführt. In Bezug darauf, daß Fenneberg Gelegenheit hatte alle vorhandenen Proclamationen und Actenstücke einzusehen und an der Quelle der Ereignisse zu stehen, ist dieses Werk die vollständigste Sammlung des Materials, und als solches die empfehlenswertheste von allen über die wiener Revolution erschienenen Werken; mehr als Material darf man aber nicht suchen. Schütte's Werk enthält fast Nichts als die dürre Compilation der Actenstücke, welcher eine unkritische, trockene Anführung der Thatsachen vorausgeht. Schütte hat sich an der Revolution im October nicht weiter betheiligt als daß er die Zeitungsblätter und Proclamationen die während derselben er-

schienen waren sammelte und sie nach derselben in einem Band herausgab, der die Thatsachen sehr unvollständig enthält. Die wiener Octoberrevolution erwartet noch ihren Historiker.

Paris. **E. Engländer.**

Für und wider den Materialismus.

1. Der moderne Materialismus in seiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit; oder: Karl Vogt, der Physiolog der frankfurter Nationalversammlung, ein für alle mal aus dem Tempel der Philosophie hinausgeworfen von Eduard Silesius. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 7½ Ngr.
2. Wiedergeburt, oder: Lösung der Unsterblichkeitsfrage auf empirischem Wege nach den bekannten Naturgesetzen. Versucht von M. Droßbach. Olmütz, Hölzel. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Entgegengesetztes beleuchtet sich gegenseitig, aus dem Für und Wider ergibt sich erst die Wahrheit, und darum stellt Ref. die beiden genannten Schriften zusammen, die beide über denselben Gegenstand, das Problem der Unsterblichkeit, handeln, aber in so entgegengesetzter Weise, daß die erste den Materialismus verdammt, weil er die Unsterblichkeit aufhebt; die zweite hingegen ihn preist, weil er dieselbe begründet. Der Verf. der ersten ergeht sich in einer derben, mitunter plumpen Polemik gegen Karl Vogt, als den Verfasser der im J. 1847 erschienenen „Physiologischen Briefe für Gebildete aller Stände", weil in diesen das wechselseitige Bedingtsein der Functionen und Organe behauptet und daraus gefolgert wird, daß das Gehirn keineswegs, wie manche philosophische und theologische Systeme annehmen, blos als ein Instrument zu betrachten sei, dessen sich die Seele bediene, als ob diese etwas für sich Bestehendes, Immaterielles, von dem Instrumente Losgelöstes wäre, also auch nach der Vernichtung des Instruments fortbestehen könnte. Weil Vogt über diese veraltete Ansicht einer vom Leibe als ihrem materiellen Instrument unabhängigen immateriellen Seele den Stab bricht, und dagegen behauptet, die Physiologie kenne nur Functionen der materiellen Organe, und sehe diese schwinden sobald das Organ vernichtet wird, die Physiologie erkläre sich demnach bestimmt und kategorisch gegen alle Vorstellungen von der speciellen Existenz einer Seele, darum gedenkt ihn Eduard Silesius ein mal für alle mal aus dem Tempel der Philosophie hinauszuwerfen. Er stützt sich dabei besonders auf diejenigen Stellen der „Physiologischen Briefe", wo bewiesen wird, daß die Materie das einzig Unvergängliche sei das wir kennen, und das nur der reinste unverfälschte Materialismus zu erklecklichen Resultaten in der Wissenschaft führe. „Ein jeder Naturforscher", sagt Vogt, „wird wol bei einigermaßen folgerechtem Denken auf die Ansicht kommen, daß alle jene Fähigkeiten die wir unter dem Namen der Seelenthätigkeiten begreifen nur Functionen der Gehirnsubstanz sind, oder — um mich einigermaßen grob hier auszudrücken — daß die Gedanken in demselben Verhältnisse etwa zu dem Gehirn stehen wie die Galle zu der Leber, oder der Urin zu den Nieren. Eine Seele anzunehmen die sich des Gehirns wie eines Instruments bedient, mit dem sie arbeiten kann wie es ihr gefällt, ist ein reiner Unsinn; man müßte denn gezwungen sein auch eine besondere Seele für eine jede Function des Körpers anzunehmen, und käme so vor lauter körperlosen Seelen, die über die einzelnen Theile regierten, zu keiner Anschauung des Gesammtlebens. Gestalt und Stoff bedingen im Körper überall die Functionen, und jeder Theil der eine eigenthümliche Zusammensetzung hat muß auch nothwendig eine eigenthümliche Function haben." In dieser Stelle findet Silesius „den crassesten Materialismus à la système de la nature, wie man ihn in gegenwärtiger Zeit kaum mehr dem unwissendsten Landbader zutrauen sollte", und um zu zeigen, daß Vogt „seinem unumwunden ausgesprochenen Materialismus mit dem Atheismus noch die Krone aufsetzen, und mit einem Kernschwank Jeden der da noch ferner an einen Herrgott glaubt verblümt für einen einfältigen Tropf erklären will", führt er noch folgende Stelle aus den „Physiologischen Briefen" an: „Die Misgeburten, welche nicht nur beim Menschen, sondern auch bei Thieren, und selbst bei wilden Thieren, ziemlich häufig vorkommen, wurden in früherer Zeit als Zeichen des Zornes der Götter angesehen, welche dadurch bevorstehendes Unglück, Strafgerichte und andere Ausbrüche der Art anzeigen sollten. Es war diese Ansicht eine nothwendige Folgerung aus dem Glauben, welcher die Entstehung eines jeden organischen Wesens einem bewußten Schöpfer auferlegte, statt dasselbe unmittelbar aus natürlichen Gesetzen hervorgehen zu lassen. In der That ist nicht abzusehen, warum man sich von dieser Ansicht der übeln Bedeutung der Misbildungen freimachen will, wenn man doch ihren Vordersatz fernerhin anerkennt. Wenn das organische Wesen aus der Hand eines bewußten Schöpfers hervorgeht, so müssen auch die Misbildungen einen bestimmten bewußten Zweck haben, den man ja nach Gefallen ihnen unterschieben kann."

Hören wir nun was Eduard Silesius gegen den incriminirten Materialismus und Atheismus Karl Vogt's vorbringt. Was zuerst den letzten betrifft, der in der Erklärung der Naturerscheinungen aus natürlichen Gesetzen, statt aus einem bewußten Schöpfer bestehen soll, so findet Silesius einen Widerspruch darin, daß Vogt an einer Stelle von der physiologischen Richtung rühmt, daß sie, „weit entfernt in einen todten Mechanismus zu verfallen, uns gerade zur tiefsten Ehrfurcht vor dem im organischen Reiche herrschenden schöpferischen Gedanken zwingt, daß sie zur Verehrung des Plans hinreißt, der mit unendlicher Weisheit so folgerecht aus den einfachsten Ursachen die herrlichsten Wirkungen zu entwickeln vermag", und daß er bei dieser Annahme von Plänen und unendlicher Weisheit dennoch von natürlichen Gesetzen spricht, die in keinerlei Beziehung zu irgend einem bewußten Schöpfer ständen. „Ein noch so gelehrter und scharfsichtiger Physiolog, der mir so Etwas als seine Ueberzeugung ausgeben und mich dazu bekehren will, erscheint mir als ein — philosophischer Hausdampf, beschränkten Grütz- oder Strohköpfen nur gefährlich und verführisch, aber eben deshalb allerdings sehr allgemein gefährlich und verführisch. Wo unendliche Weisheit waltet, wo ferner ein Plan ist, sollte hiervon nicht eine Absicht, daher ein bewußter Vorgang, und zwar wessen anders als eines allweisen Gottes, untrennbar sein?" „Nein, nein, Hr. Vogt, werfen Sie Ihre naturphilosophischen Collegienhefte ins Feuer, und bleiben Sie bei Ihrer reinen Physiologie! Daß Sie aber mit Ihrem angeblichen Atheismus nur leere Zungendrescherei treiben, und sich selbst dadurch mit den schreiendsten Widersprüchen in die Haare gerathen, Das lassen Sie ein für alle mal unter uns abgemacht sein, und uns gar nicht wieder darauf zurückkommen."

Hr. Silesius, der Vogt ein für alle mal aus dem Tempel der Philosophie hinauswerfen will, ist selbst noch gar nicht in denselben eingedrungen; denn sonst müßte er aus Kant's Kritik der Teleologie gelernt haben, daß, wenn uns auch die Welt so erscheint, als ob sie nach bewußten Zwecken oder Absichten erschaffen wäre, daraus noch keineswegs folgt, daß sie an sich das Product bewußter, mit Bewußtsein entworfener Zwecke oder Pläne sei. Ferner müßte er aus der Naturgeschichte wissen, daß die Thiere in ihrer instinctartigen Thätigkeit ganz weise, zweck- und planmäßig verfahren, ohne sich vorher des Zwecks bewußt zu sein, zu dessen Realisirung der blinde Instinct sie antreibt. Könnte nicht also auch der Welturheber ein so instinctartig wirkendes Wesen sein? Trifft nicht auch der echte, geniale Künstler in seiner Production instinctmäßig das Rechte ohne sich vorher ästhetischer Regeln

bewußt zu werden, nach denen gerade der Stümper schafft, weil ihm die Gesetze der Kunst nicht in schöpferischer Kraft eingeboren sind? Nein, Hr. Silesius, es ist kein Widerspruch von weiser Zweckmäßigkeit in den organischen Wesen zu reden, und dieselben doch nicht für Werke eines bewußten Schöpfers, sondern der bewußtlos schöpferischen Natur zu erklären. Sie verdauen auch nicht mit Bewußtsein, und doch geschieht die Verdauung in Ihrem Magen ganz zweck- und planmäßig. Warum schreiben Sie denn Ihrem Magen kein Bewußtsein zu?

Den nachgewiesenen Materialismus Vogt's will Silesius mit Folgendem widerlegt haben. Obwol es noch Niemandem eingefallen sei behaupten zu wollen, daß die Function eines Organs von der speciellen Construction desselben unabhängig sei, also z. B. die Absonderungsfähigkeit getrennt von der Drüse, die Zusammenziehungsfähigkeit getrennt von der Muskelfaser existiren könne, als ob die Muskeln, die Drüsen und die Organe überhaupt vorerst angelegt und ausgebaut würden, und dann zu einer bestimmten Zeit die Function in dieselben hineinfahre, und dort sich festsetze, um mit diesen Organen als ihren Werkzeugen zu wirthschaften: so sei doch von der Function die ihr zu Grunde liegende Kraft oder Thätigkeit wohl zu unterscheiden, „und ich glaube ohne alle Absurdität fragen zu dürfen: ob denn dieselbe, also in den gegebenen Beispielen die absondernde und zusammenziehende, nicht mehr fortbestehen könne, wenn die einzelne Drüse, die einzelne Muskelfaser, und mit ihnen die gerade so und nicht anders modificirte specielle Function zerfallen und zerstört ist? Die Drüsen- und Muskelfunction ist daher allerdings mit der Drüse und Muskelfaser selbst zu Grunde gegangen; das die gewesene Drüse und Muskelfaser Belebende aber ganz sicher ebenso wenig wie die den beiden genannten Organen zu Grunde liegende Materie."

Daraus folgert Silesius in Betreff des an das Gehirn gebundenen Bewußtseins, daß zwar „dem Gehirn in seinem belebten Zustande die das Bewußtsein vermittelnde Fähigkeit innewohne, und daß diese Function als solche zwar mit seiner qua talis construirten Materie sterbe, verwebe und vergehe, daß aber die dieser Denkvermittelung zu Grunde liegende Kraft und Fähigkeit dadurch in ihrer ursprünglichen Wesenheit und Thätigkeit nicht berührt werde". Hiermit glaubt Silesius die von Vogt bedrohte individuelle Unsterblichkeit der Seele gerettet zu haben, hat aber, ohne es zu wissen, durch seine Unterscheidung von speciellen, an die besondere materielle Construction der Organe gebundenen, Functionen und allgemeinen Kräften, die von der Zerstörung jener speciellen Organe und Functionen nicht berührt werden, nur den Grundsatz des Materialismus unterstützt, daß zwar die Individuen zu Grunde gehen, aber die Gattungen davon unberührt bleiben; denn in den Individuen erscheinen die allgemeinen Naturkräfte als ganz speciell bestimmte, an die besondere Structur und Mischung der Materie gebundene Functionen. Gesteht man nun, wie Silesius, ein, daß diese speciell bestimmten Erscheinungen zu Grunde gehen, und nur die ihnen zu Grunde liegenden allgemeinen Kräfte und Wesenheiten fortdauern, mit welchem Recht ereifert man sich, wie Silesius gethan hat, gegen den die individuelle Unsterblichkeit leugnenden Materialismus? Silesius bringt es nur zu einer Fortdauer des Geistes überhaupt, des Bewußtseins überhaupt, der Denkkraft überhaupt; aber nimmermehr zu einem Beweise der Fortdauer dieses oder jenes ganz bestimmten individuellen Bewußtseins, etwa seines eigenen. Er steht also im Wesentlichen auf demselben Standpunkte mit dem Materialismus. Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß, während der Materialismus das allgemeine Princip dem allein er Ewigkeit und Unvergänglichkeit zuschreibt Materie nennt, Silesius dafür den Ausdruck Kraft gebraucht. „Soll von irgend einer Realität — um so mehr also von einer Beharrlichkeit oder gar Unvergänglichkeit der Materie gesprochen werden, so muß sie als Kraft (deren in die Sinne fallende Aeußerung eben die sogenannte Materialität ist) betrachtet werden." Diesen Satz können wir vollständig unterschreiben, aber damit bringt man noch keine individuelle Unsterblichkeit, keine Unvergänglichkeit des individuellen Bewußtseins zuwege. Auch haben die modernen Physiologen von der Materie nie anders als von der sichtbaren Erscheinung wirksamer Kräfte gesprochen. Es ist keinem derselben in den Sinn gekommen aus „todten Stoffen" durch „mechanische oder chemische Zusammenwürfelung", wie Silesius Vogt's „Physiologischen Briefen" vorwirft, das Leben entstehen zu lassen. Solche Stellen hat Silesius zum Beweise dieses Vorwurfs aus den genannten Briefen angeführt? Keine einzige; denn wenigstens in den angeführten Stellen, daß die Gedanken zu dem Gehirne etwa in demselben Verhältnisse stehen wie der Urin zu den Nieren, daß überhaupt die Functionen der Organe durch die materielle Beschaffenheit derselben bedingt seien, und nicht unabhängig von ihr existiren, in dieser übereinstimmenden Ansicht aller Naturforscher (von der Silesius meint, daß sie nur manche „Klystirhandlanger" hegen dürften) liegt jener Vorwurf keineswegs begründet.

Silesius ergeht sich auf das leidenschaftlichste in den gröbsten und schmuzigsten Ausdrücken, wie: „daß in Vogt's Pseudophilosophemen allerdings mancherlei Infarctus vorkomme, der sich zu seiner Werkstätte wie der Koth zum Mastdarm zu verhalten scheint" u. s. w., gegen den Materialismus in dessen „Physiologischen Briefen". Dennoch nennt er diese ein „sonst so würdiges Buch", und spricht von seiner „Scheu, mit einem so sehr überlegenen Gegner, gewissermaßen mit einem Riesen Antäus, auf seinem eigenen Gebiete zu ringen, ohne auch nur im geringsten Etwas vom Hercules in sich zu verspüren". Nur aus dem Tempel der Philosophie will er ihn ein für alle mal hinauswerfen. „Hätte Vogt als Physiolog in Beziehung auf Das was über die Physiologie hinausliegt das Maul gehalten, so wären wir mit viel blasphemistisch-lotterhaftem Geschreibsel, das am Ende für den unvernünftigen Lesepöbel noch gefährlich sein kann, verschont geblieben, und er hätte sein großes Verdienst innerhalb der Schranken seiner competenten Wissenschaft ungeschwächt bewahrt." Was hat denn nun aber Silesius wissenschaftlich Gegründetes vorgebracht, um die dem „Lesepöbel" gefährlichen Resultate der Physiologie, durch die sich das Dasein eines persönlichen, mit Bewußtsein schaffenden Gottes, und die individuelle Unsterblichkeit, wie sie der Lesepöbel braucht, freilich nicht stützen läßt, zu entkräften? Gar Nichts. Das mag nun freilich für den Lesepöbel schlimm sein; aber was braucht sich die Wissenschaft um den Lesepöbel zu bekümmern? Dieses philanthropische Geschäft kann sie füglich Solchen überlassen die selbst zum Lesepöbel gehören.

Der Verf. von Nr. 2 hält den Materialismus keineswegs für so gefährlich und verwerflich wie Silesius, glaubt vielmehr durch ihn allein die Unsterblichkeit beweisen zu können. Durch Verbindung der Körper miteinander, sagt er, kommen Eigenschaften zum Vorschein die wir vorher an den unverbundenen Körpern nicht wahrgenommen haben. Durch die Auflösung alter und die Bildung neuer Verbindungen entsteht eine Aufeinanderfolge verschiedener Zustände, eine Bewegung die wir Leben nennen. Insofern dieses Verbinden und Auflösen ohne Ende fortgesetzt wird, ist es ein ewiges Leben. Insofern die alten Verbindungen wiederholt werden, und dadurch die frühern Eigenschaften wieder zum Vorschein kommen, ist es Unsterblichkeit. Leben und Tod, Verbindung und Auflösung sind die zwei Gegensätze, die zwei wesentlichen Theile des ewigen Lebens. Alles ist denselben unterworfen. Die Wiederentstehung der unorganischen Verbindungen oder ihre Unsterblichkeit ist Thatsache. Die organischen Verbindungen sind nicht wesentlich von den unorganischen verschieden. Alle organischen Verbindungen waren früher unorganische. Die ihnen zu Grunde liegenden eigentlichen Körper sind in beiden Verbindungsarten dieselben.

Nach diesen allgemeinen Vordersätzen behauptet der Verf.,

der geradeste Weg die Unsterblichkeit empirisch nachzuweisen sei: a) zu zeigen, daß das ewige Leben erfahrungsgemäß im Wesen aller Naturdinge, also auch des Menschen, liegt; b) factische Zeugnisse beizubringen von dem Wiederentstehen gänzlich aufgelöster Verbindungen; c) zu zeigen, auf welche thatsächliche Weise die Wiederentstehung vor sich geht. Zu a) sagt der Verf., der Mensch sei ein Naturding gleich allen andern Dingen. Kein Ding könne vernichtet werden. Der Tod sei nicht Vernichtung des Stoffs, sondern nur Aufhebung seiner frühern Zustände und Verhältnisse. Das Leben in seinen beiden Gegensätzen der Verbindung und Auflösung, des Lebens und des Todes, sei erfahrungs- und vernunftgemäß ewig. Zu b) führt er das Beispiel eines Wassertropfens an. Wir zersetzen einen Wassertropfen in seine beiden Gasarten, fangen dieselben auf, setzen sie der Einwirkung des elektrischen Funkens aus, und entzünden sie, so haben wir denselben Wassertropfen wieder den wir früher hatten. Endlich zu c) die Zahl der Keime die in der Erde liegen sei beschränkt; die Samenbildung oder Auffaugung der Keime zu organischen Gebilden sei daher auf eine gewisse Zahl von Keimen angewiesen, und sowie der Kreis sämmtlicher vorhandenen Keime durchlaufen ist, müssen die alten wieder an die Reihe kommen, und zwar mit ihren unveränderten, eigenthümlichen Fähigkeiten und Eigenschaften.

Man war, schließt der Verf., darum bisher nicht im Stande die Unsterblichkeit des Menschen evident nachzuweisen: 1) weil man den Menschen nicht den physischen Gesetzen ganz und unbedingt unterwerfen wollte, sondern ein Doppelwesen, halb von dieser, halb von einer andern uns unbekannten Natur, aus ihm machte; weil man vor der Erkenntniß zurückschauderte, daß im menschlichen Samen die menschlichen Fähigkeiten liegen, wie im Pflanzensamen die Eigenschaften der Pflanze; weil man den Muth nicht hatte ganz auszusprechen, der Mensch ist Staub und sonst Nichts als Staub; weil man aus Furcht vor Vernichtung den Menschen von den gewöhnlichen Naturgesetzen ausnehmen zu müssen für durchaus nothwendig hielt. 2) Weil man die Endlichkeit, die Beschränktheit, die Erschöpfbarkeit der Weltkörper übersah. 3) Weil man unter Leben nur den bewußten, den entwickelten Zustand, und nicht zugleich den unbewußten, den Keimzustand verstand. 4) Weil man die wirkliche, irdische Welt verachtete, und eine Welt der Abstraction für den Menschen bauen wollte. 5) Weil man den Stoff woraus selbstbewußte Dinge gemacht werden für etwas Immaterielles, Geistiges hielt, ohne einzusehen, daß die Kraft selbstbewußt zu sein nicht existiren kann ohne die Kraft Raum einzunehmen, Anziehung, chemische Verwandtschaft zu haben u. s. w. „Da man nie zur Gewißheit gelangen kann, daß ein Geist ohne Körper überhaupt nur möglich ist, so konnte und kann man auch nie die Unsterblichkeit desselben ohne Körper nachweisen. Hat man erkannt, daß die Unsterblichkeit des Individuums auf physischen Gesetzen beruht, so braucht man keine übernatürlichen zu erfinden.“ Hiermit glaubt der Verf. das auf dem Titel Versprochene gelöst zu haben, hat aber weiter Nichts herausgebracht als die Möglichkeit, keineswegs aber die Wirklichkeit der Wiedergeburt. Daß die unvergänglichen Grundstoffe der Organismen, also auch der menschlichen Individuen, sich wieder ganz in derselben Combination zusammenfinden können wie die Bestandtheile eines bestimmten Wassertropfens, wenn nämlich eine Kraft da ist die sie ganz wieder auf dieselbe Weise verbindet, Das und weiter Nichts hat der Verf. bewiesen. Aber daß die Bestandtheile der Individuen sich ganz wieder auf dieselbe Weise einst wirklich verbinden, sodaß sie wieder ganz dasselbe Individuum bilden, den Beweis dafür ist uns der Verf. schuldig geblieben, und mußte ihn schuldig bleiben. Dazu reicht der Materialismus nicht hin; dieser führt nur zu dem hypothetischen Satze, daß, wenn die geheimnißvolle Lebenskraft welche die materiellen Grundstoffe zu diesem bestimmten Individuum verbindet, nach dem Tode oder der Auflösung derselben ganz dieselben Stoffe wieder in derselben Weise zu demselben Individuum herstellt, alsdann dasselbe Individuum wiedergeboren oder auferstanden ist; aber daß es wirklich geschieht, oder gar geschehen müsse, Das kann der Materialismus nun und nimmermehr beweisen, da, wenn auch die materiellen Grundstoffe einerseits, und die Lebenskraft andererseits unvergänglich ist, doch daraus noch keineswegs folgt, daß die allgemeine Lebenskraft sich immer wieder in denselben Organismen individualisiren müsse in denen sie früher erschien. Wol sind die Stoffe, auch des größten Weltkörpers, erschöpfbar; aber die Combinationen derselben zu individuellen Organismen können unerschöpflich sein, wie die Töne des Claviers auf unerschöpfliche Weise zu immer neuen, noch nie dagewesenen Melodien, oder die Buchstaben des Alphabets zu immer neuen Büchern combinirt werden können. So wenig als der Verf. beweisen kann, daß sein Buch einst nach seiner Vernichtung ganz auf dieselbe Weise wieder werde geschrieben und gedruckt werden, sogar bei demselben Verleger Eduard Hölzel in Olmütz, ebenso wenig hat er die individuelle Unsterblichkeit des Menschen bewiesen. Silesius hatte also Recht, daß die moderne Physiologie den Glauben an individuelle Unsterblichkeit untergräbt; aber er hatte Unrecht sich deshalb gegen Vogt zu ereifern. Drosbach, der Verf. von Nr. 2, hatte Recht die Resultate der Naturwissenschaften anzuerkennen, und den Menschen von den allgemeinen Naturgesetzen keine Ausnahme machen zu lassen; aber er irrte sich gewaltig, indem er glaubte aus denselben die individuelle Wiedergeburt folgern zu können.

16.

Notiz.

Wie die Engländer das Lateinische und Griechische aussprechen.

Man wird unsern deutschen Philologen gewiß nicht verwerfen können, daß sie eine zu bescheidene Meinung von dem Standpunkte ihrer Wissenschaft haben; doch ist es wol noch keinem derselben eingefallen zu behaupten, daß wir das Lateinische und Griechische vollkommen so aussprechen wie die alten Römer und Hellenen es gethan haben. Es liegt in der Natur der Sache, daß auch die gelehrtesten Forschungen hierüber nicht allen Zweifel aufzuklären vermögen. Indeß gereicht es uns zu einigem Troste, daß nach aller Wahrscheinlichkeit wir dem Richtigen in dieser Beziehung näher stehen als viele andere Nationen, namentlich die Engländer. Beispielsweise geben wir hier das Vaterunser in beiden alten Sprachen, genau nach der in England mustergültigen Etonian pronunciation:

„Peter noster, kwei is in ßihliß, ßänktifißihtör*) nomen tjuöm. Adwihniät regnöm tjuöm. Feiät wolöntäß tjuä, ßeikt in ßihlo, et in terrä. Penem noström kwotidjehnöm deh nobiß hoddi — ih. Et dimiti nobiß debitä nosträ, ßeikät et nehß dimitimöß debitohriböß nostriß. Et nih nohß indjukäß in tentäschionem, ßed libereh nohß eh mehlo. Kweiä tjuöm eßt regnöm, potenschiä et gloriä, in ßekjulä ßekjuloröm. Ehmen.“

„Peter himohn, ho en teuß auränoiß, hägiäßthihto to enomä ßau; eltheto hih bäßileiä ßau; genithito to thelimä ßau, hehs en auräno ka — i epi tihs gihs. Ton ahrton himohn ton epiaußion doß hihmin ßihmeron, ka — i efeß hihmin teh efeilihmätä himohn, hohs ka — i himeiß äfeiemen toiß ofeileta — iß himohn, ka — i mih eißenenkihs hihmäß eiß peiräsmon alä ruhßa — i himäß äpoh tau ponihrau, hotti ßau eßtin hih bäßileiä ka — i hih djunämis, ka — i hi doxßä, eiß tauß a — ihnäß. Ehmihn.“

47.

*) Für die Aussprache des kurzen u (hier durch ö bezeichnet und des th haben wir bekanntlich kein Aequivalent.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 254. — 23. October 1849.

Franz von Florencourt.

Eine Charakteristik.

Wir versuchen im Folgenden die Charakteristik eines Mannes zu geben, dessen gegenwärtiger Standpunkt keineswegs der unsere ist, der aber nach unserer Meinung durch sein kühnes Hervortreten bei den verschiedensten Gelegenheiten eine solche sehr wohl verdient. Zu einer solchen Charakteristik hat Florencourt, von dem wir hier reden, einem literarischen Blatte durch das ziemlich rasche Aufeinanderfolgen seiner Schriften wol Veranlassung gegeben. Doch dürfen wir wol hoffen die Verzeihung des Lesers zu erhalten, wenn wir hier uns nicht unmittelbar an seine Bücher, die ohnehin nur eine Sammlung zerstreut erschienener Aufsätze enthalten, sondern geradezu an seinen Lebensgang, so weit uns derselbe bekannt ist, halten, um hieran die Charakteristik seiner literarischen Persönlichkeit zu knüpfen.

An dem frühern, dem vormärzlichen Schriftsteller Florencourt mußte zunächst Eins auffallen: er war durch und durch ein alter Student, ein alter Burschenschafter. Ein Aufsatz, den er dem Andenken eines früh verstorbenen Freundes widmete, und auch in die erste Auswahl seiner Aufsätze aufnahm, gibt von dem Studentenleben seiner Zeit, an welchem er sich als eifriger Burschenschafter betheiligte, ein anschauliches Bild. Die Frage: ob constitutionnelle Monarchie oder Republik? war damals in den Burschenschaften an der Tagesordnung, und die Meisten, auch Florencourt, waren für die letztere. Der reisende Student wurde in der Universitätsstadt wohin er kam, auf der „Kneipe" die er dort aufsuchte, sofort in Disputationen gezogen, die oft auch durch die geöffnete Kammerthüre fortdauerten bis in die Nacht, wenn er mit einem Mitgliede der Verbindung in dessen Wohnung sich zur Ruhe begeben hatte, wo dann der Wirth sich auf dem Sopha mit seinem Schlafrock zudeckte, während dem Gaste das Bett angewiesen wurde. Florencourt's größte Lust war eine solche streng logisch durchgeführte Disputation, welche so gut als ein Kunstwerk betrachtet werden konnte, wie ein regelrechter „Gang" auf dem Fechtboden. Dem Gange und Wesen dieser freien akademischen Disputationen, scheint uns, ist die Architektonik der Aufsätze in seiner schriftstellerischen Periode ganz analog. Durch den oft glänzenden, stets anschaulichen Stil, der, wie es im Gespräch zu geschehen pflegt, Bilder, Beispiele und anderes zur Erklärung dienende Beiwerk von den zunächstliegenden und concretesten Dingen hernimmt, schimmert stets die Verstandesthätigkeit in einfachen logischen Schlußfolgerungen hindurch. Diese Logik aber wird wieder durchkreuzt von den vielen, oft ganz willkürlichen Abschweifungen, in denen vom Hauptthema mehr oder weniger unabhängige Stoffe zuweilen fast erschöpfend behandelt werden; ferner von den vielen persönlichen Bemerkungen, Reservationen, Verwahrungen und Erklärungen aller Art, die sich wie im Gespräch überall hin ausbreiten, dem Selbstgefühl einer bedeutenden und originellen Persönlichkeit nach allen Seiten hin Raum zu schaffen suchen, und seine Darstellungsweise, die sich oft zu den besten Leistungen namentlich unserer poetischen Prosa erhebt, ganz unnachahmlich machen. Daß er aus jenen Unterhaltungen in der Burschenschaft bedeutende Bildungselemente in sich aufgenommen, sagt er selbst. Es gehörten ihr viele, im Grunde längst über die Universität hinausgewachsene junge Männer an, hauptsächlich wol um von Studentenverbindungen aus umgestaltend in die politischen Verhältnisse des Vaterlandes einzugreifen. Wenn sie hierin den Irrthümern ihrer Zeit huldigten, so braucht darum die Summe ihrer positiven Kenntnisse nicht gering, ihr Verstand nicht stumpf und ihr Wille nicht schlecht gewesen zu sein. Florencourt selbst repräsentirt die Gattung des „alten Studenten" aus jener Zeit wol am besten. Er wurde übrigens in die demagogischen Untersuchungen verwickelt, und saß längere Zeit in Kiel auf dem Carcer der Universität. Nachdem er seine Hochherzigkeit durch seine Verbindung mit einem holsteinischen Mädchen geringen Standes, das ihn durch gemüthliche Vertiefung ihrer echt weiblichen, träumerischen Natur in sein ganzes Wesen und Sein und durch eine ansehnliche Schar rothbäckiger Knaben und Mädchen belohnte, gezeigt und bewiesen hatte, ging seine ganze geistige Thätigkeit noch immer in den Burschenschaften auf. Seine Absicht war übrigens schon damals mit Weib und Kind nach Amerika zu gehen. Erst als ihm die zu diesem Zwecke bestimmte Summe in Ham-

burg (er wohnte eben unweit dieser Stadt auf dem Lande) entwendet und er mit Weib und Kind ohne Brot war, begann er seine literarische Thätigkeit, von der man sicherlich sagen kann, daß sie seitdem jeder bedeutenden Zeitfrage ihr Gewicht in die Wagschale geworfen hat, so schwierig Dies auch war, da Florencourt, dessen Parteistellung sich nach jeder einzelnen Frage modificirte, eigentlich niemals durch Parteieinfluß getragen und gehoben wurde, außer wenn er sich selbst erst seine Partei geschaffen hatte.

Florencourt war durch Wienbarg zu den Blättern der hamburger „Börsenhalle" herangezogen, die er dann eine Zeit lang redigirte. Hier füllte er fast das ganze Blatt mit seinen publicistischen Aufsätzen, seinen Kritiken und Uebersetzungen. Aufsehen erregte sogleich seine Vertheidigung des Erzbischofs von Köln. Uebrigens vertrat er Tag für Tag die einfachsten Foderungen des Liberalismus, namentlich Constitution und Preßfreiheit. Mit seltener Wärme und Ausdauer behandelte er sie als das unerschöpfliche Grundthema aller seiner Aufsätze bis zum 18. März v. J. Von Hamburg zog er später nach dem Königreiche Sachsen. Zwischen ihm und seinem damaligen Freunde Robert Blum war in jener Zeit noch kein wesentlicher Unterschied. Aus Leipzig ausgewiesen, zog er mit Weib und Kind nach der Gegend des Thüringerwaldes zu. Zwischen Weißenfels und Naumburg schlug er selbst einen Fußweg über die Schönburg an der Saale ein, während der Wagen mit seiner Familie langsam auf der Chaussee zwischen den beiden Städten hinfuhr. Indem er nun, um wieder auf die Chaussee zu gelangen, durch ein kleines freundliches Seitenthal des herrlichen Saalthals zwischen Wiesen und Mühlen dahinschritt, gefiel er sich dort so sehr, daß er ein auf dem Gipfel eines Weinbergs ganz einsam liegendes Wohnhaus von dem Besitzer miethete, und den Wagen mit Weib und Kind hierher holte. Dieser zweite Zufall machte ihn zum Preußen. Er wurde hier der Nachbar des alten Jahn zu Freiburg, der oft über Saale und Unstrut zu ihm herüberkam, und in seiner Abwesenheit durch langen Bart und lautes, keckes Wesen zuweilen Weib und Kind in dem einsamen Hause erschreckt haben soll. Florencourt und Jahn, Beide Männer der Burschenschaft, der Eine eine stille, verlegene, der Andere eine laut daherstürmende, riesige Erscheinung, bezeichnen einen Gegensatz der in der Burschenschaft selbst liegt. In Florencourt hatte sich das Wesen der Burschenschaft mit seiner höhern Sittlichkeit und seiner ganzen Gemüthstiefe entwickelt. Jahn repräsentirte zunächst die formelle Seite mit ihren Gelübden, Uebungen und Umtrieben. Florencourt hat später sehr heftig gegen Jahn geschrieben. Was jeder persönliche Bekannte Jahn's weiß, daß der derbe, drollige Alte nicht so ohne Weiteres eine geheiligte Personification aller deutschen Treue und Redlichkeit ist, wie das Publicum ihn sich wenigstens vor dem Zusammentreten des Parlaments dachte, entwickelt er darin mit der ganzen Energie seiner vorwiegend moralischen Auffassungsweise. Er übersieht aber, daß die Zeit, deren echtes Product Jahn ist, doch wahrlich auch ihre Sittlichkeit hatte, schlägt seine culturhistorische Bedeutung für Nichts an, und verkennt den nationalen Einfluß von Jahn's Persönlichkeit, den doch selbst jüngere Leute als Florencourt noch an sich selbst verspürt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Storia della Lega Lombarda, illustrata con note e documenti per *Luigi Tosti*. Monte-Cassino 1848.

Dies Buch verdankt seine Entstehung dem Geiste welcher 1847 dem politischen Leben in Italien eine neue Richtung gab, welcher 1848 zur Umgestaltung der Staaten und zum Unabhängigkeitskriege führte, und, im entscheidenden Moment zügellos und in sich selber uneins, in schnöder Entartung den beklagenswerthen Sturz nachsichzog, als dessen Extreme wir in Zeit weniger Wochen die Zersprengung des piemontesischen Heers, das Bombardement Genuas, den erneuten Zug gegen Sicilien, den Verzweiflungskampf des Terrorismus in Rom erlebten. Die Nationalitätsidee war längst in Italien; längst erwärmte das heilige Feuer manches edle Gemüth, immer schöner gestalteten sich die Hoffnungen, zu immer concreterer Gestalt reiften die Pläne; Ungenügsamkeit und Unverstand, Zwietracht und Parteihaß, der alte revolutionnaire Sauerteig, welcher dem constitutionnellen Element nicht weichen wollte, endlich die von der Furie verbrecherischer Leidenschaft bis zum Wahnsinn gepeitschten anarchischen und destructiven Gelüste vernichteten in wenig Monaten was Jahre aufgebaut, und was der Vollendung nahe war. Die Nationalitätsidee hat das Buch über die Geschichte des Lombardenbundes eingegeben. Der Italiener verweilt gern bei den Erinnerungen der Erhebung der Communen zu Friedrich Barbarossa's Zeit, und es ist ihm nicht zu verdenken, es ist eine glorreiche Zeit, wenngleich bei weitem ergiebiger für die Gestaltung des italienischen Lebens in seinen bürgerlich-politischen Institutionen, und für die Anregung der Ideen welche die Signatur des italienischen Mittelalters bilden, als bedeutend durch consequente Durchführung eines großen und nachhaltigen Werkes. Der Lombardenbund schließt die Factoren der neuern italienischen Staatsgeschichte in sich: in ihm ist das Wohl und Wehe, das Anziehende und Abstoßende, in ihm ist die Erklärung aller spätern Zustände und Ereignisse enthalten. Der Jammer unverschuldeten Unglücks, der Fluch selbstwillig-bewußter Schuld, welche uns bald der eine und bald der andere, unablässig verfolgen in der Geschichte der sieben Jahrhunderte die seit dem Schwur von Pontida und der Zerstörung Mailands und der Schlacht von Legnano vergangen sind, treten uns in den Ereignissen jener Tage und ihren Anlässen bei jedem Schritte grell und unversöhnt entgegen.

Es ist ein Stoff in dessen Behandlung deutsche und italienische Anschauungsweise sich streng scheiden. Ich will dem Italiener im Allgemeinen keine Begeisterung für die Hohenstaufen zumuthen, die guelfische Gesinnung hat in Italien seit Jahrhunderten überwogen, und das Geschlecht welches mit dem der Ottonen das Ideal des Ghibellinismus, das allumfassende Kaiserreich sich zum Ziel gesetzt, welches diese Idee gewissermaßen repräsentirt, kann von der siegreichen feindlichen Partei nicht viel hoffen noch erwarten. Man kommt auf der Südseite der Alpen auch heute noch zu keiner unabhängigen Beurtheilung des Mittelalters, und pflegt Alles auf einen Haufen zu werfen, Barbarossa, Karl V. und die Oestreicher von 1815—1848. Einigermaßen auf gleiche Weise ist es dem Verf. der „Storia della Lega Lombarda" gegangen. Der Pater Tosti ist nicht nur Allen bekannt welche Monte-Cassino besucht, und

seiner gefälligen wie belehrenden Führung als Bibliothekar sich zu erfreuen gehabt haben, sondern auch Vielen die sich für italienische Historie interessiren durch seine Geschichte des berühmten Klosters St.-Benedict, und sein Werk über Papst Bonifaz VIII., durch welches er das mittelalterliche Papstthum in dem schroffen Gegensatz zum Principat, in den es unter dem Gegner Philipp's von Valois und Dante's getreten war, zu rechtfertigen suchte. Dies Buch, auf dessen Bearbeitung die Verhältnisse der Hierarchie zu Lebzeiten Gregor's XVI. wol nicht ohne Einfluß geblieben, erschien als die Umwandlung unter Pius IX. schon begonnen hatte, gerade wie es der Schrift des Toscaners Galeotti über die weltliche Souverainetät des Papstes erging, welche eine allmälige und gemäßigte Metamorphose der klerikalen Formen in Antrag brachte, und sich plötzlich Angesichts einer Revolution befand, welche selbst an die Wurzel der weltlichen Herrschaft die Art anzulegen gewagt hat. Die neuen Ideen haben seitdem auf den Pater Tosti vielleicht mehr eingewirkt als für die ruhige Betrachtung und Untersuchung der Geschichte ersprießlich ist; im gegenwärtigen Falle haben sie offenbar die Wahl des Stoffs veranlaßt, und dessen Färbung bedingt. Selbständig neue Forschungen scheint der Verf. über die Geschichte des Lombardenbundes nicht angestellt zu haben, die bekannten Materialien sind benutzt, die Fragen welche die Verfassung und das Verhältniß zum Reich betreffen sind ziemlich leicht und nicht immer mit Berücksichtigung der zahlreichen und eindringlichen neuern Forschungen abgethan. Sind auch einige Documente gegeben, unter denen übrigens nichts Neues, so sieht man doch, daß es dem Verf. darum zu thun war ein mehr populaires Geschichtsbuch zu liefern, welches schon vermöge des Stoffs auf ein größeres Publicum rechnen könnte, auf viele Leser aus einem Volke welches eben wieder in den lombardischen Ebenen den Kampf gegen Fremdherrschaft führte.

Unter solchen Umständen ist von einem Erkennen der Berechtigung des deutschen Elements in dem Buche nicht die Rede, geschweige denn von einem Anerkennen. Die Kaiserrechte auf Italien werden gewissermaßen in Abrede gestellt, und höchstens wird einmal zugegeben, daß ein Recht hier und da eine Reminiscenz des Vergangenen geblieben, nicht im Factum. Dies seltsamerweise schon unter Heinrich IV. Vom deutschen Heerbann und Lehnwesen keine Anschauung, dafür zeugt eine Schilderung des Heers des Rothbarts: „Denke dir, Leser, welche gutwilligen Leute alle jene Deutschen welche der Barbarossa mit sich führte in Italien Justiz zu administriren. Das war kein an kriegerische Disciplin gewöhntes Heer, sondern ein endloses Zusammenstoppeln von Volk verschiedener Art und Sitte, welches Herzog, Bischof oder Abt in seiner Herrschaft aufbrachte, und welches auf ein Zeichen des Königs vorwärts schob. Es waren Feudalmilizen in der Knechtschaft verhärtet, die im Kriege jene Freiheit genossen welche die wilden Thiere im Walde haben." Der Deutschen Macht und Autorität in Italien seien lediglich materieller Art gewesen; daß Konrad den Franken (dieser ist offenbar gemeint, wenngleich er im Buche als di razza Ghibellina bezeichnet wird) König von Italien, weil er König der Deutschen, sei deutsche Logik, gegen welche das italienische Volk bereits mit Argumenten de jure et facto gestritten, die in spätern Zeiten Barbarossa sehr überzeugend gefunden habe. Und die armen Deutschen, wie wird stets auf sie eingehauen! „Erzbischof Aribert von Mailand schläferte seine Hüter durch Wein ein — die Hüter waren ja Deutsche! . . . . . Ich führe die deutsche Antwort nicht an welche der gute Otto von Freisingen uns aufbewahrt hat; ich schreibe für Italiener, und Niemand kennt besser als diese das Maß deutscher Gesinnung und Handlung im fremden Hause." Des Kaisers Hof und Höflinge (es thut mir leid, bei einem ernsten und tüchtigen Geschichtschreiber, wie Tosti ungeachtet der Schwächen und Untugenden seines Buchs dennoch ist, solche Auswüchse zu finden): „Da die Misverständnisse so ans Tageslicht kamen, mag der Leser sich vorstellen wie die Höflinge schwitzten, welche einen sittenlosen Fürsten umschwärmten wie ekelhafte Insekten ums Aas. Sie spionirten und rapportirten bei Hofe, und da sie Nichts zu rapportiren fanden, fälschten und erfanden sie nach Herzenslust. Da es in jener Zeit keine Kreuze und Bänder gab ihre Brust zu schmücken, so möchte ich ums Leben gerne wissen wie Barbarossa seine Spürhunde stempelte" („marchiasse", eigentlich „brandmarkte"). Die deutsche Einfalt endlich — nach dem Kampfe mit den Römern bei Friedrich's Kaiserkrönung verlangte das Heer Absolution vom Papste —: „Hadrian, obgleich dem Anschein nach des Kaisers Freund, hatte Anderes im Sinne als so bestialisches Volk loszusprechen. Er erhob die Hand zur gewohnten päpstlichen Benediction, und die Deutschen, die von solchen Dingen Nichts verstanden, hielten sich für absolvirt." Friedrich selbst muß jeden Augenblick herhalten: seine boreale superbia, seine indecenza und irreverenza; er heißt uomo bestiale per superbia, und es wird berichtet, wie das Volk in ihm den ministro del diavolo gesehen. Stellen der Chronisten wird Gewalt angethan, um Ungünstiges gegen den Kaiser und seine Sache herauszulesen.

Dieser Widerwille gegen die Deutschen geht durch das ganze Buch, und spricht sich unter Anderm in der Einleitung aus, wo die Idee des deutschen Ritterwesens dem patriotischen Princip des italienischen Mittelalters hintangesetzt wird. Diese Idee sei an das persönliche Individuum geknüpft gewesen ohne sich zur Herrlichkeit des socialen Individuums erheben zu können; der Heldensinn des Deutschen sei aus der individuellen Natur oder der Frauenliebe erzeugt worden, und somit eine plastische Tugend gewesen die stets das Gebrechen der Materie in sich getragen habe. Bei den Italienern habe dies Ritterwesen nicht bestanden, das Vaterland habe ihre Tapferkeit entflammt, und diese sei eine ästhetische Tugend ohne materielle Beimischung, weil gereinigt durch die Heiligkeit der Vernunft. In der germanischen Welt sei die Tapferkeit nicht die Inspiration des Herzens gewesen, welches erfüllt von dem Bewußtsein eines sittlichen Princips, eines Princips edler denn der Mensch selbst als einfaches Individuum. Frauenliebe und Hoffnung des Gewinnes haben die Beweggründe gebildet, die Natur des Lohns, namentlich die Belehnung habe den Werth der Gesinnung herabgesetzt. Anders sei es mit den Siegern von Legnano gewesen, sie bedurften des Kunstgriffs der Belohnung nicht, ihnen genügte die Lust den Deutschen verjagt, das Vaterland befreit zu haben, und Tugend und Lohn erhielten einander auf der Höhe des Princips von dem die Anregung ausging. Die Beurtheilung dieser Sätze kann ich füglich Denen überlassen welche mit deutscher und italienischer Natur und deren Ausdruck, der Geschichte, vertraut sind. „Der echte italienische Charakter", fährt Tosti dann fort, „spricht sich in den lombardischen Städten aus, welche, durch keine gegenwärtige Monarchie unterdrückt, durch Thatsachen den sie erfüllenden Geist an den Tag legen konnten. Der südlichern Region ward dazu nicht Zeit gelassen; denn plötzlich sowol wie dauernd war der Druck des materiellen germanischen Geistes, der nach den regellosen Heerzügen von Gothen und Sarazenen sich in den longobardischen Fürstenthümern und der normannischen Monarchie festsetzte. Italiener waren die Abruzzesen, Campaner, Apulier, Calabresen; ja letztere, durch ihren Zusammenhang mit Griechenland, und weil durch ihre Adern griechisches Blut in die Adern von ganz Italien überging, waren noch empfänglicher für die Idee des Vaterlandes. Aber die blütentreibende Individualität war bei ihnen unterdrückt, und da sie auf dem Wege der Schönheit zu keiner Schöpfung gelangen zu können befürchteten, versuchten sie es auf dem Wege der Wahrheit; zuerst verkündeten sie die Freiheit der Vernunft, zuerst stürzten sie die Herrschaft des Aristoteles, und da sie für sich und ihre Lebensgemeinschaft kein Vaterland zu gründen vermochten, gründeten sie eins für Aller Vernunft, die Philosophie. Dante und Michel Angelo gehörten Florenz, Neapel gehörten Campanella und Telesio. Indem so die Theilung der Italiener,

Das was man Municipalgeist nennt, die Heimat im Schooße der gemeinsamen Mutter vervielfältigte, vervielfältigte sie auch die Bahnen welche das Leben des Individuums frei einschlug, und wuchs empor zum obersten Ziel nach welchem alle diese Bahnen strebten, dem gemeinsamen Vaterland. Dies war das Werk eines mit eigenthümlicher Individualität begabten Volks welches den Zeiten und andern Nationen auf dem Wege der Civilisation vorauseilt, nicht aber das Werk eines Volks welches seine jungfräuliche und lebenswarme Natur dem Dogma der moralischen Einheit vermählt hat. Dieser Bund wird nur durch die Erfahrung der Lebensschicksale gefördert, wird nur durch das Bewußtsein der Ordnung geschlossen, wird nur durch die Religion des Unglücks geheiligt; denn in diesen drei Principien ist die spät erlangte Cultur der Völker enthalten. Noch nicht durch Erfahrung geschult, noch unkundig der Wohlthaten der Ordnung, wurden die Italiener des 12. Jahrhunderts durch bürgerliches Unglück belehrt, welches aus innern und äußern Gründen herzuleiten ist. Das was ich die Religion des Unglücks nenne, heiligte daher vorzeitig den Bund der Herzen mit der Einheit welche die Lombarden anriefen und umarmten, nicht mit der Ruhe der Vernunft welche das Recht aufstellt, sondern mit dem Pochen des Herzens welches über dem bedrohten Vaterlande wacht. Darum war das Leben dieser Einheit kurz, doch reich an Lehren für die Nachwelt. Der Lombardenbund war das Anstreben der Individualität zu ihrer Vollendung."

Das ist nicht ganz klar, aber man sieht was der Verf. will, und in welcher Weise er jenes Streben mit dem Streben unserer Zeit in Einklang zu bringen vorhat. Aber damals wie heute ward das Ziel verfehlt; es ist nicht viele Monde her seit diese Worte geschrieben wurden, und nicht geschult durch Erfahrung, nicht achtend die Wohlthat der Ordnung, nicht geheiligt durch das Unglück, hat Italien wieder gegen sich selbst gewüthet, alte Wunden aufgerissen, neue sich geschlagen, hat statt der angestrebten Einheit neue Zersplitterung gefunden, rathlos zwischen fremden feindlichen Gewalten, die nicht übel Lust zu haben scheinen nochmals den alten Kampf durchzukämpfen auf seinem mit Thränen und Blut getränkten Boden.

Das Buch des Pater Tosti schließt mit dem Frieden zu Konstanz, in welchem der Kaiser die Städtefreiheiten anerkannte. „Nicht er", heißt es, „nahm den Lombardenbund zu Gnaden auf, sondern der Bund ihn." So endigt die Schrift mit einer unrichtigen Anschauung, wie die ganze Auffassung eine einseitige war. Sie ist aber doch nicht ohne Verdienst, und mag in ihrer lebendigen, wenngleich nicht immer natürlichen Darstellung Manchem eine Zeit näher rücken deren Irrthümer groß waren, an deren Handlungen und Beweggründen die Gegenwart aber nicht selten Vieles lernen könnte.

29.

Johann Hübner's Schauspiel: „Die Bekehrung der Sachsen zum Christenthum."

Der ehemalige Rector am Johanneum zu Hamburg, Johann Hübner, einer der fleißigsten Schriftsteller seiner Zeit und durch seine sehr oft aufgelegten und in ungemein vielen Schulen gebrauchten „Biblischen Historien" noch immer unter uns fortlebend, ist auch Verfasser des Schauspiels dessen Titel die Ueberschrift nannte und das zuerst im J. 1720 erschien, in zweiter Auflage zehn Jahre später als Anhang zu des Verf. „Die ganze Historie der Reformation" (Leipzig). Es ist wol möglich, daß Hübner dieses Stück zur Darstellung für und durch seine Gymnasiasten geschrieben habe. Damals wurden bekanntlich auf den gelehrten Schulen fleißig dramatische Darstellungen gegeben, wie Dies auch auf den Universitäten durch die Studenten der Fall war. Man verstattete Schülern und Studenten gern solche Aufführungen, die in der Regel von den Lehrern selbst geleitet wurden, als eine für längeres angreifendes Studiren entschädigende Ergötzlichkeit, auch um den andern schädlichern Zeitverkürzungen abzuhalten; es ist bekannt, daß selbst Luther und Melanchthon solche theatralische Darstellungen förderten und ihnen fleißig und oft recht herzlich lachend beiwohnten. Es würde, beiläufig gesagt, reichen Stoff zu einer artigen, für die Geschichte des deutschen Theaters nicht unwichtigen Monographie geben, wenn Jemand diese theatralischen Aufführungen auf Schulen und Universitäten ex professo verfolgte und beschriebe. Beiträge zu einer solchen Zusammenstellung finden sich in zahlreichen Schriften zerstreut. Hübner's oben erwähntes Schauspiel ist aber doch so ausführlich und erfodert so viel scenischen Apparat, daß man in Zweifel gerathen dürfte, ob eine Aufführung im Kreise der Schüler möglich gewesen sein könne. Auf der andern Seite darf man aber nicht vergessen, daß sich solche Sachen auf dem Papiere immer ganz anders ausnehmen als bei der Darstellung, die gerade bei einer gewissen Aermlichkeit, die der Phantasie den weitesten Spielraum läßt, dem desipere in loco sein volles Recht gewährt. Nicht ohne mannichfaltige Unterhaltung wird man Hübner's „Bekehrung", die dem Schreiber dieser Zeilen unter seinen Büchern zufällig in die Hände fiel, durchblättern. Höchst ergötzlich ist oft der im Geschmack der damaligen Zeit mit französischen Wörtern reichlich ausstaffirte Dialog. Die Späße, sowie die Schimpfwörter, dergleichen natürlich nicht fehlen durften, sind oft mehr als drastisch. Anachronismen kommen häufig vor; es ist von einem Kriege die Rede, „da man mit Butterprezeln schießt"; Bestechungen mit „Dukaten" kommen vor und Dergleichen mehr. Der Schluß des Stücks ist, nach der damals fast allgemein angenommenen Manier, so eingerichtet, daß alle Personen, ehe „das Theatrum zufällt", in einem Halbkreis sich aufstellen und das Ganze, man möchte sagen, mit einem Couplet schließen, zu welchem die Darsteller dem Range und der Reihe nach und im Charakter ihrer Rolle ihren Beitrag geben. In der „Bekehrung" heißt es gegen das Ende nach diesem Kanon aus dem Munde der einzelnen Personen, die wir der Raumersparnisse halber nicht beifügen, unter Anderm also:

Hat Teutschland nicht bisher die größte Noth erfahren.
Als Mord, Brand, Raub und Blut des Krieges Früchte waren:
Die Weser floß mit Blut und Wasser untermischt,
Und in der Elbe ward manch Körper aufgefischt:
Wir waren ohne Gott mit Finsterniß umgeben
Und wußten keinen Weg zu einem bessern Leben. — —
Ich mußte grausam sein auch wider meinen Willen,
Und Niemand war bereit mein Wünschen zu erfüllen.
Wir lebten zwischen Furcht und zwischen Hoffnung hin,
Und oft war der Verlust so groß als der Gewinn. — —
Nun aber freuet euch, ihr Franken und ihr Sachsen,
Nunmehr wird Fried' und Ruh' im teutschen Lande wachsen.

Den völligen Schluß machen die beiden lustigen Personen des Stücks, Circe, „die Kehrfrau im Tempel der Irmensäule", und Arktophylax, „Bärenhüter auf der Ehresburg", mit den Worten:

Vielleicht beschert mir Gott noch einen jungen Erben,
Zum wenigsten will ich nicht als ein Jungmann sterben —

und im Personenverzeichnisse ist ausdrücklich bemerkt, daß diese „zuletzt ein Paar werden".

Es wird den Lesern ohne Zweifel von selbst aufgefallen sein, wie sehr die oben mitgetheilten Worte des Epilogs auf unsere Gegenwart passen; dürften wir nur auch den Worten:

Nunmehr wird Fried' und Ruh' im teutschen Lande wachsen.

wirklich Folge gegeben sehen. Noth thut's!

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 255. — 24. October 1849.

Franz von Florencourt.

(Beschluß aus Nr. 254.)

Florencourt, der wol ursprünglich in einem der kleinen thüringischen Fürstenthümer seinen Wohnsitz hatte nehmen wollen, war in der Absicht dieser Gegend zugezogen dort in ländlicher Stille seine Geschichte der Burschenschaft zu schreiben, welche vom Publicum längst erwartet wurde. Er begann auch auf seinem Weinberge, entschloß sich aber bald das begonnene Unternehmen fallen zu lassen, schickte dem Buchhändler das bereits empfangene Honorar zurück, und lebte eine Zeit lang ganz ohne alle weitere Beschäftigung als die sich jedem Landbewohner in der Natur darbiete. So lebte und lebt ja auch Jahn in einem der nördlichen Thäler von Thüringen nur der Beschäftigung die Hof und Garten, und was sich sonst mit seiner Häuslichkeit in Verbindung setzen läßt, ihm bieten. Mit Karst und Spaten ackerte Florencourt damals den preußischen Grund und Boden um, und erst nachdem er auf diese natürliche Weise sich wahrhaft zum Bürger dieses Landes gemacht hatte, trat er wieder mit publicistischen Arbeiten hervor, die von jetzt an alle schon, wenngleich bis zur Märzrevolution fast durchgängig oppositionnell, ein specifisch preußisches Gepräge trugen. Hatte schon immer ein friedliches, ruhiges Bürgerthum sich am Horizonte aller seiner politischen Anschauungen und Wünsche erhoben, so waren namentlich diese Arbeiten so sinnig und so sehr nach allen Seiten hin bestrebt der Fülle des concreten bürgerlichen Lebens zu ihrem Rechte zu verhelfen, und sie von den Fesseln zu befreien welche ihr der Absolutismus angelegt hatte, daß wir diesen im ersten Bande der „Zeitbilder" wieder abgedruckten Aufsätzen in dieser Beziehung kaum Etwas an die Seite zu setzen wüßten. Wir führen hier als Probe einer so sinnigen Beurtheilung brutaler Gewaltmaßregeln an, was er allerdings erst einige Jahre später über Itzstein's und Hecker's Ausweisung sagte:

Seine Thäler des Harzes, seine thüringischen Wälder darf der Deutsche nicht besuchen, wenn es der Policei nicht gefällt. Itzstein und Hecker können z. B. keine Rheinreise mehr machen.

Er begann mit einem Hymnus auf den neuen König Friedrich Wilhelm IV., dessen bloßes Auftreten Leben und Bewegung in das bis dahin todte und mechanische Staatsleben gebracht habe, und sah der baldigen Verleihung einer Constitution mit Zuversicht entgegen. Als er sah, daß er sich hierin getäuscht hatte, verstummte er wieder auf lange Zeit. Dagegen erweiterte sich der Umkreis seiner persönlichen Thätigkeit über die schönburger Feldmark hinaus bis nach dem eine kleine Stunde entfernten Naumburg hin. Ein Zweckessen, das man dem nach Berlin durchreisenden Herwegh gab, und zu dem er aus seinem Winzerhause nach Naumburg kam, war die erste Demonstration an der er dort Theil nahm. Später kaufte er ein von Garten und Weinland umgebenes, an den hohen Saalufern gelegenes schlichtes Haus in der nächsten Nähe von Naumburg. Jetzt war seine Thätigkeit ausschließlich darauf gerichtet in der Stadt, deren Bürger er nun war, politisches Leben zu wecken. Er gründete die Liedertafel, welche anfangs mancherlei demagogische Elemente eingeschlossen haben mag, und jedenfalls eine mehr politische Vereinigung war, stiftete in dem nahen Dorfe Almerich (Altenburg) ein Lesezimmer für seine naumburger Freunde, kurz, er wußte so gut als jeder andere Demagoge den Policeistaat auf mannichfache Weise zu überlisten. Zum Stadtverordneten gewählt, suchte er von Naumburg aus die Idee des gesetzlichen Widerstandes anzuregen, um den König zu zwingen eine Verfassung zu geben. Das naumburger Beispiel blieb ohne Nachahmung, und Florencourt mußte mit seinen Collegen ausscheiden. Noch muß hier seines bekannten Auftretens gegen Uhlich in einer naumburger Volksversammlung gedacht werden. Selbst der Generalsuperintendent der Provinz Sachsen sagte damals in einem Rundschreiben an die Geistlichen von ihm, daß „ein ernster Mann von draußen" (Florencourt hatte damals noch erklärt selbst Rationalist zu sein) zuerst den Kampf gegen die Agitation der Protestantischen Freunde auf eine wirksame Weise eröffnet habe. Den Protestantischen Freunden erschien eine solche Opposition so befremdend, daß Uhlich selbst später in einem Berichte über die unter freiem Himmel gehaltene naumburger Versammlung sagte: zuerst habe der Regen diese gestört, sodann aber sei Florencourt aufgetreten. Es kam ihm also dessen Rede wie eine störende Naturerscheinung vor. Befremdend aber war diese Erscheinung allerdings. Schon Das machte einen befremdenden Eindruck, als Floren-

court, der von seinem nahegelegenen Häuschen zum Bürgergarten, wo die Versammlung gehalten wurde, herüberkam, seine Rede aus der Tasche hervorzog um sie abzulesen, während der gemeine Mann gerade Das an diesen Versammlungen für wesentlich hielt schön und fließend zu sprechen, sodaß z. B. später Mitglieder einer freien Gemeinde, als sie im Gespräch gedrängt wurden bestimmt anzugeben was sie denn eigentlich wollten, antworteten: sie übten sich im Reden. Da Florencourt den anwesenden Uhlich mit seinen gleichgesinnten Amtsbrüdern Lügner und Heuchler nannte, so erschien nach Beendigung der Rede im obern Stock des Hauses, in dessen Giebel er, auf einem Tische stehend, abgelesen hatte, sein graues Haupt aus dem Fenster hervorsteckend der alte Jahn, und rief die zornigen Worte herunter: „Darauf ist gar keine andere Antwort als mit dem Knüppel aus dem Holzlande." Und somit fehlte es wenigstens nicht an einer malerischen Abrundung der ganzen Scene.

Noch nachdem diese Rede gehalten war, wurde Florencourt, der zwar die Foderungen des Liberalismus leidenschaftlich verfocht, dabei aber doch auch dem Radicalismus ebenso energisch gegenübertrat, die Erlaubniß eines der naumburger Localblätter zu redigiren versagt; hauptsächlich wol deshalb, weil man seine unerbittliche Feindschaft gegen die Bureaukratie fürchtete, die er selbst auf seinem nachmärzlichen Standpunkte beibehalten, und gegen die im vorigen Jahre allerdings vielfach zu Tage gekommene Feigheit der Behörden gerichtet hat. Später brachte ihn die Sprache die er gegen das noch immer nicht constitutionnelle Preußen führte dem noch immer von ihm seiner Tendenzen wegen verfolgten Radicalismus sehr nahe. Auch ergab sich, da nach seinen damaligen Erklärungen über seine eigene Stellung zur Religion sein Angriff auf Uhlich vorzugsweise als ein Act der Kritik erschien, während sie im Grunde doch mehr ein Act des Gefühls war, hieraus ebenfalls ein gewisses Verhältniß zu den philosophischen Richtungen, welche die Protestantischen Freunde wegen ihrer Halbheit verachteten. Dies Verhältniß, das indessen immer nur ein sehr äußerliches blieb, kam in der eine Zeit lang höchst lebhaften Betheiligung Florencourt's an Wigand's „Epigonen" zu Tage. Hier fing er wirklich an die Lesewelt mit dem Thun und Treiben der Studenten bekannt zu machen, leider in der Form von Abhandlungen, mit denen er noch jetzt von einem wesentlich burschenschaftlichen Standpunkte aus direct auf das Leben der Studenten einwirken wollte, anstatt einfach, wie er früher beabsichtigte und jetzt nur nebenbei thun wollte, die Geschichte der Burschenschaft zu schreiben, oder, was die größte Wirkung gethan haben würde, seine eigenen an den köstlichsten Episoden überreichen akademischen Erlebnisse und Erfahrungen zu Grunde zu legen. Sodann lieferte er eine abermalige Charakteristik des Königs von Preußen, die auf diesen selbst, wie man uns in Berlin erzählte, großen Eindruck gemacht haben soll, u. s. w. Sehr bald darauf übernahm er die Redaction des sächsischen „Verfassungsfreundes" in Dresden, und lebte abwechselnd in Dresden und in Naumburg bei seiner Familie. Es war dieser „Verfassungsfreund" das Organ der conservativen (Adels-) Partei in Sachsen. Da es Florencourt aus mehrfachen Gründen nicht mehr möglich war wie einst auf der schönburger Feldmark in der „conservativen Kraft des Ackerbaus" seine Befriedigung zu suchen und sich ganz von der Politik zurückzuziehen, so schien er sich um jeden Preis an ein Staatswesen anschließen zu wollen in dem er aus gutem Gewissen conservativ sein konnte. Ob er sich um des Princips willen nicht etwas Zwang anthun mußte, wenn er gegen das zwar constitutionnelle, aber damals jedenfalls etwas unorganische sächsische Staatswesen, trotz der freilich von ihm fortwährend befehdeten radicalen Elemente, deren gänzliche politische Unfähigkeit in den J. 1848 und 1849 zu Tage kam, Preußen so tief herabsetzte, daß selbst die sächsischen Junker ihm deshalb Vorstellungen machten, lassen wir dahingestellt sein. Ganz seinem Charakter gemäß war es jedenfalls, daß er, nachdem in Preußen sogar mehr als die Foderungen des Liberalismus bewilligt war, sofort dort die Redaction des schon vor dem 18. März 1848 reactionnairen „Volksblatts für Stadt und Land" übernahm. Nicht ohne seiner eigenen Partei einen wesentlichen Dienst zu leisten übertrug ihm dasselbe der bisherige Herausgeber; denn Florencourt, der so lange an der Herbeiführung freierer Zustände gearbeitet hatte, kämpfte als einfacher Schriftsteller bereits gegen das Uebermaß der Freiheit, ehe Diejenigen welche noch vor kurzem ihm nicht allein die Erlaubniß ein kleines preußisches Blatt zu leiten versagten, sondern sogar seiner Aufsätze wegen mehr als eine sächsische Zeitschrift (z. B. die „Vaterlandsblätter" und einen Band der „Epigonen") verboten hatten, sich nur einigermaßen wieder ermuntert und gesammelt. Sowie übrigens sein früherer Versuch durch Organisation des passiven Widerstandes den König zur rechtzeitigen Verleihung jenes Maßes von constitutionneller Freiheit zu nöthigen (Naumburg hatte erklärt weder zu den Provinziallandtagen noch zum ersten Vereinigten Landtage mehr Abgeordnete zu wählen) offenbar wirklich darin seinen Grund hatte, daß er die schon immer von ihm verabscheute Revolution, welche er deutlich herankommen sah, und das gefürchtete Zuviel vermeiden wollte: so können wir uns doch auf der andern Seite, obgleich er noch immer das Banner der Reaction voranträgt, nur sehr schwer zu dem Glauben entschließen, daß er nicht dennoch an dem früher vom Liberalismus herbeigesehnten Maße der Freiheit festhalten will. Seine wiederum so ganz eigenthümliche Stellung beruht nun hauptsächlich darauf, daß die constitutionnellen Fragen bei uns nicht rein unvermischt, sondern in unmittelbarer Verbindung namentlich mit der deutschen Frage aufgetreten sind. Meiner Meinung nach würde Florencourt in der deutschen Frage zu andern Resultaten gekommen sein, wenn er nicht stets nur die innere, sondern zugleich auch die auswärtige Politik unsers Vaterlandes vor Augen hätte. Auf diese nimmt er in seinen publicistischen Arbeiten nur sehr selten Rücksicht, und wo es geschieht, da stimmt er,

vielleicht noch jetzt, oft mit dem extremsten Radicalismus zusammen. Freilich ist die auswärtige Politik auch die schwächste Seite des Deutschen Parlaments gewesen, und ich meine nicht, daß dessen auswärtige Politik ihm hätte besondere Achtung einflößen können; allein ein deutscher Schriftsteller, der die Weltlage entschiedener ins Auge faßte, konnte unmöglich sogar die rechte Seite der Paulskirche planmäßig herabsetzen. Ja, selbst wenn die Versammlung eine irrende war, konnte auf ihn die Idee der Versammlung, wie sie so ergreifend in den Worten über dem Sitze des Präsidenten ausgesprochen lag, ihren Eindruck nicht verfehlen.

Theilweise an solchen Einseitigkeiten mag es liegen, daß Florencourt niemals und auch jetzt nicht den Einfluß ausübt zu dem sein publicistisches Talent ihn befähigt. Da wenigstens früher sein Standpunkt sich nach jeder untergeordneten Frage modificirte, und jede solche Frage ihn auf einige Zeit ausschließlich beschäftigte, so trat er, ein alter Landsknecht, bald mit diesem, bald mit jenem Blatte zur Durchführung dieser oder jener Fehde *) in nähere Verbindung. Mit größern politischen Blättern, welche die Erscheinungen der Zeit zunächst widerzuspiegeln suchen, und wenn sie auch dieselben zu leiten bestrebt sind, doch jede Thatsache anerkennen, und die Verhältnisse nehmen müssen wie sie vorliegen, war ihm jede dauernde Verbindung unmöglich. Alle zwischen ihm und verschiedenen Redactionen angeknüpften Verbindungen hörten mit der Märzrevolution auf. Was hätten auch jetzt noch seine nach allen Seiten hin in den Strom der Tagesliteratur ausgestreuten Bedenken helfen können? Er concentrirte sich von jetzt an, und schuf sich jene „Volksblattsgemeinde", wie er sie nennt, die durch ihre Bitten seinen zweiten Auswanderungsplan vereitelte. Zu dieser Gemeinde gehören auch mehre ganz talentvolle junge Leute. Es darf überhaupt in einer Zeichnung von Florencourt's Persönlichkeit der Zug nicht vermißt werden, daß er fortwährend mit jüngern Leuten verkehrt, die er zuweilen schon vom Radicalismus vollkommen zu seinem eigenen Standpunkte bekehrte. Als er bei Schönburg wohnte, fanden dort und auf der nahen Rudelsburg Zusammenkünfte der Burschenschaften von Jena, Halle und Leipzig statt, die wol hauptsächlich auch um seinetwillen dorthin verlegt waren. Selbst zu Anfang seines Aufenthalts in Naumburg war er noch wesentlich ein alter Burschenschafter, und wußte relegirten und consiliirten Studenten im nahen Almerich einen angenehmen Aufenthaltsort zu sichern. Noch als Stadtverordneten genirte es ihn nicht mit jenaischen Studenten, welche rothe Mützen auf dem Kopfe und das verpönte Schwarzrothgold auf der offenen Brust trugen, durch die Stadt zu ziehen.

Seine ganze Vergangenheit und so auch diese Zeit, obgleich erst wenige Jahre dazwischen liegen, mag jetzt wie durch eine ungeheuere Kluft von Florencourt getrennt sein. Er hat neuerdings seinen festen Wohnsitz in Rostock genommen, um dort eine Zeitung im Geiste der „Neuen Preußischen Zeitung" zu begründen. **H. Pröhle.**

*) Seine literarischen Arbeiten in d. Bl. kommen hier, als wesentlich einem andern Gebiete angehörend, nicht in Betracht.

Drei Bände vermischter Schriften von Cousin.

Diese Bände, unter dem Titel „Oeuvres littéraires", zeichnen sich durch alle diesem Schriftsteller eigenthümlichen Vorzüge aus. Im ersten Bande finden sich die trefflichen Studien über den Text der Pascal'schen „Pensées", die seit einigen Jahren ein so tiefes Interesse erregt haben. Bei der Kritik des Textes ging Cousin in ihnen auf die Lehre Pascal's selbst ein, und die Schlüsse zu denen er hierbei gelangte sind mit den hergebrachten Ansichten mehrfach in Collision getreten. Der zweite Band ist Pascal's Schwester, Jacqueline, gewidmet, für welche Cousin eine große Bewunderung hegt. Was er dem Bruder entzog hat er der Schwester vielleicht zu freigebig wiedergegeben; im Uebrigen aber fließt seine Hochschätzung aus der Bewunderung die er für die Frauen des 17. Jahrhunderts überhaupt hegt. Im dritten Bande endlich veröffentlicht er die interessanten Briefe der Frau von Longueville, und bei diesem Anlaß äußert er, daß, sollten es seine Studien erlauben, er eine Galerie der berühmten Frauen aus dem 17. Jahrhundert herausgeben möchte. „Ich würde", sagte er, „ein Buch daraus machen in dem kein Wort von mir geschrieben stände, und in das ich doch mein ganzes Herz niedergelegt hätte." Die Hoffnung vielleicht diesem Traume einst Wirklichkeit verleihen zu können ist ihm in seiner Einsamkeit ein Reiz und eine Stärkung für die Arbeit. Daher sammelt er eifrig Bruchstücke von unedirten Briefwechseln und handschriftlichen Memoiren, in Folge welcher Bemühungen er denn auch die neuen Briefe der Frau von Longueville herausgegeben hat, „die Briefe dieser reizend-wunderbaren Frau, die voll Stolz zugleich und voll Milde, mit blauen Augen, blonden Haaren und mit der Stirn des großen Condé, so ungestüm in der Politik und so hingebend in der Liebe, dann plötzlich reuig, demüthig und zitternd verschwand in dem Kloster der Karmeliterinnen zu Port royal." Ueber Jacqueline Pascal, die unglückliche Bewohnerin desselben Klosters, spricht sich Cousin so aus:

„Ich will dem Leser jetzt eine ganz andere Gestalt vorführen, aber ohne Schmuck und Putz, so wie ich sie eben unter meinen Papieren gefunden habe, die Gestalt eines geistvollen Kindes, das mit ein wenig mehr Bildung ein unvergleichliches Geschöpf werden konnte. Schön und liebenswürdig, von ernstem aber liebreichem Gemüthe, dabei mit einer bewundernswerthen Dichtungsgabe ausgestattet, und zum Abgott einer Familie und eines ausgewählten Kreises geboren, verzichtet sie, von überspannter Frömmigkeit ergriffen, auf die Freuden der Welt, bemüht sich die Gaben der Natur zu vernichten, und wird im 26. Jahre Nonne, um bald darauf unter den Aengsten eines ruhelosen Gewissens zu sterben."

„Jacqueline Pascal ist noch bewundernswerther als Gilberte, Pascal's andere Schwester. Der Himmel hatte ihr alle Geistesgaben neben dem Liebreize der Frau verliehen. Sie stand ihrem Bruder weder an Verstand noch an Charakter nach, und man kann nur ahnen was aus ihr geworden wäre, wenn sie voll Ehrgeiz alle Sorgfalt auf die Ausbildung ihrer Fähigkeiten verwandt hätte. Soll ich mich ganz offen aussprechen? Im Port royal sind die Frauen vielleicht noch merkwürdiger, sicher wenigstens ebenso groß als die Männer! Gleicht die Mutter Angelika nicht Arnauld an Unerschrockenheit der Seele und Erhabenheit des Gedankens? Nicole kann ich nicht über die Mutter Agnes stellen, denn diese vereint mehr Kraft als er mit ebenso viel Sanftmuth. Und hat ihre Nichte, Angelika von St.-Jean, in der Leitung von Port royal nicht eine Klugheit, eine Umsicht, einen Muth bewiesen, um den ihr Bruder, der Minister, sie beneiden konnte? Welcher Mann hat mehr gewagt, mehr gerungen, mehr und duldsamer gelit-

ten als alle diese Frauen? Auch sie haben Verfolgung, Schmach, Verbannung und Gefängniß gekannt, und alledem getrotzt: was sie schrieben, schrieben sie mit einer erhabenen Einfachheit. Man muß in ihnen einen Geist und einen Sinn von stählerner Härte erkennen, und gäbe man solchem Geiste die gehörige Bildung, er würde zu einem Meisterwerke werden. Was ist denn auch in der That der Stil anders als die äußere Erscheinung des Gedankens und des Charakters? Wer kleinlich denkt und weichlich fühlt wird niemals Stil bekommen! Wessen Bewußtsein aber erhaben ist, und geschwängert mit körnigen und kraftvollen Ideen, und wessen Geist mit diesem Bewußtsein auch in Einklang steht, in dessen Schriften wird man hier und da Lichtstrahlen des Genius hervorleuchten sehen, und wenn zu diesen natürlichen Anlagen dann das Studium und die Reflexion kommt, so ist ein fruchtbarer Keim zu einem großen Schriftsteller vorhanden. Die Mütter Agnes und Angelika haben viel geschrieben; was fehlte ihnen aber, ebenso wie dem Bruder Arnauld, um Musterschriften zu hinterlassen? Sie kannten das Geheimniß nicht für Gefühle und Gedanken gleichlautende Worte zu finden. Die geheimnißvolle Kunst aber, hätten sie dieselbe auch gekannt, würden sie gar verachtet und verschmäht haben, weil sie sich nicht mühten ihren Genius vor der Welt leuchten zu lassen, sondern im Gegentheil ihn in Demuth und Entsagung zu ersticken. Sie schrieben so wie sie sprachen, und nur von Zeit zu Zeit entschlüpft ihnen ein schöner Satz vermöge der Gewalt eines mächtigen Gedankens. Da ihnen jedoch die Kunst fehlt, so ist in den Zwischenstellen, wo die Leidenschaft schweigt, ihr Stil unbeholfen, nachlässig, trocken und langweilig. Das Genie bedarf nicht minder der Ausbildung als der gewöhnliche Mensch, und um zum Ruhme zu gelangen muß man ihn lieben. Die glücklichsten Anlagen reichen nicht hin; der Wille, Ausdauer und eine unermüdliche Wachsamkeit müssen hinzukommen, um Verirrungen zu vermeiden und gute Neigungen zur Gewohnheit zu machen. Die Bewohnerinnen von Port royal wollten das Heil ihrer Seele sichern, und machten hierzu große und mühevolle Anstrengungen. Die Hälfte derselben, verwendet auf ihren Geist, würde hingereicht haben sie zu Schriftstellern ersten Ranges zu erheben."

„Eine Schülerin der Mutter Angelika und der Mutter Agnes, begabt und leidenschaftlich wie diese, machte sich Jacqueline wie ihre Lehrerinnen eine Pflicht daraus Alles was sie an leidenschaftlicher Auffassung und an Talenten besaß zeitig zu unterdrücken, oder vielmehr ihrer Natur eine andere Richtung zu geben. Sie hat daher die Vollkommenheit die sie erstrebte erreicht, leider nicht die welche sie geringschätzte. Wir bekennen, es gibt nichts Vollkommenes in Jacqueline's Schriften, aber überall leuchten ihre schönen Naturanlagen vor. Wir besitzen einige Stücke in Prosa und Versen von ihr, die in verschiedenen jansenistischen Sammlungen zerstreut sind; der Verf. dieser Zeilen wird sie sammeln und sammt einer großen Menge noch unbekannter Schriften, besonders vieler Briefe an ihre Schwester und ihren Bruder, herausgeben. Man darf durchaus Nichts unbeachtet lassen was zur tiefern Erkenntniß dieser wunderbaren Familie beiträgt."

Das ist eine neue Anschauung von Jacqueline Pascal; diese keimende Größe hat noch Niemand in dieser Frau erkannt. Cousin zeigt uns Jacqueline so wie er sie sieht, wie er sie zu erkennen glaubt oder vielmehr wie sein Geist sie sich geschaffen hat. Seine Interpretation macht sie größer als sie wol in Wirklichkeit ist; das Original kann die Copie beneiden.

31.

Bibliographie.

Boden, A., Gesammelte kleine Schriften. Frankfurt a. M., Lizius. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Edelmann's, J. C., Selbstbiographie. Geschrieben 1722. Herausgegeben von C. R. W. Klose. Berlin, Wiegandt. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fischer, K., Diotima. Die Idee des Schönen. Philosophische Briefe. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hofmann, v., Zur Geschichte des Feldzuges von 1815 bis nach der Schlacht von Belle-Alliance. Koblenz, Bädeker. Gr. 8. 15 Ngr.

Hopp, F., Atlasshawl und Harrasbinde, oder: Das Haus der Confusionen. Posse mit Gesang in zwei Aufzügen. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 15 Ngr.

— — Lazarus Polkwitzer von Nikolsburg, oder: Die Landparthie nach Baden. Posse mit Gesang in zwei Aufzügen. Ebendaselbst. Gr. 8. 15 Ngr.

Jahn, G., Gesammelte Schriften. 3ter Band: Der Brautstand. Stettin, Weiß. 8. 12 Ngr.

Lamartine, A. v., Geschichte der französischen Revolution von 1848. Aus dem Französischen von A. Reclam. 2ter Band. Leipzig, Matthes. 8. 1 Thlr.

Schimmer, K. A., Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich; dessen Leben und Wirken bis zu seiner Thronentsagung. Nach authentischen Quellen und Mittheilungen. Mit dem Portrait des Kaisers in Stahlstich und dem Facsimile seiner Handschrift. Wien, Keck u. Sohn. Gr. Lex.-8. 1 Thlr.

Sitz, Kathinka, Variationen in humoristischen Mährchenbildern. Mainz, v. Zabern. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Alberte, A., Die rheinischen Schwurgerichte, das öffentliche und mündliche Verfahren, ein Vortrag gehalten am 11. April 1849 zu Gotha. Nicht für Juristen und Schriftgelehrte, sondern für Bürger und Ackersleute. Arnstadt, Reinhardt. 16. 2 Ngr.

Berthold, A. A., Am 28. Aug. d. J. 100 nach der Geburt Goethe's in einem Kreise Göttingischer Verehrer und Verehrerinnen dieses großen Genius über seine Anatome comparata vorgetragen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 16. 2½ Ngr.

Das Criminal-Gesetz am Pranger des gesunden Menschenverstandes. Leipzig, Weller. 1850. 8. 5 Ngr.

Noch eine Erwiderung auf den Brief Herrn Harkort's an den Arbeiter-Verein in Leipzig. Glauchau, Cramer. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Grundsteuer und das Recht. Eine Betrachtung von L. K. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Grundzüge zu einer neuen Finanz-Verwaltung für den preußischen Staat mit Rücksicht auf seine veränderte Regierungsform und seine Stellung zu Deutschland. Ein Wort zur Verständigung aller streitenden Parteien von G. S. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 5 Ngr.

Zwölf politische Monats-Rundschauen, vom Juli 1848 bis dahin 1849. Berlin, Brandis. Gr. 8. 15 Ngr.

Nante's philosophische Ansichten über die Kammer-Minoritäter. Eine interessante Unterhaltung zwischen Nante und Brenneke. Stenographirt von Ullo Bohmhammel, deorganisirter Bürgerwehrs-Vize-Gefreiter. Berlin, Hopf. 4. 1½ Ngr.

Deutsche Parlaments-Chronik. Ein politisches Schulbuch für's deutsche Volk. Herausgegeben von J. Meyer. 2ter Band. 21ste bis 24ste Lieferung. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. Lex.-8. à 5 Ngr.

Riedel, H., Dorfbilder. Drei Erzählungen für Hoch und Niedrig. Der Pelz. Das Sonntagskind. Das Christbäumchen. Mit 3 Stahlstichen. Gera, Kanitz. 1850. 8. 10 Ngr.

Ronge, J., Europa darf nicht kosakisch, Europa muß frei werden. Ein Sendschreiben. 3te Auflage. Hamburg, Volksbuchhandlung in St. Pauli. Gr. 8. 2 Ngr.

Venedey, J., Der Schrecken soll uns nicht schrecken! Der Haß uns nicht zum Hasse treiben! Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. Lex.-8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 256. — 25. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Zweiter und letzter Artikel. *)

In dem ersten Schreiben von Berlin aus (September 1842) welches ich von Frau von Woltmann erhielt gedenkt sie (in Folge der von mir gegebenen kritischen Anzeige) ihrer letzten Schrift: „Das Lebensgesetz, die Formen und der gesetzliche Zusammenhang des Lebens." Was bei dieser Gelegenheit von Anerkennung dem damals von mir redigirten „Königsberger Literaturblatt" gezollt wird gebührt, ich weiß es nur zu gut, meinen Mitarbeitern und den bessern Journalen Deutschlands, denen ich nur nachgestrebt habe. Etwas was mich sogleich angenehm bei jenem ersten Briefe überraschte war die höchst eigenthümliche, kräftige, fertig ausgeschriebene Handschrift, deren Charakter durchaus Männlichkeit ist, dem denn aber auch das stricte Urtheil, der specielle Gedankenausdruck völlig entsprechen. Es heißt unter Anderm:

Sie haben in dem „Königsberger Literaturblatt" meiner Schrift: „Das Lebensgesetz", mit so ausgezeichneter Güte gedacht, dadurch zu deren Verbreitung so wesentlich gewirkt, daß mich Dies zu innigem Danke verpflichtet. Seit ich mich mit jener Schrift beschäftigt habe, bin ich der Literatur welche damit nicht in Zusammenhange steht fremd geworden; was ich gesprächsweise erfuhr diente meist nicht zum Anreiz mich damit zu befassen. So entging mir denn auch die Kenntniß Ihrer Zeitschrift, und ich wurde auf das erfreulichste überrascht durch zwei gütige Mittheilungen des Blattes welches Ihre Anzeige meiner Arbeit enthält, von Seiten des Hrn. Professor Moser und Seiner Excellenz des Hrn. v. Schön, auch inne zu werden, daß in Deutschland ein öffentliches Organ vorhanden sei durch welches Vernunft und Menschlichkeit mit der ihnen eigenthümlichen Ganzheit, Wärme und Würde sich wider jene Menge erklärten in deren Mitte ich zum Theil lebe, und welche, versunken in Idololatrie des Quantitativen, Sinnlichen, im besten Fall des Bildlichen, auf das Sinnliche oder auf dunkle Vorstellungen Bezüglichen, größtentheils verwandelt ist, wie die Befährten des Odysseus. Gern würde ich mich unter die Fahne reihen welche Sie erhoben, wüßte ich, daß Ihnen Dies angenehm sein könnte. Unter meinen Papieren befinden sich ungedruckte Briefe Woltmann's aus den J. 1790—1800. Sie enthalten lebendige Schilderungen bekannter literarischer Personen und des literarischen Treibens zu Göttingen und Jena in jener Zeit, sie stellen eine frische und edle menschliche Persönlichkeit dar. Paßten sie in die Richtung Ihrer Zeitschrift, würde ich sie Ihnen so gern mittheilen, als kleine Aufsätze, fast Aphorismen, von mir gelegentlich niedergeschrieben, wie Zeit und Zustände Dies veranlaßt. Eigenthümlich erfreulich war mir auch die ersten anerkennenden Worte über meine Arbeit von Königsberg her zu erhalten, wo Kant gelehrt hat, Herder geboren ist, Hippel schrieb — aus Hamann kann ich mir Nichts machen.

Man wird schon hier, außer jener frauenzimmerlich liebenswürdigen Stilweise und Aufrichtigkeit, die da gesteht in dem Magus aus Norden sich nicht zurecht finden zu können, und nebenbei Herder in Königsberg geboren sein läßt, auch das Außergewöhnliche, das Hohe und Resolute der Weltanschauung der trefflichen Frau gewahr werden. In einem der Briefe aus dem J. 1843 heißt es:

Hat Ihnen mein Brief eine frohe Stunde machen können, gehört Dies zu den angenehmsten meiner Empfindungen, und Sie haben durch Ihr gütiges Schreiben, sowie durch den Besuch Ihres Freundes, der so gut war es mir persönlich zu überbringen, mir Gutes reichlichst mit Gutem vergolten. Durch jenen Freund sind Sie mir auch in bestimmtern Zügen aus dem Nebelhaften allgemeiner Bekanntschaft getreten, und mit bestimmterer Empfindung wende ich mich an Sie. . . . Was Sie gelitten haben (durch den Druck der damaligen Zeit; unter Anderm war das „Königsberger Literaturblatt", zu großem Nachtheile für mich, plötzlich verboten und nun wieder gestattet worden, was aber doch eine halbjährige Unterbrechung jenes Journals und später sein Aufhören zur Folge hatte) kann ich mir genau vorstellen, wenn ich meine persönlichen Erfahrungen während aller Zeiten meines Lebens überdenke, wo meine Thätigkeit in das öffentlichere Leben eingriff. Wie Ihnen ist auch mir von jeher die schriftstellerische Thätigkeit etwas Heiliges gewesen, und ich kann sagen, wäre es möglich, daß ich eine Sache schriebe der keine ideale Vorstellung zum Grunde läge, und wäre diese Sache mit mehr gelungen als je Etwas, und wäre mir dadurch der glänzendste Erfolg gesichert, ich stäche sie ins Feuer. Woher Ihnen Verfolgungen gekommen, sind sie mir seit der Erscheinung meines Buchs gekommen (das „Lebensgesetz" nämlich); keine positiven, nicht weniger empfindliche; die lobendste Zurückweisung, ein vornehmes Uebergehen, falsche Anzeigen und was des kleinlichen Märtyrerthums mehr ist, dem der Egoismus jedes freisinnigere Streben unterwirft. Aber lassen wir uns verachten, schief beurtheilen, von oben herab verwerfen, und zeigen wir, wie Byron so schön sagt, ein allertragend Auge; stehen wir standhaft für den Zweck das Wahre wirklich zu machen; er trägt uns, wie das Meer Denjenigen welchen der weiche Fluß in seine Wellen versinken lassen würde. . . . Auch für mich war das Verbot Ihres Blattes eine persönliche Kränkung; der Richtung desselben zufolge betrachte ich mich als Ihre Verbündete, und

*) Den ersten Artikel theilten wir in Nr. 177—180 mit. D. Red.

was meine Befähigung leisten kann (nun das Blatt wieder in das Leben tritt) werde ich mit der größten Freude dafür thun. Woltmann's Briefe sende ich Ihnen der Folge nach bis zu einer gewissen Zeit. Sie schildern einen Charakter frisch, gediegen, gesund, geistvoll, schwungvoll. Dieser Eindruck ist ein wesentlicher bei der Sammlung. Wählen Sie aus derselben oder lassen Sie der Folge nach drucken, wie es Ihnen gefällt. Von mir sende ich Bruchstücke aus Briefen, die erste Abtheilung eines Aufsatzes über die Sprache: Laut, Ton, Klang, Stimme, Sprache. Ich möchte das Ganze gern der Deutschen Gesellschaft in Königsberg überreichen. Dann sollen kleine Abhandlungen folgen über die Stile der Kunst bei den Neuern, das Classische, Romantische, Tragische, Komische, Humoristische. Den Brief über mein Buch möchte ich hinausschieben (er sollte „Das Lebensgesetz" erläutern). Ich arbeite an einem Bande: „Das Lebensgesetz." Erste Ausführung der Lehre. Er wird fünf Abhandlungen enthalten, wovon vier durch Baron Humboldt, Professor Trendelenburg und Dr. Fortlage veranlaßt, in Briefform an diese Herren gerichtet sind. 1) Die absoluten Formen der irdischen Lebensmanifestation; die Grundformen der Erkenntniß ihrer Beziehung nach auf diese Formen; Wesen der Willensfreiheit des Menschen. 2) Beziehung des irdischen Lebens auf das planetarische Leben und auf sich selbst. 3) Zulänglichkeit des Lebensgesetzes als Princip der Vernunft und zu Erklärung der Zwecke der höhern Thätigkeit des Menschen. 4) Wesen und Entwickelung der Sprache. 5) Zulänglichkeit der organischen Bewegung zu Hervorbringung so zusammengesetzter Organe wie das Auge. Mit diesem Bande möchte ich eine neue durchaus vermehrte und verbesserte Auflage meiner Schrift, von der Sie so vortheilhaft geurtheilt, verbinden, und kurz vor dem Erscheinen erst wieder auf diese die Aufmerksamkeit lenken. Erwartet habe ich davon eine viel lebhaftere Wirkung. Die Wahrheit, welche sich zuerst darin dargelegt findet, ist so einfach, so groß, so beseligend; sie hat mich Jahre hindurch so erhoben und beglückt, daß ich dachte, sie müsse ähnliche Wirkungen auch auf Andere äußern. Allerdings, die besten Geister haben das Buch als wichtig aufgefaßt; hier zumal Baron Humboldt und Professor Trendelenburg. Die herrschenden Philosophien, Schelling's und Hegel's, suchen es dagegen zu ignoriren und in Stillschweigen zu begraben. Dergleichen geht noch in Deutschland; die öffentliche Meinung singt hier noch Chor, sie hat keine Stimme wie schon in Frankreich oder England. Uebrigens hat sich hier (in Berlin) die Philosophie neugestaltet, und der Richtung welche sie genommen gehört meine Arbeit an; ja, sie ist ein Schritt weiter in der neuen Bahn, der bald Alles folgen wird. Der Ruhm diese eröffnet zu haben gebührt dem Professor A. Trendelenburg. Lassen Sie sich dessen „Logische Untersuchungen" nicht entgehen; ein Buch voll penetrantem, gediegenem Scharfsinn, voll gründlicher Gelehrsamkeit, im würdigsten Ton. Das ganz Schiefe, Unhaltbare der Grundbegriffe Hegel's, das Unvollständige der Herbart'schen Lebensauffassung enthüllt Trendelenburg mit siegender Klarheit. Er zeigt die Bewegung als Factor des Lebens, wie auf sie die Begriffe von Zeit, Raum, die Ideen a priori beruhen. Dieses Buch erschien 1840. Die Hegelianer schwiegen über dieses wichtige Buch; als unbedeutend wurde es übergangen, bis endlich der Autor seine Hauptsätze auf Art eines Manifestes hervorhob und in der „Jenaer Literaturzeitung" bekannt machte. Nun war es mit dem Uebergehen vorbei. Zwei Recensionen erschienen, eine ganz unwürdige, jämmerlich inepte in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik"; eine gehaltvollere von Weiße in Fichte's Journal; auch die letztere ist dem beurtheilten Werk keineswegs gewachsen. Professor Trendelenburg hat übrigens, wie Herbart das Leben überhaupt, die Bewegung rein vom mathematischen Standpunkt betrachtet. Er hat das Absolute, die Art ihrer Beziehung auf die Kraft, das Selbstbestimmte, Vernünftige der Kraft nicht aufgefaßt, sich auf die specielle Beziehung zwischen Verkörperung und Bewegung nicht eingelassen. In diesen Beziehungen führt mein Buch seine Arbeit weiter. Gegen Trendelenburg haben sich nun die alten und neuen Hegelianer hier vereinigt, und eine Zeitung beschlossen (wahrscheinlich ist die von Michelet in dieser Zeit herausgegebene gemeint), welche wol bestimmt ist die Ruge'schen „Jahrbücher" zu ersetzen. Trendelenburg ist zum Ziel infidiöser Klätschereien gemacht, die er würdevoll zurückgewiesen hat. Durch meine Arbeit bin ich mit ihm bekannt geworden. Er scheint mir als Charakter so gediegen wie als Geist, und es wird ein harter Stand sein welchen die Hegelianer, auch als Phalanx, wider ihn zu behaupten haben werden. Für die Bekanntmachung mit Ihren literarischen Vorlesungen („Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen", Danzig 1842) danke ich Ihnen sehr. Sie gedenken der wahren Quelle und der wahren Heilmittel unsers literarischen Jammers. Ist Ihnen „Le compagnon du tour de France" in die Hände gefallen? Das Buch hat mich sehr beschäftigt und angezogen durch edeln Sinn, Schärfe und Milde des Verstandes. „Thomas Thyrnau" — noch mehr Lüge, Unwissenheit, Albernheit als die frühern Romane der Verfasserin. So sagen meine Freunde, so schließe ich aus Dem was sie davon sagen; ich kann mich an die Lecture nicht bringen.

Daß in dem Allen eine Frau spricht welche weit über das Niveau vielgepriesener Bildung und Gesinnungsweise hinausragt, und daß wir früher nicht zu viel behauptet haben, wenn wir Karoline von Woltmann den edelsten Frauen unserer Nation beigesellten, wird man schon nach solchen Aeußerungen wie die bisherigen zuzugeben nicht abgeneigt sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Choiseul und seine Zeit von Kurd von Schlözer. Berlin, Besser. 1848. 8. 22½ Ngr.

Das Lesen dieser Monographie — denn Biographie würde eine unrichtige Bezeichnung sein, weil Choiseul lediglich von dem Standpunkte seines staatsmännischen Lebens und Wirkens aus betrachtet ist — hat uns wenigstens einen doppelten Genuß gewährt: einmal weil dieselbe Etwas werth ist, das Verlangen nach einer gediegenen geschichtlichen Belehrung befriedigt und, um ein triviales Bild uns zu erlauben, gleichsam zu den wenigen Fettaugen gehört die auf den trüben Wassern der Literatur der Gegenwart herumschwimmen; zweitens aber auch deshalb, weil es für den denkenden Geschichtskenner einen eigenthümlichen Reiz hat mit der Geschichte der Diplomatie und der Fürstenstellung einer Zeit zu verkehren die mit der unmittelbaren Gegenwart einen so schneidenden Contrast bildet. Man wird durch die vorliegende Schrift recht lebhaft daran erinnert, daß gewaltige Revolutionsstürme über den Grund und Boden der westeuropäischen Staaten dahingebraust sein und die Atmosphäre derselben durchfegt haben müssen. Schreitet man nun zu einer Vergleichung zwischen jener Zeit und unserer Gegenwart, so erkennt man allerdings ohne Schwierigkeit, daß jene Stürme die höhern Schichten der staatlichen Atmosphäre in merkwürdiger Art gereinigt oder wenigstens geklärt haben; man nimmt aber auch ebenso leicht wahr, daß durch dieselben ein Staub aufgewirbelt worden ist der den politischen Dunstkreis in neuer und eigenthümlicher Art theils bereits verdüstert hat, theils noch mehr zu verdüstern droht, und noch ist die Macht nicht gefunden welcher der neue Reinigungsproceß unbedenklich und mit Aussicht auf einen sichern und heilbringenden Erfolg anvertraut werden könnte. Wir wollen jedoch aus begründeter Besorgniß, uns zu weit von unserer Aufgabe zu entfernen, diese politische Beleuchtung nicht

weiter verfolgen, und uns durch das allbekannte Wort, das man der Zeit vor den Revolutionsstürmen unbedenklich an die Stirn schreiben könnte: „Quidquid delirant reges plectuntur Achivi", den Uebergang bahnen zu dem Zeitalter dem Choiseul angehörte.

Die Familie deren Sprößling Choiseul war gehörte zu den ältesten Frankreichs: sie konnte ihren Stammbaum bis auf die Zeit der Capetinger zurückführen, aber gleich dem übrigen französischen Adel mußte auch sie sich der Uebermacht des Königthums unterwerfen, und ihre Sprößlinge erscheinen seit dieser Zeit in den höchsten Kreisen der königlichen Beamtenwelt. Es sind aber Alle kernige, ehrenfeste Naturen, voll Treue für ihr Königshaus und Hingebung für den Ruhm ihres Vaterlandes und ihres Geschlechts. Der Eine derselben, Karl von Choiseul, nimmt an den Kämpfen der Ligue rühmlichen Antheil, und sorgt überall mit kräftigem Arme für die Erhaltung der Ordnung und des Rechts. Er stirbt als Marschall von Frankreich mit 34 Wunden bedeckt, nachdem er an 47 Feldschlachten und der Belagerung von 53 Städten theilgenommen. Sein Neffe Cäsar war der Waffengenosse Schomberg's.*) Später übernimmt er die Führung der französischen Armee in Italien, und gibt als den Truppen der Proviant ausgeht 45,000 Fr. aus eigenen Mitteln her um seinen Soldaten die nöthigen Subsistenzmittel zu verschaffen. Zur Zeit der Fronde ist er einer der Wenigen die sich tapfer für den Hof herumschlagen, und wird daher Chef der Regentschaft. Auch er stirbt mit der Marschallswürde bekleidet. Der Großvater unsers Choiseul war Generalgouverneur von S.-Domingo, und fiel in einem Seetreffen gegen die Engländer. Seine Frau war die Tochter des östreichischen Generals Grafen von Stainville, dessen Güter ihm unter der Bedingung zufielen, daß er nebst seinen Nachkommen den Namen Stainville annehme. Sein Sohn diente daher als Marquis von Stainville im französischen Heere, und wurde später Gesandter des Herzogs Franz von Lothringen in Paris. Diesem ward am 28. Juli 1719 unser Choiseul geboren: er war also acht Jahre jünger als Kaunitz, mit dem er eine Reihe von Jahren an den politischen Combinationen und den Geschicken der mächtigsten westeuropäischen Staaten den wesentlichsten Antheil hatte. Ihr großer Gegner William Pitt, ebenfalls aus einem altadeligen Geschlechte stammend, war 1708 geboren und Beiden wie an Alter so an geistiger Befähigung und Charaktergröße überlegen. In den Händen dieser drei größten Staatsmänner ihrer Zeit liefen die Fäden zusammen an welche die Stellungen, Bewegungen und Schicksale Frankreichs, Oestreichs und Englands geknüpft waren. Choiseul's Einfluß und Macht ward durch die Frau von Pompadour gegründet, deren Gunst er eben sowol durch Eigenschaften gewonnen hatte wie sie am damaligen französischen Hofe beliebt waren, als durch das zweideutige Verdienst die Eifersucht jenes Weibes gegen Ludwig XV. zur rechten Zeit erweckt zu haben. Es war aber für einen Mann wie Choiseul, der stets neue und wohldurchdachte Pläne im Interesse Frankreichs in seiner Seele trug, keine leichte Sache leitender Minister zu sein unter Verhältnissen von denen d'Argenson sagte: „Wer ein ehrlicher Mann ist, dem traut man heutzutage nicht viel Verstand zu; wer aber ein geriebener Bösewicht ist, der gilt für geistreich, dem schenkt man Achtung." Wie war es möglich großartige und entscheidende Pläne mit Ernst und Ausdauer festzuhalten und durchzuführen von Seiten eines Hofs in dessen Mitte eine feine Frivolität Platz genommen, und von wo aus gar bald mit ihrem ätzenden Gifte alle Adern des Volkslebens durchdrungen wurden, von Seiten eines Hofs wo man tanzte, becherte, spielte, ohne nur im geringsten zu merken, daß sich der Boden immer mehr höhle auf dem man die tollsten Lustbarkeiten trieb. Man witzelte, man höhnte, man rüttelte an Allem was recht und heilig ist, und jedes Wort fand Anklang, sobald es nur geistreich war. Aber eben Dies legt für die geistige Befähigung Choiseul's und für seinen Patriotismus das rühmlichste Zeugniß ab, daß er mitten in diesem sinnenverwirrenden Rausche des Hofs weder die eigene Besonnenheit verlor noch die Aufgabe und Stellung Frankreichs einen Augenblick vergaß. Und sein ebenso schwacher als undankbarer Gebieter, Ludwig XV., sah sich genöthigt, nachdem er ihn von sich gestoßen, die ehrenvollste Anerkennung auszusprechen die dem Verstoßenen nur immer hätte zu Theil werden können: „Hätte ich Choiseul bei mir behalten, so wäre Polen nicht getheilt worden." Choiseul's richtiger Blick offenbarte sich als Minister der auswärtigen Angelegenheiten zuerst in der Auffassung des Bündnisses Frankreichs mit Oestreich zum Sturze Friedrich's des Großen, eines Bündnisses das vor seinem Antritte des Ministeriums unter dem Einflusse der Pompadour abgeschlossen worden war. „Ich bin vom Anfange an der Meinung gewesen", sind seine Worte, „daß der Krieg in Deutschland, er mag glücklich oder unglücklich enden, uns nie zu einem ehrenvollen Frieden führen kann; wie nun gar, wenn wir so viele Verluste erleiden?" Er sah sehr richtig den Hauptfeind in England, daher sein Plan alle Macht Frankreichs und seiner Verbündeten gegen dieses aufzubieten, daher die mächtigen Zurüstungen zu einer Landung in Britannien in ähnlicher Art wie sie später mit noch größern Mitteln Napoleon auszuführen gedachte: Choiseul's Politik ward in dieser Richtung ein Erbtheil Frankreichs. Daß übrigens Ludwig XV. seine bisherige Verbindung mit Preußen einer Coalition mit Oestreich zum Opfer brachte, und in Folge Dessen an dem sogenannten Siebenjährigen Kriege gegen Friedrich den Großen sich betheiligte, dazu vermochten ihn hauptsächlich religiöse Beweggründe, wie aus den hinterlassenen Papieren Choiseul's neuerdings bekannt worden ist: der Protestantismus, als dessen bedeutendste politische Stütze der König von Preußen mit Recht angesehen ward, sollte unterdrückt werden. Dieses Geständniß machte lange nachher Ludwig XV. seinem Minister Choiseul.

Die Aufhebung des Jesuitenordens (1762 und 1764) in Frankreich war ein Werk der Pompadour und Choiseul's: die Erstere konnte dem Orden den Stolz nicht verzeihen den sie von einigen Mitgliedern desselben zu ertragen gehabt hatte, und der Letztere war ein zu eifriger Schüler der Encyklopädisten, deren Haupt Diderot noch dazu bei der Pompadour Zutritt hatte, um nicht die Jesuiten zum wenigsten lästig zu finden, zumal da sie auch thätig und theilweise mit Erfolg bei mercantilischen Unternehmungen betheiligt waren, was namentlich in einem Falle unangenehme Folgen gehabt hatte. Und der schwache Ludwig vermochte dem Andringen Choiseul's und der Pompadour nicht lange zu widerstehen, trotzdem daß ihm die größte Ehrfurcht gegen diesen Orden in seiner Jugend eingeprägt worden war, und sein alter Minister Fleury ihn gelehrt hatte: Die Jesuiten verbreiteten zwar schlechte Lehren, sie wären aber als nützliche Werkzeuge zu Allem zu gebrauchen. Genug, der Jesuitenorden fiel in Frankreich durch Choiseul wie kurz zuvor in Portugal durch Pombal; Spanien folgte diesem Beispiele bekanntlich sehr bald.

Nachdem Choiseul, immer von dem Gedanken geleitet Englands wachsende Größe und seinen steigenden Einfluß zu brechen, der sich schon 1748 bei dem Friedensschlusse zu Aachen so allgewaltig gezeigt hatte, den pacte de famille mit den Bourbonischen Thronen trotz Pitt's Gegenbestrebungen erlangt hatte, ein Gedanke den Ludwig Philipp in der jüngsten Zeit bekanntlich so eifrig wiederaufnahm, zogen die Zustände und Verhältnisse der Insel Corsica seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Die Wichtigkeit dieser Insel für Frankreich richtig erkennend, mit der Unfähigkeit der Genueser dieselbe ihrer Botmäßigkeit wieder zu unterwerfen genau bekannt, und ihre

*) Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die Biographie dieses merkwürdigen deutschen Kriegs- und Staatsmannes im „Historischen Taschenbuche", Jahrgang 1849.

Verlegenheit, die mit jedem Jahre des Kampfes gegen die unbeugsamen und tieferbitterten Corsen wuchs, geschickt benutzend, machte Choiseul ihnen Kaufanträge: der Handel kommt auch in der That 1768 zu Stande, und trotz Englands Groll ward die gekaufte Insel behauptet, und ist bis auf diesen Tag eine französische Besitzung geblieben.

Choiseul richtete aber seine Blicke und seine diplomatische Thätigkeit nicht allein auf den Occident, sondern zugleich auch auf den Orient: Aegypten sollte unter französische Oberhoheit gebracht werden, um von hieraus fortan alle Expeditionen im Mittelmeere, das er zu einem französischen See zu machen strebte, und in den indischen Gewässern zu leiten, die Engländer von der Küste Koromandel und von den Gangesufern zu vertreiben, und das Unternehmen Hyder Ali's aufs kräftigste zu unterstützen. Auch in diesem Plane ist er, wie allgemein bekannt Napoleon's Vorgänger gewesen. Gleich diesem warf er aber auch sein Augenmerk auf die Hohe Pforte, als den Stützpunkt, von wo aus Rußlands weiteres Umsichgreifen gehindert werden könne, und Frankreichs Ehre erfodere es, meinte Choiseul, in Verbindung mit der Pforte die ins Mittelmeer eingedrungene russische Flotte zu vernichten. Aber mit diesem Plane stieß er auf entschiedenen Widerwillen und Widerspruch bei seinem Gebieter, der im Geheimen schon lange bearbeitet worden war den nie ruhenden und immer mit neuen Plänen hervortretenden Minister abzudanken. Der Boden war unterhöhlt auf welchem der Minister rastlos den kühnsten Bau seiner Entwürfe fortzuführen wagte, und während er noch unablässig darauf bedacht war den Glanz und den Ruhm seines Landes zu heben, wurde schon von allen Seiten auf die Vereitelung seiner Pläne, auf seinen Sturz selbst hingearbeitet. Und er erfolgte 1770, sodaß der Gestürzte den Schmerz erlebte von dem fürchterlichen Brande der türkischen Flotte im Hafen von Tschesme zu hören, statt der russischen Marine diese Katastrophe bereitet zu sehen. Doch gewährte die Anerkennung die ihm die französische Nation für sein Wirken zu Theil werden ließ dem gestürzten Minister einen werthvollen Trost in jenem Schmerze.

Als Anhang hat der Verf. seiner Monographie ein Verzeichniß der werthvollsten Quellenschriften beigegeben. Wir vermöchten zwar das Eine und das Andere noch hinzuzufügen, allein gelehrte Leser werden Das selbst vermögen, und die nicht gelehrten würden es uns mit Recht keinen Dank wissen. Wir scheiden mit Dank von dem Verf.: sein Buch hat uns einen Genuß bereitet, für den wir um so dankbarer sein zu müssen glauben in Tagen, wo es so viele redende und schreibende Leute gibt, die wie sie dünkelhaft vermeinen Geschichte machen, aber an sie nicht glauben und folglich auch von ihr Nichts verstehen. **K. Zimmer.**

Neapolitanische Pünktlichkeit.

„A glance at revolutionized Italy: a visit to Messina, and a tour through the kingdom of Naples, the Abruzzi, the Marches of Ancona, Rome, the States of the Church, Tuscany, Genoa, Piedmont, etc. in the summer of 1848, by *Charles Mac Farlane*" (2 Bde., London 1849) ist der Titel eines Werks welches schon deshalb dem Einen gefallen, dem Andern mißfallen wird, weil es der östreichischen Herrschaft in Italien das Wort redet, und auf jeder Seite die Verbesserungen hervorhebt welche während der letzten Jahre durch ganz Italien im Fortschreiten gewesen und vom Sturm der Revolutionen zum Stillstand gebracht worden sind. Ob die neapolitanische Pünktlichkeit hierunter begriffen sein kann, dürfte sich aus folgender Stelle ergeben:

„Als wir uns in der procaccia, wie der Wagen heißt welcher den Briefcourrier nach Popoli und Aquila in den Abruzzen bringt, Plätze genommen hatten, wurden wir ernstlich bedeutet fix und fertig Punkt 10 Uhr im Posthause zu sein. Wir waren es, erblickten aber weder Courrier noch sonstige Vorbereitung zur Abfahrt. Wir gingen nach dem Molo hinab, die Straße dem Castello Nuovo gegenüber auf und nieder, dann zum Stelldichein zurück. Nichts von Courrier, von zugerüstetem Wagen oder einem Pferdeschwanze, auch weder Mann noch Junge der eine verständliche Antwort oder in Betreff der Abfahrt Auskunft geben konnte. Nun gingen wir an die Ecke der Rua Catalana und verbrachten eine gute halbe Stunde mit dem Verzehren von Wassermelonen und im Gespräche mit dem Verkäufer derselben, einem echten Neapolitaner, uomo del popolo. Dann kehrten wir zum Posthause zurück und erhielten von einem Beamten oder Unterpacker den Trost: «Subito, Signori, subito.» Aber von Pferden war Nichts zu sehen, auch Nichts vom Courrier oder von seinen Briefbeuteln, ohne welche wir doch nicht fort konnten. Als die Uhren Mitternacht schlugen, wurden die Briefbeutel in den Wagen gelegt und trat der Courrier aus einem Zimmer unter der Einfahrt. Nun endlich geht's fort. Nicht die Probe. Der Courrier verschwand wieder. Mit ihm schwand meine Geduld und in der Landessprache, wahrscheinlich auch einigermaßen laut und mit einem Anfluge neapolitanischer Gesticulation fragte ich, was diese Unpünktlichkeit und fortdauernde Säumniß eigentlich bedeuten solle. «Signori», antwortete ein Bursche in einer weißen Nachtmütze, «man will sich erst die Seele mit einer Messe erfrischen.» «Wer ist denn der Mann der um diese Stunde in eine Messe läuft?» polterte ich. «Don Pepino und der Postillon der Sie fahren wird, auch der Herr der bis Sulmona mitreist», erklärte die weiße Nachtmütze. «Aber eine curiose Stunde zum Messehören», sagte ich. «Niente affatto, mit Eurer Excellenz Erlaubniß, morgen oder vielmehr heute, denn es ist bereits heute, ist ein großes Fest der heiligen und gebenedeiten Jungfrau, und jeder Christ muß Messe hören, und auf der Landstraße ist keine Zeit zum Messehören, und Christen bleiben Christen, und es heißt auch in den Abruzzen wären schußfertige Räuber und man könne ermordet werden.» Von diesem letztern Theile der Rede der Nachtmütze hatten wir bereits gehört, waren aber schon so oft belogen und getäuscht worden, daß wir keinem Gerüchte mehr glaubten. Ich fragte also den Mann, in welche Kirche jene zu ihrer Messe gegangen. Er erwiderte, sie wären in gar keine Kirche gegangen; es gäbe im Posthause als unentbehrlichen Theil der Anstalt eine Kapelle für Mitternachtsmessen, und zeigte die Thür die dahin führe, wenige Schritte von uns. Wir gingen und gewahrten innerhalb der Thür eine schmale Treppe, wo es weniger stark nach Weihrauch als nach Taback und andern Gerüchen duftete. Wir glaubten uns in der Weisung geirrt zu haben, als das Klingeln eines priesterlichen Handglöckchens uns eines Andern belehrte. Wir stiegen die steinerne Treppe hinauf und kamen in eine kleine Kapelle — von der Größe einer mittlern englischen Unterstube —, wo ein hoher, mit Teppichen behangener Priester Messe las, und acht oder zehn Menschen auf den Knien lagen und sich bekreuzten. Unter diesen waren unser Courrier, Postillon und Reisegenosse. Alle Drei sahen beim Scheine der Mitternachtskerzen sehr feierlich aus, am feierlichsten der Courrier: Folge des unveränderlich Eulenmäßigen seines Gesichts. Mit Ausnahme der messa cantata dauert keine Messe lange, ob inmitten des Tags oder der Nacht. So waren wir bald wieder im Freien, die Pferde mit den klingelnden Glocken kamen heran, der feierliche Courrier befahl das Anspannen, und nachdem er einige der schlaftrunkenen, taumelnden Packer, einschließlich unsers Freundes in der weißen Nachtmütze, heruntergehunzt, setzten wir uns ein und rollten fort. Es war 1 Uhr Morgens am 15. August." Z.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 257. — 26. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 256.)

Es war für mich ein unendlicher Schmerz, als ich bald nach dem Beginne unsers brieflichen Umgangs die Schreckensnachricht erhielt, die vortreffliche Frau habe einen Schlaganfall erfahren. Das allein gereichte mir zu einiger Beruhigung, daß der Anfang des Briefs von ihrer eigenen, mir so werthen Hand geschrieben war, wenn ich auch allerdings in den geliebten Zeilen um Etwas den festen charaktervollen Zug der frühern Handschrift vermißte. Sie schrieb:

Verzeihung, wenn ich so spät mein Versprechen in Bezug auf das „Literaturblatt" erfülle. Schon sehr nervenkrank und immer mehr den ganzen Winter, hat mich um Mitte des Februar ein Schlaganfall ganz daniedergeworfen und dem Tode sehr nahe gebracht. Dank der Sorgfalt und Geschicklichkeit meines Bruders, der Pflege und Liebe meiner Geschwister und Freunde, verkürzt an geistiger Fähigkeit und hergestellt bin ich bis auf Weiteres. Die verlorene Sprache ist wieder da, die Handschrift zeugt noch von der lahmen Rechten, und ich darf so gut als gar Nichts thun. Nicht einmal weiter schreiben, denn schon melden sich wieder Ohrensausen und Schwindel.

Nun folgte noch Einiges von fremder Hand. In diesem Dictirten heißt es in der der herrlichen Frau so durchaus eigenthümlichen, unerschütterlichen Tapferkeit nach einem Erfahren welches auch manchen Muthigen entmuthigt haben würde:

Möge Ihre Gesundheit sich befestigen, wie ich Dies von der meinigen hoffe. Alle Kräfte wollen wir dann der guten Sache zuwenden und frisch durch die Brandung des Unsinns steuern welche sich dagegen in den entgegengesetztesten Richtungen erhebt.

Ich muß mir die Bemerkung hier erlauben, daß einige Briefe der Frau von Woltmann, die alle von Berlin aus geschrieben wurden, ohne Datum sind, weshalb ich denn der Zeit nach die Reihenfolge nicht verbürgen kann. Mir wurde die große, unbeschreibliche Freude zu Theil, daß die werthe Freundin sehr bald sich um Vieles erholte, daß sich sogar die frühere Frische der Handschrift wieder einfand, und daß sie aufs neue auch ihre geistige Thätigkeit, ohne welche ihr edles Leben nicht lange hätte bestehen können, wieder fortsetzen durfte, wenn auch mit einer gewissen Anstrengung und mit großen Unterbrechungen. In Betreff meiner Verehrung für sie, ihres Befindens und dergleichen mehr schreibt sie:

Sie sehen mich zwar in einem verschönernden Lichte, und ich muß besorgen bei näherer Bekanntschaft in meinen eigenen Schatten zu treten. Solches ist immer der Fall beim Verkehr mit den Besten, wogegen die Schlechten Einen mit ihrer eigenen Schlechtigkeit in der Vorstellung und Darstellung besudeln, wie ich Solches in Bezug auf Woltmann und mich kürzlich wieder durch den Ritter von Lang erfahren. Bei den Beziehungen ersterer Art pflegt dagegen Herzlichkeit zu ersetzen was die Verehrung bei näherm Verkehr einbüßt, und dabei ist Gewinn. Ich bin wieder ganz wohl, aber noch sehr nervenangegriffen. Das Arbeiten erschöpft mich, hat es noch so kurze Zeit gedauert; die Rede soll deutlich sein wie zuvor; mir scheint Das nicht so, wenigstens kostet das deutliche Reden mir Anstrengung; Zunge, Gedächtniß und die rechte Hand werden zugleich matt und lahm, das Herz dagegen unnatürlich lebendig. Von Abnahme der Denkkraft habe ich bisher, Gott sei Dank, Nichts gespürt. Auch während meines Anfalls verlor ich nie die Besinnung, der Körper erstarrte um den Geist und verfiel dann in die größte Schwäche. Sie erhalten diesen Brief mit einem Packetchen Manuscript: möge er Sie gesund treffen muthig der Verleumdung, der äußerlichen Verachtung der Gegner, die innerlich weder achten können noch verachten, entgegenzutreten.

Noch kündigt mir Frau von Woltmann eine kritische Anzeige des Werkes des Barons von Minutoli an: „Die neuern Straf- und Besserungssysteme", welche auch im „Königsberger Literaturblatt" abgedruckt worden. Sehr interessant äußert sie sich über ihr individuelles Verhältniß zur Sprache also:

Gefällt Ihnen von den Mittheilungen aus meiner Feder das Eine oder das Andere nicht, lassen Sie es ohne Scheu fort. Ich vertraue in dieser Hinsicht dem Urtheile Anderer mehr wie dem eigenen. Mit der Sprache muß ich ringen. Ihre Einfachheit, Bestimmtheit, Klarheit wurde mir immer schwer, maulfaul sogar mit der Feder, und wenn die innere Bewegung welche alle Faulheit überwindet auch dieser Herr wird, meist so hingerissen, daß ich einer Fülle von Nebengedanken nicht die gehörige Berücksichtigung bemessen, so wenig als ihnen alle Berücksichtigung entziehen kann. Seit meiner Krankheit hat Dies zugenommen; darunter leidet mancher tiefe und gute Gedanke.

Welche Bewunderung muß man einer Frau zollen die einen so aufgeschlossenen Sinn für das Denken hatte, welche in einem solchen Grade indem sie über ihre Hinfälligkeit klagt den Reiz des Denkens und ihre geistreiche Art zu denken anspruchslos zu gleicher Zeit

verräth, während so Viele ihres Geschlechts selbst bei der Lecture nicht sowol für den Gedanken als vielmehr für das bloße Ereigniß Interesse haben, geschweige daß sie im Stande sein sollten ihre eigenen Zustände psychologisch zu ergründen! Frau von Woltmann gedenkt in demselben wie in andern Schreiben der Prinzessin von Preußen als einer „geistreichen und wissenschaftlichen Fürstin". In demselben Briefe schreibt sie:

Eines Mannes Werk, der in Königsberg lebt, lernte ich durch mein Buch („Das Lebensgesetz") kennen, und war von dem Geist und Charakter dieses Werkes, von so vielen, meine Ansichten bestätigenden Thatsachen und Ansichten innig erfreut; das Buch heißt: „Physiologie als Erfahrungswissenschaft", von Burdach. Hätte ich es früher gekannt, wie würde ich es benutzt haben. Jetzt noch wünschte ich ihm meine Arbeit zu senden; aber schon bin ich darüber hinausgewachsen und würde sehr Vieles anders angreifen, umständlicher belegen, daß die Wahrheit die es enthält klarer aufträte und noch viel zudringlicher als jetzt; denn die Wahrheit soll zudringlich sein: so scheue ich Jenes zu thun, bis ich eine neue Auflage meines Buches veranstaltet habe und das Bändchen fertig gearbeitet welches die erste Ausführung der in ersterm enthaltenen Lehre liefert.

Die verehrte Frau hat im Folgenden die Güte meiner häufigen Kränklichkeit zu gedenken, und fährt dann fort:

Ich möchte in Ihrer Nähe leben und Ihnen bisweilen zusprechen können: das lebendige Wort hat in seiner Unmittelbarkeit aus der Seele eine geheimnißvolle Kraft. Ich werde wieder stärker, ich sehe gesund aus, bisweilen aber noch sehr angegriffen, und fühle mich noch sehr matt und unfähig zu meinem seligen Glück, zur Arbeit. Indessen lese ich, und Dies kann ich ertragen.

Sie kommt mit höchster Anerkennung und Freude auf die Werke Wilhelm von Humboldt's zu sprechen, und freut sich namentlich manches Vorurtheil über den herrlichen Mann, welches sie von früher her gehabt, ablegen zu können. Wie würde sie gefrohlockt haben, wäre es ihr vergönnt gewesen noch dessen köstliche „Briefe an eine Freundin" zu erleben! Sie schreibt:

Indem ich von mir noch Nichts senden kann, gebe ich (für das „Königsberger Literaturblatt") fernere Briefe von Woltmann in Abschrift. Ich liebe diese Briefe überaus; der Ton in den Briefen von Wilhelm v. Humboldt an Forster erinnert an den Geist in denselben. Wie schöne, zeitgemäße Sachen sind in W. v. Humboldt's Werken, Band 1 und 2. Eine Abneigung Woltmann's gegen W. v. Humboldt; eigene Abneigung gegen das Kaltherzige seines Paradoxen aufstellenden und liebenden streitsüchtigen Wesens, dem das Paradoxe, nicht das Wahre zu behaupten Freude der Rede war, so viel ich ihn kannte, und Das war nicht viel, haben mein Urtheil über den Mann wie jene Werke ihn in jener Zeit darstellen verrückt. Es war mir eine große Freude es zu berichtigen und mit zu ehren und zu lieben, wo so viele Menschen die ich ehre und liebe verehren und lieben; denn ich bin eine große Freundin der Gemeinsamkeit in Ansichten und Gefühlen. Ein anderes schönes Buch las ich auch in diesen Tagen, das Leben des Scotus Erigena von Staudenmayer. Ich hätte jene Freisinnigkeit und Tiefe in der katholischen Kirche nicht gesucht. Merkwürdig, daß diese in den neuesten Tagen die Lehre von Bautain in Strasburg: daß die menschliche Vernunft nicht ausreiche zur Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten, als unkanonisch verurtheilt, und daß ein Beschluß der Concilien vom Lateran 1513, den andere Beschlüsse bestätigen, bestimmt, daß in der Theologie nicht unwahr sein könne was richtig in der Philosophie. In unserer Zeit gehen bei derselben Sache immer die widersprechendsten Erscheinungen Hand in Hand.

Auf einen meiner Briefe (aus dem J. 1843), in welchem ich mich über das höchst Unerquickliche in einem großen Theil unserer literarischen Zustände geäußert, erwidert Frau von Woltmann:

Was Sie mit Unmuth erfüllt ist das Märtyrerthum, dem Jeder sich unterwerfen muß der es nur mit der Vernunft und dem Edeln halten kann, sie zu seinen Göttern und die Ausbreitung ihres Cultus zu seinem Lebensgeschäft macht. Es gehört ein Theil Gemeinheit, je mehr je besser, dazu, wer angesehen und behäglich in dieser Welt der Menschen leben will. Seit ich lebe, habe ich jenes Märtyrerthum getheilt, bei dem Schicksale Woltmann's, erlebt in meinem eigenen Schicksale, so eigenthümlicher Art, so gewaltig als Sie es irgend auch erleben müssen. Ich sehe umher und sehe jeden Menschen ihm unterworfen der als echter Mensch lebt und fühlt und trachtet. Blicken Sie wohin Sie wollen, auf Christus, Sokrates, Rousseau, Hölderlin, den Unglückseligen, auf Byron, dessen Tage von Ruhm gestrotzt, von Ansehen und Reichthum, auf Napoleon's ungeheure Erfolge — was war durch ihre Tage gewebt. Faden für Faden? — Verleumdung, Herabsetzung, Zurückweisung, Ungerechtigkeit, Fehlschlagung. Was schien der Erfolg ihres Strebens? — es schien verloren. Woltmann hat 1801 zuerst die Idee des Denkmals für Friedrich II., der Art wie es jetzt aufgestellt wird, gegeben, die Idee zu einer Universität, die Idee Berlin zu einer deutschen Stadt zu machen, wie der jetzige König von Preußen sie ausführt; Beime enthusiasmirte sich für diese Vorstellungen, Hardenberg; aber er (Woltmann) ehrte und liebte die Größe Napoleon's, er entwickelte den Schaden welchen die Hetzereien Englands wider diesen thäten; eine Cabale zwischen dem elendesten Gentz, Müller, dem Grafen von Entraigues, dem Gesandten Englands, Jackson, dem Gesandten Schwedens, Graf Engström, dessen Frau die Geliebte Jackson's war, und dieses Verhältniß so schamlos trieb, daß sie im Kindbett eine Dame, die sie besuchte und der sie ihr Kind zeigte, fragte: „Ne trouvez-vous pas que l'enfant ressemble beaucoup à Jackson?" die dabei ihren schwachen Mann regierte, hintertrieb die Fortsetzung des Journals („Geschichte und Politik", 1800—5) das mit deutscherm Geiste geschrieben war und deutscherm Gemüth als je ein Buch sein mag, verschrie ihn als Verräther, unterwarf ihn allen möglichen gesellschaftlichen Kränkungen: es war mir seit seinem Tode und damals immer eine Erhebung wie er ging, mit Wahrheit und Freude strahlender Stirn, dahin blickend über jene Nichtswürdigkeiten.

Nun kommen Einzelheiten, die wir leider nicht mittheilen dürfen. Zuletzt fügt die edle Frau noch hinzu:

Es gibt (indessen) unter jenem Windhafer so manches edles, gediegenes Korn. Es gibt in Deutschland ein stilles, kluges Publicum. Sehen Sie nicht rechts, nicht links, lassen Sie Ihre Polemik nie ungeduldig, nie verdrießlich, nie finster werden, stehen Sie unerschütterlich!... Ich sende Ihnen neue Briefe Woltmann's und meine Anzeige, vielmehr meinen Aufsatz über das Buch des Herrn von Minutoli. Er soll in Preußen Gefängnisse nach Art der Modelpriser errichtet werden, leider zeigt sich bei den ständischen Verhandlungen über das Strafgesetz, wie wenig überhaupt in dieser Hinsicht die Principien klar gefaßt sind. Alle diese Dinge habe ich bei dem Aufsatz berücksichtigt. (Vergl. „Königsberger Literaturblatt", 1843, Nr. 58 fg.) Wäre es nicht anmaßend, möchte ich den Titel so stellen: Betrachtungen über das Verhältniß des Staats zu den Verbrechern aus seiner Mitte, veranlaßt durch das Buch... dann den Titel, hierauf: und mit Berücksichtigung

desselben. Mir liegt an dem Aufsatz und dessen Wirkung; streicht ihn die Censur oder scheint er Ihnen ungeeignet, schaffen Sie ihm womöglich Aufnahme in die „Kölner Zeitung", sonst senden Sie mir ihn recht schnell zurück.... Es geht mir immer besser, ganz gut noch keineswegs, und meine Freunde verhehlen mir nicht, daß sie mich wie Jemand betrachten der an der Thür steht. Ich fühle mich lebenskräftig; unser göttliches Leben aber dauert auch fort im Tode, jenes bedeutet nicht nothwendig Etwas für dieses Leben. Mein Herz klopft immer unregelmäßig, ungestüm, mein Puls geht ungleich; ich leide in der rechten Seite an einer schwachen Stelle, und von dieser aus erstrecken sich Krämpfe durch Schenkel und Arme und gehen alle jene Uebel aus. Dahin wirken Arzneien, die sehr wohl thun; aber wird der Organismus sich wieder zur Regel bringen? Ich kann leider nicht wie ich sollte geistesunthätig sein, und habe kein Geld zu einer Reise, welche Dies mit sich brächte, oder vielmehr geistige Thätigkeit anderer Art als jene die mich ruinirt hat. In diesen letzten Wochen bin ich sehr ergriffen durch Krankheit und Tod der Mutter einer vertrauten Freundin. Sie war eine Freundin Schiller's, Jean Paul's und ward von ihm im „Titan" gezeichnet. Sie war eine Freundin Herder's, Fichte's, Woltmann's. Ich konnte sie nicht zu meinen Freundinnen zählen, obgleich wenig Menschen sie gewiß lange so herzlich geliebt und immer so gewürdigt wie ich. Seit 20 Jahren und länger war sie blind. Geistig liebte sie das Dunkele, die Bedeutsamkeit des Tones, nicht die Klarheit des Sinns; aber mit einer grandiosen Ahnung, einer Seele welche gleich das Vornehme, das Berühmte, das Herrliche und Hohe ehrte. So lebte sie nur im Moment; er war ihr Genie, ungestüm erfaßt, wie immer er kam oder war, und sofort vergessen; der Zusammenhang ihre Schwäche. Dabei lag ein ungeheurer Stolz, eine edle Einfalt, eine naive Selbstverkennung und ein allgemeines Wohlwollen, zumal gegen Untergeordnete, in ihrem Wesen. Herder sagte von ihr: „Zu den klugen Jungfrauen gehören Sie nicht, denn Sie verschütten immerfort das Oel; die Flammen jedoch schlagen Ihnen über den Kopf zusammen." Ich schrieb einst meiner Schwester über sie: man müsse bei ihr nicht das Thun, sondern das Höhere, das Sein, erwägen. Erstaunt las ich nach ihrem Tode in einem Briefe Jean Paul's an sie die Worte: „Liebe Beständige, Unbeständige!" was Dasselbe sagt. Sie war aus reichsritterlichem Adel, eine ihrer Aeltermütter war die Gemahlin des Barbarossa, einer ihrer Vorfahren starb auf dem Schaffot mit Konradin. Da sinkt ein ganzes Stück Vergangenheit zu Grabe; so reinigt sich vom Frühern Tag für Tag mehr das Bild der neuern Zeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Enthüllungen über den Charakter und die Politik Ludwig Philipp's.

Die Veröffentlichung der geheimen Papiere Ludwig Philipp's enthält die werthvollsten Actenstücke, welche manche bisher dunkeln Partien in dem Leben und der Politik des Königs der Franzosen erst in ein klares und vollständiges Licht setzen. Die „blinden Leidenschaften" haben gierig nach dem Portefeuille des Königthums gesucht, und Hr. Taschereau hat den Inhalt desselben in der „Revue rétrospective" dem öffentlichen Urtheile übergeben. Auf Grund dieser Briefe und Correspondenzen hat Eugène Pelletan mit seiner feinen Gruppirungskunst eine charakteristische Zusammenstellung alles Dessen versucht was die Beurtheilung des Grafen v. Neuilly erleichtert, so zwar, daß er sich streng an die Verlassenschaft der Tuilerien hält, und nur Resultate aus beigefügten Belegstellen zieht. Diese verdienstvolle Arbeit theilen wir so gedrängt als möglich unsern Lesern mit.

Die fast immer vertraute Correspondenz Ludwig Philipp's ist ein wahrhaftes Glaubensbekenntniß. Wir wollen es nur gleich zu Anfang aussprechen: sie schmälert in keiner Weise den Grad von Hochachtung welcher Ludwig Philipp geschichtlich zukommt. Der König war tief innerlich überzeugt in seinem Herzen, folglich auch aufrichtig und bestimmt in seinen Worten. So ist er. So zeigt er sich offen mit den Vorzügen und Mängeln seines Charakters.

Seine Correspondenz ist weitschweifig, und in einem sehr nachlässigen Stil abgefaßt: fast auf jeder Zeile finden sich englische, spanische, italienische und lateinische Worte in den Text gemischt. Man könnte sagen Ludwig Philipp gebe in seinen Briefen allen Sprachen Europas Audienz.

Der König hatte Viel gesehen, Viel erfahren. Er hatte in einem Menschenleben alle Wechselfälle des Schicksals erschöpft. Prinz von Geburt und doch an die Revolution gekettet, General und Proscribirter schon im 20. Jahre, hatte er von Jugend an den Kreislauf der öffentlichen Meinung kennen gelernt, hatte die Ungerechtigkeiten und Täuschungen der Parteien gesehen. Allein seine bittern Schicksale und Unglücksfälle lebten in seinem Gedächtnisse nur fort um bisweilen unter einem Lächeln der Duldung, wir wollen nicht sagen des Skepticismus, auf seine Lippen zu treten.

Ludwig Philipp war in der That Skeptiker manchen Ideen gegenüber, und wir haben nicht den Muth ihm hieraus einen Vorwurf zu machen. Nachdem er lange Zeit von Grenzstein zu Grenzstein die Kette seines Exils fortgeschleppt, Europa um Rath gefragt, und Staatsmänner für sich gewonnen hatte, nachdem er Zeuge gewesen war von den Ueberschwemmungen der Revolution und dem Zusammensturz des Kaiserreichs, hatte er sich eine Art mittelmäßiger Philosophie aufgestellt, welche lediglich darin bestand die Contraste zu neutralisiren. Er nahm von Allem Etwas auf, ein wenig Liberalismus und ein wenig Vorurtheil, ein wenig Demokratie und ein wenig Privilegium, und hierzu brachte er dann noch seine natürliche Mäßigung und besonders viel Positivismus.

Das ist der bedachteste und vorsichtigste Geist der je eine Nation beherrscht hat! Er vergaß nie welcher Ideengang ihn in die Tuilerien eingeführt hat, er verfolgte treu die Politik der Interessen. Er war im Besitz aller ihrer Vorzüge, aber was seine Stärke war das ward an einem einzigen Tage auch seine Schwäche. Seine Aufgabe war eine Regierung des Uebergangs; er personificirte zwei sich feindlich gegenüberstehende Mächte, die Tradition und die Demokratie. Er ward das Opfer dieser zweideutigen Bestimmung, die in ihm ein Königthum und eine Revolution zusammengefügt hatte. Als die Zukunft ihm verloren ging, wendete er sich wieder der Vergangenheit zu. Napoleon sprach gegen das Ende seiner Herrschaft von seinem Oheim Ludwig XVI., Ludwig Philipp gefiel sich darin zu erzählen, daß der jüngere Zweig durch eine Filiation näher von Heinrich IV. abstamme als die ältere Linie.

Eines Tags hatte er zu seinen Füßen eine Krone gefunden; er hatte sie aufgenommen. Er herrschte, aber er selbst war nie recht überzeugt von der Legitimität seiner Dynastie. Man erzählt, daß er als er den Boden Englands betrat ausgerufen habe: Frankreich hat's gegeben, Frankreich hat's genommen, der Name Frankreichs sei gelobt! Rührende Worte fürwahr, die den königlichen Hiob in seinem Unglück nur ehren.

Ludwig Philipp verstand weder sich selbst ganz noch seine Zeit. Er sah von der Nation immer nur die eine Seite, die Thatsache; er sah die andere nie, den belebenden Gedanken. Er war in den Tuilerien gleichsam die lebende Natur der Vergangenheit. Er beargwöhnte nicht die Größe des französischen Genius; er wollte die öffentliche Meinung nicht selbst kennen lernen. Er las sie nur aus dem Lächeln seiner Höflinge heraus, und erklärte mit einer Art kindischen Vergnügens, daß er nie ein Buch oder ein Journal in die Hand nehme. Nur bei zwei Gelegenheiten ging er von diesen seinen Gewohnheiten ab, zuerst als er eine Note im „Moniteur" erscheinen ließ, welche die Dotation des Herzogs von Nemours verlangte, und dann als die Eroberung der Smala

einen Schimmer von Popularität auf den Herzog von Aumale werfen zu wollen schien.

„Mein lieber Minister", schrieb er an Guizot, „ich habe diesen Morgen gegen meine Gewohnheit alle Journale durchblättert, um zu sehen was man über den Artikel, die Dotation betreffend, sagt. Das Aufsehen das er erregt befremdet mich nicht, und scheint mir ein günstiges Anzeichen. Die wahnsinnige Erklärung des «Constitutionnel» verräth nur den Zorn ꝛc."

Das also ist die erste Journallecture welche sich Ludwig Philipp erlaubt. Da folgt nun auch gleich die zweite.

„Mein theurer und vielgeliebter Sohn", schreibt er an den Herzog von Aumale, „die Wirkung deiner That ist unbeschreiblich. Ich schicke dir da drei Journale mit, deren Artikel mir die bedeutendsten zu sein schienen; denn diesmal bin ich von meiner Regel nie Zeitungen zu lesen abgewichen."

Also in 17 Jahren kümmerte sich Ludwig Philipp nur zwei mal und noch dazu nur aus Neugier, bei Gelegenheit von Familienfragen, um die Meinungen der gallsüchtigen Scribler, der folliculaires, wie er die Journalisten nannte. Er dachte nicht daran, daß die Mehrzahl seiner Minister, Guizot, Thiers, Salvandy, Vivien, Passy u. s. w., solche Scribler gewesen waren, und ihre Schule in dem Journalismus durchgemacht hatten. Dieser unerschütterliche Stoicismus gegen die im Druck ausgesprochene öffentliche Meinung des Landes hielt ihn jedoch nicht davon ab die Journale der Aufmerksamkeit des Parquets zu empfehlen.

„Ich verhalte mich persönlich indifferent gegen die Angriffe der Zeitungen, ich verachte sie recht gründlich. Im Uebrigen, meine ich, muß man sich gegen sie verhalten wie in dem von Tasso besungenen Walde: wenn man bei seinem Auftreten den Dolch in der Hand und die Lanze in Bereitschaft hat, so kann der endliche Erfolg nicht außenbleiben. Ich hoffe also, daß wir auf einer kräftigen Verfolgung der Journale mit allen gesetzlichen Mitteln verharren werden."

Mit allen gesetzlichen Mitteln! Ludwig Philipp bewies immer vor dem Buchstaben des Gesetzes die tiefste Achtung. Die geschriebene Regel war sein zum Gesetz gewordenes Bewußtsein; er hat dasselbe niemals verletzt. Sein letztes Wort als er die Tuilerien verließ war eine Protestation im Namen des Gesetzes.

„Wohl verstanden, Sire", sagte Cremieux in dem Augenblicke in dem der König das Palais verließ, „die Regentschaft gehört der Herzogin von Orleans."

„Nein, nein", erwiderte lebhaft Ludwig Philipp, „sie gehört wol dem Herzog von Nemours. Das Gesetz hat ihn zum Regenten erklärt, und wir müssen das Gesetz achten."

Der König zeigte sich mehr als Rechtsgelehrter denn der Advocat.

Wir würden diese Ehrfurcht Ludwig Philipp's vor dem geschriebenen Buchstaben nicht so bewundern, wenn dieselbe in der Geschichte von Frankreich nicht vollkommen neu wäre. Die vorhergehenden Regierungen haben alle ihre Ungesetzlichkeiten, ihre Rechtsverletzungen, ihre Ausnahmegerichte gehabt. Ludwig Philipp, der in gewissem Sinne mitten in Aufständen regierte, ließ sich nie zu einer Rachehandlung hinreißen. Freiwillig nahm er die Freiheit auf; er dehnte sie nicht weiter aus, aber er achtete sie überall wo sie in der Gesetzgebung vorgeschrieben war.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen war er der erste liberale König; er war auch der erste Fürst des Friedens. Aus dem Frieden machte er den Ruhm seiner Regierung, er hatte ihn in seinem Geiste förmlich systematisirt. Er wollte ihn nicht nur mit einem unbestimmten Verlangen, gleichsam als die beste Bedingung für das Glück seiner Staaten, nein, er wollte ihn mit aller Energie, da er ihn geradezu für die Grundlage des Bestandes von Europa erklärte.

„Wenn der Krieg ausbricht", sagt er öfters in seiner Correspondenz, „wird England das Amerika des Nordens und das übrige Europa das Amerika des Südens werden."

Man sieht hieraus, daß er im Fall eines allgemeinen Staatsbankrotts England den übrigen Nationen voranstellt.

Ohne Zweifel dehnte er sein System zu weit aus. Er schonte unsere leichte Empfänglichkeit, unser feines Ehrgefühl nicht genug. Er meinte er hätte diesem zur Genüge geschmeichelt, indem er das Kaiserthum auf Leinwand, in Stein und in Marmor, auf den Elyseischen Feldern, in Versailles und bei den Invaliden verherrlicht. Er bemühte sich nur in unserer Einbildungskraft die Poesie der Schlachten zu erregen. Dessenungeachtet wird die Geschichte es ihm danken, daß er menschliches Blut schonte. Bei dem kleinsten Pulvergeruch der sich in die Ereignisse mischte war er außer sich; er stieg dann auf den apollischen Dreifuß und brach in lyrische Reden aus, oder donnerte vor Entrüstung.

„Ueber euch Unglückliche!" rief er mit Bezug auf Thiers und dessen Freunde aus. „Wenn ihr wüßtet was das bellum zu bedeuten hätte, ihr würdet euch wol hüten den traurigen Katalog der casus belli noch zu vergrößern. Ihr werdet ihn niemals vollständig genug finden um den Volksleidenschaften und euerm unedeln Streben nach Popularität vollkommen Genüge thun zu können."

Er nimmt in seine Diplomatie also keine nationale Sympathie auf; die Eigenliebe betrachtet er als ein Nebenwerk, welches nur störend auf die Geschäfte wirken kann. Sobald er irgendwo nur den kleinsten Rauch aufsteigen sieht, denkt er nur daran die Nemesis von den Nationen fernzuhalten.

„England missbilligt unsere marokkanische Expedition, es ließ uns durch ein Geschwader überwachen, und erlaubte kaum die Beschießung von Tanger." Auch rief Ludwig Philipp nach dem Bombardement den Prinzen von Joinville zurück; er war verlegen über seinen Sieg, weil er neue Zusammenstöße mit England fürchtete. Er beeilte sich sogar zu unterhandeln, ohne die Schadloshaltung des Kriegs zu fodern, und war glücklich die Gefahr um den Preis einiger Millionen beschwören zu können. In seiner übergroßen Freude rief er aus: „Wenn wir nicht so energisch und schnell den Krieg mit Marokko niedergeschlagen hätten, würde dieser elende Feldzug, von dem England in keinem Falle Etwas zu fürchten gehabt hätte, die geschwefelte Lunte geworden sein die Alles in Brand gesetzt hätte."

Freilich heißt es: Ein muthig ausgefochtener Krieg und ein großmüthiger Friede

Voilà, voilà ce qui s'appelle,
Ce qui s'appelle agir en chevalier français.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Rhea.

Zeitschrift für die gesammte Ornithologie.
Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. **J. A. L. Thienemann.** Zweites Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.
Das erste Heft (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Herausgeber erscheint ferner bei mir:
Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Erstes bis viertes Heft. Jedes Heft 4 Thlr.

In 10 Heften wird dieses wichtige Werk vollständig sein; das fünfte Heft ist unter der Presse.

Leipzig, im October 1849. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 258. — 27. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 257.)

In ihrem nächsten Briefe, vom 10. Juni 1843, kommt Frau von Woltmann auf das öde Getreibe vieler unserer heutigen sogenannten Literaten zu sprechen, und bemerkt dabei Folgendes:

Diese sind schwach und streben nach Bedeutsamkeit und Reichthum. Hätten sie Tüchtigkeit höherer oder geringer Art, könnten sie durch geistige Schöpfungen, durch mechanische Thätigkeit Beides erlangen. Sie haben Beides nicht und erwerben es durch Gesellung zu gleicher Schwäche, durch Bündnisse zu Schein und Lüge untereinander. Wer sie verachtet, weil er sie in ihrer Schwäche erkennt, und in dieser mit der Gelassenheit der Verachtung vernachlässigt, hat wider sie die vortheilhafteste Stellung.

Ueber George Sand heißt es:

Wie hoch ich G. Sand stelle, habe ich Ihnen schon gesagt; aber ich finde bei ihr auch einige sehr wesentliche Abers. Es ist ohne Frage etwas Rohes in ihrer Selbständigkeit; ihrem Laufen in Männertracht durch die Welt, ihrem Reiten, ihrem Männerverkehr. Dann ist sie mit dem Problem des Egoismus gar nicht auf dem Reinen. In ihrer „Lelia" triumphirt der geistige Egoismus getrennt vom materiellen; der eine und der andere werden durch die zwei Schwestern repräsentirt, keine Vermittelung zwischen Beiden, durch die wahre Liebe, eine Figur welche diese verwirklichte tritt dazwischen. In dem schönen Roman „Spiridion" le jeu ne vaut pas la chandelle; das Manuscript des „Spiridion" ist ganz matt und allgemein, der Teufelsspuk, der aufgeboten wird um es in der Dunkelheit zu bewahren, wird ganz unnütz bemüht, und kann an sich einem gediegenen Verstande nur läppisch vorkommen. Bei dem herrlichen Roman: „Le compagnon du tour de France", gewiß dem Besten unserer Zeit, fehlt eben auch der tüchtige abstracte Blick. Die Ideen der Sand sind Lamennais' Ideen, und diese eine Anwendung des einfach Idealen auf die complicirt bürgerlichen Zustände, Schwärmerei. Sie macht das Problem der Ausgleichung der bürgerlichen Interessen zur Sache eines Einzelnen, des Gesetzgebers: es ist die Sache Aller; viel zu umfassend in allen seinen Specialitäten für den einzelnen Verstand, auch für den umfassendsten. In dieser Beziehung scheinen mir in unsern Tagen die Vereine so bedeutend. Ohne alle revolutionnaire Bewegung (!) wird sich von ihnen aus ein gesunder bürgerlicher Zustand allmälig entwickeln. Ich glaube (die Journalistik) kann ihre Mission nur auf die Art erfüllen, daß sie die großen Fragen der Zeit consequent ins Auge faßt, und rein beurtheilt, der Vernunft gemäß, das heißt in Gemäßheit des tiefsten Verstandes, des wärmsten Gefühls, im Gegensatze zur Beschränktheit, die sich einerseits dagegen imbecill verhält, zur Extravaganz, die sie als Unsinn und Frevel interpretirt. Ein solches Institut (nämlich ein journalistisches) ist Bedürfniß unserer Zeit, und die Zeit wird es tragen und stützen. Die Literatur ist ein glückliches Mittel, daß es seine Beleuchtungen an ihre Producte knüpfe; an sich sind ihre heutigen Producte meist der Art, daß sie für sich nicht fallen oder stehen; daß Gerechtigkeit gegen die Autoren und sie selbst mehr erregen könnte als Antheil und Achtung für Denjenigen der sie übt.

In demselben Schreiben bemerkt Frau von Woltmann noch, daß sie bei den letzten ständischen Verhandlungen über die Strafgesetze „allgemein ein bestimmtes Princip vermißt habe, das dem Einzelnen als Richtschnur dienen und Einheit geben könnte".

Nach einigen hier nicht mittheilbaren Uebergängen kommt Frau von Woltmann auf Schelling zu sprechen und bemerkt:

Das Grundübel der Schelling'schen Philosophie ist das alte: die Methode ist rein bildlich combinativ; weder analytisch noch dialektisch der Bedeutsamkeit, dem Umfange nach, wie Hegel's Methode. Durch jene bildliche Combination regt Schelling die jungen Leute an zu combiniren, Das ist wohlthätig. Schwarz auf Weiß gibt Schelling seine (neueste) Lehre gewiß nie. Es kann nicht fehlen, daß er seine logische Schwäche und den Mangel an absoluter Bestimmtheit seiner Begriffe merkt. Es könnten Menschen aufstehen die nicht so bitter und breit, aber ganz anders mit ihm abführen wie er mit Jacobi. Diese Schrift Schelling's hat mich empört.

Fassen wir alle die aus dem letzten Briefe (Berlin, am 30. Aug. 1843) hier mitgetheilten Stellen der ausgezeichneten Frau zusammen, so setzt uns diese Sicherheit, Frische, Bündigkeit des Urtheils, in so umfangreicher Weise, an einem weiblichen Wesen in Erstaunen. Sie mag hier und da zu unbedingt urtheilen, sie mag sich in einem einzelnen Falle verrechnen, so urtheilt sie doch überall resolut, charaktervoll; so hat ihre Kritik Leben und Wirklichkeit, eine plastische Sicherheit wie man sie selten findet. Selbst wo ihre Sätze sich etwas zu stark verschränken und aus Vernachlässigung des Syntaktischen im ersten Augenblick Unklarheit verursachen, merkt man sogleich was sie will. Aehnliches findet statt wo sie mit dem Inhalt ihrer Behauptung selbst das Rechte verfehlt. Wenn sie z. B. beim Blick in die Zukunft das revolutionnaire Element nicht im geringsten mehr fürchtet, und nicht entfernt ahnt, daß schon die nächste Zeit nicht etwa eine Revolution, sondern ein ganzes Nest von Revolutionen ausbrüten sollte, so hat sie doch auch hier ihrem Ausgangspunkte, ihrer Voraussetzung nach Recht; denn die Beobachtung anderer

Principien bei Zeiten würde leicht auch in unsern Tagen manches Unheil haben verhüten können.

Sie kommt in demselben Briefe auf das Glück zu sprechen Kinder zu besitzen, und zeigt auch hier, worauf wir schon in dem ersten Artikel unserer Charakteristik hindeuteten, daß sie völlig frei sich gehalten von jeder Verschrobenheit gelehrter oder doch wenigstens schriftstellerischer Frauenzimmerlichkeit, die einzig in Büchern oder im Ruhm ihre Welt findet. So sagt sie:

Dieses Fortleben in der Menschheit mit seinem Wesen, seinen Gedanken (in Kindern), ganz wir selbst, ganz ein Anderer, das dünkt mich eine der schönsten Gaben der Natur, und ich freue mich zu denken, daß sie auch Ihnen zu Theil ward, zur Entschädigung für Fehlschlagungen und Kränkungen, denen unsere Lebensthätigkeit uns mehr oder minder aussetzt.

Aeußerst interessant sind Frau von Woltmann's Bemerkungen über Hölderlin:

Hölderlin's „Hyperion" las ich als ich noch Nichts davon begriff. In Bezug auf seinen Tod sind mir immer die Schlußstrophen seines Gedichts „Der blinde Sänger" so erschütternd gewesen. Daß sein Wahnsinn eine phantastisch abstracte Bedeutsamkeit gehabt glaube ich nicht; Bettine träumt von dergleichen einen Modetraum, auch die Vorstellungen haben ihre Moden, die Literaturen; sie gehört zu diesen. Frau von Kalb hatte Hölderlin eine Zeit bei sich als Hofmeister ihrer Kinder; Schiller empfahl ihr dazu ihn oder Hegel, mit dem Zusatz: „Ich weiß, daß keiner von Beiden sich dazu eignet, Hölderlin ist der wenigst Ungeeignete und ich kenne keinen Bessern." Es kam wie es kommen konnte, das Verhältniß wurde ein Unglück für Hölderlin und für den Knaben. Baron Sinclair war Hölderlin's Freund, ihrer und W's. Von diesen Verbindungen her weiß ich, daß Hölderlin eine Heftigkeit der Empfindung beiwohnte die immer ins Aeußerste ging. Wie Alexander den Klitus, hätte er Baron Sinclair einst um ein Haar bei einem Streit über Tisch ermordet. Diese Heftigkeit mordete ihn innerlich. Der gewaltige Zusammenhang seiner Gedanken zerriß; er lebte in heiligem unschuldsvollem Wahnsinn, behütet vor Frevel, ungemartert durch Gemeinheit, sein Leben aus. Oft ist das Unheil ein Glück. Hölderlin wird aufsteigen am literarischen Himmel Deutschlands wie ein Stern, wenn Deutschland Dichter von seiner Großartigkeit der Begriffe und Einfachheit des Ausdrucks vertragen kann. Sehr freue ich mich „Hyperion" zu lesen. Wollen Sie mir einen Gefallen thun, fragen Sie Ihren Verleger, ob er einen Band Charakteristiken, etwa 21 Bogen, in Verlag nehmen möchte: Charlotte von Kalb, Friedrich August Wolf, Abbé Joseph Dobrowsky (slawischer Sprachforscher und Historiker), Rahel von Varnhagen, Woltmann.

Es heißt auf einem besondern Blatte desselben Briefs:

Angesehen die Standhaftigkeit kann ich wol als Beispiel dienen; aber dies erleichtert die Freude, jene Seligkeit des productiven Lebens an sich und jener Genuß der göttlichen Offenbarung, worin das Leben überhaupt besteht. Diesen Genuß kennen auch Sie gewiß. Ich bin, Sie glauben nicht wie fremd in der neuern Literatur. Das Wissenschaftliche zieht mich ganz an. Hippel's „Lebensläufe in aufsteigender Linie" nahm ich in diesen Tagen wieder vor. Die „Palingenesie" interessirte mich, erbaute mich zum Theil sehr. Das Buch aber ist doch wesentlich gemacht, natürlich affectirt oder umgekehrt. Sehr wahr nannte ein junger geistvoller Freund von mir, der diese Lecture als etwas ihm Neues theilte, Hippel einen gesunden Jean Paul.

In einem Briefe aus dem Jahre 1844 kommt eine Stelle vor welche aufs neue die ganze Hoheit der Gesinnung, die ruhige Abgeschlossenheit, durch Geist und Bildung vermittelt, in der trefflichen Frau aufs herrlichste darlegt. Sie sagt, nachdem von meiner Seite in einem Schreiben über die damalige Beschaffenheit gewisser literarischer Verhältnisse Unzufriedenheit geäußert worden:

Ihr Pathos, wie Sie es nennen, müssen Sie nicht so schwer nehmen. Wissen Sie denn, welche Wirkungen eine Stelle eines Buches von Ihnen hat das kein lautes Anerkennen begrüßt? Dieses ist in unsern Zeiten gewiß nicht ein unbedingtes Zeichen von Wirksamkeit; Sie kennen so wohl als ich den Charakter und das Getreibe des öffentlichen Urtheils in Deutschland. Ein flacher Mensch kann nur flache Wirkungen hervorbringen, ein unklarer unklare, ein trivialer triviale; die Zeit verwischt Dergleichen, wirft es aus; wie ausgebreitet der Einfluß war, er bedeutet Nichts. Dem durchdringendern Blick erscheinen vielleicht die bedeutendsten Menschen ganz andere als wir dafürhalten. Ich nehme einige Namen aus. Lassen Sie mich Sie an ein schönes Wort erinnern das Napoleon auf dem Bellerophon sprach: Reiche Ernten sind zu Grunde gegangen, ein Samenkorn das dem Schnabel eines Vogels zur rechten Zeit entfiel hat den Reichthum weitschichtiger Eilande begründet. Das Bischen Ruhm und Flitter ist ganz angenehm; was anders ist das Leben, das tiefe, aus sich selbst lebendige, immer in seiner heiligen Form fortwirkende Leben mit zu leben. Allgemeine Anerkennung beurkundet einen Werth gewisser Art, eine Wirkung gewisser Art. Das Tiefere spricht die Menge, das allgemeine Publicum nicht an, nur die wenigen, dünn gesäeten Bedeutsamen unter demselben, und deren Ansichten werden von der zeitgenössischen Menge in der Regel verworfen; aber sie ist ihnen unterworfen indem sie sie verwirft; sie spricht den Namen jener nicht aus; sie macht deren Gedanken zu den ihren, oft ohne daß sie es weiß; und diese werden die allgemeine Ansicht künftiger Jahrzehnde. Welche Moden des Ruhms, des Geschmacks, der Philosophie habe ich aufstehen und begraben sehen! Wie bin ich angefahren worden als ich vor 36 Jahren sagte, in Fouqué's Romanen sei immer etwas Albernes; die deutsche Schule in der Malerei sei unschön und bornirt — heute sagt es jeder Quintaner. Das müssen wir uns gefallen lassen!

Wie viel Ausgezeichnetes, Wahres, in der schönsten Weise ausgedrückt, ist in diesen Zeilen enthalten, wenn auch das Urtheil über die deutsche Malerei gewiß nicht die Wahrheit trifft!

(Die Fortsetzung folgt.)

Enthüllungen über den Charakter und die Politik Ludwig Philipp's.

(Fortsetzung aus Nr. 257.)

Ludwig Philipp war hervorragend klug. Seine Klugheit gab sich gern in einiger Ironie gegen seine Diplomaten kund, wenn sie sich in Schwierigkeiten verwickelten. Der General Baudin unterhandelte mit Mexico, und während er unterhandelte hatte er auf acht Monate die Blockade von Vera-Cruz aufgehoben. Mexico brach den Waffenstillstand; der Admiral wollte die Blockade wieder aufnehmen, und die Schiffe die er selbst herbeigerufen hatte ihre Waaren nicht ausschiffen lassen. Der englische Admiral, Sir Charles Paget, trat natürlich hiergegen energisch auf.

„Sir Charles Paget schrieb an Baudin", sagt Ludwig Philipp, „einen Brief von vier Seiten, dessen Form sich in einem sehr artigen Tone hält (Baudin findet ihn zu unterwürfig), dessen Argumente meiner Ansicht nach unwiderleglich sind, und der mit einer ausgesuchten Notification schließt, welche keinen Zwei-

ehl darüber läßt, daß wenn Baudin die Ausladung der von sem herbeigerufenen Schiffe in Vera-Cruz nicht zulasse, der inglische Admiral sich die Ehre geben werde anzuzeigen, die Regierung Ihrer Majestät der Königin glaube Recht und Pflicht zu haben die Ausladung zu erzwingen (to enforce). Ich habe den Brief in dem englischen Original gelesen, und gestehe, Nichts kann schärfer und kategorischer gefaßt sein als diese Notification, die Baudin in die Alternative einer — cacade oder eines Kampfes bringt."

„Allein der gute Admiral merkte Das noch nicht. Am 4. Jan. warf er noch mit allerhand Prahlereien um sich."

„Es ist nur zu fürchten, daß der Admiral Paget mit seinem dem unsern weit überlegenen Geschwader vor Vera-Cruz erschienen sein und außerordentlich artig gegen Baudin geäußert haben wird: Entweder werden die Waaren ans Land gesetzt, oder wir zünden die Lunten an. Allein wenn wir dieses große Unglück nicht verhindern können, so können wir doch alle Verantwortlichkeit im voraus von uns abwälzen."

Und in der That desavouirte das französische Cabinet die Aufführung seines Admirals Baudin.

England fürchtete Ludwig Philipp am meisten; seine Aufmerksamkeit war beständig auf die Themse gerichtet. Bei der ersten Andeutung von schlechter Laune seines Alliirten schrieb er Brief auf Brief an König Leopold:

„Die Depesche Guizot's über Tahiti und die traurigen Vorkommnisse muß gestern dem Lord Aberdeen mitgetheilt worden sein. Ich hoffe, daß sie zufriedenstellen wird. Wörtlich kommen in ihr die Ausdrücke vor: Reue, Misbilligung, und zudem ist als Anhang ein Memorandum über Alles was seit 1836 in Tahiti geschehen ist beigelegt, welches in Verbindung mit den klarsten Auseinandersetzungen über die Gegenwart und Zukunft hoffentlich genügen wird diesen unglücklichen Vorfall endlich ruhen zu lassen."

„Dasselbe zu thun bleibt noch für die marokkanische Angelegenheit übrig; auch diese beizulegen ist unser fester Wille und das einzige Ziel unserer Wünsche und Anstrengungen. Wir wollen heute Nichts weiter als was wir vor unsern Erfolgen verlangten."

Die Sache mit Pritchard löste sich wie die marokkanische Angelegenheit. Ludwig Philipp war mit dem Finger auf der Karte der Leichenspur gefolgt welche jeden Sieg Napoleon's bezeichnet. Er hatte recht gut das tiefe Elend der Te Deum kennen gelernt. Er wußte, daß selbst eine gewonnene Schlacht nicht die Kosten des vergossenen Blutes abtragen konnte. Deshalb suchte er immer den Degen in der Scheide zu erhalten. Und selbst in Afrika sah er an dem Saume der Sahara das Gespenst eines neuen Moskau aufsteigen. Er überwachte sorgsam das kriegerische Aufbrausen des Marschalls Bugeaud, und prüfte alle seine Feldzugspläne.

„Ich habe Martineau empfohlen", schreibt er an Soult, „Ihnen meine Ansicht über die Expedition mitzutheilen, die Bugeaud mehr oder weniger, aber zuletzt doch immer gegen — Fez vor hat, und die ich aus folgenden Gründen nicht gut heißen kann:"

„Fez liegt etwa 70 Lieues von Duchda, am Ende eines unbekannten, schwierigen und von Wasser entblößten Landes. Wenn einmal in Fez der Kaiser nicht unterhandelte, so würde unser Rückzug leicht dem von Prag oder Moskau, oder dem neuern der Russen durch die Wüste von Khiwa ähnlich werden können. Mein Kriegsplan gegen Marokko würde ganz anders sein. Ich werde ihn nicht mit der Armee von Algier in Berührung bringen, sondern ich werde zur See eine kleine Armee nach Mogador schicken, welches nur etwa 15 kleine Lieues von Marokko entfernt ist u. s. w."

Siebzehn Jahre schien Ludwig Philipp daran festzuhalten den Dämon des Kriegs niederzudrücken. Glomm nur irgendwo ein Funke, so erstickte er das Feuer im Werden, und er ließ sich nie durch seinen Ehrgeiz von diesem Wege bringen. Er verweigerte den Herzog von Nemours für den belgischen Thron, er wollte vor Ancona Oestreich nicht erschrecken und zog die französische Flagge ein; und dennoch wagte er eines Tags den Frieden durch Hochzeitsfeierlichkeiten in dem Palast von Madrid aufs Spiel zu setzen. Die Correspondenz Ludwig Philipp's legte alle Stadien der Entwickelung welche die spanischen Heirathen in langen Wendungen durchliefen dem Auge bloß, und kein Roman kann sich wol durch mehr Zwischenfälle bis zur Heirathskatastrophe hinziehen.

Im Winter 1845 hatte Spaniens jungfräuliche Königin das Alter erreicht in welchem ihr Herz der Diplomatie zur Verfügung kam. Zwei Parteien standen sich damals in Spanien gegenüber, die Progressistenpartei mit Espartero, und die Moderados, an der Spitze Königin Christine. Espartero und die Königin hatten sich gegenseitig verbannt; allein dieser innere Zwist wurde dadurch noch verwickelter, daß England und Frankreich einen diplomatischen Krieg um ihren Einfluß führten, indem ersteres sich auf die Fortschrittsmänner, letzteres sich auf die Moderados stützte.

Die Königin-Mutter wollte ihre Partei durch ein Ehebündniß befestigen, und schlug eine Vermählung Isabella's mit dem Herzog von Aumale vor. Ludwig Philipp jedoch sah die Gefahren eines solchen Schrittes wohl ein, und namentlich mit Rücksicht darauf, daß England nie seine Zustimmung geben werde, blieb dieser Plan zunächst ohne weitere Folgen. Allein die Königin Christine hatte noch eine Tochter, die, ohne England zu verletzen, sich mit dem Herzog von Montpensier verehelichen konnte; da dieser Plan indessen nur untergeordneter Natur war beschloß man abzuwarten.

Ludwig Philipp hatte seine Krone aus den Händen einer Revolution angenommen, und Dies hielt er für den größten Makel seiner Dynastie. Durch Heirathen mit königlichen Familien wollte er ihn tilgen. Seine Monarchie sollte gleichsam die Sonne eines Planetensystems werden: Aumale sollte eine neapolitanische Prinzessin, ein neapolitanischer Prinz die Königin Isabella und Montpensier die Infantin heirathen. Dadurch würden drei Königreiche durch Ehen verbunden, und Frankreich würde durch seine Prinzen in Neapel und Madrid, Sicilien und Spanien in Paris durch eine Prinzessin vertreten sein. Aumale ward Vicekönig von Algerien, und verheirathete sich zuerst. Es handelte sich also noch darum die Königin von Spanien dahin zu bringen, daß sie einen neapolitanischen Prinzen heirathete, und dann Englands Zustimmung zu erhalten. Ludwig Philipp glaubte nämlich durch einen Kuß auf Victoria's Wange Frankreich mit England versöhnt zu haben. Das war damals ein Irrthum.

Das französische Cabinet schlug für Isabella's Hand seinen bestimmten Prätendenten vor: es hieß nur darauf, daß er aus dem Hause Bourbon müsse gewählt werden, und dieses bot beim ersten Anblick eine reiche Wahl von Candidaten. England war hiermit zufrieden.

„Ich sagte dem Lord Aberdeen", schrieb Ludwig Philipp, „daß es mein lebhafter Wunsch sei den Herzog von Montpensier mit der Infantin Luise Ferdinande zu verheirathen; daß diese Heirath jedoch nur nach der Hochzeit der Königin stattfinden würde. Dafür stimmt er der Beseitigung des Prinzen Leopold von Sachsen-Kobusg als Candidaten bei."

Jetzt dachte Ludwig Philipp wirklich nur an einen neapolitanischen Prinzen, und da waren zwei geeignet, Prinz von Aquila und Graf von Trapani. Ersterer lehnte ab, und holte sich aus Brasilien die Prinzessin Januaria, Letzterer war ein kalter Liebhaber, der seinen Jesuitenrock nicht ablegen mochte um Spanien durch eine Heirath zu gewinnen. Nach den dringendsten Gesuchen Bresson's aus Madrid an Guizot gelang es Trapani aus dem Jesuitencollegium zu entfernen; daß er die meiste Aussicht bei Christine und Isabella habe, davon war Ludwig Philipp fest überzeugt. In einem Briefe an die Königin der Belgier erzählte er, Isabella erkläre fortwährend ihren Ministern: „Ich will Trapani!" und dieser sei auch von hübschem Betragen, ein herrlicher Reiter, der in Neapel bei

den Spielen sämmtliche Preise davongetragen. Allein trotz dieses angenehmen Betragens, trotz der errungenen Preise gefiel Trapani den beiden Königinnen nicht. Nun blieben von den Bourbonischen Candidaten nur noch der Sohn des Don Carlos und die Kinder Don Francisco's übrig; allein der Erste war Kronprätendent, und die beiden Söhne Francisco's hingen den beiden politischen Parteien an die in Spanien sich bekämpften. Ludwig Philipp wollte sich nun im Abwarten die Freiheit des Handelns wahren; allein Christine brauchte ein auswärtiges Bündniß um sich zu stützen, und indem sie die Candidatur des Prinzen von Koburg begünstigte, zwang sie das Cabinet der Tuilerien seine Zurückhaltung aufzugeben. Frankreich mußte jetzt mit einem Candidaten hervortreten, England mußte die Aussicht für Koburg unterstützen: dadurch brach es seine Versprechungen, und auch Ludwig Philipp ward von den seinen frei. Diese Palasttaktik gelang; Palmerston acceptirte den Prinzen von Koburg. Ludwig Philipp, beunruhigt, daß sein ganzes System der Allianzen jetzt auseinanderfallen könne, griff zu dem Herzog von Cadiz, dem einen Sohne des Don Francisco, der Moderado war. Die Königin-Mutter war hiermit einverstanden; allein sie wußte, daß Isabella den Prinzen nicht leiden konnte. Deswegen sollte der Herzog von Cadiz mit seinem Regiment nach Madrid gerufen werden, damit die Königin seine Stimme und seine Gestalt gewohnt werde. Dies zeigte Bresson am 12. Juli Hrn. Guizot an; schon am 13. Juli schrieb er weiter:

„Als die beiden Königinnen gestern die Oper besuchten kam Rianzares in meine Loge; er sagte mir die Königin Christine sei gewillt die junge Königin an den Gedanken einer ehelichen Verbindung mit ihrem Cousin, dem Herzog von Cadiz, zu gewöhnen. Ihre Majestät beschied deshalb noch diesen Abend den Infanten Don Francisco in den Palast, und gab ihm den Auftrag er möge seinen Sohn nach Madrid rufen."

Die erste Schwierigkeit war beseitigt, die Königin von Spanien willigte ein den Herzog von Cadiz zu sehen. Das französische Cabinet glaubte nach diesem Siege wieder aufathmen zu können, wollte jedoch nirgend anstoßen, aus Furcht Alles zu verderben. Es brauchte die Zustimmung Lord Palmerston's, und dieser — schwieg. Man mußte bei dem englischen Gesandten alle Mittel zur Bekehrung erschöpfen.

Die Königin Christine verstand sich jedoch nur dazu die Hand Isabella's dem Herzog von Cadiz unter der Bedingung zu geben, daß auch die Infantin und der Herzog von Montpensier sich die Hände reichten. Diese zweite Heirath galt für sie als die nothwendige Folge der ersten; denn in dieser ganzen ehelichen Epopöe suchte sie nur ein auswärtiges Bündniß um ihren Einfluß zu befestigen. In ihren Gedanken waren beide Heirathen unzertrennlich verknüpft, sie machte von der Gleichzeitigkeit beider ihre Einwilligung abhängig. Bresson nahm diese Gleichzeitigkeit an, aber Ludwig Philipp konnte eine solche Verbindlichkeit nicht genehmigen; denn in den Conferenzen von Eu hatte er förmlich versprochen die Verbindung des Herzogs von Montpensier mit der Infantin nur zu autorisiren, wenn die Königin einen Erben haben würde. Wenn die Heirath der Königin und der Infantin an einem Tage stattfanden brach der König sein Wort. Er protestirte daher energisch gegen Das was er die Unbesonnenheit Bresson's nannte, und desavouirte seinen Gesandten. „Man muß Bresson durch ein besonderes Schreiben an die Königin Christine desavouiren", verlangte ausdrücklich Ludwig Philipp.

Allein während dieser Zeit kam Lord Palmerston auf die Candidatur des Prinzen von Koburg zurück, und schickte eine nachdrucksvolle Note gegen die Gemäßigten nach Madrid; er stellte sich an die Spitze der Progressisten, seine Depesche war ganz klar eine Feindschaftserklärung. Ludwig Philipp war über diese Depesche Lord Palmerston's tief entrüstet; er dachte nur daran wie er sich glänzend rächen könne. „Meine gegenwärtige Meinung ist", schreibt er an Guizot, „wir müssen ihm Schlag auf Schlag zurückgeben, und ihn zu offenem Kampfe auffodern, um sein Streben das herzliche Einverständniß zu zerstören aufzudecken. Wir müssen eine Antwort vorbereiten auf diese unerhörte und abscheuliche Depesche, welche, dahin glaube ich müssen wir es bringen, Lord Palmerston arg bereuen soll."

Indeß die Reue welche Ludwig Philipp dem Lord Palmerston bereiten wollte war noch nicht die plötzliche Heirath des Herzogs von Montpensier; denn in demselben Briefe fügt er im Postscriptum bei: „Ich bitte Sie dringend in Ihren Briefen an Bresson nicht Cadiz und Montpensier zu verbinden. Diese Zusammenstellung schließt zu sehr die Gleichzeitigkeit in sich."

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Für Autographenfreunde und Andere.

Das „Athenaeum" berichtet aus London: „Vorige Woche brachten die Herren Puttick und Simpson eine Zahl erlesene autographische Briefe untern Hammer und erhielten für die verkauften ansehnliche Preise. Siebzehn Originalbriefe des Lord Nelson an den Grafen Spencer als ersten Admiralitätslord ertrugen 52 Pf. St. 6 Schill. 6 P. in Preisen von 2 — 5½ Guineen. Der berühmte Brief worin er sagt: „Sollte ich morgen sterben, würde der Mangel an Fregatten sich auf meinem Herzen eingestempelt finden", erlangte einen der höchsten Preise. Ein Exemplar von Rosse's „Mel Heliconium", (S., 1646), mit einigen Verszeilen von der Hand eines Zeitgenossen, es heißt von Milton, kam an Herrn Sainsbury für 18 Pf. St. 5 Schill. Die Verse, wie sich sogleich zeigen wird, stehen noch eine Stufe unter den Zeilen auf Hobson den Boten. Sie lauten:

On Mel Heliconium written by Mr. Rosse, Chaplain to his Mtie.

Those shapes of old, transfigur'd by ye charmes
Of wanton Ouid, wak'ned wth th'alarmes
Of powerfull Rosse, gaine nobler formes, and try
The force of a diviner Alchimy.

Soe the queint Chimist wth ingenious powre
From calcyn'd herbes extracts a glorious flowre;
Soe bees to fraight their thimy cells produce
From poisnous weedes a sweit and wholsome jyuce. J. M.

Wir können uns nicht überzeugen, daß diese Verse von Milton sind, und konnten ebenso wenig in der Handschrift eine Aehnlichkeit mit andern Proben von des Dichters Autograph entdecken. Zur Versteigerung gehörte ferner eine Quittung Theophilus Cibber's über 21 Pf. St. für die Erlaubniß dem «Leben der Dichter», bekannt unter dem Titel: «Cibber's Lives of the poets», seinen Namen vorzusetzen. Der Empfangschein datirt vom 13. Nov. 1752 und Theo — wie seine Freunde ihn zu rufen pflegten — verpflichtet sich darin: «ein jetzt unter der Presse befindliches Werk von vier Bänden zu revidiren, zu corrigiren und zu verbessern», auch zu gestatten: «daß sein Name als der des Verfassers besagten Werks gebraucht und demgemäß auf dem Titelblatte wie in allen bezüglichen Ankündigungen genannt werde.» Wir führen genau die Worte des Empfangscheins an, weil Cibber's Betheiligung an dem unter seinem Namen erschienenen «Lives of the poets» von Johnson in dessen «Life of Hammond» und von Boswell in dessen «Life of Johnson» bezweifelt worden ist. Die Quittung wurde für 11 Schillinge zugeschlagen .... Noch erwähnen wir als Curiosum die Originalquittung über die Begräbnißkosten von Lord Nelson's Lady Hamilton in Calais. Mit Einschluß des eichenen Sarges worin sie begraben wurde beträgt die ganze Summe 28 Pf. St. 10 Schill., ein Beweis daß sie anständig beerdigt worden, was Mehre bisher in Frage gestellt haben. Die Quittung nebst einigen beigefügten Kleinigkeiten ging für 2 Pf. St. 8 Schill. weg." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 259. — 29. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

(Fortsetzung aus Nr. 258.)

In einem andern Schreiben aus demselben Jahre legt Karoline von Woltmann, eine Frau von der feinsten Welt, folgendes merkwürdige Bekenntniß ab, welches wiederum beweist wie hoch sie in ihrer Bildung, in ihrer ganzen Weltanschauung stand, und wie wenig ihr Dasjenige schon genügte was man bis jetzt in der Regel in den Kreisen des gewähltern Umgangs findet. Sie kommt auf diesen Gegenstand zu sprechen bei Gelegenheit meines Buchs: „Vorlesungen über höhere Geselligkeit" (Danzig 1844). Sie sagt:

Die sogenannte société ist meine bête d'aversion. Mein Leben habe ich viel mehr darin vollbringen müssen als ihm Nutz war; ich habe sie aus unmittelbarer Erfahrung, in den verschiedensten Kreisen kennen lernen, von den fürstlichen bis zu den mercantilen, alle Stufen der Geselligkeit hindurch, ich habe sogar ein Büchlein darüber geschrieben: „Spiegel der großen Welt." Ich wünschte sie wäre ausgerottet*), und freue mich, daß mir scheint, es läßt sich dazu an, und die Gesellschaft reducirt sich auf große Versammlungen, die an irgend einer allgemeinen Unterhaltung Theil nehmen.

So also schreibt Frau von Woltmann bereits im J. 1844, und doch war damals noch lange nicht an unsere jetzigen Clubs, geschweige an dergleichen Volksversammlungen zu denken wie etwa die unter den Zelten bei Berlin, sodaß diese Stelle fast prophetisch klingt, indem sich damals allerdings schon überall das Sociale regte. Freilich wollen wir zur Ehre unserer Nation wünschen, daß sich dieses neue, umfassendere Gesellschaftswesen auch überall würdig ausbilde, und sich nicht aus Elementen zusammensetze welche es zur schlechtesten Gesellschaft machen, wie Dieses allerdings nicht selten vorgekommen ist, und leider noch alle Tage vorkommt.

*) Man stößt hier an und meint, es solle heißen: „es (nämlich das Büchlein) wäre ausgerottet", indem die Verfasserin vielleicht gemeint, sie hätte vorher Schrift gesagt, und hätte dann das sie auf Schrift bezogen. Allein in dem Folgenden scheint das sie mehr auf große Welt (sociétés) bezogen zu werden, sodaß dann die Briefschreiberin sagen will: Es scheint Das was man sonst große, vornehme Welt nannte, sei jetzt ausgerottet, oder habe doch keine wesentliche Bedeutung mehr, ungeachtet Frau von Woltmann die echte Vornehmheit mit Recht sehr schätzte, und selbst die edelste Vornehmheit der faden Menge gegenüber aufs würdigste repräsentirte.

Das umfassendere Gesellschaftswesen, wie es dem Volke und den Völkern zugute kommt, soll alle Schätze der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, der Kirche und des Staats zu lebendigen Ausstellungen bringen, damit Alle an solcher Anschauung sich erheben und für das positive Göttliche erstarken, nicht für eine sogenannte Göttlichkeit der der Schalk im Nacken sitzt, indem diese falsche Göttlichkeit, welche jetzt wieder unter dem Namen Humanität grassirt, oft weiter Nichts ist als die lügenhafte Götzendienerei, welche der Mensch mit sich selbst und mit seines Gleichen in flacher Eitelkeit treibt, wobei er aber Niemanden als sich selbst betrügt. In dem herrlichen Eifer für eine inhaltsvolle, lautere, nationale Geselligkeit fährt Frau von Woltmann fort:

In so langer Zeit habe ich nicht zehn Gesellschaften gesehen, wobei die bedeutenden Personen anders als durch äußere Beweggründe veranlaßt erschienen, bald verschwanden, schwiegen, sich unscheinbar verhielten, oder sich mitsammen absonderten; wo nicht laute Flachheit das große Wort geführt, das Gespräch nur gedient hätte Vorurtheile, schiefe Ansichten oder falsche zu verbreiten; wobei das Spiel nicht die kleinlichen Leidenschaften der Gewinnsucht, der Putz jene der Scheinsucht und Eitelkeit, die bonne chère (chair) noch andere, niedrigere genährt. Wenn wir uns dieses Heerdenwesens enthielten, uns mit erwählten, zusagenden Freunden abschlössen, wir würden tiefer, einfacher, inniger, gehaltvoller sein. Sich mit Vielen gemeinschaftlich zu wissen steigert die Kraft der Empfindung, gibt dem Geiste Schwung; aber dieser Schwung fodert entsprechende Beziehungen; er verzehrt das Wesen, werden ihm nur die kleinlichen Beziehungen der Geselligkeit geboten; dabei erzeugt er die Leidenschaftlichkeit. . . . Ich bin nie in Wien und im Hause des Fürsten Metternich gewesen, das Leben der österreichischen Großen aber hat ein allgemeines gleiches Gepräge. Es hat einen Duft, möchte ich sagen, der sich bestimmt gar nicht angeben läßt. Einige kleine Gesellschaften im Hause des Oberstburggrafen, jetzigen Ministers von Kolowrat, gehören zu den zehn deren ich erwähnte; andere waren auch in Prag, bei einem Baron Ostfeld, auf dessen herrlichem Lustschloß Troja. Von den Theilhabern an diesen bin ich allein noch übrig, und danke sie den Gebern in der Seele. Es gehört dazu viel: Geist, Herz, feine Sitte von Jugend auf, Wissenschaft, eine bedeutende Stellung, und völlige Bewußtlosigkeit in Bezug auf dieses Alles, ein durch das tiefste Wesen allein gehaltener Abandon. Wo trifft sich Dies im Leben bei Mehren zusammen? Es ist die Gunst eines Augenblicks, eine Blüte, und gehört gar nicht unter eine Rubrik; denn nur der Augenblick schafft's.

Es ist im höchsten Grade charakteristisch für Frau von Woltmann, und beweist mit welchem richtigen Spür-

blick sie in die Zukunft schaute, daß sie, indem sie den feinsten Sinn für feine, ausgesuchte Geselligkeit darlegt, zugleich eine Entwickelung der Geschichte herannahen sieht, in der es sich nicht mehr allein um Individualitäten handelt, sondern um Völker; in der nicht mehr das Behagen des abgeschlossenen Bürgers, nicht mehr die Unterhaltung im Salon Genüge leistet, sondern die unaufhaltsame Strömung auch des öffentlichen Lebens, das Wohlsein und die selbstbewußte Thätigkeit der Völker.

In dem folgenden Schreiben kommt Frau von Woltmann auf die Freimüthigkeit der Kritik zu sprechen, auf unbefangene, heitere Aufnahme abweichender Ansichten, und äußert auch bei dieser Gelegenheit Vortreffliches, höchst Beachtenswerthes. Sie sagt unter Anderm:

Aufrichtigkeit mit Hochachtung verbunden könnte unter uns (Modernen) das würdevolle Entgegenleben wiederherstellen, wodurch der Verkehr unter den Griechen, wie wir ihn aus den Tragikern kennen, aus dem Homer, so klar, so ruhig dasteht. Wir Modernen sind dem Geiste nach vergiftet durch ein barbarisches Princip der Ehre, sodaß wir die freie Aeußerung des Urtheils, sofern es nicht beifällig ist, schwer ertragen. Es ist eine schöne Eigenschaft von Frau von Arnim, daß auch sie davon frei ist. Ueber das letzte Buch derselben („Dies Buch gehört dem König") bin ich nicht Ihrer Ansicht. Sie scheint mir in diesem Buche schon sich selbst nachzuahmen, ihre frühere Art tritt auf als Manier. Aus der Frau Rath ist gewiß eine fabelhafte Maske geworden. Die zwei ersten Abschnitte haben mich im Einzelnen sehr erfreut; allein auch hier liegt kein bestimmter Begriff zum Grunde. Bei den folgenden Abschnitten, mit Ausnahme des Protokolls, konnte ich vor Langweile und Ermüdung nicht zu Ende. Die Opponenten der Frau Rath hat Frau von Arnim sich so dumm gemacht als sie selbe braucht, damit das seichte Raisonnement der Letztern sie ad absurdum führe. Bei dessen Seichtigkeit wird die Arroganz und Grobheit des Tones unerträglich. Der Grundgedanke bei der Hegel'schen Philosophie liegt dem Buche zu Grunde; man merkt überall den innigen Verkehr zwischen Frau von Arnim und Bruno Bauer; überall ist auch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Derselbe Grundmangel herrscht wie bei jener Philosophie. Indem Hegel die Kraft als göttliches Wesen und Wirken in allem Lebendigen auffaßte übersah er den göttlichen, in der Kraft enthaltenen, sie als Lebenskraft durchaus bestimmenden Grundgedanken, wenigstens faßte er denselben nur allgemein auf. Da hat er sich durch einen coup de main des Verstandes geholfen. Die Gottheit sprach er an als Nichts, das Leben als Etwas, und kam so zu Negation und Position, zur Basis seiner Dialektik, worauf er dann weiter baute. Er hat sich mit Gewalt gegen die mathematische Wahrheit verschlossen, daß es nur ein relatives, kein absolutes Nichts gibt, daß Nichts welches kein absoluter Begriff ist nicht den Begriff der Gottheit in sich schließen könne, die das Absolute an sich ist, daher mit nichten Nichts sein kann. So halten seine Anhänger sich, indem sie den Begriff Vernunft im Allgemeinen, eigentlich pro forma, mit dem Begriffe Kraft identificiren, auch vorzugsweise, ja ausschließlich an das impulsive Wesen der Kraft, ohne zu denken, daß sie als eine vernünftige ganz und gar nicht unbedingt kühn vorwärts zu leben treibt, sondern, zumal in unserm verwirrten Lebenszustande, ebenso wol zurückzieht, hemmt. Frau von Arnim weiß auch nur von der Willkür die vorwärts dringt, rücksichtslos auf die Andern, und wo sie Rücksicht heischt weiß sie nicht bestimmt was sie will. Welch subjectives, sentimentales Gefasel bei Dem was sie über Todesstrafe sagt: Ja die Todesstrafe ist ein Gräuel, ja der Staat versündigt durch tausend und abertausend Einrichtungen sich gegen die Armuth; aber er hat es nicht mit diesem oder jenem bejammernswürdigen Verbrecher zu thun, der nicht zu sein ich wesentlich dem Zufall meiner Herkunft verdanke; nicht weil der Mörder Aeltern und Kinder hat, die ihn bejammern, weil die bürgerliche Gesellschaft einen Theil seiner Schuld trägt, ist die Todesstrafe verdammlich. Aeltern und Kinder bejammern wol auch den Gemordeten; auf solchen Wegen kommt man aus dem Schwanken nicht heraus zwischen Widersprüchen rechts und links. Der Staat muß sich an ein Princip halten; wer dahin nicht dringt bleibe fort vom Raisonniren, er regt nur auf und macht die Verwirrung nur starrer, gewaltsamer. Das habe ich wider Bettina's neuestes Buch. Wenn sich nicht Familien zusammenthun einzelne dürftige Familien, auf Art der Clienten bei den alten Römern, zu unterstützen, zu berathen, zu bevormunden, zu vertreten, ist der Armuth nicht zu helfen. Die Probleme der Gesellschaft müssen durch die Individuen gelöst werden, viel mehr als durch den Staat. Wollen Sie von diesen Gedanken welche drucken lassen, so stehen sie Ihnen und der Oeffentlichkeit zu Gebot.

Man mag in den angeregten Punkten mit Karoline von Woltmann übereinstimmen oder nicht, man mag z. B. in Betreff Hegel's mit dem Verf. dieser Zeilen der Ueberzeugung sein, daß Hegel nicht unbedingt richtig beurtheilt worden sei, man wird dennoch eingestehen müssen, daß die geäußerten Ansichten ebenso geistvoll sind als sie aus reinem, klarem Verstande, aus dem edelsten Gemüth stammen; daß Vieles so überaus treffend gesagt ist, daß es gleich auf die Gegenwart angewendet werden kann. Frau von Woltmann schließt den Brief:

Mit meiner Gesundheit geht es endlich vorwärts, der Leib hat sich ein gutes Theil hergestellt, noch nicht ganz, dazu kann ich nicht geistige Ruhe genug ihm schenken.

Wie gleich sie sich bleibt in bereitwilliger, heiterer Aufnahme des Gegenwärtigen, indem es ihr nimmer entgeht wie jede Zeit ihre ganz besondere Aufgabe zu lösen hat und darin volle Anerkennung verdient, Das spricht sie in einem Briefe vom 23. Juni 1845 aus:

Das wirkliche Leben will jetzt in allen Stücken sein Recht des Antheils, und wahrhaftig, nicht von kleinen Interessen wird es bewegt!

Sie wendet sich der Betrachtung des Familienlebens, der so wichtigen Einwirkung auf die Jugend, die Kinder zu, und bemerkt bei dieser Gelegenheit:

Was ist nicht wichtig und interessant, wenn es dazu dient neue jugendliche Leben in die Tage einzuführen, die, wie sie fallen mögen, doch eine unaussprechliche Gabe sind; denn die Fähigkeit Gott zu erkennen, sei's auch nur so wenig als die Menschheit es gestattet, ist etwas Unbegreifliches in ihrer Bedeutung. Und wenn wir noch eine Zeit gekämpft haben, so blicken wir unerwartet auf ein Leben das seinen innern großen Gehalt in seiner Unscheinbarkeit trägt, und dieses Leben ist unser Leben, es hat sich aus so viel harten, still überwundenen Momenten zusammengesetzt.

Im Weitern kommt sie auf ihr Befinden zu sprechen, sie sagt:

Meine Gesundheit hat sich sehr gebessert seit vier Monaten, allemal aber bleibt eine Unregelmäßigkeit in dem Verlaufe des Organismus, die mich hindert irgend anhaltend zu arbeiten, wozu ich so großes Verlangen hätte, und wenn ich es thue, so bedrohliche Symptome äußert, daß ich doch nicht beifen darf noch lange zu leben, ändert sich Dies nicht. Eine größere Reise, glaube ich, könnte mich herstellen; die äußere Nothwendigkeit verhindert sie, und keine geistige, innere Nothwendigkeit bringt sie mir auf.

Es ist, sage man dagegen was man wolle, jene „äußere Nothwendigkeit" von der Frau von Woltmann spricht ein schlagender Beweis, daß unsere gerühmten Culturzustände noch erfüllt sind von Thatsachen der Barbarei, daß sie noch bestimmt werden durch hemmende Gewalten einer noch bestehenden Unmenschlichkeit und Roheit. Es müßte sich in einem Falle wie dem obigen, wo es darauf ankommt durch eine Reise, durch sonstige Erleichterung des Erdenlooses einer so hervorragenden Persönlichkeit wie der in Rede stehenden entgegenzukommen, es müßte sich da jedes Mittel welches erfoderlich ist als vorhanden von selbst verstehen; es müßte ein Aufwand von Mitteln aus öffentlichen Fonds bestehender Gesellschaften jeder Zeit aufgebracht werden können. So Etwas erfodert die Ehre einer Nation und zuletzt die Ehre und Würde der Menschheit. Es ist ein Jammer und sogar eine gemeinsame Schuld, daß wir in allen diesen Beziehungen noch nicht weiter sind als wir sind. Es ist nicht wahr, daß Dergleichen zu verwirklichen eine Unmöglichkeit ist; es sind viel umfassendere Anfoderungen an die öffentlichen Institutionen, wenn sie dieses Namens werth sein wollen, zu machen, und müssen erfüllt werden. Wenn der Socialismus unserer Zeit nicht auch wieder ein prunkender Titel, eine hochtrabende Phrase sein soll, so muß er die angedeutete Aufgabe lösen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Enthüllungen über den Charakter und die Politik Ludwig Philipp's.

(Beschluß aus Nr. 268.)

Wenn auch Guizot anfangs die Ideen Ludwig Philipp's zu theilen schien, so zeigte er ihm doch um seine Scrupel zu verscheuchen geschickt das Phantom des Prinzen von Koburg. „Er gibt sich augenscheinlich große Mühe für den Koburg. Unsere Parade gegen diesen Schlag ist aber Cadiz und Montpensier. Wir wollen dieser Parade doch ja nicht in dem Augenblicke ihre Kraft und ihren Einfluß nehmen, wo wir uns desselben bedienen müssen." So schrieb Guizot an den König; er ist hier der Versucher. Er schüchterte ihn ein, und Ludwig Philipp ließ sich durch die Pläne seines Ministers fortreißen, namentlich durch den Schrecken den ihm der Prinz von Koburg einflößte. Er vergaß seine Versprechungen, die spanischen Heirathen wurden beschlossen, jedoch schrieb Guizot vor ihrem Abschluß noch an den König:

„Ich theile Ihnen eine Nachricht mit die ich diesen Morgen aus London und aus guter Quelle erhalten. Sie können über Koburg vollkommen ruhig schlafen, Koburg ist unmöglich geworden; Palmerston hat über diesen Punkt eine vertraute Unterredung mit der Königin, dem Prinzen Albert und dem König Leopold zugleich gehabt. Es ist von der Königin dahin entschieden worden, daß so lange ein spanischer Prinz möglich ist sie nicht an Koburg denken wolle, namentlich wenn Frankreich sich einem solchen widersetzt."

England hatte in der That von jeder rein englischen Candidatur auf die Hand Isabella's abgesehen. Das französische Cabinet empfing darüber eine officielle Anzeige. Hr. v. Jarnac schrieb an Guizot: Bulwer wäre jetzt bevollmächtigt zu erklären, daß England einem spanischen Prinzen für den Thron von Spanien entschieden den Vorzug geben müsse; vom Prinzen von Koburg sei diesmal gar keine Rede. Allein dies neue Zugeständniß Lord Palmerston's kam zu spät; es traf eben noch ein während die Gatten eingesegnet wurden. Das in den Conferenzen von Eu gegebene Versprechen war vergessen. Der Herzog von Montpensier heirathete die Infantin ohne das Wochenbett der Königin abzuwarten. Auf die Vorwürfe die England gegen ihn erhob antwortete Ludwig Philipp: „Es scheint mir nach den bis ins Kleinste eingehenden Erkundigungen die über Don Francisco d'Assisi zu Madrid angestellt worden sind gewiß, daß er die Bedingungen der Männlichkeit besitzt, und daß folglich alle Wahrscheinlichkeitsgründe sich vereinigen um einen Erben hoffen zu lassen. Der Unterschied zwischen der alleinigen Hochzeit der Königin mit Don Francisco d'Assisi und der Doppelhochzeit des Herzogs von Montpensier und der Infantin zu gleicher Zeit mit der der Königin, ohne daß man erst die Geburt ihres ersten Kindes abwartete, besteht einzig und allein darin, daß nun zwei Leben statt eines einzigen zwischen die Infantin und die Thronfolge treten würden."

Die Hochzeitsfeierlichkeiten waren vorüber, ein Bischof hatte die Ringe der Ehegatten gewechselt, Madrid hallte wider von den Fanfaren. England, recht gründlich mystificirt, zog sich beleidigt zurück. Die entente cordiale, die aus allen Briefen Ludwig Philipp's an die Königin von England hervorleuchtete, ebenso ihre verbindlichen Privatcorrespondenzen hörten auf. Und doch hatte Ludwig Philipp niemals seiner guten und theuern Schwester größere Freundschaftsbezeigungen erwiesen als mitten in den Heirathsverhandlungen. „Es ist gewiß", schrieb er, indem er sich auf ihre gegenseitigen Besuche bezog, „wie Ew. Majestät auch bemerkt haben wird, ein gutes Mittel diese entente cordiale aufrecht zu erhalten und zu pflegen, welche unsern Nationen so nöthig und mir so angenehm ist, wenn ich sie gerade mit Ihnen pflege."

Anderswo spricht er poetisch von den schönen Tagen welche zur vollen Aequinoctialzeit die Ein- und Ausschiffung der Königin zu Treport begünstigt haben, und fügt hinzu: „Ich bin glücklich eine Segnung des Himmels in diesem herzlichen Einvernehmen finden zu können, welches für uns so kostbar ist, und fern von allem Ehrgeiz nur das Glück unserer beiden Nationen und die Aufrechterhaltung des Weltfriedens zum Endziel hat."

Ludwig Philipp kann diese Idee nicht aus dem Sinn bekommen, und er pflegt und hegt und verbessert sie, um schließlich immer wieder auf sie zurückzukommen, gleichwie ein Künstler der sich von seiner Schöpfung nicht trennen kann. Und Ludwig Philipp beschränkte sich nicht darauf seinen Zuvorkommenheiten nur Worte zu geben. Er fügte Thaten und Geschenke den Ergießungen und Freundschaftsversicherungen bei. Er sandte das Portrait der Königin Victoria auf Porzellan gemalt nach London, er kaufte für die königliche Nachkommenschaft von Windsor Spielzeug, Flinten, Trommeln und Puppen. Die alte Rivalität zwischen Frankreich und England schien sich in Gastfreundschaft verwandelt zu haben. Die junge Königin hatte dem alten Könige die Schale der Vergessenheit geboten, um von der Höhe einer Fregatte herab auf den Frieden der Nationen einen Toast auszubringen.

Mitten in diesen Zärtlichkeiten entstand auf einmal der Gedanke an die Heirath des Herzogs von Montpensier. Die Königin Amalie ward beauftragt diese Neuigkeit der Königin Victoria mitzutheilen. Sie zeigt sich bei Erfüllung dieses Auftrags zärtlich und schmeichelnd, wie wenn sie in dem Herzen der Königin Victoria eine Spur alter zärtlicher Freundschaft suchen wolle. Ihr Brief war eine fromme und rührende Berufung auf ihre alten Erinnerungen, traurig wie eine Ahnung, verschleiert wie ein Traumseufzer. Die Königin von England antwortete hart und lakonisch auf diesen Aufruf der Freundschaft; die letzten Bande waren zerrissen.

„Ich empfange soeben den Brief Ew. Majestät", schrieb Victoria, „und ich beeile mich Ihnen dafür zu danken. Vielleicht erinnern Sie sich was zwischen dem König und mir früher vorgegangen ist. Demnach werden Sie wol begreifen, daß die plötzliche Anzeige dieser Heirath mir nur Erstaunen und ein sehr lebhaftes Bedauern verursachen konnte."

England wird nun unversöhnlich in seiner Feindschaft werden, aber Guizot sucht sich noch Illusionen zu machen.

„Wir müssen jetzt den ersten Anlauf schlechter Laune aushalten", sagte er, „Das ist unvermeidlich. Es wird kurze Zeit dauern, und uns etwa einige Schwierigkeiten verursachen, die wir übersteigen werden." Er wendete sich an Lord Aberdeen, und verlangte von ihm ein Beistimmungsschreiben; aber Lord Aberdeen verweigerte diese Tröstung, auch er warf dem französischen Cabinet einen Meineid vor.

Leider war dieser Heirathssieg, der mit so viel Geduld, Feinheit und Klugheit errungen ward, und der zwei Dynastien befestigen sollte, für Frankreich Nichts als die immerwährende Drohung einer Katastrophe. Traurige Prophezeiungen seufzen mitten aus den ersten Strophen dieses Hochzeitgedichts. Geheimnißvolle Stimmen aus den Pyrenäen drangen in der Nacht an die Ohren des Königthums und murmelten: Du wirst nicht mehr schlafen, du hast dir selbst den Schlaf geraubt. Ludwig Philipp hatte in diesem Siege seine Niederlage gefunden. Indem er mit England brach hatte er eine Lücke um seine Monarchie entstehen lassen. Er konnte nicht allein den Herzog von Montpensier nicht mehr in Madrid lassen, aus Furcht ihn dem Zusammenstoß der Parteien auszusetzen, sondern er konnte nicht einmal mehr wagen unsere Escadre friedlich in dem Mittelländischen Meere herumfahren zu lassen. Er hatte diese Heirath zu Stande gebracht um unsern Einfluß zu vergrößern, und kaum waren die Hochzeitsfeierlichkeiten zu Ende gegangen, als auch schon unsere Flagge sich vor den Engländern verbergen mußte. Das Freudengeschrei seines Triumphs tönte in seinem Herzen nur wie eine Demüthigung nach.

„Die Heirath Montpensier's", schreibt er an den Prinzen von Joinville, „macht der englischen Regierung großen Verdruß. Ich glaube, daß Dem gerade nicht besondere Wichtigkeit beizulegen sei; nichtsdestoweniger muß uns dieser Umstand die größte Vorsicht bei unserm weitern Verfahren auflegen, sowol gegen die englische Marine und ihre Häfen, als gegen Spanien, da diese uns in Verdacht haben in Folge unserer spanischen Heirath herrschen zu wollen. Du mußt dich daher, so sehr es sich thun läßt, alles Zusammenstoßes mit ihnen enthalten, und Alles vermeiden was zu Discussionen oder gar zu Streit führen könnte. So darfst du die Escadre weder nach Gibraltar noch nach Barcelona oder Cadiz bringen; du darfst keinen Hafen der Halbinsel berühren, sei er spanisch, portugiesisch oder englisch. Wir haben weder den Wunsch noch ein Interesse dabei unser Geschwader im Mittelländischen Meere kreuzen zu lassen, im Gegentheil ist es uns lieber, wenn dasselbe nach Brest zurückkehrt. Wenn du Kohlen oder Lebensmittel brauchst, so versorge dich damit in Algier oder Oran; ich möchte nicht, daß das ganze Geschwader nach Toulon käme; wir wollen das Aufsehen vermeiden. Die englischen Schiffe können in dem Mittelländischen Meere oder dem Ocean Evolutionen machen wie sie wollen, Das kümmert uns Nichts, und wir wollen sie weder beobachten noch uns den Anschein geben als thäten wir es."

Die Consequenzen dieser Heirath häuften bald noch mehr die daraus entstandenen Schwierigkeiten. Diese Könige, Königinnen, Minister, Gesandten, diese geschickten, beredten und in Geschäften erfahrenen Leute hatten lange unter sich die Geheimnisse der Liebe durchbesprochen, sie hatten die ersten Regungen eines jungen Mädchens belauscht und die Wahrscheinlichkeit ihrer Fruchtbarkeit geprüft, und jetzt kehrte sich noch das Werk der größten Geschicklichkeit gegen seinen Urheber. Diese so mühsam durch Gesandte zu Stande gebrachte Allianz wird durch häusliche Zwiste verdunkelt. Das Beispiel der alten Aeltern, das Ludwig Philipp den spanischen Eheleuten anempfohlen, ward nicht befolgt, bald gaben König und Königin von Spanien öffentlich den Scandal ihrer Zwietracht. Das Schlachtfeld, auf das wir zuerst England gerufen hatten, dehnte sich in kurzem über ganz Europa aus. Der Sonderbundsstreit brach aus, Frankreich war gezwungen in der Schweiz gegen England zu kämpfen; Italien erhob sich für seine Nationalität, und auch in Italien fand Frankreich England wieder; die Revolution in Portugal begann, Frankreich stand auch in Portugal England gegenüber, und überall war es gezwungen eine seinem eigenen Interesse widerstreitende Politik zu befolgen.

Eines Morgens erfuhr die Stadt Neapel, daß der französische Gesandte, Bresson, derselbe welcher die spanischen Heirathen vermittelt hatte, sich mit einem Rasirmesser die Gurgel abgeschnitten habe. Er würde das Geheimniß seines Selbstmords mit sich genommen haben, wenn der Prinz von Joinville nicht einen Theil desselben aufgeklärt hätte.

„Der Tod Bresson's hat mich sehr traurig gemacht", schreibt er, „und ich glaube, daß er auf dich denselben Eindruck hervorbrachte. Ich lasse die traurige Wirkung gerade in Neapel ganz bei Seite, wo die Gesetze über den Selbstmord so streng sind. Was mir tief in die Seele geht Das sind die Ursachen die dies Unglück herbeigeführt haben. Bresson war nicht krank, er hat seine That mit dem kalten Blute eines entschlossenen Mannes ausgeführt. Ich habe Briefe aus Neapel von Montessuy und Andern empfangen, die mir keinen Zweifel übrig lassen. Er war aufgebracht über unsern Vater, er hatte in Florenz seltsame Aeußerungen über ihn gethan. Der Einfluß den der Vater auf Alle übt ist so unzurückweisbar, daß wenn ein compromittirter Staatsmann ihn nicht besiegen kann, ihm nichts Anderes als der Selbstmord übrigbleibt."

Ein tragisches Geschick lastete auf diesen Heirathen; die freiwillige Opferung des Grafen Bresson war nur die erste Sühne. Ein Wind des Fluchs hat immer von den Pyrenäen her für uns geweht: Ludwig XIV. mußte in Spanien seine Monarchie opfern, Napoleon nutzte da sein Glück ab, Ludwig Philipp verlor seine Krone wenige Monate nach dem Drama von Neapel. Eine junge, schwarzgekleidete, schwangere Frau irrte am 24. Febr. auf dem Concordienplatze umher, mitten unter bewaffneten Banden, die sich auf die Tuilerien stürzten. Es war eine Fremde; mitten im Sturme der Revolution, die sie von ihrer Familie getrennt hatte, verirrt, suchte sie eine zufällige Zufluchtsstätte. Ein Oppositionsdeputirter traf sie, und führte sie in sein Hotel.

Diese Fremde war die Herzogin von Montpensier. Zu derselben Zeit floh Ludwig Philipp nach England. Lord Palmerston war gerächt; er eilte officiell die Französische Republik anzuerkennen. 31.

Miscellen.

Gellert's Lieder.

Der Reisende Kohl fand in dem Berner Oberlande in allen Schulen reichliche Quantitäten von Exemplaren der „Geistlichen Oden und Lieder" unsers ehrwürdigen Gellert. Der Schulmeister in Grindelwald versicherte, daß jedes Kind dieses Büchlein, das nett gedruckt und sauber gebunden zwei Groschen koste, haben müsse, und daß die meisten Kinder alle 54 in ihm enthaltenen Lieder auswendig wissen. Kohl setzt hinzu: „Kann man der Jugend etwas Besseres, etwas mehr zum Herzen Sprechendes in die Hand geben? Diese Lieder werden auch neben den Psalmen David's ewig bleiben, so lange noch die deutsche Sprache bleibt und so lange noch eine deutsche Seele Frömmigkeit empfindet."

Chinesisches Sprüchwort.

„Die Droguisten", sagt ein chinesisches Sprüchwort, „prüfen die Heilmittel mit zwei Augen; die Aerzte welche sie verschreiben, und die Apotheker welche sie zubereiten, mit einem; die Kranken nehmen sie als Blinde." Vielleicht dachte Voltaire an dieses Sprüchwort, als er den Arzt als einen Mann bezeichnete „der Medicin, von der er wenig versteht, in einen Körper schafft, von dem er noch viel weniger weiß".

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 260. — 30. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 259.)

Frau von Woltmann äußert in demselben Briefe, nachdem sie in einer höchst gehaltvollen Stelle über ein wichtiges literarisches Ereigniß unserer Zeit in einer sehr merkwürdigen Weise sich ausgesprochen, in einer Stelle die wir aber leider hier nicht mittheilen dürfen, noch die rührenden Worte:

So müssen wir uns nun Einer den Andern verdunkeln auf dieser Erde mit unsern verschiedenen Wegen zum Licht zu gelangen, das wir Alle suchen.

Ja wol! während wir sicher, wenn wir nicht so oft kleinlich und selbstsüchtig aneinander herummäkelten, uns gegenseitig ignorirten, sondern uns des Abweichenden freuten, uns gegenseitig armirten, weiter gediehen.

In einem Briefe vom 7. Dec. 1846 heißt es unter Anderm:

Neulich sagte mir Jemand, der es von Herrn von Varnhagen wissen wollte, Sie hätten eine vortreffliche Biographie Kant's.

Hier scheint sich „geschrieben" zu verstehen. Nun bin ich aber nicht der Verfasser einer solchen, und aller Wahrscheinlichkeit nach ist des Historikers Schubert Buch über Kant gemeint, des Titels: „Kant's Leben" (Leipzig 1842), welches Varnhagen von Ense in seinen „Denkwürdigkeiten" (V, 751) mit großer Anerkennung erwähnt. Frau von Woltmann fährt fort:

Ist Dem also? Meine letzten Monate sind ernst und schwer gewesen; meine Gesundheit hat der heiße Sommer sehr gestärkt; aber ich brauche mehr von diesem Capital als ich besitze, das Arbeiten erschöpft mich, und ist mir nicht mehr wie einst ein Spiel. In diesem und im vorigen Jahre habe ich einen Cyklus philosophischer Abhandlungen geschrieben, der fast fertig ist; dann noch Woltmann's Leben und dann nehme ich das Uebrige wie zugeworfene Früchte; an jenen zwei Arbeiten und deren Vollendung liegt mir. Daß Oersted die Wesenseinheit des Geistes in der irdischen Schöpfung in diesem Jahre zum Gegenstand einer Vorlesung in Kiel gemacht hat war mir eine große Freude. Könnte ich seine Ansicht nur erfahren. Vor vier Jahren sandte ich ihm mein Buch; hat er die darin enthaltene Idee aufgenommen, oder trat sie auch ihm entgegen aus der Natur? Gutes Glück Ihnen zu jedem Unternehmen, Muth und immer leichter des Lebens Last.

Und nun der letzte Brief von der theuern, mir ewig unvergeßlichen Frau, von der ich nie hätte fürchten mögen, daß sie mir so schnell sollte entrissen werden! Er ist datirt: Berlin, den 15. Sept. 1847. Sie schreibt unter Anderm:

Für zwei Briefe, für ein Buch (es war meine Schrift: „Frauen und Männer", Königsberg, 1847), für eine gütige Erwähnung meiner in demselben, für die Bekanntschaft einer achtungswerthen, treuen Freundin von Ihnen habe ich Ihnen zu danken. Sie sehen wol aus meiner veränderten, zitternd werdenden Handschrift, daß mir das Schreiben anfängt sauer zu werden. Meine Gesundheit ist in einem seltsamen Zustand; der Geist so frisch, das Gefühl so innig und strebend, in der Beziehung bin ich keine 20 Jahre. Stundenweise, zu halben, zu ganzen Tagen trägt sich Dies auf den Körper über, ich sehe viel jünger aus als ich bin; dann aber fühle ich wieder körperlich die volle Altersschwäche, ich kann todtmüde sein, bin es meist und sehe alt und leichenhaft aus.... Was Sie über Hölderlin schreiben werden freue ich mich sehr zu lesen: er ist mir ein vertrauter Geist gewesen. Auf dem Dampfschiff, um nach Tübingen, nur seinetwegen zu gehen, sagte man mir: er sei todt. Damals bildete ich mir ein, der Einfluß einer ihm ganz ergebenen, ihn ganz verstehenden Seele könnte ihn vom Wahnsinn befreien. Ich würde die Irrwege seiner Gedanken verstehen und ihn davon zurückleiten: es war ein Irrthum wahrscheinlich. Da ich dem tübinger Professor glaubte, Hölderlin lebe nicht mehr, ging ich nicht nach Tübingen.

Frau von Woltmann gedenkt im Folgenden aufs neue der traurigen Beschaffenheit unserer dermaligen literarischen Zustände; wie unberufen nicht selten die Schreibenden, wie flüchtig ein Theil der Lesenden sei; sie macht mit treffender Feder ihre Ausstellungen an jenen Schwätzern und öden Menschheitsverbesserern, welche sich jetzt vorzugsweise Literaten nennen. Sie läßt sich also vernehmen:

Es ist mit der Schriftstellerei eigen: wie wenig wird ein Buch verstanden, von welchen Zufälligkeiten ist's abhängig, wie bald ist es verjährt.... Sehe ich das hiesige Literatentreiben, welches Zeug Diejenigen schreiben deren Schriften Absatz finden; welche Pöbelei des innern und des äußern Lebens; wie jeder Gesittete sich von dem Volk zurückzieht; wie lächerlich die Koryphäen sich im gesellschaftlichen Kreis benehmen, mit welcher plumpen, bornirten Anmaßung: so lächle ich, und wende mich ab und freue mich, daß ich damit Nichts zu thun habe, und bejammere den edlern Menschen der mit den literarischen Handwerksburschen durch Verhältnisse in Berührung kommen müßte.

Sie äußert dann weiter, daß sie auch in einem großen Theile des weiblichen Geschlechts unserer Tage eine

entschiedene Verbildung, einen totalen Verfall finde. Ihre Worte lauten:

Wie sie verbildet werden, Das sehe ich kläglich, Das habe ich hier mit Empörung bei der schrecklichen Begebenheit mit der Herzogin von Praslin gesehen. Glauben Sie, daß hier Weiber umherlaufen die reich, angesehen, vornehm sind, und sagen: man müßte sehr tief gesunken sein sich einem Mann aufzudrängen wie die Herzogin ihrem Mann. So wenig Anklang findet der Weheruf des reinsten, feurigsten Gemüths! Dies ist der Superlativ der Ansicht; in milderer Schattirung ist sie ziemlich allgemein. Ich habe bei der Begebenheit das Gefühl gehabt, daß jeder Mensch, als Mensch, dieser armen Frau Liebe und Schonung und Verehrung schuldig ist, zu vergüten was ein Mensch gegen sie verbrochen hat.

Im Folgenden heißt es dann unter Anderm:

Wollen Sie etwas Schönes lesen? Lesen Sie den dritten Theil von Adalbert Stifter's „Studien", und in einem der ersten Theile die Geschichte: „Das Haidedorf." Ich habe Lamartine's „Geschichte der Gironde" gelesen und allerdings durch die zwei ersten Theile — noch kam ich nicht weiter — eine viel bestimmtere Ansicht der Französischen Revolution erhalten. Einige geheimere Particularitäten, die ich aus Mittheilungen wußte, finde ich auch zuerst bei ihm mit Ausführlichkeit; aber es ist ein widriges Buch, so ganz unhistorisch durch Affectation und unglücklich angewandte Phantasie. Der Landtag hat mir das Herz erfreut: Eines nur betrübte mich, daß den Fragen welche die Einrichtung der Verfassung betrafen so viel mehr Antheil gewidmet ist und gründliche Erwägung als denjenigen welche sich rein auf das Wohl der ärmsten Classen beziehen; auf die Frage wegen Abschaffung der Lotterie, in Bezug worauf wahre Albernheiten debitirt sind; wegen Abschaffung des Salzmonopols, wo Graf Dyhrn allein höchst trefflich gesprochen hat. So muß es vorwärts mit Objectivität der Auffassung und Theilnahme des Gemüths, daß Dies anders wird.

So enthält denn auch das letzte Wort welches ich von der herrlichen Frau unmittelbar vernehmen sollte die heitere Hinweisung auf die Zukunft, auf die Nothwendigkeit der Selbstentäußerung, sodaß auch ihr letztes Briefwort welches an mich gelangte der Ausdruck ihrer durch und durch edeln Gesinnung, ihres weltumfassenden Interesses, ihrer zuversichtlichen Tapferkeit ist.

Ich erlaube mir nun noch im Folgenden zur Charakteristik Frau von Woltmann's meinen Lesern drei Briefe derselben Verfasserin zu übergeben. Ich verdanke diese Schreiben der außerordentlichen Güte Varnhagen von Ense's (dem ich hiermit öffentlich meinen verbindlichsten Dank dafür sage); sie sind an ihn selbst gerichtet.

Der erste dieser Briefe ist geschrieben: Berlin, den 3. Oct. 1833. Er ist zunächst veranlaßt durch das Buch „Rahel", welches in demselben Jahre zum ersten mal erschien. Frau von Woltmann schreibt:

Sie haben mir durch Ihr Geschenk eine wahre Freude gemacht. Zuerst sah ich das Buch bei Präsident Roth in München, der es mir zeigte, sehr davon ergriffen und sagte: er müsse Ihre Frau durchaus im Leben gesehen haben, so sei ihm, und doch sei er gewiß, daß Dies nie geschehen. Mit tiefer Bewegung und Erbauung habe ich die Blätter aus den letzten Jahren Rahel's gelesen, und Vieles angestrichen das mich durchs Leben begleiten wird. Dies ist das Theil der edeln Menschencreaturen, Andere, über ihr Dasein hinaus, zu ihrer eigenen Läuterung und Geistigkeit zu erheben. Der Tod ist nichts von äußern Umständen Abhängiges: wenn Gewissen und Bewußtsein sich durch die Bedingungen der Körperlichkeit und ihres gegenwärtigen Daseins so gekräftigt, daß sie vermögen sich einen höhern Organismus für ein höheres Dasein zu gestalten, sterben wir. Wie, wo wir diesen bilden, welcher Art? Das bleiben die Fragen worauf die Trennung beruht, womit der Zurückgebliebene sich abquält. Aber sonderbar geheimnißvoll und natürlich aus sich selbst hat sich Rahel's Wesen zu jenem Vermögen eines höhern Seins entfaltet. Ich habe es mit Freude und Andacht bemerkt, und wünsche ihr innigst Glück zu dieser Seligkeit. Es thut mir sehr leid, daß wir uns in den letzten Jahren ihres Lebens nicht mehr mitgetheilt. Lesen Sie doch Montlosier's Buch: „Sur les mystères de la vie humaine", erster Theil und Anfang des zweiten Theils. Das Buch hat mich überaus ergriffen. Die Art wie Rahel's Blätter mich bewegten ist für Sie gewiß der willkommenste Dank.

Der zweite Brief lautet, und zwar datirt: Berlin, den 6. Nov. 1833:

Mit dem besten Dank für Ihre gütige Gabe sende ich hier die anliegenden Blätter, die ich lange verwahrt. Eigentlich bringe ich Ihnen damit ein Opfer: ich habe so sehr schöne Briefe von Goethe, Fürst Primas, Lang, der Huber, die viel bedeutendere Briefe als Bücher schrieb; mit diesen hätte ich gern die beikommenden Blätter, so viel sie fürs Oeffentliche geeignet sind, abdrucken lassen, wenn Sie es mir erlaubt; indessen gebe ich sie mit wahrer Freude in Ihre Hände. Sie werden überaus anmuthige und geistvolle und durchdringende Worte in den Briefen Ihrer Frau finden, Sie werden sehen ein wie trefflicher Prophet Sie gewesen, und wie wohlwollend gütig beide gegen uns. Haben Sie nicht vielleicht noch einige Briefe Woltmann's aufbewahrt? Er konnte Ihnen aus der Fülle seiner Erkenntniß und seines Gemüths schreiben und that es. Obgleich ich sehr viel gleichgültiger gegen allen Ruhm, so auch gegen den seinen geworden bin, schmerzt mich immer die Ungerechtigkeit der Zeit gegen diesen Mann, der so viel höher als sie stand. Der Ruhm ist das Mittel der Liebe Unbekannter: wer würde gleichgültig dagegen? Es wird eine Zeit, will ich nicht sagen, ein Zustand (was ist sonst die Zeit?) kommen, wo uns Allen das innere Licht über uns Alle wird aufgegangen sein. Vielleicht lieben wir dann retrograd die Edeln und Guten und sie wissen davon. Sie müssen eine Zeit herber Schmerzen und herber Oede durchleben. Ueber solche Verluste kann Nichts trösten als das Bild, das Studium, der Gedanke, wie sich die Welt aus immer unvollkommenerer, verworrenerer, widersprechenderer Organisirung im Einzelnen, in Allem, im Ganzen zu immer vollkommenerer, geregelterer harmonischer erhebt; wenigstens mich hat Nichts getröstet, Nichts die Oede erfüllt als die Spur der Rückkehr zur Gottheit in der Materie, in allen ihren Erscheinungen zu suchen, zu verfolgen.

(Der Beschluß folgt.)

Don Patricio de la Escosura.

In Madrid am 5. Nov. 1807 geboren flüchtete sich Escosura mit seiner Mutter in Folge des feindlichen Einmarsches der Franzosen nach Lissabon, während sein Vater unter den Befehlen des Generals Castaños auf heimischem Boden den Feind bekämpfte. Bald nach Beendigung des Kriegs siedelte sich seine Familie nach Valladolid über, wo der junge Escosura an dem Colleg S.-Gregorio seine ersten classischen Studien machte, und darauf an der Universität sein erstes Jahr Philosophie studirte. Von da begab er sich 1820 zur Fortsetzung seiner Studien nach Madrid, wo er unter der Leitung des trefflichen Alberto Lista bis 1824 seiner weitern Ausbildung oblag. Die heftigen Parteiungen, welche damals wie heute das unglückliche Spanien zerrissen, zwangen auch Escosura, wenn er anders nicht das Gefängniß der Verbannung vorzog, auszuwandern und sich zunächst nach Paris zu bege-

ben, wo er ein ganzes Jahr lang die Vorlesungen des ausgezeichneten Lacroix besuchte. Während seines Aufenthalts in der französischen Hauptstadt hatte er sich ganz in die Sitten und Gewohnheiten des Quartier latin hineingelebt, und diese ungebundene, burschikose Lebensweise blieb nicht ohne Einfluß auf die spätere Entwickelung seines schriftstellerischen Talents. Obwol die politischen Verhältnisse nunmehr ihm gestatteten wieder nach seinem Vaterlande zurückzukehren, so wollte er doch zuvor erst noch ein Stück Welt sehen, und begab sich nach London, wo er viele spanische Emigranten, Freunde seines Vaters, fand. Nachdem er daselbst ein Jahr ziemlich angenehm zugebracht, kehrte er 1826 wieder nach Madrid zurück, und gesellte sich von neuem dem Kreise junger Gelehrten bei, die sich um Lista scharten. Gegen Ende des Jahres trat er in die dortige Artillerieschule ein, welche er im Januar 1829 als Offizier verließ, um sich in die Garnison von Burgos zu begeben, die er jedoch kurz darauf mit dem Aufenthalt in Madrid vertauschte.

Seine erste literarische Arbeit war eine Komödie in der Manier von Moratin: „El amante novicio", welche er 1829 vollendete, die jedoch nur geringes Verdienst hatte. Im J. 1832 las das Publicum seinen Namen auf dem Titel einer Novelle: „El conde de Candespina", welche der Geschichte Spaniens entlehnt am Ende des 13. Jahrhunderts spielte; sie behandelte den Tod des einzigen Sohnes Alfons' VII. in der Schlacht von Uclès gegen die Almozariden und die Thronbesteigung der Doña Urraca. Obwol sich dieselbe nicht durch Originalität auszeichnete, so bot sie doch für die Unterhaltung Interesse genug dar, und mochte immerhin als gutgeschriebener Versuch gelten. Zufrieden mit diesem Erfolge schickte sich Escosura an eine zweite folgen zu lassen, als der Tod Ferdinand's VII. ganz Spanien in Flammen versetzte. Der Umstand daß unser Dichter in Folge eigenthümlicher persönlicher Beziehungen einige Häuser besuchte deren Bewohner als Parteigänger des Don Carlos galten, sowie daß er ohne irgend etwas Besonderes dabei zu beabsichtigen dem Don Carlos eines Tages vorgestellt worden, war hinreichend um ihn 1834 nach dem entfernt gelegenen kleinen Orte Olvera in Andalusien verweisen zu lassen. Dieser unfreiwillige Aufenthalt in einer jeder Zerstreuung entbehrenden Stadt gewährte Escosura Muße genug um den Plan einer zweiten Novelle, betitelt: „Ni Rey, ni Roque", zu entwerfen, und bald auch zu vollenden (1835). Sie gehört der Zeit Philipp's II. an, und ihr Plan ist verwickelter als der der ersten; auch sind die Charaktere besser contrastirt, und ein merklicher Fortschritt in der Handhabung des castilischen Idioms sichtbar. Noch während er die letzte Hand daran legte war er nach dem Kriegsschauplatze nach Navarra zur Bekämpfung des Prätendenten abgegangen, wo er als Adjutant und Privatsecretair des berühmten Generals Don Luiz Fernandez de Cordoba den Feldzug mitmachte. Das Geräusch und die unvermeidlichen Zerstreuungen des Lagers vergönnten der Muse unsers Dichters nur selten Augenblicke der Ruhe und Sammlung. Gleichwol gehört dieser Epoche eins seiner schönsten Gedichte an, die „El balto vestido de negro capuz" betitelte poetische Erzählung, welche Escosura in Pampelona geschrieben, und in dem „Artista" mitgetheilt hat. Alle Offiziere des Heers schildern Escosura als tapfer, einsichtsvoll, und von dem feinsten Ehrgefühl geleitet, dabei von unermüdlicher Thätigkeit; auch wird ihr Zeugniß vollkommen durch die hohe Achtung bestätigt welche sein General stets für seine trefflichen Eigenschaften als Soldaten hegte. Auch erwiderte Escosura aufrichtig und herzlich diese Zuneigung seines Chefs, der bei Mendigorria und Arlaban seinen Truppen die ruhmvollsten Lorbern erfechten half, und sowie er stets dem Feinde die Spitze bot, sich von allen innern Parteiungen fern hielt. Nach der Insurrection von Ildefonso verließ Cordova den Heerbefehl und Escosura den Kriegsdienst; seitdem hatte er den frühzeitigen Tod seines Generals zu beweinen. Noch heute bewahrt er sein Bild über seinem Schreibtische, und spricht von ihm wie von einem geliebten Vater. Die Fehler seines heftigen Temperaments wurden bei ihm durch die kühnen Eingebungen seines Geistes, dem alles Gemeine fremd war, sowie durch die edlen Gefühle seines Herzens, worin niemals etwas Niedriges wohnte, reichlich gutgemacht.

Die erste dramatische Arbeit Escosura's war die 1837 zum ersten male mit großem Beifalle auf dem Theater del Principe aufgeführte Komödie „La corte del Buen Retiro".

Ihr Stoff behandelt das Liebesverhältniß des Grafen Villamediana zur Gemahlin Philipp's IV., und entleiht dem Umstande daß Velasquez, Calderon, Gongora und Quevedo darin auf der Bühne erscheinen ein ziemlich lebhaftes Interesse. Ihre beiden ersten Acte können sich dem Besten was die Comedia de capa y espada zu bieten hat an die Seite stellen. Um seinem Drama ein mehr romantisches Colorit zu geben führte er darin einen an den Victor Hugo'schen Triboulet in dessen „Le roi s'amuse" erinnernden Narren ein, dessen Wirkung jedoch auf das madrider Publicum sehr verschieden von derjenigen war welche der französische Dichter bei dem seinigen hervorgebracht hatte. Die Scene nämlich wo der Narr die Königin demüthigt erregte bei den von monarchischer Ehrfurcht noch so tief durchdrungenen Zuschauern Madrids den lebhaftesten Widerwillen. Abgesehen von diesem allerdings nicht geringen Misgriffe enthält dieses Stück eine glänzende und höchst gelungene Schilderung des galanten und üppigen Hofs des letzten Sprößlings der östreichischen Dynastie.

Nicht gleichen Erfolg hatte das im nämlichen Jahre zur Aufführung gebrachte Drama „Barbara Blomberg", obwol es in vieler Hinsicht vor dem früher genannten Stücke den Vorzug verdient. Es hat zum Gegenstand die Liebesabenteuer des triumphirenden Kaisers Karl V. in Pavia, welchen der berühmte Sieger von Lepanto das Dasein verdankt, und zeichnet sich durch eine treffliche Versification, raschen Dialog und sehr gelungene Situationen aus.

Aus dem J. 1838 nennen wir die in Hinsicht des Werthes niedriger stehenden „Don Jaime el conquistador", „La aurora de Colon" und „El higuamota", wovon das erstgenannte Stück nur vorübergehend in Madrid, die beiden letztern nur auf Provinztheatern zur Aufführung kamen. Um diese Zeit widmete sich Escosura der Politik und Literatur, er war einer der Mitarbeiter an dem „Eco de la razon y de la justicia" und gehörte zu den einflußreichsten Mitgliedern des Licéo. Sein „Recuerdos de Cristóbal Colon" überschriebenes Gedicht genoß die Auszeichnung in das Album welches jenes Institut der Königin-Regentin zu überreichen die Ehre hatte aufgenommen zu werden.

Bald darauf zum Secretair des Generalcapitains von Burgos, später von Valladolid und zuletzt von Valencia ernannt, zog er jedoch vor dem Ministerium in Madrid selbst seine Thätigkeit zu widmen; er stellte sich an die Spitze des Licéo, dem er einen neuen Aufschwung gab, indem er Lehrstühle für die Literatur gründete, und alle Sonntage literarische Conferenzen einführte, auch die alljährige Feier der Jeux floraux wieder ins Dasein rief.

In Folge seiner Ernennung zum politischen Chef von Guadalaxara im J. 1839 gerieth er mitten in das heftigste Parteigetriebe, wobei er jedoch stets die größte Charakterfestigkeit und den höchsten persönlichen Muth an den Tag legte. Seinem Grundsatze getreu, daß „jede Obrigkeit verpflichtet ist für das Ministerium von dem sie abhänge entweder das Leben zu lassen, oder die Ruhe der ihrer Sorge anvertrauten Provinz sicherzustellen", wollte er sich um jeden Preis den Folgen der Septemberrevolution des J. 1840 in seiner ihm untergebenen Provinz entgegenstemmen, selbst auf die Gefahr hin von der allgemeinen Strömung verschlungen zu werden. Zum Glück gab er noch zeitig genug den weisen Rathschlägen seiner politischen Freunde Gehör, die es für eine nutzlose Tollkühnheit erklärten allein und ohne irgend Aussicht auf Erfolg

den Kampf mit der feindlichen siegreichen Partei aufzunehmen, und flüchtete sich zu Pferde über Tarancon nach Valencia, nicht ohne die augenscheinlichste Gefahr von der Junta seiner Gegner gefangen genommen zu werden. Doch erreichte er glücklich das Meer, und schiffte sich zum andern male als Verbannter nach Frankreich ein.

In Paris widmete er sich von neuem literarischen Arbeiten, womit er sowol sein und seiner Familie Existenz sicherte, als auch die verzehrende Glut der Sehnsucht nach seinem Vaterlande etwas milderte, wovon er und seine übrigen Schicksalsgenossen so heftig ergriffen waren.

Damals begann er das von dem Marqués de Remisa unternommene „España artistica y monumental", wozu er den Text lieferte, während der allgemein geschätzte Künstler Don Genaro Villamil die Zeichnungen besorgte. Desgleichen arbeitete er an der „Revista enciclopedica" mit, welche für die transatlantische spanische Bevölkerung berechnet war. Hier finden sich seine trefflichen Arbeiten über „La supresion de la Orden del Temple en la corona del Aragon", ferner seine „Clasificacion de los conocimientos humanos". Außerdem verfaßte er ein treffliches, gegenwärtig an den Universitäten eingeführtes „Handbuch der Mythologie". Zwei Gesänge eines „Hernan Cortes en Cholula" überschriebenen Gedichts gehören gleichfalls dieser Zeit an.

Die glücklich durchgeführte Bewegung vom J. 1843 führte die Ausgewanderten des J. 1840 wieder in ihr Vaterland zurück. Escosura zog mit den unter den Befehlen der Generale Prim und Serrano stehenden Truppen Cataloniens in Madrid ein, und entwickelte während der gefahrvollen Periode von der Errichtung der provisorischen Regierung an bis zur Mündigkeitserklärung der Königin Doña Isabella II. die unermüdlichste Thätigkeit. Vom einfachen Angestellten wurde er zum Unterstaatssecretair jenes Ministeriums ernannt, das bis dahin allein Stärke genug entwickelte die früher so häufigen föderalistischen Bewegungen in den Provinzen zu unterdrücken, und jene allzeit bereiten Elemente des Umsturzes im Zaume zu halten, welche in den einzelnen Städten noch herrschten, wo, sowie man den Generalmarsch schlug, sofort die Miliz zusammentrat, auf das Geschrei einiger Gruppen sich eine Junta bildete, und eine improvisirte Behörde durch eine enthusiastische Anrede eine ganze Provinz der Centralregierung und den Cortes abwendig machen konnte. Als das Cabinet dem Escosura angehörte endlich fiel, gab auch er seine Entlassung und kehrte von neuem zur Literatur zurück, welche ihm nicht nur den größten Genuß, sondern auch die einzigen Mittel seiner Existenz gewährte: gewiß das schönste Lob für einen Mann der so lange in bedeutenden Aemtern thätig gewesen.

Im J. 1844 vollendete er den zweiten Theil seines „Corte del Buen Retiro". Allein die sorgfältig ausgeführten Details, welche trefflich dazu dienen uns die merkwürdige Epoche des Herzogs von Olivarez vollständig kennen zu lehren, bringen auf der Bühne nicht die gleich vortheilhafte Wirkung hervor. Der originelle, wenn auch nicht eben glückliche Gedanke, das Drama durch ein eingelegtes Zwischenspiel von Calderon's „Fieras a femina Amor" zu unterbrechen, hat die unangenehme Folge, daß der Zuschauer sich zerstreut, und während er dem Zwischenspiele seine Aufmerksamkeit schenkt, darüber das Hauptstück vergißt. Daher war der Erfolg dieses so sorgfältig ausgearbeiteten Drama nur mittelmäßig, weshalb Escosura, um diese Niederlage einigermaßen wieder gut zu machen, in weniger als einer Woche seine „Mocedades do Hernan Cortes" schrieb, eine gelungene Skizze von dem Charakter dieses Helden vor seinem Eroberungszuge nach Mexico. Seitdem verfaßte er noch die Tragödie „Roger de Flor", und arbeitet an der Vollendung eines „Manual de la historia de España".

Fassen wir nun das Bild unsers Dichters im Ganzen zusammen, so müssen wir ihm eine glühende Einbildungskraft und ein lebendiges Gefühl einräumen. Seine Charaktere sind gut erfunden, die Scenen seiner Dramen zweckmäßig angelegt, und die Intrigue, obwol sich mannichfaltig durchkreuzend, leidet doch nie an Verwirrung. Escosura scheint besonders dazu berufen der spanischen Novelle, welche in der letzten Zeit durch Nachahmungen und Uebersetzungen aus dem unerschöpflichen Markte der französischen Romanliteratur fast ausschließlich versorgt worden war, ein neues selbständiges Leben zu verleihen. In seinem schon theilweise in Feuilletons erschienenen und nächstens als Ganzes versprochenen „El patriarca del Valle" hat Escosura in einem weiten Rahmen mit sehr geschickten Pinselstrichen die Hauptzüge der heutigen spanischen Welt gezeichnet, und darin die originellsten Charaktere aufgestellt, welche je weiter sich der Faden der Erzählung spinnt desto mehr an Interesse gewinnen. Die Theilnehmer an den Verschwörungen in Spanien, sowie die Emigrirten in Paris und London spielen darin eine Hauptrolle.

Um auch von den Mängeln unsers Schriftstellers zu sprechen, müssen wir erwähnen, daß wenn seine Versification zuweilen ungleich ist, seine Prosa an einer gewissen Uncorrectheit leidet, woran besonders die Lebhaftigkeit Schuld trägt, welche seiner Feder nicht Zeit genug lassen will, um die in seinem Geiste sich rasch folgenden Ideen in gehöriger Ordnung und in einer sorgfältig gefeilten Sprache niederzuschreiben. Während er sich anschickt die nöthigen Verbesserungen anzubringen, eilt seine Einbildungskraft schon neuen Schöpfungen nach, sodaß seine getheilte Aufmerksamkeit das Eine verbessert, Anderes übersieht. Daher mag es wol kommen, daß seinen Schriften die letzte bessernde Hand zu fehlen scheint.

Escosura ist Mitglied der spanischen Akademie und erster Director am Liceo. In seinem öffentlichen Leben hat er sich stets ehrenvoll gezeigt, und mit Eifer und Einsicht seine Pflichten erfüllt. Sein Privatleben ist fleckenlos; zärtlich seiner Familie ergeben ist er treu in seiner Freundschaft und nachsichtig gegen seine Feinde. Ganz der Literatur lebend versammelt er alle Mittwoche eine Akademie der schönen Wissenschaften, deren Mitglieder seine Freunde und zugleich die geachtetsten Namen unter den jetzt lebenden Schriftstellern Spaniens sind. 42.

Notiz.

Englische Ansicht über Deutschlands Einheit.

Bereits zu Anfang dieses Jahres stellte eine englische Wochenschrift, „The phonetic news", der deutschen Einheit ein Prognostikon, das sich leider immer mehr zu bestätigen scheint. Nach einem Rückblick auf die vorjährigen Ereignisse, auf die verschiedenen revolutionnairen Bewegungen, namentlich in Berlin, wo im April 1847 der König erklärte: „that no written paper should stand like a second providence between his people and himself", nach Erwähnung des Umstandes, daß der König von Preußen seinem Volke eine demokratische Verfassung gegeben und im März 1848 versprochen sich an die Spitze der deutschen Bewegung zu stellen, fügt die Wochenschrift hinzu: „Aber Deutschland, the united Germany, welches des Dichters Definition: «Wo man die deutsche Sprache spricht, da ist des Deutschen Vaterland» verwirklichen sollte, ist in hohem Grade problematisch geblieben. Es gibt kein Deutschland im Herzen des deutschen Volks; es gibt nur deutsche Einzelstämme: Sachsen, welche die Preußen hassen, Preußen, welche die Oestreicher fürchten, eifersüchtige Baiern, stöckische Hanoveraner, republikanische Rheinländer. Furcht und Eifersucht unter den 30—40 kleinen Höfen «small by degrees and beautifully less», jeder mit seinen besondern Interessen und seinen besondern Nationalitäten. Die englische Sprache macht England und Amerika nicht zu Einem Volke: — die deutsche Sprache wird niemals ein einiges deutsches Reich umfassen." 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 261. — 31. October 1849.

Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 260.)

Endlich der dritte Brief von Karoline von Woltmann an Varnhagen von Ense; er ist geschrieben: Berlin, den 28. Febr. 1839:

Ihre gütigen Sendungen habe ich mit dem größten Antheil gelesen. Wie viele herrliche Wahrheiten enthalten die einzelnen Sprüche Rahel's womit der Brief Brinkman's unterwirkt ist; und wie eigenthümlich gehaltvoll entspringt das Verhältniß zwischen Beiden. Sein erster Moment ist wie ein Bild des Wesens Beider. Der Ernst für Wahrheit und Recht, das rege lebensstarke Aussichheraustreten, Leben in andern Naturen und deren Zuständen, die angeborene Mütterlichkeit des Gefühls in Rahel tritt ebenso frappant auf als Brinkman's anspruchlose, innige Hingebung und alles Treffliche, seine Feinheit und Lebendigkeit des Geistes, wodurch er so liebenswürdig ist, so lange gelebt hat und hoffentlich noch leben wird. Als ich Rahel kennen lernte sagte ich von ihr zu Woltmann: Ich sehe sie nie ohne an den Spruch zu denken: „Da tat ich auf, Debora, eine Mutter in Israel; der Bach Kison wälzte sie, der Bach Kedumim, tritt, meine Seele, auf die Starken." (Vergl. Buch der Richter, Deborä und Barak's Triumphlied 5.) Immer habe ich bejammert, daß sie keine Mutter in Israel mehr sein konnte. Das war ihre natürliche Stellung. In einfachen Nationalverhältnissen, unter einem tiefsinnigen, scharfsinnigen, leidenschaftlichen Volke, wo der nationale Charakter noch dem rein menschlichen untergeordnet war, unter ihrem Volke hätte sie sich frei und voll ausgelebt. Das Schicksal verwies sie auf die berliner Gesellschaft. Durch diese mußte sie sich eine bürgerliche Stellung machen, ihr einigermaßen homogen. Wie klug, kräftig, umsichtig und wohlwollend sie Dies gethan, unerachtet das Material sie oft geplagt und ennuyirt, davon zeugt auch Brinkman's Brief. Sie mußte an jenem oft ihren Geist verplittern; erst mit Ihnen kam sie in diesem Bestreben zur Ruhe, erst in ihren letzten Lebensjahren; hier scheint mir ihr Wesen auch aus ihren Briefen erst voll gesammelt hervorzugehen, in denen Sie alle seine Strahlen und Funken vereint, und durch was es war überrascht, ihm allgemeine Anerkennung und Wirksamkeit verschafft. In diesem Sinne war meine letzte Aeußerung genommen: Wer sagt, daß Rahel nicht Rechnung mit dem Schicksal gehalten, begreift weder was Rahel bedeutet noch was Schicksal. Daß man aber hundert mal Worte ausspricht deren Sinn man nur ganz vague begreift, ist die Sünde der Gesellschaftlichkeit und macht sie mir unausstehlich; das erste Conversations-Lexikon müßte ein solches sein welches die Bedeutung der alltäglichsten Worte enthielte. Für das Geschenk des „Lebens der Sophia Charlotte" sage ich Ihnen herzlichen Dank. Sie haben wirklich aus dem Stoffe gemacht was möglich; da ich selbst mich damit beschäftigt verstehe ich Das um so besser. Die Kritik wird hier Krümmelleserei. Aber Sie haben gleich im Anfang die Onkel und Tanten so grandios und individuell aufgestellt, daß mir der Vorflur des Palastes Spinola in Genua einfiel, in welchem unten die Statuen der großen Männer Genuas stehen und Einen empfangen, wie heraufdeutend zur Wohnung eines Lebenden der zu ihnen gehört. Solche geistreiche Auffassungen sind der Kunst auch nur möglich in Republiken! Aus der Figur Sophia Charlotte's haben Sie dann ein lebendiges Wesen gemacht, das mit innerer Selbständigkeit und äußerlicher Körperlichkeit auftritt, und dazu vortrefflich den Charakter der Mutter benutzt. Außerdem haben Sie mit einer Discretion, wozu ich Ihnen Glück wünsche, die Roheiten des gesellschaftlichen Treibens und gewisse Personen behandelt; Maske, ich kenne dich! sagt nur zu Ihrem Türken der Eingeweihte, und Sie haben Nichts omittirt. Aus dem „Theatrum Europaeum" hatte ich eine individuelle Schilderung von Charlottenburg, irre ich nicht, auch nach einem Kupfer. Daß ich den Mercure, ich weiß nicht mehr, ob galant oder de France, nicht erhalten konnte, worin der eigentliche Aufschluß über den pariser Aufenthalt von mir erwartet wurde, war mit ein Grund weshalb ich die Arbeit aufgab; was ich nach der Ihrigen gar nicht bedaure. Herzlich wünsche ich Ihnen Gesundheit; man braucht sie um geistig zu leben, und Das ist allein leben. Wenn auch mein Packetchen erst in sechs Wochen nach Stockholm kommt, thut es mir sehr leid. Brinkman's Brief war Aufschluß über ein Verhältniß worin wir Beide kurze Zeit innig gestanden, das ich, in Bezug auf ihn, nicht ganz verstanden, das durch seine Erklärung in dieser Beziehung eine wahre Verklärung gewinnt, und mich durch eine Vorstellung bereichert die mich beglückt. Mir ist lieb, daß jener Brief auch Erneuung unserer persönlichen Beziehungen veranlaßt. Hat man gemeinschaftlich in inniger Beziehung zu den ausgezeichnetsten Menschen und zu Denjenigen gestanden welche uns die Theuersten waren, sollte man sich nicht liegen lassen und sich immer besser zu verstehen suchen: Alles gewinnt, so näher man es kennt; denn Alles gewinnt, so besser man es begreift; der Grund der meisten Spaltungen ist Mangel an Verständigung oder an Verstand.

Hier schließe ich für diesesmal die Mittheilung aus diesen Briefen, deren edeln Gehalt Niemand von Denen verkennen wird welche sich überhaupt auf die Schätzung des wahrhaft Werthvollen verstehen. Dennoch hätte ich allerdings gewünscht, daß ich nicht in den Briefen an mich nöthig gehabt hier und da Wendungen fortzulassen, ganze Partien zu überspringen, in denen sich Lob oder Tadel in der liebenswürdigsten Rücksichtslosigkeit mit einer Frische des Augenblicks, einem Wiedergeben der Wirklichkeit ausströmen wie das Alles nur selten gefunden wird. Aber wie hätte ich auch anders können! Man kennt ja die kleinliche Reizbarkeit des Persönlichen

bei so Vielen, trotz aller gerühmten Humanität und Freisinnigkeit; man weiß ja in welchem Grade oft Huldigung vereitelt, Polemik verbittert, und wie selten die Lauterkeit des Urtheilenden noch Anerkennung findet, indem sie spricht: Wenn ich dich lobe, was geht's dich an, und wenn ich dich tadle, was geht's dich an. Das aber war das Herrliche in Karoline von Woltmann, daß bei ihr Lob und Tadel stets aus der lernbedürftigen Hingebung an Andere kamen; daß sie sich selbst darüber allemal vergaß, und nur die Sache im Auge hatte; daß sie die Nation und die Menschheit bis auf die letzten Entwickelungen der Jetztzeit mit inniger und noch dazu kluger Liebe umfaßte, welches sie stets jünger erscheinen ließ als sie eigentlich war.

Schon aus den Andeutungen welche die mitgetheilten Briefe und besonders Briefstellen enthalten ergibt sich, daß sich auch in dem häuslichen Nachlasse Karoline von Woltmann's Manches vorfinden müsse was der Oeffentlichkeit mitgetheilt zu werden verdient. Möchte Dieses recht bald in unsern Besitz kommen! Denn wir wollen doch hoffen, daß die Zeit auch für Dergleichen wieder geeigneter werde, da am wenigsten der Deutsche — und er sei dafür gepriesen — allein vom Dampfmaschinenbrote der Politik lebt. Frau von Woltmann hat keine Papiere angelegt worauf lachende Erben rechnen könnten, wol aber solche Papiere welche Erben die mit der Verstorbenen geistesverwandt sind einen endlosen Segen, einen unerschöpflichen Reichthum bringen werden. Sie sammelte unermüdet Schätze die „weder Motten noch Rost fressen", und sammelte sie schon hienieden im Himmel, „da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen". Sie lebte als Witwe in einer Einfachheit und unter Entbehrungen wie man sie einer Frau von so lebhaften, umfassenden Interessen, und noch dazu kränklich wie sie war, gar nicht zutrauen sollte. Freunde die ich ihr oft zusandte erzählten mir wie kräftig durch den Geist sie auch in alledem gewesen. Sie bediente sich größtentheils selbst, sie wohnte völlig allein; aber ihre Selbstgenugsamkeit stützte sich auf das reichste Geistesvermögen, auf den festen Halt den sie im Geiste entdeckt und durch den ihr ein Lebensgesetz und eine feste Ordnung zur andern Natur geworden waren, welche sie glücklich machten. So theilte sie stets mit Andern, auch was sie äußerlich besaß; denn sie hatte eine große Mitleidenschaft mit den Armen. Von Dürftigen und Begüterten war sie gern gesehen; denn sie vergaß über den seligen Anschauungen ihrer einsamen Arbeiten nie das Leben da draußen. Und wenn sie ihre kleine Häuslichkeit verließ, so war sie vor Allem ihren Verwandten und Freunden eine stets erfreuliche Erscheinung; denn sie brachte eine Empfänglichkeit, eine Anmuth, ein Leben und Liebe spendendes Element mit, welches zu erkennen gab wie sie täglich aus ihrer Einsamkeit dem Leben, allen gutgearteten Wesen fröhlicher entgegenwachse.

Daß Frau von Woltmann so in ihrer häuslichen Einsiedelei und im Umgange war, machte sie auch für den ihr räumlich fern Stehenden, der wie ich sie nie gesehen, zu einer so anziehenden und anregenden Persönlichkeit. Es hatte für mich einen unendlichen Werth und gewährte mir einen hohen Genuß mit ihr in Briefwechsel zu stehen. Gerade so verhielt sie sich auch zum Buche das sie las, wie sie sich zum Briefe verhielt den sie las und den sie schrieb. Ich hätte viel darum gegeben gerade ihr, die mit einer so zarten und tiefen Seelenkunde sich über Hölderlin ausspricht, noch mein Buch „Hölderlin und seine Werke" (Stuttgart 1848) haben vorlegen zu können. Wie würde sie in Bezug auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mich verstanden haben! Es war anders beschlossen, und mir sollte in ihr eine literarische Freundin entrissen werden wie sie das Zeitalter auch der politischen Frauenemancipation nicht so leicht mir ersetzen dürfte! Doch den Todten nur durch Klage zu feiern würde am wenigsten sie gebilligt haben, sie, in der sich in Verbindung mit der Selbstentäußerung des Christenthums das schöne Bild des Weisen bei den Alten erneuete, das lebende Bild der Selbstgenugsamkeit. Sapienti sat!

R. Jung.

Ueber Goethe's „Faust".

Abermals ein Tropfen ins Meer der Goethe-Faust-Literatur. Die Selbstbefriedigung mit welcher dieser Tropfen hergetragen wird ist groß, der Titel der Broschüre in welcher wir diesen Tropfen erkennen überaus langathmig:

Ueber den ersten Theil von Goethe's Faust. Ein Vortrag gehalten im Wissenschaftlich-geselligen Verein zu Wismar von Friedrich Soltau. (Noch ein Glaubensbekenntniß und mehr als ein politisches.) Schwerin, Kürschner. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ein Vortrag also vor Faust-Dilettanten, der sich sehr wichtig und pretiös anstellt, aber bis auf die Thesis, die der Verf. als „leitende" Idee des Goethe'schen „Faust" erkennt: „den Streit der Natur des Menschen mit der Erziehung, insbesondere mit der sogenannten christlichen Erziehung oder dem Glauben", weder Neues noch Erhebliches bietet. Nach der Dialektik Soltau's, die aber nicht als die immanente der Sache erscheint, zerlegt sich das Goethe'sche Werk in vier Abtheilungen. Die erste, die mit dem Verschwinden des Pudels endet; die zweite, deren Finale die Scene in der Hexenküche ist; die dritte vom ersten Begegnen Faust's und Gretchen's bis zu dem Zusammentreffen mit Lieschen am Brunnen; die vierte, die den Schluß umfaßt, „in welchem sich der geschürzte Knoten löst, und der Kampf der streitenden Principien entschieden wird". Es war die Aufgabe des Verf. die innere Nothwendigkeit dieser Gliederung aufzuzeigen, was er nicht thut, und weshalb seine Unterscheidung uns als eine willkürliche gelten kann. Ihre Oberflächlichkeit manifestirt sich schon in dem Ausdruck selbst: denn daß am Schluß jedes dramatischen Gedichts der „Knoten gelöst", und der „Kampf" wenn ein solcher stattgefunden „entschieden" wird, versteht sich von selbst.

Der wahre Grund warum der Verf. mit seiner flüchtigen Auslegung nicht in den Kern und die Tiefe des Goethe'schen „Faust" hineinkommt liegt sehr am Tage: er zeigt sich in Dem was der Verf. selbst gerade für die Stärke seiner Auslegung ansieht, in der Position nämlich, daß der das Faust-Gedicht begründende Gedanke der Streit der menschlichen Natur mit der christlichen Erziehung sei. Der „christlichen Erziehung" im Sinne des Verf. gegenüber ist die menschliche Natur Nichts weiter als der gesunde Menschenverstand, etwa eines ehrlichen

Schreiners oder Korbmachers, der mit Muckerei und Conventikelwesen gebrochen hat, sich aber doch sein „Christenthum" salviren will. In einem „Faust" kämpfen andere Mächte. Allerdings ist der Ausgangspunkt jedes Faust-Bewußtseins der Zweifel am Glauben; aber dieser Glaube den der Faust'sche Zweifel erschüttert und zusammenbricht ist nicht Das was Harms und Guericke Christenthum nennen, sondern dieser Glaube ist das Substantielle der ganzen objectiven Welt, dessen Wirklichkeit und Wahrheit der speculative Geist nicht mehr gelten läßt, in deren Bau und Wesen er die absolute Nichtigkeit erkannt hat, und die er deshalb bezweifelt. Unter zweifeln läßt sich freilich sehr Verschiedenes verstehen. So z. B. bezweifelt die Frau Schulmeisterin, daß die Frau Pastorin morgen zum Trocknen ihrer Wäsche gutes Wetter haben wird. Der Zweifel aber um den es sich in einem Faust-Bewußtsein handelt ist ein anderer: er ist die ungeheuere offensive Macht des Gedankens der mit Allem bricht was nicht er selbst ist, für den es außer der skeptischen Einsamkeit seines eigenen unerschrockenen Denkens Nichts und abermals Nichts gibt in dem All der Welt was wirkliches Bestehen und Wahrheit hätte. Dies ist der Zweifel der die Welt und die Gottheit selbst zertrümmert, der aber in dieser Entsetzlichkeit des Verödetseins nicht beharren kann, und sich Das was er vernichtete wiederum erschaffen muß. Er vermag Dies, weil er mit der Gottheit gleichen Wesens, mit ihr identisch ist. Und eben Dies ist der Act den Faust vollbringt. Der Teufel kommt nicht zu ihm, denn der der zu ihm kommt ist nur ein armer Teufel, sondern er selbst beschwört sich den Teufel. Es kann also hier von einer „menschlichen Natur" keine Rede sein, sondern Das was in Faust den Teufel beschwört ist gerade die göttliche Natur, und was an Gott und Welt verzweifelt ist abermals die göttliche Natur. Darum ist Faust am Schluß gerettet, weil er die Ebenbürtigkeit mit der Gottheit nie verloren hat. Die Ebenbürtigkeit des Menschen mit der Gottheit ist aber sein Gedanke. Mit andern Worten: Der Punkt von dem Faust in seinem Bewußtsein ausgeht ist derselbe von welchem alle Philosophie, also überhaupt der menschliche Geist insofern er selbständiger Gedanke ist, auch ausgeht. Von ihm ging Cartesius aus: De omnibus est dubitandum! Von ihm Spinoza: Omnis determinatio est negatio! Von ihm Fichte, der, ganz Faustisch, ohne Weiteres das Nicht-Ich aus dem Ich construirt. Von ihm Hegel, der es klar und kritisch ausspricht, daß Das nur die wahre Philosophie sei die von Nichts, von keiner Voraussetzung ausgehe, die also zuvor Alles bezweifelt haben müsse, ehe überhaupt ihr Forschen beginnen und den Namen Forschung verdienen könne. Unserm Faust-Ausleger ist dies Einfache zu bemerken, daß der Standpunkt des Bewußtseins, der für ihn als der Faust'sche gilt, nur der Gretchen's ist. In Gretchen geschieht, wenn man die „menschliche Natur" in das Sinnliche, Natürliche des Fleisches übersetzt, jener Kampf der Menschlichkeit mit der „religiösen Erziehung", wie der Verf. — der die modernen Töchter modern-pietistischer Familien im Auge zu haben scheint — diesen gläubigen Cultus des Herzens zu nennen beliebt. Darum geht Gretchen auch für diese Zärtlichkeit zu Grunde, weil ihrem unschuldigen, vom Katechismus überkommenen Christenthum der weltüberwindende Gedanke fehlt.

Daß Gretchen für das Jenseits gerettet ist ist ihr eigener standhafter Glaube, selbst in ihrer irdischen Vernichtung. Und darin müssen wir eben ihre, mindestens poetische „Rettung" erkennen, selbst dann, wenn wir mit Soltau „den Glauben an Unsterblichkeit, an ewige persönliche Fortdauer, an Seligkeit und Hölle für einen Wahn halten".

Die Persönlichkeit der Fortdauer wird heutiges Tags nicht blos von Secundanern, sondern von sehr vielen tiefer erleuchteten und wissenschaftlichen Geistern bezweifelt. Dieser Umstand gehört nicht hierher. Dem Verf. aber müssen wir für seinen Standpunkt bemerken, daß Das der bedeutendste Moment in dem Verhältniß Gretchen's zu Faust ist, daß sie ihm aus dem Kerker, woraus er sie mit Teufelsgewalt befreien will, nicht folgen will. Durch diese Ablösung ihres Seins von dem Wesen Dessen der sie als unschuldiges Kind nicht begreift erwirbt Gretchen ihre Seligkeit. Der antike Mythus von Zeus und Semele ist wunderbarerweise der wahre, nur sinnliche Ausdruck für dies Gretchen-Faust-Verhältniß. Dieser Zweifler, der sich rettet weil er Gedanke ist, erdrückt und versengt dies gläubig-gedankenlose Wesen in seiner Umarmung.

In Summa: die Faust-Studien des Verf. dieser Broschüre, welche in einem so pretiösen Tone auftritt, daß wir darin ohne Weiteres das erste Debut eines unklaren und unreifen Geistes erkennen müssen, liefern resultatorisch auch nicht einen befriedigenden Gedanken, auch nicht eine der Mühe werthe Anschauung. Wenn der Verf., der ein Antichristenthümler aus Liebhaberei, vielleicht aus Langeweile, zu sein scheint, weiter Nichts als einige zahme Ausfälle auf Pfaffenthum und Muckerei beabsichtigte, so bedurfte er für diesen gleichgültigen Behuf nicht der Versündigung an einer Dichtung für die wir ihm ein mal für alle mal das Verständniß absprechen müssen. Das Lächerlichste bei der Sache ist, daß der Verf. seine „Arbeit" von 53 Druckseiten für ein Weltereigniß ausgibt. Er sagt in der Vorrede: „Wie der Vortrag (der Verf. meint diese Abhandlung) in dem engern Kreise (wo er nämlich an irgend einem Donnerstag oder Mittwoch — nein, der Verf. hat sich genau den Datum gemerkt: es war der 23. Oct. des Jahres Achtzehnhundertundvierundvierzig — in Wismar gehalten wurde) Stürme erregte, so kann es möglich sein, daß seine weitere Veröffentlichung Stürme in größerm Umfange und, in die jetzigen politischen Zerwürfnisse hineingeschleudert, tiefer eingreifende Umwälzungen und geistige Kämpfe hervorruft; mag sein, wir wollen sie erwarten."

Diese Idiosynkrasie, eine literarische Albernheit für ein europäisches Ereigniß anzusehen, kann wirkliche Bedenken erregen. Sie ist aber möglich in einem Kopfe der es alles Ernstes behauptet, daß der „Faust" Goethe's faustischer und „dramatischer" geworden wäre, wenn Goethe so einsichtsvoll gewesen wäre ihn mit etwas „Musik" und mit einem „Chorus" zu versetzen. Mit dem „Orgelton" und „Glockenklang" und dem „Dies irae" begnügt sich also der Verf. nicht. Er meint vermuthlich an der Stelle des „Riechfläschchens", das die Nachbarin Gretchen reicht, wäre ein rechtschaffener Monolog ersprießlicher gewesen, den ganz sicherlich Beethoven componirt haben würde, wenn ihm der trotzige Goethe nur hätte den Mund vergönnen wollen. Wie innerst-menschlich muß doch die Faust-Idee sein, da Alles was ein menschlich Antlitz trägt sich daran vergreifen darf! Sicherlich hätten wir über eine reine Schülerarbeit wie diese viel weniger Worte gemacht. Es ist aber endlich einmal Zeit dieser Auslegung nachdrücklich zu sagen, daß sie erst lernen muß ehe sie lehren kann, und daß Der der sich an die Dialektik der Faust-Idee wagt ohne die Anatomie des menschlichen Gedankens zu verstehen sich selbst eine Wohlthat erweist, wenn er sich über die Faust-Anschauungen hinaus nicht verliert die ihm das Puppenspiel bietet. 36.

Bibliographie.

Auerbach, Berthold, Schwarzwälder Dorfgeschichten. Neue Folge. 2te durchgesehene Auflage. Mannheim, Bassermann. 8. 1 Thlr.

Fullerton, Lady Georgina, Ellen Middleton. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übersetzt von J. N. Schuster. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Dehler. 8. 12 Ngr.

Goebel, M., Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche. 1ster Band: Die Reformationszeit oder die Kirchen unter dem Kreuz. Koblenz, Bädeker. Gr. 8. 2 Thlr.

Grün, Anastasius, Schutt. Dichtungen. 9te Auflage. Leipzig, Weidmann. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Schenkel, D., W. M. L. de Wette und die Bedeutung seiner Theologie für unsere Zeit. Zum Andenken an den Verewigten. Schaffhausen, Beck u. Sohn. Gr. 8. 14 Ngr.

Schleswig-Holsteins Erhebung. Eine historische Skizze. I. Das Jahr 1848. Mit 2 Lithographien. Altona, Lehmkuhl. 8. 5 Ngr.

Ungarn, seine Geschichte, seine Nationalitäten, seine parlamentarische Entwickelung, sein Kampf um nationale Selbstständigkeit strategisch und politisch nebst biographischen Skizzen ausgezeichneter Männer, von einem ungarischen Offizier. Mit erläuternden Karten, Plänen, Szenenbildern und Portraits. 1stes Heft. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 12 Ngr.

Vincas, H., Das Evangelium ein Religions-System. Ein Versuch. Oldenburg, Schulze. 8. 15 Ngr.

Zimmermann, R., Leibnitz und Herbart. Eine Vergleichung ihrer Monadologien. Eine von der k. dän. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen gekrönte Preisschrift. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bachmann, W., Civilehe oder Priestersegen? Stuttgart, Scheible. 32. 5½ Ngr.

Baumgarten, M., Die Gewissensfrage der schleswigschen Beamten. Schleswig, Bruhn. Gr. 8. 3 Ngr.

Frantz, F. L., Wollt ihr dem Vaterlande helfen? Zuruf an Alle, die das Vaterland lieben. Speyer, Lang. Gr. 8. 4½ Ngr.

Goßner, J., Das Anklopfen des Heilandes an der Thüre des Menschen. Berlin, Wohlgemuth. 8. 2½ Ngr.

Kossuth unter dem Sezirmesser eines Schwarzgelben. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Müller, A. F., Mit welchem Entschlusse sollen wir das dritte Jahrhundert unsrer Anstalt beschließen? Predigt am Stiftungsfeste der K. Sächs. Landesschule zu Grimma den 14. Septbr. 1849 gehalten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Ngr.

Preller, L., Festrede am Säcularfeste Goethe's den 28. Aug. 1849. Bei der Einweihung des neuen Anbaues der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar gehalten. Jena, Frommann. Gr. 8. 3 Ngr.

Proudhon's neueste Schrift. Theoretischer und praktischer Beweis des Sozialismus oder Revolution durch den Credit. Herausgegeben von L. Opitz. Leipzig, Fernau. Gr. 8. 10 Ngr.

Schneider, K. F. L., Der ungerechte Haushalter. Eine Homilie. Gehalten am 9. Sonnt. n. Trin. 1849. Berlin, Wiegandt. 8. 2 Ngr.

Sporschil, J., Die europäische Kriegs- und Friedensfrage. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Streckfuß, A., Die Organisation der Volkspartei. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 5 Ngr.

Thun, L. Graf v., Betrachtungen über die Zeitverhältnisse, insbesondere im Hinblicke auf Böhmen. Aus dem Böhmischen. Prag, Calve. 12. 9 Ngr.

Ungarn im J. 1850 als unabhängiger Staat, mit Bezug auf die letzten Ereignisse. Hoyerswerda, Erbe. 8. 4 Ngr.

Die Wahlen vom 17. und 27. Juli 1849. Denkschrift des Central-Comité's zur Wahrung des allgemeinen, gleichen Wahlrechts im preußischen Staate. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 1½ Ngr.

Waitz, G., Ueber den Frieden mit Dänemark. Zweiter Beitrag. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 5 Ngr.

Die vielfach besprochene berühmte Weissagung des Ermiten von Orval. Uebersetzt aus dem Französischen und mit einigen Erläuterungen versehen von F. Wenner. Coesfeld, Riese. 8. 1½ Ngr.

Inhalt des Monats October.

Nr. 235. Philosophische Briefe über die Gegenwart. (3. An Justus Liebig.) (Nr. 235—238.) — 1790—1830. Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. Hinterlassene Papiere eines' französisch-preußischen Offiziers. — Nr. 236. Neueste Dichter. (1. Blätter im Winde von M. Waldau. 2. Von Westen nach Osten. Gedichte von H. Hersch. 3. Gedichte eines Jüngschweizers. 4. Gedichte von L. Grote. 5. Jugendharfe. Dichtungen von F. Buby. 6. Lieder eines Einsamen. 7. Rittersporen und Schwertlilien, oder jüngste Ergüsse meiner Laune von H. Wagner. 8. Amaranth von O. v. Redwitz. 9. Hebe und Charis. Gedichte von A. L. H. Fritzsche. 10. Frühlingsboten aus Oestreich. Gedichte von H. Rollett. Zweite vermehrte Auflage. 11. An Hermine. Dichtung und Wahrheit aus den Papieren eines Träumers. Von A. Alcardi. Nach dem Italienischen frei bearbeitet und ergänzt von C. Cerri.) Von C. Sippart. (Nr. 236—237 und 245—246.) — Nr. 237. Goethe's Lili. Ein Stück aus dem Leben des Dichters. Von H. Düntzer. (Nr. 237—246.) — Nr. 238. Die Hochzeit des Kutrulis, ein Aristophanisches Lustspiel von A. Rhisos Rhangawis, aus dem Neugriechischen übersetzt von D. G. Sanders. — Nr. 239. Milton's Ehrenrettung. — Nr. 240. Geschichte der Araber vor dem Mohammedanismus. — Nr. 241. Hinko von Podebrad. — Nr. 242. Waterloo. Ein dramatisches Gedicht von E. F. Scherenberg. — Nr. 243. Zur Geschichte der Sikhs. (A history of the Sikhs, from the origin of the nation to the battles of the Sutlej. By J. D. Cunningham.) — Nr. 244. Friedrich von Logau und sein Zeitalter. Geschildert in einer Auswahl aus dessen Sinngedichten. Von C. Henneberger. — Nr. 247. Die Gegenwart. Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Zweiter Artikel. (Nr. 247—248.) — Zustand der englischen Fabrikarbeiter. — Nr. 248. Curiosa aus den Memoiren d'Estournel's. — Nr. 249. Die Octoberereignisse in Wien. (1. Tagebuch aus Wien. Von Latour bis Windisch-Grätz (September bis November 1848), von B. Auerbach. 2. Geschichte der wiener Octoberrevolution. Von Fenner von Fenneberg. Erster Theil. 3. Die wiener Octoberrevolution. Aus seinem Tagebuche. Genaue Darstellung aller Ereignisse und Zustände in Wien vom 6. Oct. bis 4. Nov. 1848, nebst den noch späteren hierauf bezüglichen Vorfällen von A. Schütte.) Von C. Engländer. (Nr. 249—253.) — Der Ackerbau in Frankreich. — Nr. 250. Fräulein Martineau über O'Connell. — Nr. 251. Erinnerungen aus der Theaterwelt. — Nr. 252. Eine bescheidene Frau. — Nr. 253. Für und wider den Materialismus. (1. Der moderne Materialismus in seiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit, oder: Karl Vogt, der Physiolog der frankfurter Nationalversammlung, ein- für allemal aus dem Tempel der Philosophie hinausgeworfen von C. Silesius. Zweite verbesserte Auflage. 2. Wiedergeburt, oder: Lösung der Unsterblichkeitsfrage auf empirischem Wege nach den bekannten Naturgesetzen. Versucht von M. Drobisch.) — Nr. 254. Franz von Florencourt. Eine Charakteristik. Von H. Pröhle. (Nr. 244—245.) — Storia della Lega Lombarda, illustrata con note e documenti per Luigi Tosti. — Johann Hübner's Schauspiel: „Die Bekehrung der Sachsen zum Christenthum." — Nr. 255. Drei Bände vermischter Schriften von Cousin. — Nr. 256. Zur Erinnerung an Karoline von Woltmann. Zweiter und letzter Artikel. Von R. Jung. (Nr. 256—261.) — Cheiseul und seine Zeit von K. von Schlözer. Von K. Zimmer. — Neapolitanische Pünktlichkeit. — Nr. 257. Enthüllungen über den Charakter und die Politik Ludwig Philipp's. (Nr. 257—259.) — Nr. 260. Don Patricio de la Escosura. — Nr. 261. Ueber Goethe's „Faust". (Ueber den ersten Theil von Goethe's Faust. Ein Vortrag gehalten im Wissenschaftlich-geselligen Verein zu Bitterfeld von F. Soltau.) — Mancherlei; Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie; Literarische Anzeigen. — Nebst 1 Literarischen Anzeiger: Nr. XI.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 262. — 1. November 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Die Literatur des Augenblicks.

Wie der Mensch beim Einschlafen und beim Erwachen einige Augenblicke irre redet und irre denkt, so auch die Völker. Der Modergeruch des frühern Zustandes der Willkür verbreitet sich in die neuerwärmte Atmosphäre, und alter Haß, lange verhaltener Groll und grausam verhöhnende Schadenfreude machen den Anfang des köstlichen Geschenks der Freiheit zum Fluch.

Mit diesen Worten Börne's, der als ein Nostradamus der neuen Zeit bezeichnet werden mag, eröffne ich die Betrachtung über einen Gegenstand der, unersprießlich wie er ist, es doch dringend erheischt, daß Jeder der der neuen Zeit angehört über ihn mit sich aufs Reine komme.

Ich gebe diesem Gegenstand den Namen: die Literatur des Augenblicks. Andere mögen vielleicht sagen: der Gegenwart; Dies scheint einfacher und natürlicher zu sein. Allein bedenken wir, daß die Gegenwart unendlich ist — denn eine Gegenwart ist immer vorhanden —; Das jedoch was ich als das Augenblickliche dieser Zeit — und namentlich im Gebiete des redenden, schreibenden Geistes — bezeichne, ist ein solcher Zustand der in seiner Dürre und Trostlosigkeit schon die Unmöglichkeit seiner Fortdauer und darin die sichere Bürgschaft eines baldigen Verendens trägt.

Um das Trostlose der Literatur des Augenblicks recht zu begreifen müssen wir die Zeit selbst betrachten. Daß in dem Leben der Völker es zu einem Aeußersten gekommen ist wird kein Verständiger bestreiten; daß es von diesem Aeußersten aus zu einer, ich will sagen, Verwandlung aller Dinge kommen müsse, fängt bereits an dem Spießbürger einzuleuchten. Denn auch der Spießbürger sieht und „ruinirt sich"; denn Dies ist das wahre Leiden des deutschen Spießbürgers, wenn Alles, auch Alles untergraben, ausgeleert, hohl und nichtig ist, wenn das Aeußerste des Aeußersten: die völlige sittliche Verwilderung und Demoralisation der Völker wie des Einzelnen, bereits im Anzug ist. Es ist gewiß, daß diesen Zustand, insbesondere das Erschreckend-Unerwartete desselben, bei dem es nicht bleiben kann, die Völker nicht zu verantworten haben. Die europäischen Völker können in diesem Falle sprechen wie der vieux vagabond Béranger's spricht:

Ihr hättet mich erziehen sollen,
Wie sich's für einen Menschen schickt...

Wer ihn zu verantworten hat, davon kann und soll an diesem Orte keine Rede sein. Die Hauptsache ist, daß er nicht fortdauern kann und nicht fortdauern wird. Denn wo es kein höheres und auf das wahrhaft Edle gestelltes Trachten mehr gibt; wo mit dem fehlenden Vertrauen und Glauben Alles mangelt; wo das Urheilige des Menschengeschlechts selbst zur Eitelkeit, zur Falschheit, zur Rodomontade, zur verworfenen Speculation wird; wo die Parteien nicht einmal Das mehr verstehen in ihrem traurigen Haß consequent zu sein, in ihrem verhaltenen Groll sich gleich zu bleiben; wo, weit entfernt, daß noch von einem Nichtverstehen die Rede sein könnte, vielmehr es dahin gekommen ist, daß Keiner mehr den Andern erkennt, ähnlich dem Zustande in einer nächtlichen Rauferei, wo, im vollkommenen Dunkel, Alles blind aufeinander losschlägt; wo das eine Extrem, nachdem es heilige Rechte so lange für gar Nichts geachtet, nunmehr allerlei Dinge zugestehen, bewilligen, ratificiren möchte, wenn es nur wüßte und sicher wäre, das andere Extrem aber den Stützpunkt seiner Foderungen, den Begriff des Heiligen wie es auf Erden gilt, des allgemeinen Rechts, das selbst dann noch gelten müßte, wenn wir sogleich ohne Weiteres den Communismus einführten, völlig verloren hat: eine solche Zeit, sage ich, die einen Babelwirrwarr wie diesen darstellt und gleichsam nothgedrungen zur Schau stellen muß, kann durchaus nur als eine bedauernswerthe Uebergangsperiode, als eine Dämmerung betrachtet werden, von welcher die Zukunft erst lehren muß, ob es eine Götterdämmerung war. Es ist uns aus der Naturlehre bekannt, daß im Norden die Dämmerung immer länger währt als im tiefern Süden, wo sie jäh einbricht, sobald die Sonne das Firmament verlassen. Wie lange indeß auch immer eine Dämmerung währen möge, jedenfalls ist sie nur eine verlängerte Kürze

gegenüber dem lichten Tage und selbst der wirklichen Nacht. Ich habe demnach nicht von der Gegenwart gesprochen, denn in Wahrheit gibt es jetzt keine Gegenwart, sondern nur vom Augenblick und dessen Symptomen.

Unter diesen Symptomen ist aber das schlimmste, das unerquicklichste und trostloseste: das Wort, die Rede, die Schrift der Menschen. Es heißt wol — und für Den der Ohren hat zu hören heißt es mit Recht so —: durch den Gedanken, im Worte offenbar, durch den Logos, hat Gott die Welt erschaffen. Allein dieses Wort wie es im Augenblick erscheint und typographisch zu Tage kommt, dieses hat die Ebenbildlichkeit mit seiner Substanz, dem Logos, allzu sehr verleugnet und abgestreift. Dieses Wort oder vielmehr diese Worte sind zu drei Viertheilen ein vollkommenes Irrereden, wie es die noch halb träumende Seele zwischen Schlaf und Wachen vornimmt; und wenn nun diese Worte, Symptome des Augenblicks, in Massen auf uns eindringen, alsdann vermissen wir in ihnen den wahren Lebenshauch, wir merken ihnen an, daß sie zwischen einer schon gerichteten Vergangenheit und einer noch dämmernden Zukunft, also selbst in der Dämmerung, inne schweben, gleich Fledermäusen, und statt des Duftes, der uns überall entgegenströmt wo frisches Leben webt, verspüren wir nun diesen „Modergeruch", der uns gemahnt als wäre alle Spannkraft in uns zernichtet, als wären wir keine in schöner Thatkraft sich entfaltenden Menschen mehr, nein, nur noch träge, grübelnde Kirchhofsschleicher, wie Hamlet der Däne. Es ist hier nun der Ort das Uebel selbst zu berühren aus welchem so unerquickliche Symptome entspringen. Goethe sagt in seiner Selbstbiographie (und Goethe ist immer eine durchgreifende Autorität, wenn es sich um ein maßvolles Verständniß von widerspenstigen Zuständen handelt): „Die Freiheit ist etwas so Menschengemäßes, daß wir sie verehren müßten, auch wenn ihr Gedanke einen Irrthum bezeichnete." Wohl! als objectiver Gedanke, als Das ohne welches ein schönes, befriedigendes Maß aller irdischen Verhältnisse unmöglich ist, ist uns die Freiheit aufgegangen, und als Etwas das endlich, wenn auch nur „vereinbart" und „angebahnt" werden muß, wird sie selbst Denen aufgegangen sein oder bald aufgehen die bisher den Absolutismus weltsystematisch geltend machten; allein als subjectiver Gedanke, als schönes, klares und damit auch maßvolles Bewußtsein der Völker ist sie leider noch nicht aufgegangen, und eben darum erleben wir jetzt das traurige, öde Zwischenreich, das Interregnum, das Fegefeuer der Freiheit, wo die Gedanken alle sich entweder noch grausam verklagen und befehden, oder anderntheils noch so trübe und verkehrt sich ausweisen, daß sie uns weder gefallen noch befriedigen können.

Die Verwirrung ist allgemein, und das Traurigste dabei ist, daß sie von der Eitelkeit, von der Albernheit, von der schmuzigen Speculation noch obendrein ausgebeutet wird.

Die Götter sind davon! Wann werden sie wiederkehren? Wann unter Anderm wird die Zeit wiederkehren, wo die Poesie noch sie selbst war, oder besser gesagt: wann wird eine Zeit der Auferstehung (in verklärterm Leibe) für sie kommen, wo sie stark, weltbedeutend, dauernd bis in die späteste Zukunft sein wird: durch sich allein?

Vor mir auf meinem Schreibtisch liegt ein artig Stück von dieser Literatur des Augenblicks, deren Wesen ich im Vorigen angedeutet habe. Es sind Dies lauter Büchlein, Broschürchen, Schriftchen, die eben dieser augenblicklichste Augenblick hervorrief, und die mit wenigen Ausnahmen deutlich an sich tragen die Spuren dieses „Irrederens" zwischen Wachsein und Schlaf, die Spuren dieses „Modergeruchs", den die Stunde in der wir leben trotz all ihrer krampfhaften Zuckungen, Regungen und Reckungen nicht verleugnen kann. Da ist Unnatur von allen Sorten: Gezwungenes, Mittelmäßiggeschraubtes, Verrenktes, Unklares bis zur Verrücktheit, da ist plumper Witz, der doch pfiffig genug sich anstellt um es nicht nach Rechts oder nach Links zu verderben, weil man doch nicht wissen kann wie das Wetter noch wird; da ist traurige Verblendung, die sehen könnte und nicht sehen will; da ist Sünde wider den Heiligen Geist, die das Recht absichtlich verleugnet; da ist Ansatz zur Begeisterung, die aber nicht anhält, weil der Gegenstand schon abgelebt und als unwürdig durch den Erfolg bewiesen ist; da ist deutsche Michelei, recht urecht vor-vormärzlich, die sich doch zeitgenial geberdet; da ist, was das Betrübendste ist, gesunder Sinn und redliches Wollen in der verrücktesten Einrahmung; und endlich, damit der Schmuz der Zeit doch vollständig repräsentirt sei, ist da die elendeste Speculation auf die so grausam schon ausgeleerten Taschen des armen, armen deutschen Publicums! Das deutsche Publicum mit seinen ausgeleerten Taschen ist wirklich ein ganz einziger Hampelmann. In Paris kauft der arme Teufel, der in den „Gärten" oder auf den „Ponts" sich die Sonne in den Magen scheinen läßt, dem Colporteur des „Pauvre chansonnier" für den letzten Sou sein Vergnügen ab, und wenn er mit dem „Feuilleton volant" in der Hand singt:

Batelier, dit Lisette,
Je voudrais passer l'eau...

oder die durch den ewig frischen Genius seines Bettlers verklärtere Lust in dem:

Eh! lon lan la, gens de village
Sous mon vieux chêne il faut danser...

einschlürft in seine durstige Kehle, die nach dem Jenseits der Boulevards lechzt, dann ist er wenigstens glücklich. Aber Michel, du, der ausgepichte Dümmling Germanias, du kaufst dir nicht vom „Augenblick", von dem du doch leben mußt, deine Lust, sondern vorsichtig, weise, bedachtsam begibst du dich in den Buchladen, und kaufst dir dort — voluminös wie du gewohnt bist — für solide Preise deine unsterbliche Langeweile, die einzige deiner Qualen die du nie überdrüssig wirst.

Gewiß, man muß über diese jammervolle Literatur des Augenblicks, von welcher Farbe der Parteiung sie auch vertreten sein möge, man muß über sie scherzen, je

man müßte sie eigentlich verhöhnen, damit nur Jeder sein Scherflein dazu beitrage, daß es in der Literatur die sich mit Suffisance die deutsche und die nationale nennt einmal anders werde; damit das Würdige, das Gestaltreiche, das Durchdachte, das geistig Durchlebte, redlich durch Ernst und Studium Erworbene, das Tüchtige und Gedankenvolle einmal wieder zum Vorschein komme, damit geradezu die deutsche Literatur (denn Viele sind gewöhnt das verwirrte typographische Treiben des Augenblicks so zu nennen) wieder zu Ehren komme.

Die edeln Kräfte ziehen sich zurück und schweigen, weil sie in diesen Jammer mitzureden verschmähen, oder sie verkümmern, müssen verkümmern, weil sie nicht diese Thorheiten, sondern Würdigeres geübt haben, und so wird Das was man in dieser Stunde der Zeit Literatur zu nennen beliebt ein vollkommener Kinderspott.

Das deutsche Wort, möge es selbst nur für den Augenblick gelten sollen, muß wieder maßvoll werden, Das ist der erste Schritt zu Dem, daß es wieder mächtig werde. Das deutsche Wort muß einem fleißigen, einsichtsvollen Arbeiter gleichen der sich Rechnung trägt für spätere Tage. Wenn Wissenschaft, Kunst, Poesie die edelsten und unvergänglichsten Errungenschaften deutschen Geistes verkümmern sollen; wenn die Freiheit selbst, als herrlichster Werdeact, als neue Weltschöpfung verzerrbildert werden soll, ehe sie selbst noch erschienen ist, und Das in dem Augenblicke sogar, wo der geistige Kampf des Rechts mit der Gewalt seinen wahren Ausdruck gewinnt, dann ist (oder wäre) wirklich der Tag gekommen, wo es mit der deutschen Einheit, mit Deutschland, ja selbst mit den ewigen Jugendphantasien: Teutonia und Germania! ein Ende hat.

Was Deutschland erringt ist stets geistige Errungenschaft. Wir werden einmal ernten wo wir scheinbar nicht gesäet haben. Aber dem geistigen Auge wird es dann nicht entgehen, daß wir doch vor Jahrhunderten schon gesäet hatten.

Ich komme zu meinen 14, sage 14 literarischen Vorlagen. Ich ordne sie, wie es einem Heer aus germanischem Vollblut wol gebührt, und wie es jeder Taktiker zu halten pflegt: in drei Phalangen. Jede Phalanx führt ein anderes Banner. Ich unterscheide erstens: die centralen Leute, die so mitten inne weben; sodann die Demokratischen; endlich die Reactionnairisch-Angehauchten. Ich wähle diese Bezeichnungen deshalb, weil man sich jedenfalls populairer Kategorien bedienen muß, wo es sich um volksthümliches Wesen und an germanisches Volksthum appellirende Literaturgestalten handelt!

Mit den Demokratischen will ich den Anfang machen, damit wir diese Leute vor Allen loswerden. Für einzelne leise Schattirungen und Nuancen nach Rechts, Links oder dem Centrum hin kann ich nicht, da schroffe Unterschiede nie gemacht werden können wo Massen vorliegen. Es handelt sich hier um ein Plus oder Minus von Jedem. Lassen wir also die Heerschau geschehen, und vergessen dabei nicht, daß unsere Heersleute nur Büchlein sind! Ein Mitglied des längstverschollenen Jungen Deutschland schrieb einst ein Werk unter dem Titel: „Bücher und Menschen." Diese Zusammenstellung erscheint heutzutage leider als eine fromme Legende. Die Bücher sollten allerdings genau genommen die Menschen sein. Wer aber in der Literatur des Augenblicks im Büchlein den Menschen suchen wollte, d. h. den Menschen in seiner ewigen Bedeutung, durch welche er immerdar an das Göttliche grenzt, der würde Misverständnisse hervorrufen, ärger vielleicht als die die wir bereits erlebt haben. Genug davon, damit wir zur Sache kommen.

Es liegt zuerst vor unter der Kategorie der Demokratischen ein Büchlein:

1. Streiflichter und Schlagschatten aus der Neuzeit. Von Friedrich Wanderer. Bremen, Schlodtmann. 1849. Gr. 12. 5 Ngr.

Dies Büchlein — es ist nicht ohne Geist und Anklang an den politischen Menschenverstand — charakterisirt sich am besten durch die Titulatur seiner poetischen (es ist von der Poesie des Augenblicks die Rede) Einzelheiten. Da heißt es in der Inhaltsanzeige unter Anderm: „Vor-Märzlich", „Hosianna", „Panischer Schreck", „Periculum in mora", „Zur socialen Frage", „Reaction", „Hanover", „Königreich Sachsen" u. s. w. Die kleinen Gedichte sind nicht ohne Gesinnung. Es ist darin das gesunde Gefühl für gekränkte Rechte, der deutsche Sinn der eben Unrecht nie leiden kann, der nachspürende, Nichts abweisende Sinn, der erst Alles versucht und erprobt, ehe er selbst ungerecht wird, der Sinn den Gaethe mit jedem deutschen Proletarier theilt, weil es der urdeutsche Typus ist. Hier nur eine Probe, allerdings zeitgewichtig, da es sich um ein Grundthema, um den Communismus, handelt:

Communismus.

Arbeiter sind wir All' hienieden,
Der arme wie der reiche Mann
Lebt mit der Welt und sich in Frieden,
Wenn er sein Tagewerk gethan;
Nur Der ist wahrhaft zu beklagen
Der müßig seine Zeit verbringt,
Und arbeitsscheu bei leerem Magen
Auf Theilung des Besitzes dringt.

Ist wirklich denn des Reichthums Fülle
So unschätzbare Herrlichkeit,
Wohnt unter seiner glatten Hülle
Nicht auch die Unzufriedenheit?
Wär' Gleichheit wünschenswerth fürs Leben,
Wie sähen wir in der Natur
Die Eiche kühn zum Himmel streben,
Indeß das Veilchen schmückt die Flur.

D'rum wie allein in Luft und Helle
Der Saaten gold'ne Frucht gedeiht,
Entwickle an der rechten Stelle
Sich jede Eigenthümlichkeit;
Gesetz und Ordnung muß bestehen
Für Hoch und Niedrig, Groß und Klein,
Dem Bettelmann sein Recht bestehen,
Doch auch kein Fürst bevorzugt sein.

Bis jetzt hat Eigennutz und Lüge
Verhindert jede Einigkeit;
Daß Hoch und Niedrig sich vertrüge,
Wär' endlich einmal an der Zeit,

Daß nicht als willenlose Heerde
Die Schwachen mehr der Mächt'gen Raub,
Es deckt ja einst dieselbe Erde
Des Armen wie des Reichen Staub.

Charakteristisch ist aus diesen „Streiflichtern und Schlagschatten" auch das Gedicht „Die Dynastien" (S. 37). Es endet, warnend gewiß, wenn nicht prophetisch, so:

.... Gebt uns unser Recht,
Das uns gebührt wie Licht und Luft,
Daß euer eigenes Geschlecht
Einst an der Väter Fürstengruft
Nicht hülflos der Verblendung flucht,
Mit der ihr frevelnd Gott versucht.

Fiat justitia et pereat mundus! ist ein alter Spruch, mit dem wir von diesen „Schlagschatten" Abschied nehmen. Der Mann meint es wenigstens gut, was heutzutage selten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Republik Liberia.

Aus dem über seinen Vorwurf, die Sklavenfrage im Allgemeinen und die englische Blockade der afrikanischen Küste insbesondere, neues Licht verbreitenden Werke: „Six months' service in the African blockade, from April to October 1848, in command of H. M. S. Bonetta, by *Forbes*" (London 1849), geht deutlich hervor, daß auf der ganzen afrikanischen Küste von Sierra Leone bis zum Cap Mensurada es eigentlich nur einen Punkt gibt wo ein Funken echter Civilisation leuchtet, und dieser Punkt ist die neue Republik Liberia, ursprünglich eine amerikanische Niederlassung. Da gegenwärtig viel von Republikanisiren gesprochen wird, und europäische Philanthropen und amerikanische Staatsmänner jene Colonie schon früher ins Auge gefaßt haben, so wollen wir hören was Forbes davon berichtet:

„Der freie und unabhängige Staat Liberia wurde von der amerikanischen Colonisirungsgesellschaft im J. 1823 dem Stamme Dahie um folgenden seltsamen Preis in Waaren abgekauft: 100 Pfund Taback, ein Faß Rum von 80 Gallonen, 50 Stück Tuch, 25 Fäßchen Pulver und eine Kiste Flinten. Bald nach der Besitzergreifung fühlte man sich von den Nachbarn gedrängt und fügte um des Friedens willen etliche unbedeutende Geschenke hinzu. Die damals kleine Colonie hat sich inzwischen wunderbar ausgebreitet, erstreckt sich jetzt vom Kleinen Cap Mount, mit wenig Ausnahme, bis zum Cap Patmas, und soll einschließlich der Eingeborenen 80,000 Bewohner zählen. Die Einwanderer sind meist farbige Freie aus den Vereinigten Staaten, die — in den Worten des Herrn Roberts, ersten Präsidenten der Republik — «müde der vergeblichen Bestrebungen in jenem Lande gleiche Rechte mit den Weißen zu erlangen, und erliegend unter der ihnen dort aufgebürdeten Last, ihre Blicke und ihre Schritte nach Liberien richten als der einzigen Stätte, wohin sie fliehen und wo sie glücklich sein können». Viele derselben sind frei gewordene und von der Colonisirungsgesellschaft unter deren Vicepräsidenten, Oberst Hicks, ausgeführte Sklaven. Sie haben freie Ueberfahrt und werden noch sechs Monate nach der Landung von der Gesellschaft erhalten. Nach Ablauf dieser Zeit müssen sie selbst für sich sorgen, und während es da Vielen gut geht verhungern Andere, weil sie nicht arbeiten mögen. Als die Colonie sich vergrößerte erschien es nothwendig Zölle und Steuern zu erheben. Die britischen Händler verweigerten sie auf Grund daß die amerikanische Regierung kraft Vertrags nicht befugt sei in Afrika zu colonisiren. Die Folge war, daß der neue Staat im Gefühl seiner Stärke sich zu einer freien Verfassung entschloß, demgemäß am 29. Juli 1847 mit Stimmeneinheit jede Oberbotmäßigkeit abwarf und unter dem Titel «Republik Liberia» die Unabhängigkeit des Landes verkündete. Man nahm die amerikanische Flagge mit Weglassung der Sterne an; die liberische hat nur einen großen Stern in blauem Felde. Der Präsidentenstuhl wurde dem bisherigen Gouverneur, J. J. Roberts, einem Mulatten, angeboten und von ihm angenommen. Außerdem wurden ein Vicepräsident, ein Staatssecretair, eine Zollbehörde und zwei Kammern — Senat und Volkshaus — eingesetzt. Ueberdies hat jeder District seine Friedensrichter, seinen Assisenrichter, einen öffentlichen Notar u. s. w. Die Militaireinrichtung ist möglichst freisinnig. Garnisondienst und Alles was nicht in die Kategorie des Fechtens gehört gilt unter der Würde eines Soldaten. Es scheint jedoch, daß der Präsident geneigt ist von einem republikanischen Kriegsmanne mehr zu fodern. «Wenn eine Anzahl Leute», sagte er, «als Corps agiren und Einer tritt zurück um zu laden, während ein Anderer vortritt um zu feuern, so muß geschehen, was auch stets geschehen ist, daß sie sich selbst mehr Menschen verwunden und tödten als dem Feinde. Es stellt sich daher als unabweisbar nothwendig heraus, daß die Miliz gleichzeitig oder so gleich zusammen wie möglich laden und feuern lerne.» Die Soldaten, wenn nicht in activem Dienste, schaffen sich ihre Uniformen und erhalten sich selbst. Ist das Gefecht oder die Dienstzeit vorüber, wird ihnen zur Belohnung entweder Geld oder ein öffentliches Mittagsmahl gegeben. Alle beim Civil Angestellte werden „edelgeboren", die Militairs nach ihrem Range titulirt. Daher heißt jeder einigermaßen angesehene Mann entweder der edelgeborene Hillary Teague u. s. w., oder Oberst Capon, General u. s. w. Die Republik unterstützt zwei Journale; das eine, der «Liberia Herald», enthält neben Ortsneuigkeiten eine Menge auswärtige Nachrichten. Es dürfte Niemand Ursache haben sich seiner Unwissenheit zu schämen, wer noch nie von der Republik Liberia gehört hat. Solches ist jedoch keineswegs die Meinung des Herausgebers nurgenannter Zeitschrift. In einem Aufsatze über die Unabhängigkeit des Staats heißt es: «Meines Bedünkens ist die dermalige Krisis die wichtigste in unserer ganzen Geschichte. Europa und Amerika blicken auf uns, die Einen voll Neid, Haß und Eifersucht, Andere, edler geformte Geister, voll Erstaunen über das Geschehene, voll Bewunderung über die mit Nichts vergleichbaren Fortschritte unserer kleinen Colonie, voll Lob über unsere schwachen Bestrebungen und voll fröhlichen Zurufs auf unserer mühseligen Bahn. Das zweite Journal, «Africa's Luminary», erscheint auf Kosten des Missionsvereins der methodistischen bischöflichen Kirche und ist das Regierungsorgan. Als religiöse Zeitschrift bringt es neben den Missionsberichten wenig Auswärtiges. Der Hauptexport von Liberien ist Palmöl, Färbeholz und Elfenbein. Neben diesen freiwilligen Naturproducten sind große Landstrecken angebaut, und ich erlaube mir zu besserm Verständnisse aus einem Briefe des edelgeborenen S. A. Benson, Assisenrichters im Districte Grand Bassa, folgende Stelle einzuschalten. «Mit unsern Meiereien geht es flink vorwärts. Die meinige hat mir dieses Jahr hübsch eingetragen. Nicht blos daß sie 50 oder 60 Mäuler gefüttert, habe ich allein an Eßwaaren und meist an Kriegsschiffe für 600 Dollars verkauft, und dasselbe Land, wo diese Vegetabilien wuchsen, etwa 25 Acker, regelmäßig mit Kaffee bepflanzt, in Zwischenräumen von 12 — 14 Fuß. Ich schlage meine Landwirthschaft höher an als mein Handelsgeschäft.» Der Reisbau genügt kaum dem Bedürfnisse, was einen kleinen Handelsverkehr mit Cap Mount und den benachbarten Ländern eröffnet hat. Schiffe gibt es noch wenige, und erst vor kurzem ließ der Präsident eins von 120 Tonnen zur Beaufsichtigung der Zölle ankaufen. Die junge Republik wird gewiß Gutes wirken, und indem sie mit dem Beispiele des Fleißes vorangeht mehr zur Verminderung des Sklavenhandels beitragen als alle Blockaden zusammengenommen." 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 263. — 2. November 1849.

Die Literatur des Augenblicks.

(Fortsetzung aus Nr. 262.)

2. Lehrbuch der Reaction von Jeremias Wagner. Berlin, Gerhard. 1849. 16. 6 Ngr.

An diesem Büchlein, welches in die Kategorie der bereis antiquirten Machwerke gehört, ist das Beste der Abschnitt: „Wie sieht ein Reactionnair aus?" Die Classification aus dieser Frage entspringend ist wirklich nicht übel. Der Verf. unterscheidet nämlich: 1) Reactionnaire von Vollblut und Erziehung, 2) aus Bewußtsein, 3) aus Enthusiasmus, 4) aus Ehrgeiz, 5) aus Gewinnsucht, 6) aus Dummheit, 7) aus Pflichtschuldigkeit, 8) aus Malice, 9) aus Noth, 10) aus Angst. Ein „Lehrbuch" wie dieses — wir werden in der Kategorie der „Reactionnairisch-Angehauchten" ein ganz entsprechendes opus finden — muß übrigens naturgemäß zugleich ein „Lexikon" für den Parteimichel sein, welches sich gleichermaßen wie in „Kirschii cornu copiae", d. h. im gemäßigten alphabetischen Fortschritt von A — Z: von „Amtliche Nachricht" (durch B. „Bourgeoisie", C. „Club", D. „Diplomat", E. „Emeute", F. „Freiheit", G. „Gottesfurcht" [sehr charakteristisch], H. „Haute volée", N. „Neue Preußische Zeitung", P. „Policei", R. „Rothe Republik", S. „Sich-Populair-Machen" ꝛc.) bis zu den „Zellengefängnissen" erstreckt, welche letztere allerdings als der Schlußpunkt so manchen Lebensalphabets betrachtet werden müssen. Unter diesen alphabetischen Artikeln können am meisten ansprechen die Artikel: „Chef", „Geheim" und „Gottesfurcht". Der letztere entwickelt eine der Literatur des Augenblicks eigenthümliche aber doch originelle Idee, die „sich mit dem lieben Gott zu setzen". Wohl euch also, ihr Bankrotteurs auf Erden: mit dem lieben Gott und seinem Himmel könnt ihr nie bankrott werden!

3. Befreite Lieder. Dem jungen Oestreich von Siegfried Kapper. Wien, Jasper. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Diese Lieder, aus denen eine respectable Gesinnung weht, haben doch in Bausch und Bogen nur eine vormärzliche Bedeutung. Sie sind spät-jung-deutsch; sie gehören zu denen die, wenn Datum und Jahrszahl nicht verleugnet sind, Etwas vorbereiten wollten was „in effectu" nicht möglich war. Das Wort als solches ist in diesem Augenblicke, und vom Augenblick ist hier allewege nur die Rede, eine Ohnmacht. Verhehlen wir uns Dies nicht. Sinnen wir vielmehr darauf das deutsche Wort in seiner Urkraft und Herrlichkeit zukunft-und-aller-zeit-gemäß wiederherzustellen! Daß wir Dies vermögen ist keine Frage, aber wollen müssen wir es in Vernunft und Sitte, und allewege zuvor den nichtsnutzigen Ballast von uns schleudern. In dieser Sammlung „vormärzlicher" Gedichte sind diejenigen anerkennungswerth welche sich auf Bleibendes beziehen, und allezeit gültige Fragen zum Thema haben. Von diesen hebe ich zwei zur Probe aus:

Nur Arbeit.

Du meinst, daß ich die Seide,
Die stolze, dir beneide —
Geh' du einher mein'twegen
In goldbrokat'nem Kleide!

Nur web' es nicht aus Jammer
Nothkalter Bodenkammer,
Und färb' es nicht im Schweiße
Und Blut von meinem Hammer!

Ich will geschenkt Nichts haben!
Laß mich in Mühsal graben
Mit Schwielen meiner Hände
Das Brot das mich soll laben!

Laß mich den Deut erwerben
Der mich vor Hungersterben
Bewahrt, und Herz und Seele
Vor zeitlichem Verderben!

Und geh' in gold'nem Kleide
Mein'twegen und in Seide,
Und meine nun und nimmer,
Daß ich dich d'rum beneide!

Es gibt noch ein Gedicht in dieser Sammlung (vom 10. Dec. 1847), welches in seinem Schluß (der Anfang ist zu vormärzlich, und eben darum weil viel-sagen-wollend Nichts-gesagt-habend) wirklich ergreifend ist. Dies Gedicht gilt „Den Excellenzen-Stabilisten" (der Verf., ein Wiener, wagte damals nicht zu sagen „Dem Metternich") und endigt so:

O schrecklich muß es sein, die Schritte,
Die schwankenden, ein Todeskor'ner
Hinlenken zitternd durch die Mitte
Von einer Welt geheim Verschwor'ner!

Und, ein Tyrann, dahinzuschleichen,
Wo nach der Freiheit gold'nem Kusse
Aufseufzend aus dem Wege weichen
Ein paar Millionen Spartacusse!

Es ist Dies eine Anwandlung von Dem was man ein Tacitëisches Strafgericht nennt. Darin ist Wahrheit; denn nicht die Fürsten als solche, nicht die Völker als solche haben diesen Jammer, wie er in der Weltgeschichte sich als die sein sollende Gegenwart darstellt, persönlich zu vertreten. Es liegt dazwischen Etwas das fallen wird und muß, darum — weil Gott gerecht ist. Ich komme jetzt zu den

4. Magyaren-Lieder von Eduard von Schoenau. Berlin, Loewenherz. 1849. 8. 2½ Ngr.

Es fehlt diesen sechs Liedern: „Patriotismus", „Des Bauern Abschied", „Ein Kriegslied", „Kossuth", „Husarenlied", „Der 14. April", nicht an Wärme der Begeisterung und poetischem Ausdruck. Nationalungar scheint indeß der Verf. nicht zu sein, denn in den Liedern „Kriegslied", „Des Bauern Abschied" fehlt es durchaus an Gruppirung, Anschaulichkeit, Staffage, mit Einem Wort: an nationalem Wesen. Seltsam! Karl Beck ist Nationalungar; wie kommt es, daß er, der vor Jahren in den „Gepanzerten Liedern" sang:

Ich wende mich im brünstigen Gebet
Nach Sonnenaufgang mit dem Angesichte.

vor Monaten keine Stimme, keinen Liederton, kein Lebenszeichen hatte für sein Vaterland? Freilich, in einem Augenblicke wo die Würfel fallen ist für das Wort, welcher Art es immer sei, nicht Statt noch Zeit. In der Stunde, wo ein großes, freies, einiges Volk seine Krisis besteht, seinen heißen Lebens- und Zukunftskampf kämpft, in dieser entscheidenden Stunde kann man für ein solches selbstbewußtes, seines Rechts gewisses Volk wol beten, aber man muß es nicht besingen! Dessenungeachtet werden diese einfachen „Magyarenlieder" an manches Herz anklingen eben unter Denen die ein „brünstiges Gebet" haben für Ungarns Söhne.

Ich komme nun zu einem wunderlichen Wesen, zu einem echten Literaturkinde des Augenblicks, zu einem dicken Duodezbüchlein von nicht weniger als 440 Seiten, in welchem das „Irrereden" zur eigentlichen Wahrheit geworden ist. Der Titel dieses Büchleins, das fast wehmüthig berührt, weil bei alledem viel ehrliche Gesinnung, viel lautere Symptome deutscher Gemüthlichkeit, viel aufrichtiges Bemühen nach dem Guten und Edeln hin darin zu finden sind, aber dies Alles in der widerspenstigsten Form und, was den poetischen Theil des Büchleins anlangt, zuweilen in der des completen Unsinns, lautet:

5. Flüchtlings Sinn und Sein von Schlund. Frankfurt a. M., Auffarth. 1849. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

In Bezug auf die Persönlichkeit des Verf. entnimmt man dem Büchlein so viel Historisches, daß derselbe als praktischer Arzt, besonders Zahnarzt, längere Zeit in Paris gelebt, wol noch lebt, und sehr unschuldigerweise — denn er gehörte zur Mobilgarde — in die passiven Folgen des Juniaufstandes vom vorigen Jahr verwickelt wurde. Seine Leiden im Gefängniß schildert er in dem prosaischen Aufsatz: „Erbauliche Folgen unserer Gloria." Indessen muß unser Verf. schon früher mit dem Kerker Bekanntschaft gemacht haben, denn sehr viele seiner meist höchst wunderlich gefaßten Gedichte beziehen sich auf Gefängnißleben und Gefängnißleiden; andere sind Gelegenheitsgedichte, noch andere ausgedehnte Reverien, deren Sprache auf eine Höhe des Bombastes hinaufgeschraubt ist die endlich in den completen Nonsens ausläuft, weil in solch entsetzlichem Wortschwall natürlich auch der letztübriggebliebene Gedankenfunke ersticken muß. Noch andere dieser Gedichte sind Lebensseufzer, Schicksalsreflexionen, die freilich oft disharmonisch genug klingen, wie z. B.

Schicksal.

Hab' so manche schöne Nacht
Durchgelacht, durchgeschwärmt,
Und so manche lange Nacht
Durchgedacht, durchgehärmt;
Bin in Fahr und Lust und Plag'
Viel geschwebt, viel geübt,
Hab' doch, daß ich's euch nur klag',
Nie gelebt, nie geliebt.

Am unglücklichsten ist der Verf. als Uebersetzer. So z. B. gibt er das bekannte Liedchen von Béranger: „A ma contemporaine":

Vous vous vantez d'avoir mon âge:
Sachez que l'amour n'en croit rien —
Jadis les Parques ont, je gage,
Mêlé votre fil et le mien.
Au hasard alors ces matrones
Faisant deux lots de notre temps,
J'eus les hivers et les automnes,
Vous les étés et les printemps.

folgendergestalt wieder:

Wie, meines Alters rühmt ihr euch?
D'ran glaubt die Liebe Nichts —
Die Parzen mengten, wett' ich gleich,
Die Fäden unsers Lichts;
Und Zufall in der Alten Hand
Theilt wechselnd unser Loos,
Mir ward das Herbst- und Winterband,
Euch Lenz und Sommer blos.

Das heißt denn doch = en Zahnarzt übersetzen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsches Hofleben im Zeitalter Ludwig's XIV.

In einem Zeitalter, da nicht nur der Wille der Fürsten der mächtigste und beinahe der einzigste Hebel der Bewegung im Volke und die conditio sine qua non jedes Fortschritts zum Bessern war, sondern auch der Hof als das erste und allgemeine Muster eines feinern und edlern Lebens, der Bildung und der Sitte angesehen und nachgeahmt wurde, hat das Hofleben eine beiweitem wichtigere Bedeutung als etwa in unserer Zeit, und ein jeder Beitrag zu einer gründlichen und allseitigen Schöpfung dieser Kenntnisse ist als eine Bereicherung der historischen Literatur zu schätzen. Noch fehlt es uns an einer umfassenden zusammenhängenden Geschichte des deutschen Hoflebens in den verschiedenen Perioden unserer Geschichte. Zahlreicher Stoff ist vorhanden, aber zerstreut und mehr in

Interesse der bloßen Curiosität als um allgemeine Folgerungen für das Nationalleben im Ganzen und in verschiedenen Kreisen herauszuziehen. Diesen Charakter tragen noch die Materialien in Moser's „Patriotischem Archiv". Spittler hatte in seinen „Vorlesungen über das Privatleben der deutschen Fürsten" (im achten Bande seiner Werke) einen interessanten Anfang gemacht aus den zerstreuten Zügen uns ein Bild zu entwerfen; nur ist das Material zu dürftig ausgefallen. Erwägen wir doch z. B. welchen Anstoß Kunst, Poesie und Literatur, und unter den Künsten wieder besonders das Theater, durch mehre Höfe erhalten hat.

Aus diesem und ähnlichen Gesichtspunkten angesehen müssen wir das Buch des hanoverischen Hofmarschalls von Malortie, „Der hanoverische Hof unter dem Kurfürsten Ernst August und der Kurfürstin Sophie" (Hanover 1847), um so mehr beachten, als es fast gänzlich aus dem Archive geschöpft ist. Der Verf. hat vor einigen Jahren über die Einrichtung einer Hofhaltung jetziger Zeit ein eigenes Buch herausgegeben, welches von Denjenigen die sich nicht rühmen können, wie Hr. v. Malortie, den Ceremonien eines Hofs vorzustehen nicht ohne ironisches Lächeln aufgenommen wurde. Jenes Buch hat wenigstens das Verdienst, daß der Verf. dadurch angeregt wurde seinen Blick auf eine vergangene Periode zu richten, von der bekannt ist, sagt er, daß sie eine Glanzperiode des hanoverischen Hoflebens bildet. Es ist derselbe Hof welcher durch einen Leibniz der literarische und philosophische Mittelpunkt nicht blos des hanoverischen Landes, sondern ganz Deutschlands, ja der ganzen gebildeten Welt wurde. Durch die Kurfürstin Sophie, eine der geistvollsten und gebildetsten Fürstinnen des Jahrhunderts und die Freundin Leibniz', unterhielt der Hof einen lebendigen Verkehr mit den Höfen von Berlin, wo die Kurfürstin, nachherige Königin Sophie Charlotte, mit ihrer Mutter wetteiferte, und von Paris, wo sie nahe Verwandte hatte. Im Allgemeinen nimmt der Verf. in der Geschichte der deutschen Höfe drei Perioden an: die erste, welche die älteste Zeit umfaßt, wo der Hofdienst auf dem Institute der Ministerialität beruhte, dauert bis etwa zu Anfang des 15. Jahrhunderts; die zweite, während welcher an der Stelle der frühern Ministerialen besoldete Hofbeamte das Hauswesen der Fürsten leiten, geht bis zum Zeitalter Ludwig's XIV., mit welchem die dritte beginnt, welche sich auf unsere Tage hinzieht, und die sich außer dem vermehrten Glanz des Hofwesens durch genau geregeltes und sorgfältig ausgebildetes Ceremoniel charakterisirt. Die letztere lernen wir nun am Hofe Ernst August's in einem Maßstabe kennen wie ihn nur noch die Höfe von Wien und Dresden jener Zeit darbieten. Dieses Urtheil wurde schon damals von den ausgezeichneten Fremden aller Nationen welche durch Hanover reisten, oder an dem Hofe eine Zuflucht fanden, gefällt. Zu diesen gehörte der bekannte englische Schriftsteller Toland, welcher in einem seiner Briefe folgendermaßen sich ausspricht: „Der Hof ist durchgehends sehr polit und wird in Deutschland selbst wegen seiner Civilität und übrigen Wohlstandes in allen Dingen vor den besten gehalten. Es steht mir nicht zu, daß ich davon urtheile wie man hier pflegt Fremde zu tractiren, doch die von hohem Stande sein und sonsten Figur machen, ladet man gemeiniglich zur Kurfürstlichen Tafel, da sie dann in Verwunderung gebracht werden wie man so fein und ungezwungen umzugehen weiß, und wie man ihnen allda alle Freiheit zuläßt, derer sich doch Niemand zu misbrauchen erkühnen wird. Zu gewöhnlicher Hofzeit geht Jedermann von Façon dahin, ohne den geringsten Zwang, und wenn sie nur anders wissen, was zwischen Leuten und zwischen gewissen Dingen vor ein Unterschied zu machen sei, so können sie von allerhand Sachen auch mit der Kurfürstin selbst reden."

Um die sich hier darbietende Masse von Einzelheiten zu beherrschen werden sie in drei Abtheilungen untergebracht: „Die Hofbedienung", „Der Hofhalt", und „Das Ceremoniel." Um sich einen Begriff von der Ausdehnung des Hofstaats zu machen genügte schon das S. 37 abgedruckte Verzeichniß der Dienerschaft des Kurfürsten Ernst August vom J. 1696 anzusehen. Es zählt nicht weniger als 307 Personen mit einem Gesammtbetrag der Besoldung von 37,363 Thalern, und zieht sich durch 14 besondere Abtheilungen vom Oberkämmerer und Oberhofmarschall herab bis zum Rattenfänger. Der bedeutende Kostenaufwand der Hofhaltung veranlaßte den Kurfürsten bei den bedeutenden Ueberschreitungen des ausgesetzten Fonds das Oberhofmarschallamt der Aufsicht des Geheimraths zu unterwerfen. Bis zu dem Dreißigjährigen Kriege war es althergebrachte Sitte auch die höhere Dienerschaft am Hofe zu kleiden; später beschränkte sich Dies auf die niedere Hofdienerschaft. (Das Wort livrée stammt bekanntlich von liberare, welches im Mittelalter auch die Bedeutung von „liefern" hatte. In dem 16. Jahrhundert bildete sich die Sitte, daß die Kleidung der niedern Dienerschaft nach den Wappenfarben gewählt ward.) Unter der Rubrik Beamte finden wir unter Anderm mit Interesse: einen Kunstmaler (100 Thlr.), einen italienischen Maler (100 Thlr.), einen Hoforganist (200 Thlr.), einen Hofmusikant (700 Thlr.), vier französische Musikanten (jeder 116 Thlr.) u. s. w. Unter den Pagen, deren 11 waren, jeder mit 40 Thlr. Gehalt, findet sich auch ein Türke. Das Pageninstitut war eine Erziehungsanstalt, die lediglich auf Kosten des Landesherrn unterhalten wurde, mit einem Gouverneur, einem Präceptor, einem Fechtmeister und einem Tanzmeister. Von dem eigentlichen Hofhalt wäre hier wenig zu sagen, wenn ich ein Curiosum ausnehme, nämlich (S. 63—65): ein von Leibniz im Namen der Hunde verfaßter Protest gegen den in der Hofküche zu Hanover erlassenen Befehl die Knochen des Fleisches zu verkaufen, muthmaßlich aus den J. 1680—90: „Requeste des chiens présentée au Sr. . . . . agent général de la cuisinerie de France et secrétaire d'Estat de ce corps pour les affaires étrangères présentement se trouvant à la Cour d'Hanover." Als der Scherz eines großen Mannes verdient dies wunderliche Document ein gewisses Interesse; wahrscheinlich war es darauf angelegt die allzu große Sparsamkeit oder Habsucht des Hofküchenmeisters lächerlich zu machen. Komisch nimmt es sich aus, wenn die unterzeichneten Hunde gegen die Verkümmerung ihres Rechts auf die Knochen sich auf Homer und die Heilige Schrift beziehen, oder gar mit den Schutzgöttern der Hunde, besonders dem großen Sirius oder dem himmlischen Hunde, welcher zur Strafe der Menschen die Hitze in den Hundstagen verdoppeln werde, ja segar mit der Einstellung ihrer Dienste drohen. Die Eingabe schließt mit dieser feierlichen Wendung:

A ces causes vostre Grandeur est suppliée de faire délibérer meurement dans nostre Assemblée Générale sur une affaire de cette importance et de faire envoyer bien loin ce novateur avec tout son appareil, et luy défendre l'entrée dans toutes les cuisines, et pour vous, Monsieur, en vostre particulier, vous aurez la bonté d'empêcher qu'il ne s'aille point fourrer dans celles d'Hanover.

Nous sommes avec tout le respect dont les chiens sont capables De Vostre Grandeur les très humbles chiens couchants.

Pour les chiens de chasse Lelaps. Pour les mâtins Mopse.

Pour les chiens de Boulogne Amarille.

Die meiste Ausbeute bietet aber das dritte und letzte Capitel, über das Ceremoniel, und zwar wegen der Beziehungen in welche historisch bekannte und berühmte Personen zu dem Hofe von Hanover gesetzt wurden. So war der Zar Peter der Große zwei mal, am 25. Juli 1697 und am 1. März 1713, der König von Spanien Karl III. (nachheriger Kaiser Karl VI.) bei einer Durchreise nach Spanien 1703, der König von Preußen, die englische Gesandtschaft wegen der Nachfolge der Kurfürstin Sophie in England 1701 und Andere in Hanover.

Die Ankunft und Zusammenkunft Peter's des Großen incognito bei der russischen Gesandtschaft auf dem hanoverischen Schlosse Koppenbrück am 25. Juli 1697 kennt man aus einer anziehenden Schilderung in Varnhagen's „Leben der Königin Sophie Charlotte in Preußen". Wir wollen daher nur aus der hier zum ersten mal gedruckten Beschreibung des Besuchs vom 1. März 1713 einige Züge herausheben. Als die Nachricht eintraf, daß der Zar über Harburg, Witzendorf und Wiesen an der Aller nach Hanover kommen werde, wurde er von dem Kurfürsten Georg und seinem ganzen Hofstaat in aller Pracht eingeholt. Wir lesen: „Die Hereinholung geschah in folgender Ordnung: 1. eine Kurfürstliche Carosse à deux fonds mit 6 Pferden. Darin saßen 4 hanoverische Hofcavaliere. 2. Der Stallmeister auf einem prächtigen Pferde. 3. Sr. Kurfürstl. Durchl. Staats Carosse mit 6 Pferden, darin Sr. Czaarische Majt. und Sr. Kurfürstl. Durchl. saßen. Zu den Seiten der Carosse alle Kurfürstl. Laqueien. Ein Pagen-Hofmeister. 6 Kurfürstl. Pagen. 1 Lieutenant. 1 Corporal. 24 Mann Guardes de Corps zu Pferde. 4. Ihro Kurfürstl. Durchl. der Kurprinz in einer Chaise mit 6 Pferden mit Dero sämmt Laqueien. 5. Der Moscowitische Großcanzler Golofskin in einer Kurfürstl. Chaise mit 6 Pferden. 6. Die Moscowitische Garde aus 30 Mann bestehend, die aber keine sonderliche Parade machten, weil sie nicht allzuwohl montirt waren, auch ganz confus durch einander ritten. Die Hütte hingen ihnen um die Ohren, die Degen hatten sie zwar entblößt, waren aber ziemlich rostig. Ihre Montour war grau, mit rothen Doublen ganz schlecht, wiewohl sie sich des andern Tages besser ausstaffiret hatten. 7. Einige Wagen mit des Czaaren Bedienten und Bagage. 8. Ihro Czaarischen Majt. Sänfte, worin sie sich tragen lassen; selbige war fast wie die Berlinischen gemacht, außer daß anstatt der Räder 2 Bäume unten durchgehen, worein vorn ein Pferd und auch hinten eines gespannt werden, bei denen jedem ein Kerl reitet, um sie zu dirigiren. 9. Der übrige Train. Es wurden 40 Kanonen dreymal um die Stadt gelöset. Als nun Sr. Czaarische Majt. auf dem Schlosse angelangt, stünde Sr. Kurfürstl. Durchl. ganzer Hof unten im Platz vor der großen Treppen. Als sie nun ausgesessen, haben Sr. Kurfürstl. Durchl. Sr. Czaarischen Majt. nach Dero apartements begleitet, worauf aber Sr. Majt. sogleich zu Ihro Dchl. der Kurfürstin gingen, und selben Abend in Dero Kammer allein zu speisen sich resolvirten. Solchem nach wurde selbigen Abend à l'ordinaire gespeiset. Der Czaar wollte aber nicht in dem vor Sie zubereiteten Bette schlafen, vorgebend nicht gewohnt zu sein, in so kostbarem Bette zu schlafen, wie sie dann auch ihr eigen Bettwerk so in Matratzen bestehet, auf die harte Erde haben legen lassen, und darauf die Nacht zugebracht. Des folgenden Tages den 2. März aber nachdem Ihro Czaarische Majt. frühe um 7 Uhr Thee genommen, und um 10 Uhr in Dero Schlafkammer gefrühstücket, wurde nachdem sie die Reliquien in der Schloßkirche besehen, des Mittages en Ceremonie Tafel gehalten. Es wurden die Herrschaftlichen Personen mit dem Goldenen service, die übrige aber mit dem Silbernen service serviret. Es wurden die rothen Sammeten Chaises à dos und gar kein fauteuls gebrauchet. Die Separation war weggenommen und das große Buffet aufgesetzt. Gleich beim Anfang der Tafel wurde Tafelmusik gehalten, und so oft die Musique aufhörete wurde gepaucket und geblasen. Als die Gesundheiten zu trinken angefangen wurden, ließen sich allemahl Paucken und Trompeten, welche gegenüber placiret waren, hören, und wann Sr. Czaarische Majt. Gesandheit tranken, wurden 5 Kanonen, und wenn die übrige Herrschaftlichen Personen Gesundheit tranken, wurden allemahl 3 Kanonen, und wann die übrige, so mit an Tafel waren, Gesundheiten trunken, wurde gar keine Kanone gelöst. Zu welchem Ende dann 30 Kanonen auf der Leinstraße aufgeführt waren. Nach gehob'ner Tafel gingen Sr. Czaarischen Majt. mit nach der Kurfürstin Durchl. Apartements, woselbst sie sich so lange arretirten bis Zeit war in die Komödie nach Herrnhausen zu fahren, wohin Sr. Czaarischen Majestät die Kurfürstin Durchl. führeten, auch in Dero Loge blieben. Nach geendigter Komödie legten Sr. Majt. die Masque an, und gingen nebst Dero Cavaliers und deren hiesigen, so bei Ihm die Auffwartung haben, zu Fuße nach der redoute. Sr. Czaarische Majestät forderten Ihre Dchl. die Kurfürstin auf und machten mit einem Pohlenschen Tantze den Anfang zum Tantze. Sie blieben bis 9 Uhr oben, da sie sich dann in aller Stille absentirten, und auch sogleich ohne zu speisen in Dero apartements retirirten."

Die Komödie, die sogenannten Wirthschaften, die Maskeraden, als Hauptbestandtheile des Carnevals, nehmen einen guten Theil in dieser Abtheilung ein. Ueber das Schauspiel zu Hanover gibt der Engländer Toland folgende Nachricht: „Es ist allda ein nettes Theatrum mit schönen Logen vor Leute von allerhand Condition, und zahlet allda kein Mensch der in die Komödie geht, sondern der Kurfürst thut alles auf seine Kosten, wie solches auch an anderen Höfen in Teutschland gebräuchlich ist, sowohl denen Leuten in der Stadt, als denen bei Hofe ein Vergnügen zu machen. Das Opernhaus aber in dem Schloß, wird von allen Reisenden billig als eine Raritat besehen, sintemahl dasselbe sowohl der Malerei als der Einrichtung wegen, das Beste in ganz Europa ist." Wir finden hier mehre Berichte über Carnevals-Maskerade, unter andern die vom J. 1702, für welche der große Leibniz eine Farce: „Trimalcion moderne", verfaßte und darüber einen ausführlichen Bericht an die Fürstin Luise von Hohenzollern, den wir bereits aus Varnhagen's „Leben der Königin Sophie Charlotte" kennen, abstattete. Als ein Curiosum sei schließlich erwähnt, daß Hanover unter Ernst August seinen Tschin hatte, nämlich eine Eintheilung sämmtlicher Beamte in 11 Classen und Rangstufen, nach dem Reglement von 1696. Charakteristisch ist es, daß die graduirten Personen in die letzte Classe gehörten. 35.

Literarische Notiz.

König Alfred.

König Alfred gehört zu der kleinen Zahl alter englischer Könige von denen in England der dümmste Junge ein Geschichtchen zu erzählen weiß, und dessen Gedächtniß in der Brust jedes Engländers lebt. Kein ABC-Buch worin nicht die Sage steht, wie seine Mutter Osburga durch ein ihm zu eigen versprochenes Liederbuch mit schönen bunten Anfangsbuchstaben ihn zum Lesenlernen angereizt, und kein Kinderbuch das nicht bald breit bald kurz berichtet wie eine Bäuerin den großen König, der aus verlorener Dänenschlacht sich in ihre Hütte geflüchtet und den sie nicht kannte, mit harten Worten angefaust, weil er die von ihr zum Backen ans Feuer gelegten und ihm zur Aufsicht vertrauten Kuchen anbrennen lassen. Wenn es daher überraschen muß, daß in einer Zeit welche namentlich in England so viel für dessen früheste Geschichte thut, die historischen Forschungen möglichst weit zurückführt, und den Gesetzen, der Literatur und den allgemeinen Zuständen der sächsischen Altvordern die gediegenste Aufmerksamkeit schenkt, die letzte Lebensbeschreibung König Alfred's von Spelman nach 200 Jahre alt ist, so kann Das nicht Wunder nehmen, daß eben eine neue die Presse verlassen hat, betitelt: „The life and times of Alfred the Great; by *J. A. Giles*" (London 1849). Es dürfte daher um so mehr zur Wahrheit werden was der Verf. im Vorworte sagt: „es scheine ein vernünftiger Grund für den Glauben vorzuliegen, daß das Buch eine günstige Aufnahme bei Denen finden werde welche die Geschichte ihres Landes treu nach den Berichten unserer alten Chronikschreiber dargestellt zu sehen wünschen", mit je größerm Fleiße der Verf. seine Arbeit begonnen und mit je größerer Liebe und Beharrlichkeit er sie durchgeführt. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 264. — 3. November 1849.

Die Literatur des Augenblicks.

(Fortsetzung aus Nr. 263.)

Ich schließe die erste Section meiner literarischen Plänkler mit einem Büchlein welches genau genommen nur als aggregirtes Wesen diesem Truppentheil einverleibt werden kann, weil es keine politische, sondern die geistliche Cocarde trägt. Da aber seine Polemik einer sehr verrufenen kirchlich-reactionnairen Erscheinung gilt, so mag es der Tendenz nach am füglichsten hier untergebracht werden. Es führt den Titel:

6. Der Apostat. Eine dramatisirte Vision in einem Act. Zofingen, Steinegger. 1848. 8. 3 Ngr.

Die Zeitperiode welcher diese dramatisirte Vision zugewendet ist ist als solche verschollen. Der Gegenstand aber ist leider heute noch ebenso heutig als er damals war. Jene ein ganzes freies Volk im sonderbündlerischen Bruderkrieg entzweienden jesuitischen Umtriebe von damals sind uns allerdings über neuerm gewaltigerm Sturm und Drang ins Ferne gerückt, ja fast ganz vergessen gemacht; trotzdem bleiben Jesuiterei und Ultramontanismus ein unausrottbares Ferment der Gegenwart, und weil sie in allem Streit und Hader, in jedem Kampf und Wirrsal der Zeiten ihre diabolische Rolle mitspielen, so gehören sie den wüsten Zuständen des Augenblicks ebenfalls mit allen Lebenswurzeln an. Der Apostat ist nämlich kein anderer Erdensohn als der berüchtigte Siegwart, der jesuitische Hauptagitator in jenem eidgenössischen Bruderkriege dessen Anfänge, Verlauf und Ausgang nur erst wenige Jahre hinter uns liegen. Was den Verlauf dieser dramatischen Scene betrifft, deren Held eben dieser Siegwart ist: so besteht er einfach darin, daß in Nacht, Sturm und Gewitter, wovon die Vesten der Erde erbeben, unter scheußlicher Gewissensangst, die ihn durch die wüsten Räume seiner Gemächer jagt, den Sündenmann sein Jüngstes Gericht ereilt, mit andern Worten: ihn der Teufel holt. Der Geist Jakob Müller's, des bekannten Opfers in dem Leu-Scandal, ist es der, ein blutbeflecktes Gespenst, dem Verworfenen in seiner letzten Stunde entgegentritt, und ihm sein letztes Gericht verkündet. Denken wir uns ein melancholisches Zimmer; im Hintergrunde eine Flügelthür, rechts davon an der Wand hängend das Portrait des Rathsherrn Leu, links Magistratshut und Degen und ein östreichischer Kammerherrnschlüssel; im Vordergrunde steht ein Tisch mit Schriften beladen. Es ist (wie schon bemerkt) Nacht; der Wind heult und peitscht den Regen stoßweise an die Fenster; in der Ferne rollt der Donner unaufhörlich, und der Blitz erleuchtet auf Augenblicke das finstere Zimmer. Eine Uhr schlägt mit dumpfen Schlägen elf u. s. w."

Da haben wir den Schauplatz der Scene. Das Uebrige kann sich der Leser so ziemlich denken. Wenn der Teufel schon vor der Thür steht, dann ist es Nichts mehr mit dem Philosophiren, das ihn und mit ihm Hölle und Himmel und Jenseits aus dem Gewissen hinwegdisputiren soll. Diesmal erscheint Se. Satanische Majestät in der Gestalt des Jesuitengenerals, wodurch wir in dem Augenblicke selbst wo er seinen Heimathörigen beim Schopfe faßt erfahren, daß eben er, Satan, der von Ewigkeit abgefallene Antichrist Gottes, auch von Ewigkeit her der wahre Generalissimus des Jesuitenordens gewesen ist. Die andern Generale waren nur nachgemacht, seine Stellvertreter auf Erden. So ist es denn ganz naturgemäß, daß der Meister Siegwart im Namen des Ordens vom Teufel geholt wird:

Dem Jesuitenorden bist du verfallen, denn du hast ihm gedient. Er verschlingt seine Opfer und seine Werkzeuge. Erkenne ihn, Schwachköpfiger! Nicht Ignaz von Loyola hat ihn gestiftet, er hat ihm blos eine andere Gestalt verliehen. Denn unsere Gesellschaft ist älter als die Welt. Als Gott den hoffärtigen Engel aus dem Himmel in den Abgrund stieß ward sie geboren, und sie schwur Rache und Verderben dem Ebenbilde des Schöpfers. Die Schlange im Paradiese war der erste Jesuit, der den Menschen in Versuchung führte.

Nun schlägt es zwölf. Hut und Mantel entfallen dem vermeinten Jesuitengeneral; in leibhaftig-gräßlicher Gestalt grinst den schon Vernichteten der grimmige Höllenfürst an, Flammen schlagen ringsum aus dem Boden, und während das ganze Haus unter Donnerschlägen zusammenkracht fährt Satanas mit seiner Beute in den Abgrund. Also ein Jesuiten-Vorweltgericht als Guckkastenbild, heraufbeschworen von einem geistlich-demokratischen Guckkastenmann. Es sieht sich nicht übel an; besonders wenn draußen die Mitternacht spukt kann es seinen Effect nicht verfehlen.

Ich komme jetzt zu der zweiten Treffenlinie meiner literarischen Plänkler. Nachdem die Heerschau über den

linken Flügel abgehalten ist, begeben wir uns vor die Fronte des rechten Flügels: diese fassen wir unter die gemeinsame Rubrik der Reactionnairisch-Angehauchten. Hier fesselt uns zuerst ein

7. Lehrbuch der Demagogie von Jakob Radike. Leipzig, G. Wigand. 16. 5 Ngr.

Der Verf. bezeichnet uns in seinem Vorwort sogleich die eigentliche Nuance seines antidemokratischen Standpunkts. Und was er in diesem Vorwort sagt läßt sich hören.

Auch ich — so drückt er sich aus — zähle mich unter die entschieden Freisinnigen, darum schmerzt es mich, daß jetzt (das Büchlein, ohne Jahreszahl, ward laut Versicherung des Verf. schon vor einem Jahr kurz nach dem berliner Zeughaussturm begonnen) jeder Straßenbube Staatsmännchen spielen möchte und zu demokräteln sucht. Jeder Rechtliche, der Freiheit und Licht aufrichtig will, er trage Rock oder Blouse, mag seine politische Ausbildung so eifrig als möglich verfolgen, er wird die Demokratie nicht in jener lächerlichen Renommisterei und Stichwortreiterei suchen, nicht gegen Alles anbellen was aufrecht steht, weil Manches davon morsch und verrottet, nicht über Staatseinrichtungen wortfechten, bevor er sich darüber unterrichtet hat (was in der Regel durch ein paar Zeitungsartikel nicht zu geschehen pflegt), sondern sich mit Verachtung von einem Treiben abwenden welches das Wort Demokratie ganz in Verruf zu bringen droht.

So der Verf., der in seinem antidemokratisch-satirisch-alphabetischen Lexikon der demokratischen Schlagwörter wirklich eine seltene Gründlichkeit — und dabei Unverwüstlichkeit im Subsumiren aller irgend zubehörigen Begriffe — zu Tage legt. Es fehlt hier durchaus an keinem irgend erdenklichen Knallwort was man je von einer Volkstribune sub divo herab, sei es nun „unter den Zelten" oder unter der „einsamen Pappel", aus dem Munde der Milliarden Volksredner vernehmen kann, konnte und könnte, die vielleicht noch aus der Erde gewachsen wären wenn es nicht anders gekommen wäre. Es ist wahr, wenn man in die Geschichte dieser systematischen Volksharanguirung auf grünem Plan, d. h. in die Zeit vom 19. März bis zum 12. Nov. 1848, zurückgeht, so hat auch der Kaltblütigste, oder ich will besser sagen selbst der Warmblütigste, so was man sagt vollkommen genug. Wenn jemals zu irgend einer Zeit der deutsche Michel, der doch sonst eigenhändig, eigengeistig und eigengemüthlich in diesem Artikel auf das nachhaltigste zu arbeiten pflegt, systematisch verblüfft worden ist, so ist es durch diese Volksredner geschehen, die jede Minute eine Revolution machen wollten, nachdem sie vorher naiv genug zugegeben hatten, daß schon eine solche dagewesen wäre. Wie bemerkt, sie wollten diese Revolution machen, ganz ausdrücklich machen, es war bereits so gut als wäre sie schon gemacht; damit sie aber auch in der That als gemacht und gemacht-werden-sollend erschiene, so sprachen diese Volksredner, nicht etwa wie Masaniello in der Oper: „Gebt uns Waffen!" sie riefen nicht etwa mit Donnerstimme von der Tribune herab, was man doch hätte erwarten sollen, den zwei- bis zehntausend Michels die mit allzeit fertigem Bravo unten standen, oder um es ernster auszudrücken, dem erwartungsvollen Volke zu: „Kinder, schlagt los!" sondern vielmehr im Gegentheil flüsterten sie leise (nachdem sie vorher drei heiße Stunden gedonnert hatten): „Freunde, die Stunde wird kommen, bald, sehr bald, aber jetzt ist sie noch nicht da. Sobald sie da sein wird, im selben Augenblicke wo sie zum Brandenburger oder Schönhauser Thor hereinpassirt sein wird, werden wir es euch sofort zu wissen thun!" Das waren unsere Volksredner mit den Demokratenbärten. Es war in den Monaten Juni, Juli und August. Um diese Zeit pflegt es heiß zu sein. Hätten sie aber auch Alle, diese Volksagitatoren, den wirklichen leibhaftigen Sonnenstich gehabt — dümmer hätten sie unmöglich sprechen können. Gewiß, wer feine Einsaugungsorgane besaß konnte schon damals den „Modergeruch" sehr deutlich verspüren.

Wieder auf unser Büchlein zu kommen. Es fehlt ihm nicht an schlagenden Witzpointen, aber diese sind ihm von der Fraction selbst in die Hände geliefert, ganz in der Art wie etwa nach dem 12. Nov. die berliner Bürgerwehr ihre Waffen an die Militairgewalt abliefert. Als Probe dieser lucubrirenden Witzader hebe ich unter Anderm eine Stelle aus. Der Verf. spricht davon, wie viel in einer Rede an das Volk gerichtet auf die Aussprache, auf die Hervorhebung der alphabetischen Einzellaute u. s. w. ankomme, wenn sie in Wahrheit Effect machen solle:

Von der Aussprache der einzelnen Buchstaben ist nicht viel zu sagen, und du magst sie nur sprechen wie dir der Schnabel gewachsen ist — mit Ausnahme des R. Ein Redner der diesen wichtigen Laut nicht gehörig rollen kann hat einen schweren Stand; seine schönsten Reden werden farblos und wirkungslos bleiben. Was der Landschaft der Schatten, der Suppe das Salz, dem Körper die Knochen, dem Orchester die Tamtams sind, Das ist der Sprache das r.

Von Madame Schröder-Devrient wird erzählt, daß sie jeden Morgen eine halbe Stunde lang das italienische r geschnurrt habe, um es in aller Vollkommenheit im Gesange brauchen zu können. Das r der Oper verhält sich jedoch zum demokratischen r wie das Räuspern eines schwindsüchtigen Mädchens zum Donner im Gebirge. Das wahre demokratische r, z. B. in Worten wie unter dem Abschnitt „Ausgang der Rede" angeführt, thut eine imposante Wirkung. Der junge Volksredner nehme sich bei den Uebungen das Geräusch zum Muster welches ungefähr ein Wagen mit Bretern macht der durch ein Festungsthor rasselt, oder das Gepolter was ein Soldat den man mit Helm, Tornister und Gewehr eine hölzerne Treppe hinabwirft machen würde. „Der Mensch spricht ganz leidlich, aber es fehlt ihm die Bejeisterung, die Wärme", hörte ich in Berlin von Einem sagen der den majestätischen Consonanten nicht gehörig zu rollen verstand, und „Kerker" ungefähr aussprach wie „Käakka".

Der Buchstabe r ist gewissermaßen der Träger der Demokratie, und versinnlicht das donnernde Rad der Weltgeschichte. Darum lassen auch die Gardeoffiziere, die Repräsentanten der Reaction, ihn ganz weg aus ihrer Sprache und sagen z. B. Thiäjätten, Bellin.

Es folgt die zweite Schrift dieser Phalanx. Hier kommt der „langverhaltene Groll" zum Vorschein. Ein süddeutscher Junker tritt auf in geharnischten „Xenien".

8. Politische Xenien von Friedrich von Büren. Stuttgart, Sonnewald. 1849. Gr. 8. 2 Ngr.

Von diesen Xenien sind einige Persiusartig dunkel, andere sind was man verblümt nennt, noch andere appel-

liren mit geheimnißvoll-diplomatischer Pfiffigkeit an Das was die Junker die „Gesittung des Volks“ zu nennen belieben. Noch andere sind den Schneelawinen zu vergleichen, für welche der Gletscher ebenfalls Nichts kann noch dafür verantwortlich ist, wenn sie von seinem Eisgipfel herab ins Thal herniederrollen; sie kommen unwillkürlich, und treffen dann den Nagel auf den Kopf, wie z. B. diese Xenie:

Wie doch wird es noch kommen? — Wer mag es wissen? — Warum nicht?
Durch Verzweiflung bricht Bahn sich die ruhige Zeit.

Endlich gibt es unter diesen Xenien nicht wenige die wirklich geistreich sind. So z. B. diese:

Welch ein Tableau: der Vater mit großgezogenen Kindern! Patriarchalisches Bild! Wären nicht Flegel dabei!

Oder diese:

Alte, wie könnt ihr so lang im gestützten Haus euch gedulden,
Wenn es den Kindern nicht mehr, nicht mehr den Nachbarn gefällt?

Es kann kaum in Xenienweise etwas diplomatisch Feineres und zugleich Passenderes gesagt werden als eben Dies. Ja, man möchte aus diesen Proben beinahe versucht sein unsern Junker nur für einen verkappten Junker zu halten. Ich hätte mir in der That diese Vorzeitigkeit des Urtheils auch beinahe zu Schulden kommen lassen. Die nachstehenden zwei indessen haben mich vollständig au fait gestellt, und ich weiß nun vollwichtig wie ich trotzdem und trotz alledem mit diesem geistreichen Junker daran bin:

Rathet und thatet und organisirt und vollendet den Staatsbau! Gebe der Himmel dazu bess're Gesittung des Volks!

Adel! Du bist nicht mehr! Das Edle liegt in der Gesinnung. Erblich erkennen sie dich nur bei den Pferden noch an.

Ich kenne Vollblutpferde vom Hörensagen; aber ich habe noch nie eine Blouse gesehen die auf einem solchen geritten wäre. Es gibt so viel ich weiß nur Herrenreiter, und wenn diese sich einen Wolf geritten, alsdann kommen die Jockeys daran. Zuweilen kommen auch die Jockeys früher daran als die Herren; alsdann handelt es sich aber jedesmal ums Halsbrechen. Und diese Xenie noch, dann sagen wir unserm geistreichen Junker Lebewohl:

Volk! du Leben und Geist in unbehülflicher Masse!
Was dir je Großes gelang haben die Größten gethan!

Die Größten ganz gewiß, aber nicht immer die Höchsten! Auch Mortier, der Duc de Treviso, sagte einst zum Kaiser Napoleon: „Sire, erlauben Sie (es handelte sich nämlich darum irgend eine Scharteke vom Bücherrepositorium herabzunehmen), ich bin größer als Sie.“ Der Kaiser erwiderte: „Sie wollen sagen: länger!“ Mortier hatte bekanntlich sein volles Maß.

Achtung! meine Leser; präsentiren wir jetzt das Gewehr! Es kommt etwas Geistliches. Wir haben soeben einem Jesuiten zu Grabe geleuchtet. Jetzt geschieht etwas Höheres, eine Art von Palmsonntag tritt ein: jetzt haben wir es mit einem Superintendenten zu thun. Jener Junker konnte verkappt sein, es war möglich: dieser Superintendent ist es auf keinen, auf gar keinen Fall. Spiegelberg, ich kenne dir, und wenn es sich nicht um acht, nein, sondern um neun Seligkeiten handelte! Ein Trost bleibt indeß, und strömt hier wirklich gnadenvoll auf uns hernieder, es ist der, und einen salbungsreichern kenne ich nicht: Die Welt kann nicht zu Grunde gehen, so lange noch Barmen steht, und bei Langewiesche in Commission gegeben wird!

9. Der Höllenrath (die Superintendenten lieben stets die langen Titel), eine unterweltliche Reichsrathssitzung; oder die Quelle der Verwirrungen in gegenwärtiger Zeit. Nebst einem Anhange über die Gerichtssitzungen in der himmlischen Welt. (Großer Gott, in der himmlischen Welt noch Gerichtssitzungen!!) Zweite Auflage. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 3 Ngr.

Ich habe in der Zerstreuung noch die wirkliche zweite Auflage vergessen:

Zweite Auflage, mit einer Zugabe: Acht Seligkeiten für unsere Zeit. (Die Adresse ist die obige.)

So viel ist gewiß, wer den Titel gelesen hat kann sich's ersparen das Büchlein zu lesen. Es ist durchaus Seligkeit und Gnade. Es wimmelt hier von Seligkeiten. Zwischen all diesen Seligkeiten guckt aber doch der Fuchsschwanz hervor. Der Verf. Superintendent hat es auf die Universitäten abgesehen. Indem er nämlich von einer Zeit spricht die kommen soll — in Barmen wird immer nur von Zeiten gesprochen die kommen sollen — redet er die salbungsreichen Worte (S. 16):

Zu jener Zeit wird man der Universitäten nicht mehr bedürfen, die neben den reinen Wassern heiliger Wissenschaften aus Gott ohnehin nicht mehr bestehen könnten u. s. w.

Es sind Menschen gekreuzigt worden um Reden die um so viel besser waren als diese schofel ist. Der Jesuitismus in der protestantischen Kirche ist doch wirklich allzu tölpelhaft!

(Die Fortsetzung folgt.)

Olivier Basselin, der Vater des Vaudeville.

Bei dem Worte Vaudeville denkt man heutzutage immer zumeist an jene Zwitterart der dramatischen Dichtung, welche die singbare Volksweise in die Recitation verflicht und in Frankreich ganz eigentlich ihr Vaterland hat. Allein der Name Vaudeville bezeichnet nach der Etymologie des Wortes nur das charakteristische Moment jener Singspiele, den musikalischen Theil, das Lied. Was in dem Ausdruck Vaudeville selbst liege und woher er stamme, darüber ist früher viel gestritten worden; H. Grouet hat neuerdings an seinen abenteuerlichen Ursprung erinnert.

Der sogenannte Vater des Vaudeville, Olivier Basselin, war einer jener Menschen welche die Bizarrerie des Schicksals in eine Lage drängt für die sie nicht geschaffen sind. Man kennt hierfür die Beispiele aus alter und neuer Zeit: Plautus, der große Komödiendichter, war ja ein Müllergeselle und mußte die Mühle treten; der Fabeldichter Aesop war ein Sklave und Machiavelli schrieb seinen „Principe“, nachdem er den Tag unter Handarbeitern zugebracht hatte; Adam Billaut endlich war ein Tischler, der nach gethaner Arbeit nur zur Erholung die „Chevilles“ und den „Villebrequin“ reimte.

Die literarische Renommée der Normandie beginnt nur erst mit Malherbe und Corneille; doch hatte dies Land, noch bevor sich der mächtige Genius dieser beiden Dichter erhob, schon früher bereits Dichter hervorgebracht welche die Vergessenheit in der sie lange begraben waren nicht verdienten. Man entsinnt sich der außerordentlichen Popularität des normännischen Dichters Chartier, den die Königin Margarethe von Schottland 1340 im Angesicht ihres ganzen Hofs trotz seiner Häßlichkeit umarmte, weil sie den Mund feiern wollte der so süße Verse sang. Alexander von Bernay, der Erfinder des Alexandriners, Jean Vauquelin de la Frenaye, der hundert Jahre vor Boileau eine „Dichtkunst" und „Satiren" schrieb, Jehan de Cahagans, der 1570 den „Geizigen" des Plautus übersetzte, sie Alle stammten aus der Normandie.

Doch kehren wir zu dem lustigen Olivier Basselin zurück, den das Schicksal gegen das J. 1400 als Walker geboren werden ließ und den sein Stern zum Dichter gemacht hatte, wie Béranger, mit dem er mehr als eine Aehnlichkeit hat.

Einen halben Kilomètre von Vire breitet sich eine malerische Gegend aus, die an die frischen Thäler der Schweiz erinnert; die Umwohner kennen sie unter dem Namen Vaux de Vire. Nichts ist zugleich so lieblich und so poetisch als diese lachende Landschaft, deren zahlreiche Hütten den Sennen der Schweiz gleichen. Die beiden Flüsse Vire und Virène, die sich am Pont de Vire vereinigen, fließen langsam durch die beiden Thäler, denen die Landschaft ihren Namen verdankt. Trockenes Haidekraut und Steinblöcke bedecken blühende Ufer. Weiter ab erstrecken sich grüne Wiesen und Holzungen. Der Granitboden verschwindet unter fruchtbaren Feldern, feuchten Quellen und frischem Schatten, in dessen Kühle Basselin ohne Zweifel die sanftklingenden Verse dichtete:

En ung jardin d'ombraije tout couvert,
Au chaud du jour al treuvé Madelaine,
Qui près le pié d'ung sycomore vert,
Dormait au bord d'une claire fontaine
Son lit était de thym et marjolaine.

Hier am Fuße jener Hügel, bei dem Coteau des Cordeliers und am Ende des Thals steht noch heutzutage das Haus des lustigen Dichters von Vire. Dieser war aber nicht nur Dichter, er war auch ein warmer Patriot; denn die Geschichte meldet uns seinen Tod in einem Gefechte gegen die Engländer, die damals einen Theil der Normandie eroberten. Im Uebrigen ist weder Etwas über sein Leben noch über seinen Tod bekannt.

Neugierig zu erfahren, ob der berühmte Walkmüller der Normandie einer jener Dichter sei die noch in des niedern Volks Angedenken leben, fragte Grouet eine Arbeiterin, die Tuch zum Färben forttrug, nach Basselin. „Sie wollen das Haus des Hrn. Basselin besuchen? Halt! hier ist es ja", antwortete sie, indem sie auf eine kleine reizend gelegene Hütte zeigte, „und sehen Sie dort den Felsen der hinter der Mühle aufsteigt? Da war es! Da oben hat er **prophezeit!**" Muß man bei dieser Bezeichnung nicht an die Römer denken, welche Augurn und Dichter vates nannten? So wahrt der virefische Bauer ganz anders als der undankbare Stadtbewohner das Andenken seines alten Olivier Basselin.

Der Dichter-Walkmüller würde ein interessanter Vorwurf zu einer literarischen Studie sein. Seinen Trinkliedern ist der Stempel der epikuräischen Philosophie, vermischt mit etwas Sensualismus, aufgedrückt. Sein Charakter war an sich nicht eben kriegerisch, und lebte er zu unsern Tagen, so würde er höchst wahrscheinlich ein sehr unpünktlicher Nationalgardist sein, wenigstens seinen Versen nach zu urtheilen:

's ist besser, unter Freunden sich des Muskatellers freu'n,
Denn auf dem finstern Festungswall als Schildwach steh'n allein.

Aber ungeachtet seines Hanges zur Bequemlichkeit und Ruhe war er für die damalige Zeit viel gereist. Als 1420 die Engländer Vire belagerten dichtete er noch einen halb lustigen, halb ernsthaften Schlachtgesang. Bald darauf fand er in einem Treffen mit den Feinden seinen Tod; sein Patriotismus besiegte seine Liebe zur Ruhe.

Wie schon erwähnt, hatte sich der virefische Dichter als Tuchappreteur etablirt, und dieses Gewerbe trieb er auch sein ganzes Leben, sein Haus aber ist noch heutigen Tags eine Walkmühle, freilich im Innern vollkommener modernisirt.

Alle die normännischen Dichter deren wir oben gedachten haben uns ebenfalls Trinklieder hinterlassen; aber keiner konnte Olivier Basselin in diesem Genre, dessen eigentlicher Schöpfer er ist, überdauern. Vielleicht kann man ihm bisweilen eine gewisse Einförmigkeit vorwerfen, wie sie bei einem und demselben Sujet fast unvermeidliche Folge sein mußte; allein nimmt man auf Ort und Zeit Rücksicht, so muß man darüber erstaunen wie er ohne Lehrmeister und Vorbild eine solche Menge glänzender Couplets machen konnte.

Man begreift wohl, daß der sorglose Olivier sich nicht die Mühe nahm seine Lieder zu sammeln und sie herauszugeben. Wenn er sie dichtete, so dachte er wol weniger daran den Musen zu huldigen, als vielmehr seiner lustigen Laune zu genügen und dann besonders die ländlichen Feste zu verherrlichen, deren Mittelpunkt er jedesmal war. Erst 1610 veröffentlichte sie ein virefischer Advocat, Jean Lehour, unter dem Titel: „Neues Liederbuch von Vaudevires, von Olivier Basselin."

Im vorigen Jahrhundert hat man nun lange und viel über die Etymologie des Wortes Vaudevires gestritten. Einem Etymologen von Profession ist die natürlichste Ableitung freilich immer am ungenügendsten. Daher hat man das ursprüngliche Wort Vaux de vire zu entstellen versucht und behauptet: es wären Lieder welche von Vau la ville oder voix de ville herkämen. Aber schon Vauquelin de la Fresnaye, ein Dichter des 16. Jahrhunderts, singt:

Chantons en nos festins encore les *vaux de Vire*,
Qui sentant le bon temps nous font encore rire.

Auch Gourgueville de Bras (1560) und André Duchesne vertheidigen die richtige Ansicht, und Letzterer sagt in seinem Buche: „Alterthümer der Städte in Frankreich" (1620): „Von hier (Vire) sind auch jene alten Lieder die man gemeinhin Vaudevilles nennt zuerst ausgegangen; eigentlich heißen sie Vaux de Vire und ihr Autor war ein gewisser Olivier Basselin. So hat es uns Belleforest überliefert." 31.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Taschenbuch

der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usancen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von

***Christian* und *Friedrich Noback*.**

Zwölftes Heft.

(Wiesbaden — Zwoll, und Nachträge Alessandria — Alexandrien.)

Breit 8. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das dreizehnte Heft wird den Schluss des Werkes enthalten und bald erscheinen.

Leipzig, im November 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 265. — 5. November 1849.

Die Literatur des Augenblicks.

(Fortsetzung aus Nr. 264.)

Ich komme zu dem letzten dieses zweiten Regiments. Dieser ist kein Superintendent, und doch ist der Titel sehr lang:

10. Babylonische Beiträge zur politischen Confusion unserer Tage. Den ruhelosen Manen der dahingeschiedenen provisorischen Ruinirungsregierung in volkssouverainetätlicher Unterthänigkeit gewidmet. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. Gr. 16. 3 Ngr.

Von diesen Knittelgedichten nur einige Firmas und dann eine einzige Probe: „Unsere liebe Jugend", „Nur provisorisch", „Jezz nix wie druff", „Adjes Sägebock", „Verreckt All' mit 'nanner", „Der Michel auf der Freiheitsjagd" u. s. w. Die Probe diese:

Die zehn Aufgebote.

Das erste Aufgebot besteht
Aus jedem Kind das noch nicht geht;
Es heißt, schnell einen Namen her,
Die Windel- und die Schlotzerwehr.
Im zweiten Aufgebote steht
Das Kind bis es zur Schule geht;
Es heißt, schnell einen Namen her,
Es heißet die Kleinkinderwehr.
Ins dritte Aufgebot sodann
Nimmt man den kleinen, jungen Mann,
Ach, daß das Büblein Gott bewahr',
Vom sechsten bis zum achten Jahr;
Es heißt, schnell einen Namen her,
Es heißt die Einmaleinserwehr.
In vierten Aufgebotes Schar
Steht man von acht bis vierzehn Jahr;
Es bildet, schnell 'nen Namen her,
Es bildet dies die Bubenwehr.
Von vierzehn bis zu achtzehn dann
Im fünften Aufgebot steht man;
Es bildet, schnell 'nen Namen her,
Dies Aufgebot die Latschewehr.
Von achtzehn bis zu dreißig Jahr
Nimmt man die ganze junge Waar'
Zum sechsten Aufgebote her
Zu unsrer Junggesellenwehr.
Von dreißig bis zu vierzig dann
Nimmt man den ehrenfesten Mann,
Und sträubte er sich noch so sehr,
Zur Hagstolz- und Pantoffelwehr.
Dies wär' das sieb'nte Aufgebot;
Doch jetzt kommt erst die höchste Noth:
Von vierzig bis zu fünfzig nun
Läßt man die Männer noch nicht ruh'n;
Das achte Aufgebot drückt schwer:
Es bildet die Philisterwehr.
Von fünfzig bis zu siebzig noch
Spannt in des Dienstes schweres Joch
Das neunte Aufgebot sie ein,
Die Altekracherwehr zu sein.
Von siebzig bis zu hundert Jahr
Nimmt's zehnte Aufgebot sogar
Die Alten mit der Krücke her
Zur Zitter- und zur Wackelwehr.

G. Struve,
Provisorischer Wehrausschüßler, definitiver Rappelkopf, großherzoglich badischer Hof- und Stadt-Republikaner.

Gemeine Winkelspeculation!

Wir gerathen jetzt, geneigter Leser, in die wohlthuendere Atmosphäre der mittelpünktlichen Leute, meine dritte und letzte Phalanx. Hier ist von Ultrathum in keiner Hinsicht eine Rede, es kommt aber dafür, wie allemal wo die Gegensätze verstummen, sogleich zur Gemüthlichkeit, ja sogar zu etwas Poesie. Nehmen wir zuerst die

11. Daguerreotyp-Bilder von J. G. Zweite unveränderte Auflage. Sulzbach, J. E. v. Seidel. 1849. 16. 2 Ngr.

Da wissen wir doch gleich woran wir sind, sehen gleich wie und wo. Da gibt es eine Kapuzinerpredigt, ganz gemüthlich. Da regt sich wieder einmal der alte deutsche Hanswurst.

Holla, Hussa, Piff, Paff, Puff!
Commandirt da der Hecker oder der Rummelpuff?
Hat Satan und Lucifer
Und das ganze infernalische Höllenheer
Einen Arak- oder Branntweinsuff?
Geigt da der Strauß oder der Lanner,
Sind's Communisten oder Republikaner,
Oder Heiden, Türken und Arianer?
Treibt man so mit den Königen Spott,
Mit den Fürsten und Potentaten u. s. w.

Unser neuer Kapuziner sucht das Weltunheil in seiner Wurzel, nämlich in der Großmannsucht, in dem Mehrseinwollen, in dem leidigen Allotriatreiben statt ruhig den alten breiten Weg des Philisterthums zu wandeln und seine Schuldigkeit zu thun, Jeder für sich. An „Zucht und Sitten" soll man halten, hübsch bei seinem Stande bleiben, nicht hoffärtig sich dehnen und recken

über die Gebühr, mit Einem Wort, beim Leisten bleiben, bei der Stange, wie man so zu sagen pflegt, nicht um Anderes sich kümmern, um Keinerlei was nicht „die richtige Ordre" ist und wozu Einen sein „Geschick nicht ernannt" hat. Da will aber Alles hoch hinaus in der Welt; nicht hoch, denn hoch setzt einen endlichen Ruhepunkt voraus, sondern höher, nur höher und immer höher, und der Niedrigste, Dümmste und Schlimmste will am höchsten, will immer etwas Apartes sein, und gerade das Gegentheil bedeuten von Dem was er ist, stets mit falschen Titeln, Namen und Masken verkaufen, wo doch zu guterletzt nix dahinter ist:

Jetzt heißt's nimmer Jungfer, sondern Mamsell,
Jetzt heißt es Commis, nimmer Gesell;
Statt Schustern und Schneidern gibt's nur Fabrikanten;
Oekonomen heißen nun die sonst Bauern sich nannten;
Wer unter die Haube heutzutag' kam —
Heißt nimmermehr Frau, nein, sie heißt jetzt Madam'!
Das Töchterlein wird dann als Fräulein geputzt,
Und modisch von hinten und vorn zugestutzt;
Die Oder, die Weser, die Donau, der Main,
Die Altmühl, die Pegnitz, die Elbe, der Rhein,
Sie liefern Mantillen, Cazawaiken, Geschmeid',
Die Hüte, die Schleier, die Gürtel, das Kleid,
Colliers und Braceletten sind schnurgrad aus dem Paradies,
Und hinten, da wölbt sich was, her aus Paris!
Kann es wol kochen, das Putzdöckchen — Ja?
„Ach nein, lieber Gott, das besorgt der Papa!"
So kann es wol stricken, und flicken, und näh'n? —
„Wo denken Sie hin? Das müßte mir sauber anseh'n!"
Es hoffet Versorgung vom Zufall und Glück,
Errathen! nach Californien schauet ihr Blick?
Zum Prediger in der Wüsten,
Wie wir lesen im Evangelisten,
Kamen auch Mädchen gelaufen,
Thaten Buß', und ließen sich taufen;
Fragten ihn: Quid faciamus nos,
Wie machen wir's, daß wir kommen in Abraham's Schoos?
Et ait illis, und er sagt:
Palmarum corona coquabus:
Lernt kochen, wenn ihr einen Mann wollt;
Pudicitiae corona filiabus:
Nur Sittsamkeit erwirbt Minnesold;
Immaculata sint vestimenta:
Kleidet euch nicht nach dem Modejournale;
Denn Hoffart ist der Grund zum Falle.
Contentae estote:
Verwerft alles Geschneckelte und Flotte
Und gleicht den Lilien auf dem Feld,
So schätzt und achtet euch die ganze Welt!
Und ist erst der Luxus zu Grab' getragen,
Dann wird ein neuer, glücklicher Morgen tagen;
Dann blüht wieder Wohlstand, Sitte und Glück,
Außerdem geht's immer noch weiter zurück!
Glaubt ihr, Kapuziner sind dumm?
Sie sagen die Wahrheit! Finis est, punctum!

Im Uebrigen ist die Weltanschauung unsers mittelpünktlichen Mannes eine durchaus hoffnungsvolle. Er gibt Nichts auf, ist weit entfernt verzweifeln zu wollen, und meint nur die Leute sollen sich untereinander lieb haben, sich fern halten von allem Neid, von Misgunst und selbstgemachter Zwietracht, dann werde es eintreffen was schon vor zwei Jahrtausenden Virgilius gemeint: Novus ab integro saeclorum nascitur ordo.

Nach manchen Wirren und Beschwerden,
Nach manchem-Hader und Conflict
Muß endlich Alles besser werden,
Und alle Spaltung wird erstickt.

Es ist immer gut, wenn Einer heutzutage sich und Andere noch trösten kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Brief Goethe's an Herder aus dem J. 1787 nebst Herder's Antwort.

Nach Goethe's Rückkehr aus Italien suchte Wieland diesen, wie es ihm bereits mit Schiller gelungen war, für seinen „Mercur" zu gewinnen. Am 14. Nov. 1788 meldet Schiller seinem Freunde Körner, Goethe sei jetzt auch zum „Mercur" getreten, und Wieland habe ihm im Vertrauen gesagt, daß dieser Nichts wegschenke. So erschienen denn im „Mercur" in den J. 1788 und 1789 von Goethe die „Auszüge aus einem Reise-Journal" ohne Namen des Verfassers. Das Octoberheft enthielt 1. „Rosaliens Heiligthum" (S. 32—38), mit geringen Veränderungen der Brief aus Palermo vom 6. April 1787 (XXIII, 293—297).*) 2. „Zur Theorie der bildenden Künste" (S. 38—45), mit unbedeutenden Veränderungen unter den schon im „Mercur" befindlichen Ueberschriften „Baukunst, Material der bildenden Kunst" (XXXI, 25—30) abgedruckt. 3. „Stundenmaß der Italiener" (S. 45—49), jetzt unter den „Fragmenten über Italien" (XXIV, 321—324). Die Fortsetzung folgte im Novemberhefte, und zwar 4. „Frauenrollen auf dem römischen Theater durch Männer gespielt" (S. 97—103), jetzt ebenfalls unter den „Fragmenten" (XXIV, 324—328).**) 5. „Neapel. Volkmann's historisch-kritische Nachrichten", Bd. 3. 6. „Plinius' Naturgeschichte", Bd. 3, Cap. 5. — „Lebensgenuß des Volks in und um Neapel" (S. 103—121), mit wenigen unerheblichen Aenderungen im Ausdruck in den „Briefen vom 28. und 29. Mai 1787" (XXIV, 16—28).***) Am Schlusse des Jahrgangs 1788

*) Am Schlusse ist folgende Stelle weggeblieben: „Ich habe nachher manchmal mit mir selbst darüber gescherzt, und das Vergnügen das ich dort empfunden mehr einer glücklichen Stimmung und einigen Gläsern guten sicilianischen Weins als den Gegenständen selbst zuschreiben wollen: allein zu meiner Rechtfertigung fand ich in dem «Voyage pittoresque de la Sicile» folgende Stelle: «La statue est de bronze doré avec les mains et la tête en marbre blanc, mais si parfaitement sculptée et dans une position si naturelle que l'on serait tenté de la croire vivante.» Daß ich also nach diesem Zeugniß mich des Eindrucks den jenes leblose Bild auf mich gemacht nicht schämen darf. An der Seite der Kirche und des kleinen daran gebauten, damit verbundenen Klosters sind noch einige beinahe gleich große Höhlen, welche doch nur den Ziegenheerden zum Schutz und zum natürlichen Stall dienen." Diese Worte geben sich deutlich als Zusatz zu erkennen.

**) Richtig heißt es hier (S. 101): „Er kennt sie und bringt sie als Künstler wieder hervor", nicht „er bringt sie und bringt sie."

***) S. 28 ist Festtagen ein Druckfehler statt Fasttagen. Im Schlusse hat Goethe folgende Stelle weggelassen, da er die Sache, wenn auch nicht so ausführlich, anderwärts (XXIII, 264) erwähnt hat: „Besonders sind die Werkstätten dieser Erziggitori am Tage des heiligen Joseph's, ihres Patrons, sehr lustig anzusehen. Die Bude ist mit dem Bilde des Heiligen und mit vielen Gemälden von Seelen welche im Fegefeuer leiden als eine Anspielung auf die Flammen, wodurch die Fische gar werden, geziert. Eine große Pfanne wird über einem Ofen geheizet, Einige machen den Teig zurechte, Andere tragen die Stücke in das siedende Oel; die beiden Personen aber welche mit großen zweizinkigen Gabeln die gebackenen Kränzchen herausheben sind die merkwürdigsten; sie stellen Engel vor, wie sie aber solche vorstellen wird Niemand errathen. Durch den Begriff, daß Engel große, schöne, goldene Haarlocken haben müssen, geleitet mag man wol bei großen Processionen den Knaben welche

bemerkte Wieland: „Der unter dem bescheidenen Titel «Auszüge aus einem Reise-Journal» angefangene Artikel (dessen Verf. wol nicht genannt zu werden braucht, da die Hand oder vielmehr der Geist des Meisters Niemand hoffentlich im Zweifel läßt) wird 1789 fleißig fortgesetzt werden, und ich zweifle nicht, daß er sowol durch die Abwechselung und Mannichfaltigkeit der Materie als durch ihren innern Gehalt, den Reichthum an feinen Bemerkungen und Combinationen, und das Interessante, das der Verfasser auch da zu finden wußte, wo der gewöhnliche Schlag der leeren und eilfertigen Reisenden Nichts sieht, unsern Lesern sehr willkommen sein wird." Das Februarheft des folgenden Jahres brachte als Fortsetzung 7. den Aufsatz „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil". 8. „Von Arabesken" (S. 113—126), die beide mit geringen Veränderungen XXXI, 31—42, stehen. Als neunter Artikel folgt dann unter der Ueberschrift „Naturlehre" folgender von Goethe später nicht benutzte Brief, der wol die Aufnahme unter Goethe's Reisebriefe aus Italien verdiente.

„Neapel, 10. Jan. 178..

Wenn ich in diesem schönen Lande, selbst mitten im Winter eines heitern Himmels, einer schönen Erde, einer fortgesetzten Vegetation genieße, so freut es mich, daß meine Freunde im Norden durch andere Naturerscheinungen wenigstens einigermaßen schadlos gehalten werden. Sie rühmen mir, theurer Freund, die Schönheit Ihrer gefrorenen Fensterscheiben, und können mir nicht genug ausdrücken wie diese vorübergehenden Erscheinungen sich bei strenger anhaltender Kälte, und bei dem Zuflusse von mancherlei Dünsten zu Blättern, Zweigen, Ranken, ja sogar zu Rosen bilden. Sie schicken mir einige Zeichnungen, die mich an das Schönste was ich in dieser Art gesehen erinnern, und durch die besondere Zierlichkeit der Gestalten in Verwunderung setzen. Nur scheinen Sie mir diesen Wirkungen der Natur zu viel Werth zu geben; Sie möchten gern diese Krystallisationen zum Range der Vegetabilien erheben. Das was Sie für Ihre Meinung anführen ist sinnreich genug, und wer würde leugnen, daß alle existirenden Dinge unter sich Verhältnisse haben? Aber erlauben Sie mir zu bemerken, daß diese Art zu betrachten, und aus den Betrachtungen zu folgern für uns Menschen gefährlich ist. Wir sollten, dünkt mich, immer mehr beobachten, worin sich die Dinge zu deren Erkenntniß wir gelangen mögen voneinander unterscheiden, als wodurch sie einander gleichen. Das Unterscheiden ist schwerer, mühsamer als das Aehnlichfinden, und wenn man recht gut unterschieden hat, so vergleichen sich alsdann die Gegenstände von selbst. Fängt man damit an die Sachen gleich oder ähnlich zu finden, so kommt man leicht in den Fall seiner Hypothese oder seiner Vorstellungsart zuliеb Bestimmungen zu übersehen, wodurch sich die Dinge sehr voneinander unterscheiden. Verzeihen Sie mir, wenn ich in einen dogmatischen Ton falle, und nehmen Sie den Ernst in einer ernstlichen Sache gut auf. Das Leben, das in allen existirenden Dingen wirkt, können wir uns weder in seinem Anfange noch in allen seinen Arten und Weisen durch welche es sich offenbart auf einmal denken. Es bleibt also einem Geiste der dahin gerichtet ist Nichts übrig als eben diese Arten und Weisen, so genau als es ihm möglich ist, kennen zu lernen. Er sieht wol ein, daß er alle zusammen einem einzigen Begriffe, dem Begriffe vom Leben im weitesten Sinne, unterzuordnen habe; aber eben desto sorgfältiger wird er die Gegenstände voneinander sondern in welchen sich die Art zu sein und zu leben verschieden zeigt. Er wird mit Strenge, ja mit Pedantismus darauf halten, daß die großen eingeschlagenen Merkpfähle nicht verrückt werden, welche, wenn sie auch nur willkürlich eingeschlagen waren, ihm doch dazu helfen müssen das Land zu messen und auf das genaueste zu kennen. Er wird die drei großen in die Augen fallenden Gipfel, Krystallisation, Vegetation und animalische Organisation, niemals einander zu nähern suchen, vielmehr wird er nur ihre Zwischenräume genau zu kennen trachten, und mit großem Interesse an dem Punkt verweilen, wo die verschiedenen Reiche zusammenzutreffen und ineinander überzugehen scheinen. Dieses Letztere mag wol Ihr besonderer Fall sein, werther Freund, und ich darf Sie deshalb nicht tadeln, weil ich mich selbst in diesen Gegenden oft aufgehalten, und noch gern darin verweile. Nur mag ich nicht gern zugeben, daß man zwei Berge welche durch ein Thal verbunden werden für einen Berg ausgebe; denn ebenso ist es in natürlichen Dingen: die Gipfel der Reiche der Natur sind verschieden voneinander getrennt, und auf das deutlichste zu unterscheiden. Ein Salz ist kein Baum, ein Baum kein Thier; hier können wir die Pfähle feststecken, wo uns die Natur den Platz selbst angewiesen hat. Wir können sodann nur desto sicherer von diesen Höhen in ihre gemeinschaftlichen Thäler heruntersteigen, und auch diese recht genau durchsuchen und durchforschen. So habe ich Nichts dagegen, mein Freund, wenn Sie diese Beobachtungen worauf Sie die Winterzierde Ihrer Fenster aufmerksam gemacht weiter und genauer fortsetzen; geben Sie Acht, wo Krystallisationen sich einer Ramification nähern, und Sie werden finden, daß es gewöhnlich dann geschieht, wenn sich ein Phlogiston zu den Salzen mischt. Sie werden alsdann durch Hülfe kleiner chymischer Versuche angenehme Erfahrungen sammeln. Sie werden von den gefrorenen Erscheinungen nach und nach bis zur künstlichen Verfertigung der Dendriten übergehen, und alsdann mich selbst überraschen und belehren, wenn Sie mir den Punkt genau anzeigen, wo Sie auf diesem Wege das ganz nahverwandt scheinende Moos zu erhaschen das Glück hatten. Uebrigens lassen Sie uns für alle Kunstwörter einen gleichen Respect haben! Jedes zeigt von der Bemühung des Menschengeistes etwas Unbegreifliches zu begreifen. Lassen Sie uns die Worte Aggregation, Krystallisation, Epigenese, Evolution nach unserer Bequemlichkeit brauchen, je nachdem eins oder das andere zu unsern Beobachtungen am besten zu passen scheint. Da wir nicht mit Wenig viel thun können, so muß es uns nicht verdrießen mit Vielem wenig zu thun, und wenn der Mensch die ganze Natur nicht einmal in einem dunkeln Gefühl umfassen kann, so kann er doch Vieles in ihr erkennen und wissen. Die Wissenschaft ist eigentlich das Vorrecht des Menschen; und wenn er durch sie immer wieder auf den großen Begriff geleitet wird, daß das Alle nur ein harmonisches Eins, und er doch auch wieder ein harmonisches Eins sei: so wird dieser große Begriff weit reicher und voller in ihm stehen als wenn er in einem bequemen Mysticismus ruhte, der seine Armuth gern in einer respectabeln Dunkelheit verbirgt."

Die Datirung des Briefs „Neapel, 10. Jan. 178..", muß auf einem Irrthum beruhen, da Goethe den Januar weder 1787 noch im folgenden Jahre zu Neapel zubrachte. Ohne Zweifel ist der Brief am 10. März 1787 geschrieben. Am 9. März hatte Goethe die Briefe seiner Freunde vom 16. Febr. erhalten, auf welche er gleich am folgenden Tage die mittlerweile entstandenen Berichte seinen Freunden übersandte. In der italienischen Reise findet sich kein Brief vom 10. März 1787, wol aber in den Briefen an den jungen Friedrich von Stein, an welchen er gerade vor der Absendung einen Brief beizulegen nicht unterlassen wollte. Goethe schrieb die meisten seiner Briefe aus Italien an Herder und an Frau von Stein; der

---

als Engel dabei erscheinen sollten blonde Perücken aufgesetzt haben; vielleicht sind diese Perücken durch die Zeit kahl geworden oder man hat sie nicht immer so reichlockig haben können; genug, in einem Lande wo meist ein Jeder sein eigenes Haar trägt sind nur die Begriffe von Peräcke und Engel in Verbindung geblieben, und der Hauptbegriff von Locke ist ganz verloren gegangen, sodaß diese beiden Kerle, welche übrigens so zerlumpt als der geringste Neapolitaner aussahen, schon ihre Würde als Engel zu behaupten glauben, wenn sie irgend eine alte Perücke auf das eine Ohr setzen, übrigens fein fleißig in die Pfanne fahren, und so die guten Geister vorstellen welche die Seelen aus dem Fegefeuer herausholen. Diese wunderliche Decoration, ein unbändiges Geschrei, noch mehr aber der wohlfeile Preis an diesem Tage, zieht eine Menge Käufer herbei, welche ihren Appetit für ein Geringes befriedigen, und zugleich ein andächtiges Gebet für die gebenedeiten Seelen im Fegefeuer absenden."

vorliegende Brief kann nur an Erstern gerichtet gewesen sein (vermuthlich lautete die Anrede statt „Lieber Freund" zutraulicher, etwa „Lieber Bruder" oder das bloße „Du", wofür auch die Antwort spricht welche auf den Brief erfolgte). Im Märzhefte*) findet sich nämlich unter den „Fortgesetzten Auszügen aus dem Taschenbuche des Hrn. ***" (man merke auf den veränderten Titel) nach dem Aufsatze „Volksgesang" (S. 229 — 232), den Goethe später an den Anfang der „Fragmente über Italien" stellte (XXIV, 303—320), folgender Brief, überschrieben: „10. «Naturlehre.» Antwort. Siehe den Februar des «Deutschen Mercur», S. 126": **)

„Ein lauer Wind hatte schon unsere reizenden Wintergärten aufgelöst als Ihr Brief ankam, der uns beinahe der Freuden welche wir im Andenken der zierlichen Erscheinungen empfanden gleichfalls beraubt hätte. Verzeihen Sie wenn wir anfangs in Ihrem Schreiben den Uebermuth eines Reichen zu sehen glaubten, wenn es uns schien als wüßte der Glückliche im Genuß der schönsten Scenen der Natur das Vergnügen entfernter Freunde an den mittlern und geringern Productionen der Natur nicht zart genug zu schätzen. Bei dieser Gelegenheit habe ich recht empfunden, wie viel vortheilhafter es sei sich über wissenschaftliche Gegenstände mündlich als schriftlich zu unterhalten. In der Entfernung und bei schriftlicher Communication glaubt man oft anders zu denken als der Zweite, und man denkt ebenso; man glaubt überein zu denken, und denkt verschieden. Im Gespräche löst sich ein solches Misverständniß leicht auf; schriftlich fängt es an zu stocken, und leider sehen wir, daß oft kluge und verständige Männer, wenn einmal ihre Abweichungen voneinander gedruckt sind, sich fast nie wieder zusammenfinden können. Glücklicherweise sind wir nicht in diesem Fall, und ich schreibe diesen Brief eilig, um Ihnen zu sagen, daß wir übereinstimmender denken als Sie zu glauben scheinen, und ich mich nur vielleicht in meinem ersten Briefe zu kurz und unbestimmt ausgedrückt habe, daher Sie denn auf den Argwohn gekommen sein mögen, als wichen wir von dem rechten Wege der Betrachtung und der Wissenschaft ab. Wir müssen Ihnen leider zugeben, daß es eine ganz andere Empfindung sei durch einen Orangenwald in vollem und dauerndem Genusse zu spazieren, als hinter einer Fensterscheibe augenblicklichen und vergänglichen Wirkungen der Natur aufzulauern. Auch haben wir nie unsere durchsichtigen Eisflächen zum Range der hesperischen Gärten erheben wollen. Allein dem anschauenden Auge ist es eine sonderbare Erscheinung, daß, wenn bei strengem Froste sich Dünste an eine Fensterscheibe legen, sie sich daselbst zuerst in kleinen Wasserkügelchen sammeln, die bald von der am Rande befindlichen größern Kälte zusammengedrängt sich näher zu verbinden suchen. Manche schießen alsdann sogleich in sternförmige oder andere Gestalten an, manche bilden sich zu langen Fäden oder Schnüren, an deren beiden Seiten sich nach und nach neue Fäden und Schnüre ansetzen, bis zuletzt eine förmliche pflanzen- oder baumähnliche Gestalt entsteht. Gewiß ist es, wie Sie selbst bemerken, daß das Phlogiston hier keine geringe Rolle spielt. An Orten wo sich mehre unreine und phlogistische Dünste versammeln breiten sich diese Gestalten in zusammenhängenden Formen stets weiter auseinander; es bilden sich in der Mitte gleichsam Stiele und Stämme; aus den tiefen Hohlungen eines Fensterrahmens scheinen sie Nahrung herbeizuschaffen, und breiten sich daselbst in wurzelähnlichen Ramificationen aus. Wenn auch hier die Einbildungskraft dem äußern Sinne in Manchem zu Hülfe käme, so ist doch nicht zu leugnen, daß diese Gestalten, welche sich von außen veranlaßt auf einer Fläche bilden, große Aehnlichkeit wenigstens in der Erscheinung mit den Vegetationen haben, welche sich von innen heraus nach allen Seiten zu bilden die Kraft besitzen. Gern wollen wir also jene Gipfel und Merkpfähle stehen lassen, aber um desto mehr wird es uns erlaubt sein, wenn wir streng geschieden und abgesondert haben, auch wieder einmal zu vergleichen. Wenn beim Trennen und Absondern großer Ernst und große Genauigkeit nöthig ist, und es zum Besten der Wissenschaft sehr räthlich sein möchte das einmal Abgetrennte und Gesonderte in Lehrbüchern gleichsam wie in Archiven stehen zu lassen: so scheint es mir hingegen nicht nachtheilig zu sein, wenn man sich in Vergleichen mehr Willkür erlaubt. Sie gönnen verschiedenen Kunstwörtern gleiche Rechte! Auf gleiche Weise lassen Sie mich den verschiedenen Seelenkräften das Wort reden. Wie es gut ist keine Seelenkraft vom Gebrauch des gemeinen Lebens auszuschließen, so sollte man, dünkt mich, auch jede zu Ausbreitung einer Wissenschaft mitwirken lassen. Einbildungskraft und Witz, welche abgesondert betrachtet, und auf zerstreute Gegenstände angewandt einer Wissenschaft mehr gefährlich als nützlich sein möchten, sind doch selbst die Hauptwerkzeuge, womit das Genie weiter reicht als gewöhnlich die Menschen zu reichen vermögen. Wenn es also Männer gibt die recht genaue Beobachtungen machen, andere welche das Erkannte ordnen und bestimmen, und wir es mit den Arbeiten dieser Männer sehr genau nehmen müssen, weil sie selbst ein sehr ernsthaftes Pensum übernommen haben: so wollen wir es mit der dritten Classe desto leichter nehmen, zu welcher sich vorerst Ihre Freunde bekennen, die Ihnen zusammen einen herzlichen Gruß entbieten. Leben Sie wohl, und bleiben Sie versichert, daß es uns gleichfalls Ernst um die Wissenschaft ist die Ihnen am Herzen liegt; und wenn Sie uns recht gute Beobachtungen zurückbringen, so werden Sie unsere Versuche das Neue mit dem uns Bekannten zu verbinden gewiß nicht misdeuten, und wir werden, wenn unsere Gemüthsart uns gar zu weit verleiten sollte, gern auf einen Wink merken der uns in Zeiten erinnert."

Die Antwort Goethe's auf Herder's Brief, welche freilich im überströmenden Gefühl des unendlichen Genusses der ihm in Sicilien geworden nicht auf das Einzelne eingeht, scheint der Brief an Herder vom 17. Mai zu sein, wo es unter Anderm heißt: „Ich muß euch so bald als möglich wiedersehen; es sollen gute Tage werden. Ich habe unsäglich aufzuladen, und brauche Ruhe es wieder zu verarbeiten. Wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten als es möglich ist, ohne Eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen."

Als Goethe am 10. März den oben mitgetheilten Brief an Herder schrieb, hatte er das Geheimniß der Pflanzenerzeugung und Organisation noch nicht entdeckt, was ihm erst in Sicilien gelingen sollte; aber seine Richtung war längst, besonders seit dem schnellen Uebergang über die Alpen, wo ihm die Fülle einer durchaus fremden Vegetation entgegentreten sollte, ganz entschieden gegen die Pflanzenwelt hingewandt. Noch ehe er Neapel gesehen schrieb er von Rom aus: „Meine botanischen Grillen bekräftigen sich, und ich bin auf dem Wege schöne Verhältnisse zu entdecken." Mit der animalischen Organisation hatte er sich schon in Jena beschäftigt, und in Rom studirte er unter Tischbein's Leitung den menschlichen Körper; auch die geologischen Verhältnisse zogen die Aufmerksamkeit des schon frühe damit vertrauten Reisenden auf sich. Je mehr sich aber seine Ansichten von der Natur aufklärten, seine Begriffe sich reinigten, um so lebhafter mußte er auf die genauere Scheidung der verschiedenen Organisationen dringen, wovon uns dieser Brief ein merkwürdiges Zeugniß gibt, in welchem diese fast leidenschaftliche Sonderung ihn fast zu einer Verletzung des ebenso geliebten als in seinen Hauptanschauungen mit ihm einigen, tiefblickenden Freundes verleitet.

H. Düntzer.

*) In demselben Hefte wird (S. 338) von der angekündigten Schrift über das römische Carneval bemerkt, sie sei von demselben Verfasser wie die Auszüge aus dem „Taschenbuch eines Reisenden" im „Mercur".

**) Herder war um diese Zeit in Italien, von wo er erst im Juli 1789 in Weimar zurück war.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 266. — 6. November 1849.

Die Literatur des Augenblicks.

(Fortsetzung aus Nr. 265.)

Es präsentirt sich uns jetzt in Großquart ein ziemlich buntscheckiges Geschöpf:

12. Der politische Struwwelpeter. Ein Versuch zu Deutschlands Einigung. Erster Theil. Mit 12 schön colorirten Tafeln und verständlichem Text für deutsche Kinder unter und über sechs Jahren. Dem deutschen Michel gewidmet von Henry Ritter. Düsseldorf, Buddeus. 1849. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Henry Ritter, der Autor von diesem Struwwelpeter, gibt, wie man sieht, das bedenkliche Project der Einigung Deutschlands noch keineswegs auf, er hat es vielmehr seinerseits neu aufgenommen, mit dem Unterschied nur, daß er es nicht sowol auf dem hitzigen Wege wie Andere thaten, als vielmehr auf dem kühlern, auf dem sogenannten kalten Wege durchzusetzen sucht. Henry Ritter ist der Mann der Deutschland theilweise einigen will; er hätte auch sagen können lothweise. Alsdann hätten wir wenigstens das Ende des Einigungswerks gesehen, weil mit dem 32. Loth immer das Pfund voll wird. So aber ist in der That nicht abzusehen wie viel Theile seines Struwwelpeter Henry Ritter bedürfen wird, bevor er sagen kann, daß sein großes Werk gelungen ist. Diesen ersten Theil anlangend, so bringt derselbe wie gesagt in äußerst buntscheckiger Illustrirung und ebenso buntscheckigem Knittelversstil zuerst eine Dedication an unsern Michel, sodann das leibhaftige Conterfei des vielköpfigen, mit Wappenschildern, Cocarden, bi- und tricoloren Streifen ganz überkleisterten Struwwelpeter selbst, dieses germanischen Ungeheuers, welches Alles und Jedes ist, und eben deshalb nie und nimmer Etwas sein wird.

Theils ist er guter Royalist,
Theils mäßig und theils Terrorist,
Bald ist er Preuß', bald Oestreichs Kind,
Bald luther'sch und bald römisch gesinnt:
Bald ist er Wühler, Heuler bald,
Er trägt ein Röcklein morsch und alt,
Mit sechsunddreißig Flicken
Bedeckt's ihm kaum den Rücken.
Wenn er den Rock nicht wechseln thut
Ergeht es nimmermehr ihm gut,
Es ruft sodann ein Jeder:
Pfui, garst'ger Struwwelpeter!

Die folgenden Bilder und Reime bringen nun zuerst die Geschichte von „Friedrich dem Terroristen".

Der Friederich, der Friederich,
Das ist ein arger Wütherich u. s. w.

Er kann, dieser terroristische Friedrich, nie Ruhe halten, ja er sammelt sich sogar ein Heer von Schneider- und Schusterbuben, er selbst noch ein Bube, und nachdem er an diese Altersgenossen und „Gesinnungstüchtigen" Bratwürste und Zuckerstriezel ausgetheilt, macht er Revolution im Hause und Dorfe, wird aber, wie es solchen Büblein ziemt, von der Frau Mama und andern Familienautoritäten solchergestalt abgefertigt und gezüchtigt, daß er von Stund an eine unüberwindliche Apprehension wider die Heimat kriegt, und stracks nach Amerika geht.

Dies wäre also der erste Einigungsversuch unsers Struwwelpeter-Autors. Alsdann kommen Bild und Gleichniß von „Jakob dem Heuler", der „an die 30 Jahre in Schmuz und Dunkelheit verlebt hat, und Prügel mehr als Brot gekriegt". Das wird ihm endlich doch zu bunt, über Nacht schüttelt er sich und wirft seine Knechtschaft ab, und jetzt auf einmal kommt zu ihm eine schöne Dame (die Madame Freiheit), nimmt den wüsten Jakob in ihr reinlich Haus, „wäscht und kämmt" ihn sogar, und putzt ihn köstlich heraus; er wandelt nun auf Blumen, da „wo schöne Fahnen weh'n" u. s. w. Er darf nun sogar „lesen und schreiben", braucht nicht mehr im Dunkeln zu sitzen, und dergleichen schöne Dinge mehr.

Dies passirt im Monat März,
Und, nun hör', du glaubst, ich scherz',
Schon nach ein'ger Monat' Frist
Jakob ganz unglücklich ist,
Klagt und heult, und heult und schreit,
Wünscht zurück die alte Zeit,
Sehnt sich nach dem alten Stalle,
Nach den Prügeln, die er alle
Tage kriegte, nach dem Schmuz,
Krank wird er vor Ueberdruß u. s. w.

Wo Jakob der Heuler ist darf natürlich auch „Peter der Wühler" nicht fehlen.

Dieser war stets unzufrieden,
Was die Mutter ihm beschieden
War ihm niemals gut genug....

Mit Butterbrot und Aepfeln wollte er sich nicht begnügen; ihn gelüstete nach Pflaumentorte und dergleichen

guten Sachen, die der Peter sich allsogleich vindicirt, weil sie ja doch einmal da sind.

In dem Eckschrank stehet dort
Die versproch'ne Pflaumentort',
Schlechtes nimmt ein Narr nur an
Wenn er Beff'res haben kann.

Verführung wirkt. Peter sammelt Hülfstruppen, homogene, gleichgesinnte Jungens, und läuft Sturm mit ihnen auf den Eckschrank.

Aber ach, der Schrank stürzt um
Ueber alle Kinder, Pumm!!
Peter schleicht sich leise fort,
Doch in ihrem Blute dort
Liegen, ach, die Kinder all',
Schwer verstümmelt durch den Fall.
Hier ein Bein, ein Fuß, ein Arm,
Dort liegt noch ein Köpfchen warm.
Hätten sie den Wühler nicht
Angehört, mit froh Gesicht
Aeßen Aepfel sie und Brot,
Wären nicht so schrecklich todt.

Die Illustration zu diesem Sturm und Sturmesausgang ist ausgezeichnet witzig. Es kommt nun die Geschichte vom „Sonder-Ernst", einem hartnäckigen, immer gesondert sein wollenden Potentaten, der eitel „Sonderlüstchen" hat, und nie „als Deutscher seine Pflicht thun will". Da wird es denn zuletzt der Mutter Germania zu arg, sie jagt den sonderlüstigen Sohn aus ihrem schönen Garten fort, weithinweg zur fernen Insel Engelland.

Wird's ihm dorten weinerlich,
Tröstet ihn der Metternich.
Beide lachen noch zur Zeit
Des Traums der deutschen Einigkeit.

Die „Schreckliche Geschichte vom Schlächter Alfred" macht den Beschluß des Werkchens in zwei gräßlich mordgeschichtlichen Tableaux, auf welchen auch gar Nichts fehlt was zum Handwerk gehört. Es ist kolossal! Nie ist so etwas Haarsträubendes auf einer Stange getragen, auf ein Stück Wachstuch gepinselt worden. „Immer 'ran, immer 'ran, meine Herren: es kostet nur einen Sechser, und die Kinder 'nen Dreier!"

13. Drei Schleswig-Holsteiner Lieder. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Wir lassen sie direct auf den „Struwwelpeter" folgen. Der Inhalt ist dieser: „Kriegslied im März 1849", „Christian VIII., am 5. April 1849", „Die Gefion-Eckernförde". Ich hebe das zweite Gedicht, welches den kriegerischen Volkston auf recht ansprechende Weise trifft, und welchem zugleich eine nicht üble Composition beigegeben ist, ganz hervor:

Christian VIII., am 5. April 1849.

Nach der Weise: „Kong Christian stad ved höie Mast."

Der Dänen Stolz auf hohem Meer,
Christian der Acht',
Er naht, er naht mit Mann und Wehr,
Fregatt' und Dampfboot um ihn her,
Auf vollen Segeln schicksalsschwer
Christian der Acht';
Im Glanz des Lod's, der flutumrauscht
Aus vierundachtzig Schlünden lauscht,
Naht er, vom Siegeswahn berauscht,
In gold'ner Morgenpracht!

Reizt euch, ihr Küsten kriegsempört,
Christian der Acht'?
Ha du, vom Schwindel auch bethört,
Mein keckes Städtlein Eckernförd',
Husch, eh' mit Bomben dich zerstört
Christian der Acht';
Streich deinen Muth, laß dir verzeih'n,
Das Wort ist groß, der Muth ist klein,
Steck' auf des Königs Banner! — Nein!
Und Nein! erschallt's mit Macht.

Wie stark er ist, und wild er droht,
Christian der Acht',
Hoch uns're Farben blau-weiß-roth,
Und Hurrah hoch im Feu'r und Tod,
Hurrah dem Gruß den uns entbot
Christian der Acht'!
Schau' her, noch wallt uns im Gefecht
So Herz wie Banner deutsch und echt,
Mit uns ist Deutschland und das Recht,
Trotz Königsbann und -Acht.

Wol schickst du manchen off'nen Brief,
Christian der Acht',
Manch' grimm'ge Ladung grad und schief,
Doch uns're Kugeln schlagen tief:
Fühlst du die Kraft, die lange schlief,
Christian der Acht'?
Sechs tapf're Stück am Nordstrand hier,
Und dort am Südstrand vier und vier,
So schicken wir zur Antwort dir
Protest, der blitzt und kracht.

Sieh' da, was zuckst du wutherschreckt,
Christian der Acht'?
Ha, Gottes Zorn hat sich vollstreckt:
Der Stolz der Dänen schwankt und leckt,
Getroffen schwer im Sande steckt
Christian der Acht'!
Auf denn, ihr Bürger, ohne Scheu,
Wie stolz er poch' und sterbend dräu',
Jetzt gilt's, jetzt rüstet euch aufs neu',
Und schlagt die letzte Schlacht.

Triumph! Triumph! Sein Banner strich
Christian der Acht'!
Die Waffen ruh'n, der Donner wich,
Sieg Schleswig-Holstein! Sieg durch dich!
Vor Deutschlands Feldherrn beuget sich
Christian der Acht'!
Und über Dän'marks Sturz entrollt
Weht hoch im letzten Abendgold
Das deutsche Banner schwarz-roth-gold
Und grüßt die Sternennacht!

Heil Allen denen Ruhm gewann
Christian der Acht':
Euch Feuerwerkern, Mann für Mann,
Dir tapf'rer Führer Jungemann,
Euch Bürgern, die zu schrecken sann
Christian der Acht':
Heil, Preußer, dir am Ziel des Tags,
Verklärt im Glanz des letzten Schlags:
Heil dir, o Herzog, der des Tags
Sieg und Triumph vollbracht!

Weh', deine Weisheit kam zu spät,
Christian der Acht':
Von Deutschlands Farben überweht,

Auffliegt des Banners Majestät,
Als Feuersäul' am Himmel steht
Christian der Acht'!
So preiset den gerechten Gott,
Der, mächtig über Heer und Flott',
All' seiner Feinde schnöden Spott
Glorreich zu Schanden macht!

Schade — für Die insbesondere die in dieser „Nordstrandangelegenheit" sich begeisterungsfähig zeigten — daß hier abermals ein gut Stück deutschen Gemüths einer Sache gewidmet wurde die keiner Begeisterung werth war.

(Der Beschluß folgt.)

Bedeutung einiger in der politischen und Umgangssprache der Nordamerikaner häufig vorkommender Ausdrücke und Redeweisen.*)

Uncle Sam. Die gewöhnliche Bezeichnung für die Regierung der Vereinigten Staaten, zuweilen auch Brother Jonathan genannt, wie man sich des Ausdrucks John Bull in England bedient. Mr. Frost in seiner „Naval history of the United States" erzählt den Ursprung dieses Namens in folgender Weise: „Unmittelbar nach der letzten Kriegserklärung gegen England besuchte E. Anderson aus Neuyork, ein Lieferant, Troy am Hudson, um daselbst eine beträchtliche Masse Proviant, Ochsen, Schweine u. s. w. zu kaufen. Die Inspectoren der dort angehäuften Verkaufsartikel waren die Hrn. Ebenezer und Samuel Wilson, wovon Letzterer, allgemein unter dem Namen des Uncle Sam bekannt, speciell mit der Beaufsichtigung einer beträchtlichen Anzahl Arbeitsleute beauftragt war, welche die von dem Lieferanten E. Anderson erstandenen Vorräthe auf die Schiffe verluden. Die Kisten waren mit «E. A.» und «U. S.» bezeichnet. Unter den dabei beschäftigten Arbeitern befand sich ein witziger Kopf, welcher, um den Sinn dieser Anfangsbuchstaben von seinen Kameraden befragt (es ist hier zu bemerken, daß der Gebrauch der beiden Buchstaben U. S. für United States damals bei der Mehrzahl noch sehr wenig bekannt war), schnell mit der Antwort zur Hand war, «sie könnten nichts Anderes bedeuten als Elbert Anderson und Uncle Sam». Dieser Spaß gefiel bei den Arbeitern und verbreitete sich rasch, und Samuel Wilson selbst, der zugegen war, wurde gelegentlich von ihnen damit aufgezogen wie seine Besitzungen sich von Tag zu Tag ausdehnten." Als viele von diesen Arbeitern sich nachmals anwerben ließen, und nach den Grenzen gegen den Feind marschirten, begleiteten sie ihre frühern Späße mit ins Feld, und noch ehe der erste Feldzug zu Ende war las man schon in Zeitungen diesen obenerwähnten Ausdruck von Uncle Sam. Er gefiel und drang allmälig weiter, bis er in allen Theilen der Union bekannt wurde, und ohne Zweifel so lange fortlieben wird als die Vereinigten Staaten als Gesammtnation bestehen werden.

Brother Jonathan. Der Ursprung dieser Benennung findet sich in einer der letzten Nummern des „Norwich Courier", dessen Herausgeber denselben von einem über 80 Jahre alten Theilnehmer an dem ganzen Revolutionskriege Amerikas in folgender Art erzählen hörte: „Als General Washington, zum Oberbefehlshaber der Revolutionsarmee ernannt, nach Massachusetts kam, um daselbst den Widerstand zu organisiren, und die Landesvertheidigung zu leiten, fand er einen großen Mangel an Munition und den nöthigsten Lebensmitteln, um einem so mächtigen Feinde wie England die Spitze zu bieten. Bei der Schwierigkeit sich diese zu verschaffen würde er sich im Falle eines Angriffs in einer hoffnungslosen Lage befunden haben. Inmitten dieser Bedenklichkeit hielt man einen Kriegsrath, ohne jedoch ein Mittel ausfindig zu machen um aus dieser Verlegenheit zu kommen. Da gedachte Washington des damaligen Gouverneurs von Connecticut, Jonathan Trumbull, auf dessen Meinung er das höchste Gewicht legte, und rief aus: «Wir müssen über diesen Fall Brother Jonathan zu Rathe ziehen.» Dies geschah, und in der That verstand der Gouverneur zum großen Theil dem Mangel abzuhelfen. Wenn nun nachmals Schwierigkeiten eintraten, und die Armee über das Land verbreitet war, pflegte man zu sagen: «Wir müssen Bruder Jonathan zu Rathe ziehen»." Der Ausdruck Yankee bezieht sich nur auf einen Theil, während Brother Jonathan gleich dem englischen John Bull die Gesammtheit bezeichnet.

Loco-Foco. Dieser Name, womit in den Vereinigten Staaten die demokratische Partei bezeichnet wird, datirt vom J. 1835 in Folge einer Spaltung welche durch die Erwählung des Gideon Lee zum demokratischen Congreßcandidaten herbeigeführt wurde. Die Ernennung sollte wie gewöhnlich in einer allgemeinen Versammlung der Demokraten in der Tammany-Hall bestätigt werden. Seine Freunde, welche eine lebhafte Opposition voraussahen, versammelten sich zahlreich um ihn zu unterstützen: „Die erste Frage welche sich erhob", sagt Hammond in seiner „Political history of Newyork", „und wobei man die Stärke der Parteien ermessen konnte, war die Erwählung des Vorsitzers. Die Freunde des Mr. Lee waren für Varian, seine Opponenten für Curtis. Erstere überschwemmten, sobald sich die Thüren öffneten, vermittels Hintertreppen den Saal, während Letztere durch die Vorderstiege in den langen Raum sich drängten. Beide Parteien waren laut und geräuschvoll, und erklärten jede ihren erwählten Vorsitzer als den gesetzmäßig ernannten. Es erfolgte nun ein sehr tumultuarischer, verworrener Auftritt, währenddessen die Gaslichter, die den Saal erleuchteten, erloschen. Die Partei des Mr. Curtis, auch die Antimonopolisten genannt, welche entweder schon ähnlichen Vorfällen beigewohnt hatte, oder vielleicht auch davon benachrichtigt worden war, daß ihre Gegner zu diesem Mittel ihre Zuflucht nehmen würden, hatte sich für den Fall mit sogenannten Loco-foco-Zündhölzchen und Lichtern versehen, und der Saal war wie in einem Augenblicke wieder erleuchtet. Das Journal «The courier and enquirer» taufte dieses Umstands halber die Antimonopolisten mit dem Namen der Loco-focos, welcher bald darauf der ganzen demokratischen Partei gegeben wurde, und ihr bis heute verblieb."

Loafer. Dieses eigentlich amerikanische Wort, womit man einen Müßiggänger, Pflastertreter oder dergleichen bezeichnet, hat nach und nach während der letzten 20 Jahre eine große Verbreitung gefunden. Ursprünglich wurde es auf die Faulenzer der größern Städte, etwa gleichbedeutend mit dem Lazzarone von Neapel oder dem Lepero von Mexico, angewendet. Gegenwärtig aber wird es gesprächsweise und in den Zeitungen im Sinne von Müßiggänger im Allgemeinen gebraucht, und scheint Etwas von seiner ursprünglichen Gemeinheit verloren zu haben. Das „Philadelphia Vademecum" macht folgende Bemerkung über diesen Ausdruck: „Dieses anfänglich nur von dem gemeinen Haufen gebrauchte Wort wird sich allmälig in der guten Gesellschaft einbürgern, da es das einzige Wort zur Bezeichnung einer wichtigen Art von der Gattung Müßiggänger ist, selbst die wichtigste, insofern diese Art den meisten Verdruß erweckt. Der Loafer ist nicht blos, wie man zu glauben scheint, ein zerlumpter Faulenzer, der auf der Straße in der Sonne schläft oder auf den Quais herumlungert. Im Gegentheil, der Hang ein Loafer zu sein ist auf keinen Stand eingeschränkt, und hat Das mit dem Schielen gemein, daß der König wie der Bettler mit dieser Unvollkommenheit behaftet sein kann. Es gibt ebenso gut unter den wohlgekleideten Capitalisten Loafers als unter dem Gesindel das des Nachts auf der Straße arretirt wird. Der Loafer gehört zu jener Classe von Leuten die, da sie Nichts zu thun

*) Aus J. R. Bartlett's „Dictionary of americanisms" (Neuyork 1849).

haben oder Nichts thun wollen, ihre Langeweile nicht bei sich behalten können, sondern Andere damit behelligen müssen, und zwar nicht wenn diese Zeit zur Unterhaltung haben, sondern dann wenn das Geschäft am meisten drängt. Da er sich am liebsten da befindet wo es geschäftig zugeht, und doch zu träge ist um daran selbstthätig theilzunehmen, so findet man auch nur da wo sich am meisten Geschäftsleute concentriren die wahren, unverfälschten Loafer: im Waarenmagazin sitzt er auf dem Comptoirtische, mit seinen Beinen träge hin- und herbaumelnd, und stier in das bewegte Leben um ihn hineingaffend. In der Geschäftsstube stört er jede nothwendige Unterhaltung zwischen Solchen die ihr Gespräch nicht vor aller Welt ausposaunt wissen wollen, und stöbert Papiere durch die ihn Nichts angehen; in dem Banquiercomptoir lümmelt er sich auf einen Stuhl, unterbricht schwierige Berechnungen durch sein albernes Geschwätz oder folgt einem geschäftigen Commis nach dem Waarenmagazin, nimmt gelegentlich eine echte Havana, thut einen Schluck von einer zur Probe gezogenen Flasche Weins, und eignet sich sans façon Alles an was ihm ansteht, wenn er auch nicht das geringste Recht darauf hat."

Squatter. Ein ohne irgend einen Rechtstitel sich auf nicht urbaren Ländereien im westlichen Amerika niederlassender Ansiedler. Der Squatter im Westen Nordamerikas ist ein offener, jovialer Charakter, mehr zur Fröhlichkeit gestimmt als Böses zu thun. Sein beständiger Begleiter ist eine Jagdflinte oder ein Holzbeil.

Backwoods. Damit bezeichnet man die theilweise gelichtete Waldregion an der Westgrenze der Vereinigten Staaten, auch Back settlements genannt. Dieser Theil des Landes wird sozusagen als der Rücken oder die Hinterseite der amerikanischen Civilisation betrachtet, deren Vorderseite dem Atlantischen Ocean zugekehrt ist. Auf diese Weise hat das englische Wort back in Amerika den Sinn von *westlich* erhalten, den es in mehren orientalischen Sprachen, desgleichen auch im Irländischen hat.

Native Americans. Dies ist der Name einer vor wenigen Jahren entstandenen politischen Partei, deren Zweck war die Rechte und Privilegien der in den Vereinigten Staaten geborenen Individuen gegen die Fremden in Schutz zu nehmen. Die hauptsächlichste von ihr vorgeschlagene Maßregel war die Verlängerung der durch das Gesetz für die Naturalisation festgesetzten Zeitfrist von 7 auf 21 Jahre. Diese unbillige Foderung, sowie die als Folge ihrer aufreizenden Proclamationen entstandenen Excesse haben ihr einen schnellen Untergang bereitet, und man kann sie als bereits erloschen ansehen.

Barnburners und Old Hunkers. Spitznamen der beiden jetzt bestehenden Fractionen der großen demokratischen Partei in Amerika. Der „Newyork Tribune" bemerkt hierüber Folgendes: „Parteinamen werden selten mit logischer Schlußfolge gebildet; daher läßt sich blos sagen, daß die Fraction der zuletzt am Ruder stehenden demokratischen Partei, welche behauptet am meisten radical, reformistisch und progressiv zu sein, die andere Fraction mit dem Namen Old Hunker belegt hat, um dadurch anzudeuten, daß die ihr selbst zukommenden politischen Eigenschaften völlig verschieden seien von denjenigen welche der entgegenstehenden Fraction beigelegt werden. Wir glauben, daß man mit dem Namen auch darauf anspielte, daß Diejenigen denen man ihn gab große Lust zu einem beträchtlichen «Hunk» (Antheil) von der Beute hätten, obschon Dies nicht als eine besondere Eigenthümlichkeit gerade dieser Fraction gelten könnte. Andererseits wurde die entgegengesetzte Partei Barnburners mit Anspielung auf die Geschichte von einem alten Holländer genannt, welcher um sich von Ratten zu befreien die Scheunen (Barns) worin sie hausten verbrannte; indem jene Partei dafür gilt alle Banken und Corporationen vernichten zu wollen, um die damit verknüpften Misbräuche auszurotten."

Caucus. Eine Privatversammlung der politischen Chefs einer Partei, um sich über den bei bevorstehenden Wahlen zu befolgenden Plan zu berathen. Der Ursprung dieses zuerst in Boston, und nunmehr durch die ganze Union gebräuchlichen Wortes kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden, scheint jedoch nach der Bemerkung des Dr. Gordon in seiner „History of the American revolution" daher zu kommen, daß die ersten Versammlungen gewissermaßen unter der Leitung von Männern standen die mit dem Schiffahrtswesen zu thun hatten, so daß etwa das Wort Caucus eine Corruption von caulker wäre, und Meeting dabei ergänzt werden müßte.

Bunkum oder Buncome. Wenn im amerikanischen Congresse ein Mitglied spricht blos um zu sprechen, und seine Rede gedruckt zu haben um sie seinen Committenten nach Hause schicken zu können, und dabei keinen andern Zweck im Auge hat als bei neuen Wahlen wieder gewählt zu werden, so nennt man Dies Bunkum. Der Ursprung dieses Wortes wird so erzählt: „Als man einen langweiligen Congreßredner unterbrach und ihm bemerkte, es sei völlig überflüssig weiter zu sprechen, da alle Mitglieder das Haus verließen, so entgegnete er: «Das macht Nichts; ich spreche für Buncombe»." So hieß nämlich der Ort in Nordcarolina, dessen Repräsentant er war.

Bucktail. So heißt eine politische Partei im Staate Newyork, welche um das J. 1815 entstand. Hammond in seiner „Political history of Newyork" erzählt ihren Ursprung folgendermaßen: „In der Tammany-Gesellschaft von Neuyork gab es eine Partei welche bei gewissen Gelegenheiten an ihren Hüten als Abzeichen einen Rehschwanz oder ein Stück davon trugen. Die Anhänger von De Witt Clinton nannten deshalb alle Diejenigen welche die Ansichten dieser Partei theilten, und der Administration ihres Chefs feindlich entgegentraten, die Bucktail party."

Wampum. Muscheln oder eine Schnur von Muscheln, deren die amerikanischen Indianer sich statt des Geldes bedienen. Diese aneinandergereihten Muscheln bilden einen breiten Gürtel, den die Indianer häufig als Schmuck tragen.

Wigwam heißt eine indianische, gewöhnlich aus Häuten gemachte Hütte; das Wort ist Algonkin, und kommt unter verschiedenen Formen in den Sprachen jener Familie vor.

Help. Dies ist der gewöhnliche Name womit man in Neuengland einen Diener oder eine Magd bezeichnet; so heißen auch die Arbeiter in einer Baumwollen- oder Wollenmanufactur.

Humbug. Ein Spaß, eine Fopperei. Die sogenannte fashionable Gesellschaft bedient sich mit besonderer Vorliebe dieses Wortes bei jeder Gelegenheit, und öfters scheint es nicht den geringsten Sinn zu enthalten. Fast gleichbedeutend damit ist das obgleich weniger gebräuchliche Gammon. Als Beispiele von beiden möge Folgendes dienen: „This piece will prove a confounded humbug upon the nation; these theatrical managers humbug the town damnably." „I believe you're gammoning" von Jemand der Etwas ausschneidet. „That's all gammon" — Dies ist Alles Lug und Trug.

Keeping-room ist der Ausdruck in Neuengland für das Parlour oder den Sprechsaal. G.

Miscellen.

Johann Cheke, Professor der griechischen Sprache zu Cambridge (gest. 1557), war besonders bemüht die alte Aussprache des Griechischen wiederherzustellen, wogegen sich aber allenthalben Widerspruch erhob; ja der Bischof von Winchester, als Kanzler der Akademie, erließ ein decretmäßiges Verbot dafür. „In sonis ne philosophator, sed utitor praesentibus; in his si quid emendandum sit, id omne auctoritati permittito."

Am Schlusse eines Schmauses der zu Ehren eines zum Doctor Creirten gegeben war sagte Einer der Anwesenden zu den mitspeisenden Doctoren: „Messieurs, vous êtes remplis en vertu de vos degrés." 52.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 267. — 7. November 1849.

Die Literatur des Augenblicks.

(Beschluß aus Nr. 266.)

Ich bin nunmehr bei dem vierzehnten und letzten Mann meiner macedonischen dreigetheilten Phalanx. Es ist Dies ebenfalls ein Junker. Was er uns bringt wollen wir sogleich in Anschau nehmen:

14. Die Entzauberung Friedrich's I. des Rothbarts, oder die Vermählung der Germania. Ein lyrisch-dramatisches Gedicht von Bruno von Geldern-Crispendorf. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

Dies kleine Drama, das sich selbst in ganz anspruchslosem Wesen darbringt, sprudelt nicht über von Witzfunken und Geistesblitzen; es nimmt nicht Fraction, und trägt kein grelles Colorit. Es will ebenfalls deutschthümlich vermitteln, vereinigen, und seine Vereinigungsidee ist die eines königlichen Kaiserthums in Deutschland; alsdann werde die „Entzauberung" jenes großen Hohenstaufen, der eingesteint im Kyffhäuserberge sitzt, vor sich gehen. Was jedoch in diesem Gedicht wirklich anspricht ist der überaus milde Sinn, ich sage absichtlich nicht Gesinnung, den der Verf. kundgibt, und sodann ein Anhauch von ursprünglich Poetischem, der in seiner stillen Gemüthlichkeit und Geschäftigkeit wohlthut. Außerdem kommt die Physiognomie der schönen, gesegneten, heiter und doch nicht ohne Größe gebildeten Gegend selbst, wo dies Stück unter allerlei Mondschein-, Elfen- und Gnomenwesen vor sich geht, ihm sehr zu statten. Ich wenigstens kenne kaum ein, bei freiestem, weitherzigstem Anstrich, doch lieblich begrenzteres und die Befriedigung heimlicher Ansiedelung anmuthiger ausdrückendes Landschaftsbild als eben diese Güldene Aue, von der stattlichen Hainleite, durchzogen von reinlichen Dörfern, wohlhäbigen Städten, die ihren thüringischen Charakter nicht verleugnen, anmuthigen Höhen, lieblichen Wiesengründen, üppig gedeihenden Feldern formirt und belebt, durchflossen von dem stillen Helmeflüßchen, dessen bescheidene Wellen man kaum fließen hört, und an dessen stillen Ufern unter dem erfrischenden Schatten hohlstämmiger Weiden ich manche süße Stunde verträumt habe. Und als König über diese ganze glückliche und gesegnete, weithin mit dem Horizont selbst nicht enden wollende Aue, mitten inne thronend der Kyffhäuserberg mit seiner uralten Hohenstaufenruine, mit dem mythischen Kaiser selbst, hineingezaubert in des Berges Eingeweide. Es ist gewiß, daß dies saubere, bedeutsame Gemälde, aufgerollt vor uns in einem der traulichsten Erdwinkel, vom germanischen Seufzer der Vergangenheit und Zukunft gleichstark durchzittert, gleichsam von selbst zum Gedicht auffodert.

So liegt denn auch hier ein solches vor, das jedenfalls in solcher Genesis entstanden ist. Der Gedanke liegt nahe: Der Kaiser, ein Kaiser soll auferstehen, der Berg soll seinen versteinten Todten — ob wirklich, ob symbolisch ist Dasselbe — herausgeben, damit er sein Brautfest feiere mit der Braut Germania, die seines Stammes und Wesens ein Stück von ihm selber ist. Aber den ein Jahrtausend lang schlafenden Kaiser zu erwecken, Dies, meine Herren, ist keine Kleinigkeit. Es gehört dazu ein Aufwand vieler und verschiedener Kräfte. Namentlich müssen die Naturgeister in Parade aufziehen und wirken und schaffen und weben, damit die Natur, die hier gleichsam den Geist selbst zum Stein verwandelt, sich flüssig mache, und diesen Geist und Mann, den jetzt die Braut Germania so nöthig braucht, herausfördere aus der Nacht des inwendigen Gesteins an den schönen, lichten oder auch dämmernd mondscheinhaften Tag der jungen grünen Welt. Da kommen denn auf dem Kyffhäuserberge, bei der Kyffhäuserbergruine in kühler Mondnacht alle Geister zusammen: die luftigen Elfen die ihren Reigen tanzen:

Wir baden in perlendem Wiesenthau,
Und schlürfen aus Blütenkelchen der Au'
Berauschende Lust in Taumelzügen.
Wir fahren auf Perlenmuscheln und wiegen,
Und reiten auf Föhren und Nachtigallen
Um flüsternde Lauben und Blumenhallen;
Wir schwärmen mit Sylphen und necken die Gnomen,
Wenn sie aus den Höhlen gekrochen kommen,
Und flüstern den Schlafenden Träume ins Ohr;
Und polstern uns bald auf blumige Matten,
Bald in des buschigen Felsens Schatten,
Wenn knarrend sich öffnet das Morgenthor.

Sodann kriechen die Gnomen aus dem Felsen hervor; Das sind faule erdige Gesellen, die wenn sie einmal an das Tages- oder Nachtlicht kommen, sich gleich beschweren über den sauern Dienst:

Erster Gnome.
Ich hab' mich ein Stündchen fortgemacht,
Wir Zwergs sind doch gar zu sehr geplagt.

Zweiter Gnome.
Mein Sir! Ein bischen Feierabend
Ist doch nach saurem Schweiß ganz labend!
Dritter Gnome.
Ich war auf Wache im Kaisersaal,
Da fluch' ich vor Aerger allemal.
Der große Schild, der lange Speer
Wär' fast für einen Riesen zu schwer....

Nun fährt Berggeist selbst aus dem Bergesschacht herauf, und jagt die faulen Zwerge wieder in ihre Erdlöcher. Der Berggeist ist ein grübelnder Gesell, ein monologisirender Bursch, eine Art von Faust des Berges, zugleich ist er der Hüter und Wächter des versteinerten Kaisers im Berge, welcher sozusagen bei ihm logirt. Dieser Faustische Geist, der die Jahrhunderte und ihre Folgen überdenkt, gibt denn auch sogleich uns, den Lesern, die Bedeutung des ganzen Themas zu überdenken, worauf es ankommt und was ahnungsvoll bevorsteht:

Berggeist
(auf einen Felsen tretend, nach einer Pause).
Noch steh' ich, wie vor vielen Hundert Jahren;
Wenn ich mein stolzes, blühend Reich beschau'.
Ob meine Kron' Zerbrechlichkeit erfahren,
(nach der kyffhäuser Bergruine zeigend)
Die weithin glänzte durch die Gold'ne Au;
Wenn auch, wie einst, kein Ritter mehr d'rin hauset,
Nicht Schwert und Lanz' und Schild mehr mächtig klirrt,
Und kein gewappnet Rittertroß mehr sauset
Auf stolzem Roß und festlich mehr turniert:
Das wechselt mit der Menschheit Sitt' und Mode —
Nur ewig gleich ist der Natur Methode,
Die tausendfältig doch dieselbe bleibt,
Die nach Gesetz aus ihren Elementen
Mit segensreichen, schöpferischen Händen
Des Lebens herrlichste Gestalten treibt.
So steh' auch ich, ob auch ergraut an Jahren,
Noch fest und stolz in ew'ger Jugend da,
Und lächle der Geschlechter toll Gebahren,
Die ich erblüh'n und spurlos schwinden sah,
Die Herrscher sind des flücht'gen Augenblicks,
Doch Sklaven eines höhern Weltgeschicks.

Nur Einer aus der Menschen beff'rer Mitte,
Der seit Jahrhunderten im Volk noch lebt,
Deß Namen um Palast wie nied're Hütte
Wie eine höh're Schicksalswolke schwebt,
Ist theurer mir wie mancher Schatz geworden,
Da ich so lang ihn barg in meinem Schoos.
Bald öffnen sich die dunkeln Kerkerpforten
Und seine Zauberfesseln sprengen los;
Und wollt' ich wie ein Argus ihn bewachen
Mit Salamandern und mit Feuerdrachen.
Erlösung durch das Volk ist ihm beschieden,
Das sehnend seiner Auferstehung harrt:
Dem Schicksal läßt mit Macht sich nicht gebieten,
Das treu dem Volk sein Kleinod aufbewahrt.
Ob seiner Väter Schloß, die alte Stauffen,
Wie sein Geschlecht, in morschen Trümmern liegt,
Ob keiner Kreuzesritter tapf'rer Haufen
Um Glaubens will'n mehr eine Lanze bricht; —
Jetzt gilt es einen andern Strauß zu kämpfen,
Jetzt gilt es, ach, so manch modernen Welf
Zu bändigen, manch wild Gelüst zu dämpfen:
Jetzt gilt's das Volk bei schwellenden Gefahren
Rings um Ein mächtig Banner her zu scharen:
Jetzt gilt es zu der Einheit heil'gem Dom
Den Grund zu legen einem deutschen Rom!

Es kommen nun weitere Geister daher: luftige Sylphiden, deren Gesang noch spinnwebluftiger ist als sie selbst:

Sylphenmädchen.
Wir schweben lockig auf zephyrnem Flügel
Und schaukeln uns plätschernd auf silberner Flut.
Sylphenknaben.
Wir rollen in Stürmen von Hügel zu Hügel
Und jagen die Wolken mit donnernder Wuth.
Sylphenmädchen.
Wir schlagen leise, melodisch die Saiten
Und tänzeln im Laub und küssen das Meer.

Der Berggeist hat nicht übel Lust auch diese luftige Gesellschaft auseinanderzujagen. Allein von Haus aus plumperer Natur wird er nicht mit ihr fertig, er muß sie gewähren lassen; diese Geisterchen sind ihm zu witzig und spitzig.

Jetzt tritt der Kapellmeister vom Berge auf, und trommelt sich aus Nord und Süd seine widerspenstige Elfengesellschaft, seine Liedertafel, zusammen, die in der frischen Mondnacht hier und dort hingeschweift, allerlei Allotria getrieben hat. Es gilt nämlich dem Oberon und seiner Titania ein Ständchen zu bringen,

Und dann ein Polterliedchen zu singen
Zur Hochzeit der Germania.
Dann kehren wir zur Höhle zurück,
Und bringen dem Berggeist 'ne Katzenmusik....

Nach abgehaltener Liedertafelprobe erscheint das verliebte Wassergeistchen Undinchen in Gesellschaft eines plumpen Gnomen, den sie mit aller Gewalt sich zugethan machen will. Es thut's aber hier halt nimmermehr. Der grobe Gesell entbehrt aller Empfänglichkeit. Dieses Scenchen ist wirklich ergötzlich.

Der Berggeist hat Recht: es spuken heute wirklich alle Geister, denn auch Oberon und Titania und der Erzelfe Ariel schweben jetzt heran, und Ariel, der milde Erzengel der Elfen, ist es der dem plumpen Geisterspuk plötzlich ein Ende macht, und die Weschen an ihre feierliche Aufgabe erinnert:

Laßt ab von dem stürmischen Poltern und Toben,
Und schickt euch meinen Befehl zu vollzieh'n:
Jetzt schleicht euch in den Palast des Kyffhäuser,
Umschwebt als Genien den alten Kaiser,
Erst reinigt von dumpfem Geruch seine Gruft,
Und badet ihn in rosigem Duft:
Dann zaubert des Liedes melodische Töne,
Bewegend die krampferstarrte Brust,
Daß er nur sanft geschlummert wähne,
Erwache zu junger Lebenslust!

Dies ist die specielle Aufgabe für die Sylphiden beim Auferstehungs- und Vermählungsfest des versteinerten Kaisers mit seiner Germania. Die andern Geister haben Anderes zu schäftigen:

Auf Kissen, mit Eichenzweigen umlaubt,
Legt (Elfen) sanft sein lockig, gekröntes Haupt.
Sein altes Schwert in der tapfern Hand,
Umhüll' ihn ein neues Purpurgewand.
Dann glättet sein Antlitz von Runzeln und Falten,
Und seines Bartes entlastet ihn:
In seinen Zügen soll Jugend walten,
Und Frische auf seinen Wangen blüh'n.
Gießt markige Kraft in Sehnen und Glieder,
Ein junger Heros erstehe er wieder!

Nun naht die Stunde der Auferstehung: der Ostermorgen graut, fernher tönen die Hosiannas aus den Lüften; eine endlose Menge wallet und ziehet daher nach dem Kyffhäuserberge, und im Triumph naht schon sie selbst, die herrliche Kaiserbraut Germania.

Die Geister haben inzwischen im unterirdischen Palast ihre Schuldigkeit gethan. Geschmückt zum festlichen Empfang, zum feierlichen Erwachen ist Alles. Nun öffnet sich der Saal, man blickt ins Freie; im Hintergrunde sieht man Berge von den ersten Morgenstrahlen beleuchtet; Glockengeläute in der Ferne, in der Nähe feierliche Musik. Germania, die Braut, erscheint und weckt den Kaiser:

Germania
(nach dem schlafenden Kaiser zugehend).

Das ist der Mann voll kühner Kraftgedanken,
Der seine Zeit mit seinem Geist bezwang,
Deß männlich hoher Sinn trotz aller Schranken
Nach einem Staatenideale rang;
Der löwenmuthig auf dem Schlachtgefilde
Und wie ein Kriegsgott durch Europa zog;
In Frieden doch mit Majestät und Milde
Gerecht dem Volk sein heilig Recht zuwog,
Und der umgraut von stürmenden Gefahren
Für Deutschlands Einheit in die Schranken trat,
Sein Reich vor röm'scher Tyrannei zu wahren,
Der Päpste Bannstrahl nicht gefürchtet hat.
Es war sein Ideal der Zukunft vorbehalten,
Es soll sein Geist jetzt über Deutschland walten.
Er soll verjüngt dem Volke sich vermählen,
Und Deutschlands Größe sich zur Losung wählen.
Ihn läßt die Zeit, die sein Geschlecht begraben
(Es starb der letzte Sproß der Hohenstaufen,
Der junge Konradin, auf einem Scheiterhaufen),
In einem blüh'nden Fürstenhaus ersteh'n,
Und auf den Thron der deutschen Nation erhöh'n!
Sie schling' um uns ein unauflöslich Band!
Es reicht durch mich das Volk ihm Herz und Hand.

In dieser Vermählungsscene Germania's mit dem auferstandenen Kaiser waltet und webt wirklich ein recht warmer Hauch der Poesie. Germania spricht:

Wie jene Morgenröthe auf den Bergen
Die thaugetränkten Fluren mild besonnt,
Begrüßt vom Jubelhochgesang der Lerchen,
Am Firmament wie eine Gottheit thront:
So ist dem Volk ein Morgen aufgegangen,
Der in der Vorzeit Strom sein Haupt getaucht,
Und schön're Zukunft blüht auf seinen Wangen,
Die stolz're Hoffnung in die Seele haucht.
Der Einheit hoher Thron ist diese Sonne,
Sie strahl' dem Volke ew'ges Heil und Wonne.
Da werden wir den Scepter einig theilen,
Der Gegenwart geschlag'ne Wunden heilen,
Und alle Leidenschaften mild versöhnen,
An unsers Vaterlandes Hochaltar.
Doch werden wir, wenn die Drometten tönen,
Voran der sieggewohnten Heldenschar,
Der deutschen Ahnengröße würdig streiten,
Und wie Giganten durch die Schlachten schreiten,
Und mit des Sieges blutigen Trophä'n
Der deutschen Macht ein Monument erhöh'n!

Nach diesem geistigen Anverlöbniß Germania's nahen sich dem auferstandenen Kaiser die drei Genien: der Einheit, der dem Kaiser die deutsche Fahne bringt; der Freiheit, mit dem „Buch der ewigen Menschenrechte" in der Hand, und der Gerechtigkeit, mit Schwert und Wage, und weihen ihn aufs neue zu seinem Kaiseramt. Auch die „Künste" stellen sich ihm dar als jetzt flüchtige, vertriebene Heimatlose in den deutschen Gauen, und fodern von ihm, dem Herrscher der Zukunft, die Heimat und ihr heilig Anrecht an der Menschheit Bildung wieder. So, mit liebevoller Huldigung und ernster Mahnung zugleich begrüßt, umfängt der auferstandene Kaiser nun seine Braut Germania, und das tausendjährige Reich beginnt. Wie schon bemerkt, der Hauch milder, versöhnender Poesie in diesem anspruchslosen und keineswegs genialen Gedicht kann nur befriedigen und erfreuen. Es ist mindestens ein Funke der plastischen Wahrheit, die wir in der Literatur des Augenblicks, von welcher wir für diesmal scheiden, sonst nur allzu sehr vermissen. 36.

Lesefrüchte.

Bibliothek und Lesezimmer des Britischen Museums.

Unter dieser Ueberschrift theilt das londoner „Athenaeum" Folgendes mit: „Ein dem Parlamente auf Verlangen gegebener Nachweis thut dar, daß die Pfleger des Britischen Museums in Folge der Verlagsgesetze seit 1814 bis mit 1847 im Ganzen 55,474 Bände gedruckter Bücher und mit Einschluß von Musikalien 80,047 Theile von Bänden, sowie seit 1842 zusammen 187 Land- und Seekarten und 131 Theile von solchen erhalten haben. Am Schlusse des Jahres 1848 belief sich in der Bibliothek des Museums die Gesammtzahl der gedruckten Bände in runder Ziffer auf 435,000, der Pläne, Land- und Seekarten auf 10,221, der Bände Handschriften auf 29,626, der Rollen verschiedener Art auf 2946, der Freibriefe und Urkunden auf 23,772, der Handschriften auf Rohr und Rinde und in Falten auf 208, der Papyrus auf 55, und der Wappen und Abdrücke auf 851. Fremden und dem Publicum im Allgemeinen kann es nützlich sein zu erfahren, daß mit Ausnahme der Sonntage, der Aschermittwoch, des Charfreitags, des Weihnachtstags, und jedes sonst angeordneten Fest- und Bußtags, sowie der Zeit vom 1. bis mit 7. Jan., vom 1. bis mit 7. Mai und vom 1. bis mit 7. Sept. das Lesezimmer des Britischen Museums täglich geöffnet ist, und zwar im Mai, Juni, Juli und August von 9 — 7, in den übrigen acht Monaten von 9 — 4 Uhr. Wer zu lesen wünscht muß ein schriftliches Gesuch, unter Angabe seines Vor- und Zunamens, seines Standes oder Berufs (vulgo Charakters) und seiner Wohnung beim Oberbibliothekar einreichen, in dessen Abwesenheit beim Secretair, und wenn auch dieser nicht zugegen, beim ältesten Unterbibliothekar. Das Gesuch wird dann entweder sofort bewilligt oder den Pflegern bei deren nächster Zusammenkunft vorgelegt. Der Ansuchende muß aber zugleich eine genügende Empfehlung an einen der Pfleger oder der Hausbeamten beifügen, widrigenfalls sein Gesuch unberücksichtigt bleibt. Die Erlaubniß wird gewöhnlich auf sechs Monate ertheilt und muß nach Ablauf dieser Zeit wiederum erbeten werden. Die Eintrittskarten gelten nur für den Namensträger und ohne Karte kein Zulaß. Auch sind Personen die unter 18 Jahre alt nicht zulaßfähig."

Ein besungener Floh.

„Pasquier", sagt Forsyth in seinem „Hortensius, or the advocate; an historical essay" (London 1849), „war nicht blos Sachwalter und Gelehrter, sondern auch ein Hauptspaß-

macher .... und es gewährt einen lustigen Begriff von den Sitten seiner Zeit, wenn wir erfahren, daß er durch seine Gerichtsreden nicht halb so berühmt wurde wie durch ein paar Verse auf einen Floh. Die Anekdote gehört zu den literarischen Curiositäten und ist kürzlich folgende. Während er in Poitiers den Assisen beiwohnte, besuchte er eines Tages Madame des Roches und ihre schöne, talentreiche Tochter, Mademoiselle Catharine, l'une des plus belles et sages de notre France, und erschaute im Gange des Gesprächs einen Floh, welcher die Unverschämtheit gehabt auf den Busen der Letztern zu springen, parquée au beau milieu de son sein. Ein heutiger Advocat" — behauptet Forsyth und hat es zu verantworten — „würde gethan haben als sehe er es nicht. Solches lag aber weder in der Galanterie jener Zeit noch in Pasquier's Sinne. Er machte eine witzige Anspielung auf den von dem Zudringlichen eingenommenen Platz, und lobte ihn de s'être mise en si beau jour, was die junge Dame nicht unerwidert ließ. Das führte zwischen Beiden zu einer contention mignarde, wo Scherz auf Scherz folgte, bis man übereinkam, daß Jedes ein Epigramm auf den Vorfall dichten und dem Andern zuschicken solle. Dies geschah, und als beide Dichtungen in weitern Kreisen bekannt wurden, stellte sich ein merkwürdiges Resultat heraus. Ces deux jeux poëtiques commencèrent à courir par les mains de plusieurs, und erzeugten eine Flut von Gedichten. Sogar der Präsident des Gerichtshofs, Harlay, ließ sich herbei der Muse Pasquier's in einem Epigramme Artigkeiten zu sagen. Der Ruf des Vorfalls drang bald von Poitiers nach Paris. Mademoiselle Catharine's Floh stach hier den Parlamentspräsidenten, Pierre de Soulfour, und nicht ihn allein, auch Brisson, den ernsten und gelehrten Brisson. Beide besangen den Floh. Brisson erwähnt im Eingange seiner Verse, Homer habe Frösche und Mäuse, Catull Lesbia's Spatz besungen, und fährt dann fort:

Pietosici at pulicis longe praeclarior est sors,
Quem fovet in tepido casta puella sinu;
Fortunate pulex nimium, tua si bona noris,
Alterais vatum nobilitate metris.

Auch Scaliger blieb mit seiner Gelehrsamkeit nicht zurück, und in der That, sagt Titon du Tillet, „tout la Parnasse latin et français du royaume voulut prendre part à cette rare découverte".

4.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., ausgewählte Werke. Fünf Bände. Leipzig, Lorck. 8. 5 Thlr.

Aston, Louise, Revolution und Contre-Revolution. Zwei Bände. Mannheim, Grohe 8. 3 Thlr.

Cooper, J. F., Die französische Erzieherin oder das gestickte Taschentuch. Aus dem Englischen von E. Mauch. Mit 1 Titelbilde. Stuttgart, S. G. Liesching. Gr. 16. 12 Ngr.

Florus, Wahre Dorfgeschichten aus neuer Zeit. Aus den Papieren eines Landpfarrers herausgegeben. 1stes Bändchen. Leipzig, Klinkhardt. 1850. 8. 18 Ngr.

Gedenke Mein! Taschenbuch für 1850. 19ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Pfautsch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Gervinus, G. G., Shakespeare. 3ter Band. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Grotefend, G. F., Schriftstellerische Laufbahn des Horatius. Hannover, Hahn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Köstlin, C. R., Das Geschwornengericht, für Nichtjuristen dargestellt. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 27 Ngr.

Otto, Haben die Reformatoren wirklich dafür gehalten, daß die Kirche unter allen Umständen den Zusammenhang mit einem andersgläubigen Kirchenregiment aufzulösen habe? Ein Beitrag zur Auslegung des 28. Artikels der Augsburgischen Confession, sowie zur Reformationsgeschichte. Stettin, Weiß. 8. 6 Ngr.

Die geschichtlichen deutschen Sagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Von K. Simrock. Frankfurt a. M., Brönner. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Siona. Taschenbuch religiöser Dichtungen. 7ter Jahrgang. Im Vereine mit Mehreren herausgegeben von H. Waldow. Wien, Pfautsch u. Voß. 1850. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Warren's, S., gesammelte Werke in sorgfältigen Uebertragungen. Ausgabe mit Stahlstich. 6ter Band. — A. u. d. T.: Jetzt und Einst. Aus dem Englischen von C. Kolb. Stuttgart, S. G. Liesching. 1848. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Buchmann, J., Die barmherzigen Schwestern. Eine Predigt gehalten am Feste Maria Himmelfahrt und 12. Sonntag nach Pfingsten. Reiße, Graveur. Gr. 12. 2 Ngr.

Bülau, F., Wie verhält sich der berliner Vertrag vom 26. Mai 1849 und der an ihn geknüpfte Verfassungsentwurf zu den deutschen Bundesrechten? Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Carus, C. G., Göthe und seine Bedeutung für diese und die künftige Zeit. Eine Festrede, gehalten zu Dresden am 28. August 1849. Dresden, Gottschalck. Gr. 8. 4 Ngr.

Enthüllung der Zukunft oder merkwürdige Prophezeihungen der Somnambüle Marianne Werner aus Friesenheim, welche im Zustande des Hellsehens die Ereignisse der Zukunft deutlich vorhersah. Colmar. 16. 2 Ngr.

Hennig, C. A. F., Offenes Sendschreiben an alle Patrioten Oesterreich's zu einer Protestation gegen die von den Citybewohnern und andern Theilen London's ins britische Parlament eingebrachte Petition für die gewaltthätige Losreißung und Selbstständigmachung Ungarn's von Oesterreich. 2te Auflage. Prag. Gr. 8. 2 Ngr.

Müller, W., Zu Joh. Wolfg. Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier am 28. August 1849. Gedichte. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 3 Ngr.

Rückblicke auf die jüngste Vergangenheit in Briefen an eine Dame. Von einem Sachsen. Bautzen, Helfer. 8. 7½ Ngr.

Schneider, J. G., Die Klage über Abnahme der Pietät in den Schulen. Rede, am Stiftungsfeste des Herzogl. Gymnasiums zu Coburg, den 3. Juli 1849 gehalten. Coburg, Riemann. Gr. 8. 4 Ngr.

Schnell, K. F., Die Verbindung des Unterrichts in den Realien mit den übrigen Lehrgegenständen. Ein Beitrag zur inneren Reorganisation des Volksschulwesens. Gekrönte Preisschrift. Berlin, Wiegandt. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Vorschläge zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse namentlich auf dem Lande. Gekrönte Preisschrift. Ebendaselbst. Gr. 8. 10 Ngr.

Sommaruga, F. Freih. v., Die Grundzüge der Gerichtsverfassung für die Länder der österreichischen Monarchie beurtheilt. Wien, Gerold. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Ueber die Errichtung von Handelsgerichten in Oesterreich. Eine Denkschrift, dem k. k. österreichischen Justiz-Ministerium übergeben. Ebendaselbst. Gr. 8. 8 Ngr.

Stahr, A., Die Preußische Revolution. II.: Die drei ersten Monate der Preußischen Revolution. Oldenburg, Stalling. 8. 15 Ngr.

Tafel, Bericht an den zur Durchführung der Reichs-Verfassung ꝛc. niedergesetzten Ausschuß der verfassunggebenden Reichs-Versammlung. Stuttgart. Gr. 4. 2 Ngr.

Westermayer, A., Eine Hauptfrage unserer Zeit: Woher in unsern Tagen die schlechte Achtung vor der Obrigkeit, und wie kann da geholfen werden? Beantwortet in einer Predigt am Feste des heiligen Georg. Regensburg, Pustet. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 268. — 8. November 1849.

Agnolo Firenzuola.

Wenn man sich umsieht im weitern Gebiete der Literaturgeschichte, so trifft man, abseits von den culminirenden Größen, gewisse Autoren welche, für sich betrachtet, ungleich minder interessant und bedeutend sind denn als Zeichen und Ausdruck ihrer Zeit, deren Repräsentanten zu sein es ihnen an hervorragender Stellung fehlt, deren Charakteristik aber in nicht unwesentlichen Beziehungen durch ihre Schriften ergänzt und vollendet wird. Das 16. Jahrhundert hat mehre solcher Männer hervorgebracht: wie durch sie das Gemälde ihrer Epoche abgerundet wird, so können sie nicht ohne rechte Kenntniß dieser Epoche verstanden werden. So ist es der Fall mit Agnolo Firenzuola, dessen Werke vor kurzem dem italienischen und für italienische Literatur sich interessirenden Publicum aufs neue in verbesserter Gestalt dargeboten worden sind. *)

Kaum weiß ich, ob der Ausdruck „Werke" für diese Erzeugnisse des heitern, schalkhaften und, seiner gelegentlichen Ultraderbheit ungeachtet, feinen Florentiners der richtige ist. Firenzuola scheint nicht daran gedacht zu haben unter den Bücherschreibenden zu figuriren. Der Drang Andern sich mitzutheilen fand, wenn man nach den Schicksalen seiner Schriften urtheilen darf, innerhalb des beschränkten Kreises der Theilnehmenden und Freunde Befriedigung: ihnen scheint er dieselben vorgelesen oder in Abschriften mitgetheilt zu haben, und, so viel mir bekannt, ward zu seinen Lebzeiten Nichts von ihm gedruckt. Lodovico Domenichi und Lorenzo Scala gaben nicht lange nach des Autors Tode Mehres von ihm heraus, wobei Messer Girolamo Firenzuola, Agnolo's Bruder, und Andere sie unterstützten, in deren Besitz Handschriften sich befanden. Verschiedene aber, wie Scala spöttisch sagt, gingen in ihrer Bewunderung der Schriften Firenzuola's so weit, daß sie denselben die nämliche Sorgfalt angedeihen ließen als wären es ihre eigenen Erzeugnisse, und durch keine Art Bitten bewogen werden konnten die Freunde an dem Genusse theilnehmen zu lassen. Einiges wurde sodann in spätern Zeiten gedruckt. In den ersten Ausgaben schon finden sich mannichfache Irrthümer, Sinnentstellungen, Auslassungen; da eine sorgfältige Revision niemals vorgenommen worden zu sein scheint, gesellte sich eine Menge Druckfehler dazu, und so sind diese Schriften in sehr verwahrloster Gestalt auf uns gekommen. Der Abate Bianchi, welchem man die neueste Ausgabe verdankt, ein tüchtiger Forscher und Kenner italienischer Sprache und Literatur, hat für die Herstellung eines bessern Textes das Mögliche gethan, und durch Vergleichung der ursprünglichen Drucke, durch die einer Corsini'schen Handschrift und andere Hülfsmittel ist es ihm gelungen, mit Ausnahme einer nicht bedeutenden Zahl völlig unheilbarer Stellen, nicht nur die Lesart häufig zu verbessern, sondern auch in einer der bedeutendsten der Schriften, den „Ragionamenti d'amore", die bisher vermißte Ordnung herzustellen.

Ueber Firenzuola's Leben ist sozusagen nichts Anderes bekannt als was aus seinen eigenen Worten an verschiedenen Stellen der Werke, aus Widmungen und Anspielungen hervorgeht. Er erzählt in dem Eingange seines „Goldenen Esel":

Firenzuola ist ein kleines Castell am Fuß der Berge welche zwischen Florenz und Bologna sich erheben. Wie klein es aber sein mag, so legen doch Name und Wappen an den Tag, daß es von seinen Herren lieb und in Ehren gehalten wurde. Dieser Ort und Florenz selbst sind meine Heimat. Denn meine Vorfahren stammten von der reichsten und ehrenvollsten Familie jener Gegend, und nachdem mein Aeltervater Pietro durch die Gunst des bewunderungswürdigen Cosimo, welchem mit Recht der Name eines Vaters des Vaterlandes beigelegt worden, unter die Zahl der Bürger von Florenz aufgenommen worden war, wurden mein Großvater Carlo und Bastiano mein Vater in gedachter Stadt in günstigen und gesegneten Vermögensumständen geboren. Der genannte Bastiano erwarb sich durch Fleiß, Sitte und Treue die Gunst des erlauchten Hauses Medici in solchem Grade, daß der Papst Clemens VII. aus eigenem Antriebe ihn dem Alessandro, erstem Herzoge der Florentinischen Republik, zum Kanzler bei der Magistratsziehung bestellte, in welchem Amte er die Gnade des gedachten glorreichen Fürsten dermaßen verdiente, daß er seine Söhne zu den ansehnlichsten Stellen gelangen sah. Mütterlicherseits stamme ich von Alessandro Braccio, einem in der griechischen und lateinischen Literatur sowie (was seine Uebertragung des Appian beweist) in der vaterländischen Sprache sehr bewanderten Mann, welchem durch den großen Lorenzo und den erlauchten Piero, dessen Sohn, nicht nur das Amt eines ersten Geheimschreibers der Stadt, sondern auch verschiedene Gesandtschaften an auswärtige Fürsten übertragen wurden. Von solchem Stamme, und in so edler Stadt geboren, verbrachte ich in derselben einen

*) Le opere di *Agnolo Firenzuola*, ridotte a miglior lezione e corredate di note da *B. Bianchi*. Zwei Bände. Florenz 1848.

guten Theil meiner Jugend mit dem Studium der Literatur, bis ich mein sechzehntes Jahr erreichte. Da begab ich mich nach der ruhmwürdigen und heitern Stadt Siena, wo ich mit großer Anstrengung und ohne irgend einen Genuß mich der Erforschung der schlechtbefolgten Gesetze widmete, um sodann als praktischer Sachwalter kurze Zeit hindurch in dem glorreichen Rom die Rechtswissenschaft zu treiben.

So berichtet Agnolo Firenzuola über seine Familie und seine Jugend. Sein Geschlechtsname war Giovannini, aber schon sein Vater pflegte sich, wie damals so häufig geschah, nach dem Orte zu nennen aus welchem er stammte. Dieser Ort verdankt seine Entstehung dem Bedürfnisse welches die Florentinische Republik empfand ihr Gebiet auf der Nordseite gegen das mächtige Ghibellinengeschlecht der Ubaldini zu schützen: ein Geschlecht welches in den gebirgigen Strichen, wo Toscana und Romagna aneinandergrenzen, eine Reihe Castelle, eine Menge Unterthanen besaß. Am 8. April 1332 ließ die Comune von Florenz in dem Thale des Santerno, jenseit der großen Wasserscheide Italiens, den Grundstein zu der Burg legen: Klein-Florenz wurde sie genannt auf den Vorschlag Giovanni Villani's des Chronikenschreibers, und ein Wappen ward ihr beigelegt welches die Kennzeichen von Comune und Volk der Mutterstadt vereinigte, Lilie und Kreuz, beide roth in weißem Felde. Agnolo's Mutter hieß Lucrezia; er selbst war am 28. Sept. 1493 geboren, also kurz vor den Tagen in denen die durch Cosimo und Lorenzo anscheinend so fest begründete Macht des Hauses Medici beim Einmarsch des französischen Heers, mit welchem Karl VIII. nach Neapel zog, in einem Nu umstürzte, um während mehr denn 18 Jahren einem volksthümlichern Regiment Platz zu machen. In diesen Jahren der zweiten Verbannung der Medici wuchs Firenzuola heran, aber nach seinen Schriften zu urtheilen blieb er stets dem Geschlechte ergeben welchem die Seinigen seit nunmehr drei Generationen verpflichtet waren. Die Anhänglichkeit an die Medici bevor sie Fürsten wurden bildet einen hervorragenden Zug in der florentinischen Geschichte. Man würde sehr irren, wenn man dieselbe lediglich eigennützigen Beweggründen zuschreiben wollte: bessere Empfindungen trugen viel dazu bei. Der ewige Parteienwechsel und die anhaltende Unsicherheit hatten in Vielen die Sehnsucht nach Ruhe und nach festerer Gestaltung des Gemeinwesens erzeugt: diese scharten sich, auch ohne ehrgeizige Absichten, um die Medici von denen sie Beides erwarteten. Die seltenen Talente Cosimo's und Lorenzo's und die feste Hand womit sie das Ruder der einst von so stürmischen Wellen umhergetriebenen Republik lenkten, mußten nothwendig bei einer großen Zahl von Leuten die auf Anderes als politische Angelegenheiten hingewiesen waren die Betrachtung der minder edeln Eigenschaften und der selbstsüchtigen Richtung dieser Männer weit überragen, und so konnte sich, selbst als jene beiden Größten des Hauses längst nicht mehr waren, unter dem Bürgerstande eine zahlreiche und starke Partei zu Gunsten der Familie erhalten, eine Partei die bei den nachmaligen wiederholten und glücklichen Bemühungen, Mediceischen Händen die Herrschaft wieder zu übergeben, vielleicht ebenso wirksam war wie die ihnen zugethane Faction des Adels (die Pallesken) und jene welche die eigentliche Clientel gebildet hatten oder aus derselben hervorgegangen waren. So ward, ungeachtet heftigen und oft wiederholten Widerstandes, welchen Freiheitdrang und persönliche wie erbliche Abneigung von Seiten der Vornehmen mehr als des Volks hervorriefen und lange unterhielten, zur Alleinherrschaft dieses vielfach begabten Geschlechts der Weg gebahnt.

Manche Erinnerungen an die Orte wo er seine Jugendjahre verlebte kommen in Messer Agnolo's Schriften vor. Siena scheint ihm einen besonders angenehmen Eindruck hinterlassen zu haben. So gedenkt er in seinen Dichtungen der schönen Gegend wo Fontebranda und Gaja einst seinen Jünglingsjahren Nahrung gaben: jene berühmten beiden Brunnen der Stadt die auch heute vom Sienesen mit Stolz genannt und gezeigt werden. Von Siena ging er, der Studien halber, nach Perugia, damals eine der berühmten Universitäten Italiens, jetzt nur beiläufig genannt unter denen zweiten Ranges; hier kannte er Pietro Aretino, den Mann der alle Schriftsteller älterer wie neuer Zeit an Schamlosigkeit wie durch schnöden Misbrauch seiner Geistesgaben weit übertroffen hat. Es lag in Firenzuola's Charakter zu viel Unabhängigkeit und in seiner Seele zu viel Ehrgefühl als daß das Beispiel eines solchen Genossen wie Aretino in Einer Hinsicht, seinen Beziehungen zur äußern Welt, auf ihn hätte wirken können; aber es ist schwerlich ein Irrthum, wenn man annimmt, daß die moralische Ungebundenheit, welche leider einen Hauptzug seines schriftstellerischen Wesens bildet, nicht ohne Einfluß von dieser Seite blieb. Andere berühmtere Beispiele waren vorausgegangen ihn zu verlocken: die Zeit bewies sich nachsichtig gegen solche Ausschweifungen, der Umgang mußte dazu beitragen solche Eindrücke zu stärken. Firenzuola's sinnliche Natur spricht sich in Allem aus was er geschrieben, im Guten wie im Schlimmen: im Guten durch die Lebendigkeit, Wärme, Individualität seiner Schilderungen, durch das Eindringen in das Naturleben, durch die charakteristische Auffassung aller Verhältnisse, durch einen häufig an Boccaccio erinnernden Reiz der Darstellung. Das Schlimme aber ist die hier und da jede Grenze überschreitende Zügellosigkeit, welche zu Zeiten in grüste Ueppigkeit ausartet und auch den letzten Schleier zerreißt.

Und Firenzuola gehörte, eine Zeit lang wenigstens, einem geistlichen Orden an und führte den Titel eines Abtes! Es ist wahr, Bandello war Bischof und das „Heptameron" wird einer Frau, einer Königin, zugeschrieben, mit Unrecht vielleicht; aber daß es für ihr Werk gehalten ward zeigt zur Genüge, daß man an die Sittlichkeitsbegriffe des 16. Jahrhunderts nicht die Richtschnur der unserigen legen darf. Firenzuola war wahrscheinlich sehr jung in den Vallombrosaner-Orden getreten, jene Abzweigung der großen Benedictinerregel welche einem Toscaner, St.-Johann Gualbert, ihren Ursprung, dem inmitten der Tannen- und Buchenwaldungen des Apen-

nin gelegenen berühmten Kloster ihren Namen verdankt. Ob er jemals das Ordenskleid getragen ist ungewiß, nur so viel weiß man, daß er mittels eines Breve vom J. 1526 durch den General der Vallombrosaner, Giovan Maria Canigiani, seines Gelübdes entbunden ward, und zwar, wie es in dem Actenstück heißt, wegen Illegitimität der Profession. Wie leicht es in jenen Tagen mit geistlichen Gelübden genommen wurde, wie sehr namentlich die Klosterdisciplin aufgelockert war, ist Jedem bekannt der sich mit der innern Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts beschäftigt hat. Erst das Tridentiner Concil vollendete die Klosterreform um welche seit Paul's III. Zeiten so Viele sich gemüht hatten, und die Nacheiferung welche die große Thätigkeit und Sittenstrenge der neuen religiösen Gesellschaft (der Name Orden paßt eigentlich nicht auf dieselben, wie er auch nie von ihnen angenommen ward), der Theatiner, der Jesuiten, der Philippiner u. A. unter den Mitgliedern der ältern Institute erregten erleichterte das Gelingen der Absichten der kirchlichen Reformatoren, obschon die Disciplin, namentlich der kleinern Klöster und vor allen der Nonnenklöster, welche sich lange gegen die strengere Clausur sträubten, immer unvollkommen blieb. Wenn auch Firenzuola von seinen Verpflichtungen als Klostergeistlicher entbunden ward, so schloß ihn Dies doch nach den damaligen laxen Ansichten und Praxis keineswegs vom Genusse geistlicher Beneficien aus, wie Dies in dem päpstlichen Breve ausdrücklich bemerkt ist. So finden wir ihn denn 1539 als Abt von Vajano im Bisenziothale im Gebiete von Prato, womit nichts Anderes gemeint ist als daß er Administrator der Güter und Nutznießer der Einkünfte dieser vormaligen Abtei war, ohne darum geistliche Obliegenheiten zu haben. Dies Verwalten von Abteien in commenda war zu jener Zeit sehr häufig und besteht auch jetzt noch in einzelnen Fällen, z. B. bei den einträglichen Abteien von Farfa und Subiaco, beide in der Sabina gelegen und Cardinälen verliehen, deren Einkommen solcherart nicht unwesentlich vermehrt wird.

Doch wir müssen zurückgehen in der Betrachtung von Agnolo Firenzuola's Lebensverhältnissen und Schicksalen. Er selbst erzählte wie er sich nach Rom begab dort der Ausübung der Rechtswissenschaft sich hinzugeben. „Ich folgte dort", sagt er in der Widmung seiner „Discorsi degli animali", „mit geringem Vortheil dem Hofe, und mir blieb am Ende Nichts als eine lange Krankheit." Daß Papst Clemens VII., welcher seit 1523 auf dem Heiligen Stuhl saß, ihn persönlich kannte, würde man schon aus den Beziehungen seiner Familie zu dem Mediceischen Hause entnehmen können, wenn er uns auch nicht selbst davon in Kenntniß setzte. Aber in der Widmung seiner Gespräche über die weibliche Schönheit an die schönen Frauen Pratos berichtet er wie er seine Schriften dem Papste in glänzender Versammlung vorlas, die Liebesgespräche wie eine Streitschrift gegen Gian Giorgio Trissino, von welcher noch die Rede sein wird. Die Art wie er Dies einleitet ist originell genug. Nachdem er nämlich geäußert wie man sich wol, aus manchen Gründen, gegen die Bekanntmachung seiner Arbeiten erklärt habe, fährt er fort:

Man hat aber Unrecht darin; denn ist auch mein Stil hausbacken, meine Beredtsamkeit gering, meine Eleganz null, sind auch meine Geisteskräfte schwach, so möchte doch mein guter Wille Berücksichtigung finden. Ueberdies sind meine Sachen doch nicht von der Art, daß manche große und vornehme Damen und geistvolle Edelfrauen dieses unsers Italiens sie nicht gern gelesen und geschätzt und ihren Verfasser liebgewonnen hätten. Und eines andern Umstandes will und darf ich mich rühmen: das feine Ohr Clemens' VII., dessen Lob auch aus der geistvollsten Feder nicht würdig genug hervorgehen würde, vernahm in Gegenwart der glänzendsten Talente Italiens mehre Stunden lang mit gespannter Aufmerksamkeit den Ton der Stimme die ihm das Schreiben über die falschen Buchstaben und die Gespräche über die Liebe vorlas, die ich einst der verehrten Signora Caterina Cibo, der würdigen Herzogin von Camerino, widmete. Dies geschah nicht ohne Zeichen von Zufriedenheit und nicht ohne Lobsprüche für den Autor.

Die Widmung jener Gespräche an die Gattin Giovanni Maria Varano's, des letzten Herzogs von Camerino, an die Großnichte Papst Innocenz' VIII., welche ihr unruhiges Leben 1547 zu Florenz beschloß, ist aus Rom datirt, vom 25. Mai 1525. Es heißt darin:

Empfanget, Madonna, diese Gabe mit derselben Gesinnung mit welcher ich sie Euch überreiche, und wenn Ihr bisweilen wichtigern Geschäften Urlaub gebet, so gewährt diesen Unterredungen den Platz derjenigen welche beinahe täglich zu Eurer Erheiterung stattfinden: leset sie an Eurem Tische oder höret zu während Andere sie lesen, und mir wird es ein reicher Lohn meiner Bemühung sein, wenn ich erfahre, daß Eure Excellenz sie mit geneigtem Ohr vernommen hat; und wenn die erste Abtheilung nach Eurem gewichtigen Urtheil einigen Werth hat, werde ich mich bemühen die übrigen fünf noch beifallswürdiger zu machen.

Und es sind gerade diese „Ragionamenti d'amore", die er einer edeln und vornehmen Frau zur Lecture sendet, in welche die tollen Novellen verflochten sind, welche an Ausgelassenheit mit Allem wetteifern was die italienische Literatur in diesem Fache aufzuweisen hat. Und Dessen ist wahrlich nicht wenig! Man sieht übrigens daraus, daß die Conversationsform, durch welche zuerst Boccaccio seine Erzählungen miteinander verband, in dem Leben und der Wirklichkeit ihre Begründung hatte.

Schon ward einer Streitschrift unsers Autors gegen Gian Giorgio Trissino gedacht, welche in die Zeit seines römischen Aufenthalts fällt und Anlaß gibt seiner Ansichten von der Schriftsprache und der Autorität der Trecentisten zu erwähnen, eines wichtigen Gegenstandes bei italienischen Schriftstellern. In den „Ragionamenti" spricht er seine Meinung aus welche diese Autorität anerkennt, das sklavische Gebundensein abweist. Er sagt:

Es gibt Leute die blos darum die Schriften der neuern Toscaner lesen, um zu sehen ob sie Etwas daran tadeln können: kommt dann aber Etwas von ihnen selbst zum Vorschein, so verfallen sie in zahlreichere und größere Fehler als sie an Andern rügten. Es gibt dann auch wol Solche die; undankbar für das in unserm Lande und bei unsern Autoren Gelernte, sich nicht zu erklären scheuen wir Toscaner seien in unserer Sprache höchst unwissend. Ich möchte aber wissen wem Autorität genug eingeräumt worden ist als Gesetz aufstellen zu können, daß Derjenige ein Rebell gegen unser schönes Toscana

ist welcher nicht genau die beim Petrarca vorkommenden Wörter braucht; ich möchte ferner wissen wer auf solche Weise die heilsamen Vorschriften des Horaz und des Verfassers der Rhetorik an Herennius abgaffen zu wollen sich erkühnt hat? In einer Sprache wie die unsere, welche nicht nur an dem Orte wo sie geboren worden, sondern an vielen andern geredet wird, und mit der wir von der Wiege an Umgang gehabt, sodaß wir wissen können welches Wort blüht und welchem andern die Blätter abfallen, brauchen wir uns nicht stets an Grammatik und Autoren zu wenden, sondern wir dürfen uns an den volksthümlichen Gebrauch halten, in welchem Regel und Kraft der echten Rede enthalten ist. Beim Schreiben in Vers oder Prosa, wo man auf die Wahl der Worte sehr Acht haben muß, auf daß der Ausdruck dem Sinn, der Person, dem Gegenstande sich vollkommen anpasse und bald ernst, bald leicht, bald hoch, bald niedrig sei, bald rauh, bald weich, bald eins und das andere, wie Jeder weiß ohne daß ich es sage, beim Schreiben muß man freilich die guten Schriftsteller zum Muster nehmen, wie Boccaccio und Petrarca sind, wie Molza und Tolomei sein werden, wenn sie uns einst ihrer Arbeiten würdig erachten: an sie muß man sich wenden, sie muß man zu Führern und Meistern nehmen. Aber darum dürfen wir uns doch nicht mit ihnen in so beschränkten Kreis einengen, daß wir nicht gelegentlich den Fuß darüber hinaus setzen könnten. Cicero las wieder und wieder Cato's Reden, und bekannte aus denselben viel gelernt zu haben: aber er ließ sich dadurch nicht so den Mund verschließen, daß nicht eine Menge neuer Worte und schöner Redeformen aus demselben hervorgegangen wären, welche ihm unter den römischen Schriftstellern einen so hohen Rang anweisen, daß er von keinem spätern erreicht worden ist. Ohne also noch mehr Gründe anzuführen beschließe ich damit, daß wir jedes neue Wort brauchen können welches gefälligen Klang und beim Volke allgemeine Gültigkeit erlangt hat, wenn es sich auch weder beim Petrarca noch sonst bei andern Autoren finden sollte.

Was Firenzuola hier als seine Ansicht in sprachlichen Dingen äußert ist ihm in seinen Schriften Richtschnur gewesen; ein Hauptreiz seines Stils besteht darin, daß er die Frische der volksthümlichen Rede abspiegelt und namentlich der an so eigenthümlichen wie anmuthigen Wendungen reichen Ausdrucksweise des toscanischen Landmannes an hundert Stellen das Recht der Schriftsprache eingeräumt hat: ein Recht welches demnächst von der obersten Sprachgebieterin, der Akademie der Crusca, anerkannt worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Mormons.

Die Mormoniten oder Latter-day saints genannt, sind eine religiöse Sekte, die ihren Namen von dem „Book of Mormon" entlehnen, das zuerst 1830 bekannt wurde. Seit jener Zeit haben seine Gläubigen und Anhänger seine Lehren über die ganze Union und Canada ausgebreitet. In England haben sie mehre Tausend Proselyten gemacht. Das „Book of Mormon" gibt sich für den geschichtlichen Bericht eines gewissen Volks aus das Amerika vor der Entdeckung des Colombo bewohnte. Dieses mit Prophezeiungen und Offenbarungen untermischte Geschäftsbuch wurde auf göttlichen Befehl in kleine Erzplättchen eingegraben, und in dem Comora-Hügel im westlichen Neuyork aufbewahrt. Im J. 1825 wurden sie durch einen Joseph Smith aufgefunden, welcher die in ägyptischen Charakteren niedergeschriebenen Hieroglyphen vermittels göttlicher Eingebung übersetzte. Ihr Inhalt war angeblich die Geschichte Amerikas von der ersten Niederlassung daselbst, von einer Colonie die vom Thurmbau von Babel sich herschrieb, bis zum 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Es wurde ferner darin gesagt, daß der Heiland nach seiner Auferstehung in Amerika wieder erschien, daß er dort die Bibel, seine Propheten, Apostel, Lehren u. s. w. einführte; daß das Volk wegen seiner Sünden zu Grunde ging, und daß der letzte seiner Propheten das „Book of Mormon" auf die oben erwähnten Erztafeln schrieb, „welche er dann in der Erde verbarg, bis sie wieder zum Vorschein kämen, und mit der Bibel vereinigt würden, zur Erfüllung des göttlichen Willens am Ende der Tage".

Smith fand sofort viele Anhänger für seine neue Lehre, und richtete 1830 in Manchester, Ontario-County und Neuyork seine erste Kirche ein. Es erhoben sich dann noch andere Prediger, welche Visionen sahen und prophezeiten, Teufel austrieben, und die Kranken durch Händeauflegung heilten, und andere Wunder wirkten. Neue Kirchen bildeten sich in andern Staaten, und in wenig Jahren war ihre Zahl auf viele Tausende angestiegen. Sie begaben sich dann insgesammt nach Missuri, wo sich eine sehr grausame Verfolgung gegen sie erhob, welche sie zwang diesen Staat zu verlassen. Sie suchten in Illinois eine Zuflucht, wo sie eine Stadt Namens Nauvoo gründeten, und darin einen Tempel von ungeheuerm Umfang erbauten. Aber auch hier verfolgte sie der Haß und die Feindschaft der Andersdenkenden. Auf Befehl der Staatenobrigkeit wurden sie von Bewaffneten angegriffen und mit Gewalt dazu gezwungen ihr Eigenthum zu verlassen; Diejenigen welche die Verfolgung überlebten durchzogen die Prairies und wendeten sich nach den Einöden des weiten Westgebiets, wo sie endlich in der Nähe des großen Salzsees im Oregon-Gebiete in einer Anzahl von 20,000 neue Niederlassungen gründeten. 42.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtissin von Herford. Von **G. E. Guhrauer.** — II. Geschichte der Bildung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Von **A. F. H. Schaumann.** — III. Geschichte der deutschen Seemacht. Von **J. W. Barthold.** — IV. Ueber Leben, Wirken und Werke der Maler Andrea Mantegna und Luca Signorelli. Von **G. F. Waagen.** — V. Karl Friedrich Bahrdt. Ein Lebensbild. Von **R. Prutz.**

Die ersten beiden Folgen des Historischen Taschenbuch (20 Jahrgänge, 1830—49) kosten

im **herabgesetzten Preise zusammengenommen 18 Thlr.**

Die Sammlung wird jedoch auch getrennt abgelassen und kostet dann die erste Folge (10 Jahrgänge, 1830—39) 10 Thlr., die neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr. Einzelne Jahrgänge werden zu 1 Thlr. 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, im November 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 269. — 9. November 1849.

Agnolo Firenzuola.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

Wie Firenzuola sich gegen den Autoritätszwang erklärt, so verwirft er eine andere Art Pedanterei. Gian Giorgio Trissino von Vicenza, welcher sich bekanntlich bemühte dem italienischen Epos und Drama antike Formen zu geben, womit er nichts Anderes erreichte als ungeachtet seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit ungelesen und ohne Einfluß zu bleiben, wollte auch das italienische Alphabet nach dem griechischen ummodeln. Ein Omikron und Omega, ein Epsilon und Eta sollten den verschiedenartigen, den offenen oder gesperrten Laut des O und E bezeichnen; andere Modificationen sollten durch Schriftzeichen angedeutet werden. Gegen solchen Vorschlag erhob sich der Sienese Claudio Tolomei, dessen Name schon genannt worden; gegen solchen Vorschlag schrieb Firenzuola, welcher übrigens keineswegs exclusiv war und z. B. das angefochtene K in einem launigen Sonett gegen den bekannten Novellendichter Lasca herzhaft vertheidigte, seine „Austreibung der neuen in die toscanische Sprache eingeschwärzten Buchstaben", die er dem Messer Tommaso Pighinuccio von Pietrasanta widmete. Er sagt darin:

Vor kurzem kam mir ein Schreiben eines sonst sehr ehrenwerthen Mannes zur Hand, der sich nicht nur damit begnügt dem alten Toscana den Namen jener Sprache zu nehmen welche durch unsern Petrarca und Boccaccio zu so hohem Ansehen gebracht worden ist, sondern zur Schmach der Lateiner und aller Derjenigen welche sich des lateinischen Alphabets bedienen selbst das Papier mit neuerfundenen Lettern beklert. Da schien es mir denn nöthig zu zeigen wie ungereimt ein solches Beginnen ist, damit Einige die sich bereits durch die Autorität des Briefstellers gewinnen ließen einsehen lernen wie er in dem einen Punkte gegen die Wahrheit verfehlt, gegen den Nutzen in dem andern.

Was er sich vorgesetzt entwickelt er mit Klarheit und in gedrängter Beweisführung, indem er zeigt wie das heutzutage im größten Theile Europas übliche lateinische Alphabet nicht nur den Vorzug der Einfachheit habe, sondern auch dadurch sich empfehle, daß man klar erkenne wie es vielmehr von der Natur ausgegangen als von der Kunst; wie die neuen Buchstaben diese Einfachheit zerstören und man den Ausdruck der Nuancen des Tons lediglich der Intelligenz des Sprechenden und dem lebendigen Sprachgebrauch überlassen müsse, indem man ein nie endendes Alphabet schaffen würde, wollte man sie alle durch Zeichen angeben. Ueberdies führt er aus, solche Gesetze die mit dem innern Wesen einer Sprache sich zu schaffen machen könnten nicht von einem Einzelnen ausgehen, und es sei nicht geringe Vermessenheit Vorschläge dieser Art aufzustellen. Der Ton dieser Erwiderung ist theils ernst, theils launig, wodurch ihre Wirkung erhöht wird. Einem Manne welcher seine Bekanntschaft mit den Sprachgesetzen so klar an den Tag legt mag man das Recht zugestehen sich seine Muster zu wählen wo er will, bei den Autoren wie in der lebendigen Rede. Er sagt einmal bei anderm Anlaß:

In Allem was ich geschrieben habe ich mich nie mit der ängstlichen Befolgung der grammatischen Regeln der toscanischen Sprache viel gequält: ich habe mich mehr bemüht dem täglichen Sprachgebrauch zu folgen als den Beispielen des Petrarca und Boccaccio, indem es mir richtiger schien mich der gäng und gäbe Worte und Redeweisen zu bedienen und, wie Horaz sagt, im Curs befindliche Münzsorten auszugeben statt der veralteten und abgenutzten, die weder Geltung mehr haben noch Gepräge. (Non i quattrini lisci o i San-Giovanni a sedere — die abgegriffene Scheidemünze oder jene mit dem Stempel der republikanischen Zeiten.)

Es ist charakteristisch, daß nirgend in Firenzuola's Schriften, weder wo von sprachlichen Dingen noch von Anderm die Rede ist, Dante's Erwähnung geschieht. Sowol die Richtung der Zeit wie die Eigenthümlichkeit des Mannes liefern die Erklärung. Firenzuola war in seinem Innern zu frivol um Dante zu lieben wie er geliebt werden muß: seine Zeit aber, welche den letzten Ausläufen des romantischen Epos entgegensah, das, bevor es aufhörte die bezeichnende Ausdrucksweise einer literarischen Richtung zu bilden, ganz in den Bereich christlich-religiöser Anschauungen überging, nachdem das heidnische Element dem christlichen sozusagen den Rang streitig gemacht hatte, seine Zeit hatte für das Verständniß Dante's nicht mehr das rechte Maß: Dante's großartig kühner und schaffender, den höchsten und ewigen Autoritäten aber willig sich fügender Geist ward am wenigsten von einer Epoche begriffen deren Ueberzeugungen durch Skepsis wankend gemacht, deren Formen durch Nachahmungssucht beschränkt, deren Tendenzen ungleich mehr auf das Aeußerliche hingewandt waren denn auf das Innere. Die wiederholten Schwankungen in dem Studium Dante's lassen sich am leichtesten durch die

Richtungen der verschiedenen Epochen erklären, wenn nicht, wie es zum Theil in unserer Zeit der Fall, ein Modefieber sich einmischt und den äußern Erscheinungen eine wenn nicht eigentlich falsche, doch unnatürlich gesteigerte Färbung gibt.

Wie Firenzuola in Rom gelebt läßt sich nur aus sehr spärlichen Andeutungen entnehmen. An Gönnern und Freunden, hochstehend durch Geist und äußere Verhältnisse, scheint es ihm nicht gefehlt zu haben. Unter ihnen nennt er Benedetto Accolti, Erzbischof von Ravenna und nachmals Cardinal, welcher sein tyrannisches Walten in Ancona, wo er unter Clemens VII. mit fast unbeschränkter Gewalt herrschte, und die Unregelmäßigkeit seines Lebenswandels, wofür Paul III. ihn hart büßen ließ, durch staatsmännische Talente und elegante Gelehrsamkeit nicht vergessen machte; und Messer Claudio Tolomei von Siena, welcher durch seine Freundschaft mit Michel Angelo Buonarroti und mit Vittoria Colonna ebenso bekannt ist wie durch seine Verdienste um die literarischen Bestrebungen und durch seine politischen Händel. Es müßte hinzugefügt werden, daß Firenzuola weder in Rom noch in Florenz, noch wo er sonst verweilt, von den Geistlichen besonders günstige Begriffe erhielt, wäre nicht das Verspotten des Klerus wie der Mönche, namentlich bei den italienischen Novellisten von Boccaccio bis auf Casti, etwas ganz Herkömmliches.

Von den Geistlichen, besonders von denen die Beichte hören und mit niedergeschlagenen Augen Messe lesen und für unsere Seelen und die Angelegenheiten der Witwen Sorge tragen, Böses zu denken ist Sünde, geschweige Böses von ihnen zu sagen.

Und dann folgen schlimme Histörchen, eins nach dem andern. Die spöttische Laune unsers Autors aber ergießt sich über Anderes noch. Er erzählt:

In der Stadt Florenz lebte ein gewisser Zanobi, eins von den ehrlichen Menschenkindern die sich dem Crucifix von S.-Giovanni anempfehlen und dem von Chiarito und jenem von S.-Pier da Murrone, und welcher beinahe größeres Vertrauen in die Madonna von S.-Marco setzte als in die der Annunziata, aus dem trefflichen Grunde, weil sie älter und kunstloser gemalt sei und der Engel ein länglicheres Gesicht und die Taube glänzenderes Weiß habe, und was dergleichen Argumente mehr sind; ein frommer Mann der dem Prior von S.-Marco harte Schelte gab, weil er seine Madonna nicht verdeckt hatte, indem er behauptete, der vorgezogene Schleier habe jener, der Annunziata, wie dem heiligen Gürtel im Dom zu Prato ihre Reputation gegeben; ein Gerechter der häufig zur Beichte ging, am Sonnabend kein Fleisch aß, an jedem Festtage der Complet beiwohnte und streng hielt was er jenen Crucifixen versprach, dabei aber mit seinem Gelde so wohl zu wirthschaften wußte, daß es ihm zum mindesten 33⅓ Procent einbrachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Märchen und Legenden, von K. v. K. Drittes bis fünftes Bändchen. Stuttgart, Cotta. 1848. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wir haben in Nr. 283—285 d. Bl. f. 1848 die beiden ersten Bände der vorliegenden Sammlung zur Anzeige gebracht, und schon dort die Erwartung ausgesprochen, daß wir an den folgenden Bänden mehr als an den beiden ersten zu loben finden würden. Wir finden uns in dieser Erwartung nicht getäuscht, und erblicken namentlich in dem ersten der drei neuen Bändchen eine so dankenswerthe Gabe, daß wir uns eine ausführlichere Besprechung desselben wol erlauben dürfen.

In der Vorrede zum ersten Bande seiner „Sagen und Märchen" verspricht uns der Herausgeber demselben noch zwei bis drei folgen zu lassen. Der Inhalt des ersten Bandes ist vollkommen geeignet den Wunsch hervorzurufen, daß die folgenden Bände recht bald erscheinen mögen.

Im vorliegenden ersten Bande erhalten wir 35 Sagen und Märchen, oder genauer zu reden, nur Sagen; diese Sagen aber sind von der größten Mannichfaltigkeit, und vermögen zusammen schon ein recht hübsches Bild vom irischen Volksthum mit allem seinem Aber- und Geisterglauben, mit seinem treuen Festhalten der alten Ueberlieferungen und seiner Empfänglichkeit für das Wunderbare, die an jedes alte Gemäuer, an jeden merkwürdigen Baum, an jede Quelle und jeden See sei es eine Helden- oder Heiligen- oder Gespenstergeschichte knüpft, und ihnen dadurch einen erhöhten Werth in den Augen des Volks verleiht. Wir werden im Folgenden uns mit dem Inhalte der mitgetheilten Sagen näher bekannt machen, und theilen sie um der leichtern Uebersicht halber in mehre Classen.

Die erste Classe bilden die Sagen aus Irlands heidnischer Vorzeit (Nr. 7—11 und 23); Heldensagen, in denen die beiden allbekannten Helden Fingal und Ossian (Fin Mac Cub und Osschin) gefeiert werden. Diese Sagen verrathen ihr hohes Alter auf den ersten Blick; wir haben mit einem Geschlechte zu thun gegen das die spätern Menschen nur schwache Zwerge sind; riesig wie die Helden selbst sind ihre Thaten, ist häufig auch die sie umgebende Natur. Die siebente und achte Sage erzählen auf verschiedene Weise wie Fin Mac Cub, ein armer unbekannter Knabe, den Lachs der Weisheit verspeist, und dadurch ein so berühmter Held geworden ist. In der ersten Sage läßt ein König, als er erfährt, daß in seinem Lande ein Knabe ist der viel berühmter als er selbst sein werde, alle Kinder umbringen (der Kindermord ist in die Sage wol nur durch den bethlehemitischen Kindermord hineingerathen). Fin's Mutter flieht mit ihrem achtjährigen Sohn, und trägt ihn bis ihr die Kräfte fehlen. Fin erbietet sich nun auch sie ein Stückchen Wegs zu tragen, wirft sie sich über die Achsel, und läuft so mit ihr über Stock und Stein, bis er zu seinem Schrecken inne wird, daß er nur noch die beiden Beine von seiner Mutter hat. Er verdingt sich bei einem Fischer; sie fangen die Forelle der Weisheit, und Fin bratet sie während der Fischer schläft; eine Brandblase läuft auf, er drückt sie mit dem Finger nieder, steckt den verbrannten Finger in den Mund, und ißt als er merkt, daß es der Fisch der Weisheit ist, die ganze Forelle auf. Den Fischer tödtet er; die Ueberreste der Forelle frißt ein Rabe, und daher sind die Raben klüger als alle übrigen Vögel. Die zweite Sage dagegen berichtet, wie Cormac, der König von Irland, nach dem Lachs der Weisheit fischt, ihn fängt, aber weil es ein abgemagerter, unscheinbarer Fisch ist, bei Seite wirft, wo er von dem müßig umherstreifenden Fin erwischt und verzehrt wird, in dem nun sogleich das Bild seiner ganzen künftigen Größe emporsteigt. In den folgenden drei Sagen werden uns Züge aus Fin's Leben berichtet, und Nr. 9 und 10 stimmen auch hier ihrem wesentlichsten Inhalte nach überein. Der Riese Usschin (Ossian) aus Schottland kommt nach Irland hinüber um sich mit Fin zu messen. Fin, der sich zu schwach gegen ihn fühlt, nimmt zur List seine Zuflucht: er legt sich in eine große Wiege, und läßt sich von seiner Frau zudecken. Der Riese kommt; die Frau bäckt eben Kuchen für den Jungen in der Wiege, hat aber eine eiserne Bratpfanne hineingebacken; sie setzt dem Riesen die Kuchen vor, der vor Schmerz aufschreit als er hineinbeißt. Dann heißt sie den Jungen aufstehen, damit er dem Riesen einige seiner Kunststücke vormache. Fin nimmt einen großen Stein und wirft ihn von

einem Berg auf den andern, und das Zeichen von seinem Griff ist noch heute an „Fin Mac Cub's Fingerstein" zu sehen. Wie der Riese Das von dem angeblichen Knaben sieht, wird ihm angst und bange vor dem Vater, und er eilt wieder von Irland wegzukommen. Die folgende Sage vertauscht den Riesen Usschin mit dem riesigen König aus dem Morgenlande, und läßt dem von diesem ausgeschickten Kundschafter Dasselbe wie dem Usschin begegnen. Als er die Wohnung Fin's verlassen hat eilt ihm Fin voraus zu der Heerde, und als jener sich einen Bullen auswählt stellt er sich ihm als Fin's Knecht entgegen; Jeder faßt das Thier bei einem Horne, und im Nu reißen sie dasselbe vom Kopf bis zum Schwanz auseinander. Fin gibt ihm noch die Warnung mit auf den Weg nach dem Morgenlande zu eilen und seinem Herrn zu sagen, Fin Mac Cub's Knechtlein habe den Bullen mit ihm gehälftet. Der Erfolg ist derselbe. Die letzte Sage über Fin Mac Cub läßt denselben in gemüthlicher Ruhe auf einem Felsen sitzen und sein Pfeifchen rauchen. Ihm gegenüber setzt sich Brian Boru, der König von Munster (gest. 1014), erzählt ihm von der Schlacht zu Clontarf, und fodert ihn auf gegen die Riesen zu ziehen, die der Zauberer aus Norwegen zusammengebracht hat; doch fürchte er er werde ihn nicht wieder zu sehen bekommen. Fin aber antwortet, sein Schwert habe ihn noch nie im Stiche gelassen, und um zu zeigen was er damit ausrichten könne spaltet er mit einem Hiebe den Berg, sodaß der Riß noch jetzt zu sehen ist.

Die Sage von Osschin und dem Land der Jugend bildet den Uebergang zu den christlichen Sagen. Osschin, Fin's Sohn, wacht eine Nacht hindurch bei einem Kornfelde, das verschiedene Nächte hintereinander auf räthselhafte Weise zertreten worden ist; er erblickt ein schönes, weißes Füllen, faßt es an der Mähne, und folgt ihm bis sie beide versinken; das Füllen verwandelt sich in eine schöne Jungfrau die ihn im Lande der Jugend willkommen heißt. Nach einiger Zeit erwacht in ihm wieder die Sehnsucht nach seinen alten Gefährten und seinem Geburtslande; die schöne Frau versichert ihm zwar, daß alle seine Kampfgenossen längst gestorben wären, da er 300 Jahre hier verweilt habe, verstattet ihm jedoch die Rückkehr nach der Oberwelt; nur solle er sich hüten vom Pferde zu steigen das ihn auf die Erde bringen wird, weil er sonst nicht wieder ins Land der Jugend zurückkehren dürfe, und sich mit drei Jahrhunderten von Altersschwäche beschwert finden würde. Als Osschin eben ins Land der Jugend zurückkehren will, nachdem er auf der Erde nur Unerfreuliches gesehen, sieht er einen Mann im Flusse der sich vergeblich müht einen Sack Korn der ihm vom Pferde geglitten ist wieder emporzubringen; da er vom Pferde aus den Sack nicht emporbringen kann, steigt Osschin vom Pferde, und sogleich verschwinden sowol sein Roß als auch der Mann mit dem Kornsacke, und Osschin sieht sich genöthigt auf der Erde zu bleiben. Der heilige Patrick stößt auf Osschin, bekehrt ihn nach langem Mühen zum Christenthume, und nimmt ihn in sein Haus auf. Einst wirft ihm des Heiligen Haushälterin seine im Verhältniß zu seiner Nützlichkeit starke Eßlust vor, und meint sein großer Haferkuchen, sein Ochsenviertel und sein Meskan Butter würde mehr als genug für einen bessern Mann sein. Da verheißt er ihr er wolle ihr ein Epheublatt zeigen breiter als ihr Kuchen, eine Ebereschenbeere größer als der Meskan, und das Bein einer Amsel größer als das Ochsenviertel; sie nennt ihn darauf einen Lügner, Osschin aber löst auf etwas wunderbare Weise sein Versprechen, stirbt aber bald nachher unwillig und lebensmüde.

Diese Sagen, so vielfach verändert sie auch im Munde des Volks schon durch die prosaische Einkleidung sein mögen, lassen doch deutlich erkennen, daß sie ihren Ursprung den alten Heldenliedern verdanken. Namentlich aus der Sage von Fin's Fingerstein und der von Osschin und dem Lande der Jugend würde es nicht schwer sein die alten Lieder wiederherzustellen; Stoff und Behandlung stimmen ganz zu den echten irischen Heldenliedern, wenn auch nicht zu Macpherson's Fälschungen.

Den alten Heldensagen mag sich auch noch die Sage von Goban Saer (Nr. 15), dem berühmten altirischen Baumeister, der im 6. Jahrhundert geblüht haben soll, und dem namentlich die Erfindung der Rundthürme zugeschrieben wird, anschließen. Goban Saer wollte seinem erwachsenen Sohne eine kluge Frau verschaffen; er schickte ihn einst mit einem Schaffelle zu Markte, mit dem Auftrage die Haut und ihren Kaufpreis zurückzubringen. Ein junges Mädchen verstand den Sinn der Worte, schabte die Wolle ab und gab die Haut zurück und den Kaufpreis obendrein. Dieses kluge Mädchen ward des Sohnes Frau, und rettete ihrem Schwiegervater und ihrem Manne das Leben. Goban Saer hatte als Baumeister auch im Auslande Ruf, und folgte der Einladung eines mächtigen Britenfürsten ihm ein Schloß zu bauen. Der Sohn begleitet den Vater, und die junge Frau gibt ihrem Manne zwei Rathschläge mit: er solle wenn sein alter Vater unterwegs müde würde ihm den Weg kürzer machen, und nie eine dritte Nacht in einem Hause bleiben ohne sich darin eine gute Freundin gemacht zu haben. Die erste Vorschrift erfüllt der Sohn, indem er seinem Vater Wundermärchen erzählt; die zweite, indem er am Hofe des Königs ein Liebesverständniß mit einem vornehmen Fräulein anknüpft. Als der Bau sich dem Ende nahte theilt das Fräulein ihrem Geliebten mit wie der König beschlossen habe die beiden Baumeister umzubringen, damit sie andern Fürsten nicht ebenso schöne Schlösser erbauen könnten. Da geht der Alte zum König und meldet ihm, daß zur Vollendung des Baus noch ein wichtiges Werkzeug fehle das er zu Hause gelassen habe, und das er nur den sichersten Händen anvertrauen will. Da der König die Baumeister nicht ziehen lassen will, so wird der älteste Prinz abgeschickt um das Werkzeug zu holen, aus dessen Namen die junge Frau schon die Lage der Dinge erräth. Sie hält daher den Prinzen gefangen bis Goban Saer und dessen Sohn nach Hause kommen.

An die Heldensagen schließen wir die Legenden an, die natürlich bei einem so frommen und zugleich so wundergläubigen Volke wie die Iren sind eine große Rolle spielen. Der Schutzheilige Irlands, St.-Patrick, die Heiligen Columbkill (St.-Columbanus) und St.-Kevin dürfen hier natürlich nicht fehlen. Von St.-Patrick wird berichtet (Nr. 24) wie er eine Hexe, die Nachts vor ihrer Höhle im Walde eine Kerze aufstellt, bei deren Anblick Jeder zu Boden fällt und stirbt, austreibt und auf eine Insel bannt, wie er dann den ganzen Wald verbrennt und seinen eichenen Stab in die Erde steckt, worauf schon am nächsten Morgen ein großer dicker alter Baum dasteht, die noch jetzt vorhandene St.-Patrick's-Eiche, und neben demselben aus seiner Fußstapfe ein Brünnlein springt. Vom heiligen Columbkill wird gemeldet (Nr. 4), daß einst in seiner Abwesenheit ein Druide in seine Wohnung oder Steinhöhle einzieht, der dem Vieh Nachts Blut abläßt und Würste daraus macht. Der König läßt den vermeinten Heiligen einladen zum Gastmahl; er weigert sich zu kommen, wofern er nicht einen guten Rindslendenbraten erhalten kann. Der ist aber aus leicht denkbaren Gründen nicht zu haben; nur eine alte Frau hat noch eine fette Ferse, die vom Königssohn gestohlen wird. Als Klage darüber erhoben wird befiehlt der König im Zorne den Prinzen hinauszuwerfen; der Prinz, vom Gemäuer heruntergestürzt, wird für todt gehalten. Da kommt der heilige Columbkill zurück, der Betrug wird entdeckt und der Betrüger gestraft.

Vom heiligen Kevin wird erzählt, daß er aus königlichem Geblüte und das schönste Kind gewesen sei das je in Irland auf die Welt kam, so schön, daß ein Engel vom Himmel stieg und ihn taufte. Er lernte schnell Lateinisch und ward sehr fromm; einst besuchte er seinen Vetter, den König, der vor Alter abgestumpft war; auf die Frage wie er seine Zeit zubringt antwortet der König, sein einzig Vergnügen wäre seinen Gänsen zuzusehen; aber leider könne sein alter Gänserich, der sonst immer an allen den Bergen herumzufliegen pflegte, nicht mehr fliegen. Kevin verspricht den Gänserich wieder

fliegen zu lassen, und der König verheißt ihm dafür den ganzen Boden den er umfliegt. Da umfliegt der Gänserich das ganze Thal, und Kevin baute dort seine schönen Kirchen und seinen Rundthurm. Einst, heißt es weiter vom heiligen Kevin, begegnet er einem Pferdedieb mit einem schönen gestohlenen Füllen; als sich der Pferdedieb verschwört, „er wolle sein Lebtage nicht mehr vom Fleck wegkommen, wenn er das Füllen nicht ehrlich erworben", verurtheilt ihn der Heilige augenblicklich zu sterben; der Dieb aber bittet um die Gnade, daß ein Loch in seinem Grabsteine bleibe, damit er wenn ein Roß oder eine Kuh vorbeiläuft wenigstens mit dem Arme nach ihnen hinausfahren könne. Ein vornehmes Fräulein mit Namen Kathlin hatte sich in St.-Kevin verliebt, und besuchte ihn oft; ja, als er um ihr zu entgehen seine Wohnung in einem unzugänglichen Felsenbett aufschlägt, sucht sie ihn auch dort auf, wird aber von ihm die steile Felsenwand hinuntergestürzt. Man hat von ihr Nichts weiter gehört.

Fast ergötzlich ist die Geschichte von der schönen Heiligen Latirin, welche wenn sie ihr Mittagsessen kochen will Feuer aus der Esse des Schmieds holt, das sie stets in ihrem Rocke nach Hause trägt ohne je die Kleider zu verbrennen. Sie weiß nicht, daß sie schön ist; als nun eines Tags der Schmied zu ihr sagt: „Ihr habt doch ein paar wunderschöne Beine", und sie hinsehen will ob es wahr ist, fangen ihre Kleider an lichterloh zu brennen. Da wünscht die Heilige es möge dort kein Schmied mehr wohnen, und seitdem hat nie ein Schmied sich dort behaupten können.

Geister- und Gespensterſagen sind am reichsten im Buche vertreten, und die heidnischen Elfen und Kobolde spielen darin eine ebenso große Rolle als der christliche Teufel, der oft die Stelle der ersten eingenommen hat. Die Elfen erscheinen auch hier theils als gutartig, theils als böse und schadenfroh. Die gute Elfe Clina (Nr. 2), unter deren besonderm Schutz die Landleute stehen, entführt den jungen Edeln Fitz-Gerald. Seine Geliebte, Ellen O'Brien, wandert aus um ihn zu suchen, und als sie erfährt, daß ihn Clina geraubt, wendet sie sich mit begeisterten Bitten an Clina, und erlangt von der guten Elfe die Freilassung ihres Geliebten. Ein Elfe, berichtet eine andere Sage (Nr. 6), war der Schützer eines Quells im Killarneythale. Jedes junge Mädchen des Dorfes sollte nach seinem Willen allabendlich nach Sonnenuntergang dorthin gehen, den schweren Stein, den aber jede Frauenhand leicht wegrücken konnte, von der Quelle wälzen und für den morgenden Tag Wasser holen; keine sollte aber vergessen den Stein wieder an seinen Ort zu rücken; denn beschiene je die Morgensonne die Quellflut, so würde dem ganzen Thale Verderben drohen. Die unglücklich liebende Norah vergißt es nach einer Zusammenkunft mit ihrem Geliebten den Stein überzuwälzen; der Quell wird zum reißenden Strome, und begräbt Dorf und Thal unter seinen Fluten; daher der Killarneysee.

Zwei Sagen (Nr. 18 und 33) behandeln die beide mal mislungene Entführung junger Mädchen durch Elfen; die Entführung gelingt, wenn das Mädchen, dessen Nase sie mit einem Strohhalme kitzeln, drei mal niest und Niemand „Gott helf'!" sagt. In der ersten der beiden Sagen kommt ein armer Holzbechermacher unter eine Schar Elfen, und als diese rufen: „Wo ist mein Pferd?" und jedem sich sogleich ein schönes Pferd darbietet, ruft er Dasselbe; ein Bullenkalb fährt ihm sogleich zwischen die Beine, und er macht nun den Ritt mit den Elfen mit. Sie reiten zu einer Hochzeit auf einem Meierhofe. Der Holzbechermacher bekommt seinen Sitz auf dem Querbalken gerade über der Tafel; er sagt: „Gott helf' dir!" als die Braut zum dritten male niest, und erhält zum Dank dafür von dem erzürnten Elfenhauptmann einen harten Stoß vor den Hintern, daß er vom Querbalken aufflog, sich den Kopf an der Decke aufstieß, und dann mit sammt seinen Holzbechern auf die Tafel herunterplumpte. Die Lichter löschen aus, Flaschen und Kannen werden umgeworfen, Alles geräth in die größte Verwirrung; der Pfarrer geräth mit dem Holzbechermacher zusammen, und Beide kugeln auf der Erde herum, bis der Pfarrer eine Kanne siedend heißen Punsches ergreift und ihn dem Holzbechermacher ins Gesicht gießt. Nun erst klärt sich die Geschichte auf, und der arme Holzbechermacher wird nun geherzt und geküßt, und jeder seiner Becher ihm mit einem Goldstück abgekauft; Alles gedieh ihm zum Glück, er kaufte sich ein Gütchen, und heirathete der Braut Schwester. Das Märchen von der Wehmutter und den Elfen behandelt ziemlich denselben Stoff. Die Wehmutter ist zu einer Entbindung bei Elfen geholt worden; sie hat etwas Elfensalbe ins rechte Auge bekommen, und dadurch die Fähigkeit erhalten den Elfentrug zu durchschauen. Sie vereitelt ebenso wie der Holzbechermacher die Entführung eines Mädchens, und dafür schlägt ihr der Elf das rechte Auge aus.

Auch der englische Puck, irisch Puka, fehlt nicht (Nr. 25); es erscheint als unfugtreibendes boshaftes Nachtgespenst, das verspäteten Wanderern als Klepper zwischen die Beine zu fahren und mit ihnen durch Dick und Dünn, über Stock und Stein zu setzen pflegt, und den gezwungenen Reiter auf jämmerliche Weise zurichtet. Ein fleißiger Landwirth Tim Dorney hat Marschland urbar gemacht, und dadurch den Puka aus seinem Wohnsitz aufgestört; der Puka lauert ihm eines Nachts auf und spielt ihm übel mit. Tim rächt sich, indem er das nächste mal mit Radsporen und einer am Stil mit Blei ausgegossenen Peitsche erscheint, und nun den Puka gar übel zurichtet und bändigt. Mehre Jahre hat er nun Ruhe; endlich aber rächt sich der Puka doch wieder, indem er Tim's Pferde in den Abgrund stürzt, das Unglück sucht Tim auch auf andere Weise heim, und er muß endlich die Pachtung verlassen.

Der Teufelssagen sind namentlich drei, die von Dherre Dhirlha (Nr. 5), vom Teufel als Naglergesell (Nr. 31) und die von den Krautköpfen (Nr. 3). Graf Garrett Fitzgerald, genannt Dherro Dhirlha, verpfändet sich dem Teufel. Wenn er die ihm verliehenen geheimen Kräfte Andern zeigt, und diese darüber Geschrei erheben, so soll er verzaubert bleiben, und alle sieben Jahre auf seinem weißen Rosse einen Ritt machen, so lange bis der Goldstoff von des Pferdes silbernen Hufen sich abgerieben haben wird. Der Graf gibt seiner Gemahlin Proben seiner Macht; als er sich selbst das Haupt mit einem Beile abhaut schreit sie auf; seitdem ist der Graf verzaubert, und erscheint alle sieben Jahre einmal auf seinem weißen Rosse. In der zweiten Sage verdingt sich der Teufel als Naglergesell bei einem liederlichen Nagler unter der Bedingung, daß er sogleich Bezahlung erhält, sowie kein Eisen mehr für ihn zu verarbeiten ist, widrigenfalls den Nagler der Teufel holen solle. In wenigen Stunden ist alles Eisen aufgearbeitet; der Teufel fodert seinen Lohn, der Meister kann nicht zahlen, rettet sich aber indem er dem Teufel die Bibel entgegenhält. Die dritte Sage erzählt wie zwei junge Mädchen zwei Krautköpfe aus dem Garten holen, und nachdem sie den Estrich gefegt und den Herd geröthelt, dieselben über der Thüre in des Gottseibeiuns Namen aufhängen; wer die Thüre aufmachte und den Krautkopf wegnahm, sollte den Mann Derjenigen geben der der Kopf gehörte. Die Nacht war sternenhell; auf einmal wird der Himmel rabenschwarz, der Wind heult und der Donner rollt; mit einem male wird die Thür aus den Angeln gerissen, und ein großer schwarzer Mann erscheint, nimmt den einen Krautkopf weg, und gibt dem andern einen Stoß, daß er an den Querbalken hinauffuhr, und verschwindet dann in einem gewaltigen Wetterschlag. Drei Monate nachher lag das Mädchen, deren Krautkopf der Teufel genommen, begraben.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 270. — 10. November 1849.

Agnolo Firenzuola.

(Fortsetzung aus Nr. 269.)

Bei den Spötteleien der Italiener über religiöse oder mit Religiösem zusammenhängende Gegenstände kann man sich nie der Besorgniß erwehren, daß sie mit dem Aberglauben auch den Glauben über Bord werfen. Satire findet sich genug bei Firenzuola, aber nicht eine einzige erhebende Betrachtung, und wenn er von den schweren Leiden seiner Krankheit redet, so heißt es: „Mit eigenen Händen würde ich gern mein Leben nehmen, wenn nicht die Furcht vor dem Jüngsten Gericht in andern Willen den vielleicht bessern Willen verkehrte." Und dabei muß er gestehen, daß er dem Uebermaß seiner eigenen unordentlichen Gelüste die Krankheit beizumessen hat.

Die Gesundheit fand er in Prato wieder, wohin er, wie gesagt, als Abt von Vajano ging, als er sah daß er in Rom seine Zeit verlor. Er wird nicht müde in den Schriften seiner spätern Jahre diese toscanische Stadt und das Leben in derselben und ihre Bewohner zu preisen. Am Ufer des Bisencio, wo der in der heißen Jahrszeit unbedeutende, im Winter reißende und gefährliche Fluß aus dem Apennin hervortritt um nach kurzem Lauf durch die Ebene in den Arno zu fallen, liegt die Stadt sozusagen am Fuße der Berge, deren mächtige Kette auf der einen Seite sich hinzieht, während auf der andern die schöne und fruchtbare, gartenähnlich angebaute Ebene von Pistoja sich erstreckt, inmitten des reichsten, ergiebigsten, fleißigsten Theils Toscanas. Wol mochte Firenzuola von den duftenden Blumen und Laub seines süßen Prato reden, einer der schönsten und anmuthigsten unter den toscanischen Ortschaften, und von der reizenden Nymphe am Bisencio. Pratos schöne und edle Frauen fanden an ihm einen unermüdeten Lobredner: ihnen widmete er seine „Ragionamenti d'amore" und seine „Discorsi degli animali"; an Einzelne derselben richtete er Dichtungen, Sonette wie Capitel. So an Madonna Clemenza Buonamici: „Frau vor den andern Frauen weise und ehrbar", einer Familie angehörend welche im darauf folgenden Jahrhundert mit der des Galilei sich verschwägerte und heute noch blüht; an Madonna Clemenza Roca, welcher er sein Klagelied über einen in Neapel vorgekommenen Todesfall sandte, und Andere, nicht zu gedenken der edeln Damen anderer Städte, wie der Florentinerin Lucrezia Tornabuoni, der Dada Buonvisi aus Lucca u. A. Eine Bewohnerin Pratos war es zu deren Lob seine Leier in rime amorose erklang: Selvaggia hieß sie oder ward sie von ihm genannt, wie Cino's da Pistoja Geliebte, und wenn sie nicht berühmt geworden ist wie Beatrice und Laura, nicht einmal wie die Fiammetta Boccaccio's, so ist der Grund in Firenzuola's geringern Dichtergaben zu suchen, indem seine Poesien weder durch Neuheit noch Schwung der Gedanken und Empfindungen anziehen, noch durch die Anmuth und Harmonie der Form fesseln. Bisweilen läßt die Sache sich ziemlich prosaisch an. Er sagt einmal:

Daß ich dich liebe ist dir längst klar; daß ich dich lobe bezeugen Feder und Papier; daß ich dich anbete sieht ganz Prato. Daß ich aber nicht wie ich ehemals that an deiner Thüre bei Tage erscheine mit dir zu plaudern daran ist nicht ein erkaltetes Herz schuld, sondern der Neid des Einen und des Andern.

Und ein anderes mal treffen wir wieder auf das herkömmliche spirto gentil und den celeste splendore d'onestade und die sante virtù und die alma beltade und das ganze herkömmliche Register der tausend mal vernommenen Liebesworte und Epitheta.

Die vielen an Leute des Orts gerichteten Gedichte zeigen wie freundschaftlich seine Verhältnisse in dem von ihm gewählten Aufenthaltsorte waren. Der Frauen Tugend, Geist und Schönheit fanden in ihm auch außerhalb seiner nähern Umgebung und seiner Zeit stets einen aufrichtigen Bewunderer. Nachdem er einmal von den glänzenden Beispielen griechischer und römischer Vorzeit geredet, kommt er auf näherliegende Epochen und nennt in bunter Reihe die heilige Katharina von Siena, Isotta Novarola von Verona, Batista Malatesta, die Gemahlin Federigo's von Montefeltro, des tapfern Herzogs von Urbino, Alessandra Scala, die Tochter des florentinischen Staatsschreibers und Historikers. Er sagt:

Wenn Cicero heute zu uns käme und die Eleganz der Briefe der Jungfrau Isotta da Gambara sähe, so würde er sich nicht scheuen sie als seine eigenen Werke anzuerkennen. Und ich kenne Sonette der Schwester derselben, Veronica, Herrin von Coreggio, welche würdig wären in der Sammlung jener des Petrarca, und zwar keineswegs als die minder schönen, zu stehen. Wer Madonna Vittoria Colonna, die berühmte Marchesana von Pescara, oder die verständige Signora Felice della Rovera, oder die anmuthige Jungfrau Signora Trivulzio, oder die drei Töchter des Grafen Matteo Maria Bojardo über die Geheimnisse der Natur und was immer es sein möge, reden hören wollte, würde aus ihrem Munde nicht minder Lobens-

werthes vernehmen als aus dem vieler Männer die sich auf ihr Wissen Etwas zugute thun. Und Madonna Onorata Pecci aus Siena redet, wie mir berichtet worden, so kenntnißvoll über die verborgensten Dinge in der Philosophie, daß sie den gebildetsten Geistern jener Stadt gleichen Genuß bereitet wie Bewunderung weckt.

So schrieb Firenzuola, damals noch in Rom, im Februar 1525.

Welches die politische Ansicht unsers Autors war ergibt sich schon aus den Eingangs angeführten Worten, die seine Anhänglichkeit an die Mediceer ausdrücken. In ihr war er aufgewachsen, ihr blieb er treu. Seine spätern Briefe und Schriften sind nach den Regierungsjahren Cosimo's datirt, des „vortrefflichsten und verdienstvollen Herzogs von Florenz". Die Taufe des Prinzen Francesco, welcher als zweiter Großherzog den schlimmen Richtungen seines Vaters treu blieb ohne dessen Talent und große Staatsklugheit zu theilen, feierte er am 1. Aug. 1542 durch ein keineswegs vortreffliches Sonett. Und in einer poetischen Erzählung, welche von einem in Neapel vorgefallenen tragischen Ereigniß berichtet, von dem Tode eines Jünglings der bei einem Liebesabenteuer von den Scharwächtern auf der Leiter betroffen und nach den strengen Gesetzen Pietro di Toledo's gerichtet ward, preist er „diesen Herrn der für den großen Karl V. das herrliche Reich verwaltet, in völligem Frieden und zu Aller Genugthuung", und dessen „schöne Tochter, Etruriens Ehre", Eleonore, die Gemahlin Cosimo's de' Medici. Aber während er den Vicekönig, welcher in Neapel ein so erbarmungsloses Regiment führte und durch die Hinrichtung Tausender dennoch Sicherheit und Eintracht in dem entsetzlich verwilderten Lande nicht dauernd herzustellen vermochte, wegen seiner festen Hand im Allgemeinen rühmt, kann er in dem concreten Falle die Härte des Urtheils nicht ungerügt lassen, worauf die zu gedehnte aber keineswegs uninteressante, noch zur Kenntniß der Zustände unwichtige Erzählung sich gründet.

(Der Beschluß folgt.)

Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen ꝛc. Von K. v. K. Drittes bis fünftes Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 268.)

Haben wir schon oben von einem Druiden gelesen, der den Kühen das Blut abzapft, so findet sich etwas Aehnliches in Nr. 17, wo eine Hexe in Gestalt eines Hasen Nachts die Kühe melkt, bis sie von einem Hunde erwischt wird, und an den erhaltenen Bissen stirbt. An die dämonischen Geister möchte sich noch der Todesverkünder (Nr. 31) anschließen, ein Gespenst das auf dem Kirchhofe Personen deren Angehörige dort begraben liegen erscheint, Männern als Jungfrau, Jungfrauen als Mann, sie bezaubert und ihnen das Versprechen abnimmt an demselben Tage über einen Monat wieder an dem Orte zu erscheinen, ein Versprechen das mit einem Kuß besiegelt wird. Gleich nach dem Kusse erhält der oder die Bezauberte die Besinnung wieder, verfällt in Verzweiflung, Wahnsinn oder Krankheit, und wird an dem Tage der verabredeten Zusammenkunft begraben.

Auch Gespenster anderer Art fehlen nicht. Wandelnde Beine (Nr. 1), deren Eigenthümer einst von einem Nebenbuhler in der Liebe ermordet und zerstückelt worden war, und die abgesondert vom übrigen Körper begraben worden waren. Die wandelnden Beine hatten den Mörder überall verfolgt, bis er starb, und wandeln seitdem noch von Zeit zu Zeit nach dem Orte, wo der übrige Körper begraben liegt. Wir finden ferner, wie oft auch in Deutschland, einen Reiter ohne Kopf (Nr. 26), der einst als Schuhmacher die Veste Shanactoch an die Feinde verrathen hat, zum Dank dafür aber von diesen enthauptet wurde, und nun allnächtlich ohne Kopf um das Schloß reiten muß. Auch das Irrlicht wird als Gespenst angesehen (Nr. 16). Hans, heißt es in dieser Sage, ein Mensch von grober, mürrischer Gemüthsart, der an Gott nicht dachte, kehrte eines Abends von einem Jahrmarkt nach Hause; da wie er eben einem reißenden Bache an einer Furt sich näherte, vernimmt er ein Aechzen und Flehen eines hochbetagten Mannes mit weißem Bart, der ihn bittet ihn unter Obdach zu bringen. Der Bauer fühlt Mitleid, wickelt den armen Greis in seinen Oberrock, setzt ihn auf den Sattel, sich selbst hintenauf, und hält ihn so bis sie nach Hause kommen. Zu Hause erhält der Fremde Speise und Trank und ein warmes Lager. Gegen Morgen weckt Hans ein Lichtschein auf; als er aus dem Bette springt erblickt er einen Jüngling von himmlischer Schönheit in weißen Gewändern, der ihm dankt und ihm drei Wünsche gewährt. Hans wünscht, daß Jedem der seinen Feigenmaulbeerbaum um ihn zu berauben anrührt die Hand am Baume festklebe, bis er ihn losläßt; daß Jeder der in seinem Armstuhl sitzt nicht ohne seine Erlaubniß soll aufstehen können; daß Jeder der die Hand in sein Wandkästchen steckt sie darin behalten muß, so lange er es haben wolle. Der Engel seufzt als er die drei Wünsche hört; Hans wird von Stund an von der Hoffnung auf den Himmel ausgeschlossen, aber des Engels Segen bleibt bei seinem Hause, und Alles gedeiht ihm wohl. Zwanzig Jahre danach kommt ein Abgesandter des Teufels um Hans zu holen, setzt sich in den Stuhl, und wird mit dem Dreschflegel regalirt; ein zweiter erleidet durch den Wandkasten dasselbe Schicksal, und dem Teufel selbst geht es mit dem Baume nicht besser; er muß versprechen Hans auch nicht einmal in die Hölle hineinzulassen. Als nun Hans stirbt und weder in die Hölle noch in den Himmel kommen kann, muß er des Nachts mit der Laterne auf der Erde umherwandeln bis zum Jüngsten Gericht. Daß wir hier die deutsche Sage vom Schmied zu Jüterbogk, die schon der „Teutsch-Franzos" Trömer in seinen Gedichten behandelt hat, mit geringen Abänderungen vor uns haben, braucht wol nicht erst erinnert zu werden.

Wir kommen nun zu den Localsagen über die Entstehung von Gebäuden, Brücken, Seen und andern Natur- und Kunstgegenständen, dergleichen wir schon einige unter andern Rubriken angeführt haben. Solche sind: der Schloßbau zu Ballinakarrig (Nr. 28). Einem armen Bauer träumt, daß er auf die Thomondbrücke zu Limerik gehen, und dort auf den ersten Kriegsmann warten müsse der vorbeigehen werde. Er stellt sich ein, ein Kriegsmann kommt und fragt ihn, wo ein gewisser Ort Croise na Eirigh liege, fügt auch hinzu, daß dort unter einem Weißdorn ein großer Schatz vergraben sei. Der Bauer, der an dem Orte zu Hause ist, gibt vor es nicht zu wissen, gräbt unter dem Weißdorn nach, findet den Schatz, und baut damit das Schloß. — Der Fräuleinthurm (Nr. 12). Ein Ritter verläßt seine Braut um in die Ferne auf Abenteuer zu gehen; er verspricht binnen Jahr und Tag zurück zu sein, und eine weiße Fahne auf dem Schiffe flattern zu lassen, wenn er glücklich heimkehre, sonst werde das Schiff eine blutrothe Fahne tragen. Das Fräulein läßt sich einen Thurm bauen, um von da aus auf die See zu schauen; als der Ritter den Thurm erschaut hält er ihn für ein Zeichen, daß die Feinde ins Land gebrochen sind, und befiehlt im Zorne die blutrothe Fahne aufzuziehen, bei deren Anblick das Fräulein vom Thurm bewußtlos herabstürzt. — Die Bettelmannsbrücke (Nr. 27). Ein alter Bettler sitzt lange Jahre an einer Furt des Nore; nach seinem Tode findet sich theils in seiner Nachtmütze, theils unter einem Steine ein bedeutender Schatz vor, von dem die Bettelmannsbrücke erbaut wird. — Der Mönchssee in Tipperary (Nr. 22). Ein Mönch bannt ein verheerendes Ungethüm von Schlange

in die Tiefe des Sees, der davon so tief ist, daß ein Senkblei mit einer Schnur von 100 Ellen den Grund nicht erreicht. Dazu kommen zwei Sagen vom Untergange großer Städte, so Alt-Mullingars durch eine Fee, die sich aus Connaught einen See borgt, und ihn in das Thal versetzt, wo jetzt der Ullsee liegt (Nr. 13), und von einer großen Stadt die einst an der Mündung des Shannon lag, und noch jetzt alle 100 Jahre sich einmal über dem Wasser zeigt (Nr. 29).

Wir übergehen einige der uns minder bedeutend scheinenden Sagen und erwähnen nur noch „Der gesegnete Torf", über welche wir noch Etwas näher berichten wollen, da sie den Beweis liefert, welchen ungeheuern und überwältigenden Einfluß der Aberglaube noch auf das irische Volk ausübt. Eines Abends im J. 1833 steigt eilig ein Reiter an Rory O'Roucke's Thür ab, fragt ob sie „den gesegneten Torf" schon erhalten haben, zum Schutze gegen Feuer und Schwefel, die in der Königin-Grafschaft vom Himmel regnen, und gegen die sie sich nur schützen können wenn sie den Torf brennend erhalten und an drei Häusern abgeben. Sogleich macht sich Rory und seine Frau auf den Weg um drei Häuser zu suchen welche noch keinen Torf erhalten haben. Draußen liefen alsbald aller Orten Leute umher mit einem Torfbrocken in den Händen den sie von Zeit zu Zeit anbliesen. In kurzer Zeit gerieth auf diese Weise die ganze Grafschaft in Aufruhr und Bewegung; wer die Sache angestiftet, ob Zufall oder Absicht dabei mitgespielt hat, ist nicht in Erfahrung zu bringen gewesen, indessen auch ziemlich gleichgültig der dadurch bewiesenen Thatsache gegenüber, daß bei dem Irländer der Verstand bisher nur noch wenig Einfluß auf seine Handlungen gewonnen hat.

Die Sagen, deren Inhalt wir hier kurz angedeutet haben, sind durchweg in angemessener und volksthümlicher Weise erzählt, und derselbe Fleiß den wir schon bei der Uebertragung der beiden ersten Bände zu rühmen hatten ist auch hier angewandt worden. Die Aufgabe war aber hier, wo es sich namentlich um das Wiedergeben des Volkstons handelt, ohne daß dabei der irisch-nationale Charakter verloren geht, um Vieles schwieriger als dort. Eine Anzahl geschichtlicher, sprach- und sacherläuternder Anmerkungen verleiht dem Buche noch mehr Werth, und wir fügen nur noch die Bitte an den Herausgeber; sich durch die auf S. VIII geäußerten Bedenken nicht abhalten zu lassen, auch ferner mit seinen durchaus sachgemäßen Erläuterungen fortzufahren.

Kürzer können und müssen wir uns bei dem vierten und fünften Bande der Sammlung fassen, welcher den Roman von Gerald Griffin „Die Schulfreunde" enthält. Es ist zu verwundern, daß ein so trefflicher Roman wie der vorliegende so lange der Uebersetzungslust unserer deutschen Uebersetzer entgangen ist, die doch selbst das Mittelmäßige nicht so leicht zu übersehen pflegt. „Die Schulfreunde" sind ein echt irischer Roman, mit vortrefflichen Schilderungen irischer Sitten, irischer Denkungsart, irischen Aberglaubens und irischer Natur; ein Roman mit vortrefflicher Charakterschilderung, in welchem namentlich der Charakter der Hauptperson sich mit einer so naturwahren Folgerichtigkeit entwickelt, daß der Leser, nachdem er die bedingenden Verhältnisse kennen gelernt hat, den Weg den dieser Charakter einschlagen wird beständig voraussieht, ohne darum das Interesse daran zu verlieren; ein Roman endlich reich an Handlung, wo aber die Handlung nicht etwas Willkürliches, Zufälliges, mit den Haaren Herbeigezogenes, sondern aus den Charakteren und Situationen sich naturgemäß Entwickelndes ist. Der Leser wird hier nicht, wie leider bei so vielen Romanen, Gelegenheit finden sich die Frage vorzulegen: Warum ist Das oder Das, was doch hier am nächsten lag, nicht geschehen? ohne eine andere Antwort auf dieselbe zu finden als die: Weil dann der Faden abgeschnitten und kein Roman entstanden wäre.

Daß der Roman auch Mängel hat wollen wir nicht verhehlen. In seinem Eifer die Seelenzustände seiner Personen klar darzulegen und daraus die Handlungen derselben zu folgern ist der Verf. mitunter zu weit gegangen, und hat uns Selbstgespräche und Zwiegespräche von solcher Länge und Breite gegeben, daß, sogar ganz abgesehen von der leicht erschöpften Geduld der gewöhnlichen Leser, auch die der verständigen öfters auf eine etwas harte Probe gestellt wird. Auch verkennen wir nicht, daß der Verf. oft bei Nebenumständen zu lange verweilt, und gar Vieles in die Handlung verflicht was aus derselben recht gut hätte wegbleiben können, und dessen Entfernung ihren Gang nur rascher machen würde. Zum Theil möchten wir indessen auch diese Auswüchse nicht entbehren, da sie vortreffliche Beiträge zur Charakterisirung der Iren überhaupt liefern, und den der irischen Eigenthümlichkeiten unkundigen Leser in der angenehmsten Weise mit irischen Zuständen und irischer Sinnesweise bekannt machen.

Der Inhalt des Romans ist mit Hinweglassung aller Nebenhandlung folgender: Ein junger Mann von Stande und Vermögen verheirathet sich heimlich mit einem Mädchen aus niederm Stande, das Schönheit und Herzensgüte in reichem Maße, aber ohne die dem Stande ihres Mannes entsprechende Geistesbildung besitzt. Im Feuer der Leidenschaft reicht er ihr seine Hand und entführt sie aus dem älterlichen Hause. Eitelkeit und Eigenliebe rathen ihm zur Verheimlichung. Der Besitz und die Erkenntniß ihrer Mängel vermindern allmälig seine Liebe; das Verheimlichen ist ihm drückend, und doch hält die Scheu vor seiner geliebten und zugleich fast gefürchteten Mutter ihn ab ihr das Geheimniß zu offenbaren. Da lernt er ein junges hochgebildetes Mädchen aus guter Familie kennen; die Vergleichung mit ihr drückt den Werth seiner Gattin noch tiefer herab. Er liebt sie bereits ohne es sich einzugestehen; die Nachricht die er von seiner Mutter erhält, daß sie ihn wiederliebt, ruft den heftigsten Kampf in ihm hervor. Er will ehrlich sein, entdeckt seiner Mutter, die das neue Verhältniß begünstigt, daß er sein Wort schon einer Andern gegeben; er wagt es nicht ihr die ganze Wahrheit zu sagen. Er vermag ihrem Zorn, nicht ihrer Liebe zu widerstehen, ihr Rath seiner frühern Liebe untreu zu werden und die glänzendere Verbindung nicht von der Hand zu weisen siegt, und er beschließt der Geliebten die Gattin zu opfern. Der Abscheu mit dem er diesen Gedanken, als er ihm zuerst von seinem mit treuer aber sklavischer Liebe an ihm hängenden Diener ausgesprochen wird, verfolgt; das allmälige Vertrautwerden mit diesem Gedanken, bis er zuletzt selbst dem Diener den Auftrag gibt ihn von ihr zu befreien, jedoch ohne ihr Leben anzutasten — ein Befehl den der Diener nicht nach dem Wortlaute, sondern nach der Deutung die er ihm gibt vollstrecken zu müssen glaubt, denn die Unglückliche wird ertränkt; die Gewissensbisse; die Angst vor der Entdeckung, der Strafe und der damit verbundenen Schande; die Qual welche die Verstellung diesem leidenschaftlichen, zur Verstellung nicht geschaffenen Gemüthe auferlegt; die daraus hervorgehende Verstimmung mit gelegentlichen Ausbrüchen von Zorn und übler Laune, abwechselnd mit Augenblicken übertriebener Fröhlichkeit: dies Alles ist vortrefflich gezeichnet. Der Vorabend der Hochzeit ist gekommen, die Gäste sind versammelt, Alles in lärmender Freude: da wird der Bräutigam plötzlich verhaftet, und bekennt noch in aller Gäste Gegenwart seine Schuld. Lebenslängliche Verbannung nach Englands überseeischen Colonien ist sein Urtheil; der barmherzige Tod rafft ihn hinweg, ehe er das Land seiner Verbannung erblickt.

Als Gegenstück zu Hardreß Cregan — Dies ist der Name des Verbrechers — ist in dem Buche sein Freund Kyrle Daly hingestellt. Jener von der Natur körperlich und geistig verschwenderisch ausgestattet, Dieser durch Beharrlichkeit und Aufmerksamkeit sich selbst erringend was Jener von der Natur besitzt; Jener den augenblicklichen Eingebungen seiner Phantasie und seiner Leidenschaft folgend, Dieser gefühlvoll und empfänglich, aber stets nach Vernunft und Pflicht handelnd; Jener mit den Anlagen zu allem Großen und Guten am Ende ein gemeiner Verbrecher, weil er seine Leidenschaften nie zu beherrschen gelernt hat, Dieser mit geringern Gaben sich die all-

gemeine Achtung und endlich auch die Hand der Geliebten erwerbend, die ihm früher Hardreß vorzog; Jener ein Beispiel, wohin Eitelkeit und Eigenliebe und Leidenschaftlichkeit ohne die Schranken der Gesinnung führen können, Dieser was feste Lebensgrundsätze zu erdulden und zu erstreben vermögen: Das ist es, was der Verf. durch diese beiden Personen hat versinnlichen wollen.

Das Buch ist reich an gut erdachten Situationen, an erschütternden traurigen und an komischen zum Lachen reizenden Scenen, die in der angenehmsten Weise miteinander abwechseln, und nicht wenig dazu beitragen die an und für sich schon spannende Erzählung zu heben.

Der Uebersetzer hat wie in den frühern Bänden so auch hier den lobenswerthesten Fleiß angewandt, und im Ernsten wie im Komischen fast immer den rechten Ton getroffen. Mit Vergnügen haben wir einige gelungene Verdeutschungen in dem Buche gefunden, auch manches gute Wort aus den Mundarten hat eine Stelle gefunden; doch werden mehre derselben wol nicht allgemein, namentlich für Norddeutsche, verständlich sein. Ob neue Bildungen wie „Gebirger" statt Gebirgsbewohner, Gebirgsmann zu rechtfertigen sind wollen wir dahingestellt sein lassen.

Mit dem Wunsche, daß die Sammlung einen raschen und gedeihlichen Fortgang haben möge, schließen wir unsere Anzeige.

E. Fiedler.

Für Auswanderer nach Neusüdwales.

Rambles and observations in New South Wales, with sketches of men and manners, notices of the aborigines, glimpses of scenery, and some hints to emigrants. By *Joseph Phipps Townsend*. London 1849.

Wieder Etwas zu der angeschwollenen Bibliothek über die englischen Colonien in Australien, ein fernerer Beweis, daß, wer in fraglicher Beziehung sich noch im Dunkeln befindet, es keinenfalls einem Mangel an erreichbaren Leuchten beimessen kann. Eine solche erscheint obengenanntes Buch um so mehr, weil es — was nicht häufig — den Stempel der Unparteilichkeit an der Stirn trägt. Kein irgend ersichtliches Interesse knüpft den Verf. an das neue Land. Er besuchte es nicht um sich anzusiedeln, sondern um seine Gesundheit zu kräftigen, und er beschreibt es nicht um zu locken oder abzuschrecken, sondern um seine Eindrücke so ungeschminkt wiederzugeben wie er sie empfangen. Er selbst denkt an keine Rückkehr. Deshalb verdient seine Gabe die Beachtung auf welche unter ähnlichen Umständen die Auslassungen jedes Gebildeten Anspruch haben, und verdient sie überdies als Auslassung eines Mannes dessen vierjähriger Aufenthalt in Neusüdwales zwar lange genug war ihn mit den dortigen Verhältnissen vertraut, aber nicht lange genug ihn für oder gegen das Land eingenommen zu machen. Wenn hiervon abgesehen das Lesen des Buchs unwillkürlich zu dem Urtheile führt, daß die Schilderungen des Verf. besser sind als seine Raisonnements, er Einzelheiten schärfer durchschaut als ein Ganzes, so begründet auch Dies keinen Tadel. Aus richtigen Vordersätzen lassen ohne Hülfe sich richtige Schlüsse ziehen. Daß alle seine „Beobachtungen, Skizzen von Menschen und Sitten, Notizen über die Eingeborenen" und „Scenerien" neu sein sollten kann füglich Niemand erwarten. Aber sie sind insgesammt gut und lebensfrisch.

„Den Winken für Auswanderer" hat der Verf. das Schlußcapitel gewidmet und obschon auf Auswanderer jeden Standes, doch namentlich auf Solche Rücksicht genommen welche Ländereien ankaufen und sie mit Geld, d. h. mit gedungenen Kräften, nutzen und bebauen wollen. Für alle nicht zu dieser Classe Gehörigen genüge die Bemerkung, daß Schäfer sich am besten, Zimmerleute, Schmiede und Schuhmacher sich sehr gut, Schiffbauer und Bretschneider sich gut stehen. Den Bemittelten rathet der Verf. ihre Abreise im Herbst anzutreten. Wenn von England aus, soll die Fahrt nicht über 80 Pf. St. — etwa 550 Thlr. — kosten, und dafür gute Beköstigung, eigene Kajüte, abgemessener Raum für eine Schiffstonne Gepäck und Wein und Bier à discretion gegeben werden. An baarem Gelde soll man nur so viel mitnehmen als man an den verschiedenen Anhaltepunkten zu bedürfen glaubt — „eine Handvoll englische Sovereigns", — alles Uebrige in einem Creditbriefe der Union Bank of Australia auf Port Philip oder Sydney. Londoner Schiffe zieht der Verf. den liverpooler vor. Weiter sagt er: „Kommt man an Bord eines nach Neusüdwales bestimmten Schiffs, kann Einen leicht der Gedanke beschleichen, daß man sich am Bord eines Seeräubers befinde. Alle Passagiere sind bis an die Zähne bewaffnet. Doppelbüchsen, Büchsen, Flinten, Pistolen, Säbel und dergleichen hängen und liegen in jeder Kajüte und in jeder Koje. Häufig erscheinen auch die Passagiere selbst in vollem Piratencostume. Diesen Aufwand erkläre ich für unnöthig und unnütz. Könnte man Denen die sich die Waffen gekauft an ihren Bestimmungsort folgen, würde man sehr bald die kostbare Armatur vernachlässigt und rosten sehen. Ein gutes Schießgewehr, einige Beutel grobes Schrot und etliche Pfund Pulver sind Alles was man für den «Busch» braucht, und eine gute Flinte ist in Sydney bisweilen für wenige Schillinge zu haben, indem die seeräuberischen Herren mit der Zeit sich ihrer Waffenstücke gern entledigen. Nur Pulver und Schrote sind in Sydney verhältnißmäßig theuer."

Nach der Ankunft in Sydney sagt der Verf. was er thun würde. „Ich würde mich nach Illawara wenden und ungefähr hundert Acker gut mit Klee besäetes Land pachten, oder wenn reich genug, kaufen und insonderheit darauf sehen, daß es dem Orte weder an Wasser überhaupt noch an Gelegenheit fehlte den Klee zu überrieseln. Denn die Ueberzeugung habe ich, daß, wenn die dortigen Landwirthe Dies einführen wollten, sie dadurch den Werth ihrer Güter verdoppeln könnten, indem die Gegend zwar nicht der Dürre ausgesetzt, aber das Wetter oft anhaltend trocken ist. Wäre kein Haus vorhanden, würde ich mir eine Hütte von gebrannten Steinen bauen, was vielleicht 150 Pfund kosten könnte. Dann ginge ich nach Allabulla zu Herrn Berry oder zu Herrn M'Leay, kaufte so viele Kühe als das Land zu ernähren vermag, und miethete zur Beaufsichtigung der Meierei ein verlässiges Ehepaar. In der ersten Zeit wäre die Meierei mein Hauptrückhalt. Die Erzeugnisse derselben an Butter, Käse, Schweinefleisch und Speck könnte ich, dafern ich mich der Sache selbst unterzöge, in Sydney sehr gut verkaufen. Freilich müßte ich, wenn nicht immer, doch oft mit Tagesanbruch aufstehen und gelegentlich nachsehen, daß die Kühe richtig gemilcht würden. Vernachlässige ich mein eigenes Interesse, kann ich nicht verlangen, daß meine Leute es in Obacht nehmen. Demnächst würde ich Bienen halten und so viel Honig als möglich zu gewinnen suchen, auch einen tüchtigen Garten anlegen und den Ertrag regelmäßig nach Sydney schicken. Ferner würde ich jedes Jahr eine derbe Partie Klee trocknen, um im Winter oder während trockenen Wetters vorzuhalten, und damit die Kühe wenn sie trocken stehen mich weniger kosten, würde ich sie irgendwo auf die Weide treiben lassen. Kurz und gut, die Meierei in Illawara müßte mein Stecken und Stab sein, die ich unter keiner Bedingung verschulden würde."

Sofort Schafzüchter zu werden widerrathet der Verf. Man soll sich zwar eine Heerde nach der andern anschaffen, sie aber gegen den halben Gewinn so lange einem Colonisten überlassen, bis die Heerde groß genug ist die Kosten des eigenen Haltens zu decken und das Anlagecapital reichlich zu verzinsen. Um alles Dies bewerkstelligen zu können muß der Auswanderer im Besitz von wenigstens 2000 Pf. St. sein, und hat er damit ein unabhängiges Vermögen erworben, so meint der Verf., er könne nichts Klügeres thun als ins Vaterland zurückzukehren, sein Geld in Sicherheit zu bringen und sich des Lebens zu freuen.

10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 271. — 12. November 1849.

Agnolo Firenzuola.

(Beschluß aus Nr. 270.)

So verfloß das Leben, so waren Richtungen, Meinungen, Bestrebungen Agnolo Firenzuola's. Ueber seine Person äußert er sich selbst einmal scherzweise:

Meine lieben Frauen, als ich zur Welt kam war ich nicht so alt wie ich heute bin; die Hexen haben mich aber unterwegs scheel angesehen, und da ich viel umhergezogen und viel an der Sonne gewesen, so bin ich vom Wetter gebräunt, aber unter den Kleidern bin ich nicht so schwarz wie ich scheine, besonders am Sonntag Morgen, wenn ich ein reines Hemde angezogen habe. Meine Mutter pflegte auch zu sagen, die Amme habe mir die Nase ein Bischen zu lang gezogen: als wir uns indeß trennten, waren wir Beide, Amme und ich, Jeder auf seine Weise schön; sie erhielt sich so durch ein bequemes Leben, ich verdarb mich durch ein mühseliges.

Seine einfache Lebensweise schildert er einmal an anderm Orte:

Bisweilen stärke ich mich durch einen Salat, durch etwas Käse oder eine halbe Melone, und blühe wieder auf wie ein Frühlingsfesttag.

Dann aber, von seiner langen Krankheit redend, bricht er in heftige Klagen aus:

Durch Gottes gerechtes Urtheil ist alle Ruhe mir geraubt, alles Gut, aller Friede: ich bin der Leiden Herberge, ja des Unglücks Nest; ich bin zum Schmuz und Ekel der Welt geworden und deshalb zeigt man auf mich mit Fingern.

Es hält nicht schwer solche Klagen und Selbstvorwürfe nach ihrem rechten Sinn zu deuten. Aber dem Buchstaben nach darf man wol die Erklärung nehmen die er im Januar 1544 über seine literarische Thätigkeit abgibt:

Hier und dort äußert man wol, Schriften wie die meinigen paßten weder zu meinem Alter noch zu meinem Stande, und ich sollte an deren Stelle ernste und strenge Sachen schreiben. Darauf zu antworten scheint mir ganz überflüssig. Denn ich habe mich von jeher um Scheinheilige und Böswillige sehr wenig gekümmert, und thue es jetzt minder denn je, und mir thut's leid, daß der brave Mann, der Boccaccio, solches Volk einer Antwort gewürdigt die sie nicht verdienten.

Wann und wo Firenzuola sein Leben geendet, darüber ist nichts Gewisses bekannt. Es scheint, daß er zu Zeiten auch in Florenz verweilte: Orte der reizenden Umgebung der schönen Stadt werden häufig bei ihm genannt, so die Landhäuser edler Familien: Pozzolatico, welches den Ricci gehörte, Ausella, ein Besitzthum der Salviati, Ghiandaia der Salvetti. Dann erwähnt er wol der Quelle der Ema, welche auf der Südseite der Stadt durch ein malerisches Thal strömt, und der reinen und leichten Luft der florentiner Hügel im Vergleich mit den Vignen Roms, die indeß gerade auch nicht „die Hölle" seien. Er redet von den einander benachbarten Quellen des Arno und der Tiber, und häufig von Rom, gelegentlich von Neapel und Pozzuoli, und von Venedig, wo Sanct-Marcus beinahe mehr in Ehren stehe als der Herrgott selbst. Es heißt Firenzuola sei gegen das J. 1544 von neuem nach Rom gegangen, dort gestorben und in Santa-Prassede begraben worden, auf dem Esquilin in der Nähe jener herrlichen Basilika Santa-Maria maggiore, deren Gründung nach der Sage von dem im August gefallenen Schnee er in einer seiner Dichtungen erzählt. Daß er einige Jahre vor 1548 starb geht aus den Worten hervor mit welchen in dem genannten Jahre Domenichi seine „Ragionamenti d'amore" dem größern Leserkreise übergab.

So war Agnolo Firenzuola, ein Schriftsteller der, wenngleich er keineswegs zu den ersten seiner Zeit gehörte, und von ihm nicht gesagt werden kann, daß er irgendwie befruchtende Elemente in sich getragen hätte, ein wesentliches Glied in der Kette der Geister des 16. Jahrhunderts bildete. Er war durchaus kein schöpferisches Genie, aber er war durch lebendige Auffassung und bemerkenswerthes Formtalent zur leichten und geistvollen Reproduction in hohem Grade befähigt. Unter diesem Gesichtspunkte muß man seine Schriften betrachten, von denen mehre der bedeutendern in der gegenwärtigen Charakteristik erwähnt worden und zu welchen andere hinzuzufügen sind: seine freie Bearbeitung des „Goldenen Esel" des Apulejus, in welcher er sich selbst und manche seiner Erlebnisse auf die Scene bringt, und die beiden Komödien „La Trinuzia" und „I Lucidi", nach römischen Mustern, letztere eine Nachahmung der viel benutzten „Menächmen" des Plautus, aber mit solchem Geschick toscanisirt, daß sie ganz das Gepräge eines auf neuere Zeit und Zustände berechneten Originals an sich trägt. Firenzuola ist kein sehr ideenreicher Autor, ein Mangel welchen er mit der Mehrzahl der Schriftsteller

seines im Durchschnitt die Form auf Kosten des Stoffs hebenden und pflegenden, im Streben nach künstlerischem Wiedergeben fremder, namentlich antiker Vorbilder befangenen, ein auch noch so karges Thema mit pedantischer Beharrlichkeit entwickelnden und in seine bis zur Unmerklichkeit feinen Fasern zerlegenden, in ästhetischer Beziehung meist überschätzten Jahrhunderts theilt. Aber Firenzuola gehört, bei seiner Welt- und Menschenkenntniß und scharfen Beobachtung, ebenso wenig zu den Autoren die in Italien nur der Sprache wegen berühmt sind, zu jener zahlreichen Classe von denen das kritische Publicum nur mit dem größten Respect spricht, welchen die Crusca das Zeugniß als testi di lingua ausgestellt hat, die man immer wieder druckt, die ein Häuflein Puristen nach dem Muster des Pater Cesari anhaltend studirt, und welche in keiner wohlassortirten Bibliothek fehlen dürfen: Leute bei denen die bella lingua über die gänzliche Nichtigkeit des Inhalts hinweghelfen soll. Ich glaube nicht, daß diese Erscheinung in irgend einer Literatur in demselben Maße vorkommt wie in der italienischen. Die neuere Zeit scheint dieser Misere ein Ende machen zu wollen. Gedankenarmuth kann man den Schriftstellern, namentlich des letztern Lustrums, nicht vorwerfen: aber wie im öffentlichen Leben ist auch in der Literatur jeder Zügel als hinderlich weggeschleudert, jede Autorität hintangesetzt, jede Disciplin verachtet worden. Und dabei ist die Originalität bisweilen nur eine scheinbare. Das 13. Jahrhundert wandte sich an die Provençalen, das 15. und 16. an das Alterthum, das 19. stopft sich mit französischer Romantik, und während der Eine mit der größten Affectation den Katholicismus für sich zu accapariren Miene macht, predigt der Andere den Communismus, genau wie es an der Rhone und Seine Mode ist. Die Zeit muß lehren was aus den Retorten dieser Empiriker hervorgeht, die Alles was alte und neue Zeit an Empfindungen und Ideen, an Wesen und Formen, an Wahrheit und Lüge geboten nochmals ans Kohlenfeuer bringen, auf die Gefahr hin die Welt völlich zu einer Olla potrida zu machen, wenn sie ja dem Geschick entgehen sollte womit die französische Bouillieköche sie bedrohen. **A. v. Reumont.**

Preußische Chronik des Johannes Freiberg. Aus den auf der königsberger Bibliothek befindlichen Handschriften herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. A. Meckelburg. Königsberg, Borntträger. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir haben uns stets an der besondern Vorliebe gefreut mit welcher in der Stadt Königsberg eine Anzahl wackerer Männer, ein Hartknoch, ein Voigt, ein Faber und Andere, die Chroniken und Stadtbücher gehegt, und viel Nützliches daraus ihren Mitbürgern, blos um der Sache willen, ohne alle Hinneigung zu etwanigen Zeitstimmungen, mitgetheilt haben. Wie groß ist doch für uns Spätere das Verdienst unserer alten Vorfahren gewesen, die in schlichter Einfachheit uns eine Menge Thatsachen überliefert haben, für die wir ihnen jetzt sehr dankbar sind, und für die, wenn die Jetztlebenden in ähnlicher Weise verfahren wollten, eine spätere Generation ihnen ebenso dankbar sein müßte. Denn es ist ja schon oft und hinlänglich auf das schlagendste erwiesen, daß durch solche individuelle Schilderungen, die ohne allen Anspruch auf dereinstige Oeffentlichkeit aufgezeichnet worden sind, die allgemeinen Verhältnisse in ein überraschendes Licht gesetzt sind. Und dazu gibt die vorliegende Chronik einen neuen Beleg. Johannes Freiberg, ein königsberger Bürger aus der Altstadt, Kaufmann und Rathsherr, war höchst wahrscheinlich in dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts geboren, und scheint, weil seine Annalen mit dem J. 1548 endigen, bald nach diesem Stiftungsjahr der königsberger Universität gestorben zu sein. Denn die Fortsetzung der Chronik bis 1571 ist, wie auch die Schriftzüge deutlich darthun, von einem Andern und zwar sehr unvollständig abgefaßt worden. Unser Freiberg dagegen zeigt sich überall als einen ämsigen und vorsichtigen Mann, er hat lange Zeit während des polnischen Kriegs unter Herzog Albrecht, und später eifrig für das Wohl seiner Vaterstadt gesorgt, häufig den Verhandlungen des altstädtischen Raths mit dem Herzoge persönlich beigewohnt, und konnte also die genauen Berichte hierüber liefern, die wir bei ihm finden, auch Abschriften von wichtigen Urkunden nehmen, und die Landtagsverhandlungen einsehen. Alle diese Eigenschaften, und das besonnene Auftreten in solchen Dingen wo er nicht selbst als Augen- und Ohrenzeuge berichten kann, alle diese Umstände geben der Freiberg'schen Chronik den Werth besonderer Zuverlässigkeit, und rechtfertigen das Lob welches der Herausgeber, Stadtbibliothekar Meckelburg, ihr für historische Zwecke vor vielen andern Stadt- und Jahrbüchern beigelegt hat. Ihre Herausgabe wäre indeß ohne die Gefälligkeit der königsberger Alterthumsgesellschaft Prussia, welche sie stückweise in die von ihr herausgegebenen „Neuen preußischen Provinzialblätter" aufnahm, nicht möglich gewesen; ein besonderer Abdruck des Jahrbuchs ward vom Verleger mit patriotischem Sinne unternommen, und verdient, je seltener solche Beispiele jetzt sind, besonders hervorgehoben zu werden.

Die Chronik selbst hebt mit 1512 an. Es sind in ihr einestheils die wichtigern politischen Verhältnisse überall berücksichtigt, welche die Regierung des Herzogs Albrecht auszeichnete, den Freiberg zwar stets seinen gnädigen Herrn nennt, ohne jedoch allen Maßregeln desselben beizustimmen, am wenigsten solchen welche gegen die Privilegien der Stadt Königsberg gerichtet waren. Daher ergeht es den herzoglichen Räthen besonders übel. Der Krieg in Preußen (1519—20) erhält eine sorgfältige Beschreibung, ebenso die sonstigen Verhältnisse zwischen der Krone Polen und dem Hochmeister; die Unthaten des preußischen Bauernkriegs 1526 werden geschildert, die öftere Geldnoth des Herzogs beklagt, den Verhandlungen auf den Landtagen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Auf der andern Seite ist nun die Stadt Königsberg der Mittelpunkt der Chronik; ihre städtischen, gewerblichen und Handelsinteressen werden auf das sorgfältigste erörtert. Wir nennen hier nur die wiederholten Erzählungen von den Streithändeln der Altstädter gegen die Kneiphöfer, bei denen Freiberg selbst Partei ist, und nicht leicht eine Gelegenheit verabsäumt seine Abneigung gegen Die im Kneiphofe auszusprechen; ferner die Zwistigkeiten zwischen Rath und Gemeinde, wie in allen größern deutschen Städten des Mittelalters, über das Münzrecht, das Stanzengeld und die Privilegien der einzelnen Gewerke, z. B. der Barbiere und der Goldschmiede, zuletzt die Verhandlungen über Waaren, ihre Einfuhr und ihre Preise. Auch die äußern Berührungen oder Handelsverbindungen der Stadt Königsberg mit Schweden und Dänemark, sowie mit der benachbarten Stadt Danzig hat Freiberg mit lobenswerther Genauigkeit angemerkt, nicht minder, wie zu erwarten war, die theologischen Händel in seiner Vaterstadt. Der Chronist ist ein Feind der sameländischen Domherren, die er insgesammt der Hurerei beschuldigt, und des Katholicismus überhaupt, der

evangelischen Lehre aber mit großer Treue zugethan, besonders aus Verehrung gegen den frommen Poliander, den Pfarrer in der Altstadt Königsberg. Endlich zeigt sich die reinmenschliche Seite unserer alten Chroniken auch hier in der sorgsamen Aufzeichnung von allerhand Stadt- und Hausgeschichten, als von Feuersbrünsten, Ueberschwemmungen, Todesfällen in der fürstlichen Familie, Diebstählen und Criminaluntersuchungen, deren eine der merkwürdigsten (S. 268) aus Danzig erzählt wird. Mit Einem Worte, unsere Chronik ist reich an Abwechselung und Belehrung über die verschiedenartigsten Gegenstände des politischen und städtischen Lebens in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

Diesen Inhalt hat nun der Herausgeber durch seine Anmerkungen in einem hohen Grade gehoben. Es ist Dies dadurch geschehen, daß sie sich auf die Angabe der jetzigen Oertlichkeiten im Vergleich mit denen in der Chronik erwähnten beziehen, daß sie kürzere Nachweisungen oder längere Auszüge aus gleichzeitigen Raths- und Abschiedsbüchern, namentlich aus der noch ungedruckten Chronik von Beler und Platner, die sich ebenfalls in der königsberger Stadtbibliothek befindet, enthalten, daß sie gleichzeitige Vorfälle aus andern Geschichtsbüchern berichtigen, offenbare Schreibfehler in den drei Handschriften Freiberg's verbessern, und zahlreiche sprachliche Bemerkungen, die man weder in Henning's preußischem Wörterbuche noch in Adelung findet, hinzufügen. Die letztern mögen der Aufmerksamkeit unserer Sprachforscher namentlich empfohlen sein. So war z. B. im Sprachgebrauche jener Zeit „Bote" ein euphemistischer Ausdruck für „Nachrichter", die „Weren" waren die „Mauer- und Thurmzinnen", aber die Singularform, die „Were", bedeutete die „Befestigung"; die „freien Weiber" oder „Freiweiber" hießen die den Söldnern nachfolgenden „unverheiratheten Frauenzimmer", ein „visirlicher Mann" hieß in Preußen 1539 „ein Mann der sich zu benehmen wußte, ein angenehmer, galanter Mann" u. dgl. m.

9.

Fromme Lieder von Friedrich Spee. Der heutigen Sprachweise angeeignet, mit einer biographischen und literargeschichtlichen Einleitung versehen, und den Freunden religiöser Poesie gewidmet von Wilhelm Smets. Bonn, Marcus. 1849. 12. 15 Ngr.

Trüge das Büchlein nicht den Namen Wilhelm Smets an der Stirne: ich gestehe aufrichtig, es würde mich nicht wenig erschreckt haben. „Der heutigen Sprachweise angeeignet" — wer denkt dabei nicht mit Schrecken an die Verbesserer unserer protestantischen Kirchenlieder? Als das Licht der Aufklärung zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts über Deutschland emporddämmerte, ergriff einen großen Theil unserer Theologen die Wuth auch die alten Kernlieder eines Luther, Paul Gerhard u. A. an dem neu aufgegangenen Licht theilnehmen zu lassen. Man bedauerte diese guten Leute, welche noch Nichts von der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" geahnt hatten, auf das herzlichste. Ihr Geschmack, noch nicht durch das Läuterungsfeuer der Aufklärung hindurchgegangen, konnte natürlich dem hochgebildeten Geschlecht der neuen Zeit nicht mehr genügen, und ihre Poesie, der alle Sanftheit und verstandesmäßige Plattheit abging, mußte mit ihren Kraftworten die empfindsamen Seelen und den ausgebildeten Verstand der Nachkommen gleich sehr incommodiren. Doch man war billig; man entschuldigte den guten Luther, dem, so sehr er noch von alten Vorurtheilen befangen erschien, doch einiges Verdienst nicht abzusprechen war, mit der ungebildeten Zeit in der er lebte, und indem man seine Dogmatik ein mal für alle mal über Bord warf, glaubte man mehre von seinen Kirchenliedern mit Modificationen beibehalten zu dürfen. „Ein' feste Burg ist unser Gott": wie unmetrisch, und die „feste Burg", wie unverstandesmäßig, wie unverständlich! Flugs schrieb man:

Ein starker Schutz ist unser Gott,
Auf den wir uns verlassen.

Wie klar, wie vernünftig, wie gebildet! Mit diesen Concessionen an den Zeitgeist durfte sich der gute Luther doch wieder sehen lassen ohne befürchten zu müssen von jedem aufgeklärten Quartaner ausgelacht zu werden. Neumark's „Wer nur den lieben Gott läßt walten" schien auch dem damaligen Geschlecht nicht so ganz übel, aber es bedurfte freilich bedeutender Nachbesserung. Gleich der „liebe Gott" in der ersten Zeile — spricht denn so ein gebildeter, aufgeklärter Staatsbürger des 19. Jahrhunderts? Kinder reden so, weil sie noch nicht aus der populairen Psychologie gelernt haben welche der vielen Eigenschaften Gottes in jedem einzelnen Fall wirkend ist. Auf Menschen verlasse ich mich, wenn sie klug: ergo auf Gott, weil er weise ist. Schreibe demnach: „Wer nur den weisen Gott läßt walten", und der arme Neumark wird es dir im Grabe danken, daß du ihn salonfähig gemacht hast.

Doch genug des Scherzes. Die Zeiten der absoluten Geschmacklosigkeit welche im Gefolg des Aufklärungsfiebers blühten sind Gott sei Dank vorüber; vorüber die Zeiten wo ein hildburghäuser Gesangbuch, welches mir immer als der Gipfelpunkt dieser Unpoesie erschienen ist, in den meisten theologischen Zeitschriften als ein Ideal hingestellt und gepriesen wurde. Die Zeitrichtung ist eine andere geworden, und verwundert sieht das Volk welches sich seine alten Lieder nie ganz hat entreißen lassen nun auch die gelehrten Herren wieder an dem Punkte angekommen von welchem sie mit so großem Geschrei auf Nimmerwiedersehen aufgebrochen.

Wäre wie gesagt nicht Smets' Name entgegengetreten, ich hätte vielleicht in dem vorliegenden Büchlein, welches Spee's Lieder der heutigen Sprachweise aneignen will, einen Nachzügler jener veralteten und verhaßten Richtung vermuthet, und wäre bei der Aussicht erschrocken es anzeigen zu sollen. Aber ein Dichter, dachte ich mir, ein Dichter wie Smets kann solchem Ungeschmack nicht huldigen, und mein Vertrauen hat mich nicht getäuscht. Es ist nämlich bei aller Abneigung gegen jene Verbesserungen à la Ballhorn, wie ich sie oben gerügt, nicht zu leugnen, daß viele unserer alten Gedichte, sollen sie anders noch andern Leuten als dem Mann von Fach genießbar sein, hier und da einiger Veränderungen bedürfen. Einestheils nämlich sind einzelne Ausdrücke bei der Fortentwickelung der Sprache wirklich für den Laien unverständlich geworden, andererseits darf auch nicht verkannt werden, daß auch in den alten Kernliedern einzelne Geschmacklosigkeiten mit unterlaufen, die besser getilgt werden. Wohl verstanden, wenn diese Lieder zur häuslichen und kirchlichen Erbauung dienen sollen; denn für die Wissenschaft versteht es sich von selbst, daß jene Makel ebenso wesentlich als alle Schönheiten sind. Bei einer solchen Purificirung jener Lieder ist aber ein wesentliches Erfoderniß zu erfüllen, daß nämlich der Uebersetzer — um ihn kurz so zu bezeichnen — vor allen Dingen selbst Dichter sei. Alle jene gerügten Geschmackssünden gingen aus dem Mangel dieser Eigenschaft hervor, und alle Vorzüge welche vorliegendes Buch besitzt verdankt es dieser Eigenschaft des Herausgebers.

Der Jesuit Friedrich Spee (geb. 1591, gest. 1635) ist ein Liederdichter wie die deutsche Literatur nicht viele aufzuweisen hat. Seine Lieder, vertheilt in die „Trutz-Nachtigal" und das „Gülden Tugendbuch", zeichnen sich ebenso sehr durch tiefe und reine Religiosität, inniges Gefühl und duldungsvolle Liebe als durch blühende Sprache, Bilderreichthum, gebildete Form und die lebhaftesten Farben aus. Seine Gedichte können noch heute von Katholiken und Protestanten mit Erbauung gelesen werden, und auch der bloße Freund der Poesie wird des Schönen unendlich viel finden. Sollen sie aber dem frommen oder ästhetischen Leser recht mundgerecht werden, so muß Manches ver-

ändert, weggeschnitten und umgesetzt werden. Dies hat Smets gethan, aber auf eine so zarte und discrete Art, wie es eben nur einem Dichter dem andern gegenüber möglich ist. Da es sich hier nicht um eine Beurtheilung Spee's, sondern um eine Würdigung von Smets' Arbeit handelt, so greife ich auf Gerathewohl einige Stellen heraus, um dem Leser die neue Bearbeitung neben dem alten Text zu zeigen, und ihn dann selbst über Smets' Verdienst urtheilen zu lassen.

Eingang.

Spee:
Wann Morgenroth sich zieret
Mit zartem Rosenglanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächtlich Sternentanz,
Gleich lüstet mich spazieren
In grünem Lorberwald,
Allda dann musicieren
Die Pfeiflein mannigfalk.

Smets:
Wann Morgenroth sich zieret
Mit zartem Rosenglanz,
Und sittsam sich verlieret
Der nächt'ge Sternentanz,
Gleich treibt mich's zu spazieren
Im grünen Lorberwald,
Wo fröhlich musiciren
Die Vöglein mannigfalt u. s. w.

Kann man sorgfältiger Alles hinwegschaffen was den modernen Leser stören könnte, und zugleich liebevoller bedacht sein Gedanke, Wort, Ton in ihrer ursprünglichen Naivetät zu bewahren?

Conterfei des menschlichen Lebens.

Spee:
Ich neulich früh zu Morgen
Zur edlen Sommerzeit
Hatt' abgespannt all' Sorgen,
Und war Geschäften queit:
Als nun spazirt im Garten,
Stund auf ein Blümlein zart,
Da wollt' ich ja noch warten,
Bis es vollkommen ward.

Smets:
Ich neulich früh zu Morgen
Am schönen Sommertag
Hatt' abgespannt die Sorgen,
Der Arbeit Ungemach,
Und als ich ging im Garten,
Stand auf ein Blümlein zart,
Da wollt' ich ja noch warten,
Bis es vollkommen ward u. s. w.

Ich habe diese Strophe aufgenommen, obgleich sie weniger gelungen ist: „der Arbeit Ungemach" und das „ja" der vorletzten Zeile sind offenbar nicht gut. Aber selbst in dieser verhältnißmäßig weniger gerathenen Strophe steht Smets höher als Andere in ihren besten. Mit diesen beiden Proben mag es genug sein.

Smets hat durch diese Erneuerung eines fast verschollenen Dichters sich den Dank aller Freunde wahrer Poesie und Herzensfrömmigkeit verdient, und zugleich seinem Talente das ehrenvollste Zeugniß ausgestellt. **A. Henneberger.**

Die Altersstufen des Menschengeschlechts.

Dürfte man vielen und laut schreienden Stimmen die sich in unsern Tagen mehr als sonst je vernehmen lassen Glauben schenken, so stände die Menschheit bereits im Zenith ihrer Entfaltung und näherte sich mit raschen Schritten ihrem Ziele: aber Alles genau erwogen, so ist es wol noch lange bis dahin, und das Menschengeschlecht hat erst — die Milchzähne abgeworfen. Der verewigte Tzschirner, einst eine weitleuchtende Zierde Leipzigs, dessen kräftige Worte von Tausenden begierig gehört und achtsam behalten wurden, sagt in seiner noch immer lesenswerthen Schrift: „Protestantismus und Katholicismus aus dem Standpunkte der Politik" (S. 98 fg.) in Beziehung auf jene Volljährigkeitsfrage Folgendes:

„Hoch ist die Sonne am Himmel der Menschheit noch nicht heraufgestiegen; der Morgen des langen Tages erst, den das Menschengeschlecht auf diesem Planeten verleben soll, ist gekommen. Mir wenigstens scheint das Menschengeschlecht noch ziemlich jung zu sein. Wer heute 50 Jahre zählet hätte nur noch fünf mal so lange zu leben gebraucht um das Reformationszeitalter zu sehen; wer noch 30 mal so lange gelebt hätte reichte bis in die Zeiten Christi hinauf, und nun braucht es nur noch 20 mal 50 Jahre, um bis zum Anfange der Geschichte unsers Geschlechts zu kommen. Wenn man die Sache so sich denkt, erscheint das Dasein des Menschengeschlechts als ein kurzer Zeitraum im Verhältnisse zu den Jahrtausenden welche noch kommen werden, ehe die Erde vergeht. Ein Mann von 54 Jahren dürfte nur 55 mal so lange als er gelebt hat gelebt haben — und die ganze Weltgeschichte wäre an ihm vorübergegangen. Die Jahrtausende welche vor der Zeit wo die Geschichte ihren Anfang nimmt vorhergegangen sind denke ich mir als die Kindheit des Menschengeschlechts, weil ihm nur eine dunkle Erinnerung an wenige einzelne Erscheinungen aus dieser Zeit geblieben ist. Die Periode vom Anfange der Geschichte, welche ungefähr tausend Jahre vor Christo anhebt, bis auf die letzten Jahrhunderte stelle ich mir als sein Knabenalter vor, weil es in dieser Zeit viel Thörichtes begonnen, oft nur um sich zu üben die erwachte Kraft geprüft und, wie es dem Knaben noth ist, unter strenger Zucht gestanden hat." Nunmehr aber scheinen ihm die Jünglingsjahre, oder, wenn man dem Professor das aus seiner Umgebung genommene Bild erlauben will, die Studentenjahre gekommen zu sein, weil es nach Selbständigkeit ringt, bei Allem was gelehrt und geboten wird nach der Ursache und dem Grunde fragt, und nicht mehr blindlings glauben und gehorchen will. „Auch die Jünglinge aber bedürfen der Leitung und sie lassen sich leiten, sobald man sie nur überzeugt, daß was man sie lehrt wahr, und was man von ihnen fodert recht und billig sei, und wenn nur Die welche zu Professoren, Rectoren und Curatoren an der großen Völkeruniversität Europa genannt, berufen sind, nicht vergessen, daß sie nicht mehr Knaben zu ziehen, sondern Jünglinge zu führen haben, so werden sie bald erfahren, daß es nicht nur würdiger, sondern auch leichter sei Jünglinge zu leiten welche der Vernunft Gehör geben, als unbändige Knaben welche nur der Ruthe gehorchen."

Könnte man diese so plausible Ansicht über die dermalige Altersstufe des Menschengeschlechts so ohne Weiteres in die Gemüther der Menschen einbringen und sie eine folgenreiche Wahrheit werden lassen, und hätte ihr gemäß — um in dem von dem verewigten trefflichen Manne gebrauchten Bilde zu bleiben — das Directorium der Specialuniversität Deutschland seine Stellung und sein Verhältniß zur akademischen Jugend immer richtig begriffen und wäre ihm gemäß vor- und eingeschritten, auch wol wo es dazu angethan war entgegengekommen, wie unendliches Unheil, das nunmehr seit länger als Jahresfrist über die Einwohnerschaft Deutschlands gekommen ist, wäre diesem erspart worden, aber auch dem durch die Excesse der Studenten ernstlich in Verlegenheit gesetzten Universitätsrector und akademischen Senate — den Königen und Fürsten Deutschlands!

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 272. — 13. November 1849.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Erster Artikel.

Die dramatische Muse steht in einem innigern Zusammenhange mit dem Wesen der Zeit und der politischen Gestalt der Dinge als irgend eine andere, und Dies schon deshalb, weil ihr unmittelbarer Stoff Leben und That ist, nicht Gefühl oder Reflexion. Dieser Zusammenhang zeigt sich gewöhnlich in Form eines Gegensatzes. Lessing's philosophischer „Nathan" erschien in einer unkritischen und unphilosophischen Zeit; Goethe's und Schiller's freiheitathmende Dramen, „Götz von Berlichingen", „Egmont" und „Don Carlos", traten in einer Zeit tiefster Gebundenheit ans Licht. Das Jahr 1848, nicht ohne Grund das „rasende Jahr" genannt, hat eine Reihe von Dramen hervorgebracht, die das Uebermaß der Zeit züchtigen, und wenn auch dem Geiste der Freiheit huldigend, doch der Ordnung in der Freiheit und dem Gesetz organischen Ausbaus derselben das Wort reden. Und so ist es recht! Denn in der Kunst als einer Emanation des humanen Weltprincips liegt die Vermittelung der Gegensätze. Hier keimt sie; von hier aus übt sie ihre stille aber unwiderstehliche Wirkung, hier wird sie, ungesehen und ungehört, zum Weltgesetz. Ihre leise wirkende Macht besiegt jede andere an nachhaltiger Wirksamkeit; ja wir halten uns von dieser Wahrheit so überzeugt, daß wir nicht anstehen ihr eine größere Gewalt zuzuschreiben, größere Hoffnungen auf ihren Sieg zu setzen als auf die Belehrung durch dogmatische Berichtigung der Zeitideen oder selbst durch geschichtliche Erfahrung. Die Kunst wirkt unmittelbar auf die leitenden Geister, die Erfahrung auf die Massen, die publicistische Belehrung auf Niemand. Man kann die Gesetze der Schönheit, die Gesetzmäßigkeit des Kunstwerks nicht betrachten ohne das Bedürfniß der Gesetzmäßigkeit überhaupt und in jedem Organismus tief zu empfinden. Diese Betrachtung gestattet weder Schwärmerei noch Gebundenheit des schaffenden Geistes als aus sich selbst. Maß und Mäßigung der Leidenschaft ist der Boden aus dem das Kunstgesetz emporwächst; mit Einem Wort, die Kunst ist wesentlich organisch, d. h. wesentlich constitutionnell.

Das deutsche Drama hat diesen constitutionnellen Grundcharakter oft und jedesmal zu seinem Schaden verkannt; aber zu Ruhm und Ehren ist kein Drama gelangt das dem Gesetze der Mäßigung Hohn sprach. Als Grabbe und als Prutz ihre vom falschen Liberalismus eingegebenen Dramen schrieben lobte man an ihnen Glut und Fülle der Ideen; aber man tadelte den Widerspruch der Grundsätze und die Verkennung des Lebens. Die nächstfolgende Zeit überstürzte sich in beiden Richtungen hin, und der Erfolg davon ist, daß fast alle Dramen des jüngsten Zeitabschnitts in die Bahn des Gesetzlichen, der echten Vaterlandsliebe, der dem Leben unentbehrlichen Regelung der Leidenschaft zurücktreten. Muß diese Wirkung, wie sie selbst ein Zeichen ist, daß der deutsche Geist sich wieder zurechtfindet, nicht ihren Einfluß weiter verbreiten? Wir zweifeln nicht daran. Es gab ein Volk dem die Schönheit der Kunst Religion und Verfassung war. So lange Platon's Ideen galten und Aristoteles' Kunstgesetze in Ehren standen war Griechenland stark und tugendhaft, und wir meinen, daß so lange Lessing bei uns verehrt und Goethe bewundert wird, an der Lebenskraft Deutschlands nicht zu verzweifeln sei. Das schlammaufwühlende Jahr 1848 hat ihren Thronsitz mit Schmuz bedeckt; allein bald kehrte die Besinnung wieder, und jeder Baustein welcher nun herbeigebracht wird den beschädigten Kunsttempel von neuem aufzurichten ist uns als eine „rettende That" willkommen. Ein Uebergewicht außer allem Verhältniß ist auf die praktische Lebensseite gefallen; es hat die schwererrungenen Besitzthümer des deutschen Volks werthlos erscheinen lassen, und das Gleichgewicht der Seelen zerstört. Aber nicht Alles hängt von dieser oder jener Staatsform ab. Stellen wir das Gleichgewicht der materiellen und ideellen Güter wieder her, opfern wir unsere innere Befriedigung nicht einer Form, beleben, steigern wir den Genuß und die Freude an der Kunst — und wir werden wieder ein glückliches, zufriedenes Volk, das Freude hat an seinem Besitz und diesen nicht eigensinnig einem chimärischen Gute allein im Würfelspiel der Leidenschaft zum Opfer bringt. Der Anblick der Schönheit beruhigt, er ist das Oel für die Wogen des Lebensmeers. Die Kunst weist auf den ewigen Geist der Natur zurück; die Beschäftigung mit ihr hebt den Menschengeist über sich selbst hinaus. Auf den Höhen der Kunst ist ewiger Tag, ein Tag dessen

Licht die Dunkelheit der Erdennacht zerstreut. Flüchten wir auf diese Höhen, von wo auch für die Formen der Staatsgesellschaft ein neues Licht anbricht. Uns wird wohl werden. Aufathmen werden wir, wir werden wieder lächeln lernen zu den Wahnbildern und Irrthümern der Zeit, und mit diesem Lächeln in Freiheit werden wir sie besiegt haben, besser als mit Dogmen und Bayonneten.

Aus diesem Standpunkt her gehen wir an das Geschäft die dramatischen Erzeugnisse des letzten Zeitabschnitts zu beleuchten und zu besprechen. Wir haben wie immer Erquickliches und Unerfreuliches vorzuführen; aber, wie schon angedeutet, wenig Wildes und Regelloses. In dieser verhältnißmäßigen Gebundenheit zeigt sich uns deutlich der Gegensatz zwischen Leben und Kunststreben; man sucht auf dem einen Gebiete zu erringen was auf dem andern verloren gegangen ist. Daher im Drama der jüngsten Zeit ein Uebergewicht antiker Stoffe und Formen, eine entschiedene Loslösung von der überromantischen Licenz und sichtliche Fesselung der freien Schöpfung. In dieser Richtung sind mehre treffliche Leistungen hervorzuheben, und kaum eine oder zwei unter den namhaften Arbeiten weichen aus dieser Bahn. Im Lustspiel hat der Zeitumschwung die Wirkung gehabt, daß mehr der Spott als der Witz das Feld behaupten: sehr begreiflich, indem der Witz behagliche Ruhe erheischt, wie sie die Zeit nicht gewährt, der Spott aber die natürliche Folge jeder Uebertreibung ist, und dem Uebermaße an dem die Zeit krankt auf dem Fuße folgt. Hier wird denn auch die politische Satire kräftig eintreten können, und auch diese fehlt uns nicht. Ja, vielleicht wird das Lustspiel sich überhaupt erst durch ein Aristophanisches Satyrspiel hindurch seinen Platz unter den dramatischen Kunstemanationen wieder erkämpfen müssen, da das gesellschaftliche Conversationsstück mit der tiefen Erschütterung der alten Gesellschaft zunächst bei uns ganz zu Boden liegt, jene Zwittergattung des lyrischen Dramas aber zur Zeit kaum einen namhaften Repräsentanten unter uns aufzuweisen hat.

---

1. Graf Castel Melhor oder das letzte Gefühl. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Hayn. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Dies in Geist und Form lobwürdige Stück spiegelt das Schicksal mehr als eines Staatsmannes der neuesten Zeit zurück, und trägt, wenn es wirklich schon im J. 1847 vollendet war, den Charakter einer Prophetenstimme an sich. Dem Gedankeninhalt nach ist es ganz politischer Natur. Es ist der alte Kampf zwischen Gerechtigkeit und Redlichkeit gegen Intrigue und Selbstsucht, der hier zur Darstellung gebracht wird; dies große und ewige Thema der Tragödie ist kunstvoll, doch einfach durchgeführt. Graf Castel Melhor, der einsichtige Freund seines Königs, kämpft für die Volksrechte; der wohlwollende aber schwache Fürst, von den Netzen der Gräfin Ines umstrickt, läßt ihn fallen, verliert darüber die Krone, und der Graf verblutet unter der Hand eines Freundes, nachdem sein Herz im Gefühl des Undanks gebrochen ist. Die Dämonen des Lebens siegen für kurze Zeit, und die ewige Gerechtigkeit steht im Hintergrunde die Tugend segnend. Es ist eben eine alte Geschichte, und die Frage schwebt, ob und wodurch der Verf. sie zu einer neuen macht. Er hat Schuld und Buße gut ins Gleichgewicht gebracht, die Motive für Haß und Liebe sind ausreichend gegeben, gegen den Grundbau der Tragödie ist Nichts oder Wenig einzuwenden; Form und Vers sind der Dichtergabe würdig. Und doch ist die Frage, ob dies Stück ein Gewinn für die dramatische Literatur und für die Bühne der es zur Darstellung übergeben ist zu empfehlen sei? Der Held ist ein erweiterter, ein modernisirter Marquis Posa: er ist ein scharfsichtiger, durch und durch wohlwollender Staatsmann, eine sanfte Seele, ein liebenswürdiger Menschenfreund; allein zum tragischen Helden fehlt ihm Individualität! Hier liegt der Fehler — ein Fehler den weder die Kunst der Sprache, der Reichthum schöner Bilder und Gedanken, noch Ueberraschungen und geistreiche oder humoristische Episoden gutmachen können. Politische Stücke allgemeinsten Gedankeninhalts können sich zu dichterischem Werth nur erheben, wenn der Träger dieser Gedanken eine Person ist, eine Individualität die uns zunächst kraft eines ganz specifischen Charakters anzieht und in Spannung versetzt. Wir wollen in der Tragödie nicht das allgemeine Weltschicksal, wir wollen das Schicksal eines so oder so gearteten Menschen wiederfinden. Daß aber die Sanftmuth unterliegt und daß uns Alle die Erdenschuld drückt ist ein Weltschicksal, ein Satz der Niemand neu ist. Der Verf. hat sich nun wol bemüht seinen Helden zu individualisiren, allein es ist ihm nur schwach gelungen; er hat ihm Reue über frühere Irrthümer beigegeben, doch Das genügt nicht weiter als etwa die Buße gerecht erscheinen zu lassen. Wie wir ihn sehen mischt er ihm kaum eine Leidenschaft bei; er macht ihn zum Dulder anstatt zum Helden. Wie schon gesagt, diesen Mangel kann Nichts ersetzen; denn im Charakter erst zeigt sich der tragische Dichter, in allem Uebrigen nur der gewandte Schriftsteller. Sei nun aber auch der Charakter des Helden schwach und unpoetisch, so bietet dies Stück doch eine Reihe von Vorzügen und Schönheiten, die ihm einen gewissen Rang unter den jüngsten dramatischen Erzeugnissen sichern müssen. Dem schwachen Helden gegenüber treten Personen vom keckſten Humor auf, was natürlich ein sehr gutes Zeichen inwohnenden dichterischen Vermögens ist. Eine Partie von Volksscenen ist bewunderungswürdig treu und so aus dem Leben gegriffen, daß man glauben sollte die Studien dazu seien im März 1848 in Berlin gemacht, obwol das Stück schon im Jahre zuvor der Hofbühne übergeben wurde. Der König Alfons und der Prätendent Don Pedro, die Königin und Doña Ines sind nicht minder aus dem Leben; nur Muñoz, der Hofmarschall, ist etwas chargirt. Die Volksmänner Pedrillo, Matteo und Lopez sind Figuren voll Kern und Inhalt, der ganze Verlauf der Tragödie aber ist fesselnd und bis zum Schluß befriedigend. Wir rühmen besonders eine große und durch Maß schöne Kraft der Sprache, eine Gedankenform, oft neu und überraschend, einen gebildeten Vers und einen fesselnden Gegensatz des Ausdrucks in den tragischen und den humoristischen Scenen. Verdienen im Ganzen genommen auch die letztern, welche keinen Auszug gestatten, den Preis, so liest man doch auch mit Vergnügen solche Stellen wie S. 38:

> Des Volkes lange Zeit verkannten Rechten
> Hab' ich die Bahn gebrochen gegen Unterdrückung.
> Auch Das nicht viel.... O könnt' ich aus dem Schlamm
> Gemeiner Niedrigkeit das Herz des Volks,
> Die Zeit aus dieser allgemeinen Fäulniß
> Erretten, der die Besten auch verfallen.
> Doch seufzend muß ich eingesteh'n, der Arzt
> Hat selbst die Schuld der Krankheit schon bezahlt,
> Und schwer getragen, schwerer sie gebüßt
> Als kaum ein And'rer. Könnt' ich allen Gliedern
> Des großen Körpers die Gesundheit geben,
> Ihr Leben frisch und jugendlich erneuen,
> Nicht sollt' es mich gelebt zu haben reuen!

Dagegen nun enthält die schöne Rede für freie Volksverfassung (S. 17) doch wol Vieles worüber das „blutige" Jahr 1848, das dem „rasenden" Jahre auf dem Fuße folgte, uns schon eines Bessern belehrt hat:

Verzeiht, erlauchte Königin, nicht Schmach
Wird die Berufung und die Thätigkeit
Der Cortes auf das Haupt des Königs laden.
Des Fürsten Hoheit bleibt uns unverkürzt
Und ungetrübt der Glanz des Königthrons.
Im Gegentheil gewinnt des Herrschers Stellung
An Würde, durch die Cortes unterstützt.
Es geh'n auf sie allein die Pflichten über,
Die Fürstenmacht dem Volk gehässig machen,
Und jenem bleiben alle Hoheitsrechte
Durch die sein Rang beneidenswerth erscheint.
So wird die Reichsversammlung eine Burg,
Die Brust des Königs schützend zu umringen,
Ein Wall ꝛc. ꝛc.

Ueber diesen gutmüthigen Liberalismus vom Vereinigten Landtage her sind wir nun wol schon weit hinweg. Lieber lesen wir Stellen wie S. 72:

Wohin ich auch des Herzens Fühler suchend
Erstrecke — rauh und schroff stößt Alles
Wie eine Felswand sie zurück und zwingt
Ins eig'ne Inn're rückwärts mich zu wenden.
Den Einklang zwischen meines Pulses Schlägen
Und deines Sphärenganges Melodie,
Natur, zerreißt ein barscher Laut, und mitten
In deines Edens Freuden pflanzen sich
Denkmäler meines Unglücks — meiner Schuld.

Doch wir wiederholen, der poetische Kern des Stücks ruht in den humoristischen Volksscenen, die mit großer Anschauung, mit überraschender Wahrheit gezeichnet sind. Worin besteht nun aber das „letzte Gefühl", von dem der Titel spricht? Das wird nicht klar. Wenn es nicht die Gefühle der Treue und Liebe sind die der Verf. meint, so muß es wol die Empfindung sein die sich in den Worten ausspricht:

O nur nicht niederzieh'n, nicht niederzieh'n
Mich in den ekeln Staub, ihr schwarzen Bilder!...

oder es ist das Bewußtsein von dem uralten Labyrinth des Erdenlebens, das nie klar wird, weil es nicht klar werden soll!

2. Hannibal. Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Schneider u. Comp. 1849. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Scene eröffnet sich in vielversprechender Art mit der Schlacht von Cannä. Die römischen Feldherren Aemilius und Lentulus fliehend, Hannibal als Sieger, das Schicksal Roms in seiner Hand. Wir sehen ihn entschlossen Rom nicht anzugreifen gegen den Rath seiner Feldherren. Warum? Er will erst die Zwietracht der Geschlechter Hanno und Barko in Karthago aussöhnen, hierdurch unter beider Beihülfe Selbstherrscher seines Vaterlandes werden, dann Rom strafen und der Vernichtung weihen. Das Schicksal macht ihn zum tragischen Helden. Er zieht nach Capua, und sendet Mago nach Karthago, mit der Siegeskunde zugleich um die Hand der Tochter Hanno's, seines Gegners, zu werben. Der zweite Act beginnt mit einem großartigen Bilde der Verwirrung in Rom; die fluchtbereiten Senatoren hält der junge Scipio zurück und stimmt sie um. Die folgenden Scenen malen, gleich würdig, den Krämer- und Intriguengeist der Karthago beherrscht. Himilkon und Maharbal enthüllen die Absichten Hannibal's; das Mistrauen lähmt seinen Siegerarm: von Scipio, Metellus, Licinius geschlagen flüchtet er nach Karthago. Roxane, Hanno's Tochter, bricht die beschworene Treue, die milden Friedensgebote Roms bestechen den Senat, und als Scipio mit immer härtern und härtern Bedingungen hervortritt ist es zu spät. Hannibal steht allein, er nimmt Gift; der Römer thront auf den Trümmern Karthagos. Dies der Inhalt der Tragödie. Dramen deren Verlauf und Abschluß historisch vorgezeichnet und Jedermann bekannt ist, können nur durch Führung der aufgegebenen Fabel und Charakteristik der bekannten Personen höhern Kunstwerth gewinnen: deshalb haben wir den Verlauf der Begebenheit näher anzudeuten gehabt. Wir erblicken im Hannibal des Verf. eine würdige Gestaltung und das Vermögen echter Charakteristik; in diesen Eigenschaften tritt der tragische Held gebührend hervor, um alle neben ihm stehenden Personen aus dem Vordergrund zu verdrängen. Selbst Scipio der ihm gegenübersteht läßt nur allgemeine, und indem er die „punische Treue" mit römischer Gewaltliebe und Untreue straft, nicht eben gewinnende Züge blicken. Der Verrath findet in Himilkon, die Schwäche in Melkir ihren Repräsentanten; die weiblichen Charaktere sind unbedeutend. Aus diesen Bestandtheilen hat der Autor ein wenn auch nicht gerade mustergültiges und tief ergreifendes, doch lobwürdiges und poetisch anregendes Drama gebildet. Der erste und der letzte Act versetzen uns mit vollem Recht auf den classischen Boden der historischen Tragödie; sie fesseln und spannen den Leser, der Großes und Bedeutendes sich vorbereiten sieht. Die dazwischenliegenden Scenen lassen jedoch in ihrer Spannkraft mehr und mehr nach, und verlieren sich zu sehr in geringe Intrigue und Wortfülle. Von der eigenthümlichsten Bildung sind die Eingangsscene, die Erscheinung Scipio's unter den entmuthigten Senatoren, und die Friedensschlußscene im fünften Act; hier spricht der Dichter der seinen Shakspeare wohl studirt hat. Auch Hannibal's Selbstgespräch, bei dem er das Gift nimmt, ist ein würdiges Stück:

Geschlossen liegt der Umkreis meines Wirkens.
Wozu ein werthlos Dasein länger fristen?
Es war umsonst — mein thatenreiches Leben.
Verzweiflung, voller Fluch wird deine Küsten,
Und Mord und Graus an deinen Ufern lauern,
Und von den einst so wirthbaren Gestaden
Der Meereswand'rer schwell'nde Segel scheuchen.
Du stolzer Atlas, deine Stirn umwinden
Von jetzt ab ew'ge Trauerschleier...
Mein theures Vaterland, dein Glück, dein Glanz
Ist hin — der Fluch der Schuld ist riesengroß —
Und in den Sternen steht dein Untergang...
Wohin soll ich mich wenden, dir zum Heil?
Die ganze Welt ist lebensmatt und müde,
Der Tyrannei des Einen Volks verfallen!
Was harret meiner, seines größten Feinds?
Es bleibt der Retter aus der Sklavenkette,
Aus dieses Lebens Fesseln, Tod, nur übrig.
O undankbares, o geliebtes Land,
Gewähre denn ein Grab für meine Liebe.
(Er nimmt Gift.)
Das ist der Freiheit letzte Zufluchtstätte
In allen Landen und zu allen Zeiten.
Jetzt, Römer, schlagt in Ketten diese Hülle —
Der Geist ist frei.

Und Scipio fühlt was Rom im Hannibal verloren. Virginia weint um Karthago, und Scipio schließt das Trauerspiel mit dem prophetischen Vers:

Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!

Mit diesem Allen soll gesagt sein, daß wir in diesem „Hannibal" ein bedeutendes und werthvolles historisches Drama vor uns haben, das den künftigen Arbeiten des ungenannten Verf. zu guter Empfehlung gereicht.

3. Die Mediciäer. Drama in fünf Acten. Von Georg Köberle. Manheim, Grohe. 1849. 8. 20 Ngr.

Dem Verf., wenn er auch kein Sophokles ist, schwebt ein echtes Bild von Fürstenwerth und Völkerfreiheit vor, und es ist charakteristisch, daß ein Werk wie diese „Mediciäer" im J. 1849 in Manheim erscheinen konnte. Nachdem er uns in Alexander Medici und Lorenzino die falschen Fürsten, Knechte der Herrschsucht und der Heuchelei, Sklaven ihrer Begierden, und Feinde freien Mannesrechts gemalt hat, gibt er

uns zum Trost das Bild eines wahren Fürsten hin, das Bild Cosmo's, uns daran zu erfreuen. Der rechte Geist des Dramas ist dem Verf. nicht aufgegangen: er malt, belehrt, dogmatisirt zu viel, und die Handlung rückt gleichsam wider seinen Willen fort, wie außerhalb des Dramas; allein er thut sein Mögliches um für diesen Cardinalfehler durch Wahrheit der Dichtung und gute Gedanken zu entschädigen. Wir wollen ihn nicht irreführen dadurch, daß wir behaupteten der Ersatz sei vollständig; allein wir müssen anerkennen, daß seine Arbeit, namentlich gegen den Schluß hin, überraschend schöne Wendungen und sehr gelungene Partien enthält. Hätten wir Raum, so würden wir schon aus den Auftritten zwischen Alexander und Cosmo im zweiten Act einige treffliche Stellen, in denen Cosmo den Bruder vor seinen Herrscherverirrungen warnt, citiren. Doch Cosmo's Mahnungen blieben fruchtlos, die bekannte Handlung entwickelt sich, die Fürsten werden verjagt, die Republik erklärt, diese von Malatesta gestürzt, und der Staat der dem Kaiser überliefert werden soll von Cosmo gerettet. Der Verfolgung der Gegner gebietet seine Weisheit Einhalt:

Genug ist für das allgemeine Wohl
Geschehn, und schon zu viel des Blutes floß.
Legt eure Waffen nieder — ihr habt gesiegt —
Und überlaßt nun Gott die Rache. Steht!

Und weiter:

Ich hab' ein Herz für euch. Ihr, Bürger, baut
Auf Handlungen und nicht auf leere Worte!
Ihr seid mit schönen Worten schlimm gefahren,
D'rum werdet klug, vertraut den Thaten nur.

Florenz bringt Cosmo die Krone; er gibt sie zurück.

Cosmo.

Ihr bringt mir eure Krone, Florentiner,
Glaubt ihr, ich hab' des echten Bürgerthums
Verlor'ne Fahne nur gesucht um jetzt,
Ein Alexander oder Lorenzin,
Mein gold'nes Diadem an sie zu hängen?
Wollt eurem Freund ihr dadurch schmeicheln, daß
Ihr seine Diener werdet? Nehmt die Krone,
Und stellt sie auf in eurem Herzogssaal,
Ein ewig Denkmal der vergang'nen Jahre! ....
Ihr staunt! Ihr traut wol meinem Worte nicht?
Hat euch die fromme Heuchelei der jüngst
Verfloss'nen Zeit so tief herabgedrückt,
Daß euch des freien Mannes freie Rede
Bei euch verdächtig klingt? Hinweg die Krone,
Sie stört die Feier dieses Augenblicks ....
Ich will euch nicht beherrschen! ....
Euch binde keine äuß're Macht, kein Schwur
An mich, und keine Kluft lieg' zwischen uns.
Wenn dann nach Jahren regen Strebens statt
Der gold'nen Krone, die ich ausgeschlagen,
Mir eure Liebe einen Bürgerkranz,
Aus sittlichem Eichenlaub geflochten, reicht:
So mag er mir ein frohes Zeichen sein,
Daß ich der beste Fürst war meiner Zeit.
Und so erkläre ich euch Alle frei!

Das liest sich gut, und läßt wol erwarten, daß der Verf. noch mehr Erfreuliches zu bringen hat, wenn seine Begabung sich auch nur auf jene mittlere Region der Gefühle beschränken mag, deren Repräsentantin Fiorentina und Cosmo sind, und die dem eigentlichen tragischen Pathos ziemlich fremd bleibt. Ob er Humor besitzt, aus welchem auf ein höheres tragisches Vermögen zurückzuschließen sein würde, hat der Verf. uns bis jetzt nicht nachgewiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Volkssouverainetät.

Ueber die vielbesprochene Frage der Volkssouverainetät handelt die in Paris erschienene Schrift: „De la souveraineté du peuple et des principes du gouvernement républicain moderne. cours ouvert à la Faculté de droit de Paris, le samedi 26 fév. 1848, par *J. Ortolan.*" Dieser am Tage nach einer Revolution eröffnete Cursus von Vorlesungen ist ein Gelegenheitscursus, der die Prüfung der Grundsätze auf denen die neue Verfassung Frankreichs ruhen soll enthält. Eine Belehrung dieser Art hätte ohne Zweifel sehr nützlich sein können, wenn es möglich wäre mitten unter dem Rausche der dem Siege folgt der Stimme der Wissenschaft Gehör zu verschaffen. Allein die Leidenschaften sind dafür zu aufgeregt, es sind nicht Grundsätze, es sind Thatsachen die man verlangt; die Ungeduld bemächtigt sich aller Gemüther, und die Theorie muß der Praxis den Platz einräumen. In diesen Augenblicken eines allgemeinen Fiebers findet die Sprache der Vernunft keine Zuhörer, die Declamation allein kann sich beklatschen lassen, und auch Dessen wird man bald müde. Die Provisorische Regierung und Executivcommission haben eine traurige Erfahrung davon gemacht, ihre sentimentale und weitschweifige Phraseologie hat sie so schnell und so vollständig um die Volksgunst gebracht, daß man in Versuchung geräth sich zu fragen, ob ihre Existenz nicht ein Traum ist, ob die Republik eine Regierung gehabt hat, vor der welche sich auf die Barrikaden des Juni gründete. Aber Ortolan sah eine solche gänzliche Niederlage nicht voraus, und beauftragt von Carnot einen Cursus über die Volkssouverainetät zu halten, glaubte er die Absichten des Ministers nicht besser erfüllen zu können als indem er die officiellen Umlaufschreiben nachahmte. Seine Vorlesungen bieten uns zuvörderst eine Lobrede auf die Februarrevolution dar, nebst einer Menge schöner Tiraden über die edelmüthige Größe des französischen Volks, sodann eine immerwährende Paraphrase seiner Devise: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Es ist Das sehr schimmernd, sehr überschwenglich, sehr hochtrabend; allein es klingt Alles sehr hohl. Vergebens sucht man darin irgend eine praktische Aufgabe, irgend einen Versuch von Anwendung. Die Souverainetät des Volks bleibt darin im Zustande eines abstracten, außerordentlich dunkeln, und um so weniger befriedigenden Princips, als ihm der Verf. kein anderes Mittel sich geltend zu machen zuerkennt als den Aufruhr mit gewaffneter Hand gegen die gesetzlich bestehende Regierung. Aber Ortolan tröstet sich, indem er sagt, das Volk mache nur selten und in langen Zwischenräumen davon Gebrauch; er treibt die Gefälligkeit so weit darin eine Bürgschaft der Freiheit zu sehen. Er spricht darauf von der Gleichheit, welche für ihn das Recht Aller auf das Leben, auf Wohlsein, auf intellectuelle Entwickelung ist; die republikanische Regierung soll alle Ungleichheiten der Abstammung, der Eitelkeit, des Glücks und des Gebiets verschwinden lassen. Durch welche Mittel? Das sagt uns Ortolan nicht. Er begnügt sich zu behaupten, daß dies Alles vor der Wunderkraft der allgemeinen Abstimmung verschwinden werde. Was endlich die Brüderlichkeit betrifft, so ist sie das Recht auf Arbeit, das Recht auf Credit, und das Recht auf Hülfsleistung. Auch hier schweigt der Professor von den Mitteln alle diese Wunder, die er vor den Augen seiner verblendeten Zuhörer abrollt, zu verwirklichen, und er schließt mit einer höchst sentimentalen Declamation gegen die Ungerechtigkeiten des gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustandes. Sein letztes Capitel ist der Propaganda der revolutionnairen Ideen, welches er das Gesetz des Fortschritts nennt, gewidmet. Ein solcher Unterricht dient nur dazu junge Köpfe zu exaltiren, trügerische Hoffnungen zu nähren, und bittere Täuschungen zu bereiten, und uns scheint, daß, weit entfernt die Befestigung der Republik zu fördern, er ihr nur Schwierigkeiten und Hemmnisse verursachen kann. 57.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 273. — 14. November 1849.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 272.)

4. Cyklus dramatischer Bilder aus der Geschichte Rußlands. Von E. v. Rheinthal. Dorpat, Laakmann. 1848.

Man kann von diesen Arbeiten füglich sagen, daß sie für einen deutschen Poeten der in Rußland zu leben das — Glück hat gut genug sind. Denn welches Feld der Bildung durch gelungene oder mislungene Bestrebungen in Leben und That steht denn dem deutschen Dichter in Rußland zu Gebot? Und was sind wir ohne diese Bildung? Nur darin wird der Verf. zu tadeln sein, daß er, von Natur und Anlage zart und sinnig, die Localfarbe seiner Dramen doch über die Gebühr ins Zarte und Gefühlvolle hinüberzieht, und die russischen Normannen des 9. Jahrhunderts mit dem Salongewande des 18. Jahrhunderts bekleidet, ihnen Gefühle beigibt welche die Zeit nicht kannte, und auf diese Art zu Bildern gelangt denen alle Wahrheit im Raum und in der Zeit mangelt. Der Stoff seiner Stücke hätte einen starken Pinsel, die Hand eines Rubens erfodert, und er malt wie Mieris, Dow oder Boucher. Sonst hat er die an sich rohen Stoffe so poetisch wie möglich gestaltet, und partienweise wirklich mit Erfolg nach Beifall gerungen. „Ilda", die Heidin, Askold's Gemahlin, Trauerspiel in zwei Aufzügen, verdient als ein rundes, volles Bild und kraft seiner dramatischen Gestaltung des historischen Vorwurfs den Vorzug. Askold und Dir, Normannen, welche zum Christenthum bekehrt in Kiew herrschten, arglose, heldenmüthige Jünglinge, die mit ihren Frauen ein idyllisches Leben führen, werden plötzlich von Oleg, Reichsverweser für Igor, Rurik's Sohn, überfallen und ermordet. Diese Blutthat stellt der Dichter jedoch als Emanation eines höhern Willens dar, der Rußlands Größe dabei im Auge hat; denn die Herrschaft von Kiew war verweichlicht und unfähig dem Feinde zu widerstehen. In diesem Sinne sagt Oleg zu dem entrüstet fliehenden Jockwid:

Die Saat, die wir der Zukunft anvertrauen,
Kann oft erst aufgeh'n nach Jahrhunderten.
Und wenn die Nachwelt an der süßen Frucht
Sich labt, wird sie kaum ahnen, daß die Saat
Viel Thränen, Jammer und Verwünschungen
Gekostet! Nicht der Sonnenschein allein
Entlockt dem Boden reichen Erntesegen,
Es muß auch Wind und Regen, Frost und Schnee,
Es müssen schwere Ungewitter helfen.

In demselben Sinne muß denn auch der Racheversuch Ilda's, die sich scheinbar Oleg's Liebeswerbung ergeben hat, mislingen, und der diesem bestimmte Dolch sie selbst tödten, womit das Stück endet.

Minder vollständig und geschlossen ist das Gemälde das in dem „Swätoslaw" des Verf. uns vorgeführt wird. Swätoslaw, den Karamsin den nordischen Alexander nennt, Zerstörer des Khasarenreichs, Besieger der Bulgaren, verfällt endlich in Lüste und Sorglosigkeit, in Folge deren er von den Griechen geschlagen, von Kuria, dem Petschenegenfürsten, erschlagen wird. Dieser Stoff nimmt ganz natürlich eine dreifache Gruppirung an. Der zum Bewußtsein seiner innern Kraft erwachende Jüngling erfüllt die erste Abtheilung, sein innerer Adel verschmäht die Künste und Tücken seiner Mutter Olga, er warnt seine und ihre Feinde im Augenblick selbst wo er sie in den Kampf auf Leben und Tod ruft. Dieser Zug ist schön, wie der Pathos der Freundschaft in dem er sich, Fürst geworden, von seinem Freunde Sfenkal trennen muß. Der zweite Theil, Swätoslaw der Held, zeigt uns den Sieger und Staatengründer; die Freundschaft zu Sfenkal gibt zu einer schönen Episode Stoff, die ihre Trennung herbeiführt.

... Wie der Löwe,
Sich seiner Kraft bewußt, nach heißem Kampf
Sich sorglos niederlegt zur Ruh'; so that
Fürst Swätoslaw ...

Da naht zum zweiten mal dem Herrscher von Kiew das Unheil aus Nowgorod. Swätoslaw fällt in die Gewalt Kuria's, dessen Gattin Litina sich in Liebe für den gefangenen Helden entzündet, in der Beide untergehen.

Was frommt es euch?
Vernichten könnt ihr mich; doch nimmermehr
Die Thaten die mein Arm vollführt, nimmer,
Was der Geschichte ewig thät'ger Meißel,
In Erz und Stein gegraben,
... Das wird dereinst
Begeisterung in eines Dichters Brust
Erwecken, und in hohen Liedern wird
Es widertönen in der fernsten Zukunft.

So fällt der Held. Ob der Verf. der Dichter ist den er meint, ob er später in vollgereiften Kunstblüten sich als solchen bewähren wird, Das muß die Zukunft lehren. Für jetzt hat er mindestens einen beachtenswerthen Anfang gemacht, Phantasie, Kenntniß der Kunstgesetze und Geschmack bekundet, wenn auch „the form and pressure of the time", wie Shakspeare will, nicht gerade aus seinen Dramen siegreich hervorgehen.

5. Marquis Pombal. Ein Schauspiel. Von Albrecht Herzeele. Berlin, G. Reimer. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. hat den bedenklichen Versuch gemacht, wie viel mit einem in Prosa geschriebenen Drama politischen Inhalts heute, wo die politische Dogmatik der Zeitungen uns fast den Sündentod der Verzweiflung bereitet, zu wirken sei. Es ist Gutes und Schlimmes in dem Versuch. Schon Lessing war der Meinung, daß der wahre dramatische Werth eines Schauspiels am besten dann erkannt werde, wenn es in ungebundener Rede und versfrei auftrete, und es ist gar nicht zu verkennen, daß zwischen Lessing und Gutzkow noch viele andere Poeten mit Dramen in Prosa große Wirkungen zu erreichen vermocht haben. Allein Zweierlei wird hierbei allerdings als

Bedingung vorauszusetzen sein, einmal, daß der Poet wirklich einen Reichthum an „Gedankenthatsachen" zur Verfügung habe, und zweitens, daß er im Besitz eines Dialogs sei der nicht blos ein — sit venia verbo — verdoppelter Monolog ist, und aus dessen reibender Wirkung der zündende Funke Wahrheit wirklich hervorspringt. Dies vorausgesetzt kann das prosaische Drama, befreit von der gleisnerischen Hohlheit von Millionen unserer elffüßigen Jamben, von der größten Wirkung sein, und ist es beispielsweise in „Emilia Galotti", in „Götz von Berlichingen", in den bekannten Gutzkow'schen Dramen. Allein diese Voraussetzungen treffen bei unserm Verf. nicht vollständig zu. Sein Dialog hat weder jene elektrische Kraft der Reibung zwischen den funkenbergenden Stoffen, noch steht hier eine solche Fülle neuer Gedankenfacten zur Verfügung, daß er der schmückenden Rhetorik im Guten wie im Bösen entbehren könnte. Er liefert daher ein Werk mittlern Schlags, durch gute Anschauung der Thatsachen verdienstlich, durch Erfindung anziehend, als Kunstwerk aber nach außen und innen hin unfertig. Sein größtes Verdienst ist sich von jener liberalen Mishandlung der Geschichte frei erhalten zu haben, welche Prutz und seine Nachfolger so sehr in den Gang gebracht haben, und die in der That doch ihre sehr bedenkliche Seite hat, ja der selbst ein gewisser Antheil an den Verirrungen des verflossenen Jahrs mit allem Recht wird zugeschrieben werden können. Hier ist die Geschichte wenigstens nicht, wie im „Moritz von Sachsen", verdorben, wenn die Hauptpersonen, Pombal und der König, auch nicht gerade portraitähnlich ausgeführt sind. Ebenso ist im Ganzen genommen die Stimmung des Adels treu wiedergegeben: das Volk aber ist wie immer, seit „Cäsar" und „Coriolan", poetischer ausgestattet als es ist. Der Verf. versteht sich überdies auf den Humor, dessen die Scenen zwischen Aveyro, dem Chef der Adelspartei, und Jckeira voll sind, z. B.:

Aveyro. Was! Bleibst du sitzen, Schurke, wenn ich eintrete? Kennst du die Achtung nicht die du mir schuldig bist?

Jckeira (sitzend). Haben Eure Grandezza von Ihrer Achtung mir geliehen, daß ich Ihnen Achtung schuldig sein soll?

Aveyro. Hinein, und melde mich dem König.

Jckeira. Majestät gingen in die Messe.

Aveyro. Wer ist denn im Cabinet?

Jckeira. Excellenza. (Indem Pombal aus dem Cabinet tritt.) Hier ist Se. Majestät!

Lobeswürdig ist auch das Verhältniß zwischen Aveyro und dem Jesuiten Malagrida behandelt. Hier ist dem Verf. ein dramatischer Charakter von großer Wirkung gelungen; die Klugheit Malagrida's findet oft wahrhaft überraschende Wendungen. „Wie er sich erhitzt", sagt er von Aveyro, „wie klug er sich dünkt mit seiner Vorsicht. Nein, Herzog; Mistrauen ist kein Schleier für Gedanken; wer sich verstecken will muß keine Maske tragen. Ihr brecht die Frucht nicht ohne uns, und brecht ihr sie, inwendig nagt der Wurm — und Das sind wir!" Das Stück endet mit Pombal's Entlassung, Verbannung. Der König, heißt es, werde seiner im Gebet gedenken. „Ein Titel — ein Gebet — und unter ihm zerfällt mein Werk in Trümmern", sagte er scheidend. „Das ist der Fluch der Menschen, daß sie vor selbstgeschaffenen Götzen knien und ihres Irrthums Truggestalt für Wahrheit halten, weil sie vor ihr beten." Wir wünschen dem Verf. Glück bei fernern Werken, Glück in Form von Geschmack und poetischem Ohr — denn ihm scheint besonders Dies zu mangeln —, um uns mit andern willkommenen Gaben zu erfreuen.

6. Demosthenes, oder Hellas Untergang. Trauerspiel in fünf Acten von Leopold Arend. Berlin, Hirschfeld. 1848. 8. 1 Thlr.

Der Verf. beabsichtigt ein schönes Beispiel moralischer Größe im Alterthum unserer Zeit vorzuführen; allein er will, daß sich der Geist der Gegenwart in keiner Weise in der Dichtung manifestire, und daß Achtung vor der Wahrheit der Geschichte jede Trübung derselben durch das Hineinspielen subjectiver Wünsche und Richtungen fern halte. In diesem Bestreben hat er Recht: denn die oberste aller Kunstfoderungen ist und bleibt die Wahrheit. Die Wahrheit eines thatenreichen Lebens in dem engen Raume welchen die Bühne gestattet darzustellen, ist die Aufgabe des historischen Dramas, und die staatliche Wirksamkeit des Demosthenes ist ein der dramatischen Kunst vollkommen würdiger Gegenstand. Der Mensch, der Redner, der Patriot und der Staatsmann waren bei ihm aufs engste verbunden; seine Politik ging aus dem Gemüth hervor; er schwankte nie, und dadurch ward er zu dem gewaltigen Redner, daß er kein Nachgeben kannte, kein Abweichen von seiner Ueberzeugung, keine Schwäche bei drohender Gefahr. Ihm blieb der Trost des Todes im schlimmsten Augenblick, und die Ahnung, welche auch objectiv zur Wahrheit geworden ist, daß er und seine Thaten durch alle Zeiten fortleben würden. Indem ihn Dies über den Schmerz hinweghob sein Volk seiner unwürdig untergehen zu sehen, starb er den tragischen Heldentod. Die Auffassung des Historischen und Ueberlieferten in diesem Drama ist groß und würdig; was die Wirkung dieser Arbeit jedoch schwächt ist ihr zu weit gespannter Rahmen. Das Drama des Verf. umfaßt 14 Jahre; hier liegt der Fehler. Sowie der Held selbst ein Moment in der Geschichte eines Volks ist, so drängt sich das Leben des Helden auch wieder in einen Moment zusammen, den der tragische Dichter zu ergreifen berufen ist, und aus dem heraus er das ganze Dasein des Helden zu construiren hat. Der Verf. kennt diese Wahrheit, aber er hat sie nicht zur Richtschnur genommen. Wir geben zu, daß es schwer war, und daß bei strenger Festhaltung jenes entscheidenden Moments auf manchen wirkungsvollen und schönen Auftritt, z. B. auf das Zusammentreffen König Philipp's mit Demosthenes auf dem Schlachtfelde, hätte Verzicht geleistet werden müssen. Indeß im Verzichten wächst die Kraft, welche durch Vertheilung auf viele Einzelheiten sich selbst zerstört. Hiervon abgesehen hat der Verf. ein durchaus würdiges und mannichfach ausgestattetes Drama geliefert. Der Kampf der Parteien, in dem Athen seinem stets auf ein Ziel hinstrebenden Gegner erliegt, die Täuschungen der Demagogie, die Haltlosigkeit des patriotischen, aber von Schmeichlern und Sophisten irregeleiteten Raths, die rücksichtslose Schlechtigkeit der Feinde des großen Staatsmannes, und die Energie des königlichen Gegners: alle Diese vereint gegen den einen Mann geben ein ebenso lebendiges als wahrheitsgetreues Bild des Ringens und Kämpfens, der Niederlage und des Untergangs des heldenmüthigen Patrioten, des einzigen Geistes der die Zukunft ermißt. Was wir jedoch in der ganzen Arbeit vermissen ist eben die dramatische Zuspitzung der Begebenheit zu einer tragischen Handlung, zu einer Katastrophe. Dagegen sind die Charaktere scharf gezeichnet, der Dialog ist voller Leben, die Sprache ist würdig und poetisch. Zum Einzelnen fehlt uns der Raum, aber wir freuen uns der kühnen Pinselstriche mit denen König Philipp, Alexander, Demosthenes gemalt sind. So ruft Philipp als er mit Demosthenes auf dem Schlachtfelde zusammentrifft:

. . . Ich denke,
Wir treffen uns wie wir uns nimmer suchten.
Zum Hohn wird hier das Schwert in meiner Hand;
Ein König — red' ich dir ein and'res Wort.

Und nachdem Alexander zu den Schatten gegangen, Athen über Antipater gesiegt, die Intrigue über den „Entknechter Hellas" gestürzt, sodaß er eine Zuflucht in Poseidon's Tempel suchen muß, sagt er scheidend:

Wolan! Poseidon's Tempel
Schützt meines freien Todes Augenblick.
Ha! Welch ein holder Traum! Werth für das Vollmaß
Von Schmerzen die ich litt ein Trost zu sein,
Werth meines Lebens ganzen Unbestand!
Ja, auch der Tod will angelächelt sein,
Gegrüßt, umarmt mit jener Glut der Seele,
Daraus der Thatkraft volles Leben quillt. (Nimmt das Gift.

Ich habe schön gelebt, und sterbend brauche
Ich Jene dort ums Dasein nicht zu neiden.
Demosthenes fällt kein Opfer eines Wahns,
Die Welt, sie wird einst meine Thaten richten,
Und richtend meinen großen Zweck versteh'n.
Dann — lebt' ich ihr — und ihr auch galt — mein Tod!

(Der Beschluß folgt.)

Eine französische Poetenwirthschaft aus dem 17. Jahrhundert.

Die ältere Literaturgeschichte fast aller Völker Europas ist überaus reich an piquanten Mittheilungen über die Sonderbarkeiten, die abenteuerlichen Schicksale, die Extravaganzen ihrer Poeten. Es scheint als ob vormals die Dichter das Privilegium gehabt hätten anders zu leben wie die gewöhnlichen Leute, interessanter, romantischer, und als ob auch diese Poesie des Dichterlebens heutzutage aus der Welt verschwunden sei. Man denke nur an die abenteuerlichen Fahrten oder Schicksalskämpfe Shakspeare's, der französischen Classiker, Camoens', Tasso's, Schiller's: alle Nationen haben ja da zu erzählen! Man denke an das frische Poetenleben des Göttinger Dichterbundes: wo fände man heute dergleichen? wo dieses befruchtende Ineinanderleben wirklicher Talente? wo diese deutsche Innigkeit und Herzlichkeit naturwüchsiger Freundschaft, in der selbst das Alltägliche mit einem poetischen Schimmer sich umkleidete? Die Zeiten haben sich geändert, und auch die Dichter nehmen eine andere gesellschaftliche Stellung ein wie ehemals. Der stille Schmerz und unabwendbares Leid mag jetzt wie zu allen Zeiten in manchem poetischen Gemüthe sich wohnlich eingerichtet haben, allein äußerlich abenteuerliche Entwickelungsgänge knüpfen sich heute größtentheils an prosaische Kämpfe mit der Policei; die Censur — denn den Dichtern begegnet es zumeist Censurwidriges zu schreiben — war bis vor kurzem das Schicksal das die modernen Helden bekämpfen mußten. Nur Eins ist sich immer gleich geblieben unter den Jüngern Apollo's, Eins hat die Tradition treu durch Jahrhunderte gewahrt unter Denen die bei der Theilung der Erde leer ausgingen: die Dürftigkeit, die Armuth. Die Lorenz Kindlein sind nicht ausgestorben, und wenn auch in der neuern Zeit einzelne Namen von einer glänzenden, äußern Existenz nicht abgetrennt werden können, so haben wir doch auch ruhmreiche Persönlichkeiten die unter den äußerlich drückendsten Verhältnissen einen gesunden Geist und ein fröhlich-frisches Dichterherz sich wahrten. So ein Haushalt eines armen Poeten, sein schlechtes Bett und die niedrige Stube sind oft lange als Reliquien verehrt worden, und es beklagt sich wer nicht Gelegenheit hatte etwas Aehnliches zu sehen. Eduard Fournier hat neuerdings eine Poetenwirthschaft aus dem 17. Jahrhundert geschildert, die für die Specialliteraturhistorie interessant genug ist um hier Erwähnung zu finden. Im J. 1659 starb nämlich in Paris Guillaume Colletet, eins der ersten Mitglieder der Französischen Akademie. Sein Lustspiel „Cyminde", seine Gedichte und seine Uebersetzung des Romans von Eustathius finden sich in seinen „Oeuvres" (Paris 1658).

Armuth und Poesie waren in der Familie Colletet erblich. Man erinnert sich wol noch der vier Verse Boileau's, worin er das bettelhafte Wesen des jungen Colletet schildert:

Den schmuzigen Colletet sieht
Von einer Küche zur andern,
Ein Mittagsmahl erbettelnd,
Elendiglich man wandern!

unbarmherzige Verse, in denen der Dichter der „Satiren", freilich mit Unrecht, das Achtunggebietende was in dem Elende eines armen aber rechtschaffenen Poeten liegt verhöhnte. Wir wollen an diesem Unrecht nicht theilnehmen, aber auf die Quelle dieser sprüchwörtlich gewordenen Armuth herabgehen, und den Lesern zeigen, daß, wenn man auch gerechten Grund hat das Elend des jungen Franz Colletet zu bemitleiden, es doch auch andererseits erlaubt ist ein wenig über die Dürftigkeit seines Vaters Wilhelm zu lachen, und besonders über die scharfsinnigen Mittel mit denen er sie zu verstecken suchte.

Wilhelm Colletet hatte Etwas von jenem durch Walter Scott so meisterhaft geschilderten guten Caleb. Um nicht davon sprechen zu müssen was er nicht hatte, sprach er unaufhörlich mit großem Aufsehen von den Trümmern und dem Glanze des großen Vermögens das ihm hätte von der wirklichen Wohlhabenheit seines Vaters, des Procurators am Chatelet, übrig bleiben können. „O über das herrliche Temperament des trefflichen Colletet!" ruft Urban Chevreau, einer seiner Freunde, aus, „man mochte ihm begegnen wie man wollte, immer war er heiter und zufrieden, wie Sulla, der sich rühmte alle Abende mit dem Glücke einzuschlafen. Unter seinen Gedichten findet sich der Vers:

In der Stadt und auf dem Lande
Habe ich der Häuser viel,

mit diesen Häusern aber sah es freilich windig aus."

Darin war er Meister in ganz unnützen Dingen Vortheile und Vorzüge zu erblicken, und diese neuentdeckte Herrlichkeit den Kurzsichtigen dann deutlich zu machen. So hatte es der Zufall gewollt, daß er sich im Faubourg St.-Marcel in ein Haus einlogirte welches Ronsard einst bewohnt hatte, und in welchem König Karl IX. angeblich dem Torquato Tasso oft seine Besuche abstattete. Welche Fundgruben für Colletet! Welche treffliche Gelegenheit seine erbärmliche Wohnung zu Ehren zu bringen.

Die Küche war kalt, der Keller leer, die Zimmer wüst; aber Colletet sagte zu sich: „Poesie gilt für Reichthum. In Ermangelung des letztern wird die erstere meine Wohnung in Ruf bringen und alle Celebritäten herbeiziehen." Und alsbald setzte er Prosa und Poesie in Bewegung, um die erhabenen Schicksale seines Hauses in allen Tonarten zu verkünden. Wenn es möglich gewesen wäre, so hätte er in die hundert Posaunen der Fama gestoßen, um nach allen vier Windgegenden auszurufen: „Ich, Wilhelm Colletet, wohne da wo Ronsard wohnte; ich, der Dichter, wohne an demselben Orte an dem der Fürst der Poeten dichtete."

Sein Enthusiasmus dehnte sich bis auf die Häuser in der Nachbarschaft aus die nur einigermaßen bekannt waren, und deren Chronikenschreiber er ward. So stand nicht weit von seiner Wohnung das berühmte Haus in welchem Baïf unter dem Protectorate Heinrich's III. seine literarische und lyrische Akademie gehabt hatte. Colletet erzählte Jedem der zuhören wollte die ruhmwürdigen Annalen seiner Nachbarschaft, und die Neugierigen konnten dem Verlangen nicht widerstehen eine Entdeckungsreise in sein einsames Quartier zu unternehmen. Muthvoll aber keuchend rüsteten sich die Dichter Frankreichs, gestärkt durch so viele schöne Erinnerungen, zu einem Sturme auf die traurige, lange und winkelige Rue des Fossés. Hierher wollte sie Colletet haben, und um ihnen einen letzten Sporen zu geben machte er ein pomphaftes Sonett, in dem seine Einbildungskraft die schlechte Wohnung aufs herrlichste ausschmückte, und lobpreisend von Alleen, Gärten, steinernen Löwen und Vogelgesang erzählte.

Nach einer solchen Beschreibung mußten wol Gäste kommen. Und sie strömten denn auch von allen Seiten herbei, nur um es mit eigenen Augen zu sehen wie ein Dichter so prächtig wohnen könne. Colletet erwartete sie strahlend vor Freuden auf der Schwelle, bereit ihnen die verkündeten Wunder zu zeigen. In der Mitte des Hofs war zuerst ein Bassin voll schlammigen Wassers, in welchem Colletet jeden Augenblick

Das Schilf im Wasserschlamm sich netzen

sehen konnte, wie er in einem jener sechs Verse gesagt hatte für die er vom Cardinal 600 Livres erhalten haben wollte. Nicht weit davon befand sich unter einer Laube von vertrockneten Blättern ein steinerner Tisch, wackelig und halb zerbrochen. Hierher führte Colletet seine Besucher am liebsten,

und erzählte dann mit dem wichtigen Tone eines Cicerone, daß hier der große Ronsard seine Freunde um sich versammelt, und hier mit Baif, Jamin und allen Dichtern seines Plejadengestirns den guten Claret getrunken habe.

Als indeß die Gäste hörten, daß der prachtvolle Palast sich auf eine elende Baracke reducire, wurden sie immer seltener. Einer der letzten Besucher war Tallemant des Réaux, der sich unmuthsvoll über das lobpreisende Sonett hermachte und es abnotirte. Unter die Worte: „Das Prachtgeländer des Hofes" setzte er: „ist gerade vier Quadratfuß groß", unter: „die lieblichen Alleen": „Jede Allee ist vier Schritt lang."

Nur einige Wenige blieben Colletet treu, und brachten bei seiner magern Gastfreundschaft selbst einige Flaschen Wein mit, um auf das Wohl Ronsard's an dem steinernen Tische trinken zu können. Einer der häufigsten Gäste blieb Lafontaine. Damit hatte es folgende Bewandtniß.

Colletet lebte bereits in der dritten Ehe. Er hatte nach und nach seine drei Dienstmädchen geheirathet, die ihm als Mitgift weiter Nichts einbrachten als einen gesunden Appetit und den Lohn den er ihnen schuldig war. Das letzte, Claudine, war ein hübsches und aufgewecktes Mädchen, und flößte ihm einen Gedanken ein der seinen leeren Beutel und seine entwertheten Verse wieder flott machen sollte.

Colletet merkte längst daß er alt wurde. Seinen Ruf durch sich selbst zu erneuen wäre — Das sah er ein — unmöglich gewesen; allein das Dichten unter dem jugendlichen und liebenswürdigen Banner seiner hübschen Frau zu versuchen, und die Narren recht tüchtig anzuführen, Das schien ihm piquant genug um einen Versuch zu lohnen. Von diesem Augenblicke an schwieg seine Muse; Colletet hörte auf Dichter zu sein, und Claudine trat an seine Stelle. Das gute Mädchen ließ Alles mit sich machen, und übernahm die Verantwortlichkeit für alle Dummheiten und faden Reimereien ihres alten Gemahls. Die Dichter fingen an sich wieder einzufinden. Die Galanterie verbot ihnen mit Claudine zu rivalisiren. Ihnen folgten als reelle Anbeter bald die Verleger; so kamen erst gute Bedingungen und schließlich baares Geld ins Haus.

Dieselben Leute die sich noch kurz vorher die Ohren zugestopft hatten, wenn der Alte ihnen von den Vorzügen seiner Wohnung erzählen oder seine Werke vorlesen wollte, kamen jetzt neugierig und theilnehmend wieder, ohne zu bemerken, daß noch dasselbe morsche Dach, dieselbe vertrocknete Laube da seien, ohne im mindesten daran zu denken, daß sie auf dieselben Verse vor denen sie einst ausgerissen waren jetzt voll Andacht hörten.

Man begreift hiernach wol auch, was Lafontaine bewegen konnte sich trotz seiner Trägheit in das Haus Colletet's zu schleppen, und warum trotz seines guten Geschmacks er sich an den Reizen abscheulicher Verse ergötzte. Worauf er am meisten sah, Das war die Liebenswürdigkeit der neuen Muse, und diese war allerdings echter als ihre Poesie. Welche Freude herrschte damals in der Poetenwirthschaft des Faubourg St.-Marcel, wenn ein Mann wie Lafontaine seine Lobsprüche austheilte! Welch zufriedenes Lachen, wenn Colletet und Claudine miteinander die kleinen Lobgedichtchen des Tages überlasen und sich brüderlich darein theilten, indem Colletet sich den Preis der Dichtung, Claudine den ihrer Schönheit aneignete.

Leider mußte der Tod das schöne Werk auf sein Nichts zurückführen. Colletet ward krank, und in seinem Alter war an Rettung nicht zu denken. Bereits sterbend raffte er sich noch auf, und machte ein letztes Gedicht für Claudinen, in welchem diese den Tod ihres Gemahls aufs bitterste beklagt, und von der Muse auf ewig Abschied nimmt:

Nimmer konnt' ein Herz dich lieben wie das meine, zärtlich heiß,
Jedes Wort von meiner Zunge war dir süße Lieb' und Preis!
Niemand bleibt für Lob und Liebe jetzt mir, da ich dich nicht hab',
Herz und Leier leg' ich trauernd, theurer Gatte, in dein Grab.

Sobald er diese Verse gemacht hatte, glaubte Colletet sich geborgen und starb ruhig. Claudine verlebte ihre Trauerzeit ohne einen Laut von sich zu geben (in Versen nämlich); als sie aber auch später Nichts von sich hören ließ mehrte sich das Staunen. Denn wenn ein Dichter schwört er wolle nicht mehr reimen, so ist Das ebenso gut als wenn ein Betrunkener sagt er wolle nicht mehr trinken. Bald merkte man, daß es ihr mit dem Stillschweigen wirklich Ernst sei: die Muthwilligsten schickten ihr nun kleine Gedichtchen, auf die eine Antwort nicht gut zu vermeiden war; aber Claudine schwieg. Dadurch ward man nur um so eifriger: Alles umsonst! Sie reimte kein einziges Verslein mehr. Das war genug, die Schelmerei war entdeckt und man dachte an Rache. Lafontaine war der Erste der seine erstohlenen Lobsprüche zurücknahm und die arme Claudine aufs unbarmherzigste verfolgte, besonders wenn er daran dachte wie sie sich mit ihrem Manne über ihn lustig gemacht haben mochte. Eins seiner Spottgedichte beginnt so:

Die Orakel hörten auf,
Colletet schloß seinen Lauf.

Seit die Zunge ihm gebunden,
Auch der Frau kein Wort entrinnt,
Vers und Prosa sind verschwunden
Mit dem armen Christenkind!

Arme Claudine! So lange es möglich war, lebte sie von den Ueberbleibseln ihres Vermögens; dann verkaufte sie die wenigen werthvollen Sachen ihres Gemahls. Ein massiver silberner Apollo mußte zuerst daran, ihm folgte die Bibliothek und die übrigen Effecten; das Elend und die Gläubiger brachen aber endlich doch herein. Als das letzte Stück verkauft war mußte sie ihren Stand, den sie bis jetzt bewahrt hatte, aufgeben: sie fiel in ihr Nichts zurück und wurde wieder Magd. Lassen wir des Réaux mit seinem unbarmherzigen und cynischen Stil das Ende dieser Frau berichten, in deren Gefolge sich einst die berühmtesten Schriftsteller gedrängt hatten, und deren warmer Anbeter Lafontaine gewesen war:

„Sie kam so herunter, daß sie endlich in den entlegenen Alleen des Luxembourg betteln ging. Sie heirathete zwar noch einmal, behielt aber den Namen der Witwe Colletet bei, trank wie ein Tempelherr, und starb endlich an Indigestion. Einige Tage vor ihrem Tode war sie bei Furetière gewesen, den sie prellen wollte, und hatte ihn gefragt, womit sie ihre Mutter (die sich beiläufig sehr wohl befand) begraben lassen solle. Als nun diese zu ihm kam, und wissen wollte, womit sie die Beerdigung ihrer Tochter bestreiten könne, sagte er: «Ah, Sie scherzen, Madame; Sie sind ja todt und nicht Ihre Tochter."

31.

Notiz.

Ein Ausspruch von Barbaroux.

Barbaroux, einer der Girondisten der ersten französischen Revolution, der jedoch nicht mit zu den Opfern des 31. Oct. 1793 gehörte, hinterließ einen Sohn, der damals noch in der Wiege lag, und an denselben einen Brief, der reich an Beredtsamkeit und voll vernünftiger Gedanken, des Studiums unserer Staatskünstler nicht unwerth ist. In diesem Briefe sagt Barbaroux unter Anderm: „Wenn ich mein Leben noch einmal von neuem anzufangen hätte, so würde ich es nur jenen Forschungen widmen die den menschlichen Geist über diese Erde erheben, und nie würde ich es mir einfallen lassen ein Volk ohne Sitten zur Freiheit führen zu wollen. Diese wüthende Volksmasse ist einer philosophischen Regierung nicht würdiger als die Lazzaroni in Neapel und die Menschenfresser der Neuen Welt."

16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 274. — 15. November 1849.

Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 273.)

7. Begum Sumro. Trauerspiel in fünf Acten. Von C. Paul. Wien, Lechner. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Das erste Requisit eines Dramas, eine fesselnde, geheimnißvolle und spannende Begebenheit, ist hier in reichem Maße verhanden, und es ist gar keine Frage, daß dies Element allein über viele Mängel hinweghebt, die ohne dasselbe ins Gewicht fallen. Die Fürstin Begum, Gattin des Radscha Sumro (Sommer), eines Deutschen auf einem indischen Thron, wird von ihrem ganzen Hofstaat für untreu gehalten, weil Oberst Dyce, Führer der Leibgarde, nächtlicherweile vermummt in ihrem Vorgemach getroffen wird, und sie selbst ihre Unschuld nicht zu behaupten wagt, deshalb nämlich, weil sie Dyce heimlich, jedoch ohne äußere Verschuldung liebt. Nur ein einziger treuer Diener, Bannasur, glaubt an ihre Reinheit. Ihr Gemahl hat sich, besiegt, selbst getödtet, das Reich fällt ihr und ihrem Sohne zu, und der Gegenstand der Tragödie ist nun theils die allmälige Enthüllung ihrer Unschuld, theils der Kampf den Begum gegen ihr eigenes Herz und gegen die auffässigen Großen, die sie der Untreue bezüchtigen, zu bestehen hat. Dazu tritt, daß Dyce eine Sklavin Schirin liebt, und die Größe Begum's sich in der Ueberwindung ihrer eigenen Liebe und in Dyce's Beglückung zu zeigen hat.

Der Stoff ist gut: gegen so viele wortselige und thatenarme Dramen der jüngsten Zeit thut die frische Fülle der Begebenheit hier ungemein wohl. Es ist wie tropische Vegetation, die die Seele des Beschauers füllt und befriedigt. Das ganze Stück ist jener weichen und wollüstigen Atmosphäre voll die man in Serdhana athmet: es versetzt uns unter einen tropischen Himmel, und erfreut uns neben seinen Reizen durch den Anblick moralischer Größe in einem bewunderungswürdigen weiblichen Charakter. Begum ist halb Norma ohne ihre Schuld, halb die Jungfrau von Orleans ohne ihren Abfall; sie ist ein Bild von hoher Conception, und in der Ausführung von den schönsten Verhältnissen. Ihr Verstummen bei der falschen Anklage der Untreue läßt einen vollen Blick in eine Seele thun deren Tiefe ihrer Reinheit gleichkommt. Sowie von diesem Charakter nur Anerkennendes zu sagen ist, so läßt sich gegen die Führung der Fabel und die ins Spiel gesetzten Motive, gegen Dialog, Ausdruck und Vers Nichts vorbringen das nicht gegen die Vorzüge dieser Arbeit gänzlich verschwände. Selbst die Schlechtigkeit Dyce's wird dem Stück nicht zum Vorwurf gereichen, wenn man sie auf Das zurückführt was sie eigentlich ist, vollständigste Selbstsucht, aufgewogen durch die vollständigste Treue Bannasur's. Aus einem Stücke so voll Inhalts lassen sich einzelne Stellen schwer erwählen; eine der schönsten ist der Auftritt, wo Begum, von Bannasur an das Lager geführt auf welchem Dyce und Schirin entschlummert sind, auf einmal die ganze Tiefe des Verraths erkennt deren Opfer sie sein soll.

Ertragen hätt' ich's können,
Daß du der Jüngeren dich zugeneigt,
Daß du mich täuschtest mit dem Ruf der Liebe,
Noch heute heute noch! Verzeihen hätt' ich's können,
Daß du die Fürstin und ihr Reich verriethst,
Vergeben können, daß du meinem Kind
Das Vatererbe rauben wolltest — doch
So schnöden Hohn mag dir dein Gott vergeben —
Ich — nicht! An deine Buhlerin den Ring.
Nichts war ich dir! Du warst nicht einmal treulos!
Berechnung war ich dir...
Lüg' Alles was du sprachst, und Meineid was
Du schwurst, und niemals Liebe — niemals!

Bannasur.

...Arme
Gebieterin!

Begum.

...Ja, arm und bettelarm!
Verlor ich was — o nein! Ich hatte Nichts.
Ein Recht zu einem Vorwurf nicht einmal.
O Dyce, Dyce...

Und wie nun der Verräther entlarvt und das offene Grab bereitet ist das Schirin nach dem Spruch des Landes verschlingen soll, da siegt Begum über sich selbst. Sie hat Dyce verbannt.

Pflanz' Blumen auf Schirinens Grab!

sagt der Scheidende, und Begum antwortet:

Sie lebt... Ich vergeb' ihr —

und sinkt mit weinendem Antlitz auf den Thronsitz nieder. Es ist ein Gedicht das wir hier vor uns haben. Möge der Verf. in diesem Anerkenntniß Muth und Trieb zu andern Dichtungen dieser Art finden; wir wissen ihm kaum einen andern Rath zu ertheilen als den sich selbst treu zu bleiben. Es gibt in der Tragödie höhere Zielpunkte als der seinige ist; allein das Ziel das er sich selbst gesteckt hatte ließ sich kaum schöner erreichen als er es erreicht hat.

8. Deutsche Originallustspiele von C. Feldmann. Dritter Band. Wien, Wallishausser. 1849. Gr. 12. 2 Thlr.

Die Kunst des Verf. aus den kleinen Uebertriebenheiten des geselligen Lebens heitere Lustspielstoffe zu gewinnen und launige Peripetien zu gestalten ist bereits anerkannt. Mit dieser Kunst gehört Feldmann zur Zeit zu den gesuchtesten Bühnendichtern, zu Denen die ihren Zweck den Zuhörer zu erheitern nie ganz verfehlen. Im Stil hat er vielleicht unter allen heutigen Lustspieldichtern die meiste Verwandtschaft mit Kotzebue; ist er minder kräftig im Situationswitz als dieser, so ersetzt er

Dies dadurch, daß er stets geschmackvoll und würdig ist, und niemals zu dem possenhaften Ingredienz greift, dem Kotzebue, der Periode des Harlequin so viel näher stehend, seine meisten Siege verdankte. Diese allgemeine Charakteristik paßt besonders auf das erste der hier vorliegenden fünf Stücke. Das dreiactige Lustspiel: „Ein höflicher Mann", hat überall zu gefallen ein Recht; denn die Situationen in welche eine übertriebene Höflichkeit hier, ihrem Ziel entgegen, den Justizrath Fein versetzt sind von siegreichster komischer Kraft. Indem ein Unmaß von Höflichkeit den armen Mann in die unangenehmsten Conflicte bringt schreibt er Dies seiner Unhöflichkeit zu, überbietet sich schweißtriefend in immer größerer Feinheit und Artigkeit, und verschlimmert seine Lage bis zum Verzweifeln. Das Stück ist durch und durch anziehend und erheiternd, wenn es auch die höhere Aufgabe des Lustspiels nicht ganz erfüllt. „Der dreißigste November", in einem Act, ist nur ein Scherz, und obenein mehr peinlich als heiter. Komisch kann die leidvolle Lage eines armen Lehrmeisters, der nach der letzten Lehrstunde überall sein Honorar umsonst erwartet und dafür nur Redensarten empfängt, eigentlich nicht sein. „Ein Mädchen vom Theater", in vier Acten, enthält viel Launiges und gefällt damit auf der Bühne; den Werth des „Ein höflicher Mann" kann das Stück jedoch nicht ansprechen. Das sittenreinigende Element des Lustspiels darf nicht wie hier geschieht von dem Localscherz in den Hintergrund gedrängt werden. „Baron Beisele und Dr. Eisele" und endlich „Der Lebensretter", Posse in drei Aufzügen, gehören der Gattung der wiener Localposse an, über welche die Kritik Nichts zu bemerken hat, es sei denn, daß sie von dem poetischen Geiste Raimund's angehaucht wäre, oder die glücklichen Einfälle Nestroy's verwirklichte, was hier nicht der Fall ist. Die Gattung in der der Verf. Vorzügliches leistet wird immer die des charakterzeichnenden Lustspiels sein.

9. Südliche Rache. Frescoabenteuer in einem Act. Von Frater Hilaris. München, Henzel. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

Eine mit zwei Worten zu erledigende dramatische Verirrung, in der ein Kritikus dafür daß er die von ihm umworbene Künstlerin in Recensionen mishandelt dadurch gestraft wird, daß er in einer Tasse Thee vergiftet zu sein glaubt. Dergleichen richtet sich selbst, und bildet für den Referenten nur — eine Nummer.

10. Großjährig. Lustspiel in zwei Aufzügen und einem Nachspiel: Ein neuer Mensch. Von E. v. Bauernfeld. Wien, Gerold. 1849. Gr. 12. 24 Ngr.

Noch sind die Lustspiele mit politischem Hintergrund, die Lustspiele welche dem neuen Sittenzustande unsers Vaterlandes entsprossen sind, eine Seltenheit, denn die Possen und Caricaturen der Volksideen von 1848 rechnen wir nicht hierher. Unter diesen Lustspielen neuen Stils ist das vorliegende wol das bemerkenswertheste. Es skizzirt im ersten Theil die vormärzlichen Zustände Wiens, welche bereits in leise Gährung gerathen waren, mit freier Ironie, ohne das Lächerliche ausschließlich einer Partei zu vindiciren. Hier Blase, hier Schmerl: es gibt Thorheit auf beiden Seiten; den Ernst und die Tiefe der Volksideen aber auf die Breter zu bringen, dazu ist für die Bühne die Zeit noch nicht gekommen. Wir sind, wie der Verf. sagt, noch lange keine Griechen, und von Aristophanes, der uns ohne Zweifel ein Reactionnair scheinen würde, zeigt sich vorerst noch keine Spur. Allein den wirklichen Zustand des neuen Daseins spiegelt der Verf. wirklich in dem Nachspiel „Ein neuer Mensch" ohne Zerrbild mit ungezwungener Ironie ab, und die Stimmung der Zeit tritt, wenn auch in einem kleinen Bilde, merkwürdig daraus hervor. Geschieht Dies wie hier mit Lust und Laune, anziehend und frei, so ist das nächste Ziel der politischen Komödie erreicht. Hier ist es doppelt erreicht, indem „Großjährig" die alten, nicht zum Abschluß gediehenen Zustände und Stimmungen, „Ein neuer Mensch" aber die neuen Stimmungen ironisirt. Das erste Stück endet damit, daß Hermann, seiner Geduld und Sanftmuth müde, verhöhnt, verlacht und verspottet zu sein, sich, von der Liebe erweckt, mit Energie in das Leben, das schaffende, das neugestaltende, thätige, stürzt und nicht heirathen will. Das zweite Stück zeigt ihn verwandelt, umgeschaffen, mannichfach enttäuscht, aber praktisch; er hat die große Zeit auf die er hoffte nicht gefunden, aber nun wird Auguste, die ihn aufstachelte ein neuer Mensch zu werden, sein Weib. Die tiefe, poetische Allegorie in dieser Auffassung darf nicht erst von uns aufgedeckt werden, sie liegt zu Tage: Hermann ist der Deutsche überhaupt; der wahre poetische Gedanke des Stücks ist hiermit festgestellt. Was die Form, die Ausführung, die Darstellung betrifft, so athmen diese den Geist aller bessern Bauernfeld'schen Erzeugnisse. Der Dialog ist der lebendigste, der geistreichste; Einfälle und Wendungen sind meisterhaft; die Scenenfolge, die Handlung aber, wie fast immer bei diesem Dichter, etwas sprunghaft, lückenhaft. Er eilt wie immer zu den Resultaten, behagliches Verweilen ist ihm fremd. Eine psychologische Schönheit des Stücks ist diese, daß Augustens Liebe erst dann erwacht als Hermann sich trotzig, unbändig, wild zeigt und den sanften Menschen abthut. Auch diese Allegorie ist klar: ein Mann der sich vor jeder Gewalt schmiegt ist kein Mann für Auguste. Wir sind hier tiefer gegangen als wir bei Stücken dieser Art zu gehen pflegen; der Raum zu Citaten ist uns damit entzogen. Dem Freunde vollendeten Dialogs im Lustspiel empfehlen wir den neunten und zehnten Auftritt im dritten Act von „Großjährig", und den zehnten im Nachspiel, wo sich der Autor als Meister im geistvollen Zwiegespräch bekundet. Von dem Stück im Ganzen ist nur zu sagen, daß es jedem wirklich gebildeten Publicum gefallen muß, und daß es lange an der Spitze einer neuen Stilgattung im Conversationsstück stehen wird. „Lassen Sie mich ausreden", sagt Schmerl, der Fortschrittsmann. „Die Welt ist fertig und erhält sich von sich selbst blos durch das — Dings da — die Bewegung. Freilich, ging's nach euch, so säßen wir wackern Deutschen noch im finstern Urwald, das Bärenfell um die Schulter, verspeisten Eicheln und Wurzeln, und wären mit Einem Wort — Dinger da, Barbaren! Aber da kam die große Bewegung, die Völkerwanderung, ein Zauberschlag, verschiedene andere Schläge — die neue Welt war da" u. s. w. Aus dieser neuen Welt nun möge uns der Poet doch ja noch recht viel Neues bringen!

11. Unverhofft! Posse mit Gesang in drei Acten. Von J. Nestroy. Mit einem allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. 1849. Gr. 12. 16 Ngr.

Für Freunde der kernhaften Späße Nestroy's und seiner launigen Lieder eine neue und willkommene Lieferung solcher Musengaben. Unsererseits ziehen wir die ältern Stücke dieses Localdichters, in welchen eine größere Annäherung an Raimund wahrzunehmen war, entschieden seinen jüngern Arbeiten vor. Raimund verstand es dem ganz localen Inhalt seiner Stücke stets ein allgemeingültiges, reinmenschliches Element beizumischen, die Localposse damit zu veredeln, und sie auf den poetischen Boden zu verpflanzen. Keiner seiner Nachfolger ist ihm in dieser glücklichen Mischung der ewig jungen Poesie mit der grundsätzlichen Albernheit der Posse auch nur von fern gleichgekommen. Nestroy war auf dem Wege dazu: die Gedankenfülle und die kernige Lust seiner ersten Arbeiten ließ einen Nebenbuhler Raimund's in ihm erwarten; er hat dies Ziel fahren lassen, vielleicht um als Localpoet um so populärer zu sein. Nach unserer Meinung hat er Unrecht gethan.

12. Gabelfrühstück für Erheiterungsbedürftige in zwei Gängen von Karl Schortmann. Berlin, Schortmann. 1849. 32. 6 Ngr.

Die beiden Gänge dieser dramatischen Kleinigkeit bestehen in einer Posse: Liebesintriguen, und in Scenen aus dem All-

tagsleben, welche erstere allenfalls Liebhaberbühnen zweiten Ranges zur Beachtung empfohlen werden darf, da sie gefällig und leicht darstellbar ist. Die Scenen des Alltagslebens entziehen sich aller Kritik, denn sie bestehen zum Theil aus gedankenlosen Anekdoten. *) 55.

Originalhandschriftlicher Brief von Albrecht Dürer.

„Vor einiger Zeit", sagt ein Schreiben an das „Athenaeum", „als ich die Handschriften auf der Bibliothek der Königlichen Gesellschaft durchsah, entdeckte ich einen Originalbrief Albert Dürer's an seinen Freund Wilibald Pirkheimer mit des Künstlers Unterschrift, wohlbekanntem Monogramm und dem Datum 1506 — ein Brief der meines Wissens nie veröffentlicht worden ist. Außer Stand das Geschriebene in den altdeutschen Buchstaben vom Anfange des 16. Jahrhunderts zu entziffern, und doch wünschend den Inhalt des Briefs kennen zu lernen, behändigte ich ihn einem tüchtigen, mit den Schriftzügen aus jener Periode sehr vertrauten deutschen Gelehrten und erhielt seiner Zeit eine Uebersetzung. An den Brief kettet sich ein Umstand der insofern von Wichtigkeit ist, als er darthut welch hoher Werth bereits vor zwei Jahrhunderten auf Albrecht Dürer's Autograph gelegt wurde. Es befindet sich nämlich auf der Rückseite des Briefs eine Zuschrift dieses Inhalts **):

«Sehr getreuer, hochgeschätzter, insonderheit vielgeliebter und theurer Freund, Heinrich Milich. Seinem wiederholten Wunsche zufolge überreiche ich Ihm hiermit gegenwärtigen Brief von Albert Dürer an Herrn Wilibald Pirkheimer. Er wird ihn um so höher schätzen, wenn Er erfährt, daß ich ihn mehren hohen Personen verweigert habe, indem ich nur sechs seiner Briefe besitze, und dieser mir um so theurer ist als er meinen in Gott ruhenden Ahn, Hans Im Hoff, mehr denn ein mal erwähnt. Gold und Silber hat männiglich gern, aber gegenwärtiger Brief ist mir lieber; denn Gold und Silber sind wol in der Welt, aber Dürer's Handschrift ist nicht so leicht zu finden. Die zwei Cardinäle Spineli und Ursini haben mich darum gebeten. Ich erwähne Solches, auf daß Ihr wissen möget wie groß meine Liebe zu Euch ist.

Gegeben zu Nürnberg am 3. Juli 1624.

Hans Im Hoff.»

„Schon also 1624 wurde ein Brief des Künstlerfürsten — wie Sandrart, der Stifter der nürnberger Akademie, Dürer nannte — für werthvoller erachtet denn Gold und Silber. Mehr als zwei Jahrhunderte sind vorübergeschritten und hier liegt der Brief um welchen große Männer demüthig gebeten. Sanft, sehr sanft hat die Zeit ihn berührt — was das vergängliche Blatt betrifft das sich wunderbar gut erhalten."

„Ich habe in den Archiven der Königlichen Gesellschaft vergebens nachgeforscht wie der Brief in den Besitz derselben gekommen. Aber genaue Bekanntschaft mit der Geschichte der Gesellschaft befähigt mich ***) es mit ziemlicher Gewißheit andeuten zu können. Wilibald Pirkheimer, an welchen der Brief gerichtet ist, war aus Nürnberg gebürtig und ein genauer Freund Dürer's. Auch ist es notorisch, daß der Künstler während seines Aufenthalts in Venedig mehre Briefe an Pirkheimer geschrieben. Letzterer sammelte eine sehr werthvolle Bibliothek, darunter seltene Druckschriften und Manuscripte, welche nach seinem Tode mittels Kaufs an Thomas, Graf von Arundel, während dessen Gesandtschaft in Wien überging und von dessen Enkel, Heinrich Graf von Norfolk, im J. 1666 der Königlichen Gesellschaft verehrt wurde. Sie bildete den Stamm ihrer jetzt so bedeutenden und reichen Bibliothek. Es ist demgemäß mehr denn wahrscheinlich, daß Dürer's Brief an Pirkheimer mit andern Schriften in die Hände des Grafen von Arundel und so eventuell in den Besitz der Königlichen Gesellschaft kam. Wäre es nöthig, könnte ich zu Gunsten dieser Schlußfolgerung Weiteres beibringen. Der Brief lautet:

«Willigen Dienst meinem lieben Herrn. Ich wundere mich sehr, daß Ihr mir nicht schreibt wie der Vexirring Euch gefällt, welchen Hans Imhoff Euch von Augsburg durch den Boten geschickt hat. Ich weiß nicht ob Ihr ihn wirklich erhalten habt. Ich war bei Hans Imhoff und fragte ihn; er meinte er könne nicht anders glauben als daß Ihr ihn erhalten hättet. Es lag dem Ringe auch ein Schreiben von mir an Euch bei. Das Juwel war in ein versiegeltes Kästchen gepackt und hat die Façon wie hier verzeichnet . . . .*) Denn ich habe eine Zeichnung davon in mein Notizenbüchlein gemacht und brachte es sorgfältig mit nach Wien. Es ist hübsch und fein, und die Goldschmiede sagten es sei das Geld werth das ich dafür gegeben. Es wiegt ziemlich fünf halbe Unzen und kostet mich achtzehn Dukaten und vier Mark Silber. Sein Verlust würde mich halb wahnsinnig machen, denn es ist zwei mal so viel geschätzt worden als ich dafür gegeben. Sie wollten mir . . . . .**) Profit . . . .**) ich es gekauft.»

«Bittet doch Hans Imhoff sich bei dem Boten zu erkundigen was er mit dem Briefe und Kästchen gethan. Der Bote wurde den 11. März von Wien an Hans Imhoff abgefertigt. Lebt wohl; erlaubt mir Euch meine Mutter zu empfehlen. Sagt ihr meinen Bruder zu ermahnen, daß er das Seinige zu Rathe halte und seine Zeit nicht unnütz verschwende. Sobald ich Muße habe werde ich Euch einen Brief zugehen lassen, welcher bereits zum Theil geschrieben ist. Es thut mir um Herrn Lorenz leid; grüßt ihn von mir, wie auch Stephan Baumgartner. Gegeben zu Venedig 1506 am Vorabende des heiligen Markus. Schreibt mir bald wieder; ich habe bis dahin keine Ruhe. Andreas Kunhofer ist gefährlich krank; ich weiß es von einem Boten.

Albrecht Dürer.

An den vornehmen Herrn Wilibald Pirkheimer zu Nürnberg.»

„Abgesehen vom innern Interesse hat der Brief auch einen historischen Werth. Es wird nämlich in Dürer's Leben von Sandrart, Doppelmayer, Argenville und Andern behauptet der Künstler sei vor 1494 in Venedig gewesen, während aus Obigem zu folgen scheint, daß er diese Stadt erst viel später besuchte. Die Schlußworte: «Schreibt mir bald wieder; ich habe bis dahin keine Ruhe», dürften sich auf Etwas mehr beziehen als auf die Nichtankunft des «Vexirrings». Wenige Jahre vor dem Datum des Briefs hatte Dürer geheirathet, und alle Nachrichten stimmen dahin überein, daß der Gegenstand seiner Zärtlichkeit des feinfühlenden Künstlers völlig unwerth war. Einige wollen sogar versichern die Xanthippe habe ihm die Seele aus dem Leibe geplagt, und gewiß ist, daß bei seinem Aufenthalte in Venedig seine Frau nicht bei ihm war. Viele seiner Sorgen vertraute Dürer an Pirkheimer, der sich ihm als wahrer Freund erwies, und es sind Briefe des Letztern vorhanden welche dem Künstler von Familienangelegenheiten in seiner unerquicklichen Heimat Kunde bringen. Schließlich will ich noch erwähnen, daß ich zum Behuf dauernder Erhaltung dieses höchst interessanten Manuscripts es zwischen zwei Glas-

*) Es folgt noch ein zweiter Artikel. D. Red.

**) Das hier gegebene Deutsch kann leider nur eine Rückübersetzung des vom „Athenaeum" gegebenen Englisch sein. So auch später bei Dürer's Brief.

***) Der Schreiber, Charles Richard Weld, ist Verf. des in Nr. 299 d. Bl. f. 1848 kurz erwähnten Werkes über die Königliche Societät der Wissenschaften in London.

*) Folgt eine Zeichnung des Ringes und Kästchens.

**) Unleserlich.

tafeln habe legen und einrahmen lassen, sodaß beide Seiten, ohne das Papier anzugreifen, bequem gelesen werden können.

Somersethouse, den 12. März 1849.

Charles Richard Weld."

2.

Bibliographie.

Arndt, E. M., Blätter der Erinnerung meistens um und aus der Paulskirche. Leipzig, Weidmann. 8. 10 Ngr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1850. Herausgegeben von J. G. Seidl. 26ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. Gr. 16. 2 Thlr.

Curtze, C., Deutsches Lesebuch in Lebensbildern. Arolsen, Speyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Daumer, G. F., Die Religion des neuen Weltalters. Versuch einer combinatorisch-aphoristischen Grundlegung. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 8. 3 Thlr.

Gerlach, F. D., Das Zeitalter Augusts. — Cosmus von Medicis. Zwei akademische Reden. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 18 Ngr.

Harms, L., Zwölf Predigten, seinen lieben Zuhörern gewidmet. Celle. Gr. 8. 20 Ngr.

Heiller, C., Glaube, Hoffnung und Liebe. Sieben Fastenpredigten. Preßburg, Wigand. Gr. 8. 10 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für 1850. 30ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 16. 1 Thlr.

Linderer, R., Freie Lieder. Berlin, Lauter. Gr. 8. 2½ Ngr.

Merz, H., Armuth und Christenthum. Bilder und Winke zum christlichen Communismus und Socialismus. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 20 Ngr.

Parreidt, F. A., Frankfurt am Main, oder Frankfurt an der Oder? Eine Frage zur Geschichte der Katechetik im 17. Jahrhundert. Wittenberg, Kölling. 8. 2½ Ngr.

Reinhold, E., Lehrbuch der Geschichte der Philosophie. 3te verbesserte Auflage. Jena, Mauke. Gr. 8. 3 Thlr.

Robespierre's, M., sämmtliche Werke. Nach der neuesten Ausgabe von Laponerraye. Mit Robespierre's Portrait. 1ste Lieferung. Leipzig, Weller. 1850. 8. 5 Ngr.

Schindler, A. J., Eines Bürgers Recht. Ein Trauerspiel mit einer Vorrede. Steyr. 8. 24 Ngr.

Ueber Ursprung und Verbreitung des Deutschthums im Großherzogthum Posen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 12 Ngr.

Urkunden und Regesten zur Geschichte des uradeligen Geschlechts der Freyherren von Uslar-Gleichen, so wie des Leinegaues. 1ste Lieferung. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Veilchen. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lectüre. 33ster Jahrgang. 1850. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 16. 1 Thlr.

Wenger, C., Das Jenseits, oder das Reich Gottes in der andern Welt. Für gebildete Katholiken, namentlich für Studirende der Theologie. Salzburg. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Abeken, B. R., Rede zur Jubelfeier der Geburt Goethe's am 28. Aug. 1849 auf dem Osnabrückschen Raths-Gymnasium gehalten. Osnabrück. Gr. 8. 4 Ngr.

Ackermann, G. A., Beleuchtung der „Erörterung der Frage über Statthaftigkeit des geheimen Untersuchungsverfahrens in Beziehung auf den Dresdner Aufstand von einem Sächsischen Rechtsgelehrten." Grimma, Verlags-Comptoir. 1850. 8. 4 Ngr.

Der Aufruhr in Dresden vom 3. bis 9. Mai 1849 und seine unerhörten Gräuelscenen. Ein ewiger Denkstein für ganz Deutschland an das Jahr 1849 und seine Civilisation. Treu dargestellt nach den Angaben eines Augenzeugen. Meiningen, Blum. 12. 2 Ngr.

Beleuchtung der Wilh. Beer'schen Broschüre: Die Drei-Königs-Verfassung und ihre Gefahr für Preußen. Von F. J. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 Ngr.

Blum, L. F., Das Wesen und der Beruf der deutschen Litteratur, eine Rede, gesprochen bei der Entlassung der Studenten des pädagogischen Hauptinstituts. Frankfurt a. M. Zimmer. Gr. 8. 6 Ngr.

Eberle, A., Eine Tiroler Schützen-Kompagnie im welschen Gränzkriege des J. 1848. Innsbruck, Wagner. Gr. Lex.-8. 7½ Ngr.

Ernst, K., Die Vorlage des K. Hannoverischen Ministerii an die Stände des Königreichs: Grundzüge für die künftige Gestaltung des christlichen Volksschulwesens. Schreiben an Victor Strauß. Nebst Antwortschreiben darauf. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 8. 5 Ngr.

Günther, F., Luther's Erklärung der vierten Bitte — ein Wort an unsere Zeit. Erntedankpredigt gehalten am 16. post Trin. 1849 zu Altenburg. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hehl, Die Reorganisation der höhern Gewerbschule in Cassel. Ein Beitrag zur praktischen Pädagogik. Cassel, Luckhardt. Gr. 8. 9 Ngr.

Das Lied von der Majestät. Ueberall in Deutschland zu singen zumal am 15. Oct. 1849. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Ngr.

Merckel, W. v., Aphorismen zur Verfassung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Oestreich, Preußen und Westdeutschland im Dreistaatenbund. Zur Verständigung des deutschen Volkes. 2te Auflage. Leipzig, Spamer. 8. 5 Ngr.

Patiß, G., Predigt über das allerheiligste Altarssakrament gehalten zum Schlusse der 40stündigen Anbetung zu Innsbruck im J. 1848. Innsbruck. 8. 8 Ngr.

Peip, A., Zur Charakteristik der Gegenwart. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Rühle, A. H., Anrede an die bei der 35. Stiftungsfeier der Sächsischen Bibelgesellschaft den 14. Aug. 1849 mit Bibeln zu beschenkenden Kinder. Dresden, Naumann. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Schnell, L., Die Vertreibung der Zillerthaler. Ein Beitrag zur Chronik der Pfaffenränke des 19. Jahrhunderts. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. Gr. 12. 7½ Ngr.

Schutt und Neubau der katholischen Kirche in Steiermark. Von mehreren Weltpriestern der Seckauer Diöcese. Graz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Trefurt, C., Die badische Revolution von 1849 und das Verhalten nach derselben. Vierte Fortsetzung des Versuchs zur politischen Aufklärung. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Ueber die Bedeutung der lutherischen Kirche und ihr Verhältniß zur allgemeinen Kirche und zum Staate. Ein Wort der Mahnung zu treuer Festhaltung der lutherischen Kirche innerhalb der Preußischen Landeskirche. Berlin, Hertz. Gr. 8. 5 Ngr.

Ueber das Münzwesen. Mit Beziehung auf die bevorstehende schweizerische Münzreform. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 10 Ngr.

Ueber die Zweckmäßigkeit der kirchlichen Einsegnung der Ehe nach dem Civilacte. Eine Predigt über einen nichtbiblischen Text für gewisse Geistliche von einem Nichtgeistlichen. Zugleich ein ernstes Wort an alle Gemeinden, die sich constituiren wollen. Zum Schlusse: Drei Fragen nebst einer Beantwortung derselben. I. Breslau, Scholz. 1850. 8. 1½ Ngr.

Wie und wen sollen wir wählen? und worauf hat ein tüchtiger Abgeordneter auf dem nächsten sächsischen Landtage zunächst seine Wirksamkeit zu richten? Eine Ansprache an sämmtliche, ihrem Vaterlande und ihrem Fürsten getreue Wähler des Königreichs Sachsen. Grimma, Verlags-Comptoir. 32. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 275. —— 16. November 1849.

Bruchstücke einer Reise nach Italien im J. 1841.

Von G. F. Waagen.

Urbino, Cagli, Gubbio.

Die Morgendämmerung ließ kaum eine leichte Bewegung in der dunkeln und nur vom fernen Horizont begrenzten Fläche des Adriatischen Meers erkennen, als ich am 20. Dec. von dem an der Küste desselben gelegenen Städtchen Fano, wo ich eins der schönsten Werke des Perugino kennen gelernt hatte, nach Urbino aufbrach. Das kleine aber muntere Pferdchen eines ebenfalls kleinen aber wohlgenährten Vetturins von sehr furchtsamem und vorsichtigem Naturell, welchen ich schon in Rimini genommen, trabte recht wacker einher, der Tag wurde klar und mild, die Stimmung war, noch gehoben durch das Gefühl, daß ich heute Abend die Geburtsstädte Rafael's, des schönsten und edelsten Geistes der neuern Kunst, sehen sollte, heiter und wohlgemuth. Auch die Gegend eignete gar wohl sie so zu erhalten; denn der Weg lief meist unfern des Metauro hin, dessen Ufer von schönen Bergen bekränzt werden. So erreichten wir zeitig das Städtchen Fossombrone, welches, an jenem Flusse gelegen, eine sehr malerische Ansicht gewährt. Das kärgliche Mittagsbrot welches hier aufzutreiben war, eine dicke Suppe (minestra) und ein Stückchen Fleisch, war bald verzehrt, sodaß ich während der längern Mahlzeit des Pferdes Zeit vollauf hatte den ärmlichen, aber, wie überall in Italien, höchst solide aus Bruchsteinen gebauten Ort und dessen nächste Umgebungen zu besuchen. Weder die Kirche noch die übrigen Häuser boten indeß für Kunst etwas Bemerkenswerthes dar. Auf dem schmalen Wege von dort nach Urbino kommt man mehr und mehr in die Berge hinein, deren Formen immer großartiger und schroffer werden. Besonders schön ist ein Blick bald hinter Fossombrone auf den tief unten strömenden Metauro und in der Ferne auf die gewaltigen Gebirge welche den berühmten Paß von Furlo einschließen. Wenn der Weg sehr einsam war, oder wir von weitem nothdürftig bekleidete Leute sahen, rief der Vetturin oft: „Dio sia graziato, che siamo nell' Umbria; qui no ha pericolo.“ *) Dieses sagte er im Gegensatz zu seinem Vaterlande, der Romagna, in welcher kürzlich verschiedene Reisende ausgeplündert worden; doch war das Wesen welches er von den Räubern lieferte, die er bald milder gestimmt „i malviventi“, bald leidenschaftlicher „i assasini“ nannte, offenbar durch seine Furcht sehr übertrieben.

Gegen Abend erblickte ich auf einmal Urbino auf der Spitze eines so hohen Bergs, daß ich gar nicht begreifen konnte wie es möglich sei zu Wagen dahin zu gelangen. Durch die vielfachen Krümmungen des mäßig ansteigenden Wegs überzeugte ich mich zwar bald vom Gegentheil, doch dauerte es freilich sehr lange Zeit, bevor wir unter dem Fuße des Schlosses der alten Herzoge von Urbino anlangten, welches sich von dieser Seite mit gewaltigen Untermauerungen, vielfachem Gethürm und durch vier Stockwerke übereinanderlaufenden Bogengängen als eine höchst stattliche und malerische Ritterburg des Mittelalters darstellt. Auf dem Wege bis zu dem einzigen Wirthshause La Stella freute ich mich über das schöne und kräftige Aussehen der vielen Menschen auf den Straßen, welche mich nach italienischer Weise neugierig betrachteten. Der Wirth, ein sehr freundlicher Mann von edler Gesichtsbildung, empfing mich selbst und wies mir eins der kleinen, ärmlichen Zimmer zum Schlafen an, welche mit einem in deren Mitte gelegenen gemeinschaftlichen Eß- und Gesellschaftssaal die ganze Räumlichkeit für Gäste ausmachen.

Bei dem Abendbrot, dessen Hauptschüssel, wie so häufig in Italien, aus einem gebratenen Huhn bestand, fiel mir die Gesichtsbildung des Sohnes meines Wirths auf, welcher mich bei Tische bediente. Ich glaubte einen Kopf aus den frühern Bildern Rafael's belebt vor mir zu sehen, ganz dieses feine Oval, diese edle Bildung der Nase, der schön geschnittene Mund, die gewölbten Lider der dunkelbraunen Augen, der naiv-ernste, ja fast melancholische Ausdruck. Zu Allem kam eine ungemeine Anmuth und Leichtigkeit der Bewegungen. Nach mehr als drei Jahrhunderten bringt hier also in dieser frischen und gesunden Bergluft die sich stets verjüngende Natur noch dieselben Bildungen hervor welche die ersten und nie ganz in ihm verlöschenden Eindrücke auf die jugendliche Phantasie Rafael's gemacht haben.

Ein immer bedenklicher werdender Husten, den ich

*) Gott sei gedankt, daß wir in Umbrien sind; hier hat es keine Gefahr.

mir drei Wochen früher in der eiskalten Bibliothek von Modena geholt, ließ mich fast die ganze Nacht nicht schlafen. Ich saß daher ziemlich erschöpft beim Frühstück, als ein junges Mädchen mit schüchternem Wesen hereintrat, welches ich an den feinen und lieblichen Zügen sogleich für eine Schwester meines Kellners Giovanni erkannte. Sie sagte mir sehr bescheiden, aber durchaus unbefangen, mit einem der wohlklingendsten Organe die ich je gehört: Ich möge entschuldigen, wenn sie mich einen Augenblick störe, doch hätte es ihr so leid gethan, daß ich die Nacht so stark gehustet, und wenn ich es wünsche, so wolle sie mir aus der Apotheke Brustküchlein holen, welche sie von einem so schlimmen Husten, daß sie fast geglaubt hätte daran sterben zu müssen, völlig hergestellt hätten. Mit großer Freude nahm ich natürlich dieses Anerbieten an, und in unglaublich kurzer Zeit kam das schöne Kind ganz athemlos zurück und brachte mir die zierlich eingewickelten Küchlein mit einem solchen Ausdruck kindlicher Freude in ihren milden Augen, daß ich ihn nie vergessen werde. Ich sah hier ein Wesen wie sie Rafael als Vorbilder seiner frühern Madonnen geschaut; denn Formen und Ausdruck hatten durchaus Nichts von Dem was man im gewöhnlichen Sinne des Worts sinnlich nennt, sondern vielmehr den sittig schüchternen Charakter einer jungen Nonne.

In Begleitung eines aufgeweckten Knaben, wie man sie in Italien so häufig antrifft, den mir der ohne großen Aufwand von Worten sehr aufmerksame und liebenswürdige Wirth verschafft hatte, trat ich jetzt meine Wanderungen durch die Stadt an. Nie hatte ich bisher einen Ort besucht der so ohne alle horizontale Fläche gewesen wäre; jede Straße, ja selbst der Markt ist bei jedem Schritte steigend oder fallend. Nach meiner Weise ließ ich mich zuerst nach einigen Punkten führen von denen man die Stadt und besonders die Umgegend übersehen kann. Letztere ist in der That von großem, malerischem Reiz. Gegen Süden und Westen sieht man den höchsten Gebirgszug des Apennin, wo er die Mark von Ancona, von Toscana und dem größten Theil von Umbrien trennt. Besonders ragen südlich der Furlo und der Monte Nerone, westlich der Monte S.-Simone und die Felsen, an deren jenseitigem Fuße der Tiber entspringt, mächtig empor. Mehr nördlich erblickt man das einsame Felsengebirge, dessen Höhe die kleine Republik S.-Marino in sich faßt; nach Osten hin war ich endlich durch das zwischen zwei Felsen sichtbare Adriatische Meer überrascht. Dieser Punkt muß auf Rafael als Knaben einen bleibenden Eindruck gemacht haben; denn noch in spätern Bildern von ihm finden sich häufig landschaftliche Hintergründe in denen zwei Bergreihen das Meer in der Mitte einschließen. Auch in dieser ungünstigen Jahreszeit konnte man sich noch überzeugen, daß der Graf Balthasar Castiglione Recht hat, wenn er in seinem „Cortegiano" sagt, die Umgebungen Urbinos seien sehr fruchtbar an Wein und Oel. Mein nächster Besuch galt dem Hause von Rafael's Vater, des Giovanni Santi. Dasselbe ist in der Contrada del Monte, unweit des Wirthshauses, gelegen und besteht eigentlich aus zwei verbundenen Häusern von ganz stattlichem Ansehen.*) Die Frau des jetzigen Besitzers empfing mich mit sichtbarer Freude, und führte mich mit einem ihr sehr gut stehenden Selbstgefühl als Herrin in das im ersten Stock gelegene Zimmer, wo jener wunderbare Genius seinen irdischen Anfang genommen. Dieser wie die andern Räume des Hauses sind gegen die im Hause des Shakspeare zu Stratford am Avon palastartig und auch gegen die im Hause des armen Dürer in Nürnberg noch immer sehr ansehnlich zu nennen. Als ich mir ein Wandgemälde, die Maria mit dem Kinde, welches dem jungen Rafael beigelegt wird, und obgleich wol sicher ein Werk seines Vaters, doch seiner wenigstens in dem feinen und keuschen Gefühl nicht unwerth, betrachtete, kam auch der Mann zu Hause und hieß mich ebenfalls mit herzlichem Händedruck als einen Besucher von Rafael's Wiege willkommen.

Hatte ich so die Urstätte des einstigen künstlerischen Ruhmes von Urbino begrüßt, so wandte ich mich jetzt zum Schauplatz der vormaligen weltlichen Größen des Orts, dem Palast der alten Herzoge von Urbino. Dieser macht, von der Stadt aus gesehen, einen so verschiedenen Eindruck von der Ansicht, wenn man von außen kommt, daß man kaum begreifen kann wie beide Baulichkeiten zu einem Ganzen gehören. Der als einer der ersten Feldherren seiner Zeit in Italien berühmte Graf Federigo von Montefeltre, welcher aber von 1474 an den Herzogstitel führte, ließ nämlich diesen beiweitem größten Theil des Palastes vom J. 1447 ab durch den Baumeister Luciano Lauranna in einem so edeln Geschmack der sogenannten Renaissance aufführen, daß ihn bisher Mehre für ein Werk des Leon Battista Alberti gehalten, vielleicht des größten Baumeisters den Italien im 15. Jahrhundert hervorgebracht hat. Das Gebäude ist von sehr großen Verhältnissen, und umfaßt zwei Höfe, von denen der größere nur für ein den Einwohnern von Urbino vormals ganz eigenthümliches Spiel bestimmt und daher einfach gehalten, der kleinere aber mit einer offenen, rings umlaufenden Säulenhalle von compositer Ordnung geschmückt ist, und wo auch die darin angebrachten Fenster eine zierliche Einfassung von Pilastern und Gesimsen haben. Die Wände zeigen in Relief die Abbildungen der Kriegsmaschinen, zum Theil von der eigenen Erfindung des Grafen Federigo, deren er sich bei seinen vielen Feldzügen und Belagerungen bedient hat.

Die tiefe Stille und Oede des großen Hofs bildet einen starken Gegensatz mit dem lebhaften Geschrei: „Aita, aita!" welches hier einst vielstimmig ertönte, und der Belebung von Hunderten rüstiger Jünglinge und nicht minder zahlreicher Zuschauer. Von dem Ausruf: „Aita!" (Hülfe) hatte nämlich jenes Spiel seinen Namen, welches darin bestand, daß die jungen Leute von

*) Eine sehr getreue Abbildung in dem Kupferheft von Passavant's „Rafael von Urbino", welches mir für diesen Ausflug nach Urbino ein vortrefflicher Leiter gewesen ist, wie ich ihm denn auch meist in den obigen Angaben gefolgt bin.

Urbino in zwei Parteien getheilt wurden, von denen jede die der Gegenpartei zu ergreifen und in einen ihr angewiesenen Bezirk, der unverletzlich war, hinüberzuziehen suchte. Die Partei welche auf diese Weise die meisten Gefangenen machte war Sieger und erhielt einen Kampfpreis. Wenn nun aber Einer sich nicht länger helfen konnte, schrie er zu den Seinen: „Aita, aita!" da ihn dann diese wieder zu befreien suchten. Bei der natürlichen Grazie, Gewandtheit und Lebhaftigkeit der Italiener konnte es nicht fehlen, daß hier Angriff und Widerstreben die mannichfachsten größern und kleinern Gruppen von schönen Linien, leidenschaftlichem Ausdruck und großer Augenblicklichkeit bilden mußte. Es war eine Gelegenheit zur Ausbildung von Kraft und Gewandtheit, wie auf den Palästren der Alten oder auf unsern Turnplätzen, und der Herzog Federigo muß auch die Bedeutung des Spiels sehr wohl erkannt haben, da er die sehr großen Kosten zur Herstellung dieses Hofs dafür nicht gescheut hat.

An dem Eingange der prachtvollen Treppe, welche innerhalb der Halle des kleinern Hofs in den Palast führt, sieht man das Bildniß des Erbauers, ein tüchtiges Gesicht mit einer großen, krummen Nase. Zunächst gelangt man auf eine Galerie, worin sich, in die Wände eingelassen, die einst von dem Cardinal Stoppani gesammelten, antiken Inschriften und auch manche antike Sculpturen befinden, unter denen sich eine weibliche Figur an einem Candelaber durch Grazie und treffliche Arbeit am meisten auszeichnet. Sechs bronzene Reliefs mit den Thaten des Herzogs Federigo und ein siebentes mit einer Kreuzabnahme von dem Bronzegießer Clementi sind dagegen leider verschwunden.

Der gewölbte Saal, in welchem die Wappen der Verbündeten des Federigo, unter denen der Löwe des heiligen Marcus, gemalt sind, hat zwei außerordentlich große und sehr schön verzierte Kamine, welche, wie alle höchst eleganten Thür- und Fenstereinfassungen, aus einem weißlichen Marmor bestehen. Der ansehnliche Umfang dieses Saals zeigt, daß er zu großen Versammlungen und Festen diente. Von allen übrigen Zimmern, deren eins mit Bildern des trefflichen Timoteo della Vite, eines Schülers von Francesco Francia und Rafael, welche Pallas, Apollo und die neun Musen darstellten, geziert war, hat sich nur ein kleiner Raum in seinem ursprünglichen Schmucke erhalten. Dieser ist an den Wänden sehr reich mit Bildern in einer Art von Holzmosaik (lavoro di tarsia) geziert, deren eines das Bildniß des Herzogs Federigo mit der Jahrszahl 1476, ein anderes dessen Rüstung, die übrigen Heilige und allerlei Geräthe darstellen. Auch die Decke ist in vierseitigen und achtseitigen Cassetten mit theilweiser Vergoldung getäfelt. Dieses sind die kärglichen Ueberreste der einstmaligen prächtigen und kunstreichen Ausstattung, von welcher der Graf Castiglione sagt: daß der Herzog diesen Palast, welchen Viele für den schönsten in Italien hielten, nicht allein mit Tapeten von Gold, Seide und andern kostbaren Stoffen, sowie mit silbernen Gefäßen, sondern mit unzähligen antiken Statuen in Marmor und in Bronze, mit den merkwürdigsten Gemälden und den verschiedenartigsten, musikalischen Instrumenten ausgestattet habe. Hierzu kam eine Sammlung von höchst werthvollen griechischen, lateinischen und hebräischen Manuscripten, welche er auf das kostbarste in rothem Sammet mit goldenen und silbernen Beschlägen hatte einbinden lassen. Alle diese Sammlungen wurden noch unter der Herrschaft seines Sohnes Guidobaldo und dessen Nachfolgers, Maria della Rovere, ansehnlich vermehrt. Unter den Bildern befand sich, um nur Einiges anzuführen, die 1456 von Facius und später noch von Vasari so bewunderte Badstube des Jan van Eyck, die berühmte Venus und die trefflichen Portraits des Herzogs Maria della Rovere und seiner Gemahlin, Madonna Leonora, von Tizian. Alle diese Kunstsachen gingen später durch Erbschaft an die Großherzoge von Toscana über, und bilden noch heute einen sehr wesentlichen Bestandtheil der unermeßlichen Kunstschätze von Florenz. Ebenso macht jene Bibliothek, welche, da das Herzogthum Urbino, als ein erledigtes Lehen, dem Kirchenstaat einverleibt wurde, an die vaticanische Bibliothek überging, noch immer einen der werthvollsten Theile dieses berühmten Schatzes für Literatur und Kunst aus, und zwei Folianten welche die Herzoge Federigo und Guidobaldo haben schreiben lassen enthalten unbedingt die prächtigsten und reichsten Miniaturen welche die ganze vaticanische Bibliothek aufzuweisen hat. Wol schienen mir diese Räume von so schönen Verhältnissen, mit so feinem und reichem Kunstschmuck und solchen Schätzen der Literatur schon sehr anziehend. Den höchsten Reiz aber erhielten sie erst durch den herrlichen Kranz der gebildetsten Männer und Frauen, durch welche Italien in edelm und feinem geselligen Verkehr im 15. und 16. Jahrhundert dem übrigen Europa weit voranleuchtete.

Schon der treffliche und hochgebildete Federigo hatte hier eine gewählte Gesellschaft versammelt; den höchsten Glanz erreichte aber dieselbe erst unter seinem, leider kränklichen, aber ihm an vielseitiger und tiefer Bildung noch überlegenen Sohn Guidobaldo, und dessen Gemahlin, der Elisabetta Gonzaga, deren Schönheit, Liebenswürdigkeit und feine Bildung zu schildern der Graf Castiglione die italienische Sprache zu arm findet. Auch nach den übereinstimmenden Urtheilen des Sadoleto und Pietro Bembo war der Hof von Urbino unter den verschiedenen glänzenden Höfen Italiens zu jener Zeit an Sitte und Bildung der ausgezeichnetste. Von den vielen berühmten Männern welche abwechselnd die Gesellschaft desselben bildeten will ich nur eine mäßige Zahl erwähnen. Juliano de' Medici, Sohn des Lorenzo il Magnifico, Bruder des Papstes Leo X., der berühmte Andrea Doria, der Graf Balthasar Castiglione, der geistreiche und gelehrte Pietro Bembo, der nachmalige Cardinal Bibbiena, voll Heiterkeit und Witz, endlich der berühmte General Alessandro Trivulzi. Auch an liebenswürdigen und geistreichen Frauen fehlte es diesem geselligen Kreise nicht. Vor Allen ausgezeichnet durch Adel der Haltung, Lebhaftigkeit und Feinheit des Geistes war

Emilia Pia, Gemahlin des Grafen Antonio von Montefeltre. Unter allen diesen Personen war der Umgang ebenso frei und bequem als fein und sittig. Der Graf Castiglione entwirft eine sehr anziehende Schilderung dieses Umgangs, und gibt namentlich einen geistreichen Vortrag den Pietro Bembo über die Natur der Liebe gehalten. Da Rafael's Vater ein besonders warmer Verehrer des Federigo und des Guidobaldo war, und das Leben des Erstern in einem langen Gedichte in Terzinen beschrieben hatte, so ist es mit Sicherheit anzunehmen, daß auch sein Sohn, der junge Rafael, bei seinen verschiedenen Besuchen in Urbino zu jenen geistreichen Abendgesellschaften gezogen worden ist.

Darauf suchte ich das hier befindliche Hauptwerk des Giovanni Santi in der Franciscanerkirche auf, welches derselbe 1489 für die Kapelle der Familie Buffi beendigt hatte. In diesem Gemälde, welches die thronende Maria mit dem Kinde auf dem Schooße, von vier Heiligen verehrt, den segnenden Gott Vater und die kniend anbetende Familie Buffi, Mann, Frau und ein Kind darstellt, sehen wir einen Meister von milder und echt kirchlicher Sinnesart und durchweg richtigem Stilgefühl, dessen Einfluß auf seinen reichbegabten Sohn nicht anders als sehr wohlthätig sein konnte.

Von den Werken des Luca Signorelli, des Andrea Mantegna, welche Urbino einst besaß, ist Nichts mehr vorhanden. Sehr gern hätte ich einen heiligen Sebastian von Giovanni Santi in dem Betsaal der Brüderschaft dieses Heiligen gesehen; doch ergab sich, daß der Küster, ein Schuster, für unbestimmte Zeit aufs Land gegangen war um zu arbeiten, und den Kirchenschlüssel mitgenommen hatte.

Der Dom, eine neuere, ansehnliche Kirche, enthält in der leider sehr dunkeln Sacristei treffliche Bilder des Timoteo della Vite, jenes anziehenden, aber wenig bekannten Schülers von Rafael, sowie ein mit dem Namen bezeichnetes Bild des sehr seltenen Malers Pietro della Francesca, der hier einen dem Andrea Mantegna verwandten Charakter zeigt. Eine Kapelle enthält endlich ein meisterlich gemaltes Abendmahl des ebenfalls aus Urbino gebürtigen Federigo Baroccio, dem aber alle religiöse Weihe fehlt. So ist darauf ein Hund angebracht welcher aus einer Wanne säuft, und im Vorgrunde befinden sich mit Trank und Speise beschäftigte Personen.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über das Proletariat.

Von großem Interesse ist folgende vor einiger Zeit in Paris erschienene Schrift: „Lettres économiques sur le prolétariat, par *Gustave du Puynode*." Diese Briefe, vier an der Zahl, handeln von den Nahrungsmitteln, von der Sklaverei und der Emancipation, von der Concurrenz und dem Socialismus, endlich von dem Proletariat. Es sind die wichtigsten Fragen der Staatswirthschaft womit der Verf. sich erlaubt das Publicum zu unterhalten, trotz des im Namen der Provisorischen Regierung der Französischen Republik vor nicht langer Zeit gegen diese Wissenschaft geschleuderten Anathema. Puynode ist durchaus kein Socialist; er glaubt nicht an die wunderbaren Wirkungen der Brüderlichkeit, dieses Universalmittel, mit dessen Hülfe man alle Probleme lösen will; er geht sogar so weit die Concurrenz als ein Gut sowol für die Arbeit als für die Arbeiter zu betrachten. Man wird ohne Zweifel mit Vergnügen sehen, daß die Gegner der Arbeitsorganisation erwachen, und daß die Lehrer der Staatswirthschaft nicht glauben schweigen zu müssen, weil der Lehrstuhl worauf sie ihre Doctrinen vortrugen unterdrückt ist. Man hat wol decretiren können, daß die Staatswirthschaft keine Wissenschaft sei, gerade wie man ehemals decretirte, daß die Erde sich nicht um die Sonne drehe; aber Das hindert keineswegs die Production und die Vertheilung des Reichthums fortzufahren von Gesetzen regiert zu werden, deren Verletzung immer verderbliche Folgen nach sich zieht; die Volkssouverainetät kann ebenso wenig als die Souverainität der Gesetze darin Etwas ändern. Es verhält sich mit dem industriellen Geist wie mit dem literarischen, die Freiheit begünstigt die Originalität, und in der Originalität befindet sich die wirkliche und wahrhaft fruchtbare Kraft. Der Verf. entwickelt diese Idee, die zwar nicht neu ist, die man aber nicht genug hervorheben kann: so zahlreich und so zähe sind die Vorurtheile welche sie verwerfen. Nachher dringt er auf die Abschaffung der Sklaverei, indem er verlangt, daß man sie ohne Verzug vollständig und allgemein aufhebe, behauptend, daß die Wohlthaten der Freiheit die Verluste von denen eine solche Maßregel die Ursache sein kann bald ersetzen werden. Aber hier appellirt er mehr an das Gefühl als an die Vernunft, und seine Beweisgründe sind ziemlich schwach. Im dritten Briefe geht Puynode die vornehmsten socialistischen Systeme durch, und hebt die Ungereimtheit der sonderbaren Träume hervor welche sie an die Stelle Dessen was jetzt da ist setzen wollen. In seinen Augen ist die Concurrenz das einzige Mittel den Handel und den Gewerbfleiß zu heben; der Mensch hat den Stachel des Wetteifers nöthig; die Triebfeder des persönlichen Interesse völlig zerstören wollen, heißt die menschliche Natur verkennen, oder sich einbilden man könne sie von einem Tage zum andern durch die bloße Kraft eines neuen Systems socialer Organisation verwandeln. Der große Fehler des Socialismus ist die Familie durch einen verderblichen Schlag zu treffen, und dadurch die Gesellschaft des Elements welches ihre Stärke macht zu berauben. Der letzte Brief Puynode's ist dem Proletariat gewidmet, diese Wunde der modernen Civilisation, welche gewissermaßen an die Stelle der Sklaverei der alten Zeiten getreten ist, und in welcher die wichtigste Ursache der Uebel unserer Zeit sich befindet. Es hat ohne Zweifel zu allen Zeiten Proletarier gegeben, allein die industrielle Entwickelung, durch einen langen Frieden begünstigt, hat deren Anzahl in dem Grade vermehrt, daß die geringste Hemmung in der Arbeit der Fabriken Gefahr bringt. Die Anwendung der Maschinen hat die Mehrzahl der Arbeiter zu Beschäftigungen heruntergebracht die von ihrer Seite fast keine Anstrengung des Verstandes erfodern, und sie folglich ungeschickt machen zu jeder andern Art von Arbeit, sobald diejenige woran sie gewöhnt sind ihnen fehlt. Es ist eine zu wahre Thatsache; da man aber nicht daran denken kann nach rückwärts umzukehren, so muß man sie annehmen und Mittel suchen ihre schädlichen Resultate zu bekämpfen. Die Betrachtungen welche Puynode darbietet sind nützlicher als die Utopien so vieler Träumer welche vorhaben die Arbeit zu organisiren. Er geht nicht darauf aus Neues um jeden Preis zu schaffen; er gibt den Arbeitern ganz einfach den Rath vorsichtig und mäßig zu sein, dringt auf Erfüllung der Pflicht: aber er verspricht wenigstens nicht mehr als er halten kann, und was er vorschlägt kann leicht versucht werden ohne die gegenwärtige Gesellschaft umzustürzen.

57.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 276. — 17. November 1849.

Bruchstücke einer Reise nach Italien im J. 1841.

Von G. F. Waagen.

(Beschluß aus Nr. 275.)

Von ganz besonderm Interesse war für mich das berühmte Altarbild des Justus von Gent, Schülers des Hubert van Eyck, in der Kirche S.-Agatha, als das einzige beglaubigte Werk dieses Meisters. Es stellt in kleinlebensgroßen Figuren das Abendmahl in der ungewöhnlichen Form vor, daß Christus inmitten der knienden Apostel ihnen die Hostie austheilt. Im Hintergrunde sieht man das Bildniß des Herzogs Federigo, das des Justus von Gent (ein echt niederländisches Gesicht) und eines jungen Mannes, wahrscheinlich der Sohn des Federigo, Guidobaldo; gegenüber aber das Bildniß des Catarino Zeno aus Venedig, Gesandten des Schah von Persien, Ussum Kassan. Das 1474 für die Brüderschaft Corpo di Christo ausgeführte Bild ist meisterlich componirt. Die Charaktere der Apostelköpfe erinnern lebhaft an die Einsiedler des Hubert van Eyck auf dem genter Altar. Die Bildnisse sind ungemein lebendig. Der für jene Zeit sehr bedeutende Preis von 250 Goldgulden beweist wie hoch jener Meister geschätzt sein mußte. Leider ist das Bild für die Würdigung der Ausführung jetzt zu hoch, nämlich über dem Hochaltar, angebracht.

Gegen Abend machte ich noch einen Besuch bei dem alten Marchese Raimondo Antaldi, der mich in Folge eines Briefes seines wegen seiner Arbeiten über den Horaz rühmlich bekannten Bruders, Antaldo Antaldi zu Pesaro, sehr freundlich aufnahm und mich einlud mit ihm nach der Spezeria der Stadt zu gehen, woselbst er in der Regel seine Abende zuzubringen pflege. In dieser Apotheke fand ich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft, darunter einige Notabilitäten der Stadt, mit denen mich der Marchese bekannt machte. Wie hier so vertritt auch in manchen andern der kleinen Städte Italiens die Apotheke die Stelle eines Casino, wo sich die Besuchenden verschiedene Erquickungen zubereiten lassen.

Sehr ermüdet legte ich mich zeitig nieder und konnte am andern Morgen mit Recht dem guten Mädchen für die mir empfohlenen Brustküchlein danken, indem sie mir wirklich eine große Erleichterung verschafft hatten. Als ich bei Bezahlung der mäßigen Rechnung dem Wirth meinen Dank für die viele, mir bewiesene Aufmerksamkeit abstattete, antwortete er, daß nur meine Güte mir Dieses so erscheinen ließe. Ein benachbarter Markt hatte alles Fuhrwerk aus Urbino entfernt, sodaß es mir erst gegen 11 Uhr gelang einen jungen, sehr lebhaften Vetturin mit zwei kleinen Pferden aufzutreiben, mit dem ich mich nach dem Städtchen Cagli auf den Weg machte. Anfangs war das Wetter leidlich, als wir uns aber dem Passe von Furlo näherten, erhob sich plötzlich mit der in Italien eigenthümlichen Heftigkeit ein furchtbares Unwetter, welches das Grausige und Wilde dieses Passes, in welchem der vom Regen angeschwellte Metauro zwischen den zackigen, himmelhohen Felswänden einherrauschte, noch vermehrte. Derselbe ist ein Werk der Römer, und in der That, wenn man bedenkt, daß diese Felsen nicht mit Pulver gesprengt sind, sondern durch Menschenhände weggebrochen werden mußten, erstaunenswürdig. Die Fahrt ging unter diesen Umständen nur sehr langsam von statten, ja manchmal glaubte ich, der Sturm, dessen Wuth stets zunahm, möchte das leichte Fuhrwerk in den Fluß schleudern, und dankte daher Gott als ich ganz durchkältet vor der einzigen Locanda des Städtchens Cagli vorfuhr. Die guten Leute boten Alles auf um mir den Aufenthalt in ihrem Hause möglichst behaglich zu machen; die Flamme des Kaminfeuers wurde neu belebt und verbreitete bald eine wohlthätige Wärme. Sehr wurde ich aber überrascht zum Abendessen, während ich bei lebhaftem Appetit schon auf ein kärgliches Mahl gefaßt war, die kräftige Brühe eines Puters und Brust und Flügel desselben schätzbaren Thiers von seltener Zartheit aufgetragen zu sehen, und ungemein bedauerte ich wegen meines Zustandes von dem vortrefflichen Wein nur kosten zu dürfen. Eine Fülle goldener Trauben, welche an Süße und Würze Alles leisteten was man von dieser köstlichen Frucht irgend begehren kann, gewährte indeß dafür keinen verächtlichen Ersatz. In dem einzigen Gastbett von riesenhafter Größe wurde ich, herzlich ermüdet, von dem noch immer gewaltig herabrauschenden Regen bald eingeschläfert.

Am andern Morgen besuchte ich, fortwährend unter dem heftigsten Regen, das vortreffliche Frescogemälde welches Giovanni Santi hier 1481 für den Pietro Tiranni in der Kirche S.-Domenico in Fresco ausgeführt und

darin ein Werk vollbracht hat welches sich sehr ehrenvoll den besten Gemälden seiner Zeit anschließt. Das Hauptbild stellt die mit dem Kinde thronende, von sechs Heiligen und zwei Engeln verehrte Maria dar; darüber die Auferstehung Christi, woran die große Freiheit und Lebendigkeit in den Geberden der Kriegsknechte besonders auffällt. Endlich in der Archivolte der segnende Christus mit vier schönen, ihn verehrenden Engeln. Nachdem ich noch verschiedene andere Merkwürdigkeiten des, wie ich nun erst sah, höchst malerisch mitten in dem Apennin gelegenen Orts aufgesucht hatte, unter denen ich hier nur ein treffliches Altarblatt des Timoteo della Vite, Christus welcher der Magdalena erscheint, mit dem den Teufel bändigenden Erzengel Michael, und den heiligen Antonius, den Einsiedler zu den Seiten, ferner das edelste, mir von Baroccio bekannte Werk, Maria als Mutter des Erbarmens, beide in dem Kirchlein S.-Angelo, endlich eine alte Römerbrücke, wegen der mächtigen, trefflich gefügten Quadersteine, anführen will, beschloß ich, ungeachtet das Wetter sich nicht änderte, weiter nach Gubbio aufzubrechen. Als ich meine Rechnung foderte betrug dieselbe nur 2 Paoli, also etwa 10 Silbergroschen. Da der freundliche Wirth bei dem Herumführen gänzlich durchnäßt worden, schenkte ich ihm noch 3 Paoli, worüber er so glücklich war, daß er sogleich zu seiner Frau eilte, um ihr diese frohe Botschaft zu überbringen. Beide entließen mich mit tausend guten Wünschen. Diese hatte ich aber auch in der That nöthig; denn es war der enge, fortwährend aufwärts steigende Felsenweg bis Gubbio bei dem den ganzen Tag über anhaltenden Sturmregen zurückzulegen, wobei indeß mein Vetturin die gute Laune keinen Augenblick verlor. Endlich senkt sich der Felsenweg abwärts, und plötzlich um eine Ecke biegend hat man das in einer ansehnlichen Höhe am Abhange des Apennins liegende Gubbio, eine schon von den alten Etruskern bewohnte Stadt, dicht vor sich.

Obgleich ich mich recht krank fühlte, machte ich mich doch sogleich zum Grafen Benamati auf, an welchen mich der Marchese Raimondo Antaldi empfohlen hatte, um mir im Aufsuchen der Merkwürdigkeiten Gubbios behülflich zu sein. Leider fand ich ihn nicht zu Hause, war aber ganz erstaunt über die schönen von prächtigen Quadern erbauten Paläste dieser nur 4000 Einwohner zählenden Stadt; noch mehr aber über die breite und gerade Hauptstraße, den Corso, welche wie Florenz durchweg mit breiten Steinplatten gepflastert ist und so schon seit langer Zeit eine Bequemlichkeit gewährt welche eine Haupt- und Residenzstadt wie Berlin durch die Trottoirs erst in unsern Tagen sich angeeignet hat. Es war gerade Weihnachtsabend und der Corso daher meist von der männlichen, sehr wohlgebildeten Jugend ungemein belebt, zumal da der Regen endlich aufgehört hatte.

Nach Hause zurückgekehrt eröffnete ich der Wirthin, daß ich, matt und ermüdet, nur auf meinem Zimmer etwas Suppe genießen und mich dann niederlegen wolle. Ein Weilchen darauf trat die ansehnlich dicke Frau, welcher man indeß noch Spuren dereinstiger Schönheit sehr wohl ansah, wieder herein und stellte mir vor wie es doch traurig sei, daß ich gerade diesen Abend so einsam und elend zubringen sollte, wie sie mich daher bäte an ihrer Gesellschaft und ihrem Festmahl theilzunehmen, wobei sie Sorge tragen würde, daß ich eine bellissima sposina (Dies ist die italienische Benennung für die Nachbarin bei einem Feste) hätte. Ich konnte einer so herzlichen Einladung nicht widerstehen, und wirklich hatte ich auch keine Ursache meinen Entschluß zu bereuen; denn die Gesellschaft war fröhlich, und meine junge Nachbarin, eine erst seit vier Wochen verheirathete Frau, deren sehr glücklich gebildeter Mann mir gegenüber saß, nicht allein eine vollendete Schönheit, sondern auch sehr lebhaft, unbefangen und liebenswürdig. Zuerst wurde eine mächtige Schüssel von Vermicelli, bekanntlich eine Art dünnerer Maccaroni, aufgetragen, welche aber nicht mit Butter, sondern mit Mandeln, Zucker und Zimmt angemacht waren und einen sehr guten Geschmack hatten. In kurzer Zeit war die ansehnliche Erhabenheit bis zur nicht verächtlichen Tiefe des Gefäßes mit einem beneidenswerthen Appetite von meinen Tischgenossen niedergekämpft. Nun folgte ihr aber, als die eigentliche leckere Schüssel, ein riesenhafter, in einzelnen Stücken am Spieß gebratener Aal. Sehr gern hätte ich in dem Vaterlande dieser vortrefflichen, mir durch die Küche meines Freundes von Rumohr übrigens schon bekannten Bereitungsweise hiervon Etwas gekostet, wenn mein Zustand es nicht schlechterdings verboten hätte.

Während des Mahls kam der Graf Benamati, ein schon bejahrter Herr, sehr elegant angezogen, um mir seinen Gegenbesuch zu machen, und mich zu einer glänzenden Abendgesellschaft der dortigen Notabilitäten bei einer Gräfin della Porta abzuholen, wo ich, wie er versicherte, eine der ersten Stimmen Italiens und andere vortreffliche Musik hören würde. Da ich Dieses zu meinem größten Leidwesen bei meinem höchst erschöpften Zustande ablehnen mußte, drang er in mich wenigstens sogleich zu ihm ziehen und die Nacht und den nächsten Tag in seinem Tugurio, wie er sehr bescheiden seinen Palast nannte, denn es heißt zu Deutsch Hütte, zuzubringen. Leider konnte ich auch Dieses nicht annehmen, indem ich mit meinem Vetturin am nächsten Abende dem Vertrage gemäß in Perugia eintreffen sollte. Darauf opferte mir der Graf, indem er auch an dem Familientische Platz nahm, mit der den gebildeten Italienern eigenthümlichen Liebenswürdigkeit noch eine ganze Stunde, welche er doch ohne Zweifel ungleich angenehmer in seiner Gesellschaft zugebracht haben würde. Er erzählte mir unter Anderm, wie seine Familie eigentlich aus Deutschland stamme und mit einem der Hohenstaufschen Kaiser nach Italien gekommen und dort ansässig geworden sei. Einer seiner Vorfahren habe sich die Liebe seiner Untergebenen so sehr gewonnen, daß sie ihn „il benamato" genannt, welcher Name der Familie dann geblieben sei. Vor dem Abschiede erbot er sich auf das freundlichste mich den andern Morgen schon um 7 Uhr

abzuholen, um mir wenigstens die wichtigsten Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Lange Zeit ließen mich die Gesänge und die Musik, welche zur Feier des Abends auf den Straßen ertönten, nicht einschlafen. Um 6 Uhr war ich indeß schon wieder auf den Beinen, um den Grafen zu erwarten; auch hielt er pünktlich Wort, und bald nach 7 Uhr standen wir schon vor dem ehemaligen Palazzo publico, oder dem Regierungsgebäude des sonstigen Freistaats, worin ich zu meinem Erstaunen ein Denkmal vor mir sah welches an Großartigkeit und Gediegenheit sich sehr wohl mit dem berühmten, ihm in den architektonischen Formen sehr verwandten Palazzo vecchio zu Florenz vergleichen läßt. Als ich diese Wahrnehmung dem Grafen mittheilte vernahm ich zu meiner Freude, daß dieser Palast von demselben trefflichen Baumeister Arnolfo di Colle, der den Palazzo vecchio gebaut hat, vom J. 1332 an ausgeführt worden ist. Ein sehr großer Saal mit einem mächtigen Tonnengewölbe, für die Versammlungen des Volks bestimmt, war dereinst, wie noch einige Spuren zeigen, ganz mit Frescogemälden geschmückt. Darüber befindet sich ein anderer für den Magistrat, mit einer Galerie nach außen, von welcher man eine herrliche Aussicht über die ganze, höchst malerische Stadt und die weite, fruchtbare Ebene von Umbrien genießt, welche am Horizont von der Bergreihe von Perugia begrenzt wird. Von einer andern Galerie nach innen pflegten die Signori del Governo zu dem unten versammelten Volke zu reden. Fast noch bewunderungswürdiger als dieser Bau sind aber die drei kolossalen Gewölbe, worauf eine ansehnliche Terrasse vor dem Palaste ruht. Von unten gesehen gewähren diese mit kolossalen Gehängen von Epheu einen so großartig-malerischen Anblick wie ich überhaupt wenige kenne. In dem jetzigen Rathhause, jenem Palaste gegenüber, zeigte mir der Graf die berühmten sieben ehernen Tafeln mit etruskischen Inschriften, an deren Entzifferung sich so viele Gelehrte bisher umsonst versucht haben, und eine Sammlung von Bildnissen berühmter Gubbianer.

In diesem so glücklich gelegenen Orte hat auch Dante eine längere Zeit gelebt, und die Inschrift an einem Hause besagt, daß er darin „L'inferno" gedichtet. Während dieses Aufenthalts hat er auch wahrscheinlich jenen Oderigi von Gubbio kennen gelernt, dessen er als eines ebenso geschickten als auf seine Kunst stolzen Miniaturmalers gedenkt und ihn für letztere Eigenschaft im Fegefeuer büßen läßt.

Im Dome sah ich eine Anbetung der Hirten von Pietro Perugino, welche zu dessen ausgezeichneten Bildern gehört; in der Kirche Maria nuova ein Frescogemälde, Maria mit dem Kinde von vier Engeln gefeiert, daneben zwei Heilige, oben Gott Vater, von einem mir ganz neuen Meister, dem Ottaviano di Martino Nelli vom J. 1403. Dieses Werk ist von seltenster Zartheit, Schönheit und Reinheit des religiösen Gefühls, und steht in diesem wie in der Stufe der Ausbildung dem großen Gentile aus dem benachbarten Fabriano nahe. Endlich fand ich in der Kirche der Camaldulenser ein großes Altargemälde von Rafael's Schüler, Rafael del Colle, Maria mit dem Kinde von Heiligen umgeben, welches in jedem Betracht mehr als die meisten Bilder der andern Schüler jenes großen Meisters von dem Geiste desselben durchdrungen ist. Auch in Damiani, einem venetianischen Maler aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, besitzt Gubbio ein tüchtiges Werk, nämlich die Taufe des heiligen Augustinus, in dessen Kirche, eine reiche Composition. Der Graf war sichtbar erfreut durch die lebhafte Bewunderung welche ich allen diesen Gegenständen von ganzem Herzen zollte, und wir nahmen gegenseitig einen so herzlichen Abschied voneinander wie es sonst nur alte Freunde zu thun pflegen. Ja ich würde mich wol zu einem längern Aufenthalt in dem merkwürdigen Gubbio entschlossen haben, wenn mich nicht die täglich wachsende Besorgniß in einem kleinen Orte bettlägerig krank liegen bleiben zu müssen nach Rom vorwärts getrieben hätte.

Durch die kleinen Republiken, die kleinen Fürsten, welche im echten Eifer für Kunst und Poesie es einander zuvor zu thun suchten, erreichte Italien die Höhe in der Ausbildung der Künste welche uns noch immer die edelsten Genüsse gewährt. Hiervon bieten Gubbio und Urbino zwei merkwürdige, bisher zu wenig bekannte Beispiele dar. Und wie Italien seine Sitte und liebenswürdige Formen der Geselligkeit zuerst in Europa ausbildete, so findet man dort auch noch heute diese schönen Eigenschaften in den höhern wie in den niedern Kreisen der menschlichen Gesellschaft, selbst in den kleinern und entlegenern Orten einheimisch.

Ein Preßproceß in Sachsen.

Die Leser d. Bl. werden sich des in Nr. 222 enthaltenen Aufsatzes unter obiger Ueberschrift erinnern. Endlich nach mehr als vier Monaten ist die Beschlagnahme der Schrift, durch Zurückweisung der Anklage des Staatsanwalts, aufgehoben worden, laut nachstehender Entscheidung der Anklagekammer:

„In der von dem Vereinigten Criminalamte zu Leipzig wider Chr. E. Kollmann auf Antrag des Staatsanwalts eingeleiteten Untersuchung entscheidet die Anklagekammer des königlichen Appellationsgerichts zu Leipzig, daß die wider Chr. E. Kollmann Blatt 19 fg. wegen öffentlicher Herabwürdigung der Religion erhobene Anklage nicht statt hat.

Leipzig, 22. Sept. 1849.

Die Anklagekammer des k. Appellationsgerichts zu Leipzig.
Dr. Schreckenberger. v. Hartitsch. Dr. Wilhelmi.

Entscheidungsgründe.

Die Tendenz der in der Anklageschrift Blatt 19 fg. erwähnten, in dem Umschlag Blatt 12 befindlichen, mit dem Titel „Der wahre christliche Staat" versehenen Schrift geht, wie die Anklagekammer nach Prüfung dieser Schrift sich überzeugt hat, nicht dahin die christliche Religion an sich selbst zu beseitigen und herabzuwürdigen, sondern die Absicht des Verf. scheint nur dahin gerichtet gewesen zu sein, die Misbräuche und falschen Ansichten, welche nach der Meinung des Verf. durch die Ausleger der Heiligen Schrift sich gebildet und unter den Anhängern verschiedener christlichen Religionssekten sich verbreitet haben, zu bekämpfen, und nach seiner Idee ein rei-

nes Christenthum zu begründen. Dahin deuten vielfache Stellen in der gedachten Schrift, und es hat daher bedenklich fallen müssen die von dem Staatsanwalte Bl. 19 fg. bezeichneten, aus dem Zusammenhange herausgerissenen Stellen, welche mit Dem was in der Schrift vorher und nachher dargestellt ist zu vergleichen sind, und davon die S. 2 zu lesende eigene Behauptungen des Verf. nicht enthält, als solche anzuerkennen bei welchen die Absicht vorherrscht die christliche Religion herabzuwürdigen.

Es konnte daher die von dem Staatsanwalte erhobene Anklage als statthaft nicht erachtet werden."

Ist nun auch durch vorstehende Entscheidung die, gewiß von jedem Unbefangenen getheilte, Ansicht des Verlegers gerechtfertigt, daß obige Schrift ein Preßvergehen nicht enthalte, so drängen sich doch unwillkürlich die Fragen auf: 1) Gebührte nicht dem auf diese Weise, durch die einseitige Ansicht des Staatsanwalts, so sehr in seinem Privatinteresse benachtheiligten Verleger eine Entschädigung, und gegen wen soll er diesen Anspruch geltend machen? (Wie viele das Zeitinteresse berührende kleine Schriften gibt es wol die nach vier Monaten noch das Publicum interessiren und nicht längst als abgestorben zu betrachten sind?) 2) Wie ist es möglich, daß eine so einfache Sache drei Monate braucht um zu einer Entscheidung der Anklagekammer zu gelangen, und wem fällt 3) zur Last, daß die schon am 22. Sept. gefällte Entscheidung dem Betheiligten erst am 26. Oct. publicirt wurde? Hoffen wir, daß nur die Neuheit des in dieser Hinsicht zu befolgenden Geschäftsganges solche Verzögerungen herbeiführte; denn sollten sie als Regel gelten, würden sie, bei öftern Wiederholungen, gar leicht den gänzlichen Ruin eines Unschuldigen herbeiführen können, und wären eine schreckliche Verkümmerung der Preßfreiheit. 69.

Bibliographie.

Neues Album für deutsches Theater. 1stes Bändchen. — A. u. d. T.: Traue Niemand. Lustspiel in drei Akten von C. Heistermann. Leipzig, Leiner. 8. 15 Ngr.

Allihn, F. H. T., Das Grundübel der wissenschaftlichen und sittlichen Bildung in den gelehrten Anstalten des Preußischen Staats. Den einsichtigen Mitgliedern der preußischen Kammern zur Erläuterung der Unterrichtsfrage vorgelegt. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Altes und Neues vom Turnen. Freie Hefte herausgegeben von H. F. Maßmann. 1stes und 2tes Heft. Berlin, H. Schultze. Gr. 8. à 15 Ngr.

Bäßler, F., Hellenischer Heldensaal oder Geschichte der Griechen in Lebensbeschreibungen nach den Darstellungen der Alten. 1ster Band. Berlin, Decker. Gr. 16. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Beck, K., An Franz Joseph. Gedicht. 2te Auflage. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 8. 9 Ngr.

Die belgischen Bergwerks-Gesetze. Deutsch von M. Block. Mit einem Vorwort von F. Harkort. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 20 Ngr.

Niederländische Bibliothek. 1ster bis 6ter Band. — A. u. d. T.: H. Conscience, Jacob van Artevelde. Historischer Roman aus dem Vlämischen unter Mitwirkung des Verfassers von O. L. B. Wolff. Sechs Bände. Leipzig, Lorck. 8. 2 Thlr.

Biedermann, K., Erinnerungen aus der Paulskirche. Leipzig, Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Blumröder, A. v., Das Verhältniß der Revolution zur Religion. Blätter der Warnung und Belehrung für diejenigen, welche in der Revolutionszeit ihren Gott verloren haben, oder in Gefahr sind, ihn zu verlieren. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 10 Ngr.

Bolzano, B., Ueber das Verhältniß der beiden Volksstämme in Böhmen. Drei Vorträge im J. 1816 an der Hochschule zu Prag gehalten. Wien, Braumüller. Gr. 8. 8 Ngr.

Braun, J. W. J., Deutschland und die deutsche Nationalversammlung. Aachen, Hensen u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1850. Herausgegeben in Verbindung mit mehren Andern von A. Knapp. Mit 1 Kupfer. Heidelberg, K. Winter. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Emigranten-Familie, oder Geschichte eines Ansiedlers in Australien. Nach dem Englischen von M. B. Linden. 1ster und 2ter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gengler, H. G. P., Deutsche Rechtsgeschichte im Grundrisse. 1stes Heft. Erlangen, Palm. Lex.-8. 1 Thlr.

Horowitz, L., 1848. Eine Sammlung origineller Novellen dieses Jahrgangs, vom Monat März begonnen. Preßburg. Gr. 16. 25 Ngr.

Kehrein, J., Proben der deutschen Poesie und Prosa vom 4. Jahrhundert bis in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. 1ster Theil. Gothische, althochdeutsche, altsächsische, mittelhochdeutsche Proben im Original und in neuhochdeutscher Uebersetzung, zugleich mit sprachlichen Anmerkungen versehen. Jena, Mauke. Gr. 8. 22½ Ngr.

Luther's, M., geistliche Lieder mit den zu seinen Lebzeiten gebräuchlichen Singweisen. Herausgegeben von P. Wackernagel. Stuttgart, S. G. Liesching. 1848. 4. 3 Thlr. 6 Ngr.

Planta, P. C., Der rhätische Aristokrat. Ein bündnerisches Karakterbild aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Chur. Gr. 16. 15 Ngr.

Die Reformationschronik des Karthäusers Georg, übersetzt und zusammengestellt mit Auszügen aus gedruckten und ungedruckten Schriften von Zeitgenossen, besonders des Erasmus und Fridolin Ryff durch K. Burkorf. Basel, Bahnmaier. Gr. 8. 10½ Ngr.

Thronfolge und die pragmatische Sanction in Ungarn, oder Rechtfertigung des Regierungsantrittes Sr. k. k. Maj. Franz Joseph I. als Königs von Ungarn, gegen die Angriffe der Umwälzungspartei. Nebst einer skizzirten Geschichte der neunmonatlichen Ofen-Pester Parteiherrschaft und ihrer Umtriebe. Von A. v. P. Preßburg. Gr. 8. 1 Thlr. 14 Ngr.

Tagesliteratur.

Holdheim, S., Einsegnung einer gemischten Ehe zwischen einem Juden und einer Christin in Leipzig. Berlin, Stargardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Neander, A., Das Reich Christi, das Reich der wahren Freiheit und Gleichheit. Worte der Einladung zur 35sten Stiftungsfeier der Preußischen Haupt-Bibel-Gesellschaft. Berlin. Gr. 4. 5 Ngr.

Nischler, F. X., Rede auf das Dankfest für die glückliche Erwählung des Erzherzogs Johann von Oesterreich zum Reichsverweser Deutschlands, gehalten zu Meran den 3. Sept. 1848. Innsbruck. 8. 2 Ngr.

Pestalozzi, L., Ueber Schweizerische Münzeinheit. Betrachtungen im J. 1849. Als Fortsetzung der Schrift von 1839: „Die Münzwirren der westlichen Schweiz nebst dem Versuche ihrer Lösung. Zürich. Gr. 8. 4 Ngr.

Ranke, K. F., Ansichten über die Reform der Schule. Den Gebildeten im Volke zur Prüfung vorgelegt. Wittenberg, Kölling. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scharff von Scharffenstein, H., Heinrich V. (Herzog von Bordeaux.) Skizze. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 10 Ngr.

Szalay, L., Diplomatische Aktenstücke zur Beleuchtung der ungarischen Gesandtschaft in Deutschland. Zürich. Gr. 8. 6 Ngr.

Die deutsche Volksschule im constitutionellen Oesterreich. Von einem Schulfreunde. Salzburg, Mayr. Gr. 8. 9 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 277. — 19. November 1849.

Stimmen über Arthur Schopenhauer.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß große Männer von ihren Zeitgenossen selten anerkannt werden. Aber sowie Alles was geschieht nothwendig ist, so auch Dieses. Verschiedene Ursachen sind es welche die Zeitgenossen hindern einen mitlebenden Großen, einen Meister, ein Genie anzuerkennen. Sie lassen sich aber alle auf folgende zwei zurückführen: Dummheit und Schlechtigkeit. Wen die Dummheit, die geistige Unfähigkeit oder Beschränktheit nicht hindert einen großen Mann anzuerkennen, den hindert gewöhnlich die Schlechtigkeit, der Neid, die Eitelkeit. Wen diese nicht hindern, wem es also an gutem Willen nicht fehlen würde einen Großen anzuerkennen, dem steht wiederum seine geistige Beschränktheit oder Unfähigkeit im Wege. Bei der großen Menge des Volks ist es gewöhnlich die letztere, bei den Fachgenossen hingegen die erstere Ursache die sie hindert den großen Mann anzuerkennen. Denn der Menge ist dieser gewöhnlich so weit vorausgeeilt, daß sie ihm nicht nachkommen kann; den Fachgenossen aber ist er so überlegen, daß sie sich ihrer Inferiorität schämen. Die Menge also kann den Vorausgeeilten nicht einholen, die Fachgenossen wollen sich ihm nicht unterordnen. Wie aber das Nichtkönnen leicht verziehen wird, das Nichtwollen hingegen schwer kränkt, so ist es natürlich, daß der große Mann die ihm von der Menge versagte Anerkennung zu ertragen weiß, sich mit der Nachwelt tröstend, die den Vorausgeeilten schon einholen wird; hingegen die Fachgenossen schonungslos angreift, ihre Erbärmlichkeit unerbittlich aufdeckt und sie so für die ihm zugefügte schwere Kränkung züchtigt.

Dieses mußten wir vorausschicken, um es dem Leser begreiflich zu machen, wie Arthur Schopenhauer, dessen seit 1813 dem Publicum vorliegenden Werke ihn als den größten Philosophen unsers Jahrhunderts documentiren, ja in ihm uns nicht blos einen Philosophen, sondern überhaupt ein wissenschaftliches Genie kennen lehren, dessen Leistung Alles was gleichzeitig von Philosophie-Professoren erschienen ist völlig in Schatten stellt, dazu kommen konnte eben diese Philosophie-Professoren, die doch so tief unter ihm stehen, daß sie gar keinen Vergleich mit ihm aushalten, so schonungslos anzugreifen, wie er es in den seit 1836 erschienenen Schriften, am stärksten aber in der 1847 erschienenen zweiten Auflage „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde" gethan hat.

Schopenhauer citirt in dem genannten Werke (S. 50) Macchiavelli's Ausspruch:

> Es gibt dreierlei Köpfe: erstlich solche welche aus eigenen Mitteln Einsicht und Verstand von den Sachen erlangen; dann solche die das Rechte erkennen, wenn Andere es ihnen darlegen; endlich solche welche weder zum Einen noch zum Andern fähig sind. (Il principe, c. 22.)

Wol gehört Schopenhauer selbst zu Denen die aus eigenen Mitteln Einsicht und Verstand von den Sachen erlangt haben; denn sein selbständiges, originelles System enthält keine nachgelernte, nachgebetete Schul- oder Bücherphilosophie, sondern eine aus der tiefsinnigen Anschauung der Welt und des Lebens selbst geschöpfte Ansicht. Was die zweite von Macchiavelli genannte Classe betrifft, so werden wir die Wenigen nennen die das Rechte das ihnen Schopenhauer dargelegt erkannt haben. Was aber die dritte Classe betrifft, die weder das von Schopenhauer Gefundene aus eigenen Mitteln finden konnte, noch das von ihm Dargelegte als das Rechte zu erkennen fähig war, so hatte Schopenhauer, wenn es wirklich blos dieser Mangel an Fähigkeit war, der die Philosophie-Professoren hinderte ihn anzuerkennen, kein Recht die Unfähigen so schwer zu züchtigen. Aber aus der Art seines Angriffs geht hervor, daß er zu den von Macchiavelli genannten drei Classen stillschweigend noch eine vierte hinzugedacht hat, nämlich die Classe Derer die zwar das Rechte, wenn Andere es ihnen darlegen, zu erkennen fähig sind, die es aber, als gegen ihre persönlichen Interessen streitend, nicht erkennen wollen. Und diesen bösen Willen, der überhaupt in der Literatur eine so verderbliche Rolle spielt, war Schopenhauer, der sich bewußt war mit redlichem Willen der Ergründung der Wahrheit alle persönlichen Interessen geopfert zu haben, vollkommen berechtigt zu züchtigen. Groß überhaupt, sagt Schopenhauer, ist nur Der welcher bei seinem Wirken, dieses sei nun ein praktisches oder ein theoretisches, nicht seine Sache sucht, sondern allein einen objectiven Zweck verfolgt. Daß er nicht sich und seine Sache sucht, Das macht ihn unter allen

Umständen groß. Klein hingegen ist alles auf persönliche Zwecke gerichtete Treiben, weil der dadurch in Thätigkeit Versetzte sich nur in seiner eigenen, verschwindend kleinen Person erkennt und findet. Hingegen wer groß ist erkennt sich in Allem und daher im Ganzen: er lebt nicht wie jener im Mikrokosmos, sondern noch mehr im Makrokosmos. Darum eben ist das Ganze ihm angelegen, und er sucht es zu erfassen, um es darzustellen, oder um es zu erklären, oder um praktisch darauf zu wirken. Denn ihm ist es nicht fremd; er fühlt, daß es ihn angeht. Wegen dieser Ausdehnung seiner Sphäre nennt man ihn groß. Demnach gebührt nur dem wahren Helden, in irgend einem Sinn, und dem Genie jenes erhabene Prädicat: es besagt, daß sie, der menschlichen Natur entgegen, nicht ihre eigene Sache gesucht, sondern für Alle gelebt haben. („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 385.)

Dieser Größe sich bewußt, und dagegen sehend wie seine Fachgenossen, die Philosophie-Professoren, mit wenigen Ausnahmen, nur darauf ausgingen die Jugend zu „dressiren" und als „philosophische Ministercreaturen" eine „glänzende Carrière" zu machen, folglich Alles was nicht auf „gehörige Studentenabrichtung zu höchsten Staatszwecken" angelegt ist zu „ignoriren" und zu „secretiren", ihn selbst also und sein System in der Entwickelungsgeschichte der Philosophie seit Kant völlig zu übergehen, dagegen den „Windbeutel" Fichte und „gemeinen Kopf, ja gemeinen Charlatan" Hegel zu preisen: diesen die deutsche Philosophie entehrenden Erscheinungen gegenüber hat es Schopenhauer übernommen die „feilen Gesellen" aus dem Tempel der Philosophie hinauszuweisen, und mit Recht. Zu beklagen ist es nur, daß Schopenhauer seine Angriffe gegen die Philosophie-Professoren überall in seinen classischen, rein der Sache gewidmeten Werken so eingeflochten hat, daß der reine Genuß derselben durch diese unangenehmen Erinnerungen sehr gestört wird, während sein Angriff weit wirksamer gewesen wäre, wenn er ihn in einem besondern, nur diesem Zweck der Züchtigung gewidmeten Werke geführt hätte. Aus der Leidenschaftlichkeit mit welcher Schopenhauer den Angriff geführt hat machen wir ihm keineswegs einen Vorwurf; denn ein gerechter Angriff gegen eine schlechte Sache muß mit Leidenschaft geführt werden, wenn er das Schlechte besiegen soll. Hat doch auch Jesus die Krämer nicht auf eine sanfte Weise aus dem Tempel getrieben. Ueberdies sind alle Genies von Natur leidenschaftlich, und man muß es daher schon Schopenhauer als einem Genie zugute halten, daß er gegen die Angegriffenen bisweilen sogar grob geworden ist. Sagt er doch selbst an der oben angeführten Stelle vom großen Mann:

> Wie offenbar die Allermeisten stets klein sein müssen und niemals groß sein können, so ist doch das Umgekehrte nicht möglich, daß nämlich Einer durchaus, d. h. stets und jeden Augenblick, groß sei:
>
> Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
> Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.

Jeder große Mann muß nämlich dennoch oft nur das Individuum sein, nur sich im Auge haben, und Das heißt klein sein.

Schreibe man also alle diejenigen Ausdrücke in denen Schopenhauer's Angriff persönlich wird diesem Umstande zu, daß er nicht blos Philosoph, Genie in seinem Fach, sondern auch Mensch, Individuum ist. Als letzteres mußte Schopenhauer erbittert werden, wenn er seine genialen Werke voll der tiefsten Wahrheit und Weisheit den „hohlen, gedankenleeren Machwerken der Windbeutel, Charlatane und Unsinnschmierer" gegenüber ignorirt sah, während „feile Gesellen den Ruhm des Schlechten intonirten, und ihre Stimme an der leeren Höhlung von tausend Dummköpfen ein noch jetzt nachhallendes und sich fortpflanzendes Echo" fand. Dieses geben wir Hrn. Fortlage in Jena zu bedenken, der einer der Wenigen ist die Schopenhauer gebührend geehrt, wenn auch sein System nicht angenommen haben. Fortlage sagt nämlich in seiner 1845 in der „Jenaischen Literaturzeitung" erschienenen Recension der zweiten Auflage des Schopenhauer'schen Hauptwerks: „Die Welt als Wille und Vorstellung", nachdem er dieses Werk Jedem empfohlen hat welcher solide und nicht blos auf dem dialektischen Roste schnell fertiger Gedankenfabrikation angeglühete, sondern eine durch die auf einen einzigen Focus concentrirten geistigen Kräfte eines ganzen Menschen ausgekochte Nahrung für Geist und Charakter liebt . . .

nach solcher Empfehlung weiter:

> Von keiner der sich jetzt auf dem philosophischen Markt noch am meisten tummelnden Parteien (deren keiner er indessen noch eine lange Dauer verheißen möchte) wird und kann das vorliegende Werk richtig gewürdigt werden, und der Verfasser hat auch kein Recht zu fodern, daß es geschehe, so lange er die Sprache welche er führt fortsetzt. Denn der Scheltende verzichtet nothwendig auf eine ihn würdigende Antwort aus dem Munde des Gescholtenen, und wenn dieser ihn sodann ignorirt und secretirt, so ist Dies nur ein ihm von jenem selbst dictirtes Verfahren. Oder verlangt Schopenhauer von den Philosophen insgesammt, daß sie Engel seien an Herzensgüte und verzeihendem Sinn?

Dieselbe Frage kann man aber auch mit Beziehung auf Schopenhauer an Fortlage richten. Verlangt Fortlage von Schopenhauer, daß er ein Engel sei an Herzensgüte und verzeihendem Sinn? War Schopenhauer nicht der zuerst Gekränkte? Und wird er etwa erst jetzt, seitdem er die Philosophie-Professoren angegriffen, von ihnen ignorirt und secretirt; oder ist dieses unverzeihliche Ignoriren und Secretiren seinem Angriffe, als die Veranlassung dazu, vorangegangen? Uebrigens hat Fortlage Recht, wenn er sagt, der Scheltende verzichte nothwendig auf eine ihn würdigende Antwort aus dem Munde des Gescholtenen. Schopenhauer hat deutlich genug an verschiedenen Stellen seiner seit 1836 erschienenen Schriften an den Tag gelegt, daß er darauf verzichte von seinen Fachgenossen gewürdigt zu werden. Die Goethe'sche Xenie:

> Warum willst du dich von uns Allen
> Und unser'er Meinung entfernen?
>
> Ich schreibe nicht euch zu gefallen,
> Ihr sollt was lernen.

steht als Motto dem ersten Buch des zweiten Bandes von „Die Welt als Wille und Vorstellung" voran, und die Vorrede zur zweiten Auflage des genannten Werkes fängt so an:

Nicht den Zeitgenossen, nicht den Landesgenossen der Menschheit übergebe ich mein nunmehr vollendetes Werk, in der Zuversicht, daß es nicht ohne Werth für sie sein wird, sollte auch dieser, wie es das Loos des Guten in jeder Art mit sich bringt, erst spät erkannt werden. Denn nur für sie, nicht für das vorübereilende, mit seinem einstweiligen Wahn beschäftigte Geschlecht, kann es gewesen sein, daß mein Kopf, fast wider meinen Willen, ein langes Leben hindurch seiner Arbeit unausgesetzt obgelegen hat. An dem Werth derselben hat während der Zeit auch der Mangel an Theilnahme mich nicht irre machen können, weil ich fortwährend das Falsche, das Schlechte, zuletzt das Absurde und Unsinnige in allgemeiner Bewunderung und Verehrung stehen sah, und bedachte, daß, wenn Diejenigen welche das Echte und Rechte zu erkennen fähig sind nicht so selten wären, daß man einige zwanzig Jahre hindurch vergeblich nach ihnen sich umsehen kann, Derer die es hervorzubringen vermögen nicht so wenige sein könnten, daß ihre Werke nachmals eine Ausnahme machen von der Vergänglichkeit irdischer Dinge.... Wer eine Sache die nicht zu materiellem Nutzen führt ernsthaft nimmt und betreibt, darf auf die Theilnahme der Zeitgenossen nicht rechnen. Wol aber wird er meistens sehen, daß unterdessen der Schein solcher Sache sich in der Welt geltend macht und seinen Tag genießt: und Dies ist in der Ordnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rivarol und seine Zeitschrift „Les actes des apôtres".

In einer geachteten französischen Zeitschrift ist jetzt eine kritische Abhandlung über die Journalisten und Journale des 18. Jahrhunderts erschienen. Der republikanisch gesinnte Verf. beginnt mit dem Grafen Rivarol und dessen ultraroyalistischem Blatte „Les actes des apôtres", einem Journale das nur einem kleinen Theile des deutschen Publicums bekannt sein dürfte. Deshalb, und um Billigkeit an der revolutionnairen Presse, zu deren Gegnern auch wir gehören, zu üben, wollen wir die interessante Arbeit des Hrn. E. Despois auf dem neutralen Boden d. Bl. analysiren; denn nicht mit Unrecht bemerkt der Verf., Jedermann kenne die Maßlosigkeiten Marat's, Niemand aber die der Royalisten, seit 50 Jahren spreche man von dem Wahnsinn der Demagogen, niemals aber von dem ihrer Gegner, und es sei nicht überflüssig zu zeigen, daß die blutigen Provocationen dieser letztern nicht hinter denen des „Ami du peuple" (Marat's Journal) zurückblieben. Kann er Dies zeigen, so hat er sich um das Verständniß jener Epoche ein Verdienst erworben, welchem man seine sich vielfach Luft machende Feindseligkeit gegen die heutige monarchische Partei zugute halten darf.

„Zur Zeit des Ausbruchs der Revolution von 1789", beginnt der Verf., „machte ein ganzer Schwarm von leichtfüßigen Dichterlingen und liebenswürdigen Plauderern die Wonne der vornehmen Cirkel in Paris. Am Morgen ihren Witzvorrath für den Abend sammelnd, ihre Bonmots und Anekdoten aus einem Salon in den andern colportirend, sahen sie die Bedeutung des Lebens in dem Erfolg eines Madrigals und dem Triumph einer Strophe. Sie trugen einen vollkommenen Skepticismus zur Schau, belächelten die «sogenannte Tugend»*), persiflirten Necker und Turgot, und fest überzeugt, daß Alles in dieser Welt mit Liedern endige, dichteten sie Spottlieder auf alles Ehrwürdige und Achtunggebietende."

*) „Soi-disant vertu" war der Ausdruck des Prinzen von Ligne.

„Auch wußten diese Helden des Boudoir nicht mehr was sie mit ihrer Liebenswürdigkeit und Bosheit machen sollten, als der Sturm der Revolution zu toben anfing. Die Revolution störte sie in ihren Gewohnheiten und trübte ihre Heiterkeit, sie waren entrüstet darüber, daß sie den Misbräuchen von denen sie lebten ein Ziel setzen wollte. Einige von ihnen, die verwegensten, gründeten ein ultraroyalistisches Journal: «Les actes des apôtres», welches nach kurzer Zeit die Zuflucht der vornehmen Schöngeister, das Asyl der kurzweiligen Verse, das Rendezvous der unzufriedenen Poeten, mit Einem Worte, das Koblenz der Literatur wurde. Von hier aus richteten sie ein ununterbrochenes Kleingewehrfeuer von Epigrammen und Quodlibets auf die Revolution, in der Meinung, sie durch diese leichten Geschosse rasch und bündig abfertigen zu können. Aber die Revolution nahm nach und nach eine so tragische Wendung, daß ihr mit Witzen und Liedern Nichts anzuhaben war. Die Herren hatten übrigens nicht bedacht, daß Hohn und Spott nur mit dem Tode ringenden Gewalten den Gnadenstoß geben können. Die leichten Truppen eignen sich allerdings ganz trefflich dazu eine begonnene Niederlage zu vollenden, aber vergebens bemühen sie sich den Sturmmarsch einer Nation aufzuhalten welche die lange ersehnte Freiheit erobern will. Ihre Neckereien haben kein anderes Resultat als den zukünftigen Sieger unerbittlich zu machen."

„Die Hauptredacteure der «Actes des apôtres» waren der Graf Rivarol, der Marquis Champeenetz, der Vicomte Mirabeau*) und Pelletier. Rivarol allein besaß wirkliche Talente; geistvoll, abenteuerlich, von zweifelhaftem Adel ist er der wahre Typus der Salonspoeten jener Epoche. Mehre Züge seiner Physiognomie erinnern unwillkürlich an Personen aus unsern Tagen, aber der Charakter dieses Mannes ist zu zweideutig, als daß es nicht passend wäre sich jedes Vergleichs zu enthalten."

Nach diesen einleitenden Worten geht der Verf. zu der Lebensbeschreibung Rivarol's über. Er war zu Bagnols in Languedoc 1753 geboren. Sein Vater war Gastwirth, was aber den Sohn nicht verhinderte sich den Grafentitel beizulegen, eine Eitelkeit die ihn dem Spott seiner Feinde aussetzte, obgleich er versicherte, „daß sein Vater, einer edeln italienischen Familie angehörend, aber 16 Kinder habend, sich gezwungen gesehen ein Wirthshaus zu eröffnen um zu leben". **)

Das Leben Rivarol's ist anfangs das eines Abenteurers; aber sein zweideutiger Ruf schadete ihm keineswegs in der Meinung der vornehmen Welt in die er sich stürzte. Diese abgenutzte Gesellschaft war kurz vor ihrer Auflösung einer unheilbaren Langeweile zum Raube geworden: übersättigt von Allem, war ihr Jeder willkommen der im Stande war sie zu zerstreuen; eine pikante Neuigkeit weckte sie aus ihrer Erstarrung, ein Scandal ergötzte sie, die Frechheit imponirte ihr; es war dies die Zeit der Mesmer und der Cagliostro. Ein Mensch wie Rivarol war hier an seinem Platze.

„Jeder Cirkel hatte damals seinen officiellen Belustiger. Der Witz war eine Profession geworden, die Unterhaltung eine Art von Literatur wie die Tragödie, und man bearbeitete ein Bonmot wie ein Gedicht. Nach dem Tode Champfort's fand man bei ihm seine Bonmots auf Papierschnitzel geschrieben, und für die Improvisationen des Abends zubereitet. Rivarol stand im Verdacht ein Gleiches zu thun; sein Freund Champeenetz soll ihm das Stichwort gegeben, und ihm dazu gedient

*) Jüngerer Bruder des berühmten Mirabeau. Er war bekannt als Trunkenbold, und verdankte seiner Dickbäuchigkeit den Spottnamen Mirabeau-Tonneau.

**) Als Rivarol eines Tages mit Emphase ausrief: „*Nos droits sont menacés*", lächelte der Herzog von Créqui, und wiederholte zwischen den Zähnen: „*Nos droits.*" — „Eh bien", fragte Rivarol, „que trouves là de si singulier?" — „C'est votre pluriel que je trouve singulier", erwiderte der Herzog.

haben die Bonmots herbeizuführen, die sie miteinander verabredet hatten."

Bevor sich Rivarol indessen ausschließlich dem Salonsleben widmete, hatte er sich in ernsten schriftstellerischen Arbeiten versucht. Wir erwähnen von seinen Schriften nur seine Uebersetzung des Dante, „um", wie er sagte, „seinen Verwandten, den Rivarol in Italien, Freude zu machen", und sein „Discours sur l'universalité de la langue française", welche Schrift den von der berliner Akademie ausgesetzten Preis davontrug. Friedrich II. schrieb ihm bei dieser Gelegenheit: „Depuis Voltaire, je n'ai rien lu de meilleur en littérature que votre discours."

Im J. 1787 publicirte er in Gemeinschaft mit Champeenetz den „Petit almanach des grands hommes", eine Satire auf die ganze kleine Literatur der Epoche, und endlich 1789 sein Journal „Les actes des apôtres", mit dem wir es hier vorzüglich zu thun haben.

Die „Actes des apôtres" sind anfangs eine fortwährende Ironie gegen die Revolution. „Tout détermine", heißt es im Prospectus, „les directeurs de la Société des «Actes des apôtres» à ouvrir enfin une souscription pour un ouvrage national, dont la réputation, liée à celle de nos augustes législateurs, est assurée d'une manière aussi stable que les bases de la nouvelle constitution qu'ils viennent d'imposer à la France."

Sie merkten aber bald, wie es scheint, daß diese einförmige Ironie endlich langweilen müsse, und warfen sich daher auf die directe Verleumdung ohne die mindeste Scham. Vielleicht mistrauten sie der Intelligenz ihrer Leser, vielleicht auch genügte der Spott nicht mehr ihrer zunehmenden Entrüstung über die Fortschritte der Revolution. „Ce n'est que du sang de nos modernes Catilinas, plus monstrueux mille fois que leur modèle, qui peuvent être cimentés, et le pacte d'alliance qui rendra les sujets au monarque, et les noeuds de concorde et de fraternité qui réuniront de généreux compatriotes." Und dabei vergesse man nicht, daß es sich von der Nationalversammlung handelt, und daß die Catilina fast sämmtlich constitutionnelle Royalisten waren; in folgender Stelle werden sie ausdrücklich genannt: „Blondel, lui seul, a bien su rendre la liberté au roi Richard: ne serions-nous pas les *seconds troubadours?* Il faudrait ensuite chasser tous les démagogues, livrer un Charles Lameth, un Barnave, un Dupont, un évêque d'Autun (Talleyrand), un Mirabeau, un Chapelier, un Dubois-Crancé, qui insultent toute l'armée, pour en faire la justice la plus sévère, et *se repaître du spectacle de les voir tous subir le même sort que nous faisions subir aux crapauds dans la campagne, en les accrochant au bout d'une perche sur les ruines de la Bastille, pour les faire mourir à petit feu.* Voilà ce qu'il serait glorieux pour nous de faire: nous deviendrions libres sous un roi bon et des lois sages; mais surtout point de démocratie."

Was soll man dem Verf. entgegnen, wenn er bei dieser Stelle ausruft: „Man wird in dem Journal Marat's wilde Vorschläge der Gewaltsamkeit und der Wuth finden, aber Nichts das abscheulicher in den Details wäre, und es ist bekannt, daß Danton und Robespierre ihn bei jeder Gelegenheit verleugneten. Und was noch mehr ist, Marat schrieb allein sein Journal, es war der Wahnsinn eines einzigen Menschen; aber hier haben wir eine Gesellschaft liebenswürdiger und charmanter Edelleute, Erben der schönen Traditionen, welche sich in Gesammtheit so auslassen, und diese Leute nennen sich die seconds troubadours! Man sieht welches Schicksal diese Troubadours wenn sie gesiegt hätten ihren Gegnern bereiteten. In den Augen der Nachwelt haben sie nur einen Vortheil vor ihren Gegnern: das Interesse das sich an die Besiegten knüpft."

Die „Actes des apôtres" publicirten eine burleske Tragödie, betitelt „L'abbé Maury vainqueur, ou les quatre pendus." Der Vicomte Mirabeau, einer der Redacteure des Journals, ist der Verfasser des Machwerkes, aus welchem wir folgende Verse citiren:

Rime-à-Rave, Ugraillon, et *mon frère*, et Forcles*)
Sont traînés par le peuple au pied du réverbère,
Et chacun à son tour on les met en lumière.
Si je me réjouis de la mort du méchant,
Je ne puis applaudir à leur prompt châtiment;
C'était à la justice à punir tous leurs crimes;
Mon frère était d'ailleurs au nombre des victimes,
Et je ne prétends pas pleurer sur son trépas.

Diese Aufreizungen zum Morde sind im Allgemeinen in scherzhaftem Tone geschrieben, und mit Wortspielen gewürzt: „On doit un *cordon* à M. Comus, de l'assemblée; personne ne sera surpris de son *élévation* rapide; cet ordre du *cordon* tient à celui de la *lanterne*, etc." Diese hübschen Dinge sind zuweilen in Reimen vorgetragen:

Pour récompenser le mérite
De nos divins législateurs,
Dans ces beaux jours tout nous excite,
Français, à les combler d'honneurs.
Que celui donc qui nous gouverne,
Les décore de grands colliers,
Et qu'il les fasse chevaliers,
Mais chevaliers de la lanterne.

„Cet ordre ne serait pas dispendieux; il consisterait en une corde, de la grosseur du petit doigt, qu'on passerait au cou de ces messieurs." Oder:

Peuple atroce, peuple hébété,
Qui n'as pas craint de te souiller de crimes,
Que ton oeil s'ouvre à la clarté;
Rends-nous tes fureurs légitimes,
Veux-tu punir ceux dont l'iniquité
T'a plongé dans d'affreux abîmes?
Pends-nous maint et maint député.

„Unsere royalistischen Journale", sagt Despois, „sind noch nicht auf dieser Höhe, aber wenn der Ton auch ein anderer ist, so ist doch die Taktik die nämliche; es handelt sich darum die Nationalversammlung in der Meinung des Landes zu erniedrigen, und ihre Auflösung zu provociren; dieselben Mittel 1789 und 1849."

(Der Beschluß folgt.)

*) Barnave, der Herzog d'Aiguillon, Mirabeau der Aeltere und Laclos, der Vertraute des Herzogs von Orleans.

Literarische Anzeige.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Verzeichniss werthvoller Werke
aus allen Fächern der Literatur, welche von
F. A. Brockhaus* in *Leipzig
zu bedeutend ermässigten Preisen
durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 278. — 20. November 1849.

Stimmen über Arthur Schopenhauer.

(Fortsetzung aus Nr. 277.)

Als Philosoph, der die Nothwendigkeit alles Geschehenden erkennt, sieht Schopenhauer sehr wohl ein, daß und warum er keine Theilnahme und Anerkennung bei den Zeit- und Fachgenossen finden konnte; aber als Menschen, als Individuum, ärgert es ihn, und daher von Zeit zu Zeit seine Ausbrüche heftigen Zorns, und seine scharfe Geißelung der Zeitgenossen, namentlich aber der Fachgenossen. Uebrigens sind Schopenhauer's Angriffe gegen die Letztern nicht blos persönlich, sondern auch und zwar meistentheils sachlich, indem er ihnen überall wissenschaftlich das Falsche und Verkehrte ihres Treibens nachweist, und sie nicht blos wie ein Scheltender und Tobender von dem Irrwege auf dem sie sich befinden fortjagt, sondern sie auch mit Weisheit belehrend auf den rechten Weg hinüberlenkt. Diese sachliche Zurechtweisung muß man von der persönlichen wohl zu sondern wissen, und wegen ersterer, die jeden Irrenden dem es wirklich darum zu thun ist auf den rechten Weg zurückzukommen gewiß mit Dank erfüllen wird, die letztere dem Alter zugute halten. Denn Schopenhauer ist, beiläufig gesagt, ein Sechziger, und die Alten sind bekanntlich immer gegen die Jüngern, wenn auch wohlwollend, doch etwas mürrisch. Den blos Scheltenden, Grollenden, den Tadelsüchtigen ignorirt man billig; aber den Belehrenden, von dem man etwas Tüchtiges lernen kann, ignoriren nur Diejenigen die Nichts lernen wollen, sei es nun, weil Das was sie zu lernen hätten nicht in ihren Kram paßt, mit ihren persönlichen Interessen streitet, oder weil sie so eitel sind, selbst schon ehe sie noch etwas Ordentliches gelernt haben, Meister und Genies spielen zu wollen. Von dieser letztern Art gibt es leider jetzt nur zu Viele, sodaß man mit Goethe klagen möchte:

Kein Mensch will etwas werden
Ein Jeder will schon was sein.

Was hingegen die erstere Classe Derer betrifft die keine Lehre annehmen wollen welche sie nicht brauchen können, so sagt Schopenhauer (Vorrede zur zweiten Auflage von „Die Welt als Wille und Vorstellung") sehr treffend:

Die Wahrheit ist keine Hure die sich Denen an den Hals wirft welche ihrer nicht begehren: vielmehr ist sie eine so spröde Schöne, daß selbst wer ihr Alles geopfert noch nicht ihrer Gunst gewiß sein darf.

Dem Gesetze der Sparsamkeit der Natur, sagt Schopenhauer, sei es auch völlig gemäß, daß sie die geistige Eminenz überhaupt höchst Wenigen, und das Genie nur als die seltenste aller Ausnahmen ertheilt, den großen Haufen des Menschengeschlechts aber mit nicht mehr Geisteskräften ausstattet als die Erhaltung des Einzelnen und der Gattung erfodert. Von diesem Gesichtspunkt aus sollte man auch, um nicht unbillig zu urtheilen, seine Erwartungen von den geistigen Leistungen der Menschen überhaupt feststellen, und z. B.

auch Gelehrte, da in der Regel blos äußere Veranlassungen sie zu solchen gemacht haben, zunächst betrachten als Männer welche die Natur eigentlich zum Ackerbau bestimmt hatte: ja selbst Philosophie-Professoren sollte man nach diesem Maßstabe abschätzen und wird dann ihre Leistungen allen billigen Erwartungen entsprechend finden. . . . Alle Pfuscher sind es, im letzten Grunde, dadurch, daß ihr Intellect, dem Willen noch zu fest verbunden, nur unter dessen Anspornung in Thätigkeit geräth, und daher eben ganz in dessen Dienste bleibt. Sie sind demzufolge keiner andern als persönlicher Zwecke fähig. Diesen gemäß schaffen sie schlechte Gemälde, geistlose Gedichte, seichte, absurde, sehr oft auch unredliche Philosopheme, wann es gilt durch fromme Unredlichkeit sich hohen Vorgesetzten zu empfehlen. All ihr Thun und Denken ist also persönlich. („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 284 und 383.)

Der Gegensatz zwischen Philosophen und Sophisten ist nicht neu; er kehrt öfter in der Geschichte der Philosophie wieder. Der echte Philosoph ist ein Seher, der Sophist hingegen ein Taschenspieler. Was Wunder, daß letzterer den Beifall der Menge gewinnt, während jener gefürchtet und geflohen wird? Weiß doch der sophistische Begriffsgaukler mittels des in der dialektischen Methode nachgewiesenen Umschlagens der Begriffe ineinander Rechts in Links, Schwarz in Weiß, Recht in Unrecht zu verwandeln u. s. w. Seht einmal her, ruft der Sophist der Menge zu, hier habe ich Gott. Nun verwandelt sich Gott, mittels der ersten Negation umschlagend, in den Teufel. Bei der ersten Negation kann er aber nicht stehen bleiben, er muß noch einmal umschlagen, die Negation negiren, und so verwandelt sich der Teufel wieder in Gott. Dies nennt der Sophist das Zusichselbstkommen Gottes, nachdem er im Teufel außer sich war. Leider aber kommt

bei solcher Charlatanerie die Philosophie nicht zu sich selbst, sondern immer mehr außer sich. Diese außer sich gekommene Philosophie muß als die Negation aller echten Philosophie selbst wieder negirt werden, um durch diese Negation der Negation die wahre Philosophie wiederherzustellen. Als einen solchen Wiederhersteller aber begrüßen wir Arthur Schopenhauer.

Arthur Schopenhauer mußte mit den Philosophie-Professoren seiner Zeit ebenso nothwendig in Conflict gerathen wie Sokrates mit den Sophisten seiner Zeit. Denn leider spielen die Philosophie-Professoren, mit wenigen Ausnahmen, seit geraumer Zeit die Rolle der Sophisten. „Wenn unsere Philosophie-Professoren", sagt Schopenhauer, „vermeinen ihr Brot nicht mit Ehren essen zu können, so lange sie nicht Gott den Herrn (als ob er ihrer bedürfte) auf den Thron gesetzt haben, so ist schon hieraus erklärlich, warum sie an meinen Sachen keinen Geschmack haben finden können, und ich durchaus nicht ihr Mann bin: denn freilich kann ich mit Dergleichen nicht dienen, und habe nicht wie sie jede Messe die neuesten Berichte über den lieben Gott mitzutheilen." („Die vierfache Wurzel", zweite Auflage, S. 122.)

Die Entzweiung zwischen der Kunst und dem Künstler, der Philosophie und dem Philosophen, die durch die traurige Nothwendigkeit entspringt, daß der Künstler die Kunst und der Philosoph die Philosophie auf Brot ausschickt, ist so alt als die Geschichte der Kunst und Philosophie. Jede Zeit hat Beispiele dieser Entzweiung aufzuweisen, und Schopenhauer ist daher nur als ein eclatantes Beispiel der neuesten Zeit zu betrachten, wie der der Philosophie treubleibende Philosoph mit den die Philosophie auf Brot ausschickenden Philosophie-Professoren auch jetzt noch in Conflict kommt. Ludwig Feuerbach sagt (Sämmtliche Werke, I, 257):

Es ist allerdings eine Thatsache, daß es bereits so weit gekommen ist bei uns, daß Philosophie und Professur der Philosophie absolute Widersprüche sind, daß es ein specifisches Kennzeichen eines Philosophen ist, kein Professor der Philosophie zu sein, umgekehrt ein specifisches Kennzeichen eines Professors der Philosophie, kein Philosoph zu sein. Aber der Philosophie gereicht diese humoristische Thatsache nur zum Vortheil. Dadurch daß die Philosophie vom Katheder herabgestiegen, ist sie eben äußerlich, factisch schon über die armseligen Schranken einer Facultätswissenschaft erhoben, ist sie nicht mehr zu einer bloßen Professoralangelegenheit, sondern zur Sache des Menschen, des ganzen, freien Menschen gemacht. Mit dem Austritt der Philosophie aus Facultät beginnt daher eine neue Periode der Philosophie. Erst mit Wolf wurde die neuere Philosophie zu einer förmlichen Facultätswissenschaft, Leibniz, Spinoza, Cartesius, G. Bruno, Campanella waren keine Professoren der Philosophie. Die Universitäten sträubten sich vielmehr aus allen Kräften gegen das Licht der neuern Philosophie.

Hat doch selbst Kant, der, obgleich selbst Philosophie-Professor, ein neues Licht in der Philosophie angezündet hat, sich von der Schwäche und Timidität der Philosophie-Professoren nicht frei gehalten und dadurch sein eigenes Licht wieder verdunkelt. Denn Arthur Schopenhauer hat in einem Briefe an Professor Rosenkranz, den dieser in der Vorrede zu der von ihm besorgten Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft" hat abdrucken lassen, nachgewiesen, daß Kant sein Werk in der zweiten Ausgabe „verstümmelt und verdorben, gewissermaßen unecht" gemacht habe.

In Wahrheit, die zweite Ausgabe gleicht einem Menschen dem man ein Bein amputirt und durch ein hölzernes ersetzt hat.

Unter den Beweggründen die Kant zu dieser Selbstverstümmelung verleitet haben führt Schopenhauer an:

Menschenfurcht, entstanden durch Altersschwäche, welche nicht nur den Kopf angreift, sondern bisweilen auch dem Herzen jene Festigkeit nimmt die nöthig ist um die Zeitgenossen mit ihren Meinungen und Absichten nach Verdienst zu verachten, ohne welches nie ein großer Mann wird. . . . Dies ängstliche Zurückweichen hat ihn dahin gebracht, daß er über den Hauptpunkt aller Philosophie, nämlich das Verhältniß des Idealen zum Realen, die Gedanken welche er in den kräftigsten Jahren gefaßt, und sein ganzes Leben hindurch gehegt hatte, nun im vierundsechzigsten Jahre mit dem Leichtsinn, der dem spätern Alter so gut als die Furchtsamkeit eigen ist, eigentlich zurücknahm, jedoch aus Scham, nicht eingestandlich, sondern durch die Hinterthür entschlüpfend, sein System im Stich ließ.

Dazu kam noch, wie Schopenhauer richtig bemerkt, von außen, daß sein Umstoßen geheiligter Lehren des alten Dogmatismus, namentlich der rationalen Psychologie mit ihren Unsterblichkeitsbeweisen, Aergerniß gegeben hatte, und daß der große König, der Freund des Lichts und Beschützer der Wahrheit, eben gestorben war.

Durch dies Alles ließ Kant sich intimidiren, und hatte die Schwäche zu thun was seiner nicht würdig war.

Durch diesen Brief Schopenhauer's hat sich auch Rosenkranz bewegen lassen in der von ihm und Schubert besorgten Gesammtausgabe der Kant'schen Werke die erste Auflage der „Kritik der reinen Vernunft" abdrucken zu lassen. Rosenkranz war auch einer der Wenigen unter den Philosophie-Professoren die Schopenhauer nicht ignorirt und secretirt, sondern seine Bedeutung erkannt, wenn auch sein System nicht anerkannt haben. Außer Rosenkranz ist uns nur noch Fortlage und J. Hillebrand bekannt, die Schopenhauer eine Stelle im Entwickelungsgange der neuesten Philosophie nach Kant angewiesen haben. Wir werden diese drei Stimmen der Reihe nach reden lassen und dann auch die Urtheile einiger Nichtphilosophie-Professoren anführen.

Rosenkranz setzt Schopenhauer (in seiner „Geschichte der Kant'schen Philosophie", welche den zwölften Theil von Kant's Werken bildet) unter Die welche die Kant'sche Philosophie zu überwinden gesucht hatten, in folgender Succession: Fichte, Herbart, Schopenhauer, Schelling, Hegel. Unter diesen bilden die drei Ersten wieder eine Reihe für sich, wie Anfang, Mitte und Ende.

Das Selbstbewußtsein als das allein Wahre setzt alles Wirkliche nur als sich und durch sich. So Fichte. — Das Wahre ist nur das Ding an sich, das aber nicht ein blos negativer Begriff, sondern der positive des realen Wesens ist. Die Realität ist aber nicht nur ein Wesen, sondern die absolute Position ist die Vielheit realer Wesen, von denen an sich keines vor dem andern Etwas voraus hat. So Herbart.

Nun folgt eine längere Darstellung der Schopenhauer'schen Philosophie, in der ganz ungehörige, von Schopenhauer selbst verworfene Ausdrücke aus der Hegel'schen Terminologie mit unterlaufen, wie: „Der Wille allein ist das wahrhaft Absolute", ein Ausdruck den Schopenhauer nie gebraucht, da er das Absolutum der Schelling-Hegel'schen Philosophie überall verspottet, den Willen als das Ding an sich bezeichnet, und die Materie als das einzige dem Begriff des Absoluten zu Grunde Liegende betrachtet; ferner: „Wille und Vorstellung sind die Elemente in denen sich der Begriff der Welt bewegt." Der sich bewegende Begriff ist eine Hegel'sche Erfindung, die Mises in dem vierten seiner höchst witzigen „Vier Paradoxa" (Leipzig 1846), S. 82 fg., in der unten citirten Stelle höchst ergötzlich persiflirt hat. *) Diese Hegelisch gefärbte Darstellung schließt mit den Worten:

Fichte nimmt den phänomenologischen Anfang; Herbart die metaphysische und praktische Mitte; Schopenhauer das ethisch-religiöse Ende ein. Der Erste ist der schlachtenselige Ritter; der Zweite der umsichtig vermittelnde Diplomat; der Dritte der melancholische, mit geistvoller Ironie in sich hineinlächelnde, von Schmerz und Wonne zerrissene Eremit der Kant'schen Philosophie. Alle Drei sind aber darin identisch, daß sie das gewöhnliche Erkennen nur als Erscheinung nehmen und durch ihre ethische Tapferkeit ihrer skeptischen Stimmung das Gleichgewicht halten; sowie darin, daß sie in ihrer wissenschaftlichen Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit und Reinlichkeit würdige Nachfolger Kant's, Zierden unserer philosophischen Literatur sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rivarol und seine Zeitschrift „Les actes des apôtres".

(Beschluß aus Nr. 277.)

„Das große Argument der 25 Francs ist nicht neu; es ist auch das der Royalisten von 1789.

Le bon marché.
Ils en ont bien encor pour une année,
Disait un charpentier sortant de l'assemblée:
Aussi pourquoi les mettre à tant par jour? **)
Ils ont eu roi fait faire une sottise;
L'ouvrage eût été bien plus court,
En les prenant à l'entreprise.

Es versteht sich von selbst, daß man diese ersehnte Auflösung als unvermeidlich und nahe bevorstehend erklärt; man erhebt nach dem Gebrauche ein Siegesgeschrei; ewige Taktik der Gewandten um die Zaghaften einzuschüchtern, und die Unschlüssigen fortzureißen: und als Hr. Goutte zum Präsidenten der Nationalversammlung ernannt wird heißt es:

La machine au diable s'en va,
Je le dis sans être prophète:
On agonise, quand on a
Gangrène au coeur, *Goutte* à la tête.

Damals wie heute bemühte man sich Paris mit den Provinzen zu bedrohen, und letztere gegen die Hauptstadt aufzuhetzen: «Provinces, pauvres provinces, comme Paris vous traite! Paris fait les lois et dicte les décrets qui vous concernent; quelque chose que Paris demande, on le lui accorde; quelle que soit votre volonté, il s'y refuse, et on lui obéit. Je vous envoie des émissaires pour piller et brûler vos habitations.» Damals wie heute hatten die Anhänger des alten Régime die Sucht kleinen Ursachen die Schläge zuzuschreiben die sie verdient haben, und die sie nicht abzuwenden wußten. Man weiß wie die gegenwärtigen Royalisten die Ueberraschung der Februartage erklären. Will man wissen welchem Umstande die von 1789 die Revolution vom 4. Aug., den hochherzigen Aufschwung in jener großen und unsterblichen Nacht beimessen? Der Stunde der Sitzung! Sie fand nach dem Essen statt! «On a vu à Versailles, le 4 août, quelle était l'influence d'un bon dîner.» Diese Leute leugnen die Bewegung, weil sie unbeweglich bleiben während die Welt vorwärts schreitet: e pur si muove.

Damals wie heute waren alle Freunde der Revolution Communisten, und die Nationalversammlung die Feindin des Eigenthums. Es war einer der Ränke der royalistischen Partei das Eigenthum mit großem Eifer zu vertheidigen, besonders gegen Die welche es nicht angriffen. Aber man begnügt sich nicht damit die Nationalversammlung im Ganzen, in Masse, zu verurtheilen, und sie als eine Bande von Dieben, Brandstiftern und Mördern zu schildern; man hält es auch für nöthig jeden einzelnen der Deputirten der Linken anzuschwärzen, und das Merkwürdigste dabei ist, daß gerade die gemäßigtsten Männer der Linken am schlimmsten behandelt werden: Barnave und Lameth sind die besonders auserkorenen Opfer der Verleumdung. Der Erstere wird fortwährend als ein Bluthund dargestellt; man wiederholt bis zum Ueberdruß eine Phrase die er auf der Rednerbühne ausgesprochen haben sollte, die sich aber in keinem officiellen Documente findet: «Le sang qui coule est-il donc si pur?» Man wußte schon, daß das beste Mittel einer Verleumdung den Werth einer Wahrheit zu geben darin besteht, daß man sie immer und immer wiederholt, ohne sich durch Gegenbeweise aus der Fassung bringen zu lassen. Auch wiederholt man jene Phrase in allen Tonarten, und macht fortwährend Anspielung auf sie, in Versen und in Prosa.

Appel de MM. les députés.
Rabaud, Dupont, Camus:
Bailly, Roi, Valet, Maistre;
Chapelier,
Beauregard,
Lavenue,
Long, Gillet, Maillat, Bonnet:
Barnave, *Le Boucher*,
Périsse.

Barnave, Boucher, Périsse. Dieser christliche Wunsch ward erfüllt. Barnave fiel, aber indem er das Königthum vertheidigen wollte, welches seine natürlichen Vertheidiger in den Abgrund gestürzt hatten. Diese bettelten von den fremden Höfen, während Barnave das Schaffot bestieg.

Lameth und Mirabeau werden nicht glimpflicher behandelt, man verspricht ihnen den Galgen; Das ist das unvermeidliche Refrain.

Vous, Mirabeau, chef de la horde,
Perturbateur du genre humain,
Que n'avez-vous au cou la corde,
Que vous tenez dans votre main!

Dem Herzog von Orleans (Vater Ludwig Philipp's) kündigt man eine andere Todesart an; bald einen Pistolenschuß, bald einen Degenstoß, bald das Feuer:

*) „Die dialektische Methode kann man erklären als die Selbstbewegung des Begriffs im Blauen. Der Dialektiker setzt nämlich seinen Begriff ins Blaue, gibt ihm das Negationszeichen als Stock in die Hand und sagt: Jetzt mache deinen Weg! Der Begriff findet Nichts worauf sich im Blauen zu stützen, und macht eine Zeit lang vergebliche Anstrengungen von der Stelle zu kommen; endlich fällt er auf das rechte Mittel, ergreift den Stock und prügelt sich selbst damit von der Stelle. Noch passender kann man vielleicht die dialektische Methode als das Kunststück des Menschen erklären der sich an seinem Nichtmenschen den Zopf selbst aus dem Sumpfe zieht; woher das Sichselbstaufheben des Begriffs."

**) Die Deputirten erhielten täglich 18 Francs.

Les quatre éléments.

Sur l'eau, ce fut un plat J.... F..sse; *)
Dans l'air, un sot de son aveu; **)
Sur terre, il fit mainte bassesse;
On voit qu'il serait mieux... au feu.

Oder:

On craint qu'il ne craigne un papier,
Qui, roulé par dessus la balle,
Réserve à son coeur ordurier
Certaine leçon de morale.

Bemerkenswerth ist, daß Robespierre verhältnißmäßig mit größerer Nachsicht mitgespielt wird. Man beschränkt sich darauf ihn lächerlich zu machen, und ihm eine Liebschaft mit Susanne Ferber, einer Nähterin zu Arras, vorzuwerfen u. s. w. Aufgeknüpft wird er aber doch

Monsieur le député d'Arras,
Versailles vous offre un refuge:
De peur d'être jugé là bas,
Y constituez-vous juge.
Juger vaut mieux qu'être pendu,
Je le crois bien, mon bon apôtre;
Mais différé n'est pas perdu,
Et l'un n'empêchera pas l'autre.

Diese Vorliebe für den Strang erklärt sich sehr leicht: die Edelleute welche die «Actes des apôtres» schrieben fanden dieses Instrument angemessener für die Canaille. Sie machen seltsame Betrachtungen über die Erfindung der Guillotine, ohne zu ahnen welche schreckliche Zerstörung sie in den Reihen des Adels anrichten wird; sie spotten über Guillotin, und meinen es sei eine Beleidigung des Adels alle Verbrecher einer und derselben Todesart zu unterwerfen, c'est anoblir le crime; sie sind entrüstet über diese Gleichheit vor dem Tode. Diese traurige und lächerliche Prätension erinnert an Dangeau, der niemals sagte: «Je veux être pendu, si....» sondern «je veux être décapité.» Die letztere Formel schien ihm eines Edelmannes würdiger.

Die seconds troubadours hatten die Galanterie ihrer Vorläufer nicht geerbt: selbst die achtbarsten Frauen werden nicht von ihnen geschont. Frau von Staël wird als ein liederliches Weibsbild geschildert, und Das in einer Sprache die man unmöglich wiedergeben kann. Der feine Ton mit dem diese Herren sich brüsten verhindert sie nicht ihre Blätter mit den schmutzigsten Possen anzufüllen; ihre Ausschweifungen in dieser Art sind so, daß man keine Idee davon zu geben im Stande ist; ihre Frechheit verbürgt ihnen die Straflosigkeit, denn man kann sie nicht citiren.

Die «Actes des apôtres» riefen die Entrüstung der Nationalversammlung hervor, aber sie wurden nicht verfolgt. Die Revolution zerstreute endlich die Redaction dieses Journals."

Rivarol verließ Frankreich 1792, und flüchtete sich nach Brüssel, wo er seine „Lettres au duc de Brunswick et à la noblesse française émigrée" schrieb. Von Brüssel begab er sich nach London. Hier erfuhr er die Verhaftung Lafayette's durch die Oestreicher und dessen Einsperrung zu Olmütz. Den Augenblick sehr passend findend schleuderte er eine Flugschrift gegen den Geächteten in die Welt: „La vie politique de M. de Lafayette." Die Broschüre schließt mit folgenden Worten: „Ce n'est plus un homme décidé entre la sottise et la scélératesse, mais un homme qui se compose sans cesse de l'un et de l'autre; toujours faux dans ses plans, toujours cruel dans l'exécution, absurde dans l'ensemble, et criminel dans les détails."

Obgleich von Pitt und Burke gut aufgenommen, verließ er nach kurzer Zeit London und reiste nach Hamburg, wo er von einem Buchhändler beauftragt wurde ein französisches Wörterbuch zu schreiben. Er erhielt dafür ein monatliches Gehalt von 1000 Francs; aber die Arbeit schritt nicht vorwärts.

„Rivarol", sagt Houssaye in einer Notiz über sein Leben, „avait déjà passé le terme où son dictionnaire devait être achevé, qu'il n'avait pas encore fait un article du dictionnaire; Fauch (le libraire) l'attire chez lui, l'y loge, l'y enferme, met des sentinelles à sa porte, et la défend aux écouteurs, dont Rivarol aimait à s'entourer. En un mot, il le força d'écrire; Rivarol, prisonnier, fournit lentement, mais fournit enfin aux ouvriers de Fauch trois ou quatre pages par jour, en faisant l'appel de beaucoup de pensées éparses dans son portefeuille, ou plutôt dans de petits sacs étiquetés, où il avait coutume de les jeter. Voilà comment Rivarol accoucha, au bout de trois mois, de son discours préliminaire."

Diese Einleitung wurde zu Hamburg 1797 publicirt; aber dabei blieb es auch, weil der Buchhändler keine Vorschüsse mehr machen wollte. Rivarol ließ sich späterhin in Berlin nieder, wo er 1801 starb. Champcenetz wurde guillotinirt. Mirabeau der Jüngere starb zu Hamburg 1802. Pelletier hatte sich nach London geflüchtet, wo er von literarischen Unternehmungen lebte. Hr. v. Chateaubriand erwähnt seiner in seinen Memoiren. Während des Consulats redigirte Pelletier zu London ein Journal, „L'ambigu"; er beschuldigte in demselben den Ersten Consul und die Mitglieder seiner Familie der schauderhaftesten Verbrechen, und erklärte im Stile der „Actes des apôtres": „qu'un usurpateur n'avait par plus de droits à la vie qu'au trône, et que le courage de qui voudrait le tuer serait un acte de justice publique." Bonaparte reichte eine Klage bei der englischen Justiz ein, und Pelletier ward von der Jury für schuldig erklärt. Er starb in Frankreich unter der Restauration. „Das waren die Redacteure der «Actes des apôtres», das war jenes infame Blatt, welches einige Schriftsteller noch rühmen ohne es zu kennen."

Wir haben, schließlich sei es gesagt, die bittern Ausfälle des Verf. auf die heutigen Royalisten und die monarchische Presse wörtlich wiedergegeben. Wenn wir auch geneigt sind die üble Laune Despois' auf Rechnung der gerechten Entrüstung zu schreiben die ihm die Nichtswürdigkeiten der „Actes des apôtres" einflößten, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß gerade dieses Schandblatt dazu dient einen für die gegenwärtige royalistische Presse sehr günstigen Vergleich zwischen ihr und ihrer Vorgängerin aus den ersten Revolutionsjahren nicht nur, sondern auch mit der heutigen demagogischen Presse zu ziehen; denn vergebens würden auch ihre erbittertsten Feinde in unsern legitimistischen Blättern eine Spur von der Ausdrucksweise und der Tendenz der „Actes des apôtres" suchen, während die demagogischen Blätter welche nach der Februarrevolution zu Paris wie Pilze aufschossen in Sprache und Geist das getreue Echo der revolutionairen Presse aus den neunziger Jahren waren. Diesmal sind es also nicht die Royalisten, sondern die Demagogen, welche Nichts gelernt und Nichts vergessen haben. 19.

*) Anspielung auf das Seegefecht von Ouessant, wo der Herzog sich sehr feige benahm.

**) Der Herzog bestieg eins der ersten Luftschiffe.

Literarische Notiz.

Geständnisse eines Magnetiseur.

„Confessions d'un magnétiseur" heißt der vielversprechende Titel eines vom „Journal des débats" sehr empfohlenen Buches, das Alphonse Teste zum Verfasser hat. Wissenschaftliche Anschauung und eine bunte Phantasie mischen sich nach dem Urtheile des angeführten Blattes in der durch Originalität und Interesse ausgezeichneten Arbeit. Ein blühender Stil führt angenehm in an sich trockene Studien ein, und da der Verf. durch die merkwürdige Verknüpfung und die Absonderlichkeit des Gegenstandes der großen Masse, durch die Feinheit der Behandlung aber dem gebildetern Publicum beiderseits Rechnung trägt, scheint seinem Werke ein guter Erfolg sicher zu sein. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 279. — 21. November 1849.

Stimmen über Arthur Schopenhauer.

(Fortsetzung aus Nr. 278.)

An Rosenkranz hat der Hegelianer Vieles verdorben. Ueberall muß man bei ihm unterscheiden wo er selbst und wo der nachbetende Hegelianer in ihm urtheilt. Eine sonderbare Mischung von geistreicher Selbstbeobachtung und Hegelisch gekünstelter Systematisirung, die alle realen, lebendigen Gestalten nach der heiligen Dreizahl a priori construirt. Sonst wäre Rosenkranz schwerlich dazu gekommen Schopenhauer mit Fichte und Herbart eine Trias bilden zu lassen. Aber unterbringen wollte er ihn einmal; denn was nicht unter das Hegel'sche Dach- und Fachwerk untergebracht wird, Das wird ja nicht begriffen. Also setzte sich Rosenkranz hin und fing an nachzudenken wie er wol Schopenhauer am besten unterbringen könnte, und da wurde der weltverachtende Eremit mit dem schlachtenseligen Ritter und dem umsichtig vermittelnden Diplomaten zusammengesperrt. Soll der Diplomat etwa den schwindelnden Don Quixote zur Besonnenheit bringen und der Eremit den Diplomaten zur ethisch-religiösen Frömmigkeit bekehren? Der systematisirende und a priori construirende Hegelianer hat dem Genie eine Stelle unter Solchen angewiesen denen man höchstens Talent zuschreiben kann. Schopenhauer darf, soll er anders richtig gewürdigt und gebührend geehrt werden, nicht mit den Talentmännern zusammengestellt werden, sondern er gehört in eine Reihe mit den Heroen der Philosophie, einem Platon, Spinoza, Kant, sowie man einen Napoleon mit Alexander dem Großen, mit Cäsar, aber nicht mit geringern Generalen zusammenstellt.

Immerhin aber ist es schon anerkennungswerth, daß Rosenkranz den Muth gehabt hat als Philosophie-Professor die Aufmerksamkeit auf Schopenhauer hinzulenken, und was er als er selbst, nicht als Hegelianer über Schopenhauer sagt ist beachtenswerth. So wenn er von dem vierten Buch von „Die Welt als Wille und Vorstellung" sagt:

Dies letzte Buch ist mit einer tiefen weltverachtenden Bitterkeit und mit einem grandiosen, genuinen Mysticismus geschrieben. Eine klosterreife Lebensmüdigkeit gattet sich darin mit Timon'scher Herbheit, ein heroischer Leidensmuth mit einer weichgeschaffenen, für alles Elend zart empfänglichen Seele, die auch dem Selbstmörder nicht zürnen kann. Dies Buch ist zwar nach unserer Meinung das philosophisch nicht so entwickelte; es ist mehr eine Lebensansicht, aber ein erhabenes erschütterndes Gedicht.

Ueber das dritte, ästhetische Buch von „Die Welt als Wille und Vorstellung" urtheilt Rosenkranz:

Was Schopenhauer hier über die verschiedenen Künste sagt ist neu und schön, und zeugt von einem sehr feingebildeten, an Shakspeare's und Goethe's Werken vornehmlich großgezogenen Geschmack.

Was hingegen die philosophische Stellung betrifft die Rosenkranz dem Schopenhauer'schen System anweist, so ist er keineswegs in die Tiefe desselben eingedrungen, wenn er in ihm nur „die höchste Anstrengung der Subjectivität, den Kant'schen Dualismus zu überwinden", sieht. Schopenhauer hat wirklich den Kant'schen Dualismus zwischen Erscheinung und Ding an sich überwunden, nicht blos, wie Schelling und Hegel, ihn vornehm abgewiesen. Denn Schopenhauer hat nachgewiesen wie das Ding an sich (in dem zweiten Buch seines Werks als Wille nachgewiesen) dazu kommt zu erscheinen, d. h. vorgestellt zu werden. Der Wille nämlich, der in der ganzen anorganischen Natur und in der Pflanzenwelt noch als erkenntnißloser Trieb wirkt, schlägt allererst in der Thierwelt, nachdem er als Erkenntnißtrieb sich im Gehirn ein angemessenes Organ gegeben, die Augen auf, und nun steht die Welt als Vorstellung da. Dem mit Schopenhauer's Werken Unbekannten klingt Dieses freilich paradox; aber wer unbefangen die sämmtlichen, einander ergänzenden Werke studirt, der wird, nach den vielfachen Belegen die Schopenhauer aus den Naturwissenschaften beibringt nicht mehr zweifeln können. Wenn Rosenkranz es „Caprice" nennt, daß Schopenhauer schon „alle natürliche organische Triebkraft, alle unbewußte Zweckthätigkeit als Wille erklärt", so scheint er die Rechtfertigung Schopenhauer's über diesen Punkt (§. 22 des zweiten Buchs) ganz übersehen zu haben, wo Schopenhauer selbst diese Benennung des Dings an sich als Wille eine denominatio a potiori nennt, durch welche eben deshalb der Begriff Wille eine größere Ausdehnung erhält als er bisher hatte (I, 125 fg.):

Erkenntniß des Identischen in verschiedenen Erscheinungen und des Verschiedenen in ähnlichen ist, wie Platon so oft bemerkt, Bedingung zur Philosophie. Man hatte aber bis jetzt die Identität des Wesens jeder irgend strebenden und wirken-

den Kraft in der Natur mit dem Willen nicht erkannt, und daher die mannichfaltigen Erscheinungen, welche nur verschiedene Species desselben Genus sind, nicht dafür angesehen, sondern als heterogen betrachtet: deswegen konnte auch kein Wort zur Bezeichnung dieses Genus vorhanden sein. Ich benenne daher das Genus nach der vorzüglichsten Species, deren uns näher liegende, unmittelbare Erkenntniß zur mittelbaren Erkenntniß aller andern führt. Daher aber würde in einem immerwährenden Misverständniß befangen bleiben wer nicht fähig wäre die hier gefoderte Erweiterung des Begriffs zu vollziehen, sondern bei dem Worte Wille immer nur noch die bisher allein damit bezeichnete eine Species, den vom Erkennen geleiteten und ausschließlich nach Motiven sich äußernden Willen verstehen wollte, welcher nur die deutlichste Erscheinung des Willens ist.

Der Grund, warum Schopenhauer das von Kant als ein X stehen gelassene Ding an sich Wille nennt, ist der, daß das uns völlig unbekannte innere Wesen der Dinge durch Zurückführung auf das uns unmittelbar bekannte eigene innere Wesen, welches sich dem Selbstbewußtsein als Wille kundgibt, erkannt werden kann (I, 125 fg.):

Das Wort Wille, das uns wie ein Zauberwort das innerste Wesen jedes Dinges in der Natur aufschließen soll, bezeichnet keineswegs eine unbekannte Größe, ein durch Schlüsse erreichtes Etwas, sondern ein durchaus unmittelbar Erkanntes und so sehr Bekanntes, daß wir was Wille sei viel besser wissen und verstehen als sonst irgend Etwas, was immer es auch sei. Bisher subsumirte man den Begriff Wille unter den Begriff Kraft: dagegen mache ich es gerade umgekehrt und will jede Kraft in der Natur als Wille gedacht wissen. Man glaube ja nicht, daß Dies Wortstreit oder gleichgültig sei: vielmehr ist es von der allerhöchsten Bedeutsamkeit und Wichtigkeit. . . . Der Begriff Wille ist der einzige unter allen möglichen der seinen Ursprung nicht aus der Erscheinung hat, sondern aus dem unmittelbaren Bewußtsein eines Jeden, in welchem dieser sein eigenes Individuum seinem Wesen nach unmittelbar erkennt und zugleich selbst ist, da hier das Erkennende und das Erkannte zusammenfallen. Führen wir daher den Begriff der Kraft auf den des Willens zurück, so haben wir in der That ein Unbekannteres auf ein unendlich Bekannteres, ja auf das einzige uns wirklich unmittelbar und ganz und gar Bekannte zurückgeführt und unsere Erkenntniß um ein sehr Großes erweitert.

Zur weitern Rechtfertigung dieser Ausdehnung des Wortes Willen auch auf die erkenntnißlosen Naturkräfte hat Schopenhauer 1836 in dem Werke „Ueber den Willen in der Natur" nachgewiesen: wie auch schon der Sprachgebrauch in sehr vielen, vielleicht in allen Sprachen das Wirken auch der erkenntnißlosen, ja der leblosen Körper durch Wollen ausdrückt, ihnen also einen Willen vorweg beilegt, wie wenn z. B. Seneca sagte: „Si ignem permittis ire quo *velit*, coelum repetet"; oder im Deutschen Bürger sagt: „Hinab will der Bach, nicht hinan" u. s. w.

Ueberdies sollten Philosophen nie um Worte streiten, sondern die Worte ihrer Gegner immer genau in dem Sinne nehmen als sie der Gegner braucht, und all ihre Kritik und Polemik auf die Sache richten, nur die Auffassung dieser, wenn sie falsch ist, bekämpfend und widerlegend, nicht aber an Worten mäkelnd. Jeder selbständige, originelle Denker hat seine eigenthümliche Terminologie; und wahrlich, hat man von einem Fichte, Schelling, Hegel ihre oft schwer verdauliche Terminologie, aus der man erst ein besonderes, kopfbrechendes Studium machen muß, um nur dahinter zu kommen was die Herren eigentlich meinen, hingenommen, nun, so mag man auch Schopenhauer's überall leicht verständliche und sich gewissenhaft an den Sprachgebrauch anschließende Terminologie, hinter der überall ein wahrer Sinn liegt, während bei Jenen oft gar Nichts dahinter steckt, gern hinnehmen. Der „Wille" ist immer noch verständlicher als das „Absolutum", das „im Endlichen sich mit sich selbst vermittelnde und zusammenschließende Unendliche", die sich „entlassende und im Andern bei sich seiende Idee", der sich „selbstbewegende Begriff" oder der neueste Schelling'sche Potenzenklingklang.

Fortlage in Jena, dessen anerkennende Recension des Schopenhauer'schen Hauptwerks in der „Jenaischen Literaturzeitung" vom Juni 1845 wir oben schon erwähnt haben, ist beiweitem tiefer als Rosenkranz eingedrungen, konnte Dies aber auch schon darum, weil Letzterm als er seine „Geschichte der Kant'schen Philosophie" schrieb (1840) die zweite, um einen dritten Band „Ergänzungen" bereicherte Auflage des Schopenhauer'schen Hauptwerks noch nicht vorlag, die Jener vor Augen hatte. Fortlage lobt an Schopenhauer die seltene Concentration des Stils, die seltene Kraft des Ausdrucks, welche die abstractesten Gedanken anschaulich zu machen versteht, und womit der Verf. den Leser in die Denkungsart seines Standpunkts wie in eine Zauberesphäre hineinzuziehen und ihn auch bei den schwierigsten und abstrusesten Gegenständen noch immer munter und bei fröhlichen Sinnen zu erhalten weiß, sodaß das Werk als ein Muster von Darstellung, zwar nicht in demonstrativer, gewiß aber in pronuntiativer Hinsicht, immer einen hohen, ja einen classischen Rang behaupten wird. . . . Recht im erquicklichen Gegensatz zu den alltäglichen Duzendgeburten und philosophischen Modewerken unserer übereiligen fabrikmachenden Zeit, deren Inhalt ein dünner und schnell herausriechbarer Gedanke ist, der aber mit kunstreichen Fugensätzen an allerlei erstem bestem Stoff dialektisch durchgespielt und zu einem großen schimmernden Begriffsnetz ausgehaspelt wird, gerathen wir hier unversehens an eine Tafel, besetzt mit den langsam gereiften Früchten eines fünfundzwanzigjährigen Nachdenkens, vielseitiger Studien und einer stets auf den Grundgedanken des Werks gerichtet gewesenen Lecture, deren Ergebnisse auf das behutsamste ausgepflückt und benutzt wurden.

Hatte Rosenkranz Schopenhauer mit Fichte und Herbart eine Trias bilden lassen, so setzt hingegen Fortlage Schopenhauer's System in die Mitte zwischen dem Kant'schen und Fichte'schen, als ein Uebergangs- und Ergänzungsglied des philosophischen Processes. Daß es um so viel später als das Fichte'sche ausgearbeitet wurde, Das, meint Fortlage, darf dabei kein Einwand sein; denn der Gedanke verfährt in seinen Entwickelungen nicht immer chronologisch.

Nach Fortlage hat nicht erst Schopenhauer, sondern schon Fichte den Willen als das Ding an sich erkannt. Nur daß Fichte darin schon weiter sah als Schopenhauer in der reinen Thätigkeit des Bewußtseins den Quell zu entdecken aus welchem reines Denken und reines Wollen in unzertrennlicher Einheit hervorspringen. Fichte entdeckte daher im reinen Willen selbst ein Werkzeug zur Construction der reinen Formen des Intellects, und sah damit die Möglichkeit eröffnet die

beiden in Kant's System in gar keinem Verhältnisse stehenden Welten, die des Willens und die der Vorstellung, in einem wirklichen Vereinigungspunkte wiederum zu verknüpfen. Schopenhauer, dem die Einsicht in diesen Coincidenzpunkt des Denkens und Wollens fremd geblieben ist, bewegt sich daher in seinen Untersuchungen über den Willen immer nur im Felde des getrübten Wollens, und während er von hier immer in vergeblichen Bemühungen zur Erfassung des reinen Willens emporstrebt, erscheint er gleichsam fortwährend im Begriff auf den Fichte'schen Ichstandpunkt zu gelangen.

Doch obgleich er, fährt Fortlage fort, dadurch gegen Fichte im Nachtheil stand, daß ihm der von Letzterm aufgefundene Verknüpfungspunkt beider Welten ebenso verborgen blieb als er Kant selbst immer geblieben war, so hatte er doch auch wieder von der andern Seite den Vortheil, gegen den von Fichte her auf alle aus ihm erwachsene Systeme fortgeerbten Fehler der apriorischen Constructionskrankheit gesichert zu sein. Darum sei die Stellung Schopenhauer's mitten auf dem Uebergange zwischen Kant und Fichte in hohem Grade geeignet gegenwärtig die Aufmerksamkeit auf sein Werk zurückzulenken. Daß der Fichte-Hegel'sche Proceß der Speculation sich irgendwo überstürzt haben müsse, davon habe sich bereits ein sehr allgemeines Gefühl verbreitet.

Sämmtliche Begriffe dieser Richtung zeigten das Schwächliche an sich, daß sie nur so lange den Nachgeschmack ihrer ursprünglichen Bedeutung bei sich behielten als sie die reine esoterische Götterſprache der Katheder blieben, sodann aber, in die Sprache des Lebens eingeführt, gar keinen sichern Widerhalt dagegen hatten, daß man sie als bloße Redensarten für die trivialsten und geistlosesten Gesinnungen und Bestrebungen misbrauchte und unter die Füße trat. In solcher Lage würde es nun unfehlbar den Göttersöhnen sehr nützlich sein auch einmal ernsthaft den Söhnen der Menschen ein Ohr zu leihen, welche bisher das Speisen an der Göttertafel des absoluten Begriffs verschmähten, und daher die Erde und wie man auf ihr spricht weniger aus dem Gesichte verloren. Aber überhaupt kann ein jeder von Denen welche niemals dazu werden zu bringen sein das einmal errungene köstliche Kleinod, den Verknüpfungspunkt zwischen beiden Welten, wieder aufzugeben, gegenwärtig in Schriften wie die Schopenhauer'schen als in erquickende Bäder niedersteigen, um sich von der pestilenzialischen Luft der dialektischen Methode zu erholen, welche sogar auf an sich gesunde Gedankenwege, sobald sie sich ihr nur aussetzten, verstümmelnd und verheerend zu wirken pflegte.

Das zuletzt ausgesprochene Lob wird gewiß Jeder der Schopenhauer's Schriften mit den Fichte-Schelling-Hegel'schen vergleicht unterschreiben; aber die Beschuldigung in der Fortlage mit Rosenkranz übereinstimmt, daß Schopenhauer die Verbindung der von Kant getrennten beiden Welten der Erscheinung und des Dings an sich, oder der Vorstellung und des Willens, noch nicht gefunden, sondern nur sie zu finden sich abgemüht habe, wird Jeder der tiefer in das Schopenhauer'sche System eingedrungen ist mit Entschiedenheit zurückweisen. Wenn Schopenhauer das Dunkel das über diesem tiefsten Geheimniß der Philosophie liegt, dem Räthsel nämlich des Zusammenhangs zwischen der realen und idealen Welt, oder der Welt wie sie an sich, unabhängig von allem Erkennen, ist und wie sie im Gehirn als dem Erkenntnißorgan sich spiegelt, nicht völlig gehoben hat, so liegt die Schuld nicht an ihm, sondern am Gegenstand, wie Schopenhauer selbst an verschiedenen Stellen nachgewiesen hat. Schopenhauer erkennt so gut wie Fichte im Ich die Einheit, den Coincidenzpunkt der beiden Welten an; aber er maßt sich nicht wie Fichte an aus dem Ich die reale Welt herauszuspinnen, sondern nennt eben wegen dieses weltsetzenden Kunststücks Fichte einen „Windbeutel".

Die Identität des Subjects des Wollens mit dem erkennenden Subject, vermöge welcher das Wort Ich beide einschließt und bezeichnet, ist der Weltknoten und daher unerklärlich. Wer aber das Unerklärliche dieser Identität sich recht vergegenwärtigt wird sie mit mir das Wunder κατ' ἐξοχην nennen. („Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde", zweite Auflage, S. 136.)

Niemand hat so deutlich und mit der innern Erfahrung eines Jeden übereinstimmend das Ich erklärt als Schopenhauer:

Jede Erkenntniß setzt unumgänglich Subject und Object voraus. Daher ist auch das Selbstbewußtsein nicht schlechthin einfach, sondern zerfällt wie das Bewußtsein von andern Dingen in ein Erkanntes und ein Erkennendes. Hier (im Selbstbewußtsein oder Ich) tritt nun das Erkannte durchaus und ausschließlich als Wille auf.

Das im Ich oder im Selbstbewußtsein Erkannte, der Wille, unterscheidet sich nun nach Schopenhauer von dem in andern Gegenständen Erkannten dadurch, daß jenes uns unmittelbar, durch innere Erfahrung, gegeben und bekannt ist, während wir alles Aeußere nur in den Formen unsers Erkenntnißorgans, des Gehirns, also mittelbar, wie durch einen Spiegel, erkennen. Aber gerade dieses uns unmittelbar bekannte Reale in uns, der Wille, wird uns zum Schlüssel für die Erkenntniß des der Außenwelt, der Welt als Vorstellung, zu Grunde liegenden Realen. Wem, sagt Schopenhauer, die Erkenntniß geworden ist, welche Jeder unmittelbar, d. h. als Gefühl besitzt, daß nämlich das Wesen an sich seiner eigenen Erscheinung sein Wille ist, der das Unmittelbarste seines Bewußtseins ausmacht: dann wird sie ganz von selbst der Schlüssel werden zur Erkenntniß des innersten Wesens der gesammten Natur, indem er sie nun auch auf alle jene Erscheinungen überträgt die ihm nicht, wie seine eigene, in unmittelbarer Erkenntniß neben der mittelbaren, sondern blos in letzterer, also blos einseitig, als Vorstellung allein, gegeben sind.

Nicht allein in denjenigen Erscheinungen welche seiner eigenen ganz ähnlich sind, in Menschen und Thieren, wird er als ihr innerstes Wesen jenen nämlichen Willen anerkennen; sondern die fortgesetzte Reflexion wird ihn dahin leiten, auch die Kraft welche in der Pflanze treibt und vegetirt, ja die Kraft durch welche der Krystall anschießt, welche den Magnet zum Nordpol wendet, die deren Schlag ihm aus der Berührung heterogener Metalle entgegenfährt, die welche in den Wahlverwandtschaften der Stoffe als Fliehen und Suchen, Trennen und Vereinen erscheint, ja zuletzt sogar die Schwere welche in aller Materie so gewaltig strebt, den Stein zur Erde und die Erde zur Sonne zieht, diese alle nur in der Erscheinung für verschieden, ihrem innern Wesen nach aber als das Selbe zu erkennen, als jenes ihm unmittelbar so wol und besser als alles andere Bekannte, was da wo es sich am vollkommensten manifestirt, Wille heißt. Diese Anwendung der Reflexion ist es allein welche uns nicht mehr bei der Erschei-

nung stehen bleiben läßt, sondern hinüberführt zum Ding an sich. („Die Welt als Wille und Vorstellung", §. 21.)

Nimmt man zu dieser klaren Exposition, in der das Ich nicht, wie bei Fichte, die Welt aus sich deducirt und a priori construirt, sondern durch Reflexion auf das in ihm selbst zu Grunde liegende Reale, den Willen, die Brücke schlägt, die aus der blos vorgestellten Außenwelt zu dem derselben zu Grunde liegenden Realen, dem Ding an sich, hinüberführt, nimmt man, sage ich, dazu noch die von Schopenhauer gegebene Nachweisung, daß das Erkenntnißorgan, das Gehirn selbst nur ein Product des den Leib bildenden Willens ist, also etwas Secundaires: so muß man sich in der That wundern wie Rosenkranz und Fortlage das Schopenhauer'sche System beschuldigen konnten die von Kant zurückgelassene Kluft zwischen Ding an sich und Erscheinung nicht ausgefüllt zu haben. Das Ding an sich, der Wille, ist es ja selbst das in seinem von ihm selbst producirten Erkenntnißorgan, dem Gehirn, die Welt als Erscheinung abspiegelt. Die Welt als Wille wird also zur Welt als Vorstellung mittels des Erkenntnißorgans, des Gehirns, indem der in der Natur noch blind wirkende, erkenntnißlose Wille zuerst in der Thierwelt sich auch als Wille zum Erkennen, zum Wahrnehmen der Gegenstände des Willens, äußert und zu diesem Behufe im organischen Leibe das Gehirn bildet. Dieser von Schopenhauer durchgeführte Grundgedanke läßt keinen Zweifel übrig, wenn man bei ihm die aus der Physiologie geschöpften Bestätigungen in der Schrift „Ueber den Willen in der Natur" und im zweiten Bande von „Die Welt als Wille und Vorstellung" liest. Und in der That, vergleicht man diese a posteriori, aus der Erfahrung begründende Methode Schopenhauer's mit der deducirenden und a priori construirenden Fichte's, Schelling's und Hegel's*): so muß man Schopenhauer beistimmen, wenn er sagt, beim Rückblick auf die Versuche und Hergänge im Gebiet der Philosophie seit Kant bestätige sich uns ein sehr niederschlagender Ausspruch Goethe's („Dichtung und Wahrheit", III, 521):

Wie das Wasser das durch ein Schiff verdrängt wird gleich hinter ihm wieder zusammenstürzt, so schließt sich auch der Irrthum, wenn vorzügliche Geister ihn beiseite gedrängt und sich Platz gemacht haben, hinter ihnen sehr geschwind wieder naturgemäß zusammen.

Jedoch, fährt Schopenhauer fort, ist dieser Zeitraum nur eine Episode gewesen, die, den eben erwähnten Schicksalen jeder neuen und großen Erkenntniß beizuzählen, jetzt unverkennbar ihrem Ende nahe ist, „indem die so anhaltend aufgetriebene Seifenblase doch endlich platzt" (I, 468).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Niemand hat die Hegel'sche Methode ergötzlicher persiflirt als der schon erwähnte Mises in den „Vier Paradoxen": „Eine nähere Erörterung der Vortheile welche die dialektische Methode zu gewähren vermag wird dienen ihr Wesen noch mehr ins Licht zu setzen. Eine Treppe kann man dialektisch ganz wohlfeil aus einer einzigen Stufe bauen, indem man die erste immer wieder wegnimmt und auf sich selbst setzt. Zwar glaubt man beim Hinaufsteigen einer solchen Treppe auf Nichts zu treten; aber man kommt doch oben an, und Das ist die Hauptsache. Anfangs schwindelt man; zuletzt geht es in Sprüngen. Sein Vieh mästet man dialektisch dadurch, daß man es wiederholt sich selbst auffressen läßt. Die dialektische Fütterung besteht nämlich nicht darin dem Thiere Futter in die Krippe zu legen, sondern man zwingt dasselbe vor Hunger sich selbst aufzufressen, und nach jeder Selbstverschlingung kommt es noch einmal so dick als vorher zum Vorschein, was man beliebig fortsetzen kann."

Lesefrüchte.

Tagesordnung eines Gesandten in Dresden 1769.

Eine solche findet sich nachgewiesen in „Memoirs and correspondence of Sir Robert Murray Keith, envoy extraordinary and minister-plenipotentiary at the courts of Dresden, Copenhagen and Vienna, from 1769 to 1792, etc. Edited by Mrs. *Gillespie Smyth*" (2 Bde., London 1849). Der Nachweisende ist der englische Herr Gesandte selbst, damals ein lustiger Junggeselle von 39 Jahren, und sein Bekenntniß in einem Briefe an seine kluge Schwester Anna enthalten. Die Stelle lautet: „Nun ich eben daran denke, will ich dir meine Tagesordnung kurz skizziren. Morgens 8 Uhr: Portion Kaffee, halbe Schale Thee, billets doux, Sticker, Galanteriehändler und Schneider. 10 Uhr: Europäische Staatsgeschäfte mit dann und wann ein wenig Musik, pour égayer les affaires. 12 Uhr: Devoirs, an dem einen oder dem andern Hofe (denn wir haben deren drei oder vier). Von da zu holden Frauen, Toiletten und Zärtlichkeiten. 2 Uhr: Oeffentliche Tafel, drei Gänge und Nachtisch; wage ein halbes Glas ungewässerten Wein den Geist zu erheitern ohne dem Teint zu schaden. 4 Uhr: Bestellungen, heimliche Besuche, Erklärungen, éclaircissements ꝛc. 6 Uhr: Politik, Philosophie und Whist. 7 Uhr: Oper, appartement oder Privatcirkel. Eine Welt von Geschäften; Eifersüchteleien, Befürchtungen, Maulereien ꝛc. Sind alle diese widerstreitenden Interessen zur Ruhe gebracht, spiele ich einen einzigen Rubber Whist en attendant le souper. 10 Uhr: Knaupele einen Rebhuhnflügel ab, propos galants, Scandal und petites chansons. Krone das Fest mit einem Pokal Burgunder von der schönsten Hand, und stehle mich um 12 Uhr geheimnißvoll fort — nach Hause zu Bett!"

Allgemeines Stimmrecht.

„Das große Uebel allgemeiner Stimmberechtigung", sagt Sir Charles Lyell in seinem lesenswerthen „A second visit to the United States of North-America in the years 1845—46" (2 Bde., London 1849), „beruht in der unwiderstehlichen, armen, hungerigen Abenteurern hingehaltenen Versuchung ihre ganze Zeit der Wühlerei, den Wahlen und schmeichelhaften Aufmerksamkeiten für die Leidenschaften der Menge zu widmen. Die natürliche Aristokratie einer Republik bilden die hervorragendsten Männer der freien Gewerbe, Juristen, Theologen und Mediciner von Ruf, Kaufleute im echten Sinne des Worts, literarische und wissenschaftliche Notabilitäten. Sie Alle aber schätzen in der Regel ihre Zeit zu hoch um sich in den Kampf der Wahlparteien zu mischen, sich Verleumdungen und Anklagen bloßzustellen, die bei entschiedenster Grundlosigkeit ihnen doch in ihren Gewerben nachtheilig sind. Reichere Bürger, die von solchen Rücksichten freier, weil gegen solche Angriffe gleichgültiger sein könnten, lieben ihre Ruhe oder ihre Bücher, und räumen oft aus Indolenz den Unwissendern das Feld. Ich habe zwar Optimisten getroffen die mich versicherten, wenn Gefahr oder Schande dem Lande drohe, fände sich stets eine gutgesinnte Majorität die kräftig einzugreifen wisse. Dennoch sind die Opfer, um bei solchen Gelegenheiten nachdrücklich auf den Volksgeist zu wirken, so bedeutend, daß das Feld jedenfalls in Gefahr ist bei gewöhnlichen Gelegenheiten im Besitze der Demagogen zu bleiben." A.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 280. — 22. November 1849.

Stimmen über Arthur Schopenhauer.

(Fortsetzung aus Nr. 279.)

Professor Joseph Hillebrand ist nächst Rosenkranz und Fortlage der dritte Professor der es gewagt hat über Schopenhauer seine Stimme zu erheben. Nachdem er nämlich in seinem Werke: „Die deutsche Nationalliteratur seit Lessing bis auf die Gegenwart", von Schelling's Schriften über das Wesen der menschlichen Freiheit gesprochen hat, sagt er (III, 249):

Arthur Schopenhauer hat in seinem bekannten Werke: „Die Welt als Wille und Vorstellung", den Gedanken, daß der Wille das Grundprincip der Dinge und Welt sei, auf eine eigene, selbständige Weise, ohne dogmatische Scholastik auszuführen gesucht. Seine Lehre geht daher von der Schelling'schen, mit der sie eben nur im Principe sich berührt, wesentlich ab.

Nicht blos in der selbständigen, von dogmatischer Scholastik freien Erforschung der Wahrheit zeichnet sich Schopenhauer vor Schelling aus, sondern auch in der Redlichkeit womit er das von den Vorgängern Gelernte, namentlich die von Kant gemachten Entdeckungen, dankbar anerkennt, während Schelling sich überall mit fremden Federn schmückt, ohne die Vögel zu nennen denen er sie ausgerupft hat. So hat Schopenhauer in Betreff jener Schelling'schen Abhandlung über die Freiheit nachgewiesen, daß Schelling in ihr eine durch ihr lebhaftes Colorit und ihre anschauliche Darstellung faßlichere Paraphrase jener Lehre Kant's von dem intelligibeln Charakter gegeben habe, ohne die Redlichkeit gehabt zu haben dabei zu sagen, daß er hier Kant's Weisheit, nicht seine eigene vorträgt, wofür ein Theil des philosophischen Publicums sie noch heute hält. („Die beiden Grundprobleme der Ethik", S. 180.)

Eine sehr falsche Vorstellung gibt es von Schopenhauer's Philosophie, wenn Hillebrand sagt:

Der Fichte'sche Idealismus bildet den Boden auf welchem der Gedanke sich bewegt, der aber gemach in den Spinoza'schen Realismus übergeht und sich unvermerkt in orientalisirende Phantasien verläuft, um bei dem indischen Standpunkte anzufangen.

Diesem Urtheil widerspricht schon die „eigene selbständige Weise" der Entwickelung des Grundgedankens, die Hillebrand zuvor an Schopenhauer gelobt hat. Der Schopenhauer'sche Idealismus ist von dem Fichte'schen ebenso sehr verschieden als sein Realismus von dem Spinoza'schen. Und was die „orientalisirenden Phantasien" betrifft, so mußte diese Bezeichnung auch das Wesen des Christenthums treffen, da Schopenhauer in dem vierten Buch von „Die Welt als Wille und Vorstellung" den echten Kern und Gehalt des Christenthums als völlig identisch mit jener orientalischen Weltansicht, die er so sehr preist, nachgewiesen hat. Ueber diesen Theil des Schopenhauer'schen Werks, den Rosenkranz ein mit „grandiosem, genuinem Mysticismus" geschriebenes „erhabenes, erschütterndes Gedicht" genannt hatte, und den Hillebrand für „orientalisirende Phantasien" ausgibt, urtheilt Fortlage vielmehr so:

Der Verf. spricht hier im Grunde nur lauter alte, wohlbekannte, und beim größten Theile des Menschengeschlechts immer in Achtung gestandene ethische Sätze mit der vollen Kraft der eigenen Ueberzeugung aus, die nur jetzt, wo zufällig die flaue Oberflächlichkeit einer an nicht mehr recht geglaubten Dogmen festhangenden Gesellschaft sich von ihnen zum wenigsten für den gesellschaftlichen Verkehr mehr und mehr entfernt hat, paradox klingen, ohne Dies an und für sich im mindesten zu sein. Vielmehr würde man diesen Grundtheil und Schlußstein des Werks richtig und treffend bezeichnen, wenn man ihn ein echtes Dictat des gesunden Menschenverstandes nennte.

Fortlage bemerkt treffend, daß der tiefreligiöse Inhalt dieses Theils der Schopenhauer'schen Philosophie keine Discussion leide, daß das Buch das Gute habe zu wirken wie nach Schelling der Satan wirkt, nämlich das Unentschiedene zur Entscheidung treibend und den Leser zur Erkenntniß drängend, weß Geistes Kind er sei, und daß das ascetische Resultat der Schopenhauer'schen Ethik zwar vielleicht dem zeitgemäßen Streben ein wenig anstößig sei, aber doch auch wieder mit gewissen Heiligthümern, welche anzutasten nicht wohl gerathen sei, einen so neuen, engen und fatalen Zusammenhang habe, daß man unwillkürlich an den alten Waidspruch zurückerinnert wird: „Rühre nicht, Bock, denn es brennt!"

Fortlage hat also, wie in Betreff des metaphysischen, so auch in Ansehung des ethischen Theils der Schopenhauer'schen Philosophie den Vorzug der Gründlichkeit in seiner Beurtheilung vor Rosenkranz und Hillebrand. Der Letztere, nur eine vom Fichte'schen Idealismus anfangende, zum Spinoza'schen Realismus übergehende, in orientalisirende Phantasien verlaufende und bei dem in-

dischen Standpunkt anlangende Philosophie in Schopenhauer's Werk erblickend, verbreitet damit den falschen Begriff von demselben, als enthielte es kein Ganzes, kein System, sondern nur eine Art von Eklekticismus, ein aus verschiedenen Systemen Zusammengerafftes. Dem muß aber jeder tiefer Eingeweihte auf das entschiedenste widersprechen. Schopenhauer sagt mit Recht:

Ueberhaupt darf ich kühn behaupten, daß nie ein philosophisches System so ganz aus Einem Stück geschnitten war wie meines, ohne Fugen und Flickwerk. Es ist die Entfaltung eines einzigen Gedankens. („Ueber den Willen in der Natur", S. 137.)

Wenn einmal die Zeit gekommen sein wird, wo man mich liest, wird man finden, daß meine Philosophie ist wie Theben mit hundert Thoren: von allen Seiten kann man hinein und durch jedes auf geradem Wege zum Mittelpunkt gelangen. („Die beiden Grundprobleme der Ethik", VI.)

Jedoch, obgleich Hillebrand die philosophische Bedeutung des Schopenhauer'schen Werks nicht erkannt hat, obgleich ihm „viel Gewagtes, Unvermitteltes, Hypothetisches und Schwankendes" hindurchzugehen scheint: so kann er doch nicht umhin anzuerkennen:

Immerhin steht das Werk als ein Zeugniß da des ernsten Denkens, geistvoller Auffassung, vielseitiger Kenntnisse und trefflich wissenschaftlicher Darstellung: Eigenschaften die es berechtigen, namentlich in literarischer Bedeutung, den vorzüglichsten Arbeiten seiner Art zur Seite zu treten.

In Betreff des Tadels den Hillebrand diesem Lobe anknüpft, daß Schopenhauer's Polemik, insbesondere gegen Hegel, nicht immer den Charakter wissenschaftlicher Würde und Haltung trage, wie denn z. B. in der Vorrede zu seinen ethischen Preisschriften die Kritik sich zur vollkommenen Invective steigere, verweisen wir auf das oben hierüber Gesagte, und fügen nur zur Entschuldigung Schopenhauer's noch hinzu, daß der Angriff auf Hegel in der oben erwähnten Vorrede durch die Bezeichnung Hegel's als eines summus philosophus von Seiten der königlich dänischen Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen hervorgerufen wurde. Diese Akademie hatte nämlich ihrem Verwerfungsurtheil über Schopenhauer's Preisschrift vom Fundament der Moral zum Schluß den Tadel hinzugefügt:

Neque reticendum videtur, plures recentioris aetatis summos philosophos tam indecenter commemorari, ut justam et gravem offensionem habeat.

Hierauf erwidert Schopenhauer: daß er zwar über Fichte und Hegel sich in starken und derben Ausdrücken ausgesprochen, und also der von der dänischen Akademie ausgesprochene Tadel an sich selbst gerecht sein würde, wenn diese Leute summi philosophi wären. Allein Dies sei eben der Punkt worauf es hier ankomme. Und nun, um der dänischen Akademie zu beweisen, daß die Genannten Nichts weniger als summi philosophi seien, und um das Urtheil jener zu neutralisiren, bringt Schopenhauer wissenschaftliche Gründe und Belege bei, unter Anderm einen Schluß Hegel's aus der „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften", der ein würdiges Analogon sei zu dem Schluß:

Alle Gänse haben zwei Beine,
Du hast zwei Beine,
Also bist du eine Gans.

Was wir also oben schon gesagt haben, müssen wir hier wiederholen, daß nämlich die Polemik Schopenhauer's allerdings bisweilen leidenschaftlich und indecent wird, aber doch immer zugleich wissenschaftliche Gründe und Belege derselben sich beigesellen, die sein Verwerfungs- und Verdammungsurtheil motiviren. Und hiermit verlassen wir die von Philosophie-Professoren und von der königlich dänischen Akademie abgegebenen Stimmen über Schopenhauer, um zu denen von Nichtprofessoren und Nichtakademikern überzugehen. Wir athmen freier; denn das Gedrückte, Gekniffene, durch amtliche und persönliche Rücksichten Gefesselte im Urtheil jener verschwindet hier. Sowie eine wirklich schöne Frau von Andern ihres Geschlechts, die alle auch für schön gelten wollen, nicht leicht anerkannt wird: ebenso natürlich und nothwendig wird ein wahrer und echter Philosoph von Solchen die es sein wollen, aber nicht sind, nicht leicht gewürdigt. Ueberall stehen sich die Fachgenossen als Rivalen im Wege, und sie sind es am wenigsten die einen Großen, Hervorragenden in ihrer Mitte anerkennen. Um also ein freies, unbefangenes, ungetrübtes Urtheil über wissenschaftliche und künstlerische Leistungen zu gewinnen, müssen wir vor allen Dingen selbst mit ihnen Bekanntschaft machen, sie selbst studiren, um in ihren Geist einzudringen; sodann aber müssen wir uns nach den Urtheilen Solcher umsehen von denen wir voraussetzen können, daß keine amtlichen oder persönlichen Interessen und Rücksichten ihren Blick trüben; endlich zuletzt erst dürfen wir auch die Urtheile der Fachgenossen berücksichtigen, da wir alsdann sicher durch das eigene Studium und durch das unbefangene Urtheil der Nichtinteressirten gegen das Irreleitende der fachgenössischen Urtheile geschützt und gesichert sind.

Solcher nun die ganz unbefangen und uninteressirt, aus eigenem Studium, aus eigener Erforschung der Wahrheit um ihrer selbstwillen, und ohne durch Amts- oder persönliche Rücksichten gefesselt zu sein, über Arthur Schopenhauer geurtheilt haben, sind zwar sehr Wenige; aber das Urtheil derselben wiegt schwer genug die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf unsern Philosophen hinzulenken.

Zuerst erwähnen wir Goethe, der sich in den „Tag- und Jahresheften" von 1819 sehr anerkennend über Schopenhauer ausspricht. Doch da diese Stellen sich mehr auf den persönlichen Umgang Goethe's mit Schopenhauer beziehen als auf seine Philosophie, so übergehen wir hier dieselben, um sogleich Jean Paul's zwar kurze aber geistreiche und poetische Bemerkung über Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" anzuführen. In der kleinen „Nachschule zur ästhetischen Vorschule" nämlich führt Jean Paul unter mehren vor Jahren herausgekommenen Werken die ihm nicht Zeit genug erhalten zu haben geschienen, und denen er dann noch Einiges nachschicken möchte, Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung" an, und sagt:

Ein genialphilosophisches, kühnes, vielseitiges Werk, voll Scharfsinn und Tiefsinn, aber mit einer oft trost- und bodenlosen Tiefe, vergleichbar dem melancholischen See in Nemi, auf dem man in seiner finstern Ringmauer von steilen Felsen

nie die Sonne, sondern in der Tiefe nur den gestirnten Taghimmel erblickt, und über welchen kein Vogel und keine Woge zieht. (Diese Zeile, sagt Jean Paul in einer Note, werden Leser des originellen Buchs bildlich-treffend finden, da dessen Resultate sich oft in unbeweglichen Fohismus und Quietismus verlieren.) Zum Glück kann ich das Buch nur loben, nicht unterschreiben.

(Der Beschluß folgt.)

Die Versteigerung der Bibliothek Ludwig Tieck's.

Was hat eine Versteigerung mit den „Blättern für literarische Unterhaltung" für einen Zusammenhang? wird man zuerst überrascht fragen. Der Zusammenhang ist sehr natürlich, zunächst durch den Namen Ludwig Tieck, dann durch den Gegenstand der Versteigerung, das ist die Bibliothek Tieck's. Es ist bekannt, daß Nodier, einer der größten Bücherliebhaber die vielleicht je gelebt, zu wiederholten malen seine so überaus kostbaren Büchersammlungen verkauft hat. Kaum war aber die Bibliothek losgeschlagen, so fing Nodier von neuem an zu sammeln, kaufte für schwere Summen die werthvollsten Werke, um wenn seine Räume gefüllt waren abermals zu verkaufen, und dann immer mit Verlust. Es schien etwas Krankhaftes zu sein. Was Tieck zu dem Entschlusse bewogen hat sich seiner literarischen Schätze zu entäußern ist nicht bekannt. Eine Nodier'sche Laune wird es jedenfalls nicht sein; Beweggründe wie sie Hoffmann von Fallersleben hatte liegen gewiß auch nicht vor; der Wechsel des Wohnplatzes kann es ebenso wenig sein, da Tieck seit etwa sieben Jahren schon Dresden verlassen hat, der Verkauf auch nicht in Dresden, sondern in Berlin, dem jetzigen Aufenthalte Tieck's, stattfinden wird.

Es ist nun soeben ein Verzeichniß dieser zu verkaufenden Bibliothek erschienen, das im hohen Grade und in mehrfacher Beziehung interessant ist. Es bildet ein umfangreiches Buch unter dem Titel:

Bibliotheca Tieckiana. — Catalogue de la bibliothèque célèbre de M. Ludwig Tieck, qui sera vendue à Berlin le 10 Décembre 1849 et jours suivants par MM. Asher et Comp. Berlin 1849.

Der Katalog hat nicht blos den Titel in französischer Sprache, sondern auch alle weitern Bemerkungen und Zusätze. Auffallend ist es allerdings, daß ein deutscher Schriftsteller von seiner Bibliothek in französischer Zunge der Welt Kunde gibt, erklärlich aber, da sie eine außerordentlich große Anzahl Werke fremder Literaturen enthält, und andererseits dabei doch auch auf die Sucht der Engländer, irgend Etwas und ganz besonders Bücher aus dem Besitz eines berühmten Mannes käuflich an sich zu bringen, speculirt sein mag.

Was die Stärke der Bibliothek betrifft, so wird dieselbe daraus ersichtlich, daß der Katalog enggedruckt 362 Seiten in groß Octav enthält. Die Zahl der Nummern der einzelnen Werke beläuft sich auf 7930, wobei aber eine Sammlung des spanischen Theaters gar nicht mitgerechnet ist, die allein 1143 Stücke zählt. Wie hoch sich die Zahl der Bände beläuft läßt sich ohne ein äußerst mühseliges und unnützes Nachrechnen nicht angeben, da einbändige und mehrbändige (so z. B. eine fünfundzwanzigbändige Ausgabe des Lope de Vega) alphabetisch durcheinander folgen.

Interessanter aber als das äußere Zahlenverhältniß des Katalogs ist sein Inhalt, die Gruppirungen desselben, und das Verhältniß der Reichhaltigkeit der einzelnen Gruppen zueinander. „Dis-moi qui tu hantes et je te dirai qui tu es", ist ein bekanntes treffendes Sprüchwort für das gesellschaftliche Leben; es würde auf den Schriftsteller und Gelehrten so lauten, daß Neigungen und Richtung des Gelehrten aus seiner Bibliothek zu erkennen sei. Tritt man in das Arbeitszimmer eines gebildeten Mannes, so ist Nichts natürlicher und gewöhnlicher als die erste günstige Gelegenheit zu benutzen um einen prüfenden Blick auf seine Bücher zu werfen. Nun ist es allerdings nicht zu leugnen, daß man dabei doch mit großer Vorsicht verfahren muß, will man weiter ein Urtheil fällen. Es gibt große Gelehrte und geistreiche Schriftsteller ohne große Bibliotheken, und es gibt prachtvolle schöne Bibliotheken ohne geistreiche und gelehrte Besitzer. Die sogenannten livres de bibliothèque sind bekannt genug, und nicht zu zählen ist der Kreis Derjenigen bei denen „Sämmtliche Werke" von Schiller, Goethe, Jean Paul, Klopstock, Herder, Wieland u. A. prangen, ohne daß die Besitzer sich viel mit dem Inhalte dieser Werke befassen. Doch bei einem Mann wie Tieck ist es anders. Bei ihm kann die Bibliothek nicht eine Sache der Eitelkeit sein; in der Bibliothek hat er seine Werkstätte, das Buch ist sein Handwerkzeug. Darum ist es so lehrreich, so bedeutungsvoll für die Beurtheilung des Mannes seine Bibliothek kennen zu lernen; ein Blick in dieselbe ist ein Blick in die innerste Eigenthümlichkeit Tieck's selber.

Die umfangreiche erste Abtheilung ist die der deutschen Literatur und Sprache, darin die werthvollsten Werke älterer und neuerer Zeit, nach einigen Seiten hin überaus reichhaltig, auch manche wunderliche Sachen enthaltend. Diese Abtheilung der deutschen Literatur umfaßt in dem Kataloge 64 Seiten, die nachfolgende über englische Sprache und Literatur 30 Seiten, asiatische Sprache 2 Seiten, spanische und portugiesische Sprachen und Literaturen 32 Seiten, griechische (und zwar alt und neu) Literatur 4 Seiten, französische Literatur 18 Seiten, holländische 2 Seiten, italienische 30 Seiten, lateinische (ebenfalls alter und neuer Zeit) 5 Seiten, skandinavische Sprachen 4 Seiten, slawische 1 Seite.

Faßt man blos dies äußere Verhältniß des Umfangs dieser Kategorien oder Gruppen ins Auge, so zeigt es uns den Besitzer dieser Büchersammlung als einen Mann ausgeprägtester Vorliebe für Sprache und Literatur der romanischen Stämme, als einen Mann entschiedener Liebe zur vaterländischen Sprache und Literatur, als einen Mann der dem Alterthum dagegen wenig Geschmack abgewann, ihm eher abgeneigt als zugethan war, es zeigt uns den Romantiker Ludwig Tieck. Die spanische und portugiesische Literatur umfaßt 32 Seiten, die italienische 30 Seiten, dagegen die griechische alter und neuer Zeit 4 Seiten, die lateinische alter und neuer Zeit 5 Seiten. Der Romantiker hat mit den Classikern wenig Berührungspunkte, er kümmert sich um sie nicht weiter, er ignorirt sie ganz. Nur ab und zu nimmt er von der einen oder der andern Erscheinung Notiz, aber auch nur äußerlich und so oben hin, daher fast nur Uebersetzungen, äußerst wenige Werke in den Ursprachen. Die geringschätzige Vernachläßigung der Classiker des Alterthums hat sich sogar bis in die äußere Anfertigung des Katalogs erstreckt, indem man sich nicht die Mühe genommen sich zu erinnern welchem der beiden alten Völker der Sänger Ovidius angehört, und in welcher der beiden alten Sprachen er gedichtet hat. Die ganze Ovidische Literatur ist in richtiger alphabetischer Ordnung unter die Griechen gerathen. In der deutschen Literatur ist vor Allem der Abschnitt von Goethe reichhaltig. Es finden sich darunter die ältesten Ausgaben Goethe'scher Erzeugnisse, bei den selten gewordenen sind die nothwendig erschienenen Bemerkungen gegeben. Es sind höchst interessante Erscheinungen dabei, z. B. Nr. 414: „Von deutscher Art und Kunst. Contenant: 1. Briefe über Ossian. 2. Shakspeare. 3. Von deutscher Baukunst. 4. Ueber gothische Baukunst, aus dem Italienischen des Frisi. 5. Deutsche Geschichte von Möser. 8. Hamburg 1773. Brosch. Ce vol. a été publié par Herder pendant son séjour à Strasbourg avec Goethe. Le mémoire: Shakspeare est par le prem. et celui: Von deutscher Baukunst par Goethe. Très rare." Noch interessanter möchte sein Nr. 415: „Rheinischer Most. Erster Herbst. 8. s. l. 1775. veau. Livret de la plus grande rareté et presque inconnu. Il renferme des productions de Goethe et de ses amis (Merck etc.) pendant ses séjours à Strasbourg." So sind ferner die

ersten, sehr selten gewordenen Ausgaben des „Götz", der „Metamorphose der Pflanzen" u. s. w. darin zu finden. Außer den eigenen Goethe'schen Werken enthält dieser Abschnitt auch eine reiche Auswahl von Werken die auf Goethe Bezug haben, von Carus, Döring, Eckermann, Falk, Fouqué, Gervinus u. s. w. Nächst Goethe ist Schiller am reichlichsten bedacht. Auch von seinen Erzeugnissen sind die seltensten Ausgaben vorhanden. So z. B. Nr. 1207: „Anthologie auf das J. 1782. 8. s. l. a. d'impression. (Gedruckt zu Tobolsko.) Bel exempl. Cette collection renferme les premières productions de Schiller. En tête se trouve une dédication «à la mort» et une préface „Tobolsko 2 Févr." par Schiller. Schiller lui-même a plus tard rejeté la plupart de ces pièces qui n'ont jamais été recueillies dans les éditions postérieures. Extrêmement rare." Ferner fast alle ersten Ausgaben der Einzelwerke Schiller's. So namentlich Nr. 1211: „Die Räuber. Ein Schauspiel. 8. Frankfurt und Leipzig 1781. veau. élég. Première édition. Fort rare. On sait que toutes les éditions subséquentes ont subi des changements." Nr. 1212: „Autre (deuxième) édition. 8. Frankfurt und Leipzig. 1782. demi rel. Presque aussi rare que la première édition. C'est cette édition sur le titre de laquelle Schiller s'est nommé pour la première fois comme auteur. Le titre porte un lion ascendant avec la fameuse inscription: «In tirannos». Une suppression rigoureuse a été faite de ces deux éditions des grandes raretés." Dagegen ist Klopstock, Herder, Lessing, Wieland ziemlich kurz bedacht. Von Lessing's dramatischen Schriften befindet sich außer der doch erst vom J. 1838 an erschienenen Lachmann'schen Gesammtausgabe nur „Nathan der Weise" in Ludwig Tieck's Bibliothek. Von Theodor Körner ist Nichts als „Leier und Schwert" vorhanden. Jean Paul, die beiden Schlegel, Fouqué, Achim von Arnim, Heine sind reich vertreten. Die Werke von Ludwig Tieck selber sind nicht nur vollständig in theils neuern Ausgaben vorhanden, sondern auch in englischen, französischen und dänischen Uebersetzungen. Wie sehr die frühern Zeiten der deutschen Literatur Gegenstand der Beschäftigung Tieck's gewesen sind, zeigt der Reichthum an den Schriften von Wolfram von Eschenbach, Hartmann von der Aue, Gottfried von Strasburg u. s. w. einerseits, andererseits Opitz, Gottsched, Andreas Gryphius, Hoffmann Waldau u. A. Die Nibelungen sind in neun verschiedenen Ausgaben vorhanden; der Simplicissimus in fünf Ausgaben (die erste 12., Mömpelgart 1669; die zweite in drei Bänden, davon Bd. 1 und 2 aus dem J. 1713 und Bd. 3 vom J. 1684 zu Nürnberg; die dritte Frankfurt und Leipzig 1774; die vierte Frankfurt und Leipzig 1790; die fünfte endlich die bekannte Bülow'sche, Leipzig 1836).

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Die Verheirathungen durch öffentliche Blätter und Heirathsbureaux.

Wie häufig liest man neuerdings in öffentlichen Blättern Heirathsgesuche, und wie vielen Stoff zur Erheiterung geben solche Anzeigen oft theils durch die Motive welche sie für ihre Entstehung angeben, theils durch die Anfoderungen welche sie stellen, bisweilen auf recht impertinente Weise. Man kann sich bei derartigen Ausbietungen, die Anbietungen zur Folge haben sollen, oft nicht des Gedankens erwehren, daß viele solche „Heirathsgesuche" aus reinem Muthwillen hervorgegangen seien, vielleicht in lustiger Gesellschaft beim Glase Wein, wo dem Einen eben noch einfiel was der Andere vergessen hatte, hingeschrieben, um sich abermals in einer lustigen Stunde an den möglichen Erfolgen des Aufsatzes zu belustigen, sodaß sie das inhaltschwere Wort des alten Weltweisen: „Res severa est verum gaudium!" wirklich zu Dem travestiren wozu es die Uebersetzung eines Einfältigen macht: „Eine ernsthafte Sache ist ein wahrer Spaß." Da man aber gewiß nicht alle öffentlichen Heirathsanträge und -Gesuche in diese Kategorie werfen darf, vielmehr annehmen muß, daß es bei vielen ganz ernstlich und mit dem Wunsche eines Erfolgs gemeint sei: so würde es interessant sein, wenn man sich bisweilen von den Entwickelungen solcher Gesuche eine gewisse Kunde verschaffen könnte, von den unstreitig höchst verschiedenen Umständen unter denen die Bekanntschaften gemacht, die Verhandlungen geführt, die Verbindungen vollzogen wurden. Authentische Nachrichten über die Beschaffenheit der auf solchen Wegen gestifteten Ehen müßten eine artige Lecture bieten, und man könnte fast behaupten dürfen, eine behufige Aufforderung würde Material genug zu einer solchen Zusammenstellung herbeiführen, indem auf der einen Seite das in lebenslänglicher Verbindung gefundene Glück, auf der andern der Aerger über die gezogene Niete mit der Sprache herauszugehen kein Bedenken tragen würde, dort um den in auffallender Weise gethanen Schritt zu rechtfertigen, hier um vor einem solchen zu warnen.

Uebrigens sind Heirathsstiftungen durch dazu bestimmte Agenturen oder Bureaux nichts rein Modernes, vielmehr recht eigentlich etwas ganz Altes. Aus dem J. 1733 werden in den „Briefen der Frau Gottsched" (2 Bde., Dresden 1771), I, 46 fg., die Vorschläge zur Errichtung eines Heirathscollegiums mitgetheilt, das in Pommern ins Leben treten sollte. Im Wesentlichen gingen sie auf Folgendes hinaus: Es trat eine Gesellschaft von 1000 unverheiratheten Personen männlichen und weiblichen Geschlechts zusammen und bildet durch Erlegung von 7 Thalern für die Person einen Fonds, von dessen Zinsen die Verwaltung der Gesellschaft bestritten wird. Jeder aus der Gesellschaft sich verheirathenden Person zahlt jedes Mitglied 1 Thaler. Dies Capital von 1000 Thalern wird vier Wochen nach der Verheirathung ausgezahlt, und die ausgesteuerte Person ist verpflichtet an ihrer Stelle ein neues Mitglied zu schaffen. Stirbt ein Gesellschaftsmitglied, so steuern die Köpfe der Mitglieder jeder ½ Thaler, und die daraus resultirende Summe wird dem nächsten Verwandten des Verstorbenen als ein Erbtheil ausgezahlt u. s. w. Man sollte glauben in unsern Tagen, welche für Associationen aller Art so große Sympathie zeigen, müßte eine solche eben nicht kostspielige Gesellschaft sich leicht begründen lassen, da sie sich in vielfacher Beziehung für die Mitglieder vortheilhaft zeigen würde, z. B. wenn zwei Personen aus der Mitte der Gesellschaft sich verheiratheten, wo die ihnen zufallende Ausstattung einen ganz guten Anfang zur Wirthschaft abgeben würde. Dem bono publico zu Gunsten wollen wir an ein solches gegenseitiges Heirathscollegium erinnert haben.

Welt!

Der ehemalige Pfarrer Meißner zu Rückmarsdorf (gest. 1759) machte nach Anleitung des Wortes Welt über Menschenleben folgende Betrachtung:

Welt, wie wirst du angefangen?
Bei dem Anfang ist ein W;
Wann zum Ende wird gegangen
Findet sich ein hartes T;
Doch kommt, eh' du wirst durchschritten,
Elend, Leiden in der Mitten.

Er setzte hinzu, es werden jetzt lauter harte TT wahrgenommen, deren er fast ein Dutzend in die beiden Hexameter:

Torquemur, Trahimur, Toleramus, Tetra Tacemus,
Tanta Tamen Tandum Tollet Tortura Triumphum

zusammenschachtelte.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 281. — 23. November 1849.

Stimmen über Arthur Schopenhauer.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Dem das Kleinste wie das Größte mit Liebe umfassenden Dichter, der die Welt und das Leben nicht wie sie wirklich sind, sondern in dem verklärenden Lichte poetischer Anschauung erblickt; der beim tiefsten Denken über die Unsterblichkeit der Seele sich des Eierkuchens freut den seine Frau für ihn unterdeß in der Küche bereitet; der abwechselnd in die Höhe geht, sich so weit über das Gewölke des Lebens hinaus verliert, daß er die äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht, und der dann wieder gerade herabfällt ins Gärtchen und da sich so unheimisch in eine Furche einnistet, daß, wenn er aus seinem Lerchennefte herausſieht, er ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Aehren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und Sonnen- und zugleich Regenschirm ist: — dem Dichter, sage ich, der dieses Abwechseln des Flugs über die Erde hinaus mit dem sich Einnisten auf derselben liebte und ausdrücklich für den klügsten Weg glücklicher (nicht glücklich) zu werden erklärt, mußte natürlich Schopenhauer's pessimistischer, weltentsagender und lebenverneinender Quietismus als „trostlose und bodenlose Tiefe" erscheinen. Der Dichter ist immer mehr oder weniger Optimist und kann es auch sein; denn ihm stellt sich die Welt nicht in ihrer gemeinen Wirklichkeit und Realität, sondern im Lichte der Platon'schen Ideen dar, und so angeschaut ist sie *schön*. Kommt nun der Philosoph und deckt das radicale Böse und das grauenvolle Uebel auf, die völlige Verneinung des Willens und Weltüberwindung als den einzigen Weg des Heils und der Erlösung bezeichnend: so fühlt sich der Dichter natürlich in seinen poetischen Illusionen gestört und klagt über die kalte, unfreundliche Hand die ihm die bunten Farben von den schönen Schmetterlingsflügeln des Lebens so rücksichtslos wegwischt. „Aber ist denn die Welt ein Guckkasten? Zu *sehen* sind die Dinge freilich schön; aber sie zu *sein* ist ganz etwas Anderes." („Die Welt als Wille und Vorstellung", II, 579.) Das Leben poetisch *anzuschauen* ist schön, aber es prosaisch zu *leben* ebenso? Ist das wirklich eine trostlose Philosophie die den vergänglichen, Ekel nachlassenden Erdenfreuden gegenüber die unzerstörbare Gemüthsruhe und fertige Heiterkeit des weltüberwindenden Heiligen preist? Doch nur für Den der für den Verlust des Erdenglücks eines Trostes, eines Ersatzes bedarf, während der darüber Erhabene, vom Willensdrang Erlöste, in seinem Quietismus schon den schönsten Trost und Ersatz gefunden hat. Einen Trost begehrt man überhaupt nur für Das was man ungern, was man wider Willen verliert. Der Kranke bedarf keines Trostes dafür daß er die Krankheit, der Irrende keines Trostes daß er den Irrthum, der Gefesselte keines Trostes daß er die Fesseln verloren. Ist nicht die erlangte Gesundheit, Wahrheit, Freiheit der schönste Trost? Müßte man nicht die Krankheit, den Irrthum, die Knechtschaft lieb gewonnen haben um für ihren Verlust einen Ersatz zu begehren? Nur wer das Leben lieb gewonnen, wem die Welt schön und herrlich dünkt, dem erscheint die Weltentsagung predigende Religion und Philosophie trostlos. Wer aber die Nichtigkeit des Lebens und die moralische Verderbtheit des Willens hinter aller physischen Schönheit der Natur erkannt und erfahren hat, der sehnt sich, wie Paulus, nach Erlösung von dem Leibe dieses Todes. (Römer, 7, 24.) Schopenhauer sagt (II, 578):

Man hat geschrien über das Melancholische und Trostlose meiner Philosophie: es liegt jedoch blos darin, daß ich, statt als Aequivalent der Sünden eine künftige Hölle zu fabeln, nachwies, daß wo die Schuld liegt, in der Welt, auch schon etwas Höllenartiges sei: wer aber dieses leugnen wollte kann es leicht einmal erfahren.

Nun, Jean Paul hat es durch den Verlust seines einzigen Sohnes, sowie durch sein Augenleiden zur Genüge erfahren, und wenn er es auch als Dichter liebte sich optimistisch auf der Erde einzunisten und die Weihnachtsfreuden des Lebens zu preisen, so schildert er doch auch die „Entzauberung" und sagt:

So wird mein Geist, und jeder Geist auf den die unsichtbare Luftsäule des Lebens in unserer Erdentiefe herunterdrückt, ewig seine Arme und Flügel nach einem höhern Aether ausstrecken — ewig wird unser armes in die Clausur der Brust, in den Block des schweren Erdenbluts, in die Laufbänder der Nerven gefesseltes dumpfes Herz sich sträubend und schwellend und oft brechend gegen das Element aufschließen in dem es schlagen soll.

Auf den verzweiflungsvollen, vom Anblick des unter ihm ziehenden Erdenjammers ausgepreßten Ruf: „Un-

endlicher, sind denn deine Endlichen nirgend glücklich? O wann wird denn die ermüdende Seele gesättigt?" antwortet ein sanftes Tönen: „Auf keiner Erde — aber nach dem Sterben."

Preist doch selbst Jean Paul die alten echten Mystiker wegen ihrer Weltüberwindung, indem er sagt:

Die alten religiösen Mystiker waren heilige brennende Seelen und löseten sich im Sterben fliegend wie Flammen von der schweren irdischen Unterlage ab. Vor der Kraft und Weltüberwindung der echten Mystiker schwinden selbst die Stoiker in Zwerge ein; denn diese verpanzerten sich blos in das Eis der Vernunft und genossen blos das Glück niemals unglücklich zu werden; jene aber, gleichsam wie vierte Personen in der Fülle der Gottheit wohnend, empfangen so wenig als diese von der Welt einen Schmerz, sondern die Liebe wandelt ihnen jeden in Genuß und jedes Opfern in Bekommen, und ihnen fehlt fast nur die Freude zu leiden. Wer die Gewalt der Idee und das schönste Streben kennen lernen will, der trete nur an das Sterbebette der Mystiker, und er wird wenigstens wünschen, wenn nicht zu leben, doch zu sterben wie sie. („Vorschule der Aesthetik", III.)

Nach Jean Paul ist eine lange Lücke, ehe wieder ein bedeutendes Wort über Schopenhauer ertönt. Aber auch Schopenhauer selbst machte seit dem ersten Erscheinen von „Die Welt als Wille und Vorstellung" 1819 eine lange Pause; denn erst 1836 trat er mit dem „Willen in der Natur" hervor. Die in diesem wichtigen Buche nachgewiesenen Bestätigungen, welche seine Philosophie seit ihrem Auftreten durch die empirischen Wissenschaften erhalten, sind wol die schönste Anerkennung die sie gefunden. Denn was hilft alles Lob der Fachgenossen einem Philosophen, wenn die Natur der Dinge, wie sie in den empirischen Wissenschaften erkannt wird, gegen seine Philosophie spricht; und wiederum, was kann ihm aller Tadel der Fachgenossen schaden, wenn seine Philosophie die empirischen Wissenschaften zu Bundesgenossen hat? Kann etwa Hegel's Naturphilosophie mit ihren aprioristischen Constructionen die Natur umschaffen, oder wird nicht vielmehr sie durch die Natur umgestoßen?

Die bedeutendste, gewichtvollste Anerkennung die ein Philosoph finden kann besteht nicht sowol in dem direct ausgesprochenen Lobe einzelner Männer die seine Philosophie anerkennen, sondern in der ungesuchten, unerwarteten Uebereinstimmung der empirischen Wissenschaften, die, ohne jene zu kennen, ihren eigenen Weg gingen, und doch zu demselben Resultate gelangten.

Im J. 1841 erschienen Schopenhauer's beide Preisschriften unter dem Titel: „Die Grundprobleme der Ethik." Dieses Werk hat in den „Hallischen Jahrbüchern" eine anonyme Beurtheilung gefunden, die zu sehr unter aller Kritik ist, als daß es verlohnte ein Wort über sie zu verlieren. Dafür ist in derselben Zeitschrift (1841, Nr. 153) unserm Philosophen die Genugthuung geworden, daß von seiner Philosophie gesagt wurde, sie könnte „so manchem Katheder-philosophen ein Licht anzünden vor dem sein ganzes bisheriges Wissen erbleichen müßte". Auch wurde dort die Redlichkeit Schopenhauer's anerkannt, mit der er es vermieden habe sein Princip, den Willen, Gott zu betiteln, während die andern Philosophen dadurch, daß sie ihr Absolutes, ihr Unendliches oder ihre Substanz Gott nennen, sich den Schein geben wollten als wären sie keine Atheisten, und so taschenspielermäßig dem populairen Gottesbegriff eine andere Bedeutung unterschöben.

Keine wahre Philosophie darf sich des Ausdrucks Gott bedienen. Denn dieses Wort ist in der christlichen Welt nur in der theistischen Bedeutung eines persönlichen, außer- und überweltlichen Wesens, eines von Ewigkeit her fertigen und vollkommenen, absolut seligen, der Welt nicht bedürfenden, aber aus reiner Liebe sie schaffenden und nach weisen, unerforschlichen Plänen von oben her sie regierenden Wesens bekannt. Kennen nun mit diesem fest in Kopf und Herz eingenisteten Begriff die Theologen und Gläubigen an die Philosophie, und finden daß von Gott gesagt wird er sei ein stufenweis von der unorganischen Materie an sich aufwärts erhebendes, im menschlichen Geist zum Selbstbewußtsein kommendes, in der Geschichte unendlich in sich kämpfendes und leidendes, also nicht, wie die Christen annehmen, von oben herab, sondern umgekehrt von unten herauf Mensch werdendes Wesen u. s. w. — was Wunder, daß sich ein entsetzliches Geschrei erhebt und Alle in den einen Ruf ausbrechen: „Seht die Atheisten, seht die Gottesleugner, sie identificiren Gott mit der Welt, sie vergöttern sich selbst, sie beten sich selbst an, denn sie helfen ja Gott zu seinem Bewußtsein!" Hat man Spinoza etwa darum weniger für einen Atheisten gehalten, weil er das Wort Deus für seine Substanz gebraucht? Soll man also auch euch darum weniger für Atheisten halten, weil ihr Gott im Munde führt? O, gestehet es doch endlich ein, euer Gott ist nicht der theologische, nicht der christlich-theistische, und höret also, um dem unseligen Hader endlich ein Ende zu machen, auf euch des Wortes Gott zu bedienen; denn, wie gesagt, die Prädicate die ihr mit dem Worte Gott verbindet passen nicht zu dem Subject welches die Theologen und Gläubigen bei diesem Wort festgewurzelt im Sinne haben. Arthur Schopenhauer kenne ich unter den nachkantischen tiefsinnigen Philosophen als den einzigen der es weislich vermieden in seinem System das Wort Gott zu gebrauchen, dem daher auch, obgleich sein System pantheistisch ist, nicht eigentlich der Vorwurf des Pantheismus gemacht werden kann, weil er nirgend sagt, das All, die Welt, das Universum sei Gott. (Frauenstädt in den „Hallischen Jahrbüchern", 1841, S. 611.)

46.

Die Versteigerung der Bibliothek Ludwig Tieck's.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Daß in der englischen Literatur der Abschnitt über Shakspeare außerordentlich reichhaltig ist bedarf kaum der Erwähnung; er ist beiweitem stärker als der entsprechende Goethe'sche in der deutschen Literatur. Er umfaßt 112 Nummern, meist mehrbändige, zehn-, zwölf-, funfzehn-, ja dreiundzwanzigbändige. Die wichtigste Nummer ist unstreitig 2152: „The plays of W. Shakspeare with the corrections and illustrations of various commentators, to which are added notes by Johnson and Steevens. 23 vols. gr. in 8. Basil. 1800–1802. Exemplaire unique et de la plus grande importance, contenant des notes sans nombre de la main de M. Tieck. Ces notes renferment les fruits d'une étude de plus de 40 ans sur le grand poëte, par son plus grand traducteur et commentateur et forment le texte du grand ouvrage sur Shakspeare, promis depuis si long temps." Dieser wie mancher andere Zusatz (z. B. bei Nr. 1340: „Cadeau de mon ami Solger. L. Tieck") geben deutlich zu erkennen, daß der Katalog wesentlich mit auf Engländer berechnet ist, die ja werthvolle Dinge bekanntlich nicht immer nach dem wirklichen

Werthe zu bezahlen pflegen, sondern wie bei Gemälden so auch bei Büchern vor Allem danach fragen, welcher berühmte Mann das Werk früher besessen.

Nach Shakspeare ist besonders Johnson reich vertreten, dann auch Byron, Coleridge, Fielding, Robert Burns, T. Moore, W. Scott, Smollet, schwach dagegen Bulwer. Einzelne interessante Nummern sind noch 1627: „Archaica. Containing a reprint of scarce old English prose tracts with prefaces critical and biographical. 2 vols. 4. London 1815. Cet oeuvre n'a jamais été mis en vente, et il n'en a été tiré que 200 exempl.; fort rare. L. Tieck." Nr. 2306: „Taylor, John. All the works of J. T. the Waterpoet. Being 63 in number, collected into one vol. by the author. (With the rare frontispiece and wordcut.) fol. 1630. Cette collection est de la plus grande importance, non seulement pour le grammairien, mais aussi pour l'étude des moeurs; importance pas encore suffisamment reconnue par les Anglais. Je l'ai achetée à la vente du célèbre Dr. Petzold à Dresden, à un très-grand prix. C'est une grande rareté. Combien de fois et à quelles différentes époques je l'ai parcourue se voit par les nombreuses notes marginales de ma main. L. Tieck."

Die dritte Abtheilung enthält Werke der arabischen, hebräischen, indischen, persischen, türkischen, syrischen u. s. w. Sprache und Literatur, darunter mehre Grammatiken und reinlinguistische Werke. „Tausend und eine Nacht" findet sich in drei deutschen, einer englischen, einer französischen und einer italienischen Uebersetzung.

In dem vierten Abschnitt, spanische und portugiesische Literatur, ist vor Allem wieder Cervantes reich bedacht, von dem vielleicht alle bisher erschienenen Ausgaben vorhanden sind. Von Aleman's „Guzman de Alfarache" sind fünf spanische Ausgaben, drei deutsche, eine französische, eine italienische und eine holländische. Sehr reich vertreten ist ferner Calderon, Camoens (bei dessen pariser Quartausgabe vom J. 1817 die Bemerkung sich findet, sie sei nie in den Handel gekommen, sie sei eine sehr seltene Prachtausgabe mit zehn Kupfern von den ersten französischen Meistern, und habe eine sorgfältig gearbeitete Variantensammlung; im J. 1827 sei sie für 800 Fr. verkauft), Lope de Vega. Nr. 2558 hat Clavijo's „El pensador" (5 Bde., Madrid 1762—67). In einer Bemerkung heißt es es finde sich in dem Werke ein Blatt von Clavijo's eigenhändiger Schrift. Der Consul Baumgärtner aus Leipzig habe das Buch von Clavijo selbst erhalten, habe es dem Grafen Hohenthal geschenkt, und von dem habe es Tieck. Wie außerordentlich reich das spanische Theater vertreten ist wurde vorher schon bemerkt. Es möchte aber überhaupt Deutschland nicht leicht eine zweite so vollständige spanische Bibliothek besitzen. Sie würde eine Zierde jeder großen Landesbibliothek sein, und wäre es sehr zu wünschen, daß sie als ein Ganzes beisammen bliebe, und einer andern, dem gebildeten Publicum zugängigern Sammlung einverleibt würde.

Der fünfte Abschnitt, französische Literatur, enthält besonders ältere sehr werthvolle Werke. Die französische Literatur ist bekanntlich auch sehr reich an erotischen Erzeugnissen, von der zartesten Art anhebend bis zu der widrigsten Niedrigkeit alle Stufen und Schattirungen der Schlüpfrigkeit hindurchgehend. Es findet sich in dem Katalog mancherlei dieser Art.

Wie höchst unbedeutend der sechste, die alt- und neugriechische Literatur umfassende Abschnitt ist wurde schon vorher bemerkt. Es sind meist vereinzelte Uebersetzungen einzelner Werke der namhaftesten Classiker; nicht einmal von Homer ist eine griechische Ausgabe vorhanden. Daß die holländische Literatur nicht mehr als Etwas über zwei Seiten einnimmt wird man nicht anders erwarten.

Dagegen gehört die italienische Literatur wieder zu den Glanzpunkten. Von der ältesten bis in die neue Zeit ist Alles reich darin vertreten; Boccaccio allein enthält 36 Nummern, darunter neue Ausgaben des „Decamerone". Von Dante's „Divina commedia" sind sieben italienische und mehre deutsche Ausgaben. Unter Nr. 3754 findet sich Giraldi Cinthio: „Degli Hecatomithi", mit der Bemerkung, daß Shakspeare aus diesem jetzt seltenen und sehr gesuchten Buche den Stoff zu „Romeo und Julie" genommen habe. Das Buch ist in drei Exemplaren vorhanden aus den J. 1565 und 1580. Aber es fehlen hier auch nicht Werke wie „Il Puttanismo Romano: overo conclave generale delle Puttane della Corte; per l'elettione del nuovo Pontifice", dies Werk sogar in zwei italienischen und einer französischen Ausgabe.

Mit der römischen Literatur verhält es sich fast ganz wie mit der griechischen. Es sind auch neulateinische Erzeugnisse darin mit aufgenommen, und darunter finden sich sehr interessante Einzelheiten. Aus der gesammten römischen Literatur scheint der Dichter Virgilius den Dichter Tieck am meisten angesprochen zu haben, er ist 13 mal da, theils in der Ursprache, theils in deutschen, englischen, spanischen, französischen und italienischen Uebersetzungen. Noch sei wegen des Druckorts (auf den Philippinen) erwähnt eine Ausgabe des Johannes Damascenus (4., Manila 1692, auf Seidenpapier).

Die skandinavischen und die slawischen Literaturen können naturgemäß nur geringen Raum einnehmen.

Nach den Literaturen der verschiedenen Sprachen folgt der umfangreichste Abschnitt des ganzen Katalogs mit der Ueberschrift: „Histoire générale, biographies, géographie et voyages", der 113 Seiten umfaßt. Dieser Abschnitt enthält einen Reichthum besonders an geographischen und ethnographischen Werken in den verschiedensten Sprachen, wie man ihn schwerlich in der Bibliothek des Dichters vorausgesetzt hat. Namentlich scheint Amerika vor allen andern Ländern der Lieblingsaufenthalt Tieck's gewesen zu sein; die diesen Welttheil betreffende Literatur nimmt fast 15 Seiten ein, und vielleicht hat kein Geograph von Fach eine reichhaltigere Bibliothek auf diesem Gebiete. Von den Geschichtswerken sind unter vielen andern hervorzuheben die Memoiren von Phil. de Comines, der „Vieux Cordelier" von Camille Desmoulins, Dohm's „Denkwürdigkeiten", die „Chronique de Duguesclin", die utrechter Ausgabe des Eginhard vom J. 1711, Gibbon's „Römische Geschichte", die hall'sche „Allgemeine Welthistorie", Holinshed's „Chronicles of England, Ireland and Scotland" (London 1586), Olaus Magnus in sieben Ausgaben u. s. w.

In dem Abschnitt: Histoire littéraire et bibliographie, der die werthvollsten Werke enthält, wird besonders hervorgehoben Barnard's „Bibliothecae Regiae catalogus" (London 1820—29), mit der Bemerkung, daß dies prächtige Buch nur in 200 Exemplaren abgezogen, und daß man nur unmittelbar durch den englischen Hof in Besitz eines Exemplars kommen könne.

Nach dem Abschnitt Theater, der eine vollständige dramaturgische Bibliothek enthält, folgt dann noch ein überaus reichhaltiger Abschnitt von vermischten Schriften.

Der Katalog ist eine höchst interessante Erscheinung und wird, ganz unabhängig von kaufmännischen Rücksichten, einen bleibenden Werth für die Literatur behalten. W.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., gesammelte Werke. Vom Verfasser selbst besorgte Ausgabe. 10ter Band. — A. u. d. T.: Bilderbuch ohne Bilder. 2te neu durchgesehene Auflage. Leipzig. Lorck. 8. 10 Ngr.

Bähring, B., Thomas von Kempen, der Prediger der Nachfolge Christi. Nach seinem äußeren und inneren Leben dargestellt. Berlin, H. Schultze. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Epheu, Lilien und Rosen. Festgeschenk auf das J. 1859. Mit dem Portrait Sr. Maj. des Kaisers Franz Joseph I. und 9 Stahlstichen. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gotthelf, J., Uli, der Knecht. Ein Volksbuch. Bearbeitung des Verf. für das deutsche Volk. 2te wohlfeile Auflage. Berlin, Springer. 1850. 8. 15 Ngr.

Hesekiel, G., Preußenlieder. 3tes Heft. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 4 Ngr.

James, G. P. R., Der Weidmann. Romantische Erzählung aus der Zeit Richard III. Aus dem Englischen übertragen von H. Bertholdi. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 20 Ngr.

Die Kaiserchronik nach der ältesten Handschrift des Stiftes Vorau. Aufgefunden, mit einer Einleitung, Anmerkungen und den Lesarten der zunächst stehenden Handschriften herausgegeben von J. Diemer. 1ster Theil: Urtext. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kloster Wadstein. Historischer Roman. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kock, P. de, Liebe kommt, Liebe geht. Aus dem Französischen von M. Müller. Leipzig, Literarisches Museum. 12. 15 Ngr.

Lamartine, A. v., Geschichte der Revolution von 1848. Uebersetzt von F. Funk. Zwei Bände. Frankfurt a. M., Streng. Br. 8. 1 Thlr.

Lange, J. P., Christliche Dogmatik. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Philosophische Dogmatik. Heidelberg, K Winter. Gr. 8. 3 Thlr. 8 Ngr.

Geheime Memoiren aus dem Leben des Fürsten Metternich. Deutsch von Louis Simon. 1stes Bändchen. Bremen, Schlodtmann. 16. 15 Ngr.

Möwes, H., Sämmtliche Schriften. 2ter Theil. 5te unveränderte Auflage. — A. u. d. T.: Gedichte. Nebst einem Abriß seines Lebens, großentheils nach seinen Briefen, und einer kleinen Auswahl von ihm gehaltener Predigten. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebenstagen im Zusammenhang der gesammten Nationalentwickelung beleuchtet von einem deutschen Theologen. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 2 Thlr. 8 Ngr.

Proudhon, P. J., Die Sonntagsfeier aus dem Gesichtspunkte des öffentlichen Gesundheitswesens, der Moral, der Familien- und bürgerlichen Verhältnisse betrachtet. Nach der 3ten Original-Ausgabe aus dem Französischen übersetzt von F. H. Cassel, Raabé u. Comp. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Roemer, F., Texas. Mit besonderer Rücksicht auf deutsche Auswanderung und die physischen Verhältnisse des Landes nach eigener Beobachtung geschildert. Mit einem naturwissenschaftlichen Anhang und einer topographisch-geognostischen Karte von Texas. Bonn, Marcus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Sack, K. H., Fünf Predigten an verschiedene Stände im Vaterlande. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Satans Theater-Perspectiv. Humoristisch-satyrischer Almanach für das Jahr 1850. Mit Beiträgen von: Bauernfeld, Saphir, A. Glasbrenner, F. Hebbel u. A. m. Herausgegeben von G. Schönstein. Wien, Wallishausser. 8. 27 Ngr.

Sattler, B. M., Die Diözesan-Synoden: ihr Ursprung, Wachsthum und Zweck, die gesetzlichen Bestimmungen über dieselben und die Ursachen ihrer Unterlassung in neuerer Zeit, nebst einer vollständigen Praxis und einem Anhang der üblichen Formularien. Eine im J. 1849 von der königlich theologischen Fakultät der Universität zu München einstimmig mit dem Accessit belohnte Preisschrift, nach den Quellen bearbeitet. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3¼ Ngr.

Schaeffner, W., Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs. 2ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs von Hugo Capet bis auf die Revolution. 1ster Band: Staatsgeschichte. Lehnstaat. Königthum. Volksthum. Kirche. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Scheve, G., Ueber die Einheit der Seele. Mit einer Parallele zwischen der speculativen Psychologie und der Psychologie der Naturwissenschaft. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 8 Ngr.

Schwarz, J., Buchenblätter. Sagen, geschichtliche Vorkommenheiten, Entstehung von Ortsnamen im ehemaligen Fürstenthum Fulda und nächster Umgebung. Fulda. 8. 21 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. 3te Folge. 1ster Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Vielliebchen. Ein Taschenbuch für 1850. Neue Folge. 1ster Jahrgang. Von L. Rügge. Mit 7 Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Weihnachtsblüthen. Ein Almanach für die Jugend auf das Jahr 1850. In Verbindung mit Andern herausgegeben von G. Plieninger. 13ter Jahrgang. Mit vielen Bildern. Stuttgart, Belser. Gr. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Assisen-Prozeß Schlenker und Genossen aus Langensalza. Erfurt. Gr. 8. 4 Ngr.

Buß, Die teutsche Einheit und die Preußenliebe. Ein Sendschreiben an Hrn. Gust. Pfizer. Rechtfertigung der großteutschen Parthei in der teutschen Nationalversammlung. Stuttgart, Hallberger. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gaillard, K., Wie und Wohin? Die Auswanderung und die Kolonisation im Interesse Deutschlands und der Auswanderer. Berlin, Reimarus. Gr. 8. 10 Ngr.

Hutten, D., Starker Toback. 1ste Priese: Theater-Couplets. Berlin, A. Friedländer. 32. 2 Ngr.

Jacobi, L., Bemerkungen zur Steuer-Reform mit besonderer Rücksicht auf die Einführung einer allgemeinen Grundsteuer in Preußen. Glogau, Flemming. Gr. 8. 6 Ngr.

Jobsius, Hamburg's Verfassungs-Leiden und Freuden, in höchst erbaulichen Versen beschrieben. Hamburg. Gr. 8. 3 Ngr.

Lehr-, Wehr-, Nährstand. Sind alle drei zu besteuern? Oder: Ist's recht, wenn der Herr den Lohn seiner Diener besteuert? Allen Staats- und Kirchendienern gewidmet. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 3 Ngr.

Maassen, F., Die mit der Abgeordneten-Versammlung vereinbarte Verfassung für Mecklenburg-Schwerin ist nicht rechtsbeständig. Rostock, Stiller. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Macht der Verhältnisse. (La force des choses.) In Frankreich verbotene Schrift. Uebertragen von einem Publicisten. 4te durchgesehene Auflage. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Pickford, E., Beleuchtung des von Abgeordneten des deutschen Handwerkerstandes zu Frankfurt a. M. im August v. J. berathenen und beschlossenen Entwurfs einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbe-Ordnung für Deutschland. Heidelberg. Gr. 8. 8 Ngr.

Die Reform der Militär-Sanität nach den Anforderungen der Gegenwart. Eine Denkschrift von dem Centralverein bayerischer Militär-Aerzte herausgegeben. Erlangen, Enke. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rellstab, L., Zwei Gespräche mit Sr. Maj. dem Könige Friedrich Wilhelm dem Vierten [am 23. Nov. 1847, und am 19. März 1849] in geschichtlichen Rahmen gefaßt. Berlin, Decker. Gr. 16. 12 Ngr.

Ribbeck, F., Warum so furchtsam? Layenvotum in Sachen der evangelischen constituirenden Landessynode. Berlin, Plahn. Gr. 8. 5 Ngr.

Rudloff, F. W., Vorgedanken zur Beurtheilung des von Preußen vorgeschlagenen Reichs-Verfassungs-Entwurfes. Den Deutschen, wie insbesondere den Preußischen Urwählern und Wahlmännern gewidmet. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 282. — 24. November 1849.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

4. An Karl Gustav Carus in Dresden.*)

Ein großes Gut, ein schönes Kennzeichen hat unsere Zeit gewonnen: der Gedanke ist an die Spitze des Lebens getreten. Wenn im Alterthum Anaxagoras dadurch Epoche machte, daß er den Verstand für das Herrschende nicht blos im Menschen, sondern auch in der Natur und den leblosen Dingen erklärte, so will die Gegenwart, daß nicht blos in der Natur, sondern auch in allen menschlichen Verhältnissen die Vernunft walte, daß unsere Zustände humanisirt werden, d. h. daß nach dem Wesen des Menschen im edelsten Sinne des Worts unser ganzes Dasein geordnet werde. Es ist nur der Mangel an wissenschaftlicher Einsicht in diese unsere Natur der bei Fourier, bei Cabet Socialsysteme bedingt hat welche den Principien des Geistes, der Freiheit und Individualität geradezu widersprechen; es ist die Vernachlässigung der Psychologie welche uns die Kerker und Hochgerichte als Brandmal auf die Stirn der Geschichte gedrückt hat, während eine auf die Kenntniß des Seelenlebens begründete Rechtspflege Heilanstalten gründen wird deren rechter Flügel das Zuchthaus, der linke das Irrenhaus ist. Sie werden mir zustimmen, daß eine Schrift über die Psychologie in ihrer Anwendung auf das Leben, auf Politik und Religion ein dringendes Bedürfniß wird, daß aber an eine solche kaum gedacht werden konnte, ehe die Seele in ihrem eigenen innern Dasein und in ihrem Zusammenhange mit der Natur besser ergründet war als Dies seither geschehen. Für jenes eben angedeutete Werk wird die Geschichte in umfassender Weise benutzt werden müssen, und wenn die pragmatischen Historiker die Ereignisse psychologisch zu deuten suchten, so wird der praktische Psycholog die Eigenschaften des Menschen aus seinen Thaten im Laufe der Jahrhunderte zu erforschen haben.

Sie haben für die Erkenntniß der Seele in Ihrer „Psyche" einen großen Schritt gethan, Sie haben die Psychologie so behandelt, daß der Leser aus Ihrer Schrift einen Gewinn für sein inneres Seelenleben zieht, während Sie die Wissenschaft mit einem Werke bereicherten das sich an das Beste anreiht was auf einem Gebiete erschienen ist das zugleich den Naturforscher und den Philosophen in Anspruch nimmt. Von Ennemoser's Buch: „Der Geist des Menschen in der Natur", kann ich ein Gleiches nicht behaupten, es ist hinter meinen Erwartungen zurückgeblieben. Die richtigen Ideen von der Zusammengehörigkeit des Stoffs und Gedankens, von der allumfassenden Unendlichkeit eines selbstbewußten Gottes, wie sie Ennemoser bei Suso, Jakob Böhme u. A. fand, werden nicht so festgehalten und entwickelt wie sie es verdienen; Jordan Bruno scheint ihm und auch Ihnen nicht nach Gebühr bekannt zu sein. Ja was soll man von der Consequenz im Denken sagen, wenn in einem Athem die Schöpfung des ewigen Schöpfers ewiges Werk genannt und von Gott als reingeistigem Wesen auch vor und außer der Weltschöpfung geredet wird? Was soll man sagen, wenn Ennemoser sich bald auf die bewährtesten Forscher stützt und bald nach der Autorität eines Meißner das Licht als Wärme + Sauerstoff bezeichnet, den Sauerstoff den schwermachenden Stoff nennt, von einem Zeitwerden des Raumes faselt, in die Analogienspiele der weiland Schelling'schen Schule sich verirrt und Phrasen orakelt wie die folgenden: Die Pflanze ist ein im flüssigen Erdstoff sich fortwährend krystallisirender Lichtstrahl, oder sie ist ein ätherisirter Erdstoff! Wie sollten wir ihm nicht beistimmen, wenn er sagt:

Ohne Maß und Zahl ist kein Begriff von Proportion, von Ordnung und Schönheit; keine Unterscheidung in der Mannichfaltigkeit, keine Einsicht von Grund und Folge. Das Zählen und Messen ist also ein Lesen in der Natursprache, wie sie uns ihre Eigenschaften gleichsam poetisch durch bestimmte Bedeutungen offenbaret, — bruta non numerant.

Aber statt nun mit den Männern der exacten Wissenschaften zu zählen und zu messen und darauf Schlüsse zu begründen, vertieft sich Ennemoser in eine so wunderliche Zahlenmystik und Figurensymbolik, daß es uns zu Muthe wird als ob wir die philosophia occulta des Agrippa von Nettesheim aufgeschlagen hätten. Hören Sie einmal:

In der Natur ist 2 die erste Zahl in der Kette der Gestalten, die erste Offenbarung des 1 in dem Raum, das fleischgewordene Wort, auf dem alles weitere Folgeleben beruht. Aus 2 folgt nothwendig 3, der heilige Ternar des geistigen Wirkens in der Zeit, der Mensch ist die concret gewordene Zeit. Das erste Aufschließen des materiellen Raums zu dem organischen Reich geschieht durch das Pflanzenleben, und dieses

*) Vergl. den ersten bis dritten Brief in Nr. 175 und 176, 215 und 216, 225 und 226 d. Bl. D. Red.

wird durch 5, die erste ungerade Zahl nach 1 und 4, bezeichnet; die Vermählung des Raums mit der Zeit, der 4 mit 3, gibt 7, die Zahl des Thierlebens, die Hieroglyphe des weiblichen Geschlechts. . . .

Wie in der Hexenküche.

Ich will so vieles Sinnige, Feingefühlte und richtig Beobachtete bei Ennemoser nicht verkennen, muß aber bedauern, daß es zu keiner wissenschaftlichen Durchdringung gekommen ist. Wie poetisch hat er das Jugendleben und das Verhältniß der Geschlechter in ihm geschildert, wie schön entwickelt daß jede Jungfrau in echter Ehe eine christliche Maria bleiben soll! Wie gewinnreich sind seine Beziehungen auf die psychologischen Ansichten der Bibel, wo ihm ein treffliches Schriftchen von Beck so gute Dienste leistet! Ja gerade Ihrer Aufmerksamkeit möchte ich ganz besonders empfehlen was Ennemoser zur Begründung des Satzes beibringt: daß in den Centralorganen des Nervensystems, und also auch in dem Gehirn, keine andern Organe vorhanden sind als Sinnes- und Bewegungsorgane;

denn das Gemüth, der Geist, die Vernunft bedürfen an sich gar keiner Organe; das vernünftige Gemüth und der vernünftige Verstand sind nämlich reinsubjective Eigenschaften der Seele, und können als solche unmöglich einen organischen Sitz irgendwo haben, wol aber darum die Centraltheile des Gehirns als Reflex- und Bewegungsorgane der objectiven Sinnes- und Willensthätigkeiten, ohne welche die Seele weder ihrer Eigenschaften als Gemüth noch als Verstand und Vernunft bewußt werden kann.

So behauptet auch Lotze in Rudolf Wagner's „Handwörterbuch der Physiologie", daß das Gehirn gar nicht als Organ der Seele zu betrachten sei, dessen sie sich bediene um sich zum Vorstellen überhaupt fähig zu machen;

nur durch die Herbeischaffung des Materials über welches das Denken stattfinden soll kann überhaupt das Centralorgan den Zwecken des Denkens Vorschub leisten; aber die Nothwendigkeit des Zusammenhangs in einem logischen Schluß, eine ästhetische oder moralische Beurtheilung kann, wenn einmal die Kenntniß des Gegenstands vorausgesetzt ist, durch irgend eine körperliche Mitwirkung nie gefördert werden. Es ist überhaupt hier gar kein Organ vorhanden dessen die Seele sich bediente, sondern nur Bedingungen, von denen die Richtung ihrer Thätigkeiten abhängt; aus diesen Gründen habe ich die Meinung ausgesprochen, daß es für alle höhern geistigen Thätigkeiten kein körperliches Organ gebe, daß vielmehr die Seele nur in denjenigen ihrer Verrichtungen und gerade so weit an leibliche Mitwirkung gebunden sei als sie Aeußeres in sich aufzunehmen, Inneres aus sich äußerlich zu gestalten hat.

Ich glaube wir können als Errungenschaft der bisherigen wie als Basis der künftigen Seelenforschung den Satz hinstellen: daß die Seele durchaus einheitlich ist, dieselbe als Lebenskraft wie als Denken, oder daß ihre unbewußte wie ihre bewußte Thätigkeit das Wirken eines und desselben Grundprincips ist; daß sie nicht aus vielerlei Vermögen oder Vorstellungen zusammengefügt wird, sondern daß sie, wie schon in allen Gliedern Ein Leben webt, ihre Eigenthümlichkeit in verschiedenen Formen und Strahlen entfaltet, aber stets ganz jeder Richtung ihrer Thätigkeit einwohnt. Wie das leibliche Leben in der Sinnesempfindung durch die Nerven, in der Bewegung durch die Muskeln und in der Gestaltung und Erhaltung, in der Ernährung und im Wachsthum des Organismus sich darstellt, so entspricht im reingeistigen dem ersten Processe die Intelligenz, dem zweiten der Wille, dem dritten die Bildnerkraft der Phantasie; aber kein Wille ohne Gedanken, ohne Bewußtsein, kein Denken ohne das Wollen, keine Erkenntniß und kein Zweck der Handlung ohne die Bilder der Phantasie!

Wie Aristoteles schon das Ernähren oder Leibbilden, die Empfindung und das Denken als die drei Stufen des Seelenlebens darstellte, von denen die untern stets in der höhern erhalten bleiben, so haben Sie in Ihrer „Psyche" Dasjenige was sonst wol der bloßen Materie oder einer besondern Lebenskraft zugetheilt wird, die Organisation und die Belebung des Körpers der Seele zuerkannt und auf der Grundlage der Zellentheorie trefflich dargestellt; Sie haben die bewunderungswürdige Weisheit, Sicherheit und Schönheit dieses unbewußt Göttlichen in uns in ein helles Licht gestellt, und uns mit der Ehrfurcht vor uns selbst erfüllt, die Goethe dem gereiften Geiste beilegt. Sie haben ferner gezeigt wie auch unser bewußtes Leben beständig auf dem unbewußten ruht, wie es sich allmälig aus demselben erhebt und täglich im Schlaf sich in dasselbe versenkt, ja wie stets nur ein kleiner Theil unserer Vorstellungen und Gefühle vom Bewußtsein beleuchtet wird, der ganze Reichthum derselben aber als innere Kraft des Geistes stets wirksam bleibt; Sie haben endlich was sonst unter der Kategorie der Wechselwirkung von Leib und Seele behandelt wurde als den Zusammenklang des unbewußten und des bewußten Seelenlebens dargethan.

Dann aber scheinen Sie Gefühl, Erkenntniß und Willen als die Trias der Seelenthätigkeit anzunehmen, wobei die Phantasie die ihr oben von mir in Uebereinstimmung mit dem leiblichen Dasein angewiesene Stelle nicht erhält, während das Gefühl mit der Erkenntniß gemeinsam zur theoretischen Seite des Seelenlebens gehört, und nur eine besondere Form des Innewerdens unserer selbst und der Dinge ist. Alle Gefühle ruhen durchaus auf dem Concreten, und die Seele wird in ihnen der Dinge wie der Ideen nur in der Art und Weise inne wie sie untrennbar vom Ich existiren; erkennend aber unterscheidet sie sich von den Dingen, erhebt sie sich in das Allgemeine, und wie sie sich selbst in dessen Lichte anschaut, so erhält sie die Welt der Erscheinungen wie der Gedanken in deren selbständiger Objectivität. Sie geben dann Beiträge zur Geschichte der Gefühle, der Erkenntniß, des Willens; es möchte wol geeigneter sein eine allgemeine Entwickelungsgeschichte der Seele, eine Darstellung ihrer Metamorphosen, ihrer Fortbildung von der Sinnlichkeit zum Göttlichen zu geben, und dann eine Charakteristik der oben angedeuteten Grundrichtungen hinzuzufügen. Hiervon abgesehen aber habe ich Ihre Geschichte der Gefühle mit großer Freude gelesen; so verständnißinnig, so im Anschluß an das Leben und an die Kunst, so auf der Grundlage der Bekenntnisse der edelsten Geister, der reinsten Naturen muß die Psychologie behandelt werden: dann kann sie zur Selbstverständigung, zur Läute-

rung, zur Weihe des Gemüths führen. Gestatten Sie mir, daß ich in Form von Randglossen einige Zusätze mache!

(Der Beschluß folgt.)

Aus Venedig.*)

Es war Nacht geworden als der Dampfwagen am Bahnhofe bei Mestre hielt. Kein Omnibus, kein Vetturin war zu sehen. Nur mit Mühe erlangten wir einen Karren, auf dem die Passagiere ihre zusammengeworfenen Effecten selber nach Mestre zogen. Hier aber war reges Leben. Zwar die Häuser waren theils zerschossen und theils verlassen, nur in den untern Stockwerken schimmerte hin und wieder ein Licht. Auf den Straßen aber, auf dem nach der Lagune führenden Kanal wimmelte der lebendigste Verkehr. Es galt einer ausgehungerten Bevölkerung von mehr als hunderttausend an Wohlleben gewöhnten Menschen die lange entbehrten Vorräthe wiederzuzuführen. Schiffe aller Gestalten wurden mit Getreide, Brot, Fleisch und Früchten, vor Allem mit Wein geladen, der in dunkelrothen Strömen aus den am Ufer aufgehäuften Gebinden durch lange Rinnen in die Fässer geleitet ward, die auf den dichtgereihten Fahrzeugen der Füllung harrten. Andere ruderten, segelten mit schon ausgeleerten Behältnissen heran, und wie in den guten Tagen Venedigs drängte unsere Gondel sich nur mühsam hinaus in den freien Kanal.

Welch ein Abstand! Noch vor wenig Tagen hatten die Blicke der hartbedrängten Meereskönigin vergebens am Horizonte nach einem Segel gespäht das ihren verschmachtenden Tausenden Speise und Trank zuführe. Und doch war die östreichische Blockade Nichts weniger als eine undurchdringliche gewesen. Leider nur hatten die Venetianer ohne es zu wollen sich selber abgesperrt. Ihr einziges Zahlungsmittel seit Monaten war ihr eigenes Papiergeld, das über die Gemarkung der Stadt hinaus keinen Curs hatte. Um ein ihnen werthloses Papier einzutauschen waren aber Dalmatier, Jonier u. s. w. wenig geneigt sich den Kanonenschüssen des östreichischen Blockadegeschwaders auszusetzen. Hätte Venedig in Silber bezahlen können, so hätte sein stolzes Haupt noch monatelang sich nicht vor dem Hunger zu beugen gehabt.

Je weiter wir hinausfuhren nach der Lagune, desto sichtbarer wurden die Verheerungen der letzten Kämpfe. Die Erdwälle, die Schanzen von Marghera waren von Bomben und Granaten durchwühlt. Schanzkörbe, Erd- und Wollsäcke lagen durcheinander, dazwischen zeichneten einzelne zum Theil umgestürzte Geschütze im hellen Mondenschein blinkend ihre unheimlichen Contouren gegen den nächtlichen Himmel. Noch gräulicher war die Verwüstung auf der Insel San-Giuliano. Ganze Mauerstücke waren von der Pulverexplosion durcheinander geworfen, und es schien unbegreiflich wie ein solcher Trümmerhaufen auch nur einiger Vertheidigung fähig gewesen sei. Von hier aus ist die Wasserfläche bis zum Fort San-Secondo, das die Venetianer während der ganzen Belagerung innehatten, ununterbrochen. Nur der lange Streifen der Eisenbahnbrücke verband vom 14. Jan. 1846 an, wo der erste Dampfwagenzug darüber hinrollte, bis zum 27. Mai 1849, wo die zwei ersten Bogen von den Venetianern gesprengt wurden, die Inselstadt mit dem festen Lande. Im Verfolge der Belagerung wurden zur Abwehr des Feindes über 30 Bogen, gegen ein Sechstheil der Gesammtzahl, in gleicher Weise ganz oder theilweise zerstört. An den meisten Stellen sind die Pfeiler unverletzt geblieben, zu Zeiten die Bogenwölbungen selbst nur stückweise erschüttert und eingesunken. Unmittelbar vor dem großen Quadrat in der Mitte der Brücke (dem Piazzale), wo die Hauptbatterie der Venetianer stand, ist aber eine Reihe von Pfeilern bis herunter zum Wasserspiegel weggesprengt. Die Lücken der ersten Art sind in den letzten Tagen durch Laufbrücken von Balken und Bohlen ergänzt. Vom Piazzale aus führen Pontons bis zum nächsten stehengebliebenen Pfeiler. Man hat die Venetianer wegen dieser Zerstörung der Barbarei beschuldigt, und sicher verdiente ein Werk das, mit einem Aufwande von 5½ Millionen Lire binnen fünf Jahren vollendet, den stolzesten Römerbauten würdig an die Seite tritt, die allgemeinste Theilnahme. Nicht allein aber war die Hinwegräumung dieses einzigen Zugangs zu der belagerten Stadt, der zugleich den Geschützen bequeme Aufstellung gewährte, durch die Vertheidigung unbedingt geboten, sondern auch unabhängig davon war seit dem Beginne des Baus unter den Venetianern Widerwillen gegen ein Unternehmen weit verbreitet das die Inselstadt ihres eigensten Charakters berauben sollte, und Vielen nur als die eiserne Fessel galt mit der Oestreich den Löwen des heiligen Marcus an die Fänge seines Adlers zu schmieden dachte. Keineswegs wird die Wiederherstellung der Brücke übermäßige Opfer fodern, und man gibt die Hoffnung nicht auf sie vielleicht noch im Verlaufe dieses Jahres ihrem frühern Gebrauche zurückgegeben zu sehen.

Das Piazzale und das noch etwas näher nach Venedig links gelegene Fort San-Secondo war noch fast unverändert in dem Zustande in dem vor wenig Tagen die italienischen Soldaten es verlassen hatten. Mehr als mannshoch regelmäßig und sauber zur Schutzwehr aufgeschichtete Erd- und Wollsäcke, Geschütze, Alles stand noch an seinem Platz. Von hier aus, ohne den Schutz kunstgerechter Vertheidigungswerke, zugleich dem glühenden Strahl der italienischen Juli- und Augustsonne, und dem Ungemache täglich wachsenden Mangels preisgegeben, hatte die venetianische Artillerie, großentheils von zwangsweise festgehaltener, oder von unerfahrener Mannschaft bedient, monatelang sicherzielend und unermüdlich Tod und Verderben unter die Belagerer entsendet, und selbst als die Führer des Aufstandes schon capitulirt hatten, die verzweifelte Gegenwehr aufzugeben sich geweigert. Eben hier war aber auch die einzige auf östreichischer Seite nennenswerthe Waffenthat der Belagerung, der muthige aber mit völlig ungenügenden Mitteln unternommene und daher nutzlose Ueberfall in der Nacht vom 7. zum 8. Juli, ausgeführt.

Die Gondel glitt in den Canaregio und wir waren endlich in Venedig. Mitternacht hatte noch nicht geschlagen; es war die Stunde, wo in glücklichern Tagen die Lagunenstadt lauter und belebter zu sein pflegte als beim Schein der Mittagsonne. Jetzt aber ruderten nur die Proviantschiffe schweigsam durch die ausgestorbenen Kanäle. Die lichtlosen Häuserfaçaden mit leeren Fensterhöhlen zeigten, daß wir uns in dem feindlichen Geschossen zunächst ausgesetzten Stadtviertel befanden, aus welchem in den letzten Wochen die ganze Bevölkerung fort und nach den östlichen Stadttheilen gezogen war. Trümmerhaufen dagegen wie ich sie erwartet hatte sah ich nirgend. Hin und wieder ein zerschlagenes Stück Gesimse, ein zerschmettertes Fensterkreuz; von Scenen wie sie z. B. die Straßen von Dresden nach den Maitagen boten keine Spur.

In dem ebenso schön gelegenen als wohleingerichteten Gasthaus der Europa, einem ehemaligen Palazzo Giustiniani, fanden wir zu unserer Verwunderung kaum noch Unterkommen, da fast alle Zimmer von Fremden, freilich von östreichischen Offizieren, besetzt waren. Schlimmer war es mit unserer Verpflegung bestellt. Vorräthe waren im Hause fast gar nicht vorhanden, und es machte einige Schwierigkeit am andern Tage eine Mittagsmahlzeit zu erlangen. Freilich sahen wir auf jedem der unzähligen „Campi", an den Straßenecken, am Fuße der Brücken improvisirte Schenken errichtet, wo der schwarzrothe Wein aus großen Fässern in irdene Krüge verzapft, und von den durstigen Käufern meist gleich im Stehen getrunken ward; freilich waren überall Berge von Wassermo-

*) Da die Zeitungen noch so wenig genügende Mittheilungen über die denkwürdigen Ereignisse in Venedig brachten, so wird der nachstehende Bericht, der gleich nach der Einnahme Venedigs zu Anfang September daselbst niedergeschrieben wurde, auch jetzt noch gern in d. Bl. gelesen werden. D. Red.

lonen, von Trauben, Pfirsichen und Feigen aufgehäuft, und Tische mit riesigen Thunfischen und anderm Seegethier wechselten auf den Straßen mit andern auf denen unzerstückelte Hammel, Kälber u. s. w. feilgeboten wurden; aber nicht nur fehlte bei dieser ämsigen und massenhaften Consumtion die dem Italiener sonst so natürliche Fröhlichkeit, sondern die Preise, die gewöhnlich auf Papierstücken an Stäbchen befestigt über den Waaren geschrieben standen, überstiegen das sonst übliche Maß noch um Vieles. Es kommt hinzu, daß wenn auch das östreichische Gouvernement dem revolutionnairen Papiergeld einen auf die Hälfte des Nennwerths reducirten Curs zugestanden hat, dennoch die Mehrzahl der Verkäufer, namentlich der vom Lande gekommenen, diese Manin'schen Zettel überall nicht oder nur mit noch größerm Verluste als Zahlung annehmen will. So beschränkt denn Jeder in der Hoffnung beide Uebelstände in kurzem gemildert oder aufgehoben zu sehen seine Einkäufe auf die Bedürfnisse des Augenblicks. Viele Speisehäuser und Schenken (z. B. der Cappello, der Vapore u. s. w.) haben ihr Geschäft noch nicht einmal wieder eröffnet, wodurch der Zudrang in den übrigen wahrhaft lästig wird.

Das Bedürfniß sich an Speise und besonders an Getränk nach so langer Entbehrung, und zwar wol in etwas reicherm Maße als der so mäßige Venetianer sonst zu thun gewohnt ist, wieder einmal zu erquicken fühlt nämlich ein Jeder. Auch ist gar manche Häuslichkeit von der Belagerung her noch in solcher Unordnung, daß die Familienglieder ihre Mahlzeit am Wirthstische statt am häuslichen Herde suchen müssen. Da fehlen denn selten trübselige Mittheilungen von der ausgestandenen Noth. Die meisten auch unter den Wohlhabendern die ich sprach versicherten mich, daß sie reichlich vier Monate lang keinen Wein getrunken, da die Flasche des gewöhnlichen Landweins nicht unter, wol aber häufig über 3 Thlr. verkauft sei. Eine Citrone habe von ⅓ bis zu ½ Thlr. gegolten, und Eis oder Schnee sei auch für Kranke überall nicht zu haben gewesen. Wie drückende Entbehrung durch den Mangel von Wein, Eis und Citronen in den heißen Sommermonaten bedingt war, ermißt wer das abständige laue Cisternenwasser von Venedig je zu solcher Jahreszeit unvermischt zu trinken versucht hat. Nicht geringer war die Theuerung der Nahrungsmittel. Ein Huhn wurde mit 3—4 Thlr., ein Ei mit ⅓ Thlr. und mehr bezahlt. Anderes Fleisch war so gut als gar nicht vorhanden. Die Pferde der zur revolutionnairen Armee gehörenden Cavalerie waren bald als Leckerbissen verspeist. Aber auch Katzen, ja Ratten und Mäuse wurden vielfach gegessen. Selbst die fischreiche See war den Hungernden fast gänzlich verschlossen. Bekanntlich ist der nächtliche Fischfang der ohne Vergleich ergiebigere. Bei Nacht aber gestatteten die aufständischen Machthaber aus Furcht vor verrätherischem Verkehr mit dem Feinde Niemandem in das Meer hinauszufahren. So blieb denn die Nahrung fast allein auf Brot beschränkt wie es für menschliche Mägen kaum verdaulich aus wenigem Roggen oder Gerste, vieler zum Theil seit Jahren als unbrauchbar zurückgebliebenen Kleie und Mehl von sogenannten Saubohnen bereitet ward. Selbst dies dunkelbraune, fast schwarze Gebäck war nur so kärglich vorhanden, daß die Frauen Nächte lang vor den Bäckerladen darauf harrten, und der Verkauf selten ohne Schlägereien verlief. Und wie Vielen fehlten nicht die Mittel auch nur dies Brot zu kaufen. Die Anfoderungen an das Leihhaus waren so groß, daß der Regel nach auf ein Pfand nicht mehr als ein halber Zwanziger (in Papier) geborgt ward. Um aber diese paar Groschen zu erlangen standen täglich ganze Scharen während des heftigsten Geschützfeuers stundenlang vor dem Monte di pietà, der, dem Eingang des Canaregio in den Canal grande nahe gelegen, den feindlichen Kugeln ganz vorzugsweise ausgesetzt war. Selbst das Vermahlen des wenigen vorhandenen Getreides machte Schwierigkeit. Man verwandelte die Locomotiven der Eisenbahn in Dampfmühlen; aber sie reichten nicht aus, und so mußten denn zahlreiche Handmühlen nachhelfen, ja noch gegenwärtig sieht man die Fliesen des Straßenpflasters häufig aufgerissen, wo die Anwohner mit Stein auf Stein das Korn zu zerreiben versucht haben.

Bemerkenswerth schien mir das Festhalten an einer altrepublikanischen Sitte ungeachtet solcher Noth. Vor Jahrhunderten wurden bei festlicher Gelegenheit vom Vordache der Marcuskirche Tauben und andere Vögel unter die wartende Menge entlassen. Steine belasteten den Thieren in solchem Verhältniß die Füße, daß sie nicht weit zu fliegen vermochten und bald eine Beute des Volks wurden. Einst nun, so berichtet die Sage, hatten einige Tauben sich von den hemmenden Gewichten frei zu machen gewußt, und saßen ruhig auf den Zinnen des Dogenpalastes, während ihre Gefährten der Gefangenschaft umsonst zu entrinnen strebten. Der Volksglaube schrieb ihre Rettung göttlichem Schutze zu, und ließ sie unangefochten. Bald wurden sie und ihre Brut Gegenstand allgemeiner Theilnahme, und ein Staatsdecret bestimmte, daß die Tauben des heiligen Marcus auf öffentliche Kosten erhalten werden sollten. So spazieren sie denn zu Hunderten unbeirrt durch das Drängen geschäftiger Menschen im Gefühl ihrer Sicherheit auf den Fliesen des Marcusplatzes, und wenn die zweite Stunde naht sind die Dächer der Procurazien übersäet von Tauben, die des ersten Glockenschlags warten um sich auf das Pflaster niederzulassen auf das im selben Augenblick aus einem der Fenster ein städtischer Beamter ihnen reichliches Futter spendet. Diese schöne Sitte nun ist nicht nur während der Dauer der Provisorischen Regierung alles Kornmangels unerachtet beibehalten, sondern wie man uns versicherte sind in diesen Zeiten ärgster Noth kaum ein oder zwei Fälle vorgekommen, wo ein hungernder Proletarier sich an den dem Schutzheiligen Venedigs geweihten Vögeln zu vergreifen gewagt hätte.

Unsere ersten Erkundigungen galten dem durch das Bombardement, welches vom 29. Juli bis zum 22. Aug., drei und eine halbe Woche lang, allnächtlich angedauert, verursachten Schaden. Wir fanden unsere günstigsten Hoffnungen für die geängstete Stadt noch um Vieles übertroffen. Ungerechnet die aërostatischen Höllenmaschinen, von denen die Zeitungen so viel Haarsträubendes berichtet, haben die östreichischen Batterien den öffentlichen Blättern zufolge etwa 110,000 Schüsse auf Venedig gethan. Davon haben nicht mehr als 13,350 Projectilien den Umkreis der Stadt erreicht, und zwar je nach der Verschiedenheit der Geschosse in verschiedener Tragweite: 3770 Bomben blieben fast allein auf das Gebiet von Canaregio und das Militairhospital von Santa-Chiara beschränkt; 4260 Granaten erstreckten sich weiterhin bis zu dem Bogen der von der Madonna dell' orto oder dem Sacco della misericordia ausgehend, Sant'-Eustachio (San-Stae) am Canal grande und die Kaserne (nicht die Kirche) de' Frari nebst der Scuola di San-Rocco umfaßt, und am Canal di Giudecca nächst San-Raffael arcangelo endigt. Das weiteste Gebiet endlich ist das der 5330 vierundzwanzigpfündigen unter einem Winkel von 45 Grad geschossenen Kanonenkugeln. Es schneidet nordwärts bei den großen bürgerlichen Spitälern de' Mendicanti und di San-Giovanni e Paolo, die es ganz umfaßt, in die Stadt ein, berührt die westliche Hälfte der letztgenannten Kirche, streift den Platz von Santa-Maria formosa, zieht sich dann über San-Giuliano und die Mercerien hart an der westlichen Ecke des Marcusplatzes (bei dem Ponte del cavalletto) hin, überschreitet den Canal grande beim Palazzo Trevisani in der Richtung nach den Incurabili, und endet auf der Giudecca bei San-Cosmo und dem Rio di Santa-Eufemia. Unberührt von den feindlichen Geschossen sind also außer der Salute, dem größten Theil der Giudecca und San-Giorgio maggiore geblieben der ganze Marcusplatz nebst Kirche und Dogenpalast, die ganze Riva de' Schiavoni, das Arsenal, der Dom (San-Pietro in Castello) und der von Napoleon begründete Oeffentliche Garten, das heißt dem Raum nach etwa ein Drittheil, im Verhältniß der Bevölkerung aber wol kaum ein Viertheil der Stadt.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 283. — 26. November 1849.

Philosophische Briefe über die Gegenwart.

4. An Karl Gustav Carus in Dresden.

(Beschluß aus Nr. 282.)

Jenachdem wir im innern oder äußern Leben einer Förderung und Erhebung oder einer Hemmung und Störung unsers Wesens innewerden, entsteht das Gefühl der Freude oder der Trauer; gesellt sich die Richtung auf den Gegenstand hinzu der Dies bewirkt, so äußert sich das Gefühl abstoßend oder anziehend, als Zorn und Haß oder als Sympathie und Liebe.

Schmerz und Liebe sind wol mit Recht die Erzieher der Menschen genannt worden. Wie der Widerstand die Kraft weckt, und wie ein edles Streben erst in der Gemeinsamkeit mit Andern von der Allgemeingültigkeit und Wahrheit seines Wollens überzeugt wird, so führen jene den Menschen sowol in sich hinein als wieder aus der Schranke der Ichheit heraus zur Hingabe an das Unendliche. Unglück allein würde uns erdrücken, Glück allein uns verzärteln und haltlos zerfließen lassen; zusammen stählt jenes die Stärke des Geistes und beflügelt dieses sie im Wohlgefühl des Gelingens. Nur die Scheinbilder der Trauer, nur der eingebildete Weltschmerz, der die Vernunft der Wirklichkeit nicht mit seinen eitlen Träumereien vertauschen mag, der statt den eigenen Willen mit dem Schicksal einstimmig zu machen, mit der Vorsehung wegen unerfüllbarer weil thörichter Wünsche hadert, ziehen den Geist herab und schwächen sein Wesen; ein echtes tiefes Leid durchschüttert den Grund der Seele und weckt dort schlummernde Kräfte, es reißt sie aus der Sicherheit und Selbstgewißheit heraus, und weist sie auf ein höheres Sein, in welchem allein der Friede zu finden ist. Da gehen uns Bedürfnisse auf die wir sonst nicht kannten, ein ungeahntes Sehnen und Hoffen bemächtigt sich des Gemüths und ruft Ideen wach, die uns in neue Gebiete führen und uns himmlische Mächte fühlen lassen, die Der nicht kennt „wer nie sein Brot in Thränen aß". Da wird uns klar das alte feste Schicksalswort das Hölderlin's „Hyperion" aussprach: „daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und daß wie Nachtigallgesang im Dunkeln göttlich erst im tiefen Leid das Lebenslied der Welt uns tönt." Es kommt hauptsächlich darauf an wie der Mensch sein Loos nimmt, wie er alle Ereignisse und Erfahrungen zur Bereicherung und Erhöhung der Seele durch edle Gefühle verwenden und dadurch sein Schicksal liebgewinnen lernt, einsehen lernt wie es nur der objective Ausdruck seines Gemüths ist, und daß es dadurch in seine Hand gegeben ward aus jedem Leid heilsamen Einfluß auf seine sittliche und intellectuelle Entwickelung zu erlangen, und durch die Art wie er es aufnimmt auch das Unglück als das immer wohlthätige Verhängniß der allgütigen Vorsehung zum Glücke sich zu verwandeln und so in Allem einen Gegenstand der Freude zu haben.

Zur Geschichte der Liebe schreibe ich Ihnen noch das Wort Mirabeau's: „Ma chère Sophie, nous sommes notre univers"; und die Ghasele Dschelaleddin Rumi's:

Wol endet Tod des Lebens Noth,
Doch schauert Leben vor dem Tod;
Das Leben sieht die dunkle Hand,
Den hellen Kelch nicht den sie bot.
So schauert vor der Lieb' ein Herz
Als ob es sei vom Tod bedroht;
Denn wo die Lieb' erwachet stirbt
Das Ich, der finstere Despot.
Du, laß ihn sterben in der Nacht
Und athme frei im Morgenroth!

Dann möchte ich nicht jede Liebe die nicht zur vollen Entfaltung, zum gänzlichen Entsprechen der Persönlichkeiten führt sofort ein Scheinbild nennen; denn wie ein Mann verschiedene Phasen seiner Entwickelung durchmacht, so können ihm für dieselben auch verschiedene weibliche Gemüther gemäß sein; ich möchte sie Entwickelungsbilder nennen. Außerdem vergleichen Sie was ich in der Einleitung zu „Abälard und Heloise" darüber gesagt, daß die Liebe nicht blind, sondern sehend sei, daß sie das Ideal erkennt das als göttlicher Lebensgrund und göttliche Lebensaufgabe in der Seele liegt, und Dies zu verwirklichen durch große Thaten vom Genius Zeugniß zu geben uns befeuert. Das angeschaute Ideal wirkt idealisirend auf das anschauende Gemüth; wer ein reines Herz liebevoll in sich aufnimmt wird dadurch selbst geläutert, wer all seinen Empfindungen und Gedanken ein edles Leben einverwebt oder sie auf ein solches bezieht, der adelt sich selbst damit: diese sittliche Macht der Liebesweihe hat Goethe in den Briefen an Frau von Stein in immer neuen Weisen ausgesprochen; wie die Liebe zur Religiosität, zu Gott führt, sang er in der karlsbader Elegie, wo er den Frieden der Liebe mit dem Frieden Gottes vergleicht.

Für die Erkenntnißlehre werden Sie in Ulrici's „Grundprincip der Philosophie" viel Treffliches zur Ergänzung Ihrer Darstellung finden. Die Sprache verdient eine größere Berücksichtigung, die Sie an der Hand Wilhelm von Humboldt's ihr leicht werden zu Theil werden lassen. Die Metamorphosen der Seele hat Hillebrand in der „Philosophie des Geistes" am besten entwickelt.

Wie man in Ihrem ganzen Buche ebenso sehr, ja fast mehr den Künstler wie den Denker sieht, so haben Sie auch den Willen von der Höhe des ästhetischen Standpunkts betrachtet, mit dem heitern Sinn betrachtet der an den Abgründen sicher vorüberschreitet. Die grauenvolle Macht des Bösen, der Reiz der Sünde erfodert aber hier mehr die ethische Behandlung; und wenn Sie auf diese Nachtseite des Menschenthums eingehen, so werden Sie von selbst zur Darstellung des Processes der Wiedergeburt hingeführt werden, um sich wieder an das Licht zu erheben. Hier werden Ihnen die deutschen Mystiker die Farben leihen.

„Begriffe ohne Anschauungen sind leer, Anschauungen ohne Begriffe blind" — mit diesem Satz hat Kant in der „Kritik der reinen Vernunft" es ausgesprochen, daß uns für jede wissenschaftliche Gewißheit Zweierlei nöthig ist, die Vernunft in der innern Macht ihrer geistigen Allgemeinheit und die Erfahrung des Besondern, die Wahrnehmung; denn das Ideelle und das Materielle bilden überall erst in ihrem Zusammensein das volle Leben. Darum werden wir die Unsterblichkeit als eine Foderung der Vernunft hinstellen können, wir werden im Ganzen einer philosophischen Weltanschauung ihre Nothwendigkeit darthun können, uns aber bescheiden über das Wie derselben Etwas wissenschaftlich auszumachen.

Hier hat das individuelle Gefühl eines Jeden, hier das Herzensbedürfniß, hier die Ahnung und Phantasie einen Spielraum; darum hat Platon diese Frage, während ihm das Daß der Ewigkeit der Seele feststeht, in einem mythischen Helldunkel behandelt, welches schwer unterscheiden läßt wo der Ernst des philosophischen Denkers und wo das Spiel der Poesie waltet; darum hat gerade hier auch die poetische Form ein Recht, und wenn Etwas so ist die Unsterblichkeit Stoff einer Gedankendichtung. Ich habe es versucht sie in der Ihnen bekannten „Letzten Nacht der Girondisten" so darzustellen. Sie streben zu unterscheiden was an der Seele ewig und was vergänglich ist, und opfern das persönliche Selbstbewußtsein, indem Ihnen alles geistige Leben an leibliche Vorgänge gebunden ist, und darum keine Erinnerung ohne den gegenwärtigen Leib möglich scheint; deshalb deutete ich Ihnen oben eine abweichende Ansicht von Ennemoser und Lotze zu näherer Beachtung an. Denn was unser Gemüth verlangt Das ist gerade die Fortdauer des Bewußtseins von uns als diesen, die Continuität unsers Ichs, die auch täglich das Unbewußtsein des Schlafs unterbricht ohne sie aufzuheben. Ueberall aber können wir sicher sein, daß die volle Wahrheit auch das Herzbefriedigendste ist, und wo uns ein Rest des Schweigens bleibt, wo das Gemüth noch unerfüllte Foderungen stellt, da müssen wir diese nicht verwerfen, sondern durch eine tiefere Erkenntniß ihnen Genüge thun.

---

5. An Hundeshagen in Heidelberg.

Es ist nicht gut, wenn ein Volk das alle Bedingungen einer umfassendern Entwicklung in sich trägt auf eine ausschließlich literarische Existenz zurückgedrängt wird.

Dies Motto Ihres classischen Buchs über den deutschen Protestantismus hat eine größere Tragweite entwickelt als Sie selbst andeuteten; Sie wiesen darauf hin wie die Wissenschaft welche nicht die Blüte eines gesunden Volkslebens ist allmälig zur Unfruchtbarkeit verdammt wird, wie das schlichte Wahrheitsgefühl in diplomatischen Phrasen sich abstumpft, und ein Jahr später öffnete sich unserm Volk die Schranke der politischen Arena, und traten seine Gelehrten auf den Kampfplatz; das Geschick der Nation war ihr selbst überliefert. Aber weder in Frankfurt noch in Berlin noch in Wien hatten ihre Vertreter Muth und Einsicht genug um rechtzeitig einen Neubau des Staats zu vollbringen; die Begeisterung verrauchte und die Verfassungsfrage lag wieder in der Hand der Könige! Es war nicht gut, daß wir so lange eine blos literarische Existenz unserer geistigen Kräfte gehabt, und wo wir eine Meisterschaft hätten beweisen sollen, da mißglückte die Probe, und wir können uns freuen, wenn wir wenigstens jetzt ununterbrochen in eine politische Schule gehen und lernen wie wir es besser zu machen haben. Kommt es doch auf die Staatsformen überall lange nicht so wesentlich an als auf den Geist des Volks, der mit jedem Werkzeug arbeiten kann! Vor Allem aber ziemt es sich, daß fürder nicht jede Partei die andere wegen des Mislingens anklagt, sondern daß wir unsern gemeinsamen Antheil Alle auf uns nehmen; wollen wir die Hoffnung eines Bußgesangs aus den Befreiungskriegen hegen, so müssen wir auch mit ihm beginnen:

Frei war von Schuld nicht Einer,
Und unser Aller Keiner
Ist der nicht schwer geirrt.
Nun laßt uns Das erkennen
Und lasset uns bekennen
Was uns so lang verwirrt.
Wir stehen in der Reihe
Der edlen Völker doch:
Des Unglücks hehre Weihe,
Wie auch die Zeit uns zeihe,
Reicht uns die Krone noch!

Ich möchte Sie gern veranlassen ein Wort über unsere nächste Vergangenheit und unsere Zukunft öffentlich zu sagen: mir liegt das Grundgebrechen der ganzen verjährigen Erhebung in einem Mangel an religiösem Sinne, nicht sowol bei dem Volke als bei den Führern; und wo jetzt ein specifisch religiöser Sinn auftritt, da bewegt er sich in Formen und auf Bahnen die mir nicht die des Heils scheinen: er stellt sich in den Dienst der Reaction, statt die Fahne der Freiheit voranzutragen. Es ist jüngst ein Brief von Max von Schenkendorf gedruckt worden, darin heißt es:

Es war so viel *geschehen* im Krieg, da bildeten die Menschen sich ein sie hätten es gethan und *gemacht*, ganz

vergessend, daß Gott nicht in gemachten Tempeln wohnt. Dieser Hochmuth ist nun von rechtswegen bestraft, und Alle sind gefallen, damit Keiner sich rühmen darf. Es thut einem deutschen Herzen freilich weh, daß die Stämme unsers Volks, die nach so langer Trennung ihre Arme sehnsüchtig einander entgegenbreiteten, aufs neue so teuflisch verhetzt sind. Das soll uns aber den Blick auf das Ziel nicht trüben, oder uns gar an unserm Ziel irremachen. Rückwärts geht Gott und die Zeit nicht, also in Gottes Namen vorwärts! Vorn ist Bahn und zu thun ist noch genug. Wir erleben doch noch, oder unsere Kinder erleben's, ein freies glückliches Vaterland!

Wenn Schenkendorf von einer Zeit also redet welche uns jetzt als eine des religiösen Aufschwungs in der Erinnerung vorkommt, von Kämpfen also redet die Körner mit den Versen einleitete:

Es ist kein Krieg von dem die Kronen wissen,
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg!

was sollen wir von unsern Tagen sagen, wo die conservativ-liberalen Leiter und Führer dem aufgeklärten Rationalismus des Beamtenstandes huldigten, den Sie so gut gezeichnet haben, und die Radicalen mit wenigen Ausnahmen dem Atheismus verfallen waren, die Religion haßten oder verachteten, und nicht einmal klug genug waren sie dem Volk nicht anzutasten oder sie als Werkzeug zu gebrauchen! Statt im christlichen Staat die auf Sittlichkeit gegründete freie Lebensgemeinschaft zu erkennen, überließen sie denselben ihren Gegnern, und entwurzelten sich selbst bei einem großen und nicht dem schlechtesten Theil des Volks, das mit richtigem Gefühl am Christenthume festhält.

Bei dem Schiffbruch den die Kämpfer um politische Formen gelitten, bei dem Untergange Derer die mit einigen socialistischen Formeln die Welt meinten retten zu können ohne eine sittliche Wiedergeburt, gedenke ich des Worts das Karl Zeuner zu mir sagte als er wieder nach Amerika ging. Sie erinnern sich wol dieses Mannes aus den dreißiger Jahren; sein Name ist durch den Proceß Weidig's, dessen Lieblingsschüler er war, vielfach mit vollster Anerkennung seines ehrenhaften, von keiner Kerkerqual gebeugten Charakters genannt worden. Weil er sein Ringen nach Einheit und Freiheit des Vaterlandes nicht bereuen wollte ward er damals nur unter der Bedingung des Auswanderns aus dem Gefängniß entlassen; die Kunde von den Märztagen rief ihn nach Europa, er durchwandert Deutschland, aber um nach Amerika zurückzugehen. „Europa", sagte er beim Abschied, „gleicht der alten Welt zu Christi Zeit: Egoismus herrscht statt der Liebe; kaltes Verstandeswesen statt der Begeisterung; auch diesmal kann nur Christus retten; sie meinen zwar das Christenthum eingesargt zu haben, aber es wird auferstehen, und wenn dann eine neue politische Erhebung die religiöse Weihe erhält, dann wird sie ein hohes Ziel erreichen." Er hatte in diesem Sinne fast mit Niemand gesprochen, die Leute verstanden ihn nicht.

Wir sehen Symptome der Auferstehung des Christenthums. In Frankreich ist ein Bund aller hervorragenden Geister, die eine Erneuung und Fortbildung der Gesellschaft auf religiösem Grund erstreben, bereits im Werk, um durch gemeinsame praktische und wissenschaftliche Arbeiten das Volksbewußtsein heranzubilden; in Deutschland besteht bereits ein Kreis von Männern die die bloße Negation überwunden haben, und in freiem Anschluß an die große Grundidee des Christenthums neue Bahnen der Forschung betreten; und daß gerade jetzt die innere Mission der Kirche so großartig hervortritt, daß die Theologen einsehen wie nicht mit Worten, sondern mit Thaten der Liebe der eigene Glauben bewiesen und der schlummernde Glauben geweckt werden muß, Das ist ein so schönes als bedeutsames Zeichen der Zeit. Aber — wenn nur dies verhängnißvolle Aber nicht wäre! — in Frankreich droht jenem Streben die Klippe des Legitimismus, und wenn etwa die Restauration der Zweck der Association sein sollte, und nicht die Sittigung und Veredlung des Lebens in den Formen des freien Staats, so würde sie nur dienen die Verwirrung und Parteiung zu mehren, und die Religion als ein Mittel einer von der Geschichte wiederholt gerichteten Politik für die Republikaner zu einem Gegenstand des Hasses zu machen. In Deutschland laufen wir Gefahr, daß die innere Mission einem einseitigen Pietismus verfällt; statt von einer moralischen und materiellen Hebung des Volks aus zu wahrer Religiosität hinüberzuführen, droht ein unglückseliges Bekehren zum Buchstaben der da tödtet, statt zum Geiste der da lebendig macht, in den Vordergrund zu treten. Wol ist das Gefühl der Heilsbedürftigkeit nothwendig, aber es soll zur Versöhnung leiten, die Freude derselben soll eintreten, statt der kopfhängerischen Flucht aus der Welt wollen wir die Verklärung des Lebens.

Es ist an einem Manne wie Sie, hier seinem Volke und seiner Zeit nicht zu fehlen, sondern sein Gewicht dafür in die Wagschale zu legen, daß die Freiheit erkannt werde nicht als eine Bundesgenossin des Unglaubens, sondern der Religiosität, daß aber die Religiosität nicht zu einem trübseligen Mumiendienste der Vergangenheit, nicht zu einem dogmenwüthigen Zelotismus werde, sondern daß sie mit der selbstkräftigen Wissenschaft sich vereinige, daß sie die mannichfaltigen Zweige des Einem Kern entsprießenden Lebensbaumes ebenso innig durchdringe als nach ihrer Art gewähren lasse. Gebe der Himmel, daß nicht eine fortlaufende Kette der Blutrache das deutsche Volk umschnüre, sondern durch den Geist der Liebe ihm die Sonne eines gottkundigen Frühlingstages aufgehe!

Gießen, im Sept. 1846. **M. Carriere.**

Aus Venedig.

(Beschluß aus Nr. 282.)

Was die Wirkung dieser Projectilien anlangt, so sind zunächst die Bombenballons ohne allen Erfolg geblieben. Auch nicht Eine dieser verderbenschwangern Kugeln hat die Stadt erreicht, und während der kurzen Zeit die verging bis die Oestreicher den völlig mißglückten Versuch aufgaben, gereichten die unschädlichen Explosionen über der offenen Lagune den zahlreichen Zuschauern zur Unterhaltung. Aber auch die anderweitigen Geschosse haben auffallend geringe Verheerungen angerichtet. Allerdings ist die Gewalt mit der namentlich die Vierundzwanzigpfünder vielfach (z. B. in der Scuola di San-Rocco) durch mehre Stockwerke und durch die festesten Marmorfußböden hindurchgeschlagen sind wahrhaft erschreckend. Es ist aber als ob eine höhere Hand sie geleitet hätte möglichst wenigen

Schaden zu thun. Denn 13,350 Kugeln haben nach den übereinstimmenden Angaben Aller die ich gesprochen nicht mehr als acht Menschen getödtet, und außerdem noch eine geringe Anzahl verwundet. Dabei ist noch hervorzuheben, daß keineswegs etwa die ganze Bevölkerung der bedrohten Stadttheile sich in den Kellern (deren die Häuser Venedigs nicht einmal haben) versteckt gehalten oder nach dem öffentlichen Garten geflüchtet hat. Es liegt in der Weise des Venetianers zwar sein Ungemach lebhaft zu empfinden und redselig zu beklagen, aber es mit fatalistischer Resignation, die einen eigenen Anflug schmerzlichen Humors hat, widerstandslos zu ertragen. So sind denn auch während des heftigsten Feuers die Einwohner großentheils nicht von der Straße, geschweige denn aus ihren Häusern gewichen. Man ergötzte sich daran die feurigen Bahnen der Wurfgeschosse zu verfolgen, und ihr Niederschlagen, das Krachen der Dächer und Mauern wurde bald ein Gegenstand bitterer Witze unter den beisammenstehenden Nachbarn. Die Knaben wußten mit Geschick unter lautem Beifall der Zuschauer der eben gefallenen Bombe den Zünder zu entreißen, worauf sie das unschädlich gewordene Mordgeschoß dann eilig bei der städtischen Behörde gegen den dafür ausgesetzten Papierzwanziger vertauschten.

Auch den Gebäuden und andern Kunstwerken ist Gottlob nur geringe Unbill widerfahren. Allerdings ist der Palast Mocenigo (nächst San-Samuele am Canal grande) von nicht weniger als 42 Kugeln durchlöchert; allerdings haben unter den Kirchen San-Geremia (an der Mündung des Canaregio in Canal grande) und die Chiesa dei Tolentini (westlich von den Frari) vorzugsweise gelitten; glücklicherweise enthalten sie aber keine Kunstwerke ersten Ranges. San-Sebastiano, das die Meisterwerke Paolo Veronese's umschließt, Scuola di San-Rocco, wo Tintoretto seinen Triumph feiert, sind zwar von manchen Kugeln getroffen, die Decken sind durchgeschlagen, die reich verzierten Soffitten, die Marmorfliesen zersplittert, auch mehre der Bilder von den Geschossen wirklich berührt; immer aber nur an wenig erheblichen Stellen, im Boden, in den Wolken oder dergleichen, sodaß die Restauration durchaus keine Schwierigkeit haben wird.

Die Akademie der schönen Künste (Scuola della carità) umschließt eine in ihrer Art einzige Sammlung venetianischer Meisterwerke, und es läßt sich mit Recht behaupten, daß wenn die hier vereinigten Bilder zu Grunde gingen, eine vollständige Anschauung der Höhe zu der die Venetianerschule im 16. Jahrhundert gediehen ist nicht mehr zu erlangen sein würde. Schon in der ersten Nacht des Bombardements fielen nun in den Hauptsaal (Sala delle pubbliche funzioni) drei Kugeln, deren eine mitten durch eines der bessern Bilder von Bonifacio (die Anbetung der Könige, Nr. 36) hindurchging. Die erschrockenen Beamten der Akademie ließen sich durch die drohende Gefahr nicht abhalten sofort von Matratzen, Baumwollenballen u. s. w. wenigstens vor den bedeutendsten Bildern Schutzmauern zu errichten, die zum Theil erst bei unserer Anwesenheit hinweggeräumt wurden. Die rühmenswerthe Vorsicht wäre aber nicht einmal nöthig gewesen; denn jene drei ersten Kugeln sind auch die letzten geblieben, und die Darstellung im Tempel, die Himmelfahrt Mariä von Tizian, das Abendmahl von Paolo Veronese, der Fischer und der Doge von Paris Bordone sind zur Freude aller Kunstkenner unangetastet geblieben.

General Chassé verschmähte es vor 18 Jahren aus Menschlichkeit auch in seiner ärgsten Bedrängniß das feindliche, für seinen König ohnehin verlorene Antwerpen zu beschießen. Die östreichischen Belagerer des noch weit volkreichern Venedig, das als einer der edelsten Steine in die Krone der Habsburger wieder eingesetzt werden sollte, haben nicht geglaubt diesem Beispiele folgen zu müssen, und die Eilande mit Verheerungen bedroht vor denen Attila's Scharen einst zurückwichen. Die Kosten für dieses Bombardement werden für Oestreich auf mehr als eine Viertelmillion berechnet. Gegen 15 — 20,000 seiner Krieger sind während der Glut der Hundstage mehr vom Fieber und der Cholera als von den Kugeln der Venetianer hinweggerafft, und noch heute verkündet das bleierne matte Auge jener zahllosen leichenblassen Gestalten die durch die Straßen Veronas und anderer Städte des festen Landes wanken, daß das Grab der Belagerer Venedigs noch nicht geschlossen ist. Dennoch aber darf man behaupten, daß alle diese materiellen Opfer, welche durch den peinlichen Eindruck den der Gebrauch jener äußersten Strenge gemacht hat vielleicht noch überwogen werden, Nichts dazu beigetragen haben Venedigs Fall auch nur um einen Tag zu beschleunigen. Den 13,350 Kugeln zum Trotz hat Venedig widerstanden bis die Mundvorräthe nicht mehr hinreichten das Leben der Bevölkerung in der geschilderten kümmerlichen Weise auf länger als drei Tage zu fristen; in diesem Augenblick aber würde es gefallen sein, wenn die Belagerer sich auch nur auf strenge Absperrung beschränkt hätten.

Einen empfindlichen aber mittelbaren Nachtheil hat indeß jene Beschießung allerdings für Venedig gehabt. Mit der Zahl der feindlichen Kugeln stiegen regelmäßig die Choleraerkrankungen und Todesfälle. Immer zahlreicher drängte sich zu solchen Zeiten die Bevölkerung in den östlichen Theil der Stadt, vorzüglich in die Oeffentlichen Gärten. Verwundete Kranke waren mit Gesunden in ekelhaftem Gedränge untermischt. Den glühend heißen Tagen folgten oft Nächte deren Kälte im Freien am Ufer der Lagune empfindlich war, und wo so viel Menschen in engem Raume zusammengehäuft waren fielen die Nahrungsmittel noch kärglicher und ihre Bereitung noch mangelhafter aus. Die durch den drohenden Untergang des Vaterlands, durch den Austausch so manchen Einzelschmerzes tiefgedrückte Stimmung machte auch an ihrem Theil für die Einwirkung der Epidemie empfänglicher, und wenngleich die Nachrichten die noch in Verona verbreitet waren übertrieben sind, so erkrankten doch nach amtlichen Listen die mir im Auszuge vorgelegen an einzelnen Tagen mehr als 400 an der Cholera, während die höchste Zahl der Gestorbenen 240 betrug.

Unter den Choleratodten dieser letzten Tage war auch Heinrich Stieglitz, den mehre meiner Bekannten noch am spätten Abend des 22. Aug. gesprochen, und den am frühen Morgen des 23. die Seuche hinwegraffte. Am Tage seiner gezwungenen Abreise nach Korfu setzte Tommaseo in folgenden schönen Worten ihm ein Denkmal: „Enrico Stieglitz, Annoverese, che per dieci anni di soggiorno in Venezia l'amò come figlio e ne difese contro l'Austria i diritti, e ne scriveva la storia, fu guardia civica il XXII di Marzo, e alla presa dell' Arsenale. Sin da giovane patì prigionia per la libertà, ispirò un amore legittimo e tremendo a donna che per sanarlo morì, credette alle nobili cose, le generose anime amò, visse con parsimonia d'anacoreta, monda d'avarizia, alla presa di Marghera parve colto da vecchiaja prematura, morì di collera addi 23 d'Agosto, quasi per non vedere sepolto l'ultimo vessillo italiano. N. Tommaseo, che l'ebbe visitatore coraggioso e pio nella carcere, avviandosi al secondo esilio, queste parole in nome di Venezia con lagrime gli consacra." (Heinrich Stieglitz aus Hannover, der Venedig während der zehn Jahre die er hier weilte gleich einem Sohne geliebt, der dessen Rechte gegen Oestreich verfochten, und dessen Geschichte geschrieben hat, war Bürgerwehrmann am 22. März 1848 und bei der Einnahme des Arsenals. Er gewann die fleckenlose aber mächtige Liebe eines Weibes die um ihn zu heilen sich den Tod gab. Für alles Edle empfänglich liebte er edelmüthige Seelen. Frei von Geiz lebte er mit der Sparsamkeit eines Anachoreten. Der Fall von Marghera stürzte ihn in vorzeitige Altersschwäche. Er starb den 23. Aug. 1849 an der Cholera, als ob er nicht habe sehen wollen wie die letzte italienische Fahne ins Grab sank. N. Tommaseo, den er muthig und theilnehmend im Kerker besuchte, weiht in die zweite Verbannung ziehend im Namen Venedigs ihm unter Thränen obige Worte.)

71.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 284. — 27. November 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Vierter Artikel.*)

Vierter und fünfter Band.

Das Geschick verschafft seiner leitenden Macht über die Handlungen der Menschen oft in wunderlichen Formen Geltung. Und wenn die Philosophie auch diesen bestimmenden Einfluß äußerer Verhältnisse leugnet, wenn sie noch so stolz und prächtig bewiesen zu haben glaubt, daß die unendliche Freiheit des Wollens in der absoluten Selbstbestimmung der Subjectivität dem Geiste seinen Inhalt setze: — was kümmert Das einen philosophieungläubigen Poeten, der sich in der Lecture der Kirchenväter berauscht um seinen Aerger über die Gottlosigkeit Voltaire's und über die Flachheit des amsterdamer Juden Spinoza zu vergessen? Der Poet schüttelt den Kopf: es liegt allzu viel von Zufall und göttlicher Vorsehung in seinem Leben zerstreut, als daß er an die unbedingte Selbstherrlichkeit seines eigenen Willens glauben könnte.

In stiller Zurückgezogenheit finden wir Chateaubriand wieder, ganz der Arbeit hingegeben, unermüdlich beschäftigt mit den Verbesserungen und Ausführungen zum „Génie du christianisme". Da bleibt keine Zeit für piquante Journalartikel übrig, wie sie Fontanes gern haben möchte in die Spalten seines „Mercure de France". Die Nothwendigkeit, la nécessité, d. h. der Mangel an Geld, unterstützt zwar ziemlich die Bitten und Vorschläge Fontanes'; allein eine Arbeit an der die ganze Seele unsers Poeten hängt, und die noch dazu ein Palmzweig auf das Grab der Mutter werden soll, läßt sich nicht so leicht beiseite legen. Wie herauskommen aus diesem Dilemma? Das Schicksal hilft — und zwar diesmal in der Gestalt von zwei Turteltauben, ganz gewöhnlichen Thieren. Wenn nämlich der Poet am späten Abend sich nach Ruhe sehnt und mit Gedanken über die heilige Trinität sich auf sein Lager wirft, da ruchst und girrt es so unerbittlich in seinem Zimmer, daß er aufstehen muß, um seine Turteltauben, die er seit kurzem gekauft hat, in seinen kleinen Reisekoffer zu packen. Vergebliche Mühe! Der eintönige Klang verfolgt ihn auch von hier aus und schafft ihm unerquicklich schlaflose Nächte. In einem solchen Augenblicke unfreiwilliger Wachsamkeit kam ihm der Einfall in den Kopf für den „Mercure de France" einen Brief an Frau von Staël zu schreiben: ein glücklicher Einfall, wie der Erfolg bald lehrte; denn was zwei dicken Bänden über die Revolutionen nicht hatte glücken wollen, unsern Autor in einen ausgedehntern Leserkreis einzuführen, Das gelang zweien Turteltauben und — diesem Briefe.

Ein erster Erfolg! Das ermuthigt den Autor, und er kündigt schnell im „Journal des débats" das Erscheinen der „Atala" an. Fontanes' strenge Kritik trägt vor der Vollendung noch gute Früchte, und als das kleine Buch vor die Oeffentlichkeit tritt, da erregt die Fremdartigkeit seines Stoffs und die Originalität seiner Behandlung das Erstaunen, das Befremden, vielleicht im Einzelnen den Aerger, überall aber die Aufmerksamkeit der Leser. In diesem irrgläubigen Frankreich erklingt plötzlich die Verkündigung einer Religion die ihre Allmacht und ihren himmlischen Ursprung im Urwald bewährt hatte: da ist Alles interessirt, der Eine aus Neugier, der Andere aus religiösem Bedürfniß, der Dritte aus Scandalsucht. Abbé Morellet, ein Repräsentant des frommen Frankreichs, gehört zu den letztern: er kritisirte „Atala", indem er seine Magd auf den Schoos nahm und sich vergebens bemühte die Füße dieses guten Kindes in seinen Händen zu halten, wie Chactas Atala's Füße während des Gewitters hielt. Solchen Beurtheilern gegenüber mag man es dem verletzten Autor wohl verzeihen, wenn er voll Bitterkeit ausruft: „Hätte sich der Chactas der Straße Anjou so malen lassen, dann würde ich ihm diese Kritik verziehen haben."

Wie fast Alles im Leben, so genießt Chateaubriand auch die Freuden seiner jungen und vielfach ermunterten Autorschaft auf eine eigenthümliche Weise. Er liebt den Ruhm, aber er liebt ihn schüchtern, so schüchtern, daß er sich fast vor ihm fürchtet. Wenn er des Abends ausgeht drückt er den Hut tief ins Gesicht, damit nicht Jeder den großen Mann erkenne, und wenn er im Lateinischen Viertel für 30 Sous sein Mittagessen verzehrt, so schmeckt es ihm nicht, weil er denkt die Leute betrachten ihn fortwährend, und zuletzt wundert er sich darüber, daß er, die créature extraordinaire, wie ein gewöhnlicher Mensch ißt. Aber man treibt es auch arg

*) Vergl. den ersten bis dritten Artikel in Nr. 24—27, 48—51, 98—101 d. Bl. D. Red.

mit der Phantasieschöpfung unsers Dichters, und man muß in der That die ganze Langweiligkeit und Eintönigkeit der damaligen französischen Literatur bedenken, wenn man begreifen will wie „Atala", dieser Stern, der freilich dazu sein Licht von der lange umwölkten Sonne des Christenthums empfing, einen so durchgreifenden und allgemeinen Eindruck machen konnte. In den Gasthäusern fand der Autor in roth, grün und blau gemalten Kupferstichen seinen Chactas, den Vater Aubry und das Mädchen von Simaghan wieder, in den Straßen von Paris bot man ihm die Helden seines Romans als Wachsfiguren zum Kauf an, und selbst bis in die Boulevardstheater verfolgte ihn sein eigenes Werk, da hörte er seine Wilde mit einem Wilden ihrer Art von der Seele der Einsamkeit sprechen. Als später sein „Génie du christianisme" erschien gesellten sich zu diesen Huldigungen bald feinere, die der Eitelkeit noch mehr schmeicheln. Die jungen Damen, die über die Liebe Atala's weinten, und namentlich die frommen Frauen, die sich für den christlichen Glauben Chateaubriand's im Namen der Religion enthusiasmirten, überschütteten den überraschten und vor Freude und Eitelkeit halb trunkenen Autor mit duftenden Briefchen und zuvorkommenden Einladungen. So manche dieser Einladungen blieb nicht unbeachtet; der entzückte Dichter fand nicht selten dreizehnjährige und vierzehnjährige Mädchen, reizende Wesen voll Sentimentalität, unter ihnen eine Polin, Mischung von Odaliske und Walkerie, die der weißen Schneeglocke oder der lieblichen Haideblüte glich. So verführischen Bekanntschaften gegenüber behauptete Chateaubriand eine Charakterstärke zu der man den Schlüssel nur in seinem wirklich frommen, aller Heuchelei feindlich abgewandten Sinne finden kann. Chateaubriand wollte nicht zu den gläubigen, gottergebenen Seelen gehören die auf den keuschen Pfaden der Religion statt zum Tempel der Herzensreinheit zum Tempel der Wollust zu gelangen suchen.

Neben diesen improvisirten Autorbekanntschaften nehmen andere und bemerkenswerthere Persönlichkeiten Chateaubriand in Anspruch. Fäden die das Schicksal erst am felsigen Grabe von St.-Malo zerriß werden in dieser Zeit angeknüpft, eine Reihe zum Theil glänzender Namen wird jetzt in die Freundesliste des Dichters der „Atala" eingezeichnet. Frau von Bacciocchi, die Schwester Napoleon's, Lucian Bonaparte, Frau von Recamier, Frau von Beaumont, Joubert, Bonald, Molé, Pasquier, Chénédolle — wahrlich ein herrliches Lehrercollegium für einen leidlich gelehrigen Schüler! In solchem Kreise gedieh was bis jetzt nur keimend in Chateaubriand gelegen hatte, und die Verehrung für Frau von Beaumont mag namentlich jene sanfte weibliche Milde und jenen wunderbaren Zug weiblich-treuer Hingebung für bestimmte Persönlichkeiten in seinem Charakter ausgebildet haben. Diese blasse Frau von Beaumont, deren verschleierter Blick einem durch Wasser blinkenden Lichtstrahle glich, und deren etwas schroffer und ungeduldiger Charakter ein großes Gefühl und ein tiefliegendes Leid verrieth, war schon dem Tode verfallen als Chateaubriand sie kennen lernte. Ihr leidendes Aussehen, ihre physische Schwäche und die Langsamkeit ihrer Sprache rührten ihn in gleichem Maße als ihn ihr freier Geist, ihr Muth, ihre zugängliche Intelligenz begeisterten. Auf jeden Fall würde sie auf seine leichte Empfindsamkeit einen bedenklich krankhaften Reiz geübt haben, wenn nicht Leute von so piquanter Originalität wie Joubert, Fontanes u. A. durch ihren persönlichen Umgang diesen Reiz in Etwas paralysirt hätten. Fontanes war für ihn eine lebendige literarische Anregung: als Wächter des guten Geschmacks und geschworener Feind einer unkünstlerischen Natürlichkeit der Darstellung lehrte er Chateaubriand die Härte und Misgestalt der Gegenstände durch eine weise Anordnung ihrer Beleuchtung verbergen, und es kam ihm dann nicht darauf an, wenn er in der Hitze des Gesprächs mit dem Stocke auf den Boden pochend die 84 Stufen keuchend erstieg die zu der Poetenwirthschaft auf der Rue St.-Honoré führten. Joubert war ganz voller Tollheiten. Da er glaubte, daß leidenschaftliche Bewegungen seiner Gesundheit schadeten, gab er sich alle mögliche Mühe ruhig zu sein; allein da er Kummer und Lust redlich mit seinen Freunden theilte gelang ihm Dies nie.

Um Kräfte zu sammeln, glaubte er, müsse er oft die Augen schließen und ganze Stunden lang kein Wort sprechen. Der Himmel weiß welche Bewegung in seinem Innern während dieser Ruhe vorging die er sich selbst anbefahl. Seine Lebensweise änderte er aller Augenblicke: heute lebte er von Milch, morgen von gehacktem Fleische; bald ließ er sich im Trabe auf holperigen Wegen herumrütteln, bald fuhr er in schön gebahnten Alleen Schritt vor Schritt. Beim Lesen riß er die Blätter die ihm misfielen aus seinen Büchern heraus, sodaß er eine Bibliothek von gelichteten Werken, die in ihren Einbänden schlotterten, zum Handgebrauch hatte. Er war ein tiefer Metaphysiker, und seine Philosophie verwandelte sich in ihm mittels einer ihm eigenen Ausbildung zu Bild und Gedicht. Er war ein Platon mit dem Herzen Lafontaine's und hatte in sich das Ideal einer Vollkommenheit ausgebildet das ihn verhinderte irgend Etwas zu vollenden. In seinem Nachlaß sagt er treffend: „Ich bin wie eine Aeolsharfe, die einige schöne Töne von sich gibt, aber nie eine Melodie spielen kann." Frau von Chateaubriand behauptete, er sei eine Seele die zufällig einen Körper gefunden habe, und die sich nun mit demselben so gut behälfe als möglich.

In dem stillen und heitern Sommerleben zu Savigny, das nur durch die Ankunft der melancholischen Lucile einen düstern Anstrich erhielt, rückte der „Génie du christianisme" seiner Vollendung nahe. Frau von Staël hatte eines der ersten Exemplare unaufgeschnitten erhalten, und als sie mit den Fingern einige Blätter trennte, wollte der Zufall, daß ihr gerade das Capitel mit der Ueberschrift „Die Jungfräulichkeit" zu Gesicht kam. „O mein Gott, unser armer Chateaubriand!" rief die geistreiche Frau, „damit wird er gänzlich durchfallen." Der Abbé von Boulogne, der einige Manuscriptbogen gelesen hatte, sagte einem Buchhändler: „Wenn Sie sich ruiniren wollen, verlegen Sie Das!" So schwirrten die Unglücksvögel um den Kopf unsers Poeten und verkündeten seinen Fall. Allein unter allen

Anzeichen des nahen Sturms blieb er ruhig, weil er wie ein rechter Prophet an die wunderthätige Heilkraft seiner Lehre glaubte. Er sah die Entbehrungen der Unglücklichen und ihre Sehnsucht nach den Tröstungen der Religion, er sah die gebrochenen Herzen, die vereinsamten Seelen, die um ihre Wunden zu heilen nach einer göttlichen Hand seufzten, und die an den Altar sich klammerten wie Schiffbrüchige an eine rettende Felszacke. Den Armen wird das Evangelium gepredigt! Das allgemeine Elend gab Chateaubriand den Muth aus den Trümmern der Kirche sich eine Kanzel zu bauen, von der aus er der Welt die goldene Legende der Vorzeit verkündete, und eine Sache wiederzuerobern unternahm die Rom mit der Allmacht seines Bannstrahls und der Erzbischof von Paris unter Beistand des Parlaments, des königlichen Namens und der bewaffneten Armee nicht hatte retten können. Die Erfolge seines Unternehmens sind bekannt, er selbst stellt sie zusammen, indem er in freudiger Erinnerung an diesen Kampf gegen die Philosophie Voltaire's versunken versichert: er habe das irreligiöse Vorurtheil zerstört, sodaß sich die Menschen nicht mehr für verpflichtet gehalten hätten eine in philosophische Banden gelegte Mumie der Vernichtung zu sein. „Man wagte jetzt wieder jedes System zu prüfen, und wenn dasselbe noch so absurd, ja wenn es selbst christlich gewesen wäre." Chateaubriand hat in seinem Buche die Segnungen und die wohlthätig gestaltenden Einwirkungen der christlichen Religion in der Vergangenheit dargestellt; denn er verkündete ja die Auferstehung, die Metamorphose sogar, einer Religion die man begraben wähnte. Hätte er denselben Gedanken einer Verherrlichung des Christenthums zu anderer Zeit, unter dem Julikönigthum z. B., d. h. einer gefesteten, religiösen öffentlichen Meinung gegenüber durchführen sollen, so würde er sich seine Aufgabe anders formirt haben: er hätte das Christenthum beleuchtet als den Gedanken der Zukunft, der menschlichen Freiheit und als die Grundlage einer gesellschaftlichen Ausgleichung.

Chateaubriand's „Génie du christianisme" war das Zeugniß einer ehrenden Selbständigkeit, indem er einen Wechsel der Ideen inmitten einer stationnairen Literatur, die mit ihrer Zeit nirgend Schritt hielt, hervorbrachte. Die „Mémoires d'outre-tombe" erklären diesen Widerspruch:

Zwei Ursachen hielten die Literatur am 18. Jahrhundert fest: die Gottlosigkeit die sie von Voltaire und der Revolution erbte, und der Despotismus Bonaparte's. Das Oberhaupt des Staats zog seinen Nutzen von den ihm ergebenen Wissenschaften, die in Kasernen einquartirt waren, vor ihm das Gewehr präsentirten, heraustraten wenn geschrien wurde: „Wache 'raus!" die endlich in Reihe und Glied marschiren und wie Soldaten manoeuvriren lernten. Alle Unabhängigkeit schien ihm Rebellion gegen seine Macht; er duldete ebenso wenig als die Insurrection das Auflehnen in Worten und Ideen. Er durfte die Habeascorpusacte für den Gedanken wie für die individuelle Freiheit suspendiren; denn das Publicum war durch die Anarchie ermüdet und mochte gern das Joch einer starren Ordnung tragen.

Die Literatur der neuen Aera hat erst 40 oder 50 Jahre nach der Zeit deren Ausdruck sie war zu herrschen angefangen. Während dieses halben Jahrhunderts war sie nur im Dienste der Opposition. Frau von Staël, Benjamin Constant, Lemercier, Bonald, ich endlich, wir waren die Ersten die diese Sprache redeten. Der Umschwung dessen sich das 19. Jahrhundert rühmt ist ihm aus der Emigration und aus der Verbannung hergekommen. Ein einziger Theil des menschlichen Geistes, der welcher die übersinnlichen Materien behandelt, hielt sich auf gleichem Schritte mit der Civilisation; leider freilich ist dieser Ruhm der Wissenschaft nicht ungetrübt geblieben: die Laplace, Lagrange, Monge, Chaptal, Berthollet, all diese ungewöhnlichen Männer und ehemalig stolzen Demokraten wurden die gehorsamsten Diener Napoleon's. Zur Ehre der Literatur muß man es bekennen: die neue Literatur ward frei, aber die Wissenschaft servil, der Charakter war dem Genie nicht gewachsen, und Diejenigen deren Gedanken sich bis in die höchsten Höhen des Himmels geschwungen hatten konnten ihre Seelen nicht von den Füßen Bonaparte's erheben. Sie meinten in ihrem Stolze sie brauchten keinen Gott, und doch mußten sie einen Tyrannen haben.

Die Napoleon'sche Classicität war der Geist des 19. Jahrhunderts, angethan mit der Perücke Ludwig's XIV. oder frisirt nach dem Zeitgeschmack Ludwig's XV. Bonaparte wollte, daß die Männer der Revolution nur im Hofrock oder den Degen an der Seite bei Hofe erschienen. Man sah nicht Frankreich wie es eben war, man sah auf Befehl die Vergangenheit; und doch war Nichts langweiliger als die fahle Wiedererstehung einer Literatur von ehedem. Dieser kalte und unfruchtbare Abklatsch mußte sofort verschwinden als die neue Literatur plötzlich hereinbrach mit dem „Génie du christianisme".

Die Selbständigkeit in der Literatur mit der Chateaubriand von vornherein auftrat hat er sich auch später immer gewahrt. Als in den Laufgräben von Vincennes der Herzog von Enghien fiel öffnete sich eine nie auszufüllende Kluft zwischen ihm und Napoleon, und seine intellectuelle Freiheit war für immer gesichert durch die Unabhängigkeit und Starrheit seiner moralischen Ueberzeugung.

Im J. 1802 unternahm Chateaubriand die erste größere Reise in das südliche Frankreich; ermüdet von Arbeit genoß er mit natürlicher Empfänglichkeit den Vorgeschmack Italiens. Als er nach Paris zurückkehrte kam er eben noch zur rechten Zeit um Laharpe, den alten Bekannten von 1789, sterben zu sehen. Der gute Laharpe war fromm geworden und hatte noch auf dem Krankenbett ein Gedicht über die Revolution verfaßt. Seine Schmerzen vergessend declamirte er Chateaubriand Stellen daraus in schreiendem Tone vor, bis ihm das Buch aus der Hand glitt und er mit dem Geständniß zusammensank: „Ich kann nicht mehr .... eine eiserne Kralle wühlt in meiner Seele!" An einem schneedüstern Februartage trugen sie ihn zur Grube; Fontanes' Leichenrede verwehte der Wind, allein an ihrer statt mögen hier zur Erinnerung an Laharpe zwei muthige, von ihm gegen die Verbrechen der Zeit und die sehr ehrenwerthen Leute die sie litten gerichtete Verse einen Platz finden:

Mais s' ils ont tout osé, vous avez tout permis:
Plus l'oppresseur est vil, plus l'esclave est infame.

Eine Curiosität verdient hier noch Erwähnung: Chateaubriand kannte auch Frau von Houdetot. Er meint es würde schwer werden einige Seiten der „Confessions" zu verstehen, wenn man den Gegenstand an den Rousseau seine zärtliche Ergüsse richtete gesehen habe, Ergüsse die

ja noch glühender gewesen sein sollen als die Briefe der neuen Heloise. Frau von Houdetot ging des Abends nie zu Bett ohne vorher drei mal mit dem Pantoffel auf die Erde gepocht und dem verstorbenen Dichter der „Jahreszeiten" zugerufen zu haben: „Gute Nacht, mein Freund!" Hierauf reducirt sich die Philosophie des 18. Jahrhunderts im J. 1803.

Ein persönliches Zusammentreffen Chateaubriand's mit dem Manne der sich immer höher und höher stellte um die Geschicke Europas während zweier Decennien in seiner Hand zu halten, hatte bis jetzt nicht stattgehabt. Keiner von Beiden hatte den Andern gesucht, ja unser Dichter des Christenthums hatte den Ersten Consul nicht einmal in der Nähe gesehen. Ein Fest welches der Minister des Innern Lucian seinem Bruder gab, und zu dem Chateaubriand geladen war, bot endlich die Gelegenheit einer nähern Berührung. Bonaparte machte durch sein Aeußeres auf ihn einen guten Eindruck; der Memoirenschreiber sagt, es sei damals namentlich noch keine Charlatanerie in seinem Blick, nichts Theatralisches oder Affectirtes in seinem Betragen bemerkbar gewesen. Mit fröhlichem Auge und einem angenehmen Lächeln schritt er durch die Galerie und redete im Vorbeigehen und ohne alle Einleitung Chateaubriand an, gleich als wolle er ein früher begonnenes Gespräch beenden. „Ich war immer erstaunt", sagte er, „wenn ich die Scheiks mitten in der Wüste niederknien, sich nach dem Orient hinwenden und den Sand mit ihrer Stirn berühren sah. Wer war dies unbekannte Wesen das sie im Orient anbeten?" Bonaparte erwartete keine Antwort auf seine Frage; indem er zu einer andern Idee überging fuhr er fort: „Ja das Christenthum! Die Ideologen haben ein System der Astronomie aus ihm machen wollen. Und wenn es das wäre, glaubten sie dann mir bewiesen zu haben, daß das Christenthum etwas Unbedeutendes sei? Wäre es immerhin nur die Allegorie der Sphärenbewegung, die Geometrie der Sterne, selbst dann würde Der noch groß genug erscheinen den die starken Geister den «Infamen» nennen." Und dann schritt er weiter, hinter Denen verschwindend die sich ihm nachdrängten. Das ist das einzige persönliche Zusammentreffen zwischen Napoleon und Chateaubriand, fast zu abenteuerlich um nicht „affectirt und theatralisch" genannt zu werden. Daß der Erste Consul ebenfalls von einem Buche berührt worden war das eine so lebhafte Aufregung in die Ideen der Zeit trug, ist wol ohne Zweifel; denn „dieser kalte Politiker besaß zudem eine glühende Einbildungskraft". Allein woran erkennt er einen schüchternen Poeten der sich hinter den Umstehenden zu verstecken sucht und den er sich erst aus der Menge hervorholen muß? Und diese Gedankensprünge bei einem Manne der — auch im Ballsaal — so zusammenhängend und logisch zu denken gewohnt war? Sehr passend vergleicht sich Chateaubriand in Bezug auf dieses Zusammentreffen mit Hiob, an dem ein Engel vorbeizog mit fremdem Gesicht und leiser, windsäuselnder Stimme.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Predigten über evangelische Perikopen, gehalten zu Halle. 1stes Heft. 2te Auflage. Halle, Mühlmann. 8. 7½ Ngr.

Jung, G., Gedichte in plattdeutscher Mundart. Berlin, Plahn. 8. 25 Ngr.

Kopp, J. C., Geschichte der eidgenössischen Bünde. 4tes Buch. Die burgundischen Lande: Die Grafen v. Kiburg, v. Buchegg, und v. Neuenburg; Gotteshäuser und Freie: die Städte Solothurn, Freiburg, und Bern; Bischof und Stadt Basel, Lausanne, und Genf; die Waadt, Savoien mit Faucigny, und Hochburgund mit Mömpelgard und dem Delfinate; bis zum J. 1291. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ledderhose, K. F., Das Leben des M. Johann Mathesius, des alten Bergpredigers in St. Joachimsthal. Heidelberg, K. Winter. 8. 16 Ngr.

Lengerke, A. v., Die ländliche Arbeiterfrage. Beantwortet durch die bei dem K. Landes-Oeconomie-Collegium aus allen Gegenden der preußischen Monarchie eingegangenen Berichte landwirthschaftlicher Vereine über die materiellen Zustände der arbeitenden Classen auf dem platten Lande. Mit einer Karte vom preußischen Staat. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schirmer, A., Moderne Intriguanten oder Enthüllungen der Aristokratie. Ein Roman. Zwei Bände. Hamburg, Berendsohn. 1850. Gr. 12. 2 Thlr.

Schnell, K. F., Die Einrichtung einklassiger Schulen in Bezug auf Ziel, Abstufung und Plan des Unterrichts behufs gleichzeitiger und zweckmäßiger Beschäftigung aller Schülerabtheilungen. Eine von der Redaction des Schulblattes für die Provinz Brandenburg gekrönte Preisschrift. Berlin, H. Schultze. 8. 5 Ngr.

Ueber das Bedürfniß einer verbesserten Bibel-Uebersetzung statt der lutherischen und über das, was der protestantischen Kirche jetzt vorzüglich Noth thut. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 15 Ngr.

Werder, Bertha, Der Erbe von Killmarnor. Roman. Zwei Bände. Magdeburg, Baensch. 1850. 8. 3 Thlr.

Winterling, C. M., Rhythmen und Reime. Erlangen, Enke. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahlfeld, F., Trost und Mahnung in den Tagen der Cholera. Drei Predigten gehalten an den Sonntagen des Monats Junius 1849 zu Halle. Halle, Mühlmann. 8. 6 Ngr.

Baumstark, E., Zur Einkommensteuer-Frage. Greifswald, Koch. 1850. Gr. 8. 9 Ngr.

Cardinal, P., Canzone. Sirvente. Wiederdichtung von G. v. H. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1850. 12. 7½ Ngr.

Feldbausch, F. S., An die studierende Jugend des Vaterlandes. Schulrede bei dem Schlusse des Sommerkurses am Lyceum zu Heidelberg. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 3 Ngr.

Moraht, A., Ein Wort über die Stellung der evangelisch-lutherischen Kirche des Herzogthums Lauenburg zu dem nicht christlichen Staate. Ratzeburg, Linsen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Oesterreich und Ungarn. Betrachtungen eines österreichischen Vaterlandsfreundes. Karlsbad, Gebr. Franieck. Gr. 12. 5 Ngr.

Pflügl, A. v., Eröffnungsrede bei der ersten am 4. Oct. zu Linz gehaltenen General-Versammlung des Katholiken-Vereines für Glaube, Freiheit und Gesittung. Linz, Ebenhöch. 8. 1½ Ngr.

Rüstow, W., Graf Arnim-Boytzenburg: Ueber die Beeidigung des Heeres auf die Verfassung. Beleuchtet. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 3 Ngr.

Scheidtmann, C., Offener Brief an den Hrn. Assessor Wagner, Redacteur der Neuen Preußischen Zeitung. 6te Auflage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 285. — 28. November 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 284.)

Der Ball bei Lucian hatte eine Folge: es ward Chateaubriand eine Secretairsstelle bei der Gesandtschaft in Rom angeboten. Fontanes und Frau Bacciochi versicherten, Napoleon habe sich über die Unterhaltung mit ihm sehr zufrieden geäußert: eine Versicherung die entweder ein offenbar höhnisches Compliment für den betroffenen Schweigsamen enthielt, denn der Angeredete hatte auf die ihm im Vorbeigehen hingeworfenen Orakelsprüche keine Sylbe zu erwidern Zeit gehabt, oder außerdem höchstens als Zeugniß gelten könnte, daß in Napoleon ein bescheidenes und demüthiges Schweigen besonderes Wohlgefallen erweckte: das Eine würde beleidigend für Chateaubriand, das Andere des Ersten Consuls unwürdig sein. Der Memoirenschreiber macht sich hierüber keine Scrupel, im Gegentheil fühlt er sich nicht wenig geschmeichelt, daß schon aus seinem bloßen Schweigen Napoleon sein Talent erkannt hatte. Man höre:

Auf den ersten Blick hatte er gefunden, wo und wie ich ihm nützen könne. Er kümmerte sich nicht darum, daß ich Nichts von den Geschäften verstand und daß mir namentlich selbst die ersten Anfangsgründe der praktischen Diplomatie fremd waren. Er hegte die Meinung, daß gewisse Geister Alles verständen und daß sie nicht erst in die Lehre zu gehen brauchten. Ja, er war ein großer Menschenentdecker, aber er wollte, daß Jeder nur für ihn Talent haben sollte, und dazu verlangte er noch, daß von diesem Talente wenig gesprochen werde. Er war eifersüchtig auf jede Renommée, weil er in ihr nur eine Usurpation seines Ruhms erblickte: es sollte in der Welt nur diesen einen Napoleon geben.

Wie prahlerisch und eitel diese selbstgefällige Bemerkung über Napoleon's Menschenkenntniß klingen mag, ihr rechtes Licht erhält sie doch wol erst, wenn man später erfährt in welchem Geschäftskreise der „gewisse Geist" vont Ersten Consul verwendet ward. Die Ungenügsamkeit mit der Chateaubriand dem wohlverdienten Lorberkranze des Dichters gern den des scharfsichtigen Politikers und Diplomaten auf seinem Haupte beigesellen möchte, und die in ihm zur fixen Idee gewordene Ueberzeugung von seinem staatsmännischen Talente spielen ihm hier einen argen, beschämenden Possen. Dieser große Menschenentdecker Napoleon schickt einen Schriftsteller von jungem aber schon weitverbreitetem Rufe als Gesandtschaftssecretair nach Rom — um von seinem Talente Nutzen zu ziehen? Wol kaum, denn man gibt ihm ja keine Arbeit als die Pässe auszufertigen, und gerade hierzu fehlt ihm eine leserliche Handschrift. Oder vielleicht ihn allmälig in die Geschäfte einzuweihen? Aber nein! Alle Geheimnisse bleiben ihm fremd, und er muß seine Zeit in Arbeiten vergeuden die jeder Handlungscommis ebenso gut verrichtet hätte. Wenn er des Abends von seinen Spaziergängen an den Ufern der Tiber zurückkehrt, so erwartet ihn Cardinal Fesch mit kleinlichen Vorrechnungen und der Abbé Guillon mit ganz unverschämten Lügen. Als er sich unwohl fühlt in dieser Stellung, bewilligt man ihm Urlaub über Urlaub, ja man schafft endlich einen poetischen Gesandtschaftsposten, der der Einsamkeit und Unabhängigkeitsliebe des Dichters zusagen mußte, um ihn dem Staatsdienst zu erhalten. Wirklich ihn? sein Talent? Oder — vielleicht nur seinen Namen? diesen altadeligen Namen, der sich durch die Geschichte Frankreichs zieht, und auf den der jüngste Inhaber neuen Ruhm, den Ruhm des Schriftstellers häuft! Man kennt Napoleon's Vorliebe für den Glanz und die Pracht; man weiß wie sehr er sich den alten Geschlechtern zu befreunden suchte. Dieser „große Menschenentdecker" verwendete nicht nur Talente, sondern auch Titel, Familiennamen und geschichtliche Erinnerungen für seine Zwecke, und es scheint allerdings als habe er erkannt, daß das phantastische, leicht erregbare Gemüth und die wanderungslustige, fromme Apostelnatur des zurückgekehrten Emigranten auf dem Gebiete der Staatsweisheit nur hin- und herschwanken und fremdartige, unstaatsmännische Maßstäbe in dasselbe hereintragen werde, daß er deshalb in der Politik überall scheitern müsse. Und die Geschichte hat die Voraussicht des großen Staatenlenkers erfüllt; denn als Staatsmann hat Chateaubriand überall verspielt, er ist immer politischer Unglücksvogel gewesen, und nur Eins hat er aus der Sündflut der politischen Wirren rein hervorgetragen — die Ehre. Als Napoleon daran dachte sich einen Kaiserthron aufzurichten, suchte der große Mann nach Decorationen für seinen Hofstaat. Er und die Revolution hatten bereits eine gute Anzahl neue geschaffen; die noch vom Königthum her vorhandenen griff er auf,

Chateaubriand unter ihnen. Unter diesem Gesichtspunkte mag man die Anstellung des Dichters von „Atala" betrachten, und die Placirung desselben in Rom auf einen Secretairsposten ohne Beschäftigung sieht eher einer kärglichen Abfindung als einer Auszeichnung ähnlich. So viel ist gewiß und geht auch aus spätern Aeußerungen unwiderleglich hervor: wenn Napoleon wirklich die Meinung hegte, daß gewisse Geister Alles verständen, so rechnete er Chateaubriand nicht unter dieselben.

Die Bitten des Abbé Emery und der Wunsch seine kranke Freundin Frau von Beaumont zu einer Reise über die Alpen zu bewegen, bestimmten Chateaubriand namentlich die dargebotene Stelle anzunehmen. Das Letztere gelang ihm, aber zu trübem Ende: die leidende Frau rückte unter dem Himmel Italiens dem Tode immer näher; als sie starb blieb seinem Schmerze kein anderer Trost als die reine, ungetrübte Erinnerung und die lebhaften Theilnahmsbezeigungen Fontanes', Necker's und der Frau von Staël. In diesem Kummer und dazu unter dem Drucke kleinlicher Geschäfte verlebte er traurige Tage in Rom. Wie einst in den Urwäldern Amerikas, so kroch er jetzt in den Ruinen des Kirchenstaats herum, Vergangenheit und Vergessen suchend. Er dachte daran die Bibel zu commentiren, von anderer Seite bot man ihm eine Hofmeisterstelle beim russischen Großfürsten an. Der Erste Consul aber ernannte ihn zum bevollmächtigten Minister in Wallis, weil er die Chateaubriand nicht der landesflüchtigen Legitimität zufallen lassen wollte. Unerwartet, bis jetzt wol auch unbewußt und unverdient, ward dem jungen Staatskünstler dieser „erste diplomatische Sieg" zu Theil, und das Bewußtsein hiervon, sowie in dessen Folge das Gefühl der Dankbarkeit, mag wol die Erklärung hervorrufen: Es ist wahr, an der Spitze des Staats stand eine große Intelligenz, und diese wollte eine andere Intelligenz, die sehr geneigt schien sich von ihrer Macht loszureißen, nicht den Bureauintriguen überlassen.

Die andere Intelligenz sollte also nach Wallis gehen, in eine katholische Republik mit einer Welt von Strömen; sie freute sich auf diese Flucht in die Berge, wo die Rhone mit einer französischen Armee sich kreuzte; allein ein Abschied in den Tuilerien war vorher doch nicht zu umgehen. Chateaubriand hatte seit jenem stummen Examen bei Lucian Napoleon nicht wieder gesehen; als dieser mit Murat in die von Menschen angefüllte Galerie trat erschrak Chateaubriand über das veränderte Aussehen seines obersten Chef, über die eingefallenen Wangen, das blasse Gesicht, den strengen Blick, die düstere, fast schauerliche Miene. Der Erste Consul sah ihn an als gäbe er sich Mühe ihn wiederzuerkennen, ging dann einige Schritte nach ihm hin, wendete sich aber plötzlich um und entfernte sich. Der diensthuende Adjutant hatte Chateaubriand bemerkt und machte einen Versuch ihn dem Consul näher zu bringen. Dieses Spiel dauerte, nach des Memoirenschreibers Versicherung, wol eine Viertelstunde, indem der neue Gesandte sich immer zurückzog, und Napoleon ihm immer folgte, ohne selbst Etwas davon zu ahnen, sans s'en douter. Der Versuch einer Lösung dieses Räthsels dürfte über mehr oder minder unhaltbare Hypothesen kaum hinauskommen. Chateaubriand nahm einen beklemmenden Eindruck, eine unheimliche Ahnung aus den Tuilerien mit hinweg. Es muß irgend eine geheime Sorge geben, die wir nicht kennen, sagte er zu seinen Freunden: es war am 18. März 1804.

Zwei Tage später, früh in der elften Stunde, wie er eben bei dem Pavillon Marsan vorbeischritt, hörte er eine Frau eine officielle Nachricht ausschreien. Auf den Gesichtern der zuhörenden Vorübergehenden las er Furcht und Schrecken, und auch er fühlte im Augenblick, daß das Schicksal ihn an einen Wendepunkt seines Lebens gedrängt habe, als er die verhängnißvolle Ankündigung vernahm: Urtheil der zu Vincennes zusammenberufenen Specialmilitaircommission, welche Ludwig Anton Heinrich von Bourbon, geboren den 2. Aug. 1772 zu Chantilly, zum Tode verurtheilt. Gelähmt, fast erstickt von überwallendem Gefühle eilte er nach Hause und schrieb sein Entlassungsgesuch. Ein Freund welcher meinte es sei gefährlich den Löwen der Blut gekostet zu reizen, strich die allzu heftigen Ausdrücke des Zorns aus diesem Schreiben; aber es ging an sein Ziel ab. Der Minister des Auswärtigen hielt dasselbe mehre Tage zurück; als Napoleon es empfing sagte er: „Es ist gut."

Das war die schlichte That eines Ehrenmannes, die in jener Zeit der Entsittlichung doppelt scharf hervortritt. Frau von Bacciocchi nannte ihn undankbar abgefallen, seine Freunde nannten ihn tollkühn, das Andenken der Geschichte wird ihn ehrenhaft nennen! Da war ihm ja plötzlich die düstere Erscheinung Napoleon's erklärt; denn sehr schön meint er: „Ein großer Geist kann das Böse nicht gebären ohne Schmerz, weil das Böse nicht seine natürliche Frucht ist." Nach kurzem Anlauf schied Chateaubriand von der Politik — wäre er ihr doch auch in Zukunft fern geblieben! Aus der Hand des Besiegers der Anarchie, „des aus dem Volksprincipe hervorgegangenen Monarchen einer usurpirten Monarchie", hatte er seine Stellung angenommen; als aber der Held in seinen Augen zum Mörder ward schied er muthig von seiner Bahn, unbekümmert darum, daß gerade jetzt — aus Furcht — die Leute von Namen sich in die Vorzimmer Bonaparte's drängten. Er maß die Handlung nicht nach der Gefahr, sondern nach dem moralischen Impuls, und sonderte sich voll Ekel von Denen ab welche vorgaben aus Zwang sich dem Gewalthaber enger anzuschließen.

Diejenigen die ehedem meinem Betragen den größten Beifall gezollt hatten entfernten sich jetzt von mir; meine Gegenwart war ihnen ein Vorwurf. Die klugen Leute halten Du für unklug welche der Ehre allein folgen. Es gibt Zeiten wo die Größe der Seele ein wahrhaftes Gebrechen ist, da Niemand sie versteht. Sie gilt für einen gewissen Grad von Geistesbeschränktheit, für ein Vorurtheil, für die Gewohnheit einer mangelhaften Erziehung oder für einen närrischen Einfall, eine Verkehrtheit, die eine richtige Anschauung der Verhältnisse nicht zuläßt. Wahrt man sich ein wenig Unabhängigkeit der Meinung und That, so wird man dann ein Gegenstand des Mitleids für die Mittelmäßigkeit, während die großen Geister mit

affectirtem Stolz von ihrer Höhe aus auf uns herabsehen und mitleidig genug sind uns zu verzeihen, weil sie wissen, daß wir's nun einmal nicht besser verstehen.

Unter Bezugnahme auf die unter der Restauration veröffentlichten Erklärungen der bei der Erschießung des Herzogs von Enghien am meisten betheiligten Personen, des Generals Hullin und des Herzogs von Rovigo, hat Chateaubriand in dem vierten Bande seiner Memoiren eine sehr ausführliche Abhandlung über diese merkwürdige Katastrophe veröffentlicht. Die Zusammenstellung der einzelnen Daten, sowie sie sich aus den glaubwürdigsten Berichten ergeben, ist wol hier vollständig zu finden; allein im Wesentlichen stellt sich etwas von der in einem frühern Bande des „Neuen Pitaval" gegebenen Darstellung Abweichendes nicht heraus, und es kann daher hier nirgend darauf ankommen speciell bei diesem immer nur theilweise aufgeklärten geschichtlichen Processe zu verweilen. Nur das Eine mag hier bemerkt sein, daß man unter den von Napoleon über diesen Gegenstand abgegebenen Erklärungen eine vermißt, die mit ungewöhnlicher Offenheit sich über die Berechtigung zu dem eingeschlagenen Verfahren ausspricht. Er äußerte:

Wenn ich nicht zu meinen Gunsten und gegen den Herzog von Enghien die Gesetze des Landes gehabt hätte, so wäre mir doch das natürliche Recht der Nothwehr geblieben. Er und die Seinigen gingen täglich damit um mir das Leben zu nehmen, ich wurde von allen Seiten und zu jeder Stunde bedroht, von Windbüchsen, Höllenmaschinen, Complotten und Fallstricken jeder Art. Das wurde ich überdrüssig, ich benutzte die Gelegenheit ihnen den Schrecken zu vergelten, und Das ist mir gelungen. Wer kann dagegen Etwas einwenden? Blut fodert Blut! Man müßte albern oder wahnsinnig sein um glauben zu können, daß eine Familie das seltsame Vorrecht haben sollte tagtäglich mein Leben anzugreifen, ohne daß mir das Recht zustände es ihnen zu vergelten. Ich hatte persönlich Keinem von ihnen ein Leid zugefügt, eine große Nation hatte mich zu ihrem Oberhaupte erhoben, fast ganz Europa hatte diese Wahl anerkannt, und mein Blut war doch wol ebenso viel werth als das ihrige.

Als Anstifter der That bezeichnet Chateaubriand Talleyrand auf Grund namentlich eines Briefs vom 8. März 1804, der nicht mit den übrigen auf die Hinrichtung des Herzogs von Enghien bezüglichen Documenten in der Straße St.-Florentin verbrannt worden war.

Nach reiflicher Ueberlegung bei Zusammenstellung aller Thatsachen scheint Chateaubriand folgendes Resultat hervorzuheben: Bonaparte wollte den Tod des Herzogs von Enghien, Niemand hatte ihm denselben als Bedingung seiner Thronbesteigung gestellt. Das Urtheil von Vincennes war eine Folge von Napoleon's heftigem Temperament, ein Anfall seines kalten Zorns, der durch die Berichte seines Ministers aufgeregt war. Caulaincourt hat keine Schuld als seinen Gehorsam mit dem er den Befehl ausführte. Murat hat sich die Schwäche vorzuwerfen, daß er nicht seinen Abschied nahm; während des Gerichts war er nicht in Vincennes. Der Herzog von Rovigo war mit der Ausführung beauftragt: wahrscheinlich hat er nach geheimen Ordres gehandelt; Hullin deutet darauf hin. Wer hätte auch ohne den bestimmtesten Befehl eine solche Hinrichtung gewagt! Die Militaircommission hat den Herzog verurtheilt, aber mit Schmerz und Reue. Talleyrand endlich, der Priester und Edelmann, veranlaßte den Mord und bereitete ihn vor, indem er Bonaparte in fortwährender Unruhe erhielt. Er fürchtete die Rückkehr der Legitimität, er drängte zur Verhaftung und hat nie ein Wort geredet zu Gunsten des unglücklichen Prinzen.

Der entschlossene Schritt mit dem Chateaubriand seine Wirksamkeit losgetrennt hatte von einer Tyrannei die selbst die Erinnerung an den Sieger von Rocroy mit Füßen trat, mußte ihn bald wieder seinem alten Abenteurerleben zuführen, das ihn einst an die Ufer des Niagara getrieben hatte. Er durcheilte seine Heimat, einen Theil Frankreichs, sah Genf und den Mont-Blanc, aber fand kein trauliches Plätzchen der Ruhe. Frau von Chateaubriand war zwar „allerliebst", allein die Verwirklichung seines Wundermädchens war sie nicht, und ihre stille Zärtlichkeit machte den Schmerz nicht vergessen um die in Rom gestorbene Freundin. Die Särge sollten sich mehren und zu der zürnend geschiedenen Mutter sollte eine unglückliche Schwester Trost und Versöhnung tragen. Lucile starb, während ihr Bruder am Krankenbett seiner Frau in Villeneuve wachte, Lucile, deren Bild die lebendige Erinnerung war an das stille Glück und die stillen Leiden von Combourg. Nicht eine Handvoll Erde folgt dir ins Grab, du arme Freund- und Freudenlose! Ohne Gepränge, ohne Begleitung macht sie den letzten Weg; nur ein alter treuer Diener der Frau von Beaumont geht von fern dem Trauerwagen nach!

Glücklich Die welche ein großes Leid in vier enge Wände bannen können, und da sich selbst verklären in dem Glauben an die Verklärung ihrer Lieben. Sie machen aus Kirchhöfen allmälig blühende Gärten, und finden Erquickung, wenn sie das Haupt auf einem blumenreichen Grabe ruhen lassen können. Sie üben im Stillen einen heitern Cultus der Wehmuth, und können fröhlich sein mit feuchten Augen. Chateaubriand konnte die Ruhe, das Stillleben nicht tragen mit einem Herzen voll Kummer, er hatte die Landkarten wieder hervorgeholt, wie vor Jahren an der Seite Malesherbes', und suchte — nicht mehr die nordwestliche Durchfahrt, auch nicht die Wilden die in dem Urwald tanzen lernen — er suchte den Schauplatz der heiligen Geschichte, Abraham's Weideplätze und die Cedern des Libanon. Da wo der blinde Homer den Griechen eine Religion dichtete, wo Pindar in glühenden Liedern die Freuden des Lebens besang, auf dem Boden Spartas, an Joseph's trockener Cisterne oder am langsamen Wasser des Jordan wollte er die Geschichte seines Herzens mit der Geschichte seines Vaterlandes — vergessen? Wenn Das nicht, doch sie einrahmen in dasselbe Gefühl das ihn drängte den „Génie du christianisme" zu schreiben, in die Demuth die der Anblick des Sinai, in die Hoffnung die wunderthätig das Grab des Erlösers einflößt.

Chateaubriand's Reise durch Griechenland, Klein-

asien, Aegypten, die Raubstaaten und Spanien findet sich sehr ausführlich erzählt in dem „Itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris en allant par la Grèce et revenant par l'Égypte, la Barbarie et l'Espagne" (3 Bde., Paris 1811). Unsere Darstellung kann bei dieser interessanten Wanderung des poetischen Weltpilgers um so weniger lange verweilen, als der Memoirenschreiber selbst seine Leser auf die Lecture des „Itinéraire" hinweist, und sich in seinen Denkwürdigkeiten auf einige, nicht allzu wichtige Noten zu diesem, sowie auf Mittheilung verschiedener belobenden Briefe von nah und fern beschränkt. Den 13. Juli 1806 hatte er sich in Triest den Wellen der blauen Adria anvertraut, im Juni des folgenden Jahres stand er wieder auf dem Platze Ludwig's XV. zu Paris. In den Tuilerien residirte noch Der den er abwechselnd bewunderte und haßte, Der dessen herrischer Stolz seine Ehrlichkeit auf jeden Fall verletzt hatte, und er dachte an Ruhe. Durch eine Folge von Umständen war er alleiniger Eigenthümer des „Mercure de France" geworden, desselben Blatts in dem der Brief an die Tochter Necker's zuerst dem größern pariser Publicum den Namen Chateaubriand auffällig machte. Chateaubriand als Publicist in Paris, als Publicist unter der Kaiserherrschaft! Die Glücksfälle Napoleon's hatten seinen Muth nicht niedergebeugt, im Gegentheil drängten sie ihn zur lautern Verkündigung der Wahrheit. „War Napoleon mit den Königen der Welt im Reinen, so war er's nicht mit mir", ruft er stolz aus; „nicht umsonst trug ich ein von der Sonne gebräuntes Gesicht zur Schau, ich hatte das Toben des Unwetters in fremden Landen doch nicht überstanden um mit meiner geschwärzten Stirn vor dem Zorne eines Menschen zu zittern?" Er schrieb muthig über den Tod des Herzogs von Enghien, und frischte so das Andenken an eine That auf die zu ihrer Zeit ganz Frankreich erbeben gemacht hatte, ihre Urheber nicht ausgenommen. In der damaligen Stille der Welt klang diese laut erhobene Stimme des Propheten der Religion wie ein mahnender Ruf der Geschichte, an die geknechteten Völker gerichtet wie an ihren Unterdrücker. Napoleon wußte solchen Angriffen zu begegnen, er handhabte die Justiz der Macht, welche die kleinen Staatsmänner Oestreichs von dem großen Kriegsfürsten des Jahrhunderts so meisterlich gelernt haben. „Ich werde diesen Chateaubriand vor den Thoren der Tuilerien niedersäbeln lassen", äußerte er, begnügte sich aber vorerst die Unterdrückung des „Mercure de France" zu befehlen.

Armer Schriftsteller! Das war eine kurze publicistische Thätigkeit! Wo ein Volk trunken ist vom kriegerischen Rausche, da kämpft der Schriftsteller vergebens, sei es auch mit einer Feder in Königsblut getaucht. Wenn du das Schwert nicht führen kannst und willst für den neuen Gott Frankreichs, dann suche dir fern von dem Landsmann ein stilles Asyl, und spinne dich ein wie zu einem langen Winterschlafe in deine Träume altritterlicher Ehre und deine Begeisterung für die Kirchenväter des Mittelalters. Zieh in ein entlegenes Thal wo du den Kriegslärm nicht hörst, und das reine Wasser eines Baches dir den Gedanken an Blut aus der Erinnerung wäscht. Bebaue, dem Römer in der Verbannung gleich, ergeben dein Feld, oder pflanze Bäume deren Schatten dich kühlt, aber kämpfe nicht gegen die Götter der Welt die den Blitz und den Donner in ihrer mächtigen Hand tragen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Jüngster, vielleicht letzter Roman von James.

„Trügt uns unser Gedächtniß nicht — was bei Büchern von James keineswegs unwahrscheinlich", beginnt das „Athenaeum" die Anzeige von G. P. R. James' jüngstem, vielleicht letztem Romane: „The woodman" (3 Bde., London 1849), „so ist dies Nichts weniger als der erste Roman in welchem der Verfasser sich in den Wald begibt. Dessenungeachtet setzt er im ersten Capitel mit einer Capriole ein wie Jemand der ein neues Gebiet betritt und den Muth fühlt mit Allem anzubinden was ihm vorkommt. Er versichert seine Leser, daß sie so viel Mondschein haben sollen als ihre malerischen Herzen nur immer verlangen können, daß er ihnen ein Nonnenkloster schaffen will, so echt klösterlich als hätte Poole es gemalt, daß sein Factotum, «der Waidmann», den Hercules an Stärke, den Autolycus an Verschmitztheit übertreffen soll, daß es noch nie eine solche Schönheit gegeben hat wie Dame Jola, seine Heldin, und noch nie einen solchen Galan wie Lord Chartley, ihren Freier. Wahr ist daß bei keinem frühern male Hr. James den Lesern seine Persönlichkeit öfterer und wohlgefälliger vorgeführt hat als in dieser Leistung — und die Leser wissen was Das sagen will. Mit einer Aemsigkeit wie Abra in dem Distichon eines wohlbekannten Dichters — gleichviel welche seiner dramatis personae aufgerufen wird, erscheint er, der identische Hr. James, jetzt, um über sein eigenes wunderbares Genie eines Marionettenfabrikanten sich ausführlich zu verbreiten, dann, um seinen hölzernen Geschöpfen seine Weisheitssprüche und Gleichnisse in den Mund zu legen. Das Ende vom Liede dieser Uebersättigung mit allerwärts angebrachten Maximen und Sentenzen ist, daß wir nicht das angebotene Bild der Zeiten des «krumm-rückradigen» Richard, sondern «die ganze Pflicht des Menschen» oder «das goldene Schatzkästlein» erhalten, von Hrn. James zu Nutz und Frommen seines Verlegers in den hübschen Rahmen einer Novelle gespannt. Abgesehen von dieser durch die leichtfertige Nachlässigkeit des Fabrikanten noch anstößiger werdenden Rücksternheit und Selbstgenügsamkeit ist «The woodman» voll Leben und Bewegung, voll herkömmlicher Bühnenereignisse, Bühnengefährlichkeiten und Bühnenhinhaltungen, die in Betracht ihres ehrwürdigen Alters wunderbar amusant sind. Charakterzeichnung gibt es natürlich nicht. Wer erwartet Charakterzeichnung von Hrn. James, zu geschweigen daß es lange her ist seit Charakter sich aus den Gemächern der Fiction entfernt hat, wenigstens was englische Romandichter betrifft. Denn trotz aller Fehler und einer fabelhaften Fruchtbarkeit besitzen die Balzac, Dumas und Sue von Frankreich immer noch die Fähigkeit Individualitäten sowol als Ereignisse zu schaffen. Nachdem wir Dies geschrieben finden wir angekündigt, daß «The woodman» Hrn. James letzter Roman sein solle. Die Abschiede der Romandichter sind, wie unsere Leser wissen, wackelige Dinge. Auch liegt kein Grund vor, warum Hr. James nicht nach der Sitte seiner Genossen thun, und selbst, dafern das angekündigte Gerücht in Wahrheit beruhte, nicht fernerhin sagen sollte: «Gute Nacht — bis morgen.»" A.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 286. — 29. November 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Vierter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 285.)

Die kleine Besitzung im Wolfsthal, die Geburtsstätte der „Mémoires d'outre-tombe", wird von Chateaubriand in dieser Zeit angekauft; in diese dichterische Einsiedelei will er sich zurückziehen, nachdem ein kurzer Anlauf zur öffentlichen politischen Thätigkeit abermals gemisglückt. Des Abends trifft er fröhlich mit seiner Frau, die sich hier von ihren Krankheitsanfällen und ihrer Bewunderung für Napoleon heilen soll, im Thale ein; allein die späten Ankömmlinge verfolgen nicht den gewöhnlichen Weg, sie wollen ihren Einzug durch das Gitter am Ende des Gartens halten. Plötzlich hindert die von heftigem Regen aufgeweichte Erde die Pferde am weitern Vorwärtsgehen, der Wagen fällt um, und eine Gypsbüste Homer's die das neue gräfliche Schloß zieren soll fliegt über den Kutschenschlag und liegt mit gebrochenem Halse traurig am Boden. Ein schöner Einzug! Endlich kommen die lachenden, scherzenden und singenden Arbeitsleute ihrem Herrn zu Hülfe, und bringen ihn in zwei leidlich eingerichtete Zimmer, wo er sich dem Gefühle der Unabhängigkeit und Freiheit zum ersten mal wieder überlassen kann. Nun gibt es Thätigkeit und Beschäftigung für ein schafflustiges Herz; wer die weiten englischen Parks und die lieblichen Villen Italiens gesehen hat, dem genügt nicht eine Hütte nach dem trivialen Baumeisterstil unserer Tage. Da werden schwarze und weiße Marmorblöcke verarbeitet und Gartenanlagen gemacht, ja selbst einen Thurm setzt — vorerst die dichterische Phantasie auf diese liebliche Poetenwohnung. Und liegt die Hacke im Winkel, feiert der Arm, dann geht das Herz, der Geist an seine Arbeit, und erst in dunkeln Umrissen, dann immer schärfer sich abgrenzend und gestaltend treten die „Martyrs" in die Welt der Gedanken ein. Während nebenbei die „Mémoires d'outre-tombe" als Product einer rückerinnerungssüchtigen Einsamkeit Capitel um Capitel sich vorbereiten, gehen die „Martyrs", die in der Idee schon fertig nur noch Form und sprachliche Umkleidung bedürfen, so schnell ihrer Vollendung entgegen, daß sie schon im Frühjahr 1809 in die Oeffentlichkeit treten können. Zu derselben Zeit, wo Europa, in zwei Heerlager getheilt, auf Tod und Leben um die irdische Existenz kämpft, malt die glühende Phantasie unsers Dichters das Ringen zweier Religionen, von denen die eine auf eine große Vergangenheit, die andere auf eine noch größere Zukunft sich stützt. Wird diese Darstellung dem Gaumen der Zeitgenossen munden, wird sie dem alten Lorberkranz Chateaubriand's ein verjüngtes Reis hinzufügen?

Mit Hoffnung auf einen guten Erfolg sandte der Autor sein mühsam vielfach umgearbeitetes und durchgearbeitetes Buch hinaus auf den literarischen Markt. Kritiker von Kenntnissen und Geschmack, Fontanes, Bertin, Boissonade hatten demselben schon vor der Veröffentlichung ihren Beifall geschenkt, und Chateaubriand selbst hielt diese Arbeit unter allen seinen Schriften in der sprachlichen Ausführung für die correcteste. Die kritischen Federn des Kaiserreichs urtheilten anders, sie sahen eine empörende Profanation des römischen Glaubens in der Zusammenstellung der Wahrheiten des Christenthums mit den Sagen der Mythologie. Das französische Volk, an Blutvergießen gewöhnt, klatschte Beifall als es Hoffmann, den literarischen Henker im „Journal des débats", mit seinem einstigen Liebling Scharfrichter spielen sah. Die Censur hatte die Verurtheilung des trotzigen Redacteurs des „Mercure de France" befohlen, und die Presse, bedient von Leuten der verletzten Eigenliebe, die die Erfolge Anderer neidisch überwachten, gehorsamte um so mehr, als sie es unter einem ehrwürdigen Schilde, dem der Religion, thun konnte. Die Christen in Frankreich, denen Chateaubriand einst ihre umgestürzten Altäre wieder aufgerichtet hatte, hatten durch den Titel getäuscht ein Märtyrerbuch erwartet, und sie die an dem Märtyrerthum des Papstes Pius VII. keinen Anstoß nahmen traten jetzt als laute Ankläger gegen die gräßlichen Gottlosigkeiten des Wolfsthalseinsiedlers auf. Durch Repliken und Selbstvertheidigungen stellte sich der Autor auf ein noch ungünstigeres Terrain; denn „die defensive Stellung ist dem französischen Nationalcharakter zuwider". Das Werk schien vollkommen gefallen, und die Heftigkeit der Angriffe hatte selbst die Ueberzeugung des Autors wankend gemacht. Dazu kam noch, daß die ziemlich treffenden Anspielungen in der Portraitirung des Galerius und der Schilderung von Diocletian's Hofe die kaiserliche Policei zu verdop-

pelter Verfolgung des „Pasquillanten" anspornte: die Kritik der Policei ist immer unwiderlegbar. In späterer Zeit haben die „Martyrs" ein wohlwollender urtheilendes Publicum gefunden, sodaß vier aufeinander folgende Ausgaben möglich wurden: die Restauration wollte die Sünden des Kaiserthums sühnen.

Dem literarischen Unglücke der „Martyrs" folgte ein neuer Schlag für das schon genugsam zerrissene und mit Blutspuren bezeichnete Familienleben Chateaubriand's. Sein Cousin Armand, der Gefährte seiner Kindheit und Kriegsgenosse von Thionville, ward als royalistischer Emissair in der Ebene von Grenelle erschossen; Chateaubriand kam zu spät um auf der Richtstatt das muthige Herz seines unerschrockenen Freundes brechen zu sehen. Als er einige Tage vor der Execution bei Fouché eine Audienz erlangt hatte, und dessen Verwendung für seinen gefangenen Verwandten erbat, tröstete ihn dieser mit der freundschaftlichen Versicherung: er könne ganz ruhig sein, Armand habe gesagt er sterbe gern, und er zeige in der That auch ein ganz entschlossenes Aussehen. Das war der Aplomb der revolutionnairen Leichtfertigkeit!

In diesen trüben Tagen der Prüfung vollendete Girodet Chateaubriand's Bild, ein Meisterwerk, das Hrn. Denon für die Ausstellung zugeschickt worden war, das dieser aber als kluger Höfling bedächtig bei Seite gelegt hatte. Als Bonaparte die Galerie passirte fragte er, nachdem er die Gemälde alle gesehen hatte: „Wo ist denn Chateaubriand's Bild?" Daß es eingesandt war wußte er; der Proscribirte, der vom Maler schwarz wie er damals aussah, aber in seiner geistvollen Auffassung dargestellt war, mußte aus seinem Versteck hervorgezogen werden, und der Kaiser betrachtete ihn in nicht allzu gnädiger Laune. „Er hat das Aussehen eines Verschwörers", sagte er, „der durch den Schornstein heruntergekrochen ist."

Zurückgekehrt in sein idyllisches Gartenhaus, dessen Thurm immer noch bloßes Phantasiebild des Dichters bleibt, widmet sich jetzt Chateaubriand der anstrengendsten literarischen Thätigkeit. Schmähen konnten die Feinde in Paris dies poesiegläubige Herz, aber nicht entmuthigen; die Erfolge konnten sie ihm entreißen, nicht seinen Glauben. Der „Itinéraire" wird vollendet und die Memoiren werden bis über die ersten Kindergeschichten fortgeführt. Mächtig rollt die Vergangenheit mit den jungen Erlebnissen des unerfahrenen Knaben sich auf vor der Seele des gereiften Mannes; mit den Opfern der Gräber bevölkert sich die einförmige Einsamkeit seines Exils, und der treue Gesril, der Märtyrer seines Glaubens, die alte Großmutter Bedée mit den alten Damen der Quadrillepartie und die Dichterin Grasmücke Boistilleul, die an der Treulosigkeit des Sperbers Tremigond stirbt, Alle leben sie wieder auf um sich von ihrem Freunde für die Nachwelt portraitiren zu lassen. Und dieser Freund selbst verjüngt sich an seinem Tagewerke; wenn jene Sterne über ihm blinken die ihn unter dem duftigen Regen der Magnolien an der Seite seiner Floridanerinnen schlafen und später im Ardennenwald bei eines Dompfaffen Gepfeife ohnmächtig ins Laub sinken sahen, da überschleicht ihn Lust und Schmerz der Vergangenheit, und in den Ohren summt ihm das wehmüthige Turelure der längst vermoderten Tante. Erst die Sorgsamkeit Derer die sich Freundschaften nicht befehlen lassen von dem Herrn der Welt bringt in dieses träumerische Versunkensein einen störenden Ton. Chénier ist gestorben und Chateaubriand's Freunde haben den erledigten Platz in der Akademie für ihn bestimmt, denselben Platz den der Wiederhersteller der gerichtlichen Beredtsamkeit Patru und der Verf. der „Voyage du jeune Anacharis" innegehabt hatte. Nach Ueberwindung vieler Bedenklichkeiten nimmt er die angebotene ehrenvolle Candidatur an und entschließt sich zu den üblichen Empfehlungsbesuchen. Abbé Morellet, der empirische Kritiker der „Atala", dessen Andenken wir am Eingang dieses Aufsatzes retteten, ist der Erste den er aufsucht. Er trifft den guten Mann wie er eben vor seinem warmen Feuer in seinem Lehnstuhl eingeschlafen ist bei der Lecture des „Itinéraire". Der anmeldende Bediente nennt laut den Namen des eingetroffenen Besuchs, der in seinem Schlaf Gestörte aber ruft bei dem Namen Chateaubriand unwillig: „Ach, er hat viele Längen, entsetzliche Längen!" Im Uebrigen ist der wackere Abbé ein gutmüthiger Mann der seine Stimme zusagt trotz der Längen, zumal wenn Chateaubriand verspricht dieselben in einer neuen Ausgabe zusammenziehen zu wollen. Und wenn selbst ein empirischer Kritiker Morellet für den von ihm verspotteten Dichter stimmt, so ist wol kein Zweifel, daß Chateaubriand siegreich aus der Wahlurne hervorgehen wird. Der Stuhl Chénier's wird fortan ihm gehören: so folgt dem Dichter der „Hymne à la raison" und des „Chant du départ" der Poet des Lobgesangs auf die Religion Jesu und die himmlische Majestät des transscendenten Gottes. Der Royalist löst den Königsmörder, den Republikaner ab: aber wunderbar! die Parole die der Royalist als Bedingung stellt soll das Wort Freiheit sein.

Chateaubriand ging daran seine Antrittsrede auszuarbeiten. Seine Bewunderung für die großen Fähigkeiten Napoleon's und der Haß gegen seine Tyrannei führten in ihm einen natürlichen Kampf, der die Ausführung des Discours erschwerte und seine Beendigung verzögerte. Endlich ward er als fertig angezeigt, und die besonders dazu ernannte Commission versammelte sich ihn zu hören. Das war ein Schrecken und eine Entrüstung unter den stolzen Republikanern als sie eine unabhängige Meinung und den entwöhnten Klang des Wortes Freiheit hörten! Erschrocken liefen sie wieder nach Hause; sie hatten die Rede verworfen. Daru schickte sie nach St.-Cloud, und Napoleon erklärte, daß wenn sie gehalten worden wäre er die Thüren des Instituts würde haben schließen lassen, und dem Verf. im tiefsten Gefängnisse eine Wohnung gegeben haben. Radirt, mit Parenthesen und andern Bleistiftstrichen Bonaparte's bereichert empfing Chateaubriand daher sein Werk zurück: es war zu farbenreich und von dem gewöhnlichen Gleise abweichend; wie der Lehrer dem nachlässigen Schüler

sein „Besser machen!" zuruft, so sollte auch — wünschten die besorglich Erschreckten — der allzu lebhafte und unbedachte Poet eine bessere, d. h. doch eine blässere Rede schreiben. Ein hierüber empörter Chateaubriand wirft sich in die Brust; er meint, daß ein Mann an dem Worte das er gesprochen festhalten müsse. Die Herren des Instituts aber haben für eine so eindringliche Sprache zu zarte Nerven, sie verbeugen sich und erklären — gewiß mit großem Bedauern! — daß die von ihnen selbst so sehnlich gewünschte Aufnahme zur Zeit nicht stattfinden könne. Und für diesen Preis das stille Glück des Wolfsthals geopfert?

Der Akademie-Discours hatte Napoleon aufs neue aufgebracht. Wenn er bald darauf bei Gelegenheit der zehnjährigen Preisvertheilung des Instituts fragen ließ, warum der „Génie du christianisme" bei dieser öffentlichen Krönung übergangen werde, so war Dies wol mehr Laune als Gerechtigkeitssinn; denn der tyrannische Egoismus Napoleon's — Andere mögen sagen: seine strenge, unerbittlich consequente Politik — verhinderte die wirkliche Anerkennung eines Talents das ihm zu trotzen wagte. Das scheint auch folgender Vorfall zu belegen: Fontanes erzählte Chateaubriand, der Kaiser habe im vertraulichen Gespräche zu ihm geäußert: „Da das Institut ihn nicht für würdig genug hält um ihm einen Preis zuertheilen zu können, so will ich ihm einen geben; ich werde ihn zum Generalintendanten aller Bibliotheken Frankreichs machen." Begreiflich wird man es finden, wenn Chateaubriand hierauf eine ihm bald nachher zugehende Bitte des Policeipräfecten: er möge sich doch von Paris fern halten, mit großem Erstaunen aufnahm. Auch Napoleon kannte schon das usurpirte Privilegium unserer Machthaber! Noch überraschender aber kam es ihm als die Regierung den „Essai sur les révolutions" aus der Vergessenheit wieder hervorholen ließ, und Dies noch dazu nur fragmentarisch, d. h. fast immer sinnentstellend. Der betroffene Autor bot Alles auf um die Erlaubniß zu einem wörtlichen Abdruck des ganzen Buches zu erlangen: er sah darin seine einzig mögliche Vertheidigung; die Policei aber hielt ein solches Unternehmen für höchst unzeitgemäß, und Bonaparte freute sich im Stillen über den Krieg in den er seinen einstigen Gesandtschaftssecretair verwickelt hatte. Dieser „Essai" ist ein verhängnißvolles Buch in dem Leben Chateaubriand's: die Mutter hatte es auf dem Sterbebette verwünscht, und war mit schwerem Herzen über die Verirrungen ihres Sohnes gestorben; jetzt kamen plötzlich die politischen Feinde und riefen triumphirend ihr hört! hört! und einige Jahre darauf zogen die Frommen vom religiösen Gesichtspunkte aus gegen den ungläubigen (!) Autor zu Felde. In der neuen Ausgabe des „Essai" hat denn der Letztere durch die dem Texte beigefügten Noten auch Buße gethan für seine ketzerische Jugendübereilung; ein merkwürdiger Anblick, der junge und der alte Chateaubriand so dicht nebeneinander, so scharf contrastirend, der Restaurationsminister dem landesflüchtigen Emigranten gegenüber! „Dies Buch und die Noten stellen meinen ganzen Menschen dar, so wie ich im Anfang meiner Laufbahn in die Welt eingetreten und wie ich am Ende derselben angekommen bin."

Da wir hier eben mitten in der literarischen Thätigkeit und zwar in deren blühendster Periode uns befinden, so mögen mit einem Worte noch die „Natchez" erwähnt sein, die in ihrer ursprünglich rohern Form noch vor dem „Essai" vollendet waren, später aber vielfach umgearbeitet und selbst in der Composition abgeändert worden sind. Von dem Briefe René's im zweiten Band urtheilt der Autor selbst: Er wisse nicht was die René, die als schwache Nachahmungen seinem Originale gefolgt seien, Absurderes hätten sagen könen, um dem baren Unsinn noch näher zu kommen.

So hätten wir denn Chateaubriand bis in das J. 1814 begleitet, bis an den Zeitpunkt auf dem seine glänzende literarische Laufbahn eigentlich abschließt, und der böse Genius seines Lebens ihn in die damals so weite politische Arena Europas drängt, um den Siegen des Glaubens, der Poesie und apostolischen Wallfahrten die Niederlagen einer dilettantenhaften Politik folgen zu lassen. Aus dem Umgang der Musen brachte er für seine neue Wirksamkeit mancherlei Bestechendes mit, seinen Ruf, seine Kenntniß der Völker und Länder, seine Ehrlichkeit, seine hochfliegenden Anschauungen, unter die er von den Höhen des Parnasses aus die weltgeschichtlichen Facta gruppirte, Gedanken überhaupt, Wallungen des Herzens, Gefühle, aber kein Princip, keinen Charakter. Ein großer Dichter, ein guter Mensch — Poesie Hand in Hand mit den natürlichen, reinen Empfindungen einer edeln Begabung —, darauf wird sich immer ein gerechtes Urtheil über Chateaubriand beschränken müssen: jene imponirende Macht welche die Träger eines großen Princips auf die Empfänglichkeit der Nachwelt ausüben geht ihm vollkommen ab; denn die Basis seiner ganzen Thätigkeit ist nicht der Glaube an eine geschichtliche Idee, nicht die starre und praktische Vernünftigkeit, nicht die ruhige, über die Persönlichkeit hinausgehende objective Prüfung, sondern überall die Hingabe an den Eindruck des Augenblicks, Festhalten an Dem was sich den romantischen Regungen einer ritterlichen Treue durch (verschuldetes oder unverschuldetes) Unglück empfiehlt, eine poetisirende Sehnsucht endlich nach blendenden Abenteuern, nach rührenden Aufopferungen, nach Märtyrerthum. Und selbst das so hervorragende christliche Element in Chateaubriand reducirt sich bei näherm Zuschauen mehr auf religiöse Stimmungen und „einen Instinct der Vernunft", als daß es sich auf kritische Prüfung, verstandesmäßige Ueberzeugung gründete. Die fromme Liebe zu einer Mutter die von jenseit des Grabes ihm das heilige Kreuz zutrug weckte in ihm das Bedürfniß des religiösen Glaubens, und sein Herz hielt diesen Glauben fest, der seinen Leiden oft wie himmlischer Balsam erscheinen mußte. Als Republikaner diente er der Monarchie und als Philosoph ehrte er die Religion. „Das sind keineswegs Widersprüche, es sind nur die nothgedrungenen Consequenzen der Ungewißheit in der Theorie

und der Sicherheit in der Praxis der Menschen. Mein Geist, geschaffen um an Nichts zu glauben und auf Alles mit Geringschätzung herabzublicken, ist dessenungeachtet immer durch einen Instinct der Vernunft beherrscht worden, der ihm gebot sich Dem was es anerkannt Schönes auf Erden gibt zu unterwerfen." Und mit diesem Instinct der Vernunft geht Chateaubriand unter die Staatsmänner, um nach einer langen Reihe von Schwankungen endlich in einer Politik der Rührung seine Laufbahn zu vollenden! Seine Handlungen gehörten der alten Welt, seine Gedanken zum großen Theil der neuen an. „Eure Zeit ist vorüber", ruft er den Bourbons zu, „ihr könnt Nichts als euch mit unnützen Ausgrabungen beschäftigen!" So sagt sein Verstand, aber sein Herz sieht eine Mutter die in schmachvoller Gefangenschaft ihre mütterliche Zärtlichkeit büßt, und das Gefühl bestimmt seine Thaten, nicht die vernünftige Einsicht: seine Handlungen sind ein Ausfluß seiner Pflicht, seine Gedanken ein Ausfluß seiner Natur. Soll man eine unauflösliche Zusammenkittung von Widersprüchen Charakter nennen?

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Herzöge von Guise.

Die „Histoire des ducs de Guise", welche René von Bouillé als die Frucht eines acht Jahre langen ausgewählten Studiums zu veröffentlichen begonnen hat, zeichnet sich nach dem Urtheile competenter Richter namentlich durch die weise Oekonomie und die Objectivität aus mit welcher der Verf. alle die in diesen Stoff verwachsenen Schwierigkeiten glücklich zu umgehen gewußt hat. Für die unermüdliche Quellenforschung geben zahlreich eingestreute Citate hinlänglichen Beleg; besonders lobend aber muß man es anerkennen, daß auch hier des Guten nicht zu viel gegeben und so die Lecture nicht allzu sehr erschwert ist. Wir geben aus dem Buche eine kleine Probe: ein Kriegsabenteuer des Grafen von Aumale.

Im Sommer 1545 belagerte der Marschall du Biez Boulogne, das von den Engländern besetzt gehalten ward. Der Graf von Aumale, erzählt Bouillé, eilte mit dem Grafen von Enghien, dem Herzog von Nevers und Andern zur Belagerung herbei und schlug sich oft mit der von Brissac befehligten Vorhut herum. In einem solchen Handgemenge empfing er wol die gefährlichste Wunde an der je ein Mensch darniedergelegen hat ohne zu sterben. Er hatte von fern gesehen wie sich zwischen Franzosen und Engländern ein Kampf entspann, der mit gleicher Heftigkeit von beiden Seiten geführt ward. Die Franzosen drohten der Uebermacht zu erliegen; da eilte der junge Prinz, fortgerissen von seiner Kampfbegier, seinen Waffengenossen zu Hülfe, unbekümmert darum daß seine Begleitung nur aus wenigen Edelleuten bestand. Die Engländer haben ihn kaum erkannt, als sie ihn umringen, in die Enge treiben und ihn zwingen all seinen Muth zur Vertheidigung zusammenzuraffen. Fast ganz allein vertheidigt er sich lange gegen die zahlreichen Feinde, bis endlich ein englischer Hauptmann ihm einen Lanzenstoß durch den Kopf beibrachte, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die Lanze im Kopfe splitterte und tiefer als einen halben Fuß eindrang. Allein auch ein so fürchterlicher Stoß machte den Grafen von Aumale noch nicht auf dem Sattelbogen wanken; er kämpfte noch, schlug sich mitten durch die ihn umringenden Feinde und ward den Händen derselben durch seinen jungen und tapfern Bruder Claudius mit Hülfe Veilleville's endlich entrissen. So kehrte er ruhmbedeckt zu Pferd in das Lager zurück, aber in welchem entsetzlichen Zustande! Blut bedeckte sein Gesicht, seine Waffen, seine Kleidung. Als die Chirurgen die Tiefe und Gefährlichkeit der Wunde sahen gaben sie alle Hoffnung auf Rettung auf, und weigerten sich durch unnütze Versuche des Grafen Leiden noch zu mehren. Der einzige Ambrosius Paré, den der König abgesandt hatte des Helden Leben für Frankreich zu retten, verlor den Muth nicht: auf seine Kunst und die eiserne Natur des Verwundeten trauend entschloß er sich kurz die gräßliche Operation zu übernehmen. Er hatte sofort eingesehen, daß der Lanzensplitter so in den Kopf eingedrungen war, daß man ihn nicht wohl mit den Händen greifen konnte. Er nahm eine Schmiedezange und unter Beihülfe des Meisters Lavernan, eines sehr erfahrenen Chirurgen, ging er zum Prinzen und fragte ihn vor den vor Schreck zitternden Offizieren, ob er die Anwendung eines solchen Mittels wagen und namentlich dulden wolle, daß man den Fuß gegen sein Gesicht stemme. „Ich bin mit Allem zufrieden! An die Arbeit!" sagte Aumale. Seine Ruhe verließ ihn nicht einen Augenblick während der Dauer dieser gräßlichen Operation, bei der Knochen, Nerven, Adern und andere Körpertheile schwer verletzt waren, und die er ertrug als ob man ihm nur ein Haar auszöge. Ein einziges mal gab er ein Zeichen von Schmerz von sich, indem er ausrief: „O mein Gott!" Drei Tage lag er hoffnungslos darnieder, aber am fünften Tage endlich zeigten sich unzweifelhaft günstige Symptome. Die Heilung gelang, und nur die für Aumale und Paré gleich ruhmvolle Narbe erinnerte an diese unglaubliche Blessur.

Diese abenteuerliche Geschichte verbreiten die französischen Zeitungen mit sichtlichem Wohlgefallen, und auch Bouillé erzählt diese Begebenheit mit mehr Patriotismus als kritischer Sonderung; denn wenn nicht die Art der Heilung, so muß doch die Beschaffenheit der Wunde selbst um so sagenhafter erscheinen, wenn man auf die Quelle zurückgeht aus der Bouillé schöpfte, und nach welcher der Lanzenstoß des Engländers ging „au-dessus de l'oeil destre, declinant vers le nez, qui entra et passa oultre de l'autre part, entre la nuque et l'oreille".

Die Fortsetzung der „Histoire des ducs de Guise", die bald die Presse verlassen wird, umfaßt die Regierungszeit Franz' II. und Karl's IX., also die wichtigen Episoden der Verschwörung von Amboise, der Schlacht von Dreux, der Metzelei von Vassy, des Tridentiner Concils, der Belagerung von Orleans und der St.-Barthélemy. 31.

Literarische Anzeige.

In **wohlfeiler Ausgabe** ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturgeschichte
für Landwirthe, Gärtner und Techniker.

Mit 20 lithographirten Tafeln.

Von **William Löbe.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien auch in demselben Verlage:

Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. 1845. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 287. —— 30. November 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Vierter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 286.)

Der Napoleon'schen Gewaltherrschaft gegenüber hat Chateaubriand eine feste Stellung eingenommen; denn sein bestes Gefühl, die reinmenschliche Seite an ihm war zu tief verwundet. Das machte ihn stark, sein leicht verletzbares Herz ersetzte ihm den Mangel des Charakters, und aus dem Kinde das der Adler in die Berge der Schweiz tragen wollte ward ein entschlossener Mann, der auf seinen abenteuerlichen Wanderungen die Furcht verlernt hatte und den Flügelschlag des erbosten Raubthiers ruhig erwartete. Da sieht Chateaubriand aus wie ein ganzer Held des Mittelalters, ein ebenbürtiger Genosse Bayard's: zur Treue, zum Glauben, zur Minne fügt sich hier in glänzenden Farben der persönliche Muth und die ritterliche Ehre. Wenn auch der Akademie-Discours zu einem Zeichen dieses Muths gerechnet wird, so gibt Dies freilich eine traurige Einsicht in die unglaubliche Tyrannei der kaiserlichen Policei. Das Stärkste und Gewichtigste in ihr, die Lobrede der Freiheit, ist so zahm ausgefallen, daß selbst ein gewissenhafter deutscher Censor von ehedem sie unangefochten zum Druck gelassen hätte.

Wir Alle, die wir mitten in den Kämpfen und Aufregungen der Vergangenheit gelebt haben, wir werden dem Blicke der Geschichte nicht entgehen. Wer kann sich in einer Epoche des Wahnwitzes, in der Niemand den vollen Gebrauch seiner Vernunft hat, schmeicheln makellos gefunden zu werden? Darum wollen wir gegen Andere nachsichtiger sein und entschuldigen was wir an ihnen nicht billigen können. Die menschliche Schwachheit ist ja so groß, daß das Talent, das Genie, ja selbst die Tugend die Grenzen der Pflicht bisweilen überschreiten kann. Chénier betete die Freiheit an: will man ihm Das zum Verbrechen anrechnen? Selbst die alten Ritter würden ja, könnten sie aus ihren Gräbern steigen, dem Lichte des Jahrhunderts folgen, und man würde ein herrliches Bündniß zwischen Ehre und Freiheit sich bilden sehen. Ist nicht Freiheit das höchste aller Güter und das unentbehrlichste Bedürfniß des Menschen? Sie entflammt den Geist, erhebt das Herz und ist dem Freunde der Musen so nöthig wie die Luft die er einathmet. Die Künste können bis zu einem gewissen Punkte auch in der Abhängigkeit gedeihen, weil sie sich ihrer eigenen Sprache, die der großen Menge nicht verständlich ist, bedienen; aber die Wissenschaften die eine Universalsprache reden erschlaffen und sterben in den Fesseln. Wie kann man Blätter die wol werth sind der Zukunft überliefert zu werden schreiben, wenn man sich bei seiner Darstellung jedwedes hochherzige Gefühl, jeden mächtigen und großen Gedanken untersagen muß? Die Freiheit ist so sehr von Natur eine Freundin der Künste und Wissenschaften, daß sie sich zu ihnen flüchtet, wenn sie verbannt wird aus der Mitte der Völker, und wir, meine Herren, sind es die sie beauftragt ihre Annalen zu schreiben, sie an ihren Feinden zu rächen und ihren Namen, ihren Cultus der spätesten Nachwelt zu überliefern. Damit man sich aber nicht täusche in der Deutung meines Gedankens, so erkläre ich, daß ich hier nur von der Freiheit spreche die aus der Ordnung hervorgeht und Gesetze erzeugt, keineswegs von jener Freiheit die eine Tochter der Zügellosigkeit und die Mutter der Sklaverei ist. Der Fehler des Verfassers von „Charles IX" (Chénier's) besteht demnach nicht darin, daß er der ersten dieser Gottheiten Weihrauch streute, sondern darin, daß er die Rechte die sie uns gibt mit einer monarchischen Regierung für unvereinbar hielt. In seine Meinungen also setzt ein Franzose die Unabhängigkeit, die andere Völker in ihre Gesetze setzen. Die Freiheit ist für ihn mehr ein Gefühl als ein Princip; er ist Bürger aus Instinct, Unterthan aus Wahl. Hätte der Schriftsteller dessen Verlust sie betrauern diese Betrachtung angestellt, so würde er nicht in derselben Liebe die Freiheit welche schafft und die welche zerstört umarmt haben.

Das ist ein merkwürdiges Actenstück. Selbst diese bedächtige Loyalität war zu revolutionnair für den Erben der Revolution; der Paragraph der mit den Worten: „Chénier betete die Freiheit an..." beginnt war der ganzen Länge nach mit einem doppelten Balken vom Kaiser durchstrichen. Chateaubriand betrachtete die Bleistiftspuren, Parenthesen und Correcturen in seinem Manuscript mit besonderm Vergnügen: die Löwentatze war überall eingedrungen, und es war ihm ein wohlthuendes, wonniges Gefühl sich einzubilden sie wühle in seiner Seite. Daru hatte gemeint, die Rede würde, wenn er die Anfangsworte beibehielte bis auf einige Ausdrücke, und alles Andere durch eine neue Arbeit ersetze, mit großem Beifall aufgenommen werden. Der arme Daru! Er wußte nicht, daß ein standhafter Chateaubriand sich nicht erniedrigt, auch nicht vor der heldenmüthigen Französischen Akademie, und daß das stolze Bewußtsein lebhafter als je in ihm wohnte das einem erlittenen Unrechte immer zu folgen pflegt.

Was den Privatcharakter Chateaubriand's anlangt, so zeigen seine Memoiren eine wol fast beispiellose Offenheit; er idealisirt sich nicht und gibt sich (vielleicht bisweilen unbewußt) mit allen Fehlern und Mängeln, unter denen eine oft übel verhehlte Eitelkeit wol nicht

zu den unbedeutendsten gehört. Er ist wie besessen von dem Gedanken, daß Napoleon ihn zum Staatsmann bestimmt habe, und um sich und der Welt einzureden wie Recht in der That der große Menschenentdecker gehabt, preist er unverholen seine klare und rasche Fassungskraft und seine klugen politischen Streiche, die er uns in Zukunft enthüllen will. Seine Schriften hört er gern loben: man mag es ihm nicht verargen, wenn er überall bereitwillig und mit gerechtem Stolze der Nachwelt die ehrenden Zeugnisse vorlegt die die berühmtesten und gebildetsten Zeitgenossen ihm gegeben. Gegen den Tadel ist er nicht ohne Empfindlichkeit; er kannte vielleicht öfter als er erzählt die Nebenabsichten oder die unedeln Motive seiner Kritiker. Er selbst wahrt sich ein feines Urtheil über seine Schriften; ihre Fehler sind ihm nicht unbekannt, und eben deswegen empört ihn die frivole Schmähsucht seiner Neider. Wo seinem Talente geschmeichelt wird da ist er oft nachgiebig; wo ihm ein großes Vertrauen angeboten wird da ist er gewonnen, er will es nicht täuschen; seine Anschauungen bringt er unter schwankende Gesichtspunkte, je nach der momentanen Stimmung; er verläßt sich auf seinen Instinct der Vernunft, der seine Theorien in der Praxis bisweilen auf den Kopf stellt: allein wenn sein Gefühl von irgend einer Seite verletzt wird, so wächst seine moralische Kraft bis zur Aufopferungsfähigkeit, rücksichtslos tritt er in die Schranke, zum Kampfe herausfodernd, auch wenn der Gegner ihm überlegen ist. Das verleiht seinem Wesen einen Zug von Edelmuth der ihm die Herzen gewinnt, von Treue welche rührt. Einem Charakter würde dieser Zug zur höchsten Zierde gereichen; an einem sanguinischen, romantischen Politiker kann er zur bedauernswerthen Schwäche werden, die nur sentimentalen Geschichtsforschern als bewundernswerthe Tugend erscheint. Für die Religion bringt Chateaubriand ein frommes, durch Mysterien und Wunderglauben leicht eingenommenes Herz mit; des Christenthums größtes Gebot, dem Feinde zu verzeihen, erfüllt er mit einer wahrhaft rührenden Entsagung. Der General Hullin hatte die Commission ernannt die seinem lieben Armand den Schädel zersprengen ließ, es war derselbe General der dem Kriegsgericht über den Herzog von Enghien präsidirt hatte. Und Chateaubriand spricht mit starrer Gerechtigkeit und mild entschuldigend von dem Antheile den Hullin an dem Schicksale des Bourbonischen Prinzen hatte, ohne ihn auch nur leise an den Antheil zu erinnern den er an der Hinrichtung seines armen Verwandten gehabt.

So mischen sich helle und dunkle Striche in dem Bilde Chateaubriand's. Was aber soll man dazu sagen, wenn derselbe Mann der dem mächtigen Bonaparte offen seine Misbilligung, seinen Abscheu zeigt, ein Geständniß wie folgendes ablegt: „Obgleich ich gegen den Eigendünkel, der sich für ausgezeichnete Einsicht ausgibt, höflich bin, ihn lobe und bewundere, so verlache und verlachte ich ihn doch im Geheimen und lege allen diesen mit Weihrauch beräucherten Gesichtern Callot'sche Masken an." Ist Das Schwäche oder ist es die Verderbniß höfischer Manieren, die Chateaubriand in den Sälen der Tuilerien lernte? War Das der bon ton der rückkehrenden Seigneurs der Restauration? Wenn es an einem andern Orte heißt: „Die wichtigsten Ereignisse setze ich herab, die kleinste und lächerlichste Seite der Gegenstände erscheint mir immer zuerst", so steht mit dieser Versicherung die Wichtigkeit in auffallendem Contraste mit welcher der Memoirenschreiber oft die kleinlichsten Kleinigkeiten als bemerkenswerthe Facta berichtet. So wird uns, um nur Eins anzuführen, z. B. mit einer gewissen Würde erzählt, daß Chateaubriand beauftragt worden war der Fürstin Borghese von Paris ein Paar Schuhe mit nach Rom zu nehmen. Er ward ihr vorgestellt und dadurch ganz besonders ausgezeichnet, daß sie in seiner Gegenwart Toilette machte. Ob dem Erzähler hier wol die lächerliche Seite seiner Erzählung erschienen war? Ferner: „In der Politik hat die Wärme meiner Ansicht niemals die Länge meiner Rede oder meiner Schrift überdauert." Und Das verkündet ruhig der zukünftige Staatsmann Frankreichs, der sich berufen wähnt eine verlorene Dynastie zu retten. Da wollen wir gern zu dem Schriftsteller Chateaubriand zurückkehren, der die französische Literatur aus der todten classischen Richtung heraushob, sie in neue, lebendige Bahnen drängte, und ihr einen Stil schuf der dem französischen Geiste die ganze wuchernde Freiheit des Gedankenausdrucks sicherte. Die klappernde Hölzernheit und Steifheit des classischen Sprachzopfs wich in „Atala" und deren Nachfolgern einem üppigen und bezauberten Bilderreichthume, der freilich unter den Händen unreifer Nachahmer sich zu Schwulst und Unnatur verkehrte. „Les Natchez" beginnt mit folgendem feierlichen Anrufe:

Im Schatten der amerikanischen Wälder will ich Lieder der Einsamkeit singen wie sie noch nie ein sterbliches Ohr vernahm! Ich will euer Unglück verkünden, o Natchez, Nation von Luisiana, von welcher der Welt nur noch die Erinnerung übrig geblieben ist. Haben denn die Schicksalsschläge die einen unbekannten Bewohner der Waldungen darniederschmettern weniger Anspruch auf unsere Thränen als die anderer Menschen? Und sind denn die Mausoleen der Könige in unsern Gotteshäusern rührender als das stille Grab eines Indianers der unter der Eiche seines Vaterlands ruht?

Und du, Leuchte des Nachdenkens, Gestirn der Nacht, sei mir des Pindus Gestirn! Zieh' hin vor meinen Schritten durch die unbekannten Regionen der Neuen Welt und offenbare mir mit deinem Lichte die entzückenden Geheimnisse dieser Wüsten.

Diese mächtige Sprache, mit der das Erstlingswerk der Chateaubriand'schen Muse beginnt, läßt ahnen zu welcher Herrlichkeit sie eine dichterische Phantasie fortführen kann, die um sich zu verständlichen neue Wortzusammenstellungen braucht. Es ist bekannt genug, daß man in treffender Sinnigkeit den Stil Chateaubriand's mit den weißen Säulen von Palmyra verglich, „die unten von griechischer Arbeit, an den Kapitälen aber mit den Lianen der Wüste verziert sind". Und in dieser kühnen Zusammensetzung des Ausdrucks lehrt der neue Apostel seinem Volke christliche Entsagung; der Geist der Einfachheit und des Entbehrens ruht auf dem wei-

chen Bett der überall üppig hervorwuchernden Sprachblume, die immer an des Meschacebe schauerlich-schöne Prairien erinnern. Ja, diese Fortbildung der Sprache ist nicht das kleinste Verdienst Chateaubriand's: die Sprache ist ja mit den geheimsten geistigen Entwickelungen so tief verwandt, daß sie in einem fortwährenden Wechselverhältnisse steht zu den innern Zuckungen in dem Leben der Völker.

In der bisherigen Darstellung haben wir uns meist eng an die Persönlichkeit Chateaubriand's angeschlossen. Am Ende des fünften Bandes der „Mémoires d'outre-tombe" geht nun der Autobiograph zu dem hehren Bau in specieller Besprechung über, der außerhalb seiner Träume aufgeführt worden war. Er wird, gestützt auf vertrauliche Mittheilungen, der Geschichtschreiber Bonaparte's, und manches Bemerkenswerthe und Interessante fördert er hier zu Tage. Da aber diese Darstellung in dem zuletzt veröffentlichten Bande der Denkwürdigkeiten nur bis zur Einnahme von Wien geht, so behalten wir uns vor in einem fünften Artikel auf diese Beschreibungen, Angaben und Urtheile im Ganzen zurückzukommen. Nach dem Recht der Poeten behandelt er, wie Alles was ihm von außen kommt, so auch Napoleon auf seine eigenthümliche Weise; Bewunderung und Haß läuft parallel nebeneinander hin, wie ja das Größte und Kleinste sich in dem Charakter seines Helden vereinigt. Die Feinde Chateaubriand's haben den Schluß des Akademie-Discours angegriffen und durch den Vorwurf schmeichelnder Heuchelei sein Betragen verdächtigen wollen. Das Buch „De Bonaparte", das lange nach dem Sturze des Kaisers geschrieben ward, vertheidigt trotz all der schweren Anklagen die es gegen den Todten von St.-Helena häuft doch die Gemeinplätze der verworfenen Antrittsrede. Der Ruhm gehört für Chateaubriand mit zu dem anerkannt Schönen in der Welt, zu dem er Freiheit, Humanität, Religion rechnet; er bleibt nicht kalt bei den Siegen Cäsar's, der zum Schrecken der Welt die Waffen schüttelt, aber er vertheidigt auch die heilige Mission der Muse, die mit dem Oelzweig des Friedens mahnend dem Triumphwagen vorangeht, und ruft inmitten der kriegerischen Acclamationen der Soldaten Marie Luise, der noch im festlichen Glanze der Freude strahlenden Kaiserin, zu:

Du, Tochter der Cäsaren, tritt hervor aus deinem Palaste, mit deinem jungen Sohne auf den Armen! Füge zur Größe die weibliche Anmuth, rühre den Sieg zum Mitleid und mildere den Glanz der Waffen durch die Majestät einer Königin und — einer Mutter!

T. Jasoldt.

Bibliographie.

Bauer, B., Der Untergang des Frankfurter Parlaments. Geschichte der deutschen constituirenden Nationalversammlung. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beidtel, J., Das canonische Recht betrachtet aus dem Standpunkte des Staatsrechts, der Politik, des allgemeinen Gesellschaftsrechts und der seit dem Jahre 1848 entstandenen Staatsverhältnisse. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Benedix, R., Gesammelte dramatische Werke. 5ter Band. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Biographien berühmter Zeitgenossen. Herausgegeben von mehreren Gelehrten. 1stes Heft. Altenburg, Pierer. Gr. 8. 15 Ngr.

Dante Alighieri's göttliche Comödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. 3ter Theil: Das Paradies. Nebst einem Titelkupfer von E. Bendemann, 1 Umschlagsskizze von L. Richter, einem Grundriss von Florenz, einer Darstellung des Sitzes der Seligen und 1 Karte. Leipzig, Arnold. Gr. 4. 7 Thlr. 20 Ngr.

Danzel, T. W., Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke. Nebst einigen Nachträgen zur Lachmann'schen Ausgabe. 1ster Band. Mit 2 Facsimiles. Leipzig, Dyk. 1850. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Der Eremit von Sabina, oder Aloys, des deutschen Einsiedlers, Jugendjahre und Wanderungen nach Rom, Assisi und Loreto, mitgetheilt von seinem Reisegefährten. Münster, Deiters. 12. 7½ Ngr.

Fülleborn, F. L., Was ist Philosophie? Ein populärer Vortrag, gehalten in der literarischen Gesellschaft zu Marienwerder am 13. März 1849. Marienwerder, Baumann. Gr. 8. 5 Ngr.

Gaggern, H. v., Der deutsche Student im Anfange unsers Jahrzehnts. Ein romantisch-nationales Sittengemälde, niedergeschrieben im J. 1846. Herisau, Schläpfer. 8. 18 Ngr.

Genesis der Revolution in Oesterreich im J. 1848. Leipzig, F. Fleischer. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heppe, H., Die Restauration des Katholizismus in Fulda, auf dem Eichsfelde und in Würzburg. Urkundlich dargestellt. Marburg, Elwert. 1850. Gr. 12. 25 Ngr.

Hirscher, J. B., Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. 3ter Abdruck. Tübingen, Laupp. Gr. 8.8 Ngr.

Hus, J., Briefe. Nach dem böhmischen Urtext herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. B. Mikowec. Leipzig, T. O. Weigel. Br. 8. 9 Ngr.

Kohl, J. G., Aus meinen Hütten. Oder Geständnisse und Träume eines deutschen Schriftstellers. Drei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1850. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Movers, F. C., Die Phönizier. 2ter Band. 1ster Theil. — A. u. d. T.: Das phönizische Alterthum. In drei Theilen. 1ster Theil: Politische Geschichte und Staatsverfassung. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 3 Thlr.

Proschko, F. J., Leuchtkäferchen. Eine Sammlung von Fabeln und Parabeln mit böhmischer Uebersetzung von J. Kotzian. — A. u. d. T.: Swetlusky. Zbirka bájek a podobenstwí prelozením Jána Kociana. Regensburg, Manz. 8. 17½ Ngr.

Schmidt, A. F., Historische Beiträge zur Kenntniss des kirchlichen und socialen Lebens in Deutschland. In Auszügen aus kirchlichen und politischen Schriften früherer Jahrhunderte und in Bezügen auf gegenwärtige Verhältnisse. Für Theologen und Historiker. Berlin, Adolf u. Comp. 1850. Gr. 8. 15 Ngr.

Schüler, C. F. C., Buchstabe und Geist oder über den wahren Charakter der evangelischen Kirche. Fortsetzung. — A. u. d. T.: Die Lebensfragen der evangelischen Kirche im Zusammenhange betrachtet. Nordhausen, Büchting. 1850. Gr. 12. 22½ Ngr.

Ueber die Zukunft der evangelischen Kirche. Reden an die Gebildeten deutscher Nation. 2te unveränderte Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Wagner, R., Die Wibelungen. Weltgeschichte aus der Sage. Leipzig, O. Wigand. 1850. Gr. 12. 15 Ngr.

Weber, G., Die Geschichte der deutschen Literatur nach ihrer organischen Entwickelung, in einem leicht überschaulichen Grundriß bearbeitet. 2te bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, W. Engelmann. 1850. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Yâjnavalkya's Gesetzbuch. Sanskrit und Deutsch herausgegeben von A. F. Stenzler. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Betrachtungen über die beste Art Volksvertreter zu wählen. Von Philandronlppus Heroldinger, einem wandernden Philosophen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Diözesansynode und ihre Aufgabe in unserer Zeit. Eine Beleuchtung der Schrift J. B. Hirscher's: „Die kirchlichen Zustände der Gegenwart." Von einem Priester der Erzdiözese Freiburg. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Heimreich, A. C., Rede bei der Einführung des Hrn. Archidiakonus Wolf als Hauptprediger an der St. Nicolai-Gemeinde zu Kiel am 4. Sonnt. nach Trin., den 1. Juli 1849, über 1. Cor. 4, 1 — 5 gehalten. Kiel, Schwers. Gr. 8. 3 Ngr.

Klencke, An Se. Majestät den König von Preußen. Eine öffentliche Stimme des christlichen und wissenschaftlichen Bewußtseins über Lebensrecht und Volksfreiheit im Staate. Leipzig, Kollmann. 8. 10 Ngr.

Lindenborn, A., Zum Gedächtnisse des am 1. Juli 1849 zu Niedercleen verstorbenen Pfarrers W. Stein. Eine Predigt gehalten am 4. Juli 1849 zu Niedercleen. Wetzlar. 8. 2½ Ngr.

Die Militärmeuterei in Baden. Aus authentischen Quellen zusammengetragen von einem badischen Offizier. 2te gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit einem Plane. Karlsruhe, Bielefeld. 8. 10 Ngr.

Platner, E., Ueber die Licht- und Schattenseiten unserer politischen Zustände. Festrede am 20. Aug. 1849 dem Geburtstage Sr. K. Hoh. des Kurfürsten von Hessen Friedrich Wilhelm I. Marburg, Elwert. Gr. 8. 3 Ngr.

Sachsens Stellung und Beruf in der deutschen Frage. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 3 Ngr.

Siefert, A., Predigt am Eröffnungsfeste der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt. Mannheim, Löffler. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Usener, H., Die schauderhafte Wahl. Predigt am Jahrestage der Berliner Revolution zu Wetzlar gehalten. Wetzlar. 8. 2½ Ngr.

Warnkönig, L. A., Die katholische Frage im Anfange des Jahres 1849. Freiburg im Breisgau, Wagner. 1850. 8. 5 Ngr.

Wilsen, J. N. D., Anti-Koppe. Betrachtungen über die Grund- und Einkommensteuer. Berlin, Löwenherz. Lex.-8. 2½ Ngr.

— — Wahrheit gegen Selbstsucht. Abfertigung eines Kölnischen Egoisten in der Einkommensteuer-Frage. Ebendaselbst. Lex.-8. 5 Ngr.

Zeitgedichte für Baden im J. 1849. Freiburg im Breisgau, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Zur Organisation der evangelischen Volksschule in ihrer naturgemäßen Stellung zu Kirche, Staat und Haus. Den Hohen preußischen Kammern zur geneigtesten Berücksichtigung vorgelegt von Lehrern aus Rheinland und Westphalen. Elberfeld, Schmachtenberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Inhalt des Monats November.

Nr. 262. Die Literatur des Augenblicks. (1. Streiflichter und Schlagschatten aus der Neuzeit. Von F. Wanderer. 2. Lehrbuch der Reaction von J. Wagner. 3. Befreite Lieder. Dem jungen Oestreich von S. Kapper. 4. Magyaren-Lieder von E. v. Schoenau. 5. Flüchtlings Sinn und Sein von Schlund. 6. Der Apostat. Eine dramatisirte Vision in einem Act. 7. Lehrbuch der Demagogie von J. Radike. 8. Politische Texten von F. v. Büren. 9. Der Höllenrath, eine unterweltliche Reichsrathssitzung; oder die Quelle der Verwirrungen in gegenwärtiger Zeit. Zweite Auflage. 10. Babylonische Beiträge zur politischen Confusion unserer Tage. 11. Daguerreotyp-Bilder von J. G. Zweite unveränderte Auflage. 12. Der politische Struwwelpeter. Ein Versuch zu Deutschlands Einigung. Erster Theil. Dem deutschen Michel gewidmet von H. Ritter. 13. Drei Schleswig-Holsteiner Lieder. 14. Die Entzauberung Friedrich's I. des Rothbarts, oder die Vermählung der Germania. Ein lyrisch-dramatisches Gedicht von B. v. Geldern-Crispendorf. (Nr. 262—267.) — Die Republik Liberia. — Nr. 263. Deutsches Hofleben im Zeitalter Ludwig's XIV. — Nr. 264. Olivier Basselin, der Vater des Vaudeville. — Nr. 265. Ein Brief Goethe's an Herder aus dem J. 1787 nebst Herder's Antwort. Von H. Düntzer. — Nr. 266. Bedeutung einiger in der politischen und Umgangssprache der Nordamerikaner häufig vorkommender Ausdrücke und Redeweisen. — Nr. 268. Agnolo Firenzuola. (Le opere di Agnolo Firenzuola, ridotte a miglior lezione e corredate di note da B. Bianchi.) Von A. v. Reumont. (Nr. 268—271.) — Ueber die Mormons. — Nr. 269. Erin. Auswahl verschiedener irischer Erzählungen mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Märchen und Legenden, von K. v. K. Drittes bis fünftes Bändchen. Von E. Fiedler. (Nr. 269—270.) — Nr. 270. Für Auswanderer nach Neusüdwales. (Rambles and observations in New South Wales, with sketches of men and manners, notices of the aborigines, glimpses of scenery, and some hints to emigrants. By J. P. Townsend.) — Nr. 271. Preußische Chronik des J. Freiberg. Aus den auf der königsberger Bibliothek befindlichen Handschriften herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von F. A. Meckelburg. — Fromme Lieder von F. Spee. Der heutigen Sprachweise angeeignet, mit einer biographischen und literargeschichtlichen Einleitung versehen, und den Freunden religiöser Poesie gewidmet von W. Smets. Von A. Henneberger. — Die Altersstufen des Menschengeschlechts. — Nr. 272. Uebersicht der neuesten dramatischen Erscheinungen in Deutschland. Erster Artikel. (1. Graf Castel Mellor oder das letzte Gefühl. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2. Hannibal. Trauerspiel in fünf Acten. 3. Die Medicäer. Drama in fünf Acten. Von G. Köberle. 4. Cyklus dramatischer Bilder aus der Geschichte Rußlands. Von C. v. Rheinthal. 5. Marquis Pombal. Ein Schauspiel. Von A. Herzeele. 6. Demosthenes, oder Hellas Untergang. Trauerspiel in fünf Acten von L. Arend. 7. Begum Sumro. Trauerspiel in fünf Acten. Von C. Paul. 8. Deutsche Originallustspiele von C. Feldmann. Dritter Band. 9. Südliche Rache. Frescoabenteuer in einem Act. Von Frater Hilaris. 10. Großjährig. Lustspiel in zwei Aufzügen und einem Nachspiel: Ein neuer Mensch. Von C. v Bauernfeld. 11. Unverhofft! Posse mit Gesang in drei Acten. Von J. Nestroy. 12. Gabelfrühstück für Erheiterungsbedürftige in zwei Gängen von K. Schortmann.) (Nr. 272—274.) — Ueber Volkssouverainetät. — Nr. 273. Eine französische Poetenwirthschaft aus dem 17. Jahrhundert. — Nr. 274. Originalhandschriftlicher Brief von Albrecht Dürer. — Nr. 275. Bruchstücke einer Reise nach Italien im J. 1841. Von G. F. Waagen. (Nr. 275—276.) — Briefe über das Proletariat. — Nr. 276. Ein Preßproceß in Sachsen. — Nr. 277. Stimmen über Arthur Schopenhauer. (Nr. 277—281.) — Rivarol und seine Zeitschrift „Les actes des apôtres" (Nr. 277—278.) — Nr. 280. Die Versteigerung der Bibliothek Ludwig Tieck's. (Nr. 280—281.) — Nr. 282. Philosophische Briefe über die Gegenwart. (4. An Karl Gustav Carus in Dresden. 5. An Hundeshagen in Heidelberg.) Von M. Carriere (Nr. 282—283.) — Aus Venedig. (Nr. 282—283.) — Nr. 284. Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's. Vierter Artikel. Von T. Fasolde. (Nr. 284—287.) — Nr. 285. Jüngster, vielleicht letzter Roman von James. — Nr. 286. Zur Geschichte der Herzöge von Guise. — Mancherlei; Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie; Literarische Anzeigen. — Nebst 2 literarischen Anzeigern: Nr. XII und XIII.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 288. —— 1. December 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

Wenn der Verf. der folgenden Anzeigen im Anfang des gegenwärtigen Jahres, beunruhigt und bedrängt durch so manche Erwartungen und Befürchtungen, die durch jene Zeit nur allzu sehr gerechtfertigt wurden, eine Beurtheilung der „Briefe Goethe's an Frau von Stein" in d. Bl. (Nr. 30—33) mit den Worten begann: „Es sind wol nicht Viele die beim Niederschreiben der neuen Jahrszahl daran denken, daß vor 100 Jahren Goethe geboren wurde", so war er in einem Irrthum, aus dem er zu seiner großen Freude gerissen ist. Die an so manchen Orten Deutschlands veranstalteten Feste, die vielen Schriften die den 28. Aug. zu ehren erschienen sind, die mannichfaltigen Mittheilungen in Zeitungen und Tageblättern haben bewiesen, daß der Deutsche in den Stürmen der Zeit, bei dem Interesse welches jeder denkende und fühlende Deutsche an der Politik des Tags nimmt, unter den Bedrängnissen der Gegenwart und den materiellen Bestrebungen der Zeit weder das Interesse für höhere geistige Bildung noch die dem deutschen Volke so eigene Tugend, die Ehrfurcht vor seinen großen Männern, eingebüßt hat; und Das muß Jeden, auch den die Liebe und Begeisterung für Goethe die sich in so Vielen kundgibt nicht Theilenden, erfreuen. Jeder Deutsche wird mit Beifall und Genugthuung in der von Humboldt, Schelling, Cornelius, Boeckh und andern bedeutenden Männern Berlins ausgehenden Auffoderung zu einer würdigen Feier des 28. Aug. die Worte gelesen haben:

> Keine Feier dürfte mehr geeignet sein in die düstern Nebel der verworrenen Gegenwart einen heitern Sonnenstrahl gemüthlicher Erquickung zu bringen als die welche dem Stifte Goethe's gilt, dem Geiste der Ordnung, der Besonnenheit und der edelsten Freiheit, der es besonders vermochte durch anhaltende und fortbildende Wirkung ausschweifende und verwilderte Kräfte zu ruhiger Entwickelung anzuziehen und in mildern Gestalten festzubannen.

Wenn dagegen sich Stimmen anderer Art erhoben, so sind sie wol, als der Straßenliteratur verwandt, die vor kurzem eine Macht zu werden drohte, kaum oder wenig beachtet.

Von den zum 28. Aug. erschienenen Schriften führen wir zunächst folgende auf, uns eine Nachlese für später vorbehaltend:

1. Zum 28. August 1849, dem hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Denkschrift auf denselben in seiner welthistorischen Bedeutung, als eine der Hauptsäulen am Tempelbau der Menschheit. Von Christian Wenig. Weimar, Voigt. 1849. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie dem Verf. dieser Anzeige ist es dem der genannten Schrift, dem erfurtischen Schuldirector C. Wenig, ergangen, einem Manne der in dem sein Werk einleitenden Vorworte sich als geistreichen Kenner und Verehrer Goethe's erweist. Auch ihn hatte da das Jahr 1849 begann ein Bangen erfüllt, die Zeitverhältnisse, die Politik des Tags möge alle andern Bestrebungen und Angelegenheiten verschlingen, der bedeutungsvolle Tag möge wol gar unbeachtet vorübergehen. Und er hatte sich an dem Gedanken geweidet: das Jahr 1849 werde Deutschland die langersehnte Einheit geben, in der Geburtsstadt Goethe's werde sie geschaffen werden, ein Document derselben werde der Ankauf des Goethe'schen Hauses, der Goethe'schen Sammlungen sein. Ach! das Jahr neigt sich seinem Ende, und die Einheit ist noch nicht da, ist noch fern, und der Morgenröthe die vor anderthalb Jahren erschien ist noch kein Tag gefolgt. Aber in dem Glauben hatte sich Wenig nicht getäuscht, Deutschland werde seines großen Sohnes in diesem Jahre gedenken, des Dichters und Forschers, „der ein allgemeines geistiges Band um alle Deutsche schlang, und sie solchergestalt verknüpfte und einigte, daß sie sämmtlich ihn mit Stolz als den Ihrigen anerkannten und rühmten". Er hatte beschlossen das Seinige zu der Feier des Jubeltags beizutragen; und Dies that er in dem Werke „welches er während eines Menschenalters zusammengetragen", das ein Repertorium aller über Goethe kund gewordenen Urtheile bedeutender Zeitgenossen, wie der gesammten Goethe-Literatur sein soll.

Diese Angabe ist indeß zu berichtigen. Die Goethe-Literatur enthält das Buch beiweitem nicht vollständig, und was das Urtheil der Zeitgenossen betrifft, so ist Wenig's Werk nur als eine Vervollständigung früherer Sammlungen, namentlich der von Varnhagen und der von Nicolovius veranstalteten, anzusehen, aus denen, wie im Vorwort gesagt wird, nur wenige Stellen aufgenommen sind. „Leider", sagt der neueste Sammler am Schluß des Vorworts, „hat die Ungunst der Zeit mich verhindert meinen ursprünglichen Plan gegenwärtig seinem ganzen Umfange nach auszuführen." Möchte sich, wie dazu Hoffnung gegeben wird, bald Gelegenheit finden das anfänglich Beabsichtigte in seiner vollen Ausdehnung nachzubringen! Was geliefert werden kann wird immer nur Vervollständigung des früher Geleisteten sein; aber bei dem Sinn und Fleiß des Verf. des vorliegenden Werks darf man Zweckmäßiges in Hinsicht auf Wahl und Anordnung hoffen. Besonders ist lobend zu erwähnen, daß Wenig die Urtheile die Goethe von bedeutenden Männern anderer Nationen erfahren berücksichtigt hat. Die Wichtigkeit einer solchen Sammlung wird Niemand verkennen. Die Literaturgeschichte soll nicht allein lehren was große Geister geschaffen haben, sondern auch wie ihr Schaffen von Zeitgenossen und folgenden Geschlechtern aufgenommen und verarbeitet worden ist.

Ein Werk wie das obengenannte gibt der Kritik geringen Anlaß sich zu äußern. Anders ist es mit der Schrift:

2. Zu Goethe's Jubelfeier. Studien zu Goethe's Werken. Von H. Düntzer. Elberfeld, Bädeker. 1849. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Seit im J. 1836 Düntzer's Schrift: „Goethe's «Faust» in seiner Einheit und Ganzheit", erschien, hat derselbe durch verschiedene andere, zum Theil in Herrig's und Viehoff's „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen" erschienene dargethan, daß er bei seinen anderweitigen, eigentlich philologischen Studien immerfort ein vorzügliches Augenmerk auf Goethe gerichtet hat. So werden uns hier drei in dem erwähnten Archiv erschienene Aufsätze: „Reise der Söhne Megaprazon's", „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" und „Das epische Gedicht «Die Jagd» und «Die Novelle»" abermals mitgetheilt; zu ihnen, die nur einen kleinen Theil des Buchs ausmachen, eine ausführliche Abhandlung: „Goethe's «Lotte» und «Die Leiden des jungen Werther» nebst einer Uebersicht der Werther-Literatur" und einem Anhange, der einen Abdruck von vier auf jenen Roman sich beziehenden Gedichten enthält; ferner „Kritiken von «W. Meister's Lehr- und Wanderjahren»", endlich „Goethe's Gutachten über Oken's «Isis»". Als Einleitung in die Studien erhalten wir: „Goethe's politische Ansicht und seine Stellung zu den Bewegungen der Zeit."

Die „Reise der Söhne Megaprazon's", meint Düntzer, sei bisher fast unbeachtet geblieben, obgleich sie in Hinsicht auf Goethe's politische Ansicht, sowie wegen ihres Verhältnisses zur „Natürlichen Tochter" sehr wichtig sei. Wir müssen ihm beistimmen, und hätten gern gesehen, daß er sich etwas weiter über das erwähnte Verhältniß ausgesprochen hätte, wozu die Nebeneinanderstellung der Inseln der Papimanen und Papefiguen Anlaß bot. Eine genauere Erörterung dieses Verhältnisses, wobei die Vergleichung der letztern Insel („ein Elysium, ein Wohnsitz der zierlichsten, häuslichsten Götter") mit der der Papimanen, wo es keine Wälder, keine Dörfer, keine Saaten und Heerden gibt, dann die Zerreißung der Insel der Monarchomanen zu berücksichtigen gewesen wären, würde wol auf eine bessere Ansicht von der „Natürlichen Tochter" geführt haben als die welche wir in Gervinus' „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" finden, wo das unvergleichliche Drama, dessen Gehalt die Frucht tiefer Weltbeobachtung, dessen Form und Sprache an Sophokles erinnern, ein misglücktes Erzeugniß genannt wird. Daß zu jenem projectirten Romane die Französische Revolution Anlaß gegeben, wie Düntzer annimmt, ist klar; die Beziehungen auf diese, vielmehr auf die in der Geschichte immer wiederkehrenden Revolutionen, sind plausibel angegeben; und wenn uns die Bemerkung: Vielleicht haben die Teufel sich des (in herrlicher Blüte prangenden) Landes (der Papefiguen) angenommen und den Fluch des Papstes (des Hauptes der Papimanen) überwunden, choquirt: so müssen wir dem Verf. im Folgenden beistimmen: „Man könnte vermuthen, daß die Teufel auch die unumschränkte Demokratie, das Reich der Freiheit und Gleichheit, eingeführt haben." Dabei müssen wir denn bemerken, daß Das was lobpreisend von der Insel der Papefiguen gesagt wird nur das materielle Leben betrifft. Uebrigens sind die Bruchstücke von der „Reise der Söhne Megaprazon's" so klein, daß Das was die Conjectur im Speciellen aus ihnen herausfördern möchte immer etwas sehr Schwankendes sein wird.

Die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" waren in der Zeit da sie bekannt wurden recht geeignet lauten Widerspruch der liberalen Partei hervorzurufen; auch in unsern Tagen wird es an diesem nicht fehlen. Düntzer erkennt und fühlt den humanen Sinn, die Toleranz Goethe's gerade in der Einleitung zu den „Unterhaltungen", die so großen Anstoß gab; und in der That zeugt diese dem Unbefangenen recht lebendig von dem Sinne „dem auch das Seltenste was geschieht zugleich Vergangenheit und Zukunft war", eben weil er sich zu einem Standpunkte erhoben hatte der ihn über die Parteien erhob, der ihn in Allem die Licht- und Schattenseite erkennen ließ.

Dankbar sind wir Düntzer für die Mittheilungen über die Entstehung dieses Novellenkranzes, wie über die Quellen aus denen Goethe für die einzelnen Erzählungen schöpfte; was besonders die von der Sängerin Antonelli (der Schauspielerin Clairon) und den Procurator betrifft; am dankbarsten aber für das über das berühmte „Märchen" Mitgetheilte. Nicht als ob wir annähmen er habe endlich den Schatz gehoben, habe die Lösung des Räthsels das nun über ein halbes Jahrhundert die Verehrer Goethe's beschäftigt gefunden; vielmehr scheint er uns noch immer nicht genug die Worte beherzigt zu ha-

den mit denen Goethe selbst das Märchen einleitet: „Diesen Abend verspreche ich Ihnen ein Märchen durch das Sie an Nichts und an Alles erinnert werden sollen", er scheint uns nicht genug dasselbe als einen Traum behandelt zu haben, in welchem sich das Seltsamste aus dem Seltsamen zu entwickeln pflegt. Daß Goethe es so behandelt, Das macht das Märchen eben zu einem Kunstwerke, neben dem schwerlich ein zweites aufzuführen ist. Aber Das erfreut uns, daß Düntzer mehr als andere Ausleger das politische Element desselben hervorhebt; wie denn die Politik des Tages Goethe wol zunächst zu dieser Schöpfung veranlaßte, und wir Düntzer gern beistimmen, wenn er sagt: „Es ist ein schön berechneter Zug, daß die Politik welche von der Unterhaltung (wir können hinzusetzen: von den „Horen", in welchen die „Unterhaltungen" zuerst erschienen) ausgeschlossen ist, sich in der Form des Märchens doch Eingang zu verschaffen weiß." Wie richtig aber Goethe sagt, dasselbe werde an Alles erinnern, erkennen wir schon, wenn wir uns an die mannichfaltigen Deutungen erinnern die es erfahren hat. Es könnte befremden, daß in den frühesten Auslegungen in einer Zeit, da doch die Französische Revolution noch im Gange war, Philosophie und Aesthetik vorwalteten; aber es ist nicht seltsam, denn viele der bessern Köpfe die damals in der Literatur den Ton angaben waren so von Philosophie und Aesthetik eingenommen, daß das Näherliegende davor zurücktrat; jetzt aber kommt die Politik dem Deutschen zu Haus und Hof, und zwingt zu Anerkennung ihrer Gewalt auch Den dem sie sonst fern lag. Inzwischen würde man gewiß mit Unrecht Alles in dem Märchen auf die Politik beziehen; wie denn Düntzer sagt:

Uns ist das Märchen der phantastische Ausdruck des Gedankens, daß das wahre Glück nicht in schrankenloser, unbedingter Freiheit (der politischen) bestehe, die nie verwirklicht werden kann, und wo sie erstrebt wird nur Unheil und Verderben anrichtet, sondern in der auf Weisheit, Schein und Gewalt gegründeten Herrschaft, unter welcher allein wahre Freiheit gedeihen kann.

Die Lampe des Alten, „die alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelsteine verwandelt, und alle Metalle zernichtet", könnte auf die Kunst deuten wie der Garten der schönen Lilie, „in welchem keine Pflanze Blüten und Früchte trägt, worin aber jedes Reis das die Besitzerin bricht und auf das Grab eines Lieblings pflanzt sogleich grünt und hoch aufschießt". Düntzer findet in der schönen Lilie „die falsche Freiheit der Revolution, die alles Lebende tödtet, alles Bestehende umstürzt, aber das Todte belebt und Lebendigtodtes ins Leben ruft". Der Kreis den die Schlange, ihren Schweif mit den Zähnen fassend, um den für todt niedergesunkenen jungen König schließt, deutet ebenfalls eher auf die dem Zeitlichen Ewigkeit verleihende Kunst. Doch wir dürfen uns in dieser Anzeige nicht zu weit über das Märchen ergehen, das zu erklären wir uns nicht berufen, ebenso wenig befähigt fühlen.

(Die Fortsetzung folgt.).

Germania. Ein satirisches Märchen von Wolfgang Müller. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1848. 8. 20 Ngr.

In dem großen Lande welches im Norden an die Heringe und den Bernstein, im Süden an den Schweizerkäse grenzt, lebte vor uralten Zeiten eine Person Germania, welche in ihren Kinderjahren wie alle Kinder ein sehr lustiges Ding war, sobald sie aber zum Backfisch herangereift war an einem überaus weichen und gefühlvollen Herzen litt. Germania, wärst du wie du warst geblieben! Als aufgeblühte Jungfrau fing sie an Bücher zu lesen, guckte nach den Offizieren die mit der Parade vorbeimarschirten, und verliebte sich der Reihe nach in diverse stattliche Anbeter. Zuerst in einen martialischen General der Gothen, dann in den Anführer der aus Italien stammenden Himmelsdragoner St.-Stiekranlius, sodann in einen byzantinischen Rechtsgelehrten, welchen ein jüdischer Hausirer ablöste. Endlich nachdem sich alle diese nobeln Liebhaber verlaufen hatten, fand Germania sich gemüßigt ihrem alten Kutscher Michel einen Platz in ihrem Herzen einzuräumen. Alle fünf Verbindungen freier Liebe waren mit Nachkommenschaft gesegnet, und fünf Söhne bezeichneten die wechselnde Neigung ihrer Mutter. Die Söhne waren Aristokraticus, Pietisticus, Bureaukraticus, Banknoticus und Michel. Wie Germania ihre Kinder erziehen ließ, wie die Söhne sich beim Unterricht verhielten, wie sie sich weiter entwickelten, wie sie im Verlauf der Zeit Liebe verspürten, wie sie sich daher Weiber suchten, in die Ehe traten, und wie es ihnen darin erging, wie der Pantoffel erfunden wurde, und welche Wirkungen er ausübte, wie die Germania ihren Söhnen Wohnsitze anwies, wie dieselben (die Söhne nämlich) mit Nachkommenschaft gesegnet wurden, wie die Söhne und Schwiegertöchter der Germania sammt ihren männlichen und weiblichen Nachkommen lebten, wie der Streit unter den Söhnen der Germania ausbrach, und wie sie endlich einen brüderlichen Frieden schlossen: — dieses Alles ist, Jedermann gut und nützlich zu lesen, in diesem ergötzlichen Buche zusammengestellt. Die sociale Geschichte des deutschen Volks in nuce ist der Inhalt des vorliegenden Büchelchens, und ich stehe nicht an hinzuzusetzen: Die Geschichte des deutschen Volks, verklärt durch einen harmlosen Humor der durch Thränen lacht, wie er eben nur deutschen Dichtern eigen ist, und nur von deutschen Lesern begriffen und gewürdigt werden kann. Wolfgang Müller hat mit Glück die Klippe umschifft an der unsere deutsche Satire in der Regel scheitert, und die ihm um so gefährlicher werden konnte, je luftiger und zarter die Form ist die er gewählt hat, das Märchen. Die Gefahr welche ich meine ist die aus der Satire in das Gebiet des Didaktischen zu verfallen. Ich habe mich schon anderwärts über diesen Punkt ausgesprochen. Es ist allgemein anerkannt, daß das Lehrhafte nicht die prononcirte Absicht eines Gedichts sein darf welches auf diesen Namen rechtlichen Anspruch machen will. Dessenungeachtet schiebt man der Satire die Tendenz des ridendo corrigere mores unter, und schließt sie somit von der eigentlich so zu nennenden Poesie aus, wenn anders der Vordersatz von der Unzulässigkeit des didaktischen Zwecks in der Poesie als richtig anerkannt werden muß. Man hat mit diesem Urtheil insofern Recht als in der That unsere meisten deutschen Satiriker, die Rabener u. A., auf unmittelbare Belehrung ausgehen: diese werden aber auch durch diese Tendenz, und insoweit sie derselben huldigen unpoetisch. Dagegen ist die wahre und echte Satire ebenso wenig tendenziös oder didaktisch als irgend eine andere Gattung der Poesie. Es ist hier nicht die Stelle Dieses wissenschaftlich zu begründen; begnügen wir uns mit einer Analogie. Die Satire steht auf einer Linie mit dem Lustspiele. Sie will das Komische zur Anschauung bringen, und insofern viele Menschen die Lächerlichkeit mehr fürchten als die Schlechtigkeit, kann die Satire immerhin in vielen Fällen moralische Besserung bewirken; ihre Absicht ist Dies so wenig als die des Lustspiels. Von diesem Fehler also, der in einem Märchen doppelt unleidlich sein

würde, von dem Fehler mit dem delectare das unmittelbare prodesse verbinden zu wollen, also in unserm Falle von der politisch-socialen Doctrin hält sich der Dichter der „Germania" fast ganz frei: nur einige male sinkt die ursprüngliche Heiterkeit der Anschauung zur frostigen Allegorie herab.

Möge die neue Zeit, welcher es nicht an derartigem Stoff mangelt, dem Dichter ein Sporn sein die Gebildeten der Nation auf eine Fortsetzung seiner humoristischen Studien nicht warten zu lassen. 72.

Funfzehn Jahre in Paris.

So lange hat Karl von Forster in Paris gelebt, und die unbefangenen Eindrücke die er empfing, die sorgfältigen Untersuchungen die er anstellte finden sich in einem allerliebsten Buche „Paris et les Parisiens" niedergelegt und gesammelt. Ganz Paris schläft noch, beschreibt Forster, und man hört nur ein fernes unerklärliches Getöse das dem Athem eines Riesen gleicht. Aber die Umgegend wacht schon und arbeitet für die Stadt. Von fünf, ja von sieben Meilen weit her sieht man unzählige Wagen und Karren, beladen mit allen möglichen Arten von Nahrungsmitteln, gegen die Stadt hinziehen, in ihre weiten Flanken eindringen und ihren Inhalt absetzen. Wenn man diese endlosen Reihen von Fuhrwerken erblickt, deren Zugthiere, an ihre Wanderung gewöhnt, den schlafenden Herrn in die Stadt bringen, so scheint es als treibe eine mächtige und unsichtbare Hand alle diese Pferde, Esel, Ochsen und Hunde vorwärts. Endlich kommt man durch die Barrière in die noch stillen großen Straßen. Ueberall Spuren einer großartigen Gewerbsthätigkeit! Ueberall Läden! Und wenn man diese Myriade von Kauflocalen sieht fragt man sich erstaunt: Wer kauft denn eigentlich nun in Paris, da alle Welt verkauft! Der Verf. führt uns weiter auf den Vendomeplatz, in die Tuilerien, ins Palais royal! Er führt uns in das Quartier des Juniaufstandes, erzählt uns Mancherlei von den Barrikaden und namentlich davon wie die Kugeln oft hinter Gardinen, aus mit Blumen besetzten Fenstern hervorflogen, aus denen wenn der Büchsenknall kaum verklungen ein neugieriger Mädchenkopf hervorschaut. Er liebt die Pariser von ganzem Herzen und die Pariserinnen vielleicht noch mehr. „Die Pariserin ist vor Allem graziös; ihre Schönheit besteht in der Belebung ihrer Gesichtszüge und in dem glühenden Feuer ihres Auges; ihr Wuchs ist schlank, groß, von feinen Contouren. Das Bein ist ein Modell, und in Betreff der Zartheit ihrer Füße kann sie mit den spanischen Señoras streiten. Die gerundeten Arme enden mit kleinen weichen, sorgfältig gepflegten Händen." In den Kaffeehäusern zeigt uns Forster die Kellner, die ihre Stellen für 10,000 Francs verkaufen, er führt uns in die Restaurationen, wo man für 100 Francs und für 22 Sous diniren kann, in die Bazars, in die übel duftenden Tabagien. Auch mit den Volkssitten, dem Straßen- und Eckensteinleben macht er uns hinlänglich bekannt. Wir lachen, aber wir schaudern auch, wenn wir z. B. Folgendes hören: „Eine sehr gebräuchliche Ermordungsart, die sich besonders durch den raffinirten Cynismus der Verbrecher auszeichnet, ist die, das Geschrei des Schlachtopfers mit einem schallenden Gelächter zu übertönen und ihm zuzurufen: «So sei doch still, du Narr! Du wirst noch das ganze Quartier lebendig machen!» Schaut nun Einer bei dem Rufe «Mörder!» zum Fenster heraus, so sieht er ein paar Menschen die laut lachen; er hält sie für Betrunkene und geht wieder ins Bett; den andern Morgen findet er an der Schwelle seines Hauses eine blutige Leiche."

Ausführlich schildert uns der Verf. die Blumenmädchen, die Mädchen aus dem Volke, die Schauspielerinnen, deren Kunst oft die Liebe ist, und die wol verführen, aber nie verführt werden, die Studentinnen, die Grisetten und endlich die „kleine Lorette", die eine Herzensempfindung für einen Irrthum halten würde. „Die Lorette liebt die Unordnung mit Leidenschaft, Alles wirft sie durch- und übereinander. Neben ihrem Kamme findet ihr für einen Sou italienischen Käse, ein Armband liegt unter dem Tisch und ein durchstochener Strumpf auf dem Kamin neben einer Uhr, die unermüdlich die Mittagsstunde anzeigt. Auf dem Stuhle ist ein Hut placirt, ein Schuh hängt an einem Nagel neben einem Daguerreotyppor-trait. Diese Unordnung ist ihr Lebenselement. Die Lorette kann eine ganze oder eine halbe Scala auf dem Klavier, auch vielleicht drei Viertel einer Romanze, die sie Tag und Nacht singt, aber immer bewundernswürdig falsch. Nimmer würde man ihr die fixe Idee nehmen können, daß sie einem Gesandten oder wenigstens einem Chargé d'affaires angehöre; gibt sie euch ein Rendezvous, so ist es gewiß einem russischen Fürsten gestohlen. Auf dem Tisch seht ihr wol einen Cigarrenstumpf; ja sie raucht! Der Stock mit goldenem oder silbernem Knopfe dort in der Ecke ist das letzte Andenken ihres seligen Vaters. Ein Paar Stiefeln braucht sie, um im Nothfall eine Rolle im Theater der Straße Chantereine zu spielen: sie weiß euch Alles zu erklären und zwar nicht blos auf eine Art." 31.

Miscellen.

Ein sparsamer Bürgermeister.

Der berühmte Mathematiker James Ivory war zu Dundee in Schottland geboren und als Director des dasigen Gymnasiums der Erste welcher daselbst Algebra lehrte. Nach der auf dieser Neuerung folgenden öffentlichen Schulprüfung mißbilligte der Bürgermeister, welcher sehr aufmerksam zugehört, die neue Methode wie Herr Ivory das ABC lehre, und schlug dem versammelten Gemeinderathe vor zu Ersparung der Kosten „to put Jamie Ivory awa', as they had a gude enough teacher o'the ABC already (den Jakob Ivory fortzuschicken, dieweil sie bereits Jemand hätten der das ABC ganz gut lehre").

Bauaufwand im Britischen Museum.

Mit Einschluß der Einrichtung und der gemeiselten Zierarbeiten beträgt der Aufwand des Neubaus im Britischen Museum laut dem Parlament vorgelegten Rechnungen vom Anfange des Umbaus im J. 1823 bis zum 31. März 1849 die Summe von 696,995 Pf. St. Der weitere Bedarf ist auf 56,500 Pf. St. veranschlagt. 4.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Novellen

von

Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.

Zwei Theile.

I. Sigismund. Ein Stilleben. — II. Rom und Berlin. Interieurs.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mit diesen Novellen schließt die beliebte Verfasserin ihre literarische Thätigkeit, und es werden daher dieselben als der Abschiedsgruß einer liebgewonnenen Freundin gewiß bei allen Verehrern derselben eine gute Aufnahme finden.

Früher erschien bereits von der Verfasserin ebendaselbst:

Paris und die Alpenwelt. Gr. 12. 1846. 1 Thlr. 26 Ngr.

Eine Reise nach Wien. 8. 1848. 1 Thlr. 26 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 289. — 3. December 1849.

Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

(Fortsetzung aus Nr. 288.)

Es folgt der Aufsatz „Das epische Gedicht «Die Jagd» und «Die Novelle»". Nachdem der Verf. die Entstehung der letztern dargestellt, wie das schon im J. 1797 projectirte epische Gedicht endlich nach 30 Jahren in eine Novelle ausgelaufen, wobei wir mit Interesse die mit Schiller gepflogene Verhandlung im Zusammenhang überblicken, während Riemer's wunderliche Annahme, der Inhalt des in „Wilhelm Meister's Wanderjahren" erwähnten Jagdgedichts sei derselbe mit dem des epischen, abgewiesen wird, folgt eine Entwickelung und ästhetische Würdigung der Novelle, in der Düntzer den echtchristlichen Gedanken ausgesprochen findet, daß Frömmigkeit mehr vermöge als ungestümer Muth und Gewalt. Er weist dabei auf den Schluß des „Faust" hin; er hätte noch auf vieles Andere in Goethe's Werken hinweisen können. Nicht allein die „Iphigenia" ging von diesem Grundgedanken aus, auch der Widerwille den Goethe gegen die gnostische Erhebungstheorie der neuern Zeit empfand hängt mit ihm zusammen; ja man kann sagen: das ganze Leben, die Entwickelung des großen Mannes ist eine lebendige Verwirklichung und Darstellung dieses Gedankens.

Wenn wir Düntzer in der Hauptsache beistimmen, so möchten wir doch Honorio in engere Verbindung mit dieser bringen als er es thut, indem das Gewicht welches der Dichter auf diesen legt doch zu sehr in die Augen fällt. Ist nicht die kaum verhüllte Leidenschaft desselben auch ein ungestümer Muth? Ist nicht auch sie eine Gewalt? Und soll nicht auch sie durch Frömmigkeit, durch „die wunderthätige Liebe, die sich im Gebet enthüllt", überwunden, auf ihr Maß zurückgeführt werden?

Eins müssen wir hier noch erwähnen. Düntzer, dem Niemand das Talent eines Interpreten absprechen wird, scheint uns in seinem Spüren und Forschen, besonders in Bezug auf wirkliche Personen und Localitäten die dem Dichter bei seinen Schöpfungen vorgeschwebt haben könnten, zu weit zu gehen. Goethe mögen bei seiner vortrefflichen Schilderung der alten in Ruinen zerfallenen Staremburg seiner Novelle die Trümmer des Schlosses Greifenstein in der Nähe Rudolstadts vorgeschwebt haben (wie in der Novelle „St.-Joseph der Zweite" die Ruinen der Klosterkirche an Paulinzelle erinnert): aber hat Dies nur irgend eine Bedeutung, irgend ein Gewicht bei der Beurtheilung, dem Genuß des Gedichts? Gewiß um so weniger, da in demselben die angenommene Wirklichkeit, durch das Medium der Dichtkunst gegangen, vielfach verändert werden mußte. So wirkt fast komisch die Vermuthung, daß der Fürst Friedrich Karl von Rudolstadt, „der geübte Zeichner und feine Kunstkenner", in dem Oheim Friedrich zu suchen sein könne. Solche Zufälligkeiten, Reminiscenzen, oder wie man sie nennen will, mögen anmuthig sein, wenn sie zu einer sentimentalen Schilderung verarbeitet werden, wie man mit Freude und Genuß Washington Irving's Gemälde „Stratford am Avon" betrachtet; aber ein Kritiker sollte sie verschmähen.

Das Bedeutendste was uns Düntzer in seinem Buche gibt ist der vierte Aufsatz: „Goethe's «Lotte» und «Die Leiden des jungen Werther», nebst einer Uebersicht der Werther-Literatur"; auch dem Umfange nach das Größte, indem es fast die Hälfte des Buches ausmacht. Ihm kamen hier vielfältige Mittheilungen zu statten, die seit einigen Jahren über einen Schatz den die Familie Kestner in Hanover bewahrt ins Publicum gekommen sind, besonders durch Gelzer's Werk über die deutsche Literatur. Aber er ist nicht blos Nachtreter, er hat auch selbst geforscht und oft glücklich Mehres combinirt; wie er denn die Fähigkeit dazu in anderweitigen Mittheilungen, z. B. über „Goethe's Friederike", in d. Bl. dargethan hat. Sie erkennen wir in der Auslegung der Goethe'schen Lieder „Elysium", „An Uranien" und im „Briefe an Lottchen". Dabei ist er von Liebe zu seinem Gegenstande erfüllt, ohne die etwanigen Mängel zu übersehen; er ist ein Kritiker, wohlwollend, warm und unparteiisch zu gleicher Zeit. Auf eine gründliche Entwickelung und Sichtung Dessen was in dem bewunderungswürdigen Romane von der Person Werther's Goethe, was Jerusalem angehört, folgt eine Darlegung des Romans, eine sehr ausführliche und gründliche. Wie Werther gleich in den ersten Briefen erscheint, auf welche Sinnesweise diese Briefe schließen lassen, wie eine leidenschaftliche Liebe auf diesen Sinn — denn von Charakter kann nicht die Rede sein — wirken mußte, Das ist psychola-

gisch wahr entwickelt. Nur in Einem, meinen wir, hat Düntzer dem Dichter Unrecht gethan. Er meint, der wirkliche Umstand, daß Goethe sich von Lotte entfernte, „um nicht durch das Unvermeidliche verdrängt zu werden", habe ihn veranlaßt Werther sich (am Ende des ersten Buchs) von der Geliebten losreißen zu lassen. Dies aber sei, wie groß und wahr in Hinsicht auf Goethe, so unwahr und unpsychologisch bei Werther, der in den Briefen vom 18. und 30. Aug. schon reif zum Selbstmorde gewesen sei, welcher demnach nicht erst nach jenem Losreißen, nach so geraumer Zeit habe erfolgen dürfen; dieses Losreißen sei auch keineswegs motivirt; „von einer moralischen Kraft, von dem Gefühle, daß er das Glück der Freunde nicht stören dürfe, daß er zur Entsagung verpflichtet sei, finde sich keine Spur." Das ist es eben: bei Goethe war das Losreißen moralische Kraft, die man bei Werther nicht erwarten darf. Bei ihm ist es Verzweiflung; er sieht das Unausbleibliche sich nahen, und so viel Kraft hat er noch ihm aus dem Wege zu gehen, doch nicht so viel um dem Drange der ihn wieder zu Lotte treibt zu widerstehen. Es ist wahr, in jenen Briefen erscheint er als ein Verlorener, doch, so möchten wir annehmen, zum letzten Schritte noch nicht reif; die Stimmung die der Brief vom 3. Nov. des nächsten Jahres ausspricht fließt offenbar aus einer weit mehr zerrütteten Seele, da selbst die Verzweiflung jener Briefe noch Kraft athmet. Selbst in einem spätern sagt er: „Meine Uhr ist noch nicht abgelaufen." Erst nach dem bedeutungsvollen Traume, dessen der Brief vom 17. Dec. gedenkt, ist's mit ihm aus; und mit Absicht hatte der Dichter in der ersten Ausgabe des „Werther" diesen Traum dem letzten Briefe vor dem erzählenden Bericht gegeben.

Kestner, den Gemahl der wirklichen Lotte, hatte Manches in dem Romane gekränkt: er hatte sich darüber gegen den Verfasser ausgesprochen. Der Charakter Albert's konnte im Wesentlichen nicht geändert werden; aber wer Düntzer's Darlegung folgt wird finden, daß Goethe noch nach Jahren seines Kestner gegebenen Versprechens eingedenk, so viel als möglich, Einiges was diesem anstößig war wegschaffte oder mäßigte.

Den Verehrern Goethe's, denen insbesondere welchen die „Leiden des jungen Werther" ein theures Buch sind, wird die Uebersicht der Werther-Literatur willkommen sein. Sie werden über Nicolai's wohlgemeinten aber höchst unglücklichen Verbesserungsversuch, auch wenn sie ihn kannten, abermals lachen; des Unteroffiziers Riebe Gespräche über den Werther werden sie amusiren; der Bannspruch des Hauptpastors Götze wird ihnen wie ein Wort aus einer andern Welt vorkommen. Das Trauerspiel von S. A. v. Goun, der gleichzeitig mit Goethe in Wetzlar war, „Masuren, oder der junge Werther. Aus dem Illyrischen", hätte eine weitere Besprechung verdient; denn obgleich ohne dichterischen Werth ist es deshalb interessant, weil der Orden, der in ihm eine Rolle spielt, ohne Zweifel dem wetzlarischen Ritterorden, zu dem Goethe wie Goun gehörte, entnommen ist. Goethe selbst ist eine der vielen Personen des Dramas, und zwar unter dem Namen Götz, den er in jener wetzlarischen Gesellschaft führte; auch mag die Weise in der er sich damals ausdrückte von der Wirklichkeit copirt sein.*) Uebrigens sind nicht alle auf „Werther's Leiden" bezügliche Schriften, deren in dem Verzeichniß bei Boas („Nachträge zu Goethe's sämmtlichen Werken", I) 42 genannt werden, aufgeführt.

Gern aber haben wir im Anhang einen Abdruck der Satire „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten", die zu ihrer Zeit viel Lärm und Goethe vielen Verdruß machte, die jetzt eine Seltenheit geworden ist, gefunden; so die Nicolai aber mit Unrecht zugeschriebene: „Menschen, Thiere und Goethe", deren Absicht war Nicolai gegen Goethe und dessen Anhang zu rechtfertigen und in Schutz zu nehmen. Was von Merck herrührt muß seit Stahr's Schrift über den trefflichen Mann erschienen, jedem Freunde der Literatur von großem Werthe sein; und so freuen wir uns des erneuten Abdrucks der Künstlerromanze „Pätus und Arria", die durch ein Verbot Goethe's Roman in Leipzig zu verkaufen erzeugt ward. Ob die angehängte Elegie „Lotte an Werther's Grabe", die von Wagner Merck zugeschrieben wird, wirklich von diesem sei, möchten wir doch noch bezweifeln.

Wenn man Düntzer den Vorwurf macht, daß er zu ausführlich über der Werther-Literatur geworden, und daß wir zu lange bei der Anzeige dieser Partie seines Werks verweilt haben, so bedenke man, daß Goethe's großer Genius in seiner ersten Entfaltung nicht besser

*) Einer der Ritter singt ein französisches Lied. Götz sagt zu ihm: „Bist ein deutscher Ritter, und singst fremde Lieder!" Ein anderer Ritter fragt Götz: „Wie weit seid Ihr mit dem Denkmal das Ihr euerm Ahnherrn stiften wollt?" Und dieser erwidert: „Man rückt so allgemach fort. Denk', es soll ein Stück werden das Meister und Gesellen aufs Maul schlägt." (Diese Stelle ist auch für die Fortbildung des Drama, dessen Conception schon in die strasburgische Zeit fällt, von Bedeutung.) Düntzer sagt (S. 109 „Um diese Zeit, da Kestner's Hochzeit heranrückte, mag der Gedanke des Selbstmords Goethe zuweilen beschäftigt haben, wenn auch die Art wie er Dieses später vorstellt nicht ganz der Wahrheit gemäß erzählt sein mag." Im „Masuren" haben wir ein Gespräch zwischen dem Ritter Götz und Favel, welcher Letztere zu Jenem sagt: „Ich merke, der Selbstmord könnt' auch in Euerm System Platz finden. Götz. Und was wolltet Ihr denn endlich dagegen aufstellen? Eure Gemeinsprüche? Favel. Götz, Ihr scherzet; Ihr werdet Euch nicht tödten. Götz. Nur in dem Fall, wenn ich kaltblütig genug wäre mir einen Stahl ins Herz zu drücken. Erschießen werde ich mich nie. Aber wir wollen leben. Ist's doch noch immer auf der Welt ganz gut. Wer sich nur Freuden zu schaffen weiß, Stelzengehen, Schrittschuhlaufen, Das sind Sachen die stets echte Ritter ergötzen werden, Freuden die ihr Weichlinge verkennt." Wir treu demnach Goethe's Mittheilung in „Dichtung und Wahrheit". Am Ende des Stücks werfen Götz und ein anderer Ritter den Gesandten, der sich auf eine gemeine Weise über Masuren's, seines Secretairs, Selbstmord äußert, zum Zimmer hinaus. Dann sagt Götz: „Auf dem Kirchhof des Dorfes das er zu besuchen pflegte stehen zwei Linden, die der Unglückliche liebte. Wählen wir diesen Ort zu seinem Begräbniß." Zu S. 103 des Düntzer'schen Buchs bemerken wir noch, daß Jerusalem sich am 29. Oct. 1772 erschoß. Die Stelle eines Gesandtschaftssecretair bekleidete er länger als ein Jahr, wie aus einem Briefe seines Vaters vom 23. Febr. 1771, in des Secretairs gedacht wird, hervorgeht.

dargestellt werden konnte als schwebend in seiner Kraft über dieser Misère.

Gern hätten wir noch Etwas über die vielen Uebersetzungen des „Werther" gefunden. Einen künftigen Berichterstatter machen wir auf eine treffliche spanische aufmerksam, die zugleich mit einer französischen, jene dieser blattweise gegenübergestellt, im J. 1803 zu Paris erschien. Beide sind aber wahrscheinlich von einem ältern Datum, da sie nach der ältern Ausgabe des Originals gefertigt wurden. Der Titel hat das sinnreiche Motto aus dem ersten Buche Samuel's, 14, V. 43: Gustavi paullulum mellis, et ecce morior!

(Die Fortsetzung folgt.)

Nordalbingien, Jütland, Dänemark.

Es ist ein Irrthum, wenn man das Eindringen deutschen Wesens in Jütland für einen Eingriff in die ältesten Rechte der Dänen ausgibt; es ist Das vielmehr nur ein Rückschlag. Wir haben, so weit wir in der Geschichte zurückblicken können, ein größeres Anrecht auf Jütland als die Dänen, und da das historische Recht ja niemals erlischt, so ist es jetzt vielleicht nicht unangemessen auf die älteste Vergangenheit einen Blick zu werfen, so weit der Schleier derselben uns durch die neuesten Forschungen, namentlich durch Jakob Grimm's ausgezeichnete „Geschichte der deutschen Sprache", gelüftet ist.

Man darf dreist annehmen, daß die niedersächsischen Stämme seit alter Zeit die Gegend zwischen Elbe und Weser, und über diesen Fluß hinaus einnahmen, nicht erst seitdem die Franken über den Rhein drangen, und dort ein neues Reich gründeten, sondern schon zur Zeit der Römerangriffe. Sie spalteten sich in diesem Bezirke in die drei Glieder der Westfalen, Engern und Ostfalen, welche von den alten Cheruskern, Angrivariern und Sachsen sich allein durch den Namen unterscheiden. Jenseit der Elbe aber bestand schon in alter Zeit noch ein vierter sächsischer Stamm, die Nordalbinger, die noch in dem heutigen Holstein und Dithmarschen bis jetzt dieselbe Mundart reden wie die südalbingischen Sachsen. Sie zerfallen schon im 10. Jahrhundert in die Tedmarsgoi, d. i. Einwohner des Thiadmarsgau, woraus das heutige Dithmarschen entstellt ist, wie auch immer die Dithmarschen selbst jetzt noch sich mit Vermuthungen über ihre Namen, und ob sie Friesen oder Sachsen seien, abmühen mögen, in die Holtseten (Holsten), d. i. Waldanwohner, woraus das heutige Holstein verderbt ist, und in die Stormaren (Stormarschen, welcher Name wie auch der der Dithmarschen von Kohl in seinem Buche „Die Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein" falsch abgeleitet wird). Die an der Westküste der Halbinsel wohnenden Friesen werden wol zu den Nordalbingern gerechnet, gehören aber nicht zu den Sachsen; ihre Nationalität ist bekanntlich fast überall vernichtet, sie sind mehr oder minder mit den Niedersachsen verschmolzen, aber ihr Motto: „Liewer dud üs Slaw!" haben sie treulich festgehalten, und in dem letzten Kampfe bewährt. Jenseit der Schlei schon beginnen die Jüten.

Unter allen germanischen Stämmen sind es die nordalbingischen welche in die Geschichte zuerst eingreifen. Am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. durch eine Wasserflut aus ihrer Heimat gedrängt fielen sie in Gallien und Italien ein. Sie erscheinen unter den Namen der Teutonen und Cimbern, die eine falsche Kritik zu Celten hat machen wollen. Die neuere Sprachforschung macht es wahrscheinlich, daß der Name der Cimbern mit dem Worte Kämpe gleiches Stammes sei, und den Riesen, den gewaltthätigen Räuber bezeichne, ein Name der nach den Ansichten der Vorzeit nur etwas Ehrenvolles bezeichnete. Dasselbe bedeutet der Name Stormaren, d. h. Stürmer, wonach sich die Cimbern in den Stormaren erhalten haben. Die Teutonen aber dürfen füglich in Namen und Blut mit den Dithmarschen verwandt genannt werden. Der dritte Stamm der nordalbingischen Sachsen, die Holsten, endlich findet seine Vorfahren in dem mit den Cimbern und Teutonen ausrückenden Volke der Haruden, deren Name von Hart, d. h. Wald, abgeleitet in dem Namen ihrer Nachkommen wiedererscheint.

Erst später, als die genannten sächsischen Stämme schon in ihren Wohnsitzen festsaßen, rückte ein thüringischer Stamm, die Angeln, der im ersten christlichen Jahrhundert noch an der mittlern Elbe saß, hinab, und nahm auf der Halbinsel den Landstrich zwischen Ost- und Nordsee in der Richtung von Schleswig und Lönningen ein.

Von hier aus wurde dann im 5. Jahrhundert der große Seezug nach Britannien von Jüten, Angeln und Sachsen unternommen, der die Begründung neuer Reiche zur Folge hatte. Der Sachsen waren bei diesem Zuge die Meisten, doch ist durch einen Zufall der Name der Angeln herrschend geblieben.

Sowie dieser Zug von den Sachsen, Angeln und Jüten gemeinschaftlich ausging, darf eine Verwandtschaft dieser drei Stämme dreist behauptet werden, wenn auch nicht ausgemacht ist unter welchem Namen in früherer Zeit die Jüten vorkommen. Mit Sicherheit läßt sich annehmen, daß sie von dem dänischen Stamm verschieden sind.

Denn diese Dänen sind gothischen Stammes. Die ganze Bevölkerung Skandinaviens ist eine gothische, nur daß man nicht glauben darf, daß die nach Italien und Spanien vorgerückten Ost- und Westgothen von dort, von Skandinavien her, gekommen seien, sondern umgekehrt war in früherer Zeit vom Schwarzen Meere her die Bevölkerung Skandinaviens gekommen, und zwar in einem doppelten Zuge, indem der nördliche durch Lithauen und Finnland seinen Weg nach dem nördlichen Schweden und Norwegen nahm, der südliche aber der Weichsel zuzog, und von da nach dem südlichen Schweden und einigen dänischen Inseln hinüberging. Mit diesem gothischen oder getischen Stamme, oder ihm nach zog ein nahverwandter, vielleicht identischer Stamm, die Dacier aus dem Lande östlich der Theiß, als nach der Niederlage des Decebalus durch Kaiser Trajan ihr Land in eine römische Provinz verwandelt wurde (106 n. Chr.), und besetzte hauptsächlich Schonen, Seeland und Fünen. Aus diesem Namen entstand der Name der Dänen, doch wurde noch bis weit ins Mittelalter hinein Dänemark Dacia genannt, und noch heute nennt der Russe den Dänen Datschania, der Lappe Dazh; der Name der Dänen kommt zuerst im 6. Jahrhundert vor.

Von den Inseln drangen darauf diese Dänen, etwa im 5. oder 6. Jahrhundert, vielleicht bewogen durch den Umstand, daß durch den Zug nach Britannien die Bevölkerung schwächer geworden war, nach dem Norden der deutschen Halbinsel hinüber, überwältigten die Jüten, und machten, wenngleich der Name dieses Volks blieb, ihre Sprache dort zur herrschenden. Von nun an hielten die Dänen das Land bis zur Sachsengrenze fest. Daher wurden schon im Mittelalter die Jüten zu den Dänen gerechnet, ja Jütland wurde die eigentliche Kraft des dänischen Reichs, und noch heutigen Tags heißt der Finne den Dänen Juuti.

Die weitere Geschichte der Halbinsel gehört nicht hierher. Wir wissen, daß nicht gleich Jütland mit Seeland vereinigt war, daß die Dänenfürsten die vor und zur Zeit Karl's des Großen in Berührung mit den Sachsen kamen nicht die Könige von Seeland waren. Wir wissen ferner, daß Karl der Große die deutsche Mark gegen die Dänen feststellte, daß Kaiser Heinrich I. dieselbe erneuerte, und den Markgrafen von Schleswig das Land zwischen Schlei und Treene bis hinab zur Eider zur Vertheidigung anwies, damals als König Gorm der Alte, der eigentliche Stifter der dänischen Monarchie, alle die jütischen Könige bezwingend, und seine Herrschaft bis nach Schleswig ausdehnend, Deutschland bedrohlich wurde. Doch in

diese und die Geschichte der fortdauernden Kämpfe auf der Cimbrischen Halbinsel zwischen Dänen und Sachsen einzugehen würde hier zu weit führen.

Wir halten hier Dies fest: Die ältesten historischen Ansprüche, so weit wir nämlich wissen, hat Deutschland auf Jütland. Es ist Jütland ursprünglich Besitzthum norddeutscher Stämme gewesen, nicht der Donaustämme, welchen die Skandinavische Halbinsel und die Ostseeinseln zugefallen sind. Diese Ansprüche machten die Holsteiner fort und fort geltend, sie durchstreiften in umgekehrten Römerzügen die Halbinsel, bis Graf Gerhard der Große in Randers ermordet, und damit die Herrschaft der Holsteiner in Jütland gebrochen wurde. Der historische Zusammenhang der Jüten mit den Sachsen hat sich auch noch in der Sprache erhalten, wie sie das Geschlechtswort vor das Hauptwort setzen, nicht wie die nordischen Germanen als Suffix ihm anhängen.

Dürfen wir aber aus der Geschichte der germanischen Sprachen Etwas für die Zukunft folgern, so ist es Dies, daß wie bisher eine größere Concentrirung der Sprachen sich mehr und mehr entwickeln werde. Nicht blos die Völker sondern auch die Sprachen streben nach Einigung der verwandten Elemente. Es ist wahrscheinlich, daß die hochdeutsche Sprache wie sie die niederdeutsche überwältigt hat in den nächsten Jahrhunderten auch die niederländische in sich aufnehmen werde, um so wahrscheinlicher als diese letztere seit der Trennung Belgiens von der französischen bedrängt wird. Es ist ebenso wahrscheinlich, und seit der Trennung Norwegens von Dänemark, wodurch dies Land seine Kraft verloren hat, wahrscheinlicher geworden, daß die dänische Sprache, welche immer mehr von der hochdeutschen, der die niederdeutsche als Herold vorwärtsziehend den Weg bereitet, bedroht wird, zu der schwedischen übertreten werde. Dann aber wenn diese von Haus aus innigst verwandten Völker, die schwedischen Gothen und die Dänen, sich auch in ihrer Sprache wieder vereinigt haben, wenn Kopenhagen nicht mehr eine Hauptstadt, Jütland also von dem Einfluß einer nahen Capitale befreit ist, dann ist die natürliche Folge, daß Jütland in den natürlichen und ursprünglichen Verband zu Deutschland zurückkehrt, an das es durch seine geographische Lage, durch den Ursprung seiner Bewohner, durch seine Handelsverbindungen gekettet ist. Ebenso unnatürlich wie ein Besitz der schwedischen Krone in Pommern war, ebenso unnatürlich würde dann der Besitz der jütischen Halbinsel in den Händen der vereinigten skandinavischen Reiche sein. Wie auch die Diplomatie jetzt zu Gunsten Dänemarks entscheiden möge, die Zeit wird ihr Werk zunichtemachen; dieser natürlichen Entwickelung aber arbeiten die Verfechter der panskandinavischen Idee am meisten in die Hände. 73.

Nie eilig.

„Thue nie Etwas in der Eile", rathet der als Schriftsteller auch in Deutschland bekannte Warren in einem Büchelchen „On attorneys and solicitors" seinen juristischen Brüdern. „Wer in der Eile ist", sagt er, „kann möglicherweise nicht seinen Verstand beisammen haben, und bedenke, daß du in Rechtssachen stets einen Gegner hast der auf deine Unachtsamkeit lauert. Du magst bisweilen rasch, aber du sollst nie eilig sein. Hüte dich dafür, nimm dir fest vor es nie zu sein. Erinnere dich stets, daß die Interessen Anderer dir obliegen, daß sie durch deine Unaufmerksamkeit leiden, durch jene Nachlässigkeit welche im Allgemeinen die Mutter der Eile ist. Ein ausgezeichneter Geschäftsmann, ein Mann der immer so ruhig, kalt und besonnen aussieht, daß man am heißesten Sommertage ihn nur anzublicken braucht um sich abzukühlen, sagte mir einst, daß er ein einziges mal eilig gewesen sei und zwar ganze vierzehn Tage beim Beginn seiner Laufbahn. Es hatte ihn fast todt gemacht. Was er angegriffen hatte er verdorben. Er war immer außer Athem gewesen, gehetzt und elend. Aber es hatte ihm fürs Leben gut gethan. Er hatte sich vorgenommen nie mehr eilig zu sein und war es nie, nie wieder, so viel er sich erinnern konnte, während einer fünfundzwanzigjährigen Praxis nicht ein mal gewesen. Wohl zu merken, ich meine man soll nicht eilig und hastig sein, sich nicht überstürzen; rasch zu sein ist oft unvermeidlich. Darin aber zeigt sich wie hoch oder niedrig ein Mensch steht, wie viel oder wenig er werth ist. Man könnte beinahe behaupten, Eile sei derjenige Zustand in welchen ein mittelmäßiger Mensch durch Raschheit versetzt wird. Ich bemerkte eines Tags in einer Comitésitzung des Unterhauses bei Verhandlung einer Eisenbahnbill, mit welcher bewundernswerthen Kälte, Ruhe und Gelassenheit der erste Secretair der betreffenden Gesellschaft Stunden lang, während große Interessen in Frage standen, den Vorgängen beiwohnte. Sein Verhalten sicherte ihm unermeßliche Vortheile. Was er seinem Sachwalter an die Hand gab war meisterhaft und stets genau à temps, und am Schlusse trat er als Sieger ab. Wie wir dann zusammen fortgingen sagte ich: «Woher kommt es aber nur, daß Sie nie eilig sind?» «Weil Das zu viel Geld kostet», antwortete er mit einem bedeutsamen Lächeln. Ich werde die Aeußerung nie vergessen und rathe Jedem es ebenfalls nicht zu thun."

Einsendern dünkt, daß auch Andere als Juristen sich Obiges ad notam nehmen, auf Deutsch, hinter die Ohren schreiben können. 2.

Notizen.

Statistisches über die seit 1840 in Frankreich erschienenen Bücher.

Vom 1. Jan. 1840 bis zum 1. Jan. 1849 sind von den französischen Pressen 87,000 Werke und Broschüren gedruckt worden, darunter 3700 neue Auflagen alter lateinischer oder französischer Classiker, und mehr als 4000 Bände Uebersetzungen aus den modernen Sprachen. Von den letztern sind wenigstens ein Drittheil aus dem Englischen übertragen, dann kommen namentlich deutsche und spanische Bücher; die schwedische und portugiesische Sprache aber ist hier zumeist unbeachtet geblieben. Gegen 900 dramatische Schriftsteller haben ihre Stücke drucken und darstellen lassen, 60 haben sich mit dem Druck begnügen müssen. Ueber geheime Wissenschaften, Kabbala, Wahrsagerei und schwarze Kunst sind in den angeführten neun Jahren 200 Werke veröffentlicht worden, 75 aber über Adel, Wappenkunde und Genealogie. Die socialistische Literatur (Fourierismus und Socialismus mit inbegriffen) hat mehr als 20,000 Bände von verschiedenem Umfang und Format aufzuweisen; Romane und Novellen sind 6000, Reisebeschreibungen über 800 erschienen. Ein Schlaukopf hat ausgerechnet, daß in all diesen Büchern mehr Papier verbraucht worden ist als man nöthig haben würde um die ganze Oberfläche der 86 Departements Frankreichs zwei mal zu bedecken.

Die Hafenplätze Frankreichs.

Frankreich hat gegenwärtig an 400 Häfen und Landungsplätze, von denen 102 im Kanal zwischen Dünkirchen und Finisterre, 215 am Großen Ocean bis herunter an die spanische Grenze, 83 endlich am Mittelländischen Meere liegen. Es sind hier natürlich alle diejenigen Punkte mit eingezählt an denen entweder wirkliche Entrepots sind oder Lebensmittel eingenommen werden, oder an denen auch nur ein günstiger Wind abgewartet werden kann, endlich auch alle Rheden, Buchten und Schlupfhäfen. Auf Anlegung derselben, Instandhaltung oder Verbesserung durch Herstellung bequemerer Stationsplätze, zahlreicherer Entrepots und besserer Hafenwerke sind in den J. 1814 bis mit 1848 171 Millionen 182,000 Francs verwendet worden, von denen seit 1844 40 Millionen allein auf die drei Häfen von Bordeaux, Havre und Marseille kommen. An Kanälen zählt man in Frankreich jetzt 104, und 57 Leuchtthürme erleuchten in drei Meeren seine Küsten. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 290. — 4. December 1849.

Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

(Fortsetzung aus Nr. 289.)

Ein fünfter Abschnitt des Düntzer'schen Werks bespricht „Wilhelm Meister's Lehrjahre"; wo denn wiederum die Entstehung des Romans der Zeit und den Umständen nach ausführlich besprochen, auch der bedeutenden Einwirkung Schiller's auf denselben mit gebührender Anerkennung gedacht wird. Goethe selbst nennt (in den „Annalen") dieses Werk „eine incalculable Production, man möge sie im Ganzen oder in ihren Theilen betrachten; ja ihm fehle um sie zu beurtheilen beinahe selbst der Maßstab". Daß der Roman „aus dem dunkeln Vorgefühl der Wahrheit entsprang: daß der Mensch oft Etwas versuchen möchte wozu ihm die Anlage von der Natur versagt ist, daß er auf einem falschen Wege zu einem falschen Zwecke getrieben werde, daß aber doch alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten führen können", sagt er ebenfalls selbst in den „Annalen zum J. 1786". Hier ist von einem Gefühl die Rede das die erste Conception veranlaßte; und daß der Dichter in diesem weiter gedichtet hat, daß er bis an das Ende ihm treu geblieben ist beweist der Schluß des Romans. Aber mannichfaltige Betrachtungen, wozu das Leben und Betrachtungen veranlaßten, äußere Umstände, vorzüglich eine ernste und anhaltende Beschäftigung mit dem Theater wirkten auf die Ausspinnung und Entwickelung des Romans ein, sodaß Goethe ihn mit Recht eine incalculable Production nennen konnte. Düntzer findet „in dem Erziehungsprincip des Abbé, wonach man Jeden auf seinem eigenen Wege leiten, ja den Irrenden in seinem Irrthum bestärken, den Irrthum aus vollen Bechern schlürfen lassen müsse, damit die selbstgewonnene Ueberzeugung von seinem Irrthume ihn dem wahren Wege zuführe" (S. 202), die dem ganzen Romane zum Grunde liegende Idee. Ein den Roman durchziehender Hauptgedanke ist Dies gewiß; doch möchten wir die Hauptidee weiter fassen und sie Erziehung des Menschen zum Menschen nennen. So wird auch Natalliens Erziehungsweise, eine andere als die vom Abbé geübte, mit in den Kreis der Erziehung aufgenommen; so gewinnen auch der Harfner und Mignon ihre Bedeutung, von denen Düntzer sagt: „Sie lehren wie einzelne Menschen dem Unglück geweiht sind, dem sie durch keine Klugheit und Umsicht zu entgehen vermögen" (S. 317). Das scheint uns eine traurige Annahme. Nach unserer Meinung machen sie den Gegensatz zu Wilhelm und der ihn erziehenden Gesellschaft. Der Harfner ist auf den Weg der Unnatur gerathen, und so verfällt er durch Schuld, wie seine Tochter unschuldig der Vernunft als Opfer, während jene Gesellschaft Wilhelm auf dem Wege den die Natur dem Menschen vorschreibt zu einem vernünftigen Menschen erzieht. Zwei Stellen des Romans scheinen uns vor Allem beherzigenswerth.

„Dieser Mann", sagt Philine von dem Unbekannten, „der einem Geistlichen gleichend an der Wasserpartie der Schauspieler theilnimmt, hat eigentlich nur das falsche Ansehen eines Bekannten, weil er aussieht wie ein Mensch und nicht wie Hanns oder Kunz"; dann: „Ist doch wahre Kunst wie gute Gesellschaft: sie nöthigt uns auf die angenehmste Weise das Maß zu erkennen nach dem und zu dem unser Innerstes geschaffen ist."

Auf die Besprechung der „Lehrjahre" folgt eine der „Wanderjahre W. Meister's", in derselben Weise wie über jene gesprochen ist. Es wird dabei der Unterschied der zweiten Redaction von der ersten ausführlich dargelegt, und gezeigt wie die „Wanderjahre" keineswegs Dem entsprechen was man den „Verzahnungen" gemäß, die absichtlich in die „Lehrjahre" eingefügt wurden, erwartet hatte. Der Anfang jener scheint sich den „Lehrjahren" am natürlichsten anzuschließen; wir meinen die unvergleichliche Erzählung „St.-Joseph der Zweite", in der wir einen vollkommenen Contrast mit Wilhelm's Jugend finden. Dieser ward durch eine jugendliche Liebe zum Theater, durch eine nicht eben fördernde Umgebung auf einen falschen Bildungsweg gerissen, während St.-Joseph, von den würdigsten Gegenständen umgeben, naturgemäß geleitet, ohne Umwege zu machen, ohne umlernen zu müssen zum wackern, glücklichen Manne wird. Alles Folgende möchten wir weit mehr als die Lehrjahre mit dem Prädicat „incalculabel" bezeichnen. Seine Betrachtungen der Welt und der Zeit wollte Goethe nicht verloren gehen lassen; er kleidete sie in verschiedener Weise ein; oft gab er auch nur das rohe Metall ohne es „zu Golde zu setzen". Man vergleiche nur das Capitel welches von dem alten Oheim, dem reichen Gutsbesitzer, han-

delt mit den „Lehrjahren Meister's"; wir begegnen in jenem einer Menge von Gedanken und Sprüchen, deren jeder einer Novelle oder gar einem Roman als leitende Idee zum Grunde liegen könnte, deren jeder künstlerisch hätte bearbeitet werden können, die nun hier in ihrer nackten Wahrheit dastehen. Man denke nur an das Wort: „Besitz und Gemeingut", oder: „Vom Nützlichen durch das Wahre zum Schönen", oder an die Entgegnung des Oheims auf Wilhelm's Bemerkung, daß kurzgefaßte Sprüche das Entgegengesetzte in Uebereinstimmung zu bringen anregen: „Der vernünftige Mensch hat in seinem ganzen Leben noch keine andere Beschäftigung gehabt." In den lockern Verband ließen sich Erzählungen, zum Theil von einem dem Gedanken des Entsagens, der wie der Titel des Buchs schon ihn ausspricht sich durch dasselbe hindurchzieht, verwandten Sinne, einreihen. So entstand das Werk, das der Schöpfer selbst kein Kunstwerk nennen mochte, das keinen Abschluß hat, das wir aber in der Reihe der Goethe'schen Werke nicht missen möchten. Sagt von ihm doch der Verf. selbst:

Man kann schmelzen, man kann scheiden,
Wird gediegen, läßt sich wägen.

Wir haben noch des ersten und letzten Stücks der Studien zu gedenken: „Ueber Goethe's politische Ansicht und seine Stellung zu den Bewegungen der Zeit" und „Goethe's Gutachten über Oken's «Isis»". Nur allzu weitläufig, auf 78 enggedruckten Seiten, fast eine Geschichte der Zeit gebend, ergeht sich Düntzer über Goethe's Ansichten, wo er mit Wenigem ausgereicht hätte. Goethe war von Haus aus Aristokrat; aber sein Aristokratismus war ein geistiger, der jedoch mit dem auf Rang und Stand sich beziehenden einigermaßen verwandt ist. Auf einer niedrigern Stufe des Geistes und Ranges stehend würde er gesagt haben: Ungeschoren kommt Niemand durch die Welt; so will ich mich lieber von gewaschenen als von ungewaschenen Händen scheren lassen. Aber nie hat er das Menschliche in irgend einem Stande verkannt, in jedem das der Natur Gemäße, Tüchtige geschätzt, und nicht blos geschätzt, er ist immer bereit gewesen dasselbe zu fördern und zu heben. Er war für die Monarchie. In früher Jugend, kaum sich selbst bewußt, gewann er Ehrfurcht vor einem Charakter, einer Kraft wie die Friedrich's des Großen; in den Jahren der Reife schloß er sich an einen Fürsten an der Fürst zu sein verdiente, und wirkte mit ihm. Die Französische Revolution brach herein, die ihm, der Anarchie mehr haßte als selbst den Tod, ein Gräuel sein mußte. Sie mußte kommen, Das sah er wohl ein; aber ob die Folgen derselben, deren Ende wir noch nicht absehen, glückliche sein würden, Das war ihm zweifelhaft, und die Hoffnung für die Zukunft nicht so stark als der Widerwille den er gegen alles Gewaltthätige im Gebiet der Sitte wie in dem der Natur hegte.

Aus demselben Grunde mußte ihm auch Oken's „Isis" zuwider sein. Ob er vom Standpunkte des Rechts aus seinem Fürsten rathen durfte die „Isis" zu unterdrücken, Das lassen wir dahingestellt; aber Das behaupten wir, daß verständiger, rücksichtsvoller, milder in ähnlichem Falle nicht leicht ein Gutachten an einen Fürsten abgegeben worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Stündchen mit Lady Anna Hamilton oder: Wer war Georg's III. Spion.

„Die Hauptfrage liegt darin", so sagte ich zu meinem aufgeregten Freunde, einem ältlichen aber sehr leidenschaftlichen Antiquitätensammler, „ob dieses Schmuckkästchen jemals der hohen Person angehörte die Sie mir eben nannten? Ist es echt? Und können Sie Das beweisen?"

„Ist Milton's Maulbeerbaum im Christ-Collegiums-Garten echt?" erwiderte der Sammler verächtlich. „Ist Newton's Manuscript, „Principia", das man in der Dreifaltigkeits-Collegiums-Bibliothek aufbewahrt echt? Ist Karl's I. Todesurtheil mit den Unterschriften der Königsmörder, das man im Britischen Museum vorzeigt, echt? Ich sage Ihnen ja, daß dieses Schmuckkästchen nie in den Händen der Antiquitätenverkäufer gewesen ist. Es kam direct aus der königlichen Hand an mich."

„Das haben Sie mir bis jetzt noch nicht gesagt."

„Nun so hören Sie. Als ich in der untern Berkley-Straße wohnte wurde der Sohn meiner Hausbesitzerin krank. Man holte einen unwissenden Apotheker, und dieser setzte ihm mit Pulvern und Tränkchen so zu, daß er zuletzt zum Gerippe ward. Da drang ich in seine Mutter ihn in das St.-Georg-Hospital zu schicken, wo man sein Uebel besser beurtheilte, und ihn gründlich wiederherstellte. Die Familie war voll Dankbarkeit dafür gegen mich, und eine Schwester des Knaben, die einige Zeit im Dienste der Prinzessin von Wales gestanden, brachte mir als Anerkennung Dessen dieses alte Filigran-Kästchen, das ihr, wie sie sagte, ihre Gebieterin zum Danke für treue Dienste damals als sie 1815 die unglückliche Reise aufs feste Land unternahm geschenkt hatte."

„Leider unternahm sie sie trotz aller Warnungen!"

„Es konnte mir nicht einfallen etwas so Werthvolles als Geschenk anzunehmen. Ich kaufte also das Kästchen, und bezahlte es obschon gut, doch für meine Sammlung nicht zu theuer. Eines Tags, als ich meinen Schatz einem guten Bekannten gezeigt hatte der bis zum Ueberdruß daran herumfingerte und drückte, glaubte ich, als er fort war, einen Riß darin zu bemerken. Ich untersuchte genauer und fand am Boden ein kleines Schubfach. Darin lag außer einigen bedeutungslosen Kleinigkeiten ein Brief, von dem ich mich überzeugte, daß ihn niemand Anderes als die Prinzessin Charlotte geschrieben, und an ihre Mutter gerichtet haben konnte. Untersuchen Sie Datum und Unterschrift, und sagen Sie selbst, ob meine Vermuthung nicht vollkommen begründet."

Damit überreichte er mir einen Brief, und beschwor mich dann mit der ängstlichen Todesfurcht eines Sammlers, bei der Handhabung desselben höchst vorsichtig zu sein.

Es war ein kleines Blatt von schlechtem Briefpapier, das wegen öftern Auf- und Zumachens fast kaum mehr aneinanderhing. Ich untersuchte das Wasserzeichen. Es stimmte unbestreitbar mit der Jahreszahl zusammen welche der Brief zeigte. Die Tinte war verblichen und das Papier vor Alter vergelbt. Doch konnte man den Inhalt noch deutlich lesen, da die Buchstaben auf der verdunkelten Seite fest, gerade und frei geschrieben waren. Das eine Wort „unveränderlich" war mit größern Zügen geschrieben als die andern, und die Theilnahme daran ward noch dadurch vermehrt, daß der Augenschein zu zeigen schien das Blatt sei von Thränen benetzt. Es lautete folgendermaßen:

Warwick-House, 9. Juli 1814.

Meine theuerste Mutter!

Sie können sich auf meine Festigkeit verlassen.

Stets und unveränderlich Ihre liebende C. P.

„Und was sagen Sie nun dazu?"

Ich zögerte.

„Sagen Sie mir Ihre offene Meinung, beifällig oder nicht, heraus damit!"

„Wenn ich als Rechtsgelehrter sprechen soll", antwortete ich, „so zeigt sich auf dem ersten Anblick eine unbezweifelte Evidenz, daß dieses allerliebste kleine Kästchen einst der Königin Charlotte angehört hat, und dieser Brief von ihrer heißbeweinten Tochter geschrieben worden sei. Diese Evidenz aber ist doch noch nicht vollkommen überzeugend. C. P. kann ebenso gut Caroline Posomby, oder Cäcilie Pratt, oder ein Dutzend mal anders heißen. Uebrigens gibt es bekanntlich mehr als ein Warwick-House in London, wie in Bayswater, Regents-Park, Brompton —" Hier rief mein Freund mit einer Bewegung heftigen Verdrusses: „Muß denn der Skepticismus überall siegen, rechts und links Bedenklichkeiten, Der glaubt es, und Jener wieder nicht!"

Ich that als merke ich Nichts und fuhr fort: „Sie werden mir zugeben, daß dieser Brief an Niemand adressirt ist. Unglücklicherweise fehlt das Couvert, und folglich auch das bekräftigende Zeugniß welches das Siegel uns würde gewährt haben."

„Wie können Sie nur noch wagen die Wahrheit dieses Documents zu bezweifeln!"

„Das thue ich nicht, aber ich wünschte nur, daß wir einen vollständigen Beweis dafür hätten. Ich wünschte, daß dieses kleine Billet von Jemand anerkannt würde der um die verstorbene Prinzessin Charlotte gewesen wäre, oder wenigstens ihre Handschrift so genau kannte, daß er mit Ueberzeugung darüber urtheilen könnte."

„Noch eine neue störende Untersuchung!"

„Auf dem Kästchen selbst sieht man keine Anfangsbuchstaben noch ein Wappen, Nichts das im Zusammenhange mit der königlichen Familie stände, Nichts das bezeigte die Gemahlin Georg's IV. sei dessen frühere Besitzerin gewesen."

„O", entgegnete der alte Herr erbittert, „vielleicht ist das ganze Kästchen auch nicht Silber sondern Zinn, nur recht wohl conservirt und schön polirt."

„Ich habe Sie nicht beleidigen wollen", war meine Antwort. „Sie verlangten meine aufrichtige Meinung und können also just nicht böse darüber sein, daß ich sie aussprach."

„Zwei Dinge müssen Sie mir wenigstens zugeben", erwiderte er mir: „daß der Schreiber dieses Briefs Prinzessin Charlotte war, und das Kästchen ehemals ihrer Mutter angehörte. Das ist mein fester und beharrlicher Glaube."

„Und damit Sie ihn auf vollkommen festen Grund bauen mögen, will ich wenn es Ihnen recht ist Ihnen eine Unterredung mit Anna Hamilton zu verschaffen suchen, die so viele Jahre lang Obersthofmeisterin der Königin Caroline war. Dieser wollen wir Kästchen und Brief zur Einsicht und Entscheidung vorlegen. Es wird freilich nicht ganz leicht sein dazu zu gelangen. Sie lebt zu Pentonville in größter Zurückgezogenheit, und ist wenig zugänglich. Ich kenne aber eine Mistreß Janet Hamilton, mit welcher sie dann und wann zusammenkommt. Wenn mir diese eine Empfehlungskarte an sie gibt, so werden wir vielleicht Zutritt erhalten."

Mit vieler Mühe brachte ich endlich meinen halsstarrigen Antiquar zur Einwilligung und wir bestimmten Tag und Stunde.

So fuhren wir denn an einem sehr unfreundlichen Morgen, denn der Regen floß in Strömen, in dessen Britschka nach Pentonville, und befanden uns endlich nach vielfachem Befragen vor dem unansehnlichen Hause, wo die Lieblingsdame einer Königin, die treue und unwandelbare Anhängerin an ihre königliche Gebieterin, ihre letzten Lebenstage verbrachte. Rührend und charakteristisch war der Umstand, daß während die Menschen aus den „bessern Classen" uns keine Auskunft über ihre Wohnung ertheilen konnten, nie von einer solchen Dame gehört hatten, nicht glaubten daß sie hier herum wohne, überzeugt waren sie müßten außerdem doch Etwas von ihr gehört haben, wir genauere Nachrichten über sie von armen Leuten erhielten. Diese kannten sie sehr gut, und ein alter gebrechlicher, krummgehender Mann in zerrissener Kleidung führte uns mit so vieler Freundlichkeit als Hunger und Kälte seinem Gesichte verstatteten an ihr Haus.

Sie war nur durch ihre Wohlthaten gekannt.

Als wir klopften erschien eine ältliche, steife, ernste Matrone, überblickte uns ruhig und besonnen, und hatte in Betracht des eben nicht sehr galanten Ansehens meines Alterthumsforschers ihre eigenen Bedenklichkeiten.

Wir gaben unsere Karten und der Mistreß Janet Hamilton dicken Empfehlungsbrief ab.

Das Orakel nahm Alles in Empfang und sprach endlich: Lady Anna sei zu Hause, und befinde sich diesen Morgen ganz leidlich. Wünschten wir aber etwa in Bezug auf eine Sache der Wohlthätigkeit mit ihr zu sprechen?

„Ganz und gar nicht!" brummte mein Freund.

Dadurch waren aber die Zweifel der wachsamen Thürhüterin noch nicht gänzlich beschwichtigt.

„Ist Ihr Besuch etwa mit Geldgeschäften in Verbindung?"

„Weder direct noch indirect", antwortete ich schnell, damit mein verdrießlicher Begleiter nicht etwa unartig werde. Haben Sie nur die Güte Brief und Karten Ihrer Herrschaft zu überbringen, und zu sagen, daß wir hier ihre Befehle erwarten."

Fünf, zehn und funfzehn Minuten vergingen. Unsere Zulassung war unstreitig innerhalb der Gegenstand langer Debatten. Endlich ward uns gemeldet, daß die Lady uns erwarte. Eine enge Treppe hinauf folgten wir unserer Führerin in ein kleines, nur wenig meublirtes Zimmer, wo eine in Jahren sehr vorgerückte magere Dame mit ängstlichen Blicken saß.

Sie war einfach, ja fast ärmlich in eine verschossene Halbtrauer gekleidet. Ihr Kopfputz war besonders merkwürdig. Es war weder eine Mütze, noch eine Haube, noch ein Turban, aber eine Mischung von allen dreien, dunkelfarbig, mit vielen Spitzen und einer Menge Puffen steifen, schwarzen Bandes. Es hob sich über der Stirn hoch empor wie eine Soldatenmütze, und wenn Lady Anna in der Unterredung den Kopf etwas heftig bewegte, so zitterte und bewegte sich Alles daran auf eine so komische Art, daß man nur mit Mühe ernsthaft bleiben konnte.

Und doch verrieth sich stets bei alledem die nie verletzte Haltung einer vornehmen, sich bewußten und wohlerzogenen Dame.

Wenn sie schwieg so war ihr Benehmen peinlich steif, feierlich und abgemessen, und ihr Gesicht zeigte einen Ernst der fast an Abspannung streifte; wenn sie aber sprach, so geschah dies in einem wohlwollenden, anmuthigen und einnehmenden Tone mit freundlichem Lächeln.

Ich führte das Wort, und nachdem Lady Anna einige höfliche Fragen nach dem Befinden ihrer schätzbaren Verwandten, der Mistreß Janet, an uns gerichtet hatte, zog mein Freund aus einem Mahagony-Futteral seinen Schatz, das bestrittene Kästchen, und stellte es ohne weiter Etwas zu sagen auf ein Arbeitstischchen neben ihm. Lady Anna's Blicke hefteten plötzlich darauf. Sie sah es schweigend einige Sekunden lang an, und sagte dann:

„Das ist eine alte Bekanntschaft. Ich kannte es gleich wieder. Es gehörte meiner königlichen Herrin an. Wie sehr ward sein Verlust bejammert! Wo ward es denn aufgefunden und von wem?"

„Es hat mir wenigstens seit zwölf Jahren angehört", antwortete mein Freund.

„Wahrhaftig! So lange! Wie viele Stunden", fuhr Lady Anna fort, „was sage ich Stunden, wie viele Tage habe ich danach gesucht. Verzeihen Sie meine Neugierde, aber wie kam es denn in Ihre Hände?"

„Ich kaufte es", antwortete mein Freund, etwas ausweichend, „von Jemand der viele Jahre im Hause der Prinzessin

gedient hatte, und der es von der königlichen Hoheit als Anerkennung seines guten Benehmens erhalten."

„Hm! hm!" entgegnete die Lady, und setzte dann mit ruhiger Emphase hinzu: „Es ward der Prinzessin gestohlen."

Mein Freund sah sie bestürzt an. Er sprang von seinem Stuhle in der offenbaren Absicht einer Gegenerklärung auf, setzte sich aber dann sogleich wieder, und murmelte blos einige ablehnende Bemerkungen in sich hinein, von denen ich blos die Worte verstand: Misverständniß — große Verantwortlichkeit — treue Dienste und furchtbare Entartung.

„Sie konnten sich leicht denken", fuhr Lady Anna ruhig fort, „daß man eine Sache von solchem Werthe keinem Dienstboten schenken wird. Tiefen Eindrücken so offen wie die unglückliche Prinzessin war, würde sie gewiß nicht einem solchen Das geschenkt haben was sie selbst von ihrem Oheim Georg III. erhalten hatte."

Als ich bemerkte, daß mein Freund keine Worte mehr finden konnte, entgegnete ich: „Mein Freund ward denn also hintergangen, und wenn Sie erlauben wollen Ihnen die Sache genauer vorzutragen, werden Sie sehen was für ungewöhnliche Kunstgriffe man dabei anwendete."

Und nun erzählte ich ausführlich die Krankheit und Cur des Knaben, sowie der Schwester Dankbarkeit und Kunstgriff.

„Ich erinnere mich an diese Person", erwiderte als ich geendet hatte die Lady, „sie war sehr gefällig und hatte außerordentlich angenehme Manieren. Also Susanne war der Dieb! Wir bildeten uns ein das Kästchen und einige darin befindliche Papiere hätten ihren Weg wie andere vermißte Sachen nach Carlton-House gefunden. Erlauben Sie mir daher die Frage", wendete sich nun Lady Anna an meinen verblüfften Freund, „ob noch einige Briefe darin waren als es in Ihren Besitz gelangte? Die Königin wenigstens bildete sich immer ein es sei noch voll dergleichen gewesen."

Der unglückliche Antiquar verbeugte sich höflichst gegen Lady Anna, und winkte mir dann mitleiderregend mit der Hand um anzuzeigen, daß er mündlicher Mittheilung nicht fähig. Die Beschuldigung der Hehler gestohlener Sachen zu sein lastete zu schwer auf seiner Seele.

„Nur Ein Brief", antwortete ich also, mit Verdruß das Gespräch über mich nehmen zu müssen, „von dem wir glauben, daß er von der Prinzessin Charlotte an ihre Mutter gerichtet gewesen sei. Vielleicht können die gnädige Frau die beste Auskunft deshalb geben." Damit überreichte ich ihr den Brief.

„Ja", erwiderte Lady Anna, „Ihre Vermuthung ist begründet. Dies ist ohne allen Zweifel die Hand der Prinzessin Charlotte. Wir erhielten diesen Brief in Cannaught-Place ein oder zwei Tage vor der Prinzessin eiliger Flucht aus Warwick-House. Sowol mündliche als schriftliche Sendungen fanden damals zwischen Mutter und Tochter statt. Ja, ja! Jedes Wort dieses kurzen Briefes ist von der Prinzessin! Das weiß ich gewiß! Wie oft hörte ich die Königin über den Verlust dieses Briefes klagen!"

Ich blickte auf meinen Gefährten, hoffend daß diese Bestätigung ihn erfreuen und wieder aufrichten werde. Aber nein. Bitter gekränkt beobachtete er ein entschlossenes Schweigen.

Lady Anna fuhr nun, in die verflossenen Zeiten zurückgeführt, fort. „Daß meine hohe Gebieterin sorglos und ohne alles Mistrauen war, daher auch Thüren und Schränke offen ließ, die sie sorgfältig hätte verschließen sollen, ist nur allzu wahr; aber schrecklich war es doch welchen wiederholten und kecken Diebstählen von Papieren sie ausgesetzt war. Die Briefe der Lady Douglas an Mistreß Fitz-Gerald, die sehr zu Gunsten der Königin würden gesprochen haben, und die sie in einem Pulte in ihrem eigenen Schlafzimmer verwahrte, wurden ihr unmittelbar vor der ersten Verschwörung gegen sie 1806 gestohlen. Im Jahre darauf ward ein Brief den der Herzog von Kent an sie geschrieben hatte, und worin er sie warnte gegen einen gewissen Pair auf ihrer Hut zu sein, aus ihrem Schreibtische gestohlen. Es verging keine Woche so war er schon in des Prinzen Besitz zu Carlton-House. Kurz, von der Stunde an wo sie in England landete bis zu der Woche wo sie starb wurde sie von Spionen überwacht, Spionen die zu ihrem eigenen Haushalte gehörten, und von ihrem Gemahl bezahlt wurden. Er war genau von Allem unterrichtet was nur in der Wohnung seiner Gemahlin vorging, und seine Hauptquelle war eine Frauensperson! Doch das ist Alles vergebens, und mehr als vergebens! Ich weiß auch nicht warum ich mich von neuem dadurch aufregen und erschüttern lasse. Es sind Sachen an die ich ungern denke, und noch weniger gern von ihnen spreche. Der Verfolger und die Verfolgte sind hinübergegangen, und ich werde ihnen bald folgen."

Ich sagte ihr einiges Verbindliche über ihre treue Anhänglichkeit an ihre königliche Gebieterin, und die Untreue und den Abfall Anderer auf deren Zuverlässigkeit sie gewiß gerechnet hätte.

„Dessen bin ich mir bewußt", antwortete sie. Ich verließ sie nie. Ich war bei ihr an dem folgereichen Krönungsmorgen, und trotzte dem Pöbel. Es gibt Nichts das ich mir vorwerfen könnte. Ich sagte ihr, daß ich sie nie verlassen werde, und ich hielt mein Wort."

Trotz angeborener Kraft und Entschlusses wirkte aber doch die Bürde der Jahre. Als Lady Anna zu sprechen aufhörte sah sie ungemein angegriffen und erschöpft aus, und wir standen auf um sie zu verlassen. Da mein Freund immer noch schweigsam blieb, so dankte ich der Lady in seinem und meinem Namen für die Auskunft die sie uns ertheilt hatte, wie für das werthvolle Zeugniß in Betreff des königlichen Nachlasses. Sie verneigte sich und setzte blos noch hinzu:

„Ich hätte Sie nicht annehmen sollen! Unsere Unterredung hat zur Erörterung über einen Gegenstand geführt, wobei ich nicht schweigen konnte, Das ich aber, wie ich fühle, vermeiden mußte."

Als wir wieder in dem Wagen saßen wünschte ich meinem Freunde Glück zu dem Erfolge.

„Ich werde meine Sammlung vernichten", antwortete er heftig. „Ein schöner Spaß noch in meinen Jahren für einen Diebshehler gehalten zu werden!"

„Aber lieber Freund, bedenken Sie doch" —

„Alle Wetter! ich habe nur eine einzige Bitte an Sie", fiel er mir in die Rede: „Erinnern Sie mich nicht mehr an dies Kästchen, den vergelbten Brief und die verwünschte Fahrt nach Pentonville! Thun Sie es doch, so ist es aus mit unserer Freundschaft." 51.

Lesefrüchte.

Kluge Nachsicht.

„Nachdem ein Wirth in Boston", erzählt Lyell in seinem „A second visit to the United States of North America in the years 1845—46" (2 Bde., London 1849), „mir seine Zimmer gezeigt und den Preis genannt, schloß er mit den Worten: «Nur muß ich noch bemerken, daß mein Haus ein Mäßigkeitshaus und die Betstunden orthodox sind.» Möglich, daß mein Gesicht über den letzten Beisatz einen Anflug von Lächeln verrieth, denn er fuhr unverweilt mit halber Stimme fort: «Sollten jedoch Sie und Ihre Gemahlin an den Betstunden nicht theilzunehmen wünschen, so bleibt Das unbeachtet.»"

Die öffentlichen Bibliotheken der Vereinigten Staaten

sind an Zahl 182, und besitzen zusammen 1,294,000 Bände. Dreiundvierzig haben jede über 10,000, neun jede über 20,000 und nur zwei jede über 50,000 Bände. Die harvarder Universitätsbibliothek, die größte jenseit des Atlantischen Meers, enthält gemeinschaftlich mit den Bibliotheken für Theologen und Juristen nahe an 70,000 Bände. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 291. — 5. December 1849.

Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

(Fortsetzung aus Nr. 290.)

3. Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen zu den Bekenntnissen einer schönen Seele, von J. M. Lappenberg. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1849. 12. 1 Thlr.

Wer, wenn er das sechste Buch des „Wilhelm Meister" las, wäre nicht begierig gewesen etwas Näheres über die schöne Seele zu erfahren, deren Bekenntnisse in jenem Buche mitgetheilt sind? Welchen Namen sie führte, in welchem Verhältnisse sie zu Goethe stand, hat uns der Letztere selbst im achten Buche von „Dichtung und Wahrheit" berichtet; auch Varnhagen hat in seinen „Denkwürdigkeiten" Einiges aus ihrem Leben bekannt gemacht. Doch blieb der Wunsch nach etwas Ausführlicherm, Zusammenhängenderm; und Dies bietet hier, „Zum Andenken an den 28. August 1849", ein Historiker von Fach, der mit großem Interesse, mit unverdrossenem Fleiße Alles zusammengebracht hat was sich auf dieses interessante Wesen bezieht: prosaische Aufsätze der Fräulein von Klettenberg, Gedichte derselben, endlich Briefe von ihr. Die erstern, älter als das Jahr 1754, sind einem Buche: „Der Christ in der Einsamkeit", welches C. F. von Moser in dem genannten Jahre herausgab, entnommen; die Lieder, 15 an Zahl, wurden aus verschiedenen Sammlungen zusammengestellt; doch sind die letztern nicht mit voller Sicherheit der schönen Seele zuzuschreiben; die vorn anstehenden leider nur Bruchstücke aus den „Anfangsliedern", welche die Verf. 1774 dem sie besuchenden Lavater mittheilte. Von den Briefen sind vier in den J. 1767—69 gerichtet an den herrnhutischen Bischof, einen Messerschmied, den wir in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" aufgeführt finden, einer von 1767 ebenfalls an einen Herrnhuter, Bruder Schick, Diaspora-Arbeiter in der Umgegend von Frankfurt a. M.; dann ist ein sechster zugefügt an Goethe's Schwester Kornelie, ein Glückwunsch zu ihrer Vermählung mit G. Schlosser.

Wer jene „Bekenntnisse" gelesen wird sich den Inhalt der Aufsätze, Gedichte und Briefe denken können; er wird sich vorstellen, daß Weg, Ziel und Ende der versöhnende Heiland ist. Doch möchten wir annehmen, daß, wie die „Anfangslieder" von einem zartern, wir möchten sagen menschlichern Hauche durchweht sind, so die Gefühle und Ansichten sich in ihrer spätesten Zeit mehr gereinigt haben, menschlicher geworden seien. Wir möchten Das annehmen, glauben; denn die Schilderung Goethe's zeugt von einer über die gewöhnliche Weise dieser Christen erhabenen Ansicht und Stimmung. In einem der von 1754 verfaßten Aufsätze: „Von der Kindern Gottes unverständigen Tändelei mit Freunden", kommt schon das schöne Wort vor:

> Selbst die hohe, heilige Liebe, die eine begnadigte Seele zu ihrem Erlöser trägt, sucht der Feind mit Tändelei zu verstellen, ja wol gar dadurch auszulöschen. An der Möglichkeit der Sache kann Niemand zweifeln der die unseligen Ausschweifungen einer gewissen Brüdergemeinde bedenkt, da man die höchsten und heiligsten Dinge zu einem blos sinnlichen Spielwerk macht.

Später mögen herrnhutische Missionnaire auf sie eingewirkt haben. Die edle Natur aber wurde auf das Maß zurückgeführt, und das Benehmen jenes Messerschmieds mochte zu dieser Zurückführung beitragen. Wir können hier nur vermuthen; denn leider sind die „Unterhaltungen", aus denen, wie Goethe in seiner Selbstbiographie sagt, die „Bekenntnisse" entstanden, wol nicht auf der Stelle aufgezeichnet, die „Briefe", deren als zweiter Quelle gedacht wird, wol an ihn selbst gerichtet, nicht vorhanden.

Die zweite Hälfte des Buchs macht eine Abhandlung: „Zu den Bekenntnissen einer schönen Seele", 19 Capitel, unter denen das vierte „Narciß", das sechste „Pietistische Freundinnen", das siebente „Philo", das zehnte „Der Oberhofprediger" und das funfzehnte „Goethe und seine Mutter" besonders wichtig sind. Narciß war — so kann man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen — der berühmte deutsche Publicist J. D. von Olenschlager. Einer Tradition zufolge sagte Dies Varnhagen im sechsten Bande seiner „Denkwürdigkeiten", und Lappenberg findet in manchen Umständen eine Bestätigung derselben. Jener erzählt, Fräulein von Klettenberg, früh den Liebhaber durchschauend, habe von ihm verlangt, daß er ihr nicht verhehle, wenn er einer Andern gewogen würde. Er habe betheuert, daß er noch keineswegs in dem vorausgesetzten Falle sei, und die Verwünschung hinzugefügt: wenn er falsch werde, solle sein erster Sohn taub und blind zur Welt kommen. Fräulein von Kletten-

berg habe nicht an seiner Falschheit gezweifelt und ihm seinen Frevel verwiesen. Genealogische Nachrichten auf der frankfurter Bibliothek weisen nach, daß das älteste Kind Olenschlager's, 1748 geboren, ein Knabe, taubstumm zur Welt kam. Was an dieser Erzählung, die wie sie hier mitgetheilt wird manches Bedenkenerregende enthält, wahr ist, wird sich wol nicht mehr ermitteln lassen.

Die Ueberschrift des sechsten Capitels, „Pietistische Freundinnen", könnte Anlaß geben die Frau Griesbach zu diesen zu zählen; aber wahrscheinlich war sie mehr der rationalen Ansicht des Christenthums geneigt, wie auch aus Goethe's Darstellung hervorgeht, und wofür auch die Richtung des trefflichen Sohnes, der einen großen Theil seiner Bildung ihr verdankte, ein, wenn auch nicht entscheidendes, Zeugniß ist. Wir verweisen hier auf die Biographie Griesbach's in den „Zeitgenossen" (dritte Reihe, Nr. 8).

Das siebente Capitel belehrt uns über den Philo der Bekenntnisse, der kein Anderer ist als der bekannte F. C. von Moser; das zehnte über den Oberhofprediger, in welchem wir den Senior des frankfurter Ministeriums, J. P. Fresenius, finden, dessen Goethe in seiner Selbstbiographie in würdiger Weise gedenkt, dem er in den „Bekenntnissen" ein schönes Denkmal gestiftet hat. Im funfzehnten Capitel finden wir concentrirt Das was wir aus jener Biographie über Goethe's und seiner Mutter Verhältniß zu Fräulein von Klettenberg erfahren haben.

Uebersehen wir die 19 Capitel, so geht daraus hervor, daß Goethe in den „Bekenntnissen der schönen Seele", was die äußern Umstände betrifft, mit großer Freiheit verfuhr und schaltete. Die Welt in der sie lebt, in der die vornehmsten mit ihr in Berührung stehenden Personen spielen, ist nicht die freie Reichsstadt Frankfurt, ist einer der kleinern deutschen Höfe. Deshalb war es wol nicht wohlgethan, daß Lappenberg sich so ängstlich bemühte jede Einzelheit der dichterischen Darstellung auf einen historischen Grund zu verfolgen, wie vor Allem in Dem was über den Arzt, und vollends über den Oheim geforscht und gesagt wird. Dadurch hat das Buch einen Charakter bekommen der nicht recht zu seinem Gegenstande paßt. Man möchte das Bild eines edeln, gefühlvollen, von Frömmigkeit beseelten und durchdrungenen Wesens sich vervollständigen, und bekommt hier viel Lästiges, Kaltes, mit jenem Bilde nicht Harmonirendes.

Was das Innere der schönen Seele betrifft, so muß, wie schon oben bemerkt worden, Goethe mehr und bedeutendere Quellen gehabt haben als von Lappenberg aufgeführt und mitgetheilt werden konnten. Dafür zeugt auch ein Brief der Mutter des Dichters, die eine Recension von den „Bekenntnissen einer schönen Seele", aus den „Theologischen Annalen" von ihr abgeschrieben, dem Sohne sendet. „Meine Recension", heißt es in dem Briefe, „ist die Ps. 1, V. 3: «Auch seine Blätter verwelken nicht.» Das ist der lieben Klettenberg wol nicht eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken noch grünen, blühen und Segen den nachfolgenden Geschlechtern bringen würde. Du, mein lieber Sohn, warest von der Vorsehung bestimmt zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter. Gottes Segen und Dank davor; und da aus dieser Geschichte deutlich erhellt, daß kein gutes Samenkorn verloren geht, sondern seine Frucht bringt zu seiner Zeit, so laßt uns Gutes thun und nicht müde werden; denn die Ernte wird mit vollen Scheuern belohnen."

Uebrigens gereicht es Lappenberg zur Ehre und ist eine erfreuliche Bemerkung, daß er, obgleich von einer andern religiösen Richtung als der Goethe'schen, überall mit Ehrfurcht und Anerkennung von dem Dichter spricht, zu dessen Jubelfeier er sein Werk dem Publicum übergeben hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber illustrirte Kinderschriften.

I.

Da liegt vor mir schon seit Monaten ein gar herziges Buch, das mich anschaut wie zwei große schöne blaue Kinderaugen, als wenn es mir sagen wollte: „Wie gefalle ich dir? Sag's mir, oder sag's lieber Andern, daß sie mich auch zu sich rufen, und bei sich behalten zu ihrer Freude wie du!" Und täglich hab' ich Das thun und aller Welt, besonders aber allen Kinderfreunden es aussprechen wollen wie lieb ich das Buch gewonnen, und wie gern ich die Freude an ihm mit recht Vielen theilen möchte; aber das bewegte, unruhige Leben des Jahres gewährt mir erst heute den stillen Augenblick und den innern Frieden, der nöthig ist um sich im Geiste wieder einmal in den Paradiesgarten der Kindheit zu versetzen, und seiner Blumen und Früchte sich zu freuen. In diesen Garten aber führt uns das Buch ein das ich meine:

Alte und neue Kinderlieder, Fabeln, Sprüche und Räthsel. Mit Bildern nach Originalzeichnungen von C. v. Heideck, W. v. Kaulbach, A. Kreling, E. Neureuther, Fr. Graf v. Pocci, L. Richter, C. H. Schmolze, M. v. Schwind, C. Stauber und A. Strähuber. Herausgegeben von Georg Scherer. Leipzig, Mayer. 1849. 4. 2 Thlr.

Das ist einmal ein Werk finniger, klarer Liebe, und zwar einer Liebe die zu gleichen Theilen den Kindern und der Kunst zugewandt ist! Hier findet sich endlich einmal das richtige Verständniß der Illustration zu pädagogischen Zwecken, welches wir selbst bei vielen der prächtigst ausgestatteten Kinderschriften vermissen: die ergänzende Beziehung des Bildes zu dem Worte in echt künstlerischer Weise. Denn „illustriren" heißt nicht: verwässern und erklären durch Uebersetzen des Wortes in die triviale Realität des Bildes, sondern vergeistigen und verklären durch das Zauberlicht der Kunst, welche der Phantasie erst die rechte goldene Brücke baut, die hinüberführt in das Land des Idealen. Dazu gehört aber eine leichte, zarte Hand, und ein tiefes, inniges Verständniß und Gefühl des Wortes dem die Illustration zur Verklärung dienen soll. Wo sich Wort und Bild nicht durchdringen wie zwei Zwillingsgeister, da entstehen eben jene widerlichen Bilderbücher, in welchen die künstlerische Beigabe wie bunte Lappen um den Text herumhängt, oder welche eben nur eine Alltagswirklichkeit dem Kinde vorführen, die der Phantasie Nichts weiter übrig läßt, aber darum auch mit der ersten Beschauung sofort alles weitere Interesse verlieren muß. Daher gehören aber auch zu Arbeiten dieser Art nur wirkliche Künstler, nicht nur zeichnende Handwerker und fertige Holzschneider, wie denn auch zu allen Zeiten — wir erinnern nur an H. Holbein's To-

bel und Todtentanz — die ersten Künstler die Hand dazu geboten haben den tiefern Sinn der Schrift zu erschließen durch die Hülfe der bildenden Kunst, ohne diese zur Daguerreotypie des Wortes, zur Wachspuppe des ausgesprochenen Gedankens herabzuwürdigen.

Wir haben in Deutschland noch viel zu thun ehe wir die hohen Vorbilder des 16. Jahrhunderts oder die zum Theil sehr vorzüglichen Arbeiten der neuern englischen und französischen Presse erreichen; aber das Uebertragen allein reicht hierzu ebenso wenig aus als die technische Virtuosität und der Glanz der äußern Ausstattung. Der Holzstock allein ist Keinem nütze, möchten wir sagen, der Geist ist es der lebendig macht; daher verlangen wir nochmals Künstler, die Vermittler zwischen Geist und Form, zur Herstellung solcher Illustrationen, namentlich aber derer welche pädagogischen Zwecken dienen sollen. Denn nur am Geiste entzündet sich Geist und Leben, und nicht nur von Menschen, sondern auch von Büchern gilt das alte Sprüchwort: „Schlechte Gesellschaft verdirbt gute Sitten." Schlechte Gesellschaft sind aber nicht nur die Bücher mit schlechtem Text, sondern auch die mit schlechten Bildern, welche den Sinn für das Schöne eher ertödten als beleben. Daher lieber gar kein Bilderbuch als ein schlechtes, unschönes! Das ist meine feste Ueberzeugung, und darum begrüßte ich die Erscheinung des vorliegenden Kinderbuchs mit innigster, dankbarster Freude, als ein durch und durch deutsches Werk, in welchem sich das Kinderleben in Wort und Bild auf echt nationale Weise wahr und sinnig, natur- und kunstgemäß in lieblicher, anspruchsloser Weise abspiegelt, und einen weiten Zaubergarten kindlicher Lust und Sinnigkeit vor unsern Blicken öffnet. Die Pforte dazu hat Neureuther's Meisterhand gebaut, und einen Engel hineingestellt als Gärtner, der die Nahenden mit folgenden Worten begrüßt:

Ihr, die ihr nicht wollt Kinder sein,
Geht nicht in meinen Garten ein!
Ihr seht ja nicht der Blumen Licht,
Ihr hört der Vögel Lieder nicht,
Ihr athmet nicht der Lilie Duft,
Seht nicht Glühwürmlein in der Luft;
Ihr Kleinen aber kommt herein,
Ihr sollt mir gern willkommen sein.

Gleichsam als Kindergärtnerin aber steht an der Schwelle die jugendliche Königin Maria von Baiern, zugleich als Vertreterin der Mütter denen das Buch gewidmet ist in einem gar zarten Gedicht des Herausgebers, das die Stelle des Vorwortes vertritt. Wir heben zur Charakterisirung des Ganzen folgende zwei Strophen aus:

Was so der Lenz den Kindern weckte,
Was er an lichter Blumenzier
Im Feld verbarg, im Wald versteckte,
Pflanzt' ich in dieses Gärtchen hier.
Da dufteten sie im reichen Kranze,
Umhaucht vom thauigen Morgenglanze,
Und treu gepflegt von Künstlerhand;
Dabei manch' sommerliche Gabe,
Manch' reife Frucht zu süßer Labe,
Umschlungen von der Liebe Band.

Und wenn dazwischen hin und wieder
Manch' schlichte Melodie erklingt:
Denkt, daß im Garten seine Lieder
Auf Baum und Busch der Vogel singt!
Und wieder nehm' es euch nicht Wunder,
Wenn bei dem strengen Ernst mitunter
Ein heit'rer Scherz dazwischen fliegt:
Denkt, daß auf Lilie und Rose
Zur Sommerzeit auch leicht und lose
Der bunte Schmetterling sich wiegt!

Kindliche Gebete und fromme Lieder, sinnreiche Fabeln und ernste Sprüche, heitere Bilder und harmlose Spiele und Scherze, alle der Kinderwelt selbst abgelauscht, alt und neu, sind hier zusammengebracht in bunter Reihe, und es müßte Jemand gar keine Kindheit gehabt oder die Erinnerung an sie ganz und gar verloren haben, wer hier nicht einen Nachklang aus derselben vernähme. Daß dabei auch die neuesten Gaben mit welchen W. Hey, Fr. Güll, Graf Pocci und der Herausgeber die Kinderwelt beschenkt haben nicht übersehen worden sind, versteht sich von selbst; nur das Gespreizte und Gemachte ist mit sicherm Takte ausgeschlossen, weil es eben die Luft der Kinderstube nicht verträgt. Was hier geboten wird ist an der Wiege oder beim Weihnachtsbaum, in der Kinderstube oder auf dem Spielplatze, in Garten und Flur, am Bache und im Walde, und wo sonst Kinder spielen und verkehren mit andern oder mit sich selbst und der Natur und ihrem Schöpfer erwachsen, und hat daher fast ohne Ausnahme schon längst das Bürgerrecht in der kleinen deutschen Kinderwelt erlangt; und was davon noch nicht allgemeine Verbreitung erlangt hat oder gar zum ersten male hier steht, ist derselben gewiß werth, und gereicht dem Büchlein nur zu größerer Empfehlung. Was ihm aber beiweitem den schönsten Vorzug vor allen seines Gleichen verleiht, Das ist die künstlerische Ausstattung, zu deren würdigster Herstellung sich zehn ausgezeichnete Künstler der münchener Schule vereinigt haben, eingedenk des alten Wortes: „Für Kinder ist das Beste gut genug." Und wahrlich, das Beste was man Kindern bieten kann haben sie ihnen geboten: Kinderleben, Kindergedanken, Kindergefühle, kurz Alles was des rechten Kindes Geist und Phantasie erfüllt mit Ernst und Freude, dargestellt in sinnigen, lieblichen Bildern, in deren Betrachtung man gar nicht müde werden kann, weil ihnen eben der belebende Zauber höherer Wahrheit und Schönheit innewohnt. Wir behaupten Dieses von Allem was diesem trefflichen Buche zum Schmucke von der zeichnenden Kunst mitgegeben ist, von den großen meisterhaft ausgeführten Radirungen, wie von der kleinsten xylographirten Vignette zum Schluß oder Anfang der einzelnen Lieder und Fabeln; da ist Nichts ohne Bedeutung, ohne anregende, in den Gegenstand immer tiefer hineinziehende Kraft. Unwillkürlich und unwiderstehlich verkehren wir sofort mit den hier oft in den einfachsten Umrissen dargestellten Kinderfiguren und Gruppen, lauschen ihren frommen Gesängen und kindlichen Gebeten, ergötzen uns an ihren Spielen, schweifen mit ihnen durch Wald und Flur, tummeln uns mit ihnen zu Roß und Ziegenbock, theilen ihren Jubel bei der Christbescherung, und ihre Trauer beim Tode des kleinen Vogels, kurz wir Alten werden wieder Kinder in Anschauung dieser reichen, herrlichen Bilderwelt. Man ermesse nun daraus welch ein Schatz hier für die Kleinen selbst zu haben ist! Wir sprechen aus Erfahrung, wenn wir behaupten, daß Kinder Stunden lang von diesen einfachen Darstellungen gefesselt werden, und in wirklich geistigen Rapport zu ihnen treten. Wesentlich mag dabei das tiefe Naturgefühl mitwirken welches die meisten der Darstellungen charakterisirt: jede Blume, jeder Baum, Alles was uns hier vom lebenden Gethier entgegenspringt, und kriecht und fliegt, und bellt und blökt, Alles ist naturwahr; am wahrsten aber sind die Kindergestalten selbst, die wir dem Schönsten beizählen was die zeichnende Kunst in dieser Art je geschaffen hat. Oder gibt es eine lieblichere Darstellung der Caritas als die Gruppe zu S. 58? Oder eine lebendigere Kindergruppe als die zum Schnitzelmann von Nürnberg? (S. 87.) Oder einen bessern Fuhrmann als den zu S. 48? um nur auf einige von den vielen trefflichen hinzudeuten. Gewiß, wir glauben nicht ungerecht gegen frühere ähnliche Leistungen zu sein, wenn wir behaupten, daß auf diesem Gebiete etwas Besseres, Zweckmäßigeres und Schöneres nicht geboten worden ist, und daß hier zum ersten male die Kunst mit vollem Bewußtsein und aller ihr gebührenden Selbständigkeit in den Dienst der Pädagogik getreten ist, und uns an einer durchaus mustergültigen Probe zeigt in welcher Weise die Illustration hinfort zur Ausstattung von Kinderschriften zu verwenden sei. Daß aber diese Probe schon jetzt nicht mehr

vereinzelt dasteht werden wir in einem zweiten Artikel nachweisen. Zur Vervollständigung dieses ersten bleibt uns nur noch zu erwähnen, daß der Verleger von seiner Seite Nichts gespart hat das innerlich so schöne Buch durch Druck und Papier auch äußerlich so schön auszustatten, daß es mit den elegantesten Erscheinungen des Auslandes sich keck messen darf. Endlich aber wollen wir es nicht unbemerkt lassen, daß den „Kinderliedern" auch die musikalische Beigabe nicht fehlt, sodaß sie überall ihrem ganzen Wesen nach lebendig gemacht werden können. Darum greift zu, ihr Aeltern und Kinderfreunde die ihr euern kleinen Lieblingen einmal ein Bilderbuch von bleibendem Werthe schenken, eine geistweckende und gemüthbildende Beschäftigung in den Winterabenden gewähren wollt: hier ist Unterhaltung für sie und für euch. *) 74.

Zwei Belege zum Tout comme chez nous.

Wo gäbe es nicht Streit auf dem Gebiete der Kirche?

Das „Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur" bringt im diesjährigen ersten Bande (Heft 2, S. 72) eine in der Capstadt erschienene Broschüre zur Anzeige: „Kort verslag der handelingen van den gecombineerden Kerkenraad der Evangelisch-Lutheersche Gemeente in de Kaapstad aan derzelver leden **) etc. (Kaapstad 1847), welche schon deshalb merkwürdig ist, weil von der Südspitze Afrikas nur selten ein Erzeugniß der dortigen Druckerpresse zu uns herübergelangt; aber auch deshalb, weil dort wie hier auf dem Gebiete der Kirche Streit die Losung ist. Die auf dem Titel jener Schrift bezeichnete, im J. 1780 begründete, und jetzt aus 2—300 Familien meist deutscher Abkunft bestehende Gemeinde erkennt als Glaubenssymbol vorzugsweise die unveränderte Augsburgische Confession an. Im September 1847 erhob sich ein Zwiespalt, indem der zweite bei dieser Gemeinde angestellte Geistliche, Stegmann, öffentlich erklärte: Er könne mit der in dem vorgeschriebenen Taufformular enthaltenen Lehre, daß die Taufe ein Bad der Wiedergeburt sei, sich nicht vereinigen. Er legte nach wiederholten Verhandlungen seine Stelle nieder, hatte aber und behielt mehre Gemeindeglieder auf seiner Seite, sodaß die Spaltung noch fortdauert. Einer der Aeltesten der Gemeinde äußert sich dahin: Zur Beruhigung der Zweifelnden würde sich ein tüchtiger lutherischer Theolog um die Gemeinde in Capstadt ein namhaftes Verdienst erwerben, wenn er eine bündige Erklärung abgäbe, ob Stegmann's Behauptung richtig sei, und fügt hinzu: „Wir schmachten nach einem tüchtigen deutschen jungen Prediger für unsere Gemeinde." Es kann gewiß Nichts schaden, wenn diesem zwiefachen Verlangen, welches jene unstreitig nur in Weniger Hände kommende Schrift zu erkennen gibt, auch durch d. Bl. eine weitere Verbreitung gegeben wird. Wer weiß wozu es gut ist!

Wo gäbe es nicht Marktschreierei auf dem Gebiete der Kunst?

In dem ersten Theile der „Blätter aus dem afrikanischen Tagebuche einer Dame" (Braunschweig 1849), S. 443, erzählt die Verf. wie sie während ihres Aufenthalts in Bona eines Morgens lange vor einem großen rothen Theaterzettel stehen geblieben sei, der die dem Publicum vorzuführenden Herrlichkeiten verkündete, zuletzt also: „A la fin du spectacle une grande volée d'oiseaux, porteurs de fleurs pour les dames, sera lancée dans la salle. Plusieurs auront une bague en or attachée au cou. La salle sera éclairée extraordinairement par des bougies etc." An einem solchen genußreichen Abende beschloß man theilzunehmen. Was fand man? Die brillante salle de spectacle befand sich in einem alten verwitterten Hause, wo einige Fledermäuse in einem Theile desselben, der in eine Art Theater verwandelt war, in der ungeheuern Blendung so elender Lichter geängstigt, im Kreise herumflatterten. „Ein zerlumpter Junge war beschäftigt die mattleuchtende Flamme dieser Lichter durch Abputzen zu erhalten; es gelang ihm so gut, daß er sie sehr oft auslöschte." Rossini's „Barbiere di Seviglia" ward gräulich verstümmelt. Das Orchester bestand aus neun Soldaten in der Tracht des größten Theils des Publicums, d. h. in Hemdärmeln. „Die salle éclairée extraordinairement ward immer dunkler und dunkler; mehre der Lichter waren von selbst erloschen, und es brannten nur noch vier derselben. Ich war gewärtig, daß, wenn die letzten vier Lichter erloschen, alle Fledermäuse die höhern Regionen verlassen, und auf uns als volée d'oiseaux herabflattern würden. Da aber diese Thiere sich besonders gern in den Haaren festsetzen, mußte auch bald jede Dame mit einem oder mehren derer geschmückt werden. Wir eilten unser Hotel wieder zu erreichen." Also: Tout comme chez nous.

*) In einem zweiten Artikel, den wir bald zu bringen hoffen, werden noch einige Kinderschriften, die durch Inhalt und Ausstattung ein höheres Interesse in Anspruch nehmen, besprochen werden.
D. Red.

**) Kurzer Bericht über die Verhandlungen des vereinigten Kirchenraths der evangelisch-lutherischen Gemeinde in der Capstadt an deren Mitglieder ꝛc.

Bibliographie.

Angelhuber, J. F., Die prophetische Kraft des magnetischen Schlafes, oder wunderbare Enthüllungen der Zukunft durch Somnambulen psychologisch dargestellt und durch zahlreiche Beispiele bestätigt. Nebst Fingerzeigen, die zum Hellschlaf geeigneten Personen in den Zustand der Clairvoyance zu versetzen. Weimar, Voigt. 8. 1 Thlr.

Dittmar, Louise, Das Wesen der Ehe. Leipzig, L. Wigand. 1850. 8. 15 Ngr.

Gneist, R., Die Bildung der Geschworenengerichte in Deutschland. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 1 Thlr.

Mikulás, D. E., Ein Sträußchen für die Weißkirchner. Pesth, Emich. 1848. 16. 8 Ngr.

Strauß, B., Bilder und Töne aus der Zeit. Ein novellistisches Jahrbuch. I. — A. u. d. T.: Das Erbe der Väter. Mit einem Anhang von Gedichten aus dem J. 1848. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wolffers, F. v., Flandrisches Album. Stillleben, Genrebilder, Geschichte. Nach dem Leben gezeichnet. Leipzig, Mayer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Böddinghaus, F., Die Steuerfrage und die Arbeiterfrage. Den Hohen Kammern gewidmet. Im September 1849. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Denkschrift der katholischen Bischöfe in Preußen über die Verfassungs-Urkunde für den Preußischen Staat vom 5. Dec. 1848. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Mathis, L. E., Preußens deutsche Politik und ihre Gegner. Geschrieben Ausgangs September 1849. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 15 Ngr.

Steinmann, F., Waldeck. Lebensbild für das Volk. In Erinnerungen und Erlebnissen. Mit dem Bildnisse und Jugendgedichten Waldecks. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 15 Ngr.

Ueber die Einführung der Schulbrüder und Schulschwestern in Württemberg. Ansichten und Bedenklichkeiten vieler Schullehrer Oberschwabens gegen das dießfällige Projekt Dr. Dichtensteins und des kirchlichen Wochenblattes zu Stuttgart. Eine Conferenzarbeit veröffentlicht im Auftrage dieser Lehrer von B. Walser. Tübingen, Fues. Gr. 8. 4 Ngr.

Zacharias, M., Rothe Briefe an schwarzweiße Staatsmänner. Nr. 1. An Graf Arnim-Boytzenburg. Berlin, Gerhard. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 292. — 6. December 1849.

Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

(Fortsetzung aus Nr. 291.)

Wenn wir in dem eben angezeigten Buche eine edle weibliche Natur, der Goethe durch seine Schilderung ein unvergängliches Andenken geschaffen, dargestellt fanden, so finden wir in der Schrift:

4. Goethe's Verdienste um unsere nationale Bildung. Zur Goethe-Feier am 28. August 1849, von W. Assmann. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 8. 10 Ngr. *)

Goethe selbst, und zwar in einer für die gegenwärtige Zeit höchst bedeutenden Beziehung dargestellt. So sagt der Verf.:

Gerade jetzt, wenige Zeit nach seinem Hinscheiden, finden wir die Anerkennung die Goethe gebührt verdunkelt zu werden bedroht. . . . Wie Wenige haben wol unter den Wirren und Leidenschaften der erschütternden Gegenwart bei ihm den Frieden gesucht der, wie er in ihm selbst waltet, seinen Vertrauten aus seinen Werken entgegenströmt. Wie Viele haben ihn wol gar geschmäht, verachtet, als sei seine empfindende Seele kalt und gleichgültig bei Dem geblieben was jüngst das Gemüth jedes Edeln zur höchsten Thatkraft spornte, für Vaterland und Freiheit!

So war es wol an der Zeit an Goethe's Verdienste und unsere nationale Entwickelung zu erinnern. Schön beginnt Assmann die Ausführung seiner Aufgabe mit den Worten:

Die höchste Gabe die in Goethe und mit ihm dem Vaterlande geschenkt ward ist er selbst, diese reine, edle Natur, die dem Volke in dessen Boden sie Wurzel schlug den Dank mit Dem bezahlt was sie ist.

Hat eine Nation der Vorsehung zu danken, wenn sie ihr einen Sohn geschenkt der, indem er ihren Wohlstand mehrt, ihre Ehre erhöht, in bedrängter Zeit ihr Heil und Rettung bringt — so ehrte Griechenland seinen Solon, Rom seine Scipionen, Preußen seinen Friedrich —, hat sie ihr zu danken für Geister, befähigt ihr das Gebiet des Guten und Schönen aufzuthun: so hat sie auch den Männern selbst zu danken die das ihnen anvertraute Pfund sorgsam verwalteten, die mit unermüdetem Eifer ihre Talente ausbildeten, die arbeiteten und nicht müde wurden, die wirkten so lange es Tag war, und da die Nacht kam auf ein von Thaten erfülltes Leben zurückblicken konnten. Ein Solcher war Goethe. Er war vor Millionen mit einer Fülle von Gaben gesegnet, aber seine Anstrengung, Das was ihm die Natur verliehen auszubilden, war der Größe jener Gabe gleich. Wie oft rief er wol in seinem langen Leben aus: „Ich trete die Kelter allein!" oder: „Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben!" Aber er bestand sie redlich; und nicht allein im Gebiet der Wissenschaft und Kunst, er erfuhr es auch an sich, „daß mit dem (gesteigerten) Kunstsinn auch der sittliche große Erneuerung erleidet".

Wenn es wahr ist was unser Verf. behauptet, daß der Individualismus der Entwickelung den deutschen Stamm in seiner Reinheit vor allen Völkern der Geschichte auszeichnet (S. 28), dann sind wir die höchste Anerkennung dem Manne schuldig der das reichbegabteste Individuum auf die einzig ihm passende Weise ausbildete, und so, daß von dieser Ausbildung die Nation gewann wie er selbst. Dann steht ein solches Wesen als Musterbild da, zu dem Tausende aufblicken, nach dem Tausende sich bilden können; denn von diesem Wesen vernehmen sie das tröstende Wort:

Gleich sei Keiner dem Andern; doch gleich Jeder dem Höchsten!
Wie Das zu machen? Es sei Jeder vollendet in sich!

Und so ward Goethe zugleich die Erfüllung des Wunsches den er als Jüngling so rührend gegen die Göttin der Wahrheit ausspricht:

Wozu sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Es ist wol Vielen so gegangen wie uns, daß sie die Einleitung in die „Farbenlehre" nicht ohne Erbauung lesen konnten. Da haben wir den Mann der, einem unwiderstehlichen Drange folgend, sich in ein reiches Gebiet der Natur begibt, mühsam dasselbe durchforscht, zu Einsicht und Klarheit gelangt, aber, damit sich nicht begnügend, dem Arbeiter, dem Handwerker, dem Techniker verschiedenster Art zeigt wie er das sauer von ihm Gewonnene nützen könne.

Dann schildert Assmann was wir Goethe in Hinsicht auf das Alterthum verdanken, auf diese nie versiegende Quelle, aus der Kraft, Wahrheit und Schönheit Dem zuströmt der sie aufzuschlagen versteht. Das verstand Goethe; und so ward seine Reise nach Italien ihm unendlich wichtig. „In ihr", wie nach Gervinus bemerkt wird, „gelangte Goethe zu einem Wendepunkte,

*) Diese Schrift ist ein besonderer Abdruck aus d. Bl., wo sie in Nr. 284—289 zu finden. D. Red.

so merkwürdig wie je Einer in so vorgerücktem Alter erlebt hat" (S. 19). Durch die Kunst der Alten zur höchsten Ausbildung seiner künstlerischen Fähigkeiten gelangt, schuf er nun Werke die, wie sie das Gepräge des Alterthums trugen, auch Andere auf den Weg zu der echten Schönheit weisen. Goethe sagt rühmend von sich,

Daß er die Alten hinter sich ließ, die Schule zu hüten,
Daß sie nach Latium gern ihm in das Leben gefolgt;

aber er hätte auch hinzusetzen können, daß seine „Iphigenia", sein „Hermann und Dorothea" Vielen den Sinn für die wahre, die griechische Kunst aufgeschlossen, jene Werke, in Beziehung auf die eher zu wenig als zu viel gesagt ist, wenn es heißt: „daß die deutsche Dichtung bei weniger Glanz der Kunst mehr Gemüth und wahre Empfindung enthalte" (S. 46).

Wie der Reichbegabte, an irdischem Glück nicht Arme dennoch die Aufgabe stiller und gelassener Entsagung, die er in „Wilhelm Meister's Wanderjahren" als Ziel des menschlichen Strebens darstellt, an sich selbst erfüllt, Das wird dann weiter dargethan, wie ferner, daß er, ohne Kosmopolitismus, auf eine Weltliteratur deutete, und indem er auf sie hinwies selbst die bedeutendsten Schritte zu ihrer Verwirklichung that. Denn welcher Name in der Literatur wäre in den civilisirten oder zur Civilisation hinstrebenden Ländern bekannter und gefeierter als der seinige?

Goethe's Benehmen in Hinsicht auf die Politik der neuern Zeit konnte nicht übergangen werden. Assmann verweist auf Düntzer's von uns besprochenes Werk. Vielleicht kannte er den Brief nicht den Ferriow im Anfang des J. 1807 an Böttiger schrieb. Er verdiente von ihm angeführt zu werden; wie wir uns nicht enthalten können ein Stelle daraus mitzutheilen:

Goethe sagte mir, er habe an . . . geschrieben, daß er jetzt besonders, wo Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geiste zusammenzuhalten, und in dem allgemeinen Ruine wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur aufs eifersüchtigste zu bewahren, dergleichen Frivolitäten, welche nur zum Gespött der Schadenfrohen und zum Geklatsche der Müßiggänger dienen, nicht in seinen Blättern hegen und pflegen müsse. Jetzt, da Alles auf dem Spiele stehe, sei es eine wahre Verrätherei mit dem alten Leichtsinn fortzufahren.

Der Eindruck den Assmann's Schrift macht ist ein durchaus wohlthätiger, der auch nicht durch Einiges worin man ihm nicht beistimmen kann, z. B. in dem über Bodmer und Hamann Gesagten, gestört wird. Auch Das rechnen wir ihm zum Verdienst, daß er, öfters auf Gervinus sich beziehend und diesen preisend, doch nicht in den Ton einstimmt in den dieser so ausgezeichnete Literator geräth, sobald er über Goethe's spätere Zeit spricht.

Kurz zusammengefaßt ist Das was über Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung gesagt wird in den Worten enthalten (S. 41):

Was uns vor Allem noth that (wir können sagen: Was uns vor Allem noth thut), als das ganze Leben der Nation einer Umgestaltung bedurfte, war die Erregung der gesammten Menschennatur; und diese konnte nicht durch Gebot und Gesetz, sie konnte nur durch die lautere Offenbarung der Menschennatur in ihrer Totalität durch schöpferische Dichtungskraft hervorgerufen werden.

Einen andern Sinn haben diese Worte in Beziehung auf die Zeit da Goethe mit seinem „Götz" und „Werther" hervortrat, einen andern im J. 1849; aber welcher wahrhaft Deutschgesinnte wünscht nicht, daß Goethe's Wort und That sich jetzt wirksam erweise zu Erweckung wahrer, edler Menschennatur! damit bald das Wort das er vor Jahren sprach erfüllt werde: „Das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft" (S. 58).

(Der Beschluß folgt.)

Humoristische und novellistische Kleinigkeiten.

1. Münchhausen in Californien. Ein wahrer und wahrhaftiger, vollständig authentischer und nirgend übertriebener Bericht über eine Expedition nach dem Golddistricte von San-Francisco, unternommen unter der Leitung der Grand Auriferous Stultiferous Assiniferous Californian Bamboozle Company in Hamburg von Abraham Krakenfuß, Capitain des Diddleus. Bremen, Schlodtmann. 1849. 8. 10 Ngr.

Der edle von Münchhausen der seit seiner berühmten Flucht von Emerentia von Schnick-Schnack-Schnurr längere Zeit unbekannt umhergestreift war, theilt uns seine Abenteuer mit wie er die Goldminen Californiens entdeckt habe. Man glaubte ihn verschollen, Einige meinten er sei unter die Diplomaten gegangen, oder er correspondire aus Kossuth's Lager in die „Breslauer Zeitung", oder er sei der Stilist der wiener Siegesbulletins über den ungarischen Krieg; Andere wollten gelesen haben er sei zehn Jahre in einer Höhle am Dawalaghiri verborgen gewesen, und habe das Geheimniß der Luftsteinfabrikation ausgebrütet; Andere wollten gehört haben wie er sich zum „Nationalversammelten" empfohlen, und dabei eine Rede über den zukünftigen Staat ohne Regierung und Steuern gehalten habe. Aber dem Allen war nicht so, denn Münchhausen und nicht Sutter war der erste Entdecker der californischen Goldregion! So meint unser Humorist, und läßt Münchhausen unter dem Namen eines Capitain Krakenfuß die Expedition nach Californien unternehmen. Mit Humor wird nur die Auswanderungswuth sowie die Schlechtigkeit gläubige Narren zu betrügen gegeißelt. Der Capitain fand einen goldnen Wasserfall, ein Matrose fiel hinein und war zwei Finger hoch vergoldet; ebenso fanden sie einen goldenen Berg, auf dem beinahe Alle verhungert wären, wenn nicht ein amerikanischer Hinterwäldner, der den besten Nutzen von ihnen zog, sie auf Tagelohn für die Kost hätte arbeiten lassen.

2. Humoristische Lustreise. In Briefen von P. an W. v. B. Aus dem Schwedischen von Z . . . d. Lübeck, Boldemann. 1849. 16. 15 Ngr.

Die „Humoristische Lustreise" ist reichhaltiger an Witz als das vorhergehende Büchlein, und bringt manch guten satirischen Hieb auf politische Zustände in Schweden, auf Karl Johann, auf das Wahlgesetz u. s. w. So wird (S. 16) eine Rede an den Stiefelknecht gehalten. Der Constitutionsausschuß hatte nämlich vorgeschlagen, daß zur activen und passiven Wählbarkeit ein Vermögen von 250 Thlr. an Hab und Gut vorhanden sein müsse. Der Mann hat aber nicht mehr als 249 Thlr. 36 Schill., es fehlen 12 Schill.; da fällt ihm der Stiefelknecht ein, er hat 12 Schill. gekostet, darum die Danksagungsrede an ihn. „Du allein, edler Herr Stiefelknecht, kannst mich zum Menschen, zum Mitbürger machen, darum Ehre sei dir, Ehre sei dem hochherzigen Constitutionsausschusse!" Das Büchlein ist mit leichter Laune und flüssigem Humor geschrieben; zugleich mag es für den eingeborenen Schweden vielleicht neu

mehr einzelne treffende Hiebe enthalten, die freilich uns den Fernstehenden entgehen oder gar nicht auffallen.

3. Eine allerneueste Melusine. Novelle von E. Bülow. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1849. 8. 1 Thlr.

Lucie, die Heldin dieses Buchs, war eine durchgebildete Schwindlerin. Sie verband äußerste Lügenhaftigkeit, welche ihr bis ins Blut gedrungen, und als bewußtlos gewissermaßen wieder unschuldig geworden war, mit Anmuth, Liebenswürdigkeit und Kunsttalent. „Es war kein sittliches Gefühl", sagt der Verf., „der Schuld der Unreinheit mehr vorhanden." Die Lüge war Lucien sowie Andern die Phantasie zu einem freien Kunstgebiete geworden, auf welchem sie umherschwärmte; sie mußte lügen. Es war die höchste Spitze von Verwahrlosung der Seele, die höchste Virtuosität des Leichtsinns. „Ja, wer weiß ob diese Lügensucht nicht schon theilweiser Wahnsinn, und Lucie in dieser Beziehung nicht in der That geisteskrank zu nennen war?" ruft der Verf. selbst aus. Was nach dieser Auffassung des Charakters der Hauptperson für die Kunst selbst zu erwarten ist, darüber wird Niemand im Zweifel sein: denn Schwindeleien wie diese sind Gegenstand der Satire oder der Komik, wenn sie einen allgemeinen Boden haben; oder sie sind krankhafte Auswüchse des menschlichen Lebens, dann gehören sie dem Physiologen zu, der ihre Ursachen ergründet, und ihre Heilung versucht. Ref. bekennt, daß er aus diesen Skizzen, die in reiner Aeußerlichkeit stecken bleiben, nicht recht hat klug werden können; der Hauptcharakter interessirt uns nicht, weil eben diese hohle, planlose Lügenhaftigkeit nun und nimmer Theilnahme, sondern nur Widerwillen erregen kann; selbst die mit hineingezogene Aufstandsscene sowie das Wiederfinden des auf so schändliche Weise vernachlässigten Kindes Luciens kann uns nicht für diese Novelle stimmen. Um so auffallender muß es aber sein, daß am Schlusse (S. 132) der Verf. sagt: „Lucie wandte dem Pfuhl ihrer frühern Lügenhaftigkeit mit Ekel und Abscheu den Rücken." Diesen Pfuhl läßt uns aber der Verf. mit durchwaten, wir spüren ihn auch aus allem Flitter heraus, und was hat ein Pfuhl für Anziehungskraft, was hat er für Poesie?! 33.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Die asiatische Banise. Große Oper in drei Acten.

„Du bist eine rechte schlechte Banise!" hört man wol, wenn eine bitter und böse gewordene Mutter ihre Tochter ausschelten will, ohne daß jene und diese ahnt wer die rechte und schlechte Banise gewesen sei, und in welchem großen Ansehen dieselbe gestanden habe. Nicht als ob sie wirklich auf der Welt je zu finden gewesen wäre; sie war nur eine Heldin der Phantasie, eine Prinzessin von Pegu, welche nach großen Abenteuern mit ihrem geliebten Prinzen Balacin von Ava vereinigt wurde. Ein bändereicher Roman des Herrn von Ziegler und Klipphausen stellte diese Schicksale 1688 so rührend und schön dar, daß alle Welt, erst die vornehme und allmälig auch die niedere Schicht der Menschen, in Thränen zerfloß. Noch viel mehr aber war Dies der Fall als sie nun gar in der bald darauf zur Mode gewordenen Oper erschien. Es ging damit wie mit Wieland's „Oberon", wie mit der „Saalnixe" von Bulpius („Donauweibchen") und so manchem bändereichen Romane von Spieß, die alle zu Opern umgeschmolzen wurden, welche Jahre lang vorgehalten haben. Was nicht mit einem male abzuthun war ließ sich in verschiedene Abtheilungen packen, und sowie das „Donauweibchen" z. B. drei dergleichen hat, so kam auch noch 1710 eine dritte solche von der „Asiatischen Banise" in Leipzig aufs Theater, nachdem die erste vielleicht fünf Jahre früher gesehen worden sein mochte. Es ist schwer das Jahr von solchen Erscheinungen genau zu ermitteln, weil die jetzt äußerst seltenen Texte gewöhnlich ohne Jahreszahl gedruckt wurden. Indessen die erste Abtheilung wurde auch „auf dem koburgischen Schauplatze vorgestellet", und Gottsched gibt in seinem „Nöthigen Vorrath zur Geschichte ꝛc." das Jahr 1710 ausdrücklich an, indem er da auch schon in Leipzig die dritte Abtheilung erscheinen läßt. Es war in Koburg große Hochzeitfeier des Herzogs, und so paßte ja die Vermählung des Prinzen von Ava mit der Prinzessin von Pegu ganz trefflich dazu, besonders da noch ein Prolog vorherging, in welchem sich Bellona, Minerva, Venus und die Zeit, von „Helden, Grazien und Amouretten" begleitet, herumtummelten. Wer die Künstler waren welche die Oper aufführten ist nicht angegeben; indessen müssen es schon geübte Leutchen gewesen sein, denn es kommen nach damaliger Sitte auch öfters italienische Arien vor. Ebenso wenig wird dem Dichter und Componisten die Ehre angethan sie zu nennen. Der Erstere dürfte, da die Oper von Leipzig ausging, in der Person des damaligen Conrectors Paul Thiemich (gest. 1705) zu suchen sein, der für den Scribe jener Zeit, sowie seine Gattin für die erste Opernsängerin galt, und vermuthlich rührte dann die Composition vom kurfürstlich sächsischen Vicekapellmeister Nikolaus Adam Strugk her, welcher 1693 das erste Opernhaus in Leipzig für seine Rechnung erbaute. Es bleibt uns demnach nur möglich etwas Genaueres über den Text der Oper zu sagen, wie wir ihn in 21 Blättern Folio vor uns haben, und in der That macht er der damaligen Zeit alle Ehre. Es ist eigentlicher Operntext; Nichts als Recitativ, mit Arien oder Chören und Duetten wechselnd, ohne daß also hölzerne Prosa dazwischentritt. An großen Decorationen ist kein Mangel. Mond und Sterne erleuchten in der ersten Scene die Nacht, und ein großer Tempel zeigt sich in einem waldigen Vorhofe; Blitz und Donner, Priester und ein Götzenbild, und dazu passende Ceremonien fehlen ebenso wenig. Gleich unserm Oberon kommt Morpheus „in einer Maschine" herab, dem Prinzen Balacin „im Traume" zu offenbaren, daß er „die schöne Banise" finden wird, die er, Morpheus, neben sich im Bilde hat:

Dies schöne Kind,
Bei welchem man nur Anmuth findet,
Soll deinen Schmerz versüßen.
Du wirst zwar wol um sie
Viel Sorgen, Angst und Müh',
Auch viel Verfolgung dulden müssen.
Jedoch der Götter Macht
Hat sie dir zugedacht;
Denn du wirst sie aus ihren Ketten
Zu rechter Zeit erretten!

Läßt sich dies Recitativ des Morpheus nicht so gut hören wie eins vom Oberon? Es geht nun auch gleich in eine „Aria" über die nicht minder fließend ist, indem der Prinz bald erwacht, und von seinem Traumgesichte, gleich dem Huon, ganz entzückt ist. Die Basis der ganzen Oper ist auf solche Weise fortgegeben. Es fehlt nur, daß die „Sorgen, Angst und Müh' und Verfolgung" gehörig zur Anschauung gebracht werden, und daran läßt es der eine Nebenbuhler, der Prinz Zarang von Tangu, nicht fehlen, in dem aber auch das komische Element vertreten wird; denn „der treue Diener Scandor" des Prinzen Balacin ist gerade wieder ein guter Urtypus zum Scherasmin des Huon, dem dann auch eine niedliche Fatime (hier eine Esmara) die Hand bietet. Uebrigens kommen nun prachtvolle Jagd- und Räuberscenen, Mord und Todtschlag, Decorationswechsel, Audienzen im kaiserlichen Palast so häufig vor, und die öfters frappant eintretenden italienischen Arien müssen ebenfalls so die Spannung regegemacht haben*), daß man

*) Den Ursprung dieser wunderlichen Einmischung zu ermitteln dürfte schwer sein. Vielleicht sollte das große Publicum wenigstens einen Vorschmack von dem Modegenuß der großen Höfe haben, wo die italienische Oper, z. B. in Wien und Dresden, auf alle mögliche Weise begünstigt wurde.

sich über den Beifall den diese Oper in jener Zeit gefunden haben mag gar nicht wundern darf. Andere Namen, andere Formen in diesen Nebendingen, Musik mit unserm Instrumentenreichthume würde vielleicht heute noch ein zahlreiches Publicum mystificiren können. Gegen den Text der italienischen Arien läßt sich gar Nichts einwenden; nur eine zur Probe:

E vano ogni pensiero
Di togliere dal sen
L'image del mio ben,
Che tanto bramo!
L'alma con duolo fiero
Spirar potrò languendo,
Eppur dirò morendo:
„Io amo! o Iamo!“

Die „verliebte Prinzessin Savady“ gäbe noch jetzt jedem Componisten darin den herrlichsten Stoff zu einer Arie voll Nachtigallensehnsucht und Liebesschmerz mit oder ohne obligater Clarinette. Und in solcher Weise würde auch die Banise selbst Manches finden lassen. Nur einen Beleg:

Per me
Piacer non è,
Perder la libertà!
Sai quel ch'amor tu chiami,
Più nobili legami,
Per questo cor non ha!

Wie nach dieser ersten Abtheilung noch eine zweite und dritte aufs Theater gebracht werden können ist aus dem Texte recht gut zu ersehen; denn die Handlung ist hier zwar vollkommen zu Ende, und die Banise mit ihrem Prinzen Balacin glücklich verlobt. Wahrscheinlich sind aber Hindernisse bis zur Vermählung selbst eingetreten, die nun in der zweiten dargestellt und in der dritten Abtheilung überwunden werden müssen. Im Ganzen ist das Stück für jene Zeit in der That ausgezeichnet, mag man auf die Fabel oder Behandlung Rücksicht nehmen, und leidet viel weniger an den Härten oder Breiten und Unwahrscheinlichkeiten und der häßlichen Mischung von Prosa und Versen, wie sie nur gar zu oft in solchen Texten bis in die neueste Zeit vorkommen. Ist der Text, wie mir wahrscheinlich bleibt, wirklich von dem genannten Conrector Paul Thiemich, so verdiente er allerdings den Lobspruch eines seiner Zeitgenossen, daß „seine Arien und Chöre zum Küssen seien“. *)

2. Gleiches mit Gleichem.

Der spanische „Don Juan“ [„El convidado di piedra“ **)] hatte einen französischen Bearbeiter gefunden, den Schauspieler Dorimon am Théâtre de Mademoiselle, der Manches geschrieben hat was zu seiner Zeit gefiel, ohne daß es jedoch auf die Nachwelt übergegangen wäre. Auch sein „Athée foudroyé“ ***), sein „vom Blitz des Himmels getroffener Gottesleugner“, hatte nur den „succès d'estime“, wie ihn jetzt so manches Stück findet, das zwei oder drei mal gegeben ruhig im Bibliothekschranke ruht; allein Dorimon's Gattin, eine ebenfalls geachtete und gebildete Schauspielerin, hatte den freundlichen Gedanken ihren Mann nach der ersten Vorstellung mit einem Gedichtchen zu überraschen, das am Ende mehr Werth gehabt haben mag als das ganze Stück. Besonders ist die darin ausgesprochene Drohung allerliebst; doch man urtheile nur selbst:

Freilich bin ich deine Frau
Und du bist mir Treue schuldig,
Doch nehm' ich's nicht so genau,
Pflege gern das Kind geduldig
Das du zeugtest ohne mich.
Nur noch, Männchen! bitt' ich dich:
Ich will nicht ein Gänschen sein,
Kenne auch den heil'gen Hain;
Will die Muse öfters dich verführen,
Muß ich's mit Apollo selbst probiren! *)

Ob sie die Drohung wahr gemacht, und selbst fürs Theater gearbeitet hat, ist mir nicht bekannt. **) 14.

*) Neumeister, „De poetis germanicis“ (Leipzig 1706), S. 105.

**) Von Tirso de Molina.

***) Nach der „Bibliothèque des théâtres français“ hieß es ebenfalls „Le festin de pierre“, und ward 1658 geschrieben (s. den Artikel „Dorimon“). Ist diese Angabe richtig, so wäre das Stück Vorläufer von Molière's „Festin de pierre“, das erst 1665 auf die Bühne kam. Da Cailhava (s. die folgende Note) behauptet, daß Dorimon's Bearbeitung vor der Molière'schen nur den richtigen Titel „L'athée foudroyé“ in Anspruch nehmen könne, sonst aber weit nachstehe, so ist er vielleicht späterhin, einer Verwechselung mit Molière zu begegnen, aufgenommen worden.

Notiz.

Robier's „Le dernier banquet des Girondins“.

In der interessanten, namentlich auch für unsere Gegenwart lehrreichen Schrift des Franzosen Charles Robier: „Le dernier banquet des Girondins“, läßt der Verf. in dem jene Schrift zum größten Theile ausfüllenden philosophisch-politischen Gesprächen unter Anderm den Girondisten Bergniaud sagen: „Die Flut der Revolutionen erbaut sich bisweilen durch seine eigene Kraft einen mächtigen Damm, indem sie Felsen auf ihre Ufer wälzt; aber die rückkehrende Flut nimmt sie wieder mit sich fort. Alle Gewalten die nicht auf alte und nothwendige Einrichtungen gegründet sind, welche ein langer Gebrauch mit dem Volksgeiste in Einklang gebracht hat, sind Kolosse ohne Grundlage: der Despotismus wird in Frankreich ebenso vorübergehend sein wie die Freiheit.“ Und darauf erwidert der Girondist Duchatel: „Gewiß gilt Dies von der Freiheit dann, wenn sie sich nicht, nachdem sie zu erbleichen begonnen, unter den Schutz einer Gewalt begibt wie sie soeben beschrieben worden und welche auf alten und nothwendigen Einrichtungen beruht. Ihr habt geglaubt die Monarchie zu zerstören, und ihr habt Nichts weiter gethan als sie zu erneuern, indem ihr sie durch eine gewaltige Reaction in die Nothwendigkeit versetzt bei ihrer bevorstehenden Wiederherstellung den Folgen ihres wesentlichen Princips und den Bedingungen ihres Ursprungs zu genügen. Die Monarchie war inmitten unserer alten Civilisation Nichts weiter als die bewaffnete Bürgschaft der öffentlichen Freiheiten. Sie fiel vor Alter, nachdem ihre Gestalt während der Jahrhunderte eines socialen Verderbnisses sich verändert hatte. Sie wird sich mächtig und in verjüngter Gestalt auf unerschütterlichen Grundlagen von neuem erheben. Das Schaffot hat nicht den letzten Tropfen dieses edlen Bluts der Bourbons getrunken, des Bluts welches das Blut dieses Landes selbst ist, und das niemals floß ohne daß Frankreich von Entsetzen und von Schmerz bis in sein Innerstes erschüttert wurde!“ Es ist von dem höchsten Interesse das Gemälde welches überhaupt in diesem „Le dernier banquet des Girondins“ vor den Blicken des Beschauers aufgerollt wird sich gerade jetzt wieder näher zu betrachten: es ist fruchtbar an erhebenden Ideen, wenn auch zugleich reich an niederschlagender Wirkung; es gewährt Nutzen für Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, und nicht blos die Frankreichs! 16.

*) Toutefois ne me crois pas base,
Je connais le sacré vallon,
Et si tu vas trop voir la Muse,
J'irai caresser Apollon.

**) Den durch Molière's und P. Corneille's „Festin de pierre“ und unsern „Don Juan“ bekannten Inhalt des Stücks und das kleine Gedicht selbst findet der Theaterfreund in Cailhava's „L'art de la comédie“ (Paris 1773), I, 95 und 96.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 293. — 7. December 1849.

Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier.

(Beschluß aus Nr. 292.)

Wenn der Verf. der eben angezeigten Schrift sagt:

Goethe war eine geborene Künstler- und Dichternatur; er fühlte den unbezwinglichen Trieb die Welt um sich her, Natur und Geist, lebendig zu umfassen, und die Wahrheit die er erkannt hatte im Bilde zur Darstellung zu bringen...

so sucht eine andere Schrift:

5. Goethe's Iphigenia auf Tauris und das griechische Alterthum. Festgabe zur ersten Jubelfeier des Dichters, von K. F. Rinne. Leipzig, Hartung. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.

darzuthun, daß, da Goethe's ganzes Sein und Wesen ursprünglich auf Schönheit gerichtet war, die andere Richtung in ihm, die Rinne „Selbstbetheiligung an den Gegenständen" nennt, worunter er das Streben nach Erkenntniß der Welt um ihn her, nach Wahrheit versteht, mit der erstern sich nicht vertrage, „daß beide am Ende sich widersprechen und aufheben, zuletzt also das Ziel unerreichbar machen auf das sie in den frühern Zeiten ihrer Vereinigung losgingen" (S. 10). Er zeigt oder sucht zu zeigen wie das Gefühl für das Schöne Goethe natürlich zu den Griechen treiben mußte, wie sich aber hier sofort ein Gegensatz zeigte, darauf beruhend, daß der Grieche die Wurzel und den Boden der Schönheit wie es sein müsse in seiner Nation fand. Je mehr nun Goethe den ungeheuern Dualismus, in welchem der Deutsche zwischen Diesseit und Jenseit, zwischen Nation und Staat, zwischen dem wahrhaft Menschlichen und dem im Lauf der Zeiten dieses Menschliche Trübenden zerspaltet lag, kurz „die Erbärmlichkeit erkannte welche die deutsche Reichs- und Geistesgeschichte in langem Schleppkleide hinter sich nachzieht" (S. 12), desto lebendiger mußte er erkennen, daß er das griechische Wesen immer mehr als das seinige erfassen müsse. Diese Erkenntniß ward in Italien vollends reif. Er wandte sich nunmehr ganz zu einer unmittelbaren Nachahmung der Alten, d. h. nicht nur in ihren Formen, sondern in ihrem Stoffe. Uns fiel hier das Wort Goethe's ein:

Habt ihr einmal das Kreuz aus tüchtigem Holze gezimmert,
Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran.

Aber es wollte nicht passen; denn die zum Beweis dienen sollenden Belege, daß nämlich Goethe sich an griechische Stoffe gehalten, sind nicht der Art, daß sie sich dem Kreuze fügen könnten. Nach der „Iphigenia" werden „Nausikaa", die der Dichter so bald liegen ließ, dann die „Achilleis", die er bald aufgab, als Exempel aufgeführt. Der Einwendung, daß die vorzüglichsten Werke Goethe's die er schuf nachdem Italien auf ihn eingewirkt ganz andere Stoffe enthalten, begegnet Rinne mit dem Bedeuten, daß Goethe damit nur alte Schulden bezahlt oder sich von den Eindrücken der Zeitereignisse befreit habe (S. 14). S. 16 heißt es:

Ich weiß nicht, ob es Goethe nicht erkannt hat, daß er durch eine so unmittelbare Nachahmung der Alten sich den natürlichen Boden und die einzig mögliche gesunde Nahrung für die Hervorbringung des wahrhaft Schönen, das Nationale, immer mehr entzog.

Das aber scheint uns klar, daß Rinne, indem er von einer unmittelbaren Nachahmung der Griechen spricht, einen großen Misgriff begeht, daß er sich in eine sehr stoffartige Betrachtungsweise verloren, daß er das gewichtige Wort unsers Dichters: „Jeder sei auf seine Art ein Grieche; aber er sei es!" („Kunst und Alterthum", II, 1, 156) nicht verstanden oder nicht beherzigt hat. Wie konnte er sonst verkennen, daß im „Tasso", im „Wilhelm Meister", in der „Eugenie", vor Allem in „Hermann und Dorothea" lebendiger der griechische Geist wehe als selbst in der „Iphigenia"?

Was aber Goethe's umfassende Beschäftigung mit den Dingen der Welt betrifft, die der Dichter geschaut haben soll, so hat einestheils Rinne Goethe sehr unrecht gethan, wenn er sagt: „Er ließ sie, selbst die spätern, fahren, sobald sie ihm seinen Zwecken nicht mehr dienlich schienen" (S. 21). Man braucht nur das nach Jahren abgefaßte Verzeichniß von Goethe's schriftstellerischer Thätigkeit anzusehen, um zu erkennen, daß die Farbenlehre wie die Botanik den Greis bis an sein Ende beschäftigten, daß eine Zusammenstellung der Ansichten und der Thätigkeit Cuvier's und G. de St.-Hilaire's das Letzte war was Goethe schrieb. Anderntheils kann der Kenner Goethe's nicht verkennen, daß Alles womit dieser im Gebiete der Wissenschaften, namentlich der Natur, sich beschäftigt hat seine dichterische Thätigkeit förderte, seine Werke durchdrang. Gewiß ist er durch treue Erforschung der Natur Der geworden den man im vollesten Sinne des Worts den Dichter der Na-

tur nennen kann: Das ist sein unvergänglicher Preis; dadurch hat er auf seine Zeit gewirkt, und wird wirken weit über diese hinaus, und so lange die Poesie ein Gemeingut der Menschheit sein wird.

Der Hauptbestandtheil des Rinne'schen Buchs ist eine Kritik der „Iphigenia", wo wir manchen trefflichen Bemerkungen sowol über die griechische des Euripides als die deutsche und das Verhältniß beider zueinander begegnen. Nur muß Rinne nicht auf seine Grille kommen. Von der deutschen wird am Schluß gesagt:

Wir besitzen in ihr ein Zeugniß von der möglichen Vollkommenheit der unmittelbaren Verbindung oder der Verflößung des griechischen und deutschen Dichtergeistes, daher von unschätzbarem Werthe. Fragen wir aber, inwieweit es sich selbst und der Idee seiner Gattung gegenüber entspricht, so kann das Urtheil nur sehr bedingt ausfallen, weil es eben Verflößung des deutschen und griechischen Geistes ist, und weder den erstern befriedigt noch dem letztern genug thut.

Daß der Grieche mit Goethe's Iphigenia und Orestes nicht zufrieden sein, ja, daß er darob zürnen würde, glauben wir gern. Was aber geht uns Das an? Daß die Fabel dem deutschen Geschmack widerstehe ist eine gewagte Behauptung. Wir möchten annehmen, daß Viele dem Dichter beistimmen werden welcher sagt („Wahrheit und Dichtung", Buch 15):

Wenn ich die Titanen als Glieder einer ungeheuern Opposition im Hintergrund meiner „Iphigenia" zeigte, so bin ich ihnen wol einen Theil der Wirkung schuldig welche dieses Stück hervorzubringen das Glück hatte.

Wenn endlich Rinne sagt, daß Goethe, indem er aus der muthvollen und schlauen Griechenjungfrau eine deutsche Jungfrau machte, die mit der schönen, reinen Seele Wunder wirkt, gerade Das was das wahrhaft Hinreißende und Eigenthümliche des deutschen Dramas ist, das Bewußtsein von unserm sittlichen Thun als einem allgemein gültigen und das energische Streben nach einem solchen, nicht mit in den Charakter der Iphigenia, und somit auch nicht in den Geist und die Anordnung des ganzen Stücks legen konnte: so setzt er dem deutschen Drama zu enge Grenzen, bei denen, wenn sie streng beachtet würden, wir neben „Iphigenia" auch „Tasso" entbehren würden. Schiller hat vor fast 50 Jahren ähnliche Bedenken erhoben, beruhigt sich aber selbst, indem er sagt: „Seele möge er das Wesen des Schauspiels nennen." Und wer möchte diese Seele missen?

Zum Schluß gibt Rinne als ein „allgemeines Resultat über die Nachahmung der Alten":

daß, wenn wir in Kunst, Wissenschaft und Leben die Alten als ewige Muster vor uns haben, weil sie gerade Das besitzen was uns abgeht, wir die Nachahmung des Mustervollen nimmermehr in einer unmittelbaren suchen dürfen.

Darin, meint er, habe Goethe gefehlt; wir behaupten das Gegentheil, meinend, daß „Iphigenia" sich recht wohl darstellen ließe als eine mittelbare, dem deutschen Sinn entsprechende Nachahmung der Griechen. Wollten wir eine solche Darstellung unternehmen, so würden wir darzuthun versuchen, daß im „Tasso", der auf „Iphigenia" folgte, diese mittelbare Nachahmung vollkommen, am vollkommensten in „Hermann und Dorothea" gelungen sei; wo denn freilich das Unmittelbare, der Stoff, ganz in den Hintergrund treten müßte.

Obgleich Rinne mit höchster Anerkennung der Verdienste Goethe's gedenkt, ja am Schluß seiner Schrift sich äußert, derselbe werde von den olympischen Höhen die er bewohne seinem Bestreben für Bildung der Zeit durch das Alterthum Beifall zuwinken, wenn er auch den Irrthum dargethan in dem er selbst (Goethe) bei diesem Streben befangen gewesen: so will uns doch bedünken, zu einer Festgabe für Goethe's Jubelfeier eigne sich das Büchlein nicht.

Ebenso wenig ein anderes, das seine Entstehung dieser Feier verdankt. Es ist dieses betitelt:

6. Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen (W. C.). Leipzig, Hartung. 1849. 8. 15 Ngr.

Von einer Schrift, zur Jubelfeier eines bedeutenden Mannes verfaßt, erwartet man, daß sie das Große, Geistige desselben mit besonderer Lebendigkeit hervorheben, bedeutende Momente aus seinem Leben darstellen, oder etwas Wichtiges, auf Kunst, Wissenschaft, Leben Bezügliches, was man dem Lebenden als etwas ihn Interessirendes, seine Thätigkeit in Anspruch Nehmendes, gern gewidmet hätte, seinen Manen als Opfer darbringen werde. Was aber bietet uns dieses Büchlein? „Aufzeichnungen eines Mannes der gleichzeitig mit Goethe in Weimar lebte, und bei seiner Stellung Gelegenheit hatte Manches in Bezug auf den Dichter zu erfahren, zu beobachten", eigentlich nur „Bemerkungen, als Noten und Erläuterungen, an Riemer's Mittheilungen und den Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter angeknüpft". Das Wort auf dem Titel des Buchs: „Wahrheit und keine Dichtung", scheint einen Seitenblick auf Goethe's gleichnamige Biographie zu werfen; aber nicht zum Vortheil des Verf. Wenn F. Jacobi, der doch Goethe wohl kannte, sagt: diese Dichtung und Wahrheit sei wahrer als die Wahrheit selbst, so erinnert uns die Wahrheit des in Rede stehenden Büchleins an Portraits die ein Gesicht ängstlich Zug vor Zug wiedergeben, aber von dem Geiste des Originals keine Spur enthalten. Es gibt uns neben Anekdoten von Goethe oder Personen die mit ihm in Berührung kamen Berichtigungen einzelner Umstände aus des Dichters Leben, meistens dem spätern; Alles ohne Zusammenhang, ohne an eine geistreiche oder witzige Darstellung Anspruch machen zu können; hier und da, wenn auch versteckt, mischt sich ein Tadel ein. Manches Mitgetheilte ist höchst unbedeutend, wie z. B. die Einladung zu einem Balle, der wegen einer Krankheit Goethe's hinausgeschoben ward, oder die Bemerkung zum 414. Briefe in der Zelter'schen Sammlung, wo von einem hübschen Kinde die Rede ist das Goethe im Marienbade eine Zeit lang unterhielt. Wir könnten mehre solcher Trivialitäten aufführen; und auch an Plattheiten fehlt es nicht: denn anders kann man doch die Mystification eines breslauer

Professors nicht nennen, dem man statt Goethe, den kennen zu lernen er begierig war, die Person eines Kammerdieners bei Tische an die Seite brachte. Was in dem Buche interessiren könnte ist nicht neu; wie darin das über Goethe's so oft falsch dargestellte Ehe Gesagte nur das von Riemer Mitgetheilte bestätigt, und das über Beireis lebendiger und charakteristischer in Goethe's „Annalen" zu lesen ist. Eine Scene heben wir indeß als interessant aus dem Büchlein hervor: es ist die wo der Verf. den Dichter in Lauchstädt im Theater Morgens unter Handwerkern aller Art findet, umgeben von einem wahren Chaos, da doch am Abend das so sich präsentirende Gebäude eingeweiht werden sollte; was denn auch zur Verwunderung des Referenten in gehöriger Ordnung geschah.

Wie sehr wünschten wir nach Bemerkungen wie die obigen auf ein aus wahrhafter Begeisterung gequollenes dichterisches Product zu Goethe's Jubelfeier hinweisen zu können! Aber ein solches ist uns nicht vorgekommen; und was von Gutzkow's „Königslieutenant" berichtet wird läßt es zweifelhaft, ob dieses Product unsere Wünsche erfüllen würde. Unsere Zeit ist eben keine poetisch-productive. Doch freuen wir uns auf Etwas, wenn auch eben nicht Großes, doch Geistreiches hinzuweisen. Es ist dies ein Gedicht von Adolf Böttger.

7. Zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier, am 28. August 1849. Gedicht. Leipzig, Kretzschmar. 1849. 4. 5 Ngr.

In dramatischer Form werden uns hier Gestalten aus der Gottsched'schen Zeit vorgeführt, in Sprache und Costume ihrer Zeit über die Annäherung einer andern, ihrer Zeit fremden Aera klagend, während die Göttin der Poesie an einer fließenden Quelle im Schlummer liegt; die öde Scene in Dunkel gehüllt. Die Klagen werden lauter, sodaß die Poesie erwacht, die dann Fluch und Bann über jene ausspricht. Das Morgenroth dämmert; jene Gestalten entweichen; unter Musik wird es Tag; die Gegend schmückt sich mit Blumen, und die Sterne Dante's, Calderon's, Cervantes' und Shakspeare's verkünden den größten Dichter einer neuen Zeit. Es ist Goethe, der dann zum Schluß durch Bild und Wort gefeiert wird. Können wir dieses Gedicht auch keine bedeutende Erfindung nennen, können wir ihm auch keinen großen dichterischen Werth zusprechen, so ist der Gedanke doch artig, die Versification meist gefällig.

Wir schließen unsere Betrachtungen mit den Schlußworten des Gedichts:

Von aller Zeiten Geist emporgetragen,
Wird er unsterblich, einzig steh'n —
Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergeh'n!*)

23.

Geschichte durch Caricatur.

Thomas Wright in seinem neuen Werke „England under the house of Hanover, illustrated from the caricatures and satires of the day", in welchem die kecken Zeichnungen eines Gillray statt historischer Actenstücke citirt werden, führt uns in die innere, gleichsam in die häusliche Geschichte seines Vaterlandes ein, die er mit vielen Anekdoten würzt. Am häufigsten tritt Charles James Fox auf. Er war der zweite Sohn von Lord Holland und, obschon er zur Zeit seines ersten parlamentarischen Wirkens (1770), wo er sich den Whigs noch nicht angeschlossen hatte, nur 20 Jahre zählte, ebenso berühmt wegen seines Talents als wegen seines zerstreuten Lebens. Horace Walpole, die männliche Sévigné Englands, schreibt von ihm: „Charles Fox glänzt am grünen Tisch wie in der Kammer der Gemeinen .... Lord Holland stirbt hin und ist im Zuge die Schulden seines Sohnes zu zahlen, oder mindestens einen guten Theil davon, denn sie belaufen sich auf 130,000 Pf. St. Ich habe diesen Jungen für einen Propheten gehalten, der gekommen ist den Verfall und die Zerstreuung der Juden zu verkünden; aber so lange es einen Pfandverleiher oder einen Spieler im Umkreise der Erde gibt, wird Charles immer Schulden haben."

Man spielte damals überall und aus jedem Anlaß. Einmal finden junge Männer beim Mittagsmahle einen Wurm in einer Nuß. Einer von ihnen kauft von seinem Gefährten das Thier für fünf Guineen, und erbietet sich es mit den zwei nächsten die man noch findet rennen zu lassen. Die Wetten beginnen, und über diesen tollen Wettlauf von drei unschuldigen Insekten verspielte man über 500 Goldstücke. An einem andern Tag entspinnen sich Wetten über die Geschwindigkeit von zwei Regentropfen die an einer Fensterscheibe herunterlaufen; zum Unglücke aber vereinigen sich beide Tropfen bevor sie zum Ziele gelangen, was die Wetten auflöst.

Die Wahlen von 1784 haben in London einen Namen behalten durch den Wahlkampf von Westminster zwischen Fox und den zwei Candidaten des Hofs, Sir Cecil Wray und Lord Hood. In jener Zeit blieb die Wahlurne oder „poll" sechs Wochen offen; die von Westminster vom 1. April bis zum 17. Mai. Anfangs war Fox zurück, Lord Hood hatte eine Truppe von Matrosen geworben, welche sich der „hustings" bemächtigte und den Zutritt hemmte. Fox seinerseits hatte die damals sehr zahlreichen Portechaisenträger in Sold genommen, meist Irrländer, was so viel heißen will als: die Ersten bei jedem Aufstande. Diese zwei Heere hielten sechs Wochen lang das Westminster-Viertel besetzt, und lieferten sich tägliche und oft blutige Schlachten. Der König, sagt man, ließ sich jeden Tag die Resultate des „poll" bringen, hatte aber seinen Sohn, den Prinz von Wales, gegen sich, einen entschiedenen Parteigänger von Fox und öffentlich an die Opposition gereiht. Eine Caricatur stellt den Prinzen völlig berauscht dar, auf einer Seite von Fox, auf der andern von Samuel House, einem Wirthe, gehalten. Dieser Samuel House war ein durch seinen Kahlkopf und seine Nankinkleidung auffallendes Original. Er trug die Weste stets offen mit besonders blendend weißer Wäsche und, wenn er nicht nach seiner Gewohnheit in bloßen Füßen ging, die feinsten seidenen Strümpfe. So sieht man ihn überall abgebildet. Er war einer der glühendsten Freunde von Fox und hielt während der ganzen Wahlzeit offenes Haus. Der größte Wähler oder vielmehr die größte Wählerin von Fox war aber die Herzogin von Devonshire, die damals nicht ihres Gleichen an Schönheit und Geist hatte. Mit einem Gefolge von Frauen die den aristokratischen Whigs angehörten ging sie jeden Tag zum „poll", die Farben ihres Candidaten tragend und persönlich Stimmen werbend. Bekanntlich verlangte und erhielt ein Metzger einen Kuß von ihr für sein Votum.

Es scheint daß König Georg, gleich dem unglücklichen Ludwig XVI., die Mechanik liebte und sich die Zeit mit Drehen vertrieb. Es war ihm gelungen, heißt es, einen Knopf zu fertigen, und Dies gab einen unerschöpflichen Gegenstand zu Scherzen. Man nannte ihn nunmehr den Knopfmacher. Eine Caricatur zeigt ihn wie er sich weigert eine Deputation der City anzuhören, indem er sagt: „Sehen Sie nicht, daß ich etwas Wichtigeres zu thun habe?" Zugleich bewundern die

*) Wir werden später eine zweite Uebersicht der auf Veranlassung von Goethe's Jubelfeier erschienenen Schriften geben. D. Red.

Höflinge seine Arbeit mit den Worten: „Was für ein großer König! Es gibt in Europa keinen Fürsten der fähig wäre so schöne Knöpfe zu machen.“ Gillray war es auch der zuerst den berühmten Typus John Bull's volksthümlich machte, diese ruhige, lebensfrohe, wohlgenährte und gesunde Person verewigte, die man seitdem auf allen britischen Zeichnungen findet, während sonst Britannia und ihr Löwe das stehende Sinnbild des Inselreichs waren.

Das Ministerium suchte auf jede Weise die ungeheuern Kriegskosten zu decken. Es belegte 1795 den Gebrauch des Puders, dessen sich Jedermann bediente. Augenblicklich entsagten ihm die Whigs und trugen die Haare kurz, weshalb es „Frisur à la guillotine“ hieß. 21.

Zur Quellenkunde der Papstgeschichte.

Ranke ist ein Mann auf den man in der Geschichtschreibung der Päpste und des Papstthums zu allen Zeiten zurückkommen wird: sein Werk an Inhalt ein Gedankenkrystall mit der farbigsten, lichthellsten Strahlenbrechung concreter Ideen innerhalb der reinsten und feinsten Seitenflächen für die Form. Aber Beschaffenheit und Maß des physischen Lichts bestimmen dort den Grad des Glanzfocus, und in der Historie bedingt das Wieviel oder Wiewenig der dem Autor bekannt gewordenen factischen Motive der Pragmatik nicht selten Helle und Dunkelheit, wenigstens ihre Reciprocität. Und in dieser Hinsicht hat Ranke, wie es der Natur seiner Aufgabe nach nicht anders sein konnte, kommenden Geschlechtern, insbesondere für Italien, noch gar Manches nachzutragen zurückgelassen. Wir denken dabei an das reiche Material in Familienarchiven, wiewol er durch diplomatische Vermittelung dasselbe unter günstigern Verhältnissen als irgend ein anderer Fremde vor und nach ihm benutzen durfte; möchten aber auch ebenso sehr künftig für ähnliche Zwecke reisende Geschichtsmänner auf die Bibliotheken und Chartularien von Klöstern aufmerksam machen, die vielleicht eben deshalb vernachlässigt wurden, weil der Eintritt in dieselben und ihre Benutzung mit weniger Schwierigkeiten verbunden waren. Unter vielem andern in unserer Nähe Hierhergehörigen liegt in der Bibliotheca Sessoriana (Santa-Croce in Gerusalemme) ein Schatz im Manuscript verborgen, der wol werth wäre gehoben zu werden. Der Codex in Folio im neuangefertigten Katalog unter Nr. 188 verzeichnet enthält nämlich: „Vitae Summorum Romanorum Pontificum“, ein feiner Cannevas aus der Feder des Simon Mogoli (Astensis Episcopus Vulturarius), mit dem dichtesten Einschlage von historischen Thaten und Facten, aus gedruckten und ungedruckten Quellen kostbar, aber vorzüglich durch die zahlreichen Einschiebsel von Documenten in der Treue des Originals. So unter Anderm auf die deutsche Kaisergeschichte bezüglich der vom Cardinal Mai im sechsten Bande des „Spicilegium Romanum“ anders woher bekannt gemachte berühmte Capitulationseid Kaiser Friedrich's II. der dem Papste Honorius III. geleistet ward. Das Leben Gregor's VIII. macht den Anfang, das Alexander's VI. den Schluß. Vom Benedictinerkloster Nonantula im Modenesischen kam das Manuscript, dessen Ganzes aus drei Theilen besteht, hierher man weiß nicht wann. Die königliche Akademie der Wissenschaften in Turin, in deren Besitz sich ein zweiter Theil dieses wichtigen Quellenwerks befindet, hat seinen innern Werth bereits weitläufig besprochen, und wird denselben, obgleich nur ein Drittelfragment der Sammlung, wahrscheinlich durch den Druck bekannt machen. Wo und ob der letzte Theil noch vorhanden sei, ist unbekannt. In dem aus einem vaticanischen Codex von Dressel publicirten „Compendium historiae belli contra Albigenses initi“ (Berlin 1845) findet sich (S. 50) eine Probe von dem Texte der Sessorianischen Handschrift. Wir hören, daß unser Landsmann aus derselben zwei für die Erkenntniß und rechte Würdigung mancher geschichtlichen Dramen des 13. Jahrhunderts bedeutende „Vitae Pontificum“ in kurzem veröffentlichen wird. 75.

Miscellen.

Die französische Tricolore.

Die französische Tricolore wehte — was wol Wenigen bekannt — schon zu Anfange des 18. Jahrhunderts, fast hundert Jahre vor dem Ausbruch der Französischen Revolution auf französischer Erde und vor französischen Soldaten. Als nämlich die beiden Könige von Frankreich und Spanien und der Kurfürst von Baiern die bekannte Tripleallianz schlossen, kamen sie darin überein ihren vereinigten Truppen ein gemeinsames Feldzeichen zu geben, so zwar, daß zu diesem Zwecke jede Nation ihre Landesfarbe lieh, Frankreich das Weiß, Spanien das Roth und Baiern das Blau. Gleichwol darf man den Ursprung des Revolutionsbanners nicht in der Schöpfung dieser royalistischen Unionstricolore suchen. Das Grün, den grünen Zweigen Camille Desmoulins' am Palais royal entlehnt, war ja im J. 1789 Nationalfarbe geworden, und erst als man sich erinnerte, daß dies die Farbe der Livrée des Grafen von Artois sei, suchte man ein anderes Feldzeichen für die Siege des Volks. Man bemächtigte sich der Farben der guten Stadt Paris, Roth und Blau, die schon oft in den Straßenemeuten sich hervorgethan hatten, wenn sie auch der Prévôt der Hauptstadt Marcel 1458 erst dem Wappenschilde der alten französischen Könige entlehnt hatte, um sie auf seinen Revolutionshut zu stecken. Das Weiß hatten die royalistischen Nationalgarden Lafayette's gewählt, und es verband sich mit dem Roth und Blau, als Maire Bailly und General Lafayette Ludwig XVI. im großen Municipalsaale des Stadthauses die dreifarbige Cocarde überreichten. In der Sitzung vom 27. Pluviose des J. II bestimmte der Convent die Reihenfolge der Farben folgendermaßen: „Die Fahne soll aus den drei Nationalfarben bestehen, sodaß drei große Streifen, und zwar das Blau unmittelbar an den Fahnenstock, das Weiß in der Mitte und in den Lüften flatternd das Roth, befestigt sein werden.“

Die Preßpolicei in der Französischen Republik.

Die Preßpolicei in Frankreich wird jetzt mit einer Strenge gehandhabt die lebhaft an die Zeiten des entschlafenen Königthums erinnern mag. Preßprocesse beschäftigen fast allein den Assisenhof, und das zürnende Wort des Poeten findet dort nicht so empfängliche und menschliche Richter als F. Freiligrath vor einiger Zeit in Düsseldorf. Gustav Leroy, seines Standes ein Staffirer, hatte den Tag nach der Hinrichtung der Mörder des Generals Bréa ein Gedicht unter dem Titel „Ball und Guillotine“ veröffentlicht. Sofort erhob der öffentliche Ankläger gegen Verfasser und Drucker des Gedichts Klage wegen Aufreizung zum Haß und zur Verachtung gegen den Präsidenten der Republik. Der in der Klage besonders incriminirte und für den Urtheilspruch maßgebende Vers lautet:

Ein rauschend Fest ... ein kläglich Abschiedsmahl!
Entsetzlich Bild! So nahe Lust und Tod!
„Der Präsident!“ Eintritt er in den Saal
Und dorten steigt der Henker aufs Schaffot.
Es blitzt das Beil ... es fällt ... fortspritzt das Leben
Im warmen Blut ... so endete ihr Weh —
An Bonaparte's Stirn seht ihr's noch kleben —
Und diese Nacht ist Ball im Elysée.

Leroy hat sich selbst vertheidigt, und namentlich angeführt, daß er nur seinen Abscheu vor der Todesstrafe habe aussprechen wollen; zudem sei das Gedicht nur das Résumé eines leitenden Artikels des „Constitutionnel“. Nach einer dreiviertelstündigen Berathung kamen die Geschworenen mit dem Verdict zurück, welches die Drucker freisprach, den Verf. aber zu sechs Monaten Gefängniß, 300 Francs Strafe und in die Kosten verurtheilte. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 294. — 8. December 1849.

Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den J. 1786 — 1804. Von Justinus Kerner. Braunschweig, Vieweg. 1849. 8. 2 Thlr.

„Möchten diese Blätter, wenn auch nur hier und da, einen der Politik Müden finden, der sie mit jener Unbefangenheit durchliest in der sie geschrieben wurden!" ruft uns der Seher und Sänger aus Weinsberg zu. Müde sind Viele der Politik, aber wie Wenige schon zu der Ruhe gekommen, zu der Unbefangenheit, welche der liebenswürdige Sänger fodert, der immer außer seiner Zeit stand, und doch aus seinem Geisterkreise mit der unerschütterten Gemüthsruhe sie betrachtend, daß ihre Vibrirungen ihn nicht niederwerfen konnten. Und wie auch seine Anschauungen der Dinge Das verletzten was die Welt draußen als ihre geistige Errungenschaft betrachtete, die Ruhe und Harmonie die aus ihm ausströmte versöhnte sie Alle. In seinem Weinsberg, unter der Burg der Weibertreue, unter den Aeolsharfenklängen des alten Thurmes, im Kreise der Geister welche in den Bergthälern ihn umschwebten, lebte der gemüthvolle Einsiedler im Frieden mit der Welt. Wer nahm ihn nicht mit sich den er mit edler Gastfreundschaft empfangen und an sein Herz gedrückt. Es gab eine andere Zeit in Schwaben, wo Die welche jetzt Reactionnaire heißen an der Spitze der Bewegung standen; ach es gab dort viele Perioden in diesen Kämpfen, und dort wie anderwärts wären die Volksgrößen von heute sehr bald verbraucht um Andern Platz zu machen. Justinus Kerner betrachtete wehmüthig lächelnd diese Bewegungen. Auch Patriot und ein echter Schwabe, mochte er sich doch nicht überreden, daß das kleine Land Würtemberg oder die Länder ringsum mit ihren Kammerstreitigkeiten berufen seien der Physiognomie von Deutschland ein anderes Gesicht zu geben. Er mochte Das wol von seinen Geistern wissen, daß dazu ein anderer Geist gehört. Dieser ist ihm erschienen, und schon 1846 als er dieses Bilderbuch sammelte schrieb er in einer Vorrede: „Schau ich in die Zukunft, so sehe ich schwarze Wolken um mein Haupt sich lagern, und jetzt schon drückt es wie nahende Gewitterluft an meinen Geist." Ja, schon 1841 schrieb er in einem Liede:

Prognostikon:

Wüster Streit bricht bald herein,
Bringet Tod auch dem Gesange.

Und für ihn ist die Zeit des wüsten Streits wirklich hereingebrochen, sowie für uns Alle! Zwar sind die Wogen nun gebrochen, aber in dem Frieden oder Waffenstillstande wird der Gesang noch lange warten müssen, bis er Seelen findet die ihm unbefangen lauschen. Leider spricht der Sänger nicht allein vom schwindenden Lichte seiner Augen, sondern auch von seinem sinkenden Lebensmuthe. Um so erfreulicher, daß ihm wenigstens die heitere helle Anschauung seiner Jugendzeit blieb, um Bilder daraus in dem klaren Lichte hinzumalen wie er es in diesem Bilderbuche thut.

Uns war, Das sei vorausgeschickt, der Eindruck ein wohlthuender; wie ein sanfter Silberstrom rollen sich diese Erinnerungen vor uns auf. Kerner's eigenes Leben ist, wie er selbst sagt, nur der Faden an dem sich Bilder aus dem denkwürdigen Leben Anderer die ihn damals berührten anreihen, und es geht ihm dabei wie oft Greisen (was Kerner noch nicht ist) denen die Erinnerung aus ihrem Jünglings- und Mannesleben völlig verschwand, während die Zeit ihrer Kindheit ihnen wieder zur Gegenwart wurde. Diese angereihten Lebensbilder betreffen aber sehr bedeutende Männer und Erscheinungen ihrer Zeit, und liefern Bilder welche für uns, die wir mit einem Fuße in der Mitte des Jahrhunderts stehen, schon fast mit mythischem Scheine umflossen sind. Wir werden in das Stillleben der letzten Rococozeit zurückgeführt, die sich in dem noch alterthümlichen Schwaben ganz anders gestaltete als im deutschen Norden, namentlich in Preußen, wo eine monarchisch-liberale Revolution schon so Vieles von den schroffen eigenthümlichen Gestaltungen und den Spitzen des Mittelalters wegrasirt und polirt hatte. Justinus Kerner ist nicht nur ein Geisterseher und gemüthlicher Sänger, sondern aus manchen seiner Gedichte wissen wir, daß der Schalk beim Dichten ihm über die Schulter sieht. Man besorge daher nicht, daß seine Bilder aus der Vergangenheit im trüben Nebellichte von Prevorst und Orla gehalten sind; nein im Gegentheil, es sind freundliche Rahmenstücke, heitere Stillleben, mit Nebenzügen von Hu-

mor untermischt, alle angeschienen von der friedlichen Abendsonne des Alters. Er ergeht sich mit Vergnügen in diesen Erinnerungen, und die Müden in der Politik werden es auch.

Da erfahren wir warum er Justinus, ein so ungewöhnlicher Name, getauft ward. Sein Vater war um einen Taufnamen für das Kind verlegen; da ging er unter den Bildern seiner Vorfahren umher, und sah einen mit einem langen weißen Barte, unten so breit wie oben, der 1650 Generalsuperintendent gewesen, und nach ihm ward unser Dichter Justinus genannt. Aber sonst hat er von dem seiner Zeit berühmten Manne Nichts geerbt; denn der Generalsuperintendent sollte einmal eine Geistererscheinung in einem Pfarrhause untersuchen, und brachte heraus, daß es kein Gespenst war, sondern die lebendige Köchin des Pfarrers. „Dies zum Beweise", sagt scherzhaft unser Justinus, „daß mir der Glaube an die Existenz von Geistern nicht anererbt, und mit diesem Namen nicht angethan ist." Wir sehen an uns vorüberschreiten die markige Gestalt des alten Herzogs Karl Eugen, des Stifters der Karl-Schule, damit die alte Herrlichkeit und Bizarrerie der kleinen Autokraten, seine venetianischen Märkte in Ludwigsburg, seine Hoffeste, bei deren einem er in fünf Minuten für 50,000 Thlr. Geschenke an die anwesenden Damen austheilte. Da erscheint der vom Herzog so hart mitgenommene Dichter und Märtyrer Schubert, auch Friedrich Schiller; aber auch die riesengroßen rothen Grenadiere, und — die nach dem Cap verkauften Landeskinder und Soldaten, und Kerner hörte auch hier Schubert's Lied singen: „Auf, auf, ihr Brüder und seid stark!" Und dieser selbe Herzog, Tyrann und Wohlthäter seines Landes, ein wüster Mensch und gemüthlicher Gatte, lebte noch hinein in die Zeit der Französischen Revolution, und verstand es sich mit den Gewalthabern der Französischen Republik zum Besten seines Volks ganz leidlich zu stellen! Ueber Schiller finden wir manche interessante Züge; einer der ihn betrifft ward leider im „Schiller-Album" nicht aufgenommen. Ein Schullehrer aus der Gegend von Ludwigsburg, der wenigstens ein Bekannter von Schiller's Vater gewesen, wollte als man bei Gelegenheit der Aufrichtung der Statue zu Beiträgen in das „Schiller-Album" auffoderte, auch sein Scherflein beitragen und sandte folgende Verse ein:

O großer Friedrich Schiller!
Für mich auch Poesieerfüller,
Kommst nun gegossen in das Land!
Herrn Vater hab' ich auch gekannt.

Leider nahm das Comité diese Verse nicht auf.

Mehrmals versichert uns der Verf., daß sein Glaube an Besessensein und Heilung durch Gebet kein Familienerbgut sei, indem er uns Beispiele von der scharfen Kritik seiner Vorfahren gegen religiöse und pietistische Schwärmereien und Gaukeleien anführt. Dagegen erfahren wir, daß mehre Mitglieder aus seiner mütterlichen Familie an Melancholie litten, und in gestörtem Seelenleben verstorben sind; doch gehörte auch Wilhelm Hauff zu dieser Familie.

Auf ein ganz anderes Feld führen uns die Bilder die er aus dem vielbewegten Leben seines ältern Bruders Georg entwirft, meist nach schriftlichen Mittheilungen von dessen Freunden. Georg Kerner hatte sich von der Akademie zu Stuttgart aus mit aller Begeisterung eines jugendlichen, nur von Freiheit und Menschenbeglückung träumenden Gemüths der Revolution in die Arme geworfen, und in Paris die ganze Zeit ihrer Schrecken durchlebt, zuerst als Jakobiner, dann als sie sich als Terroristen zeigten als ihr eifrigster Gegner. Wir sehen ihn in Berührung oder Freundschaft mit Kosciuszko, Forster, Schlabrendorf, Oelsner, Ebel, Reinhard, Adam Lux, und selbst muthig und ehrenwerth handelnd in den schrecklichsten Tagen der Schrecken. Durch Napoleon ward er aus den Träumen republikanischer Freiheit geweckt, und eine glänzende Aussicht in Frankreich aufgebend, sucht er in Schwedens Wäldern und Felsen Trost in seinen getäuschten Hoffnungen, und in seinem verlorenen Glauben an ein selbständiges freies Deutschland. Wiewol diese Blätter, von der Pietät eines Bruders dem Andenken desselben dargebracht, eigentlich aus dem Rahmen springen der für dieses Bilderbuch angepaßt ist, wird sie doch jeder Leser mit großem Interesse lesen. Immer wieder kehrt Kerner zu diesem geliebten und ausgezeichneten Bruder zurück: er folgt ihm in seinen diplomatischen Sendungen für Frankreich, in die Gefechte in welche sich seine jugendliche Begeisterung für Freiheit und Menschenbeglückung stürzt, und selbst in seine Entzückungen auf dessen Reise nach Italien. Mit einer Reihe von Gedichten auf den Geliebten und Gefeierten schließt das Bilderbuch. In der Geschichte dieses begabten Bruders mit seiner Feuerseele für Freiheit, Recht und Menschenwohl, und der diese schöne Feuerseele doch ausgehaucht für keinen andern Trost als die bittere Lehre, daß er und die Reinen mit ihm nach Unmöglichem gestrebt, scheint Justinus seine eigenen Studien gemacht zu haben, die welche ihn zu dem stillen, wehmüthigen Lächeln führten, wenn er die Kämpfe der politischen Epigonen jener Heroen um die höchsten Güter der Menschheit rings um sich her betrachten mußte, und vielleicht von ihnen gefühllos, unfähig der Erhebung für große Ideen gescholten ward. Er hatte ja diese Kämpfe schon durchgemacht, in verwandtem Blut, in der Seele des Bruders, und wußte wohin sie führten, und Das war eine reine, von der heiligsten Begeisterung durchglühte Seele, und mit welchen Schlacken des Egoismus, mit welchen mephitischen Schwefeldünsten vermischt sieht er das Metall heute um sich her glühen!

Wir überschritten unsere Aufgabe auf das interessante Buch nur aufmerksam zu machen, wollten wir auch nur andeutungsweise die Gegenstände und Personen erwähnen die darin genannt, von denen charakteristische Züge, belehrende und sinnvolle Anekdoten erzählt werden. Ist es doch fast wie eine große, wohlgeordnete, sauber abgestäubte Raritäten- und Alterthumskammer, die Justinus

in seinem Hause in Weinsberg unterm Thurme sich angelegt hat. Der Schwabe wird mit besonderer Liebe sich darin umschauen, so tausendfältige curiose und liebe Erinnerungen an mehr oder minder bekannte Personen springen ihm entgegen; aber Alle sind so gezeichnet und individualisirt, daß auch der Nord- und Ostdeutsche mit Vergnügen ihre Bekanntschaft macht. Es sind naturwüchsige Menschen und Dinge, beim Decocte der Bildung. So auch der Stil, gemüthlich, kurz, prägnant; die Résumés, die Nutzanwendungen, das Raisonnement überläßt der Erzähler dem Leser sich selbst zu machen.

In einer solchen Rumpelkammer voll wunderlicher, lieblicher, abenteuerlicher Gestalten, von der Abendsonne durch die runden Fensterscheiben angeblitzt, wird doch auch etwas Unheimliches zu entdecken sein. Wenn die Sonne sinkt, und du dich noch allein im Dämmerlichte unter den Figuren befindest, wirst du es rauschen hören, ein Gesicht wird dich absonderlich anschauen. Es wäre absonderlich wenn es nicht so wäre, und zumal wenn der Sänger von Weinsberg diese Raritätenkammer gestellt hat. Da spukt es dann auch hier und da; zuerst eine lustige Gespenstergeschichte, über die Justinus selbst noch lächelt, dann lächelt er nicht mehr, sondern erzählt sie schlicht, dem Leser überlassend ob er glauben oder zweifeln will. Endlich sind wir unvermerkt ins Geisterreich geführt, auf den Boden wo Justinus fest steht. Wenn die Andern hinauslaufen oder lächeln, ihn kümmert es nicht. Unvermerkt führt er uns auf die Fährte auf der er bis zum vollen Glauben gelangte. Und in Schwaben, in seinen säcularisirten Klöstern, seinen Prälaturen und Dechaneien, müßte es ja mit dem Teufel zugehen, wenn der Teufel nicht in den verwitterten Winkeln sein Spiel triebe. Lese man nur den Spuk, die ganze Erscheinung des alten Klosters Maulbronn. Trotz des Spukes aus alter und neuer Zeit, trotz der rutschenden Tische, Stühle, Bettlaken, die zum Fenster hinausfliegen, vom Dache fallen, eine ganze Soldatenwache ins Bockshorn jagen, trotz des Herrn Prälaten, der in der alten Prälatenkutsche Nachts umfährt, wird es dir doch vielleicht dort wohnlich bedünken. Auch aus Melanchthon schildert er uns die Wirthsstube in der Dr. Faust vom Teufel geholt wurde. Die Sache hat keinen Zweifel, denn Melanchthon erzählt sie, und hat leider nur vergessen das Wirthshaus selbst zu nennen wo es geschah. Die Leute am Ort möchten die Scene gern in den nahen Thurm von Kloster Maulbronn versetzen.

Ja, es wird uns überall wohl in dem Bilderbuche, und ungern scheiden wir von ihm und dem Dichter, dem wir aus weiter Ferne einen geistigen Händedruck reichen, da die Verhältnisse verbieten, daß wir es mit unserm wirklichen Arme thun. Mit dem Auge das nicht durch die Jahre verdunkelt wird erkennt er aber wol auch aus dieser Ferne wer es ist der die Hand nach ihm ausstreckt. 6.

Aeltere und neuere Zustände in Irland.

Von besonderm Interesse sind die beiden vor kurzem in Dublin erschienenen Schriften: „Sketches of Ireland sixty years ago", und „Revelations of Ireland in the past generation, by *D. O. Owen Madden.*" Während der zwei letzten Jahrhunderte hat Irland in seinen Sitten und Gebräuchen beträchtlichere Veränderungen erlitten als vielleicht irgend ein anderes Land. Es war Cromwell der die Eroberung Irlands vollständig machte, und nach ihm machte die von Karl II. beibehaltene Organisation dieser Insel aus ihr eine Art von England abhängiger Colonie. Der protestantische Adel, dessen Raub Irland wurde, sah wohl ein, daß was durch das Schwert erworben worden nur durch das Schwert erhalten werden konnte. Daher hatte die gesammte Strafgesetzgebung zum Zweck, den Siegern den Besitz der Güter deren sie sich bemächtigt hatten zu verbürgen. Indem sie sich in der Minderzahl fühlten mitten unter einer Bevölkerung der sie durch Sprache, Religion und Abstammung fremd waren, betrachteten sie sich darin als eine Garnison in einem eroberten Lande. Die Roheit und Ausgelassenheit der militairischen Sitten jener Zeit waren den Fortschritten der Civilisation wenig günstig. Der Handel wurde damals als eine eines Gentleman unwürdige Beschäftigung angesehen, und die höhern Classen hielten sich fern von jeder Berührung mit der Bourgeoisie. Allein das Beispiel der Führer ist für den großen Haufen immer ansteckend. Man sieht aus den oben genannten „Sketches" welchen Einfluß eine solche Ordnung der Dinge auf die Irländer ausgeübt hatte. Der Advocat mußte dem Zeugen den er in seiner Vertheidigungsrede hart behandelt hatte, der Gegenpartei die sich durch seine Worte verletzt glaubte, dem Clienten der mit der Weise wie er dessen Sache vertheidigt hatte nicht zufrieden war, die Genugthuung eines Edelmanns (of a gentleman) geben. Jeder Proceß hatte gar zu häufig ein oder mehre Duelle zur Folge, und um im Advocatenstande sich eine Bahn zu machen mußte man ebenso gut mit dem Degen wie mit der Feder umzugehen wissen. Die Erziehung welche die Jugend auf der Universität erhielt entwickelte frühzeitig diese kriegerischen Neigungen. Die Aristokratie betrachtete es als eins ihrer Vorrechte das Gesetz zu verachten, und sie fand viele Nachahmer. Das besiegte aber nicht unterworfene Irland vergeudete auf solche Weise seine Kräfte in diesem Kampf im Einzelnen gegen das Joch welches es nicht hätte versuchen können abzuschütteln ohne sogleich von England ganz erdrückt zu werden, und seine Einwohner schienen sich mit ihren Unterdrückern zu verschwören um den materiellen Wohlstand des Landes zu Grunde zu richten.

In den „Revelations" des Hrn. Owen Madden finden wir die Sitten milder, die Gebräuche weniger barbarisch. Der Aufstand von 1798, und die Begebenheiten welche ihn begleiteten, haben die störrische Sinnesart des irländischen Volks beruhigt, die letzten Spuren seiner Unabhängigkeit vertilgt. Aber seine Thatkraft, statt sich gegen ein nützliches und ernstes Ziel zu richten, scheint vielmehr erstickt worden zu sein, um der Sorglosigkeit der Knechtschaft Platz zu machen. Die Anekdoten welche der Verf. erzählt schildern auf eine ziemlich originelle Weise diese Veränderung, und sind überhaupt sehr unterhaltend. Man lernt darin den irländischen Charakter gut kennen, und den Theil welchen man ihm zuschreiben muß in den traurigen Ergebnissen, welche man zu sehr geneigt ist ganz allein auf die Fehler der Verwaltung zu werfen.

Diese beiden Werke sind bestimmt zu zeigen wie wichtig es ist die Beziehungen zwischen Irland und England mehr und mehr zu vervielfältigen, und die Bande welche sie vereinigen enger zusammenzuziehen, weil es das einzige Mittel ist eine für beide gleich vortheilhafte Verschmelzung zu bewerkstelligen. Irland wird nicht eher aus seinem Zustande der Versunkenheit und des Elends heraustreten bis es sich wohl überzeugt hat, daß es England nicht entbehren kann! 57.

Misverständnisse.

In einem norddeutschen Staate wollte vor einigen Jahren ein Jude eine Christin heirathen. Die germanisch-christlichen Behörden fanden Dies gesetzwidrig und versagten die Erlaubniß zur Trauung. Der Jude geht mit seiner Braut nach England und wird dort in der anglicanischen Kirche ehelich verbunden. Kaum in die Heimat zurückgekehrt werden die jungen Eheleute vor Gericht gestellt und ihre Ehe wird für nichtig erklärt. In dem von theologischer und juristischer Gelehrsamkeit strotzenden Erkenntnisse citirt dessen Verfasser mehrfach Originalstellen aus englischen Gesetzbüchern und kommt unter Anderm auch auf das vierte Statut Georg's III., Cap. 76, in welchem angeordnet ist, daß die Brautleute dem Kirchenbeamten angeben sollen „their true christian names and surnames". Nun sagt der Richter in dem Erkenntnisse: „Also ihre christlichen Namen und Vornamen sollen die zu verheirathenden Personen nach den Grundsätzen der englischen Hochkirche vor dem Aufgebote dem Geistlichen anzeigen; daraus folgt aber, daß sie den christlichen Vornamen in der Taufe erhalten haben, mithin daß sie selbst Christen sein müssen, und daß nur Christen folglich in jener Kirche eine Ehe vollziehen dürfen." Dies Raisonnement hat ein Loch; denn christian name heißt nicht christlicher Name, sondern Vorname, und kann ebenso wol in Bezug auf Heiden, Mohammedaner und Juden, wie auf Christen gebraucht werden. Ein anderes Misverständniß des gelehrten Juristen. Er erwähnt eine weitere Stelle aus Blackstone: „One of the parties shall personally swear that there is no impediment", und übersetzt Dies: „Einer der Interessenten soll persönlich schwören, daß dort kein Hinderniß obwaltet." Dieses dort bezieht unser Richter auf England und erhebt dann einen Gegensatz, indem er von den Hindernissen spricht die in der Heimat stattfinden. There is heißt aber nichts Anderes als: es ist vorhanden, sowie das französische il y a. Dies sind nur kleine Irrthümer, die aber von Bedeutung werden, wenn sie in den Entscheidungsgründen eines wichtigen Processes vorkommen. 47.

Bibliographie.

Bava, Der Kampf Italiens gegen Oesterreich im J. 1848. Bericht über die Operationen dieses Feldzuges. Aus dem Italienischen übersetzt mit Beifügung vieler wichtiger Documente und eigener Bemerkungen von einem k. k. österreichischen Militär. Wien, Schmidt u. Leo. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.

Bibliothek der Zauber-, Geheimniß- und Offenbarungs-Bücher und der Wunder-Hausschatz-Literatur aller Nationen in allen ihren Raritäten und Kuriositäten. Zur Geschichte der Kultur hauptsächlich des Mittelalters, herausgegeben von J. Scheible. 1ste bis 5te Abtheilung. — A. u. d. T.: Dr. Johannes Faust's Magia naturalis et innaturalis, oder dreifacher Höllenzwang, letztes Testament und Siegelkunst. Nach einer kostbar ausgestatteten Handschrift in der Herzogl. Bibliothek zu Koburg vollständig und wortgetreu herausgegeben in fünf Abtheilungen, mit einer Menge illuminirter Abbildungen auf 146 Tafeln. Stuttgart, Scheible. 8. à 22 Ngr.

Chownitz, J., Geschichte der ungarischen Revolution in den J. 1848 und 1849, mit Rückblicken auf die Bewegung in den österreichischen Erbländern. In zwei Bänden. 1ste Lieferung. Stuttgart, Rieger. 9 Ngr.

Dreves, L., Gedichte. Herausgegeben von J. Freih. v. Eichendorff. Berlin, A. Duncker. 16. 2 Thlr.

Ebert, A., Quellenforschungen aus der Geschichte Spaniens. Kassel, Appel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Forgatsch, L. Freih. v., Die schiffbare Donau von Ulm bis an das Schwarze Meer. Wien, Beck. Lex.-8. 8 Ngr.

Gottwald, E., Kosmopolitische Gedichte. Dresden 1848. 8. 1 Thlr.

Greverus, J. P. E., Zur Würdigung, Erklärung und Kritik der Idyllen Theokrit's nebst einigen ausführlichern Abhandlungen über das Leben Theokrit's und die Authentie seiner Werke, über das griechische Idyll, über das alte und neue Syrakus, über die Knabenliebe der Alten u. A. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Oldenburg, Schmidt. 1850. Gr. 8. 24 Ngr.

Hengstenberg, E. W., Die Offenbarung des heiligen Johannes für solche die in der Schrift forschen erläutert. 1ster Band. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hofmann, R., Die Wiederkunft Christi und das Zeichen des Menschensohns am Himmel. Von der Commission der v. Ammon'schen Stiftung gekrönte Preisschrift. Leipzig, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Horn, E., Aphorismen. Eine Denkschrift von G. Hauck. Leipzig, Arnold. 16. 10 Ngr.

Kohlbrügge, H. F., Acht Predigten über Evangelium Johannis, Kap. 3. V. 1—21. nebst einer Schluß-Predigt über Römer 8. V. 32. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 7½ Ngr.

Platon's Apologie des Sokrates übersetzt und erläutert zunächst für gebildete Leser von F. A. Nüsslin. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Mannheim, Löffler. 1848. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Adler, C., Midas-Rötscher von Berlin und Dr. Wollheim, der Zoilo-Thersites von Hamburg beleuchtet. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 Ngr.

Aktenstücke betreffend das Bündniß vom 26. Mai und die Deutsche Verfassungs-Angelegenheit. 1ster Band. Berlin, Decker. 8. 18 Ngr.

Eine Denkschrift über das eidgenössische Kriegswesen. Den hohen Bundesbehörden zur Berücksichtigung eingereicht, von einem Offizier des eidgenössischen Generalstabes. Chur, Hitz. 8. 3 Ngr.

Denkschrift zur Würdigung der stenographischen Aufnahme der Kammerverhandlungen. Herausgegeben von dem Gabelsberger'schen Stenographen-Verein zu Berlin. Berlin, Amelang. Gr. 4. 6 Ngr.

Die schädlichen Folgen der Gewerbefreiheit und der Ablösung, oder Aufhebung der Realrechte. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 16. 2 Ngr.

Die preußische Gesetzgebung und die Nationalversammlung von 1848. Zur Kritik und Charakteristik der berathenen Gesetze. Wetzlar, Rathgeber. Gr. 8. 12 Ngr.

Henrici, G., Die Buchdruckerkunst nach ihrem Einflusse auf Wissenschaft, Religion, Gesittung und bürgerlichen Verkehr. Eine Rede. 3te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mephistopheles als Volksmann und Privatlehrer der Philologie und Michelhetzerei. In anarchischen Knittelversen. Als Nachtrag zu Göthe's Faust. Karlsruhe, Bielefeld. 8. 4 Ngr.

Oetl, J. E., Der heilige Leopold und die Katholiken unserer Zeit. Gelegenheitsrede gehalten bei der III. Generalversammlung des Katholiken-Vereines in Linz, am 15. Nov. 1848. Linz, Ebenhöch. 8. 1½ Ngr.

Raymann, V., Bemerkungen über einige Uebelstände der Erziehung auf den höhern Lehranstalten Preußens, geschöpft aus einer 33jährigen Erfahrung, nebst Winken diesen Uebelständen durch eine zeitgemäße Umgestaltung der Gymnasien abzuhelfen. Marienwerder, Baumann. Gr. 8. 3 Ngr.

Rede über Katholiken-Vereine und die Klosterfrage. Gehalten bei der II. General-Versammlung des Katholiken-Vereines in Linz, am 26. Oct. 1848. Von A. G. v. M. Linz. Ebenhöch. 8. 1½ Ngr.

Bischer, F., Das Bürgerwehr-Institut oder: Ist der Jammer noch länger zum Ansehen? Eine bitterliche Klage und dringliche Bitte an das Wirtembergische Ministerium. Stuttgart, Göpel. Br. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 295. — 10. December 1849.

Sociale und nationalökonomische Fragen.*)

Die Wortführer der mildern Fractionen des Socialismus sind häufig in dem Wahne befangen, daß sie mit ihren mannichfachen, auf das Wohl der zahlreichen ärmern Volksclassen berechneten, theils guten, theils unhaltbaren Vorschlägen gewissermaßen ein neues Evangelium verkündeten, daß das Alles ganz nagelneue Erfindungen von ihnen und ihrer Schule seien, welche ohne sie nicht in die Welt gekommen wären. Wenn sie sich einigermaßen in der Literatur besonders Frankreichs, Englands und Deutschlands umgesehen, dann aber auch sich um die praktischen Einrichtungen und Versuche in einzelnen Ländern, Bezirken, Städten und Ortschaften bekümmert hätten, so würden sie finden, daß sie schwerlich auch nur eine einzige Maßregel, einen einzigen Vorschlag vorgebracht haben der nicht in der schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts überaus zahlreichen Literatur des Armenwesens längst zum Vorschein gekommen und für und wider besprochen, oder mit dem nicht da oder dort einmal ein praktischer Versuch gemacht worden wäre. In Frankreich war es in einer Zeit, wo die communistisch-socialistischen Theorien sich noch gar nicht vorwagten, noch gar keinen Umschwung erlangt oder Aufsehen erregt hatten, zunächst eine reactionnaire Schule welche im Interesse der Armen, aber eigentlich deshalb gegen die neuere nationalökonomische Gesetzgebung in die Schranken trat, weil sie ihr zu unkirchlich und zu demokratisch war. So de Morogues, der in seinen „Recherches des causes de la richesse et de la misère des peuples civilisés" (Paris 1823) sehr wichtige Beiträge zur Statistik des Pauperismus gab, übrigens aber für Hauptursachen der Zunahme desselben die Fabriken, die ländliche Großwirthschaft, die zur Industriespeculation geworden sei, und die falsche Aufklärung wie die sittliche Zuchtlosigkeit ansah. Aus seinen Zahlen schien sich unbestreitbar zu ergeben, daß mit der Vermehrung und Erweiterung des Fabrikwesens Armuth und Verwilderung der niedern Volksclassen sich vergrößert hatten. (Die Gegner konnten ihn aber freilich an das post hoc non propter hoc erinnern.) Er schlug als Gegenmittel zunächst hauptsächlich eine Umkehr zur Basirung des Nationalwohlstandes auf Landbau und Handwerke vor: Ackerbaucolonien im Innern des Landes, Schutzzölle, nicht zu Gunsten der Fabrikanten, sondern zu Gunsten des Landbaus, schützende Privilegien der Handwerker gegen die Fabriken, von staats- und gemeindewegen geleitete Beschäftigung der durch die Einführung von Maschinen brotlos gewordenen Arbeiter, und verlangte von den Reichen einen Luxus der im Wege des Rechts und der Freiheit eine Vertheilung der Glücksgüter befördere. De Villeneuve-Bargemont sieht in seiner „Économie politique chrétienne" (Paris 1819, 3 Thle.) geradezu den Grund des Uebels im Protestantismus, den er freilich nicht kennt und vielfach mit Materialismus verwechselt. Allerdings bringt auch er aus seiner reichen Statistik des Armenthums die Beweise bei, daß die rascheste Zunahme des Pauperismus sich in protestantischen Ländern gezeigt habe, übersieht aber freilich, daß diese protestantischen Länder auch vorzugsweise Industrieländer waren. Auch er suchte hauptsächlich in innern Ackerbaucolonien eine nächste Hülfe, während er die durchgreifende und nachhaltige erst von einer auf religiösem Grunde verbesserten Armenpflege erwartete: eine Idee in der er sich mit dem deutschen Theosophen Baader begegnete. Was jene Schriftsteller auf katholischer Basis behaupteten, dafür wirkte auf orthodox-protestantischer Basis Dubois-

*) 1. Die neue Phönixperiode der Staatswissenschaft. Von Heinrich Escher. Zürich, Schultheß. 1848. Gr. 8. 11 Ngr.
2. Beiträge zur Besprechung über das Wohl der ärmern Volksclassen. Die jetzige Bewegung gegenüber dem historischen Recht. Zwei Abhandlungen. (Von R. Schöller.) Aachen, Schulz. 1848. 8. 6 Ngr.
3. Die deutsche Auswanderung als Nationalsache, insbesondere die Auswanderung des Proletariats. Eine Denkschrift an die hohe Reichsversammlung. Von Friedrich Hundeshagen. Frankfurt a. M., Brönner. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.
4. Ueber Association im Gewerbewesen, namentlich Industriehallen und gemeinsame Werkstätten. Von F. Dael. Heidelberg, C. F. Winter. 1848. 8. 5 Ngr.
5. Das deutsche Recht der Schutz der Arbeit. Von Julius Weiske. Leipzig, Hinrichs. 1849. 8. 7½ Ngr.
6. Das Eigenthum von Albrecht Tebeldi. Stuttgart, Hallberger. 1848. Gr. 8. 18 Ngr.
7. Allgemeine progressive Grund- und Einkommensteuer, gleiches Maß und Gewicht für Deutschland, von L. von Groß. Jena, Frommann. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.
8. Vorschläge zur allgemeinen deutschen Maß-, Gewichts- und Münzregulirung. Von G. Karsten. Berlin, Decker. 1848. Lex.-8. 5 Ngr.
9. Die deutsche Marineverwaltung unter Herrn Duckwitz aus Bremen. Hamburg, Kittler. 1849. Gr. 8. 9 Ngr.

Reymond, ein in Berlin angesiedelter Neuenburger, welcher, ganz unabhängig von den socialistisch-communistischen Lehren und bei entschiedener Hinneigung zu politischem Absolutismus und kirchlicher Strenge, doch in dem Eigenthumsrechte Schatten fand, denen, sowie der unbeschränkten Freiheit im Güterverkehr, dem Centralisationssystem, der Desorganisation der Massen und der allgemeinen Concurrenz er die Uebel zuschrieb, und eine vielfache, jedoch nicht centralisirte Bevormundung von Seiten des Staats, Beschränkung der Gewerbs- und der Handelsfreiheit, Herstellung des Corporationswesens und eifrige Sorge für die geistige, sittliche und religiöse Bildung des Volks als Gegenmittel vorschlug. Den einzigen wahrhaft ausführbaren Plan, welcher auf dem Grunde der Association einer großen Anzahl von Proletariern ein in jeder Beziehung besseres Dasein in Aussicht gestellt hätte, hat der Prof. Huber, bekanntlich ein Mitglied der Gerlach'schen Partei, vorgelegt. Auch in England finden wir unter strengen Tories eine besondere Fraction die sich die Fürsorge für das Wohl der ärmern, untern Volksclassen zur besondern Aufgabe macht. Abgesehen aber von diesen Richtungen, bei denen, ohne daß wir die christlich-menschenfreundliche Gesinnung ihrer Träger irgend in Zweifel ziehen wollen, doch auch sichtlich politische und kirchliche Tendenzen oder Meinungen mitgewirkt haben, möchten wir wol fragen, ob die ganze sich so nennende socialistische Schule einen Mann hervorgebracht hat der ein ganzes Leben voll Opfer und Anstrengungen, voll Muth, Geduld und Ausdauer dem Wohle der leidenden Menschheit in solcher Weise gewidmet hätte wie auf den Grund reiner Menschenliebe und gemeinnützigen Eifers der edle Howard, — einen so praktischen Förderer der Armenpflege wie, um unter Vielen nur Einen zu nennen, v. Voght in Hamburg, — einen an wahrhaft nützlichen und wohlthätigen Vorschlägen so reichhaltigen und unermüdeten Schriftsteller wie Degerando, — eine Stiftung wie z. B. die des Rauhen Hauses? Welche zahlreiche Literatur des Pauperismus konnte, von der communistisch-socialistischen Schule ganz abgesehen, Prof. Bülau schon 1838 in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" zusammenstellen, und wie bedeutend hat er sie 1846 bei neuer Bearbeitung dieses Aufsatzes in seinen „Zeitfragen" erweitern können! Welches reiche Material enthalten nicht namentlich die zahlreichen Schriften die besonders in den J. 1838—40 auf Anlaß der von der erfurter Akademie gestellten Preisaufgabe: „Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland begründet? welche Ursachen hat das Uebel? und welche Mittel bieten sich zur Abhülfe dar?" erschienen! Auch auf die Idee der Association, der Genossenschaft ist, ganz unabhängig von den socialistisch-communistischen Schulen und in einer mit den Grundzügen des heutigen Volks- und Staatslebens völlig verträglichen Weise, schon längst besonders von deutschen Forschern hingewiesen worden. Die eigentlichen Communisten wollen in dem vollen und freien Eigenthumsrechte der Gesellschaft eine ihrer wichtigsten rechtlichen Grundlagen, ihrem wirthschaftlichen Leben die wichtigste Basis nehmen. Sie haben für den damit wegfallenden wirksamsten Antrieb zu Fleiß, Umsicht und Sparsamkeit noch keinen Ersatz bieten können, außer mit den verschollenen St.-Simonisten hierarchischen Zwang, mit Fourier phantastische Spielereien, mit Louis Blanc bureaukratische Staatsbevormundung, mit Proudhon einen mysteriösen Bankschwindel. Die mildern Socialisten haben höchstens das zweifelhafte Verdienst alten Ideen einen neuen Aufputz verliehen, das einfach Praktische mit pomphaften Phrasen umhüllt und es in einen gewissen Zusammenhang mit den politischen Tendenzen der Gegenwart gesetzt zu haben. Dagegen trifft sie der Vorwurf, daß sie auch hierin den extremen Fractionen der politischen Linken verwandt sich durch schillernde, unbestimmte Hindeutungen immer noch Brücken zu den weitergreifenden Tendenzen offen zu halten wissen, und daß sie mit ihren übertreibenden Kraftphrasen Ansprüche und Hoffnungen erwecken deren Befriedigung hienieden unmöglich ist, und die nur zu oft gegen ein redliches Streben nach dem Erreichbaren und gegen ein dankbares Befriedigtsein damit abstumpfen.

Unter den Schriften die uns zu diesen Betrachtungen Anlaß geben gehört keine der eigentlich socialistischen Schule an; in den meisten aber spricht sich das wärmste Mitgefühl mit den Leiden zahlreicher Volksclassen in zum Theil sehr ergreifender Weise, und die feste Ueberzeugung von der hohen Bedeutung der hier der Gesellschaft gebotenen Aufgabe aus. Der Verf. der unter Nr. 2 aufgeführten „Beiträge" führt mit Recht das sehr kräftige und einschneidende Wort des Engländers Mill an, bekanntlich eines Nationalökonomen der Smith'schen Schule, also gleichfalls keines Socialisten:

Wenn die große Masse der Menschen immer bleiben sollen was sie gegenwärtig sind: Sklaven einer Arbeit an der sie kein Interesse haben, und deshalb kein Interesse fühlen; vom frühen Morgen bis spät in die Nacht sich um die bloße Nothdurft plackend, und mit all den geistigen und sittlichen Märgeln die Das in sich faßt; ohne Hülfsquellen in Geist und Gemüth; unwissend, denn sie können nicht besser unterrichtet als genährt sein; selbstsüchtig, denn sie brauchen alle ihre Gedanken für sich selbst; ohne die Interessen und Empfindungen des Bürgers und Gesellschaftsgliedes, und mit einem nagenden Gefühle der Ungerechtigkeit in der Seele ebenso über Das was sie nicht haben, wie über Das was Andere haben: — so weiß ich nicht was einen vernünftigen Menschen bewegen könnte sich um die Bestimmung des menschlichen Geschlechts zu bekümmern.

In der That, diese einfachen Worte scheinen uns das Alles in sich zu fassen und nachdrücklicher ans Herz zu legen was Tebeldi (Nr. 6) in allerdings drastischer Weise auf den ersten Seiten seiner Schrift vorträgt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski. Von Georg Weerth. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1849. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mußte mir dieses Buch am 18. Sept., am Jahrstage der gemeuchelmordeten Auerswald und Lichnowski, in die Hände gerathen! Daß ich es noch einmal durchlesen sollte fodern Sie

nicht. Ich hatte die Anfänge dieser humoristischen Biographie seiner Zeit im Feuilleton der „Neuen Rheinischen Zeitung" durchblättert, ich leugne nicht, Einiges mit nicht unterdrücktem Lächeln, wie denn der persönliche Scandal diese Wirkung auf unsere Natur selten verfehlt. Der Held desselben war nie mein Lieblingsheld gewesen, und als ein bedeutender Künstler lange vor dem Vereinigten Landtage mir von seinen genialen Eigenschaften sprach, und in ihm einen künftigen Mirabeau erwartete, mußte ich auch lächeln; und nicht sowol um deswillen weil zu jener Zeit noch durchaus kein Boden in Preußen und Deutschland war um einen Mirabeau aufzuziehen, als weil ich in Dem was ich persönlich von ihm wußte wol dessen dunkle, aber nicht seine lichten Seiten erblickte. Er hatte viel gesündigt in seiner Jugend, sogar über die Sünden hinaus welche die vergangene Zeit den nobeln Passionen eines Cavaliers zugute hält. Daß er in Spanien ein General des Don Carlos gewesen, und von Vielen die unter ihm und mit ihm gedient seiner Ritterlichkeit wegen belobt ward, ließ uns noch nicht mehr in ihm erblicken als einen begabten Abenteuerer. Daß er nur für die Legitimität zu Felde zog, wollte jener Künstler nicht als ein Essentiale und Naturale gelten lassen; er sagte richtig voraus, daß die Umstände und die Begeisterung einen Ritter von seinem Temperament auf eine ganz andere Bahn fortreißen könnten. Fürst Lichnowski hat es auf dem Vereinigten Landtage bewiesen. Es war keine Rolle die er spielte, es war ein ernstes edleres Feuer in ihm erwacht. Wir haben darüber bestimmte Zeugnisse. Die Rede welche Friedrich Wilhelm IV. im Weißen Saal zur Eröffnung des Landtags hielt, und die so viele Hoffnungen zerstörte, so tiefe Blicke in die fast gänzliche Verkennung gewährte welche in den höchsten Regionen über die wahre Stimmung des Landes bis da geherrscht, und so manchen bösen Funken zündete, zündete auch in Lichnowski ein Feuer das nicht wieder erlosch. Gegen eine bekannte hohe Freundin, mit der er von der feierlichen Sitzung zurückfuhr, äußerte er es noch im Wagen. Seine Thätigkeit seitdem auf dem Vereinigten Landtage ist bekannt. Sie war nicht frei von der Eitelkeit die sein Auftreten überall begleitete; doch konnte ihm Niemand den Vorwurf machen, daß er nur um zu glänzen den freisinnigen Redner spielte. Er hatte sich der Sache der er diente mit ganzer Seele ergeben; daß er dabei von seiner Natur und seinen Angewöhnungen nicht ließ ist eine Sache für sich. In gewissen erwählten Cliquen des Junkerthums ward einstmals sogar die Frage gestellt: ob man mit einem Charakter der so politisch aufgetreten mit Ehren ferner umgehen könne? In Bezug auf seine frühern Aventuren hatte man die Frage nicht gestellt. Der Fürst gab nur deshalb seinen Fürsten nicht auf, daß er für constitutionnelle Rechte und Freiheit, wie in Spanien für die Legitimität, in die Schranken trat. Wir sind von Dem nicht unterrichtet wie die Märzrevolution unmittelbar auf ihn eingewirkt hat. Es spricht aber für ihn, daß er als ihre Wogen Alles zu verschlingen drohten sich nicht grollend in einen gefeiten Winkel zurückzog, sondern er der Fürst als Volksvertreter sich nach Frankfurt wählen ließ. Es zeigt wenigstens dafür, daß nicht die Idee der Standesvorrechte, sondern der Volksfreiheit in ihm die Oberhand gewonnen. Wie er hier vertrat ist bekannt. Sein Talent, seinen Muth werden auch seine Gegner nicht in Abrede stellen. Er war kein Feldherr der eine sittlich große Idee durchführen konnte: dazu fehlte ihm die Würde, welche ein wohlvollbrachter fleckenloser Lebenslauf gewährt. Hier zum ersten mal konnte man ihn mit Mirabeau vergleichen, den auch die Flecken hinter ihm schmerzlich hinderten. Aber er war ein glücklicher, siegreicher Parteigänger, immer frisch, immer auf der Stelle; ein furchtbarer Gegner des excentrischen Radicalismus, den er mit den eigenen Waffen desselben und mit beißendem Witz bekämpfte. Für das doctrinaire Heer, dem er sich anschloß, war er von unschätzbarer Wichtigkeit, da Keiner hier so leicht gerüstet wie er dastand mit den Parteigängern des Feindes anzubinden. Mehrmals verdankt die Partei ihm, wenn nicht Siege, doch die Rettung von Schlachten die durch ungeschickt angebrachte Geschütze schon verloren schienen. Dabei kann ihm Niemand den Vorwurf machen, daß er nach rückwärts gesteuert; er erkannte die Mächtigkeit des Stroms, und suchte ihn nur in geordnete Bahnen zu lenken. Noch weniger trifft ihn der Vorwurf der Heuchelei. Es konnte kein Mann offener seine Meinung sagen.

Dies, seine Art die er nicht verleugnen konnte, war sein Verderben. Es ist schon oft ausgesprochen worden, daß die Galerie der Paulskirche seine eigentlichen Mörder gewesen. Mit unbarmherzigem Uebermuthe warf er seine trotzigen Witzgeschosse auf sie und ihre Lieblinge. Sie fühlten die Wirkungen, sie erkannten seine Bedeutung, und brauchten alle Mittel einen so gefährlichen Gegner niederzuwerfen. Leider bot nicht allein sein früheres Betragen reichen Stoff, auch seine Erscheinung war und blieb herausfodernd. Schreiber Dieses hat Dies selbst empfunden. Eine lange Rheinfahrt brachte ihn mit dem Manne zusammen dessen kühner Thätigkeit er gern alle Ehre gezollt, aber es lag Etwas in Lichnowski's Wesen das wen er nicht fesselte zurückstieß. Ihm mochte die Offenheit mit der er Alles was er zum Plebejen rechnete über die Achsel ansah als Tugend gelten. Liebe und Zuneigung konnte sich dies Wesen nicht erwerben. Mir war wohl als das Schiff in Köln landete, und ich aus dem Bereich seiner stechenden Witze war; aber es that mir wehe, daß Dies der letzte Eindruck gewesen den ich von dem Manne empfing dessen gräßliches Ende wenige Monate darauf die civilisirte Welt mit Entsetzen erfüllte.

Wenn er gelebt, zu welcher Bedeutung er gelangt wäre, wer kann Das sagen; wer, ob der gute oder böse Genius über ihn gesiegt hätte. Aber daran dürfen wir erinnern, daß die größten englischen Staatsmänner in der Regel eine Jugend geführt welche der des schlesischen Fürsten nicht unähnlich war. Aus welchem Schlamm und welcher Nichtigkeit mußte Charles Fox sich erheben! Aber als der Funke der Vaterlandsliebe, der Freiheit in ihm gezündet, verschwand das Wüste hinter ihm wie ein Traum, und unblasirt, in elastischer Genialität erhob er sich zu der Höhe welche sein Andenken unter den ersten Lichtern europäischer Staatsmänner auf immer bewahren wird.

Wenn Fürst Lichnowski für Freiheit und Volkswohl sich begeisterte, so verstehen wir allerdings darunter nicht das Volkswohl mit dem die neuen Volksbeglücker coquettiren, und dem sie in der Bierstube oder auch beim Champagner eine Thräne der Rührung und tausend Phrasen widmen. Diese Krokodilsthränen der Söffel und Schoppenstecher über Armuth und Elend des armen Volks sind allerdings keine so neue Erscheinung als man glaubt. Wenn Lichnowski coquettirte war es in anderer Art. Welche die schlimmere ist lasse ich dahingestellt. Mir gilt die freilich die bessere welche nicht täuschen kann und will, welche das Odium nur auf sich selbst lenkt weil sie lächerlich ist, während die andere in Tausenden und Millionen Hoffnungen erregt um sie zu ihrem bittern Verderben zu täuschen.

Ueber die Schrift die uns zu dieser Betrachtung veranlaßte ist kaum ein Wort nöthig. Was auf Mist wächst wird auf Mist vergehen. Als satirischer Parteiangriff, so lange Lichnowski lebte, mochte sie im Kriegsrecht der Parteien ihre Berechtigung finden. Es gilt den gefährlichen Mann in den Augen des Volks todtzumachen. Nachdem er durch Kannibalenarme zerfleischt und todtgemacht war, noch über seinem Grabe die Biographie fortsetzen zu können, noch Tag für Tag sie dem Publicum als Aetzung vorzuwerfen, überschreitet so die Begriffe und das Maß des Sittlichen in aller Welt, daß wir kein Urtheil, kein Gleichniß dafür haben. Und doch, nach der Bluthochzeit gingen Damen vom Hofe der Königin, und untersuchten die Leichen zweier gemordeten Edelleute um sich zu vergewissern, ob deren Frauen recht gesagt als sie ihre Kinderlosigkeit damit entschuldigt daß ihre Männer impotent wären. Die

edeln Damen freuten sich sehr nach der Besichtigung bei Laternenschein, daß sie ihre Rivalinnen bei nächster Soirée mit anmuthigem Spott aufziehen konnten. Also in Frankreich fände sich ein Maß für den Kannibalismus. Nein, auch in Deutschland! Wir vergaßen die Volksversammlung in der Nähe von Köln, wo einige Tausend gejauchzt haben sollen als man ihnen die Geschichte von der Abschlachtung des Hrn. v. Auerswald und des Fürsten Lichnowski vortrug.

Jetzt druckt man das Leben und die Thaten des Ritters Schnapphahnski besonders ab, und verkauft sie im Buchhandel.

Es war albern, daß man den Verf. deshalb vor Gericht zog. Uns ist es ganz recht daß er freigesprochen ward. Ueber so Etwas richtet kein Gericht, vielleicht auch nicht die Gegenwart. Wenn aber die Zukunft nicht darüber richtet, so müßten wir überhaupt an einer Zukunft unsers deutschen Vaterlandes zweifeln. 6.

Lesefrüchte.

Künstler-Lobhudeleien.

Eine Broschüre über die weltbekannte Gräfin Rossi („A memoir of the countess de Rossi", London 1849) veranlaßt das „Athenaeum" zu einem Scherze über die Lobhudeleien welchen Bühnenkünstlerinnen ausgesetzt sind. „Ein eigenes Schicksal", heißt es, „scheint über den Damen zu walten welche in Herrn Lumley's Theater (der italienischen Oper in London) die Rolle der «Sterne» spielen. Seien sie so bescheiden wie «das Veilchen das im Verborgenen blüht» (the violet 'neath a mossy stone), jetzt eine classische Sprachblume, oder stolz wie eine Kaiserkrone, ihre Einfachheit wie ihr Hochmuth werden gleichmäßig erforscht, zu Tode gehetzt und durch den gemeinsten Pinsel versinnlicht, ihr Lächeln und ihre Biegungen von einem «Gewürfelten» der Presse aufgezeichnet und ihre Eigenheiten mit einem Erstaunen biographirt als habe der Balaam ihr Biograph an nichts Anderes gedacht als an ihre ihm vertraute «Indiscretion». Während Fräulein Lind auf der Höhe ihres Ruhmes stand, begrüßte ein «ernster Kritiker» in ihr den Engel der gekommen sei die Verderbtheit der Bühne zu entsündigen. Nun Madame Sonntag im Aufsteigen ist, will man uns glauben machen ein «Stern» sei so viel wie Nichts, dafern nicht «ein Hosenband» daran hänge. Dies dürfte ein harter Schlag für unsere Oper sein, sintemal es kaum zu hoffen, daß um die Ambassadrice oder Großgarderobiere zu halten, sie gemeinhin im Stande sein wird zu Contraltotiefen hinabzusteigen, oder daß es Herrn Lumley's diplomatischem Geschick oft gelingen dürfte einen Ex-Premier als Tenor oder einen Generalissimo mit sechzehn Ahnen als basso profondo zu gewinnen. Sind solche aristokratische Tage im Anzuge, so sehen wir sie wenigstens noch nicht. Lord John, fürchten wir, hat zur Zeit keinen präsentabeln Triller ermöglicht, und mögen auch die Noten des «Herzogs» nie falsch sein, so fehlt ihnen doch Etwas von der erfoderlichen Bühnengeschmeidigkeit. Inzwischen können wir nur bedauern, daß die Gräfin Rossi — eine stille Dame die um des lieben Geldes willen ruhig zu ihrem frühern Gewerbe zurückkehrt — durch den Sirup ekelhafter Schmeichelei so unbarmherzig hin und her gezerrt wird als wäre sie ein Streichriemen oder ein Waschmittel, oder irgend ein wohlfeiles fix-und-fertiges Kleidungsstück."

Vollständiges über Californien und Oregon.

Es findet sich in: „Western America, including California and Oregon, with maps of those regions and of the „Sacramento valley", by *Charles Wilkes*" (Philadelphia und London 1849) und in: „Notes of travel in California; from the official reports of Colonel *Fremont* and Major *Emory*" (Neuyork und London 1849). Das „Athenaeum" nennt den Inhalt beider Werke das Beste was über das westliche Amerika erschienen sei. „Wilkes, Verf. des erstern", heißt es, „ist Derselbe welcher durch sein voluminöses und wichtiges Werk über die von ihm in den J. 1838—43 befehligte Entdeckungsexpedition nach der nordwestlichen Küste sich literarisch bekannt gemacht. Weil Oregon und Californien damals nicht amerikanisches Gebiet waren, ließ er von seinen gesammelten Thatsachen und Beobachtungen Alles aus was ein untergeordnetes nationales Interesse hatte. Wie gewöhnlich, hat die Zeit Wunder gethan. Länder die noch vor wenigen Jahren kaum beachtet wurden sind jetzt nicht allein mit der Union verbunden, sondern auch Hauptpunkt ihrer Anziehungskraft. Das hat Wilkes bewogen seinen Bericht über beide Länder umzuarbeiten, in den Urtext Alles einzuschalten was die Expedition zu seiner Kenntniß gebracht, und er in keiner andern Weise noch veröffentlicht. Das Resultat ist ein ernstes, wissenschaftliches Werk, zwar ohne die malerischen Einzelheiten und romantischen Abenteuer welche der Leser in den Schilderungen des Waldlebens erwartet, aber vom höchsten Werthe für den Auswanderer und den Staatsmann. Das zweite obengenannter Bücher ist ein Abdruck mehrer amtlichen Berichte über die Provinz Californien, namentlich von Oberst Fremont's «Geographical memoir», Major Emory's «Narrative of a military tour», und Oberst Fremont's «Narrative of the exploring expeditions to the rocky mountains in the year 1842 and to Oregon and California in the years 1843—44.» Da die Berichte officiell sind, genügt anzumerken, daß das Buch ein wohlfeiler, handlicher Abdruck ist."

Die erste Leihbibliothek in London.

Diese datirt von 1740 und wurde von einem auf dem Strande wohnenden Buchhändler Namens Bathoe errichtet. Wenige Jahre früher war Allan Ramsay in Edinburg mit gutem Beispiele vorangegangen. Neben den schon seit längerer Zeit in Schottland üblichen Wanderbibliotheken („Itinerating libraries") gibt es jetzt auch Küchenbibliotheken („Kitchen libraries"), und sollten letztere von schlechter Wirkung auf die Zubereitung der Speisen sein, so fördern sie dagegen vielleicht eine zweite Hannah More und einen zweiten Dodsley zu Tage, in Jener eine Dichterin, in Diesem einen Nachfolger des aus der Bedientenstube gekommenen, berühmten Verlegers von Dichterwerken. 4.

Literarische Anzeige.

Neu erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Spiel und Liebe.

Eine Novelle

von

Heinrich Koenig.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Von dem beliebten Verfasser erschienen bereits in demselben Verlage:

Die Clubisten in Mainz. Roman. Drei Theile. 8. 1843. — **Die hohe Braut.** Ein Roman. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. 8. 1844. — **William's Dichten und Trachten.** Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1834. — **Die Bußfahrt.** Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. 1836. — **Die Waldenser.** Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. — **Regina.** Eine Herzensgeschichte. 8. 1842. — **Veronika.** Eine Zeitgeschichte. Zwei Theile. 8. 1844.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 296. — 11. December 1849.

Sociale und nationalökonomische Fragen.

(Fortsetzung aus Nr. 295.)

Auch Escher (Nr. 1), dessen Schrift mit Geist und Wärme in blühender Sprache geschrieben ist, geht von dem innigen Zusammenhange der wirthschaftlichen Zustände der Völker mit ihren politischen und moralischen Zuständen aus. Er betrachtet die Stürme der Gegenwart nur als die Anfänge eines großen Verjüngungsprocesses. Jetzt sei Alles (?) gefallen und als kraftlos erwiesen, worin die zeitherige Gesellschaft in ihren verschiedensten Parteien das Heil gesucht. Er fragt in seinem Vorworte:

Wo sind nun die Theorien vom christlich-germanischen Staate? Was steht fest vom sogenannten geschichtlichen Rechte? Welchen Werth behalten die vielen gelehrten Bände die von demselben handeln? Wer wird künftig einen Theil seines Lebens dem Studium desselben widmen? Wie steht es um das Ansehen der französisch-deutschen Doctrin vom constitutionnellen Staate und um das Zweikammersystem von B. Constant, Lanjuinais, Royer-Collard bis zu Welcker, Krug und Pölitz? Wer wird noch von Legitimität, Loyalität träumen oder auf die angestammte Treue der Völker Systeme bauen, Reformen, Concessionen als Mittel bezeichnen Revolutionen, ungemessene Foderungen zu verhüten, nach Demjenigen was Pius IX. und dem König von Preußen widerfahren ist, und da überall Versammlungen über die künftigen Staatsordnungen zu Rathe sitzen, welche dem Boden der Revolution entsprossen, auf revolutionnaire Weise fortschreiten? Ist Dieses nicht der Beweis, daß Legitimität, ungeheuchelte Achtung vor Legalität, Mannestreue längst aus den Gemüthern der Völker entschwunden waren, und daher nicht mehr in Harmonie mit der gegenwärtigen Weltlage sind? Wem die Schuld? Keinem oder Allen, oder vielmehr der Natur der Dinge, der Naturnothwendigkeit, welche alle lebendigen Formen von vornherein dem Tode, dem auflösenden Alter geweiht hat, welche nichts Beharrliches im Strome der äußern Erscheinungen duldet? Aber sind etwa die Theorien des „Contrat social", des Individualismus, der allgemeinen Stimmberechtigung stehen geblieben im Atome und an die Stelle jener Begriffe und Systeme getreten? Haben wir nicht gesehen, daß republikanische Minderheiten offen ihren Willen als den geltenden der Mehrheit dictiren wollten? Sind nicht die Massen aufgestanden um eine Herrschaft zu begründen, die zwar nicht bestehen mag, weil sie wider sich selbst ist, aber die Rechte des Individuums vernichtet? Das neue Schiboleth der Massen selbst, der Communismus, d. h. Vernichtung der Familie, des Eigenthums, der Sittlichkeit, der persönlichen Freiheit und Sicherheit, des Credits, der Industrie, aller vernünftigen Wirthschaft, wie sollte Dies als Princip oder Inbegriff einer neuen Staatswissenschaft betrachtet werden können, so lange das Goldkörnchen der Wahrheit welches zum Grunde liegen mag von der Hülle des Unrathes nicht gereinigt ist?

Und auch wenn Dies geschehen wäre, möchte die Frage nicht anders zu stellen sein. Escher sagt mit Recht im Beginn seiner Schrift:

Wenn die Philosopheme über rechtlichen Ursprung des Staats, die Begriffe der Legitimität und eines geschichtlichen Staatsrechts, die Lehre vom Gesellschaftsvertrag und von der Volkssouverainetät unter den Trümmern der Februarrevolution begraben sind, was bleibt übrig? der Staat als Thatsache —; es bleibt das Zeugniß unsers innern Bewußtseins, daß der Staat vor dem Bürger, das Ganze vor seinen Theilen ist, daß der Mensch nur im Verkehr mit Menschen leben und bestehen kann, und daß dieses Beisammenleben ohne Ordnung, ohne irgendwelche Form des Gemeinwesens nicht möglich ist.

Man müsse daher den Staat und dessen Gestalten nehmen wie jede andere Thatsache, sein Verhältniß zu uns berechnen, und dann als Zweck verfolgen was Jeder nach redlicher Ueberzeugung für nothwendig und gut hält. Das sei freilich ein bellum omnium contra omnes; aber dieser unabwendbare Krieg Aller gegen Alle, erzeugt durch die Collision zwischen der Unendlichkeit des Begehrens und der Beschränktheit der Masse materieller Güter und durch gewisse Leidenschaften und Triebe des Menschen, werde fortwährend durch andere, der Menschennatur gleichfalls inwohnende gesellige Triebe und Empfindungen, durch das Gefühl der eigenen Schwäche und durch das daraus entspringende Bedürfniß einer Transaction, eines Waffenstillstandes, eines den Kampf humanisirenden Cartels gemildert.

Je klarer die Erkenntniß dieses Sachverhalts, desto lebhafter wird das Bedürfniß derjenigen Vorkehrungen und Einrichtungen gefühlt durch welche der Kampf factisch verhütet, jedenfalls gemildert werden kann. Indem die Einsichtigen und Bessern, Jeder in eigenem Interesse, auf diesen Zweck hinwirken, entsteht die wahre Politik als sociale Kunst, deren oberster Grundsatz ist: jede Kraft, physische, intellectuelle, ökonomische, jeden Einfluß, herrschende Ansichten und Meinungen zu erkennen und anzuerkennen, dieselben unter sich möglichst ins Gleichgewicht zu setzen, und ihre Bedürfnisse und Begehren soweit thunlich zu befriedigen.

Der Verf. verbreitet sich weiter über die Ursachen der Februarrevolution, wobei er hinsichtlich Deutschlands die einzelnen politischen Mißstände etwas übertreibt, manchen neuern Vorschritt ignorirt, den großen Hauptmißstand aber, die Gesammtverfassung, gar nicht berücksichtigt.

Vielen Einfluß schreibt er auch den Ansprüchen der sprachlichen Nationalitäten zu, sagt jedoch:

Größtentheils jedoch war der Eifer für die sprachlichen Nationalitäten affectirt und aus ganz andern Motiven entsprungen; man erblickte in solchen Phrasen nur eine Waffe um das Bestehende anzugreifen, um das politische Gebäude Europas wie es 1815 gestaltet wurde zu erschüttern. Solche Täuschungen können auf die Länge nicht bestehen.

Speciell erörtert er die Ansprüche der italienischen Nationalität, entscheidet sich aber ungeachtet des großen Interesses das er für dieses Volk bezeugt aus vielfachen Gründen gegen dieselben, und sagt am Schlusse dieser Erörterung:

Die ganze Frage endlich sollte für den Unparteiischen durch die Thatsache gelöst sein, daß das italienische Volk sich für die sogenannte italienische Sache nicht erhoben hat, daß die Nobili, ein Theil der Priester, die Literaten und Advocaten, die ämtersüchtigen und hochmüthigen Kaffeehausgenossen, welche sich zufällig durch die barsche Manier eines schlichten deutschen Soldaten gekränkt fanden, diesen Krieg allein ausfechten mußten aber eben nicht ausgefochten haben.

Aber gilt nicht Aehnliches auch von vielen andern Orten? Nun kommt der Verf. auf die Proletarier und den Communismus. Er neigt sich hier den bekannten Lehren des Malthus zu, wonach eine Tendenz zur Uebervölkerung gewissermaßen Naturgesetz wäre. (Aber warum tritt sie, oder vielmehr Das was für sie gehalten wird, die Nahrungslosigkeit zahlreicher Volksclassen, nur zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern, unter gewissen Einrichtungen, immer nur da ein, wo sich auch andere Erklärungsgründe dafür finden, als ein absolutes Misverhältniß zwischen Bevölkerung und Subsistenzmitteln?) Er will entweder Regulirung der Weltwirthschaft durch einen allgemeinen Congreß, wozu nun freilich keine Aussicht, oder Isolirung größerer Staatskörper, die im Geiste antiker Politik Subsistenzmittel und Concurrenz, Production und Consumtion im Gleichgewicht zu halten suchten. Er deutet darauf hin, daß man dem Anwachsen von Riesenstädten Grenzen zu setzen, leichtsinnige Ehen zu verhindern, auf unsichere Erwerbsquellen zu verzichten, und eine wachsame Policei zu handhaben habe. Ferner soll man die „Demoralisation durch antisociale Grundsätze und verkehrte Begriffe" verhindern, die sociale Macht durch Erhaltung eines zahlreichen Mittelstandes verstärken, endlich Das was in den Beschwerden und Foderungen der Proletarier Wahres und Gerechtes sein mag zu befriedigen sich ernstlich bestreben. Gegen die dann noch aufstehenden Catilina helfe kein anderes Mittel als entschlossener Widerstand und nachdrückliche Züchtigung. Dieses Mittel könne man aber mit um so froherm (?) Bewußtsein anwenden, wenn man sich das Zeugniß geben könne, daß man Nichts versäumt habe dieser Nothwendigkeit vorzubeugen. Unter den „antisocialen Grundsätzen und verkehrten Begriffen" versteht er die Lehren des Communismus. Er sagt darüber unter Anderm:

Es läßt sich mit dem Communismus als solchem durchaus keine Transaction eingehen. In speculativer Hinsicht wie im thätigen Leben hat man nur die Wahl entweder mit offenem Visir demselben (dem Communismus) entgegenzugehen, oder sich um sein Panier zu scharen. Wir halten die Lehre desselben nicht nur für unbedingt unausführbar, für unrichtig vom Standpunkte des Rechts und der Volkswirthschaft, sondern auch für eine Demoralisation der arbeitenden Classen. Die individuelle Freiheit wird durch die Zwangsjacke des Communismus nur aufgehoben. Der Jesuitismus kann nicht mehr als der Communismus den Einzelwillen vernichten. Es widerstreitet dem Naturgesetz, wenn der Tüchtigste für den Faulen und Dummen seine Kräfte verwenden und das Maß seines Genusses durch diese bestimmen lassen soll. Wie überall werden auch hier früher oder später Heuchler, Arglistige sich an die Spitze zu drängen wissen, und da die individuelle Freiheit von vornherein ausgeschlossen ist, so wird es ihnen nicht schwer fallen in theokratischer Weise über ihre stupiden Arbeiter zu herrschen.... Das physische Wohlbefinden der Völker wie ihre geistige Entwickelung ist bedingt durch das Maß ihres Wohlstandes, und hinwieder beruht dieser auf den zwei Factoren: productive Thätigkeit, vernünftige Sparsamkeit.... Gar sehr mächtig werden diese beiden Bestrebungen gestärkt und erweitert durch die von der Gesellschaft anerkannte Solidarität der Familie.... So erscheint die Volkswirthschaft als ein Organismus welcher sein Lebensprincip anderswo hat als in menschlicher Anordnung. Welcher Zwang, welche Policei eines communistischen Regiments könnte erwirken was jene Naturtriebe, was die Selbstliebe aller Einzelnen vermögen?... In Ehe und Familie liegt noch der erste und mächtigste Damm gegen die Noth der Uebervölkerung.... Wenn die Kinder aus dem Gemeingute Aller zu ernähren und zu erziehen sind, so wird der Einzelne kein Motiv finden sich selbst Zwang aufzulegen, und der mächtigste aller Triebe, der Zeugungstrieb, könnte rücksichtslos und ungehemmt wirken. Wer könnte richtig calculiren wie viele Zugänge das gesammte Nationaleinkommen gestattet? Und wenn Dies möglich wäre, welche Behörde vermöchte durchzusetzen, daß das Verhältniß richtig innegehalten werde?... Die Communisten scheinen nicht zu ahnen, daß ein Misverhältniß zwischen Bevölkerung und Subsistenzmitteln einen Nothstand unabwendbar hervorbringt, es sei nun die Gesellschaft auf Privateigenthum oder Communismus gegründet, daß aber der Communismus dieses Misverhältniß nothwendig hervorruft.

In Betreff der Blanc'schen Vorschläge weist der Verf. sehr gut nach, daß sie auf reinen Täuschungen beruhen, daß sie zwar jetzt gegen den gröbern Communismus protestiren, daß sie aber ihre neuen Anstalten nur auf Kosten der alten, daneben noch fortbestehenden Gesellschaft erhalten könnten — welches Fortbestehen und Fortwirken auch, beiläufig gesagt, eine Hauptbedingung des anfänglichen Gelingens der Owen'schen Unternehmungen war —, daß sie aber, wenn die Kräfte der alten Gesellschaft aufgezehrt wären, unrettbar in den „wahren und daren Communismus unter der Verwaltung einer Alles leitenden Centralbehörde" verfallen müßten.

Für Hebung des Mittelstandes bringt er wesentlich Vorschläge wie sie schon oft gemacht, aber durch den allgemeinen Zug der Zeit und den Gang der politischen Entwickelung an der consequenten Ausführung behindert worden sind. Er meint, daß man Manches was in der glänzenden Periode der Schule A. Smith's, dem er übrigens alle Ehre widerfahren läßt, und von dem er urtheilt, daß derselbe wie er zu seiner Zeit das damals Rechte gefunden, es auch heute finden würde, als kleinlich oder als Vorurtheil verworfen wurde wieder zu Ehren ziehen müsse, jedoch immer mit klarem Bewußtsein

der vielleicht von den frühern verschiedenen Gründe und mit Ausscheidung des Unbrauchbaren.

Diese Reconstruction, diese Synthese der staatlichen Leitung mit der Freiheit des Verkehrs, diese Ausgleichung widerstreitender Principien unter einem höhern Gesichtspunkte wird das Eigene der neuen Wissenschaft sein.

Er empfiehlt weiter — im directen Gegensatze zu Morogues — Verminderung des Luxus, dagegen Erleichterung der Arbeiter, namentlich durch Befreiung von übermäßigen Arbeitsstunden; wobei er freilich zuletzt auch wieder zu einem allgemeinen Congreß flüchtet.

Der Verf. der unter Nr. 2 angeführten „Beiträge", welcher sich unter dem Vorwort R. Schöller nennt, ist ein wohlmeinender Mann, der auch Einsicht genug hat sich nicht groben Phantastereien hinzugeben, übrigens aber wol ein Dilettant im wissenschaftlichen Fache, daher etwas unklar und nicht immer correct und consequent im Denken. Auch zeigt er die allen Dilettanten eigene Neigung: bei Vorschlägen die man probehaltig zu finden wünscht über die Zweifel und Bedenken hinwegzusehen. Recht gut weist er in seiner ersten Abhandlung nach, daß eine Erhöhung des Arbeitsverdienstes und dann der wirthschaftlichen Lage der Nation von Vortheil sein kann, wenn sie sich nicht auf unnatürliche und gezwungene Maßregeln stützt, sondern natürliche Folge eines höhern Werthes verrichteter Arbeit ist. Auf Erbschaftssteuern dagegen rechnet er, noch abgesehen von sonstigen Bedenken, viel zu viel, und bringt namentlich die Leichtigkeit einer Umgehung durch Schenkungen unter den Lebenden nicht in Anschlag, deren Verhinderung wieder beschränkende Maßregeln erfodern würde, von einem Druck dessen Nachtheil die Vortheile der ganzen Sache nicht aufwiegen würden. Es gibt nur eine gerechte und weise Besteuerung: die gleiche Besteuerung des reinen Einkommens Aller nach seinen verschiedenen Quellen. Durch eine einzige directe Einkommensteuer ist Das freilich nicht zu ermöglichen. Aber in einem rationnellen Besteuerungssysteme haben Erbschaftssteuern gar keine Stelle. Sie sind ungerecht, schon weil sie nicht gleich treffen. Sage man nicht, daß sie Alle treffen die im gleichen Falle sind. Die Zahlen der Erbschaftssummen mögen gleich sein, die Fälle sind niemals gleich, sondern hängen von den Verhältnissen der Erblasser und Erbnehmer ab, und kein Gesetz kann diese Verschiedenheiten ausreichend berücksichtigen. Eine zweite Abhandlung führt den Titel: „Die jetzige Bewegung gegenüber dem historischen Recht." Sie ist völlig werthlos und beruht auf gänzlicher Unbekanntschaft des Verf. mit dem Begriffe des historischen Rechts. Er sagt unter Anderm:

Das historische Recht beruht wesentlich auf Verträgen früherer Zeiten. Kann indeß Niemand rechtlich gebunden sein Verträge zu halten zu denen er weder direct noch indirect seine Zustimmung gegeben, so sind vom juristischen (!?) Standpunkte aus auch die Verträge früherer Generationen für die jetzigen nicht verbindlich.

Wir haben nicht nachzuweisen auf welchen groben Irrthümern diese Sätze beruhen, und der Verf. selbst würde erschrecken, wenn er wüßte welche Consequenzen sich daraus ziehen ließen. Eine dritte Abhandlung überschreibt er: „Verwendung der Kräfte." Er kommt hier unter Andern mit Escher darin überein, daß der Staat sich zwar nicht, wie dieser wollte, Verminderung des Luxus, aber Verminderung der Nothwendigkeit desselben zum Bestehen der ärmern Bevölkerung zur Aufgabe stellen soll. Hier scheint er uns einmal richtiger gedacht zu haben als der ihm sonst geistig weit überlegene Escher. Dem Arbeiter soll durch Fleiß und Sparsamkeit die Erlangung einer unabhängigen Subsistenz möglich gemacht werden. Der Verf. sieht aber mit Unrecht einen bleibenden Bestand dieser Unabhängigkeit durch eigenen Grundbesitz bedingt. Endlich kommt noch ein kleiner Aufsatz über die Stellung der Arbeiter, der auch wieder manche Fehlschlüsse aus vorhergehenden Irrthümern und namentlich manche Uebertreibungen enthält.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Bauernkönig und die Jüdin. Von Czynsky. Uebersetzt von Friedrich Funck. Frankfurt a. M., Oehler. 1849. 8. 10 Ngr.

Dies aus dem Polnischen übersetzte Werkchen, durch sein langsames Fortschreiten bei einem verhältnißmäßig reichen Material und durch das geheimnißvolle Wirken einer seiner Hauptpersonen zum weiten Bereich der Novellen gehörend, entrollt ein Stück polnischer Geschichte wie ein lebenvolles Bild vor unsern Augen. Es ist die Liebe König Kasimir's zur schönen und geistvollen Esther, der Tochter Ben Himmel's, welche den Stoff zur Erzählung liefert. Ist der Gegenstand ein schon vielfach von polnischen Romantikern gebrauchter, so erscheint er doch hier in einem neuen Gewande: nämlich als Mittel der Judenemancipation vorzuarbeiten, und die Leiden wie die Verdienste der Stammgenossen jener Königin um das alte Polen gebührend zur Würdigung zu bringen.

Jene obenerwähnte, geheimnißvolle Figur hat diese Aufgabe zu lösen. Ben Joseph ist der Verlobte Esther's. Er stammt von David ab, bei seiner Geburt haben leuchtende Engel seine Wiege umstanden, er ist von den Seinen als ein geheiligtes Kind bezeichnet. Spätere Forschungen in der Kabbala geben ihm die Bestätigung für die dunkeln Sagen seiner Kindheit. Er sieht sich als den Auserwählten an, der seinen Brüdern das Reich des ewigen Friedens erobern, die Religion Israels über die ganze Erde verbreiten und eine vollkommene brüderliche Gleichheit unter allen Menschen herstellen soll. Zwei Heilande, so lautet die kabbalistische Weissagung, werden die Welt retten, und jenes große Ziel der Menschheit erreichen: der Eine vom Thron, der Andere von der Hütte aus; aber Beide müssen die größten Opfer bringen: Jener seine Herrschaft, Dieser seine Liebe. Ben Joseph entsagt seiner ihm verlobten Braut, führt sie selbst dem König zu, und fodert nun das zweite Opfer von Kasimir. Diesem hat er durch den Arm der Karpatenhorden Roth-Rußland erobern helfen, und verheißt ihm nun Millionen Arme, wenn er der Krone Polens entsagen, Jerusalem erobern und von da aus den großen Gedanken einer geistigen Weltherrschaft über die Erde verbreiten will. Seine Träume scheitern an Kasimir's festem Willen sein Polen glücklich zu machen. Auch in Esther hat er sich getäuscht. Sie liebt den König und den Glanz der Herrschaft bis zur Untreue und Undankbarkeit gegen Ben Joseph, Ben Himmel und ihr Volk. Sie sinkt zur alten Niedrigkeit herab, nachdem Kasimir am Schmerze vereitelter Hoffnungen stirbt, und Ben Joseph verschwindet in den Karpaten.

Was die Charaktere anlangt, so sind alle in hellen, doch milden edlen Farben gehalten; wir begegnen nirgend, selbst

bei Ben Joseph, einem entschiedenen Schwärmer, der geringsten Uebertreibung. Der König, leicht erregbar für alles Gute, aber auch für jeden sinnlichen Eindruck, ist nicht in die Reihe von Fürsten zu stellen mit denen französische Romantiker die Neuzeit beschenkt haben; er bleibt Fürst und edler, großmüthiger Mensch in allen, auch den zartesten Situationen. Esther ist ein weiblicher Charakter wie er vom Thron bis zur Hütte herab zu allen Zeiten zu finden ist, groß und geistesgegenwärtig im Unglück, allen kleinlichen Neigungen zugänglich, und voll stolzer Sicherheit im Glück.

In Ben Joseph, wie in Ben Himmel sehen wir den Juden aller Jahrhunderte. Verständig und schlau, die Umstände benutzend, bis zum Schein der Allwissenheit klug, ist er derselbe Mensch, welcher die größten Opfer bringt und zu den niedrigsten Verstellungskünsten seine Zuflucht nimmt, der in seiner Brust den Stolz der Weltherrschaft trägt, dessen Hirn auf kleinliche Listen sinnet, und durch dessen Hand, der gehäuften Schätze ungeachtet, der Pfennig des Bettlers wie der geringe Lohn des Mäklers geht; der seine Stammgenossen zu seinen Füßen sieht, und den eigenen Rücken in jeder Schenke, ja selbst vor dem letzten Diener, krümmt.

Nicht minder bestimmt als diese Hauptfiguren sind die Nebenpersonen gezeichnet; der Prior Martin und der Herr von Wola, die Repräsentanten der Geistlichkeit und des Adels, sind wahre lebenvolle Gestalten, und ihnen gleichzuachten ist die verlassene Geliebte Kasimir's.

Das Ganze in gelungener Uebersetzung — der wir nur den Vorwurf einiger Stilnachlässigkeiten machen müssen, der sich aber mehr auf die Beeinträchtigung des Wohllauts der Sprache als auf den Sinn bezieht — gewährt eine sehr angenehme Unterhaltung und läßt den Wunsch im Leser zurück, der Verf. möchte mehre Episoden der reichen polnischen Geschichte in ähnlicher Art bearbeiten. 76.

Ein Wort über Ledru-Rollin.

In einem Buche welches sich zwar Geschichte der französischen Constituante nennt („History of the National Constituent Assembly, from May 1848, by *J. F. Corkran*", 2 Bde., London 1849), in der That aber nur Skizzen der Ereignisse enthält deren Schauplatz der Saal hinter der alten Deputirtenkammer vom Mai 1848 bis Januar 1849 gewesen ist, und der Männer die dabei Hauptrollen gespielt, findet sich Folgendes über Ledru-Rollin:

„Nun ein Wort über Ledru-Rollin", heißt es. „Ungeachtet ich wider diesen Herrn lediglich wegen seines öffentlichen Verhaltens stark eingenommen war — ein zu allgemeiner Fall sich des Geständnisses schämen zu müssen —, kann ich nicht bergen, daß seine Rednergabe mich überraschte. Ehrliche Ueberzeugung soll ein Haupterforderniß oratorischen Glücks sein, und dann kann über Ledru-Rollin's ehrliche Liebe zur Republik und über seine Besorgniß vor einem zweiten Bonaparte kein Zweifel Platz greifen. Die Revolution hat viele Männer ans Licht gefördert, aber von Allen die bisher unbekannt gewesen haben, was Talent anlangt, sich sehr Wenige bewährt. Die hervorragendsten Namen sind insgesammt alle bekannte Namen. Die Republik ist noch nicht ins Fleisch gewachsen. Der nächste Träger ihres Geistes erscheint Ledru-Rollin .... Von Person groß und stark, mit vollem, rundem, rothem Gesichte, kleinen und beweglichen Augen hält man ihn für einen jovialen, sorglosen Lebemann, der heiter und lustig gern Führer sein möchte, aber eher ein Werkzeug in den Händen pfiffiger Ränkeschmiede werden und lieber nach deren Befehlen, was sie auch beträfen, thun dürfte als daß er nicht Führer wäre. Von Natur ist er mehr unbesonnen als schlecht, aber er ist der Schlechtigkeit fähig, weil er in den unsinnigsten Lehren des politischen Treibens unvermeidliche Nothwendigkeiten sieht. Er könnte den Parteien als blinder, gewichtiger Sturmbock dienen die Staatsmauern niederzuschmettern, aber er kann sich nie zum verständigen Leiter erheben oder Festigkeit genug zeigen um als Vermittler einzuschreiten. Ledru-Rollin besitzt Eine Eigenschaft welche allein zum großen Theile seine glänzenden, obschon flüchtigen Erfolge erklärt. Er hat seine Aufmerksamkeit ausschließend Einem Gegenstande zugewendet — der Geschichte der Revolution. Er kennt sie in allen ihren Einzelheiten; er weiß sie auswendig. Wenige Franzosen concentriren ihre Fähigkeiten in Einem Punkte; die Meisten ahmen die Beweglichkeit ihres Voltaire nach, der mit allen erdenklichen Gegenständen vertraut heißen wollte .... Wie die Revolution sein Wissen, so ist sie seine Leidenschaft. Er verehrt ihre Ausschweifungen mit der blinden Parteilichkeit eines Liebenden, und weil es in der Natur solcher Anbeter liegt nachzuahmen und aus der eigenen Mythologie, worin die Danton, Couthon, St.-Just und Robespierre die Jupiter, Neptun und Apollo sind, sich ein Vorbild zu wählen, so hat er sich Danton gewählt und handelt nun als sei in Folge einer Metempsychosis der Geist des großen Tribun in seine nicht minder herculische Gestalt gefahren. Ledru-Rollin will der Danton des Februar sein, und Das ist ihm so weit gelungen, daß er sich zu Danton verhält wie 1848 zu 1793." 2.

Miscellen.

Die Gesetzgebende Versammlung von Albanien.

Diese besteht nach den sehr detaillirten Angaben ihres Bibliothekars im Ganzen aus 128 Volksvertretern, worunter 53 Pächter, 27 Advocaten, 15 Kaufleute, 9 Aerzte, 6 Gentlemen, 5 Fabrikanten, 3 Arbeiter, außerdem noch 1 Matrose, 1 Lohgerber, 1 Gießer, 1 Müller, 1 Rechnungsbeamter, 1 Ingenieur, 1 Schmied, 1 Professor, 1 Gastwirth und 1 Holzhändler sich befinden. Von diesen 128 Mitgliedern sind 95 in dem Staate Neuyork geboren, 8 in Connecticut, 8 in Vermont, 7 in Massachusetts, 3 in Neuhampshire, 2 in Rhode-Island ꝛc. Von ihnen sind 104 verheirathet, 18 sind Junggesellen und 6 Witwer; 8 stehen in dem Alter von 60—68, 24 von 40—50, 39 von 30—40 und 14 von 24—30 Jahren. Das Gewicht der Nationalvertreter scheint für die Wähler ebenfalls nicht ohne Interesse zu sein; der sehr ehrenwerthe Bibliothekar hat sich wenigstens nicht die Mühe verdrießen lassen auszurechnen, daß ein albanischer Gesetzgeber durchschnittlich 165½ Pfund wiege. Der Schwerste ist Master Asevill, der — man denke! — 272 Pfund wiegt; die Leichtesten wiegen 130 Pfund.

Requisite eines Professors.

Erschreckt über die große Lücke welche die ausschließliche Bildung des Geistes in der Erziehung der Jugend zurücklässt, will der bekannte St.-Marc Girardin auch der fördernden Einwirkung auf das Gemüth eine wichtige Stelle einräumen, und in directer Opposition gegen die alte Methode denkt er durch das Gemüth zur Herrschaft über den Geist zu gelangen. Demgemäß mag er auf dem Katheder nicht die trockene Gelehrsamkeit leiden und in seinem „Essai de littérature et de morale" bekennt er ganz offen: „Gemeinhin glaubt man ein Professor müsse viel eigene Ideen haben. Gewiß schadet Das aber Nichts, allein meiner Meinung nach ist Das kein wesentliches Erforderniß. Das was ich dagegen als essentiale von einem Professor verlange ist ein lebhafter eindringlicher Vortrag, eine ansprechende Persönlichkeit und eine sichtliche Liebe zur Sache, die den Zuhörer in einer ununterbrochenen Wechselwirkung an ihn fesselt." Ein bekannter französischer Schriftsteller meint: St.-Marc Girardin habe in diesen Worten sich selbst und seine Wirksamkeit treffend charakterisirt. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 297. — 12. December 1849.

Sociale und nationalökonomische Fragen.

(Fortsetzung aus Nr. 296.)

Die Schrift Hundeshagen's bewährt einen kenntnißreichen und denkenden Mann und viel specielle Sachkunde. Auf die mancherlei sehr nützlichen Angaben und Vorschläge über die zweckmäßige Anlage und Leitung einer Auswanderungsgesellschaft, über den Transport, die Schiffpolicei u. s. w. wollen wir nicht näher eingehen, und nur Diejenigen für welche Kenntniß dieser Dinge wichtig ist auf diese Schrift aufmerksam machen. Ueber seine allgemeine nationalökonomische Grundlegung und deren Zusammenhang mit den früher besprochenen und nachher zu besprechenden Ansichten mag Einiges bemerkt werden. Er geht von dem Satze aus:

Wenn die Bevölkerung eines Staats bis zu einer gewissen Höhe angewachsen ist, sodaß dieselbe in die Gefahr kommt auf dem eigenen Grund und Boden ihre Subsistenzmittel sich nicht mehr verschaffen zu können, so tritt die Nothwendigkeit der Auswanderung ein.

Dann wird sie sehr selten eintreten. Sie kann aber schon viel früher eintreten, wenn sich zahlreiche Volksclassen gebildet haben, welche sich von den wenn auch reich vorhandenen Subsistenzmitteln nur einen ungenügenden Antheil durch ihre Arbeit oder sonst auf rechtlichem und natürlichem Wege verschaffen können. Solche Classen bilden sich aber so bald, ohne daß unnatürliche Hindernisse der Vermehrung der Bevölkerung entgegenständen, auf der einen Seite die Nothdurft des Lebens sehr wesentlich verwohlfeilt wird, wie bei uns durch die Kartoffeln geschehen ist, auf der andern aber Arbeitsformen entstehen bei welchen es weder irgend eines auch noch so geringen Capitals, noch irgend einer Kenntniß oder längern Uebung bedarf um die Nothdurft des Lebens zu erwerben. So bei dem Fabrikwesen und der mit Tagelöhnern betriebenen ländlichen Großwirthschaft. Wo im Landbau ein tüchtiger Bauernstand, untermischt mit einzelnen, nicht übergroßen Edelhöfen und umgeben von einer dem wahren Bedürfniß entsprechenden, aber den Charakter des Landbauers nicht bestimmenden Anzahl kleinerer Nahrungen überwiegt, das Gewerbe wesentlich auf dem Handwerk beruht, und daneben ein lebhafter Handel blüht, welcher überall seine Arbeiter am besten bezahlt, da wird kein Pauperismus aufkommen, und da werden sich für Erleichterung der doch Verarmten und Ableitung der etwa überschüssigen Bevölkerung die Mittel wirksam zeigen die man gegen den bereits in größerer Ausdehnung vorhandenen Pauperismus wahrscheinlich unzureichend befinden wird. Auch Proletarier entstehen nur wo Platz für sie ist.

Die Auswanderung ist auch nur ein Palliativmittel, ein Fontanell gewissermaßen, was die Krankheit nicht heilt, sondern nur ihre Wirkungen abschwächt. Wenn wir heute die ganze verarmte Bevölkerung über das Meer schaffen könnten, unter sonst gleichbleibenden Umständen wären in 10, 15, höchstens 20 — 25 Jahren wieder ebenso viele da, und wenn man einen regelmäßigen Abzug einrichtete, so würde auch dieser immer stärker werden müssen, indem das Proletariat sich nur um so rascher entwickeln würde, je mehr es Raum hätte. Zudem haben gerade die Proletarier oft auch zum Auswandern die Mittel nicht, und diejenigen Classen derselben denen man eine Verpflanzung in einen glücklichern Boden am meisten wünschen möchte, wie die Armen des obern Erzgebirges und die schlesischen Weber, kleben mit äußerster Zähigkeit an der Scholle auf der sie geboren sind, an der Lebens- und Arbeitsweise die sie wirthschaftlich, körperlich und geistig zu Grunde gerichtet hat. Seit der Revolution von 1848 hat die Auswanderung vielfach den bedrohlichen Charakter angenommen, daß gerade wohlhabende und kernhafte Bürger, aus Mistrauen in die europäischen und speciell die deutschen Zustände, jenseit des Meers Sicherheit, Ruhe und Bestand suchen. Die Zeit aber ist weder danach solche Colonien zu gründen wie die des Alterthums, die auf einer emigratio in capite et membris beruhten, noch solche durchgreifende Gewalten zu erzeugen welche, wie die alten Völkerführer, Hunderttausende mit einem Schlage auf fremden Boden verpflanzten. Endlich können wir die Hoffnungen nicht im entferntesten theilen die zuweilen auf rückwirkende Vortheile für das Mutterland durch dessen künftigen Verkehr mit den Uebergesiedelten gerichtet werden. Ueber den Verkehr entscheidet nicht Dankbarkeit, Vaterlandsliebe, Pietät — am wenigsten in unsern Zeiten —, sondern einzig und allein das Interesse. Aber bei alledem bleibt es Pflicht und Interesse der deutschen Staaten die Auswandererfrage besser ins Auge

zu fassen und der Auswanderer sich wirksamer anzunehmen als zeither geschehen ist. Die Auswanderung ist eine Thatsache; sie kann im Einzelnen Manches erleichtern; sie ist das nächste Mittel den Nothleidenden die Aussicht auf ein besseres menschliches Dasein zu eröffnen; wir sind es den scheidenden Brüdern schuldig sie nicht schutzlos hinausziehen zu lassen, sie noch bei der Trennung die segensreich waltende Hand des Vaterlandes empfinden zu lassen. In diesen Beziehungen nun wird man in der Schrift Hundeshagen's viele recht nützliche Winke finden. Noch machen wir auf die entschiedene Erklärung des Verf. gegen den Gedanken, der Noth durch künstliche Förderung neuer Industrien, wol gar durch Schutzzölle abzuhelfen, aufmerksam.

Ganz etwas Anderes sind die Vorschläge welche Dael (Nr. 4) in seinem, ursprünglich in dem „Archiv der politischen Oekonomie" von Rau und Hanssen mitgetheilten Aufsatze macht. Er weist einige wichtige Beziehungen nach in welchen der Gedanke der Association namentlich für den Handwerkerstand praktisch und fruchtbringend gemacht werden könne, und zwar faßt er dabei speciell die Industrie-, Gewerbs- oder Verkaufshallen, über deren Einrichtung er namentlich nach den in Mainz, Köln, Frankfurt und Wiesbaden gegebenen Vorgängen Näheres beibringt, die Gewerbvereine, die Associationen zum Ankauf von Material und Hülfsmitteln, und die gemeinsamen Werkstätten ins Auge. Auch dieses Schriftchen ist Allen denen es um reelle Fortschritte und Erleichterungen zu thun ist recht sehr zu empfehlen.

Die aus den „Neuen Jahrbüchern für Geschichte und Politik" abgedruckte Abhandlung des Prof. Weiske (Nr. 5) stellt recht klar und eingehend an den Verhältnissen des Bergbaus den eigenthümlichen wirthschaftlichen Standpunkt des Mittelalters, den es aber nicht aus nationalökonomischen Gründen erfaßte, ans Licht. Das Mittelalter folgte in den meisten Beziehungen seines wirthschaftlichen Lebens dem Zuge: nicht den höchstmöglichen Aufschwung des Arbeitszweiges, sondern das Wohlbefinden des Arbeitsstandes zu seinem Augenmerke zu nehmen. Daraus ist viel Sicherung gegen den Pauperismus und viele tüchtige Unterlagen eines nicht glänzenden aber gediegenen Wohlstandes hervorgegangen; freilich aber auch viele Hemmungen und Schranken, viele unsern heutigen Ansichten und Gewohnheiten widerstrebende Einrichtungen. Es wird darauf ankommen zwischen jener Richtung und der neuern, die nur auf den Flor des Gewerbszweiges abzielte und von der sich nicht immer bewährenden Voraussetzung ausging, daß durch denselben auch das Wohlbefinden der damit beschäftigten Arbeiter schon von selbst bedingt und gesichert sei, einen Mittelweg zu finden. Gewiß aber wird es Vielen interessant sein in jenem Schriftchen die genaue Nachweisung zu finden, mit welcher Sorgfalt das wahre deutsche Volksrecht, das dem lebendigen, geschichtlichen deutschen Volksthum entstammte Recht, die Arbeit und die Arbeiter in Schutz nahm.

(Der Beschluß folgt.)

Denkwürdigkeiten Ludwig's XVII.

Intrigues dévoilées, ou Louis XVII, dernier roi légitime de France, décédé à Delft le 10 Août 1845. Par M. *Gruau de la Barbe*. Drei Bände. Rotterdam 1848.

Ludwig's XVI. von Frankreich und seiner Gemahlin Marie Antoinette zweiter, am 27. März 1785 geborener Sohn, Karl Ludwig, Herzog von der Normandie, ward mit seinen königlichen Aeltern nach dem 10. Aug. 1792 in das Gefängniß des Temple geschleppt und ist dort, in Folge der abscheulichsten Mishandlungen welche er von seinem Aufseher, dem Schuhmacher Simon, erleiden mußte, am 8. Juni 1795, also in einem Alter von zehn Jahren, gestorben. Das besagen die amtlichen Berichte, welche Wachsmuth in seiner „Geschichte Frankreichs" (II, 440) verzeichnet hat.

Diese Thatsache steht fest, und wenn es auch im J. 1795 einzelnen Personen wol noch vergönnt sein mochte an dem Tode des so grausam hingemarterten Königssohnes zu zweifeln oder zu glauben, daß er, heimlich befreit, nach London — Andere wollten nach Polen — gerettet sei, so konnte es doch jetzt schwerlich Jemandem einfallen diese Frage nochmals erörtern zu wollen; es sei, meint Wachsmuth ganz nichtig, auch gar nicht der Mühe werth. Aber wie sich jetzt unter unsern Augen täglich das Wunderbarste ereignet, so sollte uns auch wie ein literarisches Wunder ein Buch entgegentreten welches die Rettung und Erhaltung jenes Herzogs von der Normandie als eine ausgemachte Sache annimmt, und uns den Glauben aufdringen will, er sei erst am 10. Aug. 1845 als der letzte legitime Bourbon gestorben. Und Das geschieht nicht etwa in einer Broschüre, wie wir solche bei Gelegenheit ähnlicher Mystificationen erhalten haben, sondern in einem sehr schön gedruckten Werke von drei außerordentlich umfänglichen Bänden, deren Verf. Gruau de la Barbe sich als ancien procureur du roi und conseiller du prince bezeichnet hat. Er glaubt nicht nur steif und fest, daß der unglückliche Prinz nicht in dem Kerker gestorben ist, sondern daß ihn seine begeisterten Anhänger aus demselben entführt haben. Man hat ihn nämlich (so erzählt der Verf. im ersten Bande) aus seinem Gefängniß in ein unbetretenes Gemach des obern Stockwerks gebracht und ihn dort lange versteckt gehalten, während in seinem Bette eine Puppe lag, und als diese entdeckt ward ein stummer Knabe hineingelegt wurde, um das Volk in der Meinung zu bestärken, daß der Prinz nicht entflohen sei. Denn die Freunde des Prinzen hatten ausgesprengt, er sei aus dem Gefängniß entkommen und habe die Richtung nach Strasburg eingeschlagen. Bald darauf starb der stumme Knabe oder wurde, wie der Verf. andeutet, vergiftet am 8. Juni 1795, worauf dann der für ihn bestimmte Sarg zur Aufnahme des wahren Prinzen ausersehen ward. Der Wagen auf dem er aus dem Temple geführt ward hatte einen doppelten Boden, sodaß man den Prinzen mittels desselben aus dem Wagen herausbrachte und den Sarg dafür mit Steinen anfüllte, um ihn den Todtengräbern nicht zu leicht erscheinen zu lassen.

Alles Dies ist nun sehr ausführlich erzählt und in der Weise des Verf. mit vielen Zwischenreden oder Betrachtungen durchflochten, welche überhaupt den Gebrauch seines Buches sehr erschweren. Aber überzeugend ist seine Erzählung durchaus nicht. Wir wissen recht wohl, und das große Publicum hat es neuerdings wieder aus dem „Chevalier de Maison-Rouge" von Alexander Dumas erfahren, welche heldenmüthige Anstrengungen von den treuen Royalisten gemacht worden sind um die unglückliche Familie Ludwig's XVI. aus dem Temple zu befreien, und es ist ebenso gut bekannt, daß nach dem Tode des Königs sein unglücklicher Sohn im Temple der Gegenstand der innigsten Verehrung der Royalisten, namentlich der Vendéer war, daß diese Blut und Leben für ihn zu opfern bereit gewesen sind. Aber wo hätte denn eine in der That so großmüthige Aufopferung bis zum J. 1848 verborgen bleiben können? Außerdem muß es sehr gegen die Wahrheit der Sache

einnehmen, daß Gruau nicht einmal die Namen der wackern Männer genannt hat welche den Prinzen befreit haben: er beschränkt sich darauf der Josephine von Beauharnais einen wesentlichen Antheil an der ganzen Sache beizumessen, und läßt uns mit mysteriöser Wichtigkeit — die gleichfalls eine hervorstechende Eigenschaft dieses Buchs ist — durchsehen, daß auch Barras um den ganzen Plan gewußt und ihn stillschweigend gebilligt habe. Was doch so ein ancien procureur de roi nicht Alles weiß!

Also fort war nun der Prinz aus dem Temple. Nach kurzem Aufenthalt verließ er Paris und begab sich in der Kleidung eines Mädchens in die Vendée, wo er soigneusement caché gelebt hat, während seine Schwester, die nachmalige Herzogin von Angoulême, im December 1795 freigegeben und ihren östreichischen Verwandten überliefert ward. Sie kannte damals das Loos ihres Bruders nicht, sagt Gruau. Und die vendéeischen Heerführer hätten doch wol nichts Eiligeres zu thun gehabt als die befreundeten Höfe davon in Kenntniß zu setzen, daß der französische Dauphin noch lebe. Aber unser Verf. meldet gar Nichts davon. Freilich wenn Das geschehen wäre, so hätte er sein dickes Buch gar nicht schreiben können, das ja vorzugsweise auf der hartnäckig verweigerten Anerkennung eines Abenteuerers von Seiten der Bourbonischen Familienmitglieder beruht.

Ohne recht zu wissen wie eigentlich Alles zusammenhängt, erfahren wir zu Anfang des zweiten Bandes, daß der Prinz durch Gensdarmen seinem Zufluchtsorte entrissen und in ein neues französisches Gefängniß gebracht worden ist. Man behandelt ihn hier mit der ausgesuchtesten Grausamkeit, zersticht ihm das ganze Gesicht mit Nadeln, sodaß er von dieser Zeit an ein ganz zerfetztes und mit Wundenmalen bedecktes Gesicht gehabt hat, und läßt ihn in einem dunkeln Loche fast verschmachten. Schlechte Kost, Unreinlichkeit und die Anfälle gefräßiger Ratten haben ihn hier Jahre lang unsagliche Pein ausstehen lassen, bis er endlich im Anfang des J. 1809 befreit wird, wiederum wie es scheint durch den Einfluß Josephinens. Bei dieser Gelegenheit wird auf etwa 50 Seiten viel Ueberflüssiges über die Hinrichtung des Herzogs von Enghien und den Tod Pichegru's gesprochen, wobei wir unsern Helden ganz aus dem Gesicht verlieren, bis wir ihn mit seinem Begleiter Graf Montmorin in Frankfurt a. M. wiederantreffen. Von da gelangt er zum Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels (im Frühjahr 1809), erhält von ihm Empfehlungsbriefe pour la Prusse und stößt in demselben Königreiche auf den Major von Schill (Dies wäre also im Sommer 1809 gewesen), mit dessen Mannschaft er eine Zeit lang herumzieht, bis er in einem Gefechte schwer verwundet wird und als er zur Besinnung kommt sich in — Wesel sieht, wo er aber doch das Glück hat im Lazareth sich im Besitz seiner redingote zu finden, in der seine wichtigsten Papiere eingenäht waren. Von da wird er mit den übrigen Gefangenen nach Frankreich abgeführt, erliegt aber unterwegs den Mishandlungen und Schmerzen, sodaß man ihn in einem Dorfe zurücklassen muß. Er benutzt Dies, um in Gemeinschaft mit einem Schill'schen Husaren zu entkommen, verliert diesen aber wieder und gelangt nach sonderbaren Ereignissen endlich in Gesellschaft eines jungen Mannes, Namens Naundorff, nach Wittenberg, von da nach Berlin, wo ihn sein Begleiter im Hôtel de l'aigle noir unterbringt. Es ist in der That auffallend, daß ein Mann der so viel ausgestanden hat für deutsche Wirthshäuser ein so gutes Gedächtniß besitzt; denn er erinnert sich sogar in Wittenberg in der Grappe d'or (Weintraube) abgestiegen zu sein.

Wir übergehen nun den Zeitraum eines Jahres voll Unwahrscheinlichkeiten und bittern Klagen mit denen uns Gruau über das traurige Schicksal des auguste méconnu, des auguste proscrit oder des orphelin du Temple überschüttet hat, und berichten nur in der Kürze, daß Son Altesse Royale sich bewogen fand Uhrmacher in Berlin zu werden und unter dem Namen Naundorff mit einer Uhrmacherswitwe, Namens Sonnenfeld, ihr Geschäft fortzusetzen. Denn wir haben bereits früher (II, 12) erfahren, daß in der Zeit der Zurückgezogenheit der Prinz sich einige Kenntnisse im Uhrenhandwerk erworben hatte. Aber das Geheimniß seiner hohen Geburt ließ ihn nicht ruhen, namentlich seitdem er 1812 sich als Uhrmacher nach Spandau übergesiedelt und mit einer Bürgerstochter verheirathet hatte; er schrieb Briefe an die Herzogin von Angoulême, an den Herzog von Berri, an den Staatskanzler von Hardenberg, an viele andere Personen, ohne je eine Antwort zu erhalten, und machte sich dadurch nur verdächtig und überlästig. Späterhin verlegte er seinen Wohnsitz in die Stadt Brandenburg.

Sobald aber Napoleon durch die Siege der verbündeten Mächte im J. 1814 seines Thrones entsetzt war und Ludwig XVIII. denselben bestiegen hatte, entströmten von neuem laute Klagen, Beschwerden und Briefe der Hand des allzeit fertigen modeste horloger à Brandebourg. Es hieße der Geduld unserer Leser zu viel zugemuthet, wenn wir sie wollten die Arbeit durchmachen lassen welche wir mit den Schreibereien eines Mannes gehabt haben der von einer fixen Idee beherrscht wurde, und der in Gruau einen gewiß aufrichtigen, aber beschränkten Anhänger und Nachbeter gefunden hat. Also nur Einiges aus dieser verworrenen Anhäufung von Briefen, vorgegebenen Thatsachen, erdichteten Verfolgungen, Verschwörungen und Vergiftungen. Von der Herzogin von Angoulême wird schlechthin behauptet, daß sie ihren Bruder nie geliebt habe, weil sie seine Ansprüche nicht anerkannt, seine Briefe nicht beantwortet habe; Ludwig XVIII. aber ist der auteur principal de toutes les infortunes de l'orphelin du Temple. Er hat ihm von Kindheit an nicht wohlgewollt und als ein Thronräuber jetzt die ihm zukommende Königswürde entzogen; die ganze Familie zeigt sich gegen Naundorff feindlich, den Herzog von Berri ausgenommen, der die Rechte des martyr royal anerkannte und beschützte (daher wir denn auch die ausführliche Geschichte seiner Ermordung durch Louvel hier lesen und überdies hingewiesen werden in der bekannten Ermordung des Fualdez im J. 1817 einen Zusammenhang mit der Geschichte des sogenannten Ludwig XVII. zu finden). „L'usurpateur", sagt Gruau, II, 323, „avait l'oeil partout, et partout il trouvait de serviles instruments pour le seconder dans les moyens d'annihiler moralement et politiquement le présent et l'avenir du roi légitime de France." Damit wird nun in Verbindung gebracht, daß Naundorff im J. 1824 als Falschmünzer in Brandenburg verhaftet worden ist und späterhin beschuldigt das Feuer am Theatergebäude daselbst angelegt zu haben, wodurch er den schmählichsten tribulations de la justice de Brandebourg verfallen sei, lange im Gefängniß gehalten und endlich aus den preußischen Staaten verbannt worden sei, ungeachtet er sich still und ordentlich genährt hätte. Aber es kam seinen Feinden darauf an ihn unschädlich zu machen, ihn ganz in Vergessenheit zu begraben, weil man die Gerechtigkeit seiner Ansprüche fürchtete. Daher lesen wir auch (II, 323): „Le gouvernement prussien s'est à jamais déshonoré par sa conduite à l'égard de ce fils des rois, qu'il s'était donné pour ôtage en le cachant dans les rangs de sa bourgeoisie. Si S. M. eût entendu les gémissements de la victime, le cri d'indignation de toute une ville en sa faveur, les juges, j'en suis convaincu, auraient été prendre la place de l'opprimé dans la maison d'infamie où ils le tinrent enfermé, pour que ses plaintes ne parvinssent pas au pied du trône." Mit den Folgen dieser von Frankreich aus geleiteten trame odieuse, die ihre Verzweigungen in den Zimmern der ersten preußischen Staatsmänner gehabt haben soll, wird nun jede Noth, jedes Misgeschick Naundorff's in Verbindung gebracht; selbst in seinem Aufenthalt zu Krossen verfolgen ihn die Quälereien, und als der Syndikus Petzold, der sich seiner besonders freundschaftlich angenommen hatte, plötzlich erkrankt und stirbt, nimmt der königliche Verbannte keinen Anstand die Wirthschafterin Petzold's zu beschuldigen, daß sie ihm in einer Tasse Fleischbrühe Gift gereicht habe, natürlich im höhern

Auftrage Derer die nicht wollten, daß Petzold an den Thoren des Königs persönlich die Sache Raundorff's führte (II, 436).

Jetzt ohne Schutz und Hülfe beschloß der royal méconnu im Juli 1832 eine Reise nach Frankreich anzutreten, dort sich dem Könige Ludwig Philipp vorzustellen oder — gerade heraus — eine Contrerevolution zu seinen Gunsten zu bewirken. Er hinterließ ein Weib mit fünf Kindern, die von ihrer Hände Arbeit lebten, er selbst hatte nicht mehr als einen Thaler in der Tasche als er den Wanderstab zur Hand nahm; aber er war reich an Hoffnung, car je croyais aller au-devant de l'amour des Français (II, 449). Unglaublich, aber hier gedruckt! Ebenso unglaublich, daß er sich in diesem Bettleraufzuge der königlich sächsischen Familie von Dresden vorstellen wollte, avec laquelle il avait des liens de parenté. Aber die Intriguen des Beichtvaters Kunitz veranlaßte die Policei ihn über die Grenze zu verweisen. Erst am 26. Mai 1833 traf er nach mannichfachen Schicksalen in Paris ein, so arm, daß er auf dem Pont des Arts nicht mit einem Sou das Brückengeld bezahlen konnte (le roi de France ne possédait pas cinq centimes, sagt er III, 7) und dafür ein Foulardtuch zu den Füßen des Einnehmers warf, daß er sich von rohen Früchten nährte, die Nächte auf dem Kirchhofe des Père Lachaise zubrachte und von mitleidigen Gaben auf seinen Wanderungen in Paris lebte. Man muß sich dabei nur wundern, wie er, der als Kind die Räume des königlichen Schlosses wenig verlassen und drei Jahre im Kerker geschmachtet hatte, sich doch in Paris so schnell zurechtzufinden wußte. Aber wie sehr ward der Prinz erfreut, als sich alte legitimistische Frauen, die von Rambaud, von St.-Hilaire, von Genérès, fanden, welche in seine Echtheit als Sohn Ludwig's XVI. keinen Zweifel setzten, für ihn an die Herzogin von Angoulême schrieben und unzufrieden waren als dieselbe ihn als ihren Bruder (wozu sie das vollkommenste Recht hatte) verleugnet (III, 341). Trotz dieser niederschlagenden Erfahrung betrachtete sich Raundorff fortwährend als den verdrängten Thronerben; er schrieb an Ludwig Philipp, son cousin, im Juli 1835, und zeigte ihm an, daß er einen Proceß gegen seine Familie beabsichtige, und daß er ihn, den König, ersuchte sich nicht einzumischen; er beschickte verschiedene Journale mit Briefen, er richtete sogar Schreiben an die auswärtigen Mächte und an die französische Regierung, um sie von seinen Gesinnungen zu überzeugen. In einem derselben vom 17. Juli 1835 finden sich unter andern folgende Stellen: „Dans toutes idées de raison, de justice et de grandeur, les rois n'existent que pour les peuples et non les peuples pour les rois", und dann: „Avant d'être prince je suis honnête homme", woraus man ersieht, daß Raundorff sich ganz gut auf die constitutionnellen Floskeln verstand. Uebrigens erklärt er sich für den einzigen legitimen König von Frankreich, Ludwig XVIII. und Karl X. für Usurpatoren, und doch verlangt er für sich (sehr bescheiden) Nichts als die freie Führung seines Namens und den Genuß seiner bürgerlichen Rechte. Die Neuheit der Sache, die Einleitung des Processes, allerhand wunderliche Gerüchte, unter denen auch wieder versuchte Vergiftungen des Prinzen eine Hauptrolle spielten, beschäftigten eine Zeit lang die Hauptstadt, bis der Proceß ohne alles Resultat verlief, und der fälschlich so genannte Herzog von der Normandie in die Unbedeutendheit herabsank aus welcher er nie hätte auftauchen sollen. Wäre er ein fleißiger, geschickter Uhrmacher geblieben, so würde es ihm und den Seinigen viel besser ergangen sein.

Die Geschichte dieses pariser Aufenthalts ist wieder durch viele Zusätze, abenteuerliche Prophezeiungen des zu seiner Zeit berühmten Weissagers Martin, langweilige Briefe und überschwängliche Schmähungen gegen Die welche sich für französische Dauphins ausgegeben, namentlich gegen den imposteur Richemont, im hohen Grade unerquicklich zu lesen.

Endlich ward durch Ministerialbefehl Karl Wilhelm Raundorff aus Frankreich verwiesen. Am 16. Jul. 1836, schreibt Gruau, hielt eine Diligence im königlichen Posthofe zu Paris. „Le coupé était occupé par un homme à figure majestueuse, câline, souriant tristement à une foule empressée de le voir, serrant la main à quelques amis mornes et consternés. Deux gensdarmes l'escortaient: c'était un prisonnier d'État, chassé de France par l'ostracisme" (III, 641). In den folgenden Jahren war Raundorff ganz vergessen, und nur Gruau hat sich das in der That wunderbare Geschäft gemacht alte Zeitungsartikel oder Briefe die der auguste méconnu fortwährend im Gefühle seiner erträumten Würde von London aus geschrieben hatte von neuem abdrucken zu lassen. In diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit dem Verf. der gegenwärtigen Schrift, der sich mit einer beispiellosen Anhänglichkeit dem Prinzen ergeben hatte und in seinen letzten Jahren nicht von seiner Seite gewichen ist. Auf seinen Rath begab sich der royal ami im Sommer 1845 nach Holland, wo man glaubte, daß das Unglück geachteter sein würde als in England. (Muthmaßlich wollte dem fürstlichen Herrn Niemand mehr Geld borgen.) Aber schon im Juni 1845 erkrankte der Herzog von der Normandie zu Scheveningen, und die Schmerzen waren so heftig, daß er auf der Stelle ausrief er sei vergiftet. Sein Zustand verbesserte sich indeß, er konnte nach Delft gebracht werden, wo er an einer Gehirnentzündung am 10. Aug. starb, umgeben von seiner Familie und einigen Freunden.

Gruau de la Barbe beschließt sein Buch, dessen historische Wahrheit er als indestructible bezeichnet, mit höchst salbungsvollen Worten zum Lobe seines Helden. Am Ende wendet er sich mit folgender Strafpredigt an die Könige und Staatsmänner seiner Zeit: „Vous avez trahi vos maîtres, que vous chargeâtes moralement de la responsabilité de vos fourberies: vous les avez abusés indignement et déshonorés en les astreignant à méconnaître le fils de Louis XVI. Ministres et rois des cinquante années qui viennent de s'écouler, vous répondrez devant Dieu qui vous jugera et devant la postérité qui vous condamnera, des malheurs de notre époque, de l'opprobre de la vie du roi légitime de France, et de la désolation de sa mort sur le sol de l'étranger." Wenn man Dies liest weiß man in der That nicht, ob man mehr an Gruau's gutem Willen oder an seiner Beurtheilungskraft irrewerden soll. Denn alle Ehre der Treue gegen die Herrscher der einheimischen Dynastie; aber von einem unbedeutenden Menschen der sich durch Nichts im Guten oder im Bösen ausgezeichnet hat, und der für seine prinzliche Geburt Nichts aufzuweisen im Stande ist als eine fixe Idee, große Dinge zu erwarten, oder einen solchen, ohne Bildung, Talent und Menschenkenntniß, für den würdigen Inhaber des Throns von Frankreich halten zu wollen — Das, wir gestehen es, können wir nicht treue Unterthanenpflicht nennen, sondern nur traurige Selbstverblendung. 9.

Notiz.

Auch im Selbstmorde Methode.

Der Verf. eines Aufsatzes über den Selbstmord in den „Annales d'hygiène" will auf Grund genau geprüfter 9000, von 1796—1830 wegen Selbstentleibung in Paris stattgefundener gerichtlichen Untersuchungen ermittelt haben, daß die meisten „philosophischen" oder vorbedachten Selbstmorde im Dunkel der Nacht oder kurz vor Tagesanbruch, hingegen die „zufälligen" oder unvorbedachten gewöhnlich am Tage verübt werden, Letzteres deshalb, weil die veranlassenden Ursachen, wie Zank, Empfang schlechter Nachrichten, Spielverluste, Unmäßigkeit u. s. w., sich in der Mehrzahl am Tage ereignen. Außerdem weist er nach, daß jedes Alter seine eigene Methode hat sich das Leben zu nehmen. Die jüngsten und ältesten Lebensmüden erhängen, kräftige Männer erschießen, Schwächlinge und Frauen ersäufen sich. Alle übrigen Todesarten sollen nur vereinzelte und „phantastische" Ausnahmen dieser Regeln sein. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 298. — 13. December 1849.

Sociale und nationalökonomische Fragen.

(Beschluß aus Nr. 297.)

Tebeldi (Nr. 9), wol ein pseudonymer Schriftsteller, ist uns schon aus einer vormärzlichen Schrift über die östreichischen Finanzen bekannt geworden, deren statistische Unterlagen etwas sehr incorrect waren. Der Pessimismus und die Neigung zu willkürlichen Constructionen die wir dort fanden begegnen uns auch hier wieder. Einen großen Theil der Schrift nimmt die Untersuchung über die Frage ein: ob das Eigenthum in der Natur der Sache gegründet oder eine Staatseinrichtung sei. Diese Frage ist schon von Haus aus falsch gestellt; denn das in der Natur der Sache Gegründete und die Staatseinrichtungen sind keine Gegensätze; vielmehr sollen alle Staatseinrichtungen in der Natur der Sache begründet sein. Auch wir sind der Ansicht, daß das Eigenthumsrecht zuletzt, wie alles Recht im eigentlichen Sinne des Worts, auf der Sanction des Staats beruht. Aber der Staat wurde bewußtlos, durch die Natur der Dinge darauf geführt, und je weiter die Gesellschaft vorschreitet, desto nothwendiger wird es in der Natur der Sache gegründet sein. Der Umfang seiner Ausflüsse, die Form seiner Ausübung haben immer der Gesetzgebung des Staats unterlegen, und gewiß ist es, daß auch dieses Institut sich dem wahren Wohle des Volks unterordnen muß; aber gewiß auch, daß das wahre, bleibende Wohl des Volks nicht durch Beschränkungen desselben gefördert wird, die seine Idee selbst aufheben. Der Verf. will das Eigenthum nicht im Sinne der Communisten aufgehoben, aber er will es im gesteigerten Sinne der reactionnairen Schule der Nationalökonomie gebunden und beschränkt wissen, wie Dies im Einzelnen schon oftmals, namentlich in Betreff des Grundeigenthums, speciell des Waldeigenthums, vorgeschlagen oder ausgeführt worden, wie es auch in Betreff des Eigenthums an Bergwerken, Salzwerken u. dgl. vorkommt. Recht gut ist seine Darstellung der Vortheile welche die frühere Wirthschaftsverfassung, die des Mittelalters gewährte, überhaupt die Darstellung dieser Verfassung selbst und namentlich die Hervorhebung des Einflusses den sie gegen das Aufwachsen von Proletariern äußerte. Er eifert nun gegen die Aufhebung der Geschlossenheit der Güter, gegen die Begünstigung der Fabriken, gegen die Maschinen, gegen die Eingriffe in die Zunftrechte, gegen die magnetische Kraft des Capitals, und sucht in dem Allen eine Desorganisation der Gesellschaft. Er macht nun folgende Vorschläge, die er im Einzelnen erörtert:

Der in zu kleine Stücke zerbröckelte Boden wird allmälig auf Besitze zurückzuführen sein welche hinreichen eine Familie zu erhalten.... Der in zu große Besitze vereinigte Boden wird allmälig in Höfe aufzutrennen sein welche nicht mehr Ertrag geben als wovon eine Familie bequem auszukommen vermag.... Alle Einrichtungen welche möglich machen, daß die einzelnen Bauerhöfe nicht zureichen dem Besitzer und seiner Familie ein bequemes Auskommen zu geben, werden abzuschaffen sein.... Das Loos der mit Feldarbeit beschäftigten Hülfsarbeiter wird sicherzustellen sein.... Das flache Land hat Bodenbesitz, die Stadt soll Arbeitsbesitz bekommen.... Die umliegenden Ortschaften welche die Stadt nothwendig hat, damit sie existiren kann, müssen mit der Stadt untrennbar verbunden werden. Die Stadt muß der ausschließliche Ort werden aus welchem das flache Land die ihm nothwendigen Fabrikate beziehen darf.... Als weitere Vorkehrungen werden vorgeschlagen: die Vereinigung der Fabrikarbeiter, der Maschinenarbeiter und aller Industriellen deren Erwerb den gemeinen Tagelohn nicht beträchtlich überschreitet, zu friedlicher Gemeinschaft. Die Errichtung großer, einer ausgedehnten Benutzung zugänglicher Findelhäuser. Die Beförderung der Auswanderung. Die Deportation der schweren Verbrecher in Verbrechercolonien.... Ferner gegen das Uebergewicht des Capitals: eine Besteuerung der Fabriken und Maschinen welche mit der großen Arbeitskraft dieser Verrichtungen nicht außer allem Verhältnisse steht. Die Abschaffung sowol der Staats- als der Handelsbanken. Das Verbot auf den Ueberbringer lautende Schuldscheine auszufertigen. Herabsetzung der Zinsen der Staatsschuld.

Abgesehen von Dem was sich gegen Einzelnes einwenden läßt — wie denn z. B. eine willkürliche Herabsetzung der Zinsen der Staatsschulden höchstens als allgemeine Maßregel für ganz Europa und Amerika möglich wäre, und auch dann noch bei jedem neuen Creditbedürfniß Schiffbruch erleiden würde —, ist auch von dem Ganzen zu urtheilen, daß, wie immer man über die Nützlichkeit dieser Einrichtungen denken möge, zu ihrer Verwirklichung unter den jetzt bestehenden Zuständen und Ansichten keine Aussicht ist. Man wird nach Mitteln suchen müssen die Dasselbe, aber in einer den heutigen Verhältnissen und Richtungen entsprechendern Weise leisten was die Institute des Mittelalters in für ihre Verhältnisse und Richtungen natürlicher Weise leisteten, dann aber doch der trotz ihnen anwachsenden Bevölkerung und den aus ihnen erwachsenen Misbräuchen er-

liegen mußten. Hauptsächlich man wird mehr als der Verf. auf geistige und moralische Einflüsse und Hebemittel geben müssen.

Die Schriften 7—9 betreffen Specialfragen. Die Einkommensteuer des Freiherrn von Groß ist ganz scharfsinnig ausgerechnet, hat uns aber doch nicht für die Sache gewinnen können. Die Einkommensteuer neben andern Steuern mag in England ihren Werth haben, wo es fast gar keine directen Steuern gibt. In Frankreich und den meisten deutschen Staaten haben wir die Einkommensteuer schon, aber in der weit zweckmäßigern Form eines combinirten Steuersystems, was sich in seinen einzelnen Steuern nach der Natur der verschiedenen Einkommensquellen richtet. Eine einzige Einkommensteuer würde unter unsern Verhältnissen eine höchst belästigende, ungenaue und ungerechte Steuer werden. Eine progressive Einkommensteuer ist schon im Princip ungerecht und unterliegt außerdem gänzlich der Willkür. Jedermann sieht ein, daß es gerecht ist, wenn, sobald der Mann mit 500 Thlr. Einkommen 5 Thlr. Steuer gibt, der mit 2000 Thlr. Einkommen 20 Thlr. geben muß; aber warum es gerecht sein sollte, wenn ihm statt 20 23, nicht aber 22 oder 24 abgefodert würden, kann kein Mensch nachweisen. Auch dieser Verf. macht Vorschläge über gleiches Maß und Gewicht, welcher Frage, mit Einrechnung des Münzwesens, die Schrift Nr. 8 ausschließlich gewidmet ist. Groß schließt sich mehr dem französischen System an, wobei er jedoch auch auf die sächsischen Vorschläge viele Rücksicht nimmt. Karsten macht eigene Vorschläge, die uns im Ganzen recht praktisch scheinen, deren nähere Erörterung aber etwas zu trocken ausfallen dürfte. Die Schrift in deutschen Marinesachen ist sehr gehässig gegen die Reichsmarineverwaltung und speciell gegen Duckwitz, zu gehässig um völlig glaubhaft zu sein. Zudem haben neuerliche amtliche Veröffentlichungen dargethan, daß für die kurze Zeit und den Mangel an Hülfsmitteln in der That viel gethan worden ist. Im Uebrigen würden die scharfen Tadler ihre Sprache wol etwas herabstimmen, wenn sie sich danach umsähen welche Erfahrungen Frankreich und Rußland bei ihren Bemühungen eine Staatsmarine von oben herab zu schaffen gemacht und wie viel Lehrgeld sie bezahlt haben. 37.

Diesterweg's Antrag für die Goethe-Stiftung beleuchtet von einer deutschen Frau.

Die berliner „National-Zeitung" vom 25. und 26. Sept. bringt uns einen Antrag Diesterweg's, der in einer seitdem erschienenen Broschüre weiter ausgearbeitet ist.*) Diese Broschüre enthält in ihrem ersten Theile die Begründung der Nothwendigkeit einer weiblichen Bildungsanstalt und ihre Grundzüge, im zweiten eine klare Beleuchtung der F. Fröbel'schen Erziehlehre sowol als der Kindergärten. Das Ganze hat uns ebenso sehr erfreut als angeregt. Die Goethe-Stiftung soll ein deutsches Nationaldenkmal werden, und deshalb will Diesterweg, der würdige Vorkämpfer geistiger Freiheit, sie zu einer Bildungsanstalt des weiblichen Geschlechts gestalten. Deutschlands Frauen mögen freudig den Stern begrüßen der ihnen hier aus dem Chaos ihrer Zustände entgegenleuchtet, der tiefgefühlte Dank aller Bessern aber wird dem Wackern lohnen der das kühne Wort Goethe's: „Licht, mehr Licht!" zur Wahrheit erheben will, indem er die Segnungen echter Aufklärung auch auf die Gebiete zu leiten sucht die bis jetzt richtiger geistiger Beachtung kaum gewürdigt wurden. Er entfaltet hier ein Panier unter das bald die Tüchtigsten sich scharen werden, und Jeder der hier mitwirkt führt in den Frauen zugleich den kommenden Geschlechtern die Bildung zu. Wenn man die schlagenden Gründe des beregten Aufsatzes liest (auf den wir dringend unsere Leser hinweisen), so kann man nur fragen: Wie war es möglich, daß so lange Zeit verstreichen konnte, ehe man begriff wie unendlich wichtig die Bildung des weiblichen Geschlechts für die ganze Menschheit ist? Wol wissen wir, daß der Gedanke manchen sonst philanthropisch gesinnten Mann noch heute stutzig macht: eine generellere Bildung möchte dem Weibe auch generellere Wirkungskreise wünschenswerth erscheinen lassen; auch dürfte es ein allzu befangenes Urtheil verrathen, wollte man die Richtigkeit dieser Ansicht in Frage stellen. Aber ich sehe selbst vom allerspeciellsten weiblichen Standpunkte aus in dieser Voraussetzung keinerlei Grund zu Befürchtungen irgend einer Art. Man erlaube mir diese Ansicht ruhig zu begründen, nachdem ich zuvor aus tiefster Seele die Ueberzeugung ausspreche, daß ich in dem Berufe der Gattin, Hausfrau und Mutter den Inbegriff des höchsten irdischen Glücks, die Quelle des edelsten Stolzes erkenne, und an seine strenge Pflichterfüllung die höchsten Foderungen stelle.

Nehmen wir an: eine gründlich durchgreifende geistige Bildung erweitere den bisher oft unnatürlich beschränkten Gesichtskreis der Jungfrau, sie lernt durch sie die Welt und die Wissenschaft verstehen, vermag sich durch Vergleichungen aus den verschiedenen Gebieten der Natur und Kunst ein selbständiges freies Urtheil zu bilden: — was wird die nächste Folge dieser für uns neuen Erscheinung werden? Ein also gereiftes Mädchen kann und wird sich nicht dem ersten besten Versorger in die Arme werfen; es muß vermöge der gesteigerten Anforderungen seines Innern sorgsam prüfen, ehe es Den wählt der ihr zum Lebensgefährten genügen soll. „Ja Das ist aber gerade das Unglück, wenn die Mädchen so schwer zu befriedigen sind": so rufen hier gewiß viele Väter, Brüder und wol auch andere Jünglinge. Ich meine aber völlig umgekehrt: Das wäre ein großes Glück. Nimmer könnte die Ehe Das werden was sie sein soll, wenn sie auf eine so unverantwortlich leichtsinnige Weise geschlossen wird wie bisher; die meisten Anklagen gegen diese geheiligte Institution finden in dieser Thatsache ihre Begründung und Erledigung.

Die Jungfrau tritt als kaum geistig gereiftes Wesen in die Ehe; sie schließt nur zu häufig ein Bündniß mit dem ihr nicht hinlänglich Bekannten oder Geprüften, und findet dann selten die Bedürfnisse ihres Innern befriedigt, oder den Trieb nach geistiger Fortentwickelung genügend getheilt, wenn das Leben und dessen mannichfache Beziehungen zu spät das selbständige Urtheil zuführen, mit dem sie eigentlich in dasselbe treten sollte. Dieses Urtheil müßte völlig ausgebildet sein, ehe es sich darum handelt aus der unbefangenen Jungfrau eine Weltbürgerin zu entfalten. Würden wir also durch eine extensivere Bildung des weiblichen Geschlechts die Zahl der Ehen auch etwas gemindert sehen, so dürfte doch dann ihre innere Beschaffenheit den wahren Menschenfreund genügend für jenen Verlust zu entschädigen vermögen. Glückliche Ehen werden wir gewiß dann in großer Anzahl haben, und dadurch innerlich befriedigtere Mütter, reicher begabte Kinder. Betrachten wir nun aber die Jungfrau der kein tieferes Gefühl für ihr Herz Befriedigung gewährt im Leben. Sie findet in der

*) Die Goethe-Stiftung. Ein Antrag von A. Diesterweg. I. Die Goethe-Stiftung nach den Anfoderungen der Gegenwart. II. Die Goethe-Stiftung nach Fröbel's Erziehungs-Bestrebungen. Essen, Bädeker. 1849. Gr. 8. 4 Ngr.

ihr gebotenen Quellen ernsten Wissens das beste Ableitungsmittel für jenes altjüngferliche Wesen das uns von frühern Tagen her so schreckhaft vorschwebt. Welch eine neue Welt geht diesem innerlich so unbefriedigten Mädchen in dem zweiten, dritten und vierten Zweige der projectirten weiblichen Bildungsanstalt auf! Sie denen die Natur das Glück vorenthält eigene Kinder an die sehnende Brust zu drücken, sie vermögen jetzt im Kindergarten dem edelsten Triebe des Weibes nützliche und innerliche Befriedigung zu geben. Die Sprache versagt hier fast den Dienst, wenn die Größe des Gedankens in seiner ganzen Bedeutung vor uns tritt. Wer selbst, mit allen Fasern des Innern im eigenen Geschlechte wurzelnd, die namenlosen Leiden desselben in ihrer schmerzensvollen Mannichfaltigkeit an so vielen trefflichen Wesen gesehen; wer oft mit ihnen gelitten und geweint, wenn sie die Wunden still bluten ließen, damit nicht unzarte Hände sie unsanft berühren, und um so schmerzlicher zucken lassen möchten, dem muß jetzt das Herz höher schwellen, wenn das lange still gehegte Ideal besserer Frauen sich endlich zur schönsten Wirklichkeit zu gestalten scheint. Deutschlands Männer werden es begreifen, daß sie eine verjährte Schuld abzutragen haben, und den großen Genius der deutschen Nation ehrt man um so würdiger, wenn man den Mahnruf für diese heilige Foderung an seinen Namen knüpft. Es erstehe eine Bildungsanstalt für Die deren ganzes Wesen die höchste Bildungsfähigkeit verräth, ohne daß in den längst aufgelockerten Boden bis jetzt die rechten Keime gesenkt wären um seine Kraft zum Wohle des Ganzen hinlänglich bethätigen zu können.

Der erste Zweig der Bildungsanstalt wäre dem Diesterweg'schen Antrage zufolge einem Lehrcursus über physische und psychische Erziehung für das herangewachsene weibliche Geschlecht gewidmet. Die Wichtigkeit dieses Lehrgegenstandes ist so einleuchtend, daß es darüber nur weniger Worte bedarf; doch mag hier ein Gedanke besonders hervorgehoben werden. Es ist ein allzu natürliches Bedürfniß des Menschen sich für seine Bestimmung auszubilden, um nicht den großen Mangel zu fühlen, daß die große Bestimmung des Weibes: den Menschen in seiner wichtigsten Lebensperiode zu überwachen, bis jetzt einzig dem mütterlichen Instincte überlassen blieb. Wol stimmen wir Frauen mit ein in den allgemeinen Ruf: dieser Instinct der Mutter ist eine heilige Offenbarung der Liebe. Aber wissen wir es nicht aus tausend Erfahrungen, daß die Liebe gern sich selbst opfert um das Geliebte zu beglücken, daß sie zumal bei Frauen, einem alten aber wahren Sprüchworte zufolge, fast immer das Herz mit dem Verstande davonlaufen läßt? Wird daher die heilige Flamme der Mutterliebe erst durch zweckmäßige Bearbeitung des Verstandes so geleitet, daß wir ihre Glut da zu beherrschen wissen, wo es zum Besten des Kindes erfoderlich ist: dann werden wir die Opferfähigkeit der Mutter auf eine ihrer würdige Weise ausbilden, und nicht, wie jetzt so oft, durch sie zur Sklavin eines despotischen Kindes herabsinken; dann erst trifft uns der große Augenblick würdig vorbereitet der ein hülfloses, weinendes Wesen an unsere Brust legt.

Das Kind ist von der Natur angewiesen seine Selbständigkeit durch uns entwickelt zu sehen. Um Dies zweckmäßig zu vollbringen müssen wir fowol Körper wie Seele des Menschen richtig erkennen. Dies wird mit vollkommenem Recht als erstes Bildungsmittel für das weibliche Geschlecht betrachtet. Daß der zweite Vorschlag: eine Anstalt zur Befähigung von Müttern und Kinderpflegerinnen für die erste Erziehung der Kinder, innig mit dem ersten zusammenhängt liegt auf der Hand; doch scheint mir hier schon mehr an die praktischen Uebungen im Kindergarten gedacht zu sein. Wie trefflich Diesterweg die großen Mängel der jetzigen Erziehung, und besonders die Untüchtigkeit der sogenannten Kinderpflegerinnen angedeutet, dafür müssen ihm Tausende danken. Das ist gerade der wunde Fleck auf den vielleicht jetzt von neuem ein Mann hinweisen mußte um Deutschland diese Mängel erkennen zu lehren, denen so manches tiefere Uebel zugeschrieben werden muß dessen Quell man bisher nicht erkannte. Die Engländer, diese großen Praktiker, sind uns hier mit dem besten Beispiele vorangegangen, indem sie in ihren nurses zeigen was denn eigentlich eine Kinderpflegerin zu bedeuten habe. Bei uns verschüttet man vor lauter unausführbaren Plänen das Kind mit dem Bade. Die Mutter soll durchaus Alles in Allem sein. Das geht aber nicht. Denn jeder denkende Mensch muß sich sagen, daß ein junges Weib von dem man das Unmögliche fodert entweder seine Pflichten leichtsinnig nehmen muß, oder sie zu erfüllen sucht und dabei unterliegt, im bessern Fall mit gebrochenem, sich selbst bitter anklagendem Gemüthe. Fragt man aber, wie ich es oft gehört: Worin besteht denn die ungeheuere Last die wir den Frauen aufbürden? so erlaube man mir eine kurze Skizze aus vielen mir bekannten Kreisen zu entwerfen. Eine jung verheirathete Frau soll ihrem Haushalt ordentlich vorstehen, im günstigsten Falle doch Alles selbst beaufsichtigen. Dabei fällt mancher Verdruß vor, der auf ihre Gesundheit schädlich einwirkt, die gemeiniglich, wenn sie Mutterfreuden erwartet, ohnehin etwas angegriffen ist. Dabei hat sie wol auch noch gesellige Anfoderungen zu befriedigen, und thut also redlich das Ihre, wenn sie dem Gatten all dies kleine Ungemach verbirgt und eine heitere Gattin, sorgsame Hausfrau bleibt. Nun kommt der ersehnte Augenblick heran. Wir wissen es Alle wie groß die Freuden, wie schmerzensvoll aber auch in vielen Fällen die Folgen dieser neuen Katastrophe für die Mutter sind. Hat die Mutter sich völlig erholt, und kommt die frohe Kinderschar recht gedrängt hintereinander in die Familie, so ist es ja wiederum nicht möglich, daß ein so geplagtes Weib dem Rufe der hier unvernünftig gesteigerten Pflichtanfoderung genüge, der da mahnt: die Mutter müsse Alles selbst sehen, hören und thun. Wenn sie alle zwei Jahre einen Säugling an der Brust hat, so kann sie die lebhaften geistigen Bedürfnisse der ältern Kinder nicht gehörig beachten, und es wäre wol endlich Zeit, daß wir feste Veranstaltungen träfen um in tüchtigen Kindermädchen den armen, von Natur und Menschen schwer belasteten jungen Frauen kräftige Stützen zu verschaffen. Es ist zwar bei vielen Besprechungen völlig unpassend die eigene Persönlichkeit mit in den Vordergrund zu stellen, obgleich schon Goethe sagt: „Wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken muß, indem er, geberde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird": hier aber glaube ich wird es um so lebhafter auf die Ueberzeugung meiner Leser einwirken, wenn ich ihnen ehrlich erkläre über den beregten Gegenstand eben nicht wie der Blinde von den Farben zu reden, sondern seine wichtigen Fragen aus eigener Erfahrung und allernächster Anschauung beurtheilen zu können, und zwar in dem Zustand völliger Seelenruhe, wo die Verwirrungen der angedeuteten Epochen hinter mir liegen und nur neben der Freudigkeit eigenen kräftigen Ueberwindens die Erkenntniß zurückließen, dieses siegreiche Ringen sei nur unter den günstigsten Verhältnissen, unterstützt von körperlicher Gesundheit, geistiger Frische und andern glücklichen Umständen, möglich. Die Frauen welche solche Siege ihrer eigenen Kraft zuschreiben haben mehr Selbstgefühl als ich, und unterschätzen jedenfalls die mangelhafte Vorbildung der Jungfrauen, die ungenügende Unterstützung der Kindermädchen und den gänzlichen Mangel an Anstalten, wohin kleine Kinder mindestens für einige Stunden täglich, leiblich und geistig gut berathen, geschickt werden könnten, ebenso sehr wie Das was ihnen vor vielen Tausenden vielleicht hülfreich die große Aufgabe ihres Lebens lösen half. Kein Vorwurf trifft die armen Mütter, wenn sie oft ohnmächtig verzagen; nur Die sind zu verdammen die trotz dieser offenbaren Uebelstände leichtsinnig den Weltfreuden sich hingeben und lächelnden Mundes die alberne Versicherung geben: ihre Kinder wären sehr gut berathen, sie hätten eine tüchtige Kinderfrau. Fragt man dann weiter, wo diese Kinderfrau die richtige Behandlung der Kleinen erlernt, so heißt es wol: eine gutmüthige Bäuerin sei das höchste Ideal

für diese wichtige Stelle, die negativen Tugenden dieser Menschen müssen den Mangel allen positiven Erkennens ersetzen, und die hier als würdig bezeichnete Stellvertreterin der Mutter versteht weder die leisen Symptome des aufdämmernden Geistes noch die drohenden Zeichen erwachsender Fehler zu erkennen. Sie weiß nicht das Kind zur Liebe und Nachgiebigkeit bei dem oft sich erhebenden Streit der Geschwister zu mahnen, noch steht sie den Kindern als gerechte Richterin in gehöriger, achtunggebietender Stellung gegenüber. Ihr höchstes Verdienst ist allenfalls eine kluge Vermittlerin zu sein, und oft muß sie dieses Amt auf Kosten der ersten pädagogischen Begriffe durchführen: denn gemeiniglich müssen Versprechungen auf Leckerbissen oder Geschenke den augenblicklichen Wunsch der Kinder zur Ruhe sprechen, indem Habsucht und Neid um so tiefer genährt werden, als ihre Befriedigung zum Köder für die armen, ach so schlecht berathenen Kinder gebraucht werden. Dies sind echte Kinderstubenbilder, Das werden mir viele Mütter bezeugen.

Die dritte Anstalt soll nach dem vorliegenden Plan ein Seminar für Erzieherinnen und Lehrerinnen, verbunden mit Mädchenschulen, werden. Auch dieser Gedanke ist ebenso zeitgemäß als bereits längst für dringend erkannt. Die vielen Verhältnisse welche das Bedürniß nach tüchtigen Erzieherinnen immer näher rücken machen es besonders nöthig solchen Familien tüchtig durchgebildete Mädchen zuweisen zu können, und die ganze Leitung der künftigen Generation wird inniger und harmonischer werden, wenn erst eine Musteranstalt ins Leben gerufen ist, nach deren Principien dann auch an andern ähnlichen Instituten verfahren werden könnte. Durch ein weibliches Seminar würde der ganze Stand der Lehrerinnen gehoben; denn Alles was man bis jetzt gegen weiblichen Unterricht einzuwenden hat beruht auf der mangelhaften, oberflächlichen Unterweisung die großentheils die Lehrerinnen selbst genossen. Es verräth eine bedeutende Anlage zum Lehren, die uns gleichsam in der Natur des Weibes begründet scheint, und die sich sowol in der Geduld als in dem Eingehen mit dem Kinde in dessen Eigenthümlichkeit zeigt, daß bei den jetzigen, meist trostlosen Vorschulen für höhere weibliche Bildung Das von ihnen geleistet werden konnte was uns ebenso überraschend wie erfreulich in einzelnen tüchtigen Lehrerinnen entgegentritt. Werden nun alle diese Kräfte concentrirt, so muß der Brennpunkt eine belebende Wirkung auf nah und fern üben, und sowol die Mädchenschule des Seminars als die vierte Anstalt, der Kindergarten, werden einander ergänzen. Was in dem Kindergarten nach Fröbel'scher Weise vorbereitet wird, Das geht, tüchtig vom ersten Anfangspunkt entwickelt, in die Schule über, und schließt sich später dem Seminar oder dem höhern Lehrcursus für Jungfrauen an; und so erscheint uns der ganze Plan wie ein sinnig geordnetes Gewebe, von dem man nicht eine Masche lösen kann ohne das Ganze zu zerstören. Wer in dem zweiten Theil der Broschüre Diesterweg's Urtheil über Friedrich Fröbel, den Gründer der Kindergärten, liest, der erkennt gar bald, daß der denkende Pädagog, der seit so vielen Jahren rastlos den Verbesserungen des Unterrichts und der Lehrerverhältnisse lebt, hier einen würdigen Verbündeten gefunden zu haben scheint. Beherzigungswerth aber für Jeden der dem Erziehungsfache nahe steht ist die Erscheinung, daß diese zwei Männer im höhern Lebensalter durch ihre reichen Erfahrungen dahin zusammengeführt werden den wichtigsten Theil der Pädagogik in der zweckmäßigen Leitung der ersten Lebensjahre des Kindes zu finden. Nur folgerichtig erscheint es daher, wenn sie die Bildung des weiblichen Geschlechts als das wesentlichste Erforderniß jeder Verbesserung betrachten, und daß sie diese beiden Zwecke in der Goethe-Stiftung verbinden wollen, ist ein lebensvoller, schöner Plan, an dessen Realisirung sich gewiß die frohesten Hoffnungen wie die herrlichsten Segnungen knüpfen werden. Für uns Frauen ist es wol schon früher klar geworden, daß Aehnliches wie das jetzt Angestrebte noth thut; denn wer von uns mit einigem Nachdenken ihrem Berufe lebte der konnte es nicht entgehen, daß für die erste, wichtigste Epoche des Menschen bis jetzt Alles dem Zufall überlassen blieb. Wie unberechenbar wohlthätig aber der Nutzen der Fröbel'schen Kindergärten für die Gegenwart ist geht schon aus der einfachen Thatsache hervor, daß unsere Jungfrauen doch wenigstens in ihnen Gelegenheit finden sich einige Vorkenntnisse ihres großen Berufs zu erwerben, und somit tüchtigere Mütter zu werden versprechen. Denn ebenso unnatürlich klein waren von jeher die Ansprüche der Deutschen an ihre Jungfrauen, wie sie nachher unnatürlich gesteigert in Bezug auf die Frau und Mutter wurden. Daß also hier ein wichtigeres Verhältniß eintrete, ist der erste Vortheil des Kindergartens. Indem er das Mädchen die Kindheit beachten lehrt, zieht er sie ab von unthätiger Schwärmerei und eitler Weltlust, und *sieht* sie, *versteht* sie die tief begründeten und heiter ausgeführten Spiele des Kindergartens, so wird sie einst ahnen was auch in ihrem Kinde vorgeht. Gewiß läßt keine nach Fröbel'schen Principien unterwiesene Kindergärtnerin die Zeit der geistigen Aussaat träumerisch verstreichen, wenn sie einst ein holdes Kind das ihre nennt, und immer sinniger wird sie die Ideen des Meisters auffassen und auf das Leben übertragen, je veredelter ihr Wesen, je ausgebildeter ihr Geist ist. Deshalb möge es künftig als höchster Stolz der deutschen Jungfrau gelten eine tüchtig durchgebildete Kindergärtnerin zu werden. Und gewiß, wenn die Nebel erst gefallen sind die dieses reine Licht umhüllen, so wird die Sonne der Wahrheit Allen klar entgegenleuchten, und man wird einsehen mit Diesterweg und Fröbel: In den Kindern, in den Frauen ruht Deutschlands Zukunft; deshalb, ihr Männer die ihr euer Vaterland liebt, sorgt für diese, bis jetzt nicht genug beachteten, heiligen Pfänder der Nation! Gebet ihnen was sie bedürfen: „Licht, mehr Licht!", und lasset Goethe's Ruf zum Prophetenworte werden, das einen neuen Morgen langsam, aber klar und hell über unser großes, schönes Vaterland heraufführt!

Von den Vereinen für die Goethe-Stiftung ist die Prüfung des Plans mit Sicherheit zu erwarten. Wollten sie nicht darauf eingehen, so müßten sie einen Gedanken entdecken dessen Realisirung tiefer in das Leben der Gegenwart und Zukunft eingriffe. Denn an den Namen Goethe soll sich nur Großes und Bedeutendes anreihen. Alles was die deutsche Nation für ihn empfänglich macht kann sie nur veredeln. Mit Wahrheit hat das berliner Comité für die Goethe-Stiftung ausgesprochen: „Wer Theil hat an Bildung, hat auch Theil an Goethe." Also, Das folgt daraus: daß so Viele leben welche keinen Antheil an ihm haben liegt an dem Mangel der Bildung, und, um immer Mehrere für ihn und seine großen Schöpfungen empfänglich zu machen, muß man die Bildung erhöhen und ausbreiten. Eine Stiftung welche dieses Resultat in höhere Aussicht stellt ist des Namens Goethe würdig.

Bibliographie.

Das Europäische Eisenhütten-Gewerbe. Statistisch, commerziell, technisch, und mit besonderer Beziehung auf die Schutzzoll-Verhältnisse betrachtet von einem erfahrenen Eisenhüttenmann. 2te bis auf das J. 1849 vervollständigte und vermehrte Auflage. Leipzig, Spamer. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Gervinus, G. G., Handbuch der Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 4te Auflage. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Holzhauser's, B., Lebensgeschichte und Gesichte nebst dessen Erklärung der Offenbarung des h. Johannes. Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Einleitungen und Erläuterungen versehen von L. Clarus. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr.

Humboldt, H. v., Drei Schöpfungsfragen und christliche Antworten. Ein Ruf aus der Zeit. Aus Manuscripten. Leipzig, Spamer. Gr. 8. 15 Ngr.

Laube, H., Das erste deutsche Parlament. 3ter Band. Leipzig, Weidmann. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 299. — 14. December 1849.

Der Neuzeit Schwimmung.

Unsere Zeit heißt eine bewegte, was eigentlich jede ist, nur nicht immer mit krampfhaften Zuckungen. Kommen diese, dann fragt ein vernünftiges Geschlecht nach Ursachen derselben, Heilkundige bestreben sich Mittel der Beruhigung zu finden, und haben vielleicht jene ebenso selten erforscht als die letztern zur Hand, weil in der menschlichen Pathologie und Therapie die Lehre von den Krämpfen zum dunkelsten Theile gehört.

Wenn wir Körperliches und Geistiges als verschieden voraussetzen, einen Weltdualismus, dem wir selbst angehören mit Leib und Seele, Aeußerlichem und Innerlichem, Gesehenem und Sehendem, für welches Sehen es nach Kant einen äußern und innern Sinn gibt, so sind wir Menschen in unserm zeitlichen Dasein beidlebige Wesen, Amphibien für Himmelsluft und Erdwasser, in deren Persönlichkeit sich das Doppelleben einet, durcheinander wirkt und sich auswechselt, und Richtungen der Thätigkeit nach außen wie nach innen veranlaßt. Wo das Bewußtsein des Beidlebigen verschwindet, oder sich krankhaft verwirrt, da ist Einer nicht bei sich.

Den Anfang aller Lebensbewegungen und ihrer Richtung gewahren wir im persönlichen Leben, in bewußter freier Selbstbestimmung. Sie erscheint als Unruhe und Aufregung, als Bildung von Zwecken und Absichten, als Streben nach neuem Erwerbe, sei es der Gedanken oder der Genüsse, welches schon bei dem ersten Menschenpaar im Paradiese sich kundgegeben, und noch gegenwärtig in dem Vorwärts sich ausdrückt dem die Rüstigen unsers Geschlechts huldigen. Das bloße Dasein der Körperwelt genügt nicht, man will den Besitz verborgener Kräfte um äußerliche Erscheinungen zu beherrschen; die bloßen Seelenzustände dünken mangelhaft, man will ein tieferes Erfassen derselben, ernsteres Erforschen seiner selbst, und womöglich eine Gemeinschaft mit vollkommenern Wesen zur Erhöhung der eigenen Geistigkeit. Weil nun für beiderlei Streben die Mitwirkung des äußern und innern Sinnes fehlt, welche nur kennen was ihnen gegenwärtig ist, so bleibt es stets auf ein Unsinnliches gerichtet, mit Berufung auf sich selbst und eigene Persönlichkeit, etwa als unüberwindliches Gefühl oder Glaube zu bezeichnen. Religion und Sittlichkeit sehen hierin ihre Wurzel, jene als Glaube an Gottheit, Höheres als die Sinnenwelt, diese als Glaube an Tieferes wie Lust oder Schmerz, ans Gewissen; jene ist Richtung über uns hinaus, diese ist Richtung in uns hinein. Die mancherlei Formen in denen solche Doppelrichtung in der Menschheit sich gezeigt bilden den Inhalt der Religions- und Sittengeschichte.

Jegliches Zeitalter erwirbt davon einen Theil, bestimmt dadurch den Charakter seiner Gedankenbewegung, welche in Begriff und Wort gefaßt nach weitestem Sinne die Philosophie des Zeitalters genannt werden könnte. Während nun sonst wol die äußern Zustände eines Volks vorbildend für seine Philosophie gewesen, ist bei uns Deutschen die philosophische Gedankenbewegung ein Vorbild für unsere Zustände geworden; der lebhafte Betrieb von Begriffen in Schulen und Hörsälen — ein Wühlen und Durcharbeiten — verbreitet sich auf den Markt, in die Regierungen und Volksversammlungen: wir sind ein politisch aufgeregtes Volk von Denkern.

Als Ausschnitt solcher Gegenwart lassen sich einige uns jüngst zugekommene Schriften betrachten, deren in dieser Beziehung vorhandene Eigenheit eine Uebersicht und Würdigung verdient, zumal sie nach ihrem verschiedenen Standpunkt das Heil der Gedankenbewegungen und Zustände im Auge haben. Für alles menschliche Erkennen gibt es ein Nichterkanntes, über dessen Schranke jenes hinausstrebt, und im Aufgeben engerer Genügsamkeit unbefriedigt eine Zerrissenheit des Denkers zur Folge hat, die in unsern Tagen von manchen Seiten eingestanden und beklagt worden, und von jeher in Zweifel und Geringschätzung alles menschlichen Wissens und Erfahrens sich kundgegeben. Nehmen wir die erste kleine Schrift zur Hand.

1. Was bleibt? Zeitgemäße Betrachtungen des Königs und Predigers Salomo über die Eitelkeit aller Dinge. Uebersetzt und erklärt und in ihrem wohlgeschlossenen Zusammenhange entwickelt von F. W. K. Umbreit. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 1849. Gr. 12. 12 Ngr.

König Salomo selbst ist es wol nicht der in dem Koheleth, einer Schrift des Alten Testament, zu uns redet, sondern ein späterer Anhänger skeptischer Philosophie, der nicht mit frischem Prophetenthum und positivem Mosaismus den Schmerz des Lebens überwindet, sondern dem die Entsagung als Resultat sich aufgedrun-

gen. Alles ist ihm Eitelkeit: Königthum, die Weisheit mit übler Qual, Sinnenfreude und Lachen, Nachruhm, Thätigkeit, Geldbesitz, Thorheit, Frömmigkeit, Weiber, Schicksal, am Ende der Tod, viel Büchermachen und Studiren, welches den Leib ermüdet, Eitelkeit der Eitelkeiten, Alles Eitelkeit. Schwerlich hat Jemand das Nichtige des menschlichen Daseins schärfer und trostloser gezeichnet als dieser Prediger, und wenn es am Ende heißt: „Den Gott fürchte und seine Gebote halte, denn Das ist für jeden Menschen", so ertönt hierin ein Klang aus der Volksreligion der mit dem übrigen Inhalt des Werks schlecht übereinstimmt, und als ein müßiger Anhang der Eitelkeiten erscheint. Umbreit verweist von diesen trüben Auffassungen án die Psalmen und Propheten, an die Weisheit frommer Ergebung des Menschen Gott gegenüber, dem Heiligen in Israel, dessen Heil ewig dauert, gewiß mit vollem Recht. Aber wenn wir fragen: was bleibt? — nämlich unter Menschen welche auf Erden leben und nach Erkenntniß trachten — so gehört auch der Skepticismus dazu, welcher schon Jahrhunderte vor uns gewesen und in unserer Zeit noch vorhanden, auch wol in Zukunft, wenngleich nicht immer in dem abgeblichenen Klaggewande des Salomonischen Predigers.

Da der Glaube eine religiöse und sittliche Erhebung und Vertiefung ist, der Zweifel dagegen Herabdrückung und Verseichtigung beider, so sucht die menschliche Vernunft als Ausdruck jener Erhebung und Vertiefung sich zu helfen, und weil sie über Begriffe Herrschaft führt, durch Gründe die Zweifelbegriffe zu besiegen, um eine unterbrochene Gläubigkeit wiederherzustellen. Der Werth des Unternehmens ist in allen Zeiten, auch den unserigen, anerkannt, und ihm ist die zweite Schrift gewidmet.

2. Briefe an einen Zweifler über die Religion. Von F. L. Frantz. Landau, Kaußler. 1849. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Verf. beruft sich darauf, daß Religion bei allen Völkern der Erde gefunden wird, daher sehr wichtig ist, und nur der Glaube Glück und Trost im Leben gewähren kann, weil ohne ihn die Eitelkeit desselben eingeräumt werden muß. Auch hätten die tiefsten und gründlichsten Denker aller Zeiten sich zum Glauben an Gott bekannt, er sei etwas allgemein Menschliches, ebenso der Glaube ans Gewissen. Fänden sich Abweichungen dieses Glaubens, so beziehen sie sich auf die Vorstellungen von Gott, nicht auf den Glauben an dessen Dasein, worin der Ursprung aller Dinge, der Anfang alles Werdens gesucht wird.

Die Gründe sind gut, doch nur für Diejenigen welche Glück und Trost im Leben haben, und dem allgemein Menschlichen sich anschließen wollen, nicht für Diejenigen deren Zerrissenheit weder Glück noch Trost sucht, und das allgemein Hochgestellte geringschätzt. Heißt es ferner: „Das Unmögliche des Unmöglichsten ist, daß aus einer bewußtlosen Materie Wesen entstehen könnten welche mit Denkkraft begabt sind", ein Satz den Leibniz zum Grundpfeiler seiner Philosophie machte (den Weltdualismus): so gibt es doch neuere Philosophen denen das „Unmögliche des Unmöglichsten" keinen Anstoß gegeben, sondern die sich dazu bekannt. Ueberhaupt sollte ein Unmögliches aus der Philosophie vertrieben sein, seitdem der Widerspruch — ein Schattenriß des Unmöglichen — zum Kennzeichen speculativer Wahrheit erhoben wurde.

Es fehlt nicht eine Hinweisung auf Ordnung, Plan und Zweckmäßigkeit der Schöpfung, auf den Instinct der Thiere, der Blindsehenden, welcher eine Schildkröte am fremdesten Ufer den nächsten Weg zum Meere finden läßt u. s. w., welcher Beweis für das Dasein eines weisen Schöpfers von Kant der älteste, klarste und der gemeinen Vernunft am meisten angemessene genannt wird, indem er das Studium der Natur belebt, und es wird gefolgert: Gott könne nicht im Zustande eines „unvordenklichen Seins", d. h. eines unbestimmten Nichts vor dessen Selbstentwickelung, gewesen sein, sondern wir müßten uns Gott als das allervollkommenste Wesen von Ewigkeit her denken. Der Verf. mag Dies wieder mit den Philosophen ausmachen die solches Unvordenkliche behauptet haben. Er geht rasch über zu den göttlichen Eigenschaften der Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit, Allweisheit, Güte, Liebe, Gerechtigkeit, Heiligkeit, und behauptet ein unverrücktes Voranschreiten der Menschheit, ihre trotz aller Verirrung stets „regelmäßig" fortschreitende Entwickelung und Vervollkommnung. Ein Zweifler möchte doch am „Regelmäßigen" wenigstens bedeutenden Anstoß nehmen. Bei dem Verhältniß göttlicher Vorsehung zur menschlichen Freiheit bemerkt der Verf. selbst: „Es bleibt uns nur übrig beide für wahr zu halten, an beide zu glauben, weil wir an der Grenzlinie angekommen sind, wo Wissen und Begreifen aufhört und das Reich des Unbegreiflichen und Geheimnißvollen anfängt." Wir standen schon immer an dieser Grenzlinie. Wer in seinen Lebenserfahrungen die Spuren einer lenkenden Vorsehung findet ist gewiß befugt sich davon überzeugt zu halten, aber wird den Zweifler nicht besiegen, der solche Spuren nicht entdeckt.

Leichtere Anerkennung wird den Sätzen zu Theil: daß des Menschen Bestimmung eine freithätige Wirksamkeit sei, daß er seiner Natur gemäß lebe, daß seine Geistigkeit im Unterschiede von den Thieren in Vervollkommnungsfähigkeit bestehe, daß diese wie der sinnliche Genuß des Daseins seinem Zustande angehöre, daß die Herrschaft geistiger Triebe (der Stimme des Gewissens) Tugend, Wille Gottes, und das Gegentheil Sünde sei, daß daraus Achtung und Verachtung ihren Ursprung nehmen, daß die Beherrschung der Sinnlichkeit in dreifacher Richtung des Denkens, Fühlens, Wollens im Allgemeinen Religion heißen könne u. s. w.

Hieran schließt sich der anerschaffene Geselligkeitstrieb, woraus Menschenliebe, Nächstenliebe sich entwickelt und zum Inbegriff geselliger Tugenden macht, welche mit Beherrschung seiner selbst zur Vollkommenheit und Glückseligkeit führen. Religion, besonders das Gebet wird ein Mittel zum Erreichen unserer Bestimmung. Glaube an Unsterblichkeit stärkt eine mit Aufopferungen verbundene

Tugend, gründet sich auf unser unmittelbares Bewußtsein als Thatsache, und wird verbürgt durch Gottes Güte, Liebe, Gerechtigkeit, Vergeltung, Weisheit. Schließlich nennt der Verf. das religiöse Glauben mehr als Ueberzeugung, nicht Sache des Verstandes, sondern von einer ebenso großen Gewißheit als das Leben selbst, ein „unmittelbares Innewerden des Göttlichen".

Aus dieser Reihe von Betrachtungen erhellt, daß der Glaube auf sich selbst zurückweist; Dasselbe thut auch der Unglaube, wenn er einmal da ist, und ihm soll abgeholfen werden durch „Ueberzeugung", die jedoch weniger Kraft besitzt als der Glaube, daher diesen nicht hervorruft, weswegen auch schwerlich ein entschiedener Salomonischer Zweifler dadurch zum Glauben gelangt, sondern sprechen könnte: „Auch dieses Denken und Belehren ist eitel wie alles menschliche Dichten und Trachten!" Unstreitig liegt in solcher Geringschätzung des Menschendaseins eine gewisse Größe, aber eine negative, gleichwie die positive im Glauben und dessen Erhebung; und man dürfte weniger fragen: wie tritt jene aus dem Menschen hervor, als: wie kommt sie in den Menschen hinein? Erinnern ließe sich an die Worte Jacobi's gegen Mendelssohn, der Ueberzeugung durch Vernunftgründe zu suchen gestand: „Wir Alle werden im Glauben geboren, und müssen im Glauben sterben, wie wir Alle in Gesellschaft geboren werden und in Gesellschaft bleiben müssen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Pfarre und Schule. Eine Dorfgeschichte von Friedrich Gerstäcker. Drei Bände. Leipzig, Wigand. 1849. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Das Genre dehnt sich aus: vor uns liegt eine Dorfgeschichte in drei Bänden, Das heißt doch Fortschritt! Rechts und links hat der Verf., wie er in dem Vorworte sagt, in das Leben hineingegriffen und hingestellt was und wie er es fand; „wir Menschen sind nun einmal keine Ideale", fährt er fort, „und selbst aus dem Romane müssen diese verschwinden, wenn er der Wirklichkeit gehören soll". Da wäre denn nun durch diesen Grundsatz Friedrich Gerstäcker's auf einmal aller Streit, aller Zwiespalt gelöst: weg mit dem Erhabenen, weg mit dem Ideale, weg mit der Kunst; schreiben wir die Wirklichkeit ab. Denn etwas Anderes ist dann diese Production nicht als eine Copie der gemeinen Wirklichkeit; ihr arbeitet noch einmal in euern Büchern die allgemeine Jämmerlichkeit durch, ihr habt keinen Halt, in all dem Treiben keinen Stand, keine Richtung, die Poesie ist der Abklatsch der Wirklichkeit und darum nichts Anderes als diese! So weit wären wir nun gekommen, daß die politischen und socialen Zerwürfnisse auch noch die letzte Zuflucht des Menschengeistes, die Kunst, uns hinwegnehmen; aber zum Glück wird die Ansicht Gerstäcker's keine allgemeine werden, und wir wollen hiermit feierlichst gegen dieselbe als eine falsche, verderbliche protestirt haben. Der Verf. sagt ferner, er könne auch „kein vollendetes Ganzes" bieten, weil — nun, weil der Roman in der Jetztzeit in Deutschland spiele. Wer in der Kunst die Ansicht hat, daß er nichts Ganzes bieten könne, der warte bis er es im Stande ist, denn die Halbheit ist aller Laster Anfang; und wer glaubt, daß bei den jetzigen Zuständen Deutschlands für die Literatur Nichts zu thun sei, nun denn der hänge die Harfe an die Weiden! Der Verf. führt uns in ein deutsches Dorf Horneck zu Anfang des Frühjahrs 1848. Pfarrer und Diakonus, Schullehrer und sein Gehülfe bilden hier die Hauptrepräsentanten der Ansichten über Trennung der Schule von Kirche; sowie wir überhaupt in diesem ganzen Buche vor lauter Tendenz zu keiner Ruhe und zu keiner Freude an den Gestalten gelangen. Da drängt sich die Politik, die Ideen über Socialismus und Proletariat fortwährend vor. Am weitläufigsten, fast bis zur Ermüdung wird jedoch die Trennung der Schule von der Kirche in den Gesprächen zwischen Pfarrer und Schullehrer behandelt: es werden statistische Nachweise über Schullehrergehalte geliefert, und fast abhandlungähnlich zieht sich die Debatte breit und weit vor uns her; es werden Auszüge aus den Generalartikeln von 1580 gebracht und ihre Unbrauchbarkeit nachgewiesen; von S. 182—244 dehnt sich das Thema aus und kehrt hier und da wieder. Der Inhalt der Handlung selbst, wenn man die zwischenliegenden Streitfragen bei Seite setzt, ist folgender. In Horneck kommt ein flüchtiger Demagoge an, verfolgt von der Policei; da er sich nirgend mehr retten kann, so flüchtet er heimlich in das Pfarrhaus und kommt in das Wohnzimmer der Tochter. Diese verspricht ihn zu retten, und die Liebschaft — denn anders vermag man Das nicht zu nennen — ist vollendet. Die Flucht des Dr. Wahlert mislingt, und der Oberpostmeister bringt ihn ins Gefängniß. Der Pfarrer, der nun weiß, daß der Gefangene Sohn seines Superintendenten ist, sucht ihn durch Fürsprache zu retten; allein der Postmeister, der Winke bekommen hat welches Gewicht man auf den Gefangenen lege, verweigert es. Da kommt nach Horneck die Nachricht von der in der Stadt ausgebrochenen Revolution. Auch Horneck bleibt nicht zurück, denn jedes Städtchen hat seine Wühler, seine Misvergnügten. Es werden Demonstrationen gegen den Oberpostmeister ausgeführt, die gesammte Demokratie des Dorfes macht sich dabei etwas lächerlich, aber endlich, nachdem die Pfarrerstochter selbst ins Gefängniß zu ihrem Geliebten gedrungen ist, gelingt die Rettung. Wahlert stellt sich nun in der Residenz an die Spitze der Bewegung, und als der Anfang des J. 1849 kam, wo die Gemüther ruhiger wurden, und hier und da die Reaction wieder ausbrach, zog er sich verstimmt nach Horneck zurück und ward der Gatte der Pfarrerstochter. Nebenher läuft nun die unglückliche Liebe des Hülfslehrers zu dieser und die Geschichte einer Harfnerin und ihres Vaters; Jene war früher Wahlert's Geliebte und schwärmt bis an ihren Tod für ihn, Dieser war ein zurückgekommener Kapellmeister. Der mit eingeflochtene humoristische Dichter Strohirsch, sowie Dr. Levi und Andere sind mehr Stafagefiguren, sowie überhaupt die ganze Erzählung keinen rechten Mittelpunkt hat und in der breiten Anlage sich gewaltig auseinander fährt, und fremdartige Dinge mit einer Wichtigkeit behandelt werden als seien sie zum Ganzen wesentlich. So wird ein ganzes Capitel (III, 1) einer Treibjagd gewidmet und darin eine ausführliche Beschreibung, gleichsam eine technische Anweisung eines Kesseltreibens geliefert. Die Schilderung der politisirenden Bauern, sowie der Kaffeegesellschaft mag wol der gemeinen Wirklichkeit recht ähnlich sehen; aber darum haben diese Scenen doch keinen Anspruch auf poetische Behandlung. Die Schilderung der Conversation in der Kaffeegesellschaft (II, 6) kann technisch betrachtet sogar als ganz wahr und gelungen gelten; aber dennoch ist der Inhalt gedruckt wie ungedruckt nicht sehr anziehend. 33.

Die Todesstunde einer glänzenden Königin der Feste.

Aus dem Munde eines Augenzeugen erzählt der Verfasser der neuerschienenen Lebensbeschreibung Nelson's („Memoirs of the life of vice-admiral Lord Viscount Nelson; by *Thomas Joseph Pettigrew*", 2 Bde.) die letzten Momente der einst so gefeierten Lady Hamilton, die durch Geist und Schönheit Alles bezaubert hatte. Als die Geliebte Nelson's nach Calais floh überließ ihr Herr von Rheims ein kleines

Haus, das sehr schlecht eingerichtet war. Mrs. Hunter, des Autors Berichterstatterin, pflegte täglich für einen kleinen Lieblingshund beim Metzger Fleisch zu bestellen. Bei dieser Gelegenheit kam einmal Herr von Rheims zu ihr. „Ach Madame!" sagte er; „ich weiß Sie sind gut gegen die Engländer; hier ist eine Lady die über den kleinsten Bissen Fleisch den Sie Ihrem Hunde reichen froh wäre." Auf Befragen wer die Lady sei wich er aus und entgegnete, ihr Stolz erlaube ihr nicht Jemand zu sehen, auch habe er ihr Geheimhaltung versprechen müssen. Mrs. Hunter bat ihn die Dame mit Allem zu versehen was sie bedürfe, Wein u. s. w., als wenn es von ihm selbst käme, und bot sich an es zu bezahlen. Das geschah einige Zeit bis die Lady sehr krank ward, und er in sie drang die Frau zu sprechen welche ihr so viele Theilnahme schenkte, worein sie denn auch willigte als sie erfuhr es sei keine Person von Rang, ihr dankte und sie segnete. Wenige Tage nachher verschied sie (15. Jan. 1815). Diese Frau beschrieb die Unglückliche als auch noch im Tode von unsaglicher Schönheit. Mrs. Hunter wünschte sehr, daß die Leiche nach englischer Sitte bestattet würde. Man lachte sie aber nur aus, und die arme reizende Emma, die Freundin einer Königin, ward in eine Kaufmannskiste ohne Inschrift gelegt. Das Einzige was man der guten Frau zu thun gestattete war, eine Art von Bahrtuch aus ihrem schwarzen seidenen Ueberrocke zu machen, den sie auf einen weißen Vorhang nähte. Kein englischer protestantischer Geistlicher war in ganz Calais zu finden, so wenig wie in der Nachbarschaft. Mrs. Hunter ging zu einem irischen Offizier auf halbem Solde in der Rue du Havre, um ihn zu bitten das vorgeschriebene Gebet über dem Leichname zu sprechen. Lady Hamilton starb, laut den Todtenregistern, in einem Hause der Rue française, und ward auf einem Platze gerade vor der Stadt, früher der Garten der Herzogin von Kingston genannt, beerdigt, der geweiht und bis 1816 als öffentlicher Kirchhof benutzt war, aber weder Mauer noch Zaun zur Einfassung hatte, und den man seit einigen Jahren in einen Bauhof voll Zimmerholz verwandelte, sodaß keine Spur der Gräber blieb. Mrs. Hunter wollte einen Grabstein auf den Hügel setzen, aber man schlug es ihr ab. Sie steckte ein Holztäflein hinein, auf welchem die Worte standen: „Emma Hamilton, England's friend." Es wurde schnell weggenommen, durch ein anderes ersetzt, und dieses verschwand wieder ebenso; zuletzt drohte man der gutherzigen Frau, daß die Schildwache nach ihr schießen würde, wenn sie nicht von ihren barmherzigen Werken abließe. Nachmals wurde aber doch noch ein kleiner Grabstein gesetzt, der bis 1833 stand. Laut einem „Guide to Calais", von einem Briten zusammengestellt, hieß die Inschrift:

. . . . . Quae
. . . . . Calesiae
Via in Gallica Vocata
Et in Domo . c. VI obit
Die XV Mensis Januarii, a. d. MDCCXV
AEtatis Suae LI.

Was immer die schöne syrenenhafte Hamilton, die zu Neapel ihrem Vaterlande große Dienste leistete, und es in seinem Helden schwärmerisch liebte, auf versuchungsreicher Bahn gesündigt: auf ihrem einsamen harten Todtenlager mag sie es gebüßt haben! 21.

Literarische Notizen.

Eine Vertheidigung Schleswig-Holsteins in Frankreich.

Denen welche die Urtheile des Auslandes über Angelegenheiten die unmittelbar das deutsche Interesse berühren aufmerksam verfolgen sei Eugène de Lasiauve's „Essai sur le Schleswig-Holstein avant et après le 24 mars 1848" angelegentlich empfohlen. Der erste Theil dieses Werkes enthält eine allgemeine Beschreibung des Landes, seiner Sitten, Finanzen, Producte, seiner Industrie u. s. w. Der zweite behandelt dann seine gegenwärtige politische Lage und die Ursachen die seine Trennung von Dänemark bewirkt haben. Ohne näher auf den Stoff einzugehen wollen wir hier nur auf den Gedankengang des Buches aufmerksam machen und bemerken, daß die historische Erzählung mit dem J. 1845 beginnt, wo die Danisirungswuth den deutschen Bewohnern zuerst unerträglich wurde, bis später der berüchtigte Offene Brief Christian's VIII. vom 8. Juli 1846 das Maß vollmachte und in den Herzogthümern jene großartige Reaction gegen dänische Octroyirungslust vorbereitete, welche der verhaßte Scheel, das Ministerium Moltke und endlich die Februarrevolution zu offener Empörung drängte. Das neue dänische Ministerium vom 22. März 1848 rief mit seinem berüchtigten Erlaß am 24. März die Provisorische Regierung in Kiel und bald darauf den Handstreich auf Rendsburg hervor, wonach die Versprechungen des Königs von Preußen und die allgemeine Erhebung des Landes erfolgten. In dieser Weise hält sich die Darstellung des angeführten Buches, und es verdient dasselbe eine um so größere Aufmerksamkeit, als gerade in Frankreich die Stimmen zu Gunsten des Rechts der Schleswig-Holsteiner zu den seltensten Ausnahmen gehören, und die französischen Cabinete seit 1845, Guizot nicht ausgenommen, die Irrthümer in denen die Franzosen über das Recht der deutschen Intervention schwebten zu ihrer feindseligen Politik gegen Deutschland benutzten. Möge die französische Presse in dieser Weise fortfahren uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. 40.

Ein englischer Blick auf deutsche Literatur.

Zum Besten des Unterstützung bedürfenden und verdienenden deutschen Hospitals in London ist unter dem Titel: „Klopstock, Lessing and Wieland; by *A. Tolhausen*" (London 1849), ein Büchelchen über deutsche Literatur erschienen welches den Ausspruch an der Stirn trägt: „Keine Nation soll in der Wage der Menschheit ein Gewicht haben die nicht eine Literatur begründet und ihre Schlachten geschlagen hat." Wenn Dies dem nicht immer reich belohnten, obschon fleißigen Arbeiter im Weinberge der Literatur wohl thut, so ist Solches auch die Meinung des „Athenaeum", welches in seiner Anzeige weiter sagt: „Zwar spät hervorgetreten hat Deutschland sich eine literarische Stellung errungen, welche seit dem letzten halben Jahrhunderte Anerkennung gefunden, und jetzt allgemeine Achtung fodert. Dr. Tolhausen hat in seinem Tractate «drei Kerypháen» der deutschen Dichtkunst vorgeführt, und erklärt dabei seine Ueberzeugung von dem «hohen Berufe der Literatur im Allgemeinen». Sein Thema ist ein edles; die es erläutern sollen sind auch edel, obgleich nicht die Edelsten. Deutschland besitzt höherstehende Namen; aber die drei Ausgewählten sind Träger eines Uebergangszustandes welchen es immer interessant ist anzusehen. Eigentlich enthält das Buch «eine allgemeine Schau der deutschen Literatur zur Zeit Friedrich's des Großen». Es war eine Periode des Ringens, und ihre Geschichte ist eine eigenthümliche. Mit Vorliebe und mit Recht verweilt der Verf. bei Klopstock's Oden. Sie haben viel Werth, mehr als sein religiöses Epos. Ueber Lessing läßt sich leichter urtheilen. Als Dichter und Kritiker strebte er danach den Deutschen eine Nationalbühne zu schaffen. Es mislang ihm, wie er am Schlusse seiner «Dramaturgie» bekennt, weil, sagt er, «die Deutschen keine Nation sind», womit er jedoch nicht ihren politischen, sondern ihren «moralischen Charakter» meint. Der Verf. findet in Lessing «den originellsten Schriftsteller Deutschlands». In Wieland kommen die meisten Schwierigkeiten seiner Zeit zu Tage. Ihr Geist war der seinige. Deshalb drücken ihre Zweifel und ihre Bestrebungen sich vollständig in seinen Schriften ab." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 300. —— 15. December 1849.

Der Neuzeit Schwimmung.

(Fortsetzung aus Nr. 299.)

Eingreifender für Ueberzeugung und Glauben ist wol Nichts gewesen als das Christenthum, anfänglich in so wenig auffallender Weise hervortretend, und doch beide in den größten historischen Folgen befestigend. Aber was ist Christenthum? Schon zu apostolischen Zeiten gab es Abweichungen in den Gemeinden, später Streit in der Kirche, in unsern Tagen noch bedeutendere Verschiedenheiten der Auffassung seines Wesens. Ist es zu suchen in Rom, bei Protestanten oder Anhängern der neufreien Kirche? Darüber verbreitet sich eine dritte Schrift:

3. Das Wesen des Christenthums mit Beziehung auf neuere Auffassungsweisen desselben von Freunden und Gegnern. Eine Erörterung auch für gebildete Nichttheologen, von C. Ullmann. Dritte, neubearbeitete Auflage. Hamburg, F. Perthes. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Verf. beginnt sein Vorwort mit der Aeußerung des verstorbenen Vinet:

Es fehlt sehr viel daran, daß das Christenthum in dieser Zeit, welche uns so weit vorgerückt scheint, im Gewissen und im Leben der Menschheit alle seine möglichen Anwendungen gezeigt, seinen ganzen Gedankeninhalt ausgedrückt, sein letztes Wort gesprochen habe. In einem Sinne hat es Alles gesagt von Anfang an, in einem andern hat es noch viel zu sagen, und die Welt wird nicht eher aufhören als bis das Christenthum Alles gesagt haben wird.

Wie aber, wenn Niemand darauf merken will? Hatten sonst immer die Staaten ihre letzte Grundlage in Religion — bei uns im Christenthum —, so will unsere Zeit sie religionlos, und steht dadurch einzig in der Geschichte. Den Verderbnissen des häuslichen und öffentlichen Lebens entgegen wird nun das Christenthum eine neue Kraft entfalten müssen.

Das Eigenthümliche oder das Wesen desselben ist in der neuesten Zeit schärfer herausgestellt, indem man früher mehr von einseitigen Gesichtspunkten ausging. Im Entwickelungsverlauf kam die Lehre (das Dogma) bei den Griechen zur Durchbildung, in der abendländischen Kirche bewährte sich die sittliche Macht und gesetzliche Wirksamkeit zur Erziehung roher Völker, die Reformation erfaßte es als Erlösung und Rechtfertigung des Sünders vor Gott. Neben diesen Richtungen zeigt sich eine vierte, das Streben nach Einheit des Göttlichen und Menschlichen, mit den ersten Ansätzen schon im christlichen Alterthum, dann in der Mystik des Mittelalters, besonders der deutschen, endlich in den jüngsten philosophischen und theologischen Speculationen, und sie theilt sich wieder von frühe an in eine pantheistische und christlich-theistische. Diese Richtungen geben den Kirchen ihre Grundformen, und die letzte könnte als diejenige der Kirche der Zukunft bezeichnet werden.

Auch in der Reflexion neuerer Zeit wiederholt sich der angedeutete geschichtliche Verlauf. In Doctrin erscheinen Supernaturalismus und Naturalismus, als wäre das Christenthum nur bloße Lehre, nicht auch Heilsweg, Evangelium, wodurch es die Welt umwandelte. Kant's Rationalismus brachte das Gesetz in die Wüste, führte aber nicht ins Heilige Land; denn Frömmigkeit ist Etwas für sich, hat ihr eigenes Lebensgebiet. Nach Schleiermacher ist Christus Erlöser und seine Lehre die der Erlösung. In seiner Person wird Göttliches und Menschliches geeinigt, der Pantheismus betrachtet Dies als ein Phänomenologisches, der Theismus als ein thatsächlich Individuelles. Hegel und seine Schule begegnen sich in der Lehre von absoluter Innerweltlichkeit Gottes, im Pantheismus und Monismus, aber weichen sonst auseinander. Da streitet denn freilich das Dasein der Sünde dualistisch gegen den Monismus, und wenn die Religion Einheit des Menschen mit Gott ist, so gilt Dies durch die Sünde christlich als Wiedervereinigung. Sie wird auf die vollkommenste Weise als Liebe und Lebensgemeinschaft, als Vollendung des religiösen Lebens in der Wirklichkeit hingestellt.

Die Lehre gibt uns das Christenthum, das Leben Christi ist das Christenthum, er selbst, seine Person, ist die Offenbarung. So findet man es in anderer Form schon bei der ältern Mystik, namentlich bei den deutschen Mystikern des Mittelalters, wobei sich Pantheisten (Eckart) und Theisten (Tauler und der Verfasser der „Deutschen Theologie") unterscheiden. Die Aneignung desselben geschieht durch Glauben, Liebe, Gemeinschaftleben — Kirche. Dies ist was der Apostel Paulus „Anziehen Christi" nennt; die Kirche gehört zum Wesenhaften der christlichen Religion, soll eine Darstellung des Christenthums sein, und der Verf. sagt mit einem sonderbaren Ausdruck: „Christus ist die noch nicht entfaltete Kirche, die Kirche aber der in der Menschheit entfaltete Christus." Wie kann sich eine Persönlichkeit in Vielheit entfalten, wie eine

Vielheit in Einheit des Persönlichen zusammenziehen? Wenn Kirche mehr sein soll als eine natürliche Gemeinschaft der Gläubigen, wenn sie in ihrer Entfaltung mehr sein soll als das Christenthum des Einzelnen, so ist sie mehr als Christus selbst, mehr als der Kreis seiner persönlichen Freunde und Anhänger im Leben: — eine Annahme die mit den Ansprüchen der römisch-katholischen Kirche sehr wohl übereinstimmt, welche kein Christenthum außerhalb ihrer Hallen gelten läßt, sodaß als ärgste Ketzerei erscheinen müßte: das Christenthum bedürfe nicht nothwendig einer Kirche und sei auch in der Hütte des frommen Einsiedlers vorhanden. Wir sehen wol den Sinn des Verf.: die Kirche soll das Christliche des Gemüths als einen Samen empfangen, durch Katholicität die Einigung der Menschheit in Glauben und Liebe befördern, und Dies ist gewiß ihre würdigste Bezeichnung; allein das entfaltete Kirchenthum will nicht blos den Samen empfangen, sondern ihn pflanzen und aufziehen, und vergreift sich dabei oft in Samenwahl und Pflege der Aufziehung. Wollen wir Christenthum als vollkommenste Religion preisen, so ist das Kirchenthum dieses nie gewesen.

Wie der Pantheismus eine persönlichkeitflüchtige (ins Allgemeine zersetzende) Denkart ist, so ist das Christenthum durch und durch Personalismus, Religion des Geistes und der Freiheit; denn persönlich ist nur der freie Geist, Gott ist nicht eine Persönlichkeit der andern gegenüber, sondern die schöpferische Urpersönlichkeit. Auf dem Scheidewege zwischen Pantheismus und Christenthum steht unser Zeitalter. Der Hegel'sche Pantheismus ist bei L. Feuerbach zum Anthropismus, zum baren Menschenthum geworden, wogegen ein Anthropomorphismus, als subjectiv menschliche Auffassung des Göttlichen, immer über das Menschliche hinausblickt.

Zusammenziehung der Bedeutung seiner Lehre, seines Lebens und seiner Kirche in der Person Christi ist historisch, mithin kann die historische Kenntniß alter Zeiten Gelegenheit geben zur Vergleichung mit andern Religionsstiftern und berühmten Lehrern des Menschengeschlechts bei Chinesen, Persern, Aegyptern, Griechen, und namentlich ist Sokrates als Verglichener beliebt worden, da sein Leben und gewaltsamer Tod von selbst eine Aehnlichkeit darzubieten schien. Zwar hat sich durch Sokrates keine Kirche entwickelt, sondern nur eine philosophische Schule, zwar ist seine Lehre kein Inbegriff von Verheißungen, und nicht durch Apostel allem Volk verkündet; aber doch abweichend vom Heidenthum auf übersinnliche Gottheit und innerliche Tiefe hinweisend. Diese Vergleichung hat eine Schrift vor Augen:

4. Sokrates und Christus, oder die logische und ethische Vernunft der philosophischen und geoffenbarten Religionslehre. Ein Denkmal für seine Schüler und Freunde, bei Niederlegung seines 53jährigen Lehramts. Von Theodor Heinsius. Mit des Verfassers Bildniß. Berlin, Simion. 1848. 8. 25 Ngr.

welche zunächst die Religion aus subjectivem Gesichtspunkt betrachtet, als das im menschlichen Gewissen begründete Gefühl des Sittlichguten, was als Naturanlage zu einer Anerkennung des heiligen Willens eines Oberherrn führt, zur Ahnung eines Göttlichen, worauf die objective Religion oder der Inbegriff gewisser Lehren wurzelt. Die natürliche (rationale) ist die Vernunftreligion, die empirische (positive) eine auf Autorität sich gründende. Aus Erklärung der Urkunden der letztern entsteht die gelehrte Religion: es gibt Denkgläubige, und die Staatsreligion erhebt die positive Lehre einer Confession zur herrschenden, wobei eine allmälige, einst vollständige Verschmelzung der natürlichen und geoffenbarten Religionslehre nicht zur phantastischen Träumerei gezählt werden darf.

Philosophie will ihre Wahrheiten aus reiner Vernunft entwickeln, ist für Gesinnung und That, praktische Weisheit, ist in ihren Formen verschieden, fodert Wissen, wie die Religion Glauben. Wissen gibt allgemein gültige Erkenntniß, wie Mathematik, auch der Glaube behauptete seine Rechte und behauptet sie noch, wir wollen Nichts mit Denen zu thun haben die Glaubensphilosophie und Christenthum verachten; innere und äußere Offenbarung sind Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts.

Offenbarungslehre, auch die christliche, ist der Fortbildung fähig; die Bibel trägt in ihren verschiedenen Abschnitten den Charakter der Zeit: der Messias als persönlicher Logos ist Prototyp der Gott wohlgefälligen Menschheit und hat eine mythische Geschichte, den Fluch der Spaltungen und Feindschaften hat die Kirche erzeugt mit ihren Symbolen, wie z. B. die Trinität eine symbolisch-mythische Vorstellung ist, desgleichen die Auferstehung; auch Erlösung, Rechtfertigung beziehen sich auf die jüdische Opfertheorie, der Hauptcharakter des Christlichen liegt in dem Gebot der allgemeinen Menschenliebe.

Sokrates ist Repräsentant des Vernunftglaubens, wie Christus des Offenbarungsglaubens. Der Monotheismus beider hat den Polytheismus und Pantheismus nicht ganz verdrängen können. Auf Sokrates bauten die griechischen und römischen Moralisten ihre Lehren über das höchste Wesen, Unsterblichkeit und Tugend; aus Platon, Aristoteles, Marc Aurel, Epiktet, Cicero, Seneca sind schöne Stellen anzuführen. Glaube ist der Endpunkt aller Dinge, und Kant bestätigt ihn als Postulat der Vernunft. Wenn der Verf. sagt: „Noch bis auf den heutigen Tag habe kein Mensch die Frage des Pilatus beantworten können: Was ist Wahrheit?" so ließe sich doch eine geben: „Dieses, daß du danach fragst."

Haben nun heidnische und christliche Moral viel Festes, Uebereinstimmendes, nur in der erstern mit Lücken, so bleibt doch der ganze Charakter des Christenthums und seines Stifters die höchste Humanität, geleitet von der Divinität, und darum für Erziehung der Menschennatur am angemessensten. Zu bedauern sind kirchliche Starrheit und philosophische Erschütterung der Grunddogmen, das blos lehrende Christenthum ist genügend für den unwissenschaftlich gebildeten Gläubigen; die begründende Philosophie ist Bedürfniß für den Denkenden, und so wie es nur eine Wahrheit gibt, so auch nur eine Tugend.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte der Todtentänze.

Hans Holbein's Initial-Buchstaben mit dem Todtentanz nach Hans Lutzelburger's Original-Holzschnitten im dresdener Cabinet. Zum ersten mal treu copirt von Heinrich Loedel. Mit erläuternden Denkversen und einer geschichtlichen Abhandlung über die Todtentänze von Adolf Elliffen. Göttingen, Dieterich. 1849. Gr. 16. 25 Ngr.

Als aus langem, schmählichem Druck die Duvriers sich erhoben, und die Bande der Scharwerkspflichtigkeit abstreiften, um als dritter Stand sich Geltung zu verschaffen, verstummte der weiche Minnegesang vor der derben Sprache deutscher Volksthümlichkeit. Im J. 1312, so viel wir wissen, wurde der erste Todtentanz gemalt, in dem die Liebe zum Communismus trotz der zünftigen Geschiedenheit sich in neckisch ernster Weise kundgibt. Unsanft mahnt der Knochenmann Papst und Kaiser, Geizhals und Bettler, Soldat und Bauer, Greis und Jüngling an die Brüderschaft von der nackten Geburt her, und ladet ein willig oder unwillig sie im Beinhaus zu erneuern. Das Ende macht Alle gleich, denn auch Die die der Fluch im Schweiß des Angesichts zu arbeiten nicht getroffen büßen durch den Tod Mutter Eva's Schuld. Im ältesten baseler Todtentanz heißt es:

Hie richt Gott nach dem Rechten.
Die Herren liegen bi den Knechten,
Nun merket hiebi,
Welcher Herr oder Knecht gewesen si.

Man gefiel sich in der Vorstellung, daß eine Zeit komme, wo die beneidete Pracht, die gefürchtete Hoheit in Moder zerfalle, und in Dunkelheit erlösche. Ungewöhnliche Sterbensläufe erhielten dadurch das Ansehen des Versöhnlichen, daß ohne Ansehen der Person Arm und Reich, Jung und Alt hingerafft wurde. Die Auffassung des Allgemeinen in den Darstellungen des Jüngsten Gerichts nahm in den Todtentänzen einen ins Einzelne gehenden Charakter an. Der Zusammenhang ist nicht zu bezweifeln. Auf einem baseler Todtentanz sehen wir im Giebelfeld des Beinhauses eine Abbildung des Jüngsten Gerichts, und Holbein reihte dasselbe zwei mal der Folge des Todtentanzes an. Die Annahme, daß die Todtentänze sich auf antike Bildungen zurückführen ließen, und aus Italien nach Deutschland übertragen seien, ist mislich. Mag die Kunst der Alten bisweilen auch den Ausdruck der starren unveränderlichen Gesichtstheile, das Schreckhafte der bis auf die Knochen zusammengetrockneten Gliedmaßen (nach Seneca: larvarum habitum nudis ossibus cohaerentium) benutzt haben, um im Gegensatz zum Leben das Leben der Larven darzustellen, so bebte sie doch in ihrer edeln Sinnlichkeit vor der Abschilderung des Welken und Dürren zurück, und gab Fleisch für Bein. Die Todtentänze die man hier und da in Oberitalien entdeckt hat sind nach dem baseler entstanden, und verleugnen nicht ihre deutsche Abkunft. Möglicherweise könnte von Italien ein Einfluß auf die bessere Anordnung der dargestellten Reihenzüge hergeleitet werden, nämlich durch Tizian's „Triumph des Glaubens". Derselbe erschien in Holzschnitt 1508, und fand so viel Beifall, daß vier andere Triumphe unter Tizian's Namen verbreitet wurden und darunter ein Triumph des Todes.

Das volksthümliche Interesse ist es das der deutschen Kunst das unverkennbare Indigenatssiegel aufdrückt. Es spricht sich Jahrhunderte zur Klarheit durch, bis es in den Erfindungen eines Dürer, eines Kranach und eines Holbein das echte Organ zu sinniger Augenlust findet. In des ernsten Dürer „Ritter, Tod und Teufel" erkennen wir das märchenhaft Schauerliche, wie das märchenhaft Liebenswürdige, das in Kranach's kindlichen Frauenköpfen sich abspiegelt, das uns dieser Maler nicht weniger im Jugendbrunnen vorführt als in der Bildtafel der Zehn Gebote, wo der Teufel als Begleiter des Uebertreters in vielgestaltiger schnakischer Weise erscheint. Holbein glücklich das Eine mit dem Andern verschmelzend arbeitet aus den Vorstellungen altlandsmännischer Maler die Muster der Todtentänze heraus, zuerst in der Zeichnung zu einer Dolchscheide, dann in einer Folge von Holzschnitten, und endlich in der Einfassung von Buchstaben.

Man hat gemeint, daß die Initial-Buchstaben die durch Loedel's treffliche Nachbildungen zu allgemeiner Kenntnißnahme gebracht sind für ein über den Tod handelndes Buch möchten gefertigt sein. Allein wir begegnen ihnen in alten Drucken verschiedenen Inhalts, und wissen, daß emblematische Bilder der Vergänglichkeit überall als passend erachtet wurden. Der hergebrachte Anfang des Todtentanzes gab vielleicht den Anlaß zum bildlichen ABC. In A entdecken wir den Auszug der Todten, in B den Babst, in C den Chaiser, wie die zuerst zum Tanz Abgeholten in einer münchener Todtentanz-Handschrift „Babst", „Chaiser" genannt werden. Außer den Todtentanz-Alphabeten — ihrer existiren drei — erfand Holbein noch ein Bauern- und ein Kinder-Alphabet. Wahrscheinlich standen alle in Beziehung zueinander, wenn der Nachweis auch nicht durch Vergleichung der Holbein'schen Blätter geradezu geführt werden kann. „Der liebe Tod in Basel", das Wahrzeichen der Stadt, richtete alle künstlerische Begeisterung auf ein Feld das stets als fruchtbar an erbaulichen Betrachtungen gegolten, auf das Leichenfeld, nachdem man sich am Jüngsten Gericht satt gesehen; denn hier fehlte die dem Zunftwesen wichtige Bezeichnung des Ständeunterschieds. Wer Holbein's Lebensgeschichte kennt, der weiß, daß er in der Schenke in der sein Name angekreidet stand einen Bauerntanz malte. Gewiß mit Unrecht denkt man an eine Peter Breughel'sche oder Teniers'sche Composition. Den rechten Tanz unter den Säufern und Spielern werden wol Tod und Teufel angestellt haben. In der Folge der Holbein'schen Holzschnitte, wo auf einem Blättchen bei dem Trinkgelage der Eine zwei mächtige Krüge uns entgegenhält, der Andere sich des genossenen Ueberflusses entledigt, während der Tod dem Dritten stromweis das Getränk in die Kehle gießt, bei der Spielscene, wo Tod und Teufel einen der Sünder packen, wird uns vermuthlich das Thema des Bauerntanzes vorgeführt, wie es auch im Bauern-Alphabet behandelt sein wird, und nicht etwa wie in A. Schrödter's Arabeskenfries. In keinem der Todtentänze fehlen Kinder, die niemals im Jüngsten Gericht wahrgenommen werden. Ein paar alte Verse lauten:

O Dot (wo schal ik dat verstahn?)
Ik schal danſen und kann nicht gahn.

oder:

Wie will'n (Mutter) mich nu vorlan,
Nu muß ich tanzen und kann noch nicht gahn.

Die Idee des Tanzes ist gemäß einer biblischen Stelle vielleicht eben von den Kindern hergenommen. Der Heiland sagt von dem vorklugen Volk: „Es ist den Kindlein gleich, die an dem Markt sitzen und rufen gegen ihre Gesellen und sprechen: Wir haben euch gepfiffen und ihr wollet nicht tanzen." In die Folge der Holbein'schen Holzschnitte, wenigstens in den Ausgaben von 1542 ab, gehören vier Kindergruppen, für die man sehr willkürliche Benennungen erfunden hat, wie „Falscher Wahn", „Götzendiener des Bauches", um ihre Bedeutung dem Ganzen anzupassen. Was ihr Ansehen anlangt, so sind sie den Genien auf antiken Reliefs mit dem Donnerkeil Jupiter's, dem Zweizack Pluto's zu vergleichen, und tragen Schild, Pfeil und Bogen. Bogen und Pfeil tragen auch die Unschuldigen ohne Andeutung der Wunden (es sind nämlich die von Herodes geschlachteten Kinder) auf dem erwähnten Triumphzug von Tizian. Die unschuldig Gestorbenen sind die über den Tod Triumphirenden. So dürfte man füglich die auf vier Holzschnitten von Holbein abgebildeten Kinder bezeichnen, und sie insofern mit dem Todtentanz in Verbindung bringen, als sie ein Gegengewicht zu den von Tod und Teufel Heimgesuchten bilden; denn die Heilige Schrift sagt: „Werdet wie die Kinder, solchen ist das Himmelreich." Der Künstler trägt das

erste spielend vor. Wie auf jener Dolchscheide das Kind den Grabscheit als Steckenpferd benutzt, so reiten hier zwei Kinder auf Pfeil und Bogen. Ein drittes trägt die Jagdbeute, gleichsam den erlegten Tod. Wieder zwei andere Kinder richten ein Tropäon auf. In einer größern Gruppe wird der Heimzug nach der Weinlese dargestellt, und auch dieses Bild hat eine symbolische Färbung. Da Christus, der dem Tode die Macht genommen, sich den Weinstock, den ewigen Vater, den Weingärtner nennt, so ist die Weinbekränzung als ein bedeutungsvoller Schmuck der frohlockenden Kinderschar zu betrachten.

Das Uebereinstimmende der Initial-Buchstaben zu den Todtentänzen, die die Folge der Holzschnitte und die Dolchscheide zeigt, besteht weniger in übertragenen Figuren als in Motiven, die Holbein's reiche Phantasie stets zu neuen Erfindungen gestaltete. Bis auf die Weiberhaube, welche der der Jungfrau sich nähernde Tod aufgesetzt, und welche er in I wieder trägt, da er als Buhlerin dem Herzog nachläuft, ob dieser nun auch vor der Sünde flieht, gewährt die Dolchscheide keine Vergleichung. Die Aehnlichkeit mit der Folge der Holzschnitte ist größer. Wie hier erscheint uns in T der Tod als Mundschenk, in M der Arzt als Wasserbeschauer, in P der kämpfende Kriegsmann. Wenn in den meisten Bildern das Verwandte gesucht werden muß, so ist es in zwei gar nicht vorhanden. In S sehen wir eine Dirne, die weniger verschämt als die mediceische Venus Das was sie selber an sich thut von ihrem Liebhaber — dem Tode thun läßt, während ein anderer Tod respectswidrig auf gebeugtem Rücken die Sanduhr vorhält, damit sie sich bespiegele. In V sucht der Reiter vergeblich dem Tode zu entrinnen; denn post equitem sedet atra cura. Um dem kleinen quadraten Bildfelde, in dem gewöhnlich drei, oft noch viel mehr Figuren stehen, ein noch grillenhafteres Ansehen zu geben, ist der Ausdruck übertriebener als in der Folge der Holzschnitte. Der ausgesperrte Buchstabe schneidet oft mehr als Nebensächliches ab, und erzeugt Undeutlichkeit. Bisweilen sind auch an und für sich in den Miniatur-Holzschnitten (wenigstens in der Nachbildung) die Figuren nicht leicht zu erkennen, so in R der den Narren parodirende Tod. Die boshafte Ironie, daß die Erkorenen wider den Stachel lecken müssen, ist hier nicht in gleichem Maß angewendet. In W verläßt ruhig seine Klause der Einsiedler, da der Tod sich zu ihm gesellt und ihn stützend umfängt. In Q folgt die Nonne in Demuth dem als Geistlichen mit dem Käppchen verkleideten Tod. In L läßt sich der Domherr, wenn auch nicht ohne schmerzliche Verwunderung, von dem als Chorknaben erscheinenden Tod an den Dienst erinnern. In Y hebt der Tod tändelnd das überraschte Kind aus der Wiege; nicht dieses, nur die Mutter schreit. Die münchener Todtentanz-Handschrift aus dem 15. Jahrhundert enthält ein ähnliches Bild. An Raufereien, an Anläufen des Teufels fehlt es nicht. In X stellen sich zugleich Tod und Teufel bei den Spielern ein. In B nimmt der Teufel den Papst in Empfang. Der Kaiser, der in der Folge der Holzschnitte die würdigste Rolle spielt, fährt hier nicht weniger übel als die andern Potentaten. In C wehrt sich der Herrscher mit der äußersten Anstrengung gegen die Wuth zweier Tode. Dort ist es mehr auf die Anlegung eines Bildes abgesehen, hier, wie es die Zweckmäßigkeit heischt, auf die Abrundung einer ausdrucksvollen Gruppe, und in der Beschränkung bewährt sich auch hier der Meister.

Wenn die oft genannten Holzschnitte durch Steinzeichnungen, die unter Schlotthauer's Aufsicht von Höcherl, Schraudolph und Fischer gefertigt, in entsprechender Weise nachgebildet sind, so fühlen wir uns gegen Heinrich Loedel noch mehr zu Dank verpflichtet, der als Holzschnitt den Holzschnitt wiedergab, obwol er durch die ihm zustehende Kunst des Kupferstichs sich mit leichterer Mühe hätte abfinden können. Frenzel, der in Dresden die neuen Holzschnitte entstehen sah, nennt sie ein schönes, wohlgelungenes Facsimile, durch das manches Auge zu einer Täuschung verlockt werden könnte. Man dürfte sie für Hans Lutzelburger's gediegene Arbeit ansehen (sein Name steht neben dem Alphabet, sein Monogramm HL auf einem der oft erwähnten Holzschnitte Nr. 36), dem nach Rumohr's Tode wol Niemand mehr die Ehre nach Holbein's Zeichnungen die Originale geschnitten zu haben streitig macht. Eine Täuschung aber beabsichtigte Loedel nicht, und gab die Nachbildungen im Verein mit Ellissen als „Freund Heins Fibel" heraus, und zwar als Anfangsbuchstaben der Erklärungen in kernigen Reimen. An dem Text möchte zu tadeln sein, daß er in einem Ton voll beißender Sarkasmen sich fortzieht, wie verschieden auch die Stimmung ist die in den verschiedenen Bildern weht, daß Fremdartiges in die Erklärung aus verwandten Vorstellungen übertragen ist. Nicht paßt zu C „Schatz, Kaiser, wirst mir den Schädel nicht spalten!" „Der Knochenflamberg" ist aus Holzschnitt Nr. 40 herübergezogen, der Buhle der die Nonne entführt aus Nr. 15 und 25. Passend sagt der Tod als Kindesräuber zur jammernden Mutter:

Glaub' mir's, die Größe schrumpft dort ein,
Die Letzten soll'n die Ersten sein.

Auf dem Titel lesen wir: „Der Reinertrag ist für die deutsche Kriegsflotte bestimmt." Unzweifelhaft wird das köstliche Büchlein Deutschlands Selbständigkeit sichern helfen in der Kunst, und zur Ausstattung des großen Nachens beitragen, der mit seinem barschen Fährmann zur unvermeidlichen Auswanderung stets bereit steht; ihn confortabler einzurichten ist namentlich in Zeiten verdienstlich, wo Seuche und Kriegsschrecken das Richtschwert führen. 78.

Notiz.

Signora Cuzzoni.

Vielleicht die häßlichste, ausgezeichnetste und sittenloseste Künstlerin welche je eine Bühne betreten war die von Hogarth unsterblich gemachte Signora Cuzzoni, eine Dame die trotz ihrer unansehnlichen Figur, ihres abstoßenden, schiefen Blicks und ihres gelben, groben Teint, ganz abgesehen von ihrer schlechten Toilette und ihrem dummen, phantastischen Wesen, vor netto hundert Jahren England nach allen Richtungen hin entzückte — wodurch? Durch die unwiderstehliche Wahrheit ihres Spiels, durch den hinreißenden Pathos ihrer Rede und durch die unbeschreibliche Schönheit des Gesangs. Sie hätte Millionnairin werden können, aber sie blieb arm; sie vernachlässigte die Zukunft, indem sie die Gegenwart misbrauchte. „Im J. 1749", heißt es von ihr in einem Aufsatze des „Church of England quarterly review", „wurde sie eines Abends durch den Besuch zweier Herren überrascht, welche von dem tiefen Elende dieses einstmaligen Schooskindes des Publicums gehört und sich vorgenommen hatten ihr nach Möglichkeit zu helfen. Sie trafen sie allein, schmuzig, verdrossen, fast sprachlos. Sie entschuldigte sich mit Hunger: sie habe den ganzen gestrigen Tag Nichts gegessen, und jetzt um 6 Uhr Abends nicht einen Penny sich Etwas zu kaufen. Die beiden Herren baten sie, wie es damals Sitte der Gastfreundschaft war, mit ihnen in eine Taverne zu gehen, wo sie nach Wahl speisen, das beste gebratene Geflügel und den feinsten Portwein haben sollte. «Nein, nein!» schrie die schmuzige, verhungerte Künstlerin, «Niemand soll sich unterstehen mir vorzuschreiben wo und was ich essen soll. Wollte ich mich Dem unterwerfen würde es mir nie an einer Mahlzeit fehlen.» Die Herren baten um Entschuldigung, legten eine Guinee auf den Tisch, und schieden mit dem Wunsche, daß sie sich unverzögert Nahrung verschaffen möge. Kaum hatten sie den Rücken gewendet, so rief die Cuzzoni einen ihr befreundeten Schuft, welcher mit ihr unter Einem Dache wohnte, gab ihm das Geldstück, und gebot ihm zu einem benachbarten Weinhändler zu gehen. «Er ist der Einzige», sagte sie, «der echten Tokaier hat. Die Flasche kostet eine Guinee, so gebt ihm die und verlangt zur Zugabe ein Brot; er wird Das thun.»" 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 301. — 17. December 1849.

Der Neuzeit Schwimmung.

(Beschluß aus Nr. 300.)

Die bisher angeführten Schriften stehen noch mehr oder weniger auf dem Boden unserer Vorfahren, die im Festhalten innerlicher Frömmigkeit und sittlicher Zucht das Glück ihres Lebens und Zufriedenheit mit äußern Verhältnissen fanden, dagegen neuere und neueste Gedanken der Aeußerlichkeit menschlicher Zustände sich entgegenwenden und über das Gegebene hinaus deren Vervollkommnung suchen. Während die ältere Religion sich ihre Erde durch Blicke in den Himmel erheiterte, will die neue sich ihren Himmel auf der Erde bauen. In ihr ist für das Heil der Menschheit weniger die Rede von inwendiger Gesinnung und deren Trost, als von wirksamen Thaten und Einrichtungen für verbesserte Lebensordnung. Hierauf bezieht sich die letzte der uns vorliegenden Schriften:

5. Die Religion der Gesellschaft und die Entwickelung der Menschheit zu ihr, dargestellt in zehn Vorlesungen von Ludwig Philippson. Leipzig, Baumgärtner. 1848. Gr. 8. 24 Ngr.

Nicht genügend ist die Religion in ihrer bisherigen Begrenzung der Wirksamkeit, sie ist lange genug als Tröster umhergegangen, trete sie nun ein als Arzt und als Wundarzt. Unsere Zeit ist eine des Erkennens, einer Klarheit der Begriffe, und Entwickelung heißt das Gesetz der Menschheit. Die Religion für die individuale Sphäre des Individuums zur äußern Kirche gestaltet, zu den anerschaffenen Elementen des Menschengeistes gehörend, hatte unermeßlichen Einfluß auf die Gesellschaft; der Staat wollte sie in seine Obmacht ziehen, es erschien eine Religion des Staats, eine Landeskirche. Aber die Religion hat stillgeschwiegen zur Sklaverei, zur Unfreiheit und Besitzlosigkeit, sie muß statt eine Religion des Individuums zu sein eine der Gesellschaft werden.

Die positiven Religionen haben Einen überweltlichen vollkommenen Gott, der die Menschheit leitet, das Thun richtet, vergibt, und Liebe und Gerechtigkeit gegeneinander verlangt; die Religion der Gesellschaft setzt brüderliche Gleichheit der Menschen als wahres Fundament der Gesellschaft, stellt den Menschen nicht auf sich selbst, sondern von vornherein auf den Boden der Gesellschaft, wird zur Politik im höhern Sinne. In den Verfassungen wurde durch Aristokratie die Gleichheit der Menschen zweifelhaft, in den Zuständen um den Besitz: es entstand Reichthum und Verarmung. Der Besitz ist Schwankungen unterworfen durch Bedürfniß, Handel, Schuldenwesen; daraus erwuchs ein Drängen und Ringen der Gesellschaft in Verfassung und Zuständen. Nur muß man sich kein Utopien denken, sondern Entwickelung; einseitige Theorien sind Communismus und Socialismus. Aber die Ursache von Unfreiheit und Ungleichheit des Besitzes besteht in dem Gegensatz des Individuums und der Gesellschaft; die letztere muß aus einer der Individuen zu einer religiösen der organischen Gesammtheit werden. Daher sind die Grundzüge der Zukunft: Verfassung auf Freiheit und Gleichheit bestehend, Individualegoismus in seine nothwendigen Grenzen zurückgedrängt, Hebung der Arbeit und verhältnißmäßige Vertheilung des Besitzes, worin die Vereinigung der Religion und Gesellschaft als Ziel beider gesetzt ist.

Im Osten des Alterthums gab es unorganisirte Gesellschaften, zusammengehalten durch Despoten, in Aegypten und Indien zeigten die Kasten eine mechanisch gegliederte, im Westen, in Europa, war organische Gesellschaft, auf dem Boden der vollgültigen Individualität; Rom verwandelte Alles in eine despotisch beherrschte Masse. Bei vollgültiger Individualität, bei unverhältnißmäßiger Vertheilung des Besitzes ist wahre dauernde Freiheit nicht möglich. Das Mittelalter hat Organisation innerhalb der Volksgemeinde, große Staaten, geht mit der Lehnsverfassung von der Demokratie zur Aristokratie über, neben welcher die unabhängigen Priester bestehen und die Städte heranwachsen; in dem Kampf mit Monarchen siegt die Monarchie in Frankreich, nicht in Deutschland, wo das Städtewesen einen Lichtblick bildet; die Ungleichheit des Rechts und des Besitzes wird zu den unbestrittenen Principien der Gesellschaft gemacht und mußte durch Königsmacht und aufwachsende Volksmacht bezwungen werden. Das Mittelalter ist, trotz scheinbarer Treue und Hingebung, die Zeit des crassesten Egoismus. In die Gesellschaft der neuern Zeit führen Schießpulver, Buchdruckerkunst, Afrikas Umschiffung, Reformation. Man ging den eingeschlagenen Weg weiter, und die bewaffneten stehenden Heere führten zur absoluten Königsmacht. Mit Ausnahme Englands und Hollands ward die Ge-

schichte zur Hof- und Fürstengeschichte, brachte Steuerlast, Finanznoth, Staatsschulden, Papiergeld, Industrie, Handelskriege und Tractate bis zur Französischen Revolution.

Dagegen erhob sich (seit 1813) die Volksmacht; Aufhebung des Zunftzwangs, der Leibeigenschaft, der Adelsvorrechte führten zur persönlichen Freiheit; es entstand Selbständigkeit und Selbstregierung der Städte und Ortschaften, dann Volksvertretung. Ungleichheit und Unverhältnißmäßigkeit des Besitzes sind geblieben, eine Ausgleichung der Besitzverhältnisse steht bevor. Bisher herrschte ein Gegensatz zwischen Gesellschaft und Individuum, ein Ringen der Individualitäten gegeneinander; persönliche Freiheit, Gleichheit des Rechts waren zur Geltung gekommen, die Verhältnißmäßigkeit des Besitzes nicht, und sie ist doch der Lebensmittelpunkt der Gesellschaft.

Asiatische Religionen des Alterthums trennten den Menschen von der Natur, und machten die Natur zu Gott, die europäischen identificirten den Menschen mit der Natur und machten innerhalb derselben den Menschen zu Gott. Das Christenthum war den Nationen ein Uebergebenes, es modificirte sich im Katholicismus nach der Lehnsverfassung, die sogar in der Abstufung vergöttlichter Wesen, der Jungfrau, der Apostel, der Heiligen und Kanonisirten, kenntlich wird. Wie in der Gesellschaft des Mittelalters statt persönlicher Freiheit die Leibeigenschaft herrschte, so erkannte auch die mittelalterliche Religion keine Freiheit des Geistes und Gewissens: es gab eine Kirchengewalt, keinen freien Glauben. Der strenge Dogmatismus des 17. und 18. Jahrhunderts ist ein Abbild absoluter Königsmacht in den Landeskirchen. Die Religion der Gesellschaft will auf die Gesellschaft ausdehnen was auf die Individuen beschränkt war, sie nimmt Geschichte und Vernunft zu Führern. Erkannte der Mosaismus einst Religion und Gesellschaft für identisch, so ist im Christenthum eine Spaltung der Lehre vom Leben, die Religion der Individuen löste sich ab vom Irdischen und nahm Elemente des Heidnischen auf. Jetzt ist die Menschheit im Begriff von der heidnischen zur religiösen Gesellschaft überzugehen, und die Religion der Gesellschaft besteht wesentlich in Verkündigung der Freiheit und Gleichheit. Sie ist zu fördern durch Associationen im Dienst der Gesammtheit, durch Erziehung des Arbeiterstandes, Freigebung alles öffentlichen Schulunterrichts, Theilnahme an allem Menschlichen und unverdrossenes gesetzliches Wirken.

Genugsam, scheint es, erkennen wir aus der vorstehenden Bücherübersicht in welchen Wassern unsere Zeit schwimmt. Was sollen wir urtheilen? Statt daß vordem der Anfang menschlicher Cultur und Gesellung auf höhere Wesen und vorragende Menschen zurückgeführt wurde, welche bei der Nachwelt Verehrung genossen und dem religiösen Volksglauben Haltung gaben, wie denn der gottgesandte Moses, die Propheten, Christus durch ihre Persönlichkeit auf Jahrhunderte einwirkten: so sucht die neueste Zeit den Anfang und Fortgang des Menschenheils in gewissen unbestimmten Allgemeinheiten, an denen scharfsinnige Speculation der Schulen schon längst ihre Kunst verwandte, um daraus ein gefälliges Bild zu schnitzeln, was im gelungensten Falle doch nur zu einem Götzendienst führen kann, indem Begriffe immer Creaturen denkender Personen, nicht diese Creaturen der Begriffe sind, ungeachtet wol Letzteres von Philosophen behauptet worden, um das neue Heidenthum zu rechtfertigen. Gemäß demselben wohnt die Weisheit nicht im Haupte des Zeus und springt hervor als Göttin, sondern sie wohnt in dem plumpen Zahlbegriff einer Volkstimmenmehrheit, die als Orakel befragt werden und die Zustände des menschlichen Geschlechts regeln soll, was desto vollständiger gelingen und anerkannt werden muß, da jede Stimme zwei Fäuste beherrscht und durch Faustерhebung sein Orakel kundthut. Gesetzt also, es entsteht Zank unter den Begriffsgötzen, so wandert man nach Delphi zur Stimme der schreienden Volksmenge, und vertraut, daß Jeder noch sicherer vor ihr niederfalle wie einst in Judäa die Mauern von Jericho. Dieser Aberglaube verdrängt was die Menschen bisher als Glauben bekannt und hochgeschätzt.

Sonach ist in der Religion der Gesellschaft nicht die Rede von Gott, Christus, Sünde, Buße, Erlösung, letzten Dingen; sondern von zwei Allgemeinbegriffen, Freiheit und Gleichheit, die obenein einander befehden. Freiheit nämlich ist ungehinderter Gebrauch der Kräfte, die aber von Natur ungleich sind, sowol zum Erwerben als im Gebrauch des Erworbenen, und in kurzer Zeit ist der Begabtere und Sparsame reich, der Unbegabte und Verschwender arm. Wenn auf solche Weise die Freiheit störend einbricht in die Gleichheit — und letztere höchstens bei Grundvertheilung eines neu sich bildenden Staats bei noch nicht geschehener Einwirkung verschiedener Individualitäten stattfinden kann —, so verletzt eine Durchführung der Gleichheit die Freiheit, fodert Aufhebung des erworbenen Besitzes, Hemmung der Thätigkeit des Fleißigen zum Vortheil des Faulen, und führt in strenger Consequenz zum Communismus, der nicht blos ungleichen, sondern allen Besitz aufhebt, mit ihm Freude des Erwerbens, Sorge für die Seinigen, mögliche Mittheilung, gemeinnützige Schenkung oder Stiftung, kurz ungehinderten Freiheitgebrauch. Romulus und Moses haben die mit bürgerlicher Freiheit und deren gesetzlicher Sicherung unabwendbare Ungleichheit des Besitzes zu vermindern gesucht, Jener durch Beschränkung der Erbschaften auf männliche Verwandte (Agnaten) und Verbot von Testamenten, Dieser durch Festsetzung des 50. Jahrs als Halljahr, in welchem der Besitz zurückkehren sollte zur Urgestalt aller gewordenen abweichenden Verhältnisse. Umsonst; ein sicherer wirksames Erheben jedes Jahrs zum Halljahr wäre die größte Tyrannei. Ferner: Anarchie ist das höchste Ganze der individuellen Freiheit — welche Richtung die feurigen Demokraten unserer Zeit instinctmäßig verfolgen —, und kann nun diese so wenig bestehen als vollkommene Gleichheit, so muß für Herrschaft von Gesetzen ein Stand von Regierenden eintreten, der sich von den Regierten unterscheidet, welches in Noth

der Anarchie mit großer Schroffheit zu geschehen pflegt, mithin wird die Gleichheit unterbrochen und die ungebundene Freiheit aufgehoben. Für bestehende Staaten muß immer das leidenschaftliche Verfolgen von Freiheit und Gleichheit Umsturz bringen, mit ihm Willkür und Raub, bis ein Neues sich festsetzt und Schranken wie Ungleichheit zur Folge hat. Das neue Götzenthum wird daher mit seinem Begriffshochmuth keine Wirklichkeit finden.

Stellen wir diesen abstracten Begriffen die Wirklichkeit entgegen, so zeigt sie immer Unfreiheit und Ungleichheit. Sie werden in allen bestehenden Staaten gefunden und leider oft in einem die Individuen drückenden Maß. Weit entfernt alles Wirkliche vernünftig zu nennen, da umgekehrt Unvernunft nur zu wirklich ist, halte man gesunde politische Besserung blos durch Entwickelung am Bestehenden möglich, und ein Umstürzen desselben, ein völliges Neumachen von vorne für die krampfhafte Fieberkrankheit unserer Tage. Das Vorzüglichste was die menschliche Gesellschaft erlebte wuchs allmälig, nicht im Lauf weniger Monate, sondern wie alle Religion — wenn es eine politische Religion gibt — aus Ueberlieferung von Vätern zu Enkeln, und wiewol mit Unterbrechungen, im Gefolge eines gewissen Volksglaubens der beharrlicher hofft als übermüthig zerstört.

Außerdem muß Einem der unglückliche Rundlauf des Staatenbestandes vorschweben den schon Macchiavelli bezeichnet:

Der erste König war ein glücklicher Soldat;
Den letzten König stürzt das Proletariat;
Dann wuchert Anarchie und frißt die eig'nen Glieder,
Und nach dem letzten König kommt der erste wieder.

28.

Zwei auffallende Urtheile Schiller's.

In dem „Briefwechsel Schiller's mit Körner" (Bd. 4) finden sich zwei Urtheile Schiller's, von denen das eine vielleicht den Unwillen der Mehrzahl der Musiker von Fach, das zweite aber bei Jedermann heutzutage Verwunderung erregen wird. Ueber Haydn schreibt Schiller am 5. Jan. 1801: „Am Neujahrsabend wurde die «Schöpfung» von Haydn aufgeführt, an der ich aber wenig Freude hatte, weil sie ein charakterloser Mischmasch ist. Dagegen hatte mir Gluck's «Iphigenia auf Tauris» einen unendlichen Genuß verschafft. Noch nie hat eine Musik mich so rein und schön bewegt als diese: es ist eine Welt der Harmonie, die gerade zur Seele dringt und in süßer hoher Wehmuth auflöst." Und hierauf antwortet Körner, bekanntlich ein ausgezeichneter Musiker: „Daß Gluck's «Iphigenia» beiweitem genialischer ist als Haydn's «Schöpfung», bin ich ganz überzeugt. Haydn ist ein geschickter Künstler, dem es aber an Begeisterung fehlt. Für den Musiker ist viel in diesem Werke zu studiren, aber das Ganze ist kalt."

Ueber Alexander v. Humboldt schreibt Körner am 21. Juli 1797: „Alexander v. Humboldt ist mir ehrwürdig durch den Eifer und Geist mit dem er sein Fach betreibt. Für den Umgang ist Wilhelm genießbarer, weil er mehr Ruhe und Gutmüthigkeit hat. Alexander hat etwas Hastiges und Bitteres, das man bei Männern von großer Thätigkeit oft findet. Wilhelm ist mir sehr lieb geworden." Hierauf schreibt Schiller am 6. Aug., nachdem er Wilhelm v. Humboldt nicht ohne Schärfe charakterisirt hat: „Ueber Alexander habe ich noch kein rechtes Urtheil; ich fürchte aber, trotz aller seiner Talente und seiner rastlosen Thätigkeit wird er in seiner Wissenschaft nie etwas Großes leisten. Ich kann ihm keinen Funken eines reinen objectiven Interesse abmerken, und wie sonderbar es auch klingen mag, so finde ich in ihm, bei allem ungeheuern Reichthum des Stoffs, eine Dürftigkeit des Sinnes, die bei dem Gegenstande den er behandelt das schlimmste Uebel ist. Es ist der nackte, schneidende Verstand der die Natur, die immer unfaßlich und in allen ihren Punkten ehrwürdig und unergründlich ist, schamlos ausgemessen haben will, und mit einer Frechheit die ich nicht begreife seine Formeln, die oft nur leere Worte und immer nur enge Begriffe sind, zu ihrem Maßstabe macht. Kurz, mir scheint er für seinen Gegenstand ein viel zu grobes Organ und dabei ein viel zu beschränkter Verstandesmensch zu sein. Er hat keine Einbildungskraft, und so fehlt ihm nach meinem Urtheil das nothwendigste Vermögen zu seiner Wissenschaft; denn die Natur muß angeschaut und empfunden werden, in ihren einzelnsten Erscheinungen wie in ihren höchsten Gesetzen. Alexander imponirt sehr Vielen und gewinnt in Vergleichung mit seinem Bruder meistens, weil er sich geltend machen kann. Aber ich kann sie dem absoluten Werthe nach gar nicht miteinander vergleichen: so viel achtungswürdiger ist mir Wilhelm." Hätte man es nicht schwarz auf weiß, sollte man glauben, daß Dies ein Urtheil über Alexander v. Humboldt, daß es ein Urtheil Schiller's sei? Körner antwortet darauf: „Dein Urtheil über Alexander Humboldt scheint mir doch fast zu streng. Sein Buch über die Nerven habe ich zwar nicht gelesen, und kenne ihn fast nur aus dem Gespräch; aber gesetzt daß es ihm auch an Einbildungskraft fehlt um die Natur zu empfinden, so kann er doch däucht mich für die Wissenschaft Vieles leisten. Sein Bestreben Alles zu messen und zu anatomiren gehört zur scharfen Beobachtung, und ohne diese gibt es keine brauchbaren Materialien für den Naturforscher. Als Mathematiker ist es ihm auch nicht zu verdenken, daß er Maß und Zahl auf Alles anwendet was in seinem Wirkungskreise liegt. Indessen sucht er doch die zerstreuten Materialien zu einem Ganzen zu ordnen, achtet die Hypothesen die seinen Blick erweitern, und wird dadurch zu neuen Fragen an die Natur veranlaßt. Daß die Empfänglichkeit seiner Thätigkeit nicht das Gleichgewicht hält, will ich wol glauben. Menschen dieser Art sind immer in ihrem Wirkungskreise zu beschäftigt als daß sie von Dem was außerhalb vorgeht große Notiz nehmen sollten. Dies gibt ihnen das Ansehen von Härte und Herzlosigkeit."

73.

Ein neues Buch über Rom.

Wie lange in unsern vielfachen Ideenverbindungen mit Rom das Classische vorherrschen wird, dürfte lediglich darauf ankommen, wie lange das Studium der alten Classiker sich als Grundpfeiler unserer gelehrten Bildung erhalten wird; denn an Händen ihn zu untergraben ist kein Mangel. Philosophisch jedoch und auch praktisch zu reden leidet Das wol keinen Zweifel, daß es mehr Gewinn bringt die heutigen Bewohner der Siebenhügelstadt kennen zu lernen als in einem Labyrinth architektonischer Finsterniß die Fußtapfen einer Nation aufzusuchen welche groß und herrlich gewesen, aber — längst todt ist. Beides zu vereinigen, Nichts unerörtert zu lassen was die interessantesten historischen Punkte des classischen Alterthums betrifft und die neuesten socialen Verhältnisse Roms verständigt, ist Zweck des eben erschienenen „Rome; a tour of many days; by Sir *George Head*" (3 Bde., London 1849). Dem gut und mit Geschmack geschriebenen Buche liegt eine unglaubliche Masse mühsam zusammengetragenen und geschickt geordneten Stoffs zu Grunde; ein übersichtlicher Plan zeigt Rom und Umgegend, und während der Leser von Ort zu Ort wandert unterhält ihn der Verf. mit Legenden, Anekdoten, kurzen Sittenschilderungen und Gemälden des Nationalcharakters, welche

von keiner geringen Beobachtungs- und Auffassungsgabe zeugen. Zwar vermißt man jene Neuheit, Frischheit und funkelnde Beweglichkeit des Ausdrucks welche dem geschriebenen Worte die Macht des gemalten Bildes gibt; man sieht der Verf. ist weder Maler noch Dichter, aber man erkennt den scharfsinnigen Mann, welcher instinctartig herausfühlt was sich paßt und eignet und Eindruck macht, und dabei die Fähigkeit besitzt durch wiederholte Pinselstriche ein Resultat zu erzielen welches der pittoresken Darstellung nahe kommt. 10.

Bibliographie.

Fischart's, J., genannt Rentzers geistliche Lieder und Psalmen aus dem Straßburger Gesangbüchlin von 1576, auch dessen Anmahnung zu christlicher Kinderzucht und ein artliches Lob der Lauten besonders herausgegeben. Berlin, A. Duncker. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fröhlich, A. E., Diebold Baselwind [des deutschen Ordens], der Berner Leutpriester in der Laupen-Schlacht. Ein Tafelspruch. Desgleichen die Glocken- und Kannen-Gießer. Aarau, Sauerländer. 8. 5 Ngr.

Geibel, E., Juniuslieder. 4te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Hahn, R., Gedichte. Duisburg, Bagel. 16. 10 Ngr.

Heinrich, K., Die Kaiserwahl zu Frankfurt. Komödie in 3 Akten. Kiel, Schröder u. Comp. 1850. Gr. 8. 12½ Ngr.

Hölscher, H., Der Communismus als Ziel der Zeitbestrebungen. Ein vollständiger Umriß über die Wesenheit der Gleichheitslehre und über ihre zukünftige Bedeutung. Geschrieben für Jedermann. Köln, Eisen. 12. 15 Ngr.

Kolloff, E., Paris. Reisehandbuch. Paris, Franck. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Krause, K. C. F., Handschriftlicher Nachlass. Herausgegeben von Freunden und Schülern Desselben. I. Abtheilung, 1ste Reihe: Analytische Philosophie. II. — A. u. d. T.: Vorlesungen über die psychische Anthropologie herausgegeben von H. Ahrens. Göttingen, Dieterich. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Marx, K. F. H., Ueber Marc' Antonio della Torre und Leonardo da Vinci, die Begründer der bildlichen Anatomie. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 8 Ngr.

Menzel, K. A., Zwanzig Jahre Preußischer Geschichte. 1786—1806. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Merx, Eulalie, Mutter und Tochter. Ein Lebensbild. Berlin, Brandis. 1850. Gr. 16. 15 Ngr.

Mogk, F. W., Die Aegidien-Kirche zu Oschatz. Weihfestschrift. Mit Stahlstich und Holzschnitt. Oschatz, Oldecop's Erben. Gr. 8. 20 Ngr.

Nott, E., Zehn Vorlesungen über den Genuß berauschender Getränke. Uebersetzt von J. L. Witthaus. Hannover, Rümpler. Gr. 12. 15 Ngr.

Preusker, K., Bürger-Bibliotheken und andere, für besondere Leserklassen erforderliche Volks-Bibliotheken, so wie Gewerb-Museen, öffentliche Vorlesungen, Lese- und andere Bildungsvereine zur Wohlfahrt des Bürgerstandes, als dringendes Bedürfniß der Zeit, nach Gründung, Leitung, Bücherbedarf ꝛc. geschildert. Meißen, Klinkicht u. Sohn. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Rippenschwach, O., Ritter Otto, der zerschmetternde Rächer, oder: Mysterien des Frauen-Treu-Bundes. Romantisches Ritter-Schauspiel in vier Farben. 3te Auflage. Berlin, Hopf. 8. 2½ Ngr.

Schober, E., Hinterlassene Predigten. Tübingen. Gr. 8. 17½ Ngr.

Schwertlilien. Zeit-Gedichte von Emilie Emma. Köln. 16. 10 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1850. Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Therese, Novellen. 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wirtembergisches Urkundenbuch. Herausgegeben von dem K. Staatsarchiv in Stuttgart. 1ster Band. Stuttgart, F. H. Köhler. Imp.-4. 3 Thlr.

Vierich, G., Stimmen der Treue. Zeitgedichte. Frankfurt a. O. 12. 5 Ngr.

Woltersdorf's, E. G., evangelische Psalmen. Von neuem gesammelt und durch einige bis jetzt noch ungedruckte Lieder und des Verf. Lebenslauf vermehrt herausgegeben von K. F. R. Schneider. 3te Auflage. Dresden, Naumann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Zeise, H., Die Entwickelungsgeschichte unserer Erde, die Umwälzungen, welche die Erdoberfläche betroffen haben, und die in getrennten Epochen erfolgten Neuschöpfungen organischer Gebilde. Vorträge, gehalten im Altonaer Bürgerverein im Winter 1848/49. Mit (1 Steintafel) Zeichnungen. Altona, Lange. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Appell, J. W., Das Haus mit den drei Lyren und das Goethedenkmal in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Wilmans. Gr. 8. 5 Ngr.

Baltzer, E., Der Verein freier Gemeinden in seiner zweiten zu Halberstadt am 3. und 4. Octbr. 1849 gehaltenen Versammlung und Verhandlung dargestellt. Nordhausen, Förstemann. Gr. 8. 6 Ngr.

Göriz, C., Der deutsche Bundesstaat und das deutsche Reich. 2te mit Zusätzen vermehrte Ausgabe von „Das neue teutsche Reich." Ulm, Stettin. Gr. 8. 15 Ngr.

Hübner-Thomsen, A. F., Ueber die Anlegung einer evangelisch-lutherischen Normal-Schule. Ein wohlgemeintes Wort, den evangelisch-lutherischen Lehrern auf den Kanzeln und in den Schulen Schleswig-Holsteins zugerufen. Flensburg. 8. 2 Ngr.

Kleckl, Predigt, am 15. Oktbr. 1849, als am Geburtstage Sr. Maj. des Königs, vor der Militair-Gemeinde zu Erfurt gehalten. Erfurt, Körner. Gr. 8. 1½ Ngr.

Krummacher, F. W., Der König ein Zeichen guter Vorbedeutung. Predigt gehalten am 14. Oct. 1849 zur Verfeier des Königl. Geburtstages. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Liebner, T. A., Das Gleichniß vom verlornen Schaf. Eine Predigt gehalten am 3. Sonnt. n. Trin. zu Kiel. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lochner, G. W. K., Welche Bedeutung hat Goethe für die Schule? Rede bei der Schlußfeierlichkeit der Nürnberger Studienanstalt am 28. Aug. 1849 gehalten. Nürnberg, Stein. Br. gr. 8. 3 Ngr.

Rousselot, Die Wahrheit über das Ereigniß zu Salette am 19. Sept. 1846 oder Bericht an den Hrn. Bischof von Grenoble über die Erscheinung der heiligen Jungfrau zweien Hirtenkindern auf dem Berge von Salette, in Frankreich, Canton Corps. Aus dem Französischen von W. Reithmeier. Mit 1 Bilde. München. 8. 8 Ngr.

Schultze, K., Elberfeld und seine Barrikaden. 3te Auflage. Dolle, Meurs. 8. 2½ Ngr.

Stahl, J., Die deutsche Reichsverfassung nach den Beschlüssen der deutschen Nationalversammlung und nach dem Entwurf der drei königlichen Regierungen beleuchtet. Geschrieben im Juni 1849. 2ter unveränderter Abdruck. Berlin, Herz. Gr. 8. 12 Ngr.

Ueber die Besteuerung der geistlichen Grundstücke im Herzogthum Sachsen-Altenburg. Altenburg, Schnuphase. Gr. 8. 2 Ngr.

Wagner, A. E., Der Congreß der Abgeordneten freier Gemeinden zu Halberstadt am 3. und 4. Oct. 1849. Ein Bericht. Stettin. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 302. — 18. December 1849.

Jeremias Gotthelf.

1. Uli der Knecht. Ein Volksbuch. Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk. Von Jeremias Gotthelf. Berlin, Springer. 1846. 8. 25 Ngr.
2. Uli der Knecht. Ein Volksbuch von Jeremias Gotthelf. Zweiter Theil. — A. u. d. T.: Uli der Pächter. Berlin, Springer. 1849. 8. 1 Thlr.

Die Verlobten gingen miteinander über die Wiese, da raufte Reinhard jene Pflanzen aus, und zeigte Lorle den wundersam zierlichen Bau des Zittergrases und die feinen Verhältnisse der Glockenblume; „Das gehört zu dem Schönsten was man sehen kann", schloß er seine lange Erklärung. „Das ist eben Gras", erwiderte Lorle, und Reinhard schrie sie heftig an: „Wie du nur so was Dummes sagen kannst, nachdem ich schon eine Viertelstunde in dich hineinrede."

Diese gute Stelle kommt vor in Auerbach's „Frau Professorin". Sie machte mich augenblicklich stutzen. Wie, dachte ich, sollte diese Stelle am Ende bezeichnend sein für die ganze Dorfgeschichten-Literatur? „Das ist eben Gras!" Sollte das Volk vielleicht den Schilderungen seines eigenen alltäglichen Lebens einen ähnlichen Titel geben, nachdem wir Gebildeten und Studirten schon eine Viertelstunde und länger in dasselbe hineingeredet haben? Wenigstens haben wir keinen Beweis vom Gegentheil; denn wir haben überhaupt noch gar keinen Bericht, ob unsere Volksschriftsteller in den Hütten des Landvolks ebenso bekannt seien wie in den Literaturblättern und allenfalls bei den Bürgerclassen der Städte, und wenn sie es sind, welche Wirkung sie gemacht haben. Nur von Hebel weiß man, daß er in den allemannischen Gauen populair geworden ist. Es kann auch nicht anders sein. Die wohlfeilste Ausgabe von Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud", dem unübertroffenen Muster, kostet, trotzdem daß das Buch vor einem halben Jahrhundert geschrieben wurde, heute noch über einen Gulden; Auerbach's verschiedene Auflagen sind bisjetzt noch sämmtlich von dem gewöhnlichen belletristischen Publicum consumirt worden, gleichwie Geßner's „Idyllen" nicht von Schafhirten, sondern von Marquisen und Patriciern gelesen wurden, ohne daß ich übrigens eine weitere Vergleichung hier beabsichtigte. Die in der Ueberschrift angeführten zwei Bücher von Gotthelf: „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter", kosten zusammen beinahe vier Gulden. Wie lange es geht bis ein Bauer für ein Buch, das nicht gerade die Bibel ist, vier Gulden disponibel hat, weiß Jeder selbst der mehr in einem Bauernhaus verweilt hat als blos um an einem heißen Sommertage eine frische Milch darin zu essen. Und vollends ein armer Bauer oder gar ein Knecht! Und wenn sich endlich ein solcher Sonderling und Verschwender findet, gewiß eine Vogelscheuche für das ganze Dorf: wie soll das Buch zu ihm gelangen, oder er zu dem Buche? Er bekommt keine Bücherpackete „zur gefälligen Einsicht", und ebenso wenig hat er Muße und Gelegenheit sich in den Buchläden herumzutreiben und nach „Novitäten" zu fragen, und auf den Büchertischen am Jahrmarkt, wo der „Eulenspiegel" und der „Gehörnte Siegfried", der „Trenk" und das Kochbuch liegen, sind obige „Volksschriften" leider nicht zu finden. Ich übertreibe zwar: ich weiß wohl, daß hier und da ein Schullehrer, ein aufgeklärter Pfarrer oder sonst ein ordentlicher Mann sich Dergleichen hält und diesem oder jenem strebsamen Jüngling oder Mädchen in die Hände gibt; aber Das ist erst ein schwacher Anfang der auf eine fernere Zukunft deutet.

Auf obige Stelle nun, das „Gras" betreffend, hat Auerbach selbst in „Schrift und Volk" (S. 72) sehr gut geantwortet:

> Das Volk liebt es nicht sich seine eigenen Zustände wieder vorgeführt zu sehen; seine Neugierde ist nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie sich Das auch in andern Bildungskreisen zeigt. Erst wenn sich die Ueberzeugung aufthut, daß man in sich selbst neue Bekanntschaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen in dem alltäglich Gewohnten aufgeschlossen werden, lernt man das Alte und Heimische neu lieben.

Es handelt sich eben darum, daß das „Volk" so gut zu sich selbst zurückgeführt werde wie überhaupt alle Menschheit, und auch bei ihm der Geschmack am Fremden und Sonderbaren vertrieben werde. Denn Vieles was man für ursprünglich Volksthümliches hält, die Lust an allerlei gepfeffertem Abenteuer- und Sagenspuk, ist ebenfalls nur ein Hinzugekommenes und in den tiefen Grundschichten und Spalten länger Hängengebliebenes. Es ist sehr natürlich, daß der Görres des 19. Jahrhunderts Dasjenige für urvolksmäßig und ewig erkläre was ein Görres des 10. Jahrhunderts ausgestreut hat; aber nicht so natürlich ist es, daß wir andern Leute darauf schwören. Und was vor tausend Jahren da oder dort volksthümlich gewesen sein mag, es ist es jetzt nicht mehr.

Das Volk streift zeitweise alte geborstene Rinden von sich ab, und man wird vergebens diese Bruchstücke trocknen, zu Pulver stoßen, und ihm wieder unter die Nahrung mischen wollen; sie werden entweder sogleich ausgespien oder die gute Natur hilft sich durch Geschwüre und Ausschläge.

Ewig sich gleich bleibt nur Das was reinmenschlich ist, und Dies zur Geltung zu bringen ist bekanntlich die Aufgabe aller Poesie, also auch der Volkspoesie, und derjenige Volksdichter der ein gemachtes Princip braucht um arbeiten zu können thut daher am besten die Würde der Menschheit im Volke aufzusuchen und sie demselben in seinem eigenen Thun und Lassen nachzuweisen. Gelingt ihm Dies, so erreicht er zugleich einen weitern Zweck, und deckt eine Blöße im Getriebe der Cultur. Es ist nämlich die laute Klage der Retrograden und wirklich eine häufige Erscheinung, daß durch die sogenannte Aufklärung, d. h. durch die Verbesserung und Ausbreitung der Volksschule, ein unnatürlicher Ehrgeiz, allerlei windiges Wesen und Unzufriedenheit mit seinem Stande geweckt werden. Mancher Bauer, dessen Sohn einen guten Brief schreiben, eine Wiese ausmessen gelernt, oder in Erfahrung gebracht hat, daß die Gewächse sich auch geschlechtsweise fortpflanzen, oder der über 1812 und 1798 hinauf noch einige historische Jahrszahlen mehr kennt, der sagt: Potz Blitz! Mein Bub muß ein Gerichtsschreiber oder gar ein Advocat, ein Ingenieur, ein Doctor, ein Lehrer werden, und statt eines tüchtigen, kundigen Bürgers der mit Rath und That bei der Hand und eine Zierde seiner Gemeinde ist, erzieht er mit seinem sauer erworbenen Gelde dem Staate ein mislungenes Subject, einen Winkeladvocaten und käuflichen Geschäftsmacher, einen versoffenen Geometer, welcher Nichts zu thun hat, weil er über das Ausmessen der Wiese hinaus zu nichts Weiterm das Zeug im Kopfe hatte, einen Quacksalber und einen aufgeblasenen Schulmeister, der sich auf Alles versteht, nur nicht auf die Kinder. An dieser Calamität ist aber nicht die Aufklärung schuld, sondern die menschliche Schwachheit, und die Abhülfe liegt in der Bildung selbst, einestheils dadurch daß dieser falsche Ehrgeiz eben einfach ein erstes Stadium ist, welches durch den steten Fortschritt von selbst überwunden wird; anderntheils durch die Volkspoesie, von der wir sprechen. Wenn die Bewohner der Bauernhütten erfahren daß ihr Herz gerade auf die gleiche Weise schlägt wie das der feinen Leute wenn sie sehen daß ihre Liebe und ihr Haß, ihre Lust und ihr Leid so bedeutungsvoll ist wie die Leidenschaften der Prinzen und Grafen; wenn der kräftige Bauernbursche fühlt, daß seine Faust ihr bestimmtes Gewicht und Ansehen hat, und daß seine frischen Augen im Lande so guten Schein geben als irgend andere Augen; wenn die einsame graue Großmutter weiß, daß ein Dorfkirchhof so gut eine adelige Burg der Trauer und des geheimnißvollen Schicksals ist wie der Kreuzgang einer alten Abtei; wenn das ländliche Dirnchen merkt, daß sein Kränzlein grüner ist und höher im Werthe steht als manches andere: — dann wird endlich jene Sucht nach Carrière und Vornehmheit wie ein trüber Nebel verschwinden, und für jeden Kopf welcher dennoch, mit Berechtigung, aus seinem Stande sich herausarbeitet wird alsdann ein anderer aus andern Ständen sich einfinden; aus manchem vornehmen Feldverderber und Branntweinbrenner, der jetzt nicht Fisch und nicht Vogel, nicht Herr und nicht Bauer ist, wird dann ein tüchtiger Ackersmann werden, wenn die Vorurtheile verschwunden sind, und er nicht mehr gemeiner zu werden braucht, indem er endlich den Zwillichrock anzieht und die Hand wirklich an den ersehnten Pflug legt. Dann wird es hoffentlich auch dahin kommen, daß es nur noch Eine Poesie gibt. Man wende nicht ein, daß der fleißige Bauer und sonstige Arbeiter mit einer veredelten Anschauungs- und Empfindungsweise, mit einem solchen poetischen Bewußtsein ein schlechter Arbeiter und Geschäftsmann sein werde. Die religiösen Sekten verschiedener Art haben bewiesen, daß man sogar durch unnatürliche, fanatische Schwärmerei die Arbeitstüchtigkeit nicht verliert, und gerade die Pietisten mit ihrer krankhaften Empfindelei und näselnden Religiösität sind es nicht welche sich ökonomisch am übelsten zu stehen pflegen. Waren Cromwell's Rundköpfe weniger gute Soldaten, weil sie vor der Schlacht geistliche Seufzer ausstießen und nach der Schlacht predigten? Und warum sollte ich auch die Kraft verlieren eine Eiche zu fällen, weil ich weiß, daß der grüne Wald schöner ist als der Salon eines Banquier? warum die Besonnenheit ein Schifflein zu lenken, weil ich mit klarem Blick in die Tiefe des Wassers zu dringen vermag? warum die Fähigkeit einen Pflug zu führen, weil ich mich auf dem weiten Acker unter dem blauen Himmel so recht glücklich und andächtig fühle? warum mit minderm Eifer ein Hufeisen schmieden, weil ich weiß, daß ein wohlgeschwungener Hammer dem Schmied gut ansteht? Und sollte ich das Geld welches ich aus zehn Scheffel Weizen gelöst habe wol nicht so gut zählen und zusammenhalten können als mancher Schriftsteller das Honorar für seine empfindsamen Romane? Es gibt Leute welche in der Aesthetik drin stecken wie ein Wurm im Mehle, und aus lauter ästhetischen Gedanken große Häuser bauen und ihr Pult mit Eisenbahnactien anfüllen: — und ein Landmann sollte nicht mit einigem menschlichen Anstand seinen Beruf erfüllen können?

Wenn man gegenwärtig von Volksschriftstellern spricht, so stehen Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf (Pfarrer Bitzius zu Lützelflüh im Canton Bern) obenan. Auerbach ist von der Höhe der jetzigen Bildung aus zu der Volksschrift gelangt, er hatte einen philosophischen Roman geschrieben, ehe er an seine „Dorfgeschichten" gerieth, und auch von diesen vermag ich nicht zu berichten, ob ihn ein bewußter Beruf für das Volk zu schreiben dazu trieb, oder ob es mehr ein glücklicher Wurf des Künstlers war welchen Lust und Talent auf dies Gebiet führten, wie etwa ein frischer Morgenwind eine heitere Wolke am Himmel dahintreibt. Sei Dem wie ihm wolle, die „Dorfgeschichten" sind, mit Ausnahme des miserabeln Reinhard

in der „Frau Professorin", alle frisch und gesund und ein festtägliches Weißbrot für das Volk. Sie sind schön gerundet und gearbeitet, der Stoff wird darin veredelt ohne unwahr zu werden, wie in einem guten Genrebilde, etwa von Leopold Robert, und wenn sie auch ein wenig lyrisch oder wie ich es nennen soll gehalten sind, so thut Das meines Erachtens der Sache keinen Eintrag. Nicht so verhält es sich mit Gotthelf. Dieser besitzt die gleiche Intensität des Talents, den Sinn für Haushalt und Leben des Volks, für die Durchdringung besonders ländlicher Zustände; er vermag vielleicht noch tiefer herabzusteigen in die Technik und Taktik des Bauernlebens, gibt dasselbe mit allem Schmuze des Costume und der Sprache, mit der größten Treue wieder, und gleicht hierin einem Niederländer; aber er ist dabei ohne ästhetische Zucht geblieben, und wenn er als Pfarrer über seinem Publicum steht, so steckt er wieder als Schriftsteller wie ein Naturdichter mitten unter demselben, und scheint ohne Nachdenken und Mäßigung zu arbeiten. Wie Auerbach sich im heimatlich schwäbischen Schwarzwalde bewegt, so nimmt Gotthelf Stoff und Scene seiner Erzählungen aus dem Canton Bern, und sie bekommen dadurch ebenfalls die locale Färbung und Wahrheit welche in guten Volksschriften von je gefunden worden sind und, kann man hinzusetzen, überhaupt eine Lebensbedingung der ursprünglichen classischen Dichtungen fast aller Zeiten und Völker sind; denn es ist ein bedeutsamer Wink, daß Alles was einem gesunden Volksbuch zugutekommt bei Licht besehen jedem poetischen Product, da wo ein reiner Geschmack herrscht, zum Vorzug gereicht.

Wenn aber bei Auerbach Herz und Gemüth die erste Rolle spielen, und daher seine Geschichten durch den Conflict in welche jene auch im Dorfe gerathen zu artigen Romanen, lieblichen Dichtungen werden, so sucht Gotthelf seinen Beruf darin, daß er einen der Charaktere, welche im Volksleben sich am stärksten auszubilden pflegen, herausgreift und dann in einem etwas eintönigen Verlaufe, ohne künstliche Verwickelungen, zeigt wie dieser Charakter zum Guten oder Bösen gedeihen könne. Dabei sind indessen alle andern Personen welche sich an denselben anschließen, alle Sitten und Gebräuche so wahr und schlagend gezeichnet, daß auch der alltäglichste Lebenslauf und trockenste Haushalt dadurch interessant und mannichfaltig wird. Gotthelf hat zwar auch „Schweizerische Sagen und Bilder" geschrieben, worin immer mit der Dorfgeschichte eine alte Zwingherren- und Gespenstergeschichte verflochten ist. Diese letztern sind aber in einem so übertriebenen ungeschickten Breughel-Stil geschrieben, er hält sich so gewaltsam an einen verdorbenen Volksgeschmack, daß sie keine Bedeutung haben können. Sein eigentliches Element dagegen ist z. B. sein „Hans Joggeli, der Erbvetter", und „Harzer Hans, auch ein Erbvetter". Im erstern schildert er einen alten reichen Bauer, ein kluges, feines Männlein, welches, umlagert von Erbschleichern aller Art und beiderlei Geschlechts, durch ihre Zudringlichkeiten und Intriguen schlau hindurchsteuert, ohne sich verwirren zu lassen, ihre eigennützigen Geschenke und Dienstleistungen sich wohlweislich schmecken läßt, und am Ende ein armes Pärlein, welches als Knecht und Magd getreu ihm diente, unbeachtet und ohne Ansprüche, mit Haus und Hof und dem ganzen reichen Erbe beglückt, während er jenen Erbschleichern in seinem Testamente jedem durch irgend ein anzügliches Legat noch einen Possen spielt. Im „Harzer Hans" schildert er einen andern reichen Bauer, der aber ein gräßlicher Geizhals ist, welcher sich in der abnormsten Schinderei herumwälzt, seine Frau durch seinen gottlosen Geiz wahnsinnig macht, und nach dessen Tod die hohnlachenden Erben die aufgespeicherten Reichthümer auseinanderzerren. Oder er schildert in „Käthi, die Großmutter" eine Frau welche in weiser Sorge und Liebe für ihr Haus ergraut ist. Alle diese Sachen gründen sich, und darin liegt allerdings eine tiefe Kenntniß des Bauers und Dessen was ihm mangelt, auf seine materiellen Interessen, auf seine Gewinn- und Ränkesucht, und Gotthelf sucht das Volk von diesem trübseligen und sterilen Boden ab zu einem erhöhten Bewußtsein zu bringen. Ob er es auf die beste Weise thut werden wir weiter sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neugriechische Literatur.

Aus Griechenland ist uns in letzter Zeit die Gedichtsammlung eines begabten und vielversprechenden jungen Griechen, Sophokles Karydis aus Tripolitsa, unter dem Titel: „Ἡ Λύρα, ἤτοι Συλλογὴ διαφόρων ποιημάτιων" (erster Theil, Athen 1849), zugekommen. Dieselbe enthält theils patriotische, theils in der volksthümlichen Ausdrucksweise gedichtete (δημοτικά), theils komische Dichtungen, auch einige Räthsel, und rechtfertigt im Allgemeinen das Urtheil was hier in einer Zuschrift an den Dichter selbst über ein einzelnes Gedicht ausgesprochen wird, daß nämlich die Dichtungen durch Gedankenreichthum und eine angenehme, wohlklingende Sprache sich auszeichnen. Vielleicht könnte ein strengerer, aber wohlmeinender Kritiker sagen: Die Poesie unsers Dichters gleicht noch zu sehr dem gährenden und brausenden Moste, der sich noch gehörig abklären müsse um sich zum Weine zu veredeln. Erfreulich ist in jeder Beziehung das reichhaltige Subscribentenverzeichniß das dem Buche beigedruckt ist, und welches beweist, daß man in Griechenland die Poesie liebt und pflegt, indem man junge aufstrebende Talente unterstützt.

Ferner erschien in Athen 1849 eine Uebersetzung des bekannten Werkes über Rußland von Iwan Golowin: „Ἡ Ῥωσσία ἐπὶ Νικολάου Α'", und von der Schrift von Thiers über Eigenthum („Περὶ ἰδιοκτησίας") war bereits 1848 von E. A. Simos eine Uebersetzung gedruckt worden. Auf dem Gebiete der Grammatik erhalten wir Kunde von einer „Γραμματικὴ τῆς ἀρχαίας ἑλληνικῆς γλώσσης" von Ch. Pampukis (erster Theil, die Technik der Sprache enthaltend), sowie von einer „Γραμματικὴ τῆς Ἰταλικῆς γλώσσης" von M. P. Peridis, welche beide 1849 in Athen erschienen. Eine kleine Schrift: „Συμαῖς", von K. Simonidis (Demselben der auf dem Berge Athos die auch in Deutschland besprochenen höchst merkwürdigen Handschriften gefunden hat), bespricht die kleine Insel Symi, (Metapontis) an der südwestlichen Spitze Kleinasiens. Außerdem haben wir noch unter Bezugnahme auf die in Nr. 306 d. Bl. f. 1848 bereits erwähnte vorläufige Ankündigung einer regelmäßig in Athen erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschrift: „Φιλολογικὸς Συνέκδημος", zu bemerken, daß dieselbe mit dem December 1848 wirklich nach den uns davon zugekommenen Heften ins Leben getreten, und zwar in einer solchen Weise

erschienen ist, daß wir dem wissenschaftlichen Leben in Griechenland und überall wo Griechen mit regem Sinne für wissenschaftliche Ausbildung sich aufhalten nicht geringe Vortheile durch diese Zeitschrift versprechen dürfen. Dieselbe sucht den Zwecken deren Erreichung sie sich vorgesteckt hat theils durch Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen u. s. w., theils durch Originalaufsätze, durch Mittheilungen akademischer Reden an der Universität zu Athen u. s. w. zu genügen, und hat es sich vorzugsweise zur Aufgabe gemacht durch Pflege und Beleuchtung der einzelnen Gebiete der Philologie, ohne sich jedoch auf diese selbst engherzig und ausschließend zu beschränken, die Gegenwart aufzuklären, und das Verständniß des Alterthums zu vermitteln. Besonders ist die Zeitschrift ein wissenschaftlicher Vereinigungspunkt für die Professoren der Universität Athen, und diese letztere erwirbt sich durch die Herausgabe derselben, namentlich auch bei der Wohlfeilheit des Preises (2 Hefte, jedes von 2 Bogen, monatlich, halbjährlicher Preis 6 Drachmen, noch nicht 2 Thaler), ein neues Verdienst um das Panhellenion und um die gesammte Civilisation und Humanisirung des Orients. 16.

Justinus Kerner über Träume.

Als Knabe war Justinus Kerner längere Zeit sehr leidend, sein Magen konnte gar keine Speisen vertragen, verschiedene Curen halfen nicht. Er wurde darauf von dem Magnetiseur Gmelin magnetisirt. „Von dieser Zeit an", erzählt er in dem „Bilderbuche aus meiner Knabenzeit" *), „behielt ich durch mein ganzes Leben voraussagende Träume, die mir zu einer wahren Qual im Leben wurden, eine Qual die ich Keinem wünsche und die mich gleichsam praktisch kennen lehrte, welch ein Unglück es für den Menschen wäre hätte ihm Gottes weise Hand die Zukunft nicht verschlossen. Diese voraussagenden Träume finden bei mir gegen Morgen statt, besonders wenn eine schlaflose Nacht mich erst gegen Morgen ruhen und in Schlaf sinken läßt. Sie kamen immer unter Bildern und symbolisch vor. Erscheinen von Licht bedeutet kommende Freude. Nachdem mich diese Lichtträume lange als frohe Vorbedeutung durchs Leben begleitet, träumte mir einmal (es war im vorgeschrittenen Alter), ich sehe an den vier Ecken meines Hauses eine leuchtende Glut, die aber Einer mit einem Zweispitz herauszuhauen trachtete. Ich konnte mir wachend den Traum nicht sogleich deuten, hoffte noch auf eine kommende Freude; aber später erkannte ich, daß mir durch diesen Traum symbolisch angedeutet wurde, es solle fortan mit jenen Lichterscheinungen (Freuden) aus sein, sie sollen gleichsam aus meinem Hause herausgehauen werden: denn von dort an hatte ich keinen Traum von Licht mehr und kam auch keine wahre Freude mehr in mich. Seit damals scheint mich auch meine Grundzahl verlassen zu haben, die Zahl Sieben, in der mir immer etwas Freudiges wurde, während sie jetzt im Gegentheil immer nur Trauer bringt. Zu den lichten Erscheinungen als Freude bedeutend gehört noch, daß mein verstorbener Tochtermann Dr. Riethammer zu Heilbronn sehr oft, wenn er wegen irgend eines Vorfalls in Kummer wachend im Bette lag, vor sich einen Stern im Zimmer sah, was ihm immer bedeutete, daß ihm bald wieder Freude werden würde; aber in seiner letzten fast ein Jahr lang andauernden Krankheit, von der er nicht mehr genas, geschah Das nicht, er sah nie den Stern mehr. Wasser bedeutet bei mir Verdruß und Betrübniß; springendes Wasser keine Betrübniß, mehr Freude; Koth wüste Händel; Schnee und Eis Krankheit; so auch essen von Trauben, schwarzen Beeren, auch andern Beeren Krankheiten, Letzteres besonders Krankheiten von Kindern; Blut bedeutet Verdruß mit Verwandten; fliegen im Traume deutet auf Kummer den man gerade hat. Merkwürdig ist und noch einer Erklärung wartend, daß nicht nur ich, sondern auch Andere die Bemerkung machten: daß wenn sie von einem Zimmer träumten welches das ihre sein sollte, es nie dasselbe war, es immer ganz anders gestaltet und meublirt war. Diese voraussagenden Träume entstehen völlig von der Herzgrube, den Solarnervengeflechten aus, und kommen beim Erwachen Einem zur Erinnerung nur so lange das völlig wach gewordene Gehirn noch nicht das Uebergewicht über jenes erhielt. Will man erwacht mit dem Gehirn darüber nachdenken, so entstehen oft in der Herzgrube (dem Solargeflechte) Schmerzen, und man muß mit dem Gehirn zu denken aufhören. Da ich auf das Eintreffen solcher voraussagenden Träume gewiß rechnen kann, so sind sie mir eine wahre Pein im Leben, besonders da ihre Erfüllung oft erst nach drei Tagen stattfindet, doch meistens am gleichen Tage des Erwachens aus ihnen. Bei meinem damals ohnedies vorherrschenden Gemüthsleben hatte jene magnetische Manipulation, so kurz sie auch war, ein magnetisches Leben in mir erweckt, das mir von dort an jene voraussagenden Träume und Ahnungen gab, und in mir später selbst eine Vorliebe für die Erscheinungen des Nachtlebens der Natur, für Magnetismus und Pneumatologie schuf. Von da an schien auch wirklich eine Abnahme meines körperlichen Leidens sich einzustellen. Ich wurde zwar sehr geplagt die Vorschriften des Herrn Geheimraths Weickardt (des Arztes der ihn behandelte) getreu zu befolgen; aber ich that es nicht, nahm zwar dessen Arzneien von meinen Aeltern ein, aber brach sie geflissentlich sogleich wieder; denn ich hatte das innere Gefühl, daß sie nur schaden würden. Darauf verschonte man mich mit denselben, und das Uebel verschwand nach und nach, auch mit Aufhören des schnellen Wachsthums. Bis ins höhere Alter blieb mir aber die Eigenschaft, daß in mir die der willkürlichen Bewegung sonst nicht unterworfenen Muskeln des Magens ganz meinem Willen sich unterordneten, daß ich ohne vorausgegangenes Wehsein nach meinem Willen was in den Magen gekommen wieder aus demselben, wie aus einer Hand werfen konnte. Auch die Bewegung der Regenbogenhaut meiner Augen (der Iris) blieb meinem Willen unterworfen, ich konnte ohne Einfluß des Lichts blos mit meinem Willen das Sehloch meiner Augen erweitern und verengern. Kanzler von Autenrieth und der alte Professor Plouquet in Tübingen stellten mit mir darüber bestätigende Versuche an." 73.

*) Wir haben darüber in Nr. 294 d. Bl. berichtet. D. Red.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der Medicin,

bearbeitet

von

Dr. *E. Morwitz.*

Zwei Bände.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Dieses Werk bildet die vierte Abtheilung der „**Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften**", welche unter Redaction des Dr. *A. Moser* bei dem Unterzeichneten erscheint. Die vorhergehenden Abtheilungen enthalten:

I. **Handbuch der topographischen Anatomie.** Von Dr. *L. Heckmann.* 3 Thlr.

II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Von Dr. *L. Posner.* Drei Bände. 7 Thlr. Der erste Band umfasst die acuten Krankheiten (2 Thlr.), der zweite und dritte Band die chronischen Krankheiten (5 Thlr.).

III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik.** Von Dr. *A. Moser.* 2 Thlr.

Leipzig, im December 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 303. — 19. December 1849.

Jeremias Gotthelf.

(Fortsetzung aus Nr. 302.)

Schon vor mehren Jahren schrieb Gotthelf „Uli der Knecht", welcher vielen Beifall fand, und nun hat er eine Fortsetzung des Buchs herausgegeben: „Uli der Pächter." Es sind zwei ziemlich starke Bände, und können gewissermaßen Gotthelf's Hauptwerk genannt werden. Es ist ein großes Verdienst dieses Volksbuchs, daß die Fortsetzung nicht etwa ein abgeschwächter zweiter Theil zum „Faust", oder zum „Meister", oder eine mislungene Fortsetzung des „Geisterseher" u. s. w., sondern in ihrem vollen Rechte eine wahre, nützliche Fortsetzung ist. In diesem Uli ist das Schicksal eines Bauers dargestellt welcher sich vom armen hoffnungslosen Knechte herauf zu einem tüchtigen Pächter, und zuletzt zum großen Bauer und Eigenthümer hinaufschwingt. Es handelte sich hier nicht darum einen brillanten Charakter zu wählen, welcher im Kampfe mit finstern Dämonen und feindlichen Mächten Heldentugenden im großen Maßstabe entfaltet und mit einem Effect von der Bühne tritt; sondern mit meisterhafter Hand hat Gotthelf einen ganz gewöhnlichen Menschen genommen, gesund und kräftig an Leib und Seele, aber eher etwas beschränkt als geistreich, wenigstens allen Einflüssen offen, und für das Gute und das Böse fast gleich empfänglich. Nicht große geniale Thaten können eine solche Natur auf einen grünen Zweig bringen, sondern Fleiß, Gewissenhaftigkeit und die unbedingteste Ehrlichkeit; ohne diese wird er ein Stümper in seinem Berufe, ein kümmerlicher Geselle welcher den Fleiß durch Speculationen, Sachkenntniß durch grundsatzloses Experimentiren, Gewissenhaftigkeit durch erbärmliche Knüffe und Schlauheiten ersetzen will und daher zu Grunde geht. Hat der Schriftsteller einen solchen Charakter zu einem guten Ziele geführt, so kann jeder Leser ihm folgen, und hat die gerechte Hoffnung ebendahin zu gelangen. Uli ist ein junges, blutarmes Knechtlein, welches, in der Ueberzeugung daß es sein Leben lang ein solches bleiben müsse, arbeitet, so schlecht und recht es eben muß, seinen spärlichen Lohn durchbringt, spielt, trinkt und sich darein ergeben hat Dies immer so zu machen. Sein Meister, ein reicher, kluger und wohlgesinnter Bauer, welcher den Grundsatz befolgt einen Dienstboten womöglich bessern zu wollen ehe er ihn fortjagt, nimmt ihn in die Schule. Uli wehrt sich hartnäckig. „Was soll ich", meint er, „meinen Lohn zur Seite legen und sparen? Aus Nichts wird Nichts! Was soll ich mir Mühe geben ein einsichtsvoller und gewandter Landwirth zu werden, da ich keinen Menschen auf der Welt habe, und niemals zu einem eigenen Stück Land komme?" Der wackere Meister gibt aber nicht so bald nach, und es gelingt ihm endlich dem Burschen die schöne Wahrheit beizubringen, daß ein gewissenhafter und tüchtiger Bauernknecht zu sein keinem Menschen mehr zugutekomme als ihm selbst, und daß, wer sich Arbeitsliebe und Arbeitskenntniß erworben habe, und dadurch in seiner Art berühmt sei, schon in diesem guten Namen ein Capital besitze welches unschätzbar sei, und er werde, wenn er seinem Rathe folge, Dieses schon noch erfahren. Und so wird denn Uli wirklich ein Knecht welchem man Alles anvertrauen darf, zu des Bauers großer Freude, und für sich selbst hat er mit seinem Lohne, welcher mit seinen Leistungen gern vergrößert wurde, eine schöne Summe beiseitegelegt, der erste Grund zu einstiger Selbständigkeit. Aber der Bauer beweist auch, daß er nicht nur auf eigenen Nutzen bedacht ist. Als ein alter Vetter zu ihm kommt, welcher ebenfalls einen großen Hof besitzt, der aber aus Mangel an Leitung und durch angehäuftes Gesindel von schlechten Dienstboten zu zerfallen droht, als ihn dieser nach einem zuverlässigen, erfahrenen Meisterknechte fragt, dem er Alles übergeben könne: da denkt der brave Mann an seinen Zögling, und daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sein möchte denselben in einen weitern Wirkungskreis zu versetzen und eine Stufe höher zu heben. So ungern er den liebgewonnenen Knecht vermißt, so schlägt er ihn doch dem alten Vetter vor, und so wird Uli als Meisterknecht, der allem andern Gesinde zu befehlen hat, auf jenem Hofe installirt. Hier hat er nun volle Gelegenheit zu zeigen, daß er Etwas geworden ist. Ein umfangreiches Bauernwesen, aber in der größten Unordnung, böswillige, neidische Dienstboten, welche ihm alle Hindernisse in den Weg legen, und endlich Bosheiten und Ränke aller Art von Seite des neuen Herrn selbst, welcher, mistrauisch und launisch, in seiner eigenen Unfähigkeit Uli seine Tüchtigkeit nicht gönnen mag und zum eigenen Schaden die bösen Knechte gegen den guten aufhetzt. Trotz alledem bringt aber Uli den Hof in Aufnahme, und es wird auf demsel-

ben geschafft und gewirkt daß es eine Art hat. Uli bekommt ein Ansehen und wird berühmt. Da der Bauer selbst misrathene Kinder hat und ihm die Oberaufsicht immer schwerer wird, so entschließt man sich endlich sich ganz zurückzuziehen und Uli das Ganze in Pacht zu geben. Man gibt ihm zugleich ein schönes braves Weibchen zur Frau, welches als Pflegetochter im Hause erzogen und als eine Art Magd gehalten wurde. Da diese Person den Haushalt seit Jahren geführt hat und Alles kennt was eine rechte Bäuerin wissen muß, so ist die Geschichte nun abgerundet, und der arme, hoffnungslose Knecht ist ein Mann geworden dem man viele Tausende anvertraut, der zu befehlen, zu regieren, selbständig zu handeln und zu entschließen hat, und eine hübsche junge Frau ist seine Gefährtin. Das ist aber nicht romantisch schnell gegangen, sondern er ist darüber bedächtlich 30 Jahre alt geworden, kennt den ganzen Umfang seiner Aufgabe, und ist durchaus nicht sorglos. Indessen steht sein früherer Meister noch immer mit Aufmunterung und Rath, selbst mit Bürgschaft zur Seite.

Damit schließt „Uli der Knecht", und, sollte man denken, überhaupt dieser Stoff; denn daß Uli nun im Stande ist ein guter Pächter zu sein wissen wir schon und verlangen keinen neuen Beweis in Form eines Buchs darüber. Nun schließt aber Gotthelf mit ebenso unerwarteter als trefflicher Wendung eine neue Bahn auf. Das Menschenleben ist eine fortgehende Schule. Der Staatsmann wie der Bauer muß jeden Morgen die Erfahrungen von gestern sammeln, das Verbrauchte umwenden und erneuen; unsere Seele muß, wenn sie nicht verkommen will, jeden Tag ihre Wäsche wechseln. Der moralische Mensch hat so gut seine Respiration wie der physische, und nur durch dieselbe bleiben wir lebendig. Wir bleiben nicht gut, wenn wir nicht immer besser zu werden trachten, und zu diesem Zwecke bedarf es nicht einmal des Gedankens der Unsterblichkeit; schon für diese 60 oder 70 Jahre müssen wir immerwährend wach sein, wenn wir für die Dauer derselben glücklich, d. h. gut bleiben wollen. Diejenigen welche Dieses leugnen erfahren es doch täglich an sich selbst am besten, seien sie Nihilisten par excellence oder seien sie religiöse Heuchler. Uli ist nun ein blühender Dreißiger geworden, Kinder umgeben ihn, Arbeits- und Ordnungsliebe sind ihm zur andern Natur geworden, und er weiß mit fester Hand ein Haus zu führen. Ist er nun fertig? Nein! Jetzt kommt er erst in die Jahre, wo der Mensch Gefahr läuft in die gröbste Selbstsucht und Engherzigkeit zu versinken, über Arbeit und Sorge alle höhere Bedeutung seines Wesens zu vergessen, mit Einem Wort: zum Philister zu werden. Uli, von Natur aus ängstlich und kurzsichtig, verliert sich in die ärgste Klauberei, und die Sucht reich zu werden quält ihn unaufhörlich. Obgleich er weiß, daß gute, obgleich theuere Knechte nützlicher sind als schlechte und wohlfeile, so hat er doch keine Ruhe, da es nun auf seine eigene Rechnung geht, bis er sein vertrautes, solides Gesinde, welches er sich selbst mit großer Mühe herangezogen, verdrängt und wohlfeiles fahrendes Gesindel angestellt hat, in der Hoffnung dasselbe bald für wenig Lohn ebenso wohl ausnutzen zu können wie jene guten Knechte. Er verwickelt sich in jenes ungerechte, schmuzige Proceßführen welches, da es leider keine Schande ist, die Bauern leidenschaftlich betreiben, so lange sie triumphiren können. Seine liebsten Freunde sind Schwätzer und Ränkeschmiede, welche ihn aussaugen, während er glaubt bei ihnen ein grundgescheiter Kerl zu werden. Daher geht es überall schief; er wird mürrisch und unzufrieden, und ist gar nicht im Stande sich seiner Errungenschaft zu freuen. Seine liebenswürdige und grundtüchtige Frau redet ihm vergeblich zu von diesem eiteln Treiben abzulassen: es entsteht ehelicher Kummer, obgleich von der edlern und feinern Art; denn die gute Gesellschaft, welche bis unter einen gewissen Punkt nie herabsinkt, verbreitet sich durch alle Stände, und ist in den niedern Regionen ebenso oft zu finden als in den hohen. Auch versteht Gotthelf trefflich ihre feinen Sitten zu schildern. Man lese nur, hier nebenbei gesagt, jene Stellen, wo er den diplomatischen Anstand eines rechten berner Bauers beschreibt. Ein solcher, so ungehalten er auch ist, wird nie einen Knecht öffentlich anfahren und beschämen, sondern er macht nur im Vorbeigehen, ohne daß es Jemand weiter hört, eine ruhige Bemerkung, wie zufällig, und wenn Das nicht hilft, so nimmt er ihn nach Feierabend oder sogar erst gelegentlich ins Nebenstübchen, und sagt ihm daselbst ohne grobe zornige Worte, aber entschieden seine Meinung. Noch unerhörter wäre es, daß die Familie unter sich öffentlich zanken würde. Ebenso wenig wird ein solcher Mann in fremden Händeln seinen Rath aufdrängen wollen oder nach Verhältnissen fragen die ihn Nichts angehen. Diese edle Sitte haben freilich die Bauern vor den Diplomaten voraus.

Uli geräth immer tiefer in sein untröstliches Wesen hinein, bis das Unglück ihn aufrüttelt. Ein Hagelwetter zerschlägt seine Jahreshoffnungen, er kann seine Pacht nicht bezahlen und steht auf dem Punkte, da endlich auch der Hof verkauft werden soll, gänzlich auf die Straße gesetzt, und wieder zum ärmsten Knecht degradirt zu werden, nur mit dem Unterschied, daß er jetzt Frau und Kinder hat. Durch dies Unglück wird er dem Einfluß seiner Frau wieder empfänglich gemacht, er bessert sich, lebt wieder auf und wird ein vernünftiger Mensch, und Alles geht gut, da noch ein deus ex machina hinzukommt, der ihn zum reichen Eigenthümer des Hofs macht.

Fragen wir nun nach dem Princip zu welchem hinauf und durch welches Gotthelf seinen Uli gerettet hat, so finden wir ein strenges, positives Christenthum. Darüber ist nicht mit ihm zu rechten. Etwas ist besser als gar Nichs, und mit einem Menschen welcher den gekreuzigten Gottmenschen verehrt ist immer noch mehr anzufangen als mit Einem der weder an die Menschen noch an die Götter glaubt. Wo reine Humanität fehlt, da muß die Religiosität das Fehlende ersetzen; wenn sie nur erwärmt und erhebt. Aber die Art und Weise wie Gotthelf seinen Zweck verfolgt ist zu verwerfen, nicht nur

weil sie pfäffisch und bösartig ist, sondern auch weil sie seine Schriften verdirbt.

Bitzius sagt in einer Vorrede: man werde ihm wenigstens nicht ein gedankenloses und feiles Segeln mit herrschenden Winden vorwerfen können. Das ist allerdings sehr wahr; er verfällt aber in das andere Extrem und sucht mit dem größten Eigensinn gegen den Strom zu schwimmen, und Das ist für einen Volksschriftsteller auch nicht klug und weise. Ein solcher hat vom Volke ebenso viel zu lernen als es von ihm lernen soll, und es ist seine Pflicht auch ein wenig zu merken was die Stunde geschlagen hat, wenn er segensreich wirken will.

Von welcher Art die Religiosität ist welche Gotthelf zu seiner Verbündeten macht, mag man am besten aus folgender Geschichte ersehen, welche er in seinem Pächter erzählt. Ein Bauer hat zur Zeit der Ernte seine ganze Jahresfrucht geschnitten auf dem Felde liegen. Es ist Sonntag und ein Gewitter im Anzug. Da macht der Bauer Anstalt die Ernte zu retten und heimzuführen ehe es zu spät ist. Eine uralte Großmutter beschwört ihn Nichts zu thun; denn Solches sei auf diesem Hofe noch nie vorgekommen, so lange er bestehe sei am Sonntag Nichts gearbeitet worden. Der Mann mochte aber Etwas von dem Esel welcher in eine Grube gefallen und von der Jünger Aehrenrupfen gelesen haben: er läßt sich durch die Lamentationen der Alten nicht einschüchtern, und bringt glücklich sein Korn unter Dach. Kaum ist aber das letzte Fuder in die Scheune gefahren, so kommt ein Blitzstrahl und verzehrt Haus und Habe, und der Bauer, ein trauriges Exempel des göttlichen Zorns, bleibt blödsinnig. Diese Geschichte schmeckt mehr nach dem Judenthum als nach dem Christenthum. Gotthelf führt die Worte Sünde und sündlich fortwährend im Munde; fühlt er wol nicht, daß es ebenfalls sündlich sein dürfte dem christlichen Gott solch crasse Erfindung unterzuschieben? Ebenso spielen der Teufel und seine Hölle eine große Rolle in Gotthelf's Schriften. Folgende Stelle nimmt sich z. B. sehr trübselig aus im Munde eines reformirten Geistlichen:

Es ist schrecklich im Feuer zu erwachen, wer es erlebt hat zittert, so oft er Dessen gedenkt. Wie muß es den Sündern erst sein, wenn sie erwachen in der Hölle, Feuer ringsum und nirgend eine Thür zum Entrinnen, gefesselt auf ewig mit feurigen Ketten im ewigen Brand!

und die gleiche Erzählung wo diese Süßigkeit vorkommt („Harzer Hans") schließt mit der erbaulichen Versicherung, daß der Teufel eine Seele geholt habe.

Möchte sich Gotthelf doch ein wenig an seinem berühmten und braven Vorgänger spiegeln, an Hebel, welcher ebenfalls Geistlicher war. Wie verschieden behandelt dieser sowol als Künstler wie als Moralist den Teufel in seinem „Karfunkel". Diese pietistische Tendenz thut den Volksbüchern großen Eintrag; auf jeder Seite wird gepoltert und gepredigt und oft im abenteuerlichsten Stil.

Aus allem Diesem geht nun natürlich hervor, daß Gotthelf auch gegen Volksschule und Aufklärung eifert. Und er thut Dies bis zum Ueberdruß. Auf jeder Seite eifert er über Lehrer, Professoren, Seminardirectoren u. s. w. Besonders führt er immerfort das Wort Professor auf verächtliche Weise in der Feder. Wenn es nach ihm ginge, so würden heute noch sämmtliche Professoren und Doctoren aller Facultäten, ausgenommen der theologischen, beseitigt; sie sind ihm ein Dorn im Auge: und Das mit Recht; denn wenn diese abscheulichen Bücherwürmer nicht wären, so gäbe es auch keine Volkslehrer mit ihren verhaßten Naturgeschichten, Landkarten, populairen Physikbüchern, astronomischen Leitfaden u. dgl. m. Man sieht, der gute Jeremias hält sich an die Quelle; er ist hierin kein gewöhnlicher Aristokrat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schriften des Marschalls Bugeaud.

Frankreichs Volksvertretung hat viele Mitglieder die in den Audienzsälen aufgewachsen, wenige die mit dem Schlachtfelde vertraut sind. Und gleichwol sind es die Letztern auf die man sich vorzugsweise in den Tagen äußerer Gefahr verlassen muß; denn der starke Mann nur, der Mann des Raths und der That, kann herrschen, und ein solcher war Marschall Bugeaud. Obwol von alter Familie, diente er doch von unten auf und trat in die Reihen der Revolutionsarmee. Ebenso Soldat wie Landmann schrieb er seine Werke unter dem Zelte und hinter dem Pfluge. Ueber diese Werke sollen die nachfolgenden Zeilen einige freilich nicht erschöpfende Bemerkungen enthalten.

Bugeaud's Stil ist oft voll feuriger Begeisterung, mitunter fein, immer aber einfach, wie es ihm und den Gegenständen die er beschreibt ziemt. Man findet weder affectirten Hochmuth noch conventionnelle Leutseligkeit in seinen Schriften; Alles zeugt bei ihm von dem ehrenwerthen und gesunden Gedankengange eines Soldaten. Der wohlthuende Mangel aller Rhetorik und Phraseologie beweist deutlich, daß der Schriftsteller ebenso mit seinem Geiste wie der Mensch mit seinem Gewissen einig ist.

Ein Artikel den Bugeaud über die Schlacht bei Isly in der „Revue des deux mondes" abdrucken ließ zeigt ihn uns zuerst als militairischen Schriftsteller. Keiner der Männer deren Schweiß und Blut in den afrikanischen Ebenen vergossen ward wird diese überall die Unerschrockenheit und Ausdauer der französischen Soldaten bezeugenden Zeilen ohne das lebhafteste Interesse lesen können. Kann es etwas Rührenderes geben als die kurze Beschreibung eines Punschbanquets das die Cavalerieoffiziere dem Gouverneur von Afrika in dem Bette eines Baches gaben. Man unterhielt sich über die morgende Schlacht, unter allgemeiner Begeisterung ward dem zukünftigen Herzog von Isly ein Toast ausgebracht. Man versprach sich gegenseitig zu Hülfe zu eilen, Regiment dem Regimente, Schwadron der Schwadron, Kamerad dem Kameraden. Thränen, durch das lebendige Gefühl der Ehre und des Ruhms hervorgelockt, rannen über die langen Schnurrbärte. „Ha!" rief da der General, „wenn ich einen Augenblick hätte an dem Siege zweifeln können, jetzt wäre jeder Zweifel erloschen! Mit Männern wie Sie sind will ich Alles unternehmen!"

Von den antisocialistischen Schriften Bugeaud's mögen nur zwei erwähnt sein. In „Les socialistes et le travail en commun" sagt er: Die Socialisten bilden sich in ihrer Verblendung ein, daß vor ihnen Alles in der Welt schlecht und Manches noch gar nicht vorhanden gewesen sei. Als Landmann und Soldat mußte er überhaupt doppelte Verachtung gegen Leute fühlen die niemals weder einen Pflug noch eine Flinte, außer etwa hinter einer Barrikade, in den Händen gehabt hatten und jetzt die Gesellschaft reformiren und beherrschen wollten. Ueberdies hatte Bugeaud, ein mehr praktischer als theoretisch gebildeter Kopf, der die Ausführung seiner Ansichten

immer gleich bei der Hand hielt, selbst eine trübe Erfahrung in Betreff der Association gemacht. Im J. 1842 hatte er nämlich drei Dörfer mit Soldaten nach socialistischen Theorien gegründet und zwar so, daß Alle gleichmäßigen Antheil an der Arbeit und dem Gewinne hatten. Eines Tages visitirte er seine Colonie; die Soldaten, die ihn wegen seiner Unerschrockenheit und seiner Fürsorge liebten, baten ihn dringend er möge sie doch ja desasociiren, und riefen von allen Seiten: „Wir ernten Nichts, weil wir nicht arbeiten!" „Und warum arbeitet ihr nicht?" „Weil wir uns Einer auf den Andern verlassen, und weil Keiner mehr als der Andere machen will, weil wir endlich so ganz in die Lage von Faulenzern kommen!" Der Marschall erfüllte ihren Wunsch und die Zufriedenheit trat wieder ein: kein Wunder wenn er sich mit dem Socialismus nicht weiter befreunden konnte. Ueber die Association äußert er sich einmal: „Man glaubt uns mit der Association des Capitals der Arbeit und des Verstandes etwas Reines gegeben zu haben; aber diese Association findet sich ja schon überall vor. Haben denn die großen Geister welche die socialistische Theorie erfunden haben wollen eine Thatsache ganz übersehen, die sich genugsam im Lande, von der Loire bis zu den Pyrenäen, vorfindet? Ich meine den Landbau durch Meier. Der Eigenthümer gibt das Capital des Grund und Bodens, der Meier bringt seine Arme mit. Versteht der Eigenthümer den Landbau, dann fehlt auch der dritte Factor nicht, der Verstand. Ist Das nicht eine so vollkommene Association wie sie die „Démocratie pacifique" nur wünschen kann?" Der Grundgedanke der Bugeaud bei solcher Beurtheilung leitet ist der Satz mit dem er seine Arbeit schließt: „Die Socialisten wollen heutzutage Das was Recht und Natur im Vereine begründeten durch Plünderung und Classenkampf wieder vernichten."

Die andere der beiden obenerwähnten Schriften ist betitelt: „Les veillées d'une chaumière de la Vendée." Zu der Schärfe und Kraft welche die Schriften des Marschalls gemeinhin auszeichnen kommt hier noch eine melancholische Färbung, die das Büchlein zu einer wahren Idylle macht. Nicht zwar in der Manier Geßner's, nein, in der eines Soldaten der sich am Dufte des Heues labt! In keiner seiner Schriften zeigt sich die Liebe zur Natur so deutlich und in so reiner Poesie. Den Inhalt des Buches bildet ein Zwiegespräch zwischen Peter und Paul Carrier, den beiden Söhnen eines vendéeischen Bauers: Peter ist ein gebildeter Mann, er ist Advocat gewesen, hat aber die Acten beiseitegeworfen und durch den Pflug die Ruhe und den Wohlstand gefunden der ihm früher nicht zutheilgeworden war. Paul, weniger unterrichtet, wird durch die Februarrevolution und die neuen Ideen unzufrieden gemacht. Durch den häufigen Besuch eines neuconstituirten Clubs wird er immer mehr in tiefe Grübeleien geführt, er vernachlässigt seine Arbeit und eilt mit großen Schritten seinem Ruine entgegen, als das Zwiegespräch mit seinem Bruder ihn noch rechtzeitig von seinen Irrthümern befreit. „Glaubst du", fragt Peter seinen Bruder zum Schluß, „daß ich arbeiten würde wie ich arbeite, wenn ich mit 35 Millionen Brüdern associirt wäre? Meine Jungen treiben mich zur Anstrengung! Für mein Weib, für meine Familie arbeite ich oft noch bei Mondenschein, wenn ich das schöne Wetter nicht verlieren will."

31.

Miscellen.

Abfertigung eines Neuigkeitskrämers.

Sir David Brewster, einer der gelehrtesten Physiker, Erfinder des Kaleidoskops und Herausgeber der „Edinburgh encyclopaedia", ritt eines Tags, weil eilig, in scharfem Trabe die New-road in London hinab, als ein Neuigkeitskrämer, ein Quidnuno, wie solcher jetzt in England heißt, welchen Sir David nur oberflächlich kannte, ihm dringend zurief: „Sir David! Sir David!" Dieser es hörend zügelte sein Pferd, näherte sich dem Rufer und fragte nach seinem Begehren. „Gibt es etwas Neues vom Nordpol, von Roß?" war die Antwort. „Hole der Henker den Nordpol!" fuhr der Gelehrte ärgerlich auf, gab seinem Pferde den Schenkel und jagte im Galop fort. Der Frager stand stumm, verblüfft und entsetzt. Er wollte eben weiter gehen als Sydney Smith, der bekannte witzige Mann, herbeikam und, weil er die Scene gesehen, den Betroffenen, der ihm nicht fremd war, wegen des Nähern befragte. Der Abgefertigte erzählte was ihm geschehen, und konnte sich gar nicht beruhigen über den Ausdruck welchen Brewster gebraucht — „so unziemlich für einen Mann wie er, so kurz, nicht zu sagen gotteslästerlich — Hole der Henker den Nordpol!" „Na, na", lächelte Smith; „lassen Sie Das gut sein. Wollen Sie sich Alles zu Herzen nehmen was Sir David sagt, haben Sie viel zu thun. Er ist und bleibt ein Original. Denken Sie, daß er neulich Abend — Sie werden es nicht glauben wollen, aber ich versichere Sie es ist buchstäblich wahr — in einer sehr zahlreichen und vornehmen Gesellschaft sich auf die allerunehrerbietigste Weise äußerte — worüber? über den Aequator."

Amerikanische Fragsucht.

Bekanntlich sind die Nordamerikaner geborene wißbegierige Fragzeichen, und unterwerfen Mitreisende oft scharfer Katechisation. Indessen bemerkt Charles Lyell in seinem „A second visit to the United States of North America in the years 1845—46" (2 Bde., London 1849), daß Solches kein Fehler der dortigen höhern Stände sei, und von ihnen gleich unangenehm empfunden werde. „Um uns in der Art auf das Aergste gefaßt zu machen", schreibt er, „erzählte uns ein vornehmer Amerikaner vor unserer Abreise von Boston mehre hübsche, die Neugier seiner Landsleute schildernde Anekdoten. Darunter die von einem Neuengländer, welcher in einem Eisenbahnwaggon einen sehr schweigsamen Nachbar hatte, und, nachdem er verschiedentlich versucht mit ihm ins Gespräch zu kommen, ihn plötzlich fragte: «Sind Sie Junggeselle, mein Herr?» «Nein, keineswegs.» «So sind Sie wahrscheinlich verheirathet?» «Auch Das nicht.» «Ah, ich verstehe und bedauere; Sie sind Witwer?» «Ebenso wenig.» Nach kurzer Pause griff der unbezwingliche Frager aufs neue an. «Kein Witwer, sagten Sie. Wenn Sie aber weder Junggeselle, noch Ehemann, noch Witwer sind, was in aller Welt sind Sie?» «Wenn Sie es durchaus wissen müssen», antwortete der Andere, «so will ich es Ihnen sagen: ich bin geschieden.» Eine zweite Anekdote war daß ein Herr, als er in einer Landkutsche gefragt worden wie er sein Bein verloren habe, sich zuvörderst von sämmtlichen Wagengenossen versprechen ließ, dafern er es ihnen sage sich dabei zu beruhigen, und den Gegenstand ferner nicht zu berühren. Worauf er geheimnißvoll sagte: «Es ist mir abgerissen worden.»"

Pensionen der englischen Civilliste.

Das dem Parlament vorgelegte Verzeichniß der von der englischen Civilliste in der Zeit vom 20. Juni 1848 bis ebendahin 1849 bewilligten Pensionen gibt zu mancherlei Betrachtung Anlaß. Es haben nämlich erhalten: 200 Pf. St. John C. Adams für seine astronomischen Entdeckungen und sonstigen wissenschaftlichen Verdienste; 200 Pf. St. James Sheridan Knowles für seine Talente als dramatischer Schriftsteller; 200 Pf. St. William Carleton für seine literarischen Verdienste; 100 Pf. St. zu drei gleichen Theilen Margaret, Isabella und Eleonor Jane, Schwestern M'Cullagh's, für die ausgezeichneten wissenschaftlichen Leistungen ihres Bruders, des verstorbenen Professors M'Cullagh; 500 Pf. St. Juana Maria de los Dolores Smith für die vieljährigen und hervorragenden militairischen Dienstleistungen ihres Gemahls, des Generalmajors Sir Henry George Wakelyn Smith, namentlich für seinen glänzenden und entscheidenden Sieg über die Sikhs bei Aliwal am Sutlej: zusammen 1200 Pf. St.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 304. — 20. December 1849.

Jeremias Gotthelf.

(Fortsetzung aus Nr. 303.)

Wenn Gotthelf in Sachen der Cultur überall Opposition gegen die Zeit macht, so wird er in politischen Dingen häufig geradezu zum Wühler. Er gehört der conservativen Partei des Cantons Bern an, welche schon seit mehren Jahren gründlich in Ruhestand versetzt ist. Daher wimmeln seine Schriften von Invectiven gegen die jetzigen Regenten und Alles was von ihnen ausgeht. Alles Unheil, alles Schlechte, alles Aergste vindicirt er ihnen. Wenn die Gerichtshöfe nach den neuern mildern Grundsätzen verfahren, und nicht mehr jeden Dieb hängen der eines Strickes Werth gestohlen hat, so kommt es daher, daß die Regierenden selbst Diebe und Hallunken sind, und alle Missethäter aus purer Sympathie verschonen, und — drückt Gotthelf sich ziemlich aufmunternd aus — es wird nicht besser werden, bis diese Erzhallunken selbst an den Galgen gebracht, resp. zum Teufel gejagt sind. Man rechnet es dem Aristophanes nicht hoch an, daß er in ähnlicher Weise die Leute durchhechelte welche er nicht leiden konnte; die Athenienser selbst lachten ihm zu, krönten seine Stücke und — ließen ihren Kleon am Staatsruder. Aristophanes schrieb aber seine Komödien absichtlich und allein zu diesem Zwecke, und wenn sie gut sein sollten, so mußte er die Realität verhöhnen. Wenn Gotthelf ein satirisches Buch schreiben würde in welchem er alle seine Parteiansichten niederlegt, so würde man Nichts dawider haben; daß er aber seine Malice durch alle seine Schriften gleichmäßig zerstreut, auf der einen Seite das Pathos von Treu und Glauben hervorkehrt, und hinten herum den negativen Hohn und die parteiliche Verdrehung hervorschiebt, Das ist keine Art und schadet ihm selbst am meisten.

Der einzige permanente Zorn welcher an Gotthelf zu billigen ist seine Antipathie gegen die Juristen. Der Canton Bern ist nämlich seit einer Reihe von Jahren durch eine Unmasse von Advocaten, Rechtsagenten, Schreibern u. dgl. überschwemmt worden, welche, angelockt durch die neuerrichtete Universität und einen echt demagogischen Professor, von der Dorfschule weg einige Semester in Bern herumrutschten, und dann als halbgebackene Juristen und Sykophanten großen Unfug im bernischen Volk anrichteten. Diese Erscheinung ist nun zwar eine vorübergehende, indem der radicale Große Rath, das Volk im weitesten Umfange vertretend, selbst den Anfang zur Abhülfe gemacht und kürzlich durch einen Beschluß sämmtliche Rechtsagenten aufgehoben hat. Er bewies damit, daß die wahre Volksaufklärung sich selbst von ihren Krankheiten heilen kann ohne reactionnaire Beihülfe. Indessen hat das Uebel einmal seine Wirkung gethan, und Pfarrer Bitzius, welcher einen unversöhnlichen Haß auf die ganze Juristerei geworfen, mag sich, wenn er an einem Orte sich beklagt, daß die Juristen von den Geistlichen immer nur per Pfaffen sprechen, erklären, wie es kommt, daß man einen ganzen Stand mit einer solchen Antipathie ansehen kann.

Durch diese Tendenzen Gotthelf's haben nun seine Schriften das schöne Ebenmaß verloren; die ruhige, klare Diction wird unterbrochen durch verbittertes, versauertes Wesen, er überschriftstellert sich oft, und gefällt sich darin überflüssige Seiten zu schreiben, indem er seine eigene Manier sozusagen nachahmt und damit coquetirt. Man erhält nicht ein gereinigtes Kunstwerk, durch die Weisheit und Oekonomie des geschulten Genies zusammengefügt, man erhält auch nicht das frische naive Gewächs eines Naturdichters, denn Gotthelf ist ein studirter und belesener Mann; sondern man erhält ein gemischtes literarisches Product, das sich nur durch das vortreffliche Talent Bahn bricht welches sich darin zeigt.

Von den Unebenheiten des Stils nur einige Beispiele. Während der Verf. sich bestrebt die drastische Sprache des Volks zu führen und seine Frauen im Scherze per „Unflath" tituliren läßt, und fortwährend eine höhere Erziehung und Bildung verhöhnt, gebraucht er selbst um psychologische Zustände zu bezeichnen Bilder vom Brechen der Lichtstrahlen auf verschiedenen Körpern, von elektrischen Schlägen u. dgl. Wie kann er von dem Volke das er haben will das Verständniß solcher eleganten Metaphern verlangen? Er beschreibt ferner sehr gut renommistische Schlemmer, aufgedunsene Hasenfüße:

> Johannes hatte eine von den brüllhaften Naturen welche die ganze Welt voll himmeldonnern, daß man glauben sollte in ihnen sei die Macht aller wahren und falschen Gottheiten, von Saturn bis auf Hegel, welche bekanntlich darin große

Aehnlichkeit haben, daß sie ihre eigenen Kinder auffressen, concentrirt. Betrachtet man diese Naturen in der Nähe, so sind sie zumeist ohne alle innere Kraft und Macht, ihr ganzes Vermögen geht eben in ihrer Brüllhaftigkeit auf. Man sieht zuweilen Menschen in Kaffeehäusern bei Spiel und Champagner die bedeutendsten Rollen spielen, daß man meinen sollte sie wohnten in Palästen, schliefen auf Schwanenfedern unter seidenen Decken, und es sind die ärmsten Schlucker von der Welt, wohnen zur Miethe, oder wohnen auch gar nicht, und wenn sie Kinder haben, so haben diese oft gar Nichts um die Nase zu wischen, als was sie auf die Welt gebracht. Hört man sie, so glaubt man Gott habe einmal statt Frösche, wie er zuweilen thut, Helden regnen lassen, hagelbick, die halbe Welt voll; prüft man sie, so sind es lauter Windbüchsen, bläst man Nichts hinten rein, kömmt Nichts vornen raus, sind ohnmächtige Wesen, unterthan jeglichem Winde der über sie hinfährt, haben aber große Fähigkeit den Wind zu fassen, große Fähigkeit ihr verfluchtes Ding wieder von sich zu geben; wäre aber kein Wind, so wären sie auch Nichts. Es sind moderne Naturen, oder etwas vulgair gesagt, die Schweinsblasen des Zeitgeistes oder jedes andern Geistes der sein Maul an ihr Röhrchen wagt. Derlei Naturen stolziren zu Tausenden in der Welt herum, vom Himmel geregnete Frösche, brüllen die Welt voll, daß man in Versuchung geräth sich zu ducken, als wäre eine Heerde von 10,000 Büffeln im Anzug.

Hier liegt nun die Nachlässigkeit des „Stils", sage ich absichtlich, darin, daß er dergleichen Kerle dem Jahrhundert in den Schuh schiebt; hätte er ein wenig nachdenken mögen, so würde er sich ohne Zweifel an Falstaff erinnert und noch weiter hinauf bis in die Bibel genug solche Bursche gefunden haben, wie z. B. den wackern Goliath, welche just nicht moderne Naturen sind. Gotthelf's Stil mit seinem kecken Gepolter ist selbst ein solcher Schreckteufel, welcher Einem bange machen könnte, wenn man ihm nicht auf den Leib ginge. In „Uli der Knecht" handelt der Verf., nachdem er von Arbeit und Mühe gesprochen hat, von den Freuden welche allerdings auch ein Dienstbote haben müsse als Erholung nach der Arbeit, und er verweist sie — wieder auf die Arbeit! Darin nämlich müsse ein rechter Dienstbote seine Erholung finden, daß er sich am Gedeihen und Floriren der Angelegenheiten seines Meisters freue, und daß er sein Vergnügen an einem wohlbestellten Acker, an einem gutverpflegten schönen Stück Vieh finde. Wenn man Dies näher besieht, so heißt es Nichts weiter als man müsse eben lernen und freudig arbeiten, und für die Erholung von der Arbeit, welche er versprach, ist nicht gesorgt. Ich bin überzeugt, daß Bitzius auch noch andere Erholungen braucht als daß er etwa seine Predigt wieder liest, wenn er aus der Kirche kommt, oder daß er sich, nachdem er den ganzen Tag geschrieben hat, durch die Lecture seiner eigenen Schriften erfrischt. Und doch hätte der Verf. nur einige Seiten weiter einen prächtigen Ausweg gefunden. Er beschreibt dort ein gymnastisches Spiel der jungen Bauernbursche, und sagt selbst, es sei eins der schönsten nationalen Spiele, welche an Sonntagen hin und wieder aufgeführt werden. Auch stammt es aus der belobten alten Zeit, und hat in dieser Beziehung also seinen gültigen Stammbrief. Wenn irgendwie eine ehrbare Erholung aufzutreiben gewesen, so war es hier. Was thut aber Jeremias? Er läßt seinen Uli von dem Besuche dieses Volksfestes Schaden und Verdruß nehmen, und räth hierdurch seinen jungen Lesern ernstlich ab dergleichen Ergötzlichkeiten mitzumachen. Es wäre die Aufgabe des Dichters gewesen allfällige eingeschlichene Roheiten und Misbräuche im poetischen Spiegelbild abzuschaffen und dem Volk eine gereinigte und veredelte Freude wiederzugeben, da es sich einmal darum handelt in der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt wiederherzustellen durch die Schrift. Gotthelf's Scheu vor den Volksspielen mag es auch erklären, warum man in seinen sonst so ausführlichen Erzählungen nirgend eine Spur vom Volksliede findet. Auerbach hat dies Element reichlich ausgebeutet, und die leichten schwäbischen Liedlein klingen lustig durch Wald und Flur; auf der einsamen Feldhöhe sind sie der Ausdruck für Wohl und Weh. Gotthelf hätte uns mit wahren Cabinetsstücken aufwarten können; denn im Bernervolk sind uralte Lieder mit den prächtigsten Mollmelodien gang und gäbe, Lieder welche die Zierde des „Wunderhorn" und von Uhland's Sammlung sind, zum Theil auch noch nicht einmal darin stehen. In diesem Punkt ist aber das tausendjährige Volk dem conservativen Literaten von heute wahrscheinlich zu modern und zu weltlich.

(Der Beschluß folgt.)

Poetische Geburten der Neuzeit.

Das „Singe wem Gesang gegeben" unsers Uhland wird am deutschen Parnaß noch lange nicht aussterben. Es hat aber mit den Sängern die in diesen gegenwärtigen Tagen emportauchten und noch emportauchen eine eigene Bewandtniß. Hinter uns liegen einige böse Jahre; sie waren nicht hold dem Gesange, dem Gesange den aus freier, froher Naturbrust ertönen zu lassen jede Menschenseele das Recht hat. Denn die Menschenseele ist an sich poetisch, um so poetischer und berechtigter in solchen Zeiten, wo man nach tieferer, nach gestaltender Dichtung nicht fragen muß.

Ich will sagen: Diese letzten Jahre haben wie ein erstarrender Winter auf uns gelegen. Auf dem deutschen Dichter zumeist. Die „Eisendichtung", so deutet es einer der Poeten die ich aus ihren Liedern hier in der Kürze charakterisiren will, hatte die „Blumendichtung" ganz verschlungen. Nun aber wagt sich die Blumendichtung wieder hervor, da der Schnee wieder einmal geschmolzen ist und die Veilchen hervorkommen.

Den Liedern allen welche mir hier in 18 verschiedenen Sammlungen von ebenso viel Poeten vorliegen, sieht und hört man es an, daß sie sich als solche Schneeglöckchen betrachten, die sich freuen, so recht von Herzen freuen, nun wieder unter dem schmelzenden Schnee hervorkommen zu dürfen. Sie schütteln sich wie nach einem bösen Winter, und wenden sich gleichsam elektrisch berührt dem ersten Blau, der ersten Sonne zu, und sagen fast mit Hast: Da sind wir auch wieder! Und Das zu sagen haben sie ein Recht; denn bevor die Alten wieder singen, müssen die Jungen und Jüngsten zwitschern lernen.

So und nicht anders müssen diese Poeten verstanden werden mit deren Bekanntschaft wir es hier zu thun haben. Es sind lauter Neueste, darunter doch auch etwas Altes, was seltsamerweise jetzt erst hervorzukommen wagt. Es muß doch einigen Seelen diese Art von Zeitfrühling als etwas ganz Besonderes vorkommen. Was und wie viel die Menschheit abgeschüttelt, und was und wie viel noch an ihr haftet, Das kümmert sie nicht. Genug daß diese Stürme vorüber sind. Die Februarsonne die die Skolopender und Engerlinge aus der Erde

lockt gilt ihnen schon für den vollen Frühling. Sie brauchen nur die Augen zu schließen um im Geiste bereits die Schwalben zu erblicken. Nun muß alsogleich gesungen sein, und wer darf es wehren?

Die erste poetische Erscheinung die ich hier unter geträumten Blumen wandeln sehe ist eine Dame:

1. Violen. Lyrische Dichtungen von Josephine Herb. Freiburg, Wagner. 1849. 8. 5 Ngr.

Diese einfachen Dichtungen haben mich darum so sehr angesprochen, weil sie so ganz weiblich sind. Sie kommen hervor aus einer Frauenseele die von der Emancipation des Weibes Nichts weiß, die sich aber ihr Recht nicht will nehmen lassen: mitzusingen wenn es einmal wieder von allen Zweigen schallt. Worin anders soll sich das Gemüth einer Frau im Gesange ergehen als eben in der Welt des Gemüths? Das Gemüth hat seine äußere wie seine innere Welt. Jene ist vor Allem die Natur selbst mit ihren Blumen und Sternen, mit Rosen, Veilchen und „Maiglöckchen", mit dem „Bächlein" das sanft dahinrieselt, mit der „Trauerweide" die über einem geliebten Grabe säuselt. Dann ist es die innere Welt in welche jene äußere zurückstrahlt: „Des Menschen Herz", „Des Lebens Traum", das wehmüthige Sinnen und Brüten über „Des Lebens Täuschung". Zu Diesem gesellt sich der beruhigende Gedanke daß es „Schutzgeister" gibt, die unsichtbar in bangen Stunden dem reinen Gemüth nahe sind; endlich das religiöse Anklingen der Außendinge an das Herz selbst, wie Dies in erhebender Weise auf der „Hohen Königsburg" oder zu „St.-Katharina", oder „Am Grabe der Mutter" geschieht. Weil diese Empfindungen und Anklänge sich naturgemäß im weiblichen Gemüth zur sanften Wehmuth gestalten, und weil dies weibliche Betrachten so nahe der Blumenwelt, der melancholischern, steht, darum springt der Name für diesen kleinen Kranz von Liedern gleichsam aus dem Herzen selbst hervor. Sie heißen mit Recht „Violen". Denn

Wenn die bunte Blumenau
Lustig prangt im Sonnenscheine,
Stehet die Viole da,
Gleich als ob sie einsam weine.

Nächstens nur beim Sternenlicht
Reget sich ihr Blütenleben,
Und die Dolden öffnen sich
Voller Zagen und mit Beben.

Meine Liederspende klein
Ist ein Sträußchen von Violen,
Die in Abgeschiedenheit
Blühten einsam und verstohlen;

Die zum Theil im Thränenthau
Sind gekeimt und aufgegangen;
Manches Perlchen sieht man noch
An den Blättchen zitternd hangen.

Doch auch manches Blümchen lacht
Froh dem Morgenroth entgegen,
Welches in den Blumengeist
Niederhauchet freudig Regen.

Nehmt ihn hin den kleinen Strauß,
Blättert nicht an jeder Blüte;
Nur wer still zu deuten weiß
Ahnt die Regung im Gemüthe.

Sehr wahlverwandt diesem stillen Deuten, wie es im weiblichen Gemüthe vorsichgeht, sind die:

2. Zwanzig Gedichte. Eine Weihnachtsgabe von Eduard Dößekel. Aarau, Sauerländer. 1848. Gr. 16. 8 Ngr.

Beim Lesen dieser ganz anspruchslosen Gesänge drängte sich mir unwillkürlich die Betrachtung auf: Wenn doch mancher große welterschütternde Dichtergeist diese unverwüstliche Zufriedenheit, diese trauliche Seelenstille besessen hätte, die dieser kleine Poet so ganz sein Eigenthum nennt! Die ganze Natur ist ihm ein sanft wehendes Friedensbanner, unter dessen Wehen es sich selig träumt und schlummert.

Wenn ich so im Abendgange
Dich durchschweife, kühle Flur,
Folgend meinem Seelendrange
Nach der Ruhe der Natur:

O da quillt der Friede nieder
Auf des Tages Müh' und Last,
Und die Stille kehret wieder,
Die des Lebens Grund erfaßt.

Fern dem störenden Gewimmel
Laff' ich meinen Schwingen Lauf,
Und gemach am innern Himmel
Geh'n die schönsten Sterne auf.

Und bei dem wüsten Ungesättigtsein welches jetzt die ganze Menschheit wie ein böser Veitstanz ergriffen hat mag es fast mit Neid erfüllen, wenn der Dichter uns seine „Glücksgüter" nennt und ausmalt, und wie er in ihrem Besitz so alle Fülle und Genugthuung des Lebens empfindet. Und was ist es Das dieser stillvergnügte Poet besitzt? Ein Häuschen und daran ein freundlich Gärtchen, dessen Hinterthür nach Teich und Wald führt. Aber drinnen im Stübchen ist es traulich und heiter:

Liebe Bilder an der Wand:
Dort ein frommer Gottesstreiter,
Hier der Liebe süßer Tand.
Bücher, — doch nicht gar zu viele —
Aber alle kernhaft gut,
Denn ich lese — nicht zum Spiele —
Sie zu wandeln in mein Blut.

In succum et sanguinem nach dem alten Brauch.

Hab' der Dichtung edle Gabe,
Dir, o Gott, sei Dank dafür!
Dem geweihten Zauberstabe
Oeffnet sich des Edens Thür.
In dem sinnigen Gemüthe
Herrscht der Schönheit gold'nes Reich,
Ewig bleiben Frucht und Blüte
In dem dunkeln Laub zugleich.

Und bei diesem dürftigen Besitz fürchtet der bescheidene Mann sogar die Nemesis; er gedenkt der Warnung die einst vergebens an Polykrates erging.

. . . . fast muß ich zagen
Vor des Glückes Vollgewicht,
Denn es droht laut alten Sagen
Solchem gern das Strafgericht.
Eines nur vermag zu wehren
Dunkler Mächte Ueberfall:
Frommen Sinns die Götter ehren
Tugend üben ohne Schall.

Dächte die Menschheit wie du, ehrlicher Sänger: es würde bald besser mit ihr stehen. So dachten schon deutsche Poeten vor 80 Jahren; so Vater Gleim als er gegen seinen Voß sich stolz rühmte:

Ich habe den Horaz von Elzevir, der keinen
Druckfehler hat, von Voß den göttlichen Homer,
Die Bibel von Hans Luft und den Virgil von Heinen,
Und wünsche mir Nichts mehr!

Das erste dieser „Zwanzig Gedichte" in schwäbischer Mundart, in Hebel's Weise: „S' Wienecht-Chindle", empfehle ich Allen die am heimlichen Glück der Kinderwelt, der vom Strahl des Christkinds durchleuchteten, heutzutage noch — Gefallen finden.

Was diese innere bescheidene Gemüthsseligkeit anlangt, so will ich mit der ebenerwähnten sogleich die nachverzeichneten kleinen Sammlungen auf gleiches Niveau stellen:

3. Alpenblumen. Gedichte von M. C. v. K. München, Franz. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.
4. Herbstblumen. Herausgegeben zum Besten unglücklicher Hausarmen. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1849. Gr. 16. 3¾ Ngr.
5. Gedichte von Eduard Grüning. Erste Sammlung. Hamburg, Herold. 1848. 8. 24 Ngr.
6. Gedichte von August Thieme. Merseburg, Garcke. 1848. 8. 20 Ngr.

In den „Alpenblumen" webt und waltet die allernatürlichste Menschensehnsucht, die Sehnsucht nach den Bergen. Auf den Bergen ist Freiheit, ist eine alte Thatsache. Wohl Dem der diesem Drange hinaus- und hinaufwärts, wo es immer noch grün, aber der Himmel näher ist, Befriedigung geben kann. Unser Poet konnte diesen Drang stillen, so flog er denn aus nach den Bergen der Berge: den königlichen Alpen:

Nicht länger konnte ich dem Wunsche widerstehen,
Der schon seit langer Zeit in meiner Brust gelebt,
Das schöne Alpenland in seinem Reiz zu sehen,
Das mir als herrlich Bild vor meinem Geist geschwebt.
Es trieb mich dem Gewühl der Stadt mich zu entziehen
Und in die Einsamkeit der Berge zu entfliehen.

Auf und zwischen diesen Bergen, deren Fernsichten er uns von „Partenkirchen" aus alle mit topographischer Genauigkeit beschreibt, tummelt sich nun der Geist unsers Poeten umher, und denkt dabei in unverwüstlicher Gemüthlichkeit an Alles was es in der Welt gibt: an „Mozart" und an „Kotzebue", dessen „Verzweiflung" er nach Gebühr derb abfertigt, an den „Potpourri des Lebens", und an den „Himmel stiller Häuslichkeit" u. s. w. Freilich Byron dachte an etwas Anderes als er im Gletscherglanze den „Manfred" schrieb; aber es ist auch so gut: daß nämlich dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Die „Herbstblumen" wollen wir um ihres gemüthlichen Zwecks willen wenigstens formell hier einschalten: „Lukas 24, 29" (vergl. S. 10), ist allerdings eine sehr sinnvolle Stelle, ein Ruf des Herzens, der doppelt inbrünstige Bedeutung hat in dem ahnungsvollen Augenblicke, wo das Jahrhundert sich in zwei Hälften scheidet.

Die „Gedichte von Eduard Grüning" charakterisiren sich selbst am besten durch ihre „Zueignung".

Ist die Lyra auch umwunden
Mit dem düstern Flor der Zeit,
War doch Hoffnung nicht entschwunden,
Daß entweiche Weh und Leid.

Deshalb greif' ich in die Saiten,
Hör' noch manchen lieben Klang,
Möcht' ihn jetzt auch günstig deuten,
Weil er leicht zum Herzen drang.

Wenn mein Ton zum Herzen stimmet
Wird sein Anklang Wahrheit sein,
Wird beleben was nur glimmet,
Mildern hier — und dort erfreu'n.

Es ist nicht blos schön, es ist groß, wer so in sich selbst sicher und befriedigt ist. Wer sich heute, ja zu dieser Stunde von 30 Liederchen noch die Wahrheit selbst als Resultat versprechen kann, der ist wirklich unbegreiflich glücklich. Stören wir aber ja Niemand in seinem Glück! Denn das Glück ist jetzt eine Kunst. Ehedem galt es für das Privilegium der Dummköpfe; es wird aber bald alles Ernstes ein Prärogativ der reinen Seelen sein. Denn so weit ist die Verwirrung der Menschheit gestiegen, daß sie Das was ihr Abgott, ihr Taggedanke und ihr Traum ist: Geld und Besitz, beinahe schon für ein Unglück zu halten anfängt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Rüsch, G., Das Bad Pfäfers in seiner neuesten Gestalt. Für Aerzte, Curgäste und Reisende bearbeitet. Mit 2 Abbildungen. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 1 Thlr.

Schall's, C., nachgelassene Reime und Räthsel, nebst des Dichters Lebenslauf. Herausgegeben von A. Kahlert. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 12. 1 Thlr.

Emanuel Schall. Ein historischer Roman. Schön zu lesen für Jedermann; — denn in dem Buche kann man ersehen, was in den letzten vierzig Jahren ist geschehen. Ausgeschmückt mit schönen Gravüren, die man hat thun in Holzschnitt ausführen. Die Verse, die Bilder und das Register sind von Faustinus Lux, der Weltweisheit Magister. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Seecadet von Kopenhagen. Roman aus dem deutsch-dänischen Kriege. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 1850. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sparfeld, E., Zeittafeln der europäischen Staatengeschichte. Eine unparteiische, chronologisch geordnete Uebersicht aller wichtigen Ereignisse und Vorfälle des J. 1849. 1stes Heft. Januar — Juni. Leipzig, Matthes. 16. 4 Ngr.

Vasari, G., Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum J. 1567. Aus dem Italienischen. Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, sowie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von E. Förster. 6ter Band. Mit 6 lithographirten Bildnissen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Zaleski, J., Brüderliche Warnung für polnische Patrioten. Eine Sammlung von Thatsachen und Betrachtungen. Aus dem Polnischen. 2ter Abdruck. Lemberg, Winiarz. Gr. 8. 25 Ngr.

Tagesliteratur.

Beurtheilung des Entwurfs zu einem Berggesetze für das Königreich Sachsen insbesondere vom Standpunkte der Gewerken. Von einem Juristen und Gewerken. Freiberg, Craz u. Gerlach. 8. 12 Ngr.

Gaupp, E. T., Das deutsche Volksthum in den Stammländern der preußischen Monarchie. Einige besonders dem südlichen und südwestlichen Deutschland zur Beherzigung empfohlene Worte. Breslau, Max u. Comp. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Keller, A., Hans Georg Nägeli. Festrede zur Einweihung seines Denkmales, gehalten zu Zürich am 16. Oktbr. 1849. Mit einer einleitenden Beschreibung des Festes selbst. Aarau, Sauerländer. 8. 5 Ngr.

Das Lied von der Majestät. Ueberall in Deutschland zu singen, zumal am 15. Octbr. 1849. 4ter Abdruck. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Macht der Verhältnisse. [La force des choses.] In Frankreich verbotene Schrift. Uebertragen von einem Publicisten. 3te Auflage. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 3 Ngr.

Schreiber, Offener Brief an den Archidiakonus Heinecker in Delitzsch. Veranlaßt durch einen empörenden Umstand bei öffentlicher Verhandlung vor dem Schwurgerichte zu Erfurt den 24. Septbr. 1849. Langensalza. Gr. 8. 2 Ngr.

Ueber den Gesetz-Entwurf zur Aufhebung der Grundsteuer-Befreiungen. Von L. K. Berlin, Decker. Lex.-8. 5 Ngr.

Zimmermann, F. W., Auf welchem Grunde und mit welchen Mitteln ist die deutsche Volksthümlichkeit zu neuem, dauerndem Leben zu erwecken? Eine Zeitfrage, aus dem Gesichtspunkte der Natur des deutschen Landes und der Geschichte des deutschen Volkes behandelt. Nordhausen, Büchting. 1850. Gr. 12. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 305. —— 21. December 1849.

Jeremias Gotthelf.

(Beschluß aus Nr. 304.)

Wenn ein tüchtiges Gewitter im Anzug ist, so sieht man in den weiten bernischen Matten wunderliche Gestalten herumhantiren; es sind die Wasserbauern, welche in uralte Röcke und Hüte gekleidet dem zu erwartenden reichlichen Wassersegen Weg und Bahn durch ihre Wiesen bereiten. Gotthelf sagt:

Das hat wol auch zu der Sage Anlaß gegeben, daß, wer ein Frohnfastenkind sei, vor dem Ausbruch der heftigsten Gewitter alte, längst verstorbene Wasserbauern, welche sich gegenseitig ums Wasser betrogen, in den Wiesen wässern sehe, Graben aufthun, Breter einschlagen, dann stehen hinter diesem oder jenem Baum oder Strauche, Feuer schlagend und ihr Pfeifchen rauchend. Man denkt dabei nicht an die Sitte der rechten Wasserbauern, die alten hundertjährigen märhaften Röcke ihrer Großväter anzuziehen, und uralte Hüte aufzusetzen, da modernes Zeug ins Wasser hinaus Nichts taugt. So sieht man von ferne allerdings ein uralt längst zu Grabe gegangenes Geschlecht in den Wiesen hantiren, und manche Gestalt mag sich vor der andern fürchten, hinter einem Dornstrauch sich bergen. Ginge man den Gestalten zu Leibe, würde man ganz bekannte Gesichter sehen, deren Beine noch auf Erden wandeln, aber in den Schuhen der Väter, gehüllt in ihre Röcke, übend ihre Sitten.

Die Sache ist einfach die, daß die Bauern alte verdorbene Kleider anziehen zu diesem nassen Geschäfte um die neuen zu schonen. Die Besitzer jener alten Gewänder haben zu ihrer Zeit zu dem nämlichen Geschäfte noch ältere Kleider angezogen als diese noch neu waren. Der Stoff welchen heute die Bauern zu ihren Kleidern verwenden ist noch immer selbst gesponnen und dauerhaft. Wenn man aber so einfache Geschichten fortwährend verdreht und benutzt um Hiebe auf die Gegenwart anzubringen, so nenne ich Das einen schlechten Stil führen. Auch einen unbesonnenen Stil, denn Gotthelf scheint bei dieser Anpreisung der vergangenen Zeit schon nicht mehr daran zu denken, wie er soeben erzählt hat, daß die alten Wasserbauern, die soliden Besitzer jener „uralten Hüte", die „Väter", einander ums Wasser betrogen haben, und daher in den Augen des Volks noch spuken müssen.

Man verzeihe mir, daß ich an diesen Kleinigkeiten so weitläufig herumklaube. Ich halte es aber von der größten Wichtigkeit, daß gerade ein Volksbuch durch und durch wahr und klar, in allem Detail ohne Verwirrung und Sophistik gehalten sei. Das Volk hat ohnehin einen Hang Alles zu misverstehen, zu verspotten was ihm nicht geläufig ist, sich selbst und seine Ungezogenheiten zu hätscheln, und Alles nach Belieben zu verdrehen, so oder so zu deuten. Das darf nicht noch genährt werden.

Doch verlassen wir endlich dies unerquickliche Gebiet und kommen wir auf Gotthelf's Vorzüge zurück. Diese sind die Hauptsache, sonst wäre ich gar nicht im Fall diese Recension zu schreiben. Daß Gotthelf ein vortrefflicher Maler des Volkslebens, der Bauerndiplomatik, der Dorfintriguen, des Familienglücks und Familienleids ist, daß er Feld und Stall, Stube und Küche und Speicher genau kennt ist schon gesagt, und versteht sich eigentlich bei vorliegendem Stoffe von selbst. Aber, wenn wir doch noch von einer abgeschlossenen Volkspoesie sprechen müssen: er hat Vorzüge darüber hinaus, welche in jeder Gattung, auch der höchsten, wenn es eine gibt, nur dem bevorzugten Talente eigen sind. Er hat gar keine charakterlosen, schwankenden Figuren. Jeder ist bei ihm an seinem Platz und gut durchgeführt, und er hat sich einer großen Mannichfaltigkeit zu rühmen, und ganz feine Nuancen kommen vor. Er weiß einen Unterschied zu machen zwischen zwei schlauen verschmitzten Bauern, und durch die zartesten Linien getrennt zeigt sich der Eine auf liebenswürdige Weise zum Guten, der Andere zum Bösen. Hauptsächlich auch auf die Frauen versteht er sich sehr gut. Was für vortreffliche alte dicke Bäuerinnen schildert er, die Zuflucht der ganzen Gegend, wohlwollend und klug. Wie lustig wissen diese behaglichen und doch fein organisirten Frauen ihre störrischen Männer zu ihrem eigenen Besten an der Nase herumzuführen, daß Einem das Herz lacht, und man sich selbst unter ihre Fürsorge versetzt wünscht. Und wie schön sind die jungen Mädchen und Weiber gezeichnet; der beste Beweis ist, daß man sich immer selbst mit verliebt, oder wenigstens, um in Gotthelf's Sprache zu reden, sich „sauwohl" bei ihnen befindet. Die Liebesverhältnisse sind überaus fein und meisterhaft angelegt. Sie entwickeln sich vor unsern Augen, ohne daß ein Wort davon geplaudert wird, und auf einmal, wir wußten es schon lange, daß es so kommen müsse, ersahen aber den Augenblick nicht, ist das

Glück da. In wenig treffenden Zügen wird es abgemacht.

An epischen, lyrischen und dramatischen Momenten der schönsten Art fehlt es auch nicht. Uli's junge Frau ist, obgleich sie Pferd und Wagen zur Verfügung hatte, in ländlicher Bescheidenheit und Rüstigkeit mehre Stunden weit zu Fuß gegangen um einer Jugendfreundin ein Kind aus der Taufe zu heben. Sie hat dieselbe im größten Elend angetroffen, hat gemildert und getröstet wo sie konnte, und ist nun, gedankenvoll und aufgeregt, auf dem Heimwege. Ihre Kräfte erschöpfen sich aber doch, und die ungewohnten engen Sonntagsschuhe machen ihr viel Beschwerde; so schleppt sie sich mühsam auf der einsamen Straße dahin, auf den Boden schauend und seufzend: da weckt sie eine liebe Stimme, sie schaut auf, und ihr kräftiger schmucker Mann sitzt, das stattliche Pferd zügelnd, auf dem bekannten leichten Fuhrwerke vor ihr. Er ist aus eigenem Drange ihr entgegengeeilt. Die einfache, wahrhaft antike Schönheit dieses Moments fühlt sich übrigens nur wenn man das Ganze selbst liest. Vom allerbesten Korn ist ferner die Stelle, wo die jungen Pachtleute zum ersten mal ein Erntefest geben müssen. An diesem Tage ist es Sitte, daß nicht nur alle möglichen Arbeiter und wer in irgend einer Berührung zum Hause steht verschiedene reichliche Mahlzeiten erhalten, sondern alle Bettler welche sich melden, und welche um die Erntezeit eigentlich darauf reisen, müssen mit Kuchen abgespeist werden. Vreneli hat schon verschiedene Sträuße mit ihrem knauserigen Manne bestanden, und ihm endlich das Nöthigste was der Anstand erfodert abgerungen, und sie glaubt so ziemlich gut zu bestehen. Aber

als das Sieden und Braten anging, die Feuer prasselten, die Butter brodelte und zischte, die Bettler kamen als schneie es sie vom Himmel herunter, die Pfannen zu Alles verschlingenden Ungeheuern wurden, — Vreneli, so viel es auch hineinwarf, immer frisch wieder angähnten mit weitem, ödem, schwarzem Schlund: da kam die Angst über ihn; aber sie half ihm halt Nichts; wie die Sperlinge den Kirschbaum wittern welcher frische Kirschen trägt, weit hergezogen kommen mit ihren raschen Schnäbeln und nimmer satten Bäuchlein, so kamen die Bettler daher vom Duft der brodelnden Butter gezogen, schrien heißhungerig von weitem schon: „Ein Almosen, de tusig Gotts Wille", und trippelten ungeduldig an der Thür herum, weil sie vor süßer Erwartung die Beine nicht stillehalten konnten. Vreneli begann Schnittchen zu backen, daß es sich fast schämte, so klein und so dünn die Kruste, und Alles half Nichts, es war als ob sie Beine kriegten und selbst zuliefen einem Schreihals vor der Thür. Es ward ihr immer himmelängster, für die eigenen Leute könne es gar nicht sorgen. In der größten Noth erschien die Base unter der Küchenthüre, wahrhaftig wie ein Engel, und zwar einer von den schwerern, denn sie wog wenig unter zwei Centnern. Sie stellte einen bedeutenden Butterkübel, den sie hinter Joggeli's Rücken aus ihrem Keller stibitzt hatte, dem besten Schmuggler zum Trotz, auf den Küchentisch.

Schön ist auch Uli's Hochzeitsfahrt beschrieben. Allein mit seiner Braut fährt er auf einem leichten Wägelchen in den dämmernden Morgen hinaus. Ihr Gesichtchen blüht in der Morgenfrische wie eine Rose, und die zarten schwarzen Spitzen ihrer Haube sind mit noch zarterm, silbernem Reif besetzt.

Welche elegische Stimmung weht durch die Scene, wo der alte Erbvetter Hans Joggeli begraben wird. Die Leiche ist auf dem Wege nach dem weitentfernten Kirchhof, und der ganze Troß der Vettern und Basen, erblüstern, ist gefolgt, Rührung heuchelnd. Nur das treue Gesinde ist allein im Hause geblieben und hält aufrichtig trauernd Wache, obgleich sie Nichts zu erben hoffen.

Wenn aus Ost oder Südost der Wind geht, so hört man im Nidleboden das Geläute von der Kirche her, hört das Mittagsgeläute, hört die Schläge der Todtenglocke. Von dort her kam am selben Tage der Wind ums Haus in den Baumgarten hinaus. Jedes für sich, damit Keins das Andere störe im Horchen und Sinnen, standen die Zurückgebliebenen, lauschten auf die Töne vom Kirchlein her, sahen einander fragend an, schüttelten verneinend die Köpfe. Das Läuten beginnt, wenn der Sarg dem Kirchhof sich naht. Sie wollten im Geist bei seinem Grabe sein, wollten beten ins Grab hinein, wollten mischen ihr Gebet mit der über ihm zusammenrollenden Erde, den Andern gleich die am Grabe standen. Da hob das Mädchen welches als äußerster Vorposten auf einem großen Erdhaufen stand die Hand empor und rief: „Hört, hört!" Da klang es wirklich durch die Lüfte, leise, wie Geisterwehen, lauter schwebten dann einzelne Glockentöne heran, Geisterstimmen, welche die Kunde brachten, jetzt nahe der selige Kirchmeier seinem Grabe, jetzt werde der müde Leib in die Erde gesenkt, um wieder zur Erde zu werden, aus welcher er genommen worden.

Dadurch daß Gotthelf so sehr an der Vergangenheit hängt gewinnen seine Darstellungen einen Reiz welchen Auerbach's Geschichten nicht haben. Er gleicht hierin vielmehr Immermann, welcher in seiner westfälischen Idylle das Volk mit seinem ehrwürdigen historischen Roste vorführt. Das Leben auf den alten großen bernerischen Bauerngehöften hatte etwas ungemein Ehrwürdiges, und Gotthelf schildert mit schöner Wehmuth die alte Art und Weise. Aber alle Formen wechseln auf Erden, und eben dieser Wechsel ist es welches das Vergangene mit einem verklärenden Lichte bestrahlt. Es würde vor unsern Augen vergehen und verdunkeln, wenn unsere Sehnsucht erfüllt würde und wir wirklich zurückkehren könnten. Hin ist hin!

79.

Poetische Geburten der Neuszeit.

(Fortsetzung aus Nr. 304.)

Weiter in Nr. 6 dieser lyrischen Gruppe, in den „Gedichten von August Thieme", begegnet uns eine poetische Natur aus alter ferner fremdgewordener Welt. Wir hören hier die lieben trauten Matthisson-Salis-Klänge, und nicht die Klänge allein, auch die Zeit vernehmen wir, wo diese Klänge fast allein die deutsche Lyrik waren. Die Herausgabe dieser Gedichte, deren Mehrzahl ihrer Entstehung nach durchaus jener Zeit, den J. 1809—19 angehört, hat etwas wirklich Interessantes. Der in mehr als einer Bedeutung originelle Mann August Thieme war Jahre lang Erzieher in der Familie des Generals von Wolzogen, des nahen Verwandten jener Frau von Wolzogen die einst unter Schiller's genialen Einflüssen zur Dichterin ward, wenn damals auch nur eines einzigen Romans, doch eines in mannichfacher Hinsicht sehr bedeutsamen („Agnes von Lilien"). Es gab nämlich damals noch keine Emancipation des Weibes, sondern das Weib emancipirte sich durch seine innige Hingebung an den Mann. Es wird auch für das Weib eine

solche Emancipation wie sie im unseligen Zeitbegriff die Dudevant und die Stael mit Luise Otto und Consortinnen theilen nie und nimmermehr geben. Und zwar deshalb: weil Gott das Weib nur im Verhältniß erschaffen hat. Die reine selbstbewußte plastische Schönheit dieses Verhältnisses hervortreten zu lassen, Dies ist der Adel, die Emancipation und der wahre Beruf des Weibes. Einen andern gibt es nicht.

Als Erzieher der fünf Wolzogen'schen Kinder: Eduard, Hermann, Anna, Pauline und Alfred von Wolzogen (welcher Letztere erst jetzt die Gesänge seines nun wol schon 70jährigen Lehrers und Erziehers herausgibt), und eben vielleicht durch die geistreiche Verfasserin der „Agnes von Lilien" stand unser Poet in obligater Beziehung zu dem sogenannten „Werner'schen Dichterkreise". Diese Beziehung mag wol eine sehr entfernte gewesen sein. Wie entfernt immer, ihr elektrischer Leiter war der edle Johannes Falk, der wie es scheint in freundschaftlichem Bezug zu unserm Verf. stand, und dessen einleitendes Fürwort, schon vom J. 1819 herrührend, wir an der Spitze dieser kleinen lyrischen Sammlung finden. Dieser herzliche Zuspruch des edeln Johannes Falk an den ihm befreundeten Dichter in Form eines Vorworts zu dessen Gesängen, welche dennoch erst 30 Jahre später durch die Pietät eines liebevollen Zöglings veröffentlicht worden, ist ein Actenstück aus jener schönen dichterischen Zeit, die es selbst nur fern nachklingt, und eben darum sei es unverkürzt hier mitgetheilt:

Vorrède von Johannes Falk zu den Waldsträußern von August Thieme.

„Ich habe nur wenig vorzureden. — Die Zeit schreibt in ihren Entwickelungen mit Pflanzen, Thieren, Vöglein, Blumen und Sternen sich zum Ebenbilde Gottes herauf — und von demselben herunter! — Ein frommer und warmer Apostel vom Thüringerwald, August Thieme, nimmt hier im Namen der dortigen stummen Blumen das Wort, gleichsam ein lautes Waldvöglein, was die Geheimnisse jener anmuthigen Einöden ausplaudert. Diejenigen welche sich an hundert mal reflectirten Resleren von Leinwand und Druckpapier in den Buchläden so selig laben, und nicht satt sehen und hören können, werden Manches darin so starr und so unzugänglich finden wie die Zugänge zu den hohen wolkigen Bergen selbst, worin diese Waldblumen erwuchsen, die noch keine thüringer Art seit ihrer Entstehung berührt hat. Andere dagegen die den Durchbruch eines würdigen Menschenlebens — vom Spiel zum heiligen Ernst — in sich aufgenommen, oder dargestellt, werden gewiß dem edeln Verfasser Dank wissen, daß er so manchen bei ihm gleichsam zur Waldblume gewordenen schönen Eindruck einer wilden, großen, romantischen Natur, die — — zwischen einsam schreienden Höhern, aus grünen Wolken und Waldkapellen herunterfallenden Holzrollen, Schneidemühlen, Zigeunerwiesen und stürzenden Waldbächen — zwischen den tausendjährigen Wiegen der Ilm und der Saale — jenseit des schäumenden Stützerbachs — unter Glashütten und Eisenhämmern — — ihre Rolle abspielt, ihnen in diesen frischduftenden Waldsträußern, wenngleich mit einigen schwarzen und stechenden Fichtennadeln untermengt, wieder neu werden läßt. — Wir lieben Alle, die wir ihn umwohnen, den Thüringerwald in der uralten Herrlichkeit seines eisenhaltigen Porphyr-Felsens: — warum sollten wir seinen bescheidenen und kräftigen Sänger nicht gern haben!

So komm denn her, lieber Thieme, und reiche mir die Hand, der du mit Waldblumen angefangen, bis zu dem fröhlichen Sänger — wie es mir selbst ergangen ist — der große Gärtner kam, der dich in seinem Himmelsgarten zur Pflege von Menschenblumen anstellte.

Geschrieben zu Weimar, 5. Dec. 1819.

Johannes Falk."

Wen die Würdigsten lieben der muß im Innern Etwas werth sein, und dieser innere Werth des Menschen, die Harmonie der eigenen Gemüthswelt, diese Feierstille des Geistes, der, allerwegs zufrieden, stets bei Gott, bei sich selbst, bei der Natur ist, diese jetzt so seltene — soll ich es Gabe oder Tugend nennen, spricht sich auf jedem Blatt dieser Gesänge aus, die ohne allen Anspruch auftreten. Hier liegt in der That Etwas vor was selten in einer Sammlung von Gedichten vorliegt: ein innerer Bildungsgang, der sich über mehr als ein Menschenalter hinerstreckt, ein stetiges Sichfortbilden durch alle Lebenszustände und Lebensprüfungen, welches dem eigenen Gewissen, und Dem was immerdar als höchste Aufgabe des Lebens gelten muß, die genaueste Rechnung ablegt. Solchen sich in ruhiger Consequenz fortveredelnden Naturen bleibt auch nie der Segen der Glückseligkeit aus, die der dem Edeln zugewandte Sinn aus Allem saugt was im Menschenleben der göttlichen Wohlthat angehört. So ist es hier. Mit Inbrunst malt sich dieser Dichter die kleinsten Details seiner Erinnerungen aus. In der schönen „güldenen Aue" stand seine Wiege. Hier grünen noch die halbversunkenen Gräber seiner Erzeuger, hier

im grünen Halmenthale,
Wo ich den Himmel sah zum ersten male,
Und wo am Berg, von Weinlaub rings umsponnen,
Sich Schäfchen sonnen . . .

erstiegen ihm „Der ersten Liebe Sterne."

Auf jenen Purpurwiesen
Fand ich Luisen.

So mit Inbrunst feiert der Dichter jedes Ereigniß, jede Erinnerung seines Lebens, nah oder fern; so brünstig nimmt er das Kleinste, was uns fast ein Lächeln abnöthigt. An seine „Luise mit dem neuen Hut" richtet er ein Sonett das an gemüthlicher Originalität seinesgleichen sucht. Mit seinem lieben Knaben Otto, den der Vater, wie der Herausgeber bemerkt, selbst zum Naturforscher bilden wollte, wandelt er hinaus an die Weidengestade des Helmflüßchens, und lehrt ihn zuerst im werdenden Frühling lauschen und horchen auf das stille „Regen der Natur". Dies Regen schildert unser Poet in seiner originellen Weise also:

Es ist so heimlich und weht kein West,
So still ist des Himmels Indigo,
Doch regt sich's dort im neuen Nest
Als wie ein Hälmchen Stroh.
Was mag es sein in der tiefen Stille —
Dies leise Knistern —
Dies feine
Geschrille
Unter Laub und Steine?
Ob's kommt von den Histern
Dort an den Ackerrändern,
Von den ringelnden Skolopendern?
Reckt der Lukanus die krummen Zangen
Im eiförm'gen Winterhaus?
Will Cossus nicht mehr sein gefangen,
Und nagt sich durch die Rinde 'raus?
Ob sich wol krümmte der Engerling?
Ob wol im Zickzack die Spinne schon fing?
Ob wol die Knospen sich drängen
Aus ihren Schüppchen?
Unterm Astmoos Püppchen
Ihre Riegel sprengen?
Keinen Tropfen sah ich die Erde segnen,
Und doch klingt's wie sanftes Regnen!
Das merk' ich wohl — am Baum und Hügel
Sind vom Briefe des Lebens — so lieb —
Abgesprungen die stillen Siegel,
Welchen die Liebe an mich schrieb!

Dieselbe gemüthvolle Naturinbrunst begleitet unsern Dichter auf all seinen Streifzügen durch das schöne Thüringen. Was er hier, Gott und Natur bewundernd, und mehr noch,

beide verstehend, anschaut, klingt sogleich an irgend eine andere Saite seiner Erinnerung oder Empfindung: an Otto, an die Gattin Luise, an seine theuern Zöglinge. Eben dieses stete Beglücktsein begleitet ihn hinaus weit in die Fernen Finnlands und Petersburgs, und hier ist es wo ihm schon die Sehnsucht nach seiner „güldenen Aue" zum Gedicht wird. Auch hier mitten im Eis der Newa wird er angehaucht

vom Oden
Geweihter Osterzeit,
Wo wir der Kirche Boden
Mit Veilchen blau bestreut; —
Wo rings in Lauberhütten
Das Chor verwandelt war,
Und still die Kinder knieten
Am duftenden Altar.

Ja bis an die äußerste Grenze seiner Kindheit träumt sich der Poet zurück:

Da er im Schoos der Muhme
Sich Märchen surren ließ,
Und sie im Kelch der Blume
Das Bild der Welt ihm wies! —
Da wollt' er mit den Lerchen
Des Himmels Schäfchen seh'n,
Und auf Kyffhausens Bergen
Durch Abendröthen geh'n!

Unser Dichter ist unbestritten ein tüchtiger Botaniker, und er sagt es glatt heraus, daß nach seiner Ansicht „tüchtige Blumisten auch immer gute Christen sind". Wenn es ihn nun so poetisch-botanisch hinaustreibt in die Frühlingswelt, dann kommt er uns in der That in dem schönen von zarten Empfindungen und Gedanken überströmenden Gedicht „Phantasie unter Blumen" poetischer vor als wenn er etwa sich anschickt auf wunderliche Weise den „Dampfer" zu personificiren. Für gemüthliche Menschen dieser Art sind freilich die Dampfer nicht erfunden.

Hinaus! Hinaus! — Die Saatenwogen flüstern,
Es raucht das Rockengold in jenen Au'n,
Akazien, bläulichbunte Wicken knistern,
Und Flieder schwanket über'n Heckenzaun!
Und Federnelk' und Kukuksklee vom Anger
Betuscht das Thal mit Regenbogenlicht,
Und jedes Bächleins Ufer nicket schwanger
Vom ätherbläulichen Vergißmeinnicht!
Winkt ihr mir, Gärten, schon mit sinn'gen Augen
Mit euren Blümlein, die ich ausgesä't?
Schon seh' ich off'ne Purpurhöhlen rauchen!
Wie Papagei-Gefieder blitzt das Beet!
Die Ros' im Dornenharnisch mit smaragd'nen Zungen,
Narcissusmilch — der Liebe Silberschaum,
Die Veilchen, die sich scheu dem Moos entrungen,
Der Scharlachmohn, des Lackstocks gold'ner Baum,
Der eisenbräunlichen Aurikel Seide —
Der Nelken Brand, der Primeln sammt'ner Flor:
Sie schmücken all' ihr Aug' mit Thaugeschmeide,
Und jedes trägt wol eine Perl' im Ohr!
Und wo die blutigen Päonien bauschen,
Sich die Levkoi' mit Nordlichtflammen schmückt,
Des Lotos gelbe Flügelhelme rauschen,
Und die Strenenquast' um Tulpenbecher nickt:
Da läuten alle Beete ihre Glocken,
Da schüttelt seine Dolden jeder Strauch,
Und tiefer athm' ich eures Athems Hauch,
Und Silberblüten pudern meine Locken!

Schade, daß mir der Raum, dieser für den Autor unerbittlichste Tyrann, nicht verstattet bei dieser Gedichtsammlung länger zu verweilen. Es ließe sich aus ihr noch manche, jetzt doppelt an ein reines Gefühl anklingende Saite anschlagen. Nur Dies noch zum Abschied, daß ich selten ein so inniges Merken auf die verborgensten Manifestationen der Natur, die im Kleinsten ja am größten ist, gefunden habe als eben hier. Dieser Mann (er ist seit vielen Jahren Dorfpfarrer in seiner lieben „güldenen Aue") offenbart uns in klarer Anspruchslosigkeit eben dies Etwas, was unsern neuern Lyrikern fast allen, von Heinrich Heine an, gemangelt hat und mangeln wird, so lange sie im starren Eigensinn des Ichs sich ablösen vom Universum des poetischen Seins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Mäßigkeitsvereine.

In England, Irland und Schottland gibt es 850 Mäßigkeitsvereine mit einer Mitgliederzahl von 1,640,000 Personen. In Canada, Neuschottland und Neubraunschweig zählt man 950 solche Vereine mit 370,000 Theilnehmern. In Südamerika tragen 70,000 die Mäßigkeitsmedaille. In Italien gibt es ebenso wenig als in Preußen (?) und Oestreich dergleichen Associationen; das übrige Deutschland aber weist 1500 auf mit einer Anhängerzahl von 1,300,000. Auch Schweden und Norwegen stellt sein Contingent, 120,000 Personen in 510 Gesellschaften. Auf den Sandwichsinseln haben 5000 und auf dem Cap der guten Hoffnung 900 feierlich Enthaltsamkeit gelobt. So berichtet ein englisches Blatt mit der Versicherung, daß diese Angaben mit größter Genauigkeit zusammengestellt seien. Weiter gibt es an: Es ist erwiesen, daß in Großbritannien alljährlich 7000 Leute an den Folgen ihrer Trunkenheit sterben, und daß 550 Mill. Dollars von den arbeitenden Classen für Getränke in einem gleichen Zeitraume verausgabt werden. In dem einen Jahre 1848 wurden nach sorgsamen Berechnungen für berauschende Getränke 490 Mill. Dollars ausgegeben, und ebenda hat man außerdem für 520 Mill. Bier gebraut. In den Vereinigten Staaten sind 2,615,000 Mitglieder in 3712 Mäßigkeitsvereine vertheilt. Unter ihnen zeichnet sich besonders eine Sekte aus die sich „Söhne der Enthaltsamkeit" nennt. Nachforschungen die man in Deutschland gemacht haben dahin geführt, daß der älteste Mäßigkeitsverein am Weihnachtsfest 1600 gegründet worden sei.

Der Gesundheitszustand der Provinz Algier.

Während der Jahre 1840, 1841 und 1842 hat eine besonders erwählte Commission im Auftrage der Regierung den Gesundheitszustand der Provinz Algier untersucht, und ein Mitglied dieser Commission, Parier, hat seine und seiner Collegen Erfahrungen in einem Buche niedergelegt, von dem der erste Theil unter dem Titel „De l'hygiène en Algérie" jetzt erschienen ist. Wie wichtig diese Arbeit ist, die zum Theil die für die Zukunft der Colonie bedeutungsvollsten Fragen erörtert, wird Jedem einleuchten welcher bedenkt, daß in unsern Zeitverhältnissen so Viele zu Auswanderungen gezwungen sind, und daß namentlich Frankreich einen Theil seiner Kraft, vielleicht seinen Ueberfluß an Kraft, nach Algier leitet. Parier verwendet alle Genauigkeit und Sorgfalt auf seine Untersuchungen über die Bedingungen des Akklimatisirens, und hier accentuirt er ganz besonders das Erforderniß des rechten Alters. Er verlangt, daß vor dem 23. Jahre kein Soldat eingeschifft werden dürfe, und daß jeder erst zwei Jahre im activen Dienste sein müsse, also einigermaßen gekräftigt sei dem häufigen Temperaturwechsel, den schädlichen Ausdünstungen und den anstrengenden Kriegsarbeiten gegenüber. Die Resultate Parier's sind nicht nur für die Armee, sondern für jeden Colonisten kennenswerth, und namentlich auch die Einfachheit und allgemeine Verständlichkeit des Stils empfehlen sein Buch einer recht weiten Verbreitung.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 306. —— 22. December 1849.

Fanny Lewald.

Indem wir es wagen ein solches Bild der frischesten Gegenwart vor unsern Lesern aufzustellen, ergreift uns jenes Zagen welches wir fühlen, wenn wir in Gegenwart des verehrten Künstlers sein Gemälde kritisch betrachten sollen. Der Gesichtskreis der Beurtheilung ist noch nicht abgeschlossen, eine erfreuende Fernsicht thut sich auf, und der Kritik ist im Grunde nur im Ueberblick ein Ausspruch erlaubt. Doch sei es gewagt! Je mehr wir uns angesprochen und ergriffen fühlen von den vortrefflichen Leistungen der Verf., je mehr die geistreiche, frische Art ihres Auftretens uns interessirt, je unparteiischer und klarer können wir über die Einzelheiten dieser Leistungen sprechen. Ein starker, durchgearbeiteter Geist, eine reife, geprüfte Erfahrung, die prägnanteste Darstellung mögen in kurzer Charakteristik diese Leistungen bezeichnen. Es ist gewiß eine Bildung gleich der der Rahel welche sich hier darstellt. In der Schule der Leiden arbeitet sich ein starker, gut organisirter Geist zur erreichbarsten Vollkommenheit. Das Weib unserer Tage hat in der sittlichen Größe und in der starken Ueberwindung, in der Harmonie des Verstandes mit dem Herzen sein Ziel, seine Vollendung; die Gleichmäßigkeit aller Kräfte, das gerade und wahre Fortschreiten auf eine solche harmonische Ausbildung thut jetzt dem Weibe wie dem Manne gleich noth. Wir haben in diesem Streben Extreme gesehen die unser Fühlen wie unser Denken gleich sehr verletzen; aber alle Reformationen führten die Reaction des alten Uebels mit den Extravaganzen übertriebener Neuerung herbei. So wie diese Extreme widerlich, so schön, so erhaben steht dagegen die Emancipirte der sittlichen Weihe da. Außergewöhnliche Begabung wird sich immer in außergewöhnlicher Erscheinung äußern. Große starke Frauenseelen haben eine gewaltige Mission der frischen Belebung aller Kräfte zu erfüllen, und diese geht um so mächtiger vor, um so unbemerkter sie ist. Glücklich im banalen Sinne des Worts sind diese Außergewöhnlichen nicht. Die Stärke ihrer Erkenntniß, die Kraft ihres Denkens, die Gewalt ihres Herzens führt sie auf eine Höhe, wo sie allein, einsam, und oft eisig umweht von dem Zugwind des Uebelwollens und Misverstehens mit den Dämonen unbefriedigter Hingebung der Sehnsucht nach Ruhe und Stille kämpfen. Glücklich sind sie in der Gegenwart nicht. Aber ob Glück auch überhaupt des Menschen Bestimmung sei, wagen wir nicht zu entscheiden. Gut sein, still, einfach, wahr sein, Das ist die höchste Lebensaufgabe; nicht besser wie die Andern, aber gut für sich, Das sei unser Ziel. Wahr, mit der bessern Erkenntniß immer in Uebereinstimmung, treu dem Genius der in reinen Stunden so laut zu unserer Seele spricht, Das ist das Gesetz nach dem wir handeln und denken sollen. Auf diesem Wege sehen wir die Größten aller Zeiten wandeln. Auf diesem wandelte Sokrates, auf diesem Christus, auf diesem Luther und auch auf diesem nur alle Weisen und Begnadigten der Geschichte. Auf diesem Wege dürfen uns aber auch Frauen begegnen; denn eine versöhnende, sanfte Weiblichkeit tritt im Lichte der Wahrheit, in der Größe sittlicher Ueberzeugung bedeutend und erhebend hervor. Da begegnen uns wenige Beispiele der alten Zeit: eine Arria, eine Porcia treten uns entgegen, denn die Marien und Magdalenen waren nur Frauen der besten aber nicht der erhebendsten Art; aber in der Gegenwart scheint sich die Weiblichkeit immer ursprünglicher, wahrer und kraftvoller auszudrücken. Das geistige Interregnum in dem wir leben lockt unter dem Anschein des Schlafs liebliche und bedeutende Blüten hervor. Wir sind Epigonen, aber laßt uns hoffen, daß auch diese nicht vergebens lebten, laßt uns den Samen der Zukunft ämsig pflegen, daß die Nachkommen sich edler Früchte erfreuen! Zum Pflegen, zum Bewahren, zum Ebenen aller Härten, zum Umbiegen aller Spitzen ist das Weib so sehr geeignet: so wird denn auch das Weib unserer Tage die Aufgabe der Ausgleichung veralteter Vorurtheile mit dem richtigen Maße des Fortschritts aufs beste und glücklichste lösen.

Unter Denen die ihre Aufgabe mit klarem Blick erkannt haben und mit sicherm Takte erfüllen ist Fanny Lewald ausgezeichnet. Ihre Richtung ist dialektisch. Im Gegensatz zu den sentimentalen und romantischen Richtungen der letzten Decennien tritt diese Dialektik scharf hervor. Man wirft dieser Richtung Gefühlsmangel, Kälte und Herzlosigkeit vor. Es scheidet sich allerdings die klare Entschiedenheit mit der man jetzt alle Zustände bestimmt erfaßt ganz auffallend von der fast nebelhaften,

stets verschleiernden Denkungsart der Gefühlsschwärmer einer vergangenen Zeit. In der Literatur, in der Politik, in der Kunst tritt die Dialektik, die praktische Intelligenz jetzt bedeutend an den Tag. Die einzige Grenze an der die Macht der Dialektik noch scheitert ist die des christlich-germanischen Pietismus. Aber dieser beruht auf schwanken Säulen. Es ist Schein, Coquetterie, wenn der Ausdruck hier statthaft ist, nicht Wahrheit. Wahrheit erkennen läßt allen Schein verschwinden, und die schwärmerische Verblendung mit der alle Verhältnisse in ein gewisses romantisches Halbdunkel gehüllt werden weiche vor der strengen Durchführung positiven Erkennens. Wahr, einfach, streng gegen sich und Andere erscheint Fanny Lewald in ihren Schriften. Sie muß ein starker, durchgeprägter Charakter sein. Das tritt wenig in der „Clementine", die überhaupt wol ihr schwächster Roman sein möchte, stark in der „Jenny" hervor. In der neuesten Zeit hat sie sich einen wohlverdienten Ruhm durch ihr „Italienisches Bilderbuch" erworben, und ihr jüngstes Werk „Prinz Louis Ferdinand" ruft das allgemeine Interesse aufs lebhafteste hervor. Wir wollen kurz ihre frühern Productionen berühren, und dann etwas länger bei diesem neuesten Buche stehen bleiben.

„Clementine" und die zweite Production „Jenny" dürfen wir als so allgemein bekannt voraussetzen, daß ein specielleres Eingehen unnöthig wäre. Der ernsten und wichtigen Tendenz nach nimmt aber das letztere Buch ein tieferes, fast historisches Interesse in Anspruch. Aus dem Druck der eigenen, schwer empfundenen jüdischen Verhältnisse hervorgegangen behandelt es die Fragen der Judenemancipation, des Uebertritts, die sociale Hemmung der einfachsten Glücksbedingungen mit großer Würde. In dem intelligenten, aufgeklärten Norddeutschland walten in vielen Beziehungen noch mittelalterliche Beschränkungen. Es mag Königsberg sein, wo Jenny spielt, es mag Preußen gedacht werden, wo so peinliche Conflicte entstehen konnten, der ganze norddeutsche Küstenstrich schließt in seinen Städten noch den finstern Beengungsgeist der alten Hansa ein. Wir können nicht leugnen, daß uns diese finstere Berührung vielfach bewegte und drückte, sei es in individuellen, sei es in äußern Erfahrungen. Jenny's Leben, ein äußerlich so günstig gestaltetes, bevorzugtes, hat den tiefsten Schmerz zu überwinden. Ihre Glücksbedingung ist die schwerste, das Opfer ihrer Ueberzeugung. Dies kann ein wahrer Charakter, auch der tiefsten Liebe, nicht bringen. Mißverstanden, verkannt zu werden von Denen die man am höchsten achtet, am besten liebt, ist ein häufig uns begegnender Lebensfall; aber hier trifft er uns um so schmerzlicher, als die Charaktere groß, stark und edel ausgeprägt erscheinen. Der Schwäche zollt man Mitleid, das Geschick der Starken aber erschüttert und bewegt uns aufs gewaltsamste. Die ganze Fülle bitterer Entsagung, harter Aufgaben tritt uns in diesem Werke lebhaft und ergreifend geschildert entgegen. Hier und da etwas zu flüchtige novellenhafte Ausschmückung, Episoden, die das Interesse schmälern, thun indeß dem Ganzen wenig Eintrag. So ist Jenny's Tod ein unnatürlicher. Man stirbt nicht vor Schmerz, wenn man nicht schon einen organischen Fehler des Herzens oder der Lungen hat. Das Weib leidet entsetzlich, still, ergeben; aber es lebt und leidet weiter. Das ist allerdings kein romanhafter Schluß, es ist auch natürlich, daß der Autor dem neugierigen Reiz des Lesers Genüge thun muß, und wie mancher Schriftsteller mag gegen seine innere Ueberzeugung seinem Werke einen solchen Schluß geben.

Auch das dritte Buch „Eine Lebensaufgabe" behandelt diese geselligen Conflicte unserer Tage. Das Leben eines bedeutenden, geistreichen Autors, eingeengt durch häusliches Ungenügen, emporgehoben durch das edle Verständniß fremder Weiblichkeit, schildert uns die gewandte Feder. Unverkennbare Wahrheit leuchtet hervor. So ist es, so leiden wir Alle, und die Schmerzen des Individuums mögen nur Atome der allgemeinen Schmerzensbestimmung sein. Alfred's Pflichtgefühl geht einen von seiner bessern Ueberzeugung weit abführenden Weg. Therese, die ihn kennt, liebt, versteht, muß ihm begegnen als er erst in einer achtjährigen Ehe die ganze Kluft unweiblicher Engherzigkeit erkannt hat, die ihn von seiner Frau scheidet. Auch sein Sohn leidet unter dieser Unweiblichkeit, und doch lassen ihn diese Bande nicht los; denn seine Redlichkeit, seine Furcht vor einem gewaltsamen Sprengen ziehen sie fest und fester. Das Geschwisterleben Julian's und Thereſens bringt sanft beschwichtigende Töne in die Dissonanzen der berührten Verhältnisse; aber auch Julian erfährt die beugende Macht derselben durch die starke Liebe Sophiens, die, so rührend sie dasteht, doch in ihrer Stärke keine Ausgleichung für frühere Verirrungen hat. Auch hier ist Therese der wohlthuende, ausgleichende, Alles versöhnende Friedensengel. Kleine Beziehungen sind es meist die zu einer großen Summe der peinigendsten Leiden anwachsen. Der Kampf zwischen Liebe und Pflicht, Zartgefühl und Brutalität, Größe und Schwäche sind die Themata nach denen der Zeitgeist seine Melodien spielt. Und je feiner organisirt der Mensch ist, je stärker treffen ihn diese Misaccorde welche dieser Kampf mitsichbringt. Wer wie Therese versteht zu lieben und auszugleichen, sollte das schöne Vorrecht haben den Reichthum innern Glücks auf die Glücksbedürftigen auszuschütten. Vor Allem ist es der Dichter dessen hart organisirte Seele des Glücks bedarf. Da ist ein Verstehen so nöthig, so erfoderlich, daß man darin für die weibliche Liebe die höchste Aufgabe erblicken möchte. Nichts ist betrübender als die Begabung eingeschränkt zu sehen durch die Bedrückung kleinlicher Häuslichkeit. Ein Dichter muß frei sein, er wird sich nur mit Widerstreben in gegebene Formen fügen; deshalb ist es die Aufgabe aller Derer die in Beziehung zu ihm treten ihn nicht nach dem Herkommen, sondern nach der Inspiration eigener Idealität zu betrachten, und ihm Freiheit nicht allein zu gönnen, sondern zu verschaffen. Des Dichters Häuslichkeit muß weich, sammetweich sein, und das Verständniß für seine Bedürfnisse das zarteste, edelste und tiefste. Nur hohe

Charaktere sind dieses Verständnisses fähig, und Thereſe ist ein solch hoher Charakter; um so größer ist unser Schmerz, daß es ihr nicht gestattet wird ihre schöne Aufgabe zu erfüllen. Das ist das Mangelhafte unserer Lebensverhältnisse, und deshalb ist eine solche Lebensaufgabe nicht leicht.

(Der Beschluß folgt.)

Poetische Geburten der Neuſtzeit.

(Fortsetzung aus Nr. 305.)

Was uns die folgende lyrische Gruppe bringt kann geradezu als Opposition gegen jene Natur- und Gemüthsinnigkeit angesehen werden:

7. Fels und Aster. Dichtungen von Franz Isidor Proschko. Wien, Schmidt und Leo. 1849. 8. 1 Thlr.
8. Lyrische Gedichte von Johann Karl Wilhelm Frohne. Erstes Heft. Sondershausen, Eupel. 1849. Gr. 8. 3 Ngr.
9. Ein welker Blumenstrauß des Don Brano. Berlin, Hermes. 1849. Gr. 8. 10 Ngr.
10. Dichtungen von Karl Schmitt. Marburg, Elwert. 1849. Gr. 12. 10 Ngr.
11. Lieder und Träume aus der Jugendzeit von Paul Geyser. Schaffhausen, Brodtmann. 1847. 8. 12 Ngr.

Diese sämmtlichen fünf Liedersammlungen unterscheiden sich nämlich schroff von den Thieme'schen Gesängen dadurch, daß ihnen allen der echte Naturlaut, der Pulsschlag der wahren Gemüthlichkeit abgeht. Nur in einer einzigen: den „Liedern und Träumen von Geyser" (Nr. 11), kommen verwandte Klänge vor; aber sie ersticken unter einem gemachten pretentiösen Aufschwung, unter einem Pathos das zwar nicht unpoetisch, aber nicht naturgesund, ja fieberhaft ist. Ich gebe zum Beleg ein kurzes Gedicht: „Das Schneeglöcklein", und überdies die schon an sich charakteristischen Aufschriften einiger anderer:

Das Schneeglöcklein.

O was strahlet, was entzücket
Mir mein Aug' auf fahler Haide,
Wie ein Stern der aus der Weite
Durch die trüben Wolken blicket.

Blümlein, meines Herzens Wonne,
Blümlein aus dem Paradiese,
Kind der reinen Frühlingssonne —
Daß ich mit Gesang dich grüße!

Dich, dich sehe ich entsprossen
Auf dem winterstillen Grab,
Wo ich längst mein Glück und Hab'
In die stille Gruft verschlossen.

Wie dämmert's auf in meiner Seele,
Wie eine stürm'sche Winternacht,
Wenn der Gesang der Philomele
Mit dem jungen Hain erwacht!

Wie schmilzt mir hin mit einem male
Die Eisesrinde um mein Herz;
Wie fließt bei diesem Himmelsstrahle
In sanften Thränen hin mein Schmerz.

Sie fallen segnend auf dich nieder,
Als wie ein reiner Himmelsthau.
Und von dir säuseln meine Lieder
Durch die frühlingsgrüne Au.

Die Aufschriften einiger anderer Lieder die nur bezeichnend, sowie die Lieder selbst beweisend waren, lauten so: „Morgenlied des Selbstmörders", „Der Gang zum Styx in der Sylvesternacht", „Der Demokrat und der Atheist", „Weltdemokratie", „Der Thurm zu Babel" u. s. w.

„Fels und Aster" (Nr. 7) ist ebenfalls einem guten Zweck geweiht, der Reinertrag ist nämlich „dem Blindeninstitut zu Linz in Oberöstreich gewidmet". Wir begegnen hier unter der Rubrik „Fels" fast nur historischen, sagen- und legendenhaften Stoffen, die mit Geschick in die Form von Balladen u. s. w. gebracht sind. Die zweite Abtheilung „Aster" bietet, mehr in der eigentlichen Form des Liedes, allgemein-menschlichere Beziehungen. Durchweg aber waltet in all diesen Dichtungen die Reflexion vor; und so möge dies eine Gedicht: „Am Friedhofe", den Ton und das Colorit der ganzen Sammlung bezeichnen:

Am Friedhofe.

In deinen Garten will ich treten,
Wo edler Blumen große Saat
Dein Gärtner in den kühlen Beeten,
Der Engel Tod, gesäet hat.

Ihr stillen Schläfer dieser Erde,
Nur eine Frage jetzt an euch:
Wenn euch des Schöpfers mächt'ges „Werde!"
Jetzt riefe aus dem Schattenreich —

Wie würdet mit der Zeit ihr geizen,
Und flieh'n des Lebens Eitelkeit!
Wie wenig euch die Erde reizen,
Und doch wie viel die Ewigkeit!

O griffe nach den schweren Kästen
Der Geizhals wol im Uebermuth?
Nein! Nein! er würde Arme trösten
Und spenden ihnen Gut und Blut.

Wo träufelte des Wüstlings Zähre,
Die einst voll Argliſt niederrann,
Wenn seine Nacht gelichtet wäre,
Und er vom Grabe stieg' hinan?

Herr' auf dein Kreuz nur würde fließen
Die Thräne voll der Bitterkeit,
Kein Schmerz wär' ihm zu groß zu büßen,
Weil ihm zu lang die Ewigkeit!

Ihr seid hinüber! — Stumm und öde
Deckt Wolkennacht die Leichenflur.
Ihr steht der Frage nicht mehr Rede,
Und eure Steine sprechen nur.

Auf diesen Mälern ist zu lesen:
Daß Jedes letzte Stunde schlägt,
Daß Alles müsse einst verwesen
Was sich da freut, und lebt, und regt;

Daß diese Steine selbst zerstäuben,
Die Liebe baut als Monument.
Hienieden ist nicht unser Bleiben,
Und was da lebt wird auch getrennt.

Herr! laß der Todten mich gedenken,
Nicht blos weil Manchen ich geliebt —
Zwar fleh' ich: wolleſt Gnade schenken,
Wenn sie nicht stets dein Wort geübt;

Doch ihr Gedächtniß recht zu ehren
Will ich an ihrem Hügel fleh'n:
Laß hier den Tod mich leben lehren,
Und hoffen auf ein Wiederseh'n!

Die „Lyrischen Gedichte von J. K. W. Frohne" (Nr. 8) in höchst wunderlicher Fassung machen wahrhafte Kreuz- und Quersprünge. Von der „Kunst der Schönheit" geht es auf „Thiers", von diesem auf den „Kindermord zu Bethlehem"; dann wieder kommt der Poet auf seine „weißbunte Katze", die gestorben ist

und nun nicht mehr knurrt und schnurrt, und die Pfötchen leckt, nicht mehr aus der Dachluke steigt, um droben hoch auf mondbeglänztem Forste den liebenden Kater zu empfangen:

Auch nicht spielst auf der Tenne du mehr mit dem ächzenden Mäuslein,
Das schon lange belau'rt unter dem Schranke du fingst,
Auch nicht scheuchest du mehr die naschende Kellerratte,
Die im Genick du gefaßt und vor die Stube gebracht,
Niemals strahlt aus der Finstere mehr dein grünliches Auge,
Und nicht streich' ich hinfort Abends dein knisterndes Fell u. s. w.

Dies nennt unser humoristischer Poet die „Elegia elegiarum". Er erscheint jedoch, natürlich in seiner Weise, auch als nicht unebener Naturfreund wenn er z. B. singt:

Nichts thut Lämmchen mehr entzücken
Als das blum'ge Kraut zu pflücken
Das am Abhang pflegt zu sprießen.
Ehrenpreis auf würz'ger Aue,
Futter-Spark, benetzt vom Thaue,
Pflegt's mit Wonne zu genießen.
Schäfer führt's zum Quell zurücke,
Daß der Durst es niemals drücke.

Unter den sonstigen Notabilitäten die in diesen, wirklich entfernt an Frohne und Frohndienst erinnernden Poesien vorkommen nenne ich nur noch „Das trojanische Pferd" und „Goethe", und in der That habe ich sehr an Goethe denken müssen als ich genöthigt war mich durch diese zweiundsechzig-compreß-seitige Lyrik hindurchzufrohnen.

Ein weit anderer Geist webt in den „Dichtungen von Karl Schmitt" (Nr. 10). Dieser Dichter hat unstreitig die deutsche Volkspoesie studirt, er bildet seine Verse, und es mangelt ihm nicht an feinen, zierlichen Gedanken, und die auch nach der Tiefe streben. Der dichterisch gebildete Geist, der hier in sehr verschiedenen Liedesformen zu gestalten weiß, zeigt sich am deutlichsten in der letzten Abtheilung: „Balladen und Lieder." Hier ist das Wesen der Ballade sehr schön begriffen, und: wie das Lied leise von selbst die Gestalt der Ballade annimmt, die Ballade aber wiederum den einfachen Ton des Liedes zu verschwimmen pflegt, ist hier trefflich ausgedrückt. Ich müßte mich um den Geist dieser Dichtungen erschöpfend auszusprechen in das eigentlich Kritische verlieren, wogegen sich abermals der unerbittliche Gebieter Raum sträubt. Möge deshalb statt aller Kritik die Sache selbst sprechen in den zwei Balladen: „Der Keller zu Eimbeck" und „Der wandernde Sänger."

Der Keller zu Eimbeck.

Mel. Als Noah aus dem Kasten war ꝛc.

Zu Eimbeck in der guten Stadt
Der weise Rath 'nen Keller hat,
Gar kühl und tief und voller Wein,
Da möcht' ich hin, da möcht' ich sein;
Da hat, so viel ihm eben recht,
Gar mancher Durst'ge schon gezecht!

So einst in wilder Kriegeszeit
Ruht hier des Kaisers Heer vom Streit:
Da hat Graf Gallas lobesan
Den tiefen Keller aufgethan,
Und Piccolomini der Graf
Ihn unten bei den Fässern traf.

Sie stießen manchen Zapfen aus,
Da floß der edle Wein heraus:
Die beiden Grafen zechten fort,
Doch sprachen sie nur wenig Wort':
Der Eine „Tibi Gallas!" schrie
Und Der „Pros't Piccolomini!"

Der Wein, der war von guter Art,
Die Grafen strichen sich den Bart;
Die Becher klangen fort und fort,
Doch sprachen sie nur wenig Wort':
Der „Tibi Piccolomini!"
Der And're „Prosit Gallas!" schrie.

Und als des andern Tags der Rath
Den Keller sich betrachten that
Fehlt jedem Fäßlein wol ein Zoll —
Und waren doch noch gestern voll!
Sie sahn's und da bestaunten sie
Gallam und Piccolomini!

O liebster Zechgeselle mein,
Könnt' ich mit dir im Keller sein,
Das gäb' ein Zechgelag wie nie:
Ich wär' der Piccolomini,
Der tapf're Gallas wärest du
Und tränkst mir manchen Becher zu!

Doch da es heute nicht kann sein,
So kehr'n im nächsten Haus wir ein:
Schau, eine Flasche winket schon,
Da ruf' ich in bekanntem Ton
Ein „Tibi Gallas!" laut dir zu —
„Pros't Piccolomini!" sagst du!

Der wandernde Sänger.

Ich habe Nichts auf Erden
Was Menschenneid erregt!
Wonach die große Menge
So sehr Verlangen hegt.
Nicht Güter und nicht Gelder,
Kein glänzend-reiches Loos —
Mein Dach sind uns're Wälder,
Mein Ruhebett das Moos!

Und was ich nicht besitze,
Es macht mir keinen Schmerz —
Hab' ich doch dich, du warmes,
Du liebereiches Herz!
Du zeigst in deinem Schreine
Im Bild die ganze Welt,
Die Au im Sonnenscheine,
Im Schnee das Winterfeld!

Ich kann die Liebe ahnen,
Selbst in des Hasses Kleid,
Der Wehmuth heil'ge Wonne
Find' ich in Schmerz und Leid;
Den Frühling kann ich ahnen,
Eh' noch der Schnee zergeht,
Bis er mit bunten Fahnen
Ein Sieger vor uns steht!

Wenn mir die Menschen schweigen
Und kalt vorübergeh'n —
Wenn sie ihr Inn'res bergen —
Ich kann sie doch versteh'n!
Ich kann der Quellen Klingen
Mir deuten alsobald,
Versteh' der Vögel Singen,
Das Rauschen in dem Wald!

Wie auch mein Loos sich zeige, —
Ich trage jeden Schmerz,
Bleibst du mir nur, du warmes,
Du liebereiches Herz!
Dann wird mein ganzes Leben
Ein Meer von Melodien,
Bis sie mich übergeben
Der Erde ew'gem Grün!

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 307. — 24. December 1849.

Fanny Lewald.

(Beschluß aus Nr. 306.)

Die Verf. findet ihren glühenden Wunsch Italien zu sehen befriedigt, und gibt uns das Resultat ihrer Anschauung in dem „Italienischen Bilderbuch". Es ist eine Unzahl italienischer Reisen, Eindrücke, Bilder und Schilderungen erschienen, die größere Mehrzahl jedenfalls ist uns davon bekannt; aber nicht leicht hat uns eine Darstellung so innig gefreut, so wahrhaft erquickt wie diese. Es sind Bilder in den glänzendsten, hellsten Farben, mit der lebendigsten Staffage, lebhaft aufgefaßt, herrlich wiedergegeben. Im Jahre des Erscheinens dieses Buchs erschienen zu gleicher Zeit zwei andere Bücher über Italien von bedeutenden Federn. Es war Stahr's „Ein Jahr in Italien", Boz' „Sketches of Italy". Das erste geht mit Fanny Lewald's Buch gleichsam Hand in Hand. Zusammen die beiden Werke zu lesen gewährt hohen Genuß. Stahr reist mit gelehrter, fast classischer Anschauung, voll Belesenheit, gründlicher philologischer Vorbildung, in der Gegenwart überall die Anknüpfungen an die antike Vergangenheit auffindend, voll Belehrung für seine Leser, aber jede öde Gelehrsamkeit mit dem Zauber phantasiereicher und gemüthlicher Auffassung umkleidend. Fanny Lewald reist als Frau, die weibliche Anschauung mitbringend, und daher die liebliche Zaghaftigkeit: ist es denn möglich, so viel langersehnte Schönheit; jetzt seh' ich sie, jetzt ist sie wirklich da! Sie geht durch die Schweiz, nimmt langsam zögernd den Weg über die Alpen in das gesegnete Land, begrüßt Genua mit dem ganzen frischen Entzücken ihrer offenen, warmen Seele, führt dann in rasch folgenden Bildern das Genossene lebendig vor die staunenden Augen ihrer Leser, und bringt in dies phantasmagorische Kaleidoskop allen Geist, alle Frische, alle Wärme herrlichster Darstellung. Es möchte schwer sein das Beste hervorzuheben, aber uns persönlich sagte die Schilderung der Tribuna zu Florenz, die Grotte der Egeria, die Insel Ischia, der Napoleoniden am meisten zu. Die Gerechtigkeit die dem Volke wird thut so wohl, es offenbart sich ein warmes Herz, eine edle Humanität in diesem Buche die ungemein anspricht. Auch hier können wir uns nicht versagen wieder Stahr's Buch anzuführen, wo z. B. in dem Besuch der beiden Autoren in der Tribuna sich höchst interessante Parallelen bieten. Stahr weilt mit archäologischer Gründlichkeit beim Betrachten dieser Schätze, aber entzückend sind ihm insbesondere Tizian's Venusbilder; Fanny Lewald steht immer wieder mit lieblicher Begeisterung vor dem Apollo und dem sterbenden Fechter. Diesen Letztern schildert sie in allen Bezügen so fein, so originell, daß der Reiz ihrer Beschreibung den Leser unwiderstehlich fesselt. Wie klar, wie lebendig sie zu erzählen versteht, davon geben insbesondere die Schilderungen von Ischia und Capri, Pompeji und Sicilien schönes Zeugniß. Wir wiederholen, nicht leicht ein Werk über Italien mit solchem Entzücken gelesen zu haben wie die beiden Bücher von Adolf Stahr und Fanny Lewald, und sind stolz darauf diesen den Preis zuerkennen zu dürfen über dem Werke des genannten Engländers, der aber in seinen „Sketches" Italien fast à la Nicolai durchreist.

Wir glauben ein Recht zu haben die „Diogena" ganz zu übergehen, da sich die Verf. nicht nannte, und da es uns nur traurig machte dies Buch einer Feder mit den vorher besprochenen zuzutrauen, so hoffen wir dieses Recht des Stillschweigens nicht anmaßend zu usurpiren. Es ist ein trauriges, kaltes, herzloses Buch, das der Wärme in den andern Productionen ganz unähnlich ist, und die Tendenz ist gewiß Frau der Frau gegenüber ebenfalls eine unrichtige. Doch lassen wir Das dahingestellt, und wenden uns zu dem neuesten Werke „Prinz Louis Ferdinand".

Das Motiv zu diesem Roman ist ein sehr weites, es hätte die mannichfachsten Beziehungen dargeboten, und wir beklagen daß Dies nicht geschehen ist. Reine Historie hätte mehr dargeboten als die Verf. in vielleicht natürlicher Discretion darzustellen sich berechtigt glaubte. Lebendige Schilderung, viele schöne Einzelheiten haben auch hierin ihren Platz; aber einen frischen Erguß aus der reichen Schatzkammer ihres Geistes gibt uns die Verf. diesmal nicht. Die Bemerkungen auf psychologischem Gebiete sind, wie sich Das von einer so scharfen Dialektik nicht anders erwarten läßt, wahr und treffend. So spricht die Verf. über die Verhältnisse der Juden zum Christenthum im Geiste freiester und schärfster Erkenntniß, wie sie denn von ihrem Standpunkte aus viel und erschöpfend über den Zwiespalt den das anerzogene Gefühl und die eigene klare Erkenntniß in diesen sich streng scheidenden Erörterungen erregt, nachgedacht haben

kann. Rahel's starker, durchaus wahrer Charakter ist natürlich auch stark, lauter und wahr in der Liebe. Ihr Verhältniß zum Prinzen scheint uns aber nicht ganz richtig, und nicht von Rahel's Standpunkt aus gezeichnet. Wenn die Verf. es als die Zuneigung fast männlicher Frauencharaktere zu dem schwachen, verweichlichten, zärtlichen und äußerlich anmuthigen Knaben darstellt, so ist Dies eine Liebe die uns Rahel's nicht würdig und nicht ähnlich scheint. Es mag Dies auch nur der Eindruck, nicht die Absicht sein. Der Eindruck aber ist es. Eine solche Art der Liebe setzt die Bedingung großer Sinnlichkeit, und diese konnte dem ausgeprägten Geistes- und Seelenleben einer Rahel nie nahetreten. Die Verf. läßt sich von dem Calcul, dem Raisonnement und der Speculation zu sehr überwinden, sie gibt keine Empfindung, keine erlebte klare Ueberzeugung: sie gibt Berechnung. Daher diese Hast Seelenzustände zu malen die nicht aus dem Leben thatsächlich erklärt sind. Es ist abermals ein Kaleidoskop dieser geistvolle, flüchtig gearbeitete Roman: Personen, Zustände, Sitten und Charaktere erscheinen für einen Moment distinguirt: um dann wieder zu verschwinden. In dem Raisonnement liegt zu viel Selbstbewußtsein um die Ueberzeugung siegend zu machen; keine Schilderung reißt hin, aber der frische kräftige Stil, die reine Sprache, die scharfe Verständigkeit macht das Buch sehr anziehend. Keine Persönlichkeit fesselt, aber die Personen interessiren, weil wir sie lange kannten und liebten. Prinz Louis Ferdinand kann nicht der Held genannt werden, weil man ihn nur beklagt, nicht bewundert; ein Held wie ihn die Dichter unserer Tage erfinden, ein Uriel Acosta, ein Struensee, kein Tell, kein Egmont. Wir möchten das Beispiel beibehalten, wenn wir ferner sagen der erste Act ist gut, im zweiten steigt das Interesse, im dritten fällt es schon ab, und der fünfte kann keine echte Begeisterung hervorrufen. Der erste Band dieses Romans bereitet Alles gut vor, die Personen erregen die bereitwilligste Theilnahme, gegen Ende des zweiten wird der Leser unwillkürlich lau, der dritte befriedigt ihn gar nicht, man ist kalt. Welche Masse der ansprechendsten Persönlichkeiten: Rahel, der Prinz, Gentz, F. Schlegel und seine Frau, die Königin; welche Fülle anregender Thatsachen, die aber mit einer, möchten wir nicht zu hart sagen, gewissen Herzlosigkeit angeführt werden, welche ganz desappointirt. Pauline Wiesel ist ein verzeichneter Charakter: ein solches Weib ist, um es mit dem wahren Namen zu nennen, eine kalte, unmenschliche Coquette. Sie ergießt sich in Phrasen wenn die Rahel klagt: „Mit einem weichen Herzen das sich der Liebe erschließt immer und immer zu wissen: Das ist nur augenblickliche Erregung, Das dauert nicht", und nun fortfährt in diesem oberflächlichen herzlosen Raisonnement, so ist Das nur eine Schönrednerei die nicht aus der Fülle reiner Weiblichkeit hervorgehen kann. Diese Pauline verdient Rahel's edeln Zorn. Und wenn der Prinz diese liebt, über ihr die einfache, wenn auch beschränkte Mutter seiner Kinder nicht allein vergessen, sondern selbst in moralisches Unheil drängen kann, so ist er eben nur schwacher Sinnenmensch. Er liebt in Paulinen die schöne Rose deren Duft und Glanz ihn betäubte, in Rahel den Lilienglanz des Geistes, in Henrietten das Veilchen, in Mathilden vielleicht die Nelke; kurz, der Prinz liebte als Botaniker alle vollkommenen Blumen. In Wahrheit und der Geschichte nach liebte Louis Ferdinand die schöne Königin Luise. Diese zarte, hochgeistige Idealliebe hätte das belebende Motiv dieses Romans sein dürfen, und die engste Grenze der Discretion und Wahrheit hätte innegehalten werden können um historisch richtig und romanhaft interessant zu sein. Die Königin erscheint in diesem Buche wie ein blasser Schatten; Dorothea Schlegel, die vielen Stoff bot, flüchtig und matt gezeichnet; Rahel gegen ihre innerste Natur schwach und haltungslos; der Prinz in übermüthiger Sinnlichkeit, welcher der Purpurmantel schöner Ritterlichkeit locker umgehängt ist. Ein prinzlicher Don Juan mit aller Inferiorität moderner Uebersättigung. Es ist ein Roman der immerhin Interesse, aber weder allgemeine Bewunderung noch viel weniger Begeisterung erregen kann. Und dazu erregte die Verf. die besten und bewährtesten Hoffnungen. Mit ihrem klaren Auge hat Fanny Lewald gewiß alle Einzelheiten und Schwächen der jüngstverflossenen Zeit erkannt, sie war berufen uns ein Zeit- und Sittengemälde von bedeutendem Werth und großer Zukunft aufzustellen, und sie gibt uns ein Genrebild voll ansprechender Einzelheiten, aber nicht überwältigender Wahrheit und Meisterschaft. Indessen müssen wir uns begnügen individuelle Eindrücke zu schildern, die Kritik muß unparteiisch sein, aber unwahr kann und darf sie nicht sein. Mit warmer Empfänglichkeit für die ganze Bedeutung der Verf. nahmen wir dies ihr neuestes Werk auf, und haben die Zuversicht zu ihrem bedeutenden Talent auch nicht verloren, welche verspricht, daß dem glänzenden Anfang eine glänzende und bedeutende Zukunft aufbewahrt ist, die sich zum Dank und zur Bewunderung eines urtheilsfähigen Publicums bedeutend und gewaltig offenbaren wird. Der Autor hat mit den Stürmen der Zeit zu ringen, da muß Abspannung und Ermattung eintreten, und an solchen Augenblicken scheint der Roman „Prinz Louis Ferdinand" allerdings zu kranken; aber diese Augenblicke sind in einer so kräftigen und gesunden Organisation wie die der Verf. nur vorübergehend, wie Flecken an der Sonne.

64.

Poetische Geburten der Neuszeit.

(Fortsetzung aus Nr. 206.)

Anlangend Nr. 9 dieser Gruppe, den „Welken Blumenstrauß des Don Brano", so ist er wirklich nicht ganz so welk wie der bescheidene Verf. vorgibt; ja man muß gestehen, daß unter diesen fünf Sammlungen gerade diese Lieder es sind die am einfachsten und natürlichsten zur Seele sprechen. Zwar die Natur an sich, die ewige Poesie des Universums findet hier keinen lyrischen Ausdruck; aber was aus dem Gemüthe quillt ist einfaches, ungekünsteltes Empfinden. Wer z. B. ein Lied singt wie dieses, dessen Herz muß frisch und gesund sein:

Wenn die süße Jugend schwindet
Mit der Liebessterne Glanz:
Dann, o lieben Freunde, windet
Mir den letzten Rosenkranz!

Noch ein Gruß den holden Musen
Auf den Höhen —, in dem Thal;
Und an meines Mädchens Busen
Wieg' ich mich zum letzten mal.

Dann, zu meiner Lieder Lohne,
In den vollen Becher Wein
Presset von geweihtem Mohne
Schlaf- und Todes-Tropfen ein.

Liebliche Musik ertöne!
Vor des Alters Last und Noth —
In des Lebens höchster Schöne —
Träume ich mich in den Tod!

Jetzt aber im eigentlichsten Sinne heißt es: Ecce iterum Crispinus! Wo 18 lyrisch beisammen sind, da sollte Johann Nepomuk Vogl fehlen? Nicht also! Er bietet uns in dieser Genossenschaft sogar ein zwiefaches lyrisches Geschenk. Zuerst sind es:

12. Soldatenlieder von Johann Nepomuk Vogl. Mit Bildern und Singweisen. Wien, Gerold. 1849. Gr. 8. 12 Ngr.

sodann:

13. Aus der Teufe. Bergmännische Dichtungen von Johann Nepomuk Vogl. Mit Bildern und Singweisen. Wien, Gerold. 1849. Gr. 8. 16 Ngr.

Von diesen beiden Erzeugnissen Vogl's, der sich lyrisch auf das unverantwortlichste ausbeutet, haben mich die „Soldatenlieder" am meisten angesprochen. Sie sind beiweitem frischer als die Bergmannsdichtungen. Hier erscheint der Soldat in allen Beziehungen seines Soldatenthums. Es ist der harmlose Soldat, der hier in Leid und Lust, im Lager und auf der Wacht, auf dem Roß und im Schilderhaus, als Philosoph und Stoiker, im Bivouac, dann wieder als Epikuräer in der Wachtstube, mit dem Lieb und mit dem Heimweh im Herzen, betend und trinkend, vor der Schlacht und beim Zechgelag, im Dur-Quartett und im Moll-Solo — vor unserm Auge und Ohr sein Wesen treibt. Unter den Componisten dieser vielgestaltigen Scenen aus dem Soldatenleben treffen wir liebe Bekannte an, wie Proch und Lortzing, dessen „Lebe wohl, mein flandrisch Mädchen", sowie Proch's „Nachts im Schilderhaus", diese Soldatenseelenzustände sehr bezeichnend aus dem Rhythmus in den musikalischen Ton übersetzen:

Lebe wohl, mein flandrisch Mädchen,
Muß nun zieh'n ins Feld hinaus,
Doch ich denke an dein Städtchen,
Wo ich immer bin zu Haus.

Hörst du, wie die Trommeln lärmen,
Und die Pfeifen gellen d'rein?
Munter, Kind, was soll das Härmen,
Kann es doch nicht anders sein.

Lebe wohl, mein flandrisch Mädchen,
Sei bedankt für all die Lieb',
Denk' zuweilen noch am Mädchen:
Schade doch, daß er nicht blieb!

Schenke einem wackern Krieger
Bald aufs neu' dein liebend Herz,
Gern erkenn' ich ihn als Sieger,
Bringt er dir nur keinen Schmerz.

Lebe wohl, mein flandrisch Mädchen,
Leb' nun wohl für diese Welt,
Glaub', ich denk' noch an dein Städtchen,
Färbt mein Blut das grüne Feld.

In den bergmännischen Dichtungen „Aus der Teufe" weht naturgemäß ein trüberer Hauch. Wer wie der Bergmann nur dem Elementarischen der Erde angehört, dessen Dasein muß ja von Haus aus als getrübt und verkümmert erscheinen; denn drei Viertheile dieses armen Lebens athmen nur in Tiefe und Nacht. Aber auch der Bergmann hat seine Lust, und „Bergmanns-Lust", so recht empfunden, mag wol noch poetischer sein als die Lust anderer Menschen die sich ewig auf der Oberfläche des Erdballs umhertreiben:

Fromm und still ist Bergmanns Art,
Denn er geht auf rauhen Wegen,
Doch ein milder Himmelssegen
Macht sein Loos ihm minder hart.

Muß entbehren er auch gleich
Was mit Lust erfüllt die Andern,
Einsam und im Finstern wandern,
Ist er doch an Freuden reich.

Fährt er auf nach langer Schicht,
Gräßt die helle heit're Erde
Ihn mit einem neuen Werde
Und mit einem schönern Licht.

Grüner ist für ihn der Baum,
Bläuer ihm der Himmelsbogen,
Lieblicher des Stromes Wogen,
Duftender der Waldesraum.

Jede Blume nickt ihm zu,
Vöglein streuen ihre Lieder
Freud'ger ihm als Andern nieder,
Und die Quelle rauscht ihm: Ruh'.

Ohne Trauern steigt er d'rum
Wieder in die finstern Klüfte,
In des Abgrunds feuchte Läfte,
Wo nur Schauder rings herum,

Denn zu Dem was er verließ
Wird er ja wol wiederkehren,
Und die Erde macht Entbehren
Nur allein zum Paradies.

Was uns sonst diese Dichtungen „Aus der Teufe" an mannichfaltigem Inhalt bieten mag hier noch aufgezeichnet werden: „Glück auf!" „Grubenfahrt", „Hans Baumann", „Fromme Bergleute", „Die Verschütteten", „Bergmanns-Ständchen", „Der Blutschacht", „Stollenlied", „Gnomenrache", „Knappenlied", „Die Braut des Bergmanns". Letzteres Gedicht behandelt die schöne Bergmannssage, wo ein junger Bräutigam am Vortage seiner Hochzeit im Schacht verschüttet wird, den man nach fast einem halben Jahrhundert plötzlich wieder ausgräbt, wo dann sein Leichnam, noch in unversehrter Jugendblüte erhalten, von Niemand als seiner einstigen Braut, die inzwischen zum greisen Mütterchen geworden ist, erkannt wird. Schließlich finde hier noch ein bergmännisches „Grablied" seinen Platz:

So fahr' nun wohl, du wack'res Bruderherz,
Wir scheiden jetzt von dir mit tiefem Schmerz,
Wir senken was dem Staub verfiel hinab,
Und Bergmannsthränen rollen auf dein Grab.

Du hast gelebt nach echter Bergmannsart,
Und hast gewagt manch eine kühne Fahrt,
Du hast geführt manch guten Bergmannsschlag
Und hast gebracht manch edles Erz zu Tag.

Das Fäustel ruht, es feiert das Gezäh',
Und wir umsteh'n dich jetzt mit tiefem Weh',
War's deine Scheidestunde doch die schlug,
Denn dein Gewerke sprach: Es ist genug!

Wohl Jedem Heil der so aus Haus und Ried,
Nachdem die Schicht gethan, von hinnen schied.
Der nicht bereuen darf, der Strafe bang,
Die Fahrt durch dieses Lebens Stollengang.

Nun schlumm're sanft, so wie der Herr gebot,
Bis du erwachst im schönern Morgenroth,
Denn taubes Erz nur bleibt im nächt'gen Haus,
Doch gräbt das Gold der große Bergmann aus.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Bibliographie.

Baumann, A., Beiträge für das deutsche Theater. Wien. Gr. 8. 24 Ngr.

Erinnerungen an den k. k. Feldzeugmeister und Kriegsminister Theodor Grafen Baillet v. Latour. Gratz. Kienreich. Gr. 8. 1 Thlr.

Fritsch, G., Libellen. Breslau, Trewendt. 8. 15 Ngr.

Golowin, J. v., Memoiren eines russischen Priesters oder das religiöse Rußland. Deutsche Original-Ausgabe. Grimma, Verlags-Comptoir. 1850. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Goethe's Briefe an Leipziger Freunde. Herausgegeben von O. Jahn. Mit 3 lithographirten Bildnissen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 12. 2 Thlr.

Heym, R., Die Ansiedler oder die Quellen des Reichthums. Eine Erzählung für das deutsche Volk. Leipzig, G. Wigand. 8. 10 Ngr.

Katzenberger, J. M., Religion und Kunst. Oder: „Welche Erhebung gewann durch die christliche Religion die Idee der Schönheit und damit die moderne Kunst?" Gekrönte philosophische Preisschrift. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 24 Ngr.

Keschnitz, W., Mährchenbuch. Schw. Hall, Nitzschke. 12. 10 Ngr.

Das Land der Ungarn mit Croatien, Slavonien, Siebenbürgen und der Militärgrenze. In geographischer, statistischer, commercieller, industrieller, politischer und religiöser Bedeutung. Ein Handbuch zur Aufklärung der gegenwärtigen Verhältnisse. Nach den neuesten ungarischen Originalquellen bearbeitet. Mit 1 Karte. Leipzig, O. Wigand. Lex.-8. 10 Ngr.

Malß, C., Volkstheater in Frankfurter Mundart. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 1 Thlr.

O'Kelly, C. O., Der Prophet von Rom. Eine heraldische Auslegung der prophetischen Sinnsprüche des heiligen Malakius, Erzbischofs von Armagh in Irland, in Betreff der letzten Oberpriester der Kirche von Clemens XIV. an. Nebst 7 Tafeln mit Wappen-Abbildungen. Aus dem Englischen. Stuttgart, Scheible. 32. 7 Ngr.

Otto, W., Hannes von Uchtenhagen der letzte Herr von Freienwalde a. O. Eine Sage aus der Zeit des 16. Jahrhunderts, bearbeitet zu einem romantischen Gedichte in 23 Gesängen nebst einem Anhange kleinerer Gedichte. Berlin. Gr. 12. 20 Ngr.

Die Perle der Lage, oder die schottische Gärtnerstochter. Zur Beherzigung für Freunde einer würdigen Sonntagsfeyer. Zwei Hefte. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Gr. 12. 6 Ngr.

Phillips, G., Die Diöcesansynode. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 25 Ngr.

Ploennies, Luise v., Abälard und Heloise. Ein Sonettenkranz. Darmstadt, Jonghaus. 8. 7½ Ngr.

Preis, J., Die Licht- und Schattenseiten des preußischen und deutschen Schulwesens, von der Universität bis zur Volksschule herab, nebst den geeignetsten Mitteln, durch Beseitigung des Schattens das Licht zu verstärken. Lissa, Günther. Gr. 8. 1 Thlr.

Urkundenbuch des Klosters Arnsburg in der Wetterau. Bearbeitet und herausgegeben von L. Baur. 1stes Heft: Die ungedruckten Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts, nebst einem Verzeichnisse der gedruckten aus diesem Zeitraume. Darmstadt. Gr. 8. 1 Thlr.

Waitz, T., Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Braun, E. v., Die Errungenschaften des Altenburger Landtages seit dem März 1848. Ein Commentar zu den Sitzungsprotocollen und Gesetzgebungs-Werken dieser Neuzeit im Herzogthum Sachsen-Altenburg. Jena, Bran. Gr. 8. 7½ Ngr.

Denkschrift über die künftige Handelspolitik und Zollverfassung Deutschlands. 1ste Abtheilung. Siegen 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — Dieselbe. 2te und 3te Abtheilung. In Bezug auf die Eisen-Industrie Deutschlands insbesondere der Eisen- und Stahlproduction des Bergamtsbezirks Siegen und namentlich der drei Kreise Siegen, Olpe und Altenkirchen. Ebendaselbst. Gr. 8. 15 Ngr.

Dohna-Lauck, F. Graf zu, Ueber die nothwendige Abänderung der beiden Wahlgesetze für die erste und zweite Kammer. Eine Petition an die hohen Kammern. Königsberg. Gr. 8. 5 Ngr.

Eingabe der Bank in St. Gallen an das Finanzdepartement der schweizerischen Eidgenossenschaft, die in der Schweiz einzuführende Münzreform betreffend. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 1½ Ngr.

Gutachten des kaufmännischen Directoriums in St. Gallen in Sachen des eidgenössischen Münzwesens, abgegeben zu Handen und auf Einladung des Kleinen Rathes des Kantons St. Gallen. 2te Auflage. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 3 Ngr.

Heufelder, F., Fritz Freiherr v. Gagern, Pseudo-Commissarius der deutschen Reichsgewalt, oder „die kühnen Griffe". Eine Episode aus der Zeit des ersten deutschen Parlaments und in Beziehung zu demselben resp. der Centralgewalt, nebst meiner Rechtfertigung. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Köhler, L. M. R., Weß' mein Herz voll ist zu dieser Stunde. Antrittspredigt gehalten am 18. Trinitatissonntage und den Gemeinden zu Neustadt a. d. O., Burgwitz, Molbitz u. s. w. zum Abschiede; der Gemeinde zu Winkel bei Allstedt zur Begrüßung. Allstedt. 8. 1½ Ngr.

Mainrath, G., Der Entwurf einer Verfassung für den Freistaat Frankfurt. Beleuchtet. Frankfurt a. M., Brönner. 4 Ngr.

Phillips, G., Ueber den Ursprung der Katzenmusiken. Eine canonistisch-mythologische Abhandlung. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 8¾ Ngr.

Reisinger, J. B., Das Doppelverhältniß zwischen dem guten Seelenhirten und dem christkatholischen Volke. Primizpredigt. Straubing, Schorner. Gr. 12. 2 Ngr.

Reuter, H., Sehet euch vor vor den falschen Propheten. Predigt über Matth. 7, 15—23. gehalten am VIII. Trin.-Sonnt. zu Nürnberg. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 1 Ngr.

Schellbach, J. G., Was der Herr heut mit uns redet vor den vollen Scheuern. Predigt am allgemeinen Erndtedankfeste 1849 zu Merseburg gehalten über Evangelium Lucas 12, 15—21. Merseburg, Garcke. Gr. 8. 3 Ngr.

Ueber die Klagen des Handwerkstandes, ihre Ursachen und die Mittel denselben abzuhelfen. Ein Wort für's Volk zur Beleuchtung einer vielbesprochenen Tagesfrage mit besonderer Berücksichtigung der sachbezüglichen Verhältnisse und Gesetze des Kantons St. Gallen. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 9 Ngr.

Die mißglückte Verschwörung am 15. October, oder: Die rothe Rose im Gambrinus. Ein Schauergemälde, worin sich der dicke Stein das Herz heraus beißt und an der Abzehrung stirbt. In 5 Akten, nebst einem Vor- und einem Nachspiel. Sehr frei nach Blömer, v. Linden-Müller, Bürger und Ex-Präsident der weiland politischen souveränen Ecke ꝛc. Erster dramatischer Versuch. Berlin, Hopf. 4. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 308. — 25. December 1849.

Der Dichter Schubart und der Herzog von Würtemberg.

Wenn schwache Gemüther im Andenken an die heillose Verwirrung die wir im vorigen Jahre durchgemacht haben, und an die Pein die sie ausgestanden, die Revolution von 1848 nicht blos, sondern die von 1789, deren natürliche Folge nur die letzte gewesen, verdammen und jene idyllischen Zustände zurückwünschen in denen ihre Großältern in den siebziger und achtziger Jahren so ruhig lebten, dann mag man ihnen nur immer wieder ein Bild aus jener patriarchalischen Zeit vorführen, dessen Anblick sie gewaltig aus ihren süßen Schauern erwecken wird. Hätten wir Nichts errungen im vorigen Jahre als die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, wir könnten wahrlich uns schon Glück wünschen. Was damit gewonnen ist, Das kann uns schon das Schicksal Sylvester Jordan's lehren; aber Nichts ist belehrender als das Schicksal des Dichters Schubart.

So sehr die Gedichte Schubart's von der ungeheuern Popularität deren sie sich ihrer Zeit zu erfreuen hatten verloren haben und seine „Deutsche Chronik" den Nachkommen unbekannt geworden ist, so bekannt ist im Allgemeinen noch sein Schicksal, von dem er selbst und sein Sohn ausführliche Kunde gegeben haben. Aber einestheils umfassen nicht diese Schriften sein Leben vollständig, andererseits sind sie nicht ganz wahr, indem unter der strengen Censur des Festungscommandanten, unter welcher Schubart sein Leben schrieb, sich nicht die volle Wahrheit sagen ließ, er auch aus dem Kerkerqualm und pietistischen Nebel heraus, in den er durch die Bosheit seiner Gegner gestoßen war, über seine Vergangenheit nicht ganz wahr reden konnte, sich schlechter malte als er war. Ein wahres und vollständiges Bild von diesem Charakter haben wir jetzt gewonnen durch die Herausgabe zahlreicher Briefe von, an und über Schubart durch David Strauß*), die mit Ausnahme einiger Mittheilungen im „Morgenblatt" (1847, Nr. 230 fg., 237 fg.) zu neun Zehntheilen bisher unbekannt waren und noch einen besondern Werth durch die Uebersichten der einzelnen Lebensperioden und die Charakteristik des Dichters aus der Feder des berühmten Theologen erhalten haben. Erst hier wird uns ein wahres Bild von Schubart gegeben, erst hier auch von Herzog Karl von Würtemberg. Denn wie gehässig dieser Fürst uns auch in der Lebensgeschichte Schiller's erscheint, wie empörend auch schon die bekannte Notiz ist, daß er Schubart auf den Asperg setzte und ihn über zehn Jahre lang daselbst sitzen ließ, als einen so gefühllosen Despoten wie er in diesen Briefen authentisch uns entgegentritt hätten wir ihn uns doch nicht vorgestellt. An der Wahrheit der Klagen Schubart's und seiner Angehörigen und Freunde kann nicht der leiseste Zweifel aufkommen: sie findet leider ihre vollste Bestätigung, ja noch Verstärkung in den Berichten seiner Kerkermeister und Beichtväter. Es ist aber, wie der Herausgeber im Vorwort treffend sagt, nicht blos ein literarhistorisches Interesse welches wir an diesen Briefen haben, sondern dies tritt hinter dem menschlichen, dramatischen, das für alle Zeiten gleich ist, in unserer Zeit besonders lebendig sein muß, zurück. Wir empfinden mit Monat um Monat, Jahr um Jahr alle Qualen der Gefangenschaft, die Krankheiten, Kränkungen, immer getäuschten Hoffnungen, immer abgeschlagenen Bitten, immer gebrochenen Verheißungen; wir werden von Mitleid, Hoffnung, Furcht, Zorn, Erwartung, Entsetzen abwechselnd ergriffen, abgespannt, erlähmt, bis endlich wir mit dem Unglücklichen in die ungewohnte Freiheit wieder hinaustreten, um dann bald den physisch und religiös zerstörten Helden nach kurzem Wiederaufleben auf immer hinsinken zu sehen. Dazu kommt das politische Interesse.

Schubart's Gefangenschaft ist ein Beispiel von Cabinetsjustiz, wenn man anders von Justiz sprechen kann, wo selbst schon die Form von Urtheil und Recht fehlt; die Volksjustiz, von der wir jetzt Beispiele zu erleben anfangen ist ihr ebenbürtiges Gegenstück von der andern Seite, und es wäre nur die Hälfte der Wirkung welche diese Briefe haben können und sollen, wenn sie uns gegen jene zwar empörten, ohne uns doch mit dem gleichen Abscheu gegen diese, gegen jede Art von souverainer Willkür zu erfüllen.

Der Dichter und Schriftsteller Schubart interessirt uns hier weniger. An der Auffassung Vilmar's läßt sich Manches aussetzen; kurz aber treffend charakterisirt ihn Gervinus; eine ausführliche Kritik hat Strauß diesem Buche angehängt. Wir halten uns hier nur an den Gefangenen vom Asperg.

*) Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben in seinen Briefen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von David Friedrich Strauß. Zwei Bände. Mit Schubart's Portrait und Facsimile. Berlin, A. Duncker. 1849. 8. 5 Thlr. 24 Ngr.

Sinnlich und excentrisch von früh an sehen wir Schubart aus einer Lage planlos sich in die andere werfen: er weiß nicht was aus ihm werden soll, seine Studien sind ausgedehnt, Alles interessirt ihn, aber das Neue ist schnell veraltet; voll Stolz und Freiheitsgefühl ist er doch ohne innere Kraft, ohne Halt nach außen; reich an natürlichem Verstand, der ihn den Aberglauben und scholastischen Wust in der Theologie wegzuschaffen treibt, ist er doch dogmatisch gläubig, weil er sich sittlich unfrei fühlt. Von Ludwigsburg, wo er angesteckt durch den sittenlosen Wandel der Höflinge und Virtuosen sich allen Ausschweifungen hingab, weggejagt, weil er einen angesehenen Hofmann und die Geistlichkeit schwer beleidigt hatte, treibt er sich eine Zeit lang als Abenteuerer und Schmarotzer herum, bis er in Augsburg Journalist wird und die „Deutsche Chronik" gründet. Er dictirte sie meist im Wirthshause beim Bierkrug, und errang, da er, der geborene Volksredner, sich darin gab wie er war, einen unermeßlichen Beifall; er kämpfte für deutsche Sitte, Freiheits- und Vaterlandsliebe, gegen Jesuitenthum für ein einfaches, kräftiges Christenthum. Daneben trat er als Rhapsode auf und riß hin durch die Vorlesung des „Messias". Ausgewiesen durch den Haß der katholischen Geistlichkeit begab er sich nach Ulm, wo der Beifall seiner „Chronik" wuchs, er Morgens mit seinem Freunde Miller in der freien Natur schwärmte, für die erhabensten Ideen glühte, und Abends beim Weinglase Zoten riß und den schönen Tag mit einem Rausche beschloß. Dennoch schien es immer besser mit ihm zu werden, der Umgang mit Miller ihn immer mehr zur Ordnung zu gewöhnen. Da wurde er geraubt und auf den Asperg geführt.

Dies ist bekannt gewesen, unbekannt der eigentliche Grund seiner Abführung. Und Das ist nun gerade das Entsetzliche, daß wir auch aus dem vorliegenden reichen Briefwechsel, den auf ihn bezüglichen Edicten und Berichten seiner Gegner nicht weiter hierüber aufgeklärt werden. Der Herzog hielt ihm nie sein Vergehen persönlich vor, noch wurde je ein Gericht dazu bestellt. Die erste Ursache aber seiner Gefangenschaft scheint der Haß der Geistlichen gewesen zu sein, die nächste Veranlassung vielleicht eine höchst unbedeutende Beleidigung des östreichischen Ministerresidenten Generals von Ried in Ulm; als Werkzeug der Rache ersah er sich den Herzog Karl aus, und dieser ging auf den Plan ein. Mochte sich dieser auch durch einige Bemerkungen in der „Chronik", mehr vielleicht durch mündliche Aeußerungen Schubart's, die ihm wieder zugetragen wurden, verletzt fühlen, es erklärt Das am Ende in jener Zeit die willkürliche Gefangensetzung, aber nicht die Länge und Strenge der Haft. Diese ist wol nur zu erklären aus der Laune dieses Herrn, ein pädagogisches Meisterstück zu liefern wie er es in seiner Schule noch nicht vollbracht hatte, nämlich Schubart nach seinem Modell zu bessern. Dazu war ihm ein treffliches Werkzeug der Festungscommandant General Rieger, ein Mann der wegen seiner Härte gegen seine Soldaten entsetzt, nun begnadigt und zum Commandanten ernannt, sein früheres System gegen Schubart fortsetzte. Dem pädagogischen Plane des Herzogs ertheilte er, wie der Herausgeber sich ausdrückt, die höhere, christlich-religiöse Weihe; so lange Schubart's Glaubenszopf nicht genau nach dem Muster des Rieger'schen gewickelt war, so lange seine geistliche Uniform ein Fleckchen oder Stäubchen zeigte, hieß er zur Freiheit noch nicht reif; und was es sagen will die Gewährung der Freiheit an die angebliche Reife zu derselben zu binden, davon wissen wir aus dem politischen Gebiete eine Geschichte zu erzählen. Ueberdem konnte Rieger Schubart auch zu allen möglichen Privatgeschäften benutzen, und hatte also ein persönliches Interesse daran was er konnte dazu beizutragen, daß seine Haft ausgedehnt wurde.

Wie die Gefangennehmung eingeleitet wurde, darüber gibt der „Herzogliche Erlaß an den Kloster-Oberamtmann Scholl in Blaubeuren" Aufschluß. Er lautet:

Dem Closters Oberamtmann Scholl zu Blaubeuren wird nicht unbewußt sein, wie vor einigen Jahren der in Ludwigsburg angestellt gewesene Stadt Organist Schubart theils um seiner schlechten und ärgerlichen Aufführung willen, theils wegen seiner sehr bösen und sogar Gottslästerlichen Schreibart, auf unterthänigsten Antrag des Herzoglichen Geheimen Raths und Consistorii, seines Amts entsezt und von dort weggejagt worden. Dieser sich nunmehr zu Ulm aufhaltende Mann führt bekanntermaßen in seinem Geleise fort, und hat es bereits in der Unverschämtheit so weit gebracht, daß fast kein gekröntes Haupt und kein Fürst auf dem Erdboden ist, so nicht von ihm in seinen herausgegebenen Schriften auf das freventlichste angetastet worden, welches Se. Herzogl. Durchlt. schon seit geraumer Zeit auf den Entschluß gebracht, dessen habhaft zu werden, um durch sichere Verwahrung seiner Person die menschliche Gesellschaft von diesem unwürdigen und ansteckenden Gliede zu reinigen. Sich dieserwegen an den Magistrat zu Ulm zu wenden, halten Hochdieselben für zu weitläufig und dürfte vielleicht den vorgesetzten Endzweck gänzlich verfehlen machen; wehingegen solcher am besten dadurch zu erreichen wäre, wenn Schubart unter einem scheinbaren oder seinen Sitten und Leidenschaften passenden Vorwande auf unstreitig Herzogl. Würtembergischen Grund und Boden gelockt und daselbst sofort gefänglich niedergeworfen werden könnte. Se. Herzogl. Durchlt. senden zu diesem Ende den Oberstwachtmeister und Flügel Adjutanten von Bahrenbühler eigends nach Blaubeuren ab, um sich mit dem Cammerherrn und Oberforstmeister Grafen von Sponack, dem Stadt. Oberamtmann Georgii und dem Closters Oberamtmann Scholl in der Sache über die schicklichsten Mittel mündlich zu berathschlagen, und solche sodann, nach dem einmal festgesetzten Plan, wo möglich Höchstdero gnädigstem Willen gemäß, auszuführen, indem der Major von Bahrenbühler wegen des Weitern bereits die nöthige Verhaltungsbefehle hat. Gleichwie aber die gute Ausführung dieses gnädigsten Auftrags hauptsächlich auf der strengsten Geheimhaltung des Ganzen beruhet; also wollen auch Se. Herzogl. Durchlaucht Sich zu ihm Oberamtmann Scholl in Gnaden versehen, derselbe werde hierinnen, so lieb ihme Höchstdero Herzogl. Huld und Protection nur immer sein kann, das unverbrüchlichste Stillschweigen gegen jedermann beobachten, und überhaupt nach seinen theuren Pflichten klug und behutsam zu Werke zu gehen sich nach Kräften bestreben.

Decretum Stuttgart den 18. Jenner 1777.

Carl, H. z. W. u. T.

Am 23. Jan. wurde das Bubenstück von Scholl, der sich drei Tage lang in Ulm um Schubart herum, um ihn zu gewinnen, bewegt hatte, ausgeführt, unter

dem Vorwande ihn und einen gelehrten Fremden in Blaubeuren zu besuchen, Schubart auf herzoglichem Gebiet festgenommen und so nach dem Asperg transportirt. Der Helfershelfer Scholl genoß den Lohn seiner Sündenthat nicht; angefeindet, bedroht von aller Welt wandte er sich vergebens in einem hier mitgetheilten klagenden Schreiben an den Herzog um seine Versetzung: der Herzog hatte ihn gebraucht und kümmerte sich nicht um ihn; verachtet von Jedermann lebte er noch in Blaubeuren als Schubart's Enkelin sich dorthin verheirathete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Les églises d'Etat, dernière cause d'intolérance religieuse. Exemple tiré de la législation du canton de Vaud. Par *L. Jottrand*. Brüssel 1849.

Gegen das Ende des J. 1848 hatte ein seit vielen Jahren im Canton Waadt lebender Engländer, Haldimand, einen Preis von 2500 Fr. für die beste Schrift über die im benannten Staat gegen die Cultfreiheit erlassenen Gesetze und Verfügungen, sowie über die Wirkungen der Religionsverfolgungen auf öffentliche Sittlichkeit und Wohlfahrt im Allgemeinen ausgesetzt. Zu Richtern ernannte er drei angesehene Männer aus der Schweiz, theils dem Juristenstand, theils der staatswirthschaftlichen Sphäre angehörig. Dieselben erkannten der uns vorliegenden Schrift unter den 31 eingegangenen den ersten Rang zu, was dem Verf. um so mehr zur Ehre gereicht, als derselbe nicht nur nicht Schweizer, sondern sogar Katholik von Geburt, und das Haupt der gemäßigten Republikaner in Belgien ist. Den Standpunkt den Jottrand bei Beleuchtung des waadtländer Kirchenconflicts behauptet gibt er gleich von vornherein zu erkennen, indem er als seinen, schon im belgischen Nationalcongresse von 1830, dessen Mitglied er war, verfolgten Lieblingsgedanken die gänzliche Lossagung der Kirche vom Staat zur Erwirkung eines lebendigern, reinern Christenthums ausspricht. In diesem Sinne wünsche er von jeher für sein Vaterland sogar die Entziehung der vom Staate dem Klerus gewährten Geldmittel, welche bekanntlich in Belgien das einzige Band zwischen beiden Gewalten constituiren.

In der Entwickelung seines Themas sucht der Verf. zunächst nach Entschuldigungsgründen für die in den meisten Staaten noch bestehende Verbindung, und findet dieselben in der der Staatsgewalt temporair auferlegten Nothwendigkeit zur Durchsetzung ihrer Zwecke sich mit einem christlichen Gewande zu umhüllen. Auch die religiöse Bewegung des 16. Jahrhunderts habe in ihrem historischen Auftreten einen politischen Charakter, und sei eben nur eine Reaction der Unterdrückten gegen die Unterdrücker, und beim rechten Lichte betrachtet ein Kampf der Nationalitäten, ein Antagonismus der Romanen und Germanen.

In der Schweiz blieben die kleinen Cantone katholisch, theils wegen ihrer Isolirtheit, theils aus Mistrauen gegen die großen Cantone, die sie in ihr Bündniß aufgenommen hatten, und die ihrerseits aus politischen Gründen der Reformation sich angeschlossen hatten. Genf und Waadt bedurften des Schutzes gegen die Ansprüche Savoyens, und fanden sich nach der deutsch-helvetischen Seite hingezogen, wo neben andern Ursachen auch die dem Deutschthum eigenthümliche intellectuelle Selbständigkeit die Lehre Zwingli's das Uebergewicht hatte gewinnen lassen. Immerhin steht fest, daß die Reformation die Cultfreiheit nicht erzeugt hat, und diese erst in der Neuen Welt geboren werden mußte, und sogar, nach Bancroft („History of the United States"), unter dem Impulse der Katholiken von Maryland. Hierzu liege eine Entschuldigung in der Nothwendigkeit der Unduldsamkeit der katholischen Fürsten gleiche Unduldsamkeit, gleiche Härte gegen die Einzelbestrebungen Andersdenkender entgegenzusetzen, sodaß im Canton Waadt, der uns zunächst interessirt, ein Theodor Beza sein Buch „De haereticis a magistratu puniendis" schreiben konnte. Diese Gewohnheit die Aufrechthaltung der einmal herrschend gewordenen Kirchenverfassung der politischen Gewalt zu überlassen überdauerte den Frieden zu Münster und bestand bis zur großen-französischen Staatsumwälzung, wo erst das religiöse und staatliche Gebiet sich zu sondern, Gläubiger und Unterthan etwas Anderes zu bedeuten anfingen. Die Nationalkirche geht unter; die Dissidenz kommt auf, begibt sich aber ihrerseits unter die Protection des Staats, der dadurch seine Gewalt noch erweitert sieht. Der Verf. durchgeht in scharfen Skizzen die Folgen dieser Bewegung in den verschiedenen Staaten Europas und insbesondere in der Schweiz, wo sie ein nicht sehr erfreuliches Ergebniß darbot, und im Canton Waadt das berühmte Kirchengesetz vom 14. Dec. 1839, das die Religion der Regierung zinsbar machte, aufkommen lassen konnte. Im sechsten Capitel wird dieses Gesetz in nähere Untersuchung gezogen, und als eigentliches die Religion entwürdigendes Regierungsinstrument dargestellt. In der That, die Civilgewalt ernennt die Geistlichen, verfügt über Gottesdienst, Religionsunterricht, Pastoralconferenzen u. s. w. Mit Einem Wort, der Klerus ist ganz der politischen Macht verfallen, und dem Bürger wird ausdrücklich das Recht vorenthalten auf seine Kosten einem andern Cultus beizupflichten, wie die Begegnisse die seit 1845 bis auf den heutigen Tag sich zugetragen auf das traurigste bezeugen. In den folgenden Capiteln werden die Folgen des Gesetzes ausführlich und auf glaubwürdige Zeugnisse und Documente gestützt dem Leser vorgeführt, dabei die Thatsache anschaulich gemacht, daß die durch die Revolution von 1845 aufgekommene Politik einigermaßen in ihrem Rechte war, wenn sie die Geistlichkeit, die ihr entschieden entgegenarbeitete, mit ihren eigenen Waffen, nämlich dem schmachvoll und gewissenlos angenommenen Gesetz von 1839, niederzuhalten sich angelegen sein ließ. So sehr aber auch der Widerspruch zwischen dem bisherigen strafbaren passiven Benehmen des Klerus, den ungerechten Anmaßungen der Staatsgewalt und den gerechten Ansprüchen der Kirchengemeinde gegenüber, und den Foderungen die er plötzlich nach der demokratischen Revolution von 1845 erhob, die Schuld auf Seiten der Geistlichen erscheinen lasse, so seien doch keinesfalls die Demokraten zu rechtfertigen, die ein despotisches Gesetz sich zu Nutzen zogen, und die scandalösen Verletzungen der Denk- und Gewissensfreiheit, wie sie im Buche mit lebhaften Farben geschildert werden, weniger zu beklagen. Nachdem die Ursachen des zwischen der Regierung und einem großen Theil der Geistlichkeit entstandenen offenen Bruchs, sowie die denselben begleitenden Umstände getreu und schlagend auseinandergesetzt, die Verfolgungen denen die abgetretenen Pfarrer ausgesetzt wurden erzählt, und die zahlreichen und aufmunternden Beglückwünschungsschreiben die ihnen von England, Frankreich, Deutschland, Belgien u. s. w. zuflossen mitgetheilt worden, überläßt sich Jottrand im 12. Capitel den Betrachtungen die ein solcher beklagenswerther, die Demokratie entehrender Zustand erweckt. Es läßt sich nicht leugnen, daß die waadtländische Regierung die Intoleranz in religiösen Dingen als eines der Hauptmittel ihrer gegenwärtigen Politik gebrauche, die Religion als einen mächtigen Hebel betrachte, dessen man sich nicht leichtsinnig entschlagen dürfe, die Staatskirche als eine nicht aufzugebende, den Zwecken der Politik dienstbare Einrichtung ansehe, und dabei zur Beschönigung ihres Verfahrens eine exceptionnelle Vergangenheit vorschütze, die die jetzigen kirchlichen Verhältnisse begründe und erkläre. Wenn aber, sagt weiter der Verf., die religiöse Unduldsamkeit der protestantischen Staaten, die ein natürliches Gesetz mit Füßen trete, eine zeitweilige Vertheidigungsmaßregel gegen den religiösen Zwang der katholischen Staaten gewesen, so müsse sie doch endlich mit der Ursache die sie hervorgerufen fallen, und als althergebrachte Gewohnheit vernichtet

werden. Die Intoleranz, ein Herkommen, müsse der religiösen Freiheit, dem Naturgesetze weichen. Daß aber die Ursache zur religiösen Unduldsamkeit nicht mehr bestehe, oder wenn sie bestehe durch andere Mittel bekämpft werden könne, wird im 13. Capitel nachgewiesen. Dem Verf. zufolge kann die katholische Idee unmöglich je wieder für die protestantischen Staaten eine drohende politische Idee werden. Deutschland und England würden auch von materieller Seite ihren Gegnern die Stange halten können, der Protestantismus könne sich also beruhigen, sich entwaffnen, oder wenigstens sich anderer Waffen bedienen. Die Autoritätslehre lasse sich heutzutage nicht mehr durch Decrete aufbürden, sondern müsse durch Discussion sich geltendmachen; gewisse protestantische Staaten haben es bereits eingesehen, indem sie dem Katholicismus in ihrem eigenen Schoose zur freien Entwickelung verhalfen. Ja der Katholicismus selbst bestehe die Consequenzen dieser zur Herrschaft gelangten Ansicht, und sehe einer Umgestaltung, einer Demokratisirung seiner Verfassung entgegen. Die geringsten Priester verlangen Zutritt zu dem Rathe der Bischöfe und Theologen, und eine Stimme in den Beschlüssen über Kirche und Gottesverehrung. Dies wird durch die neuesten Vorfälle in Amerika und England hinreichend bestätigt. Im vereinigten britischen Reiche seien nur noch sechs Millionen dem Anglikanismus getreu, und es werde die Zeit kommen, wo Rom nur noch Prälaten und ihre Capitel, nur noch Gelehrte ohne Schüler zu bekämpfen haben werde.

Auch die Schweiz mit ihren freien Institutionen, bei den Regungen der Jetztzeit, habe das größte Interesse denselben Weg einzuschlagen; denn die Freiheit im Innern unterdrücken, da doch kein Grund mehr vorhanden zur Befürchtung, sie könnte dem Auslande zum Werkzeuge für feindselige Zwecke dienen, müsse unfehlbar sowol die Philosophen und religiösen Denker als das Volk im Allgemeinen endlich in ein Verhältniß des ernsten Widerstandes werfen. Bei der im 14. Capitel vorgenommenen Erwägung der aus dem gegenwärtig zu Lausanne befolgten System nothwendig entspringenden Consequenzen weissagt der Verf. in natürlicher Deduction den Ruin des Staats. Während Kriege zwischen Kasten, zwischen Völkerracen eine endliche friedliche Lösung finden, läßt sich ein Krieg zwischen Ideen nur durch die gänzliche Vernichtung der einen Partei beschließen. Aus diesem stets fortglimmenden Antagonismus werden Bürgerfehden entstehen, die je nach der Macht der Idee mit dem Siege oder der Niederlage des Angreifers oder des Angegriffenen abwechselnd endigen werden; der religiöse Geist', aufs neue in die politischen Fragen hineingerissen, werde Reactionen die Thüre öffnen welche das Ziel der menschheitlichen Bildung noch weiter hinausschieben.

Im 15. Capitel endlich wird die religiöse Gesetzgebung angedeutet welche zu wünschen wäre, und die zugleich keinem der Interessen die gegenwärtig den Canton Waadt entzweien zunahetreten würde. Diese bestände in der Rücknahme der gegen die Dissidenten ergriffenen Maßregeln; in der vollkommenen Duldung religiöser Discussionen; in einer einstweiligen Betheiligung der dissidirenden Culte am öffentlichen Unterrichte, an der Abfassung der Civilacte; endlich, wenn das System einer gänzlichen Trennung von Kirche und Staat erfolgt sein würde, in der absoluten Achtung aller auf religiösem Gebiete erwachsenden Ansichten. Was die waadtländischen Radicalen bisjetzt gethan haben ist eine Reaction gegen einen alten, mehr oder minder aristokratischen Klerus, den sie auf ihrem Wege gefunden als sie im J. 1845 ihre politische Reform durchsetzten. Sie haben diesen Klerus mittels des Gesetzes von 1839 unterdrückt, das sie im Arsenale der frühern Regierungen fertig vorgefunden hatten. Heutzutage, wo die Demokratie vollständig organisirt ist, wo der alte aristokratische Klerus in dieser Demokratie selbst eine Stütze zu suchen gezwungen ist, haben die waadtländischen Radicalen keinen wahren Widerstand mehr zu fürchten. Wenn also die freie Kirche in ihrer Entwickelung nicht behindert wird, die officielle Staatskirche eine Umgestaltung erleidet, wenn sich sogar die beiden Kirchengemeinschaften eines Tages vereinigen, so wird Dies nur geschehen können mit einer echtvolksthümlichen Grundlage, und nicht mit einem über der Masse des Volks stehenden, unvolksthümlichen Klerus. Sollten denn die Radicalen, die die Interessen des Volks in politischer Hinsicht vertreten, zu befürchten haben von dem religiös emancipirten Volke im Stich gelassen zu werden!

Dies sind etwa die Grundzüge der Jottrand'schen Abhandlung. Wir enthalten uns jedes Urtheils darüber, da wir mit dem Stoffe nur durch Jottrand selbst vertraut gemacht worden sind, und uns nur durch den Umstand zur Besprechung der Schrift in d. Bl. haben bewegen lassen, daß sie von einer competenten Jury als die gediegenste erklärt worden ist unter allen die zur rechtlichen und thatsächlichen Beleuchtung der religiösen Wirren im Waadtlande geschrieben worden sind. Die Sprache des Verf. ist frisch und kräftig, und von einen Humanismus durchdrungen der hier dem politisch vielfach angefochtenen Manne doch die hohe Achtung sowol seiner Collegen vom Advocatenstande als seiner Mitbürger im Allgemeinen stets unverkümmert erhalten hat. **A. Scheler.**

Miscellen.

Dante in Gray's Kirchhofelegie versteckt.

Der erste Vers der berühmten Elegie auf einem Dorfkirchhof von Gray:

The curfew tolls the knell of parting day etc.

ist fast buchstäbliche Uebersetzung des letzten Verses der schönen Terzetten Dante's:

Era già l'ora che volge 'l disio
A' naviganti e 'ntenerisce il cuore
Lo di ch' han detto a' dolci amici addio,
E che lo nuovo peregrin d'amore
Punge, se oda squilla di lontano,
Che paja 'l giorno pianger che si muore.

Karl V. und seine Nachfolger.

Der Marschall von Brézé, Gouverneur von Catalonien, schrieb am 12. März 1642 an Herrn von Chavigny: „Man sagt, daß einer der Granden in Madrid in Haft kam, weil er in einer Gesellschaft wo man sich über die gegenwärtigen Angelegenheiten unterhalten geäußert hatte: daß Karl V. heilig, tapfer und klug gewesen; Philipp II. klug, heilig und nicht tapfer, und Philipp IV. weder heilig, noch klug, noch tapfer sei." 21.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Codex medico-forensis,

oder

Inbegriff aller in gerichtlichen Fällen von den Gerichtsärzten zu beobachtenden Vorschriften,

neu bearbeitet von

Dr. *C. F. L. Wildberg.*

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Bei Bearbeitung dieses Codex ist das Bestreben des Verfassers besonders darauf gerichtet gewesen, der Rechtspflege in allen Ländern die wirkliche Erreichung des wesentlichen Nutzens von der gerichtlichen Arzneiwissenschaft zu sichern, und andererseits den hohen eigenthümlichen Werth der gerichtlichen Arzneiwissenschaft für die Rechtswissenschaft hervorzuheben und fester zu gründen.

Leipzig, im December 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 309. — 26. December 1849.

Der Dichter Schubart und der Herzog von Würtemberg.

(Fortsetzung aus Nr. 308.)

Wir haben aus den ersten vier Jahren der Gefangenschaft Schubart's keine Briefe von ihm selbst. Das erste Jahr lag er in der Zelle eines alten-Thurms gefesselt, durch ein hohes vergittertes Fenster konnte er nur ein Stücklein des Himmels sehen, sein Lager war Stroh, die Luft so dumpf, daß ihm sein Schlafrock am Leibe verfaulte; er sah nur seinen Commandanten und die stummen Wärter die ihm sein Wasser und kärgliches Essen brachten. Nach einem Jahre, als er nicht mehr gehen konnte, wurde er in ein trockenes und luftiges Zimmer versetzt; aber, obgleich mehr als Jemand an Bücher und Musik gewöhnt, immer noch ohne Schreibmaterialien und Klavier, mußte er Abends 8 Uhr sein Licht löschen. Er erhielt von Büchern nur die vorgeschriebenen geistlichen; auch erhielt er das Abendmahl und Besuch von seinem Beichtvater, sein Bruder aber wurde zurückgewiesen. Dann nach zwei Jahren 1779 durfte er dem öffentlichen Festungsgottesdienste beiwohnen, bald darauf die Orgel spielen, und nach drittehalb Jahren seiner Gefangenschaft mit dem Commandanten um den Wall spazieren. Von da an durfte er unter Aufsicht des Commandanten zuweilen Menschen sprechen und Klavier spielen, aber noch Nichts schreiben, keinen Brief der Seinigen beantworten; keiner der Seinigen wurde zu ihm gelassen, obgleich mit ihm verhafteten Räubern und Mördern, wie es in den Briefen heißt, solche Gunst zu Theil wurde. Ueber alle diese Umstände erhalten wir volles Licht durch die Briefe, namentlich seiner Frau, die hier in dem schönsten Glanze weiblicher Tugend erscheint, an Miller, den wir als den werkthätigsten Freund der Familie kennen lernen. Dieser Familie hatte sich durch ein Jahrgehalt der Herzog allerdings angenommen, den Sohn in die Karlsschule gesteckt, die Ausbildung der Tochter zur Sängerin übernommen. Er hatte Das aber gethan, weil er dadurch die große Menge sehr beruhigte; ja selbst die Frau und sogar Schubart rühmen diese Handlungsweise des Fürsten als ihres Wohlthäters, und er glaubt auch damit allen rechtlichen Foderungen genügt zu haben. „Gehe Sie hin", sagte er zu Schubart's Gattin, „und sei Sie ruhig, für Sie und die Ihrigen ist ja gesorgt." Niemand wendete rechtliche Mittel an zu Schubart's Befreiung, nur um Gnade fleheten Viele, namentlich auch berühmte Schriftsteller: aber Alles war umsonst. Indeß gedieh das Bekehrungswerk äußerlich gut. Schubart wird vernichtet, er hat keinen sittlichen Halt in sich, er küßt des zelotischen Oberpfarrers Zilling Brief, bittet ihn um Verzeihung, hat chiliastische Träume und ist den Worten nach der beste Dogmatiker: aber nur den Worten nach; losgelassen aus der Haft gibt er sich wieder der fröhlichen Sinnlichkeit im Uebermaße hin. Den Special Zilling, dies würdige Haupt der Zeloten Süddeutschlands, wollen wir aus einer Anweisung an den Garnisonprediger Payer aus dem zweiten Jahre der Gefangenschaft kennen lernen:

Es freut mich zwar, daß E. H. nunmehro von dem Arrestanten Schubart einigen Anschein und Hoffnung einer ernstlichen Sinnesänderung bezeugen und berichten können; allein bey allen mir berichteten Umständen ist doch auch noch folgendes zu bedenken, und zwar:

1) Wenn der Schubart ein so gar dringendes Verlangen nach dem Genuß des heil. Abendmals hat, wie Dieselben mich berichten; ja, wenn er nur überhaubt ein Verlangen nach Gnade — oder nur nach Trost — hat, warum hat er denn E. H. schon so lange Zeit nicht mehr zu sich begehrt und ersucht? Dünkt er etwa sich selber sufficient? Oder hält er Dieselben hiebey für entbehrlich? Oder was mag sonsten die Ursache seiner Gleichgültigkeit gegen Dero Besuche und Unterredungen seyn?

2) Es ist nicht das erstemal, daß der Schubart, wenn er in einem Gedränge war, sich von außen ganz bußfertig angelassen, und seine Reue mit den kläglichsten Ausdrücken, mit der demütigsten äusserlichen Gebärdung, auch sogar mit Tränen bezeugt hat; nachhero aber, sobald er wiederum Luft bekommen, noch ärger worden ist, als er vorher war. Hievon habe ich nicht nur Einen Beweis, sondern auch sogar in Händen.

3) Wenn ein Mensch solche Callos und Brandmale, wie der Schubart, in seinem Gewissen hat, so gehört doch auch einige Zeit dazu, biß selbige nur weich — will noch nicht sagen ausgeheilt — werden; folglich hat man bey ihm mit dem heil. Abendmal eben nicht so sehr zu eilen; es möchte sonst nur ein palliativ-Cur werden. Bey Dero letzterem Besuch und Unterredung mit ihm fiengen sie nach Dero Beschreibung erst an weich zu werden, und nach Dero vorgestrigem Schreiben fangen sie nun an zu stinken, zu eitern und zu schmerzen. Auf diesen Umstand habe ich schon lange gewartet, wie Dieselben noch meiner Rede erinnern werden, daß ich bey dem Schubart nicht bälder eine wahre Aenderung vermuthete, als

biß er sich selber anstinke, physice et moraliter: und ich hoffe nach Dero Beschreibung, beydes treffe nunmehro zusammen....

Wenn ich nun neben dem Bißherigen auch noch Dieses voraussetze, daß die admission des Schubarts ad S. C., wie der Hr. Obrist mich ohnlängst mündlich versicherte, unserem gnädigsten Landesfürsten nicht entgegen, sondern der Schubart auch besonders hierinnen der Disposition des Hrn. Obristen und Commandanten überlassen sey; so geht mein Rath und Meynung kürzlich dahin: E. H. besuchen nunmehro den Schubart so bald und so offt als Sie können oder belieben, und forschen vordersamst nach dem Grund und Trieb, warum er seit so kurzer Zeit so sehr auf die admission zum heil. Abendmal dringe? Ob ein wahres Gefühl seines Sünden Elends und Seelen Verderbens ihn dazu treibe? Oder aber ob derselbe nur fleischliche Absichten und Hoffnungen, z. ex. auf eine Erleichterung seines Arrests, eine desto bäldere Begnadigung Serenissimi, oder wol gar etwelche Rechtfertigung vor dem Publico etc. darunter habe? wobey Dieselben ihm die große Gefahr und Verantwortung, wenn er es aus unlauteren Absichten — folglich unwürdig — empfangen sollte, nachdrücklich vorhalten werden . . . u. s. w.

Die Kinder wuchsen heran, die Gattin wurde krank, Schubart durfte sich ihnen nicht mit einem Briefe nahen; Audienzen, Bittschriften, auch von der greisen Mutter Schubart's, nützten Nichts. Goethe's Ankunft schien heilversprechend, aber dem Fürsten kam das große Aufsehen welches dieser bürgerliche Mensch machte anmaßend vor; er verbot seinen Schöngeistern mit Goethe nur umzugehen. Endlich wurde es Schubart erlaubt zu schreiben; aus dem Ende des J. 1780 ist der erste Brief den wir wieder von ihm haben. Aber was ist aus dem lebenslustigen Manne geworden! Er achtet sich gleich dem ersten Gefallenen, er dankt dem Herzoge für die Gefangenschaft, daß sie dazu gedient habe seine Seele zu erretten, er mag sich nicht nach Weib und Kindern sehnen aus Angst Jesum dadurch zu beleidigen. Und doch gründlich ist er nicht geändert; gleich nachher bricht sein Freiheitsgefühl, sein Gefühl der Menschenwürde zum Vorschein, und so gährt es in ihm nun fort. Bald vergeht er vor Sehnsucht nach den Seinigen, nach der Welt, nach der Freiheit, bald verwünscht er die ihn ohne Recht und Urtheil so festhalten, bald wieder hofft er nur Befriedigung im Tode, von allen irdischen Neigungen und Lüsten Errettung zu finden, bald fleht er den Segen des Himmels über alle Menschen herab. Er hatte nach vier Jahren Festungsfreiheit erlangt, erhielt viele Besuche; aber mit seiner Befreiung wurde er noch immer vertröstet, und die Besuche seiner Frau und Kinder wurden noch nicht gestattet. Seine Gattin schreibt unter Anderm an Miller am 28. März 1782:

. . . Letzteren Jahres Tag durften alle Vätter in der Academie an der Herzogl. Tafel neben ihren Söhnen speissen, dieses bewegte meinen Ludwig zu sehr, daß Er gleich den andern Tag einen sehr wehmüthigen Brief an seinen Hrn. Obrist schrieb, wo er um die Erlaubtnis bat, seinem gnädigsten Beschützer zu Füßen fallen zu dürffen und um die Freyheit seines lieben Vatters demüthigst zu bitten, diesen Brief laß nach unserm Wunsche der Herzog, allein der gute Mensch bekam keine Antwort, ich wagte es also den 11. Jan. ging in die Audienz und bat um die Erlaubtnis meinen l. Mann besuchen zu dörffen, natürlich bat ich auch zugleich um seine Befreyung, die Antwort war (daß hat sie nicht mehr nöthig ihren Mann zu besuchen, denn sein Arrest ist auß und sie wird ihn nächstens sehen, sie kann sich nebst den ihrigen ferner auf meine Gnad verlassen) wie mir da ward können Sie sich selbst sagen, sait hätte ich den H. umarmt vor Freude, ich küßte und dankte tausendmal, ich hoffte nun von einem Tag zum andern aber vergebens, auch hörte ich daß der Herr von Rieger außgab ich hätte den Herzog nicht recht verstanden, allein ich hörte auch auf der andern Seite daß mein Mann auf Befehl des Herzogs einen Prolog auf dessen Geburztag solle gemacht haben, der von jedermann besonders aber von dem Herzog selbst öffentlich gelobt wurde, auch wuste ich daß ich recht wohl gehört hatte, allein der Geburztag nebst den Feierlichkeiten alles ging vorbey und ich konte den nicht finden, den ich so ängstlich erwartete, kurz der Herzog war gesonnen uns glücklich zu machen, aber der R. suchte alles zu hintertreiben, das lebe und sterbe ich . . .

Indeß benutzte Rieger Schubart wie er nur konnte: er mußte ihm Singspiele und Lustspiele machen und den Soldaten einstudiren, Prologe verfertigen und ihn darin loben; so hielt er, der pietistische Oberst, ihn zum Theater an und erregte dadurch in dem geistlich mürbe gemachten Schubart neue Gewissensbisse. Jedoch war er nicht die Hauptschuld der Leiden Schubart's. Auch als er nun gestorben war, milderte sich zwar Schubart's Geschick, aber mit der Befreiung sah es um Nichts besser aus: der Herzog blieb kalt wie zuvor. Am 3. Juli 1783 schreibt unter Anderm Schubart an seinen Sohn:

. . . Noch immer bin ich ein Gefangener! Sieben Jahr: meinem Weib, meinen Kindern, meinem Vaterlande entrissen und der würgenden Sehnsucht nach Freiheit preisgegeben! und ganz ohne Hoffnung. Denn von Seiten des Herzogs kann ich Nichts erwarten; da er es ja nicht einmal erlaubt, daß mich deine Mutter besuchen darf. Gallioten und Schellenwerker dürfen ihre Weiber kommen lassen; nur ich nicht. O Sohn, wie wohl wird's mir sein, wenn man mich den Berg hinunterträgt und meinen Sarg auf dem grünen Plaze hinter der Asperger Kirche versenkt! Ich muß dir sagen, Sohn, den ich wie meine Seele liebe, ich bin recht müde zu leben. Das beständige Nachschleppen meiner Fessel ist mir zur Last; selbst die Liebe zu dir, zu meinem Julchen und meinem Herzensweibe ist mir zur Last; denn immer missen was man liebt, ist Höllenpein. Ludwig, wie viel Thränen sind schon in meinen Kerkerstaub geflossen! Wann werd' ich die lezte blutige Thräne weinen? Ach, ich möchte dich noch einmal in der Welt sehen und dir meinen Segen geben! aber das Flämmlein Hoffnung spielt im Sturme und droht bald zu verlöschen. Also dort! — Gott verzeih mirs, für diese süße Hoffnung läuft mir die Zeit zu träge. Tage, Monde, Jahre liegen wie Gebürge zwischen dem Izt meiner Sehnsucht nach euch und der Stunde des Wiedersehens im Himmel. Ich armer Mann! wann wirst du dich meiner erbarmen, Vater im Himmel?

Und wie erschütternd wirkt der Schluß dieses Briefs:

. . . Und nun drük' ich dich an mein Herz, einziger Sohn, du Freude meines Herzens, du Verbreiter meines Stammes — und bin mit Thränen die das Papier näßen dein armer Vater. (Ein Zusatz des Herausgebers zu den letzten Worten lautet: „Es trägt davon noch die Spuren.")

Aehnlich schreibt er am 15. Jan. 1785 an seine Frau:

. . . In der Audienz wirst du wenig ausgerichtet haben, denn der Herzog ist ein Satan gegen mich. Zween Mördern erlaubte er ihre Weiber zu sprechen, wann sie wollten — und mir — gewiß einem innigen Freunde der Menschen, der acht Jahr in unverschuldeter Gefangenschaft seufzt — mir, mir versagt er den Trost, das Weib seines Herzens, die Kinder seines

Bluts zu küssen. Wenn mich der Herzog kennte, — so würde er weinen, daß er mich so beleidigt.

Bemerken wir nun gar oft in den Briefen die Folgen der geistlichen Cur, so finden sich auch Stellen in denen Schubart seinen Zorn gegen diese Heilmethode ausläßt. So schreibt er am 5. Oct. 1783 an seinen Bruder:

. . . Man hat mich nie verhört, mir auch nie gesagt was ich gethan haben sollte, nur schüzte man immer meine Besserung an Leib und Seele vor. Wie abscheulich! einen einschließen, auf faules Stroh werfen, ihm mit der Kette drohen, und für Hungersterben zu essen geben — damit er gesund werde —! Einen so lange quälen, daß er an Gottes Erbarmung verzweiflen möchte, — damit er fromm werde! — Nein, so was hat noch keinem Prinzen geträumt, von dem hochseligen Nero an biß auf den jüngsten Erdtyrannen. Doch Gott sei Richter zwischen mir und meinen Feinden, ich schweige und bete für sie. Ach! — wenn ich doch sterben könnte! Bruder, so satt hat kein 100jähriger Greiß gelebt als ich 40jähriger Elender. Ich fürchte den Tod nicht, weil mich meine lange Gefangenschaft ganz vertraut mit ihm machte.

Endlich nahm das Schicksal Schubart's eine mildere Wendung. Aber nicht das erwachte Mitleid, nicht das Gefühl der Reue führte seine Quäler dazu, sondern der Eigennutz. Der Herzog, der jetzt viel baute, brauchte viel Geld, mehr noch als der schon einträgliche Handel mit seinen Unterthanen nach der holländischen Capcolonie eintrug. Es wurde also dem Herzog vorgestellt, daß die akademische Druckerei aus einer Gesammtausgabe der Schubart'schen Gedichte großen Vortheil ziehen würde. Das leuchtete dem Herzog ein, er genehmigte den Druck bis auf die beabsichtigte Dedication an ihn selbst und die Bezeichnung des Aspergs als Schubart's Aufenthaltsorts. Der Oberst Seeger machte Das dem Herzog so annehmlich:

Die große Menge von Subscribenten, welche sich schon um die wirklich im Druck sich befindenden geistlichen Lieder ohne Musik bei der hohen Karlsschule gemeldet, und die mit dieser Meldung verknüpften Anfragen um seine Lieder mit Musik gibt die gegründete Hoffnung, daß aus den lezteren ein noch größerer Vortheil als aus den ersteren für die akademische Druckerei erwachsen würde, weil ohnehin der Notensatz bloß durch einen Famulus gemacht würde, der in keinem Taglohn stehet. Um nun solches bewerkstelligen zu können, wäre vordersamst erforderlich, daß das Schweizerische Avertissement durch ein anderes von dem Schubart auf das Schleunigste widerrufen, und die Ausgabe derselben durch die akademische Buchdruckerey abgekürzet, Schubart selbst zur Beförderung dieses Geschäfts hieher gebracht würde. Vielleicht dürfte bei dieser Gelegenheit die gnädigste Absicht Ew. Herzogl. Durchlaucht mit der Wiederanstellung des Arrestanten Schubart, worüber Höchstdieselben schon unter dem 31. Mai 1784 ein unterthänigstes Gutachten von mir gnädigst zu fordern geruhet, am unauffallendsten erreicht werden, wenn er nunmehr als Theaterdichter und Musikmeister bey dem Theater angestellt, und ihm von der kleinen Theater Casse 400 fl. geschöpft, seiner Frau aber der bisherige Gnadengehalt von 200 fl. bey der Cammerschreiberey gelassen würde. Der außerordentliche Ruf, in welchem dieser Mann im Ausland stehet, würde jene 400 fl. der akademischen Druckerey durch seine Schriften doppelt ersetzen.

Was aber in diesem Schreiben vorgestellt war, Schubart loszulassen und anzustellen, Das geschah noch nicht sofort; selbst die Hinweisung auf die nothwendige Anwesenheit Schubart's in Stuttgart zur Besorgung der Correctur hatte nicht den gehofften Erfolg. Damit aber in der für das buchhändlerische Unternehmen nöthigen guten Laune Schubart einigermaßen erhalten würde, so gestattete endlich der Herzog einen Besuch der Seinigen auf dem Asperg. Dies erste Wiedersehen am 4. Juli 1785 war überaus ergreifend; aller Zwiespalt der die Gatten früher in den Jahren der Freiheit wol entzweit hatte war längst vergessen, Schubart lebte jetzt nur für seine Familie. Seine Frau schreibt an ihren Schwager über diese Zusammenkunft:

Wir hatten die Erlaubniß, etliche Tage zu bleiben, und waren sechs Tage lang himmlisch vergnügt zusammen. Zwar floßen täglich unsere Thränen, aber es waren ganz andere Thränen als wir bisher geweint haben. Ob ich gleich mit meinem Mann schon vieles ausgestanden habe, so bin ich doch stolz darauf, daß Schubart mein Mann ist. Sie können nicht glauben, wie viele edle und erhabene Personen sich zu ihm drängen und ihn hochschätzen. Diese Theilnehmung so vieler edlen Herzen ist denn doch auch etwas werth. Ich fand zwar immer noch den alten Schubart, der fehlen, aber auch viel Gutes thun kann. Was mich am meisten an ihn zieht, ist sein gutes Herz, das ganz Liebe gegen Gott und auch ganz Liebe gegen die Menschen ist; und er kann nun sagen: Ich weiß, an wen ich glaube! O wenn Sie die guten Ermahnungen gehört hätten, die er seinen Kindern gegeben hat! Aber es ist zu viel, ich kann Ihnen unmöglich Alles beschreiben. Am sechsten Tage unsers Aufenthalts auf dem Asperg, um die Herzogliche Gnade nicht zu mißbrauchen, fuhren wir wieder nach Stuttgard, voll inniger Dankbegierde gegen die unaussprechliche Wohlthat, womit Se. Herzogliche Durchlaucht uns begnadigt haben, die Gott dem erhabenen Fürsten nebst allen übrigen mir und den Meinigen zugeflossenen hohen Gnadenbezeigungen zum Segen anschreiben wolle ewiglich!

So also ist schon die arme Familie gebeugt, daß sie Den der sie ins Unglück gestürzt als ihren Wohlthäter preisen muß. Das Unternehmen hatte übrigens den besten Fortgang, die Druckerei machte einen Profit von 2000 Fl. daran. In diese Zeit, fällt eines der trefflichsten Gedichte Schubart's, das Caplied, bei dem Abgange der würtembergischen Unterthanen. Daß die schmähliche Veranlassung zu diesem Abgange in dem Gedichte nicht angedeutet werden durfte ist natürlich; der Herausgeber der Briefe ist der Ansicht, daß was dadurch dem Liede an historisch-politischer Bedeutsamkeit entgangen ihm an allgemein menschlicher zugewachsen sei. Er sagt:

Die Fürstengruft kann im Verlauf der Zeit mit den Fürsten selbst zur Antiquität werden: aber das Caplied wird leben so lange deutsche Colonisten nach fernen Welttheilen ziehen; und wenn Dies einmal in besser geordneter Weise als jetzt und wirklich zu des deutschen Namens Ehre geschehen wird, dann erst wird dieses unsterbliche Lied den zweiten schönern Kreislauf seines Lebens beginnen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Räuber und sein Kind von Karl August Mayer. Oldenburg, Schulze. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es war ein Landpfarrer welcher zwei Söhne hatte, und diese in pedantisch-altväterlicher, streng consequenter Erziehung heranzubilden sich bestrebte. Der eine der Söhne besaß

eine schmiegsame Natur, di sich dieser Methode fügte, während das Temperament des Bruders fortwährend dagegen sich sträubte. Mit Gewalt sollten die Jungen Latein lernen; Franz, so hieß der Eine, zerriß jedoch oft im Zorn und Widerwillen Bücher und Hefte; daher wurde sein Vater immer heftiger gegen ihn, und suchte ihn mit Gewalt in eine Richtung zu zwängen die seinem Wesen nicht zusagte. Dem Pfarrer war es undenkbar, daß einer seiner Söhne nicht studiren solle; er mischte daher zum Unglück des Knaben die Religion mit ins Spiel auf eine Weise die den Riß der zwischen ihm und dem Sohne entstanden war statt zu schließen zur Kluft erweiterte. Er ward nicht müde von dem „Herrn" zu sprechen, „der mit Leid und Unwillen auf den trägen, ungehorsamen, verworfenen Buben herabschaue". Der Sohn, dem dies Leben endlich zuwider war, entfloh als er kaum 14 Jahre zählte, mit einer Rolle Geld die er aus einem erbrochenen Pulte zusichgenommen hatte. Franz brachte nun zuerst sein Geld durch, und gerieth dann in die Hände einer Truppe Kunstreiter, die ihn mit nach den Niederlanden und nach Frankreich nahm. Er bezauberte durch die Schönheit und Anmuth seiner Gestalt und Anmuth seiner Bewegungen, erhielt den Namen „der schöne Attila", und gerieth bald in verschiedene Liebeshändel. Da er sehr leidenschaftlich war, so erstach er einst seine Geliebte und ihren Buhlen, die er treulos gefunden hatte. Er mußte nun von Steckbriefen verfolgt den Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft meiden, und sank allmälig zum gemeinen Verbrecher, Räuber und Mörder hinab. Da ereilte ihn endlich die gerechte Strafe: er sollte enthauptet werden nach einjähriger Kerkerhaft. Während dieser Haft hatte er ein kleines Kind bei sich, das ihn Vater nannte; dasselbe begleitete ihn auch auf den Richtplatz, wo er auf eine eigenthümliche Weise die Freiheit wiedererlangte. Das Kind war den Händen eines Gärtners übergeben worden der später zur Fürstin St.-Didier kam. Die Fürstin sah das Kind und erkannte es nach den Erzählungen des Gärtners als das ihrige und das Attila's; sie schämte sich desselben und drohte dem Gärtner mit Entlassung. Kurz darauf kam auch Attila unter dem Namen eines Grafen von Pappenheim an um sein Kind zu sehen; während er aber in der Wohnung des Gärtners war gewahrte er eine Gestalt die ihn verfolgte, und erkannte darin das Mitglied seiner Räuberbande, jetzt im Dienste der Policei. Die Gestalt verfolgte ihn, und Attila gerieth nach einem Besuche bei der Fürstin St.-Didier von neuem in Gefangenschaft, wußte aber sich Gelegenheit zu verschaffen um wiederum zu entkommen. Auf der Flucht kommt er in Geisenheim in das Haus eines Pfarrers, und erkennt seinen Vater, der von dem Unrecht das er gegen seinen Sohn begangen ganz niedergebeugt ist. Attila überwältigt von Schmerz und Reue wirft sich dem Vater zu Füßen, und legt ein aufrichtiges Bekenntniß seines ganzen Lebens ab, als er aber geendet ist sein Vater verstummt: die Hände die er wie segnend über das Haupt des Sohnes gebreitet hatte lasteten schwer und schwerer, sie wurden kalt — er war todt! Damit schließt das erste Buch, „Der schöne Attila", und das zweite, „Franz Lambert", führt uns über viele Jahre hinweg vom Rhein nach dem Harzgebirge. Es ist da auf einem der ersten Hammerwerke ein junges Ehepaar angesiedelt, der Sohn eines Doctors vom Rhein, und seines Pflegekindes Regina, der Tochter Attila's, welche der Doctor dem Gärtner abgenommen hatte. Die beiden Eheleute waren einst ins Gebirge geritten; als sie von zwei Wölfen angefallen wurden, da erschien als Retter ein Mann im blauen Kittel mit einer Soldatenmütze. Der Leser erkennt darin bald den schönen Attila, der die Feldzüge Oestreichs und Preußens bis zum J. 1815 mitgemacht hatte. Der Hammerbesitzer bittet ihn bei ihnen zu bleiben, was dieser mit Freuden annimmt um in der Nähe seines Kindes zu sein. Mehrfach entfernt er sich doch wieder, weil er fürchtet entdeckt zu werden. So stirbt er als einsamer Köhler im Walde ohne daß er seiner Tochter sich offenbart hat; ihre Kinder und sie selbst nennen ihn Vater Lambert, und er heißt sie meine Kinder, mein Kind!

Wir sind dem Verf. ruhig gefolgt, auch der Leser d. Bl. wird nicht nöthig haben besondere Winke über den Inhalt zu erhalten: das Buch gehört just nicht zu den schlechtesten Erscheinungen, kann aber auch keineswegs auf den Namen eines durchgearbeiteten Kunstwerkes Anspruch machen. Der Verf. hat hier und da den Gang der Handlung unterbrochen, indem er Aufschlüsse und Schilderungen gibt über die Einrichtung von Wasserheilanstalten, Hammerwerken, die Spitzbubensprache oder wie er selbst sagt, indem er „discutirt die Abschaffung der Todesstrafe, die ihm eine wahre Herzensangelegenheit ist". Wenn vielleicht der Verf. weniger Gewicht auf das Abenteuerliche des Räuberlebens, auf die oft unwahrscheinlichen Einbrüche, und sonstiges Unglaubliche gelegt hätte, so würde das Buch, da es hier und da einen kräftigen natürlichen Zug darstellt, mehr Wahrscheinlichkeit und mehr Wahrheit, mehr Poesie enthalten. 33.

Denkmale der altchristlichen Architektur.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn der Reichthum der Anschauungen der antiken classischen Welt in ihren uns überkommenen Monumenten mit dem Apparat der christlichen Archäologie grell contrastirt. Was auch seit dem 16. Jahrhundert durch Bosio, Boldetti, Bottari und ihre Nachfolger aus den Katakomben noch Neues zu Tage gefördert wurde, es blieb doch die christliche Monumentik aus Mangel an Material, und eben deshalb mit ihr die Einsicht in die innere Entwickelung des urchristlichen Lebens sehr fragmentarisch und lückenhaft. Die bedeutenden Summen welche Papst Gregor XVI. für eine genaue Erforschung sämmtlicher römischen Katakomben bewilligte, und die glückliche Wahl des gelehrten Professors Marchi für die Ausführung der Arbeit ließen indessen außerordentliche Resultate für die Erweiterung der christlichen Monumentenkunde erwarten. Die Hoffnungen des gelehrten Publicums sind auch in der That durch den Beginn der Marchi'schen Publicationen über die altchristliche Architektur in jeder Beziehung erfüllt worden. Die römische Revolution unterbrach jedoch Druck und Stich des großen Werks, dessen folgende drei Theile die Denkmäler der christlichen Malerei, Sculptur und ein Inschriftenbuch bringen sollten. Das Material war gesammelt und geordnet, als außer der Ungunst der Zeitumstände noch von einer andern Seite her eine Störung über das Unternehmen kam. Der französische Architekt Perè hatte nämlich Gelegenheit die große Menge dem weitern gelehrten Publicum völlig unbekannter altchristlichen Denkmäler im unterirdischen Rom und in den privaten wie öffentlichen Museen näher kennen zu lernen. Die französische Gesandtschaft verschaffte ihm die ausgedehnteste Erlaubniß die theils vorhandenen, theils neu aufgefundenen an Ort und Stelle zu zeichnen, und so ist denn mit der Zeit in dem Franzosen die Lust erwacht mit Prof. Marchi zu concurriren.

Wirklich hat sich dieser entschlossen seine in öffentlichen Blättern früher vielfach besprochene Arbeit einstweilen nicht weiterzuführen, sondern sich den Fremden vorangehen zu lassen. Für die Wissenschaft ist Dies jedenfalls nur ein Gewinn, da er Perè's Arbeit durch seine später kommende gewiß in allen ihren Theilen verbessern und vermehren wird. Die französische Regierung unterstützt den Architekten durch ansehnliche Geldmittel. Allein er ist der Arbeit nur in artistischer Hinsicht gewachsen, da ihm für die Epigraphik die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen abgeht. 75.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 310. — 27. December 1849.

Der Dichter Schubart und der Herzog von Würtemberg.

(Beschluß aus Nr. 309.)

Neue Hoffnungen schienen zu winken als Schubart mit seinem Hymnus auf Friedrich den Großen 1786 hervortrat, dem bald darauf nach Friedrich's Tode ein zweites Gedicht, „Der Obelisk", folgte. Beide Gedichte machten, namentlich in Preußen, ein außerordentliches Aufsehen: Ramler und die Karschin traten für ihn auf, Graf Herzberg, der preußische Minister, wandte sich in seines Königs Namen an den Herzog. Aber man zögerte noch immer. Am 2. Jan. 1787 schreibt Schubart an den Buchhändler Himburg in Berlin:

Den 22. dieses Monats endige ich mein zehntes Jammerjahr und trete mit Schaudern ins eilfte. Bey dem lezteren Jubiläum in Heidelberg war auch der Herzog zugegen; da hielt die ganze Akademie in den schmeichelhaftesten Ausdrücken für mich um meine Freiheit an. Nichts von den Fußfällen meiner eisgrauen Mutter, der Vorbitte des Magistrats in Aalen, meiner Geburtsstadt, den Dornengängen meiner Gattin in die Audienz, den Verwendungen eines Goethe, Lavater, Campe, Deinat, Kazner und einer Menge von Gelehrten zu gedenken; nichts zu sagen von den Fürsprachen des Markgrafen von Baaden, Prinzen Georg von Darmstadt, der Prinzen von Gotha, Coburg und andern fürstlichen, gräflichen und sonst wichtigen Personen — genug, Herzog Karl steht da wie ein Meer-Felß, und läßt die Wogen so mächtiger Bemühungen um meine Freiheit an seinen Lenden versprizen. Und warum das? Er fürchtet, ich werde gegen ihn schreiben, und bey Gott sey es Ihnen geschworen: Ich werde es nie thun!!

Endlich am 11. Mai 1787 schlug die Stunde der Befreiung. Schubart schrieb an Posselt in Karlsruhe:

Ich bin frei! — O, herrlicher Mann, voll Hoch- und Tiefgefühl, — mit welch trunknem Entzücken ertheil ich Ihnen diese Nachricht! — Heute kam der Herzog, meist meinethalben, hieher und ließ mir durch seiner Gemahlin Mund die grose Botschaft der Freiheit ertheilen. Nächst Gott dank ich diß kostbare Geschenk Friedrich Wilhelm, dem Herzigen. O lieber Posselt, schreien möcht ich vor Freude, mich wälzen unter freiem Himmel im Frühlingsgrase, oder klettern mit der Gemse auf den höchsten Zakenfels, die gefalteten Hände in die Wolke streken, und dem grosen Geber der Freiheit laut weinend danken. Ich bin nun mit einem ansehnlichen Gehalt Director des Theaters und der Musik in Stuttgardt, für den Rest meines Lebens ganz nach Hang und Wunsch versagt. Sagen Sie all' diß, edler Mann, dem Publicum in Ihrer Mannsprache, denn ich bin stolz genug meine Freiheit von einem Posselt angekündigt zu sehen.

Lange genug hatte sich der Herzog gesträubt; zu des preußischen Königs Antrag hatte er eine bittersüße Miene gemacht. Aber er hatte Schubart nicht blos freigelassen, sondern auch angestellt. Allerdings klug genug; denn schon war Schubart's Sohn in preußischen Diensten, und der Vater durfte auch hoffen da unterzukommen. Wie gefährlich war Das für den Herzog; würde Schubart verschwiegen haben alle seine Leiden? Nun hielt man ihn fest, Das sah noch nach Gnade aus, und der gutherzige Mann war versöhnt. Am 31. Mai schreibt er:

Leztern Freitag war ich lange bei dem Herzoge in der Audienz. Ich muß gestehen, er war außerordentlich gnädig und versprach mir das Leben von nun an leicht und angenehm zu machen. Er bestellte einige lateinische und deutsche Inscriptionen, die ich als Hofpoet — versteht sich — sogleich verfertigte. Ich habe nun keine Instanz als diesen meinen gnädigen Herrn, gegen den nun aller Groll wie Nachtgewölk verschwunden ist.

Aber auch pecuniair war diese Anstellung wieder für den stuttgarter Hof vortheilhaft. Es wurde die Wiedereröffnung der „Chronik" Schubart's als einträglich für die Druckerei dem Herzog vorgestellt, und Schubart erhielt die Erlaubniß. Sie wurde ihm bald mehr als die Direction des Schauspiels und der Oper Hauptgeschäft. Mancherlei Plackereien hatte er allerdings wieder davon, manchen Verweis; aber der Herzog mochte ihn nicht zu sehr beengen, um nicht den Absatz zu schmälern, weil er selbst zu viel profitirte. Aber auch Schubart brachte sie viel ein, sodaß er mit seinem Amte und seinen Gelegenheitsgedichten eine jährliche Einnahme von 4000 Fl. hatte. Er lebte wieder auf und hielt einen Triumphzug durch Schwaben als er die Seinigen besuchte; in Aalen bewirthete ihn der Magistrat, die ganze Stadt war auf den Beinen. Aber er hatte zu viel gelitten, seine Natur konnte den Saus und Braus in dem er öfters wieder lebte nicht aushalten: nach vier Jahren war er eine Beute des Todes. Seine Witwe überlebte ihn länger als ein Vierteljahrhundert.

Nach diesen dem Umfange des Buchs nach geringen Mittheilungen aus dem reichen Werke werden wir über den Charakter des Herzogs nicht im Unklaren sein, und die Vorsehung preisen die Schiller den Rath eingab sich bei Zeiten seiner Cur zu entziehen. Wir können nicht

anders als das Urtheil Schiller's für ein Vorurtheil ansehen welches er über den verstorbenen Fürsten bei seiner Anwesenheit in Ludwigsburg 1793 gegen seinen Freund Hoven aussprach, und auf welches Justinus Kerner in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" (S. 13) „zu Schiller's Ehre" wieder aufmerksam machen zu müssen geglaubt hat:

Da ruht er also, dieser rastlos thätig gewesene Mann. Er hatte große Fehler als Regent, größere als Mensch; aber die ersten wurden von seinen großen Eigenschaften weit überragen, und das Andenken an die letztern muß mit dem Tode begraben werden; darum sage ich dir, wenn du, da er nun dort liegt, nachtheilig von ihm sprechen hörst, traue diesem Menschen nicht, er ist kein guter, wenigstens kein edler Mensch.

Man vermißt hier billig die Beweise für die edeln Eigenschaften; sah er späterhin die Fehler seiner Jugend ein, wie Kerner sagt, so will Das noch wenig sagen. In Bezug auf das Verhältniß zu seiner zweiten Gemahlin, der auch in den Schubart'schen Briefen mehrmals erwähnten Franziska, möge hier zum Schluß ein zärtliches Billet an seinen Hans stehen, welches Kerner zuerst in dem angeführten Buche mitgetheilt hat:

Herzallerliebstes Franzele! Schon der Anfang meiner Fahrt war sehr angenehm, um 4 Uhr bin ich hier (Kirchheim am Neckar) angekommen, und habe bis auf diesen Augenblick einen fatiguanten Augenschein eingenommen: Jetzo stehen 20 Personen vor meinem Tisch, um einen Vergleich wo möglich zu erzielen, welches noch lange dauern wird, doch werde ich mein Möglichstes thun, um nicht gar zu spät zu kommen, aber ich lasse nicht nach bis es verglichen ist, ich kann fast nicht mehr reden. Aber schönstes Weible! das wichtigste: hast du mich auch gern? Ich habe hundertmal an dich gedacht, auch daß du meine Geduld beloben würdest, ja mein Franzele ist mir immer vor Augen. Adieu Engel! ich küsse dich tausendmal in Gedanken und bin von ganzem Herzen dein bis in den Tod. — Adresse. Der regierenden Herzogin meiner allerliebsten Frau in Stuttgardt.

73.

Poetische Geburten der Neuzeit.

(Fortsetzung aus Nr. 307.)

Ich komme jetzt zu einer Gruppe von einander geistesverwandten Sängern, welche sich in den nachstehenden drei Persönlichkeiten markirt:

14. Aus der Einsamkeit. Lieder von R. v. Grosewsky. Mitau, Reyher. 1849. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
15. Kleine Blumen, kleine Blätter. Gedichte von F. W. Plath. Potsdam, Riegel. 1849. 16. 20 Ngr.
16. Thekla. Gesänge der Liebe von Hermann Hersch. Bonn, Wittmann. 1849. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

In diesen drei Liedersammlungen sämmtlich finde ich Das ausgeprägt was ich die Poesie des gesunden Herzens nenne. Die mannichfaltigste Fülle lyrischer Zustände unter den Dreien bieten Grosewsky's Lieder (Nr. 14), welche der Dichter mit sehr richtigem Gefühl „einsame" Lieder nennt; denn hier ist in der That ein einsamer Geist vorhanden, der sich nach Erfüllung sehnt. Grosewsky dichtet so schön von Liebe, aber daß diese Liebe nur Sehnsucht ist, daß er noch nicht gefunden was seinem Herzen mangelt, Dies spürt sich heraus aus jedem Blatt dieses reichen Liederkranzes. Aber dieser Dichter besitzt eine intensive Stärke eigener Art: er versteht es sich in die Liebe hineinzuleben; oder um es anscheinend gewöhnlich auszudrücken: er versteht es sich die Liebe zu machen. Und wahrlich! damit ist ein dichterisches Bedürfniß ausgesprochen, das sich in dieser Zeit recht schroff und herbe herausstellt. Denn die Welt ist jetzt in der That so arm an Liebe, daß sich der Mensch Liebe machen muß. Dies nachgemachte Bild drückt er dann an seinen Busen, weil ihm die Welt das Original versagt. Sie, diese Welt, ist ja beinahe ausgeleert von Allem was das Menschenherz reich macht! So singt unser Dichter:

Legen, Kind, möcht' ich dir eine
Kron' auf deine Stirne klar,
Perlen, Gold und Edelsteine
Flechten in dein Lockenhaar;

Möchte gern in Atlas kleiden
Und in Sammt dich, Mädchen mein!
Doch ich kann statt all der Freuden
Nur ein treues Herz dir weih'n.

Und wem weiht der Dichter dies treue Herz? Einem Bilde, einem Phantom, einem Schatten! Und wie schön und traurig tändelt er mit diesem Schatten in dem nachstehenden kleinen Triolet:

Nicht fluchen kann ich dir, nur für dich beten,
Ob du auch Schuld an meinem Herzeleid,
Und an den Thränen die mein Auge röthen!
Nicht fluchen kann ich dir, nur für dich beten,
Und hoffen auf den fernen Trost der Zeit,
Und sprechen, weil dein Thun dich längst gereut:
„Nicht fluchen kann ich dir, nur für dich beten,
Ob du auch Schuld an meinem Herzeleid!"

Und dennoch ist von keinem solchen Herzeleid das der Dichter erfahren, von keinem solchen Thun durch das man sich an ihm vergangen hätte, die Rede. Diese Schmerzen der Erinnerung erträumt er sich nur, weil er ihrer bedürftig ist, denn ehe wir es vermeinen hat derselbe Dichter schon wieder die Saite eines ganz entgegengesetzten Wehs angeschlagen in dem schönen Gedicht das er „Die Versuchung" nennt:

Wend' ab dein Aug', das tiefe, dunkelblaue!
Schon steh' ich an des Pflichtvergessens Saume;
Mir ist als ob ich schwindelnd niederschaue
In eines Abgrunds bodenlosen Raum!

Ha, laß mich fliehen nach des Waldes Grunde,
Bevor zur Flamme noch der Funk' erwacht,
Damit ich nicht verfluchen muß die Stunde
Die mir dein Bild vors Angesicht gebracht!

Ha, laß mich flieh'n, entrinnen dem Verderben!
Nicht spielen läßt sich's mit der Götterglut!
Nie wirst du mein! — Warum das Herz in Scherben
Entgegenschleudern der Verzweiflungsflut!?

In dieser fast dämonischen Weise bewegt sich auch das schöne Gedicht „Ich tröste mich", das ich mich nicht erwehren kann noch hier mitzutheilen:

Du liebst mich nicht? — Wolan, ich tröste mich!
Ich wandle einsam über Thal und Hügel,
Und — denk' an dich!
Ich blicke sinnend in des Stromes Spiegel,
Und — denk' an dich!
Tief in dem Grund glaub' ich dein Bild zu sehen,
Und zürne dir — und bleibe zürnend stehen,
Und schau' dich an: — — ja, ja, ich tröste mich!

Du liebst mich nicht? — Wolan, ich tröste mich!
Beim Waldhornklang folg' ich der Spur der Meute,
Und — denk' an dich!
In froher Schar umjauchz' ich unsre Beute,
Und — denk' an dich!
Ein Jägerlied laß' durch den Wald ich schallen
Mit hellem Klang — zwei heiße Thränen fallen
Mir längs der Wang': — — ja, ja, ich tröste mich!

Du liebst mich nicht? — Wolan, ich tröste mich!
Ich stürz' hinein mich in die Menschenwellen,
Und — denk' an dich!
Ich zech' im Kreise wüster Zechgesellen,
Und — denk' an dich!
Ein Schmetterling eil' ich von Kelch zu Kelche
In süßer Lust — und frage doch: gleicht welche
Von Allen dir? — Ach nein! — So tröst' ich mich!

Ferner verdienen schön genannt zu werden die Dichtungen: „Ein Knabentraum", in welchem der Dichter zwar etwas freiligräthelt, jedoch nicht ohne Originalität, „Wandergluck", „Des Malers Tod". Die Romanze „Zoraide" endlich, die tief ins Herz eingreifende Ballade: „Ora pro nobis":

Der Pilger zog im härenen Gewand —
„O Sanctissima!"
Zur heil'gen Stätt' in das gelobte Land —
„O Pissima!"
Von wildem Weh' war ihm sein Herz zerrissen,
Des Mordes Frevel trug er im Gewissen
„Dulcis virgo Maria!" —
Um eines Weibes buhlerischen Blick,
Mater amata!
Hab' ich verscherzt des ew'gen Heiles Glück,
Intemerata!
Der Bruder liegt im dunkeln Wald erschlagen,
Noch hört mein Ohr sein todesröchelnd Klagen:
„Ora, ora pro nobis!"

Weit lag vor ihm das dürre Wüstenland —
„O Sanctissima!"
Bleich, öd' und leer — ein weites Sterbgewand —
„O Pissima!"
Im Sonnenbrand sah er Skelette bleichen,
Des Samums Saat, der Karavanen Leichen!
„Dulcis virgo Maria!"
Hier wölbt kein Baum sein grünes Schattendach!
Mater amata!
Die Zunge lechzt, — ach, murmelt hier kein Bach?
Intemerata!
O bitt' für mich, Madonna! vor dem Throne
Des Ew'gen, du! mit deinem Gottessohne —
„Ora, ora pro nobis!"

Die Sonne sank wie glühend Erz hinab —
„O Sanctissima!"
Roth schien der Mond aufs weite Wüstengrab —
„O Pissima!"
Herüber klang in schauerlichen Tönen
Des Schakals Schrei, des Tigers dumpfes Stöhnen —
„Dulcis virgo Maria!"
Ein Palmenhain?! — Die Fluten eines Stroms!
Mater amata!
Dort glänzt der Bau des heil'gen Grabesdoms!
Intemerata!
Licht war sein Aug', — er sah durch alle Fernen,
Dann sank er hin, aufseufzend zu den Sternen:
„Ora, ora pro nobis!"

Was dem Gemüthe des eben besprochenen Sängers mangelt, Das hat sein Gemüthsverwandter, der Sänger von „Thekla, Gesänge der Liebe" (Nr. 16), durchlebt und erfahren. Er hat geliebt, weiter Nichts, und sein Lieb ist ihm gestorben. Nur diese Liebe durch alle erdenklichen Phasen, Zustände, Beleuchtungen, Scenen, durch die ganze Scala der Empfindung und Erinnerung — nur diese Liebe und sonst Nichts weiter feiert der Dichter in unerschöpflichen Liedern. Diese zerfallen denn auch ganz naturgemäß in zwei Abschnitte: „Leben" und „Tod". In der Abtheilung „Leben" singt der unerschöpflich Liebende:

Du mein Lieben, du mein Denken,
Du mein Alles auf der Welt!
Du mein zweiter blauer Himmel
Unter Gottes Himmelszelt!

Du lebend'ges Buch der Lieder!
Wie ich dich auch singen mag,
Immer hallen neue Klänge,
Schöner bist du jeden Tag!

In der Abtheilung „Tod" ist die Klage: „Gott, mein Gott, wie soll ich's fassen?" wirklich erschütternd:

Tantalus verschmachtet schier,
Atlas trägt auf seinem Nacken
Eine Welt, und Prometheus
Fühlt die Leber sich zerhacken,
Das Geschlecht des Danaos
Muß der Sünde Schuld bezahlen, —
Alle diese Qualen sind
Nicht so groß als meine Qualen!

Diesen Felsen, großer Gott,
Nimm ihn doch von meinem Herzen!
Laß mich schreien in die Welt
Meine Qualen, meine Schmerzen!
Schreien, laut wie Axes schrie,
Als ihn Diomed verwundet!
Keinen Schmerz, dem meinen gleich,
Gibt's, so weit die Welt sich rundet!

Gestern noch so jugendfroh,
Heute Thränen, heute Klagen!
Gestern noch so liebereich,
Heute scheiden und entsagen!
Gestern noch so blühend roth,
Heute mußte sie erblassen!
Meine Thekla ist dahin,
Gott, mein Gott, wie soll ich's fassen?!

Eine Wunderblume hab'
In dem Herzen ich getragen,
Und ein gold'nes Zauberschloß
Sah ich in die Lüfte ragen.
Weh'! die Wunderblume ist
Plötzlich über Nacht verkümmert!
Weh'! das gold'ne Zauberschloß
Meiner Dichtung ist zertrümmert!

Bist du kalt, du armer Mann?
Tröste dich, denn ich bin kälter!
Bist du alt, du armer Mann?
Tröste dich, denn ich bin älter!
Hungert's dich? o tröste dich,
Mich hat größ'res Leid getroffen:
Mit der Vielgeliebten sank
In das Grab mein ganzes Hoffen!

Eisenbrust, du Eisenbrust,
Und du kannst es noch ertragen?
Eisenherz, du Eisenherz,
Und du kannst noch immer schlagen?
Irre spricht noch nicht mein Geist?
Thekla sah ich auf der Bahre,
Und noch hab' ich Jugendkraft,
Grau sind noch nicht meine Haare?

Tantalus verschmachtet schier,
Atlas trägt auf seinem Nacken
Eine Welt, und Prometheus
Fühlt die Leber sich zerhacken,
Das Geschlecht des Danaos
Muß der Sünde Schuld bezahlen, —
Alle diese Qualen sind
Nicht so groß als meine Qualen!

Das ist kein gemachter, Das ist wahrer Schmerz, aufrich-

tiges Leid. Seltsam, wie das Geschick auf so verschiedenen Wegen seine Poeten bildet: den Einen durch unerbittliches Versagen, den Andern durch die Ironie des vollen Gebens, die sich im Wiedernehmen freilich erst vollenden muß!

F. W. Plath, der Dichter von „Kleine Blumen, kleine Blätter" (Nr. 15), ist von all den Sängern die uns hier mehr oder weniger charakteristisch begegnet sind unstreitig der zarteste. Diese Lieder, man kann sie füglich auch als „einsame" bezeichnen, sind in ihrer bezeichnenden Kürze Das was eigentlich Lieder sein müssen: Accorde, nur Accorde der Empfindung. Ein Accord währt bekanntlich nicht lange, allein er klingt unendlich nach. Darum sind diese kurzen Lieder durchweg melodisch, ja mehr als Dies: harmonisch und musikalisch. Unser Dichter selbst aber charakterisirt seine Lieder nicht nach dem Dreiklang der verschiedenen Accorde, sondern nach dem Wesen und Sinn der Blumen. Er *sieht* nur seine Lieder; zu *vernehmen* als Klänge im Ohr scheint er sie nicht. So nennt er die einen „Maiglöckchen", die andern „Monatsrosen", „Epheu", „Erika" und „Immortellen". Nur zwei dieser lieblichen Blumen verpflanzen wir in diesen Boden, da wir nicht den ganzen Garten herüberzutragen vermögen:

Einsam irr' ich in des Lebens Wüste,
Wie die Arche Noah auf der Flut.
Rings verräth kein Laut mir jene Küste,
Wo der Frieden und die Liebe ruht.

Flieg' hinaus, mein Lied, du meine Taube!
Bringe Botschaft eilend mir zurück!
Bringe mir von deinem süßen Raube
Einen Kuß nur, einen Liebesblick:

Kämst du Taube doch, mein Lied, geflogen
Wieder mit der Liebe Hoffnungsgrün!
Ach nur ein mal, bunter Friedensbogen,
Spanne dich auf meinen Himmel hin!

Schaukelnd schwebt ein leichter Nachen in des Mondes Silberglanze
Auf des Sees blauen Wellen nahe bei des Schilfes Kranze.

Und ein Jüngling und ein Mädchen halten drin sich fest umfangen,
Stillend in berauschten Küssen ihrer Seelen heiß Verlangen.

Leise flüstert's in den Wellen, leise klingt es in dem Schilfe,
Aufgeschreckt aus seinem Traume blickt empor der schöne Sylphe.

Vor den Mond zieht eine Wolke — horch! da spritzen auf die Wellen —
Der verlass'ne Nachen schaukelt auf der Flut, der mondeshellen.

Alles stumm — kein Blatt beweget sich in des Gestades Schilfe —
Glanzumschimmert ob den Wellen hängt der träumerische Sylphe.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Böttticher, K., Die Tektonik der Hellenen. 2ter Band: Der Hellenische Tempel in seiner Raumanlage für Zwecke des Kultes. Potsdam, Riegel. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ehrenberg, C. G., Passat-Staub und Blut-Regen ein grosses organisches unsichtbares Wirken und Leben in der Atmosphäre. Mehrere Vorträge. Vorgetragen in der K. Preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vom 23. Mai 1844 bis 1849. Berlin. Gr. Fol. 5 Thlr. 10 Ngr.

Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Mährchen und Legenden von K. v. K. 6tes Bändchen. — A. u. d. T.: Sagen und Mährchen. Von K. v. K. 2ter Theil. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fricke, G. A., Lehrbuch der Kirchengeschichte. 1ster Theil: Bis zum entscheidenden Uebergange der christlichen Kirche an die germanischen Völker. Leipzig, Weidmann. 1850. Gr. 8. 2 Thlr.

Friedlaender, J., Die Münzen der Vandalen. Nachträge zu den Münzen der Ostgothen. Mit 2 Kupfertafeln. Leipzig, G. Wigand. 4. 1 Thlr.

Gregorovius, F., Göthe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt. Königsberg, W. Borntträger. Gr. 8. 1 Thlr.

Hautz, J. F., Geschichte der Neckarschule in Heidelberg von ihrem Ursprunge im 12. Jahrhundert bis zu ihrer Aufhebung im Anfange des 19. Jahrhunderts. Bearbeitet nach handschriftlichen bis jetzt noch nicht gedruckten Quellen und nebst den wichtigsten Urkunden herausgegeben. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 22½ Ngr.

Koenig, H., Spiel und Liebe. Eine Novelle. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Burk, J. C. F., Zwei Predigten gehalten beim Amtswechsel. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 2 Ngr.

Denkschrift der Industriekommission der St. Gallisch-Appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft über die schweizerischen Industrie-, Handels- und Zollverhältnisse im Allgemeinen, und die Beantwortung der Fragen: die Beibehaltung des Freihandelssystems, oder die Einführung eines schweizerischen Schutzzollsystems, und die Verlegung der innern Zölle auf die Grenzen betreffend, im Besondern. An die für die Ausarbeitung des Entwurfs eines schweizerischen Zollgesetzes niedergesetzte Experten-Zollkommission zu Bern. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 9 Ngr.

Frantz, Bericht über die am 29. und 30. Aug. 1849 zu Leipzig gehaltene Conferenz von Gliedern und Freunden der lutherischen Kirche, auf Grund der Protokolle erstattet. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 4 Ngr.

Göschel, C. F., Mein Amts-Abschied im Monat März 1848. Ein Wort für Freund und Feind. Berlin, Hertz. Gr. 8. 6 Ngr.

Hirscher, J. B., Die kirchlichen Zustände der Gegenwart. 2ter Abdruck. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 8 Ngr.

Ist der neue Verfassungsentwurf für den Freistaat Frankfurt ausführbar? Beantwortet von einem Frankfurter Bürger. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 4 Ngr.

Knaus, Kern und Stern des evangelischen Lehramts. Synodalpredigt über Act. XVIII, 9. 10. 11. zu Herisau gehalten, Donnerstags den 4. Weinmonat 1849. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Manifest gegen die Politik des Ministerii Brandenburg-Manteuffel in Handhabung der Eigenthumsrechte, und zwar mit besonderer Rücksicht auf den unterm 29. April dieses Jahres im Preußischen Staats-Anzeiger veröffentlichten Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Enteignung von Grundeigenthum. Berlin. 4. 6 Ngr.

Rückblicke auf die politische Bewegung in Oesterreich in den J. 1848 und 1849. Von F. v. P. 2te Auflage. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 16 Ngr.

Schwabe, F., Unsere Lage und unsere Pflicht. Conferenzpredigt, am 16. Juli 1849 zu Sprendlingen gehalten. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 3 Ngr.

Stahl, Das Steuerverweigerungsrecht. Rede in der 55. Sitzung der preußischen Ersten Kammer am 16. Octbr. 1849. Berlin. 8. 2 Ngr.

Der Vampyr in den Pariser Friedhöfen. Ein höchst interessanter Criminalfall der neuesten Zeit; zunächst für Psychologen und Aerzte. Aus dem Französischen der Gazette des Tribunaux. Stuttgart, Scheible. 32. 3½ Ngr.

Die Wiederkunft Jesu Christi steht nahe bevor. Aus der heiligen Schrift auf das Deutlichste nachgewiesen von C. F. S—e. Leipzig, Rocca. Gr. 8. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 311. — 28. December 1849.

Friedrich Hölderlin und seine Werke. Mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart. Von Alexander Jung. Stuttgart, Cotta. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.

Jeder Fortschritt, und zwar nicht blos auf dem Gebiete des äußern, namentlich socialen, politischen und kirchlichen Lebens, sondern auch im Bereiche der innerlichen Entwickelung, in den Sphären der Wissenschaft und Kunst, fodert seine Opfer, durch die gewissermaßen der Friedenspact, der zuletzt jedem Kampfe des Alten und Neuen folgen muß, erst seine Weihe und Heiligung erhält, und an denen der Werth und Kaufpreis der Errungenschaft erst in seiner wahren Größe erkannt werden kann. Gehen auf dem Felde der Politik die zu solchen Opfern bestimmten Erscheinungen mehr an äußern Kämpfen zu Grunde, so reiben sie sich hingegen im wissenschaftlichen und künstlerischen Gebiete mehr an innern Gegensätzen auf, und stellen sich somit für die Nachwelt nicht blos als einzelne Elemente und Bestandtheile, sondern vielmehr als die eigentlichen Wahlstätten oder Centren des idealen Conflicts dar, sodaß sie geradezu als Repräsentanten und Träger desselben betrachtet werden können. Je großartiger die Entwickelung ist, um so zahlreicher pflegen auch diese Opfer zu sein, und so ist es nicht zu verwundern, daß gerade die Geschichte der neuern deutschen Poesie, in welcher sich wie kaum irgend anderswo alle möglichen und nothwendigen Fortschrittsmomente in rascher Folge zusammendrängen, eine besonders große Anzahl solcher Personen aufzuweisen hat die an den gerade in ihnen mit besonderer Heftigkeit vorsichgehenden Conflicten der vielen Gegensätze welche hierbei überwunden werden mußten zu Grunde gegangen sind. Günther, Lenz, Zimmermann, Heinrich von Kleist, Zacharias Werner, Nikolaus Lenau gehören sämmtlich in diese Kategorie; eine der bedeutendsten und hervorragendsten dieser Erscheinungen aber ist jedenfalls Friedrich Hölderlin, nicht allein wegen der Größe des Talents welches in ihm zu Grunde ging, oder wegen der Größe des Unglücks dem er verfiel, sondern ganz besonders auch um der Wichtigkeit des Gegensatzes willen, der gerade in ihm am heftigsten ausgekämpft wurde.

Die größte Aufgabe nämlich welche die deutsche Kunst und insbesondere die deutsche Poesie, wenn wirklich Etwas aus ihr werden sollte, zu lösen hatte, war die Versöhnung des eigentlich deutsch-nationalen, naturwüchsigen Elements in ihr mit dem ihr als Ideal und Meisterbild vorschwebenden Griechenthum oder — wie Goethe im zweiten Theil des „Faust" es allegorisch ausdrückt — die Vermählung des deutschen Faust mit der griechischen Helena. Die Möglichkeit einer solchen Vereinigung war gegeben: denn es fehlte beiden Völkern nicht an einer Masse von Berührungspunkten und verwandtschaftlichen Richtungen nicht nur in ihrer Weltanschauung überhaupt, sondern — was von ganz besonderer Wichtigkeit war — auch in dem Mittel in welchem sich diese Weltanschauung vorzugsweise offenbaren mußte, in der Sprache. Aber neben diesen Berührungspunkten existirten andererseits auch die schroffsten Gegensätze, unter denen der ursprünglichste und allgemeinste der war, daß in der griechischen Weltanschauung Idee und Erscheinung von Natur schon Eins waren, während die deutsche Weltanschauung, die Idee als das Höhere erkennend, sich in unabläßigem Streben nur abmüht die Erscheinung mit der Idee in Einklang zu bringen. Ganz kann natürlich dieser Gegensatz nie beseitigt werden, weil sonst entweder die griechische Anschauung ganz zur deutschen oder die deutsche ganz zur griechischen werden müßte, was Beides unmöglich ist und überdies auch die Lösung der Aufgabe um die es sich handelt nicht herbeiführen würde. Wol aber ist eine Vermittelung beider Weltanschauungen, eine Aufnahme der griechischen in die deutsche möglich, nämlich dadurch: daß man zwar die Erscheinung in ihrer Positivität, in ihrem Gegensatz zur Idee als hinter der Idee zurückbleibend betrachtet, dabei aber die Erkenntniß gewinnt, daß das Wesentliche der Erscheinung eben nicht ihre Positivität, sondern vielmehr ihre ewige, unendliche Selbstnegation ist, und daß eben in dieser Selbstnegation der Erscheinung, in ihrem unendlichen Streben sich mit der Idee in Einklang zu bringen ihre Einheit mit der Idee liegt. Nur wer sich zu dieser Anschauung emporgerungen und die Gewißheit gewonnen hatte, daß nicht nur die vollkommen erscheinende Welt, wie sie sich in dem Bewußtsein und den Dichtungen der Griechen darstellt, sondern auch die in ihren Mängeln und

Gebrechen erkannte Welt, wie sie der Deutsche auffaßt, die ununterbrochene, unaufhörliche Realisation der Idee und des uns vorschwebenden Ideals ist: nur Der war im Stande wirklich die Aufgabe der deutschen Poesie zu lösen, und in der That die griechische Heiterkeit, Ruhe und Formvollendung mit der deutschen Tiefe und Innerlichkeit zu vermählen. Wer hingegen diese Vereinigung durch einseitiges Versenken in das Griechenthum erreichen zu können glaubte, der mußte, mochte er auch noch so vollkommen die hellenische Anschauungsweise und Darstellung in sich reproduciren, nothwendig mit der ganzen Zeit in der er lebte, und mit allen Zuständen die ihn umgaben in Widerspruch gerathen, und gerade dieser Widerspruch der äußern Welt mit seiner innern mußte ihm auch wieder die errungene hellenische Anschauung zertrümmern und ihn in Widerspruch mit sich selbst und seinem eigensten Wesen versetzen. In dieser Lage befand sich Hölderlin, und daher geschah es, daß gerade er, der in gewissem Sinne das Hellenenthum am vollkommensten in sich hergestellt hat, an diesem Hellenenthum oder, genauer ausgedrückt, an dem Conflict dieses blos idealischen Hellenenthums mit dem unversöhnt daneben fortbestehenden Rest des Deutschthums zu Grunde gehen mußte. Aus demselben Grunde ist aber auch Hölderlin unter allen deutschen Dichtern derjenige in welchem sich der Kampf der beiden nach Einheit ringenden Anschauungen am tiefsten darstellt, und in welchem gewissermaßen dieser Kampf förmlich Incarnation gewonnen hat. Daher verdient denn auch Hölderlin im Gange der deutschen Literaturgeschichte einen weit wichtigern Platz als ihm bisher bei seinen niemals wirklich ins Volk gedrungenen Leistungen eingeräumt ist, und der Herausgeber der vorliegenden Schrift hat sich daher ein wirkliches Verdienst erworben, daß er in derselben Hölderlin und seine Werke zum Gegenstande einer gründlichen und sorgfältigen Erörterung gemacht und seine individuelle und literarhistorische Bedeutung zum ersten mal mit dem gehörigen Nachdruck hervorgehoben hat.

Die Grundansicht desselben über Hölderlin stimmt im Allgemeinen mit der welche wir soeben entwickelt haben ziemlich überein.

Hölderlin's eigenthümliche Stellung besteht in dem tragischen Geschick, dasjenige Land welches ihm durch die Geburt als Heimat zugewiesen ist nicht als seine eigentliche Heimat zu erkennen, und dasjenige Land welches er als seine wahre Heimat erkennt nicht mehr in der geschichtlichen Wirklichkeit vorzufinden. So schwankt er seinem irdischen Wesen nach zwischen Deutschland und Griechenland, zwischen Barbaren und Menschen, zwischen Gegenwart und Vergangenheit, indem er in jener nicht zu bleiben weiß und in diese doch nicht mehr gelangen kann. Aber als Dichter schwankt er nicht, sondern als Dichter findet er — zumal wenn wir auf seine Stärke im Plastischen, weniger im Musikalischen achten — seine Heimat und damit seine Stellung in der Wirklichkeit des griechischen Ideals, welches er aufs neue durch seine Schöpfungen zu verwirklichen weiß.

So erkennt also auch Jung, daß Hölderlin „an dem Conflict zwischen dem Antiken und Modernen" zu Grunde gegangen ist, und nur darin scheint er von uns abzuweichen, daß er hier ausspricht als Dichter habe er wirklich das griechische Ideal zu realisiren vermocht, und es sei also der Widerspruch seines Wesens nicht auch in seine poetischen Schöpfungen mit übergeflossen, sondern es habe derselbe blos darin bestanden, daß er Hölderlin den Menschen von Hölderlin dem Dichter losgerissen habe. In der weitern Entwickelung läßt jedoch der Verf. diese Ansicht selbst wieder fallen oder zeigt vielmehr, daß er sie von Anfang an gar nicht in voller Schärfe gemeint habe. Nachdem er nämlich geschildert wie Hölderlin der geistigen Abstammung nach vollendet antik, ein „Sohn des Aethers und des Lichts" sei, und daß er namentlich als Dichterheros den neuen Göttern Griechenlands und ihrer Klarheit angehöre, und nachdem er ferner entwickelt, daß er selbst seine germanisch-philosophische Natur durch Versenken derselben in den griechischen Pantheismus mit seiner hellenisch-poetischen in Einklang zu bringen, und so die philosophische „Allgenugsamkeit" mit der poetischen zu verschmelzen gesucht habe: muß er dann doch zugestehen, daß sich Hölderlin auf dieser heitern Lebensanschauung nicht zu behaupten gewußt, sondern in seinem Schmerz und seinen Klagen darüber, daß das schöne Hellas gestorben, daß Barbaren an die Stelle der reinen Menschen gekommen, daß Barbaren ihn selbst in seinem Vaterlande umgeben, den Beweis geliefert habe wie der Pantheismus nicht ausreichend gewesen sei die Tiefe der germanischen Natur auszufüllen, und wie also der Dichter auch nicht vermocht habe das Letzte des griechischen Kunstwerks wie der griechischen Lebenskunst zu erreichen. Als dieses Letzte welches ihm gefehlt und allein gefehlt habe, und wodurch er, wenn er es gehabt, die Herbigkeit des Lebens, die Vergänglichkeit der irdischen Schönheit überwunden, vielleicht sogar das tragische Loos seiner Zukunft unmöglich gemacht haben würde, bezeichnet unser Verf. die griechische Ironie, und er versteht darunter „die naive, heitere Gewißheit in ihnen, daß alle Verneinung in den Dingen und in den Menschen dem Positiven der Welt Nichts anhaben könne, die Schalkhaftigkeit des Weisen, die er von den Charitinnen überkommen hat, um die üble Laune der Ereignisse, den Widerspruchsgeist in der Welt zum Besten zu haben und dadurch die Schwachheit dieses Geistes bloßzugeben". Allerdings hat hiermit der Verf. im Allgemeinen das Richtige getroffen; nur scheint er mir in Das was er „griechische Ironie" nennt noch ein Anderes und Höheres hineingetragen und damit confundirt zu haben, nämlich jene von uns oben näher entwickelte Phase der modernen Weltanschauung, in welcher bereits das hellenische Wesen als Element mit dem germanischen Wesen verschmolzen ist. Denn von der eigentlichen und wirklichen Ironie, d. h. von jener Selbsterhebung des Ichs über die Außenwelt, welche die Objecte nur setzt um sie wieder zu vernichten oder als bloße Seifenblasen des Subjects erscheinen zu lassen, wußten die Griechen trotz ihrer Sophistik, Skepsis und Komik genau genommen noch Nichts; und ebenso wenig kannten sie jene

aus der Ironie hervorgegangene und sie wieder aufhebende Speculation und Intuition der Neuzeit, welche die durch die Ironie zertrümmerte Welt aus dem Ich schöner und vollendeter wieder aufbaut und gerade in der unendlichen Reihe der sich einander negirenden und immer in ein Höheres aufhebenden Negationen innerhalb der Erscheinungswelt die wahre Position und ewige Offenbarung des Seins zu erkennen weiß. Die Griechen spielten zwar mit den Objecten, zerschlugen sie auch wol in diesem Spiel; aber sie thaten Dies nicht aus subjectivem Uebermuth, nicht aus Verachtung der Objecte, sondern vielmehr aus rein kindlicher Lust an denselben, die mit dem zerbrochenen Spielzeug ebenso gern spielt wie mit dem ganzen. Der Gegensatz zwischen Subjectivität und Objectivität war ihnen überhaupt in seiner Schroffheit noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen, sie fühlten sich in Lust und Leid, im Vollkommenen wie im Unvollkommenen mit den Objecten noch Eins, und waren daher einer wirklich ironischen Anschauung ebenso wenig fähig als Hölderlin. Was daher Jung an Hölderlin vermißt ist nicht sowol „Ironie" als vielmehr die ungetrübte Naivetät und Objectivität der Griechen, welche im klaren und heitern Spiegel ihrer Poesie die Welt und das Leben *selbst* treu abspiegelten, während Hölderlin in seiner Poesie nur das griechische *Spiegelbild* der Welt und des Lebens wiederzugeben vermochte, dagegen für die ihn umgebende Wirklichkeit nur das düstere Auge des einseitig-germanischen Bewußtseins hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Poetische Geburten der Neuzeit.

(Beschluß aus Nr. 310.)

Ich habe am Schluß meines Artikels nur noch zweier Vorlagen zu gedenken. Die erste führt den Titel:

17. Assaf und Tirza. Gedicht von J. Schwarz. Heidelberg, Groos. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Verf. ist Israelit, sein Gedicht ist ein kleines Epos, in einen Cyklus von 11 Romanzen gefaßt, das auf gewisse Weise eine Apotheose des Mosaismus über das Christenthum darstellt. Man ist in Spanien, wo unter „Ferdinandus" die Autos-da-fé blühen. Die Juden werden grausam verfolgt; man läßt ihnen nur die Wahl sich zum Heiland zu bekehren, oder in ferne Länder zu ziehen, oder auf dem Scheiterhaufen zu sterben. Auch Assaf, ein junger Israelit, theilt dieses Loos. Er besitzt nicht Muth für seinen Glauben zu sterben; aber, weil eine Liebe ihn fesselt, auch nicht die Kraft das unheilvolle Spanien zu verlassen, und bekehrt sich deshalb zum Christenthum noch an der Schwelle des Scheiterhaufens. Da wendet sich aber in Zorn und Verachtung von ihm Tirza, seine Geliebte; sie will nicht mehr angehören dem Renegaten, den sie einst so sehr geliebt. Sie wandert aus mit den Ihrigen; nach Palästina schiffen sie sich ein. Und Assaf? Als er diesen Ausgang seiner Liebe vernimmt, so thut er desgleichen. Auf Flügeln der Sehnsucht überfliegt auch er das Meer, läßt Christenthum Christenthum, Mönchthum — denn man hatte den Renegaten in ein Kloster gesperrt, dem er zu entfliehen weiß — Mönchthum sein, und bekehrt sich zu Jerusalem, wo er Tirza versöhnt wiederfindet, aufs neue zu seiner Väter Glauben....

Und als sie sich Alle sah'n,
O wer kann das Glück erfassen?
Das hat Gott, ja Gott gethan
Denen die nicht von ihm lassen.
Gleich ward jener Tag bestimmt,
Den kein Unfall mehr soll trüben; —
Wie das Glaubensfeuer glimmt
In der Brust der Edlen, Lieben!
Himmlischer Segen ergoß sich hernieder,
Und in dem Schooße des Judenthums wieder
Freuet sich Assaf, mit Tirza vereint.

Ueber das

18. Hallelujah! Lyrische Gesänge von E. Tieffenbach. Danzig, Kabus. 1849. 16. 12 Ngr.

widert es mich ein Wort zu sagen. Dieser Herr Pastor will unbestritten noch Consistorialrath werden, und darum macht er ganz kolossal in — Patriotismus. Er thürmt förmliche Berge des Patriotismus, Berge gegen die der Ossa nur eine Warze ist. Sein Singsang bewegt sich in allen erdenklichen antiken Metren: ein sapphischer, alkäischer, choriambischer, ja sogar dithyrambischer, ein wie man will-Patriotismus. Sehr schön! Wenn es dieser Herr Pastor auch nicht zum Pindar bringt, so kann er es wenigstens zum Superintendenten bringen. Ich will es der geehrten Redaction d. Bl. vollständig anheimstellen, ob sie als Probe ein Stück des „choriambischen" Patriotismus unsers Herrn Pastors geben will in dem Gedicht: „Den Kriegern Preußens", welches von S. 22—27 folgendermaßen lautet:

Den Kriegern Preußens.

Dichtung, gib mir den Kranz! Schmücke mit köstlichem
Nardöl mir das Gelock! Hülle mich selber ein
In dein heiligstes Kleid! Neige den Wunderstab
Huldvoll über das Haupt mir hin —

Daß ich singe die That welche noch nie geschah'n,
Daß ich fei're den Sieg preußischer Tapferkeit,
Der im stürmenden Lauf eilendes Kampfesmuths
Glorreich strahlend dem Lohn entsagt!

In der furchtbaren Nacht, die von des Vaterlands
Hell'gem Schreine den Stein edelster Treu' geraubt,
Als bethöret das Volk selber sich fesselte,
Freiheit tauschend um Knechtesdienst —

In der Nacht, da der Gräu'l frecher Empörung sich
Durch die Gassen Berlins hin zu des Königes
Hohem Hause gewälzt, schleifend in blutigem
Schooße Frevel und Herzeleid —

In der Nacht, da der Schreck packte den friedlichen
Bürger, welcher im Fleiß froh sich das Glück erbaut,
Sicher, daß er dereinst ruhe vom Tagewerk,
Heißgeliebt von den Seinigen —

In der Nacht, da von Angst gräßlich emporgejagt
Mit dem Säuglinge flieht zitterndes Mutterherz,
Daß nicht treffe der Mord ihm das Geliebteste,
Mord aus feindlicher Bruderhand —

In der Nacht, da verwirrt selber die Priesterschaft
Zur Empörung sich stellt schändlicher Meuterer,
Statt zu künden das Heil schweigend Gehorchenden,
Himmelssegen den Liebenden — —

In der furchtbaren Nacht, da sich des Vaterlands
Engel weinendes Aug's bebend in Trauer hüllt:
In derselbigen Nacht hebt er das Haupt empor,
Lauscht unsterblichem Jubellied! —

Heldensöhne der Zeit, welche dem Preußenruhm
Unverwelklichen Kranz ädelstes Siegs gereicht,
Als von Leipzigs Gefild' angstvoll der Cors' entfloh,
Ahnend schrecklichere Rachetag'. —

Heldensöhne der Zeit stehen zum Könige
Seine Garden, und hell blinket aus muth'ger Faust
Ihr geweihetes Schwert, bräunend den Dräuenden,
Die sich feige den Wall erbaut.

Frei die Brust dem Geschoß bieten die Krieger dar —
Mancher sinkt in den Staub schnaubend vor Kampfeslust —
Schweigend schreiten sie vor — siehe! schon winkt der Sieg —
Sieh', schon stürzen die Wälle hin!

Aber höheren Sieg fodert des Königes
Strenggebietend Geheiß: fort von dem Lorberstrauß,
Den die glühende Hand schon mit Gejauchz' erfaßt,
Reißt sie strenge des Herrn Befehl.

Zu barmherziger Fürst, siehst du die Thräne nicht
Die den Herzen entquillt welche sich dir geweiht?
Hörst du nicht das Gestöhn ächzender Heldenbrust,
Die der Jammer bewältiget?

Tönt der Ekel der Lust nicht in dein Königsohr,
Wie mit Tapferkeit prahlt elendes Sklaventhum,
Das der „Söldlinge" schmäht, welche vor seinem Muth
Feige hätten den Platz geräumt?

Siehst du nicht in dem Geist heiliger Wahrsagung,
Der Zukünftiges sich klar und gewiß erschließt,
Wie mit wenigem Blut schlechter Europäer du
Meidest gräßlichen Bürgerkrieg?

Ja, er hört' es und sah, aber er wollt' es so!
Schweigend ehrt der Prophet seines erhabenen
Königs strenges Gebot, wenn er es nicht versteht,
Denn bewährt ist der König ihm.

Doch die muthige Schar, welche dem Fürsten folgt,
Schmach und bittern Hohn duldend, ergeben trägt —
Wär' ich, Dichtung, du selbst, nimmer verkünd' ich sie,
Menschlich singend die Heldenthat!

Was ist Marathon, was stolze Thermopylä?
Was ist Leuthen und was Leipzig und Waterloo?
Kämpfe glühendes Muths, rasender Tapferkeit —
Wer verachtet die Tapferen?

Doch im Herzen des Sieg's stille zurückeseh'n,
Weichen feigem Verrath, mordender Hinterlist,
Das ist mehr noch als Muth, mehr noch als Tapferkeit:
Ist unsterblicher Heldenruhm!

Hast du Kronen, o Fürst, gib sie den Kriegern hin,
Jedem Krieger ein Reich, lohnend die Heldenthat!
Was noch nimmer geschehn thaten die Wackeren,
Waren kämpfende Könige!

Mit diesem Pröbchen eines wahrhaft emphatischen Pathos aus dem fernen posener Lande nehme ich für diesmal, in nachhaltiger Rührung, Abschied von den poetischen Geburten des J. 1849. 36.

Miscellen.

Die Actenstücke über das französische Ehrenbürgerrecht Schiller's.

Diese Actenstücke befinden sich in der Bibliothek von Weimar und bestehen aus folgendem Schreiben und Beifugen:

„Paris, 10. Oct. 1792,
im J. 1 der Französischen Republik.

Ich habe die Ehre Ihnen beiliegend einen mit dem Staatssiegel versehenen Abdruck des Gesetzes vom 26. Aug., das mehren Fremden das französische Ehrenbürgerrecht verleiht, zu übersenden. Sie werden daraus ersehen, daß die Nation Ihnen einen Platz zuerkannte unter den Freunden der menschlichen Gesellschaft, die sie durch diese Auszeichnung ehren will.

Die Nationalversammlung hat durch ein Decret vom 9. Sept. die Executivgewalt beauftragt Ihnen dieses Gesetz mitzutheilen. Ich komme diesem Gebote nach und versichere zugleich, daß es mir zum besondern Vergnügen gereicht in dieser Angelegenheit der Beauftragte meiner Nation zu sein und die Empfindungen meines Herzens mit denjenigen vereinigen zu dürfen welche ein großes Volk in dem Enthusiasmus seiner ersten Freiheitstage Ihnen kundgibt.

Ich ersuche Sie mir den Empfang meines Schreibens zu bezeugen, damit die Nation gewiß sein kann, daß das Gesetz in Ihre Hände gekommen ist, und daß Sie, mein Herr, die Franzosen ohne Unterschied als Ihre Brüder betrachten.

Der Minister des Innern der Französischen Republik.
Roland. (Autograph.)

An den deutschen Publicisten
Herrn Gille."

Hierauf folgt der Text des Gesetzes nach welchem es heißt:

„Das französische Volk erklärt, daß es den Titel eines französischen Bürgers verleiht an Bentham, Klopstock, Wilberforce, Washington, Pestalozzi, Thaddäus Kosinski (Kosciuszko u. s. w." im Ganzen 17 Namen, darauf:

„Ein Mitglied beantragt, daß auch Herr Gille, Publicist in Deutschland, in die Liste Derer aufgenommen werde der die Nationalversammlung das Ehrenbürgerrecht verleiht. Dieser Antrag wird genehmigt.

(Staatssiegel.) Gez. Flavière.
Gegengez. Danton.

Beglaubigter Abdruck des Originals,
Danton. (Autograph.)"

Lehrreiches für Juristen.

Eine Mohrin aus der Umgegend von Oran hatte zwei Araber auf einmal zu Ehemännern. Diese würdige Tochter Eva's hatte es nämlich so einzurichten gewußt, daß keiner ihrer Männer von dem andern Etwas ahnte; der Eine besuchte sie nur des Tags, der Andere nur des Nachts. Indessen ward sie schwanger und gebar einen Knaben. Nun war guter Rath theuer. Die beiden armen Ehemänner begegneten sich, und ihre Frau mußte ihren Fehler gestehen. Die Sache wurde jedoch glücklich ohne Blutvergießen beigelegt, und es blieb nur noch übrig die Vaterschaft des Kindes zu constatiren, auf welche Beide Ansprüche machten. Die Sache ward daher vor den Kadi gebracht, und dieser entschied dahin, daß, wenn das Kind am Tage geboren sei, es dem Tagesehemann zufallen solle, wenn des Nachts, dem andern. Um die Sache jedoch noch verwickelter zu machen bekannte die Mutter, daß sie das Kind während der Dämmerung geboren habe. Zum großen Glück schickte Allah gerade einen Marabut in das Dorf, der sich die Sache erzählen ließ, einen Augenblick nachdachte, und dann Hühnereier und ein paar Wagen verlangte. Er schlug die Eier hierauf mitten durch, leerte sie aus, und wog drei leere Schalen auf das sorgfältigste ab, sodaß sie alle von demselben Gewichte waren. Hierauf machte er in den einen Arm des streitigen Kindes einen leichten Einschnitt, und fing das herauströpfelnde Blut mit der einen Schale auf. Dasselbe that er mit den beiden Arabern. Als alle drei Schalen gleichmäßig voll waren, wog er zuerst die zwei der Vaterschaftsprätendenten zusammen. Die eine war schwerer. Mit jeder dieser beiden Schalen wog der Mann der Wüste nun einzeln die Schale mit dem Blute des Kindes ab, und als die eine jener zwei mit dieser gleich schwer wog, so erklärte sie der neue Salomo mit dem Blute des Vaters angefüllt. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 312. — 29. December 1849.

Friedrich Hölderlin und seine Werke. Von Alexander Jung.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Schlagender, obschon im Einzelnen nicht ganz ohne Zwang, ist die Zusammenstellung Hölderlin's mit Novalis, und noch befriedigender die Erörterung seiner Stellung einerseits zu Schiller und Goethe, andererseits zu Schelling und Hegel. S. 9 sagt er:

Die deutsche Sprache ist fast auf eine wunderbare Weise dazu prädestinirt Griechenland nicht blos durch Uebersetzungen, sondern durch Schöpfungen wiederzugeben. Erwägt man noch dazu, daß unser Idiom eine ähnliche Beziehung auf Shakspeare hat, so wird man darin den universellen Beruf Deutschlands ohne Zweifel anerkennen müssen. Was nun Griechenland betrifft, so sind es besonders Schiller, Hölderlin und Goethe welche den echtgriechischen Geist schöpferisch darzustellen vermögen. Wie nahe Hölderlin aber auch in andern Beziehungen Schiller kommen mag, z. B. darin, daß er die Götter Griechenlands schmerzlich vermißt: in der reflexionslosen, ruhigen, objectiven Schöpfung des griechischen Geistes kommt er Goethe näher, und kommt ihm näher als irgend ein anderer Dichter, ja er würde ihn und mit ihm die Griechen völlig erreichen, wenn er eben Ironie hätte, die Goethe in einer so feinen Weise besitzt, daß er uns wahrhaft Grieche aus der schönsten Zeit von Hellas zu sein scheint, sowie er in der Dichtung auch kaum je einen Ausdruck braucht welcher irgendwie das Vermissen Griechenlands bei ihm vermuthen ließe. Hölderlin hat in unserer Literatur ein ganz ähnliches Verhältniß zu unserer classischen Periode wie Novalis zur romantischen Schule. . . . Beide der genannten Schriftsteller, Hölderlin und Novalis, finden ihren Vereinigungspunkt in der Grundanschauung ihrer Weltbetrachtung, daß Dasjenige was der gewöhnliche Mensch einen schönen Traum zu nennen pflegt die wahre Wirklichkeit sei, und daß hingegen Dasjenige was so Viele als reale, als zuverlässige Wirklichkeit nehmen weiter Nichts sei als ein vorüberfliegender, gehaltloser Traum. Aber auch in der Liebe, in der Innigkeit mit der Beide die Natur umfassen, deren unendlicher Tiefsinn, deren sprechendes Leben sie nicht genugsam zu preisen wissen, in der gedankenreichen Frische mit der sie das Geheimniß der Natur hinstellen, jeden ihrer Züge belauschen um dichterisch die Natur noch einmal zu schaffen, auch darin gibt sich die größte innere Verwandtschaft kund, die, weil sie so groß ist, nun auch bald in um so getrenntern Bahnen Beide auseinanderführt. . . . Wie Hölderlin das Germanische mit dem Griechischen in der Weise seiner dichterischen Eigenthümlichkeit verbindet, so Novalis das Germanische mit dem Christlichen. Wie Hölderlin seiner geistigen Abstammung nach ein Sohn des Aethers und des Lichts ist, so ist Novalis vielmehr der Sohn des Grabes und der Nacht; aber der Eine schließt deshalb ebenso wenig mit dem leeren Aether oder dem reinen Lichte ab, als der Andere mit dem einsamen Grabe und der öden Nacht. Sondern Aether und Licht offenbaren sich Hölderlin ebenso zu einer verklärten Welt schöner Gestaltung, wie Grab und Nacht für Hardenberg die Geheimnisse des ewigen Lebens sind. Wie Hölderlin den Aether und das Licht anbetet und den Schoos des Aethers sucht, so sehnt sich Hardenberg „hinunter in der Erde Schoos, weg aus des Lichtes Reichen", und diese Sehnsucht ist sein Gebet. Wie alle Gedichte Hölderlin's Hymnen an den Aether und das Licht sind, so sind die meisten Darstellungen Hardenberg's Hymnen an den Schoos der Erde und die Nacht, und wie es unverwandt Jenen in den Aether zieht, um das All endlich zu umschließen und es als ein lockendes Draußen sich zu assimiliren, so zieht es Diesen unverwandt in das Grab (wie man in eine Erdgrube steigt um am Tage Sterne zu beobachten), um des Tiefsinns der Nacht, der Herrlichkeit des Universums vollauf innezuwerden. Das Erfassen des Ewigen in der Zeit wird in Novalis lebendigste Anschauung, in Hölderlin, in seiner antiken Dichtung sogar plastische Gestalt; Jener aber hat dennoch mehr den Zug in die Zukunft des Menschengeschlechts, Dieser dagegen mehr den in die Vergangenheit des Griechenlebens. Wenn der Eine gern im Mittelalter weilt und hier die Gestalt Ofterdingen's zum Helden einer Apotheose der Poesie macht, so ist es wieder der Hellenismus des Alterthums der Hölderlin an sich zieht, und in der Gestalt des Empedokles feiert er den Helden der ihm eine pantheistische Ineinsbildung von Poesie und Philosophie vermittelt. Novalis besitzt ganz so fein Ein und Alles im Christenthum wie es Hölderlin in der antiken Welt findet; was Jenem die Mystik ist, Das ist Diesem der Pantheismus. Beide, Novalis und Hölderlin, sind Torsen der schönsten Art, Hölderlin der Fragmentist des Evangeliums vom Menschen, der ihm der Grieche ist, Novalis der Fragmentist eines poetischen Evangeliums vom Gottmenschen, der allein das Geheimniß der Welt zu offenbaren vermag.

Und weiter unten heißt es (S. 21):

Wie wir Hölderlin in Ansehung des Antiken in die Mitte stellten zwischen Schiller und Goethe, so müssen wir ihn hier aufs neue, in Bezug auf die reine Würdigung des Hellenischen, in die Mitte stellen zwischen Schelling und Hegel, die auch überall der theologischen und sonstigen Rusticität gegenüber das Hellenische in seinem vollen Werth anerkannt haben, wie sie sich denn stets auch in dieser heitern Beziehung auf Goethe erhalten.... Ueberhaupt ist diese Wahlverwandtschaft der Beziehungen theils in der Wirklichkeit, theils im Geiste und der aus ihm sich ergebenden Annäherung der Naturen zwischen Hölderlin, Schiller und Goethe auf der einen, und zwischen Hölderlin, Schelling und Hegel auf der andern Seite eine der geheimnißvollsten und tiefsinnigsten im deutschen Culturleben, wenn auch noch wenig erforscht.... Wie diese Geister einander gesellen, welche Weihe des Idealismus über sie gekommen war, aber keines trägen, abstracten, sondern eines thatenvollen, dem wir Jetzigen es verdanken, wenn wir endlich auch politisch und kirchlich selbständig werden, Das klingt aufs herzlichste wider in dem trefflichen Gedicht von Hegel: „Eleusis",

welches Rosenkranz uns in dem Leben Hegel's höchst dankenswerth mittheilt. Hier verwandelt sich Hegel wunderbar leicht, und doch ohne seine bekannte Tiefe zu verlieren, in Hölderlin, ja er verwandelt sich in dessen Pendant, in Novalis, indem er uns in jenem Gedicht einen Hymnus an die Nacht gibt, oft ganz in der Anschauungsweise Hardenberg's, und doch zugleich in der von Hölderlin, bis auf das Pantheistische und den Drang dem Idealen Form, dem Unendlichen Gestalt zu geben, sogar bis auf die Nahebringung Griechenlands. So sehr schmiegt sich Hegel in dem genannten Gedicht an Hölderlin an, daß er gegen das Ende desselben ganz im Sinne, in der Wehmuth seines Freundes auch den Schmerz über das verschwundene Hellas ausspricht, ein Bangen um das Vergangene, das sonst Hegel ebenso wenig eigen war als Goethe.

Alles Dieses, was der Verf. in einer allgemeinen Charakteristik, die den ersten Abschnitt seines Werks bildet, zunächst nur den Grundzügen und Umrissen nach aufstellt, sucht er nun in den folgenden Abschnitten an den einzelnen Werken Hölderlin's specieller zu entwickeln und zu begründen, und zwar indem er sich hierbei ganz an die Anordnung der Hölderlin'schen Schriften anschließt wie sie in der neuesten Ausgabe von Schwab aufgeführt sind, mithin zuerst die „Lyrischen Gedichte", dann das dramatische Bruchstück „Empedokles", hierauf den Roman „Hyperion" und endlich seine „Briefe", seine „Jugendproducte" und die „Gedichte aus der Zeit des Torsimos" erörtert. Wir können ihm in diese ausführlichere Behandlung seines Objects hier nicht folgen und unser Urtheil im Allgemeinen nur dahin abgeben, daß uns aus der Entwickelung und Darstellung des Verf. durchweg Liebe und warme Begeisterung für seinen Gegenstand, Vertiefung in die verborgensten Schönheiten desselben und Beurtheilung des Einzelnen wie des Ganzen von der Höhe einer vollkommenen ästhetischen und philosophischen Durchbildung wohlthuend und befriedigend entgegengetreten ist. Dagegen dürfen wir auch einige Mängel und Schattenseiten nicht verschweigen. Dem Verf. glückt es nicht immer eine ausgesprochene Idee fest und consequent zu verfolgen, sondern die Lebhaftigkeit seiner Empfindung und die Tragweite seiner historischen und speculativen Anschauung verführt ihn häufig auf Ab- und Nebenwege, von denen er sich nicht immer wieder auf den verlassenen Hauptweg zurückfindet. Ferner ist er nicht glücklich im Specialisiren und Exemplificiren des Allgemeinen, sodaß es scheint als sei er im Generalisiren oft zu voreilig gewesen und habe folglich hinterher nicht die zur Begründung nothwendigen Belege zu finden gewußt. Zuweilen begegnet es ihm auch, daß er den Dichter, den er nun einmal liebgewonnen, da wo er seiner eigenen Lebensanschauung gar zu heterogen entgegentritt, sich nach Gefallen deutet und zurechtmacht, wie es ihm z. B. in der Beurtheilung der unten*) angeführten Stelle aus dem „Empedokles" ergangen ist, wenn er sich bemüht dieselbe als einen Ausdruck royalistischer Gesinnung zu interpretiren. Außerdem leidet die Darstellung des Verf. wenn auch nicht gerade an Breite — denn dafür ist sie zu reichhaltig —, aber doch an Umständlichkeit und Redseligkeit, welche dem Buche einen Umfang gegeben hat der fast über die Bedeutung des Objects hinausgeht und Manchen von der Lesung der Schrift zurückschrecken wird. Dies ist aber um so mehr zu beklagen, als es wirklich gelesen zu werden verdient, sowol um seiner selbst wie um Hölderlin's willen, der leider immer noch nicht die ihm gebührende Beachtung gefunden hat.

K. Zeising.

*) Empedokles.
Es ist die Zeit der Könige nicht mehr.
Die Bürger (erschrocken).
Wer bist du, Mann?
Pausanias.
So lehnt man Kronen ab,
Ihr Bürger.
Erster.
Unbegreiflich ist das Wort,
So du gesprochen, Empedokles.
Empedokles.
Hegt
Im Neste denn die Jungen immerdar
Der Adler? Für die blinden sorgt er wohl,
Und unter seinen Flügeln schlummern süß
Die ungefiederten ihr dämmernd Leben.
Doch haben sie das Sonnenlicht erblickt
Und sind die Schwingen ihnen reif geworden,
So wirft er aus der Wiege sie, damit
Sie eig'nen Flug beginnen. Schämet euch,
Daß ihr noch einen König wollt; ihr seid
Zu alt; zu eurer Väter Zeiten war's
Ein Anderes gewesen. Euch ist nicht
Zu helfen, wenn ihr selber euch nicht helft.

Ueber illustrirte Kinderschriften.

II.*)

Wir glauben es in unserm ersten Artikel zur Genüge dargelegt und erwiesen zu haben, welche Anfoderungen an illustrirte Jugendschriften jeder Art zu stellen sind um denselben einen wahren, bleibenden und segensreichen Werth beimessen zu können. Mit freudigem Lobe haben wir es anerkannt, daß im Allgemeinen die Zeit vorüber ist, wo man meinte es sei dem Kinde mit jedem Bilde gedient, auch mit dem welches offenbar von der Hand eines Stümpers herrührt. Das Geschäft der Ausschmückung der für die Kinderwelt bestimmten Schriften ist — sei es aus einer reifern Erwägung und richtigern Erkenntniß des Zwecks, oder aus andern Ursachen — mehr und mehr in die Hände wahrer Künstler übergegangen.

Das ist ein Fortschritt von großer Bedeutung. Nur das unbefähigtere, nur das stumpfsinnige Kind nimmt Nichts in sein Inneres auf, und bewahrt Nichts in der Tiefe seiner Seele, ebenso wenig Das was von Rechts, als das was von Links kommt; nur bei ihm möchte es gewissermaßen einerlei sein, ob man ihm das beste oder das schlechteste Bild darbietet. Ganz anders verhält es sich mit dem befähigtern, mit dem in seinen Geistes- und Gemüthsanlagen vollendeten Kinde. Es fängt und faßt mit Leichtigkeit auf was ihm dargeboten wird, und bewahrt tief und fest die empfangenen Eindrücke. Wohl ihm, diesem Kinde, es ist jetzt nicht mehr in Gefahr sein schaulustiges Auge auf Bilder zu richten welche die Natur und das Wesen der Dinge verspottend seinem natürlichen Schönheitssinn und Geschmack widerstehen, seinen Verstand zu falschen Vorstellungen verleiten, seine Erkenntniß behindern, und seine Phantasie irreführen! Wohl ihm, es hat jetzt zwischen Rechts und Links, zwischen Gutem und Schlechtem, zwischen Nützlichem

*) Vergl den ersten Artikel in Nr. 291 d. Bl. D. Red.

und Schädlichem die Wahl erhalten! Es wird diese Wahl üben in einer Art welche dem sorglichsten Urtheile gleichkommt. Wie die äußern Sinne, die sich verschließen oder zurückziehen wenn sie von außen her beleidigt werden, so werden bei noch mangelndem Begriff und bei noch fehlender Einsicht Gefühl und Ahnung das befähigte Kind von Links oder von dem Unwahren und Unschönen abwenden, und es nach Rechts oder zu dem Wahren und Schönen hinlenken.

Aber wie sich Instinct und Sinne irren und täuschen können, so kann auch die beste Natur irregeleitet, so können auch die herrlichsten Naturgaben unterdrückt und abgestumpft werden. Wozu also überhaupt noch eine Wahl zwischen Rechts und Links freilassen? Wozu nicht auch der weniger vollendeten Natur, dem weniger befähigten Kinde zu Hülfe eilen? Ja bringen wir dem Geiste der Kinder nur das Rechte, Brauchbare und Nützliche nahe; geben wir ihm nur das Gute und Edle zu seiner Bethätigung; sorgen wir mit allem Fleiße dafür, daß die Psyche des Kindes, wenn sie aus dem Schlummer ihres Traumlebens erwacht, nur mit schönen und wahren Bildern erfüllt den Flug nach hellerm Lichte und höherer Erkenntniß beginne.

Es wäre ein großes Unrecht den herrlichen Ausspruch des Juvenalis (14, 44):

> Vil dictu foedum visuque haec limina tangat,
> Intra quae puer est;
> Maxima debetur puero reverentia —

einseitig nur auf die schriftstellerischen Leistungen für Jugendbildung anwenden zu wollen. Er muß vielmehr auch mit dem Bewußtsein und Willen des Künstlers der seine Arbeit einem Werke für die Jugend widmet auf das innigste sich verschmelzen; er muß die ganze Seele des Künstlers erfüllen, und diesem am Schlusse seiner Arbeit noch ebenso gegenwärtig sein als beim Beginn derselben.

Noch einmal sei es ausgesprochen: mit schlechten, unwahren, weder den Schönheitssinn befriedigenden noch Gefühl und Geist wohlthätig anregenden Bildern Auge und Anschauung des Kindes zu erfüllen, ist ebenso unrecht und nutzlos, ja verderblich, als mit faden, nichtigen Sprüchen, Erzählungen und Fabeleien die Seele des Kindes zu beschäftigen, und sein Gedächtniß zu beschweren. Maxima debetur puero reverentia, nur das Beste und möglichst Vollkommenste ist gut genug für unsere Kinderwelt!

Betrachten wir aus diesem Gesichtspunkte jetzt zwei Jugendschriften, die von einer Verlagsbuchhandlung kommen aus welcher der Jugendbildung schon so manches größere und kleinere Werk von bedeutender Nutzbarkeit zugegangen ist:

1. Deutscher Jugendkalender für 1849. Mit Geschichten und Reimen von R. Reinick, und mit Holzschnitten nach Zeichnungen von dresdener Künstlern. Herausgegeben von R. Reinick und H. Bürkner. Leipzig, G. Wigand. 4. 15 Ngr.
2. Die schwarze Tante. Märchen und Geschichten für Kinder. Mit Holzschnitten nach L. Richter. Leipzig, G. Wigand. 1848. Gr. 16. 20 Ngr.

Die erste dieser Jugendschriften, „Deutscher Jugendkalender", läßt schon durch ihren Titel erwarten, daß sie den hauptsächlichsten Anfoderungen an wahrhaft empfehlenswerthe Schriften für Kinder genügt. Das Titelblatt ist künstlerisch schön umrandet, und ist im Stande ein gutes Vorurtheil über den Inhalt des Buches zu erwecken. Was nun zuerst das nur Kalenderartige des Inhalts betrifft, so müssen wir zugestehen, daß darin eine besonnene Auswahl des allgemein Wissenswerthen vorwaltet. Die astronomische Wißbegier findet in den bei jedem Monate wiederkehrenden Abtheilungen: „Mondwechsel", „Sonnenauf- und Sonnenuntergang", „Himmelserscheinungen", hinreichende Befriedigung. Die „bemerkenswerthen Tage" geben die Tage an mit denen die einzelnen Monate beginnen, machen nicht nur auf die eintretenden Feste, sondern auch auf das eine und das andere geschichtliche Ereigniß von Wichtigkeit aufmerksam. Sogar einige Heilige werden hervorgehoben, besonders wenn dieselben als sogenannte Landespatrone Geltung haben. Bemerkungen und Erläuterungen, die sich in dieser Rubrik finden, sind recht dankenswerth, nur sind sie zu willkürlich vertheilt. Warum hat z. B. gleich im Februar Lichtmeß eine Erklärung erhalten und nicht auch Aschermittwoch und Petri Stuhlfeier, da doch ebendaselbst eine, und zwar die einzige Bauernregel einen Platz fand? Ueberdies darf die Kürze solcher Bemerkungen ihrer Richtigkeit keinen Eintrag thun. Wenn es z. B. in der Anmerkung zu dem 31. October heißt: Luther habe in seinen 95 Sätzen die Mängel der alten Kirche auseinandergesetzt, so ist Dies nicht ganz wahr. Offenbar beabsichtigte Luther in jenen Sätzen nur die Abstellung einer falschen Ablaßtheorie, um nicht die Hoheit des Apostolischen Stuhls gefährdet zu sehen; unverkennbar ging Luther's Absicht nicht auf einen Umsturz der „alten Kirche", sondern nur auf eine Wiederherstellung der Lehre und Disciplin wie sie in der ältesten Kirche herrschte, ehe in dieser noch menschlich ersonnene Lehren von Verdiensten der Heiligen, von einer Anrechnung und Vertheilung dieser Verdienste durch einen päpstlichen Machtspruch und von einer hieraus folgenden Rechtfertigung gegen Erlegung einer Summe Geldes in Aufnahme gekommen waren. Je wichtiger eine Sache ist, umbestoweniger darf auch nur der Schatten einer Unrichtigkeit sie trüben. Die bildlichen Bezeichnungen oder Symbolisirungen der einzelnen Monate verdienen Lob, obgleich die eine und andere mehr enthalten und besser ausgeführt sein konnte. Die auf dieselben bezüglichen Reime halten die Mitte zwischen Ernst und Scherz. Wir sind aber sehr in Zweifel, ob es dem letztern zugute gerechnet werden darf, wenn nicht eben auf der Goldwage des guten Geschmacks, der Poesie und Prosodie abgewogene Reime vorkommen wie diese:

> Und ist die Mahlzeit angericht't,
> Wir lachen ihm (dem Winter) ins Angesicht.
> Hört er vor Lust uns schmatzen,
> Er möchte vor Aerger platzen.

Mit welchem Rechte wir in einem Bilde keinen verrenkten Arm und Fuß, sowie keine falsche und unanständige Stellung dulden mögen, mit demselben Rechte weisen wir auch jede gebrochene und zum Schein gewaltsam verrenkte oder gepreßte Silbe, sowie jeden Ausdruck der das Schicklichkeitsgefühl beleidigt entschieden zurück.

Fast bedauert haben wir es, daß das durchaus gelungene Märchen von R. Reinick: „Die Waldmühle", ohne Bilder gelassen worden ist, obgleich gar manche interessante Scene zur Versinnbildlichung auffoderte. Das genannte (Soldaten-) Märchen spielt in dem herrschaftlichen Gebiete Oberon's und seiner Elfen. Es ist reich an Ueberraschung und Abwechselung, und schließt mit den bedeutungsvollen Worten: „Fröhliche Leute sehen ebenso oft lustige Geister, als mürrische zu allen Zeiten von bösen und garstigen Geistern heimgesucht und geplagt werden, und so wird es bleiben bis ans Ende der Welt."

Entschädigung für den eben empfundenen Mangel an künstlerischer Zuthat gewähren die „Thierbilder aus Wald und Feld". Sie sind des Zusammenhalts wegen in das leichte luftige Gewand der Erzählung eines Spaziergangs mit einem alten erfahrenen Waidmann eingewebt, und leisten in höchst ansprechender Form und Staffage Alles was Thierbilder ohne das Bunt der Farben nur immer zu leisten vermögen. Meischen, Lerche, Kranich, Maulwurf, Rebhuhn, Wiedehopf, Möve, Reiher, Wildente, Falk, Schwan, Fischotter, Trappe, Hamster, Habicht, Krähe, Elster, Amsel, Wachtel, Hase, Seidenschwänzchen, Sperling, Nachtigall, sowie Eichkätzchen, Specht, Eichelhähne und Auerhahn, Kukuk, Marder, Adler, Storch, Fuchs, Hirsch, Eber, Reh, Fasan, Uhu — sie alle ziehen an uns vorüber, erzählen uns ein Flüchtiges über ihr Wesen, und belohnen überdies die Aufmerksamkeit durch manche hübsche und gute Bemerkung und Mahnung.

„Bilder und Reime" sind beide in dem bekannten Fibelgeschmack erhalten. Sie nehmen nur zwei Seiten ein. Pferd, Kuh, Esel, Schaf geben Veranlassung zu den Reimen:

Eine grobe Kuh, ein stät'scher Gaul,
Ein dummes Schaf, ein Esel der faul,
Die muß man nehmen wie sie sind;
Können nun einmal nicht anders werden.
Aber ein eigensinnig Kind,
Das dumm und faul und grob gesinnt,
Das ist das Häßlichste auf Erden.
Wenn's nur wollt', 's könnt' anders werden!

Den Schluß bildet der „Weihnachtsaufzug", der Knecht Ruprecht in seiner traditionnellen Vermummung, mit Ruthe und vollem Sacke auf einem tüchtigen thüringer Fuhrmannsgaule, der durch tiefen Schnee watet und als Kopfputz den von einem Engel gehaltenen Christbaum trägt. Die beigegebene gereimte Erklärung steht in poetischem Werthe der Reimbegleitung der Monate gleich.

Nach diesem Allen verdient der besprochene Jugendkalender auch deshalb deutsch genannt zu werden, weil er das den Deutschen eigenthümliche Merkmal der gedeihlichen Besonnenheit und der gewissenhaften Sorgfalt in allen seinen Theilen an sich trägt. Möge er als immerwährender Kalender betrachtet und gebraucht werden!

Die zweite der oben genannten Jugendschriften, „Die schwarze Tante", tritt uns in gleich geschmackvoller äußerer Ausstattung wie die erste entgegen. Die schwarze Tante — keineswegs ein gespenstisches oder bösartiges Wesen — figurirt nur deshalb auf dem Titel und in der ersten einleitenden Erzählung, um 16 Märchen und Geschichten für Kinder gewissermaßen unter einen Hut oder in einen Rahmen zu bringen. Die erste Geschichte, „Das Schreibzeug", ist wie gesagt die Einleitung oder Bevorwortung des ganzen Büchleins. In dieser Eigenschaft kann ihr das Lob einer guten und sinnreichen Erfindung nicht abgesprochen werden. Ohne die Einfachheit zu stören hätte die Ausführung etwas sorglicher und dem Anfange entsprechender, mit Einem Worte, spannender und die Illusion weniger unterbrechend sein können. Die übrigen Märchen und Geschichten stellen wir in eine dreifache Rangordnung. „Hänschen und Gretchen", „Der neugierige Hahn", „Bienchen Pumphöschen", „Die Goldkäfer" ordnen wir von unten herauf auf die drittletzte Stufe. Wenn wir diese Geschichtchen ohne ein besonderes Lob und ohne einen besondern Tadel vorübergehen lassen, so veranlassen uns dagegen die zwei Stücke: „Papier, Tinte und Feder" und „Kaffeekanne und Milchkanne", zu der einen und andern Bemerkung. Beide enthalten Elemente die wir als der Kinderwelt nicht eben befreundete, jedenfalls reiz- und nutzlose ausgeschieden wünschten. Weit entfernt „Papier, Tinte und Feder" mit Tadel überschütten zu wollen, gestehen wir vielmehr diesem Geschichtchen manche Vorzüglichkeit zu. Was uns in ihm misfällt und misfallen muß ist die ungeeignete Einführung einer Caricatur. In Jugendschriften — in unserer handelt es sich um die Caricatur eines Professors — müssen Zerrbilder mehr als irgendwo anders mit großer Vorsicht in Anwendung gebracht werden. Geschieht das Gegentheil, so kann der jugendliche Geist sehr leicht mit Leichtsinn, mit Gleichgültigkeit gegen das Achtungswürdigste und mit Vorurtheilen erfüllt werden, die früher oder später schädliche Folgen haben. Es bedarf wol für den Verf. des in Rede stehenden Geschichtchens, und für Den welcher den Professor in zwei Bildchen dazu carikirte keines weitern Zusatzes. In Bezug auf „Kaffeekanne und Milchkanne" nur die Mahnung: wer den Beruf in sich fühlt seine Feder der Jugend und deren Bildung zu widmen, der sollte immer und immer des Unterschiedes zwischen dem Komischen und Kindischen, zwischen dem Lächerlichen und Läppischen recht lebendig eingedenk sein. Hier das Element dessen Ausscheidung wir wünschten. Auf einer höhern, auf der zweitletzten Stufe stehen: „Wie zwei Finken Hochzeit machen", „Der Hahn und die Hühner", „Hannchen und die Elfen". Auf der letzten und höchsten Stufe des Bethes endlich sehen wir „Mariechen", „Das Himmelsmütterlein", „Der Weihnachtsabend", „Das Christkind". Hier sind die Samenkörner reiner Naivetät und Sentimentalität in reiche Fülle ausgestreut; hier findet sich für das kindliche Gemüth eine Nahrung die, noch so oft genossen, nie zum Ekel wird. Einfachheit der Erfindung und Gewandtheit in der Darstellung haben hier Etwas geleistet dem der erste Preis nicht vorenthalten werden kann. Dagegen verfehlt in Anlage und Ausführung, wenigstens viel zu weitschichtig und breitspurig, viel zu gesucht, und doch auch wieder, wie „Der neugierige Hahn", zu läppisch und kindisch unbedeutend ist „Nußknacker" und Zuckerpüppchen". „Die Roßtrappe" möchten wir als eine Volkssage abgesondert wissen. Als solcher ertheilen wir ihr das Lob einer gelungenen neuen Auffassung. Zumeist schreitet über die hier gezogenen Kreise der Kinderwelt hinaus „Prinzessin Unka". Wir können aber mit einer solchen Ueberschreitung uns keinesfalls einverstanden erklären. Ein stolzer, hochfahrender Sinn und ein böses, heimtückisches, männerverspottendes Herz einer Prinzessin, Namens Unka, wird hier gerichtet durch eine Sündflut en miniature. Hätte denn der Unkenruf aus der Tiefe stehender Gewässer herauf nicht in einfacherer und gemüthlicherer Art erklärt werden können?

Zu allen den genannten Märchen und Geschichten gehören 47 von Ludwig Richter in Dresden mit recht vielem Fleiße gezeichnete Bilder, welche als Holzschnitte dem Texte eingedruckt sind. Beiweitem die meisten tragen das Gepräge der wahrhaft künstlerischen Auffassung und Ausführung. Insbesondere läßt sich Dies behaupten von dem anmuthigen Bildchen zu „Mariechen", „Himmelsmütterlein", „Weihnachtsabend", „Christkind", „Roßtrappe", „Nußknacker" und „Zuckerpüppchen".

Entheben wir unsern Bemerkungen und Andeutungen das Gesammtergebniß, so ist es kein anderes als dieses: wir können auch „Die schwarze Tante" mit ihren Märchen und Geschichten zu denjenigen Bilderbüchern zählen welche den nothwendigen Ansprüchen an illustrirte Kinder- und Jugendschriften im Ganzen recht wohl entsprechen. Deshalb stehen wir nicht an das Büchlein als brauchbar und nützlich zu empfehlen.

A.

Notiz.

Londoner Bibliotheken.

Es gibt in London vier dem Publicum unentgeltlich geöffnete Bibliotheken: die des Britischen Museum mit 500,000 Bänden; die des Sion College mit nahe 40,000 Bänden, gestiftet 1623 vom Vicar an der St.-Dunstan's-Kirche in der Fleetstraße; Tenison's Bibliothek hinter der Nationalgalerie mit 4000 Bänden, gestiftet 1685 vom Erzbischof Tenison zum Gebrauch der Pfarrkinder von St.-Martin's-in-the-Fields und der angrenzenden Kirchspiele; und die Red cross street-Bibliothek mit 30,000 Bänden, gestiftet 1716 von einem dissentirenden Pfarrer des presbyterischen Glaubens, Dr. Williams. Der Reichthum der Bibliothek des Britischen Museum ist bekannt, der der Bibliothek des Sion College besteht namentlich in theologischen Schriften. Tenison's Bibliothek besitzt zwar einige erlesene Handschriften, darunter einen werthvollen Chaucer, ist aber jetzt zugleich Zeitungshalle, wo auch Schach gespielt wird. Außerdem gibt es in London andere insofern nicht öffentliche Bibliotheken als Eintritt und Benutzung an gewisse, obschon leicht erfüllbare Bedingungen geknüpft sind. Dahin gehören: die der London Institution auf Finsbury Circus mit 60,000 Bänden, darunter seltene topographische Werke; die Londoner Bibliothek auf St.-James' Square mit 50,000 Bänden; die Bibliothek der Royal Society in Somerset-House mit 44,000 Bänden, endlich die Büchersammlungen der Royal Institution in der Albemarle-Straße, des Athenaeum-Clubs — die beste aller Club-Bibliotheken — und des Lambeth-Palastes.

A.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 313. — 31. December 1849.

Ein Sohn des Volkes. Roman von Levin Schücking. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 12. 4 Thlr.

Kein Mensch hat es vor den Märztagen des Jahrs 1848 besser gehabt als unsere deutschen Belletristen. Die traurige Beschaffenheit unserer öffentlichen Zustände und der weltkundige Druck welcher auf der Presse lastete gaben eine prächtige Entschuldigung den Ausstellungen gegenüber welche die Kritik an dieser oder jener poetischen Production zu machen hatte. Ein Dichter hatte einen Roman geschrieben oder ein Drama aufführen lassen: das Publicum oder ein böswilliger Kritiker wünschten mehr Handlung, mehr Wirklichkeit, mehr Leben darin zu sehen. Was wollt ihr? rief der Dichter ihnen entgegen. Wo soll in dieser thatenarmen, in Quietismus versunkenen Zeit das Leben und die Handlung in der Poesie herkommen? Macht erst Geschichte und ich will euch die Geschichte poetisch verklären. Das Publicum und der Kritiker schwiegen, beschämt durch das Bewußtsein allerdings beiderseitig nicht viel Geschichtswürdiges gethan zu haben. Man klagte über die Lieder der Zerrissenen, über den ewig wiederkehrenden erlogenen Liebesschmerz mit obligater Selbstvergötterung, über die Zerfahrenheit unserer Lyriker. Was wollt ihr? rief der Lyriker. Muß ich nicht das Beste was ich geben könnte, die welterobernden Gedanken, die erhabensten Gefühle, die himmelstürmendsten Geistesblitze in meiner Brust verschließen? Läßt denn die Censur eine schwungvolle Lyrik aufkommen? Man schwieg und bereute den Märtyrer unserer politischen Jämmerlichkeit auch noch mit Vorwürfen betrübt zu haben.

Da kam der März 1848. Die Revolution ging brausend über unser deutsches Vaterland. Das bleiche Gespenst der Censur verschwand vor den Strahlen der aufgehenden Märzsonne. Das Nationalgefühl erwachte und geschichtswürdige Thaten geschahen. Wie bei allen großen Weltereignissen, so bot sich bei der Erhebung des deutschen Volks eine Fülle von tragischen und komischen Vorwürfen dem Dichter. Hic Rhodus, hic salta! rief die Weltgeschichte unsern Belletristen zu. Und was hat das deutsche Volk seitdem an poetischen Schöpfungen gewonnen? Einige dramatische Nullitäten, gut genug um das souveraine Volk von Berlin einige Abende im Friedrich-Wilhelmsstädter Theater zu amusiren, ein paar Centurien blutlechzender Barrikadenlieder — und das Facit der Rechnung ist gezogen. Der alte Goethe behält immer Recht:

> Ein großer Teich war zugefroren;
> Die Fröschlein, in der Tiefe verloren,
> Durften nicht ferner quaken noch springen,
> Versprachen sich aber im halben Traum,
> Fänden sie nur da oben Raum,
> Wie Nachtigallen wollten sie singen.
> Der Thauwind kam, das Eis zerschmolz,
> Nun ruderten sie und landeten stolz,
> Und saßen am Ufer weit und breit
> Und quakten wie vor alter Zeit.

Wenn Levin Schücking diese Anzeige bis hierher gelesen haben sollte, so wird er nicht viel Gutes für sein Buch erwarten. Er wird sich darin irren: denn ich bin eben im Begriff hinzuzusetzen, daß sein „Sohn des Volkes" eine ehrenvolle Ausnahme von der oben aufgestellten Regel macht. Schücking's Erzählertalent ist schon längere Zeit anerkannt und hat sich auch in dem vorliegenden Roman bewährt. Die Darstellung ist spannend, die Fabel geschickt angelegt, die Sprache würdig und maßvoll. Alle diese Vorzüge aber hätte der Roman auch vor dem März 1848 haben können und wahrscheinlich gehabt. Der Stoff ist es der dieses Buch als nachmärzliches erkennen läßt. Zwar der Sohn des Volkes ist nicht ein Sohn unserer Zeit, er ist ein Kind der ersten französischen Revolution von 1789. Aber die Zustände und Ereigniffe welche der Dichter uns vorführt haben so viele Analogien mit denjenigen die wir täglich durchleben, der Anklänge und Hindeutungen sind es eine solche Zahl, daß wir diese Geschichte von 1789 fast eine symbolische oder prophetische nennen möchten. Dessenungeachtet hat der Dichter von dem Fehler sich frei gehalten in bewußtvoller Tendenz unserer Zeit ein Spiegelbild vorhalten zu wollen und dadurch die eigenthümlichen Züge des Originals zu verwischen. Vielmehr sind es ganz die Zustände und Verhältnisse wie wir sie Alle am Ausgang des 18. Jahrhunderts kennen, die der Dichter uns vorführt: nicht Schücking, sondern die Weltgeschichte hat die Aehnlichkeit mit unserer Revolutionszeit hervorgebracht. Den Inhalt des Romans

zu erzählen halte ich nicht für angemessen: ich will den Lesern, deren ich dem Buche eine große Zahl wünsche, die Spannung nicht zerstören. Dagegen glaube ich dem Verf. selbst etwas Angenehmes zu erweisen, wenn ich ihn auf Einiges aufmerksam mache welches den Genuß dieses Romans zu stören geeignet ist.

Schon oben gestand ich dem Dichter zu, daß er es verstehe den Leser durch Anordnung und Darstellung zu fesseln. Nur manchmal, muß ich jetzt hinzufügen, verliert sich die Darstellung zu sehr ins Einzelne und wird dadurch weitschweifig. Ich meine nicht Walter Scott'sche Ausmalung von Hausgeräthe, Kleidern und dergleichen; hierin beobachtet Schücking durchweg ein glückliches Maß. Ich meine das Ausmalen von Stimmungen und Situationen in ein Detail, welches die gute Prosa, die bekanntlich nicht Alles sagt, füglich dem Leser überlassen kann. Ich glaube für diese Ausstellung einen ziemlich schlagenden Beweis beibringen zu können. In dem mir zur Anzeige zugesandten Exemplar fehlten nämlich im ersten Theil — ich weiß nicht ob durch ein Versehen des Buchbinders — die Seiten 97—120, also gerade anderthalb Druckbogen. Dessenungeachtet las ich weiter und fand alles Folgende vollkommen verständlich und motivirt. Können also diese anderthalb Bogen nothwendig sein, und soll der Dichter ganze Partien aufnehmen die ebenso gut fehlen können?

Dann hat sich der Dichter, wie mir scheint, eine kleine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen. Der Baron Karl weiß schon in Wien (I, 428) von der Verlobung seiner Schwester mit dem Marquis de la Roche. Der Leser erfährt nicht wie und wo dieser Letztere schon damals Mariane kennen lernen und sich mit ihr verloben konnte, da er doch wol nur ein mal emigrirt sein wird, und wir ihn später in Paris treffen. Aber noch wunderbarer. Als der Marquis de la Roche in Paris (II, 19) Karl seinen Namen nennt wird der vorher angezeigten Schwägerschaft mit keinem Wort Erwähnung gethan; Karl scheint einen ihm gänzlich unbekannten Namen zu hören. Noch mehr. Zerrmitz erzählt (II, 215—217) ziemlich weitläufig, wie die Verbindung des Marquis mit Mariane erst nach Karl's Rückkehr aus Paris entstanden sei, und auch hier wird der frühern Verlobung mit keiner Sylbe gedacht. Es bleibt demnach, da wir sonst alle Ursache haben zufrieden zu sein, Nichts übrig als diesen lapsus memoriae mit einem aliquando bonus dormitat Homerus zu entschuldigen.

Endlich hätte der Dichter es vermeiden sollen den von der Nonne hinterlassenen Schatz zu einer Art von Angelpunkt der Erzählung zu machen. Dergleichen Geschichtchen, an sich etwas obsolet und an die verkleideten Fürsten Iffland's erinnernd, die plötzlich ihre Orden zeigen, sind um so unzweckmäßiger, wenn sie so wenig zur Haupthandlung beitragen wie im vorliegenden Fall. Auch wird wol die Meisten es unangenehm überraschen, wenn das lange verhüllte Mysterium plötzlich in einen, wenn auch noch so großen Haufen Geldes sich auflöst.

72.

Sprachliche Ungereimtheiten.

So übersetzt sich die Aufschrift eines Artikels im „Athenaeum", aus welchem Folgendes der Mittheilung werth scheint.

„«Der richtige Gebrauch der Sprache», sagt Oliver Goldsmith in seinem «Essay on the policy of concealing our wants or poverty», und er hat Dies gesagt ehe Talleyrand in den Ruf kam es zuerst gesagt zu haben, «besteht nicht im Ausdrucke, sondern im Verbergen unserer Gedanken.» Daran hat aber nicht individuelle Heuchelei und Verstellung ausschließend Schuld: es liegt in der Natur aller Sprachen, der alten wie der neuen, etwas Anderes zu sagen als was wir denken. Unterm Einflusse des Herkommens bedienen wir uns Phrasen, welche genau betrachtet entweder geradezu albern sind oder Alles bedeuten, nur nicht was wir damit andeuten wollen. Vielleicht ist es nicht zu streng sämmtliche Sprachen bleibende Wahrzeichen zu nennen von des Menschen geistiger Verschrobenheit, von seiner frühen Begriffsverwirrung, von seinen langsamen Erziehungsfortschritten, endlich von seiner steten und unbedingten Hingabe an Herkömmliches. Man nehme eine der alten, der «gelehrten» Sprachen, übersetze wörtlich, und der Sinn mindestens jeder dritten Zeile wird sich als Unsinn oder nicht als der vom Verf. beabsichtigte Sinn herausstellen. Ein Satz fängt mit einem Zeitworte an und schließt mit dem dazu gehörigen Nominativ. Den Zwischenraum füllen Pronomina, Adverbia und Adjectiva, gleich als wären sie aufs Gerathewohl hineingeworfen. Man nennt Dies Inversion, und sie war eine von den Launen des Herkommens. Unsere Leser bedürfen nicht der Vorführung von Beispielen. Ich will mich auf die neuen Sprachen beschränken."

„Anscheinend besorgt um Jemandes Gesundheit fragt der Engländer: Wie thun Sie (how do you do)? Was mag sich das Herkommen gedacht haben als es diese Phrase zum Träger der Antwort machte, wenn der Arzt den Puls fühlt oder die Zunge zu sehen wünscht? Die Ungereimtheit ist wirklich spaßhaft; nur hat keine andere Sprache ein Recht die englische auszulachen. Der Spanier fragt: Como está usted? Wörtlich heißt Das: Wie ist Ihre Barmherzigkeit? Denn das Wort usted, gewöhnlich vmd geschrieben und zusammengezogen aus vuestra merced, ist gleichbedeutend mit Eure Gnaden oder Eure Hochwürden und wird allgemein statt des einfachen Pronomen Sie gebraucht. Die Phrase läßt sich übersetzen: Wie sind Sie? Aber nur das Herkommen befähigt die Frage auf die Gesundheit zu beziehen. Der Italiener fragt: Come se la passa? (Wie passirt es Ihnen?) Der Portugiese: Como passais? (Wie passiren Sie?) Der Franzose wünscht mit gewohntem Nachdrucke zu wissen: Comment vous portez-vous? (Wie tragen Sie sich?) Der Deutsche verlangt zu hören wie Sie sich befinden?"

„Auf den ersten Blick erscheinen diese Ungereimtheiten lächerlich. Weil aber jeder Ausdruck in jeder Sprache muthmaßlich der Reflex einer nationalen Eigenthümlichkeit ist, wäre es interessant den Nationalcharakter so zu analysiren, daß jene sprachlichen Ungereimtheiten sich daraus erklären ließen. Ein diesfallsiger Versuch kann ins Thörichte oder in bloße Hypothese ausgehen; dennoch ist es möglich, daß philologischer Spürsinn die Fährte des Wildes findet, obgleich er sie nicht mit der Sicherheit des Hühnerhundes aufzusuchen vermag. So öffnet uns vielleicht der erwähnte spanische Ausdruck mittels der Art wie der Spanier sein Zeitwort estar gebraucht eine Einsicht in dessen ruhige Besonnenheit; denn estar wendet er nur an wenn er von bedingtem Dasein spricht, im Gegensatze zu seinem andern Zeitworte ser, das ein unabhängiges oder wenigstens ein Dasein ausdrückt welches nicht unmittelbar von den Zufälligkeiten des Lebens abhängt. Der Italiener spielt vielleicht auf die Fähigkeit an mittels seines far niente oder non far niente, wie es heißen sollte, die Zeit zu tödten, indem er fragt: Wie passirt es Ihnen — nämlich die Zeit? Der Portugiese kann noch die ehemaligen kriegerischen Sitten seiner Nation

im Gedächtnisse haben und fragt deshalb: Wie passiren Sie? (Nämlich die Musterung): passar mostra? Aus dem: Wie tragen Sie sich? des Franzosen spricht dessen große Lebhaftigkeit und überschwengliche Beweglichkeit, wie Solches überhaupt mit seiner ganzen Ausdrucksweise oder Eigenthümlichkeit, der moralischen wie der sprachlichen, der Fall ist. Der philosophische, denkende Geist des Deutschen scheint anzunehmen, daß ehe Jemand sich über seine Gesundheit äußert, er den Zustand derselben untersucht haben wird. Der Frager will demnach die Voraussetzung andeuten, daß Sie Dies gethan, daß Sie Alles reiflich bei sich erwogen, ehe Sie sich unterfangen Ihre Diagnose abzugeben, mit andern Worten: daß Sie über sich Gericht gehalten haben müssen, ehe sie glaublicherweise im Stande sind den Befund zu nennen. Daher: Wie befinden Sie sich? Was endlich unser gutes altes Englisches: Wie thun Sie? anlangt, so ist dabei weggelassen: Ihre Schuldigkeit, denn in unserm werkthätigen Lande begründet nur Krankheit eine zulässige Ausnahme. Alles Dies mag wie gesagt phantastisch klingen, dürfte aber dazu dienen den Philologen den Weg ins Holz zu zeigen."

„Hat nun jede Sprache in Sachen des Sinnes contra den Ausdruck ihre Ungereimtheiten, so ist sich nicht zu wundern, daß in Betreff der Orthographie, der Wortschreibung ein Gleiches Platz greift. Auch hier hat natürlich das Herkommen seinen Herrscherstab geschwungen, und zwar durch alle Sprachen, von der ersten die je geschrieben worden ist bis auf die letzte welche die Neger in den spanischen, portugiesischen, französischen und englischen Colonien zusammengebaut haben."

„Die bei der Verbindung von Worten sich offenbarenden Grundlaute sind sich in allen Sprachen ähnlich, wenn nicht identisch. Es ist Dies das unabweisbare anatomische Resultat der Aehnlichkeit der Sprachwerkzeuge bei allen Menschenracen. Sothane Laute durch geschriebene Zeichen oder Buchstaben zu versinnlichen war ein wunderbares Wagniß des menschlichen Geistes. Aber es mußte sein, mußte geschehen, und das Herkommen ist mit ganz leidlichem Erfolge zu Werke gegangen. Die Hauptschwierigkeit bestand im Allgemeinen nicht darin wie ein Wort zu buchstabiren, sondern wo Worte zu finden seien die Gedanken auszudrücken. Sobald man sich über die Zeichen zur Darstellung gewisser Laute vereinigt, erhielten die Sprachen sehr bald Form und Bestand. Krieg, Wanderung, Handel vermischten die Racen. Scheinbare Zufälligkeiten regelten die daraus erfolgte Amalgamation der Sprachen; aber die ursprünglichen Typen blieben dieselben, indem die Fundamental- oder Wurzellaute mittels der sie vertretenden herkömmlichen Zeichen stets aufgefunden werden konnten. Daher kommt es, daß jedes Wort einer Sprache auf der einen Seite eine national-geschichtliche Thatsache und auf der andern ein Fingerzeig hinsichtlich des Charakters oder der Eigenheit des betreffenden Volks ist. Das erhebt die jeder Nation eigene Wortschreibung zu einem ehrwürdigen Denkmale vergangener Zeiten. Es fällt dem Philologen mit Eins in die Augen und ist für den Linguisten eine stete Gedächtnißübung, indem jedes Wort durch sein Wurzelzeichen bescheinigt wie weit in der Länge und Breite es von seiner frühesten Bedeutung abgewichen ist." 2.

Bibliographie.

Ammann, J., Ueber das Studium der Sanskritsprache nebst einigen Bemerkungen über Sanskritliteratur. Programm. Landshut, Thomann. Gr. 4. ,6 Ngr.

Andersen's, H. C., sämmtliche Märchen. Mit 125 Illustrationen nach Originalzeichnungen von V. Pedersen. In Holz geschnitten von Ed. Kretzschmar. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Teubner. 1850. Br. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

— — Neue Märchen. Mit 13 Illustrationen nach Originalzeichnungen von V. Pedersen. Ebendaselbst. 1850. Br. 8. 15 Ngr.

Aristoteles über die Farben. Erläutert durch eine Uebersicht der Farbenlehre der Alten von C. Prantl. München, Kaiser. Gr. 8. 1 Thlr.

Barth, H., Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeeres, ausgeführt in den J. 1845, 1846 und 1847. In zwei Bänden. 1ster Band. — A. u. d. T.: Wanderungen durch das Punische und Kyrenäische Küstenland oder Mág'reb, Afrik'a und Bark'a. Mit 1 Karte. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 Thlr.

Basedow's, J. B., Elementarwerk. Ein encyklopädisches Methoden- und Bildungsbuch für alle Kindererziehung und den Jugendunterricht in allen Ständen. Für jeden denkenden Familienvater, jede Mutter, alle Real- und Volksschullehrer ꝛc. nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaften und Volkscultur neu bearbeitet und herausgegeben von einem Vereine von Erziehern und Fachgelehrten. 3te vermehrte und verbesserte Auflage: 2te vollständige Ausgabe. Stuttgart, Verlags-Bureau. Gr. 8. 4 Thlr.

Baur, G., Grundzüge der Erziehungslehre. 2te vermehrte und theilweise umgearbeitete Auflage. Gießen, Ricker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Becker, W. A., Handbuch der römischen Alterthümer nach den Quellen bearbeitet. Fortgesetzt von J. Marquardt. II. Theil. 3te Abtheilung. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beringer, F., Mistivoi der Wenden-Fürst. Historischer Roman. Zwei Theile. Potsdam, Janke. 1850. 8. 1 Thlr.

Biedermann, A. E., Unsere junghegelsche Weltanschauung oder der sogenannte neuste Pantheismus. Allen Denkenden J. P. Romangs gewidmet. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 24 Ngr.

Briefe eines Nordamerikaners aus und über Rußland. Mannheim, Grohe. 8. 25 Ngr.

Britannia. Englands vorzüglichste Romane und Novellen. 14ter bis 16ter Band. — A. u. d. T.: Shirley. Von C. Bell. Aus dem Englischen übersetzt. Drei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Chronica, inhaltend Historien und Geschichten, denkwürdige Sachen, so sich vor und nach Ursprung löblicher Eydgnoßschafft in derselben, sonderlich bei St. Gallen-Zell, Kloster und Schildt, wie auch bei der löblichen Statt St. Gallen Anfang, Zunemmen und Erwachsen, ihr mühsamen und theürer Befreyung, ihrem löblichen Regiment und bei ihren Eyd- und Bundsgnossen und Nachbarn begeben. Aus handschriftlichen und alten gedruckten Chroniken ausgezogen, zusammengestellt und in altteutscher Sprache herausgegeben von K. Wild-St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Deutsche Chronik für das Jahr 1849. 1ster Band: Die Monate Januar—Juni. Berlin, Hayn. 1850. Gr. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutinger, M., Grundlinien einer positiven Philosophie als vorläufiger Versuch einer Zurückführung aller Theile der Philosophie auf christlichen Principien. 6ter Theil. — A. u. d. T.: Moralphilosophie. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Dieringer, F. X., Lehrbuch der katholischen Dogmatik. 2te revidirte Auflage. Zwei Abtheilungen. Mainz, Kirchheim u. Schott. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dilia Helena, Neuere Lieder. Berlin, Nicolai. 8. 15 Ngr.

Duncker, M., Zur Geschichte der deutschen Reichsversammlung in Frankfurt. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Holdheim, S., Der Unterschied zwischen Meinung und Gesinnung im Kampfe auf religiösem und politischem Gebiete. Ein religiöser Vortrag gehalten zu Berlin, am 7. Jan. 1849. Berlin, Lassar. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ist das bisherige Bestehen und Wirken der „verfassung-

gebenden Versammlung" Frankfurts rechtsgültig? Beantwortet von einem Frankfurter Bürger. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 4 Ngr.

Maßl, F. X., Der Schaden unserer Zeit und seine Heilung. Zwei Predigten, gehalten bei dem achttägigen Michaeli-Ablaß in der Ilzstadt-Passau. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 8. 3 Ngr.

Moltke-Grünholz, M. Graf v., Die Schleswig-Holsteinische Frage. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Ler.-8. 9 Ngr.

Rieck, F., Göthe's hundertjähriger Geburtstag. Festrede in Ratzeburg gehalten. Ratzeburg, Linsen. Gr. 8. 5 Ngr.

Vogt, C., Die Aufgabe der Opposition in unserer Zeit. Gießen, Ricker. Gr. 8. 10 Ngr.

Frankfurter Zustände. I. Die Verfassungsfrage. Frankfurt a. M., Jügel. Gr. 8. 5 Ngr.

Inhalt des Monats December.

Nr. 288. Schriften zu Goethe's hundertjähriger Jubelfeier. (1. Zum 28. August 1849, dem hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's. Denkschrift auf denselben in seiner welthistorischen Bedeutung, als eine der Hauptsäulen am Tempelbau der Menschheit. Von C. Wenig. 2. Zu Goethe's Jubelfeier. Studien zu Goethe's Werken. Von H. Düntzer. 3. Reliquien der Fräulein Susanna Katharina von Klettenberg, nebst Erläuterungen einer schönen Seele, von J. M. Lappenberg. 4. Goethe's Verdienste um unsere nationale Bildung. Zur Goethe-Feier am 28. August 1849, von W. Assmann. 5. Goethe's Iphigenia auf Tauris und das griechische Alterthum. Festgabe zur ersten Jubelfeier des Dichters, von K. F. Rinne. 6. Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung. Von einem Zeitgenossen. 7. Zu Goethe's hundertjähriger Geburtsfeier, am 28. August 1849. Gedicht.) (Nr. 288—293.) — Germania. Ein satirisches Märchen von W. Müller. — Funfzehn Jahre in Paris. — Nr. 289. Nordalbingien, Jütland, Dänemark. — Nie eilig. — Nr. 290. Ein Stündchen mit Lady Anna Hamilton oder: Wer war Georg's III. Spion. — Nr. 291. Ueber illustrirte Kinderschriften. I. (Alte und neue Kinderlieder, Fabeln, Sprüche und Räthsel. Herausgegeben von G. Scherer.) — Zwei Belege zum Tout comme chez nous. — Nr. 292. Humoristische und novellistische Kleinigkeiten. (1. Münchhausen in Californien ꝛc. Von Abraham Krakenfuß. 2. Humoristische Lustreise. In Briefen von P. an W. v. B. Aus dem Schwedischen von Z...d. 3. Eine allerneueste Melusine. Novelle von E. Bülow.) — Erinnerungen aus der Theaterwelt. — Nr. 293. Geschichte durch Caricatur. — Zur Quellenkunde der Papstgeschichte. — Nr. 294. Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. Erinnerungen aus den J. 1786—1804. Von J. Kerner. — Aeltere und neuere Zustände in Irland. — Misverständnisse. — Nr. 295. Sociale und nationalökonomische Fragen. (1. Die neue Phönixperiode der Staatswissenschaft. Von H. Escher. 2. Beiträge zur Besprechung über das Wohl der ärmern Volksclassen. 3. Die deutsche Auswanderung als Nationalsache, insbesondere die Auswanderung des Proletariats. Eine Denkschrift an die hohe Reichsversammlung. Von F. Hundeshagen. 4. Ueber Association im Gewerbewesen, namentlich Industriehallen und gemeinsame Werkstätten. Von F. Dael. 5. Das deutsche Recht der Schutz der Arbeit. Von J. Weiske. 6. Das Eigenthum von A. Lebeldi. 7. Allgemeine progressive Grund- und Einkommensteuer, gleiches Maß und Gewicht für Deutschland, von L. von Groß. 8. Vorschläge zur allgemeinen deutschen Maß-, Gewichts- und Münzregulirung. Von G. Karsten. 9. Die deutsche Marineverwaltung unter Herrn Duckwitz aus Bremen.) (Nr. 295—298.) — Leben und Thaten des berühmten Ritters Schnapphahnski. Von G. Weerth. — Nr. 296. Der Bauernkönig und die Jüdin. Von Czynsky. Uebersetzt von F. Funck. — Ein Wort über Ledru-Rollin. — Nr. 297. Denkwürdigkeiten Ludwig's XVII. (Intrigues dévoilées, ou Louis XVII, dernier roi légitime de France, décédé à Delft le 10 Août 1845. Par M. Gruau de la Barbe.) — Nr. 298. Diesterweg's Antrag für die Goethe-Stiftung beleuchtet von einer deutschen Frau. (Die Goethe-Stiftung. Ein Antrag von A. Diesterweg.) — Nr. 299. Der Neuzeit Schwimmung. (1. Was bleibt? Zeitgemäße Betrachtungen des Königs und Predigers Salomo über die Eitelkeit aller Dinge. Uebersetzt und erklärt und in ihrem wohlgeschlossenen Zusammenhange entwickelt von F. W. K. Umbreit. 2. Briefe an einen Zweifler über die Religion. Von F. T. Frantz. 3. Das Wesen des Christenthums mit Beziehung auf neuere Auffassungsweisen desselben von Freunden und Gegnern. Von C. Ullmann. Dritte, neubearbeitete Auflage. 4. Sokrates und Christus, oder die logische und ethische Vernunft der philosophischen und geoffenbarten Religionslehre. Von T. Heinsius. 5. Die Religion der Gesellschaft und die Entwickelung der Menschheit zu ihr, dargestellt in zehn Vorlesungen von L. Philippson.) (Nr. 299—301.) — Pfarre und Schule. Eine Dorfgeschichte von F. Gerstäcker. — Die Todesstunde einer glänzenden Königin der Feste. — Nr. 300. Zur Geschichte der Todtentänze. (Hans Holbein's Initial-Buchstaben mit dem Todtentanz nach Hans Lutzelburger's Original-Holzschnitten im dresdener Cabinet. Zum ersten mal treu copirt von H. Loebel. Mit erläuternden Denkversen und einer geschichtlichen Abhandlung über die Todtentänze von A. Ellissen.) — Nr. 301. Zwei auffallende Urtheile Schiller's. — Ein neues Buch über Rom. — Nr. 302. Jeremias Gotthelf. (1. Uli der Knecht. Ein Volksbuch. Bearbeitung des Verfassers für das deutsche Volk. Von Jeremias Gotthelf. 2. Uli der Knecht. Ein Volksbuch von Jeremias Gotthelf. Zweiter Theil. A. u. d. T.: Uli der Pächter.) (Nr. 302—305.) — Neugriechische Literatur. — Justinus Kerner über Träume. — Nr. 303. Die Schriften des Marschalls Bugeaud. — Nr. 304. Poetische Geburten der Neuzeit. (1. Blüten. Lyrische Dichtungen von Josephine Herb. 2. Zwanzig Gedichte. Eine Weihnachtsgabe von E. Dösekel. 3. Alpenblumen. Gedichte von M. C. v. K. 4. Herbstblumen. Herausgegeben zum Besten unglücklicher Hausarmen. 5. Gedichte von E. Grüning. Erste Sammlung. 6. Gedichte von A. Thieme. 7. Fels und Aster. Dichtungen von F. J. Proschko. 8. Lyrische Gedichte von J. K. W. Fischer. Erstes Heft. 9. Ein welker Blumenstrauß des Don Brano. 10. Dichtungen von K. Schmitt. 11. Lieder und Träume aus der Jugendzeit von P. Geyser. 12. Soldatenlieder von J. N. Vogl. 13. Aus der Teufe. Bergmännische Dichtungen von J. N. Vogl. 14. Aus der Einsamkeit. Lieder von Grosewsky. 15. Kleine Blumen, kleine Blätter. Gedichte von F. W. Plath. 16. Thekla. Gesänge der Liebe von H. Hersch. 17. Assaf und Tirza. Gedicht von J. Schwarz. 18. Hallelujah! Lyrische Gesänge von E. Tieffenbach.) (Nr. 305—307 und Nr. 310—311.) — Nr. 306. Fanny Lewald. (Nr. 306—307.) — Nr. 308. Der Dichter Schubart und der Herzog von Würtemberg. (Christian Friedrich Daniel Schubart's Leben in seinen Briefen. Gesammelt, bearbeitet und herausgegeben von D. F. Strauß.) (Nr. 308—310.) — Les églises d'État, dernière cause d'intolérance religieuse. Exemple tiré de la législation du canton de Vaud. Par L. Jottrand. Von A. Schöler. — Nr. 309. Der Räuber und sein Kind von K. Mayer. — Denkmale der altchristlichen Architektur. — Nr. 311. Friedrich Hölderlin und seine Werke. Von A. Jung. Von A. Zeising. (Nr. 311—312.) — Nr. 312. Ueber illustrirte Kinderschriften. II. (1. Deutscher Jugendkalender für 1849. Mit Geschichten und Reimen von R. Reinick. Herausgegeben von R. Reinick und H. Bürkner. 2. Die schwarze Tante. Märchen und Geschichten für Kinder.) — Nr. 313. Ein Sohn des Volkes. Roman von L. Schücking. — Sprachliche Ungereimtheiten. — Mancherlei; Notizen; Lesefrüchte; Miscellen; Anekdoten; Bibliographie; Literarische Anzeigen. — Nebst 1 Literarischen Anzeiger: Nr. XIV.

Das Register zum Jahrgang 1849 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Das Werk, welches unter dem Titel:

Die Gegenwart

seit dem vorigen Jahre in meinem Verlage erscheint, und sich unausgesetzt einer steigenden Theilnahme des Publicums aller Stände erfreut, macht sich zur Aufgabe, **in gründlicher aber ansprechender und populairer Weise eine übersichtliche Darstellung alles Dessen zu geben, was unsere jetzige Geschichtsepoche an Neuem, Denkwürdigem und Großem aufzuweisen hat.**

Das Werk behandelt demnach ganz besonders die Zeitereignisse und Zustände im Volks-, Staats- und Gesellschaftsleben, und widmet wiederum auf diesem Gebiete den außerordentlichen Vorgängen der jüngsten Zeit eine specielle Aufmerksamkeit. Nicht minder verbreitet sich dasselbe über die neuen Doctrinen, Systeme und Ansichten in den verschiedenen Zweigen der politischen Wissenschaften, und sucht hierbei die wissenschaftliche Bewegung mit den schwebenden Tagesfragen in Verbindung zu bringen. Ebenso bespricht das Werk die Zeiterscheinungen in Kunst, Philosophie und Theologie, die bedeutendern Ergebnisse der Geschichtsschreibung und Geschichtsforschung, die Fortschritte in Geographie und Statistik, die großen Forschungen und Entdeckungen in den Naturwissenschaften, sowie die Erfindungen und neuen Methoden, durch welche die technischen Künste, der Ackerbau, die Gewerbe in den verflossenen Jahren einen so wesentlichen Umschwung erfahren haben.

Die zwanglose Form dieses von den ausgezeichnetsten Schriftstellern des In- und Auslandes geförderten Werkes macht es möglich, daß in der Reihenfolge der Gegenstände das unmittelbare Zeitinteresse nöthigenfalls berücksichtigt, bei eintretender Fortentwickelung eines Stoffes durch neue Ereignisse die weitere Darstellung jederzeit wieder aufgenommen, und jede Arbeit frisch, wie sie aus der Feder des Autors hervorgegangen, mitgetheilt werden kann. **Ungeachtet dieser freien Form schreitet jedoch die Ausführung des Werkes nach einem sorgfältig festgestellten Plane vor, sodaß mit Vollendung des Unternehmens die Summe der einzelnen Artikel ein innerlich zusammenhängendes, organisches Ganze bilden wird, das nichts ausschließt, was in einem Gesammtbilde der Zeitgeschichte seinen Platz haben muß.** Der Umfang des Werkes läßt sich in unserer so bewegten und ereignißreichen Zeit freilich nicht bestimmt abgrenzen; indessen werden die Herausgeber ihr Ziel für erreicht halten, sobald in den europäischen Verhältnissen ein Ruhepunkt eingetreten, ein neuer Entwickelungsabschnitt ersichtlich ist.

Unbeschadet der Selbständigkeit und Abgeschlossenheit des Werkes bildet „**Die Gegenwart**“ zugleich die Fortsetzung des beliebten „**Conversations-Lexikon der Gegenwart**“, sowie ein **Supplement** zum „**Conversations-Lexikon**“, dessen Ergänzung und Weiterführung durch die großen Ereignisse bereits nothwendig geworden ist.

„**Die Gegenwart**“ schließt sich in Druck und Format der neunten Auflage des „**Conversations-Lexikon**“ an, und erscheint in Heften von vier Bogen, von denen zwölf einen Band bilden. Erschienen sind bis jetzt 24 Hefte oder zwei Bände. Der Preis eines Heftes beträgt

5 Ngr. = 18 Kr. Rhein.

Jeden Monat werden, jenachdem der Stoff es erheischt, zwei bis drei Hefte geliefert.

Leipzig, im Juli 1849.

F. A. Brockhaus.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Entwurf
zu einem
allgemeinen Deutschen Civilgesetzbuche
nebst Motiven.
Von
F. A. Freiherrn von Preuschen-Liebenstein.

Gr. 8. (32 Bogen.) Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser, welcher schon früher einen blos statt handschriftlicher Mittheilung gedruckten, von Sachkennern des Beifalls gewürdigten Entwurf zu einem nassauischen Ehe-, Verwandten- und Vormundschaftsrechte redigirt hat, unternahm es bereits im Jahre 1847, durch aufmunternde Stimmen competenter Gelehrten in seinem Vorhaben bestärkt, das vorstehend angezeigte Werk mit sorgfältiger Berücksichtigung des römischen und deutschen Rechts, sowie der neuern Gesetzbücher und mit Benutzung seiner eigenen praktischen Erfahrungen zu dem Zwecke auszuarbeiten, um hierdurch zur Anbahnung einer allgemein deutschen Gesetzgebung nach Möglichkeit beizutragen. Derselbe wünscht Nichts sehnlicher, als daß diese Vorarbeit tüchtigern Gelehrten Veranlassung gebe, ihre eigenen Kräfte dem von ihm angestrebten Ziele zu widmen, damit die Rechtseinheit in Deutschland baldigst zur Wahrheit werde.

Der gegenwärtige Entwurf umfaßt das gesammte Privatrecht mit Ausnahme des Handels-, Wechsel-, See-, Deich- und Bergrechts, und sind demselben erläuternde Motive beigefügt, welche auch dem Laien nicht ohne Interesse sein werden.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Allihn, Dr. ***F. H. Th.*** (Privatdocent in Halle),
Ueber die Bedeutung des Studiums des griechischen Alterthums für philosophische Bildung in gegenwärtiger Zeit. Gr. 8. 1849. Geh. Preis 12 Sgr.

Adolph Büchting in *Nordhausen.*

Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Deutsches Volksblatt. Eine Monatsschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von **R. Haas.** Drei Jahrgänge. 1845—47. Gr. 8. Geh.

Herabgesetzter Preis 16 Ngr.

Einzelne Jahrgänge 8 Ngr.

Hierzu erschien von dem Herausgeber:

Centralblatt. Ein Organ sämmtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihre Freunde. Gr. 8. 1845.

Herabgesetzter Preis 8 Ngr.

Das **Volksblatt** enthält eine überaus reiche Auswahl belehrender und unterhaltender Darstellungen von den beliebtesten und tüchtigsten Volksschriftstellern, und kann zu dem jetzigen **beispiellos billigen Preise** als ein nützliches **Familienbuch** bestens empfohlen werden.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

RECUEIL
MANUEL ET PRATIQUE
DE TRAITÉS, CONVENTIONS

et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle.

Par **Ch. de Martens** et **F. de Cussy.**

Complet en cinq volumes.

In-8. Broch. 14 Thlr.

Ouvrages de Mrs. *de Martens* et *de Cussy* qui se trouvent également à l'adresse indiquée:

Guide diplomatique. Par *Ch. de Martens.* 2 vols. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.
Causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vols. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.
Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vols. 8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.
Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. Par *F. de Cussy.* 12. 1846. 3 Thlr.

Durch die **Ambrosi**'sche Buchhandlung in **Passau** oder beim **Herausgeber** ist zu beziehen:

Aelteste Denkmäler der deutschen Sprache
erhalten in
Ulfilas gothischer Bibel-Uebersetzung
von *Ign. Gaugengigl.*

Erster Theil: 1) Literaturgeschichte. 2) Alle von den namhaftesten Kritikern bisher besprochenen Stellen und Artikel. 3) Kritische Sprachlehre. 4) Etymologisch-kritisches Wörterbuch. 5) Alphabetisches Wörterbuch. 6) Kritisches Verzeichniss der Fremdwörter und der Eigennamen. *Zweiter Theil:* Urschrift und das Schlusswort.

Zweite Auflage. 1849.

Gr. 8. Brosch. Preis à 3 Fl. 24 Kr.

Rhea.

Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. **F. A. L. Thienemann.** Zweites Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das erste Heft (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Herausgeber erscheint ferner bei mir:

Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Erstes bis viertes Heft. Jedes Heft 4 Thlr.

In 10 Heften wird dieses wichtige Werk vollständig sein; das fünfte Heft ist unter der Presse.

Leipzig, im Juli 1849.

F. A. Brockhaus.

Für Familien, Lesecirkel und Museen.

Illustrirte Zeitung für 1849.

Wöchentliche Nachrichten
über alle
Zustände, Ereignisse und Persönlichkeiten der Gegenwart,
über
Tagesgeschichte, öffentliches und gesellschaftliches Leben, Wissenschaft und Kunst, Musik, Theater und Mode.

Mit jährlich über 1000 in den Text gedruckten Abbildungen.

Vierteljährlicher Pränumerationspreis 2 Thlr.

☞ Mit dem 1. Juli beginnt die Illustrirte Zeitung eine **Neue Folge**, und ladet die Verlagshandlung nicht allein die langjährigen Freunde und bisherigen Abonnenten der Zeitung, sondern auch alle Die, welche bisher noch nicht Gelegenheit hatten dieselbe näher zu prüfen, zum Abonnement auf dieselbe hierdurch ein.

Die Illustrirte Zeitung, das einzige Journal, welches die Tagesgeschichte, das öffentliche und gesellschaftliche Leben bildlich veranschaulicht, erscheint vom 1. Juli ab nach einem erweiterten Plane, in vergrößertem Formate, regelmäßig jeden Sonnabend in Nummern von 48 Foliospalten mit 12—15 in den Text gedruckten Abbildungen. Im Uebrigen verweisen wir auf den ausführlichen Prospect der Neuen Folge der Illustrirten Zeitung, welcher durch alle Buchhandlungen gratis verabfolgt wird.

Leipzig, Expedition der Illustrirten Zeitung.

☞ Bestellungen auf die Illustrirte Zeitung werden in allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

System der Physiologie.

Von

C. G. Carus.

Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 8 Thlr.

(Auch in 8 Heften zu 1 Thlr. zu beziehen.)

Leipzig, im Juli 1849.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Anton, Dr. **K. C.**, **Die bewährtesten Heilformeln für die epidemische Cholera.** Nebst einer ausführlichen pathologisch-therapeutischen Einleitung. Für praktische Aerzte zunächst für die Besitzer des „*Taschenbuchs der bewährtesten Heilformeln für innere Krankheiten*“ nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 3 Ngr.

Je mehr zu fürchten ist, dass die so vielen Tod und Verderben bringende asiatische Gästin sich in unsern vaterländischen Gauen einzubürgern versucht, desto lieber wird man Belehrung und Sicherung in diesem Buche suchen, was die Curmethoden aller der trefflichen Menschenfreunde in sich fasst, welche nichts unversucht liessen, diesem bösartigen Feinde auf das entschiedenste und gründlichste entgegen zu treten. Je schleuniger die kräftigste Hülfe bei Choleraanfällen nöthig ist, desto willkommener wird diese Sammlung der Heilformeln sein, daher insbesondere sie auch gebildeten Hausvätern, Landgeistlichen, Gemeindevorständen empfohlen werden kann.

Johann Ambrosius Barth.

Englische Wörterbücher
zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Von **H. E. Lloyd** und **G. H. Nöhden.** Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. Von **Ch. Ludwig.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1832. 2 Thlr. 10 Ngr.

Herabgesetzter Preis 1 Thlr.

Vollständigkeit und **Correctheit** zeichnen diese Wörterbücher vor vielen ähnlichen Werken auf das vortheilhafteste aus; nur die in neuester Zeit mehrfach eingetretene Concurrenz hat mich veranlaßt die Preise derselben bedeutend zu ermäßigen.

Leipzig, im Juli 1849.

F. A. Brockhaus.

Taschenbücher
zu wohlfeilen Preisen.

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildnissen. 8. 18 Thlr. 20 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 5 Thlr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

☞ Von ältern Jahrgängen der Urania sind nur 1836—38 noch in einigen Exemplaren vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Zwanzig Jahrgänge. 1830—49. Gr. 12. 43 Thlr. 5 Ngr. **Herabgesetzter Preis:**

I.—XX. Jahrgang zusammengenommen 18 Thlr.
I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.
XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X., 1840—49) 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge (mit Ausnahme des letzten Jahrgangs) 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von J. Franck. Sechs Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. 17 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 4 Thlr.

☞ Der zweite bis sechste Jahrgang werden auch jeder einzeln erlassen zu dem Preise von 12 Ngr.

☞ Vorstehende als werthvoll allgemein anerkannte Taschenbücher aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind zu obigen bedeutend herabgesetzten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wo auch eine ausführliche Anzeige mit specieller Angabe des reichen und anziehenden Inhalts der Werke zu erhalten ist.

Entomologie. Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

***Gravenhorst*, Ichneumonologia Europaea.** 3 Part. 8. maj. (184 B.) Statt 15 Thlr. nur 5 Thlr.

———, **Beiträge zur Entomologie, besonders in Bezug auf die schlesische Fauna.** Verfasst und herausgegeben von den Mitgliedern der Entomologischen Section der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Erstes Heft. Gr. 8. 2 Thlr.

Breslau.
Commissionsverlag von **Grass, Barth & Comp.**

Bei **E. B. Schwickert** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur meteorologischen Optik und zu verwandten Wissenschaften. In zwanglosen Heften herausgegeben von *J. A. Grunert*. Erster Theil, drittes Heft. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. 21 Ngr.

Lindner, W. W. (Professor Dr.), **Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte**, mit besonderer Berücksichtigung der dogmatischen Entwickelung. Zweite Abtheilung. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieser zweite Theil behandelt die Geschichte der Kirche vom 9. Jahrhundert an bis zur Reformation, und nimmt, außer einer eingehenden Behandlung des Dogmengeschichtlichen, auch namentlich auf die politischen Verhältnisse des Papstthums zu Frankreich und Deutschland, sowie der Geistlichkeit zum Papst- und Kirchenthum, ohne deren genaue Erörterung die Kirchengeschichte dieser Zeit durchaus unverständlich bleibt, Rücksicht. Auch die Geschichte des Kirchenrechts, wie der kirchlichen Kunst, ist in übersichtlicher Darstellung aufgenommen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handwörterbuch
deutscher sinnverwandter Ausdrücke
von
Ch. F. Meyer.

Gr. 8. In fünf Heften zu 12 Ngr.

Das soeben versandte erste Heft gibt über den Plan und die Einrichtung dieses neuen **synonymischen Wörterbuchs** die beste Auskunft. Die übrigen Hefte werden in rascher Folge bis Ende dieses Jahres geliefert.

In gleicher typographischer Einrichtung erschien bereits in demselben Verlage:

Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch u. s. w., nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. Gr. 8. (In 8 Heften zu 8 Ngr.) 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

Bei **C. Gerold & Sohn** in **Wien** ist erschienen:

Dr. *L. Redtenbacher*,

Fauna Austriaca.
Die Käfer.

Nach der analytischen Methode bearbeitet.

Gr. 8. 1849. In Umschlag broschirt. 5 Thlr. 20 Ngr.

Allen Entomologen als das beste, genaueste und, insofern es die ganze deutsche Fauna enthält, umfassendste Werk über diesen Zweig der Naturwissenschaften angelegentlichst zu empfehlen. Damit zu verbinden ist desselben Verfassers

Systematisches Verzeichniss der deutschen Käfer, als Tauschkatalog eingerichtet. Geh. 8 Ngr.

aus der Käfer-Fauna auf feinem Briefpapier besonders abgedruckt und wegen des so billig gestellten Preises auch den weniger Bemittelten in der erfoderlichen Anzahl Exemplare zugänglich.

In meinem Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Beiträge
zur Verfassung des Römischen Reichs.
mit besonderer Rücksicht auf die Periode von Constantin bis auf Justinian.

Von Dr. **E. Kuhn.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juli 1849.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1849 im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate **April, Mai** und **Juni** enthaltend.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. V des Literarischen Anzeigers.)

22. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Achtundsechzigster und neunundsechzigster Band. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.**

Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio**, Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante**, Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer**, Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso**, Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa**. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte**. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon**, Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer**, In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue**, Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Neumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano**, Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso**, Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël**, Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo**, Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Laufch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg**, Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer**, Geschwisterleben. 1 Thlr. — XLVIII. LXIX. **Bremer**, Sommerreise. 20 Ngr.

23. **Bequignolles (H. von), Hilario.** Dramatische Studie zu Goethe's Faust. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

24. **Bremer (Frederike), Sommerreise.** Eine Wallfahrt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's Schriften besteht aus 19 Theilen und kostet 6 Thlr. 10 Ngr.; unter besondern Titeln werden ebenfalls einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., erlassen:

Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile.
Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage.
Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile.
Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile.
Die Familie H. Zweite Auflage.
Kleinere Erzählungen.
Streit und Friede. Dritte Auflage.
Ein Tagebuch. Zwei Theile.
In Dalekarlien. Zwei Theile.
Geschwisterleben. Drei Theile.

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (in 1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

25. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. — Neunte**, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Hundertneunundsiebenzigste bis hundertzweiundneunzigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:

in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.,
in 240 Lieferungen zu dem Preise von 2½ Ngr.

nach und nach bezogen werden.

☞ Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

26. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von J. G. Heck. Vollständig in 120 Lieferungen. Hundertdreizehnte und hundertvierzehnte Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

Die letzten Lieferungen des Werks werden bestimmt im Laufe des Jahres 1849 erscheinen. Der den Abnehmern gratis zu liefernde erläuternde Text ist unter der Presse, und wird für die erste Abtheilung: „Mathematische und Naturwissenschaften“, binnen kurzem ausgegeben.

27. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Einundzwanzigstes bis fünfundzwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste und zweite Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Ankündigungen werden auf den Umschlägen der Gegenwart abgedruckt und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

28. **Geldern-Crispendorf (B. von), Die Entzauberung Friedrich's I. des Rothbarts,** oder die Vermählung der Germania. Ein lyrisch-dramatisches Gedicht. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

29. **Grün (K.), Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.** Ein Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. Neue Ausgabe. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

30. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Zehnte Lieferung. (**Köttger—Zoller.**) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die elfte Lieferung (Zoller—Toroslewics) ist ebenfalls zur Versendung fertig und der Schluß ist mit Bestimmtheit noch in diesem Jahre zu erwarten.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

31. **Kuhn (E.), Beiträge zur Verfassung des Römischen Reichs** mit besonderer Rücksicht auf die Periode von Constantin bis auf Justinian. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

32. **Löbe (W.), Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker.** Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln. Neue Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien auch in demselben Verlage:

Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. 1845. 1 Thlr.

33. **Most (G. F.), Der Hausarzt.** Ein vollständiges Handbuch der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt und herausgegeben. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem bekannten Verfasser erschien außer mehren größern medicinischen Werken auch daselbst:

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

34. **Preuschen-Liebenstein (F. A., Freiherr von), Entwurf zu einem allgemeinen deutschen Civilgesetzbuche nebst Motiven.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

35. **Recueil manuel et pratique de traités,** conventions et autres actes diplomatiques, sur lesquels sont établis les rélations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers états souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le Baron **Ch. de Martens** et le Baron **F. de Cussy.** Tome V. (Schluss.) Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 14 Ngr.

Das vollständige Werk kostet 14 Thlr.

Ebendaselbst ist auch erschienen:

Guide diplomatique. Par **Ch. de Martens.** 2 vol. 8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vol. 8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Par *le même.* 2 vol. 8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. Par **F. de Cussy.** 12. 1846. 3 Thlr.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

12. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Vierter Jahrgang. Nr. 14—26. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten, ebenso vollständige Exemplare der ersten drei Jahrgänge, geheftet zu 2 Thlr., elegant gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

13. **Dumas, Mémoires d'un médecin.** Tome XII—XIV. 8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Erschien auch unter dem Titel:

14. **Le Collier de la Reine.** Tome I—III. 8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien bereits in unserm Verlage:

La Dame de Monsereau. 6 vol. In-8. 1845—46. 3 Thlr.

15. **Des Garanties données au Danemark** à l'égard du Schleswig par la France, L'Angleterre et la Russie, et de celles dont il est question aujourd'hui. 8. Geh. 5 Ngr.

16. **Minnesfest öfver J. J. Berzelius fråd af Litteratur-Sallskapet i Stockholm den 20 Januari.** 1849. 8. Stockholm. 15 Ngr.

17. **Raffelsperger (Franz), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates.** (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hilfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. 45.—54. Heft. Gr. 8. (Wien.) Preis eines Heftes 20 Ngr.

** **Wichtige Schrift.** **

Bei **Ignaz Jackowitz** in Leipzig erschien soeben und ist im Buchhandel zu haben:

Die

Weltstellung Rußlands

in der

Gegenwart.

Von

Johann Sporschil.

Gr. 8. Geh. im Umschlage. 7½ Ngr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Ueber die Zukunft

der

evangelischen Kirche.

Reden

an die Gebildeten deutscher Nation.

Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

Leipzig, 6. August 1849.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Zeitschrift
für die
historische Theologie.

In Verbindung mit der von **C. F. Illgen** gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von

Dr. **C. W. Niedner.**

Jahrgang 1849. Gr. 8. 4 Thlr.

Zweites und drittes Heft.

Inhalt: IV. Theologischer Briefwechsel zwischen Landgraf Philipp von Hessen und Herzog Georg von Sachsen aus den Jahren 1525—27. Mitgetheilt von **J. K. Seidemann.** — V. Des Flacius Erbsünde-Streit. Historisch-literarisch dargestellt von **Eduard Schmid.** — VI. Die Entstehung und erste Entwickelung der Presbyterialverfassung in der reformirten Kirche Frankreichs in den Jahren 1559—65. Von **August Ebrard.** — VII. Die drei jüdischen Sekten: Pharisäer, Sadducäer, Essäer. Dargestellt von **Bilfinger.** — VIII. De subsistentia τῷ Λόγῳ λ'γω apud Philonem Judaeum et Joannem Apostolum tributa. Quaestio proposita ab *editore* huius dissertationum collectionis. — IX. Georg Wizel und die kirchliche Union. Von **F. A. Holzhausen.** — X. Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Reformation in Trier im Jahre 1559. Von **Heinrich Heppe.** — XI. Zur Reformationsgeschichte von Ulm. Wie die Ulmer auf dem Reichstag zu Speier sich verantworten sollen. Aus archivalischen Quellen, von **Melchior Kirchhofer.** — XII. Des Johannes Musculus, Pfarrers in der Lebuser Vorstadt zu Frankfurt a. d. Oder, Landesverweisung. Von **Chr. Wilh. Spieker.**

Leipzig, im August 1849.

F. A. Brockhaus.

In der **Elwert**'schen Universitäts-Buchhandlung zu **Marburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Collmann, Dr. **C.,** Französische Grammatik für Gymnasien und Studirende. Nach Friedrich Diez. Brosch. 27½ Bogen. Gr. 8. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

Vilmar, Dr. **A. F. C.,** Geschichte der deutschen National-Literatur. Dritte vermehrte Auflage. Zwei Bände. Brosch. 2 Thlr. 15 Sgr. = 4 Fl. 30 Kr.

Elwert, A., Ungedruckte Reste alten Gesangs. Zweite Auflage. Brosch. 4½ Bogen. 10 Sgr. = 36 Kr.

Vorländer, Dr. **F.,** Wissenschaft der Erkenntniß. Brosch. 22 Bogen. 1 Thlr. 15 Sgr. = 2 Fl. 42 Kr.

Schmitt, Karl, Dichtungen. Brosch. 6⅕ Bogen. 10 Sgr. = 36 Kr.

Wagner, Dr. **J. G.,** Geschichte der Stadt und Herrschaft Schmalkalden, nebst einer kurzen Uebersicht der Geschichte der ehemaligen gefürsteten Grafschaft Henneberg. Brosch. 27½ Bogen und 4 Tabellen. 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr.

Hildebrand, Dr. **B.,** Urkundensammlung über die Verfassung und Verwaltung der Universität Marburg unter Philipp dem Großmüthigen. 4. Brosch. 13 Bogen. 1 Thlr. = 1 Fl. 48 Kr.

Hassenkamp, Dr. **F. W.,** Hessische Kirchengeschichte seit den Zeiten der Reformation. Erste bis dritte Lieferung. Gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 15 Sgr. = 1 Fl. 54 Kr.

An alle Buchhandlungen ist bereits versandt:

Worte zur Erinnerung an Friedrich Jacobs

von **Ph. H. Welcker.**

4. Geh. 12 Sgr.

Sämmtlichen geehrten Abnehmern dieser mit großem Beifall aufgenommenen Gedächtnißschrift überlassen wir

Delectus epigrammatum Graecorum, quem nov. ord. concinnavit **Frid. Jacobs.** Ladenpreis 2 Thlr.

für die Hälfte des Preises, also für einen Thaler, um auch von unserer Seite das gefeierte Andenken des großen Geschiedenen durch dieses Opfer zu ehren.

Hennings'sche Buchhandlung in Gotha.

In unserm Verlage erschien soeben und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Der Räuber und sein Kind.

Roman

von **Karl August Mayer.**

(Verfasser von: „Neapel und die Neapolitaner.")

8. Geh. 1½ Thlr.

Oldenburg, 4. August 1849.

Schulze'sche Buchhandlung.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Heimbach, Gustav Ernst, Die Lehre von dem Creditum nach den gemeinen in Deutschland geltenden Rechten. Gr. 8. 3 Thlr. 21 Ngr.

Johann Ambrosius Barth.

Zu herabgesetztem Preise ist fortwährend durch alle Buchhandlungen von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Der Führer
in das
Reich der Wissenschaften und Künste.

Funfzehn Abtheilungen. Mit 515 Abbildungen.

Herabgesetzter Preis 2 Thlr.

Jede Abtheilung zu herabgesetztem Preise einzeln:

Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Auflage. (Früher 12 Ngr.) **Jetzt** 4 Ngr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pneumatik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Akustik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pyronomik.** Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Optik.** Zweite Auflage. (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Electricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Mineralogie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Krystallographie.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Geologie.** (26 Ngr.) 8 Ngr. — **Versteinerungskunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Chemie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Bergbau und Hüttenkunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Meteorologie.** (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Anfangsgründe der Botanik.** Zweite Auflage. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Das vorstehende Werk bildet eine vollständige kleine **Bibliothek zum Studium der Naturwissenschaften;** für den Werth sprechen die mehrfach nöthig gewordenen neuen Auflagen der einzelnen Abtheilungen.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster und zweiter Band.

Gr. 8. Geheftet jeder Band 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt des ersten und zweiten Bandes (Heft 1—24):

Die französische Revolution vom Februar 1848. — Das deutsche Volk in seiner Verbreitung über die Erde. — Die socialen Bewegungen der Gegenwart. — Das Planetensystem der Sonne nach den neuesten Entdeckungen. — Die preußischen Ostprovinzen und ihre Weltstellung. — Das volksthümliche Heerwesen. — Die geographisch-politische Weltlage Italiens. — Baiern und sein König Ludwig I. — Der christliche Staat. — Der pariser Straßenkampf vom Juni 1848. — Staatsdienst und Staatsdiener. — Schamil und der heilige Krieg im Osten des Kaukasus. — Der Socialismus und Communismus in Frankreich. — Die Realschulen oder höhern Bürgerschulen. — David Friedrich Strauß. — Die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in Deutschland. — Die Familie Cavaignac. — Die mainzer Vorgänge vom Mai 1848. — Die deutsche Kriegsflotte. — Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands. — Joseph Freiherr von Zeßachich. — Die Todesstrafe. — Die Kartoffeln. — Fürst Michael Woronzoff. — Die Arbeit und ihr Entwickelungsgang in der Geschichte. — Erzherzog Johann von Östreich. — Die Grenzen Deutschlands aus dem Gesichtspunkte der Vertheidigung. — Das Königreich Belgien in seiner politisch-geschichtlichen Entwickelung. — Die Cholera. — Die Familie Gagern. — Der Deutsche Bund bis zur Epoche von 1830. — Getreidegesetze, Getreidehandel und Getreidetheuerung. — Der Sonnenkörper und seine Umhüllungen. — Preußen vor dem Februarpatent von 1847. — Ludwig Feuerbach. — Das polnische Volk seit der Revolution von 1831. — Rudolf Camphausen. — Der Chemismus in der Medicin. — Das Jagdwesen. — Die Jesuiten in Europa seit Auflösung des Ordens durch Clemens XIV. Erster Abschnitt. **— Nikolaus I. Pawlowitsch, Kaiser von Rußland. — Baden vor den Ereignissen von 1848. — Graf Pellegrino Rossi. — Der Deutsche Bund seit 1830 bis zur Auflösung des Bundestages im Jahre 1848. — Schleswig-Holstein bis zur Erhebung im Jahre 1848. — Die Slawen und die panslawistischen Tendenzen. — Die sociale Bewegung und der Socialismus in England. — Joseph von Görres. — Die Kosacken. — Berlin in der Bewegung von 1848. — Belgiens gegenwärtige Zustände. — Die Jesuiten in Europa seit Auflösung des Ordens durch Clemens XIV.** Zweiter Abschnitt. **— Das deutsche Vorparlement. — Ludwig Napoleon Bonaparte, Präsident der Republik, und die Napoleoniden.**

Dieses Werk, das sich fortwährend der steigenden Theilnahme des Publicums aller Stände erfreut und von den ausgezeichnetsten Schriftstellern des In- und Auslandes ausgeführt wird, verbreitet sich in populairer Darstellung über die **Erscheinungen, Ereignisse und Persönlichkeiten der Zeitgeschichte im Staats- und Gesellschaftsleben, in Kunst und Wissenschaft.** Dasselbe schreitet nach einem sorgfältig festgestellten Plane vor, und wird mit seiner Vollendung **ein organisches Ganze bilden, das in der Summe der einzelnen Artikel Alles enthält, was der gegenwärtige Zeitabschnitt Neues, Denkwürdiges und Großes aufzuweisen hat.** Unbeschadet der Selbständigkeit ist die **Gegenwart** zugleich als **Supplement** zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon

zu betrachten, sowie als **Neue Folge** des beliebten

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Von der **„Gegenwart"** erscheinen monatlich 2—3 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden.

Leipzig, im August 1849.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № X.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Goethe-Literatur.

Veranlaßt durch **Goethe's hundertjährigen Geburtstag** erschien bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Goethe's

Verdienste um unsere nationale Entwickelung.

Zur Goethe-Feier am 28. August 1849.

Von

W. Aßmann.

Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's.

Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung.

Von

K. G. Carus.

Mit einer Tafel. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Bei dieser Gelegenheit empfehle ich zugleich folgende in meinem Verlage erschienene Werke:

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von **J. P. Eckermann.** Zweite mit einem Register versehene Ausgabe. Zwei Theile. 1837. 8. 4 Thlr.

Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. Ein nachgelassenes Werk von **Johannes Falk.** Zweite Auflage. 1836. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, verwitwete Gräfin von Bernstorf. 1839. 8. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Das Pfennig-Magazin
für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 1849.

Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; Beilagen u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

August. Nr. 344—347.

Inhalt: *Giacomo Meyerbeer. — Ueberlandreise um die Erde in den Jahren 1841 und 1842. (Fortsetzung.) — Steingräber in Schottland. — *Reutlingen. — *Die Csikos, Kanassen, Gulyassen und Halassen. — Ein neunzigjähriger Schauspieler. — Zur Statistik der Negersklaverei. — Der Mann in der Bouteille. — Die geoffenbarte Seeschlange. — *Ferdinand II., König von Sicilien. — Zur Gewerbstatistik von London. — Die große Sündflut 1524 und der Untergang der Welt 1533. — Der Schooshund der Kaiserin Josephine. — *Hermannstadt. — Der dramatische Juwelier. — Schiffahrt in den arktischen Meeren. — Die Wlachen in der Türkei. — *Albrecht IV. der Weise, von Baiern. — Amerikanische Antipathie gegen Farbige. — Die Elektricität und die Cholera. — Die uralten Thürme in Sardinien. — Auch eine Theilung. — Das Todte Meer. — *Wunderbare Rettung. — Der ehemalige Ardenner Wald in England. Abenteuer eines Gemsjägers. — Kriegsleben. — *Goethe und die Säcularfeier seiner Geburt. — Kluge Leute fehlen auch, wissen sich aber zu helfen. — **Miscellen u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge **zusammengenommen** 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge sechster Jahrgang (1848) kostet 2 Thlr.

Ferner sind im **Preise bedeutend herabgesetzt:**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Bände 15 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
National-Magazin. Ein Band. }

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Staatsweisheit, die, der Bibel. Uralte Stimmen an die neueste Zeit in Aussprüchen und Erzählungen der heiligen Schrift übersichtlich zusammengestellt von einem Bibelforscher. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Dieser die Verhältnisse unserer Lage so nahe berührende Auszug aus der heiligen Schrift ist im ersten Buche zur dritten, im zweiten bis fünften Buche zur zweiten Auflage gelangt. Das eigene Schicksal dieses denkwürdigen Opfers des leidigen Censurzwanges wird nunmehr vollständig sich einen um so größern Kreis von Freunden erwerben, und kann von Hoch und Niedrig als ein wahrer Balsam in der Gegenwart betrachtet werden; Lehrer der Religion aber werden in ihm die reichste Fundgrube für ihre Vorträge finden.

Johann Ambrosius Barth.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Species Algarum.

Auctore

F. T. Kützing.

Gr. 8. Geh. 7 Thlr.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1843 bereits ebendaselbst:

Phycologia generalis, oder **Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange.** Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 8. In Carton. 40 Thlr.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

Histoire de la révolution de 1848.

Par

A. de Lamartine.

2 vol. (En 8 livraisons.) In-8. 2 Thlr.

Ferner von demselben Verfasser:

Les Confidences. 1 vol. (En 5 livr.) In-8. 1 Thlr.
Raphaël, pages de la vingtième année. 1 vol. In-8. 22½ Ngr.
Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 8 Thlr.
Geschichte der Girondisten. Aus dem Franz. 8 Bände. 8 Thlr.

Mémoires d'outre-tombe.

Par

M. de Chateaubriand.

En 10 vol. Tome 1 à 5. Jeder Band 15 Ngr.

Mémoires d'un médecin.

Par

Alexandre Dumas.

Tome 1 à 14. In-8. Jeder Band 15 Ngr.

Mit dem 12. Bande begann die neue Serie dieses interessanten Romans unter dem Titel „*Le collier de la reine*", welche auch ein selbständiges Ganze bildet.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Verzeichniss werthvoller Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von *F. A. Brockhaus* in *Leipzig* zu bedeutend ermässigten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Protestantismus

nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.

Von

F. A. Holzhausen.

Zweiter Band: Die geschichtliche Begründung des Protestantismus.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Band enthält die Geschichte der Reformation in Deutschland, der Schweiz, den Niederlanden, Schottland, England, Dänemark und Schweden, und verfolgt, während er die Begründung des protestantischen Princips in diesen Ländern darstellt, den Zweck, den Einfluß des religiösen Elements auf die Bildung des Nationalcharakters in das Licht zu setzen, unter dem Standpunkte, daß die deutsche Nation, von welcher die Reformation ausgegangen ist, durch die sittliche Gestaltung ihrer Volksthümlichkeit an die Spitze des neuern Europa zu treten berufen ist. — Der erste Band dieses Werkes erschien 1846 und kostet 2 Thlr., der dritte Band bildet den Schluß und wird im nächsten Jahre herauskommen.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist **vollständig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Longet (F. A.), Anatomie und Physiologie des Nervensystems des Menschen und der Wirbelthiere mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. **Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift.** Uebersetzt und mit den Ergebnissen deutscher, englischer und französischer Forschungen aus den letzten Jahren bis auf die Gegenwart ergänzt und vervollständigt von Dr. **J. A. Hein.** Mit lithographirten Tafeln. Zwei Bände. Gr. 8. 8 Thlr.

Diese Uebersetzung von Longet's «*Anatomie et physiologie du système nerveux*» erhält dem Buche seinen Werth als Quelle für die Beobachtungen und Ansichten eines der ausgezeichnetsten lebenden Experimentatoren, und durch eingeschaltete *Zusätze ist es mit allen irgend wichtigen Leistungen der letzten Jahre auf das sorgfältigste vervollständigt.*

Leipzig, im September 1849.

Brockhaus & Avenarius.

Durch alle solide Musikhandlungen zu haben:

ROTHKÄPPCHEN für Piano von KULLAK.

Idylle, Op. 50, ¾ Thlr., ist jetzt erschienen. Schon vor dem Druck im Manuscripte verbreitet und viel gehört war diese Idylle Liebling des Publicums, und hatte den Rang eingenommen gleich dem Poëme d'amour von Henselt, der Chasse, Réveries und Tarantella von Heller, dem Elfenreigen-Impromptu und Saltarello von Kullak, der Elégie und dem Ungarischen Sturmmarsch von Liszt, der Najade von Taubert. Das vierhändige Arrangement von Klage 25 Sgr.

Berlin, **Schlesinger**'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei **Gustav Olawski** in Trzemeszno ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Der Vocal in den Wurzeln deutscher Wörter, beleuchtet von **Eduard Olawski**, Professor am königl. Gymnasium zu Lissa. Preis 24 Sgr.

Volks-Bibliothek.

Sechster Band:

Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.

Von

C. G. H. Lentz.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Die frühern Bände der „Volks-Bibliothek", von denen jeder einzeln zu haben ist, enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von Ch. L. Haken. Zweite Auflage. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. 1845. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Von G. W. Keßler. Zweite Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

III. **Die Sprichwörter der Deutschen.** Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.

IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von F. Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 1847. 1 Thlr.

V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von R. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1848. 1 Thlr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Dreissigstes Heft.

Inhalt: **Das Strafverfahren mit Geschworenen** gegenüber dem bisherigen deutschen Strafverfahren. (Schluß.) — **Heinrich Pestalozzi und seine Bedeutung für unsere Zeit.** — **Joseph Bem.** — **Obercalifornien**, seine Geschichte, seine Naturbeschaffenheit, seine Culturzustände.

„Die Gegenwart" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste und zweite Band kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im September 1849.

F. A. Brockhaus.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **William Löbe.**

Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Zehnter Jahrgang. 1849. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. **Insertionsgebühren** für die Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

August. Nr. 31—34.

Inhalt: Rechenschaftsbericht des Ausschusses des landwirthschaftlichen Vereins für den Oberamtsbezirk Ludwigsburg im Würtembergischen von 1848—49. — Das Binden des Dürrfutters bei der Ernte. — Aphorismen über Obstbau. — Die Luzerne. — Aus Oestreich. — Kritische Bemerkungen zu August Hamilton's Branntweinbrennerei-Erfahrungen. — Entgegnung auf einige Bemerkungen der Redaction, den Kartoffelbau betreffend. — Die verschiedenen Aufstellungsmethoden des Getreides. — Beitrag zur Beantwortung der Anfragen in Nr. 11 v. J. und in Nr. 20 d. J. der Landwirthschaftlichen Dorfzeitung, Brennereianlage betreffend. — Der Erdepheu. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land, Nr. 31—34.**

Neuer Verlag von **J. L. Schrag** in **Nürnberg:**

Ohm, G. S. (Rector der polytechnischen Schule in Nürnberg), **Beiträge zur Molecular-Physik.** Erster Band: **Grundriss der analytischen Geometrie im Raume am scharfwinkeligen Coordinaten-Systeme.** 75 Druckbogen in gr. 4. Mit 1 Kupfertafel. 4 Thlr., oder 6 Fl. 24 Kr.

***Kobell, Fr. v.*, Die Geognosie, als Anhang zu dessen Lehrbuch der Mineralogie,** leichtfasslich bearbeitet. 8. 8 Ngr., oder 24 Kr. *Mit der Mineralogie* 1 Thlr. 6 Ngr., oder 1 Fl. 48 Kr. Für Gewerbsschulen auf 10 Ex. 1 frei.

***Mann, Fr.*, Populaire Vorlesungen über Natur und Geist.** 8. In Umschlag 15 Ngr., oder 45 Kr.

Der neueste Roman von **L. Schücking:**

Ein Sohn des Volkes.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

ist soeben im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Von dem Verfasser erschienen daselbst auch folgende Romane: **Ein Schloß am Meer.** Zwei Theile. — **Die Mitterbürtigen.** Drei Theile. — **Eine dunkle That.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Winter-Semester 1849—50 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang ist am 19. October.

Theologische Facultät.

Dr. Engelhardt: Uebungen des kirchenhistorischen Seminars, Kirchengeschichte, Dogmengeschichte. — Dr. Höfling: Uebungen des homiletischen und katechetischen Seminars, Homiletik, protestantisches Kirchenrecht. — Dr. Thomasius: Dogmatik, Geschichte der neuern Theologie, ausgewählte Stellen des Neuen Testaments. — Dr. Hofmann: biblische Theologie, Buch Hiob, Brief Pauli an die Galater. — Dr. Ebrard: Brief an die Hebräer, neutestamentliche Einleitung, alttestamentliches Exegeticum. — Dr. von Ammon: Uebungen im Pastoralinstitute, Symbolik und Polemik. — Dr. Schmid: Kirchengeschichte von der Reformation an, Symbolik. — Schöberlein: Ethik, Schleiermacher's Dogmatik, dogmatische Conversatorien. — Dr. Nägelsbach: Evangelium Johannis, kleine Propheten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, äußere und innere römische Rechtsgeschichte, Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, gemeines und bairisches Criminalrecht, einzelne Lehren des Strafprocesses. — Dr. Schelling: bairisches Staatsrecht, gemeiner und bairischer ordentlicher Civilproceß, Grundlinien des französischen Civilgerichtsverfahrens. — Dr. von Scheurl: Institutionen und Geschichte des römischen Rechts, katholisches und protestantisches Kirchenrecht, ausgewählte Pandektenstellen. — Dr. Gerber: gemeines deutsches Privatrecht mit Einschluß des Handels-, Wechsel- und Lehenrechts, Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft. — Dr. Gengler: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, europäisches Völkerrecht, Vertheidigungskunst im Strafprocesse. — Dr. Ordolff: Philosophie des Rechts, gemeines und bairisches Kirchenrecht, ausgewählte Lehren des römischen Civilrechts.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: menschliche pathologische Anatomie, menschliche specielle Anatomie, Secirübungen. — Dr. Koch: kryptogamische Gewächse Deutschlands und der Schweiz. — Dr. Leupoldt: Anthropologie und Psychologie, allgemeine Pathologie und Therapie, Conversatorien über Gegenstände der Theorie der Medicin. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, Geburtskunde. — Dr. Heyfelder: Chirurgie mit Inbegriff der Akiurgie, chirurgische Klinik, Bandagenlehre. — Dr. Canstatt: specielle Pathologie und Therapie, medicinische Klinik und Poliklinik. — Dr. Will: allgemeine und medicinische Zoologie, Encyklopädie und Methodologie der Medicin, Anthropologie und Psychologie, allgemeine und specielle Physiologie des Menschen. — Dr. Trott: Arzneimittellehre, medicinische Policei. — Dr. von Gorup-Besanez: allgemeine organische Chemie, Nahrungsmittel und Lebensbedürfnisse in ihren chemischen, diätetischen und forensischen Beziehungen, chemisches Prakticum. — Dr. Solbrig: psychiatrische Klinik mit Uebungen in gerichtlich-psychologischen Gutachten. — Dr. Wintrich: Auscultationscursus, Krankheiten der Milz, des Magens und des Darmkanals, Casuisticum medicum.

Philosophische Facultät.

Dr. Kastner: Gesammtnaturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie in Verbindung mit Stöchiometrie, Agricultur- und Kameralchemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Statistik, allgemeine Geschichte, Geschichte der Alten Welt bis zur Völkerwanderung, Geschichte des Königreichs Baiern. — Dr. Döderlein: Uebungen des philologischen Seminars, Germania und Agricola des Tacitus, Literaturgeschichte. — Dr. von Raumer: allgemeine Naturgeschichte, über Baco. — Dr. von Staudt: analytische Geometrie, Astronomie. — Dr. Fischer: Einleitung in die Philosophie, Logik und Metaphysik, Religionsphilosophie. — Dr. Nägelsbach: Erklärung des Livius, lateinische Stilübungen, einige Staatsreden des Demosthenes, Geschichte der griechischen Theologie. — Dr. von Schaden: Encyklopädie und Methodologie des gesammten wissenschaftlichen Gebiets, Geschichte der griechischen Philosophie von Thales bis Proklus, Geschichte der Architektur und Plastik. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Kameralwissenschaft, Policei, Nationalökonomie. — Dr. Winterling: deutsche Literatur von Luther bis auf die neueste Zeit, Shakspeare's Hamlet,' englische, italienische und spanische Sprache. — Dr. von Raumer: neuere Geschichte Europas und seiner Colonien vom Abfall der Nordamerikanischen Freistaaten bis zur Gegenwart. — Dr. Stahl: Nationalökonomie, Finanzwissenschaft. — Dr. Heyder: Logik und Metaphysik, Philosophie des Staats (Politik). — Dr. Martius: Pharmakognosie des Thier- und Pflanzenreichs, Anweisung die chemischen officinellen Präparate auf ihre Reinheit zu prüfen, Examinatorium aus dem Gebiete der Pharmacie. — Dr. Schnizlein: medicinisch-pharmaceutische Botanik mit Charakteristik der natürlichen Pflanzenfamilien, Kryptogamenkunde, Excursionen, Pflanzengeographie.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Reitkunst Flinzner, die Fechtkunst Quehl.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Bündniß

der

drei Königreiche Preußen, Sachsen und Hannover

vom 26. Mai 1849.

Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung

von **A. E.**

Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

In dem unterzeichneten Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Luise,
Königin von Preussen.

Dem

deutschen Volke

gewidmet.

Motto:

„Die Einheit Deutschlands liegt mir am Herzen. Sie ist ein Erbtheil meiner Mutter."

Friedrich Wilhelm IV.

Zweite neu bearbeitete Auflage. Gr. 8. XX und 450 Seiten. Preis 2 Thlr.

Jene Worte, mit denen der König beim Dombaufeste 1848 in Köln das Gedächtniß seiner Mutter feierte, die einst selbst von Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinzen schrieb: „Er hängt vorzüglich an der Mutter" — jene damals durch ganz Deutschland wiederhallenden Königsworte: in der vorliegenden Biographie, die gleichsam den historischen Commentar dazu bildet, finden sie ihre volle, klare Erläuterung aus den Quellen der Geschichte, aus den Zeugnissen der Zeitgenossen und aus den eigenen Briefen der Königin, die man mit Recht „unverwelkliche Herzblätter aus dem Lebensbuche der königlichen Dulderin" genannt hat.

Wie das frische, schöne Jugendleben Luisens, so auch wird die große patriotische Bedeutsamkeit der Königin hier zum ersten male in der ganzen Hoheit ihres Geistes, in der vollen Tiefe ihres Herzens authentisch dargestellt. Die trefflichste Grundlage zu diesem Lebensbilde bot die 1814 erschienene Biographie der Königin aus der Feder der Frau von Berg, der Gesellschafterin und Freundin der Monarchin. Außerdem war es dem Bearbeiter vergönnt, neue hochinteressante Briefe der Königin mitzutheilen; Briefe, die allein schon hinreichend wären, dieser Biographie einen dauernden Werth zu sichern. — Die Beweiskraft des Buches für „die echt deutsche Gesinnung der Königin" und „der reiche in demselben niedergelegte Stoff" fand bereits in einem „Zur preußischen Geschichte" überschriebenen Artikel der Allgemeinen Zeitung, vom 6. Sept. 1849, die verdiente Anerkennung, die ihm ohne Zweifel auch von Seiten des deutschen Volkes, dem es gewidmet ist, zu Theil werden wird.

Berlin, im October 1849.

Ferd. Dümmler's Buchhandlung.

Interessante Neuigkeit.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe
aus
Frankfurt und Paris
1848—1849

von

Friedrich von Raumer.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Leipzig, im October 1849.

F. A. Brockhaus.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **William Löbe.**

Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Zehnter Jahrgang. 1849. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. **Insertionsgebühren** für die Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

September. Nr. 35—39.

Inhalt: Ueber die Einführung der breiten Wagenspur mit besonderer Beziehung auf das Königreich Sachsen. — Mein Uebergang von der Dreifelderwirthschaft zur Fruchtwechselwirthschaft, und die segensreichen Erfolge derselben. — Den Weideklee betreffend. — Die großen Vortheile zweckmäßiger Kleegrassaaten. — Die Quecke (Triticum repens) und ihre Vermehrung in den Klee- und Grasschlägen. — Aus Rheinpreußen. — Noch eine Beurtheilung des Handbuchs des Ackerbaues von William Löbe. — Die wilde Kastanie und ihr Nutzen. — Aufhebung und Ablösung der Hutungsverbände. — Kurze Bemerkungen für den Land- und Hauswirth. — Die nordamerikanische Dreschmaschine. — Ein Wunsch in Betreff der Productenpreise. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land**, Nr. 35—39.

** Wichtige Neuigkeit. **

Bei **Ignaz Jackowitz** in **Leipzig** erschien soeben und ist im Buchhandel zu haben:

Die

europäische

Kriegs- und Friedensfrage.

Von

Johann Sporschil.

Gr. 8. Velinpapier. Geh. im Umschlag. 7½ Ngr.

☞ Auf diese wichtige Schrift wird ganz besonders aufmerksam gemacht! —

In **wohlfeiler Ausgabe** ist bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Hausarzt.

Ein vollständiges Handbuch der vorzüglichsten und wirksamsten Volks- und Hausarzneimittel aller Länder.

Von Dr. **G. F. Most.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem bekannten Verfasser erschien außer mehren größern medicinischen Werken auch daselbst:

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ansichten der Natur

von

Alexander von Humboldt.

Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe.

Zwei Theile. 8. Broschirt. Preis 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Bald nach seiner Rückkehr aus der Neuen Welt, wo er durch erstaunliche wissenschaftliche Thätigkeit den Grund zu seinem Ruhme gelegt, gab Alexander von Humboldt seine „Ansichten der Natur" heraus, ein Buch, das eine Reihe der anziehendsten Naturbilder in der edelsten Sprache enthielt, wobei jedem Abschnitt wissenschaftliche Erläuterungen beigegeben waren. Humboldt verfolgte dabei den doppelten Zweck, „die Phantasie zu beschäftigen, und durch Vermehrung des Wissens das Leben mit Ideen zu bereichern". Er wollte nicht nur eine geistreiche Lecture bieten; er wollte, indem er der belebten Schilderung einzelner Landstriche und Naturerscheinungen die wissenschaftlichen Belege beifügte, den Leser mit dem wahren Wesen der auf strenge Beobachtung gegründeten Wissenschaft bekannt machen; er wollte ihm durch die Einsicht in die durch die ganze Natur herrschende Gesetzlichkeit eines der reinsten und kräftigsten Bildungsmittel an die Hand geben. — Seit der ersten Ausgabe dieses vortrefflichen Buchs ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen. Mit dem Rufe des großen Naturforschers haben sich seitdem alle Zweige der Wissenschaft mächtig ausgebreitet, eine Menge ganz neuer Begriffe und Anschauungen sind zur Geltung gekommen, und so erwarb sich Der kein geringes Verdienst, der ein Buch, das seiner Zeit für die deutsche Cultur von nicht geringer Bedeutung gewesen, nach den heutigen Standpunkten umarbeitete. Daß es aber dem hochverehrten Verfasser nach mehr als einem Menschenalter vergönnt sein sollte Dies noch selbst zu vollbringen, Das erscheint uns als die wunderbare Krönung des reichsten und fruchtbarsten Lebens. Kaum hatte der Achtzigjährige mit seinem „Kosmos" dem gebildeten Europa das werthvollste Geschenk gemacht, so griff er mit Liebe zum bedeutenden Werk seiner Jugend, um es zum Genuß eines neuen Geschlechts zu verjüngen. — Die neue Ausgabe ist fast um die Hälfte stärker als die zwei frühern; mehre Abschnitte sind ganz neu, die wissenschaftlichen Erläuterungen sind fast alle ergänzt oder durch neue inhaltreichere ersetzt; die den ältern unserer Zeitgenossen so werthen „Ansichten der Natur" sind nach dem heutigen Stande des Naturwissens und nach dem Bedürfnisse der Zeit völlig umgeschmolzen. — Humboldt selbst spricht es im Vorwort aus, daß die Verbindung eines literarischen und eines rein wissenschaftlichen Zwecks eigenthümliche Schwierigkeiten darbiete. Schwerlich mochte einer der jetzt Lebenden eine solche Aufgabe glücklicher lösen als der Mann, bei dem sich, was so selten ist, der höchste wissenschaftliche Scharfsinn und das ausgebreitetste Wissen mit dem bedeutendsten schriftstellerischen Talent vereinigt finden. Dieses Buch ist für alle Bildungslustigen von größter Bedeutung, und wer es genossen und darüber der wirren Gegenwart Deutschlands vergessen hat, der mag Trost aus dem Gedanken schöpfen, auf welcher Höhe ein Volk stehen muß, aus dessen Geist solche Werke geboren werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 1849.

Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; **Beilagen** u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

September. Nr. 348—352.

Inhalt: * Richard Löwenherz und Blondel. — Ueberlandreise um die Erde in den Jahren 1841 und 1842. (Fortsetzung.) — Schwarzer Regen in Irland. — * Mittagsmahlzeit auf dem Vordercastell eines Auswandererschiffs. — * Temeswar. — Der 12.—14. November, oder Sternschnuppen, Feuerkugeln und Meteorsteine. — Pizarro's Gebeine. — Balthasar Kademann. — Frühjahr der Vögel. — * Augsburg. — Seltener Tausch. — * Die Laufdohnen. — * Die Lesghier im Kaukasus. — Ehrlich währt am längsten. — Der Schiffbruch des Avenger. — Ein Küchenzettel aus dem Kloster auf dem Petersberge. — * John Flarman. — Die Flasche ohne Boden. — * Victor Emanuel, König von Sardinien. — Der Lappe, Hund und Bär. — * Der Riesensalamander. — * Erlau. — Die neueste Kunde von den Falklandsinseln. — Es ist unglaublich und wurde doch geglaubt! — Winterlicher Schutz der Roßkastanien- und Acacienknospe. — Das Schulwesen in Hobart-Town. — Glückliche Rettung. — * Australien. — * Schloß Jacques-Coeur in Bourges. — * Römisches Wandgemälde. — Brief auf einer Reise nach Californien. — Die Derwische. — * Homburg vor der Höhe. — Die Wolga. — * Die Ruinen des großen Opernhauses und des Zwingers in Dresden. — * Der schöne Brunnen in Nürnberg. — Die arme Kröte. — Aus Californien. — **Miscellen u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge **zusammengenommen** 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge sechster Jahrgang (1848) kostet 2 Thlr.

Ferner sind im **Preise bedeutend herabgesetzt:**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr.
Einzelne Bände 15 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände.
National-Magazin. Ein Band.
} Jeder Band 10 Ngr.

Leipzig, im October 1849.

F. A. Brockhaus.

Miniatur-Ausgaben von Ernst Schulze's Schriften.

Cäcilie.

Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.

Zwei Theile.

Elegant gebunden. 3 Thlr.

Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht in drei Gesängen.

Zweite Auflage.

Elegant gebunden. 1 Thlr.

Leipzig, im October 1849. **F. A. Brockhaus.**

Soeben erschienen in unserm Verlage in **neuen wohlfeilen Ausgaben** und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die französische Revolution.

Eine Geschichte von

Thomas Carlyle.

3 Thle. oder 6 Lief. 12. Geh. Jede Lieferung 15 Ngr.

Carlyle's Werk ist hinsichtlich der Darstellung die beste Revolutionsgeschichte, und vorzugsweise als belehrende Unterhaltungsschrift zu empfehlen; Schlaglichter und Schatten sind mit eigenthümlicher Manier aufgetragen.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände.

Von

Adam Mickiewicz.

4 Thle. oder 8 Lief. 12. Geh. Jede Lieferung 15 Ngr.

Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf Sanct-Helena.

Ein Auszug aus dem Werke des General **Montholon.**

Mit der Todtenmaske des Kaisers.

8. Geh. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1849.

Brockhaus & Avenarius.

Von **Wolfram von Eschenbach's Werke, ins Hochdeutsche übersetzt von San-Marte, 2 Bände**, haben wir auf vielfältige Wünsche für unbestimmte Zeit den frühern Subscriptionspreis von 4 Thlr. wieder eintreten lassen. Einzeln jedoch kostet der erste Band: Parzival enthaltend, und der zweite Band: Lieder, Wilhelm von Orange und Titurel, nebst Eschenbach's Leben und Wirken, den jüngern Titurel von Albrecht und die Sage vom heiligen Grab enthaltend, jeder 2⅔ Thlr.

Creutz'sche Buchhandlung in Magdeburg.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zwischen den Garben.

Eine Nachlese

älterer Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.

8. Broschirt. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Freiligrath, den alten Freiligrath, dem die Tendenzdichtung noch fremdes Gebiet ist, werden die Freunde der Poesie in dieser Nachlese wiedererkennen. Es ist ganz der mächtige Künstler, der zunächst nur die Sprache auf dem Ambos gestalten zu wollen scheint, und dem unter den Hammerschlägen wie ein Wunder der schimmernde Gedanke, der funkelnde Witz, das strahlende Bild, ja der ganze Organismus des Gedichtes sich erzeugt. Aus Aegypten, aus der Krimm, von der Nordsee, vom Heiligen Lande und vom heimischen Rhein zwingt er die Gestalten in seinen Zauberkreis, und die Dichter Frankreichs und Großbritanniens müssen seine eigenthümliche Kraftsprache reden. Alle diese Lieder sind fremd, sie sind neu, aber immer gesund und wohlthuend. Das Fieber der Zeit zuckt noch nicht in ihnen. So vermögen sie auch in der Glutatmosphäre der Gegenwart, in der wir leben, uns zu erquicken.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In **wohlfeiler Ausgabe** ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Friedrich Schiller

als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter.

Ein Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken

von **Karl Grün.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1849

im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ III, die Versendungen der Monate Juli, August und September enthaltend.

(Nr. I, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. V des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. IX.)

36. **Assmann (W.), Goethe's Verdienste um unsere nationale Entwickelung.** Zur Goethe-Feier am 28. August 1849. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

37. **Das Bündniß der drei Königreiche Preußen, Sachsen und Hanover vom 26. Mai 1849.** Ein Wort zur Beherzigung und Verständigung von A. E. Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

38. **Carus (K. G.), Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Goethe's.** Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitstämme für höhere geistige Entwickelung. Mit einer Tafel. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Von dem Verfasser erschien auch daselbst:

System der Physiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1848—49. 8 Thlr.

39. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Hundertdreiundneunzigste bis zweihundertundachte Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:
in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.,
in 240 Lieferungen zu dem Preise von 2½ Ngr.
nach und nach bezogen werden.

☞ Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

40. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von J. G. Heck. Vollständig in 120 Lieferungen. Hundertfunfzehnte und hundertsechszehnte Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

Die letzten Lieferungen des Werks werden bestimmt im Laufe des Jahres 1849 erscheinen. Der den Abnehmern gratis zu liefernde erläuternde Text ist unter der Presse, und für die erste Abtheilung: „Mathematische und Naturwissenschaften", bereits ausgegeben.

41. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Sechsundzwanzigstes bis einunddreißigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste und zweite Band kosten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.
Ankündigungen werden auf den Umschlägen der Gegenwart abgedruckt und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

42. **Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. Vierte Auflage. Breit 8. Cartonnirt. 2 Thlr. 20 Ngr.

In demselben Verlage sind auch erschienen:

A complete Dictionary of the English and German languages, by **Lewis Albert.** 16. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 16 Ngr.

Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, par **J. H. Kaltschmidt.** Seconde édition. 16. Geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.

43. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Elfte Lieferung. (Sefior—Toroslewicz.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die zwölfte Lieferung, den Schluß enthaltend, wird ebenfalls noch in diesem Jahre erscheinen.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

44. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus nach seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** Zweiter Band. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band dieses Werkes erschien 1846 und kostet 2 Thlr., der dritte Band bildet den Schluß und wird im nächsten Jahre herauskommen.

45. **Kützing (F. T.), Species Algarum.** Gr. 8. Geh. 7 Thlr.

Von dem Verfasser erschien im Jahre 1843 bereits ebendaselbst: **Phycologia generalis**, oder **Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange.** Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 8. In Carton. 40 Thlr.

46. **Meyer (Ch. F.), Handwörterbuch deutscher sinnverwandter Ausdrücke.** In fünf Heften. Erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 12 Ngr.

In gleicher typographischer Einrichtung erschien bereits in demselben Verlage:

Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch u. s. w., nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. Gr. 8. (In 8 Heften zu 8 Ngr.) 2 Thlr. 4 Ngr. Gebunden 2 Thlr. 15 Ngr.

47. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Vierzehnter Theil. Neue Folge. Zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern ist der Preis der **ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. herabgesetzt.

Der Neuen Folge erster Theil erschien 1848 und kostet 2 Thlr.

48. **Raumer (F. v.), Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

49. **Rhea.** Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von **Dr. F. A. L. Thienemann.** Zweites Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Das erste Heft (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Herausgeber erscheint ferner daselbst:

Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Erstes bis viertes Heft. Jedes Heft 4 Thlr.

In 10 Heften wird dieses wichtige Werk vollständig sein; das fünfte Heft ist unter der Presse.

50. **Schücking (L.), Ein Sohn des Volkes.** Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Von dem Verfasser erschienen daselbst auch folgende Romane:

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. — **Die Ritterbürtigen.** Drei Theile. — **Eine dunkle That.**

51. **Schulze (E.), Cäcilie.** Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. Elegant gebunden. 3 Thlr.

Ebendaselbst erschien bereits in gleicher Miniatur-Ausgabe:

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Von E. Schulze. Zweite Auflage. Elegant gebunden. 1 Thlr.

52. **Vollständiges Taschenbuch** der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Christian Noback** und **Friedrich Noback.** Zwölftes Heft. (**Wiesbaden — Zwoll**, und Nachträge **Alessandria — Alexandrien.**) Breit 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Das dreizehnte Heft wird den Schluss des Werkes enthalten und bald erscheinen.

53. **Volks-Bibliothek.** Sechster Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Die erschienenen Bände dieser **Volks-Bibliothek** enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von **Ch. L. Haken.** Zweite Auflage. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Von **G. W. Keßler.** Zweite Auflage. 1 Thlr.

III. **Die Sprichwörter der Deutschen.** Von **W. Körte.** Neue Ausgabe. 1 Thlr.

IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von **F. Gerstäcker.** 1 Thlr.

V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von **R. Schneider.** Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1 Thlr.

VI. **Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Von **C. G. H. Lenz.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Verzeichniss werthvoller Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von *F. A. Brockhaus* in *Leipzig* zu bedeutend ermässigten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

18. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Vierter Jahrgang. Nr. 27—39. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten, ebenso vollständige Exemplare der ersten drei Jahrgänge, geheftet zu 2 Thlr., elegant gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Die ersten drei Jahrgänge der Illustrirten Zeitung für die Jugend (1846—48) kosten **zusammengenommen im herabgesetzten Preise** 3 Thlr.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

19. **Carlyle (Thomas), Die französische Revolution.** Eine Geschichte. Aus dem Englischen von **P. Feddersen.** Neue Ausgabe. Erste und zweite Lieferung. 12. Geh. Preis einer Lieferung 15 Ngr.

Carlyle's Werk ist hinsichtlich der Darstellung die beste Revolutionsgeschichte, und vorzugsweise als belehrende Unterhaltungsschrift zu empfehlen; Schlaglichter und Schatten sind mit eigenthümlicher Manier aufgetragen. Diese neue Ausgabe wird in 6 Lieferungen erscheinen, von denen je zwei einen Band bilden.

20. **Chateaubriand (F. R. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tome 4 à 6. 8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Wird 10 Bände umfassen.

21. **Emy (A. R.), Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst.** Aus dem Französischen von **L. Hoffmann,** Baumeister in Berlin. Sechste und siebente Lieferung. Lex.-8. Mit einem Atlas von 157 Tafeln in Großfolio. Preis einer Lieferung 3 Thlr.

Wird in 8 Lieferungen oder 2 Bänden vollständig sein.

22. **Lamartine (A. de), Histoire de la révolution de 1848.** 2 vol. (En 8 livraisons.) In-8. 2 Thlr.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Les Confidences. 1 vol. In-8. 1 Thlr.
Raphaël, pages de la vingtième année. 1 vol. In-8. 22½ Ngr.
Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 8 Thlr.
Geschichte der Girondisten. Aus dem Franz. 8 Bände. 8 Thlr.

23. **Longet (F. A.), Anatomie und Physiologie** des Nervensystems des Menschen und der Wirbelthiere mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. **Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift.** Uebersetzt und mit den Ergebnissen deutscher, englischer und französischer Forschungen aus den letzten Jahren bis auf die Gegenwart ergänzt und vervollständigt von Dr. **J. A. Hein.** Mit lithographirten Tafeln. Zwei-

ter Band. Vierte, fünfte Lieferung (Schluss). Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr. Preis beider Bände 8 Thlr.

Diese Uebersetzung von Longet's „Anatomie et physiologie du système nerveux" erhält dem Buche seinen Werth als Quelle für die Beobachtungen und Ansichten eines der ausgezeichnetsten lebenden Experimentatoren, und durch eingeschaltete Zusätze ist es mit allen irgend wichtigen Leistungen der letzten Jahre auf das sorgfältigste vervollständigt.

24. **Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände.** Neue Ausgabe. Erste bis dritte Lieferung. 12. Geh. Preis einer Lieferung 15 Ngr.

Wird in 8 Lieferungen erscheinen und 4 Bände bilden.

Von demselben Verfasser erschien bei uns:

Konrad Wallenrod. 16. Geh. 1846. 15 Ngr. Cart. 20 Ngr. Prachtband mit Goldschnitt 25 Ngr.

25. **(Montholon.) Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf Sanct-Helena.** Ein Auszug aus dem Werke des General **Montholon.** Mit der Todtenmaske des Kaisers. 8. Geh. 15 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien in unserm Verlage:

Histoire de la captivité de Sainte-Hélène. Avec le masque de l'empereur d'après Antomarchi. In-8. 1846. 1 Thlr. 4 Ngr.

Geschichte der Gefangenschaft Napoleon's auf Sanct-Helena. Aus dem Französischen. Mit der Todtenmaske des Kaisers nach Antomarchi. 2 Bände. 8. 1846. 2 Thlr. 2½ Ngr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die landwirthschaftlichen
Lehranstalten Europas,
ihre Geschichte, Organisation und Frequenz
von
William Löbe,
Redacteur der Landwirthschaftlichen Dorfzeitung.

8. Brosch. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Der Herr Verfasser stellte sich die Aufgabe, die in Zeitschriften, Broschüren, Programmen zerstreut liegenden Materialien über die große Anzahl höherer und niederer landwirthschaftlicher Lehranstalten zu sammeln, zu sichten und zu ordnen, und daraus ein Ganzes zu bilden. Die so entstandene Schrift dürfte in scientivischer, pädagogischer und statistischer Hinsicht von Werth und Interesse sein, zumal sie noch als die einzige ihrer Art dasteht, und nicht nur sämmtliche landwirthschaftliche Lehranstalten Deutschlands, sondern auch der außerdeutschen Staaten umfaßt.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Leipziger Bücher-Auction.

Von mir und durch alle Buch- und Antiquarhandlungen ist zu beziehen:

Verzeichniss der von den Herren Oberconsistorialpräsident Dr. **Peucer** in Weimar, Stadtgerichtsrath Dr. **Hänsel** in Leipzig und Conrector Prof. **Müller** in Torgau hinterlassenen **bedeutenden Bibliotheken,** reichhaltig an werthvollen Büchern **aus allen Wissenschaften,** welche vom 26. Nov. an versteigert werden.

H. Hartung,
Universitäts-Proclamator.

In der **Weidmann'**schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Cassii Dionis Cocceiani
Rerum Romanorum
libri octoginta
ab
Immanuele Bekkero
recogniti.

Vollständig in zwei Bänden. Gr. 8. Brosch. Preis 6⅔ Thlr.

Der anerkannte Mangel irgend einer bequemen und zuverlässigen Ausgabe des **Dio Cassius,** dieses für das Studium der römischen Geschichte so wichtigen Autors, hat die vorliegende mit dem eben erschienenen zweiten Bande vollständig gewordene Ausgabe veranlaßt. Was frühere Herausgeber für den Autor gethan ist benutzt, die Fragmente sind gehörigen Orts eingereiht, und ein ausführlicher historischer Index beigefügt worden. Ihren größten Werth aber hat die Ausgabe durch die überaus zahlreichen und wichtigen Textverbesserungen des berühmten Herausgebers erhalten, zu dessen bedeutendsten Leistungen nach dem Urtheile competenter Kritiker diese Ausgabe des **Dio Cassius** gezählt werden muß.

Bei **Ign. Jackowitz** in **Leipzig** erschien in zweiter Auflage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Prosect. Dr. A. C. Bock's
Gerichtliche Sectionen
des menschlichen Körpers.

Zweite bedeutend vermehrte und verbesserte
zum Gebrauch für Aerzte, Wundärzte und Juristen
bearbeitete Auflage
von
Prof. Dr. C. E. Bock
zu Leipzig.
Mit 4 colorirten Kupfertafeln.

Gr. 8. Eleg. geh. im Umschlag. Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Von diesem wichtigen Werke ist bereits eine holländische Uebersetzung erschienen.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtissin von Herford. Von **G. E. Guhrauer.** — II. Geschichte der Bildung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Von **A. F. H. Schaumann.** — III. Geschichte der deutschen Seemacht. Von **F. W. Barthold.** — IV. Ueber Leben, Wirken und Werke der Maler Andrea Mantegna und Luca Signorelli. Von **G. F. Waagen.** — V. Karl Friedrich Bahrdt. Ein Lebensbild. Von **R. Prutz.**

Die ersten beiden Folgen des Historischen Taschenbuchs (20 Jahrgänge, 1830—49) kosten
im herabgesetzten Preise zusammengenommen 18 Thlr.
Die Sammlung wird jedoch auch getrennt abgelassen und kostet dann die erste Folge (10 Jahrgänge, 1830—39) 10 Thlr., die neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr. Einzelne Jahrgänge werden zu 1 Thlr. 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, im October 1849.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Savonarola.

Ein Gedicht
von
Nikolaus Lenau.
Dritte Auflage.

8. Brosch. Preis 1 Thlr. 20 Ngr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Indem wir die dritte Auflage dieser Dichtung veröffentlichen, in welcher echte Poesie aus einer frischen und tiefen Begeisterung für die Herrlichkeit des christlichen Glaubens Hand in Hand geht, hoffen wir, daß sich dieselbe wie die frühern recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **A. M. Colditz** in **Jüterbog** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Weltgeschichte und das Weltgericht, oder die Mythologie als Geschichte. Erstes Buch: Das goldene Weltalter. 8. Brosch. 1 Thlr.

Dieses Werk ist nicht etwa, wie man fürchten könnte, Ausgeburt eines Schwärmers, sondern durchgängig auf strenge Beweise gestützt. Auch nennt der Verfasser sich unter der Vorrede. Der Geschichtsfreund wird darin die ersten drei Jahrtausende der Welt, der Theolog und Bibelfreund die ersten drei Mosaischen Schöpfungstage, der Philolog und Kunstfreund den Beginn seiner poesievollen Mythologie, der Naturforscher die Entstehung der Gesteine, Pflanzen und Thiere in etwas anderer Art als der bisher gewöhnlichen dargestellt finden. Aber auch jeder sonst Gebildete, der einmal aus unserm papiernen Zeitalter in das alte goldene sich zurückversetzen will, wird das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen; denn es hellt das große Räthsel der Welt mehr auf.

In **wohlfeiler Ausgabe** ist bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturgeschichte
für Landwirthe, Gärtner und Techniker.

Mit 20 lithographirten Tafeln.
Von **William Löbe.**

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien auch in demselben Verlage:

Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. 1845. 1 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Vierunddreissigstes und fünfunddreissigstes Heft.

Inhalt: **Deutschlands und Oestreichs Handel** in seinen bisherigen Verhältnissen und Ergebnissen. (Schluß.) — **Italiens nationale und politische Bewegung.** Zweiter Abschnitt. Die Epoche von 1846—49. — **Das Volkslied** in seinem Einfluß auf die gesammte Entwickelung der modernen Musik. — **Das Forstwesen Deutschlands**, insbesondere der Waldbau in seiner gegenwärtigen Ausbildung.

„Die Gegenwart“ trägt den Charakter eines **selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste und zweite Band kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im November 1849. **F. A. Brockhaus.**

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in **Leipzig** ist erschienen:

Geschichte der eidgenössischen Bünde.

Von

J. E. Kopp.

Viertes Buch.

Die burgundischen Lande:

Die Grafen von Kiburg, von Buchegg und von Neuenburg (mit Arberg, Nidau und Straßberg); Gotteshäuser und Freie; die Städte Solothurn, Freiburg und Bern; Bischof und Stadt Basel (mit Froburg und Pfirt), Lausanne und Genf; die Wadt, Savoien mit Faucigny, und Hochburgund mit Mömpelgard und dem Delfinate;

bis zum Jahre 1291.

Gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 20 Ngr.

Soeben erschien bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vollständiges Taschenbuch

der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von

***Christian* und *Friedrich Noback*.**

Zwölftes Heft.

(Wiesbaden — Zwoll, und Nachträge Alessandria — Alexandrien.)

Breit 8. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das dreizehnte Heft wird den Schluss des Werkes enthalten und bald erscheinen.

Leipzig, im November 1849.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Moritz Graf Strachwitz — Neue Gedichte.

Zweite (**Miniatur-**) Ausgabe. 16. Elegant geb. mit Goldschnitt und 1 Stahlstich. Preis 1¾ Thlr.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.

Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen.

Vierte Auflage.

Breit 8. Cartonnirt. 2 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus.

In demselben Verlage sind auch erschienen:

A complete Dictionary of the English and German languages, by *Lewis Albert.* 16. Geheftet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 16 Ngr.

Petit Dictionnaire complet français-allemand et allemand-français, par *J. H. Kaltschmidt.* **Seconde** édition. 16. Geheftet 24 Ngr., gebunden 1 Thlr.

Bei **E. B. Schwickert** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Curtius, Dr. C. Fr., Handbuch des im Königreiche Sachsen geltenden Civilrechts. Zweiter Theil, dritte Abtheilung. Vierte vermehrte und nach den neuesten gesetzlichen Bestimmungen ergänzte Ausgabe. (Besorgt von dem Stadtgerichtsrath Dr. P. H. F. Hänsel zu Leipzig.) Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Soeben erschien im Verlag von **Friedrich Fleischer** in Leipzig:

Aus meinen Hütten.

Oder

Geständnisse und Träume

eines deutschen Schriftstellers.

Herausgegeben von

J. G. Kohl.

Drei Bände.

Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Der dem deutschen Publicum durch seine so anziehenden Reisebeschreibungen längst bekannte Verfasser betritt dies mal ein anderes Feld, indem er anstatt einer Reise in irgend einen Theil der Außenwelt einen Ausflug in das ihm noch näher liegende Land seiner Seele und seines Gemüths, in einer Reihe von Aufsätzen über Selbstbeobachtung, Einsamkeit, Phantasie, Gewöhnung ꝛc. bietet, welche in ihrer so ansprechenden aphoristischen Form, und gehoben von der so gewandten, oft wahrhaft rhetorischen und poetischen Darstellungsgabe des Verfassers, für den Gebildeten sich als eine der anziehendsten und wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der praktischen Psychologie darstellt.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 1849.

Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; **Beilagen** u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

October. Nr. 353—356.

*Die Bai von Panama — Ueberlandreise um die Erde in den Jahren 1841 und 1842. (Fortsetzung.) — *Felsberg. — Lot's Weib. — *Der Eisen- oder Sturmhut. — Die Narren und das Narrenfest zu Rouen im 16. Jahrhundert. — Berliner Gaunerstreich. — Die Gemse. — Günstige Wirkung der Würmer auf den Feldern. — *Georg, Kronprinz von Hanover. — *Vasarhely. — *Die Fabel vom Lindwurm und vom Ritter St.-Georg. — Ueber den Anbau der Oxalis crenata. — Der Kohinur (Lichtberg). — Mittel gegen die Klauenseuche. — *St.-Borromäus. — *Die Lille. — *Peterwardein. — Neue Reise um die Erde. — Merkwürdiger Getreidestengel. — Lebensversicherung auf Eisenbahnen. — *Abyssinischer Krieger. — *Löwenmaul. — Seeabenteuer. — *Raab. — Art der Chinesen, den Thee grün zu färben. — Eine Stickerei zehn Stunden Weges lang. — **Miscellen u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge **zusammengenommen** 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge sechster Jahrgang (1848) kostet 2 Thlr.

Ferner sind im **Preise bedeutend herabgesetzt:**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Bände 15 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände.
National-Magazin. Ein Band.
} Jeder Band 10 Ngr.

Leipzig, im November 1849.

F. A. Brockhaus.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Verzeichniss werthvoller Werke

aus allen Fächern der Literatur,

welche von

F. A. BROCKHAUS in LEIPZIG

zu bedeutend ermässigten Preisen

durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Bei **A. Gorge** in Osterode ist erschienen:

Chirurgischer Almanach

für das Jahr 1848.

Elfter Jahrgang.

Neue Folge von C. A. Weber.

Dritter Jahrgang.

Kl. 8. Cart. 20 Ngr. (16 gGr.)

(Der zwölfte Jahrgang dieses Almanachs ist unter der Presse.)

Forstliche Berichte

mit Kritik über das Hauptsächlichste der Journalliteratur des Jahres 1846 von **F. C. L. Schultze.** Fünftes Heft. Gr. 8. Geh. 20 Ngr. (16 gGr.)

(Das sechste Heft dieser Berichte ist unter der Presse.)

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Hilario.

Dramatische Studie zu Goethe's Faust

von

Hermann von Bequignolles.

Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Entzauberung Friedrich's I.

des Rothbarts,

oder die Vermählung der Germania.

Ein lyrisch-dramatisches Gedicht

von

Bruno von Geldern-Crispendorf.

Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Bei uns erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Grosewsky, N., Aus der Einsamkeit. Lieder. 12. In engl. Einband mit Mosaikvergoldung. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mitau 1849.

G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung.

Zu herabgesetztem Preise ist fortwährend durch alle Buchhandlungen von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Der Führer

in das

Reich der Wissenschaften und Künste.

Funfzehn Abtheilungen. Mit 515 Abbildungen.

Herabgesetzter Preis 2 Thlr.

Jede Abtheilung zu herabgesetztem Preise einzeln:

Anleitung zum Selbststudium der Mechanik. Zweite Auflage. (Früher 12 Ngr.) Jetzt 4 Ngr. — **Hydrostatik und Hydraulik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pneumatik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Akustik.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Pyronomik.** Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Optik.** Zweite Auflage. (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Electricität, Galvanismus und Magnetismus.** Zweite Auflage. (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Mineralogie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Krystallographie.** (8 Ngr.) 4 Ngr. — **Geologie.** (26 Ngr.) 8 Ngr. — **Versteinerungskunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Chemie.** (22 Ngr.) 8 Ngr. — **Bergbau und Hüttenkunde.** (15 Ngr.) 8 Ngr. — **Meteorologie.** (12 Ngr.) 4 Ngr. — **Anfangsgründe der Botanik.** Zweite Auflage. (20 Ngr.) 8 Ngr.

Das vorstehende Werk bildet eine vollständige kleine **Bibliothek zum Studium der Naturwissenschaften**; für den Werth sprechen die mehrfach nöthig gewordenen neuen Auflagen der einzelnen Abtheilungen.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und **Dr. W. Häring (W. Alexis).**

Dreizehnter und vierzehnter Theil.
Neue Folge. Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. Jeder 2 Thlr.

Inhalt: Der Leuenmord in Luzern. — Die Ermordung des Marschall Brune in Avignon. — Der Patriot von Montafun. — Der Richter von Rhode Island. — Miß Sophy Menges-Hereforth. — Mademoiselle Alliot. — Cartouche. — Der Spa-Field Aufruhr. — Die Verschwörung in der Catostraße. — Königin Karoline von England. — Der Mörder des Juden Borig. — Eine Familie Vater- und Gattenmörder. — Die Herzogin von Choiseul-Praslin.

Um die Anschaffung dieser interessanten Sammlung zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, den Preis der **ersten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) für einige Zeit

auf 12 Thlr. herabzusetzen.

Leipzig, im November 1849.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch
der englischen und deutschen

Umgangssprache
von

Karl Eulenstein.

8. Brosch. Preis 9 Ngr., oder 24 Kr.

Dieses Werkchen ist zunächst für Solche bestimmt, welche in einer möglichst kurzen Zeit das Nöthigste der englischen Sprache erlernen wollen, und deren Hauptzweck es ist, es bald zum Sprechen zu bringen. Um diesen Zweck am leichtesten zu erreichen, sind alle veralteten Ausdrücke sorgfältig vermieden, und nur solche Wörter und Phrasen gewählt worden, welche im gewöhnlichen Leben häufig vorkommen. Auch sind die Gespräche so eingerichtet, daß sie ganz allmälig vom leichten zum schwereren fortschreiten, wodurch sie gleichsam einen Cursus der englischen Sprache bilden. Die am Ende des Werkchens gegebene Sammlung idiomatischer Ausdrücke enthält nur solche Phrasen, welche von geborenen Engländern fortwährend gebraucht werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im October 1849.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **William Löbe.**

Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Zehnter Jahrgang. 1849. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. **Insertionsgebühren** für die Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

October. Nr. 40—43.

Inhalt: Beschreibung des zu der Universität Bonn gehörigen Landgutes und der auf demselben neu eingeführten Fruchtfolge. — Die Pferdezucht in Sachsen. — Die Serre'schen Backöfen. — Ueber die Aufsuchung bauwürdiger Braunkohlenlager. — Das Kochsalz als Futtermittel. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land, Nr. 40—43.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Sechsunddreissigstes Heft. (Schluss des dritten Bandes.)

Inhalt: **Das Forstwesen Deutschlands**, insbesondere der Waldbau in seiner gegenwärtigen Ausbildung. (Schluß.) — **Begnadigung und Amnestie.** — **Die Productionskrisen** mit besonderer Rücksicht auf die letzten Jahrzehnde.

„Die Gegenwart" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im December 1849. **F. A. Brockhaus.**

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bei uns sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutscher Volks-Kalender für 1850. (Sechszehnter Jahrgang.) Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Mit 120 Holzschnitten. Zweite Auflage. 12½ Sgr.

Volks-Gesellschafter. Herausgegeben von **F. W. Gubitz.** Bis jetzt drei Bändchen, jedes zu 7½ Sgr. Sechs Bändchen bilden einen Halbjahrgang zu 1½ Thlr. (Der „Volks-Gesellschafter" begleitet die Zeit nach allen Richtungen hin in der Weise des „Volks-Kalender", und wird ebenso den Zeitschrift- und Leihbibliotheks- wie den Familien-Kreisen willkommen sein.)

Neue Volks-Bücher. Herausgegeben von **E. Nienitz.** Fünftes bis achtes Bändchen. Jedes zu 5 Sgr.

Wohlfeilste Volks-Bildergalerie. Fünfundzwanzigstes und sechsundzwanzigstes Heft. Jedes enthält acht Blätter zu 5 Sgr.

Die Aufgabe der jetzigen Kammern. Von Dr. **E. Naupach.** Zweite Auflage. 2½ Ngr.

Glaubensweisheit. Geist der drei Hauptreligionen Europas. 5 Sgr.

Der Mosaismus ein Dualismus. Abhandlung vom Dr. **Ludwig Heros.** 10 Sgr.

Die ungleichen Schwestern, oder: Kern und Schale. Von **A. v. Möller.** (Jugend- und Volks-Buch.) 7½ Sgr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Neunundzwanzigster Jahrgang, für 1850. 1⅔ Thlr.

Der Väter Schuld. Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration. Nachlaß von **Ludwig Robert.** 15 Sgr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Verzeichniss werthvoller Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von *F. A. Brockhaus* in *Leipzig* zu bedeutend ermässigten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Neues Abonnement

auf die

Illustrirte Zeitung für 1850.

Mit dem 1. Januar 1850 beginnt ein neues Abonnement

auf die Illustrirte Zeitung, und ladet die Verlagshandlung die bisherigen Abonnenten derselben

Familien, Lesecirkel und Museen, Cafés, Hotels und Restaurationen

zur Unterzeichnung auf den mit 1. Januar 1850 beginnenden 14. Band hierdurch ein. Dieselbe erscheint regelmäßig jeden Sonnabend und kostet vierteljährlich 2 Thlr. = 3 Fl. C.-M. = 3 Fl. 30 Kr. Rhein.

Neu eintretenden Abonnenten die Anschaffung der ersten Serie der Illustrirten Zeitung (Abonnementspreis 45 Thlr.) zu erleichtern, haben wir uns entschlossen

Band 1—12 für 15 Thlr.,

wenn solche zusammengenommen werden, abzulassen, behalten uns jedoch ausdrücklich vor, diese Preisermäßigung jeder Zeit wieder außer Kraft zu setzen.

Leipzig, Expedition der Illustrirten Zeitung.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen und Zeitungs-Expeditionen angenommen.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von **William Löbe.**

Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

Zehnter Jahrgang. 1849. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei **F. A. Brockhaus.**

Wöchentlich erscheint 1 Bogen. **Insertionsgebühren** für die Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für das Tausend berechnet.

November. Nr. 44—47.

Inhalt: Ueber die Bildung des Bauernstandes. — Ueber das Verhalten eines ausgesaugten Bodens. — Die Benutzung des Stoppelklees. — Ansichten, betreffend die Dismembration und Parcellirung größerer Landflächen. — Vorschlag zum Nutzen der Landwirthe. — Schwarz's patentirte Dampfdestillirapparate. — Einige Worte über die landwirthschaftlichen Zustände in dem reichenberger Kreise Böhmens. — Die künstlichen Wetzsteine der Schumacher'schen Fabrik in Stuttgart. — Eine neue Futterpflanze. — Ursache und Verhütung der Kartoffelkrankheit. — Der Feld-Gartenbau in der Umgebung von Mainz. — Die landwirthschaftlichen Vereine. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten u. s. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land,** Nr. 44—47.

Bei mir erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge. Erster Jahrgang.

Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, Aebtissin von Herford. Von **G. E. Guhrauer.** — II. Geschichte der Bildung des Deutschen Bundes auf dem Wiener Congresse. Aus gedruckten und ungedruckten Quellen. Von **A. F. H. Schaumann.** — III. Geschichte der deutschen Seemacht. Von **F. W. Barthold.** — IV. Ueber Leben, Wirken und Werke der Maler Andrea Mantegna und Luca Signorelli. Von **G. F. Waagen.** — V. Karl Friedrich Bahrdt. Ein Lebensbild. Von **R. Prutz.**

Die ersten beiden Folgen des Historischen Taschenbuchs (20 Jahrgänge, 1830—49) kosten

im **herabgesetzten Preise zusammengenommen 18 Thlr.**

Die Sammlung wird jedoch auch getrennt abgelassen und kostet dann die erste Folge (10 Jahrgänge, 1830—39) 10 Thlr., die neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) ebenfalls 10 Thlr. Einzelne Jahrgänge werden zu 1 Thlr. 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, im December 1849.

F. A. Brockhaus.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der Medicin,

bearbeitet von

Dr. E. Morwitz.

Zwei Bände.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 18 Ngr.

Dieses Werk bildet die vierte Abtheilung der „**Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften**", welche unter Redaction d Dr. **A. Moser** bei dem Unterzeichneten erscheint. Die vorhergehenden Abtheilungen enthalten:

I. **Handbuch der topographischen Anatomie.** Von Dr. ***L. Roehmann.*** 3 Thlr

II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Von Dr. ***L. Posner.*** Drei Bde. 7 Thlr.

Der erste und umfasst die acuten Krankheiten (2 Thlr.), der zweite und dritte Band die chronischen Krankheiten (5 Thlr.).

III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik.** Von Dr. ***A. Moser.*** 2 Thlr.

Leipzig im December 1849.

F. A. Brockhaus.

In der **Weidmann**'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Handbuch der römischen Alterthümer

nach Quellen bearbeitet.

Begonnen von

Wilhelm Adolph Becker,

Professor der Universität Leipzig.

Fortgesetzt von

Joachim Marquardt,

Professor am Gymnasium zu Danzig.

Zweiter Theil, Dritte Abtheilung.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit dieser Abtheilung ist die Lehre von der Verfassung des römischen Staates beschlossen. Die Besitzer des Werks erhalten zugleich das ausführliche Inhaltsverzeichniß zu der im J. 1846 erschienenen ersten Abtheilung des zweiten Theils. Die Verlagshandlung hofft die rasche Fortsetzung und Beendigung des Werks versprechen.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Xter Jahrgang. 1849.

Schmal 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nr. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 3 Ngr. Beilagen u. dgl. werden mit ¾ Thlr. für's Tausend berechnet.

November-Nr. 357—360.

Inhalt: *Fürst Pückler. — Ueberlandreise um die Erde in den Jahren 1841 u. 42. (Fortsetzung.) — Anekdote. — *Koburg. — *Der weiße Germer. — Neue Reise um die Erde. — Eine Luftreise über die Alpen. — Türkische Vermittelung. — *Nachrichten von Sir John Franklin und Sir John Roß. — Gold in Port Phillip. — Die Krone der Wiedehopfe, oder Stolz und Eitelkeit führen ins Verderben. — Neues Mittel gegen die Cholera. — *Die englischen Gefangenenschiffe. — *König Maximilian II. von Baiern. — Noch Etwas vom König Max. — *Presburg. — *Das Morra-Spiel. — Die Cinchonawälder in Südamerika. — Die große Jagd des Dschingis-Khan. — *Lord John Russel. — Anekdote aus dem Leben der Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar. — *Die deutsche Kirche zu Muskau. — Der Kapellprediger. — Pariser Taschendiebe. — Ueber Tibet. — **Miscellen u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. **Band** (1833—37) 4 Thlr.

VI.—X. **Band** (1838—42) 4 Thlr.

XI.—XV. **Band** (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge **zusammengenommen** 10 Thlr.

Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.

Der Neuen Folge sechster Jahrgang (1848) kostet 2 Thlr.

Ferner sind im **Preise bedeutend herabgesetzt:**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. **Einzelne Bände 15 Ngr.**

Sonntags-Magazin. Drei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
National-Magazin. Ein Band. }

Leipzig, im December 1849.

F. A. Brockhaus.

Aufforderung.

In Bezug auf die in meinem Verlage erschienene Schrift:

Wiedergeburt, oder die Lösung der Unsterblichkeitsfrage auf empirischem Wege, nach den bekannten Naturgesetzen. Versucht von M. Drossbach. Gr. 8. Olmütz 1849. Brosch. 12 Ngr.

mache ich hiermit bekannt, daß ich in den Stand gesetzt worden bin

eine Prämie von 40 Stück Dukaten in Gold,

welche zu diesem Behufe bereits bei mir deponirt liegen,

für diejenige schriftliche Abhandlung zu gewähren, welche die gediegenste und umfassendste Ausarbeitung der in obengenannter Schrift entwickelten, auf ganz neue und praktische Basis gestellten Unsterblichkeitslehre liefern wird.

Die Manuscripte haben längstens bis zum 1. Juli 1850 in deutscher Sprache an meine Firma, oder an die Arnold'sche Buchhandlung in Leipzig, franco zu gelangen.

Eine Commission von nicht nur gelehrten, sondern auch praktischen Männern wird über die Zuerkennung des Preises entscheiden, und diese Entscheidung sofort öffentlich bekannt gemacht werden.

Olmütz, 20. Oct. 1849.

Eduard Hölzel, Buchhändler.

Es ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Grundriß

der höhern Analysis

von

Dr. H. Burhenne.

Gr. 8. 1849. **K. E. Krieger**'sche Buchhandlung in Kassel. Brosch. 1 Thlr. 10 Sgr.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Novellen

von

Therese,

Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.

Zwei Theile.

I. Sigismund. Ein Stilleben. — II. Rom und Berlin. Interlaken.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mit diesen Novellen schließt die beliebte Verfasserin ihre literarische Thätigkeit, und es werden daher dieselben als der Abschiedsgruß einer liebgewonnenen Freundin gewiß bei allen Verehrern derselben eine gute Aufnahme finden.

Früher erschien bereits von der Verfasserin ebendaselbst:

Paris und die Alpenwelt. Gr. 12. 1846. 1 Thlr. 26 Ngr.
Eine Reise nach Wien. 8. 1848. 1 Thlr. 26 Ngr.

In **dritter Auflage** erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Zwei Theile.

Mit einem Facsimile.

Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Diese Zeitschrift, die sich seit einer langen Reihe von Jahren die Theilnahme des gebildeten Publicums zu erhalten gewußt hat,

erscheint in der bisherigen Weise auch für 1850

in wöchentlichen Lieferungen von 6—7 Nummern; der Jahrgang kostet 12 Thlr.

Die nicht große Zahl deutscher literarisch-kritischer Zeitschriften wird sich wahrscheinlich noch mit Ende dieses Jahres vermindern, sodaß vielleicht nur wenige dieser Organe im Jahre 1850 forterscheinen werden. Je mehr Dies im Interesse der Literatur zu beklagen ist, um so mehr wird jeder Gebildete der geringen Anzahl der übrigbleibenden Blätter eine erhöhte Theilnahme zuwenden, und es ergeht daher an alle Freunde der Literatur die Einladung die **Blätter für literarische Unterhaltung** durch Abnahme zu unterstützen.

Probelieferungen sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im December 1849.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № XIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Sechsunddreissigstes Heft. (Schluss des dritten Bandes.)

Inhalt: **Das Forstwesen Deutschlands**, insbesondere der Waldbau in seiner gegenwärtigen Ausbildung. (Schluß.) — **Begnadigung und Amnestie.** — **Die Productionskrisen** mit besonderer Rücksicht auf die letzten Jahrzehnde.

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten Conversations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste bis dritte Band kosten jeder geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im December 1849. **F. A. Brockhaus.**

Anzeigen der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bei uns sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutscher Volks-Kalender für 1850. (Sechszehnter Jahrgang.) Herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit 120 Holzschnitten. Zweite Auflage. 12½ Sgr.

Volks-Gesellschafter. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Bis jetzt drei Bändchen, jedes zu 7½ Sgr. Sechs Bändchen bilden einen Halbjahrgang zu 1½ Thlr. (Der „Volks-Gesellschafter" begleitet die Zeit nach allen Richtungen hin in der Weise des „Volks-Kalender", und wird ebenso den Zeitschrift- und Leihbibliotheks- wie den Familien-Kreisen willkommen sein.)

Neue Volks-Bücher. Herausgegeben von C. Nienitz. Fünftes bis achtes Bändchen. Jedes zu 5 Sgr.

Wohlfeilste Volks-Bildergalerie. Fünfundzwanzigstes und sechsundzwanzigstes Heft. Jedes enthält acht Blätter zu 5 Sgr.

Die Aufgabe der jetzigen Kammern. Von Dr. E. Naupach. Zweite Auflage. 2½ Ngr.

Glaubensweisheit. Geist der drei Hauptreligionen Europas. 5 Sgr.

Der Mosaismus ein Dualismus. Abhandlung vom Dr. Ludwig Heros. 10 Sgr.

Die ungleichen Schwestern, oder: Kern und Schale. Von A. v. Möller. (Jugend- und Volks-Buch.) 7½ Sgr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Neunundzwanzigster Jahrgang, für 1850. 1⅔ Thlr.

Der Väter Schuld. Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration. Nachlaß von Ludwig Robert. 15 Sgr.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Verzeichniss werthvoller Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von *F. A. Brockhaus* in *Leipzig* zu bedeutend ermässigten Preisen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen sind.

Exemplare dieses reichhaltigen Katalogs, mit Angabe der nähern Bedingungen, sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.